This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,579,323

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Erster Band.

October 1856 — März 1857.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1857.

Jahrbuch
der
illustrirten deutschen
MONATSHEFTE
1. Band.
Braunschweig
Georg Westermann.

830.6
W53
V. 1

30-137145

Erste Abtheilung.

Klein Jaresch.

Aus einer böhmischen Bergmannsgegend.

Von Siegfried Kapper.

Eine kleine halbe Tagereise von Prag theilt sich von der Straße, die längs des linken Ufers der Moldau sich gegen das südliche Böhmen emporhebt, ein Landweg ab, der in eines der montanistisch bedeutendsten Gebiete nicht nur des genannten Kronlands, sondern des gesammten Kaiserstaates führt, — in jenes der altberühmten und vielfach verzweigten Silberschachte von Pribram nämlich.

Wie fast durchgehends in der nächsten Umgebung größerer Bergwerke, so trägt auch hier die Gegend ein eigenthümliches Gepräge, wie sich solches im Laufe der Zeiten in Folge der zwischen Feld- und Bergbau getheilten Beschäftigung der Bevölkerung allmälig von selbst angab. Weit ausgedehnte Waldungen — man bedarf ihres Holzes in den Schachten sowohl als in den Hüttenwerken — überlagern die Höhen in stundenweitem Umkreise, und senken sich dunkelnd auch vielfach in die Tiefen hinab. Den Thalgrund bedecken Aecker, Wiesen, Hutweiden, stellenweise auch kahle, im Verlaufe der Jahrhunderte aufgeschüttete Halden todten Gesteines. Dazwischen ausgestreut erheben sich die verschiedenen montanistischen Bauten, qualmen die Rauchsäulen der Schmelzhütten empor, und lagern um die beiden Bergstädte Pribram und Birkenfeld wie um ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt angereiht die verschiedenen Dorfschaften des Bergbezirkes, ebenso unregelmäßige als unansehnliche Wohnstätten, hier an waldigen Abhängen hängend, dort in der flachen Ebene oder in einem forstumragten engen Kesselthale.

Eines dieser Dörfer, deren Bevölkerung nur zum kleineren Theile dem Stande der Feldbauer, zum bei weitem größern Theile dagegen der fast gänzlich besitzlosen Classe der Tagelöhner, Holzfäller, Nagelschmiede und Bergleute angehört, ist der Schauplatz der an sich einfachen, in ihren Einzelnheiten jedoch für den Culturstandpunkt dieser Bevölkerung nicht unbezeichnenden Begebenheit, die wir hier aus unserer Erinnerung mitzutheilen gedenken. Es ist eines der größern, von den Bergwerken aber entferntern Dörfer, gelegen in einem kleinen, tiefen, von Saatfeldern erfüllten Thalgrunde, durchströmt von einem brausenden, die Ufer vielfach einreißenden Wildbach, und umragt von uralten, dichten Kieferwäldern. Wie im Leben und in fast jedem der alltäglichen Verhältnisse, so erscheinen in diesem Dorfe die wenigen Feldbauer — in gewisser Hinsicht die Aristokratie der Gegend — von der zahlreichen bergmännischen Einwohnerschaft entschieden gesondert. Die Niederlassungen jener, wenn auch bloß ebenerdige doch ziemlich stattliche Häuser mit den zugehörigen Tennen und Scheuern, nehmen ausschließlich die eine Seite des Dorfes ein. Zu ihnen gehören auch die nächstumliegenden Felder und Wiesen. Die Wohnungen der Bergleute, elende, strohgedeckte Hütten im primitiven Holz- und Lattenstyle, zu denen, außer dem Stückchen Grundes auf welchem sie stehen, keine Spannweit Boden gehört, — hierzulande Chaluppen geheißen — finden sich ihnen gegenüber und überdieß durch den erwähnten Bach geschieden, dicht aneinandergereiht. Ein trauriger Anblick, diese Reihenfolge von Noth und Elend in allen Abstufungen, wie sie sich längs des Bachrandes bis zu dem kleinen, alten, halbverfallenen Kirchlein hinanzieht, das nur deshalb da zu sein scheint, damit zweimal des Jahres darin Gottesdienst gehalten, im übrigen aber mit dem klanglosen Glöcklein die Tageszeiten angezeigt, und wenn

einer von den Dorfbewohnern glücklich an seinem erlösenden Ende angelangt ist, das Sterbestündchen geläutet werde! Nichts als morsches Holzwerk, niedrige Thüren, winzig kleine Fenster, zusammenbrechendes Gezäune, moderndes Stroh und versunkene Rauchfänge; im Innern kaum der nothdürftigste Bedarf: eine bettenlose Lagerstätte, ein lahmer Tisch, eine wankende Bank, ein ausgefugter Ofen und ein paar altergebräunte Heiligenbilder, ein Stilleben, dessen lebendige Staffage hier eine ausgedörrte Greisin dort ein Häuflein halbnackter, verwilderter Kinder bildet. Denn alles Andere ist an seinem Tagewerke; die Weiber in den Feldern der Bauern oder im Walde, um da Reisig zu lesen für den abendlichen Heerd, die Männer und Jugend in den Gruben, im Pochwerke, im Waschwerke, in der Schmelzhütte.

Eine in die Augen fallende Ausnahme unter allen diesen Hütten bildet eine einzige, kleine, zunächst der Kirche und fast abseits außerhalb des Dorfes gelegene. Ihr Strohdach ist zwar mannigfach schadhaft und handdick mit saftgrünem Moose bedeckt. Allein ihre Mauern sind sauber getüncht, an den wohlerhaltenen Zaun ringsumher lehnen sich einige wilde Rosensträuche und Aurikelbüsche und um das spiegelblanke kleine Fenster, darüber ein Abbild der Muttergottes vom Heiligenberge angebracht, spielen ein paar künstliche Blumen und Flitterranken im Windzug. Sie ist es, die unser Interesse zunächst in Anspruch nimmt.

Als ob wir erst die letzte Nacht von ihm geträumt hätten, so schwebt er uns, indem wir dieses niederschreiben, vor den Augen, der arme kleine Jaresch, obwohl zwischen jener Zeit, da wir ihn das erstemal, den schweren eisernen Schlägel über der Schulter, aus dieser Hütte hervortreten sahen und diesem Augenblicke mehr als ein Vierteljahrhundert mitteninne liegt.

Er war aber gar so klein, der arme kleine Jaresch! Wenn er so in den kurzen, schwarzgrauen Leinenhöslein, in der kurzen, schwarzgrauen Bergknappenjacke, den abgenützten ledernen Grubenschurz rückwärts um den Leib gebunden und die etwas großen Holzschuhe an den Füßen durch das Dorf hinklapperte, — und er that dies in der Regel zweimal des Tages, in der Morgendämmerung, wenn er nach Birkenberg an seine Arbeit ging, und in der Abenddämmerung, wenn er von dort heimkehrte, — mußte man wirklich gestehen, daß es auf dem Erdenrunde kaum noch ein Wesen geben könne, das Mann heißen und noch kleiner sein dürfe.

Die Kinder im Dorfe, — das heißt die Bauernkinder, denn die Kinder der Bergleute hatten zu Kurzweil und Spaß keine Zeit, sie mußten, sobald es sich nur halbwegs thun ließ, in die Arbeit hinaus, und frühzeitig lernen sich ihr Brod zu erwerben, — die Kinder im Dorfe also wußten das recht wohl, und ließen die Thatsache, daß es jemand im Orte gab, der für einen Erwachsenen zählte, es in Wirklichkeit auch war, und sich doch nicht rühmen konnte, auch um die Breite eines kleinen Fingers größer zu sein, als irgend einer von ihnen, nicht so unausgebeutet an sich vorübergehen. Vielmehr schienen sie davon überzeugt zu sein, daß der liebe Herrgott den kleinen Jaresch nur eigends deshalb erschaffen und in ihr Dorf gesetzt habe, damit sie jemand hätten, mit dem sie zu ihrer apparten Erlustigung allen möglichen Scherz und Spuk treiben könnten.

Das Allergewöhnlichste, wodurch diese kleinen Spaßvögel ihre Lustigkeit über den kleinen Bergmann losließen, war, daß sie mit einem nicht enden wollenden Nachfragen über sein Befinden in ihn einstürmten, so wie er sich, den Schlägel auf der Schulter, blicken ließ, und ihn damit lärmend und lachend das ganze Dorf hindurch verfolgten.

„Jaresch, winzig Mückelein,
Schlägel auf dem Rückelein,
Schlägst das Erz in Stückelein,
Sag' mal an, wie gehts?"

hieß es dann im Chorus hinter ihm her.

Klein Jaresch aber ließ sich nicht irre machen, klapperte ruhig seinen Weg weiter, und antwortete, so oft sich der Chor wiederholte, mit unerschüttertem Gleichmuth: „Gelobt sei Jes' Christ, wie dem Herrgott in Frankreich!"

Ein anderer Jokus, den der böse Geist der Jungens gegen ihn ersonnen, war die Frage nach der Zeit, mit der sie ihm auf gleiche Weise zuzusetzen pflegten. Den Anlaß dazu mochte ursprünglich die merkwürdige Pünktlichkeit gegeben haben, mit welcher Jaresch zu und von seiner Arbeit ging. Hörte man ihn frühmorgens durch das Dorf klappern, so konnte man überzeugt sein, daß im Umkreise von zwanzig Meilen der Zeiger auf keiner Uhr, die richtig ging, eine Sekunde über fünf stand, ebenso, daß es keinen Pendelschlag mehr als acht Uhr war, wenn er Abends wieder heimklapperte. Denn das stand fest: die Sonne und die Glocken können sich irren, niemals aber klein Jaresch. Fragte man ihn, wie er die Zeit immer so genau und unfehlbar wissen könne, so versicherte er, er habe die Uhr im Kopfe. Ja man konnte ihn ansprechen zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht man wollte, er gab stets die Zeit auf die Minute an, und wie Leute, die Uhren besaßen, versicherten, ohne sich je dabei um eine einzige zu irren. Was Wunder dann, wenn es ihm, so wie er durch das Dorf trippelte, von allen Seiten in die Ohren schallte:

„Jaresch, kleines Bübelein,
Hast im Kopf ein Stübelein,
Drinnen pickt ein Ührelein,
Sag', wie spät mag es wohl sein?"

„Drei Minuten nach drei Viertel auf sechs!"

gab Jaresch bereitwilligen Bescheid, und klapperte unverdrossen mit seinen Holzschuhen weiter.

Bei alle dem konnte sich niemand rühmen, klein Jaresch jemals in Harnisch gebracht, oder ihn über all diese und tausenderlei andere Neckereien, mit denen die hoffnungsvolle Dorfjugend ihm ihre Aufmerksamkeit zu bezeichnen liebte, auch nur eine Miene verziehen gesehen oder gar einen Laut des Mißfallens äußern gehört zu haben. Vielmehr ließ er dies Alles mit der gleichmüthigsten Geduld über sich ergehen, und lachte nicht selten selbst ganz herzlich mit, wenn er so sah, wie es den barfüßigen und flachshaarigen Dorfjungens eine gar unbändige Freude machte.

Allein nicht nur die Kleinen, auch die Erwachsenen der ganzen Umgegend waren der Ansicht, der kleine Bergmann sei eigentlich zu nicht viel mehr gut auf der Welt, als den willfährigen Gegenstand ihrer gemeinsamen Belustigung, mit andern Worten, ihren guten Narren abzugeben. Ganz besonders waren dieser Meinung die Nagelschmiede eines benachbarten Dorfes. So wie es nämlich Dörfer giebt, deren größter Theil der Einwohnerschaft Bergleute sind, so giebt es wieder andere, die oft mehr als zur Hälfte von lauter Nagelschmieden bewohnt sind.

Die zahlreichen, mehr oder weniger nahen Eisengruben und Eisenhämmer in der Gegend haben das so mit sich gebracht. Die Wechselfälle des Glückes, denen diese Nagelverfertiger ausgesetzt sind — wenn auf ihre Art der Existenz das Wort Glück überhaupt angewendet werden darf, sind außerordentlich extrem, und das ist es auch, was aus ihnen ganz absonderliche Leute gemacht hat. Es giebt Zeiten, da sie mit Arbeit und Verdienst förmlich überschüttet sind. Die Tage werden ihnen geradezu zu kurz und die Hände zu wenig. Ein Händler aus Prag oder wo immer hat so und so viele Millionen Nägel bestellt, und die müssen alle bis zu dem und jenem Tage fertig sein. In den Nagelschmiededörfern herrscht großer Jubel. In allen Essen prasselt die rothe Lohe und aus allen Schloten steigt der dickschwarze Rauch empor. Alle Hämmer schwingen, alle Ambose klingen und bis mitten in's Dorf hinein stieben die sprühenden Funken, als hätte da Niemand weniger als Meister Vulkan mit seinen Cyclopen seine Werkstätte aufgeschlagen. Der Erwerb fließt reichlich und ebenso das Bier und der Branntwein, und was ein Bergmann ist, das beklagt sein trauriges Geschick und sieht den glücklichen Nagelschmied mit scheelem Aug' und stillem Neid an. Sonntags im Wirthshause hört man Niemand andern als Nagelschmiede; der Bergmann sitzt kleinlaut in seinem Winkel, denn der kümmerliche Ertrag seines Grubenlichts gestattet ihm nicht, mit den Rittern vom gezainten Eisen gleichen Schritt zu halten. Was einen Jungen hat, giebt ihn in die Lehre auf das glückliche Handwerk, und was ein heirathsfähiges Mädchen ist, hat für einen Nagelschmied keine andere als zuvorkommende Blicke. Nun aber sind die Millionen Nägel fertig und es wird Feierabend gemacht, — großer Feierabend, ein Feierabend, der oft Monate, zu ungünstigen Zeiten selbst Jahre lang dauert. Auf den Essen wächst Gras, in den Schloten Moos. Hammer und Ambos rasten, die Meister sitzen kleinlaut vor ihren dunkeln Werkstätten und die Gesellen zerstreuen sich. Was ein Nagelschmied ist, das sieht nun seinerseits mit betrübtem und neiderfülltem Herzen den glücklichen Bergmann seinem Schachte zuwandern, und möchte um Alles in der Welt ein Bergmann sein. Wem es glückt, in den Gruben einen Platz zu finden, der preis't sich glücklich, und wer nicht, der streift, wenn er nicht bald einen andern Ausweg findet, früher oder später, zerlumpt und zaundürr vor Hunger, bettelnd, ein Bild des Jammers, im Lande umher. Im Wirthshause natürlich ist kein Nagelschmied zu schauen. Daher ist auch in der Gegend die so grell umspringende Existenz der Nagelschmiede zur Redeweise geworden, und statt des bekannten Sprüchwortes „Heute hui, morgen pfui!" heißt es hier „er treibts, wie die Nagelschmiede." Die Zeit nun, in der unsre Geschichte vor sich geht, war eine solche, da die Nagelschmiede der Arbeit gerade mehr als vollauf hatten, und daher die lustigen Passagiere der Gegend spielten.

Ein willkommenerer Gegenstand als klein Jaresch konnte sich ihrem lustigen Humor nicht bieten. Wenn sie ihm nun auch nicht gerade die oben citirten Spitzreime nachriefen, so unterließ doch gewiß keiner von ihnen, wo sich nur die Gelegenheit bot, ihm einen andern Schabernack anzuhängen, wie z. B. einen langen Strohzopf oder Fuchsschwanz an den Kragen des Wamses, mit dem dann der kleine Bergmann harmlos und nichts Arges ahnend auf dem Birkenberg erschien, sich an sein Erzpochen machte, und sich nicht genug verwundern konnte, was doch die Burschen und Knappen rings um ihn her hätten, daß sie so unbändig lachten, bis ihm zufällig sein Schatten Aufschluß gab und er endlich herzlich mitlachte; — oder sie schlugen ihm ein paar Nägel in die Holzschuhe, mit den Spitzen nach innen, so daß Jaresch, wie er arglos hineinfuhr, sich die Füße daran wund riß, und was dergleichen überaus pfiffige Schelmstückchen mehr sind.

Obgleich uns nun nach alle dem klein Jaresch nicht so ganz mit Unrecht als eines jener Wesen erscheinen muß, dem die Natur die Gabe des Verstandes mit etwas allzukurzer Elle zugemessen, und dabei mindestens als ein so guter Kerl, als je einer von der Natur mit einem unempfindlichen Felle gegen Alles, was Stich der Neckerei und Hieb des Spottes ist, ausgestattet worden, so gab es doch ein Ding auf Erden, in Bezug auf welches dies Fell nicht

nur nicht ganz undurchdringlich und empfindungslos war, sondern vielmehr aus den zartesten Nervenfäden gewoben zu sein schien, die jeden leisesten Hauch wahrnahmen und bei der geringsten unsanften Berührung zu zittern begannen. Das Netz dieser feinen Fäden war es, was das ohnehin etwas brüchige Seelenleben des kleinen Bergmanns noch einigermaßen zusammenhielt, und das Ding, um welches es gewoben war, war — sein Haus.

Der Hergang, wie Jaresch in den Besitz dieses Hauses, oder richtiger gesagt, dieser Chaluppe gekommen, war in einiges Dunkel gehüllt, in ein Dunkel, welches sich zuletzt in jenem verlor, in welches Jaresch's Herkunft selbst gehüllt war. Die allgemeine Meinung nahm unter der Scheinerbschaft, durch welche es vor langen Jahren — denn Jaresch stand bereits in der Mitte der vierzig — an ihn gekommen, einen Spender an, der über der Sphäre des Dorfes stand, und dessen natürlichem Pflichtgefühle sie die edle That mehr als seiner Großmuth zuschrieb. Dem sei jedoch wie ihm wolle, das Haus, so klein, so dürftig und armselig es auch in Wirklichkeit sein mochte, war Jaresch's Alles. In seinen Augen war es ein Schatz, ein Pallast, ein Fürstenthum, der Inbegriff aller seiner Freuden und Seligkeiten, der Abgott seiner zärtlichsten Liebe; denn lieben muß am Ende jeder Mensch etwas, und warum soll ein armer, von aller Welt verlachter, übrigens aber verlassener Erzpocher das Einzige, was er auf Erden sein nennt, nicht lieben können? So kam es denn, daß man überzeugt sein konnte, den kleinen Erzpocher zu jeder Zeit, die er nicht auf dem Birkenberge oben in der Pochstube über seinem Tagewerke zubrachte, nirgend anderswo als in oder vielmehr bei seinem Hause zu finden, die Stunde etwa ausgenommen, die er an Sonn- und Festtagen auf seinen Kirchengang verwendete. Mit unsäglicher Wonne pflegte er es oft stundenlang von innen und von außen zu betrachten, das Strohdach, das Fensterkreuz, die Thürpfosten, ja selbst die Schwalbennester, die er als gleichfalls zu dem Hause gehörig ansah, einer genauen Untersuchung zu unterziehen, sie wohl auch liebkosend zu streicheln und mit ihnen zärtliche Worte zu tauschen. In seinen dunklen Augen glomm dann die stille Vergnügtheit auf wie ein paar leuchtender Johanniskäferchen in ruhig finstrer Nacht. An dieser seiner schwachen Seite nun erfaßten jetzt die Nagelschmiede unsren kleinen Erzpocher, nachdem sie auf hunderterlei andere Art vergebens versucht hatten, ihn aus seinem gutmüthigen Gleichgewichte herauszurütteln.

„Freund Jaresch, wie viel ist's wohl an der Zeit?" sprach ihn eines Abends, als er eben auf dem Heimwege vom Birkenberge begriffen war, ein Rudel dieser Gesellen an.

„Genau zwei Minuten nach halb acht!" gab Jaresch freundlichen Bescheid.

„Sonderbar, wie Du das so genau weißt!" bemerkte Einer aus ihnen.

„Wie sollt ich nicht? trag' ja die Uhr im Kopfe . . !"

„Doch sagen die Leute, Du hättest ein paar Rädchen zu wenig drin . . !"

Diese Anspielung überstieg klein Jaresch's Fassungskraft. Er lachte nur hellauf, versicherte, er müsse nach seinem Hause sehen, bot allseits gute Nacht und gedachte seines Weges weiter zu trotten.

In demselben Augenblicke fühlte er den Arm eines der Gesellen über seinem Nacken liegen. Es war dies ein untersetzter, schwarzer Bursche von fast zigeunerhaftem Aussehen, in dessen verkniffenen Zügen ein ganzes Heer von Schelmereien wetterleuchtete, der sich in so kameradschaftlicher Weise an ihn heranmachte.

„Hör' mal," sagte der Schwarze, „Du bist ein gescheidter Junge, Jaresch. Du weißt alleweil, wie viel es geschlagen hat. Eines aber, wett' ich, weißt Du dennoch nicht . . . !"

Jaresch zwinkerte pfiffig mit den Augen. Dergleichen vertrauliche Umarmungen waren ihm nichts seltenes. Ein strohener Haarbeutel oder sonst etwas dergleichen waren die gewöhnlichen Folgen davon. Er vermuthete diesmal wieder etwas Aehnliches und versuchte, sich dem freundschaftlichen Joche zu entziehen.

„Nicht doch," beruhigte ihn der Schelm. „Sieh' selbst! Hab' ich etwas in der Hand? Nicht das Geringste! Nur fragen will ich Dich, ob Du denn auch weißt, woran jetzt der Drahliner Waldbereiter denkt?"

Klein Jaresch stutzte einen Augenblick. Der Name des Drahliner Waldbereiters klang ihm wie ein Gewehrschuß in den Ohren. Vor diesem Namen gerade hatte er von jeher eine eigenthümliche Scheu, wenn nicht geradezu die peinlichste Todesangst empfunden. Fast alle armen Leute der Umgegend, darunter auch die Bergleute seines Dorfes und er selbst waren in früheren Jahren gewohnt gewesen, ihren spärlichen Holzbedarf aus dem Forste von Drahlin zu holen; dürres Reisig, das der Wind abgebrochen hatte, und das sie dann auflasen und in Bündeln auf dem Rücken heimtrugen. Seit der neue Waldbereiter gekommen, hatte das ein Ende. Wer immer sich im Walde blicken ließ, um Reisig aufzulesen, dem nahm der Waldbereiter nicht nur Korb und Trage und Stricke weg, sondern schrieb ihm auch noch mit dem Flintenkolben eine Tracht Prügel an den Rücken, daß er sich für alle Zeiten nicht mehr trauete, einen Fuß in den Wald zu setzen. Nicht einmal Erdbeeren, Himbeeren und Schwämme gestattete er den Kindern zu sammeln, die sie zur Sommerszeit sonst nach Pribram zu tragen pflegten, um mit dem kleinen Erlös dafür im Hause auszuhelfen. — Auch Jaresch hatte einmal die Wucht seines Armes erfahren, und war damals

zwölf Wochen krank darniedergelegen. Seit der Zeit fror er lieber, ehe er auch nur ein welkes Baumblatt aus dem Drahliner Forste holte. Die Gestalt, ja auch nur die Erinnerung an den Waldbereiter war für alle Zeit sein Entsetzen geblieben. Scheu sah er auch jetzt um sich; doch faßte er sich bald, und antwortete: „Wie kann ich das wissen . . . ?“

„Nun siehst Du, daß Du nicht Alles weißt,“ flüsterte ihm der Schwarze unter dem Kichern seiner Kameraden zu. „Ich will Dir's aber sagen, weil ich Dir gut bin. An Dein Haus denkt er . . .“

Klein Jaresch blieb wie angewurzelt stehen.

„Leute haben ihm hinterbracht, daß Du neulich wieder im Walde warst, und einen ganzen Karren voll Reisig daraus heimgeführt hast. Jetzt geht es Dir dafür an Dein Haus, er will Dir den rothen Hahn darauf setzen . . . !“

Schrecklicheres konnte ihm Niemand sagen. Seine Farbe wechselte, seine Augen rollten unsicher, Angstschweiß trat ihm auf die Stirne. Wenig fehlte, daß er auf der Stelle zusammengebrochen wäre.

„Ja, darauf hat er es abgesehen,“ wiederholte der Schwarze. „Und worauf der es abgesehen hat, das weißt Du, das giebt er nicht wieder auf. Nächstens, wenn er vorbeikommt, steckt er es in helle Flammen!“

Hiermit ließ er den armen kleinen Erzpocher mitten am Wege stehn und ging unter schallendem Gelächter seiner Kameraden seines Weges weiter.

Dem unglücklichen kleinen Jaresch aber, wie er so da stand mitten auf der Straße und in der einbrechenden Dämmerung, klang nur Eines in den Ohren und das war: „Dein Haus! . . Der Waldbereiter zündet Dir Dein Haus an!“ Wohin er horchte, da war es ihm, als ob es riefe: „Dein Haus!“ Das verhallende Gelächter der Nagelschmiede in der Ferne klang ihm: „Dein Haus!“ der Wind, der neben ihm durch die Bäume rauschte, rief ihm „Dein Haus“ zu. Ja, als er sich endlich aufgerafft hatte, um einen Schritt vorwärts zu wanken und durch das Dorf hin seinem gefährdeten Lieblinge zuzueilen, war es ihm nicht anders, als ob alle Dinge neben, vor und hinter ihm lebende Wesen geworden wären, die sich zwar nicht von der Stelle rühren konnten, sich aber doch alle Mühe gaben, sich an ihn heranzudrängen und ihn vor dem Waldbereiter zu warnen; jedes Haus ein Ungethüm mit glotzenden Fensteraugen und einem aufgethanen Maule von Hausthor, das zwar keines Lautes fähig war, sich aber dennoch sichtlich anstrengte, ihm ein stimmloses, lautloses „Dein Haus brennt“ zuzurufen. Das Abendläuten vom Kirchthurm herab klang ihm wie das Hohngelächter der Nagelschmiede. Ja, der Kirchthurm selbst schien ihm zuerst der schwarze Schelm, der ihm die entsetzliche Mittheilung gemacht, bei näherer Besichtigung jedoch wie der leibhafte Waldbereiter auszusehen, der eben die langen Arme ausstreckte, um den Feuerbrand auf das geliebte Häuschen herabzuschleudern.

Alles dieses schwebte den Augen Jaresch's so lebhaft und untrüglich vor, daß er den eigenen Augen kaum trauete, als er endlich an seinem Häuschen angekommen, dieses völlig unversehrt und wohlbehalten an der gewohnten Stelle fand, und es für nöthig erachtete, sich vorerst von der kostbaren Wirklichkeit dessen zu überzeugen, was ihm seine Augen möglicherweise vorspiegeln konnten. Die erste Wirkung zu schildern, die es auf ihn hervorbrachte, als er sich hinlänglich versichert zu haben wähnte, daß er nicht ein trügerisches Schattenbild, sondern die unzweifelhafte, greifbare Wesenheit seines Hauses vor sich habe, wollen wir nicht erst versuchen; die nächste, als er endlich die Thüre geöffnet und glücklich in die Stube getreten war, war die, daß er kraftlos zusammenbrach, den Fußboden mit seinen Küssen bedeckte und helllaut zu weinen anfing.

In allen Einzelnheiten auseinanderzusetzen, was seit diesem Abend in der Seele des armen Erzpochers vorging, wie die einmal erschütterten zarten Nervenfäden der schwachen Seite seines Seelenlebens zu zittern nicht wieder aufhörten und sich immer dichter und unentwirrbarer ineinander wirrten, würde uns weiter führen als wir bei der Aufzeichnung dieser einfachen Geschichte zu gehen uns erlauben dürfen. Auch gebricht uns, aufrichtig gestanden, das Auge für die Entknäulung und anatomische Zergliederung jener geheimen Irr- und Umwege, welche die menschlichen Gedanken und Einbildungen erst durchmachen müssen, ehe sie mit ihrem wahrnehmbaren, vollendeten Ergebnisse uns vor die Sinne treten. Wir müssen uns daher begnügen, einfach festzustellen, daß die alte Wahrheit, nach welchen es bei Leuten von des armen Jaresch Schlage hinreicht, daß sie irgend etwas mächtig ergreife, um es ihnen auch als unumstößliche Wirklichkeit erscheinen zu lassen, sich an dem unglücklichen Erzpocher neuerdings und zwar zum sovieltenmale bestätigte, als überhaupt im Leben gewissenlose Menschen einen irrigen Gedanken in das Spinnengewebe einer schwachen Seele geschleudert haben.

Klein Jaresch fragte nicht nach Beweisen. Wozu auch? Das Häuschen stand zwar allerdings noch an seiner Stelle. Das sagten ihm seine Augen, seine Hände, seine Beine, die es fühlten, daß sie nach und zurück vom Birkenberge ganz dieselbe Strecke zu trotten hatten, wie ehedem; das sagte ihm sein ärmliches Lager, darauf er des Abends sich hinstreckte, um Kräfte für die nächste Ermüdung zu sammeln, indem er sich von der letzten erholte, und das ganz dasselbe war, wie sonst. Allein wer stand

ihm dafür, daß es noch morgen so sein werde? Konnte der gefürchtete Waldbereiter nicht schon morgen, während der arme Erzpocher in der Pochstube auf dem Birkenberge oben die spröde Grauwacke zerhämmerte, um das Silbererz aus ihr zu scheiden, die gute Gelegenheit benützen und ihm sein Häuschen anzünden? Konnte er es nicht übermorgen, wann immer, jeden Augenblick?

Wenn er nun auf Maßregeln sann, wie dem furchtbaren Unglücke vorzubeugen, wenigstens vorläufig, — denn schon trug er sich mit dem Gedanken, es auf eine Weise völlig zu vereiteln, durch die er sich zugleich des entsetzlichen Feindes für immer zu entledigen hoffte — so wird dies jedermann begreiflich finden, der sich in den Kreis seiner Befürchtungen hineinzusetzen vermag. Doch wie es anfangen? Konnte er das Haus unter Schloß und Riegel setzen? Konnte er es verbergen? Am liebsten hätte er es auf den Rücken geladen und weithinaus irgendwo in die unbegränzte Welt getragen, wo es der Arm keines Waldbereiters der Welt mehr hätte erreichen können. Allein das ging am Ende doch nicht wohl an. So blieb denn nichts übrig, als die unausgesetzteste Wachsamkeit. Mit Kastor, dem Hunde des Nachbars, theilte er von Stund an sein ohnehin genug kärgliches Brod, damit er ihm tagsüber an der Schwelle des Hauses Wache halte. Er selbst brachte die Nächte in angstvoller Wachsamkeit theils auf seinem Strohlager, theils vor der Thüre zu.

So vergingen Wochen, ohne daß das Mindeste vorgefallen wäre, was den Befürchtungen des unglücklichen Erzpochers hätte Nahrung bieten können. Doch vermochte dies seine Wachsamkeit nicht im Geringsten zu schwächen. Vorsicht schadet nicht, dachte er. Vielleicht unterläßt der Waldbereiter die Ausführung seines Anschlags für jetzt nur deshalb, weil er merkt, daß ich auf meiner Hut bin. O, klein Jaresch ist nicht so leicht zu täuschen. Nicht aufhören wird er zu wachen, bis . . . Was er sich weiter dachte, das hielt er in seinem Herzen so geheim, daß er sich nicht einmal getraute, es laut auszusprechen, daß es nicht etwa ein neugieriger Baum, oder ein neugieriges Stück Erz, oder irgend ein Schlot, der wie ein horchend Ohr oben auf dem Dache sitzt, höre. Ja, wenn er glaubte, ein Stück Erz, woran er eben hämmerte, könne ihn dennoch in seine schweifende Seele hinein belauscht haben, versetzte er ihm einen so kräftigen Schlag, daß es in tausend Stücke zersprang.

Indeß läßt es sich immer nicht für ganz unwahrscheinlich halten, daß die Zeit, die Alles ausgleichende, auch in klein Jaresch's Seele allmählig wieder den alten Frieden seiner gutmüthigen Beschränktheit zurückgeführt hätte, wenn für die Nagelschmiede schlechte Zeiten hereingebrochen, und die liebe Dorfjugend sich des „herrlichen neuen Stückchens" nicht mit außerordentlicher Gelehrigkeit bemächtigt hätte. Vor allem war ein neuer Reim fertig.

„Jaresch, kleines Täppelein,
Halt, halt fest das Käppelein,
Lauf' im schnellsten Träppelein,
Dein Haus, Dein Haus das brennt!"

hieß es nun aller Orten, wo sich der kleine Erzpocher sehen ließ. Je schneller er dann lief, je heißer ihm der Angstschweiß von der Stirne rieselte, desto größer der Jux.

Die Nagelschmiede ihrerseits thaten nichts, um dem armen Gemarterten seinen Wahn zu benehmen, vielmehr Alles, um ihn darin noch mehr zu befestigen. Der Schwarze vor allen Andern, gewohnt bei jedem Streich obenan und bei jeder Schlägerei an der Spitze zu sein, schürte die Angstkohlen in des Kleinen Seele, so oft sich ihm dazu Gelegenheit bot. Schon war es zwischen den Nagelschmieden und einigen ehrlichen Bergknappen, die sich ihres gehänselten Kameraden annahmen, zu blutigen Händeln gekommen, allein die Sache war dadurch nicht besser, sondern nur ärger geworden. Sie wurde nämlich zur Partheisache. Die hochmüthigen Nagelschmiede schimpften die Bergleute mauskahle Maulwürfe, die nach einer Brodkrume hundert Klafter tief unter der Erde grüben, und wenn sie ihren Spaß haben wollten, so könne ihnen das Niemand wehren, am allerwenigsten solche lichtscheue Erdwürmer, die Silber machen und nicht einmal Kupfer in der Tasche haben, u. s. w.

Klein Jaresch unterdeß war zu der Ueberzeugung gelangt, daß das gefürchtete Unglück nunmehr in kürzester Bälde über ihn hereinbrechen müsse, wenn er sich nicht endlich zu einer rettenden That emporraffte. Zu wiederholten Malen wollte man in letzter Zeit den Waldbereiter im Dorfe bemerkt, und in der Nähe von Jaresch's Häuschen sich etwas zu schaffen machen gesehen haben. Jener Gedanke, den er mit der Stummheit des Grabes in seinem Innersten verschlossen gehalten, war zum Entschluß gereift.

Doch wie ihn ausführen? Der Waldbereiter war wenigstens dreimal so groß als klein Jaresch, und ein baumstarker, entschlossener Mann, von dem nicht anzunehmen war, daß er sich den Pochhammer so geduldig an die Stirne werde schlagen lassen, wie ein Stück Erz. Und doch liefen alle Gedanken, Wünsche und Pläne klein Jaresch's auf nichts Geringeres als dies hinaus. Ein herzhafter Schlag, dachte er, und mit allen Sorgen hat's ein Ende. Oft, wenn er so in der Pochstube saß und auf das spröde Gestein loshämmerte, sann er darüber nach, wie schön es wäre, wenn so statt des grauen Steinklumpens der Kopf des Waldbereiters unter seinem Hammer läge.

„Poche, Hammer, poche,
Poch' die ganze Woche,
Spalt' mir flink das Erz entzwei,
Laß' mich schau'n ob's Silber sei!"

summte er dann halblaut vor sich hin, und schlug so kräftig darauf los, als er konnte, ließ aber Lied und Hammer erschreckt fallen, so wie er aufsah, und sich von seinen Arbeitsgenossen beobachtet glaubte. Dann wieder, wenn er im Dunkeln nach Hause ging und sich so allein und ungestört auf dem Wege sah, schwang er den Hammer durch die Lüfte, als hätte er jetzt oder nimmer den unvermeidlichen Schlag zu führen, hieb wohl auch nach einem Rainstein oder nach einem Baumstamm. Sichtlich wuchs ihm dabei der Muth und die Entschlossenheit. Da glaubte er Schritte hinter sich zu hören, und mit einemmale entsanken ihm Muth und Hammer, daß er kaum Kraft genug behielt, mit herabhängenden Armen und schlotternden Knien davon zu eilen. Offenbar hielt sein Muth seinem Vorsatze nicht gleichen Schritt; vielmehr schien eine dunkle Ahnung der Folgen seines Vorhabens jenen in demselben Maße zu untergraben, als dieser sich in ihm bekräftigte. Einmal nur, an einem schönen Abend, als er an dem Drahliner Waldsaume vorbei vom Birkenberge heimkehrte, und der Waldbereiter unter einer alten Eiche dalag, hart am Wege, und schmauchte, und in weiter Runde umher keine Menschenseele außer der seinigen und der des Waldbereiters athmete, hatte er es so weit gebracht, den Hammer etwas fester zu fassen und sich zum Ausholen anzuschicken. Da flatterte eine Fledermaus über seinem Kopfe hinweg und Hammer und Muth entsanken ihm wieder, und zitternd am ganzen Leibe, wie das Baumlaub über ihm im Abendwind, rannte er, so schnell ihn seine Füße trugen, von dannen.

„Und wann endlich doch?" raunte er halblaut vor sich hin, nachdem er so weit gelaufen war, daß er von dem Drahliner Walde auch nicht den Gipfel eines Baumes mehr sah. „Wann endlich doch? — Feuer frißt und Stroh kann sich nicht wehren, und klein Jaresch muß dann bei Kastor schlafen! . . O, Kastor ist ein braver Hund und beißt mich niemals, aber ein kleines Haus hat er, und da ist nicht Platz für unser zwei! . . . Mein Haus, das ist ein Haus, da ist Platz! fürchte dich nicht, Häuschen, sollst nicht verbrennen! Da ist mein Hammer, ein sehr guter Hammer, zerschlägt Steine wie Nüsse! und thut's der nicht, so thuts die Flinte daheim . . . eine alte Flinte zwar, und hat das Schießen gewiß schon halb vergessen — wollen sie aber doch noch dran erinnern! . . . Aber was weinst du, Häuschen? Weinst Dir ja das ganze Fenster aus! Weil sie mich fortführen und prügeln? Schweig, Prügel thun weh, aber daß Du mir verbrennen sollst, thut mehr weh! Reiß Dir vor Herzleid nicht die Stücke vom Leibe, Häuschen! 'S hat so nicht anders sein können . . . Und wie der Kirchthurm auf mich niederschaut! Das ist ja der Kirchthurm nicht . . . das ist der Waldbereiter! Und wie er aus dem Glockenfenster blutet! . . . Heisa, war das ein Schlag . . . !"

Da legte ihm Jemand den Arm um den Nacken.

Mit einen Schrei des Entsetzens fuhr Jaresch zusammen. Hätte ihn der schwarze Nagelschmied — denn Niemand Andres als dieser mit seinen Kameraden war es — nicht gehalten, zusammengesunken wäre er wie ein gelockertes Felsstück, darunter eine Mine gesprengt worden.

„Was ist Dir, Jaresch?" sprach ihn der Schwarze an. „Du zitterst ja, wie um Lichtmeß und ist ja noch nicht Martini! Ist denn Dein Haus schon abgebrannt? Komm, Alter! Komm mit uns in die Schenke! Nimm ein Krüglein Bier zu Dir, das macht warm!"

Jaresch zögerte, ohne eine Sylbe hervorbringen zu können.

„Hast kein Geld?" fuhr der Nagelschmied fort. „Macht nichts! Wollen Dich schon freihalten! Geld genug bei uns Nagelschmieden . . . !"

Willenlos und wie ein aus den furchtbarsten Gesichten aufgeschreckter Träumer trat er mit den Nagelschmieden in die nur wenige Schritte entfernte Schenke.

Es war Sonnabend. Die Nagelschmiede des Nachbardorfes hatten zeitig Feierabend gemacht und sich, frisch von der Esse weg in ihren rußigen Gewändern um den Wirthstisch versammelt, um den morgenden Sonntag, für den sie sich das Weitere vorbehielten, auf die würdigste Weise mit dem Bierkruge einzuleiten. Zu ihnen gesellten sich die Neuhinzukommenden. Auch klein Jaresch erhielt sein Krüglein Bier und mußte an ihrem Tische Platz nehmen.

„Wartet, das soll heut' ein Hauptspaß werden!" gab der Schwarze zu verstehen, nachdem er sich erst die Kehle angefrischt.

„Laß nur erst auserzählen!" winkte ihm Einer der früher dageweſenen zu, indem er nach dem Nachbartische wies.

An diesem saßen einige Bauern, denen das Geld in der Truhe und das Kreuz im Hause zu viel gewesen sein mochte, und die sich hinter das Krüglein geflüchtet zu haben schienen, um beides los zu werden; außerdem ein halbes Dutzend Bergleute, die nach Mitternacht einfahren sollten, und hier zusammengekommen waren, um dann mit einander nach Birkenberg zu gehen; obenan der Dorfrichter.

„Wie ich Euch sage," nahm dieser nach einer Weile den Faden seiner Erzählung wieder auf, „den Juden haben sie erschlagen, sein Weib haben sie erdrosselt, und der Tochter haben sie den Mund mit einem Tuche verstopft, daß sie erstickte, und davongetragen haben sie, was nur

davonzutragen war, und bis heutigen Tags ist nicht herausgekommen, wer sie gewesen sind, weil es sonst unbegreiflich wäre, warum man sie nicht gehenkt hätte."

„Und wie mögen sie das angefangen haben?" fragte einer der um den Tisch Sitzenden.

„'S ist nicht anders," erwiederte der Dorfrichter, indem er einen bedeutungsvollen Zug aus seiner alten Fladerpfeife that, „als sie haben sich unsichtbar machen müssen."

„Da hör' mal einer!" ließen sich mehrere höchst Ueberraschte gleichzeitig vernehmen.

„Ja, unsichtbar!" bekräftigte der Erzähler. „So unsichtbar, als sich irgend Jemand auf Erden machen kann. Unsichtbar wie ein Wegweiser im Nebel oder wie ein Meilenstein um Mitternacht. Unsichtbar, wie die Geister im Sanct-Adalbert-Schacht!"

Klein Jaresch war noch nicht genug zu sich selbst zurückgekehrt, um der Erzählung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die letzten Worte jedoch schienen ihn aus dem kläglichen Zustande halb bewußtlosen Hinbrütens vollends zu erwecken. Scheu wandte er seine blinzenden Augen nach dem Dorfrichter und horchte auf.

„Nicht möglich!" drückten indessen Andere ihr Erstaunen aus.

„Warum sollte es nicht möglich sein, wenn ich es Euch sage?" fuhr der Richter fort. „Vollkommen möglich ist es; so möglich als nur irgend etwas sein kann, weil es sonst unbegreiflich wäre, wie sie Alles so massacriren und aus dem einsam stehenden Hause in der stockfinstern Nacht Hab und Gut davontragen konnten, ohne daß sie Jemand gesehen, trotzdem es eine ausgemachte Sache ist, daß es just ein Uhr nach Mitternacht war, und der Nachtwächter am untern Ende des Dorfes im Wirthshause saß, und schlief, wie nur irgend Jemand auf Erden schlafen kann! Wenn man sich einmal unsichtbar gemacht hat, — und daß man das kann, das sieht ein Jeder Mensch ein — so ist einem Alles möglich. Da kann man dem lieben Herrgott das neue Jahr aus der Tasche stehlen, und Sterne vom Himmel abklauben, und kein Mensch sieht es!"

„Wie aber in aller Welt mögen sie sich unsichtbar gemacht haben?" ließ sich die Frage vernehmen. „Unsichtbar sein, das wäre eine so üble Sache nicht, wenn man z. B. auf Jemanden einen Zahn hat, und ihn ein wenig mürbe klopfen möchte...."

„Wie kann man das wissen!" erwiederte Einer der Bauern. „Du hast ja gehört, daß man sie niemals gekriegt hat..."

„Das kann allerdings nicht ein Jeder wissen," bemerkte der Richter. „Doch giebt es Leute, die das so gut wissen, wie sie nur irgend etwas wissen, weil es sonst unbegreiflich wäre, wozu es Dorfrichter auf Erden giebt."

Klein Jaresch's Aufmerksamkeit wuchs zur höchsten Spannung.

„Meine Urgroßmutter," fuhr der Erzähler fort, „war ein sehr gescheidtes Weib. Ich muß das sagen, weil es sonst unbegreiflich wäre, wie ich hier im Dorfe der Herr Richter bin. Da trug sich denn auch einmal eine erschreckliche Mordthat zu; eine Mordthat sage ich Euch, so schrecklich! — doch davon ein anderes mal — und die Thäter hat auch Niemand gesehen, weil es sonst unbegreiflich wäre, warum man sie nicht gefangen hätte. Da behauptete denn meine Urgroßmutter, nicht anders, als sie haben sich unsichtbar gemacht. Und da hatte sie auch recht, weil es sonst unbegreiflich wäre, warum man sie nicht hätte sehen sollen. Und das, behauptete sie, wäre nicht anders möglich gewesen, als daß sie lauter Gewänder von todten Menschen — das heißt solchen, die schon begraben waren, — angehabt hätten, weil man sonst gar nicht begreifen könnte, wie das anders zugegangen wäre...."

Ein Augenblick lautloser Stille und schaurigen Erstaunens trat ein.

Klein Jaresch seinerseits war ganz Ohr. Keine Silbe, kein Laut, ja kein Athemzug war ihm entgangen.

„Doch," fuhr der Dorfrichter mit höchst wichtig thuender Miene fort, „doch müssen besagte Gewänder wo möglich von einem erst unlängst zur Erde gebrachten sein. Je frischer aus dem Grabe heraus, desto besser, und desto unsichtbarer machen sie Einen. Und am allerbesten ist es, wenn sie gleich in der ersten Nacht nach dem Begräbnisse geholt werden, weil sonst unbegreiflich wäre, wie sie überhaupt etwas nützen sollten...."

Gegen diese gründliche Auseinandersetzung ließ sich im Ganzen so wenig etwas einwenden, daß die gesammte Zuhörerschaft am besten sie mit dem Wohlbehagen lautlosen Grauens aufnehmen und sich sodann mit einem Nachguß aus den frischgefüllten Krüglein wieder einigermaßen ermuthigen zu müssen glaubte. Nur klein Jaresch saß stumm und reglos da, wie mit seinen blinzenden Augen noch immer in den Mienen des Dorfrichters lesend.

Da drang plötzlich durch die etwas unheimliche Pause aus der Tiefe des Dorfes der schrille Klang des Kirchenglöckleins herauf.

Klein Jaresch fuhr empor. Leichenblässe überflog seine wirren Züge. Er dachte nicht anders, als sein Häuschen stehe in lichten Flammen....

„Was mag das sein?" stellte der Dorfrichter den Krug auf den Tisch. „Vesper haben sie ja schon geläutet. Sollte Jemand gestorben sein, oder wäre gar irgendwo Feuer ausgebrochen...?"

„Geh'n wir!... Seh'n wir nach!..." riefen einige Stimmen.

„Laßt gut ſein! Laßt gut ſein!“ bedeutete ihnen der Dorfrichter ſitzen zu bleiben. Wollen erſt abwarten! Auf jeden Fall, glaub' ich, iſt's am beſten, wenn wir hübſch ruhig beiſammen bleiben. Iſt's was, ſo hat's Zeit, bis ſie Lärm rufen, und dann gehen wir alle miteinander hinaus.“

Für den kleinen Erzpocher indeſſen waren dieſe weiſen Worte nicht mehr geſprochen. Mit einem Satze, den ſeinen kleinen Beinen Niemand zugetraut hätte, und mit dem Angſtrufe: „der Waldbereiter hat mein Häuschen angezündet!“ war er zur Schenke hinaus und im Freien. Das Gelächter, welches ihm nachzuſenden, ungeachtet der ernſten Stimmung, der Schwarze und einige andere Nagelſchmiede ſich nicht enthalten konnten, erreichte ihn nicht mehr.

Es war bereits Nacht geworden. Mit einer Schnelligkeit und Kraftanſtrengung, wie nur die auf's höchſte geſteigerte Angſt ihm möglich machen konnte, rannte er in's Dorf hinab, querfeldein, über Stein und Hecke, über Sumpf und Graben. Die ſchweren Holzſchuhe, die ihm im Laufe hinderlich geworden waren, hatte er gleich unweit des Wirthshauſes von ſich geworfen.

Athemlos und in Angſtſchweiß gebadet, erreichte er ſein Häuschen. Da war alles ſtill und dunkel. Kein Lüftchen regte ſich, als ob nicht das mindeſte vorgefallen wäre. In der That auch war dem ſo, wiewohl es den armen zu Tode geängſtigten kleinen Menſchen einige Mühe koſtete, ſich zu überzeugen, daß ſein Häuschen noch vollkommen ſo daſtand, wie er es am Morgen verlaſſen, heil und unverſehrt. Die Ruhe aber für dieſe Nacht war aus ſeiner Seele geſchwunden.

Ein dichter, froſtiger Nebel ſenkte ſich nieder, wie er in Gebirgsthälern um die Schnittzeit nicht mehr ſelten iſt. Den kleinen Erzpocher ſchauerte es durch alle Glieder. Nichtsdeſtoweniger faßte er den Entſchluß, ſeine Wachſamkeit heute zu verdoppeln. Was nicht iſt, kann noch kommen, dachte er, beſah ſich erſt noch einmal ſein Häuschen von allen Seiten, knöpfte ſodann den Wamms bis an den Hals hinauf zu, zog das Käppchen feſt über die Ohren, und ſetzte ſich, den Hammer feſt in beiden Händen haltend, auf die Schwelle hin, um Wache zu halten.

Unbedingt war dies die ſchrecklichſte Nacht, die Jareſch je zugebracht hatte. Wie gut hatte er ſonſt drinnen auf ſeinem Strohlager gelegen, und einen ſo glücklichen Schlaf geſchlafen, wie ſchwerlich irgend ein König auf dem ganzen Gotteserdboden. Seit Wochen ſchon hatte er die Süßigkeit ungeſtörter Ruhe nicht empfunden, — und heute vollends! Tauſenderlei wirre Gedanken und folternde Beſorgniſſe ſchwirrten ihm durch die Seele, daß es ihm faſt betäubend in den Ohren klang. Jedes Lüftchen, das an den Bauernhäuſern drüben mit dem Wetterfähnlein ſpielte, verſetzte ihn in bodenloſen Schrecken; das Niederrollen des kleinſten Steinchens an der nahen Halde fuhr ihm wie ein heißer Schnitt durchs Herz. Selbſt dem gewohnten Gemurmel des Wildbachs traute er heute nicht recht. Dabei durchrieſelte ihn der kalte Nebel bis in's Innerſte, ſo daß ihm die Zähne klapperten und er ſich wie ein Igel in ſich zuſammenkrümmen mußte. Erſt als es wieder zu dämmern begann, glaubte er es wagen zu dürfen, ſich in ſein Stübchen zurückzuziehen und ein Stündchen Erwärmung und Ruhe zu ſuchen. Auch verkroch er ſich da wirklich ſo dicht wie möglich in ſeinen Wintermantel und ſchloß die Augen. Allein zu ſchlafen vermochte er ebenſo wenig, als ihm die Kälte aus den Gliedern wollte. Wäre die Natur des armen kleinen Erzpochers eine noch einmal ſo duldſame und zähe geweſen, als ſie es wirklich war, von dieſer Nacht an hätte er es dennoch fühlen müſſen, daß der Zuſtand der ſteten Aufregung und Ueberängſtigung, in welchem er ſich ſeit jener verhängnißvollen Begegnung mit den Nagelſchmieden befand, fortan ein unerträglicher ſei.

Etwas Aehnliches mußte auch ſeine Seele durchdämmern, als er ſich, nachdem es endlich völlig Morgen geworden war, müde und abgeſchlagen wie noch nie, von ſeinem Lager erhob, um nach dem Birkenberge an ſeine Arbeit zu gehen. Sein ganzes Morgenbrod gab er diesmal an Kaſtor, als wollte er auch ihn zu verſchärfter Wachſamkeit auffordern.

Als er am Wirthshauſe vorüberkam, und den Dorfrichter davor ſtehen ſah — der weiſe Mann hatte nämlich den trefflichen Grundſatz, recht frühzeitig an ſein Tagewerk, das Krüglein nämlich, zu gehen — da konnte er nicht umhin, der ſeltſamen Geſchichte zu gedenken, die dieſer geſtern Abends zum Beſten gegeben. „Unſichtbar! . . . wenn man ſich einmal unſichtbar gemacht hat, ſo kann man Alles!“ klang es mitten durch die trüben Gedanken und erſchreckenden Bilder, die ihn erfüllten, wie klarer Feſttagsglockenklang durch ſeine Seele. Einen Augenblick lächelte er wie ſtill verklärt vor ſich hin, und verdoppelte dann ſeine Schritte, um ſo raſch wie möglich vorüberzukommen.

„Unſichtbar!“ murmelte er im weitern Verfolge ſeines Weges vor ſich hin. „Ja, wenn klein Jareſch unſichtbar wäre, da könnte er bald ruhig in ſeinem Häuschen ſchlafen! — Wart! Steh ſtill ein Weilchen, Waldbereiter! Schau nur nach meinem Häuschen hin, und hol' Deinen Zunder hervor! Ich habe Todtenkleider an, und Du kannſt mich nicht ſehen, und paff — da liegſt Du und ſiehſt es ſelber nicht! — Heda, Häuschen,“ fuhr er nach einer Weile ſtiller Vergnügtheit fort, „weißt Du,

warum man die Todten nicht sieht? Weil sie Todtenkleider anhaben, Närrchen! — Woher aber Todtenkleider nehmen? So viel gute Kameraden, und will doch keiner sterben!" — 'S muß doch ein böses Ding sein, so ein Grab, daß keiner hinein will..."

Darüber war er auf dem Birkenberge angelangt. Ungewöhnliche Vergnügtheit herrschte da unter den Bergleuten. Lustiger als je scharrten die Waschbuben im Waschwerk unter den Erzstücken umher, über welche die Wasserleitungsröhren ihre Fluten ergossen, um sie vom anhaftenden Erdreich zu säubern. Die Jungens, die die erzhaltigen Stücke aus dem tauben Gesteine aussonderten, sangen Schelmenlieder und verursachten dazu ein Geklapper mit den Steinen, als ob das mörderischste Hagelwetter niederbrauste. Die Rädchenführer liefen mit ihren Lasten, die Häuer johlten, und selbst die Herren Obersteiger waren so guter Dinge wie seit lange nicht.

„Na, Bruder Jaresch", sprach der Aufseher im Pochwerke unsern kleinen Erzpocher an, als dieser in die Pochstube trat. „Kannst Dir heut' einen guten Tag machen! Einer Deiner Hauptquäler ist gestorben..."

Hohe Röthe überströmte Jaresch's gebräuntes Angesicht. „Wie?" stotterte er, „der Wald — der Wald —"

„Ei was, der Wald!" lachte der Aufseher. „Was Du immer mit Deinem Walde hast! Peter Kudrich ist todt, der Nagelschmied, den unsre Bergleute neulich so furchtbar zugerichtet, weil Dir die Nagelschmiede den dummen neuen Vers von dem brennenden Hause aufgebracht haben! Gestern Abend, eine halbe Stunde nach Vesper ist er an seinen Wunden gestorben..."

Klein Jaresch sah den Aufseher lange und ungewiß mit einem paar Augen an, in denen sich alle Zweifel und Unheimlichkeiten kreuzten, die ihn je gefoltert, und die er je gedacht. Eine geraume Weile erst nachdem der Aufseher lachend fortgegangen, ließ er sich zu seiner Arbeit nieder. Doch war das heute eine Arbeit! War Jaresch sonst einer der unverdrossensten Pocher, was er heute zu Wege brachte, das lohnte nicht der Mühe des Zusammenscharrens. Zwar holte er jeden Augenblick so mächtig aus, als hätte er auf eigene Faust einen ganzen Felsen zu spalten. Gleich darauf jedoch ließ er den Hammer kraftlos sinken und starrte mit unheimlichem Grinsen vor sich in die Erzbrocken. Was da Alles während des langen, langen Tages in ihm vor- und an seinem Innern vorüberging, wer möchte das zu entwirren im Stande sein? Bald der Dorfrichter mit seiner Geschichte, bald der schwarze Nagelschmied mit seinen Kameraden, bald die unsichtbaren Raubmörder, bald der Waldbereiter mit der brennenden Lunte, dann das Haus — der todte Peter Kudrich — der Friedhof...

Als er Abends nach Hause ging, nahm er ungewohnter Weise einen Umweg, der ihn am Friedhof vorüberbrachte. Zögernd und auf den Fußspitzen schlich er sich an die Planken heran, und lugte zwischen zwei derselben in das Innere. Der Todtengräber, dem bei dem Geschäfte seine lange hagere Ehehälfte behilflich war, grub eben ein neues Grab. Ein leiser Schauer — wir wissen nicht ob der Freude oder des Grauens überlief den kleinen Erzpocher, und so leise als möglich schlich er sich gleich wieder weiter.

Nicht viel besser ging's mit der Arbeit am folgenden Tage. Statt zu pochen, scharrte er wie gedankenlos im Erze umher, grub eine Grube drein, scharrte sie wieder zu, grub sie wieder aus, und trieb das so fort, bis ihn der Aufseher ernstlich angehen mußte, frischer in's Zeug zu gehn. Als vollends am Nachmittage die große Glocke des nahen Pfarrortes erscholl und sich bald darauf am Fuße des Birkenberges vorüber die wohlbekannten Klänge des Todtenliedes vernehmen ließen, mit denen sie eben den erschlagenen Peter Kudrich zu Grabe trugen, da ließ es klein Jaresch nicht länger ruhn. Mit einer Ungeduld, die man an ihm nicht gewohnt war, sprang er auf, warf den Hammer beiseite, und verließ — wie ein Verwirrter, erzählten nachmals die Bergleute, die ihn in diesem Augenblicke gesehen — das Pochwerk und den Birkenberg.

Es war ein heißer Nachmittag. Als jagte das Glockengeläute und der Begräbnißgesang wie eine Schaar von Geißeln hinter ihm her, lief er querfeldein und ohne sich umzuschauen nach einer ganz entgegengesetzten Seite, der Miliner Straße zu. Erst als längst kein Laut mehr ihn erreichen konnte, hielt er inne, am Rande eines Baches, unter einem Weidengebüsche. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine dumpfe, tiefe Stimme in ihm laut geworden war, die ihn in die Ferne zog, weit ab aus der unheimlichen Gegend, in der ihn nichts als Noth, Elend, Neckerei, Schelmenstreiche und ein unaufhörliches Entsetzen umgab. Es giebt solche Regungen gewiß selbst in der verwirrtesten Seele, nur daß sie nicht die Kraft zu erringen vermögen, sich geltend zu machen, und ohnmächtig wieder in ihr unzurechnungsfähiges Nichts zurückversinken, so wie der böse Dämon der verwirrten Sinne sich von neuem über sie emporschwingt. So ließ es auch Jaresch nicht allzulange unter den Weiden ruhn, viel weniger, wie er einen Augenblick die Absicht zu haben schien, sich noch weiter flüchten. Vielmehr machte er sich, so wie es zu dunkeln begann, wieder auf, und suchte auf verschiedenen Umwegen sein Dorf zu erreichen.

Als er an den Drahliner Wald kam, an die Stelle, wo er neulich den Waldbereiter schla-

ſend gefunden, blieb er unwillkührlich eine Weile ſtehn.

„Da lag er..!“ murmelte er vor ſich hin. „Und wie feſt er ſchlief..! Hui, wenn klein Jareſch Todtenkleider gehabt hätte und einen Säbel — oder ſeine Flinte... Ja die Flinte..! die iſt beſſer als der Säbel und als der Hammer. Da braucht man nicht ſo nah heran!.. Der Hammer iſt gut auf Steine, der Säbel für Soldaten; die Flinte aber, die iſt gut auf Vögel und...“ das Wort erſtarrte ihm unausgeſprochen auf den Lippen. „Ja Todtenkleider!“ fuhr er, ſeinen Weg weiter trottend, fort. „Peter Kudrich hat jetzt Todtenkleider... Schad, daß er todt iſt; war ſonſt kein ſo böſer Geſell nicht. Hat mir nur einmal einen Ochſenſchwanz an den Wammskragen geheftet und vor vier Wochen Sonntags eine todte Maus in's Bier geworfen... und jetzt hat er Todtenkleider an...!“

Ob Jareſch die gefaßte Abſicht hatte, ſeinen Weg nach dem Friedhofe zu nehmen, wiſſen wir nicht. Gewiß iſt nur, daß er während der Fortſetzung jenes Selbſtgeſpräches von dem Wege, der nach ſeinem Orte führte, abgekommen, und auf einen Fußſteig gerathen war, der ſich durch den Wald gegen das Pfarrdorf hinzog, aus welchem ihn heute das Glockengeläute ſo ſchauerlich angeklungen, und daß er etwas überraſcht ſtehen blieb, als er ſich plötzlich wieder vor dem Friedhofe ſah.

Es war an derſelben Stelle, an der er geſtern den Todtengräber belauſcht hatte. Wie von einer unſichtbaren Hand gezogen, näherte er ſich der Umzäunung und lugte wieder zwiſchen den Planken nach innen.

Die Nacht war bereits ſeit einer geraumen Weile hereingebrochen, und der Mond beleuchtete den ſtillen umfriedeten Plan ſo klar, daß man jedes Kreuzlein und jedes Stäudlein genau erkennen konnte.

„Muß doch hineinſchau'n!...“ murmelte Jareſch vor ſich hin. „War ja ſonſt ein guter Burſche... Wollen ſehen, was er macht... und ob er noch ſo gut iſt..!“

In demſelben Augenblicke hatte er die Planke erklommen, und ſtill, leer, regungslos mondhell lag der Friedhof vor ihm ausgebreitet.

„Still iſt's drin — ſo prächtig ſtill und gar nicht ein bischen ſchaurig...“ ſprach er zu ſich ſelbſt, ließ ſich herab und ſtand auf dem Friedhofsgrunde.

„So wären wir denn drüben, und wollen ſuchen!“ fuhr er fort, und trat nachdem er ſich vorher noch einmal behutſam umgeſehen und die Ueberzeugung verſchafft hatte, daß die Stille der Gräber ſo weit ſein Auge reichte von keinem lebendigen Schatten und keinem lebendigen Athemzuge außer etwa dem ſeinen geſtört ſei, ſeine Wanderung zwiſchen den Grabeshügeln an.

Noch war er nicht viel weiter als etwas über die Mitte des unfriedeten Raumes vorgedrungen, als er unmittelbar vor ſich ein noch unübergrastes Grab gewahrte, das er ganz füglich für ein erſt dieſen Nachmittag ausgefülltes halten konnte. Noch lagen Schaufel, Grabſcheit und ein paar Bretter daneben. Auch die Stelle entſprach ſeiner geſtrigen Beobachtung. Kein Zweifel, es war das Grab Peter Kudrichs.

„Ein guter Burſche..“ ſprach Jareſch wieder zu ſich ſelbſt. „Hat mir nur ein einziges Mal in meinem Leben ein Bein untergeſtellt, daß ich fiel, und mir ein Loch an die Stirne ſchlug, und mir mit einem Stückchen Zündſchwamm einmal mein halbes Wamms verbrannt... Dafür aber hat er mich auch fleißig vor dem böſen Waldbereiter gewarnt, und die Kinder den ſchönen Reim gelehrt:

„Jareſch kleines Täppelein,
Dein Haus, dein Haus das brennt!“

Wollen ſehen, ob er uns jetzt ſeine Todtenkleider leiht...!“

Damit hatte er die Schaufel ergriffen und fing an Scholle um Scholle bei Seite zu ſchaufeln. Ohne viel Mühe hatte er bald den größten Theil des noch lockern Erdreichs herausgeſchafft und ſah ſich nun genöthigt, um ſeine Arbeit fortzuſetzen, in die Grube hinabzuſteigen.

„Hui, iſt das tief!“ bemerkte er, indem er in die Grube hinabrutſchte, „und klein Jareſch fürchtet ſich ſo gar nicht!“ und ſchaufelte rüſtig weiter.

Er mochte neuerdings kaum zwanzig Schaufeln Erde ausgehoben haben, als er auf etwas Hartes ſtieß, das einen dumpfen Wiederhall gab. „He, was iſt das?“ hielt er einen Augenblick inne. „Gewiß, das iſt's, wo ſie ihn hineingethan haben!.. Weiter! Weiter!“ und bald lag der letzte Reſt von Erde, von dem der Sarg noch überdeckt geweſen, außerhalb der Grube.

So tief ſich auch der arme kleine Erzpocher in die Arbeit, die er vor ſich hatte, hineingedacht, und ſo wenig die Frage des Rechts oder Unrechts ſeines Thuns in dem engen und dunklen Geſichtskreiſe ſeiner Anſchauungen auch nur ein einziges Mal lebhaft aufgetaucht, ſo war es doch eine gewiſſe beklemmende Ahnung der Schauerlichkeit deſſen, was er that, die ihn in dem Augenblicke überkam, als er die Schneide der Schaufel in den Falz des Sarges brachte, um den Deckel loszuheben.

„Mußt Dich nicht fürchten, Jareſch,“ beruhigte er ſich ſelber. „Die Todten ſind gute Leute, und thun Niemand was Leids an! Ein Lebendiger iſt ſchlimmer als zwanzig Todte...!“ und nach wenig ſchwachen Hebelbewegungen war der Deckel abgehoben.

„Ah..!“ begrüßte klein Jareſch den Anblick der Leiche, der in demſelben Augenblicke das volle Mondlicht ins Angeſicht fiel. „Das iſt er, ja, das iſt er!... Und wie er da liegt und ſich nicht rührt, und ſo blaß iſt! — Hörſt Du,“ wandte er ſich hierauf an den Leichnam, deſ-

sen Hand er zugleich erfaßte; „hörst Du, klein Jaresch ist da!... Aber hui, was Du für kalte Hände hast, und bist doch so gut zugedeckt!... Kennst Du mich noch? Ich bin ja der kleine Jaresch, dem Du vor zwei Jahren die neue Kappe in den Lasetzer Teich geworfen, und die darin ertrunken ist... Sieh, heut' komm ich, und nehm' mir Dein schönes weißes Kleidchen dafür!.. Nicht wahr, Du giebst es mir gern? Haben uns ja allzeit beide so lieb gehabt!... Ja, wenn der Waldbereiter statt Deiner hier läge, zu dem käm' ich gewiß nicht!" Hiemit hatte er die Leiche bereits ihres weißen Obergewandes entkleidet, und sie schnell wieder in ihre vorige Lage gebracht.

„So!" fuhr er hierauf fort, indem er den Sarg wieder schloß und aus der Grube stieg, um diese wieder zu verschütten. „Jetzt geht klein Jaresch wieder, und deckt Dich zu, damit es Dir wärmer wird..!"

Bald war das Grab wieder geschlossen und wenige Augenblicke darauf klein Jaresch mit seiner Beute jenseits der Planken, um, so rasch ihn seine Sohlen trugen, seinem Hause zuzueilen. —

Es dürfte für keinen Dorfrichter auf Erden angenehm sein, frühmorgens von einem Todtengräber mit der Nachricht aus dem Bette gepocht zu werden, daß in der Nacht ein Grab ausgegraben, und allem Anscheine nach ausgeraubt, wenn nicht gar die Leiche selbst davongetragen worden sei. Für unsern Dorfrichter war sie es am allerwenigsten; und wenn es etwas Angenehmes für ihn hatte, als früh Morgens der Todtengräber vor ihn hintrat, und mit verstörter Miene den Zustand schilderte, in welchem er das Grab des erst gestern Beerdigten gefunden, so war es dies, daß ihm erspart worden aus dem Bette gepocht zu werden, da er sich um diese Zeit bereits im Wirthshause befand.

„Und habt Ihr auch richtig gesehen?" faßte er den unglücklichen Ueberbringer der Schreckenspost an den beiden Jackenklappen, „weil ja sonst unbegreiflich wäre, wozu Ihr Augen habt...?"

„O Du mein heiliger Prokopius, ob ich's gesehen habe!" erwiederte der Todtengräber händeringend. „Mein Weib, sonst eine gute Person, Herr Richter, — Ihr kennt sie ja, sie diente vor zehn Jahren in der Pfarre, — damals war sie noch jung; gestern aber..."

„Ich frag' Euch, ob Ihr gewiß seid, daß Ihr Euch nicht getäuscht habt, so getäuscht, als sich nur irgend Jemand täuschen kann, weil sonst unbegreiflich wäre, warum Ihr ein Todtengräber seid..."

„O Du mein heiliger Aloysius, wie hätte ich mich täuschen können, da ich es doch mit eigenen Augen gesehen!... Mein Weib, Ihr wißt ja, sonst eine recht gute Person, nur daß sie..."

„Laßt mich mit Eurem Weibe!" unterbrach der Richter den verzweifelnden Todtengräber, indem ihm die Zornesröthe seiner Amtswürde in's Gesicht fuhr. „Was Ihr gesehen habt, will ich wissen, sonst nichts! Versteht Er mich?"

„O Du mein Gott," hub der Todtengräber von Neuem an, „wie hätt' ich es nicht sehen sollen, wenn es mein Weib, die, wie Ihr wißt, ein gutes Weib ist, und auf Alles sieht, zuerst sah, und mich dann hinausrief? Mathes, rief sie, das Grab muß in der Nacht geöffnet worden sein! Ja, sagte ich, das Grab muß in der Nacht geöffnet worden sein! Ich kenne meine Gräber unter tausenden heraus; denn jeder in seinem Fache, das wißt Ihr, Herr Richter. Das war aber mein Grab nicht, das war ein gemeiner Erdhaufen, wie ihn jeder Straßenaufräumer am Rand der Straße zusammenscharrt! Gleich als ich den ersten vor funfundzwanzig Jahren begrub..."

„Der Erste, den Ihr begraben," zürnte der Dorfrichter wieder, „geht mich so wenig an, wie mich nur irgend etwas auf Erden angehen kann, weil es sonst unbegreiflich wäre, warum ich der Richter im Orte bin! Wie das zugegangen ist, will ich von Euch wissen...!"

„Zugegangen! Das ist es ja eben, was ich nicht sagen kann!" rief der Todtengräber und rang die Hände. „Seit fünfundzwanzig Jahren begrabe ich den ganzen Pfarrsprengel und bediene alle Leute zu ihrer besten Zufriedenheit, und keiner von Allen, wie sie draußen liegen, kann sagen, daß ihm je ein Leides zugefügt worden, und nun dies Unglück! O heiliger Prokopius, ich bin verloren, ich bin ein ruinirter Mann...!"

Händeringend wankte der Todtengräber davon, um die Entsetzenskunde auch auf der Pfarre zu vermelden. Der Richter aber ließ sich bei seinem Kruge Bier nieder, um vorerst reiflich zu erwägen, — ob er zur Beschwichtigung seines amtspflichtgemäßen Zornes sich nicht noch einen sollte einschenken lassen. Sodann erst gedachte er die Herrn Räthe und Beisassen zu berufen, um ihnen seine Ansicht über die Sache dahin mitzutheilen, daß man zunächst nichts Klügeres thun könne, als — abwarten.

Der Weg des Todtengräbers zur Pfarre war zugleich der Weg der Schreckenskunde durch die ganze Umgegend. In allen Dörfern, auf allen Feldwegen bildeten sich Gruppen, die sich von dem grauenhaften Ereignisse erzählten, das, wie es so von Mund zu Mund und von Dorf zu Dorf wanderte, in Folge stets wundersamerer Hinzuthaten gar bald zu einer Monstrelawine von Schauer und Entsetzen herangewachsen war. Die alten Weiber prophezeihten schon den Weltuntergang, die jungen Pest und Hungersnoth, die Bergleute den Einsturz des Adalbertschachts, die Nagelschmiede die Errichtung einer großen Nagelfabrik mittelst Maschinen, und die Bauern, welche im Wirthshause gestern die

Unsichtbarkeitsgeschichte mitangehört, ein unfehlbar bevorstehendes Mord- und Raubunglück.

Während alles dessen saß klein Jaresch auf dem Birkenberge oben mit dem Hammer in der Hand und pochte fleißiger denn je an seinen Erzstücken herum. Auch hieher war die Kunde von dem räthselhaften Vorfalle auf dem Friedhofe gedrungen. Man erzählte, man legte sie auf die verschiedenste Weise aus. Klein Jaresch indeß that, als gehe ihn das gar nichts an, und als kümmere ihn auf Erden weiter nichts als der Erzhaufen vor ihm. Als dächte er gar nicht zu ermüden, schlug er mit dem Hammer auf die zu zerklüftenden Stücke nieder, schaffte das Zerpochte schnell bei Seite und holte sich frisches Gestein. Nur eine ungewohnte Heiterkeit, ja Lustigkeit konnte man an ihm bemerken, deren Grund seine Arbeitsgenossen in dem Tode eines seiner erpichtesten Quälgeister leicht gefunden zu haben meinten.

Annehmen, daß der kleine Erzpocher an das Erlebniß der verflossenen Nacht nur wenig dachte, hieße die Bedeutung, die er selbst diesem Erlebnisse beilegte, ganz verkennen. Vielmehr wich sie ihm keinen Augenblick aus dem Sinn. Er dachte daran, indem er den Hammer schwang, er dachte daran, während die andern Erzpocher, die Waschwerker, die Häuer, die Steiger rings um ihn sich davon erzählten. Doch kam ihm die Sache keineswegs so grauenhaft vor, als diese sie schilderten. Vielmehr fühlte er eine gewisse Befriedigung darüber, daß er zur Ausführung seines längst gefaßten Vorhabens endlich einen entschiedenen, seiner Meinung nach den wichtigsten Schritt gethan, und diese war es, die sich in seinen Mienen abspiegelte.

Pünktlich am Abend — es war der Tag vor Mariä Himmelfahrt — erhob er sich von seiner Arbeit und begab sich auf den Heimweg. Er wollte diesmal möglichst ungestört und ungeneckt zu seinem lieben Häuschen gelangen, und schlug, wie er es während der letzten Tage öfters gethan, einen Umweg dahin ein. Wieder kam er an dem Drahliner Walde vorbei, wieder näherte er sich dem Friedhof. Als fürchtete er jedoch Verdacht auf sich zu lenken, bog er von dem Wege ab, und schlug einen andern, etwas weiter quer durch den Wald ein.

Kaum war er etwa hundert Schritte gegangen, als sich dicht neben ihm im Gebüsche Schritte und Stimmen vernehmen ließen.

„Nächsten Montag," sprach eine barsche, herrschende Stimme, „wird es angezündet . . ."

„Ganz wohl!" erwiederte eine zweite.

„Wir müssen endlich einmal d'ran, sonst hab' ich nicht Ruh. Mit dem Zuwarten kommt nichts heraus . . ." fuhr die erste Stimme fort.

„Der Meinung bin ich auch . . ." pflichtete die zweite bei.

„Doch gebt mir Acht darauf, daß Alles ausbrennt, bis auf den letzten Span. Ein gutes Trinkgeld soll nicht fehlen . . ."

Dem kleinen Erzpocher fuhr es wie siedendes Blei durch die Glieder. Unfähig auch nur einen Schritt vorwärts zu thun, blieb er wie angewurzelt stehn und horchte auf. Anzünden — am nächsten Montag — ausbrennen lassen bis auf den letzten Span . . . mußte das nicht seinem Häuschen gelten? Und klang nicht überdies die Stimme wie die des Drahliner Waldbereiters?

In der That auch trat dieser, von dem Paseker Köhler begleitet, im nächsten Augenblicke aus dem Gebüsche hervor.

Daß Jaresch bei dem Anblicke des Gefürchteten zu sehen und zu hören aufhörte, und wie vollkommen leblos dastand, ist eine ausgemachte Sache.

„Heda, Hallunke!" donnerte ihn der Waldbereiter an. „Was suchst Du hier im Walde? Fort! Pack' Dich! Hier ist nicht der Weg für Dich!" Hiermit stieß er ihn aus dem Wege, daß er an den nächsten Baum sank und ging mit dem Köhler weiter.

Klein Jaresch kam nur langsam wieder zu sich. Kaum daß er aufzublicken wagte, so riesig und drohend stand immer noch die Gestalt des Waldbereiters vor seinen Blicken. Dabei brauste es ihm immer noch in den Ohren: „Anzünden — am nächsten Montag — ausbrennen lassen bis auf den letzten Span! . . ." Jedes Rauschen in den Zweigen dünkte ihm die Stimme des Waldbereiters, jeder Baum um ihn eine Brandfackel; ohnmächtig kehrte er um und wankte durch Dickicht und Lichtung auf den verschlungensten Seitenwegen dem Dorfe zu. Ausgemachtere Gewißheit, als ihm eben erst geworden, bedurfte es für ihn nicht mehr.

An seinem Häuschen angelangt, schob er zuerst behutsam von innen den Riegel vor, und holte dann sofort das Todtenkleid vom Dachboden herab, wohin er es verborgen hatte. Erst beim Anblicke dieser unheimlichen Beute kam er wieder vollkommen zur Besinnung.

„Ein schönes Kleid!" sprach er zu sich selbst. „Ganz weiß von oben bis unten! Und die rosenfarbenen Bänder d'ran! — Ei ja freilich, war ja ein Junggeselle! . . . Und nun mag er kommen!" fuhr er mit blitzendem Auge fort. „Sagt' er nicht im Walde draußen: Montag!? . . . Fürchte Dich nicht, Häuschen, sollst nicht verbrennen! — Klein Jaresch hat ein Todtenkleid, klein Jaresch hat eine Flinte, und die Flinte ist geladen — seit lange geladen! . . ."

Hierauf legte er das Kleid sorgfältig zusammen und verbarg es unter dem Stroh darauf er schlief, damit es ihm ja nicht abhanden kommen könne.

Das Erste, was er am folgenden Morgen,

nachdem er eine ruhlose, zwischen auf's höchste gesteigerter Furcht und bangendem Hoffen auf baldige Erlösung getheilte Nacht zugebracht hatte, that, war, daß er sein Kleinod wieder hervorholte und es auf's Neue einer genauen Besichtigung unterzog.

„Wie wär's", sprach er sodann, „wenn ich dich jetzt einmal anzöge, du schönes Todtenkleid, und hinaus ginge unter die Leute? — O wird das eine Freude sein, wenn ich so einhergehe unter ihnen, und keiner mich sieht, und ich sie doch alle sehe wie meine eigene Hand . . .! Wartet, Nagelschmiede! die schönsten Federwische will ich Euch heute an die Rockkrägen heften, die schönsten Mäuse in's Bier werfen, die schönsten Beine unterstellen, daß Ihr hinpurzelt wo Ihr geht, — und lachen will ich dazu, lachen! — und Ihr sollt Keiner wissen, wer Euch das gethan . . .!"

Hiermit schlüpfte er in das weiße Gewand, nahm einige Strohwische, die er in Eile aus dem Stroh seines Lagers bereitete, seinen Hammer und die Flinte, und trat aus dem Häuschen, um seinen unsichtbaren Gang anzutreten.

Es war ein sonniger, hellstrahlender Morgen. Gruppenweise und in festlichen Kleidern versammelten sich eben die Dorfleute zum gemeinschaftlichen Kirchgang, die Bergleute in ihren Paradeanzügen mit den Federbuschhüten, denn in Pribram war heute, als an einem der festlichsten Marientage, große Kirchenparade. Den kleinen Erzpocher an der Schwelle seines entlegenen Häuschens und in seinem sonderbaren Aufzuge bemerkte Niemand.

Kaum jedoch hatte sich dieser eine kleine Strecke von seinem lieben Häuschen entfernt, als er plötzlich zusammenfuhr und einen Schritt zurückwankte.

„Ha!" rief er aus, „dort! — dort! — dort kommt er . . . das ist er! — Sieh' Dir ihn gut an, Häuschen, das ist er, der Dich niederbrennen will! — Jetzt kann er Dir nichts anhaben . . . er sieht mich nicht, . . . und wird auch bald Dich nicht sehen! . . ."

In der That war es der Waldbereiter, der an dem Kirchlein vorbei eben in's Dorf trat, um, wie sich nachher erwies, ungeachtet des hohen Feiertages bei einigen armen Bergleuten Visitation nach Reisig abzuhalten.

Im ersten Augenblicke erfaßte klein Jaresch den Hammer, und schleuderte ihn mit aller Kraft dem Waldbereiter entgegen, traf aber bloß einen der beiden Vogelbeerbäume in der Nähe des Kirchthurms. Der Waldbereiter sah auf und blieb stehen. Da ergriff der kleine Erzpocher die Flinte — legte an — drückte los — und im nächsten Augenblicke lag der Waldbereiter mit dem Tode ringend am Boden.

Was weiter geschehen? Es ist mit wenig Worten berichtet.

Das Todtenkleid hatte zu Jaresch's nicht geringer Verwunderung seine Zauberkraft so wenig bewährt, daß er sich, kaum noch daß die Rauchwolke, die der Schuß erzeugt, sich verzogen, von ein paar kräftigen Armen gefaßt fühlte, die einem Knechte angehörten, der dem seltsamen Spiele aus einer zu großen Entfernung zugesehen, als daß er das Geschehene noch rechtzeitig hätte verhindern können.

Ein Ruf des Entsetzens ging gleichzeitig durchs ganze Dorf. Die Einen riefen: „Der Waldbereiter ist erschossen!" Die Andern: „Der Leichenräuber ist gefangen!" und die Dritten schleppten den armen kleinen Erzpocher vor den Richter, der im Wirthshause eben bei einem Kruge Bier den Herren Räthen und Beisassen zum fünftenmale auseinandersetzte, daß man reiflich erwägen müsse, wie es anzufangen, daß man des Leichenausgräbers habhaft werde, damit sich nicht ein ähnliches Unglück zutrage, wie zu seiner Urgroßmutter Zeiten, — weil sonst unbegreiflich wäre, warum man da beisammen sitze.

„Sagt' ich's doch voraus," nahm er das Wort, als man ihm den kleinen, verrückten Erzpocher als den Urheber so vielen Unglücks vorstellte, davon er die unläugbaren Beweise noch an sich und in den Händen trug, „daß wir noch dahinter kommen, wenn wir nur hübsch bedächtig zuwarten! Nun ist's eingetroffen!"

So viel wir erfuhren, haben die Gerichte den Unglücklichen für unzurechnungsfähig erkannt, und ihn einer Anstalt übergeben, für welche ihn zu reifen sich die Jungen und Alten eines Dutzends von Dörfern so viele Jahre die Mühe gaben.

Für die Nagelschmiede blieb die schlimme Zeit der Arbeitslosigkeit nicht lange aus. Mäuschenstill sah man sie bald darauf durch die Dörfer schleichen. Der Schwarze namentlich, der, als der lustigste Patron unter Allen, es am wenigsten verstanden an künftige Tage zu denken, erfuhr die bitterste Noth. Nachdem er vergeblich allerlei Erwerb gesucht, versuchte er schließlich als Erzpocher auf dem Birkenberge anzukommen. Man nahm ihn aus Mitleid in diese untergeordneteste aller bergmännischen Arbeiten auf, und wies ihm in der Pochstube die Stelle an, die ehemals klein Jaresch eingenommen.

Pfälzische Dörfer im Grundriß.

Ein Kulturbild

von W. H. Riehl.

Wer von der Knielinger Rheinbrücke nach Weißenburg im Elsaß wandert, der kommt auf einer Strecke von vier Stunden Wegs durch eine Kette wunderlich gebauter Ortschaften. Es sind dies „die sieben langen Dörfer", die sich von Langenkandel bis zur französischen Gränze ziehen, ähnlicher einer unabsehbaren Allee von Bauernhäusern, als einer Dörfergruppe. Das längste dieser langen Dörfer, Langenkandel, ist genau eine baierische Poststunde lang, und die Kinder, welche von den Enden des Ortes zu der in der Mitte gelegenen Schule gehen, müssen dort über Tisch bleiben, weil es sich nicht lohnen würde, zur Mittagsstunde nach Hause und wieder zurück zu laufen. Das erzählt der Langenkandeler nicht ohne Stolz dem Fremden, als Wahrzeichen von der Länge seiner Heimath. Aber das Dorf ist auch so schmal, daß meist nur je zwei Häuser seine ganze Breite bilden, ja auf eine gute Strecke ist es nur je ein Haus breit, einseitig im Wortsinne, was sich der Volkswitz gleichfalls versinnbildet, indem er sagt, die Pfannkuchen würden hier nur „auf einer Seite" gebacken und kämen dennoch ganz ausgebacken aus der Pfanne.

Dem Anscheine nach ist der Plan dieser Dörfer höchst unpraktisch, und der Eigensinn, womit man ihn durchführte, um so befremdender, als wir uns im Flachlande befinden, wo ein unbedingtes Bodenhinderniß nirgends entgegenstand, die Straßen bequem ins Geviert zusammenzulegen.

Doch mag uns ein Blick auf die Landkarte schon stutzig machen über solch rasches Urtheil. Denn auf der elsässischen Seite entspricht dieser Kette der sieben langen Dörfer eine Parallelzeile in den drei gleich gebauten Gemeinden Schleithal, Salmbach und Niederlauterbach. Weit und breit liegt kein ähnliches Dorf. Zwischen den beiden Linien der langen Dörfer aber streckt sich die von menschlichen Siedelungen fast ganz entblößte weite Niederung des „Bienwaldes", ein Seebecken der vorgeschichtlichen Zeit, jetzt der üppigste Waldgrund. So sind es also die Uferränder dieses urweltlichen See's, an welchen sich die langen Dörfer lagern, und deckte dieses Becken noch der grüne Wasserspiegel statt des grünen Waldes, so würde Jedermann die langen Häuserzeilen am Ufer für höchst naturgemäß erklären.

Der Uferrand erhebt sich aber hinter Langenkandel zu einer Hügelwelle, unter deren Südabhang unsere sieben langen Dörfer Schutz vor rauhen Winden gefunden haben. In jedem der sieben Dörfer liegt die Kirche auf der Anhöhe, das Dorf beherrschend, die Citadelle des Dorfes. Neben der Kirche lag in mehreren dieser Dörfer ein festes Schloß; in Langenkandel war die Kirche selbst befestigt, so daß sie 1460 von den Kurpfälzern mit stürmender Hand den Bauern abgenommen werden mußte. In Steinfeld stand neben der militairisch dominirenden Kirche das Schloß und auf dem Kirchhofe liegt der große Stein, welcher dem Orte den Namen gab, der Stein, wo die alten Dingtage gehalten wurden, der Stein, auf den der Stiftsschaffner von Weißenburg sich setzen mußte, um die Gefälle der Leute entgegenzunehmen, die „auf den Stein zinsten." Es ist also historisch nichts Zufälliges, daß diese Dörfer nicht hinaufgewachsen sind über die Hügelwelle: am Rande der Höhe hatten sie einen natürlichen Abschluß; auf der weiten Fläche, die dahinter liegt, hätten sie keinen gehabt.

Das Natürliche, ja das Nothwendige des Grundrisses dieser langen Dörfer wird uns aber noch einleuchtender, wenn wir die Dörferkette in ihrer Gesammtheit betrachten. Sie beschreibt eine gerade Linie von Rheinzabern nach Altenstadt bei Weißenburg. Rheinzabern aber war ein römisches Standquartier; Altenstadt war das Römerkastell Concordia; zwischen beiden Punkten ist vernünftigerweise gar keine andere unmittelbare Straße denkbar, als auf dem schmalen Strich binnen den Hügeln und dem parallelen Wiesensaume der Bienwaldniederung, der jetzt von einem Gewirr träger Bäche durchschnitten, vordem ein unzugängliches Sumpfland war. Für den Krieg wie für den friedlichen Verkehr war dieser lange, schmale Paß gleich wichtig, derselbe Paß, der sich jetzt als die Häuser-Allee der sieben langen Dörfer darstellt.

Der unwegsame Sumpf ist jetzt verschwunden, keine große Verkehrslinie zieht mehr von Rheinzabern nach Altenstadt, die Schlösser über den Dörfern sind dem Boden gleichgemacht, die Kirchen sind keine Citadellen mehr, die Bollwerke der Kirchhöfe sind zerstört, man zinst auf dem Bureau des Steuereinnehmers, und der Stein, „auf dem man zinste", ist ein so gleichgültiger Stein geworden, wie jeder andere, kein Hinderniß waltet fürder, die schmalen Dörfer über den Hügelrand hinauf in's Breite zu bauen, und in der That entschloß man sich in Langenkandel vor zwei bis drei Jahrzehnten zu der Neuerung, durch den Bau einer Seitenstraße die uralte Grundform des längsten der langen Dörfer ein wenig zu alteriren: und dennoch entspricht diese Grundform, die allen Schein gegen sich hat, heute noch der Bodenplastik, den wirthschaftlichen und Verkehrs-In-

treffen, wie vordem den Rücksichten der Vertheidigung.

In einem berühmten Lehrbuche der Polizeiwissenschaft steht geschrieben, daß eine vernünftige Baupolizei alle neueren Ortstheile in geraden, rechtwinkelig sich durchkreuzenden Straßen und den entsprechenden Häuserquadraten anlegen solle. In Rheinbaiern stellen sich den sieben langen Dörfern sechs breite Dörfer gegenüber: Haßloch, Iggelheim, Böhl, Lachen, Meckenheim und Schifferstadt. Diese breiten Dörfer beweisen durch ihren Grundriß, daß jener Polizeilehrer in abstracto Recht hat; allein zugleich, daß seine Regel nur als Ausnahme praktisch sein wird. Es liegen diese breiten Dörfer nämlich in der Sandebene von Speier, die hier flach ist wie ein Teller, kaum durch eine nennenswerthe Wasserrinne gegliedert und nur in einem dieser Orte von einer großen Straße durchschnitten. Wir haben also hier einen der seltenen Fälle, wo Dörfer auf einem Boden entstanden sind, der sich ganz neutral zu deren Anlage verhielt und geduldig wie ein Blatt Papier jedweden Grundplan gestattete. Und hier zeigt sich denn allerdings das entschiedene Streben, die Dörfer ins Quadrat zu bauen mit rechtwinkelig gekreuzten Straßen, am reinsten bei Haßloch und Böhl. Haßloch besteht aus einem großen Quadrat, an welches zwei schmalere Seitenflügel als mehr oder minder vollkommene Rechtecke angebaut sind; Böhl ist ein einziges Quadrat, jedoch auf der Westseite etwas schief gerathen. Denn diese Dörfer sind keineswegs modern und planmäßig gebaut, sie sind „entstanden." In Böhl liegt eine Kirche in der Mitte des Quadrats, die zweite an einer Außenlinie; in Haßloch sind die drei Kirchen der Gemeinde in das mittlere Quadrat eingeschlossen. Haßloch wird von dem pfälzischen Localpatriotismus für das größte Dorf in Deutschland erklärt, wie Langenkandel für das längste, wie das Mannheimer Schloß für das umfangreichste und der Leininger Brunnen für den wasserreichsten in allen deutschen Gauen. Die Pfälzer lieben überhaupt den Superlativ. Merkwürdig ist es allerdings, daß ein so großes Dorf, von beiläufig fünftausend Einwohnern, so regelmäßig entstanden ist, mit so breiten Straßen, stattlichen offenen Plätzen, jedes Haus von seinem Hof umgeben, jeder Hof mit einem Rebengang, einer Rebenlaube oder wenigstens einem Rebenspalier an der Sonnenseite des Hauses geschmückt, so daß die Haßlocher sagen, es wachse bei ihnen im Sandland mehr Wein an den Häusern, als droben im Weinland der Hart in den Weinbergen mancher ganzen Gemarkung. Wo der Boden nicht vorbestimmend war, wo keine historische Thatsache, keine wirthschaftliche zur Unregelmäßigkeit in der Dorfanlage trieb, da hat also der rationelle pfälzische Bauer in der That so gebaut, wie's im Polizei-Compendium geschrieben steht.

Allein andererseits ist dies gerade das Anziehende und Lehrreiche beim Studium der Grundrisse der Dörfer, daß das Volk dem leisesten Anstoß zur Abweichung von der geraden Linie sofort gefolgt ist und die einmal gegebene Unregelmäßigkeit wunderbar zäh durch Jahrhunderte festgehalten hat, auch wenn die bestimmende Ursache inzwischen längst weggefallen ist, und Brand und Verwüstung zu Dutzend Malen Gelegenheit gaben, einen ganz neuen Plan an die Stelle des alten zu setzen.

Eines unserer sechs breiten Dörfer, Schifferstadt, lag vor tausend Jahren an der Mündung des Rehbachs in den Rhein; der Strom hat sich inzwischen eine neue Bahn gebrochen, Schifferstadt liegt anderthalb Wegstunden vom Rhein entfernt mitten in der Fläche. Allein mit seinem Namen, mit seinem alten Wahrzeichen, — einem Schiff — hat es auch den Grundriß eines auf dem Mündungsdreieck zweier Gewässer belegenen Dorfes behalten. Wüßten wir's nicht aus Urkunden, so würde uns jetzt kaum eine Spur des Bodens mehr verrathen, daß Schifferstadt vordem ein Rheindorf gewesen ist: der Grundplan des Dorfes ist ein treuerer Zeuge des alten Rheinlaufes geblieben, als der wandelbare Boden.

Eine vergleichende Untersuchung der deutschen Dörfer aller Gaue im Grundriß müßte zu den wichtigsten Ergebnissen für die moderne Volkskunde führen. Dieser Grundriß ist ein ebenso entscheidendes Document der Volkseigenthümlichkeit wie Bauerntracht und Häuserbauart. Es gehörte freilich ein mächtiger Apparat volkswirthschaftlicher und ortsgeschichtlicher Specialstudien dazu, die Grundrisse mit den rechten Motiven zu begleiten.

Zwei Züge sind für die Dörferbildungen der Pfalz charakteristisch: das Streben nach geschlossenen, eng zusammen gebauten Ortschaften und die vorwiegende Neigung, das Dorf womöglich in das Thal, nicht aber an den Abhang oder gar auf die Höhe zu legen.

Es ist bekannt, daß Mitteldeutschland überhaupt ein Land der geschlossenen Dörfer ist, und daß diese Bauart mit den dortigen Bauernverhältnissen und deren historischer Entwickelung aufs engste zusammenhängt, während in vielen Gegenden des deutschen Nordens wie des hochgebirgigen Südens zerstreute Dörfer, eng gesäete Weilergruppen und Einzelsiedelungen aus der alten Hofbauernwirthschaft hervorgewachsen sind.

Zerstreute Häuserlage ohne eigentliche Straßen und Gassen giebt in der Pfalz das Vorurtheil, daß das Dorf verkommen, verarmt, auf ungünstigem Bodm gegründet oder gar ein künstlich gemachtes und verunglücktes Experiment einer neuen Dorfanlage sei.

Das wunderlichste Beispiel eines zerstreuten Dorfes in der Pfalz ist Karlsberg, oder, wie das Volk sagt, der Matzenberg im Leininger Thal. Ein breiter Hügelrücken, dessen magerer Boden vor anderthalb hundert Jahren einen großen Wald trug, ist jetzt auf eine Stunde Weges mit kleinen Häuschen besäet, statt mit Waldbäumen. Ein Graf aus der Zopfzeit kam auf den barocken Einfall dieser Häuser-Plantage; die Bauern wären schon vor tausend Jahren zu gescheidt dafür gewesen. Die Pflanzung gedieh, — ungefähr so, wie die Weinstöcke in einer Sanddüne gedeihen. Gleich Wachholderbüschen über eine steinige Heide liegen die Häuschen über das weite Feld zerstreut, bald auf einer Hebung, bald in einer Schlucht, hier zu Gruppen und Paaren, dort vereinzelt, Häuschen mit einem Geschoß, oft nur mit einem einzigen Fenster, manchmal mit Stallung für eine Kuh, häufiger für gar keine. Bei vielen dieser Häuser ist der einzige Laden des einzigen Fensters im ganzen Sommer geschlossen, sie sind ein Winterlandaufenthalt für Hausirer, die mit Papier, Brillen, Käse, Stiefelwichse, Knöpfen, Nadeln, dürrem Gemüse, Wagenschmiere, irdenen und Glaswaaren, Feuerzeugen, Flechtwerk, alten Lumpen und neuen Bändern in die weite Welt auf den Handel gehen. Ein Matzenberger Savoyarde von vierzehn Jahren, der sein Glück mit Zündhölzchen probirt, kann bei günstigen Sternen fünfhundert Schachteln in der Woche verkaufen; das giebt ihm auf den Tag eine baare Einnahme von $2^6/_7$ Kreuzern. Davon reist und lebt er. Wer's nachmachen kann, der soll ein Meister heißen.

Der Matzenberg ist social anziehend, wirthschaftlich anziehend, seine unter Bäumen versteckten Hütten haben selbst malerischen Reiz, dennoch würde es besser sein, wenn er minder anziehend und reizend wäre, am besten vielleicht, wenn auch heute nur Tannen und Buchen waldeinsam auf den Höhen rauschten.

Vor sechzig Jahren war der Name eines „Matzenbergers" ein Schimpfname, fast eine Injurie, denn von dem Gesindel, welches damals auf dem Berge hauste, boten Viele ebenso stark dem Criminalgesetze Trotz, wie das verstreute Dorf dem Grundgesetz der pfälzischen Ortsanlage. Jetzt sind die Matzenberger ehrliche, wenn auch unstäte und arme Leute, und man kann am hellen Tage durch ihr Dorf gehen, ohne Prügel zu bekommen. Ja man erzählt sich bewegende Züge von der Heimathsliebe, die den Matzenberger, wenn er sein ganzes Leben lang auf der Heerstraße gelegen hat, doch immer wieder nach seinem armen Dorfe, als dem wahren Himmel auf Erden, treibt. Und wenn wir im Sommer an so vielen verlassenen Hütten mit der verschlossenen Thür und dem verschlossenen einzigen Laden vorüberwandern, dann mag es uns fast tiefer noch berühren, zu wissen, daß dieser arme Besitz doch nicht ganz verlassen steht: denn der Gedanke des Ortsverbandes ist mächtiger unter diesen verstreuten Leuten, als in mancher festgefugten Stadt, die Nachbarn bauen dem Hausirer das Feld, und wenn er im Herbste heimkehrt, dann findet er auf seinem kleinen Acker neben dem Häuschen die reife Ernte vor, welche ihm freundnachbarliche Hülfe behütet hat.

Dennoch wird dieses Dorf nicht gedeihen, es wird absterben müssen, oder es muß seinen Grundriß ändern, d. h. zugleich seinen ganzen socialen und wirthschaftlichen Bestand; denn so wie es ist, wird es immer fremd auf pfälzischem Boden stehen, wie seine umherschweifenden Insassen fremd in der Welt.

Ausnahmszustände sind im bäuerlichen Leben immer verdächtig. Im Lande der Hofbauern würde ein Hausirerdorf wahrscheinlich eng und stadtmäßig sich aufbauen. In jenen Schweizer Thälern, wo die Ziegenwirthschaft lauter Duodezbauern geschaffen hat, die auf stundenweit zerstreut in kleinen Häuschen wohnen, aus deren Kellergeschoß der Handwebstuhl über die stillen Matten hinaus knarrt und schlägt, — in jenen Thälern sieht man manchmal neben den vereinzelten Hütten als seltsame Ausnahme eine geschlossene Häuser-Colonie eng zusammengebaut, Mauer an Mauer, wie in einer mittelaltrigen Judengasse. Platz zu freien Wohnungen ist im Uebermaße vorhanden, keine Straße hat die starre Frontlinie bestimmt, die sich quer über den weglosen steilen Wiesenhang zieht. Eine solche Häusergruppe erregt durch ihren Grundriß sofort den Verdacht, von ganz besonders proletarischen Leuten bewohnt zu sein, von den ärmsten Leuten, die aus äußerster Noth ein Haus an das andere leimen, um eine Außenwand zu sparen. Denn aus bloßer Laune verläßt der Bauer gewiß nicht den überlieferten Plan seiner Ortsanlage, und nur wer social selber eine Ausnahme ist, baut auch sein Haus als eine Ausnahme in den Grundriß der Gemeinde.

Bei manchen pfälzischen Rheinstädten und großen, ehemals städtischen Dörfern sieht man neue Straßen und Quartiere in ganz fremdartiger Weise aus dem alten Kern des Ortes hervorwachsen. Das Innere besteht aus lauter geschlossenen, stattlichen Häuserreihen, der neue Anbau dagegen aus kleinen Tagelöhnerhäuschen, die vereinzelt, nach allen Seiten dem Straßenzuge folgend, die Stadt auf's Feld hinausziehen. Diese Rheinorte gleichen den alten gipfeldürren Eichbäumen in den Uferwäldern des Stromes, die im Stamm noch kräftig sind, indeß die jüngeren Aeste und Zweige laublos in die Luft starren. Der Baum, dessen Wurzeln durch die Rheindurchstiche das Rheinwasser verloren haben, stirbt ab von Außen nach Innen.

Dem Rationalismus der Pfälzer sagt das geschlossene Dorf zu, das möglichst geradlinige Häuser-Geviert. Keine deutsche Gegend hat im Durchschnitt regelmäßigere Dörfer als die Vorderpfalz. Aus ihren Grundrissen sieht man, daß sie fast allesammt Städte im Kleinen sind. Schon in sehr früher Zeit, sicherlich schon im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, muß man hier auch in den Dörfern nach einem viel schärfer bestimmten und auf das Ganze berechneten Plane gebaut haben, als anderswo. Die Häuserzeilen der reichen Weindörfer vor der Hart sind vor dreihundert Jahren schon neugebaut worden mit einer meist jetzt noch genau erkennbaren Regelmäßigkeit, wie sie z. B. in Oberdeutschland erst ein volles Jahrhundert später in den Städten durchdrang, in den Dörfern aber bis auf diesen Tag noch unbekannt ist. Das wirkte derselbe Geist rein praktischer Verständigkeit und Nüchternheit, der sich in dem pfälzischen Calvinismus kundgiebt, der die Pfalz dem modernen politischen Liberalismus so leicht gewonnen hat, der die Pfälzer Bauern zu den rationellsten Landwirthen machte. Ein verstreutes Dorf mag der Laune des Einzelnen freieren Spielraum lassen; ein geschlossenes ist für Alle zusammen bequemer und polizeilich ohne Vergleich leichter zu entwickeln und in Ordnung zu halten.

Aus Römerstädten wuchsen die ältesten Städte der Rheinfranken auf. Die Cultur des Stadtvolkes, der Römer, verschlang ein gutes Stück der Cultur des Landvolkes, der Franken. Der römische Städteplan geht in den deutschen über, wie die ältesten Burgen am Rhein dem Grundriß der Römercastelle folgten. So geht auch der mittelrheinische Dorfplan aus dem römischen Stadtplan hervor, und das Land der ältesten deutschen Städte wird zugleich das Land der städtischen Dörfer. Im Sachsenlande waren ursprünglich deutsche Burgen und die altdeutsche Hofsiedelung behauptete ihr Recht auch in der späteren Gemeindeverfassung. Durch anderthalb Jahrtausende bewegte man sich hier wie dort in der Linie des ursprünglichen Anstoßes und die scheinbar modernsten Dörfer am Rhein gehören in ihrem Grundriß eben so gut zu den ältesten Culturalterthümern unsers Vaterlandes, wie die Hofbauerngemeinden der Nordseemarschen oder Westphalens.

Wenn nun den Pfälzern die römisch-fränkische Vermischung von Stadt und Land so tief ins Fleisch gewachsen ist, so darf man sich nicht wundern, daß sie die neue französische Gemeindeverfassung, die ja wesentlich dem gleichen Ziele zusteuert, so willig aufgenommen haben. Dorf und Stadt, Weiler und Marktflecken ist heute noch in Rheinbaiern politisch nivellirt in dem französischen Begriff der „Gemeinde." Der ächte Pfälzer setzt einen gewissen Stolz darin, vergessen zu haben, welche Gemeinde hier „im Mittelalter," d. h. vor der französischen Revolution Stadt oder Dorf gewesen. Es ist politisch aufgeklärt, dies nicht mehr zu wissen. Ein Blick auf den stadtmäßig geschlossenen Grundriß der pfälzischen Dörfer giebt einen Commentar auch zu dieser Volksauffassung.

Man muß übrigens nicht meinen, daß die pfälzischen Dörfer gleichförmig angelegt seien, weil sie in der Regel einig sind in diesem Grundzug. Im Gegentheil: man wird selten eine so reiche Mannigfaltigkeit der Dorfpläne auf so engem Raume beisammen finden, wie hier. Individuelle Abwechslung bei geringem Wechsel der Gattung ist überhaupt mitteldeutscher Natur eigenthümlich. So besitzen wir selbst die zerstreut angelegten Dörfer, obgleich sie nur als Ausnahme wichtig sind in der Pfalz, dennoch wieder in allerlei Form und nach allerlei Ursprung.

Der Matzenberg z. B. zeigte uns ein zerstreutes Dorf als modernes, übel gelungenes Experiment. Bei Zweibrücken liegt ein armes, zerstreutes Höhendorf, Beeden, welches als ein naturwüchsiges, aber unfertiges Dorf erscheint, als ein Conglomerat ganz kleiner Höfe, die in ungünstiger Lage nicht zu einem vollgültigen Dorfe zusammenwachsen konnten, aber auch zu elend waren, um je für sich die Existenz eines selbstständigen Hofes zu behaupten. Andere benachbarte Dörfer im hügeligen Westrich sind jetzt zerstreute Ortschaften, weil der rauhe Strich in seiner Cultur zurückgegangen ist gegen eine frühere Zeit, und heute noch gar manches Haus eines Auswanderers herrenlos verfällt und neue Lücken in die weiland geschlossene Gasse bricht. Noch andere Dörfer endlich sind geschlossene „Straßendörfer" und darum wider die Regel gebaut, wie z. B. Neuhäusel und Vogelbach an der Kaiserstraße von Mainz nach Paris und andere. Auch die Einwohnerschaft solcher Dörfer, als wesentlich aus Fuhrleuten, Gastwirthen und dergleichen zusammengesetzt, steht oder stand häufig social wider die Regel Angesichts der gesammten Landbevölkerung. Nicht alle Dörfer an einer großen Straße, und sei es eine Straße des Weltverkehrs, sind darum „Straßendörfer." Es giebt nämlich Dörfer, denen die Straße nachzieht und Dörfer, die der Straße nachgezogen sind. Nur die letzteren sind ächte „Straßendörfer". War die Ortssiedelung das Ursprüngliche und wurde die Straßenlinie nur durch das Dorf geführt in Rücksicht auf dessen bereits anerkannte Bedeutung, dann wird jene Linie wenig Einfluß auch auf den späteren Grundriß des Dorfes erhalten haben. Sie beugt sich, krumm und eckig, dem alten Ortsplane. Lockte dagegen die Straße erst das Dorf hervor, dann wird natürlich auch dessen Plan durch den Zug der Straße bestimmt. Es entstehen dann meist jene einzeiligen, geradlinigen, langgestreckten Dörfer, deren Grundriß sich wenig um die all-

gemeine örtliche Regel des Dorfbaues kümmert. Solche Straßendörfer blühen und verfallen dann auch zumeist mit dem auflebenden und ersterbenden Verkehr der Straße; sie sind die langschwänzigen Kometen der Wandelsterne an dem Firmament unserer Dorfgemeinden. Es ist für den Socialpolitiker wie für den Volkswirth durchaus nicht unwichtig, solche Straßendörfer aus dem Grundriß und der Geschichte der Gemeinden zu erkennen und entsprechend zu würdigen.

Als einen zweiten Hauptzug der pfälzischen Dörferbildung bezeichnete ich neben der Neigung zu geschlossenen Ortschaften die Vorliebe für Thaldörfer.

Da Wasser und Wege den Thälern folgen, so baut man natürlich in aller Welt lieber in das milde Thal als auf den rauhen Berg. Trotzdem zeigt Deutschland weite Landstriche, denen das Höhendorf ebenso eigenthümlich ist, wie der Pfalz das Thaldorf. In der Seenzone der südbaierischen Hochflächen z. B., wo die Thäler selten als Flußrinnen erscheinen, sondern als Tausende von ausgetrockneten, versumpften, oder auch noch mit Wasser erfüllten Seebecken jeglicher Größe, sind die Dörfer äußerst selten in die, wenn auch seit unvordenklicher Zeit trockenen Thalkessel gelegt, sparsam selbst an die Ufer der quellklaren Seen: die meisten und besten Dörfer liegen auf Hügelköpfen und Höhenrücken. Im mittelgebirgigen Deutschland gehört zu jedem ordentlichen Dorf ein fließendes Wasser; im Vorlande des Hochgebirges dagegen ist es bedenklich, an fließendes Wasser zu bauen, denn die meisten Flüsse würden Haus und Acker und Garten zusammenreißen, und Thal und Weg geht dort selten einträchtig zusammen. In München, mitten im Lande der Höhendörfer, herrscht das Vorurtheil, daß es überhaupt ungesund sei, im engen Thale zu wohnen; in Mitteldeutschland dagegen liegen die meisten Orte, in welche man gesundheitshalber aus den großen Städten flieht, in engen Thälern. Sicherlich hängt der Zug und die örtliche Festsetzung bestimmter Krankheiten neben anderen Ursachen auch mit der Herrschaft von Thal- oder Höhendörfern zusammen, und die Aerzte beginnen ja bereits dem Gange der Epidemien nicht bloß in der Streichung der Bodenarten, sondern auch in den Lagen und Grundrissen der Städte und Dörfer nachzuspüren.

In der baierischen Rheinpfalz giebt es nur eine einzige Stadt mit entschiedener Höhenlage, Pirmasenz; diese aber ist wiederum ein unglückliches modernes Experiment, jünger noch als der Matzenberg.

Wo die Höhendörfer in der Pfalz zahlreicher auftreten, da sind die ärmsten Gegenden. Die rauhen Berge und Hügel des südlichen Westrich sind mit diesen abnormen Ortsbildungen vorzugsweise gesegnet. Wenn der Vorderpfälzer im Allgemeinen das Westrich unterschätzt, so wurzelt dieses Vorurtheil eben darin, daß er im Westrich zahllose Gegensätze zu seiner heimischen Natur sich nahe gerückt sieht. So nimmt sich denn auch das Westrich die Freiheit, Höhendörfer zu besitzen neben einer lehrreichen Sammlung von zerstreuten Dörfern, der vorderpfälzischen Regel zum Trotz.

Viele dieser Höhendörfer werden im früheren Mittelalter nirgends genannt. Erst als die engen umliegenden Thalgründe besetzt waren, begann man auf den Bergen zu siedeln. Knopp, Heltersberg, Dansenberg und ähnliche Höhendörfer zwischen Zweibrücken und Kaiserslautern sind neuern Ursprungs, und wenn weiland pfälzische Zopfetymologen meinten, das benachbarte Weselberg sei der „Berg der Vesta", Zeselberg der „Berg des Zeus" und Hermersberg der „Berg des Hermes", dann haben sie den Stammbaum dieser höchst plebejischen Dörfer doch wohl etwas zu hoch hinaufgetrieben. Manche solcher Höhendörfer sind sogar erst nach dem dreißigjährigen Krieg entstanden, wo die naturgemäßere Siedelung im Thale zerstört worden war und die Ueberlebenden sich auf dem unwegsamen Berge sicherer fühlen mochten. So wanderte z. B. damals das Thaldorf Tiefenthal bei Waldfischbach aus dem Thale auf die Höhe des Geiselsbergs und besteht dort fort als das Dorf Geiselberg, während das Gedächtniß des Stammortes Tiefenthal nur noch in dem Namen eines Waldbezirkes lebt. Ueberhaupt scheint der dreißigjährige Krieg zu dem Ausnahmscharakter in dem Grundriß dieser Westricher Dörfer mannigfach beigetragen zu haben. Die zerstreute Anlage mancher Höhendörfer erklärt sich hier durch die beglaubigte Thatsache, daß nach den Kriegsstürmen, die gerade diese rauhe Landschaft auf's furchtbarste entvölkerten, der zurückkehrende kleine Rest der Einwohner in die Hofstätten der dreifach zahlreicher Entflohenen eingewiesen wurden. Ein ähnliches Schicksal hat noch im achtzehnten Jahrhundert einzelne Stadttheile Augsburgs weitspurig gemacht und mit leeren Plätzen und Gärten durchwebt, die wir auf den alten Stadtplänen dicht mit Häusern bedeckt sehen.

Fast für alle Höhendörfer des Westrich lassen sich ganz besondere Gründe anführen, die das Volk zum Bau auf dem Berge trieben. Denn aus freien Stücken zieht der Pfälzer nicht auf den Berg.

Häufig sind es alte, längst eingegangene Straßenzüge gewesen, welche Dörfer auf der Höhe hervorlockten, die heute als ganz in die Ecke geschobene Orte erscheinen, während sie ursprünglich ächte Straßendörfer waren. So Trippstadt, über einen Höhenrücken schmal und langzeilig hingelagert, an der alten Straße von Landau nach Kaiserslautern, Feil und

Bingart an der alten Straße von Kreuznach nach Meisenheim. Auch Weselberg, Zeselberg und Hermersberg sind Straßendörfer des ehemaligen Heerweges von Landstuhl nach Straßburg, so daß sich ihre abenteuerliche Lage auch ohne den Beistand von Zeus, Vesta und Hermes erklären läßt.

Hart an der französischen Grenze gegen Bitsch liegt Hilst auf rauhem Bergrücken, nach drei Seiten durch steile Thalhänge fast wie auf einer Halbinsel abgeschnitten. Man begreift nicht, wie sich auf dieser ungünstigen Lage inmitten eines höchst undankbaren Landstrichs ein Dorf festnisten konnte. Allein auch Hilst war gewiß ursprünglich ein Straßendorf. Die uralte Straße von Landstuhl nach Bitsch strich dort vorüber, und inmitten dieser einsamen Wildniß, wo man heute nur Zeugnisse modernen Elendes und gewiß nicht alter Cultur sucht, steht auf jäher Felswand ein Römerdenkmal, der Diana, dem Herkules und Apollo geweiht. Römische Grabhügel bezeichnen uns auch weiterhin den Zug der Straße über die Höhe und lassen uns ahnen, warum auch in späterer Zeit hier noch Dörfer entstehen mochten.

Die Bodenplastik zwang zur Führung der alten Hochstraßen. Denn diese Berge sind äußerst steilrandige, aber breite, langgestreckte Höhenrücken, die Thäler eng, oft in den wunderlichsten Krümmungen auslaufend. Daher ist der Weg hier wegsamer und culturfähiger als das Thal. Denn auch für Ackerland ist auf dem breiten Rücken meist eine bessere Statt als an den jähen Thalwänden. Wie sich der Grundriß der pfälzischen Dörfer hier verkehrt, daß wir zerstreute Höhendörfer finden statt geschlossener Thaldörfer, so schaut selbst der Boden den Vorderpfälzer wie eine verkehrte Welt an, indem die Berge auch wirthschaftlich auf den Kopf gestellt sind, oben mit Feld bedeckt und unten mit Wald. So muß denn natürlich auch die Bevölkerung eine eigenartige werden, und Bodenplastik, Straßenzug, Dörferpläne, Bodenbau und Volksthum schlingen sich ineinander zu unlösbarer Verkettung.

Seit uralten Tagen ist Brod aus Getreide das allgemeinste menschliche Nahrungsmittel, und ein Jeder sagt, daß der tägliche Genuß jeglicher Speise uns endlich zum Ekel werde, nur nicht des Brodes. Daß wir also zu jeder Mahlzeit Brod essen, ist etwas selbstverständliches und höchst triviales. Aber unmittelbar an diese Kleinkinderweisheit schließt sich die Frage, warum wir denn solche Gunst dem Brode geben? Und so alt und allgemein die Thatsache des Brodessens ist, so neu ist die Ergründung der Ursache. Es gehört zu den größten Triumphen der modernen Naturforschung, nachgewiesen zu haben, warum eben dieses Alertrivialste so ganz trivial ist. Das Resultat weiß jedes Kind; aber den Weg der Untersuchung konnte nur ein Meister der Wissenschaft finden.

Aehnliche Aufgaben begegnen der modernen Wissenschaft der Volkskunde auf Tritt und Schritt. Daß man die Dörfer lieber in's Thal baut als auf den Berg, ist eine so triviale Thatsache, wie daß man sich an Brod satt essen kann, nicht an Speck. Die Untersuchung aber, warum man im einzelnen Fall in's Thal oder auf den Berg gebaut hat, wird häufig zu den speciellsten geschichtlichen und geographischen Forschungen führen und, durch diese beleuchtet, doch auch wieder ein neues Spiegellicht auf Geschichte und Geographie des Landes zurückwerfen. Nicht in äußeren Thatsachen wird Neues finden, wer dem Studium des Grundrisses der Dörfer nachgeht, wohl aber in der Erkenntniß der Ursachen, der bewegenden Kräfte des Volkslebens.

Und dazu haben diese friedlichen Untersuchungen die Eigenschaft, daß sie uns weiter und immer weiter ziehen und nicht dulden, daß wir irgendwo abschließen. So würde die Erörterung über den Grundriß der Dörfer erst zu einem farbevolleren Bilde werden, wenn wir die Häuserbauart hinzunehmen, die für die einzelnen Gauen noch immer ebenso charakteristisch ist, wie die Volkstracht. Damit betreten wir aber ein fast noch wüst liegendes Feld, dessen verlockende Seitenwege wieder abführen in heimlich versteckte Schluchten der Specialculturgeschichte. Und so ist des Suchens und Wanderns kein Ende in dieser Wissenschaft, die ja auch buchstäblich noch vor Allen „erwandert“ werden muß, und wer den Wanderstab nicht so sicher führt wie die Feder und in der Landschaft nicht so sicher zu lesen weiß wie im Buch, der wird schwerlich weit kommen im Studium des Grundrisses der Dörfer wie im Studium der gesammten Volkskunde.

Silkeborg.

Däniſches Naturbild

von H. C. Anderſen.

Durch den Wald und über Felder fahren wir in einen Bauerhof hinein und wieder heraus und da ſind wir auf dem höchſten Punkte in Dänemark, auf dem Himmelberge. Der zieht ſich, in weichen Wellenformen mit Haidekraut und Ginſter bewachſen, nach dem großen Binnenſee, dem Juulſee hinab, deſſen ſtille Waſſer von Dänemarks größtem Fluſſe, der Gutenau durchſchnitten werden, die von hier an Meilen weit, zwiſchen Wald und Haide dahinſtrömend, bis hinunter gen Silkeborg, See mit See verbindet.

Unter uns, auf dem jenſeitigen Ufer des Juulſees, liegt Dünersvold, wo der Sage nach Lavens Schloß lag.

Der Aberglaube ſieht noch Gold und kupferne Keſſel durch das Waſſer ſchimmern; Der Prahmenführer glaubt noch den Klang der Metalle zu hören, wenn er mit ſeiner Stake auf den Grund ſtößt. Hier wohnte einſt, als Jütland noch aus vielen kleinen Königreichen beſtand, ein König, deſſen ſchöne Tochter in einer Nacht von einem anderen Könige entführt wurde. Vor ſich, auf das Pferd geſchwungen, jagte er im Sturmgebrauſe mit ihr über die Haide dahin. Es kam Alles darauf an, die Grenzeiche zu erreichen, dort wo jetzt des Waldhüters Haus nahe bei Silkeborg ſteht. Die Untiefe im Strome, wo er von Verfolgern gedrängt, mit der Jungfrau verſank, heißt im Munde des Volkes jetzt noch „die Königstiefe“. Wir folgen dem Ritte in der Sage, wenn wir vom Himmelberge aus das Auge nordweſtlich ſchweifen laſſen und über Seen und Wälder die rothen Dächer des Städtchens Silkeborg erblicken. Dahin geht unſer Weg.

Wir gehen über das Joch Auring, wie der Landmann dieſen Berg nennt, den wir ſchon vom Himmelberge aus ſahen, wie ſeine von Haidekraut braune Spitze über die Wälder hervorragt. In langer Strecke und über die höchſten Bäume hinaus hebt ſich, als wäre es ein von Cyclopen-Händen aufgethürmter Wall — das Joch, deſſen oberſter Kamm nur die Breite einer Wagenſpur hat. Von hier aus, zwiſchen der Bäume Wipfel, ſieht man Haide, Moor und ein vereinzeltes Buchwaizenfeld, das ſeinen weißen und röthlichen Blumenflor über den Sandboden ausbreitet. Hier oben, von Birken-Aeſten gezimmert, ſteht eine Bank, wo eine Ausſicht ſich uns erſchließt, als wären wir nach Schottland, in die maleriſchen Gegenden des Lomond- und Katrinſees verſetzt.

Welche Einſamkeit — welcher Ernſt! — Wohl kann das heitere Sonnenlicht in ſeiner Abwechſelung die Gegend beleben — doch gleich des Trauernden Antlitz, wenn er lächelt, verliert ſie ihren Ernſt erweckenden Ausdruck nicht.

Welche Stille — kein Laut in der Natur! — Es iſt als habe man das Gehör verloren, während es doch ſcharf iſt, daß man den Flügelſchlag der Mücke hört.

Tief iſt hier die Nacht und geheimnißvoll! — Hoch oben im Walde hört man die Horneule ſchreien — dort unten das Pfeifen im Schilfe — das iſt der Otter Geheul, dieſes Süßwaſſer-Seehundes, — die vom einzelnen Jäger verwundet, noch bis zum jenſeitigen Ufer hinüber zu ſchwimmen vermag. — Dort hören wir den Todtenſchrei des Königsadlers, der im ungleichen Kampfe verendet. Vor wenig Jahren trieb auf dem Strome ein gewaltiger Hecht, in deſſen Rücken, mit beiden Klauen feſt hineingekrallt, ein Adler hing, unvermögend den ſchweren Fiſch zu heben; — beide ſo eng verbunden, ſchwammen, eine lebloſe Maſſe, auf den Wellen dahin.

Vom Joche herab ſteigen wir durch den Wald und über Sandboden, wo der weiße Flugſand emporwirbelnd das Haidekraut überdeckt. Wir kommen in ſchütteren Moor, wo kohlſchwarze Störche ihre Neſter in die Bäume bauen, als ein Paria-Geſchlecht in die Sümpfe verſtoßen und von den weißen Störchen verabſcheut. Weiter führt der Weg durch den Wald. Schwarze Haidekraut-Hügel erheben ſich wie Inſeln im wogenden Waldmeer. Da finden wir Strecken, wie ausgeſchnitten aus jenem Schwarzwalde, — ſo weltberühmt durch die „Dorfgeſchichten“. Trockne heruntergefallene Aeſte, mit Haidekraut und Laub gemiſcht, knacken unter dem Wagenrade, das hier friſche Gleiſe bahnt. Wir treffen auf Vertiefungen — alte Fanggruben aus der Zeit, als Wildſchweine hier noch zur Jagd einluden; noch leben alte Leute, die aus ihrer Kindheit von den in dieſen Wäldern hauſenden Wölfen zu erzählen wiſſen. Dort ſehen wir Hünengräber von ſchlanken Buchen bekränzt, als Saamen, von Wind und Wetter dahin getrieben, keimten

diese und wuchern nun auf diesen unbekannten Gräbern der Vorzeit.

Pfad- und wegelose Waldstrecken umschließen tiefe Seen. Auf einem von ihnen erblickt ihr eine kleine schwimmende Insel mit einem einsamen, tief darnieder gebeugt stehenden Baume. Sie treibt umher, wie der Wind will. Man erzählt: Ein Fremder sei einstens an diese stilldunkeln Wässer gekommen — von ihrem melancholischen Charakter mächtig ergriffen, sei er zurückgekehrt, um den Tod in den unergründlichen Tiefen zu suchen.

Waldeinsamkeit, hier ist deine Heimat! Hier wo der Adler sein Nest baut — hier wo die Waldtauben girren — wo das Rebhuhn sich aus dem Haidekraut schwirrend hebt.

Man sagt wohl, diese Gegend habe einen dürftigen Boden — o ja, dürftig in Allem was der Mensch hervorzwingen will, — aber in der ihr eigenen Vegetation, wie reich — üppig — herrlich! Jene Urpflanze des Waldes, das Farrenkraut schießt da mannshoch mit seinen feinen, grünen, federartigen Blättern hervor, Heidelbeeren, Himbeeren quellen in Ueberfülle aus dem Waldboden, da wächst der düstere Wachholder — an Italiens Cypresse erinnernd — und der Christdorn — Sommer und Winter mit stachlichen, glänzenden immergrünen Blättern bedeckt.

Dem Westen zu hört der Wald auf — es fehlt ihm der Schutz gegen den Westwind. Alle Stämme und Aeste beugen sich nach Osten zu, jeder Baum scheint mit der Scheere verschnitten, der Wald wird zum Gebüsch, das endlich im traurigen Boden verschwindet. Es scheint, als habe der Wind Alles zusammengewalzt, Aeste wie Zweige zerwirrt und mit weißem, versteinertem Moose angehaucht.

Wir schauen hinab in ein tiefes, langes Haidekraut-Thal. Da liegt die einsame Lehmhütte, mit Haidekraut gedeckt, aus der Rauch emporsteigt, zeugend von menschlichem Dasein. Der Aberglaube erzählt uns: Im Tiefthale, wie diese Strecke genannt wird, stehe ein großer viereckiger Stein mit einer Inschrift, die Niemand noch entzifferte, und unter diesem Steine solle so viel Silber und Gold verborgen liegen, daß ein ausgewachsener Mann davon überdeckt werden könne — Schätze, einen gefangenen König freizukaufen. Zwei Weiber, die einst dies Thal durchschritten, sahen den Stein, konnten aber die Inschrift nicht deuten und als sie mit anderen Leuten wiederkamen, ihn zu zeigen, war der Stein nicht wieder zu finden. Später suchte ein Bauer sein verlorenes Pferd in jener Gegend, er fand den Stein, er legte die Leine darauf — der Stein versank aber vor seinen sichtlichen Augen. Doch einstens, so ist des Volkes Glaube, wenn der Dänen König ein Gefangener sein wird, dann wird der Stein gefunden, die Inschrift gelesen, der Schatz gehoben und der König frei gekauft werden.

Nun wenden wir uns nach Silkeborg, das wir bald erreichen werden, doch verweilen wir vorher noch auf jener Stelle im Walde. Ein kleiner Steg führt uns nach einem schroffen Bergabhange, einem großen See zu, der blau und still in Morgenbeleuchtung, uns, freundlich einladend, anlächelt. Große Laubwälder neigen sich wie grüne, schwellende Wolken über die Ufer und im hellen Wasser sieht man Fischheere im Sonnenlichte schwimmen. Wie blühende Inseln liegen auf der Wasserfläche Gruppen von weißen Wasserlilien — und hoch über dem Walde, auf der düsteren Haide, steht die sonnenbeleuchtete Dorfkirche.

Gegen Norden hin endet der Wald beim langen See, welchen die Gutenau durchfließt, und hier liegt am Ufer ein alter Meierhof, auch ein kleines Haus, das vor Jahren den Aalfang enthielt — fast die einzige Regierungs-Einnahme aus diesem fischreichen Flusse. Jene Gebäude, damals die Einzigen, gehörten zu dem sogenannten Reitergute. Der Grund und Boden daneben lag öde und unbebaut, ein tiefsandiger, im Winter fast unfahrbarer Hohlweg führte da vorüber, dem westlichen Landestheile zu.

Auf einer Landspitze, an der Mündung des Flusses, sieht man noch rothe Mauerüberreste, und vor einigen Jahren fand man hier noch Gräber und den Untergrund eines alten Gebäudes. Hier stand das alte Silkeborg, welches der Stadt und der Umgegend den Namen gegeben hat. Die Sage berichtet, ein Bischof, Peter, der eine Burg zu bauen beschlossen, befuhr einst den langen See; der Wind entführte ihm die seidene Mütze, und wo die an's Land trieb, da befahl er die Erbauung der Seidenburg. Silkeborg — Seidenburg ward hier erbaut. Das Schloß soll zweimal zerstört worden sein, einmal durch den Blitz, später durch die Schweden, die keinen Stein auf dem andern ließen. Hierher kamen im Verlaufe der Zeiten wenig Fremde, außer solchen, welche den langen Weg quer durch die Mitte des Landes machen mußten, oder Jäger, welche hier eine gute Enten- und Otternjagd fanden. Herumziehende Zigeuner brannten ihre Feuer unter der hängenden Birke oder im Haidekraute an, dort zwischen den Sandhügeln. Entzündete bisweilen das Feuer Kraut und Gestrüpp umher, so bekam der Haidebrand freies Spiel. Der Wind trieb Rauch und Feuerwellen wirbelnd vor sich her, der einsam stehende Busch loderte auf, und es brannte weiter und weiter, bis der Moor oder der nackte Sand eine Grenze setzte.

Von Dänemarks Bewohnern kannten nur wenige die schönste Gegend inmitten ihres Landes und noch wenigere, in der großen, so

verständigen, nur den Gewinn suchenden Welt, ahnten die Kräfte, welche Jahrtausende hindurch die Gutenau mit ihren Wassermassen verschwendend hinwegspülte.

Die Benutzung und Entwicklung der materiellen Kräfte sind die Träger der Schätze des Geistes, sie sind die Aeste für die kommende geistige Frucht.

Hier an den Ufern des tiefen Flusses hat die Cultur jetzt ihre Furchen gezogen und ihre reiche Saat ausgestreut.

Schon im Jahre **1840** machte der damalige Verwalter der Domaine Bindesböl an die Rentenkammer ausführliche Vorschläge zu ausgedehnter Benutzung Silkeborgs für Fabrikanlagen, Schiffbarmachung der Gutenau und Anlegung einer neuen Stadt, doch der Plan fand Widerspruch. Vier Jahre später, also jetzt vor zwölf Jahren, kam, mit einem seiner Söhne, Dänemarks allbekannter Landwirth Drewsen hierher. Er erkannte die Bedeutung der Gegend, er ging in die aufgestellten Pläne tiefer ein, und seine zwei Söhne Christian und Michael waren es, welche jene Ideen mit Kraft und Ausdauer durchführten. Der Letztgenannte zog alsbald von Seeland herüber, leitete die neuen Anlagen, und die Papierfabrik trat in's Leben. Das Ufer am Flusse war damals eine moorige Wildniß; die Ochsengespanne, welche aus den Ziegeleien schwere Ladungen Schuttes und Gerölles herbeiführen mußten, versanken in dem tiefen Sande; fast hundert Arbeiter waren in dieser Wüstenei, entfernt von allen bewohnten Ortschaften, in Ordnung zu halten, mit allem Nöthigen zu versehen. Mit Energie und Sachkenntniß löfete der junge Mann seine Aufgabe, selbst König Christian der Achte interessirte sich für den Plan und bewies seine wirksame Theilnahme. Schmiedewerkstatt, Brodbäckerei und einige Häuser für die Arbeiter, Alles war bald errichtet. Dieses, das Aalfanghaus, wie der alte Meierhof, der den Namen Schloß führte, der aber mit Ausnahme der Scheuern in dem schlechtesten Zustande war das machte damals das ganze Silkeborg aus. Aber Gottes Segen ruhte auf der Stelle; es zeigte sich bald ein allgemeiner Drang, hier in des Landes Mitte einen Stapelplatz für Jütland zu finden. Bald wuchs eine Stadt hervor und wuchs Tag für Tag mit einem Treiben und einer Schnelle, wie nur in Amerika Gleiches erlebt ward. Mehrere Straßen mit zweistöckigen Häusern, Brauereien, Gasthäuser sind schon begründet und selbst Galanterieläden und Modehändlerinen fehlen nicht. Plan und Grenzen für künftige Straßen, für Kirche und Rathhaus sind bereits abgesteckt, auch die Röhren zur Gasbeleuchtung — und die fehlt selbst in Copenhagen noch — sind schon gelegt. Neben der Stadt, wo der Wald mit prächtigen Birken steht, wie man sie nicht schöner in Schweden, der Heimat der Birke, sieht, den Abhang zum See hinab, ist der Kirchhof eingefriedigt. Die Bäume beugen ihre feinen, laubvollen Aeste über die jungen Gräber. Der Mann, der bei der eintönigen Musik des Fabrikrades die jüngste Stadt Dänemarks hervorzauberte — Michael Drewsen — hat hier unter dem Haidekraut seine Grabkammer erbaut — eine prächtige Hängebirke beschattet diese, wie wir hoffen noch lange leere Ruhestätte.

Tag und Nacht brausen die Räder in der Fabrik, drei hundert Menschen verdienen hier ihr tägliches Brod — hier ist reges Leben. Es ist eine Lust, in dieses lebendige Gewächshaus zu treten, der fortschreitenden Entwicklung zuzuschauen: wie die Lumpen gereinigt, gewaschen, zerrissen, dann als weißer Brei hervorquellend, allmählig in ellenbreite Oblaten verwandelt werden, welche abgekühlt und endlich zur Ruhe kommend, ein schönes weißes Papier liefern. Was auf der Londoner Weltausstellung England und Frankreich in diesem Artikel auch Schönes zur Schau stellten, dieses Papier hat damit concurrirt und den Ehrenpreis errungen. Selbst aus dem gelben Strohhalme hat der betriebsame Fabrikherr den Papierstoff herauszuziehen gewußt und wir haben den Erfolg der Umwandlung bewundert.

Verlassen wir die Fabrik und wenden uns zum Wohnhause des Besitzers, einer schönen mit englischem Comfort ausgestatteten Villa, deren Gartenanlagen sich so frisch und blühend über das Terrain der früheren Burg und deren Garten hinab zum Fluß und See erstrecken. Ein schöner Rasenplatz bedeckt den Sandboden und in der Rosenzeit wimmelt es von den mannigfaltigsten Rosenarten. Hinter den Treibhausfenstern sieht man große Weintraubengruppen hängen; darüber hin, den See mit seinen, vom weißen Sande und Haidekraut schimmernden Ufern und das einsame Haus des Fährmanns, dessen Kahn mit wenigen Ruderschlägen dem Wanderer die zwei Meilen Weges erspart, die er sonst zu machen hätte um jenseit des schmalen See's zu gelangen. Und dahin muß man zur Bergeshöhe Hvindingedal, um wie aus der Vogelperspective mit einem Blicke das ganze Hochland zu überblicken, vom Himmelberge bis zum langen See, wo die rothen Dächer Silkeborgs zwischen Baumwipfeln hervorleuchten. Mitten im Garten steht noch eine Linde, welche die Einfahrt zum alten Schlosse Silkeborg beschattet haben soll; alte Erlen und Weiden geben Schutz gegen die Nord- und Weststürme. Der See spült zum drüben am Ufer wachsenden Geröhricht rothe Mauerbrocken, die Reste der alten Burg; ein großer mit Schnörkeln ausgehauener Stein, vielleicht ein früheres Thorsimms liegt auf jener Steingruppe, wo ein-

gepflanzte Alpenpflanzen in herrlichster Blüthe stehen.

Vorüber den Gartenanlagen ziehen die belasteten Prahme, den langen Stromweg nach Randers hinab und wieder zurück — eine langsame Fahrt — ein Weg ohne Abwechselung. Großartigkeit und Schönheit der Natur auf der Gutenau findet ihr nur von Silkeborg dem Himmelberge zu. Schön ist es, mit einem Segelkahn oder Prahmen unter den herabhängenden Birken und alten Erlen dahinzugleiten. Losgerissen vom Ufer wachsen hin und wieder die Bäume im Strome und überschatten ganze Inseln blühender Lotusblumen. Schön ist es, von See zu See zu steuern, dahin zwischen Wald- und Haideſtrecken auf dem Prahmen zu segeln mit Leuchtfeuern, an dämmerndem Abend — in sternenheller Nacht.

Dänemarks Fluß Gutenau, wie malerisch, wie schön bist du doch! und am schönsten hier, vor dem alten Meierhofe und Aalfange, wo du mit schaukelnden Blumeninseln geschmückt, dich ausdehnst. Neben dir, wie im Gebirgslande schlängelt sich der Weg zwischen durchschnittene Abhänge — die neue breite Fahrstraße durch Wald und Flugsand bildend.

Nur eine halbe Stunde Wanderung führt uns dahin, wo Menschenscharfsinn vergeblich gegen den feinen Staubsand ankämpft, der vom Winde emporgewirbelt, klafterhoch über Wald und Moor aufgethürmt wird. An diese Gegend knüpft sich eine der jüngsten Sagen des Volkes. Es ist die Sage von einem ungeheuren Schatze, der hier verborgen liegen solle, und Peer Goldgräber hat sein ganzes Vermögen verwirthschaftet um ihn zu heben; er hat ja geträumt, wo er liegen müsse: an der Stelle, wo ein dreißig Ellen hoher Baum so vom Flugsande verschüttet sei, daß man nur so viel wie eine Pfeifenspitze davon sehen könne. Es war im Jahre 1780 sagt man, daß dieser Peer, ein Holsteiner, der bei Weile Hof und Vieh besessen, kam und grub und grub, bis er als Bettler im Armenhause begraben wurde. Aber der Schatz, den ein mächtiger Herr Silkeborgs hier vergraben hatte, mußte dereinst dennoch gefunden werden — es brennt ja bisweilen darüber eine Flamme, die kein Sandwehen zu löschen vermag.

Die durch Anpflanzung versuchte Hemmung des Sandfluges, die hin und wieder wechselnden Bäume, so wie der neue Landweg wecken Gedanken von Cultur und Menschenbetriebsamkeit, aber Einsamkeit und wunderbare Stille ruht über der ausgedehnten Landschaft und wie in Gebirgsgegenden senken sich auch hier bisweilen die Wolken und schweben den nahen Waldhängen zu. — Da singt kein Vogel und selten nur sieht man ein Fuhrwerk auf dem öden Landwege.

Kehren wir auf diesem zurück, dem Strome zu. Plötzlich vernehmen wir ein Treiben und Leben — die Fabrik liegt unter uns, eine prächtige Brücke führt über den Strom zur offenen, freundlichen Stadt Silkeborg. Sie grüßt uns mit ihrem Gewimmel von bellenden Hunden und dem schmetternden Horn des Postillons. Und wenn beim Sonnenuntergange das Vieh über die Brücke zieht, da bläst der Hirtenknabe auf seiner Schalmei schwermüthige Weisen — aber die ganze Landschaft schimmert lieblich im rosigen Abendlicht! —

Ja, auf dem Flusse, dem Walde, dem See und draußen bei den Quellen, die mit mineralischen Kräften dem Abhange entfließen — — welch eine Abwechselung, welch eine Schönheit und Fülle! —

Und nun — die von der Haide — begrenzte Haide! — die grade breite Landstraße führt über sie. —

Komme eines warmen Sommertages hierher, wenn die Sonnenstrahlen auf der schwarzbraunen Fläche brennen, da zeigt Fata morgana ihre Zauberbilder, wie in der Wüste Sahara. In weiter Ferne glaubst du das offene, spiegelglatte Meer zu sehen — einen offnen Golf mit bewaldeten Inseln. Die Wälder, die einzelnen Bäume spiegeln sich im Wasser wieder — Alles so wahr — die Wirklichkeit — und doch ist das Ganze nur Täuschung, — wohin du sahest ist nur dürre, schwarzbraune Haide — durch Jahrhunderte unveränderte Haide — nur Haide! — — —

Man sagt: vor Jahrtausenden standen hier mächtige Wälder — Feuerbrand und Weststürme vernichteten sie — man weiß es nicht! — Diese Bergeshöhen, Thäler, Gründe waren einmal Meeresgrund, von der Erdwärme emporgehoben, man sagt es — man weiß es nicht! — Man zeigt die Torfmoore, wie sie auf die Bergabhänge gehoben scheinen. Hünengräber, einer jüngeren Zeit angehörend — für uns die Vorzeit — bergen die Machthaber jener Zeit. Keiner kennt ihre Namen – ausgelöscht sind sie! —

Frühere tiefe, klare Seen liegen jetzt in verwachsene Moore verwandelt und nur Lied und Sage geben davon Kunde: die Jungfrau segelt über das tiefe Wasser, verliert den goldenen Ring, thut den See darob in Bann und vom Grunde wälzt sich plötzlich der schwarze Schlamm — im Augenblicke war der See — — Moor dort!

Der Fluß spült von jener einsamen Insel Schuttreste einer Burg, — vielleicht aus der Zeit, als Wicking von seinem Zuge nach den Küsten Englands und Norwegens, gen Randers, seiner Heimat an der Gutenau, zurückkehrte; oder vielleicht eine Burg aus der Zeit, da die Schweden hier im Lande hauseten — als unsere polnischen Hülfstruppen und Kalmücken und Türken wütheten und brannten,

die Prieſter des Volkes an dem langen Barte an Eichen aufhängten. — Weder Schrift noch Sage meldet davon! —

Der Geiſt der Vergeſſenheit, ſtärker als der Sturm des Weſtmeeres, der wohl den Wald niederdrücken, aber nicht tödten kann, hat die Erinnerung verlöſcht! —

— Welch unermeßliche Leere — für den Gedanken! — —

Aber bald wird über die ſtille einſame Haide der Eiſenbahnzug, gleich einem dampfenden Drachen, daher brauſen und Tauſende werden kommen, die Herrlichkeit dieſer Natur anzuſtaunen und Dichter werden die Scenerie ihrer Dichtungen hierher verlegen, — während Silkeborg ſteigt und blüht — Seide ſpinnen wird — wenn das Webeſchiff des Bahnzuges das Land durchfliegt.

Die Denkmäler der alten Welt.

Von

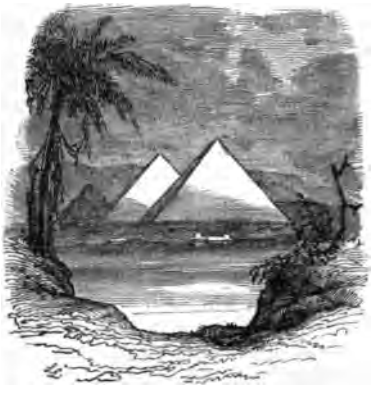
Ernſt Dorn.

Was der einzelne Alterthumsforſcher in den Ueberreſten längſtvergangener Zeiten von den Spuren der Entwicklung menſchlicher Geiſtesthätigkeit findet, mag wohl auf den erſten Blick oft kaum der unendlichen Sorge werth erſcheinen, die er darauf verwendete. Und doch bildet ſich aus ihrer Verbindung eine Kette der werthvollſten Kenntniſſe, gleich anziehend für Jeden von uns, da ſie uns Allen als Erbtheile unſerer Vorfahren angehören. Verſuchen wir in kurzen Ueberſichten die bemerkenswertheſten Denkmäler der alten Welt unſern Leſern vorzuführen und ſie damit einen Blick thun zu laſſen in die aufwärts ſteigende Fortentwicklung unſres Geſchlechtes. —

Aegypten.

Die Wunder und Räthſel von Aegypten ſind ſeit den älteſten Zeiten ſowohl Gegenſtände der Unterſuchung als des Aberglaubens geweſen. Wir begegnen auf dieſem Felde noch heute nicht ſelten neben den tiefſten und werthvollſten Forſchungen den kühnſten und abſurdeſten Behauptungen, ſo daß der einfache Beobachter bei der Bewunderung für den Fleiß und die Ausdauer des Archäologen oft ein ſtilles Lächeln kaum zu verbergen vermag, wenn er den Sinn prüft, der den räthſelhaften Zeichen und Ueberreſten zu Grunde gelegt wird. Die rieſenhaften Denkmäler, Geräthſchaften und Münzen ſind faſt das einzige verwendbare Material, auf deſſen Untrüglichkeit man ſich verlaſſen kann, denn ſeitdem die bibliſchen Berichte theilweiſe als unzuverläſſig und die griechiſchen als märchenhaft erfunden wurden, hat das Mißtrauen gegen ſie den Forſcher von vorn herein gegen dieſelben eingenommen. Die Widerſprüche in den bibliſchen Erzählungen ſind auffallend: angeführte Namen und Wörter haben ſich fremden Urſprungs erwieſen, und viele der erzählten Begebenheiten contraſtiren arg mit der Beſchaffenheit des Lan-

des. Herodot, und die übrigen griechischen Schriftsteller, die über Aegypten schrieben, waren allzuleicht geneigt, die Fabeln der schlauen Priester für baare Münze zu nehmen, und vermischten ihre eignen religiösen Anschauungen mit denen der Aegypter, um ihren leichtgläubigen Landsleuten recht viel interessante Dinge aus dem fremden, unbekannten Lande faßlich mittheilen zu können. In Bezug auf die Entzifferung der Hieroglyphen ist in neuerer Zeit Bedeutendes geschehen; da jedoch nichts leichter irre führt als ein Gebäude von Hypothesen, so tritt hier häufig der Fall ein daß der Ergründer sich selbst täuscht und lieber sich in die gewagtesten Combinationen verstrickt, als daß er seine mühevolle Untersuchung für vergeblich erachten könnte. Aegypten verdankt sein Bestehen und seine Größe einem Naturwunder; es war also hierdurch schon berufen, Außergewöhnliches, ganz von allem übrigen Abweichendes, hervorzubringen, und wenn der Besucher zur Zeit des Nilaustritts die kolossalen Reste menschlichen Fleißes über die Fluthen emporragen sieht, so tritt diese Betrachtung noch heute überzeugend vor ihn hin.



Möglich daß neben dem Vergleiche des Außergewöhnlichen in den Erscheinungen der Natur und des Kunstfleißes, die alten Völker auch die Weisheit, mit der die Natur für das Wohl des Landes sorgt, auf die Hüter der Menschen, die Priester, übertrug und dadurch deren Weisheit sprüchwörtlich machte. — Neben den Pyramiden sind die besonders berühmten Werke der alten Aegypter: das Labyrinth, der See Moeris, die Memnonsstatue und die Sphinxe. Ueber alle diese gab es zu allen Zeiten die abenteuerlichsten Gerüchte und Vermuthungen, sowohl in Beziehung auf deren Zweck als auf die Erbauer.

Das Labyrinth, heute nur noch ein zerstreuter Ruinenhaufen von einem Kanale durchschnitten, enthielt nach Herodots Angabe an drei Tausend überirdische und unterirdische Gemächer und war

vermuthlich zum Versammlungsorte für die Abgeordneten der verschiedenen ägyptischen Provinzen bestimmt. Die griechischen Nachahmungen desselben versuchten ebenfalls kolossale Räumlichkeiten darzustellen, ohne jedoch den großartigen Zweck des ägyptischen Vorbildes im Auge zu haben. Die vorhandenen Ueberreste geben in der sorgfältigen Ausarbeitung und Größe der Anlage einen Begriff von der einstigen Pracht dieses riesenhaften Gebäudes.

Unweit des Labyrinthes befand sich der See Moeris, dessen Bedeutung für die Umgegend, das heutige Fayoum, sehr groß war. Da der Regen in Aegypten, namentlich in den vom Meere entfernteren Gegenden selten ist, so ist das Austreten des Nil die einzige Bewässerung, und somit die Quelle aller Fruchtbarkeit. Ganz Niederägyppten ist in Wahrheit ein Geschenk des Nil, indem dieser nach und nach durch seine Schlammanhäufungen die Grenze des Meeres verändert und der Thebais ein vollkommenes Stück Landes angefügt hat. Das Delta ist weiter nichts, als das Ergebniß der Beute, die die Wellen des Nil von Abyssinien mit sich führten und hier absetzten; darum sagten auch die ägyptischen Priester den griechischen Reisenden, daß Niederägypten zur Zeit als ihr erster König Menes den Thron bestieg, nichts weiter gewesen sei, als ein großer Morast, der sich vom mittelländischen Meere bis zum See Moeris erstreckt habe. Dieser Ausspruch ist in der That durch neuere Untersuchungen als richtig erkannt worden und die Bodenerhöhung in Aegypten ist eine der auffallendsten Erscheinungen der Geologie. Die Anschwemmung geschah durch Erdmassen, die der Nil vom abyssinischen Gebirge herabführte und nach und nach absetzte. Diese Erdmassen erhöhten das Bett des Flusses und zugleich den Uferboden. Um nun in späteren Zeiten die Ueberschwemmungen zu reguliren, legte ein Pharaone Namens Moeris, einen großen See an, worin sich beim Austritt des

Nil das Waſſer ſammelte und dann gleichſam darin reſervirt wurde. Die gewaltige Ausdehnung des Sees und neuere Unterſuchungen haben dargethan, daß die Natur in einer Thalbildung das Becken ſelbſt ſchuf und die Menſchenhand nur durch einige Kanäle und Dämme dieſes Werk zu ihren Zwecken verwendete. Immerhin bleibt es ein Rieſenunternehmen und erweckt Staunen und Bewunderung. Die ägyptiſche Sage erzählt von einem Könige, Menas mit Namen, der von ſeinen eigenen Hunden verfolgt in den Moerisſee floh, und dort von einem Krokodil an das jenſeitige Ufer getragen wurde, wo er die Stadt Krokodilopolis, deren Ruinen noch ſtehen, gegründet und die Verehrung der Krokodile eingeführt habe. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß das Waſſer im Moerisſee in Folge von Bodenverhältniſſen ſehr ſalzig, ſalziger ſelbſt als das Meerwaſſer wird, wenn es eine Zeit lang abgeſchloſſen war, obgleich der See nur durch das Waſſer des Nil geſpeiſt wird, das ſo leicht und weich iſt, daß ein Franzoſe in Bezug darauf geſagt hat, es ſei unter den Waſſern, was der Champagner unter den Weinen ſei, und die Aegypter behaupten: hätte Mahomed Nilwaſſer getrunken, ſo würde er ſich von Gott ewiges Leben erbeten haben, um ewig davon trinken zu können. Noch immer wird Nilwaſſer nach Konſtantinopel zum Gebrauch im Serail geſendet.

Die klingende Memnonsſäule, das Zaubermärchen des Alterthums, das von Fürſten und Gelehrten Roms und Griechenlands beſtätigt wurde und Tauſende von Neugierigen anlockte, iſt allbekannt und vielbeſungen. Wer kennt nicht einige der zahlloſen Gedichte, die von der Säule und ihrem Klingen beim Erſcheinen der Morgenröthe berichten. — Es ſtehen eigentlich zwei ähnliche, ſitzende Koloſſe zuſammen, aber nur einer davon hat die Macht des Tons, der andere ſitzt ewig ſtumm und dennoch neidlos an ſeiner Seite. In alten Zeiten war dieſes Klingen ein Gegenſtand der ernſten Unterſuchung. Pauſanias erzählt: „Ich ſah zu Theben eine koloſſale ſitzende Statue, welche die Sonne vorſtellt, obgleich man ihr gewöhnlich den Namen des Memnon giebt. Cambyſes hat ſie zerſtören laſſen und die obere Hälfte liegt auf der Erde, die andere blieb am Platze und giebt jeden Tag beim Sonnenaufgang einen Ton von ſich, den ich nicht beſſer vergleichen kann, als mit dem, welchen die Saite einer Zither oder Leier hervorbringt, wenn man ſie rührt.“ — Die Beine der Statue ſind ganz bedeckt mit den Inſchriften von Namen vornehmer Römer und Griechen, und da es für eine beſondere göttliche Vergünſtigung galt, den Ton zu hören, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß Niemand ſeine Reiſe umſonſt gemacht haben wollte und daher jeder das Phänomen erlebte. Neuerdings hat man nun entdeckt, daß es mit dem Klingen ſeine Richtigkeit hat, daß aber die Urſache davon in dem einfachen Umſtande zu ſuchen iſt, daß kleine Steinſtückchen bei der Hitze abſpringen und ſomit einen Ton bewirken. Das Zerſtören oder Zertheilen der Statue ſchreibt man einem Erdbeben zu, und die Wiederherſtellung geſchah unter Septimus Severus. Die beiden Statuen ſind etwa je 60 Fuß hoch und waren urſprünglich, wie alle ähnlichen Bildſäulen ägyptiſcher Könige.

In der libyſchen Gebirgsgegend, bei den Pyramiden von Giſeh, wo der Sand der Wüſte ſchon ſich merklich macht, findet ſich, aus einem Felsvorſprung herausgearbeitet, der koloſſale Pyramidenſphinx, von welchem nur noch der Kopf aus der Erde emporragt. Seit dem Zuge der franzöſiſchen Armee in Aegypten haben viele Unterſuchungen dieſes ungeheuren Denkmals ſtattgehabt. Der bedeckende Sand wurde einigermaßen entfernt und man entdeckte am Halſe einen Eingang,

welcher in eine Reihe von Felsengemächern führt. Diese Gemächer haben alten Berichten und neueren Muthmaßungen zufolge mit dem Innern der großen Pyramide von Gisch in Verbindung gestanden, die nahe bei dem Sphinx mit einer ziemlichen Anzahl kleinerer Pyramiden zusammensteht. Lange Zeit war es ein Räthsel, wie man in das Innere der großen Pyramide gelangen konnte, da sich nirgends ein förmlicher Eingang fand; seit der Entdeckung des Zusammenhangs mit dem Sphinx ist dies Räthsel gelöst. Die große Pyramide war, wie alle andern in Aegypten, das Grab eines Königs, der Sarkophag stand im Hauptgemach und ein weiteres diente zur Ausübung der periodischen Todtenfeste und Ceremonien; der Sphinx hatte neben dem Zwecke des Eingangs noch die symbolische Bedeutung des Wächters. Die ganze Länge des Sphinx beträgt 117 Fuß, der Umfang des Kopfes allein 81 Fuß, und die Höhe vom Bauch bis zum Kopfe 51 Fuß. Auf dem Kopfe befand sich ein Einschnitt von einigen Fuß, der dazu bestimmt war, den Hauptschmuck zu halten. Außer dieser kolossalen Figur giebt es noch eine Menge untergeordneter Sphinxe, bald mit Menschenhäuptern, bald mit Widder- oder andern Thierköpfen. Sie lagen gewöhnlich an den Eingängen der Tempel und Pyramiden zu beiden Seiten und trugen zwischen ihren Vorderfüßen die Statue irgend eines Gottes oder Königs.

Die strenge Haltung der ägyptischen Statuen ist ein neuer Beweis für den ernsten Charakter dieser Nation, bei der das Lachen eine niedrige Aeußerung war, unwürdig eines Weisen, und unter deren Göttern, Typhon, das böse Prinzip, lachend charakterisirt wurde. Die aufrecht stehenden Figuren werden meist mit geschlossenen Füßen und eng anliegenden Armen gebildet, die Bekleidung in einförmige Falten gelegt und nur der Kopf mit seltsamem Schmuck geziert. Gewöhnlich hält die eine Hand der Königs-Statuen den Nilschlüssel, das Zeichen der Herrschaft über Aegypten. Die sitzenden Statuen sind gleichfalls steif und einförmig. Die Hände auf die Beine gelegt, blicken sie gerade vor sich hin, oft eine, manchmal zwei zusammen, oft auch eine in sitzender, die andere in aufrechter Stellung, wie z. B. die Statue des Pharaonen Horus und seiner Tochter und andere.

Die Zahl der Pyramiden in Aegypten ist sehr bedeutend. In Unterägypten, westlich vom Nil, zwischen Kairo bis zum Fayum-See, sind deren allein 67 entdeckt worden. Sie wurden zuerst gewöhnlich in geringer Größe errichtet und durch Ueberbauen, während der längeren Regierungszeit der Gründer vergrößert, so daß sie die Dauer derselben dann durch ihre Größe anzeigten. So war ein Hauptstreben der Beherrscher von Aegypten darauf gerichtet, sich ein Denkmal für die Nachwelt zu stiften, und dennoch bestand eine öffentliche Einrichtung, welche dies Bestreben erst bestätigen mußte oder vernichten konnte. Sobald nämlich ein König gestorben war, wurde seine Mumie öffentlich am Eingange seines Grabdenkmals ausgestellt und jeder seiner Unterthanen hatte die Berechtigung, frei seine Meinung über den Verstorbenen zu äußern und ihm seine Fehler und Tugenden vorzuhalten, während ein Priester zu seinem Lobe sprach und an seine Verdienste und edlen Eigenschaften erinnerte. Darauf entschied dann das Todtengericht, ob sein Andenken erhalten bleiben solle oder nicht. Manchmal verhinderte die Unzufriedenheit der Nation die königlichen Ehren des Begräbnisses, und noch heute sieht man bezeichnende Reste dieses Gebrauchs, indem die Namen einiger Herrscher sorgfältig von den Monumenten ausgemeiselt sind, die sie während ihres Lebens sich errichtet hatten.

Unter den Ruinen alter Städte in Oberägypten sind viele, die durch ihre Beziehungen zu den biblischen Erzählungen besonderes Interesse erregen. Manche davon sind jetzt von Arabern bewohnt, die ihre leichten Behausungen zwischen den alten Mauern errichtet haben und wenig von der historischen Bedeutung ihrer Wohnplätze wissen. So befindet sich in der Nähe des nördlichsten der berühmten Nilfälle das arabische Dorf Ouadi Halfah in Nubien auf den Ruinen der alten Stadt Beheni, wo einst ein Hauptsitz der Könige war und ein großer Tempel des Ammon stand.

In dieser Stadt residirte der König, mit dessen Erwähnung die Bibel zum ersten Male Aegyptens gedenkt, als sie bei Abrahams Zuge nach Kanaan erzählt, daß die schöne Sara das Herz des Pharao gerührt habe. Abraham forderte sein Weib auf, sich für seine Schwester auszugeben, damit ihn die Aegypter nicht er-

würgten, und es geschah also und der alte Abraham ließ es ruhig geschehen, daß Sara zum Pharao gebracht wurde, damit sie ihn nur nicht erwürgten. Als aber Pharao erfuhr, daß Sara Abrahams Weib sei, entsagte er freiwillig und entließ sie mit Zeichen seiner Gnade. Die Bibel erzählt dies so naiv und merkt es gar nicht, wie armselig ihr Abraham dem Pharao gegenübersteht. —

(Fortsetzung folgt.)

Sommerleben in Stockholm.

Von Th. Mügge.

Wer Stockholm besuchen will, muß es im Juni thun, wo es der Sage nach am allerschönsten ist und naturgemäß auch sein muß, denn der Juni ist der schwedische Mai, während Juli und August den schwedischen Sommer ausmachen, der gewöhnlich sehr heiß und trocken ist, wenn er nicht, etwa wie der diesjährige, vorzuziehen beliebt, über alle Maßen kalt und regnerisch zu sein. Man macht sich von dem Klima Schwedens aber gewöhnlich ganz falsche Vorstellungen, indem man es meisthin beinahe mit Grönland in eine Linie stellt, wo das Queckfilber sechs Monate im Jahre friert und die andern sechs Monate nicht wieder aufthaut. Auch meint man häufig, Bären und Wölfe liefen hier so unbefangen umher, wie bei uns die Hasen, und jeder Schwede nährte sich hauptsächlich von Bären- und Rennthierfleisch, im Fall er nicht etwa lieber Sonntags einen gebratenen Luchs, Vielfraß oder Polarfuchs verschluckt. Im südlichen Schweden ist jedoch, wie auch im mittleren Landestheile, wo Stockholm unter dem 60sten Grade liegt, der Unterschied zu dem Klima Norddeutschlands hauptsächlich nur derartig, daß der Winter länger, der Sommer kürzer dauert, im Uebrigen ist die Kälte weder bedeutend größer noch die Hitze geringer. Vierundzwanzig Grad, oder nach dem schwedischen hunderttheiligen Thermometer dreißig Grad Kälte oder Wärme kommen eben wie bei uns nur in einem sehr strengen Winter oder sehr heißen Sommer vor, allein der Winter hält regelmäßig bis tief in den April hinein an und mit October macht sich die rauhe Jahreszeit nicht selten schon durch Schnee und Eis fühlbar. So sind es denn gewöhnlich kaum vier Monate, welche man für Frühling und Sommer zu rechnen hat und warme Abende und Nächte erlebt man nur im Juli und August. Daher mag der Tag auch noch so heiß sein, so wird man den Schweden doch niemals ohne Ueberzieher sehen, eben so wie er beim Nahen des Herbstes sofort seine Beine mit den vortrefflichen dicken Ueberschuhen bewaffnet. Der Mai ist fast immer noch kalt, aber im Juni ist das Land grün, die Bäume blühen und der Flieder kommt mit Maiblumen und anderen duftenden Genossen. Das ist die schönste Zeit im Norden, denn mit ihr stellt sich ein anderer ihm allein gehörender Reiz ein, von dem wir in Deutschland nichts wissen. Es kommen die langen Tage oder die lichterfüllten Nächte mit ihrem rosigen, sanften Dämmerschein, der so köstlich ist, wie es sich kaum sagen läßt.

Den langsameren Uebergang der Natur vom Winter zum Frühling, wie wir ihn kennen, hat man im Norden nicht. Fängt es gegen Ende April oder Anfang Mai an zu thauen, so erfolgt die Schneeschmelze mit außerordentlicher Macht, denn die Sonne ist schon zu hoch und hat keine Zeit mehr, um ihr Werk zögernd auszuführen. Stockholm schwimmt dann in einem fürchterlichen Brei von Schlamm und Wasser, aber die vielen Hügel machen, daß diese schlimme Zeit rascher vorübergeht als man denkt und bald sind die Straßen frei und trocken. Zugleich aber wachsen die Tage fort und fort, bis der Mittsommertag da ist. Die Sonne spindelt sich über dem Nordpol höher und höher auf, oder vielmehr der Nordpol dreht sich mehr und mehr der Sonne zu, bis diese zuletzt dem ganzen nördlichsten Theil Europa's nicht mehr untergeht, das Nordkap sechs Wochen lang bescheint und da, wo man sich den Polarkreis gezogen denkt, wenigstens vierundzwanzig Stunden über dem Horizont bleibt. — In Schweden ist dies in der kleinen Stadt Torneå der Fall, welche am äußersten Ende des bothnischen Busens liegt, und auch diesmal ging ein Dampfer mit einer Anzahl Engländer dahin ab, welche am 24. Juni das Schauspiel genießen wollten, im mitternächtlichen Sonnenschein umher zu spazieren; leider aber war die Sonne diesmal auf höchsten Befehl abbestellt worden, denn es soll fürchterliches Regenwetter bei düsterem Himmel gewesen sein. Für wißbegierige Reisende, welche eine mehrtägige Seereise machen, ist eine solche Prellerei doppelt verdrießlich. In Stockholm hat man keine mitternächtliche Sonne, die Feuerkugel taucht in den allerlängsten Tagen gegen 10 Uhr unter den Horizont, allein sie geht nicht tief genug, um sie nicht fortgesetzt verfolgen zu können bis zu dem Punkt, wo sie nach kaum vier Stunden wieder zum Vorschein kommt. Ein Meer von röthlich gelbem Licht strahlt in dem Himmel auf, der mit smaragdnem Glanz sich darüber wölbt. Bis in den fernen Osten ist der unermeßliche Raum beleuchtet, damit aus keinem Winkel die lauernde Nacht hervorkriechen kann. Die Sterne durchbrechen matt dies sanfte feine Schimmern und brennend roth steigt der Mond darin auf, ohne von der erborgten Pracht

etwas abgeben zu können. Um Mitternacht durch die Staßen Stockholms zu gehen, hat dann einen eigenthümlichen Reiz. Gewöhnlich schweigt der Wind, überall ist tiefe Ruhe und Stille, aller Lärm des Tages ist verstummt. Die vielen tausend Menschen schlafen in den blaßgrauen Häusern, in denen es nicht Nacht geworden, denn durch jedes Fenster bricht der mitternächtliche Tag hinein, als wollte er den Schläfer aufwecken. In dem Hafen liegen die Schiffe lautlos, aber ihre Masten und da und dort ein weißes Segel sind in röthliches Licht getaucht. Das riesige Schloß steigt hell in den Himmel, um seine hohen Zinnen läuft ein falber Saum und dort auf den Höhen von Södermalm stehen die langen Reihen weißer Häuser in wahrhaft zauberischer Beleuchtung. Die Kirchen glänzen, als spiele die Sonne Versteck mit ihren goldenen Kreuzen und Kuppeln; der Mälar wiegt sich funkelnd zwischen seinen gelbschimmernden Felsenufern, alle Ferne und Nähe sträubt sich gegen Nacht und Schlaf und dennoch sieht alles weit umher mehr wie ein Traumbild aus, das ein Poet von Stockholm träumt, denn wie Wahrheit und Wirklichkeit.—

Oftmals bin ich in solchen Nächten umhergewandelt und habe mich nicht satt sehen können an dieser magischen Beleuchtung. Zuweilen habe ich um Mitternacht am Fenster in einem Buche ohne alle Schwierigkeit gelesen und diese lichtvollen, herrlichen Nächte sind allerdings ein Ersatz für die kurzen Tage des Winters, wo es um zehn Uhr Tag und um drei Uhr Nacht wird, zuweilen auch kaum das Licht überhaupt ausgelöscht werden kann. Während des kurzen Sommers sucht daher auch Jedermann sich für den langen Winter zu entschädigen und zu stärken. Darum reisen so viele Schweden, oder wer nicht reisen kann, zieht aufs Land hinaus, und wer auch dies nicht vermag, rafft wenigstens zusammen, was er an Zeit übrig hat, um im Freien zu leben und Freunde zu besuchen, welche vom Himmel mehr gesegnet wurden. Nur die trübe Masse, welche allein lebt um zu arbeiten und zu essen, weiß nichts von der schwedischen Sommerlust und dem nationalen Drang, den engen Gassen und deren dunstiger Cultur zu entfliehen. Es giebt in der Umgebung von Stockholm eine große Zahl hübscher Landstellen, die alljährlich von vielen Familien zur Villegiatur benutzt werden. An den zahlreichen Armen und Buchten des Mälar sowohl, wie an den salzigen Wasseradern des Hafens, auf Inseln und Klippen liegen manche artige Landhäuser, so auch weiter ins Land hinein, an fels- und waldumringten Seen, welche so zahlreich und oft so romantisch in Schweden sind. — So wie der Sommer kommt, entvölkert sich Stockholm. Alles eilt ins Land hinaus. Der König bezieht eines seiner Lustschlösser, der Adel seine Güter; die Seebäder und die deutschen Bäder, hauptsächlich aber Paris sind das Ziel vieler Reisenden, welche erst mit dem Winter zurückkehren. Und dieser Winter verlangt allerdings feste Körper; Wohnungen und Menschen müssen dafür eingerichtet sein, um ihn ungefährdet zu bestehen. Im Freien läßt sich dann nicht mehr ausdauern, selbst Spaziergänge können selten gemacht werden, es sei denn ab und zu eine rasche Fahrt über die gefrornen Balken des Mälar und des Hafens, oder mit Schlittschuhen auf der Eisbahn. Der Schnee liegt gewöhnlich sehr hoch und löst sich nach und nach zu einer schmutzigen Schuttmasse in den Straßen auf; ein Caffeehausleben oder Wintergarten-Vergnügen kennt man hier nicht; auch ist das Familienleben keineswegs so gemüthlich wie in Deutschland, wo viele Abende gesellig heiter in befreundetem Kreise verlebt werden. Die schwedische Familie ist weit mehr auf sich und auf die Behaglichkeit ihrer Wohnung angewiesen, und diese hat in der That auch mancherlei Vorzüge, um sich wohl darin zu fühlen. Die Häuser sind fest und dicht gebaut, die Zimmer geräumig; die Doppelfenster werden von Innen auf allen Fugen mit Papier verklebt, um Zug und Kälte besser abzuhalten, dabei auch die Fußböden mit Decken belegt. So gerüstet erwartet man den grimmigen Feind, doch dessen bester Gegner und der wohlthuendste Schutz und Hort gegen sein Wüthen ist und bleibt natürlich auch hier der bewährteste und verehrteste Freund, dem auch wir so viele dankbare Zuneigung widmen, der Ofen! Solch schwedischer Ofen gehört zu den bestorganisirten nachahmungswürdigsten Culturerrungenschaften, welche ich in Schweden gesehen habe. Deutschland könnte mit allem Recht bei ihm in die Lehre gehen, nur müßte es uns nicht an dem nöthigen Holzvorrath fehlen. Ein schwedischer Ofen ist gewöhnlich von majestätischer Gestalt und Vertrauen und Ehrfurcht erweckender Physionomie. Er steht nicht etwa auf wackligen Beinen, melankolisch knackend und seufzend, wenn ein kräftiger Fuß auf die Dielen tritt, auch zeigt er nicht den schwarzen verrätherischen Eisenkasten, dem Niemand nahen darf, der seine Rockschöße lieb hat, wie dies in einem großen Theile Deutschlands der Fall ist, wo der Mensch nur unter scheuer Angst und bangen Ahnungen einen nicht zu missenden Theil seines Körpers der belebenden Wärme zukehren darf. Der schwedische Ofen besteht von oben bis unten aus einer compacten Masse dichter, weißer oder farbiger glasirter Kacheln, ähnlich den in Norddeutschland üblichen, sein Vorzug aber besteht darin, daß er keine so jämmerlich engherzige Seele oder Leibesöffnung besitzt wie unsere deutschen winterlichen Schutzengel, sondern zwei hohe Messingthüren ein Inneres verschließen, das zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Diese Thüren bleiben ge-

öffnet, so lange die Flammen darin mit jugendlicher Begeisterung brennen und man dieselben durch anregenden Stoff nährt, dann erst werden sie verschlossen und nun überläßt man den wohlthätigen Freund seinem stillen philosophischen Brüten. Auf diese Weise vereint der schwedische Ofen sich mit dem Kamin. Man hat den Genuß der belebenden strahlenden Wärme mit der nachwirkenden ausgiebigen und nichts Angenehmeres läßt sich denken, als vor solchem hellen Feuer Morgens und Abends am Kaffee- oder Theetisch zu sitzen und unter den sprühenden Funken vertraulich zu plaudern oder seinen Gedanken Audienz zu geben. Der englische Kamin, auf welchem die Steinkohle glimmt, hat bei weitem nicht diesen Reiz; allein hier im Norden ist auch immer noch Holz genug vorhanden, um solche Heerdfeuer unterhalten zu können.

Die Schweden sind noch immer vorherrschend ein Naturvolk. Am hellen Feuer will der Graf, der reiche Handelsherr wie der Bauer sitzen und in ihrer großen Hauptstadt haben sie noch lange nicht sich den Beschränkungen unterworfen, welche andern großen Städten die Nothwendigkeit gebietet. Wo überall und von allen Seiten Felsen und Wälder auf die Steinklumpen schauen, in welchen die Menschen mit ihrer vielgegliederten Arbeitstheilung sich zusammengethan haben, da bleibt in diesen immer noch ein Rest von Sehnsucht nach der alten Naturfreiheit und ein tiefgewurzelter Widerwille gegen das Schnurren der Maschinenräder, wie gegen die eingepferchte Luft enger Wohnungen übrig. Und dieser Widerwille ist allgemein. Selbst der ärmste Mann will Raum haben, in welchem er athmen kann und wer es irgend vermag, verlangt mehrere, wo möglich eine ganze Reihe Zimmer. Man erstaunt darüber, wie groß die Wohnungen selbst solcher Familien sind, welche keineswegs zu den besonders Wohlhabenden gehören. Dabei aber sind diese Wohnungen hier nicht etwa billig; eine deutsche Familie würde in solchen Umständen Bedenken tragen, die Hälfte der Miethe zu geben welche hier für sechs oder sieben Zimmer meisthin gezahlt wird, und lieber sich auf drei oder vier beschränken. Die Schweden aber verachten ein solches Zusammenrücken, das ihnen unerträglich vorkommt. Wir müssen im Winter unsere Spaziergänge zu Haus halten, sagen sie, darum bedürfen wir wenigstens drei oder vier zusammenhängende Zimmer und alle diese Zimmer müssen geheizt sein, denn ihre Thüren müssen aufstehen, damit gesunde Luft hinreichend einströmt, da unsere Fenster verklebt sind, wir diese also nicht öffnen können. Eine enge Wohnung und wenige geheizte Zimmer sind daher in Schweden Zeichen von Armuth oder Geiz, die Bedauern oder Spott erregen.

Es liegt im schwedischen Charakter überhaupt ein vorherrschender Hang zum materiellen Genuß und damit stimmen viele ihrer Gewohnheiten überein. Mühsam Geld zu erwerben, industriell und spekulativ zu sein, ist ihre Sache nicht, daher machen so viele Fremde, namentlich Deutsche, welche sich hier niederlassen, ihr Glück, weil sie emsiger und fleißiger sich bestreben und sparsamer hauszuhalten wissen. Der Schwede liebt es, so viel als möglich Geld zu verdienen und so wenig als möglich dafür zu arbeiten, sagte mir ein Landsmann, der Land und Leute genau kennt und selbst sein Schäfchen hier ins Trockene gebracht hat.

Nach Schweden einzuwandern, wenn man fleißig ist und seine Sache geschickt versteht, ist jedenfalls viel besser, als in Amerika sein Glück zu suchen. Hier ist noch ein Boden, auf welchem der thätige Mann, namentlich der Deutsche, mehr erwerben kann, als sein Brot. Im Uebrigen hat sich in neuester Zeit denn doch auch Manches geändert, worauf ich später zurückkommen werde. Handel und Industrie sind während der letzten Jahre im außerordentlichen Maßstabe aufgeweckt und einige meiner schwedischen Freunde sind Männer, die es an industriellem Talent, Fleiß und Ausdauer mit jedem Andern aufnehmen.

Dieser Aufschwung hat aber auch auf das Volk und dessen Zustände einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt, der Jedem, welcher Schweden früher gesehn hat, auffallen muß. Früher gab es Bettler in Hülle und Fülle; ebenso war kein Mangel an Trunkenbolden, männlichen wie weiblichen Geschlechts. Jetzt habe ich von Beiden kaum je ein würdiges Exemplar bemerkt. Es ist theuer geworden, die Lebensmittel des Volkes haben denselben hohen Preis wie in Deutschland; allein die Erwerbsquellen haben sich erweitert, der Preis der Arbeit ist gestiegen, das Volk kann sich besser ernähren, und was man auch gegen das Brennereigesetz sagt, wonach alle die zahlreichen kleinen Brennereien aufhören mußten und die großen nur zwei Monate im Jahre brennen dürfen, wofür sie eine sehr hohe Steuer bezahlen, so hat dies doch unbezweifelt wohlthätig auf die Volksmasse gewirkt. Das Quart Spiritus kostet jetzt beinahe einen preußischen Thaler, dadurch wird es unerschwinglich für die Meisten, Branntwein in Masse zu trinken und hierdurch wieder sind viele Brauereien entstanden, welche ein ziemlich gutes, verhältnißmäßig nicht theures Bier liefern, das allerdings noch mehr verbessert und noch wohlfeiler gegeben werden könnte.

Große Bierhallen und dergleichen, wie man diese in deutschen Städten findet, giebt es in Stockholm noch nicht, überhaupt hat das eigentliche Volk hier keine Tummelplätze für sein eigenes besonderes Leben und Weben. Sonntags läuft Alt und Jung, wenn der Himmel gutes Wetter bescheert, in die Berge am Mälar, oder in die verschiedenen öffentlichen Gärten der

Lustschlösser, oder in den Thiergarten, lagert sich im Freien, wo es die mitgebrachten Vorräthe verzehrt und die Jugend ihre Spiele spielt, worunter Fanschon greifen ein sehr beliebtes zu sein scheint, Abends zieht es dann mit leeren Körben wieder heim. So war es in Deutschland vor vierzig Jahren.' Lebhaft erinnere ich mich aus den frühesten Tagen meiner Jugend, ganz dieselben Scenen gesehen zu haben, wo die Menschen aus den arbeitenden Ständen zufrieden waren mit Weib und Kindern vor die Thore zu wandern, unter irgend einem Baum sich den Tisch zu decken und die Wirthshäuser, deren es damals wenige gab, von ihnen vermieden wurden. Jetzt spielen diese die Hauptrollen für das Sonntagsvergnügen und auch in Stockholm wird es nach und nach so kommen, allein es wird doch längere Zeit dauern. Denn hier giebt es gar viele schöne Felsen und Waldstellen, wo sich prächtig liegen und ruhen läßt, und Eisenbahnen giebt es gar nicht, welche jetzt das Volk aus allen Hauptstädten nach beliebten Vergnügungsplätzen in Massen auswerfen. Oeffentliches Fuhrwerk ist in Stockholm theuer. Omnibuslinien sind kaum im Beginnen, eine ist erst vorhanden. Droschken giebt es wenige und schlechte, dafür aber giebt es, wie ich schon erwähnte, die zahlreichen kleinen Boote der Rudermadams und kleine Dampfer, welche für sehr billigen Preis das sonntägliche Volk nach allen Seiten fort über den Hafen nach dem Thiergarten und über den Mälar nach dem berühmten Garten des königlichen Lustschlosses Drottingsholm schaffen. Wer ein Stündchen wandern will, zieht es vielleicht auch vor, den Garten von Haga und Ulriksdal zu besuchen, und ganze Karavanen wohlbepackt eilen die lange Königinstraße hinauf, bis sie endlich die Marksteine der Stadt erreichen, an deren nördlichster Grenze dies zierliche kleine Schloß in einem prächtigen Park liegt, der über schöne Felsenhügel fortläuft. Von hier aus läßt sich die Wanderung bis in den Thiergarten fortsetzen oder auch von der andern Seite an die herrlichen Wald- und Wasserparthien des Mälar in die Umgebung der Marineschule gelangen und dort besonders findet man zahlreiche Gesellschaften auf den moosigen Lagerplätzen, welche endlich am Abend die Boote benutzen, um zum Beschluß mit einer Wasserfahrt nach Haus zurück zu kehren.

Der höher hinaus denkende kleine Handwerker, Beamte u. s. w. giebt sich jedoch damit nicht zufrieden. Der Ehrgeiz seiner Familie stellt die Forderung an ihn, eine Reise nach Drottingholm im Dampfschiffe zu machen und so nimmt der gemüthliche Familienvater das Rohr seiner langen Pfeife in die Hand, steckt den Kopf in die Tasche, belastet seinen Arm mit dem jüngsten Sprößling seines ehelichen Segens und besteigt den Dampfer hinter Ridarholmen, der ihn in einer Stunde nach dem Ziel seiner Wünsche bringt. —

Drottingholm, das größte und schönste Lustschloß der schwedischen Könige, liegt auf der Insel Loföe im Mälar, zu welcher auch ein schöner Landweg führt, der von den begnadigten Menschen benutzt wird, welche über Rosse und Wagen gebieten können. Der Wasserweg geht an den Felseninseln des Mälar hin, bis er endlich in eine Bucht einbiegt, an deren Rande das Schloß mit weitläufigen Nebengebäuden aufsteigt, unter denen auch eine Caserne nicht fehlt. Es ist im altfranzösischen Styl erbaut, aber in neuester Zeit ist viel dafür gethan worden, um das Innere zu modernisiren. Der jetzige König Oskar hat es zu seinem Lieblingsaufenthalt gemacht und lebt mit seiner Familie gewöhnlich hier. Die Marmortreppen des Haupteinganges sind mit Statuen und Gruppen geschmückt und der geschmackvolle und prächtige Ausbau bezeugt den guten Geschmack des königlichen Bauherrn. Hier hat auch Gustav der Dritte die schönsten Tage seiner ritterlichen und romantischen Jugend verlebt und mit den übermüthigen wilden Genossen, die bei der Revolution von 1772 ihm geholfen, manche der schwelgerischen nächtlichen Feste gefeiert, von denen die geheimen Geschichten dieses Hofes so viel zu erzählen wissen. Mit einer weitreichenden Avenue von breiten Rasenflächen und Blumenstücken, welche freilich etwas dürftig aussehen, verbindet sich im Hintergrunde der Park, welcher die ganze Insel einnimmt. — Die herrlichen alten Bäume, Linden, Schwarztannen und Eichen, verbreiten überall ihren wohlthuenden dichten Schatten und führen zu verschiedenen prächtigen Aussichten, Felsenpartien und Lusthäusern, von denen unter andern eines Japan, das Andere China genannt wird. Hier namentlich soll der Schauplatz der Orgien Gustavs des Dritten gewesen sein. Jetzt stehen die ziemlich großen Pavillons verlassen und kein Fackeltanz schöner staubgeborner Wesen in paradiesischer Gewandung hindert jetzt die Elfen in dem feinen Mondlicht diese öden Stätten sybaritischer Lust zu umschweben.

Der große Park hat Raum für den zahlreichsten Besuch der Bewohner Stockholms und an schönen Tagen sind die Dampfboote gefüllt mit geputzten Sonntagsgästen, welche, wenn sie in dem Gasthause beim Schlosse sich erfrischt haben, durch den Wald sich zerstreuen. Was aber hier sowohl wie in allen Lustschlössern und öffentlichen Gärten auffällt, ist die Vernachlässigung des Rasens und der Mangel an Blumen. Das Gras wuchert wild ohne alle Pflege selbst in der Nähe der königlichen Wohnsitze und vollkommen ärmlich sieht es mit der Blumenzucht aus. Es ist dies hauptsächlich die Folge der Einrichtung, daß Gärten und Schlösser von den Ständen unterhalten werden.

Hofgärtner giebt es nicht, die Gärten werden verpachtet und eine gewisse Summe zur Erhaltung der Wege und des Parks zugeschossen. Der König muß Blumen und Früchte u. s. w. für seine Tafel, und Gemüse für seine Küche kaufen. In Haga wird das meiste für Blumenzucht und Treiberei gethan; der König bezieht von dort seinen Bedarf; auch hat Karl Johann bei dem kleinen Lustschlößchen Rosendal im Thiergarten eine Orangerie angelegt, welche jedoch kaum der Erwähnung werth wäre, wenn sie nicht als Beweis gelten könnte, wie kümmerlich es hier mit der Kunstgärtnerei überhaupt aussieht. Nirgend auch ist eine Fontaine oder fließendes Wasser vorhanden, wie denn überhaupt daran vorherrschender Mangel ist. Die Brunnen in Stockholm sind meist schlecht und es giebt deren wenige. Quellen und Bäche kommen nirgend von diesen Felsen, man will jetzt zur Herbeischaffung von fließendem Wasser und Anlage einer Röhrenleitung einige entfernter liegende Seen benutzen. Daß man dies beabsichtigt, beweist, daß Mittel vorhanden sind, auch für Gärten und Plätze Springbrunnen und Wasserkünste zu beschaffen aber dergleichen kostet Geld und wer soll es geben? Ueberhaupt hat man hier bis jetzt wenig Sinn dafür gehabt, durch Kunst die Natur zu veredeln. Diese ist in vielem Betracht voller Reiz und man hat so viel davon, daß der Sinn für künstlerische Verbesserungen nicht eben vorherrschend bei einem Volke sein kann, welches daran gewöhnt ist, mit Felsklippen und rauhen Winden zu leben.

Die Natur hindert ohne Zweifel hier sehr vieles und erschwert ganz besonders die Förderung der Gartenkunst, allein es ließe sich doch manches durch Sorgfalt und mit einigem Kostenaufwande thun. So liegt in Stockholm selbst ein schöner alter Garten, Hummelgarden genannt, den einst die jungfräuliche Königin Christine angelegt, welcher aber jetzt im Zustande der ärgsten Verwilderung ist. Die prächtigsten Alleen uralter Linden durchschneiden diesen weitläuftigen Raum und steigen eine Hügelleiste hinan, auf welcher vormals ein Lustschloß stand. Von manchen dieser knorrigen Bäume wird behauptet, daß Christine sie mit eigner Hand gepflanzt hat, aber wie sieht ihre Schöpfung nun aus. Mit Schmutzlachen bedeckt, die Grasplätze mit Gestripp und Schirling überwuchert, der diesen Garten zu einer wahren Schirlingsplantage macht, hinreichend, die 3½ Million Schweden mit einer kräftigen Suppe ums Leben zu bringen. Ein Volkstheater hat hier seinen Sitz aufgeschlagen, und ein höchst volksthümlich aussehendes Kaffeehaus mit verschimmelten Bänken und zerbrochenen Stühlen steht mitten in dem weißblühenden Unkraut. Es that mir weh, diesen schönen alten Garten, der mit geringer Mühe ein echter Volksgarten sein könnte, in solchem Zustande zu sehen, allein die Gleichgültigkeit gegen seine Verlassenheit war so allgemein, daß meine Anklagen wenige Beachtung fanden. Es wird nach und nach schon kommen, denn der König bemüht sich, seine Hauptstadt zu verschönern, und ein König, auch wenn er ein constitutioneller König ist, vermag doch immer viel Gutes und Schönes zu thun.

Vorläufig und vor allen Dingen besitzen die Stockholmer ihren Thiergarten, und an diesem herrlichen Felsenwald haben sie allerdings einen Schatz, der für manches andere entschädigen kann. Jenseits des Hafens breitet er sich an dessen Buchten und Klippen hin über eine Meile weit aus und zu ihm wallfahrtet täglich ein Theil der Stockholmer, welche zu dem bevorzugten Theile der Menschheit gehören, der auch an Wochentagen spaziren gehen kann! Sonntags bietet der Hafen jedoch ein höchst belebtes Bild. Dampfer und große Boote in großer Zahl schaffen ganze Schaaren von dem Kai am Schlosse über das große Wasserbecken. Die Dalkullen, d. h. die dalekalischen Nymphen in rothen Strümpfen und weißen Jacken haben ihre Zöpfe geflochten, und ihre Schuhe mit riesenhaften Sohlen, gesäubert. Manche darunter scheint wirklich Seife gebraucht zu haben, denn man sieht, daß die Hautfarbe ihrer stark knochigen Gesichter wirklich nicht graugelb oder broncefarbig, sondern hell ist und sogar einen röthlichen Anstrich haben kann. Sonderbar ist es, daß die harte Arbeit des Ruderns hier meist von Weibern verrichtet wird, bei denen die Dalkullen oben an stehen. Als lebendige Dampfmaschinen stehen sie in den schweren, mit einfachen Bankreihen versehenen Booten bereit, die unaufhörliche Reise vom Kai zum Thiergarten zu beginnen, sobald der letzte Platz besetzt ist. Der Geldkasten, welcher unter der Ducht des Bootes halb angefüllt mit Kupfermünzen steht, beweist, daß sie gute Geschäfte gemacht haben. Vier solcher dalekalischen Weiber, welche sich ablösen, setzen eine Kurvel in Bewegung, welche zwei Schaufelräder dreht; kleinere Boote werden von zweien gerudert und überall ist es Sitte, daß einer der Fahrgäste das Steuer führt. Die Dalekalierinnen sind von dem Herrn der Boote gegen Tagelohn gemiethet oder sie zahlen ihm eine gewisse tägliche Summe.

Es sind fleißige, treue aber meist häßliche Geschöpfe, die einen Dialekt reden, den kein anderer Schwede versteht und immer unter sich zu schwatzen und zu lachen haben, wodurch sie ganz besonders gegen die übrige Gesellschaft abstechen, denn diese ist auffallend stumm und still.

Es ist in der That merkwürdig zu sehen, welche Stille auf allen den vielen Booten und Dampfern herrscht. Da ist kein Rufen, Lachen, Singen oder dergleichen lustige Geschwätzigkeit. Schweigsam sitzen Männer und Frauen neben-

einander und was sie sich sagen wollen, flüstern sie sich zu. Niemand redet seinen Nachbar an und wer das etwa ohne mit ihm bekannt zu sein versuchen wollte, würde ein befremdliches Erstaunen erregen. Es ist nicht schicklich, oder wie man auch hier gewöhnlich meint: „anständig", laut zu sprechen oder gar zu lachen. Die Schweden sind darin noch zurückhaltender als die Norweger und ähneln gar nicht den lebhaften beweglichen Dänen, die sehr gern plaudern und sich nicht im geringsten genieren ein lustiges Gespräch mit dem Ersten Besten zu beginnen, den der himmlische Vater an ihre Seite gesetzt hat. Die Schweden haben mit dieser Scheu vor lautem Reden die meiste Aehnlichkeit mit den Engländern. Wie diese sind sie still und geduldig und bedürfen keineswegs nur Wasser und ein Stückchen Zucker, wie man es den Franzosen der alten Zeit nachsagte, sondern einige Flaschen voll guten schwedischen Punsches oder anderer ähnlicher erheiternder Getränke, die des Menschen Herz erfreuen, wenn sie fröhlich werden sollen.

Der Thiergarten bietet seinen Besuchern verschiedenartige Genüsse. Eine ganze Reihe Kaffeehäuser und Wirthschaften öffnet sich für diejenigen, welche solche Orte den trockenen Spaziergängen und dem Ausruhen im Grünen vorziehen. Das Ziel der feinen Welt liegt auf einem Hügel, Hasselbacken genannt und wird von einem Unternehmer aus dem Stamme Juda gehalten, der ganz unzweifelhaft den besten Geschmack unter allen seinen Collegen hat und der christlichen Einwohnerschaft einer der allerchristlichsten Städte der Christenheit in bester Weise zu essen und zu trinken giebt. Man speist hier am Besten in Stockholm, bekommt den Champagner in Eis und findet überhaupt vielfache Zeichen einer gastronomischen Bildung, welche man sonst vergebens sucht. Herr Davison auf Hasselbacken ist der Very oder die Frères provenceaux von Stockholm zur Sommerzeit. Hierher führt man fremde Gäste, hierher Diners oder Soupées und auf den Gallerien des Hauses unter schützenden Zeltwänden, findet man immer zahlreiche Gesellschaften von Herren und Damen in Studien vertieft, welche zu allen Zeiten als die angenehmsten gegolten haben. Neben und um dieses elegante Gartenhôtel liegen Andere verschiedener Art; auch ein Tivoli ist hier auf felsiger Höhe erbaut, in welchem Rutschbahnen, Schaukeln und Carousell nicht fehlen; allein merkwürdiger Weise fehlt fast überall Musik, und wer mancherlei von schwedischen Nachtigallen auf europäischen Bühnen und dem Reichthum der schwedischen Nation an Liedern und Gesängen gehört hat, muß sich um so mehr wundern, wie selten sein Ohr von den Tönen der Flöten und Geigen oder auch selbst von dem gefühlvollen Schnarren eines sentimentalen Leierkastens berührt wird. Keinem speculativen Bootsführer der Dampfbootseigner fällt es ein, sich mit einigen Künstlern auf Tambourin und Triangel zu associiren, nirgend in den Straßen hört man die melodischen Klänge eines obligaten Bierbasses oder kreischenden Discants, die etwa ein Volkslied abgurgelten. Zur künstlerischen Höhe der Harfe hat sich dies schweigsame Volk noch viel weniger aufgeschwungen, und als ich im Thiergarten einmal an einem Kaffeehause mit Erstaunen Harfenklänge und Gesang vernahm, fand ich, daß diese von einem Paar artiger Landsmänninnen aus Deutschland und obenein aus Berlin ausgingen, welche hier ihre deutschen Lieder erschallen ließen und mir im Stillen vertrauten, daß sie auf einer Kunstreise durch diesen barbarischen Norden begriffen seien, der leider wenig Sinn für ihre Talente habe. Deutsche Sängerinnen ziehen auch durch Dänemark und Norwegen und in beiden Ländern habe ich sie bessere Geschäfte machen sehen, als hier. So habe ich auch niemals gehört, daß lustige Gesellen etwa von ihren Streifzügen heimkehrend im fröhlichen Vereine ein Lied anstimmten, wie dies in Deutschland so häufig geschieht, wenn Abends die Leute heimziehen und Jeder seine Sorgen vergessen hat.

Wie es im Norden überall, je weiter man kommt, um so schweigsamer in der Natur wird, so auch der Mensch. Die Nachtigall kommt nicht nach Schweden, der Singvögel giebt es Wenige und wo die Natur so lange unter Schnee und Eis erstarrt, wo die Menschen einsam auf ihren Höfen wohnen, wo soll da ein lustiger leichter Sinn herkommen, die Lust zum Gesange, welche aus dem frohen Gemüth entspringt. Dennoch ist es wahr, daß die Schweden viele schöne Lieder und Melodien besitzen, die aber das Volk meist nicht singt, sondern die Gebildeten und Opernsängerinnen. Hier im Thiergarten steht die Büste eines Mannes, der vielleicht der einzige schwedische Dichter und Sänger ist, von dem das schwedische Volk etwas weiß. Dieser geniale Mensch hieß: Carl Bellmann, der schwedische Anakreon, der Sänger des vollen Bechers und der Liebe, der echte Sänger des Volks, hervorgegangen aus ihm und dennoch eines Königs Günstling, dessen üppige Gelage er mit seinen satyrischen Liedern verherrlichte. Gustav der dritte schützte den Poeten vor Hunger und Durst und krönte ihn mit Lorbeeren, aber erst in neuester Zeit ist die Geschichte ihm auch darin gerecht geworden, daß sie den schlechten Ruf, ein Taugenichts und wüster Trunkenbold gewesen zu sein, von ihm genommen hat. In den markigen Zügen seines gewaltigen Kopfes ist auch nichts von solchen Lastern zu lesen. Bis auf diese Stunde blieb er der erste Volksliederdichter und seine: Ulla, meine Ulla, oder das Lied vom alten Spielmann Vater Berg, sammt manchen anderen Freude und Leben sprühenden Gesängen, zu denen er selbst die Melodien schrieb, sind durch

alles Volk gedrungen. Um die Büste Bellmanns, unter den Eichen, welche den Hügel umringen, lagern sich immer viele Gruppen der Sonntagsgäste und hier in sein erzenes Angesicht müßten sie ihm seine schönsten Lieder singen. Aber damit ist es nichts. An dem Hügel vorüber geht der große Weg nach Rosendal, auf welchem die Equipagen der vornehmen Welt auf- und abrollen und den Staub aufwirbeln, denn eine Spazierfahrt an dem Thiergarten ist für Damen und Herrn der guten Gesellschaft der stockholmer Corso; man sieht dort seine Freunde und Bekannten, und läßt sich sehen. Ein anderer Theil dieser vornehmen Welt wohnt in der Reihe von Villen und Landhäusern zur Seite und ihre Töchter schlagen wohl dann und wann ein Lied des todten Dichters auf dem Clavier, wenn sie nicht auch zu vornehm dazu sind. Das Volk zieht in den Wald hinein auf die felsigen Abhänge, wo es auf die Promenade unten, auf die Kaffeehäuser, auf den Hafen mit seinen Schiffen und Booten und weit über die Stadt und Land hinausblickt, denn von diesen Felsen hat man prächtige Fernblicke und die höchste Stelle, wo die herrliche Marmorvilla des verstorbenen Bildhauers Byström steht, ist einer der schönsten Punkte um Stockholm. — Glänzende Equipagen sieht man verhältnißmäßig sehr wenige; übrigens ist auch, wie ich schon sagte, der größte Theil des Adels und der vornehmen Welt zur Sommerzeit auf seinen Gütern oder auf Reisen, allein auch die königlichen Wagen zeigen weder besondere Eleganz noch schöne Pferde. Noch auffallender erscheint der Mangel an eleganten Reitern, von denen ich kaum einen gesehen habe. Eine reiche Aristokratie giebt es in Schweden nicht, obgleich viele Gutsbesitzer in den letzten Jahren wohlhabender als je geworden sind. Eine zahlreiche Garde, in deren Reihe der junge Adel sich versammelte, ist ebenfalls nicht vorhanden; es fehlen somit die wesentlichsten Elemente zu Reit- und Jagdklubs, den Hauptvergnüglichkeiten junger Cavaliere. Dazu kommt, daß dies Land voll Felsen und jäher Hügel sich wenig für Spazierritte eignet, so daß es nach allen Seiten hin erklärlich ist, wenn man wenige Reiter sieht.

Der Thiergarten, obwohl er der einzige Ort in der Nähe ist, der zum Sammelplatz aller Volksklassen dient, hat doch nur am Eingange Kaffeehäuser und Villen, sein ganzer übrige Theil ist wilder Felswald, durch welchen nicht einmal Fußwege führen. Ein paar Fahrstraßen laufen dem Lustschlößchen des Königs zu und kehren von dort nach dem Eingange zurück, wer weiter hinein will, muß sich seinen Weg suchen wo und wie es ihm gefällt und wer Bescheid weiß, kann dann manche schöne Stelle auffinden. Der allergrößte Theil der Besucher bleibt aber auf den waldigen Abhängen, wo Haselbüsche und mächtige Eichen Schatten geben und wo es allerlei andere sonntäglich geputzte Menschen giebt, die sich angaffen und nichts sagen. Wandert man über diese Felsenlager, so hört man doch zuweilen Lärmen und Geschrei und sieht dann wohl plötzlich vor einem Haufen schwedischer Lazzaroni, die auf dem Bauch im Kreise liegen, oder auf den Ellbogen gestützt aus kurzen Pfeifenstummeln den Dampf des schweren schwedischen Tabaks in die Luft blasen. Ihre Gesichter, welche meist nicht eben einladend sind, wenden sich mißtrauisch nach dem Fremden um, der sie in ihrem Sonntagsgenuß stört, welcher darin besteht, daß Einer eine Kupfermünze in die Höhe wirft, während dessen der Nachbar räth auf welche Seite sie fallen wird. Diese hoffnungsvolle Jugend in schmierigen Jacken und zerrissenen Hosen hasardirt somit um Kopf oder Schrift und dies ist ein allgemeines Lieblingsspiel der untern Volksklassen, die also doch auch noch etwas von der verderblichen Leidenschaft ihrer germanischen Vorväter im Leibe haben, von welcher Tacitus schon schlimme Geschichten zu erzählen weiß. Sie sind mit ihrem Geschrei und rohen Gelächter aber wirklich die einzigen Stockholmer, welche sich zwanglos lustig machen und ich habe mehrmals nicht ohne Ergötzen die kannibalische Vergnüglichkeit dieser struppigen Gesellschaften angeschaut, welche hier oben alle Sonntagsgesetze des streng christlichen Statthalters von Stockholm verhöhnten.

So ist das Volksleben in Stockholm denn stiller und einfacher, als man es von einer Stadt von hunderttausend Einwohnern denken sollte. Oeffentliche Vergnügungsorte giebt es, wie man sieht, nur sehr wenige. Wir haben nicht viel von Kunst und Kunstschätzen aufzuweisen, sagen die Schweden, aber wir haben eine herrliche Natur; unser Sommer ist schön, aber ach! er ist allzu kurz. Hätten wir einen längern Sommer, kein schöneres Land würde auf Erden sein. Der lange Winter drängt Jeden in sein Haus und in seine Familie zurück, und diese Neigung geht durch alle Klassen. Im Sommer dagegen drängt Alles hinaus, um von der Natur zu genießen was sie bietet, daher diese Reiselust der Wohlhabenden, die Lust Landwohnungen zu haben, und diese zahlreichen kleinen Dampfer und Boote, welche das Volk von Stockholm in Felsen und Wälder führen.

Zerstreute Blätter.

Auf der Ruine des Heidelberger Schlosses standen eines Abends zwei Jünglinge und schauten hinab in das herrliche Neckarthal. Unten die bunte Häuserreihe, die Ruine in unmittelbarer Nähe, dann der glänzend gewundne Silberstreif des Flusses, weiterhin lachende üppige Fluren — eine stille Wehmuth sprach sich in den Zügen der Beschauer aus, wie sie so mit verschränkten Armen den zauberhaften Anblick genossen. — „Zum letzten Male denn!“ sagte nun der Eine der Jünglinge; „Komm Heinrich, laß uns gehen, man erwartet uns zum Abschied.“ — „Bleib noch einen Augenblick, Eduard,“ bat der Angeredete, „und laß uns diesen herrlichen Abend erst recht durchkosten. Wie freue ich mich, daß unser schönes Studentenleben mit einem solchen Sonnenuntergang zu Ende geht. — „Regt sich wohl auch nur ein Blättchen umher?“ begann nach einer Pause Eduard. „So feierlich ist's, als stehe die Natur selbst versunken in den Genuß ihrer eigenen Schönheit.“ — Heinrich hörte schweigend zu; schnitt den glatten Ast einer nahen Haselstaude ab und begann seinen Namen und den Tag hineinzuschnitzen. Eduard sah es und sagte zu ihm: „Gieb mir den Stock zur Erinnerung an diesen Abend.“ — „Gut,“ entgegnete Heinrich, — „und über's Jahr, wenn wir unsrer Verabredung gemäß uns hier wieder treffen, dann bringst Du ihn mit, daß Alles, was wir heute hier erlebt, noch einmal recht in uns lebendig werde.“ „So sei es,“ ergänzte Eduard, — „und wie gesagt, nichts von Schreiben! Was ist aller briefliche Verkehr gegen den lebendigen Austausch nach festgesetzter Zeit! — Aber komm, es wird schon spät, man erwartet uns.“ — Damit gingen sie zur Gesellschaft ihrer Freunde, wo dann bis zur trennenden Stunde Alle in fröhlichem Gelage versammelt blieben.

Eduard kehrte auf das Gut seines Vaters zurück. Der Winter verging ihm langsam und eintönig; er dachte oft mit Sehnsucht an die schöne vergangene Studienzeit und seinen Freund Heinrich zurück. Hätte ihn die Verabredung nicht gebunden, er würde ihm gern geschrieben und sich Nachricht von ihm erbeten haben.

So kam der Frühling, und mit ihm traf eine junge Anverwandte ein, die nach dem Tode ihres Vaters nun bei Eduards Eltern wohnen sollte. Bald war das junge Mädchen Eduards Vertraute, die ihn auf allen Ausflügen in der Gegend umher begleitete. — Eines Tages ruderte er seine junge Freundin über den Teich im Parke. Er hatte beim Einsteigen in den Kahn seinen Haselstock, den er gewöhnlich mitzunehmen pflegte, neben sich gelegt — das junge Mädchen griff gleichgültig darnach. Sie bemerkte die eingeschnittenen Zeichen und bat um deren Erklärung. Eduard begann, indem er langsam weiter ruderte, von seiner Studentenzeit und von seinem Freunde Heinrich zu erzählen, er kam so auf den Abend des Abschieds, das Versprechen des Wiedersehens, und endlich auf die Bedeutung des Haselstocks. Andächtig hörte ihm das junge Mädchen zu, und hielt dabei den schlanken Stab spielend in das vorüberfließende Wasser. Plötzlich sprang sie entsetzt auf und eilte so heftig auf Eduard zu, daß der Kahn fast umzustürzen drohte. Eduard erschrak, doch faßte er sich, ergriff die Hände des zitternden Mädchens und frug nach der Ursache ihres Schreckens. Als sie sich etwas erholt hatte, erzählte sie, es habe ihr plötzlich geschienen, als ziehe Jemand den Haselstock aus ihrer Hand, und sie habe ihn darüber, von Entsetzen erfaßt, entschlüpfen lassen. Eduard beruhigte sie und suchte die Sache einfach zu erklären. — Aber so aufmerksam er sich auch umsah, er konnte den verlornen Stab nirgends finden. — Die beiden jungen Leute kehrten niedergeschlagen und in trüber Stimmung nach Hause zurück. Dort um die Ursache ihrer Verstimmung gefragt, erzählten sie den Vorfall. — Kurze Zeit darauf war der Termin bis zur Zusammenkunft der beiden Freunde abgelaufen. Eduard hoffte, daß die Ankunft Heinrichs seine traurige Ahnung als grundlos erweisen und den Eindruck, den das geheimnißvolle Verschwinden des Haselstocks hervorgerufen hatte, vernichten werde; aber er täuschte sich. Statt seines Freundes fand er einen Brief in Heidelberg vor, der ihn benachrichtigte, daß genau an jenem Abende, an welchem das Erinnerungszeichen Heinrichs [illegible] schwunden war, dieser durch einen Sturz vom Pferde das Leben verloren hatte.

Sogar auf den Sandwich-Inseln ist die Civilisation schon so weit vorgeschritten, daß es bei der Vermählung des jungen Königs Kamehameha IV. im verflossenen Sommer eben so herging, wie in Europa bei ähnlichen Gelegenheiten. Die Braut, Miß Emma Rooke, deren Adoptiv-Vater seit lungen Jahren in Honolulu, der Hauptstadt der Sandwich-Inseln, stationirt ist, fuhr in einem prachtvollen Staatswagen und ihre Kleidung verriet den Pariser Ursprung. Sie trug ein reich gesticktes weißseidenes Kleid, einen Schleier mit kostbaren Brüsseler Kanten, reichen Diamantschmuck und im Haar einen Kranz von Rosen und Orangeblüthen. Der König, der vor mehreren Jahren als Prinz Liho Liho in Begleitung seines Bruders und seines Erziehers, Dr. Judd, Amerika und Europa bereist hatte, nahm sich in der Staatsuniform sehr stattlich aus. Begleitung, Trauung, Musik, mit „God save the King,“ alles war ganz in englischem Geschmack, nur die armen Eingeborenen bewiesen ihre Theilnahme in der gewohnten unterwürfigen Weise. Sie warfen sich, als der Zug vorbei ging, zur Erde und berührten mit ihren Stirnen den Boden — ja, als fühlten sie verdoppelte Demuth vor dem gebildeten Auftreten ihres Herrschers, drängten sie sich so dicht an die Füße der Pferde, daß diese ihnen fast die Köpfe zertraten.

Zweite Abtheilung.

Ueber
den Materialismus unserer Zeit.

Zerstreute Gedanken von Dr. J. M. Schleiden.

Wenn ich meine innere Ueberzeugung gefragt hätte, so würde ich gesagt haben: „Gegen den Materialismus“. Es würde mich das aber zu einer Ausführlichkeit in der Entwickelung meiner Gedanken verpflichtet haben, welche theils den Räumlichkeiten dieser Zeitschrift, theils ihren Zwecken widerspricht, Letzteres insbesondere, weil ich einem großen Theil der gebildeten Leser doch langweilig geworden wäre. Denn eine Streitschrift fordert Festigkeit und Gedecktheit der Schlachtordnung, die sich ohne den trockenen Gang metaphysischer Strategik und logischer Taktik nicht erreichen läßt. Aber wenn das auch zu überwinden gewesen wäre, so möchte ich doch nicht gegen den Materialismus schreiben, da man irgend eine Theorie, eine Ansicht, eine Tendenz, welche die Mitwelt bewegt, niemals behandeln kann, ohne daß die Träger derselben getroffen werden oder sich doch getroffen fühlen. Nun sind aber die Materialisten unserer Zeit die von den Mächtigen Verfolgten. Gegen sie auftreten heißt einen Gebundenen mit Koth werfen, und das ist nicht Sache eines Ehrenmannes. Wäre der Materialismus, wie unter Friedrich dem Großen, eine verwandte Tendenz, der gefeierte, so würde ich nicht anstehen, mich entschieden gegen ihn zu erklären.

Aber wie schon gesagt, ist meine Absicht überhaupt nicht, auch nur den Versuch zu machen, diesen Gegenstand durch eine gründliche Abhandlung zu erledigen. Vielmehr möchte ich nur einige Standpunkte aufweisen, von welchen aus sich die Sache möglichst vollständig überblicken läßt, wenn Einer etwa, und das setze ich bei allen Lesern dieser Zeitschrift voraus, den Drang fühlte, sich ein eigenes Urtheil, unabhängig vom oberflächlichen Tagesgeschwätz, zu bilden. Ich möchte andeuten, wie diese Erscheinung mit den allgemeineren Bildungsmomenten der Menschheit zusammenhängt, um dadurch Anregungen zu neuem Nachdenken zu geben.

Nun sollte ich wohl zuerst sagen: was ist denn eigentlich der Materialismus unserer Zeit? damit Jeder wisse, wovon ich rede. Da muß ich aber offenherzig bekennen, daß ich mir weder aus den Schriften seiner Anhänger noch seiner Gegner irgend eine klare Formel habe abstrahiren können; ja, ich möchte behaupten, daß weder die Einen noch die Andern selbst wissen, um was es sich eigentlich handelt. Alles, was jetzt in solchen Angelegenheiten mitspricht, ist aus der Schule Hegel'scher Begriffsconfusionen hervorgegangen und hat absolut keine logische Bildung. Es handelt sich in diesem Streit allerdings um Leib und Seele und ihr Verhältniß zu einander. Aber wo die Streitpunkte allein liegen können, das wissen die Streitenden selbst nicht. Wie tief muß eine Zeit in ihrer philosophischen Entwickelung zurückgegangen sein, wenn Einer es als eine würdige Aufgabe betrachtet, zu beweisen, daß Kraft nicht ohne Stoff existiren könne. Kraft, das heißt die Eigenschaft, wodurch ein Ding zulängliche Ursache einer Veränderung ist, kann natürlich, eben als Eigenschaft, nicht ohne ein Wesen, welches Träger dieser Eigenschaft ist, gedacht werden. Das beweist man etwa Schulkindern in Tertia. Das Wesen als Träger einer Kraft kann nun auch die Materie oder mit mangelhafterer Bezeichnungsweise der Stoff sein. Aber hier stehen wir schon an dem er-

sten Bretterzaun, über welchen jene Herren nicht hinüberblicken können. Wo steht denn geschrieben, daß die Materie die einzig mögliche, die einzig wirkliche Substanz sei?

Daß die Seele existirt, ist keinem Zweifel unterworfen. Wir verstehen darunter den ganzen Complex aller derjenigen Erscheinungen, welche wir unser Seelenleben nennen. Nur ein Narr könnte die Existenz dieser Erscheinungen läugnen. Von diesem Standpunkte aus greifen die Gegner den Materialismus an und behandeln die Materialisten insofern als Thoren, was sie doch gar nicht so unbedingt sind. Sie meinen, die Frage sei entschieden, während sie die rechte Frage doch gar nicht gehört haben. Sie begehen den anmuthigen Schnitzer, die beiden Wörtchen Existenz und Substanz mit einander zu verwechseln. Daß die Seele in ihren Thätigkeiten, die ja jeden Augenblick in unser Bewußtsein fallen, existirt, wirklich vorhanden ist, darüber kann nur ein Thor streiten wollen. Aber als was sie existirt? Das ist die Frage. Ob als selbstständiges Wesen, als Substanz, oder blos als Eigenschaft einer anderen Substanz, eines anderen Wesens, wobei dann noch immer die Frage aufzuwerfen ist: welches Wesen, welche Substanz ist denn Träger dieser Eigenschaft?

Dies kleine Uebersehen auf beiden Seiten, die Verwechslung von Existenz und Substanz, macht den ganzen gegenwärtigen Streit über den Materialismus zu einem für den tieferen Denker außerordentlich komischen. Der Eine führt einen kräftigen Luftstreich: „es ist ein Unsinn, von einer Kraft ohne einen Träger derselben zu sprechen," und meint, den Gegner völlig durchhauen zu haben. Der Andere holt gewaltig aus: „der ist ein Narr, der das läugnet, von dessen Dasein uns jeden Augenblick die Erfahrung überzeugt," und meint, er sei des Gegners ledig. Derweile stehen beide Gegner unverletzt weit von einander und jeder lacht den Anderen mit seinen ohnmächtigen Streichen aus.

Man kann aber den Streit auch noch in einer ganz anderen Weise als verfehlt darstellen und sein Verfehltsein aufweisen. Wenn man genau zusieht, so stellt einerseits der Materialist eine Behauptung hin, die sich nicht füglich bestreiten läßt, weil die Absurdität gar zu sehr auf der Hand liegt; andererseits findet er gar keine Gegner, die *ihm* allein principiell entgegenständen. Sie verneinen nicht den Materialismus, sondern behaupten *ihre* Stellung, ohne zu fragen, ob diese beiden Standpunkte wirklich sich im Widerstreit gegenüberstehen. Der Ultramontane gebraucht den Buchstaben der Bibel, der Swedenborgianer die Visionen seines Helden und der Magnetiseur die Träume seiner hysterischen Patienten als Waffe, nicht um dem Materialismus zu Leibe zu gehen, den er gar nicht zu finden weiß, sondern um Alles außer sich und seinen Anhängern zu erschlagen, in der Hoffnung, daß sich am andern Tage der Materialismus auch wohl unter den Leichen des Schlachtfeldes finden werde. Der Materialist sagt: „Alles ist schwarz", und statt ihm zu beweisen, daß neben dem Schwarz auch noch Blau, und Gelb und Roth existire, sagt der eine Gegner, Alles ist roth, der andere, Alles ist blau, u. s. f. Ja, einige seiner Gegner verwirren sich so weit, zu behaupten: zur Entscheidung über schwarz und roth und gelb und grün hilft das gesunde Auge Nichts, dazu gehört ein ganz besonderer Sinn, der dem Materialisten abgeht." Dieser lacht alle seine Gegner aus, und zwar mit vollem Recht.

Sehn wir aber einmal zu, auf welchem Boden der Materialismus eigentlich erwachsen ist. Die meisten Menschen glauben, auf dem Boden der Naturwissenschaften, und Viele haben sich besonders Etwas darauf zu Gute gethan, den Materialismus, wie sie meinten, vom Standpunkte der Naturwissenschaften auf seinem eigenen Gebiet bekämpfen zu können. Der Materialismus selbst hat wohl dadurch sich Relief zu geben gesucht, daß er seine Aussprüche im Namen der exacten Naturwissenschaft hinstellte. Die Sache hat ihre zwei Seiten und die eine Seite, welche ich für die richtigere halte, möchte den Materialismus wie seine angeblichen naturwissenschaftlichen Gegner schwerlich für die rechten Naturforscher anerkennen. Auch die Naturwissenschaft hat ihre Orthodoxie. Auch sie hat ihr symbolisches Buch, welches vielleicht von allen ähnlichen Menschenwerken die sicherste Bürgschaft für seine Gültigkeit in sich trägt, wenigstens so lange, als mit Vernunft begabte Menschen existiren. Dieses symbolische Buch ist Newton's Naturphilosophie. Früher nannte man nur diejenigen naturwissenschaftlichen Disciplinen exacte Naturwissenschaften, deren Träger auf die Newton'sche Naturphilosophie als Grund ihrer naturwissenschaftlichen Orthodoxie schworen. Es ist der Fortschritt der letzten funfzig Jahre, daß sich diejenigen Disciplinen, welche man früher als die empirischen den exacten gegenüberstellte, den Anspruch auf die letztere Bezeichnung erobert haben.

Und worin besteht nun das Symbol, welches den orthodoxen Naturforscher, und wir setzen hinzu, den einzigen, der diesen Namen überhaupt verdient, kennzeichnet? Es ist leicht allgemein verständlich auszusprechen und lautet: Alles, was sich auf räumliche Veränderungen, also auf Bewegung zurückführen läßt, unterliegt den Naturgesetzen und ist Gegenstand der Naturwissenschaft; alles Andere geht den Naturforscher gar Nichts an; ja, es steht ihm darüber als Naturforscher gar keine Stimme zu. Und wenden wir dieses auf die uns hier beschäftigende Frage an, so lautet unser Ausspruch einfach dahin: die exacte Naturwissenschaft kann

den Materialismus weder begründen, noch widerlegen; die ganze Frage hat mit den Naturwissenschaften gar Nichts zu thun. So lange es Menschen giebt, die so organisirt sind, wie sie nun einmal sind und wie sie seit ihrem ersten Erscheinen auf der Erde waren, als welche wir sie Vernunftwesen nennen, geht die Naturwissenschaft ihren sicheren, ruhigen, sich selbst genügenden Gang vorwärts, ungestört und selbst unberührt von all den Fragen, die sonst noch das Menschenherz bewegen können. Ihre unter der Leitung der Mathematik gefundenen Aussprüche sind unausweichlich und unerschütterlich wahr für den Menschen, wie er auf Erden nun einmal da ist. Daß 2 mal 2 = 4 ist, bleibt unantastbar sowohl für denjenigen, der das Vermögen, womit er diesen Satz begreift, als eine bloße Eigenschaft seiner körperlichen Materie ansieht, als für denjenigen, der es für eine Eigenschaft seines Geistes als eines ewigen Wesens erklärt. Es hat noch nie ein Mensch, der nicht bereits dem Irrenhause verfallen war, verlangt, daß man ihm die Richtigkeit des Einmaleins oder solcher Sätze, wie: jedes Ding ist sich selbst gleich; zwei Dinge, die einem dritten gleich sind, sind unter einander gleich, u. s. w. beweisen solle. Die ganze Naturwissenschaft im Newton'schen Sinne ist aber Nichts als die Ausführung und Anwendung dieser einfachen Grundlagen, und deshalb wird die exacte Naturwissenschaft, was auch Menschen an einzelnen Orten oder zu einzelnen Zeiten Verkehrtes treiben, bestehen bleiben, bis der letzte Mensch im Irrenhause ist: ein Ereigniß, dessen mögliches Eintreffen wir allerdings nicht zu begreifen im Stande sind.

Jede Orthodoxie macht aber in gewisser Weise intolerant. Zwar liegt es nur in der Persönlichkeit des Einzelnen, ob er sich durch sein orthodoxes Bewußtsein zur gröbern oder feinern Verfolgung Andersdenkender hinreißen läßt. Es ist dies immer ein *sittlicher* Schmutzfleck des *Individuums*, der sich durch keine Sophismen beschönigen läßt. Aber nothwendig ist die Abweisung des Heterodoxen als Gleichbetheiligten an der Wahrheit. Die exacte Naturwissenschaft hat in ihrer Orthodoxie ihre irdische Ewigkeit zu vertheidigen. Nur in ihrer orthodoxen Form ist sie unabhängig von den schwankenden Meinungen der Menschen, ist sie gegründet auf das Selbstbewußtsein des Vernünftigen, jedem Angriff und jeder Unterdrückung unzugänglich; und deshalb ist es Pflicht jedes ächten Naturforschers, scharf und bestimmt jedem Versuch entgegenzutreten, der dahin gerichtet ist, das reine Gebiet der Naturwissenschaften zu verunreinigen, indem Fragen in dasselbe eingeschwärzt werden, die dem Wesen der Naturwissenschaft durchaus fremd sind. Der Naturforscher sagt allerdings: „auf meinem Gebiete kenne ich keine Seele, keinen Geist, keinen Gott," aber mit nicht mehr und nicht minder Bedeutung, als wenn der Buchbinder dasselbe von seinen Heftladen, Pressen und Kleistertöpfen behauptet. Der Naturforscher, der *seine* Welt für die *ganze* Welt halten wollte, wäre eben so lächerlich, als der Buchbinder, der behauptete, daß die geistige Entwickelung der Menschen *sein* Verdienst sei. Die Naturwissenschaft ist groß und unerschütterlich eben nur in ihrer Beschränkung, und deshalb protestiren wir im Namen der Naturwissenschaften gegen den ganzen materialistischen Streit, gegen die Vertheidiger wie gegen die Gegner des Materialismus. Beide sind ihrem Wesen nach den Naturwissenschaften völlig fremd.

Aber es bleibt doch eine unläugbare Thatsache, wird man mir erwidern, daß der Materialismus unserer Zeit zuerst bei denjenigen aufgetaucht ist, die sich vorzugsweise mit Naturwissenschaften beschäftigen, daß er in denjenigen Kreisen vorzugsweise Anhänger gefunden, welche am lebendigsten von dem naturwissenschaftlichen Geist unserer Zeit ergriffen sind, und diese Erscheinung fordert allerdings noch ihre Erklärung. Wir werden, um dieselbe zu finden, etwas weiter umblicken müssen.

Als vor einer Reihe von Jahren in Frankreich und Deutschland die Albernheiten des Communismus und Socialismus auftauchten und sogar hin und wieder gewiegte Männer diese Thorheiten wenigstens der Aufmerksamkeit werth achteten, versuchten die Anhänger dieses neuen Pseudoevangeliums natürlich auch in England ihren Samen auszustreuen. In den Arbeitern der Fabrikdistricte hofften sie den günstigsten Boden für ihre Lehren zu finden. Aber was vielleicht selbst die Gegner nicht erwartet hatten, geschah. Kein Keim konnte Wurzel schlagen, und die ganze Sache ging spurlos an England vorüber. Niemand kann über den Grund zweifelhaft sein. Die gesunden und natürlichen socialen Verhältnisse Englands nahmen diesen Krankheitsstoff nicht auf, und wo derselbe in anderen Ländern sich eingenistet hat, da war schon vorher der Körper tief innerlich erkrankt. Etwas Aehnliches bietet uns unsere gegenwärtige Frage. Man ist gewohnt, England als das Land der materiellen Interessen, der Spinnmaschinen und Eisenbahnen, anzusehen. Vielleicht wird in keinem Lande so viel Naturwissenschaft getrieben, wie in England; in keinem Lande haben sich die Naturwissenschaften so sehr auch außerhalb des Kreises der Fachmänner ausgebreitet. Gleichwohl hat England keine Materialisten im neuern Sinne hervorgebracht und wird dieses traurige deutsche Product sehr fest, aber gleichgültig zurückweisen, wenn Jemand auf den Einfall kommen sollte, es dort an D
bringen. Wohl der entschiedenste
die Naturwissenschaften mit die

gar nicht zusammenhängen. Fragen wir nun aber: worin beruht denn die Verschiedenheit zwischen Deutschland und England? so werden wir, da es sich nicht um eine historische Thatsache handelt, da wir nicht nach einer positiven Satzung, sondern nach einer wissenschaftlichen Entscheidung der Frage suchen, auf die Philosophie verwiesen.

England kennt eine wissenschaftliche Philosophie überhaupt noch gar nicht. Erst in neuerer Zeit fangen einzelne Männer, wie Whewell, an, die Nothwendigkeit einer solchen zu ahnen. Was als Philosophie in England erscheint, könnte man vielleicht die Philosophie des gesunden Menschenverstandes nennen, wenn ihr nicht jede consequente innere Durchbildung, jede systematisch-wissenschaftliche Form zu sehr mangelte, um sie überhaupt mit dem Namen Philosophie zu bezeichnen. Aber der Engländer denkt gesund, tief und scharf und kommt so nicht leicht auf eine Verkehrtheit, wenn er sich auch des vollkommenen systematischen Zusammenhangs seiner Gedanken nicht bewußt wird, wenn er auch nicht im Stande ist, das im Einzelnen richtig Gedachte stetig bis auf seine letzten Gründe zurückzuführen.

Wie steht es dagegen in Deutschland? Hier hatte Kant zuerst die gesunde Vernunft über sich selbst klar zu machen und dieser Aufklärung einen streng wissenschaftlichen Ausdruck zu verleihen gesucht. Seine Werke litten vielleicht noch, wie das zu sein pflegt, an der unbeholfenen Sprache des ersten Erfinders, des noch in der gewaltigen geistigen Gährung selbst Begriffenen. Auch waren seine psychologischen Entdeckungen zu bedeutend und zu durchgreifend, um sogleich in dem Fassungskreis einer größeren Menge zu liegen. Und endlich kam dazu, daß die Zeit von Kant und die, welche unmittelbar auf ihn folgte, so ungeheure Umwälzungen in allen Theilen des geistigen und socialen Gebietes hervorrief, daß die Nation nothwendig durch diese übermäßige Anstrengung erschlafft werden, und daß ein Rückgang erfolgen mußte. Dieser Rückschritt wird bezeichnet durch die Nachfolger Kants im Gebiete der Philosophie, die von Stufe zu Stufe zu den gerade von Kant überwundenen Irrthümern und metaphysischen Abenteuern zurückkehrten. Den tiefen Stand des sinkenden Barometers unserer geistigen Bedeutsamkeit bezeichnet Hegel, von dem die Nachwelt schwer begreifen wird, wie eine Zeit in ihm auch nur eine Spur einer philosophischen Ader hat suchen und finden können. Preußische Schulpolizei hat ihn eingeführt, und von Preußen aus verbreitete sich sein unheilvoller Einfluß durch ganz Deutschland. Die ersten sechs Seiten seiner Phänomenologie des Geistes sind genügend, seine absolute Unfähigkeit zur gesunden Behandlung irgend eines psychologischen Verhältnisses zu beweisen. Seine sogenannte Naturphilosophie ist voll der gröbsten Unwissenheit und in ihrem größten Theil absolutes Tollhausgeschwätz, die absolute Impotenz des Hegelianismus und aller seiner Ausläufer auf religiösem Gebiete hat noch kürzlich K. Schwarz vielleicht zum Theil gegen seine Absicht in das grellste Licht gestellt. Nur in einem Punkt muß man Hegel Recht geben, in der Behauptung nämlich, daß man, um zur Philosophie, nämlich zu seiner, zu gelangen „den Standpunkt des gemeinen Menschenverstandes erst überwunden haben" oder, wie andere ehrliche Leute es ausdrücken, erst übergeschnappt sein müsse.

Diese Schule, welche sich vorzugsweise durch völlige Verderbniß der Logik auszeichnet, war nun lange Zeit die herrschende. Aber außerdem, daß sie ihren Schülern die gesunde Denkkraft verwirrte, sie zur scharfen Unterscheidung verwandter, aber doch verschiedener Begriffe unfähig machte, hatte sie auch noch einen andern Nachtheil. Wenigen, die sich mit realen Dingen beschäftigen, die nicht Phrasenmacherei, sondern wirkliche Kenntniß und Aufklärung ihrer Einsicht suchen, konnte es auf die Länge entgehen, daß mit diesem modernen Scholasticismus kein Hund hinter dem Ofen hervorgelockt werde, und so wandten sich alle tüchtigeren Köpfe mit Widerwillen von dieser Sache ab. Die Hegelei hatte sich nun aber einmal durch Schulpolizei in den Besitz des Titels Philosophie gesetzt. Die unverschämte Arroganz der Hegelianer hatte auch jede Kenntniß einer anderen Philosophie unterdrückt, und so machte sich zuletzt von den verschiedensten Seiten her ein sehr bedauerliches Verzweiflungsurtheil über die Philosophie überhaupt geltend. Wer unsere deutschen Hochschulen genauer kennt, weiß, daß die philosophischen Interessen, die für jeden geistig Strebenden die erste Grundlage sein sollten, gänzlich darniederliegen. Vor fünfzig Jahren reichten die größten Hörsäle kaum hin, um die an den philosophischen Lehrstuhl sich drängenden Hörer zu fassen. Jetzt wird Logik und Methaphysik belegt, wenn das Gesetz über Zulassung zu den Staatsprüfungen es vorschreibt, und man entzieht sich dem Besuch, soweit es irgend ungefährdet geschehen kann.

Die Folgen eines solchen Zustandes können denn auch unmöglich ausbleiben. Seit Jahrhunderten hat in Deutschland keine solche Unklarheit und Verworrenheit über alle einfacheren Grundbegriffe bei den meisten Gebildeten geherrscht, als gegenwärtig, seit Jahrhunderten keine solche Unfähigkeit, sich über die einfacheren, jeden Augenblick in Frage kommenden Grundbegriffe scharfe und bestimmte Rechenschaft zu geben. Die Nation gleicht in dieser Beziehung einer Gesellschaft von Stubenhockern. Mangel an Uebung hat ihre Muskeln erschlafft, und wo sie auf eigenen Füßen stehen sollen, sind sie unfä-

hig, in sich irgend einen Halt zu finden. Mit dem strengen Studium einer gesunden Logik, wie sie vor Kant und zu Kants Zeiten als geistige Gymnastik getrieben wurde, hat man gebrochen, und jetzt stolpert der ungeübte Geist bei jedem kleinen Steinchen, das ihm im Wege liegt, und fällt auf die Nase.

Der geschilderte Zustand ist traurig genug, aber keineswegs hoffnungslos. Der Kantische Faden ist nicht abgerissen, sondern nur verdeckt durch das Werg, das man seitdem versponnen. Kants größter Schüler, Fries, erhielt den heiligen Funken des reinen Kantianismus lebendig und übertrug dieses Vestalische Amt seinem würdigen Schüler Apelt. Wem und wann es gelingen wird, diesen Funken wieder zur allgemein leuchtenden und wärmenden Flamme anzufachen, läßt sich freilich nicht voraussagen; aber daß diese Lehre eine Zukunft hat, ist so gewiß wie die Zukunft der Menschheit, da sie allein im Stande ist, uns sicher zwischen den Sümpfen des religiösen Aberglaubens und den Sandwüsten des Materialismus zum reinen Geistes- und Gottesglauben durchzuführen, die höchsten Heiligthümer der Menschheit philosophisch zu rechtfertigen und sicher zu stellen, ohne uns, an Leib und Seele gebunden, geistiger Knechtschaft zu überliefern.

Doch zurück zu unserm Thema. Nicht in unsern naturwissenschaftlichen Fortschritten, sondern in unsern philosophischen Rückschritten liegt der Grund der unter dem Namen Materialismus sich jetzt geltend machenden Irrthümer. Hört man die Materialisten über das Unhaltbare der Philosophie schelten, so bedauert man ihre Unwissenheit. Sieht man die Begriffsconfusionen ihrer Gegner, so muß man dem Materialismus den Sieg prophezeihen; denn solche Gegner sind wahrlich nicht gefährlich. Also Materialisten und ihre Gegner weder ächte Naturforscher noch philosophisch klare Köpfe, also unfähig nach jeder Seite hin; und somit bleibt von diesem Standpunkt aus die ganze Angelegenheit ein unbedeutendes Intermezzo in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, über welches die Geschichte dereinst zur einfachen Tagesordnung übergehen wird.

Damit sind wir aber mit der ganzen Angelegenheit noch keineswegs zu Ende. Die Sache hat vielmehr noch eine viel breitere Basis, und durch dieselbe wird sie scheinbar gefährlich. Sie verknüpft sich thatsächlich, ob mit Recht oder Unrecht, ist dabei gleichgültig, mit weit verbreiteten Erscheinungen im geistigen Leben der Mitwelt und gewinnt hier einen Boden, der Manchem unheimliche Früchte tragen zu wollen scheint. Auch diesen Punkt müssen wir noch etwas näher in's Auge fassen.

Fast auf allen Gebieten des menschlichen Lebens haben sich im Lauf der letzten zehn Jahre Erscheinungen geltend gemacht, welche wohl geeignet sind, zu ernsterem Nachdenken aufzufordern. Auf dem Gebiete des politischen Lebens, in der religiösen Gestaltung, in den socialen Verhältnissen, überall zeigt sich ein die ganze Nation durchdringendes Gefühl der Unzulänglichkeit bestehender Zustände; überall tritt diese innere Unzufriedenheit als eine Negation des Bestehenden hervor, während das Positive, was man an die Stelle des Verneinten setzen möchte, nach den entgegengesetztesten Richtungen auseinander läuft. Der wildeste Republikanismus wie das beschränkteste Feudalwesen, die leichtfertigste Oberflächlichkeit in religiösen Dingen neben dem bornirtesten Symbolzwang und Wortglauben, die Verrücktheit des Communismus nebst dem Streben der „kleinen Herren", allgemeine Rechtslosigkeit außer für sich selbst zur Basis des socialen Lebens zu machen, haben abwechselnd ihre Hülfe angeboten, um dem unbefriedigten Gefühl der Gegenwart abzuhelfen. Von allen diesen Richtungen ist es keiner gelungen, die Massen wahrhaft tief zu bewegen und für sich zu gewinnen. Diese harren vielmehr schweigend und theilnahmlos noch immer auf den Messias, der das wahrhaft erlösende Wort sprechen soll. Sieht man jenen vielen sich anbietenden Heilkünstlern genauer ins Gesicht, so erkennt man auch bald die Oberflächlichkeit und den Eigennutz des Charlatanismus und findet darin nur wieder eine Bestätigung für den Satz, an welchem der wahre Menschenfreund immer festhalten wird, daß sich die Menschen im Ganzen wohl auf einen Augenblick, denn mehr ist ein Jahrzehnd nicht in der Geschichte, verirren, aber nie auf die Dauer von etwas in sich Flachem oder Falschem ergriffen und innerlich beherrscht werden können.

Anders verhält sich solchen Erscheinungen gegenüber die Macht des Staates. Mag derselbe übrigens in Formen ausgeprägt sein, wie sie immer heißen mögen, stets bleibt doch seine erste Aufgabe eine vorwiegend conservative. Er besteht ja nur eben deshalb, um der sittlichen und socialen Ordnung unter den Menschen eine feste Stütze zu gewähren. Daraus folgt aber, daß der Staat sich bei extremen Bestrebungen immer mehr auf die Seite derjenigen stellen muß, welche ihre extremen Ansichten der Vergangenheit entlehnen; denn diese hat doch immer einen historisch klar vorliegenden Zusammenhang mit dem Bestehenden, während die entgegengesetzten Bestrebungen, und wären sie selbst die richtigen, ihren Zusammenhang mit dem Bestehenden doch erst documentiren sollen, was eben nur dadurch möglich ist, daß sie sich wirklich geltend machen und so selbst Geschichte werden. Auf allen erwähnten Pfaden begegnen wir daher auch dem Staat immer, indem er die rückwärts führenden Extreme, wenn nicht mit voller Macht unterstützt, doch wenigstens

schont, den anderen dagegen feindlich entgegentritt. Diese Feindseligkeit hat nun durch manche Mißverständnisse in neuerer Zeit einen ganz eigenthümlichen Charakter angenommen. Wo sich nämlich die Unzufriedenheit mit dem als unzulänglich zwar nicht erkannten, aber doch gefühlten Bestehenden am augenfälligsten geltend macht, ist auf den Gebieten des socialen Lebens. Hier sieht man, wie Zunft-, Gewerbs-, Handels-, Eigenthumsverhältnisse einer gewaltigen inneren Umbildung unterliegen oder einer solchen entgegenharren. Ein wiedererweckter noch so gebildeter Gewerbsmann, Kaufmann oder Nationalökonom des siebzehnten Jahrhunderts würde unsere Zeit absolut nicht verstehen, gar keinen Anhaltepunkt finden, um sie zu leiten oder gestaltend in sie einzugreifen. Nun stammen aber alle unsere Staatsverhältnisse, alle unsere Rechtsbegriffe und Rechtsformen mehr oder weniger unverändert aus jener Zeit, und auf diesem Gebiet wird sich daher fortwährend der Widerspruch des im ungebildeten Menschen ausschließlichen lebenden Gefühls für materielles Recht mit den bestehenden Rechtsformen geltend machen, und wo dieser Widerspruch für die Einzelnen eben drückend wird, leicht zu Excessen führen, die allerdings als solche nicht geduldet werden dürfen. Es knüpft sich aber die Umwandlung aller unserer Gewerbsverhältnisse an die Erweiterung und Entwicklung, sowie an die richtigere Verwerthung unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Es liegt nun zwar nahe, aber ist nichts desto weniger ein großer Irrthum, wenn man die Naturwissenschaften und ihre Verbreitung als die Quelle jener Excesse ansieht und daher in neuerer Zeit angefangen hat, den Naturwissenschaften von Seiten der Staatsgewalt den Krieg zu erklären. Wie ich schon oben auseinander gesetzt, hat die Naturwissenschaft mit allen solchen Fragen gar Nichts zu thun, und wo ein Naturforscher sich auf solche Fragen einläßt, ist er eben nicht mehr Naturforscher. Die Naturwissenschaft selbst besteht aus einer Reihe von Wahrheiten, die sich ausschließlich auf die Körperwelt beziehen, die auf keinem anderen Gebiete irgend eine Bedeutung haben: Wahrheiten, die unerschütterlich und unantastbar dastehen, so lange es Menschen als Vernunftwesen auf der Erde gibt; Wahrheiten, gegen die ein Kampf ebenso hoffnungslos und sinnlos ist, als gegen ihr erstes und einfachstes Glied, das Einmaleins. In ihnen kann daher unmöglich der Grund zu irgend Etwas liegen, was für die menschliche Gesellschaft, ihr sittliches Bestehen, ihr religiöses Bewußtsein irgendwie gefährlich wäre. Alle diese Gebiete bewegen sich im Geistesleben des Menschen und das wird von den Naturwissenschaften nicht berührt.

Aber wir haben gesehen, daß man, wenn auch allerdings nur brutale Unwissenheit, selbst in unsern Tagen den Kampf gegen die Astronomie aufgenommen hat im Namen der Religion. Zu fürchten hat die Astronomie in diesem Kampfe gar Nichts. Sie wäre selbst thöricht, wenn sie sich ihren Gegnern auch nur zum Kampfe stellte, da dieselben völlig unebenbürtig sind. Unwissenheit hat den Mund zu halten und in die Schule zu gehen, und der Lehrer ist ein Narr, der sich mit seinem Quintaner in Streit einläßt. Nicht Frömmigkeit, nicht Patriotismus, nicht Mysticismus, beide im strengen historisch-wissenschaftlichen Sinne genommen, sind Richtungen, mit denen die Astronomie und die Naturwissenschaft überhaupt in Collision kommen könnte, sondern die plumpe Bornirtheit und Unwissenheit des Buchstabenglaubens, und das nicht, weil eine Differenz über sittliche und religiöse Ueberzeugungen bestände, sondern deshalb, weil Bornirtheit und Unwissenheit auf jedem Gebiete zurückzuweisen sind; wo sie aber gar so roh auftreten, wie bei den Zeloten unserer Tage, die die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne anzutasten wagen, da kann man ihnen nur verächtlich den Rücken wenden.

Ein anderer Punkt, in welchem die Naturwissenschaften in Collision gerathen sind mit Gebieten, die ihnen völlig fremd sind und bleiben, tritt da hervor, wo die Naturforscher Hand an den Körper des Menschen, als an ihr wohlberechtigtes Eigenthum, legen. Daß der Mensch einen Theil Körper hat, der sklavisch den Naturgesetzen unterworfen, ihnen gemäß aus Stoffatomen gestaltet und in dieselben wieder aufgelöst wird, könnte nur ein Wahnsinniger zu läugnen suchen. Der Gedanke, daß der Mensch nur Körper sei und ganz aufhöre, wie sich die Atome seines Körpers zerstreuen, so roh derselbe auch ist, hat jedenfalls den Schein für sich. Aber so lange es Menschen giebt, hat man diesen Gedanken verworfen und die Ueberzeugung festgehalten, daß in dem Menschen noch etwas Anderes existire, was unabhängig von dem Staubatomencomplex, mit dem es hier auf Erden verbunden, eine längere, oder für die klare Selbstverständigung zeitlose, Dauer beanspruchen dürfe. Nur auf dieser Ueberzeugung beruht unser ganzes sittliches Sein; denn es ist lächerlich und zeugt von einer furchtbaren Begriffsconfusion, von Sittlichkeit bei einem Dinge zu sprechen, welches in jedem Augenblick seine eigene Existenz willkürlich vernichten kann. Für den vollkommen selbstverständigten Menschen hat diese Ueberzeugung dieselbe unauflösliche Festigkeit, wie jede mathemathische Wahrheit, da sie auf derselben psychologischen Grundlage beruht. Diese Festigkeit und Sicherheit indessen, die ihren allgemeinen Ausspruch erst in der Kantisch-Friesischen Philosophie gewonnen ist nicht Jedermanns Sache. Bei den meisten Menschen verbindet sich das in seinem Innern

lebende dunkle, aber unabweisbare Gefühl aufs Engste mit seinen religiösen Ansichten und Bedürfnissen und wird erst dadurch zu der inneren Kraft, welche, wie uns die Geschichte so tausendfältig zeigt, im Stande ist, Allem, was sonst dem Menschen schrecklich erscheint, und selbst dem Tode zu trotzen. Aber der Mensch erscheint sich und Anderen zunächst als ein Ganzes. Erst nach und nach vollzieht er die Trennung von Geist und Körper. Ja, man könnte die Entwickelungsgeschichte der Menschheit geradezu als das Bestreben charakterisiren, den reinen Begriff des Geistes zu finden und festzustellen. Nur beiläufig sei bemerkt, daß wir die Bestrebung, die scharfe Trennung der Begriffe zu hindern und zu verwirren, in der Geschichte immer nur bewußt oder unbewußt im Interesse der Unsittlichkeit thätig sehen.

Die Aufgabe in der Geschichte liegt nun darin, den ganzen Complex von einzelnen Erscheinungen, den wir Mensch nennen, zu sondern, dem Körper zu geben, was des Körpers ist, und dem Geiste, was des Geistes ist. Hierbei sind natürlich auch die Naturwissenschaften thätig, indem sie Schritt für Schritt bis an die Grenze des Körperlichen fortgehen und das ihnen unzweifelhaft gehörende Gebiet in Besitz nehmen. Damit wird das Geistesleben durchaus nicht angetastet; denn lange schon, ehe die Naturwissenschaft noch ihre äußerste Grenze erreicht hat, hat sie schon eine große Anzahl von Erscheinungen hinter sich lassen müssen, mit denen sie gar Nichts anzufangen weiß. Man hat es lange nicht scharf genug hervorgehoben, daß schon auf dem Gebiete desjenigen Sinnes, auf welchem die Naturwissenschaft die größten Eroberungen gemacht hat, ich meine auf dem des Gesichtes, gleichwohl die allereinfachsten Erscheinungen schon gänzlich außerhalb des Gebietes der Naturwissenschaften liegen. Die Naturwissenschaft kennt nur Bewegungen des Stofflichen. Es ist aber ein Wahnsinn, von einer hellen oder dunklen, von einer gelben, grünen oder rothen Bewegung zu sprechen. Das Roth in einer Vorstellung mag durch Schwingungen der Aethertheilchen, durch mechanische, chemische, electrische, thermische Verschiebungen der Atome meiner Gehirn- und Nervensubstanz veranlaßt sein, aber es ist nicht diese Bewegung des Körperlichen selbst, und nur ein sehr stumpfer Kopf kann Beides in einen Topf zusammenwerfen. Roth ist keine Bewegung, und wie sich auch die Naturwissenschaften entwickeln werden, wie vollständig wir auch die in unserem Gehirn vorgehenden Veränderungen naturwissenschaftlich verfolgen und begreifen lernen, wir werden auf diesem Wege nie zum Roth kommen, welches immer auf einem jenseitigen Gebiet liegen wird, in der Welt der Bewegungen aber gar nicht vorkommen kann. Solche einfache Betrachtungen genügen, um die Begriffsconfusionen der Materialisten ab- und in ihr Nichts zurückzuweisen.

Der Hauptpunkt, ob es eine Seele als selbstständiges Wesen gebe, ist aber bei dieser ganzen Sache gar nicht das Entscheidende, den Conflict Hervorrufende. Jener Punkt hat einen zu festen Hinterhalt in der ganzen Organisation des Menschen, als daß er überhaupt einer Vertheidigung gegen machtlose Angriffe bedürfte. Aber die Sache hat eine andere Seite. Die jeweilige Gestaltung des Gefühls der eigenen Geistigkeit in Verbindung mit den religiösen Ueberzeugungen, wie ich sie oben angedeutet, nimmt immer auch die jeweiligen Ansichten über die Grenze zwischen Körper und Geist in sich auf und verschlingt sich mit ihnen zu einem scheinbar unlöslichen Ganzen. Wenn nun die Naturwissenschaft an der streitigen Grenze neue Eroberungen macht, so muß sie den Menschen, um sich ihres Eigenthums zu bemächtigen, in das Fleisch seiner theuersten Ueberzeugungen schneiden. Dagegen wehrt sich der conservative Trieb im Menschen; dagegen kämpft die politische Macht, welche dazu berufen ist, die bestehenden Verhältnisse zu erhalten, so lange sie haltbar sind. Die scheinbare Berechtigung zu diesem Kampfe liegt in dem bekannten Ausspruche Pope's: „Geringes Wissen ist gefährlich Ding, dring' tief ein oder koste lieber nicht." Es gehört nämlich ein großer Grad geistiger Bildung und Entwickelung dazu, wenn man im Stande sein soll, aus einem größeren System mit einander in Verbindung stehender Vorstellungen eine einzelne als falsch erkannte auszumerzen und durch eine neue zu ersetzen. Die Auslösung der alten, die Einfügung der neuen und die Verschiebung der stehen bleibenden Vorstellungen unter einander, welche die neue Erwerbung nothwendig nach sich zieht, erfordern eine große geistige Kraft und Arbeit, wenn nicht das ganze Gebäude ins Schwanken kommen und zusammenstürzen soll. Diese Kraftanstrengung scheuen gar viele Menschen und halten lieber selbst den erkannten Irrthum noch längere Zeit fest, aus Furcht vor dem Umsturz; und darin liegt ja eben die ungeheure conservative Macht der Massen. Ein Theil der Menschen wagt sich ungeschickt an die Arbeit und sieht das Ganze zusammenstürzen. Ein dritter Theil endlich reißt gleich freiwillig das ganze Gebäude ein, denn die Menschen sind meist geneigt, ein System verschiedenartiger Vorstellungen als ein absolutes organisches Ganze anzusehen, bei welchem mit der Vernichtung eines Theiles das Ganze zu bestehen aufhört. Hierin liegt immer die große Gefahr des Eindringens neuer Kenntnisse in die weniger gebildeten Massen, nicht weil die Kenntnisse an sich falsch oder gefährlich wären, sondern weil Viele nicht im Stande sind, sie richtig anzuwenden und zu verwerthen. Sollen wir des-

halb die Ausbreitung der Kenntnisse beschränken? Ich sage Nein, so wenig wie wir die Eisenbahnen verbieten werden, weil einer oder der andere Unglückliche sie zum Selbstmord benutzt.

Wie soll sich denn die Macht, welcher die Aufgabe geworden, nicht nur das Gute, sondern auch das Zweifelhafte, welches besteht, eben so lange zu erhalten, als es geht, diesen Conflicten gegenüber verhalten?

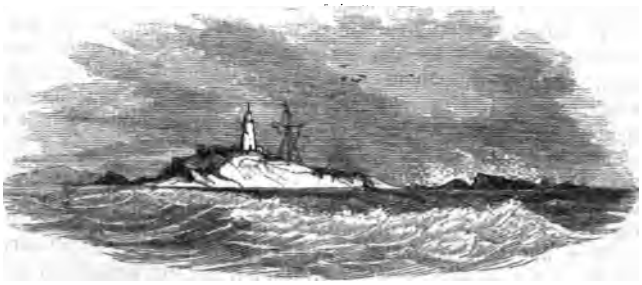
Nehmen wir auch hier einmal das allgemeinste Verhältniß heraus, wie es uns die Geschichte darlegt. Jeder empfängt zuerst fertige Resultate von anderen Menschen. Dann macht er die Erfahrung, daß es Menschen giebt, die sich irren, und Menschen, die die Unwahrheit sagen, und damit erwächst ihm der Zweifel, hat nicht der Mensch, welcher dich belehrte, vielleicht auch aus Schlechtigkeit oder Irrthum dir Falsches statt Wahrem mitgetheilt. So entsteht dem Menschen das Bedürfniß nach einem Kriterium der Wahrheit. Dieses kann er nicht wieder von anderen Menschen entlehnen; denn diese unterliegen ja wieder demselben Zweifel. Er wird also auf sein eigenes Innere verwiesen, und so wird das Selbstvertrauen der Vernunft, daß sie der Wahrheit fähig, für dieselbe empfänglich sei, daß sie dieselbe als Wahrheit erkennen könne, nicht etwa die beste und lauterste unter vielen anderen, sondern geradezu die einzige Quelle der Wahrheit. Auch die göttliche Offenbarung kann mir hier nicht helfen, wenn sie mir nicht unmittelbar selbst zu Theil geworden. Es bedarf hier gar keiner Untersuchung über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Offenbarung. Es läßt sich vielmehr ganz einfach nachweisen, daß, den Einzelnen, dem die Offenbarung jetzt zu Theil geworden, ausgenommen, dieselbe nicht der Grund unserer Ueberzeugung von der Wahrheit des Inhaltes ist, sein kann, noch je gewesen ist. — Es steht historisch fest, daß gar viele Menschen sich für das, was sie gelehrt, auf unmittelbare göttliche Eingebung berufen haben. Es steht historisch fest, daß darunter Viele gewesen sind, welche dessen ungeachtet Irrthümer gelehrt und verbreitet haben. Soll ich also den Inhalt einer Offenbarung als von Gott ausgegangen als wahr annehmen, so muß ich denselben seinem wesentlichen Gehalt nach als wahr, als göttlich erkennen können, mich überzeugen können, daß hierbei kein Irrthum mit unterläuft, wie es doch thatsächlich vorgekommen. In mir selbst muß ich also den Maaßstab für das Wahre, das Göttliche schon besitzen, um ihn an das, was mir als solches geboten wird, anlegen zu können. — Ich muß es in meinem eigenen Innern erkannt haben, was göttlich ist, wenn ich den Ausspruch thun soll: „Hier sind Worte des ewigen Lebens.“ Der letzte Grund aller meiner festen Ueberzeugungen ist also immer nur das Vertrauen auf die eigene innere Wahrheit meiner Vernunft und von deren augenblicklicher Bildungsstufe abhängig.

So wie die Menschen einigermaßen zur Besinnung gekommen, fangen sie an, nach Wahrheit zu suchen. Dazu treibt sie ein unabweisbarer innerer Drang. Der Weg dazu ist allein die innerlich und äußerlich freie Forschung. Die Arbeit ist aber eine ungeheure, die nicht durch den Einzelnen, sondern nur durch die Verbindung Vieler in der gleichzeitigen Thätigkeit und in der geschichtlichen Aufeinanderfolge nur nach und nach bewältigt wird. Irrthum und Wahrheit leben daher auch niemals in einem Einzelnen, sondern in den Massen, die mit einander gleichzeitig geistig thätig sind, sich gegenseitig fördern und hemmen, anregen, leiten und verführen. Dadurch aber gewinnen Irrthum und Wahrheit ihre von den Trägern unabhängige geistige Existenz. Beide sind daher auch nur geistigen Waffen zugänglich. Physische Gewalt kann immer nur den Einzelnen treffen, der zufällig Träger eines vermeinten Irrthums ist, ist also gegen den Irrthum selbst machtlos. Der Mensch als Vernunftwesen kann daher nie in den Fall kommen, Gewalt zu brauchen, weil er unfähig ist, ein Mittel anzuwenden, welches den Zweck verfehlt. Der Mensch als Vernunftwesen wird aber auch schon deshalb niemals Gewalt anwenden, weil er dadurch in die Arbeit um die Wahrheit, bei der er selbst aufs Höchste interessirt ist, nur störend eingreift. Er wird vielmehr ruhig das Resultat, bei dessen Erlangung er selbst mit thätig ist, abwarten. Ein Grund zum Kampf kann also nicht in der vernünftigen Natur des Menschen liegen; er muß vielmehr in seiner sinnlichen gesucht werden. Aber, wird man sagen, wie greift denn das in mein sinnliches Leben, in mein physisches Wohlsein ein, ob mein Nachbar an seinen eigenen Geist oder an Gott glaubt oder nicht? Der Einwand wäre begründet, wenn wir am Ende der Tage ständen und nicht in provisorischen Zuständen uns bewegten. Eben seiner sinnlichen Natur wegen ist der Mensch gezwungen, gleich von vornherein seine natürlichen Zustände, in denen sich eben die sinnlichen Ansprüche der verschiedenen Menschen streitend gegenübertreten, zu ordnen und diese Ordnung durch Gewalt zu schützen, damit ihm zum ungestörten Ringen nach der Wahrheit Raum werde. Achten thut der Mensch aber nur das Rechte und Wahre, und jene Ordnung bildet sich von selbst dem augenblicklichen Bewußtsein vom Rechten und Wahren an. Nur daß man die der Ordnung zu Grunde liegenden Ansichten für wahr hält, giebt ihr den Rechtsboden; nur deshalb stellt man die Gewalt zu ihrem Schutz hin. Wenn nun im Fortgang der geistigen Arbeit die der Ordnung zu Grunde liegenden Ansich-

ten ganz oder theilweise als unwahre erkannt werden, so tastet dieses Resultat zwar unmittelbar die bestehende Ordnung nicht an, denn diese besteht in den sinnlich-natürlichen Verhältnissen des Menschen, jenes aber lebt auf seinem Vernunftgebiete; aber indem die Grundlage für falsch erklärt wird, verliert die Ordnung den Rechtsboden, also das Einzige, was sie wahrhaft schützt, und somit wird die Möglichkeit des Kampfes um neue Ordnung der Naturverhältnisse nach neuen Grundlagen gegeben. Dabei muß das Bestehende immer geändert werden; daher muß ein Theil immer verlieren, und daher der Kampf um geistige Wahrheiten auf einem Gebiet, dem diese Wahrheiten an sich nicht angehören. Die zum Schutz des Bestehenden hingestellte Macht muß sich hier immer gegen diejenigen erklären, die zu einer solchen Veränderung Veranlassung geben.

Aber in dieser einfachen Ursprünglichkeit existiren jetzt nur noch die wenigsten menschlichen Gesellschaften; bei Weitem in den meisten, insbesondere civilisirten Staaten hat sich die gesellschaftliche Ordnung der Menschen nach und nach so entwickelt und gestaltet, daß die ursprünglich nur zum Schutze des einmal Geordneten hingestellte Gewalt eine selbstständige Existenz gewonnen hat und wenigstens der Möglichkeit nach über den streitenden Interessen stehen, die feindlichen Interessen beide beherrschen und mit einander ausgleichen kann. Den Fortschritt der Menschheit in Erkennung der Wahrheit kann sie nicht aufhalten. Ein Blick auf die Geschichte zeigt das Lächerliche eines solchen Unternehmens. Den Streit um den provisorischen Besitzstand kann sie eben deshalb auch nicht verhindern, und er wird, sich selbst überlassen, mit Nothwendigkeit immer zum völligen Umsturz des Bestehenden, zur Revolution führen, deren Auftreten, deren Folgen niemals wohlthätig für die Menschen gewesen sind. Aber die Gewalt kann diese Revolutionen verhindern, die nur dann entstehen, wenn die Spaltung zwischen den Ueberzeugungen der Menschen von der Wahrheit und der bestehenden Ordnung so breit geworden, daß keine Brücke mehr hinüberführt. Zu diesem Zweck muß sie aber die freieste Forschung und Meinungsäußerung nicht nur dulden, sondern auf alle Weise pflegen und fördern, damit sie immer ein offenes Ohr für den Gang der Wahrheitsarbeit unter den Menschen habe und fähig bleibe, jedes Mißverhältniß zwischen der sich entwickelnden Wahrheit und der bestehenden Ordnung auszugleichen, so lange es noch möglich ist, ohne daß die Massen dadurch bewegt werden. Die einzelne unsittliche Handlung dagegen, in welcher ein Einzelner nicht, wie durch die Forschung, die Grundlagen, sondern die reale Ordnung selbst ohne ihre Ermächtigung angreift, mag sie mit aller Strenge des Gesetzes strafen. Es wird sich Niemand dann des Ruhestörers annehmen.

Ein Ausflug nach Neufundland.



Ansicht des Hafens von Halifax.

Am Morgen des 7. August 1855 versammelte sich auf dem Dampfschiffe James Adger eine so heitere Gesellschaft, wie sie nur je von den Strahlen der Sonne beschienen wurde. Das Schiff lag am Damm No. 4 des Newyorker Nordflusses, und auf dem Kai stand ein Schwarm von Neugierigen, Müßigen, oder auch Freunden der Scheidenden. Als die Anker aufgewunden wurden und die ungeheuren Schaufelräder ihre Umdrehungen begannen, ließ sich auf der Küste Ruf auf Ruf hören, den wir Abgelenden munter beantworteten, und es wurde uns manches: „Seid glücklich!“ nachgeschickt, manches Gebet um guten Erfolg leise geflüstert.

Wir gingen, um ein großes Unternehmen durchzuführen, nicht um eine Kriegserklärung

halb die Ausbreitung der Kenntnisse beschränken? Ich sage Nein, so wenig wie wir die Eisenbahnen verbieten werden, weil einer oder der andere Unglückliche sie zum Selbstmord benutzt.

Wie soll sich denn die Macht, welcher die Aufgabe geworden, nicht nur das Gute, sondern auch das Zweifelhafte, welches besteht, eben so lange zu erhalten, als es geht, diesen Conflicten gegenüber verhalten?

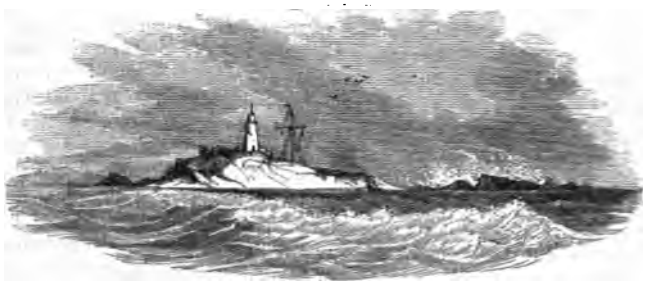
Nehmen wir auch hier einmal das allgemeinste Verhältniß heraus, wie es uns die Geschichte darlegt. Jeder empfängt zuerst fertige Resultate von anderen Menschen. Dann macht er die Erfahrung, daß es Menschen giebt, die sich irren, und Menschen, die die Unwahrheit sagen, und damit erwächst ihm der Zweifel, hat nicht der Mensch, welcher dich belehrte, vielleicht auch aus Schlechtigkeit oder Irrthum dir Falsches statt Wahrem mitgetheilt. So entsteht dem Menschen das Bedürfniß nach einem Kriterium der Wahrheit. Dieses kann er nicht wieder von anderen Menschen entlehnen; denn diese unterliegen ja wieder demselben Zweifel. Er wird also auf sein eigenes Innere verwiesen, und so wird das Selbstvertrauen der Vernunft, daß sie der Wahrheit fähig, für dieselbe empfänglich sei, daß sie dieselbe als Wahrheit erkennen könne, nicht etwa die beste und lauterste unter vielen anderen, sondern geradezu die einzige Quelle der Wahrheit. Auch die göttliche Offenbarung kann mir hier nicht helfen, wenn sie mir nicht unmittelbar selbst zu Theil geworden. Es bedarf hier gar keiner Untersuchung über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Offenbarung. Es läßt sich vielmehr ganz einfach nachweisen, daß, den Einzelnen, dem die Offenbarung jetzt zu Theil geworden, ausgenommen, dieselbe nicht der Grund unserer Ueberzeugung von der Wahrheit des Inhaltes ist, sein kann, noch je gewesen ist. — Es steht historisch fest, daß gar viele Menschen sich für das, was sie gelehrt, auf unmittelbare göttliche Eingebung berufen haben. Es steht historisch fest, daß darunter Viele gewesen sind, welche dessen ungeachtet Irrthümer gelehrt und verbreitet haben. Soll ich also den Inhalt einer Offenbarung als von Gott ausgegangen als wahr annehmen, so muß ich denselben seinem wesentlichen Gehalt nach als wahr, als göttlich erkennen können, mich überzeugen können, daß hierbei kein Irrthum mit unterläuft, wie es doch thatsächlich vorgekommen. In mir selbst muß ich also den Maaßstab für das Wahre, das Göttliche schon besitzen, um ihn an das, was mir als solches geboten wird, anlegen zu können. — Ich muß es in meinem eigenen Innern erkannt haben, was göttlich ist, wenn ich den Ausspruch thun soll: „Hier sind Worte des ewigen Lebens.“ Der letzte Grund aller meiner festen Ueberzeugungen ist also immer nur das Vertrauen auf die eigene innere Wahrheit meiner Vernunft und von deren augenblicklicher Bildungsstufe abhängig.

So wie die Menschen einigermaßen zur Besinnung gekommen, fangen sie an, nach Wahrheit zu suchen. Dazu treibt sie ein unabweisbarer innerer Drang. Der Weg dazu ist allein die innerlich und äußerlich freie Forschung. Die Arbeit ist aber eine ungeheure, die nicht durch den Einzelnen, sondern nur durch die Verbindung Vieler in der gleichzeitigen Thätigkeit und in der geschichtlichen Aufeinanderfolge nur nach und nach bewältigt wird. Irrthum und Wahrheit leben daher auch niemals in einem Einzelnen, sondern in den Massen, die mit einander gleichzeitig geistig thätig sind, sich gegenseitig fördern und hemmen, anregen, leiten und verführen. Dadurch aber gewinnen Irrthum und Wahrheit ihre von den Trägern unabhängige geistige Existenz. Beide sind daher auch nur geistigen Waffen zugänglich. Physische Gewalt kann immer nur den Einzelnen treffen, der zufällig Träger eines vermeinten Irrthums ist, ist also gegen den Irrthum selbst machtlos. Der Mensch als Vernunftwesen kann daher nie in den Fall kommen, Gewalt zu brauchen, weil er unfähig ist, ein Mittel anzuwenden, welches den Zweck verfehlt. Der Mensch als Vernunftwesen wird aber auch schon deshalb niemals Gewalt anwenden, weil er dadurch in die Arbeit um die Wahrheit, bei der er selbst aufs Höchste interessirt ist, nur störend eingreift. Er wird vielmehr ruhig das Resultat, bei dessen Erlangung er selbst mit thätig ist, abwarten. Ein Grund zum Kampf kann also nicht in der vernünftigen Natur des Menschen liegen; er muß vielmehr in seiner sinnlichen gesucht werden. Aber, wird man sagen, wie greift denn das in mein sinnliches Leben, in mein physisches Wohlsein ein, ob mein Nachbar an seinen eigenen Geist oder an Gott glaubt oder nicht? Der Einwand wäre begründet, wenn wir am Ende der Tage ständen und nicht in provisorischen Zuständen uns bewegten. Eben seiner sinnlichen Natur wegen ist der Mensch gezwungen, gleich von vornherein seine natürlichen Zustände, in denen sich eben die sinnlichen Ansprüche der verschiedenen Menschen streitend gegenübertreten, zu ordnen und diese Ordnung durch Gewalt zu schützen, damit ihm zum ungestörten Ringen nach der Wahrheit Raum werde. Achten thut der Mensch aber nur das Rechte und Wahre, und jene Ordnung bildet sich von selbst dem augenblicklichen Bewußtsein vom Rechten und Wahren an. Nur daß man die der Ordnung zu Grunde liegenden Ansichten für wahr hält, giebt ihr den Rechtsboden; nur deshalb stellt man die Gewalt zu ihrem Schutz hin. Wenn nun im Fortgang der geistigen Arbeit die der Ordnung zu Grunde liegenden Ansich-

ten ganz oder theilweise als unwahre erkannt werden, so tastet dieses Resultat zwar unmittelbar die bestehende Ordnung nicht an, denn diese besteht in den sinnlich-natürlichen Verhältnissen des Menschen, jenes aber lebt auf seinem Vernunftgebiete; aber indem die Grundlage für falsch erklärt wird, verliert die Ordnung den Rechtsboden, also das Einzige, was sie wahrhaft schützt, und somit wird die Möglichkeit des Kampfes um neue Ordnung der Naturverhältnisse nach neuen Grundlagen gegeben. Dabei muß das Bestehende immer geändert werden; daher muß ein Theil immer verlieren, und daher der Kampf um geistige Wahrheiten auf einem Gebiet, dem diese Wahrheiten an sich nicht angehören. Die zum Schutz des Bestehenden hingestellte Macht muß sich hier immer gegen diejenigen erklären, die zu einer solchen Veränderung Veranlassung geben.

Aber in dieser einfachen Ursprünglichkeit existiren jetzt nur noch die wenigsten menschlichen Gesellschaften; bei Weitem in den meisten, insbesondere civilisirten Staaten hat sich die gesellschaftliche Ordnung der Menschen nach und nach so entwickelt und gestaltet, daß die ursprünglich nur zum Schutze des einmal Geordneten hingestellte Gewalt eine selbstständige Existenz gewonnen hat und wenigstens der Möglichkeit nach über den streitenden Interessen stehen, die feindlichen Interessen beide beherrschen und mit einander ausgleichen kann. Den Fortschritt der Menschheit in Erkennung der Wahrheit kann sie nicht aufhalten. Ein Blick auf die Geschichte zeigt das Lächerliche eines solchen Unternehmens. Den Streit um den provisorischen Besitzstand kann sie eben deshalb auch nicht verhindern, und er wird, sich selbst überlassen, mit Nothwendigkeit immer zum völligen Umsturz des Bestehenden, zur Revolution führen, deren Auftreten, deren Folgen niemals wohlthätig für die Menschen gewesen sind. Aber die Gewalt kann diese Revolutionen verhindern, die nur dann entstehen, wenn die Spaltung zwischen den Ueberzeugungen der Menschen von der Wahrheit und der bestehenden Ordnung so breit geworden, daß keine Brücke mehr hinüberführt. Zu diesem Zweck muß sie aber die freieste Forschung und Meinungsäußerung nicht nur dulden, sondern auf alle Weise pflegen und fördern, damit sie immer ein offenes Ohr für den Gang der Wahrheitsarbeit unter den Menschen habe und fähig bleibe, jedes Mißverhältniß zwischen der sich entwickelnden Wahrheit und der bestehenden Ordnung auszugleichen, so lange es noch möglich ist, ohne daß die Massen dadurch bewegt werden. Die einzelne unsittliche Handlung dagegen, in welcher ein Einzelner nicht, wie durch die Forschung, die Grundlagen, sondern die reale Ordnung selbst ohne ihre Ermächtigung angreift, mag sie mit aller Strenge des Gesetzes strafen. Es wird sich Niemand dann des Ruhestörers annehmen.

Ein Ausflug nach Neufundland.



Ansicht des Hafens von Halifax.

Am Morgen des 7. August 1855 versammelte sich auf dem Dampfschiffe James Adger eine so heitere Gesellschaft, wie sie nur je von den Strahlen der Sonne beschienen wurde. Das Schiff lag am Damm No. 4 des Newyorker Nordflusses, und auf dem Kai stand ein Schwarm von Neugierigen, Müßigen, oder auch Freunden der Scheidenden. Als die Anker aufgewunden wurden und die ungeheuren Schaufelräder ihre Umdrehungen begannen, ließ sich auf der Küste Ruf auf Ruf hören, den wir Abgelenden munter beantworteten, und es wurde uns manches: „Seid glücklich!“ nachgeschickt, manches Gebet um guten Erfolg leise geflüstert.

Wir gingen, um ein großes Unternehmen durchzuführen, nicht um eine Kriegserklärung

zu überbringen, oder Mauern und Wälle niederzuschießen, sondern um die ersten Glieder einer Kette zu legen, welche die Völker der Welt mit einander verbinden und den Eintritt jener glücklichen Zukunft beschleunigen wird,

„wo die beladnen Schiffe
Mit Gaben der Natur, zugleich zum Tausche
Auch Liebeswort, und gute Thaten bringen."

Mit einem Worte, wir wollten das Tau des unterseeischen Telegraphen legen, welcher dazu bestimmt ist, die alte Welt mit der neuen zu verbinden und die guten Bürger von Newyork und von London einander bis auf Sprachweite nahe zu bringen. Der Draht, den wir dem tiefen Grunde des ewigen Oceans zu überantworten hatten, sollte von Port au Basque in Neufundland bis zum Cap North, der äußersten Spitze der Insel Breton reichen und war mit der Barke Sarah L. Bryant, die wir in Port au Basque vorzufinden hofften, von England gekommen. Einschließlich der Beamten der Gesellschaft, deren Gäste wir waren, bildeten wir eine Gesellschaft von sechszig Personen und waren alle entschlossen, „fröhlich zu sein und Andere fröhlich zu machen."

Als wir unsere schöne Bai hinabdampften, begrüßte uns ein leichter Südostwind wie einladend, und die grünen Küsten der Langen Insel und der Staateninsel schienen ihr Sonntagskleid angelegt zu haben, um uns, wenn wir auf der „tiefen, tiefen See" schaukelten, der Rückkehr mit Sehnsucht gedenken zu lassen. Jenseits Sandy Hook war das Meer eine glatte Fläche, und auf der Höhe von Moriches, wo das Wrack des Franklin, ein gewaltiger Leichnam, als ein Denkzeichen von Neptun's Macht daliegt, überfiel uns die Nacht. Nachdem wir ein natürliches Feuerwerk in der Gestalt eines prächtigen Wetterleuchtens bewundert hatten, suchten wir alle die Kajüte auf, wo ein improvisirtes Concert bis Mitternacht die Stunden kürzte. Montauk Point, ein Punkt, der Manchem, der hier dem Meeresgotte einen unfreiwilligen Tribut dargebracht hat, unvergeßlich sein wird, umfuhren wir um elf Uhr Nachts. Viele von uns hatten diese Stelle gefürchtet, aber als „Alles in Ordnung" blieb, begann Jeder sich für einen tüchtigen Seemann zu halten und ein „Leben auf den hohen Wogen" wahrhaft köstlich zu finden.

Am 8. warfen wir den letzten Blick auf die Yankee-Küste und hielten unmittelbar auf Cape Sable zu. Bald nachdem wir die Untiefen von Nantucket hinter uns hatten, nahm der Ocean, der bisher so glatt gewesen, einen rauheren Charakter an und setzte durch hohe Wellen unsere Nerven auf die Probe. Bald zeigten sich blasse Gesichter, und Viele suchten unter dem Verdeck Erleichterung für Regungen, gegen die der stärkste Wille ohnmächtig war. Die Damen gewannen durch ihre Tapferkeit unsere ganze Achtung. Obgleich ihre Lippen erblaßten und die Rosen von ihren Wangen verschwanden, behaupteten sie doch mannhaft ihre Plätze auf den Radkasten und suchten ihre „eigenthümlichen Empfindungen" mit leichten Liedern und fröhlichen Worten wegzuscherzen. Am nächsten Tage sahen wir mehrere Wallfische, welche zum Ergötzen aller, denen diese Ungeheuer der Tiefe noch unbekannt waren, mächtige Wasserstrahlen emporschossen, und kamen vor Sonnenuntergang in Sicht der Insel Seal vor der südlichen Küste von Neuschottland. Alle Fernröhre wurden hervorgeholt, doch zeigte sich auf der niedrigen, unfruchtbaren, von Felsen umgebenen Küste nichts, was von Interesse gewesen wäre. In kurzer Zeit erreichten wir einen Fischerei-Grund, bedeckt mit französischen und Colonial-Fischerfahrzeugen, deren pittoreskes Aeußere die langweilige Eintönigkeit der Luft und des Meeres milderte.

Ein starker Gegenwind, der zu einem Sturm anzuwachsen drohte, vereitelte unsere Hoffnung, Halifax noch in der Nacht zu erreichen. Vor Sambro-Head wurde die Luft in der Dämmerung so dick, daß wir ins Meer hinaushalten und dort bis zum Morgen warten mußten. Die See ging hoch, der Wind wogte heftiger, und unser tapferer Dampfer rollte so schwer, daß wir uns sämmtlich in unsere Kojen zurückziehen mußten. Als der Morgen in klarer Schönheit anbrach, befanden wir uns sechs geographische Meilen südlich vom Sambro-Leuchthurme, nahmen einen Lootsen an Bord und steuerten rasch in den Hafen von Halifax, auf den Neuschottland mit Recht stolz ist. Den Eingang schützt eine kleine Insel von einer Stunde Umfang, auf der ein Fort und ein Martello-Thurm stehen. Die Stadt liegt fünf Minuten weiter an einem Berge, dessen Gipfel eine prachtvolle Aussicht auf den Hafen bietet. Oben auf der Spitze erbaut man ein starkes, anscheinend uneinnehmbares Fort, in dem bereits eine Besatzung von 600 Mann liegt.

Sobald unser Schiff den Kai berührte, eilte unsere ganze Gesellschaft ans Land und verbreitete sich im Nu durch die Stadt, begierig die sämmtlichen Merkwürdigkeiten mit einem Male zu verschlingen. Unsere Hast und was uns sonst an Yankee-Eigenthümlichkeiten anklebte, erregte die Neugier der Einwohner nicht wenig. Wir mietheten alle Wagen, deren wir habhaft werden konnten, besuchten jeden Platz, jedes öffentliche Gebäude, durcheilten den Ort von einem Ende zum anderen, und hatten uns in wenigen Stunden von der Stadt, der Bevölkerung, ihrem Charakter und ihren Sitten ein leidlich klares Bild verschafft. Einige von uns besuchten eine im Hafen liegende französische Fregatte und wurden von den Officieren sehr freundlich aufgenommen. Um halb sieben Uhr

Abends schieden wir von Halifax unter dem lauten Zuruf des Volks, auf den wir mit einem neunmaligen Hurrah antworteten. Unsere Lungenkraft schien diese guten Leute in Erstaunen zu versetzen. Vor dem Abschiede hatten wir einen Lootsen an Bord genommen, der die Küste von Cap Breton und Neufundland bis St. John dem entferntesten Ort unserer Fahrt, genau kannte.

Wir fuhren direkt nach Port au Basque, wo wir die Sarah L. Bryant mit dem Tau an Bord zu finden hofften. Als wir den Platz aber am Sonntagsmorgen erreichten, vermochten unsere ängstlich suchenden Augen die Barke nicht zu entdecken. Sie war noch nicht angekommen, obgleich sie schon vor zwei Wochen hätte hier sein sollen. Dies war uns Allen höchst unangenehm, da das Wetter für das Legen des Taues günstig war und schon am nächsten Morgen damit hatte begonnen werden sollen.

Es entstand nun die Frage, ob wir unter diesen Umständen in Port au Basque auf die Ankunft der Sarah L. Bryant warten oder nach St. John segeln sollten. Da wir den letztern Platz vor unserer Rückkehr besuchen wollten um uns den Behörden von Neufundland vorzustellen, so wurde beschlossen, sogleich nach St. John zu gehen und in kurzer Frist nach Port au Basque zurückzukehren. Während der drei bis vier Stunden, die wir vor dem Hafen verbrachten, gingen etwa zwölf von uns ans Land, um ausfindig zu machen, welche Art von Menschen und Dingen der Ort hervorbringe. Er ist wenig mehr als ein Dorf und enthält ungefähr vierzig oder fünfzig hölzerne, meist zweistöckige Häuser. Etwa ein Dutzend derselben liegt bei einander, während der Rest über eine ziemliche Fläche zerstreut ist. Dagegen hat man von dem Platze, wo dieser ungesellige Ort erbaut ist, eine wirklich schöne Aussicht über das umliegende Land auf eine Strecke von mindestens drei Stunden. Im Norden erhebt sich das schöne Vorgebirge Ray bis zu einer Höhe von 1500 Fuß. Die Vegetation ist kärglich, und nur hie und da sticht ein kleiner Rasenfleck gegen die allgemeine Unfruchtbarkeit angenehm ab, und einige niedrige verkümmerte Büsche, an denen braune Beeren wachsen, erscheinen in kleinen und weit von einander verstreuten Gruppen. Was dem Platz an Pflanzenreichthum abgeht, wird ihm durch Fische ersetzt. Die Leute fischen, um zu leben, und leben, um zu fischen. Fische giebt es zum Frühstück, Fische zum Mittagsessen, toujours Fische. Ueberall sieht man Fische, nicht blos in den Häusern, sondern auch im Freien, wo man sie in ungeheuren Haufen aufschichtet, die wie Heuschober aussehen, aber nach allem Andern, nur nicht nach den Wohlgerüchen Arabiens duften. Die Leute scheinen nichts als Fische zu kennen, sich um weiter nichts zu kümmern, und man mag eine Unterredung anknüpfen, wo und wie man will, sie kommen zuletzt gewiß auf die Fische zurück. Alles, was in ihre Netze kommt, ist Fisch, und so lange sie Ueberfluß daran haben, verursacht ihnen die übrige Welt keine Sorgen.

Nach einer Berathung mit Herrn Canning, einem der besten englischen Ingenieure, der von der Telegraphen-Gesellschaft für das Legen der Drähte gewonnen worden war, segelten wir nach St. John, wo wir am Morgen des 14. ohne bemerkenswerthen Vorfall anlangten.

Der Eingang zum Hafen von St. John ist überraschend und die ihn umgebende Landschaft reich an malerischen Schönheiten. Auf der östlichen Seite wird die Insel durch dieselbe kühne Linie von Küstengebirgen beschützt, welche ihr ganzes südliches Ende charakterisirt. Die Fel-

Hafen von St. John.

sen schwingen sich steil und unmittelbar vom Wasserspiegel bis zu einer Höhe von sechs bis siebenhundert Fuß auf, und das Meer ist tief genug, um selbst den größten Schiffen zu gestatten, sich den schroffen und tief eingeschnittenen Ufern bis auf wenige Fuß zu nähern. Hier und da sieht man unten in den Felsen tiefe Höhlen, und eine romantische Einbildungskraft könnte sich damit beschäftigen, sie mit kühnen Schmugglern und wilden Buccanieren zu bevölkern.

Der Eingang zum Hafen verbirgt sich selbst noch in geringer Entfernung dem Blicke so sehr, daß wir ihn erst entdeckten, nachdem wir bis auf eine Viertelstunde nahe gekommen waren. Zur Rechten erhebt sich der Signalberg, von dessen Gipfel eine Befestigung herabschaut, während eine andere seiner Basis ein drohendes Ansehen giebt. Keines dieser Werke sah übrigens danach aus, als könne es einen starken Widerstand leisten, doch wird der schmale Eingang von anderen Schanzen vollständig gedeckt. Im letzten Kriege hatte man ihn mit einer eisernen Kette geschlossen, um feindlichen Schiffen das Einlaufen unmöglich zu machen. Die Ueberreste derselben und ein paar alte Geschütze riefen uns die Thatsache ins Gedächtniß, daß man hier amerikanischen Schiffen nicht zu allen Zeiten einen freien Verkehr gestattet habe. Dem Signalberge gegenüber steigt eine andere Höhe bis zu sechshundert Fuß auf, welche an der Seite mit einem furchtbar aussehenden Fort und unten mit einem zweiten, aus dessen Mittelpunkt ein Leuchtthurm emporsteigt, bedacht worden ist. Dieser Engpaß erreicht an seiner weitesten Stelle kaum die Breite einer Viertelstunde und ist eine halbe Stunde lang. Als wir etwa in der Mitte der Enge die guten Bewohner von St. John durch einen Kanonenschuß begrüßten, gab das Echo den Schall wohl hundertfach wieder.

Die Stadt St. John bietet einen höchst pittoresken Anblick dar, indem sie sich allmälig steigend an einem Berge 250 Fuß hinaufzieht; vor ihr breitet sich der schöne Hafen gleich einem Meeresbecken aus und erhöht den Reiz des Bildes. Ueberall erheben sich Berge, auf denen die Fischerhütten, jede von einem grünen Gartenfleck umgeben, hie und da zerstreut sind und den wilden Charakter der Gegend mildern. Am Fuße dieser Berge, zuweilen dicht an den Felsen gelegen, stehen die Gerüste oder Bühnen, auf denen die Stockfische vor dem Verpacken gereinigt und eingesalzen werden.

Die Behörden und Bewohner von St. John, die ihren jetzigen beschränkten Verkehr mit uns gern erweitern möchten und den transatlantischen Telegraphen darum mit Freude begrüßen, empfingen uns mit der größten Gastfreundschaft. Sie schienen während unseres Aufenthaltes in Gefälligkeiten gegen uns zu wetteifern. Alle Wagen wurden uns zur Verfügung gestellt, und der Einladungen kamen so viele, daß wir nicht die Hälfte annehmen konnten.

In St. John giebt es keine öffentlichen Gebäude, die sich durch Größe oder architektonische Schönheit auszeichnen. Eine Ausnahme macht die katholische Kathedrale, ein prächtiges Gebäude mit schönen Verhältnissen, das mindestens zehntausend Personen fassen kann. Die Kosten des Baues haben mehr als eine halbe Million Dollars betragen.

Das Colonial-Gebäude ist ein viereckiger zweistöckiger Bau. Es enthält die Zimmer der beiden Kammern, der Abgeordneten-Versammlung und des gesetzgebenden Raths. In kurzer Entfernung von diesem Gebäude liegt das Haus des Statthalters, in dem der neuerdings ernannte Oberbeamte von Neufundland, Herr Charles J. Darling, residirt.

Am Abend des 15. wurde den öffentlichen Behörden von St. John am Bord des Dampfers ein großes Banket gegeben. Die Musik der Besatzung spielte, und einschließlich unserer eigenen Gesellschaft waren etwa hundert Personen anwesend. Bei dieser Gelegenheit gab Professor Morse in Erwiederung des ihm dargebrachten Toastes eine kurze Geschichte des Telegraphen und wie die vielfachen Schwierigkeiten bekämpt wurden, um den Congreß zur Erlassung der gesetzlichen Bestimmungen geneigt zu machen, die ihn in den Stand setzen sollten, versuchsweise eine Linie von Washington nach Baltimore ausführen zu können. Unter Gesang und Tanz verbrachten wir in Gesellschaft der Damen den Rest dieses genußreichen Abends. Am folgenden Abend gaben die Colonialbehörden das Compliment durch einen glänzenden Ball zurück, den sie uns zu Ehren im Landhause veranstalteten. Es war ein köstliches Fest, und die glänzenden Augen der schönen Damen von St. John ließen in dem Herzen von mehr als einem unserer Junggesellen Eindrücke zurück, welche sobald nicht verwischt sein werden. Am nächsten Morgen sollten wir nach Port au Basque zurückgehen, doch die Telegraphen-Gesellschaft wünschte die edle Gastfreiheit, die man uns erwiesen hatte, zu erwiedern und lud zweihundert der vornehmsten Einwohner zu einem Ausfluge mit dem James Adger ein. Mit unseren Gästen an Bord fuhren wir fünf Stunden weit in das Meer hinaus. Nach einem köstlichen Tage, der nie aus unserm Gedächtnisse schwinden wird, kehrten wir in den Hafen zurück, wo wir unsern Freunden und der gastfreien Stadt St. John Lebewohl sagten und nach Port au Basque steuerten, um uns mit der Sarah L. Bryant zu vereinigen.

Ungefähr drei Viertelstunden von St. John entfernt liegt das kleine Felsendorf Quidi Vidi, von den kühnen Fischern bewohnt, deren Thä-

tigkeit St. John seinen großen Stapelartikel, den Stockfisch, liefert. Die Fischereien von Neufundland begannen etwa im Jahre 1596 sich auszudehnen. 1615 hatten die Engländer auf den Bänken 250 Schiffe und die Franzosen, Basken und Portugiesen deren 400. Die Franzosen sahen scheel auf die Theilnahme der Engländer, und ihre Regierung war der Ansicht, daß die nordamerikanischen Fischereien im Zusammenhang mit der Schifffahrt und der daraus erwachsenden Macht mehr natürlichen Werth hätten, als alle Bergwerke von Mexico. Gegenwärtig werden die Bänke jährlich von 360 französischen Schiffen besucht, von denen jedes zwischen 8000 und 10,000 Faden Schnüre mit mehr als einer Million Angeln auslegt. Der jährliche Betrag der Fischereien — die Ausbeute der Amerikaner, Franzosen und englischen Colonisten zusammengerechnet — beläuft sich auf 4,400,000 Centner Stockfische, zu einem Werth von 3,038,675 Pf. St. oder 15,000,000 Dollars.

Die Fischer sind eine naturkräftige, ehrliche und achtungswerthe Classe von Menschen, für die die Elemente alle ihre Schrecken verloren zu haben scheinen. Ihr Leben ist eine ununterbrochene Kette von Gefahren und Mühseligkeiten, denen sie jedoch nur selten entsagen, wenn sie nicht durch Alter oder durch Körperschwächen, die Folgen ihrer Strapazen, dazu gezwungen werden. Da sie mit ihrem Erwerb in der Regel nicht hauszuhalten verstehen, so sind sie durch Leichtsinn und Sorglosigkeit den Händlern von St. John, welche ihre einzigen Abnehmer sind, vollständig verfallen, und dieser Zustand der Dinge wird sich kaum jemals zu Gunsten der Bevölkerung ändern, so lange wenigstens nicht, als der Kaufmannsstand von St. John in diesem ausgedehnten Handel ohne rivalisirende Nebenbuhler bleibt.

Als wir St. John verließen, entdeckten wir, daß die lebendige Ladung unseres Schiffes in der Gestalt von Neufundländerhunden einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte. Dieser Thiere giebt es in Neufundland so viele, daß man ihnen auf jedem Schritt begegnet. Sie liegen vor dem Eingange jedes Hauses, vor der Treppe zu jedem Stockwerk und in jedem Zimmer. Immer sind Hunde vor, neben, hinter Dir, und wenn sie auch nicht gerade alle wilden und kampflustigen Charakters sind, so erkennen sie doch augenblicklich in Dir den Fremden und scheinen Dich durch ihre Blicke zu fragen, wer Du bist, wie Du hieher kommst und wohin Du gehst. Hunde aus Neufundland sind sie ohne Frage, oft genug ist jedoch die ächte Race zu bezweifeln.

Während unseres Aufenthaltes überkam fast jedes Mitglied unserer Gesellschaft ein unbezwingliches Verlangen, mindestens einen dieser Hunde zu besitzen, während andere, die noch begieriger nach einem Hunde-Besitz waren, ganze Familien einschließlich eben geworfener Jungen kauften. Die Folge davon war, daß der gute Dampfer James Adger eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Hundestall bekam. Hunde waren auf dem Hinderdeck, Hunde vorn, Hunde in der Mitte. Hunde lagen in jedem Taugewinde, Hunde wärmten sich überall, wohin die Dampfmaschine Wärme verbreitete. Kleine Hunde waren in Schachteln oder in Betten eingepackt, schlummerten in den Armen oder auf dem Schooß der Damen. Man mochte hingehen, wohin man wollte, bei jeder Wendung stieß man auf einen Hund. Sie kläfften, bellten, winselten und heulten in jeder Tonart, doch wollte ein Witzbold der Gesellschaft die Beobachtung machen, daß sie fast alle „in C gestimmt seien." Stand man auf dem Hinterdeck und blickte vorn nach dem Schiffe, so wanderte das Auge durch lange Hunde-Perspectiven, deren Schwanzwedeln einem nervenschwachen Mann übel machen konnte und wie das eintönige Ticken einer Uhr in einem Krankenzimmer wirkte. Ueberdies glaubte jeder, der ein Thier besaß, daß sein Hund besser als alle übrigen sei, und noch auf unserer Rückkehr, als wir bereits den halben Heimweg zurückgelegt hatten, die ganze Aufregung verraucht war und die Zeit wie ein Bleigewicht auf uns lag, arbeitete sich einer unserer achtbaren Begleiter in eine solche Begeisterung über die Vorzüge seines Hundes hinein, daß er dem Capitain eine allgemeine Hundeschlacht vorschlug, in der sein Hund gegen alle anderen das Feld behaupten werde.

Es war merkwürdig, daß unsere Hunde, die ein fast ununterbrochenes Geheul unterhielten, ihre Kräfte in dieser Beziehung nie nachdrücklicher bethätigten, als wenn in der Kajüte Gottesdienst gehalten wurde. In dem Augenblicke, wo das Gebet begann oder ein Psalm gesungen wurde, stimmten die Schurken ihr Lied an und fuhren damit fort, bis der Gottesdienst vorüber war. Dieser Umstand rief bei unsern Matrosen eine so abergläubische Furcht hervor, daß sie behaupteten, wir würden nie den Hafen erreichen, denn die Anwesenheit so vieler Geistlichen und Hunde müßte uns nothwendig zu Davy Jones Schieblade führen und damit enden, daß wir alle auf den Hund kämen. Aus den zahlreichen Ankündigungen von Hundeverkäufen, die ich nach unserer Rückkehr in den Zeitungen gelesen habe, schließe ich, daß diejenigen meiner Freunde, welche sich am überflüssigsten versorgt hatten, ihres Besitzes bald überdrüssig geworden waren.

Als wir Port au Basque nahe kamen, entstand eine allgemeine unruhige Erwartung, ob die Sarah L. Bryant angelangt sein werde. Am 20. um fünf Uhr Morgens kam Cap Ray in Sicht. Kaum hatten wir den Ort

unserer Bestimmung in Sicht, als jedes Fernrohr auf den Platz gerichtet wurde. Jeder hoffte die frohe Botschaft, daß der Gegenstand unserer Sehnsucht im Hafen liege, zuerst zu verkünden. Einige erstiegen den Mast und entdeckten ein großes Schiff fast an der Mündung des Hafens hinter den hohen Felsen liegend. Erwartungsvoll waren aller Augen darauf gerichtet, und während wir so zwischen Furcht und Hoffnung schwebten, stieß ein kleines Boot von der Küste ab. Als wir es anrufen konnten, wurde sogleich die Frage gestellt:

„Ist das Schiff angekommen?"

Unter athemlosem Schweigen scholl die Antwort über das Wasser:

„Ja!"

„Wann?"

„Am Mittwoch."

Nun erwachte im Schiffe ein endloser Jubel, und das Echo gab die Hurrahs zurück, wie diese Berge sie seit der Schöpfung wohl nie gehört haben werden. Jedes Gesicht strahlte vor Freude und jede Hand suchte eine andere, um sie zu schütteln. Sogar die Hunde wedelten energischer denn je mit den Schwänzen, als ob sie unsern Jubel theilten. Unser Glaube an den Erfolg unseres Unternehmens belebte sich nun. Also waren wir doch noch im Stande, den ersten Ring der großen elektrischen Kette zu legen, welche die prahlerische Gasconnade Puck's wahr machen, und uns befähigen wird, „in vierzig Minuten einen Gürtel rings um die Erde zu legen"!

Dem Eingang des Hafens zusteuernd, traten uns die Masten des lange erwarteten Schiffes näher und näher. Jetzt entfalteten sich die Sterne und Streifen, jetzt flatterten sie lustig von der Spitze des Besanmastes, — jetzt erweckte ein donnernder Gruß unserer Geschütze aufs Neue die schlummernden Echo's des Gestades! Die kleine Victoria antwortete so lange, bis eine dichte Rauchwolke sie unsern Blicken gänzlich entzog, und die Fischer von Port au Basque, deren kleines Dorf noch nie einen solchen Lärm gehört hatte, mochten sich kaum erklären können, weshalb wir so viel Aufhebens machten!

In kurzer Zeit lagen wir neben der Sarah L. Bryant, Breitseite neben Breitseite, und konnten unsere Neugier befriedigen. Wir hörten nun, daß das Legen des Taues wegen der unvermeidlichen Vorbereitungen erst in drei oder vier Tagen seinen Anfang nehmen werde, so daß wir ans Land gehen könnten. Fischerboote näherten sich bald in großer Anzahl. Wir landeten und fußten wieder einmal auf der terra firma. Die Gesellschaft zerstreute sich, und die Abtheilung, zu der ich gehörte, machte einem der Stockfisch-Aristokraten einen Besuch. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und mit Stockfisch bewirthet, den man auf jede erdenkliche Weise zubereitet hatte. Der Fisch war außerordentlich schmackhaft und als wir bei Tische saßen, empfanden wir für die, welche ausschließlich von dieser Speise leben, nicht halb so viel Mitleid mehr, als früher.

Da wir unsere Zeit so gut wie möglich verwerthen und Alles sehen und genießen wollten, was gesehen und genossen werden konnte, so traf Jeder Vorbereitungen, sich nach seinem Geschmack zu unterhalten. Einige fischten, Andere brachen nach den Bergen auf, noch Andere besuchten, ohne auf eine Einladung zu warten, die Fischerhütten, um ihre Kenntniß der menschlichen Natur im Allgemeinen und der Fischer von Port au Basque im Besondern zu vermehren. Eine letzte Abtheilung, in der der Geist des gewaltigen Nimrod erwachte, verabredete einen Jagdzug fünf Stunden weit ins Innere, zu dem sie sich durch die Erzählungen der Einheimischen von dem Ueberflusse an Wild, der sich „ein wenig rückwärts" befinde, verleiten ließ.

Die Fischer unserer Gesellschaft hatten ein merkwürdiges Glück. Sie warfen, wie es bei solchen Gelegenheiten zu heißen pflegt, die Angel kaum aus, als auch schon ein Fisch gebissen hatte. Große Stockfische, kleine Stockfische, Stockfischchen wurden selbst für den Unerfahrensten eine leichte Beute, und einer, der das meiste Geschick oder das meiste Glück hatte, kehrte mit einem riesenhaften Stockfische zurück, der vier Fuß lang war und mehr als fünfunddreißig Pfund wog. Allein es ging ihm, wie dem Manne, der in einer Lotterie der glückliche Gewinner eines Elephanten war: er kam in Verlegenheit, was er mit seiner Beute anfangen solle. Er miethete endlich einen Träger für seinen Fisch, und machte aus seinem Fang eine wandernde Menagerie im Kleinen, die er von uns nach Gebühr bewundern ließ. Auch die Dorfbewohner sollten staunen, da wurde aber seine Begeisterung abgekühlt und sein Stolz gedemüthigt, denn diese Leute schenkten dem Wunderthiere blos einen halben Blick und meinten, „solche Stockfische" würden jeden Tag gefangen.

Nicht so glücklich waren die Jäger, welche mit hochfliegenden Hoffnungen aufbrachen und von nichts als fetten Elennthieren, Musethieren und Hirschen träumten. Das Wasser wimmelte von Fischen, und der entschiedenste Neuling konnte sie fangen, aber die Wälder wimmelten nicht von Hirschen, vielmehr gab es gar keine, und unsere Freunde kamen so leer, wie sie ausgegangen waren und über ihr Unglück ganz bestürzt zurück. Ihre Herzen waren schwer, aber ihre Magen leicht, denn da sie den trügerischen Versicherungen der Einwohner geglaubt hatten, waren sie in der Hoffnung auf die Wildpret-Mahlzeiten, die sie halten

würden, auf keinen Mundvorrath bedacht gewesen. Nachdem sie fünf Stunden weit über rauhe Felsen und dürre Haide gegangen waren, ohne etwas Schießbares zu Gesicht zu bekommen, hatte sich zugleich mit der Nacht der Hunger eingestellt. Da gab es keinen fetten Hirschziemer, dessen saftiges Fleisch man hätte rösten können, nicht einmal ein Kaninchen war ihnen über den Weg gelaufen. Nachdem sie sich Feuer gemacht hatten, schritten sie zu einer Berathung über die Lebensmittelfrage und entdeckten, daß ihre ganzen Vorräthe aus einem getrockneten Stockfische von zwerghaftem Wuchse, aus einer Düte mit Tabak und aus einem Schiffszwieback bestanden, den ein Jüngling der Gesellschaft vor dem Aufbruche aus dem Schiffe als Magenmittel zu sich gesteckt hatte. Nun handelte es sich um die wichtige Entscheidung, ob man den einzigen Stockfisch auf der Stelle verzehren und am nächsten Morgen ohne Frühstück zum Schiffe zurückkehren, oder aber hungrig das Lager aufsuchen und den Stockfisch morgen essen solle. Bei der allgemeinen Hungersnoth hielten dennoch die Stimmen sich die Wage und so mußte das Loos entscheiden. Es verdammte den Stockfisch, sofort vertilgt zu werden! —

Nach einer kläglich verbrachten traurigen Nacht, machten sich die enttäuschten Jäger am nächsten Morgen auf den Rückweg nach dem Dorfe, wo sie gegen Mittag so ziemlich verhungert ankamen und sofort einen allgemeinen Angriff auf den nächsten Kaufmannsladen machten. Was an Zwieback und Käse vorgefunden wurde, genügte kaum, den ersten Hunger unserer Freunde zu stillen, bis die ersehnte Stunde des Mittagsessens schlug, und sie für die Entbehrungen des gestrigen Tages vollauf entschädigte.

Da am Bord der Barke die Einrichtungen, welche dem Legen des Taues vorangehen mußten, noch nicht vollendet waren, so wurde beschlossen, daß der Dampfer nach Cap North vorausgehen und den für die Verbindung geeignetsten und dem Cap Ray nächsten Punkt aussuchen solle. Herr Cooper also und einige zwanzig unserer Gesellschaft gingen mit dem Dampfer ab, während wir übrigen am Bord der Sarah L. Bryant in Port au Basque blieben. Wir benutzten die Gelegenheit, die sich uns auf diese Weise bot, das Tau und die mechanischen Vorrichtungen zum Legen desselben zu sehen. Das Tau wog vierhundert Tonnen und hatte eine Länge von siebenunddreißig Stunden. Die Entfernung zwischen den beiden Verbindungspunkten betrug nur dreiunddreißig Stunden; auf die Unebenheiten des Meeresgrundes hatte man vier Stunden gerechnet. Das Tau lag in riesenhaften Ringen im Kielraum des Schiffes. Die Maschinerie war von der einfachsten Einrichtung, schien sich für den Zweck vortrefflich zu eignen und war dieselbe, welche man im Mittelmeer beim Legen des Taues benutzt hatte. Das Tau läuft vom Kielraum aus über eiserne Rollen, dann zwischen senkrecht stehenden Leitwalzen hindurch und abermals über zwei andere Rollen von acht Fuß im Durchmesser. Diese führen es auf einen Sattel von gegossenem Eisen und mittelst desselben über den Stern des Schiffes. Besondere Vorrichtungen sorgen dafür, daß das Tau weder emporsteigen noch durch sein eigenes Gewicht fortgerissen werden kann. Die ganze Einrichtung hat sich vorzüglich bewährt.

Es stellte sich heraus, daß Cap Ray Cove, das drei Stunden von Port au Basque entfernt ist, als Verbindungspunkt größere Vor-

Vorbereitung zum Legen des Taues.

theile darbiete, auch davon abgesehen, daß es dem Cap North um mehr als zwei Stunden näher liege. Der James Adger nahm daher, als er am Mittwoch zum zweiten Male abging, die Sarah L. Bryant nach jenem Punkte ins Schlepptau. Man errichtete dort das Gerüst eines Telegraphen-Gebäudes, führte die telegraphischen Instrumente dorthin und setzte eine elektrische Batterie in Stand.

Als Alles bereit war, begann Freitags am 24. August die Arbeit, das Tau zu legen. Man wand aus dem Kielraum eine hinreichende Taulänge ab und legte sie auf ein Boot, das sie zur Küste führte. Sobald das Boot der Küste nahe genug gekommen war, stürzten sich die dortigen Arbeiter in die Brandung, ergriffen das Ende des Taues und trugen es zu dem Verbindungspunkte, also in das Telegraphen-Gebäude, wo es befestigt und die drei Kupferdrähte mit der Maschine in Verbindung gesetzt wurden. Da das Tau beim Hinweglaufen über den Stern der Barke beschädigt worden war, so erwies sich, als die Probe gemacht wurde, die Isolirung nicht als vollständig, weshalb man den schwachen Punkt, der künftig einer Ausbesserung zu unterwerfen war, mit einer Boje bezeichnete. Es verging dabei so viel Zeit, daß man es für besser hielt, das Legen des Taues bis auf den nächsten Tag zu verschieben, wo man überdies auf hellere Luft hoffte. Am Morgen wehte es stark aus Nordwesten, aber Herr Canning, dessen im Mittelmeer bei einer gleichen Gelegenheit erworbene Erfahrungen den Ausschlag gaben, sprach sich dahin aus, daß das Tau selbst bei einer höher gehenden See mit Sicherheit gelegt werden könne, und so wurde denn der Befehl gegeben, mit der Arbeit zu beginnen. Der James Adger nahm mit Hülfe der Victoria die Barke ins Schlepptau, und nachdem die letztere nicht ohne Schwierigkeit die Anker gelichtet hatte, versuchten wir auszulaufen. Die See ging jedoch nunmehr so hoch und der Wind wehte so heftig, daß sowohl die Barke als der Dampfer der Willkür der Elemente Preis gegeben schienen. Nach wenig Augenblicken zeigte es sich, daß die Barke rasch gegen uns herantrieb. Ein Zusammenstoß schien unvermeidlich! Das waren furchtbare Minuten, in denen jeder Augenblick den entsetzlichen Anprall drohte. Mit fieberhafter Angst sahen wir alle einer schrecklichen Katastrophe entgegen. Vergebens wurden die Räder des James Adger in Bewegung gesetzt, ein unbegreifliches Verhängniß schien über uns zu schweben, und einen Moment nach dem Befehl: „Das Schiff frei gehalten," stießen die beiden Fahrzeuge zusammen. Die Heftigkeit des Anstoßes war jedoch weniger groß, als wir gefürchtet hatten, und wir kamen auf beiden Seiten mit unbedeutenden Beschädigungen davon, die unter diesen Umständen uns fast wunderbar erschienen. Die Aufregung legte sich bald, und die Damen, die auf die Bitte des Capitains in die Kajüte hinabgegangen waren, hörten von der Gefahr erst, als sie bereits vorüber war. Obgleich einem unmittelbar drohenden Unglück entronnen, waren wir von der Barke doch immer noch nicht frei, und es blieb nur übrig, das Tau, das uns mit ihr verband, zu kappen. Sie ging darauf vor Anker und wir thaten dasselbe. Da plötzlich signalisirte die Barke, daß sie in Gefahr sei, schüttete gleich darauf ihre Segel aus und stach in See. Sie hatte ihren Anker verloren und in Folge dessen das unterseeische Tau kappen müssen, um nicht gegen die Felsen getrieben zu werden. Wir folgten ihr auf der

Herannahen des Sturmes.

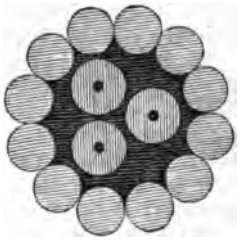
Stelle, und es gelang uns, sie ohne Gefahr für unser Schiff wieder ins Schlepptau zu nehmen.

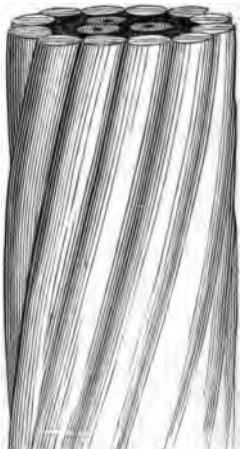
Da der folgende Tag ein Sonntag war, so verließen wir die Bucht nicht und verwendeten unsere Zeit zu Ausbesserungen des Taues, das in kurzer Zeit abermals brach, so daß nichts Anderes übrig blieb, als es wieder an's Land zu schaffen und die ganze Arbeit von neuem zu beginnen. Am Montag Morgen wurde die Barke daher zum Ufer geschleppt und das Ende des Taues mit Booten zum Telegraphenhause geführt, wo man es wie früher befestigte. Der Wind fuhr aber mit solcher Heftigkeit zu wehen fort, daß wir die ganze Nacht in der Hoffnung, das Wetter würde am nächsten Morgen günstiger werden, vor Anker blieben.

Der folgende Morgen brach hell und ruhig an. Auf der glatten Fläche des Oceans spielte kaum ein Lüftchen, und unsere Hoffnungen strahlten wie die Sonne, die an einem wolkenlosen Himmel emporstieg. Die Barke war bald mittelst eines Schlepptaues mit uns verbunden, der Dampfer setzte sich in Bewegung, und das Auslegen des Taues nahm ernstlich seinen Anfang. Am Erfolg zweifelte Niemand, und in der That konnte unser Unternehmen nicht mißlingen, wenn das Wetter gut blieb.

Eine Stunde weit ging alles wohl. Die Maschinerie bewährte sich vollständig, und das Tau lief ohne Hinderniß über die Walzen. Als aber jene Taulänge gelegt worden war, erfolgte eine Beschädigung, welche ausgebessert werden mußte. Darüber verfloß eine Stunde, und nun ging es wieder vorwärts, aber nicht lange, so erschien am Bord der Barke die weiße Flagge, die für uns ein Signal zum Anhalten war, und wir erfuhren, daß wir die Geschwindigkeit unseres Dampfers bedeutend mäßigen mußten, wenn die Arbeiter das Tau sicher und ohne Gefahr für sich selbst legen sollten. Wir nahmen die möglichst langsame Bewegung an, und es kam längere Zeit nur ein einziger, durch eine neue Beschädigung des Taues veranlaßter Unfall vor. Am nächsten Tage um vier Uhr Nachmittags wuchs der Wind, der seit zwei Uhr beständig zugenommen hatte, zum Sturme an, so daß die Arbeit des Legens nicht fortgesetzt werden konnte und beide Schiffe beilegen mußten. Der Sturm raste mit der höchsten Wuth, der Himmel sah wild und drohend aus, und das Meer bedeckte sich mit einem so dichten Nebel, daß die sieben Stunden weit entfernte Insel St. Paul unsern Blicken vollständig entzogen wurde. Wir hatten mehrere zwanzig Stunden mit Tau belegt, wenn die Entfernung in gerader Linie auch geringer sein mochte. Unter diesen Umständen mußte Herr Canning dem Plane, Cap North zum Verbindungsorte zu machen, entsagen und sich auf den Versuch beschränken, das Tau auf der beträchtlich nähern Insel St. Paul zu landen. Wäre das Wetter mittelmäßig geworden, so würden wir unsere Aufgabe in wenigen Stunden gelöst haben. Das Schicksal wollte es anders; wir mußten unsere Arbeiten einstellen und alle unsere Anstrengungen darauf richten, uns bis zum Nachlassen des Sturmes in unserer Stellung zu behaupten.

Unsere Lage wurde bald so, daß sich Alles gegen Herrn Canning wendete, von dem man jeden Augenblick den Befehl erwartete, das Tau zu kappen. Die Hoffnung, dasselbe zu retten, war seit einiger Zeit verschwunden, und es erhoben sich Befürchtungen für die Sicherheit des Schiffes. Aber Herr Canning wollte einen Befehl, der sein Unternehmen zu einem verfehlten machte, nicht aussprechen, so lange die geringste Möglichkeit zur Durchführung des Planes vorhanden war. Die Stärke des Taues wurde auf die ernsteste Probe gestellt, denn beide Schiffe hingen während des Sturmes an ihm, und es würde bis an's Ende ausgehalten haben, wenn die Klugheit gestattet hätte, es bis zum Aeußersten kommen zu lassen. Der Sturm nahm nicht ab, sondern wuchs. Das Tau hielt noch immer, aber um $6^3/_4$ Uhr erklärte der Capitain der Barke Herrn Canning, das Schicksal seiner Barke hänge davon ab, daß das Tau gekappt werde, und er selbst werde das verhängnißvolle Wort sprechen, wenn jener noch länger zögere. Unter diesen Verhältnissen mußte Herr Canning nachgeben. — Einige Axtschläge — — und das traurige Werk war gethan! — Ein Tau von zwanzig Stunden Länge lag auf dem Grunde des Meeres. Das Schiff fiel nach vorn, als wolle es sich in den Wellen begraben. — So machte die Wuth der Elemente die Thatkraft und Unternehmungslust, den Fleiß und Ehrgeiz der Unternehmer dieses großen Werkes zunichte! Der Mensch denkt, Gott lenkt!





Das Tau, dessen Durchschnitt die nebenstehende Zeichnung giebt, wurde von den Herren W. Kuper und Comp. in ihrer Fabrik unterseeischer Taue in London gearbeitet. Der Kupferdraht wurde von der Gutta-

Percha-Gesellschaft zu London unter der unmittelbaren Aufsicht von Herrn S. Statham in Gutta-Percha isolirt. Das Verfahren bei der Arbeit ist folgendes: Die isolirten Kupferdrähte werden zuerst rund um einen Kern von Hanf gelegt und die äußere Fläche jedes Drahts wie die Zwischenräume zwischen denselben so mit Hanfgarn umwunden, daß ein völlig rundes Seil oder Tau entsteht. Das Ganze erhält eine zweite Decke von Hanfgarn, welches sämmtlich mit einer Mischung von Stockholmer Theer, Pech, Oel und Talg getränkt worden ist. Die äußerste Hülle besteht aus Eisendrähten. Mit Ausnahme der Isolirung der Drähte wird der ganze Prozeß durch ein ausgedehntes und sinnreiches Maschinenwerk mit einem Male verrichtet, und man kann auf diese Weise Taue von jeder beliebigen Länge verfertigen.

Als das Tau verloren war, steuerten wir mit der Barke im Schlepptau nach Sydney, wo wir am Donnerstags-Nachmittag ankamen. Hier blieben wir drittehalb Tage, um Kohlen und Lebensmittel einzunehmen. Sydney ist ein blühender Ort mit etwa fünf tausend Einwohnern. Er ist die große Kohlenniederlage von Cap Breton und unterhält einen bedeutenden Verkehr mit Boston. Das Hauptbergwerk liegt anderthalb Stunden vom Hafen entfernt und beschäftigt ungefähr zweihundert Menschen mit funfzig Pferden. Die Kohlen werden aus einem senkrechten Schacht von 306 Fuß Tiefe zu Tage gefördert. Der tägliche Ertrag der Bergwerke besteht in etwa siebenhundert Tonnen. Eine Eisenbahn führt die Kohlen nach Sydney.

Nachdem wir so lange auf die unbarmherzigste Weise umhergeschaukelt worden waren, lockte die Aussicht, einmal wieder auf festen Füßen zu stehen, zu mächtig, als daß nicht Alle getrachtet hätten, sich diesen Genuß zu verschaffen. Kaum hatte der Dampfer die Anker ausgeworfen, als Jedermann zu den Booten stürzte. Die Stadt selbst bot keinen Gegenstand von Interesse dar, aber auf dem Berge, an den sie sich lehnt, hatten die Micmac-Indianer ein Lager aufgeschlagen, und dorthin machte sich unsere ganze Gesellschaft auf den Weg. Das Dorf oder Lager bestand aus etwa zwanzig Hütten von weißer Birkenrinde und der Indianer waren einschließlich der Kinder etwa hundert an der Zahl. Die Kinder bildeten ungefähr die Hälfte der Bevölkerung, die es an Schmutz und Elend wahrscheinlich der ganzen gebildeten und ungebildeten Welt zuvorthat. Die Männer lungerten umher und verwendeten ihre ganze Energie darauf, so wenig wie möglich zu thun und doch fortzuleben, während die Weiber, deren Gestalten von der schlechtesten Behandlung zeugten, sich beschäftigten, Körbe, Bogen, Pfeile und kleine Canoes von Birkenrinde zu verfertigen. Von allen diesen Sachen wollten wir besitzen. Jeder kaufte einen Korb, die meisten trachteten nach einem unbrauchbaren Canoe, und Bogen und Pfeile gelangten so viele an uns, daß wir allen Offizieren, Gästen und Matrosen die Augen ausschießen konnten. In einer der Hütten, welche reinlicher als die übrigen war und einige schwache Spuren von Sorgfalt und Nettigkeit verrieth, saß ein junges indianisches Mädchen von etwa zwanzig Jahren. Ihr Gesicht und ihre Gestalt waren wirklich schön und sie wurde bald für alle unsere jungen Leute der Mittelpunkt aller Anziehungskraft. Die Körbe und was ihre schöne Hand sonst gefertigt hatte, fanden eifrige Käufer. Jeder wollte irgend ein Andenken mitnehmen, und der Zudrang wurde so stark, daß ihre Waaren um dreihundert Procent stiegen. Ihr Vorrath war bald erschöpft, doch da sie versprach, bis zum nächsten Morgen mehr herbeizuschaffen, so trösteten sich die leer Ausgegangenen. Richtig erschien sie am nächsten Tage mit noch größeren Vorräthen. Sie hatte in einer Nacht Dutzende von Körben geflochten ein paar Mandel Birkenkähne verfertigt und so viele Bogen und Pfeile geschnitzt, daß sie ihren ganzen Stamm für „den Kriegspfad" ausrüsten konnte. Die Anklage der Trägheit, die auf allen Rothen lastet, würde gegen sie nie erhoben werden können, wenn man nicht die Thatsache bemerkt hätte, daß aus allen andern Indianerhütten die Waaren, die man am vorigen Abend dort zum Verkaufe ausbot, verschwunden waren. So drang sich uns der Schluß auf, daß die Angehörigen des Stammes, welche sahen, wie theuer der Schönen Alles bezahlt worden, ihr die ganzen vorhandenen Vorräthe überliefert hätten, und daß sie also nicht ihre eigenen Waaren verkaufe, sondern daß der ganze Stamm durch sie einen speculativen Commissionshandel treibe.

In geringer Entfernung von Sydney liegt ein zweites Indianerdorf, in dem der Rest des Stammes, dreihundert Köpfe stark, wohnt.

Nachdem wir unsere Kohlen eingenommen hatten, verließen wir Sydney am Sonntag. Es ging heimwärts, und wenn das Fehlschlagen des Unternehmens auch eine gewisse Traurigkeit verbreitete, so schlug doch jedes Herz bei dem Gedanken an die Heimath freier. Unser wackerer Capitain theilte unsere Gefühle, wenigstens in einem gewissen Grade, dies ging aus der Art hervor, wie er seine Befehle ertheilte. Als das Tau gelegt wurde und wir uns aus den oben erwähnten Gründen im Schneckenschritt bewegen mußten, hatte der Capitain von seinem Deckplatze, wenn es nach einem Aufenthalt weiter ging, stets gerufen: „Vorwärts, Herr Scott, aber langsam". Aber kaum waren wir bei Sydney in freiem Wasser und der Bug des Dampfers stand heimwärts, als wir den Capitain mit heller Stimme rufen hörten: „Vorwärts, Herr Scott, und schnell!" Und schnell flogen wir dahin, daß die Räder im Wasser

wirbelten und ein Niagara von Schaum um uns brauste! Wir hatten die höchste Schnelligkeit erreicht, als ein Matrose besorgt über den Schiffsschnabel hinabblickte. Ein junger Herr, der etwas nicht in Ordnung glaubte, trat neugierig heran und fragte, was es gebe. Das hatte der Matrose gewollt; mit schlauen Blicken antwortete er: er habe gefürchtet, daß die Reibung des Wassers den Bug in Brand stecken werde!

Die Heimreise wurde kaum von einem bemerkenswerthen Vorfall begleitet, wenn wir nicht einen costumirten Ball, den wir gaben, unter diese Rubrik rechnen wollen. Das Vergnügen wurde improvisirt und war deshalb um so unterhaltender. Schön waren die Trachten nicht, aber etwas Grotteskeres kann man sich nicht denken. Alles, was dem Gesicht oder dem Anzug etwas Auffallendes verleihen kann, wurde benutzt, und sogar der Staubwedel des Wärters, der aus Pfauenfedern bestand, mußte dazu dienen, die Reize unserer schönsten Dame zu erhöhen.

Das herrlichste Wetter begleitete uns. Als die grünen Küsten der Staaten-Insel am Horizont aufstiegen und Sandy Hook umfahren war, traf Jeder Vorbereitungen, an das Land zu gehen. Da wir über Erwarten lange ausgeblieben waren, so hatte uns die Nothwendigkeit gezwungen, unsere Toilette zu vernachlässigen, und mehrere von uns waren in den letzten Tagen wahrhaft traurige Gestalten gewesen. Als wir aber durch die Engen fuhren, erschien jeder frisch und rein. Es zeigte sich nun, daß jeder Herr einen der Artikel, ohne die der Anzug eines Gebildeten nicht für vollständig gelten kann, in Reserve gehalten hatte. Da aber alle so klug gewesen waren, so machte keiner den Eindruck, auf den er gerechnet hatte.

Am 8. September, genau nach einer Abwesenheit von neunundzwanzig Tagen, landeten wir wohlbehalten an dem Damm, von dem wir ausgefahren waren. Unser Unternehmen war mißlungen, aber dieser Gedanke durfte uns nicht niederschlagen, denn der unterseeische Telegraph wird hergestellt werden. Das nächste Mal legt man das Tau unmittelbar vom Dampfschiff aus.

(Nach Harper's Magazin.)

* * *

Dem hier geschilderten verunglückten Versuche einer Telegraphenlegung zwischen Amerika und Europa schließen sich neuerdings die Absichten der vereinigten Telegraphengesellschaft von New-York, Neufundland und London an, deren Pläne nun ernstlich zur Ausführung kommen sollen.

Die Beziehungen der Nerven zu chemischen Vorgängen.

Von

Dr. med. Carl Reclam.

Auf die Art und Weise, wie man sich die Naturerscheinungen im Allgemeinen und besonders die im lebenden Organismus zu „erklären" sucht, — oder, wo dies nicht möglich war, wie man sie sich wenigstens „deutlich" zu machen bemüht war, haben in jeder Epoche einzelne neue Entdeckungen den größten Einfluß geübt. — Auch viele Naturforscher tragen jene menschliche Schwäche an sich, welche die Philosophen schon häufig auf so große Abwege führten: von frappanten Thatsachen überwältigt und hingerissen zu werden; auch ihnen ist die subjective Auffassung der Welt näher liegend, als die ruhige objective Erwägung und möglichst allseitige Würdigung.

Dies die Entschuldigung jener Einseitigkeit. Ihre Erkenntniß aber hat nicht nur historischen Werth, sondern ist auch von Belang zur Beurtheilung von den geistigen Strömungen, welche die Gegenwart durchkreuzen.

Als am Ausgang des Mittelalters die Lymphgefäße entdeckt wurden, riefen die Physiologen und die Aerzte dem anatomischen Messer ein Hallelujah zu; denn nun wähnte man den Grund aller Krankheiten und aller Lebenserscheinungen in den Lymphgefäßen zu erkennen, und daß damals nicht ein naturphilosophisches System entstand, welches sich ausschließlich auf die Lymphgefäße basirte, kam wohl nur daher, daß überhaupt so gut wie keine Philosophie vorhanden war.

Als die geographischen Kenntnisse sich mehrten, als Zusammenstimmung und Ineinandergreifen der Naturvorgänge immer klarer wurde, so daß man keine Gründe für diese Thatsachen zu finden vermochte, da meinte man genöthigt zu sein, die Welt als einen großen Organismus, ähnlich dem Menschenleib und Thierleib, anzusehen, und damals tauchte die Vorstellung vom „Makrokosmus" und „Mikrokosmus" (von der Großwelt und Kleinwelt) wiederum auf, welche später die Grundlage pantheistischer Systeme wurde, und die wir noch heute gelegentlich in den belebten Blumen, belebten Gestirnen u. s. w. aufgetischt erhalten.

Als Lavoisier die Flamme ihres historischen Rechtsbodens beraubte und mit Hülfe der Waage den Sauerstoff als Herrscher der Verbrennung auf den Thron setzte, da mußte der Sauerstoff bald auch in den medicinischen Systemen das Aschenbrödel sein, welches jegliche

Krankheit und jegliche Heilung durch seine Arbeit vollbrachte. Girtanner rief ihn einfach als Nachfolger des van Helmont'schen „Archäus" und der Stahl'schen „vegetativen Seele" aus, — Baumés in Montpellier behauptete, daß sein Mißverhältniß der Grund einer großen Classe von Krankheiten wäre, — die Engländer Trotter und Bedoes suchten dies, wenigstens der Eine beim Scorbut, der Andere bei der Schwindsucht nachzuweisen, und Reich in Berlin begnügte sich, das Mehr oder Weniger des Sauerstoffs im menschlichen Körper als Fiebergrund zu behaupten. (Es wird nicht klar aus seinen Worten, ob er den Sauerstoff als Ursache des Fiebers oder als Ursache der Fieber ansieht.) Alle hatten ein wenig Recht, Alle aber verschütteten, aus übergroßer Hast einseitig werdend, das Kind mit dem Bade!

Als am Schluß des vorigen Jahrhunderts Volta und Luigi Galvani der wissenschaftlichen Welt das schöne Geschenk der Berührungs-Electricität machten, vergaß man über demselben die besonnene Umsicht und weise Nüchternheit, welche Euler durch sein Beispiel gepredigt, und warf sich blind der neuen Entdeckung in die Arme. Selbst so lichtvolle Arbeiten, wie A. v. Humboldt's Versuche über die gereizte Nerven- und Muskelfaser (Berlin 1797) und J. W. Bitter's Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß in dem Thierreiche begleite, (Weimar 1798) vermochten es nicht zu verhindern, daß nicht Leopold Reinhold den Versuch machte, „das thierische Leben nach galvanischen Gesetzen" zu skizziren, und Georg Prochaska „das polare Naturgesetz" meinte „empirisch darstellen" zu können.

Als ferner vor fünfundzwanzig Jahren der Jod in den Naturwissenschaften debutirte, lud man auf die noch kräftigen Schultern dieses jungen Mitarbeiters beinahe ebenso jede Last, welche keinen Träger fand, als früher auf die Schultern des Sauerstoffs. Kaum schien es damals noch möglich, daß ein Kranker ohne Jod genesen könnte, wenn nicht bald der Leberthran in der Mode ihm gefolgt wäre — wie die engen Kleiderärmel auf die weiten.

Als endlich in neuester Zeit die Kenntniß der chemischen Vorgänge bei den Lebenserscheinungen eine allgemeinere und genauere wurde, als man erkannte, daß ohne chemischen Umsatz in der Mischung des Stoffes keine einzige uns bekannte Verrichtung im lebenden Körper zu Stande käme, daß sie bei der Ernährung wie bei jeder Bewegung, bei jeder rein körperlichen Arbeit wie bei jeder geistigen Anstrengung in organischer Wechselwirkung thätig wären, — als zugleich aus gerechtem Ekel vor den Phantastereien und Uebertreibungen solcher Naturforscher die wahren Naturforscher mit doppeltem Eifer der Durchforschung realer Gegenstände sich hingaben, — war es da ein Wunder, daß Einzelne ebenso von der chemischen Wissenschaft berauscht wurden, wie in frühern Jahrhunderten ihre Vorgänger von den Lymphgefäßen oder von Harvey's Entdeckung des Blutumlaufs? War es etwas Neues, oder war es nicht lediglich eine Wiederholung des alten Spieles im neuen Gewande, wenn beschränkte Köpfe die chemische Kraft ebenso indentificirten, wie beschränkte Köpfe vor fünfzig Jahren den Galvanismus und das Leben indentificirt hatten? War es wirklich etwas Neues, oder war es nicht vielmehr nur ein mit einseitiger Uebertreibung aufgegriffener und, wie leicht nachweisbar, schon vor Jahrhunderten ausgesprochener Gedanke, wenn der Eine sagt: Der Gedanke ist chemischer Stoffwechsel, statt daß er hätte sagen müssen: Beim gegenwärtigen Standpunkte der Kenntnisse findet man in der Naturwissenschaft kein anderes Mittelglied, durch dessen Hülfe das Denkorgan seine eigenthümliche Thätigkeit auszuüben scheint, als die Veränderungen der chemischen Mischung, welche ebenso diesen wie jeden andern Lebensvorgang begleiten? Und wenn ein Anderer die Welt zu erschüttern meinte, indem er behauptete: Kraft ist Stoff, und Stoff ist Kraft, that er wohl damit etwas Anderes, als es das Kind thut, welches mit dem magnetisirten Stahlstifte seine blechernen Fischchen anlockt, und das, die magnetische Strömung und ihre Gesetze nicht kennend, auf die Frage: „Was ist magnetische Kraft?" seinen rothlackirten Magnetstab vorzeigt? — —

So rufen menschliche Schwächen im Lauf der Jahre wie der Jahrhunderte die ähnlichen menschlichen Thorheiten hervor. Und immer wieder von neuem erbost sich ein Heer kurzsichtiger Thoren über die kleinen Irrthümer und vergißt Liebig's schöne Mahnung: daß auch der Irrthum seinen Werth habe, weil er der Uebergang sei zur Wahrheit und zur Erkenntniß!

Wie in der Musik die Unruhe des Septimen-Accords, ja sogar die Dissonanz der Secunde, als Folie dient der Klarheit des Accords, welcher aus ihnen sich gestaltet, — so dient in der Naturwissenschaft der Irrthum als düsterer Hintergrund, auf welchem die nachfolgende Wahrheit um so schöner und prachtvoller strahlend hervortritt.

Auch der Weg des Naturforschers nach dem Ziele der Erkenntniß ist ein Weg „mit Hindernissen"; aber diese Hindernisse vermag er nicht zu überspringen, wie der leichtfüßige Wettrenner bei der steeple-chase es thut, — (denn er ist an sein Element gefesselt, an das Element, welches ihm die Methode der Forschung vorgezeichnet hat, an das Element der sinnlichen Wahrnehmung, der concreten Anschauung), —

sondern er muß gegen das Hinderniß ankämpfen, wie es das Schiff macht bei widrigem Winde: indem er lavirt von einer Seite zur andern. Deshalb muß der Entwickelungsgang der Naturwissenschaften wohl scheinbar zuweilen in falsche Richtung sich verlieren, wie das Bugspriet des lavirenden Schiffes gleich einem trügerischen Wegweiser bald rechts, bald links zeigt, aber die Schlangenlinie seines Kielwassers führt ihn in ihrer allgemeinen Richtung dennoch dem ersehnten Ziele näher und näher.

So vermögen auch einzelne Irrthümer und Abweichungen den Gang der Naturwissenschaften im Ganzen und Großen nicht zu beirren. Sehen sie sich auch durch die Beschränkung ihrer Mittel genöthigt, gegen den widrigen Wind zu laviren, so rücken sie doch mälig und mälig ihrem Ziele immer näher und lernen ihre Aufgabe immer besser lösen, die sie mit festem Bewußtsein ihrer Kraft und ihres Zweckes sich stellen. „Lassen wir uns indessen nicht irren durch solche Unfälle," tröstet am Schlusse seines trefflichen Werkes über physiologische Chemie der geistreiche Lehmann, „denn keine aufkeimende Wissenschaft vermag solchen Verirrungen zu entgehen. Sehen wir vielmehr getrosten Muthes und mit voller Zuversicht der Zukunft entgegen, indem wir in die Worte des Dichters einstimmen: „Und es muß doch Frühling werden!" —

Wenn man aber einmal weiß, daß das „Laviren" nothwendig ist, um dem Ziele näher zu rücken, so thut man wohl, dieses Manoeuvre nicht dem Zufallsspiel von Wind und Welle zu überlassen, sondern es wie der Steuermann zu machen, der mit sicherer Hand den Bug seines Schiffes bald links bald rechts gegen die Wogen preßt.

Das nächste Ziel der letzten Jahre, mit welchem sich die meisten Forscher gemüht haben, wenn sie auch vorläufig nur in der stillen Werkstätte ihres Zimmers schaffen und nicht jedes Stück ihrer Arbeit auf den allgemeinen Markt brachten, ist: das Verhältniß des Geistes zur Materie, oder die Abhängigkeit der Nerven von dem in unserm Blute stattfindenden Umsatze der Stoffe.

Bisher ist fast ausschließlich das Gewicht darauf gelegt worden, daß die Functionen der Nerven abhängig seien vom Stoffwandel im Körper. Sie sind es auch unbezweifelt! Wir wissen dies aus mehr als einem Beispiele, wenn wir auch nur das Endresultat kennen und viele Mittelglieder der einzelnen Vorgänge, durch welche dieses Endresultat erreicht wird, sich noch gänzlich unserer Beobachtung entziehen. Nun aber wissen wir ebenso unzweifelhaft, daß auch das umgekehrte Verhältniß vorhanden sei, daß nämlich viele Erscheinungen am lebenden Körper, als deren hauptsächliche, oft als deren alleinige Ursache wir den Stoffwechsel ansehen müssen, abhängig sind vom Einflusse der Nerven!

Wie dies geschieht, ist noch dunkel. Wir kennen auch hier vorläufig erst die letzten Resultate und entbehren auch hier vorläufig noch einer Einsicht in die einzelnen Mittel, durch welche diese Resultate hervorgebracht werden.

Vielleicht hat man schon früher derartige Vorgänge im Auge gehabt, als man den in den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts allgemein angenommenen physiologischen Glaubenssatz von dem Einflusse jenes mysteriösen Wesens aufstellte, welches man (unter Wiedererweckung des alten Hippokratischen Begriffes „Enormon") als „Lebenskraft" zu bezeichnen liebte. Damals sollte es die Lebenskraft sein, welche als Schutzengel den Tod des Individuums verhinderte, indem sie die Atome zwang, höheren Lebenszwecken zu dienen, statt ihren „ursprünglichen chemischen Ziehkräften" zu folgen.

Diese poesiereiche Vorstellung aus der organischen Märchenwelt ist zwar verlassen, aber die exacten Beobachtungen der Gegenwart deuten dennoch auf eine Art Herrschaft der Nerven über die chemischen Vorgänge. Es ist gewiß nicht unwichtig, auf diese Erscheinungen die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken, da sich vorhersagen läßt, daß das Schifflein der Naturforscher in den nächsten Jahren gegen diese Phänomene und ihren Zusammenhang sein Steuer wenden werde.

Wir sagten schon 1849 den Streit voraus, welcher unsern Beobachtungen nach nothwendig zwischen den blinden Dynamikern und den ebenso blinden Anbetern der Materie beginnen müßte, als wir bei einer akademischen Ehrenfeier unsern nationalen Dichter „Schiller als Arzt" in kurzer Rede zu charakterisiren suchten. Unsere Worte lauteten damals:

„Wenn es möglich ist, von der Beobachtung der Gegenwart auf die geistigen Strömungen einen Schluß zu machen, welche die nächste Zukunft beherrschen, so wird man zu dem Ausspruche berechtigt sein, daß die kommenden Jahrzehnte in Folge des jetzt in vielen Zweigen der Naturwissenschaft beginnenden regern und thatkräftigern Lebens den alten Streit zwischen Spiritualismus und Materialismus von neuem anfachen werden, und daß dieser leicht auf die Entwickelung der ganzen kommenden Epoche den größten Einfluß ausüben wird, weil in den Wissenschaften der Kampf immer desto energischer geführt zu werden pflegt, je höher das Object des Kampfes im Werthe und je weniger die beiderseitigen Behauptungen dem directen Beweise zugänglich sind."

Seit jenen Worten sind zwar nur erst acht Jahre verflossen, aber der Erfolg hat dennoch die Richtigkeit einer Prophezeiung bestätigt, welche damals noch vielfaches Bedenken erregte

und von manchen Fachgenossen angefochten wurde. Wer sich nicht in den Extremen verliert, sondern gewissenhaft die mittlere Richtung realer Anschauung einhält, kann nothwendiger Weise schärfer und unbeirrter die links und rechts vom Wege abliegenden Partheien beurtheilen. Deshalb glauben wir uns heute auch zu dem Ausspruche berechtigt, daß nach der bis jetzt stattgefundenen Schwankung nach links nun eine ebensolche nach rechts stattfinden werde, — welche vielleicht gleich tolle Extreme hervorrufen wird. Hat man in den letzten Jahren den Einfluß der Materie überschätzt, so wird man ihn muthmaßlich in den nächsten Jahren nun unterschätzen. Die Wahrheit aber liegt in der Mitte! —

Der Einfluß der Nerven auf Stoffumsatz im Innern unsers Körpers und auf die sogenannten „vegetativen Processe", welche vom Stoffwechsel vorzugsweise abhängen, (wie die Vertheilung des Blutes und seine Anhäufung an einzelnen Stellen, — wie die Absonderung gewisser Flüssigkeiten mittelst der Drüsen, — endlich die Ernährung, d. h. die Absonderung der zur Neubildung geeigneten Stoffe durch die feinsten Blutgefäße) — ist ganz unbezweifelt vorhanden und schon seit Jahrhunderten beobachtet worden. Wenn er trotzdem bis in die letzten Tage häufig vernachlässigt, ja sogar vergessen wurde, so liegt dies darin, weil die einzelnen Erscheinungen dieses Einflusses noch immer als leerer Gedächtnißkram zusammengruppirt werden müssen, da für die Resultate derselben der wissenschaftliche Nachweis der einzelnen Vorgänge fehlt und mithin auch die theoretische Begründung. — Diesen Nachweis zu liefern, wird eben die Aufgabe sein, welche die Physiologen in den nächsten Jahren vorzugsweise beschäftigt!

„Im Allgemeinen kann man den Einfluß der Nerven auf Stoffumsatz beweisen: durch das Erröthen der Wangen bei Gemüthserregungen, — durch Abmagerung und Appetitlosigkeit bei unangenehmer Gemüthsstimmung und durch Eintreten der entgegengesetzten Verhältnisse nach häufiger Wiederholung heiterer Affecte, durch den günstigen Verlauf der Wundheilung in siegreichen, den ungünstigen in geschlagenen Heeren (Dupuytern). — Endlich bieten in dieser Rücksicht ein reiches Material Irrsinnige, Hysterische und Hypochonder, welche letztere ganz besonders als Beweismittel geeignet sind, da ihre Hauptleiden darin ihren Grund haben, daß der Hypochondrist durch fortgesetzte Einwirkung des Willens und der Aufmerksamkeit auf einzelne Organe seines Körpers deren Reizempfänglichkeit und Reactionsfähigkeit so steigert, daß Einwirkungen auf sie wirken, welche der Gesunde kaum bemerkt, und daß er thatsächlich sich kränker macht nur durch seine, den ursprünglich zum größten Theil eingebildeten Leiden, zugewandte Aufmerksamkeit!

„Specieller beweisen den Nerveneinfluß: die nach Lähmung oder Durchschneidung der Nerven bei Menschen und Thieren beobachtete Abmagerung und Wassersucht in denjenigen Organen, zu welchen die durchschnittenen Nerven verliefen. — Sowohl Abmagerung als Wassersucht aber sind ebenso Zeichen des Mangels an Zufuhr und Umsatz, als ferner der Mangel an Wiedererſatz des verbrauchten Stoffes nach Nervendurchschneidung dadurch beobachtet wird, daß sich Hunde wund laufen und Geschwüre an der Ferse bekommen, wenn der Hüftnerv an der einen Seite durchschnitten wird; zugleich fallen an dem gelähmten Fuße die Haare aus und es erscheinen kahle Stellen. — Ganz hiermit übereinstimmend ist das Wundliegen der Kranken in allen denjenigen Krankheiten, welche den Nerveneinfluß wesentlich beeinträchtigen. — Wird ferner die größere Wurzel des Trigeminus-Nerven durchschnitten, so bilden sich Schorfe und Geschwüre an den Lippen, und bei Kaninchen fallen die Barthaare der betreffenden Seite aus (Valentin). Bei Menschen beobachtete man ebenfalls nach Ausschneidung eines Stückes vom Hüftnerven wegen Neurom, daß an den gedrückten Stellen die Haut leicht verletzt wurde und Geschwüre sich bildeten, und daß schon eine geringe Temperaturerniedrigung Frostbeulen hervorrief. — Diese verminderte „Widerstandskraft" (wie wir diese Erscheinung der Kürze wegen nennen wollen) läßt sich nur durch verminderten Stoffwechsel und den hieraus entstehenden verminderten Ersatz des verbrauchten Stoffes, also durch Hemmung des Ernährungsvorganges erklären. — Was von einzelnen Nerven beobachtet wurde, das wiederholt sich in Bezug auf das ganze Nervensystem bei Greisen und Schwererkrankten in allgemeiner Abmagerung (Atrophie), Brand, Wassersucht, Abschilfern der Oberhaut und der Nägel, Wundliegen, **Marasmus senilis**. Dagegen ist wohl zu beachten, daß die Ernährungsstörung nur eine gewöhnliche Folge ist, sie aber nicht unumgänglich nothwendig eintreten muß; denn auch in gelähmten Gliedern heilen Geschwüre und Knochenbrüche, und auch gelähmte Sinnesorgane schrumpfen nicht immer ein. Selbst nach Zerstörung des Rückenmarks dauert die Ernährung der Schenkel zuweilen fort (Stannius) und wird der Umlauf des Blutes nicht immer unterbrochen. (Bidder). Im ganzen Naturreiche giebt es eben wohl Regeln, aber nur äußerst wenige unumstößliche Gesetze! — (Carl Reclam, „Stoffwechselcur" in: Medic. chirurg. Encyklopädie für pract. Aerzte, Leipzig 1855.)

Noch wichtiger fast als diese einzelnen, zum Theil mehr oder minder vom Zufall abhängenden Beobachtungen sind diejenigen Nachweise,

welche man durch gewisse willkürlich angestellte Versuche an Thieren gewinnt. Diese Versuche häufen sich in der Neuzeit, und durch ihre Vermittelung wird man ganz besonders Licht in dieses Dunkel bringen können. Die bis jetzt gemachten Experimente sind im Wesentlichen zweierler Art: entweder man beobachtet als letztes Resultat derselben einen Krankheitsverlauf (das heißt nichts Anderes als eine „Ernährungsstörung", denn alle und jede Krankheit, sei sie nun eine örtliche oder eine allgemeine, läßt sich in letzter Instanz zurückführen auf gestörte Ernährung), oder man nahm eine Umänderung in der Function der absondernden Organe wahr, zu welchen der gereizte Nerv ging, mithin eine durch Nerveneinfluß entstandene Unregelmäßigkeit der Absonderung. In beiden Fällen zeigte sich der Einfluß der Nerven „auf", — oder wenn man so will, die Herrschaft der Nerven „über" die rein materiellen Vorgänge der Stoffvertheilung und des Stoffumsatzes.

Mehrere Nerven theilen sich in dieser Beziehung häufig in die Einwirkung auf einzelne Organe. So bewirkt nach Valentin's Erfahrungen die Durchschneidung des Vagus nur andauernde Verengung der Pupille im Auge; während Arnemann, Mayer u. A. auf Durchschneidung des Sympathicus beträchtliche Ernährungsstörungen im Auge nebst Trübung seiner durchsichtigen Theile beobachteten; diese Störung wird aber, wie Magendie zuerst zeigte, viel beträchtlicher, wenn der Trigeminus durchschnitten wird, auf welche Operation nicht nur Trübung der Hornhaut und Blutüberfüllung in allen Theilen des Auges eintreten, sondern endlich das Auge sogar in Fäulniß übergeht im lebenden Körper und ausfließt. Noch ehe dieser letzte Erfolg eingetreten, fand Schröder-van-der-Kolk den Vorgang des Stoffumsatzes schon so erloschen, daß kein Reiz mehr eine Entzündung im Auge zu erregen vermochte.

Ferner konnte Schiff durch Entfernung der beiden ersten Brustganglien bei Kaninchen Herzbeutelentzündungen und Ausschwitzungen im Herzbeutel, also beträchtliche örtliche Ernährungsstörungen hervorrufen. — Bérnard zeigte in seinen „Recherches expérimentales" (Paris, 1854) den Einfluß der Nerven auf die Erzeugung thierischer Wärme. Schnitt er den Trigeminus durch, so wurde alsbald die betreffende Seite des Kopfes kälter und es trat später Ernährungsstörung im Auge ein; schnitt man aber dann den Nervus sympathicus an derselben Seite durch, so wurde die Temperatur wiederum erhöht. — Ueberhaupt begleitete größere Körperwärme stets die mittelst Durchschneidung bewirkte Aufhebung der Function des sympathischen Nerven, so daß man diesen gleichsam als einen „Regulirer der Wärmeerzeugung" ansehen muß. Unter den verschiedenen Mitteln aber, durch welche die erhöhte Temperatur des thierischen Körpers zu Stande kommt, ist die Verbindung der im Blut enthaltenen Substanzen mit dem Sauerstoffe, das heißt also der chemische Oxydations- oder langsame Verbrennungsproceß unbestritten der vornehmste und wirksamste.

Die mittelst Durchschneidung hervorgerufene Lähmung des sympathischen Nerven bewirkt also eine beträchtliche Temperaturerhöhung. (Nach wenigen Minuten um 3 bis 4 Grad; im Ohre der Kaninchen beobachtete Bérnard zuweilen eine Temperatur von 40 Grad, während sie selbst im Innern des Darmes nie mehr als 38 bis 39 Grad zeigen). Für die Mittel nun, durch welche diese Temperaturerhöhung erfolgte, sind mehrere Erklärungen gesucht worden. Brown-Séquard war der Meinung, daß die Blutgefäße der betreffenden Stelle gelähmt würden und deshalb mehr Blut in sich aufnähmen (Compt. rend. 16. Jan. 1854), was, wie jede Congestion, eine Wärmeerhöhung nach sich ziehen müsse. Schiff ist der Meinung, daß diese Lähmung nur in den feinsten Blutgefäßen stattfinde (Jahresbericht für 1854. 1. 103).

Nach Durchschneidung des Nervus sympathicus an einer Seite, bewahrte nach dem Tode die entsprechende Gesichtshälfte länger ihre Reizbarkeit und faulte später. — Wird aber umgekehrt der Sympathicus vor dem Tode heftig durch Galvanismus gereizt, so treten Todtenstarre und Fäulniß früher ein, nachdem vorher die Reizbarkeit gegen Electricität schneller aufgehört hatte. (Brown-Séquard, Gaz. med. de Paris, 1854, 21. Jan.). Will man diese einfache Mittheilung der Thatsache physiologisch erklären oder deuten, so bedeutet sie: Wenn der sympathische Nerv unthätig gemacht wird, so findet im Leben weniger Stoffverbrauch statt und deshalb dauert die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Fäulniß verursachende Einwirkungen nach dem Tode länger fort; — wird dagegen im Leben der Nerv zu Thätigkeit gezwungen, so ist der Stoffverbrauch größer als der Ersatz und die allgemeine Zersetzung erfolgt deshalb zeitiger. —

Temperaturerhöhungen beobachtet man in einzelnen Krankheiten auch am ganzen Körper. So ist z. B. im Froststadium des Fiebers immer mit dem Thermometer eine nicht unbeträchtliche Temperaturerhöhung nachweisbar und schon zu vielen hundert Malen nachgewiesen worden, also als Thatsache ganz sicher festgestellt. Alle Erklärungsversuche, welche man mit Hülfe der physiologischen Kenntniß vom menschlichen Organismus für diese Erscheinung aufzusuchen vermag, stimmen aber darin überein: daß diese gesteigerte Wärme nicht eine Erscheinung des gesteigerten Nerveneinflusses, sondern des verminderten, gelähmten, Nerveneinflusses sei, — daß sie bedingt wurde

„durch den Nachlaß der natürlichen Moderatoren der Wärmebildung“ (Virchow, Handbuch I. 33).

Beim „sympathischen Nerven“, welcher in seinen Hauptpartien als ein Ausläufer von den Ganglien (Nervenknoten) am Rumpfe sich anatomisch nachweisen läßt und dessen Beziehungen zum „vegetativen“ Theile der Lebensvorgänge schon längst als unbestrittene Thatsache galten, überraschte wohl Niemand der nahe Zusammenhang mit dem Chemismus unserer Körper. Beim „herumschweifenden Nerven“ (Vagus) dagegen, welcher aus dem hinteren Theile des Gehirnes und dem Verbindungsstück zwischen Hirn und Rückenmark seine Fasern erhält, zu Lunge und Magen verläuft, und dessen ausschließliche Aufgabe zu sein schien, im verlängerten Marke mittelst Reflex auf die Einathmungsorgane zu wirken und die Respiration zu regeln, war ein gleiches Verhalten überraschender. Die bekannten Versuche von Weber und Budge hatten später gezeigt, daß der Vagus auch auf den Herzschlag Einfluß habe. Bald lernte man seine Function noch genauer kennen.

Daß diese seinem anatomischen Verlaufe entspreche, wußte man schon aus den von Legallois angestellten Versuchen. (Experiences sur le principe de la vie, et sur le siège de ce principe. Paris 1812.) Dieser Forscher wies zuerst nach, daß mit der Zerstörung desjenigen Theiles des verlängerten Markes, von welchem der Vagus entspringt, augenblicklich Athmen und Herzschlag beendet werde, daß hier ein „noeud vital“ für diese zum Leben unentbehrlichsten Verrichtungen sich finde, — während er ferner nach Durchschneidung des Vagus Störungen der Verdauung und Verminderung des sauren (zur Verdauung von Fleisch, Eiweiß, Käse dienenden) Magensaftes beobachtete; was nach ihm Tiedemann u. A. bestätigten. Auch Volkmann zeigte, daß Reizung der Wurzeln des Vagus nicht nur im Gaumen, Schlund, Speiseröhre, Magen, sondern auch im Kehlkopfe „Bewegungen“ hervorrufe, daß er mithin ebensowohl auf die Organe der Verdauung, als auf die der Athmung Einfluß ausübe. Schon Longet hatte in seiner inhaltreichen „Anatomie et physiologie du système nerveux“ die Mittheilung gemacht, daß nach Durchschneidung beider Vagus-Nerven am Halse Blutüberfüllung der Lungen erfolge, welche durch Erfüllung der Luftwege mit Exudat (d. h. also durch pneumonische Infiltration oder Lungenentzündung) zum Tode führen. Der geistvolle A. Mendelsohn, welcher leider der Wissenschaft viel zu früh im vergangenen Jahre entrissen wurde (er starb am Nervenfieber als Dirigent eines türkischen Hospitals), griff mit gewohnter Lebhaftigkeit und Ausdauer diese wichtige Thatsache auf und bewies in seinem vortrefflichen Werke über den „Mechanismus der Respiration und Circulation oder das explicirte Wesen der Lungenhyperämieen“ (Berlin 1845), daß die auf Vagus-Durchschneidung folgende Lungenentzündung „der Augenentzündung in Folge der Durchschneidung des Nervus trigeminus durchaus nicht analog“ sei, sondern vielmehr in einer Hemmung der Respiration bestehe, welche die Lähmung der Stimmritze verursacht. Mendelsohn bewies dies dadurch, daß auch andere rein mechanische Hindernisse die gleiche Wirkung auf die Lungen äußerten. Obwohl seine Versuche zu einer Zeit veröffentlicht wurden, als eben Rokitansky's Forschungen ihren Einfluß mächtiger zu üben begannen und mithin eine solche Erläuterung der Thatsachen von jedem Denkenden mit Jubel hätte begrüßt werden sollen, — obwohl seine Darlegung den Stempel der überzeugenden Wahrheit trug (wie denn Verfasser dieser Zeilen die Ergebnisse von Mendelsohn's Untersuchung zu bestätigen vermag, da er sie 1847 wiederholte), — obwohl der Weg der Forschung als der richtigste anerkannt werden mußte, — so fand dennoch die wichtige Arbeit nicht gebührende Beachtung. Möge man dem Gestorbenen die Anerkennung zollen, welche man dem Lebenden ungerechter Weise vorenthielt! — Andere untersuchten nach ihm die nehmlichen Verhältnisse und fanden keine neuen Resultate.

In jüngster Zeit untersuchten Vierandt und Liebmann die Veränderungen in den Zeitverhältnissen der Aus- und Einathmung, welche von Durchschneidung des Vagus hervorgerufen werden; man fand, daß nach der Operation die Zeit eines Athemzuges zuerst um $^1/_4$ länger werde, dann bis zum Tode kürzer. (Der regelmäßige Athemzug wurde als Zeitgröße beobachtet = 176; — er verlangsamte sich 5 Stunden nach der Operation auf 220, — dann 24 bis 48 Stunden nach der Operation war er = 145 bis 150, — nach 96 = 131 und nach 100 Stunden starb das Thier.) Dabei die Ausathmung kürzer, die zwischen zwei Athemzügen bestehende Pause dagegen länger. (Regelmäßige Dauer der Pause = 10; — nach 5 Stunden = 30, — nach 24 Stunden = 35, — nach 48 Stunden = 42, — und nach 96 Stunden = 73.) Die Pause zwischen je zwei Athemzügen steigerte sich also auf das siebenfache! —

Die beiderseitige Durchschneidung des Vagus bewirkt Lähmung des Kehlkopfs und der Branchien als Hinderniß der Respiration, wodurch jede einzelne Einathmung länger und tiefer, ihre Gesammtzahl daher geringer, die im Ganzen den Lungen zugeführte Luftmenge aber anfänglich nicht verändert wird; — Mit der zunehmenden Lähmung und Ermattung von der ungewohnten Anstrengung sinkt aber die Menge der zugeführten Luft (Sauerstoff) und daher auch die Eigenwärme des Körpers

(Verbrennungsprozeß); — dem entsprechend erfolgt von der Lähmung des Kehlkopfs die lobuläre Entzündung der Lungen und von Lähmung der Branchien und Gefäße die allgemeine passive Congestion der Lungen nebst dem gesteigerten Herzpuls; — in Folge der durch Athemnoth gesteigerten Athmung erfolgt vesiculaires Emphysem. — (Wend, Müll. Arch. 1855. 3). Mendelssohn hat bereits überzeugend nachgewiesen, daß die „Emphysem" genannte Lähmung der Lungenbläschen durch Hemmnisse beim Aus-, nicht beim Ein-Athmen entstehe. Wenn dagegen umgekehrt der Vagus mit Electricität gereizt wird, so erfolgt eine Sistirung der Athembewegung, welche durch Muskelkraft bewirkt wird, indem der Thorax im Zustande einer kräftigen Einathmung verharrt. H. Snellen (Schmidt, Jahrb. 1855, 8.) fand bei seinen Versuchen, daß von der Stärke des Reizes die Dauer des Stillstandes abhänge, welcher bei sehr schwachem Strome mit einzelnen kurzen Einathmungen unterbrochen wird. Sobald der Reiz aufhört, nimmt die Häufigkeit der Athemzüge wieder zu. — Reizung des peripheren Endes eines durchschnittenen Vagus bewirkt Stillstand des Herzens — Zustand der Diastole, hemmt also die Herzbewegungen, — ist aber ohne Einfluß auf Respiration. — Reizung des centralen Vagus-Endes dagegen wirkt nicht auf's Herz, sondern bewirkt die erwähnte heftige Einathmung, erregt also die Athmungsmuskeln.

Die Durchschneidung der Vagus-Nerven mußte natürlich auch auf den Stoffwechsel des ganzen Körpers ihren Einfluß äußern. Dies beobachteten bereits Cooper und Choffat an der erst sinkenden, dann steigenden Körperwärme. Genauer untersuchte es H. Nasse (Archiv für gemeinsch. Arbeiten II, 3) und aus seinen Versuchen ergab sich, daß regelmäßig schon auf Durchschneidung des Vagus nur auf einer Seite eine Abnahme des Körpergewichtes, als eine Verringerung des Ernährungsvorganges, d. h. Abmagerung, erfolgte. Obwohl kein einziger Hund, an welchem das Experiment gemacht wurde, in Folge der Verletzung starb, — obwohl die Thiere reichlich und gut genährt wurden und mit Appetit fraßen, so erfolgte doch die Abmagerung jedes Mal. Die Veränderung der Blutmischung ließ sich in Abnahme der Blutkügelchen, Vermehrung des Wassers und des Eiweißes nachweisen. — Sobald man auch den Vagus der andern Seite durchschneidet, ist das Thier dem Tode verfallen, mögen seine Abweichungen von der Norm auch anfänglich noch so gering sein. Selbst wenn die zweite Durchschneidung erst nach vier Wochen erfolgt, also zu einer Zeit, wo die beiden zuerst durchschnittenen Nervenenden sich bereits wieder durch Verwachsung vereinigt haben, erfolgt dennoch der Tod spätestens in 62 Tagen. So bedeutend und unumgänglich nothwendig ist der Einfluß der Lungen-Magen-Nerven auf die chemischen Vorgänge der Ernährung! —

Die Erscheinungen am ganzen Körper, welche erfolgen, wenn der Vagus mittelst Durchschneidung außer Thätigkeit gesetzt wird, bestehen nach Nasse's Aufzeichnungen im Seltenwerden der Athemzüge bis auf 3—4 in der Minute, — in Beschleunigung des Herzschlages um 38 Proc. im Mittel, — in Verstärkung des Herzstoßes, — in Erbrechen bei vollem Magen, wodurch Fleisch fast immer nach einigen Minuten wieder ausgeworfen wird, Flüssigkeit seltener, — in Würgen bei leerem Magen, — in Vermehrung des Durstes und anfangs auch des Appetites, der sich jedoch später ganz verliert, — (Brod und Milch werden besser verdaut als Fleisch, Wasser nur langsam aufgesogen) — in anfänglicher Abnahme, später in Steigerung der Körperwärme, welche sich weder mit dem Puls, noch mit der Athmung in ein bestimmtes Verhältniß bringen läßt. Dennoch muß man gerade sie am meisten mit einem rein chemischen Vorgange, mit dem langsamen Verbrennungsproceß im Innern des Blutes und der Organe in Verbindung bringen. Der chemische Vorgang ist also gesteigert, wenn der Nerv mittelst Durchschneidung in seiner Einwirkung auf den Körper außer Wirksamkeit gesetzt worden war. Wird man nicht fast genöthigt, diese Vorgänge so zu deuten, als ob der Nerv, so lange er functionirte, ein Hemmniß für die chemischen Vorgänge gewesen wäre, welche nun mit ungezügelter Heftigkeit stattfinden und den Tod des Individuums bewirken, sobald die regulirenden Nerven nicht mehr wirken können? — Liegt nicht eine richtige Naturbeobachtung der poesiereichen Deutung zu Grunde, daß die „Lebenskraft" die Atome hindere, ihren „ursprünglichen Ziehkräften" zu folgen? Humboldt sprach diese Deutung zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus und verwarf sie später selber. Die neuere Wissenschaft muß die Richtigkeit der Thatsachen anerkennen und sieht sich nur genöthigt, an die Stelle des abstracten Begriffes „Lebenskraft", — der ein so bequemer Zufluchtsort für jede hohle Theorie lange Zeit gewesen ist, — in ihrer exacteren Weise das concrete Mittel der Ausführung: die „Nerven" zu setzen. Das Weitere muß sie vorläufig unentschieden lassen, wenn sie ihre Hülfsmittel richtig beurtheilt und nicht mehr beweisen will, als sie durch dieselben begründen kann! — Wichtig ist ihr nur, daß die Nerven nicht allein abhängen vom Stoffwechsel, sondern ihn auch umgekehrt beherrschen. Dies ist ein Anhalt, welcher wesentlich als Fingerzeig bei der Erforschung dieser Vorgänge zu dienen vermag.

In jüngster Zeit hat man auch versucht, den „Vagus" für jene räthselhafte Krankheit der Zuckerharnruhr verantwortlich zu machen:

welche sich durch Abscheidung von Zucker im Urin (nicht im Speichel) und allgemeine Ernährungsstörung bemerkbar macht, und welche in übermäßigem Gehalte des Blutes an Zucker besteht. (Man weiß noch nicht, ob wegen vermehrter Bildung desselben oder wegen ungenügender Zersetzung). Der berühmte Chemiker C. G. Lehmann (in Jena) hat zuerst unumstößlich bewiesen, daß die Leber das Organ sei, welches den Zucker bilde. Nun giebt allerdings außer dem Sympathicus auch der Vagusnerv einige Fasern zur Leber und Bérnard kam deshalb auf die Idee, durch Reizung der Wurzel des Vagus mittelst eines Einstiches in das Mark Zuckerharnruhr zu verursachen, was ihm auch für einige Tage gelungen ist. (Leçons de physiologie expérimentale. Paris, 1855). Allein er fand bald selbst, daß der Vagus auf diesen Erfolg keinen wesentlichen Einfluß ausüben könne; denn auch bei Thieren mit durchschnittenem Vagus trat das Zuckerharnen nach jener „piquure" des verlängerten Markes ein, ja es erfolgte sogar, wenn man ohne vorherigen Einstich den nach dem Gehirne zuleitenden Theil des durchschnittenen Vagusnerven electrisch reizte, binnen 1 — 2 Stunden. Er deutete sich diese Erfolge nun als durch einen Reflex vom Vagus auf den Sympathicus entstanden. Jedoch weder die ferneren Angaben Bérnard's von den zwei verschiedenen Punkten im verlängerten Marke, deren einer bei Reizung übermäßige Harnabsonderung, der andere aber Zuckerabscheidung bewirke, und welche gleichzeitig agiren sollen, wenn der Einstich gerade zwischen sie fällt, — noch sein fernerer Versuch mittelst Durchschneidung des Vagus zwischen Leber und Lungen den Einfluß der eingeathmeten Luft auf die Zuckerbildung zu beweisen, dürften für Jemand beweisende Kraft haben, der wie Verfasser dieser Zeilen die Versuche selbst anstellte und sich dabei überzeugte, daß es unmöglich sei, diese Operation ohne Nebenwirkung auszuführen. Ueberhaupt befriedigen diese geistreich variirten Versuche nicht die Aussprüche der feineren Anatomie. Wichtiger dagegen ist seine Methode, durch Blutanhäufung in Verdauungsorganen, Leber und Milz nach Betäubung durch Curare-Gift oder Hammerschläge auf den Kopf bei künstlich unterhaltenem Athmungsproceß ebenfalls Zuckerharnruhr zu bewirken. Dies Ergebniß fällt um so schwerer in's Gewicht, weil es mit der Krankenbeobachtung übereinstimmt: denn es fanden Zucker im Harne: Siebert nach Erguß von Flüssigkeit zwischen der weichen Hirnhaut und der Spinngewebhaut, welcher auf der einen Hälfte des großen Gehirnes einen thalergroßen Eindruck bewirkt hatte, — Szokalski nach einem Bruche der Schädelknochen, — ich selber nach einem (nicht tödtlich verlaufenen) Blut-Schlagfluß des Gehirns, jedoch nur in den ersten drei Tagen.

Die Erklärung fehlt. Als sichere Thatsache steht jedoch fest: daß nach einem Stich in das verlängerte Mark, sowohl an der Stelle, an welcher der Vagus entspringt (Bérnard) oder auch weiter nach vorn (Schrader) die Menge des Zuckers im Blute sich vermehrt, während gleichzeitig — worauf Schmidt aufmerksam macht — die Menge des Fettes sich vermindert. Aehnliches bewirkt nach vier Beobachtern Druck auf das Hirn. Auf eine mechanische Einwirkung auf die Nerven (und auch die electrische Reizung deuten wir so) erfolgt also in letzter Instanz eine chemische Umwandlung der Blutflüssigkeit, ohne daß man eine gewohntere, doch deshalb nicht minder unerklärte Folge der Nerveneinwirkung: irgend ein Phänomen der Bewegung — etwa eine Verengerung oder Erweiterung der Blutgefäße — als Mittelglied zur Verdeutlichung des Vorganges besäße. Selbst der schon wieder verlassene Erklärungsversuch von Raynoso, Montegazza, Petter, daß die Zuckerharnruhr durch ein Hemmniß des Oxydationsprocesses im Blute entstehe; würde doch eine Macht der Nervenfaser über den Chemismus der Körper zugeben! —

Ein weiteres Beispiel des Nerveneinflusses auf rein materielle Vorgänge geben die Versuche von W. Krause, „Zur Physiologie der Lymphe," aus denen hervorgeht, daß die Absonderung der Lymphe wesentlich vermehrt wird durch „Reizung der sensiblen Nerven." (Henle, Zeitschrift, 1856. VII. 151.)

Noch auffallender sind die Beobachtungen Ludwig's über den Einfluß der Nerven auf die Speichelsecretion. Reizte man den durchschnittenen und vom übrigen Körper sorgfältig getrennten Nerven, welcher zur Speicheldrüse ging, so wurde durch diese Reizung fast augenblicklich beträchtliche Absonderung des Speichels hervorgerufen, ohne daß man den Mechanismus, durch welchen der erregte Nerv die Absonderung bewirkt, zu durchschauen vermöchte. Nur Eins ist nachgewiesen, daß die Erklärung, welche zunächst sich bot, die richtige nicht sein könne, daß nämlich der Reiz auf den Nerven den Blutdruck innerhalb der Gefäße, welche in der Drüse verlaufen, theilweise zu steigern vermöge, indem er eine Zusammenziehung der Blutgefäße bewirke und so die Speichelabsonderung beschleunige. Sorgfältige Messungen mit dem Manometer haben dargethan, daß der Druck, unter welchem der abgesonderte Speichelsaft aus den Drüsen in den Ausführungsgang einströmt, weit größer ist, als der Druck, unter welchem sich die Blutflüssigkeit durch Spannung ihrer Blutgefäßhäute befindet. Becher bewies, daß der Speichel nicht mechanisch aus der Drüse ausgepreßt, sondern chemisch abgesondert werde, da er durch anhaltende Nervenerregung in ununterbrochenem Strahle oft bis zum viersachen Umfange der Drüse geliefert

wurde. (Henle, Zeitschr., 1851. 2.) Ja es kann sogar der erregte Nerv noch unmittelbar nach dem Tode, also „zu einer Zeit die Absonderung hervorrufen, in welcher das in der Drüse enthaltene Blut weder strömt, noch überhaupt gespannt ist" (Ludwig, Physiologie, II. 149.). Wie in jeder Nervenerregung, ist auch hier die Wirkung nur eine vorübergehende, eine ununterbrochene; sie tritt aber nur ein, wenn der Nerv gereizt ist. Die Menge der Absonderung hängt vom Grade der Reizung ab; es ist also unzweifelhaft, daß die Erregung des Nerven die Ursache der Absonderung bildet.

Nun besteht aber das Ueberraschendste und Unerklärlichste dieser Beobachtung darin, daß der Speichel bekanntlich im Blute nicht schon vorgebildet ist, — also von den Drüsenwandungen nicht etwa aus dem Blute nur abfiltrirt werden kann. Als man die Erfahrung gemacht hatte, daß nach Durchschneidung der Nierennerven eiweißhaltiger und blutiger Urin abgesondert werde, da meinte man sich vollständig mit der Erklärung begnügen zu können, daß die vom Schnitt hervorgebrachte Aufhebung der Function, d. h. also die Lähmung des betreffenden Nerven, auch eine Lähmung der absondernden Nierencanälchen bewirke, welche nun die Bestandtheile der Blutflüssigkeit durch sich hindurchgehen ließen, ohne ihre eigentliche Function noch auszuüben: durch Zusammenfügung vorher getrennter und Trennung vorher zusammengefügter Elemente eine chemisch neue Flüssigkeit herzustellen.

Bei der Reizung des durchschnittenen Nerven der Speicheldrüse ist keine so einfache Erklärung möglich. Vergeblich bemüht man sich, die Verhältnisse zu durchschauen, denn die Zusammensetzung der Speichelflüssigkeit ist eine vollständig verschiedene von der Zusammensetzung der Blutflüssigkeit. Finden sich auch im Blute dem Namen nach dieselben Atome, welche den Speichel zusammensetzen, so sind sie doch anders gruppirt, und so gut wie Fleisch, Käse, Eiweiß, Eigelb und die Hörner der Wiederkäuer vollständig verschiedene Stoffe sind, obwohl sie alle aus dem Blute hervorwachsen, und obwohl sie alle im Großen und im Wesentlichen aus denselben chemischen Urstoffen bestehen, so sind auch Speichel und Blut vollständig verschiedene Flüssigkeiten, obwohl sie in gewissen Hauptsachen mit einander übereinstimmen.

Die Hand des Chemikers vermag aber nicht aus Blut Speichel zu bereiten, so genau wir auch die Verschiedenheit in beider Zusammensetzung kennen. Nur der Nerv besitzt die Befähigung, die chemischen Atome fast willkürlich zu gruppiren. Wird er gereizt, so findet binnen wenigen Augenblicken ein chemischer Proceß statt, der ohne Reizung nicht stattgefunden hätte. Die chemischen Atome des Blutes verlassen ihre bisherige Lagerung und gruppiren sich zu den chemischen Atomen des Speichels, — eine gewisse Menge Blut hört auf Blut zu sein und verwandelt sich in Speichel — die Materie wird in allen den Beziehungen, welche ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten bilden, verändert, — die Materie wird durch den Nerveneinfluß gezwungen, eine Bewegung vorzunehmen und aus den feinsten Blutgefäßen hinüberzuwandern in das Innere der Drüse, wo sie sich ansammelt; — die Materie wird durch den unbekannten Einfluß des Nerven gezwungen, mit größerer Kraft aus den Blutgefäßen hinüberzuströmen in den innern Hohlraum der Drüse, als sie vorher von den Wänden der Blutgefäße zusammengehalten wurde.

Es wurde also die Menge der Absonderung bedeutend vermehrt, aber die Art derselben erlitt keine wesentliche Veränderung, denn es war immer „Speichel", welchen die Drüse lieferte. — Man erkennt hieraus die Theilung der Arbeit unter den einzelnen Körpertheilen! In der Drüse muß ein Mechanismus sein, welcher die „Art" der chemischen Mischungsverhältnisse bedingt; die Nerven bewirken nur, daß diese Verrichtung thätig sei und beherrschen den „Grad" ihrer Thätigkeit, mithin die „Mengenverhältnisse" ihrer Absonderung.

Auch andere Verhältnisse deuten uns an: daß die Einwirkung der Nerven auf Regelung der Stoffwechsel nur quantitative, und nicht qualitative Unterschiede bewirke. Die Nerven steigern oder verringern die Energie der chemischen Vorgänge, lassen dagegen die Richtung der chemischen Thätigkeit ohne Einfluß. — Ein schönes Beispiel bietet der im Fieber gesteigerte Verbrennungsproceß, durch welchen selbst während des Fieberfrostes eine (mit dem Thermometer nachweisbare!) Temperaturerhöhung von 3—4 Grad bewirkt wird, — mithin gerade eben so viel, als C. Bernard nach Durchschneidung des Sympathicus-Nerven beobachtete. Allein statt dieser Beispiele wollen wir am vorliegenden Orte ein einfacheres und leichter zu überschauendes auswählen.

Wir finden es in jenem bekannten, mehrfach wiederholten Experimente, bei welchem man ein Thier zuerst dadurch tödtet, daß man es entweder enthauptet oder ihm Gehirn und Rückenmark ausschneidet, hierauf aber in dem seiner Nerven beraubten Organismus ein Scheinleben unterhält, indem der Athem künstlich fortgesetzt wird. Hierbei wird das Blut hellroth und anfänglich behält das Thier auch seine Wärme; aber sobald die im Organismus noch vorhandene Reizbarkeit (d. h. Functionsfähigkeit) der Nerven erloschen ist, sinkt die Temperatur, hebt sich trotz zugeführten Sauerstoffes nicht wieder, sondern sinkt sogar um so schneller, je stärker der künstliche Athmungsproceß unterhalten wurde. Alle chemischen Unterlagen

zur Fortsetzung des Verbrennungsprocesses sind vorhanden, aber trotzdem wird der Körper nicht wärmer, sondern kälter! Wer will leugnen, daß die chemischen Vorgänge unserer Retorten zwar nicht andere seien, als die des Organismus, — aber daß doch im Organismus andere „Erreger" der chemischen Thätigkeiten sich finden, als in den Retorten? — Was am ganzen Körper sich zeigt, beobachtet man auch an einzelnen Muskeln. Anfänglich behalten diese abgetrennt vom lebenden Körper und bei zerstörten Nerven ihre Reizempfänglichkeit: aber sie erzeugt sich nicht wieder und verliert sich um so schneller, je heftiger die Reizung war. An isolirten Muskeln zerstören Reize die Muskelreizbarkeit.

Diese Thatsachen sprechen aber nun deutlich aus: daß die Nerven den Stoffwechsel reguliren, — daß die Ernährungsvorgänge nicht von Statten gehen und mithin auch nicht die gewöhnlichen Erscheinungen bewirken können, ohne Anregung durch die Nerven, — wenn auch diese Erregung sich nur auf den Grad, nicht auf die Art der chemischen Processe bezieht.

So sind die Verhältnisse, wie man sie bis jetzt überblicken kann. Erkläre sie, wer kann!

Diese und ähnliche räthselhafte Erscheinungen enthalten die Lebensaufgabe, welche sich die Physiologie für die nächsten Jahre zu geben hat.

Freilich wird die Lösung solcher Probleme nie und nimmer vom einseitigen Standpunkte aus gelingen können. Wo das leibliche Auge nicht ausreicht, da genügen auch nicht die Lehren und Thatsachen einer einzelnen Wissenschaft zum Eindringen in die verborgenen Geheimnisse, sondern es wird zur Schärfung des geistigen Auges das gleichzeitige Umfassen mehrerer Wissenschaften von verwandten Gebieten nöthig; nur so werden gesteigerte Anschauungen erworben, welche den geistigen Blick schärfen und den leiblichen überragen!

Diese höchste Aufgabe der Naturwissenschaft hatte sich schon früher die „Naturphilosophie" gestellt; leider war sie auf Nebenwege gerathen und deshalb in Traum und Spiel versunken. Heute dagegen scheint sie wiederum mit sicherem Bewußtsein und hellem Wachen das Ziel ins Auge gefaßt zu haben, wie durch That und Wort der geistreiche Huschke in seinem gediegenen Werke über „Schädel, Hirn und Seele" beweist: „Die ganze Betrachtung eines organischen Wesens zerfällt in eine dreifache: in die Lehre von der körperlichen, in die Lehre von der geistigen Seite desselben und endlich in die Lehre von der Verbindung beider, welche alle drei eine besondere Behandlung erfordern. Die erste ist der Gegenstand des Naturforschers und des Physiologen insbesondere, die zweite gehört der Idealphilosophie zu, und die Priester, welche die gesetzliche Einheit von Körper und Geist festzuhalten haben, will ich die Naturphilosophen nennen." (Seite 167.) Wenn dies die Naturphilosophie will und thut, so wird ihr vor Kurzem noch verrufener Name bald wieder zu Ehren gekommen sein, und zwar zu größeren, denn je!

Dasselbe Beispiel aber, was sie auf dem einen Felde gegeben, haben wir auch auf andern bereits von Physiologie und praktischer Medicin erhalten. Wo sind die Grenzen dieser beiden Wissenschaften geblieben? Die Lehren vom „gesunden Organismus" und von den „kranken Zuständen", — (oder — wie ich sie lieber nenne — die Lehren der reinen und der angewandten Physiologie), geben sie nicht heute so in einander über, daß die eine gar nicht mehr bestehen kann ohne die andere?

Was ich an anderm Orte durch Thatsachen zu beweisen gesucht habe: der Naturwissenschaften sind viele, aber die Natur ist ein Einziges, — das wird auch in Rücksicht auf die Beziehungen der Nerven zu den chemischen Vorgängen der Ausdruck des Endzieles und des Arbeitsplanes bilden müssen. Nur die Unterlage mehr als einer Naturwissenschaft wird den Standpunkt genügend erhöhen können und den geistigen Horizont so weit zu erweitern vermögen, daß der Blick in die Ferne dringen kann, ohne daß die zunächst liegenden Objecte ihn ablenken oder ihm die Aussicht versperren.

Aber freilich, freilich, in dieser Ueberzeugung beruht auch zugleich die Kehrseite der Medaille! Wenn man auch Ziel und Weg kennt, wenn man auch zum rüstigen Beschreiten desselben Kraft und Sehnsucht in sich fühlt, dennoch kann man genöthigt sein, gleich dem Wegweiser mit ausgestreckter Hand nur die Richtung zu bezeichnen und eingewurzelt stehn zu müssen, ohne sich dem Gegenstande des Verlangens nähern zu können. Das ist die Tantalusqual, welche die Naturwissenschaft ihren Jüngern bereitet. Arbeitslust und Arbeitskraft müssen ungenützt vermodern, wenn nicht Arbeitsmaterial und Arbeitszeit vorhanden. — Wundert Ihr Euch, wenn der Naturforscher die Macht der Materie anerkennt, da er doch schlimmer als jeder Andere durch sie in allem Schaffen gehemmt wird, wenn sie, das stete Hinderniß seines Forschungseifers, ihn in der Frohnarbeit der Alltäglichkeit abhetzt? — Möge man es dem Verfasser dieser Zeilen nicht verargen, wenn er hinzufügt, daß er kein Weh von ähnlicher Bitterkeit kennt, als das Bewußtsein dieses sich täglich wiederholenden fruchtlosen Ringens. —

Indeß — in der Natur haben ja die Individuen keinen Werth, sondern nur die Gattungen. Das Endziel werden die Räder der Zeit erreichen, mögen sie auch gleichgültig über manche sehnende Brust hinweggehen.

Und dieses Endziel? Beantworten wir diese

dieſe Frage mit L. Erdmann's treffenden Worten:

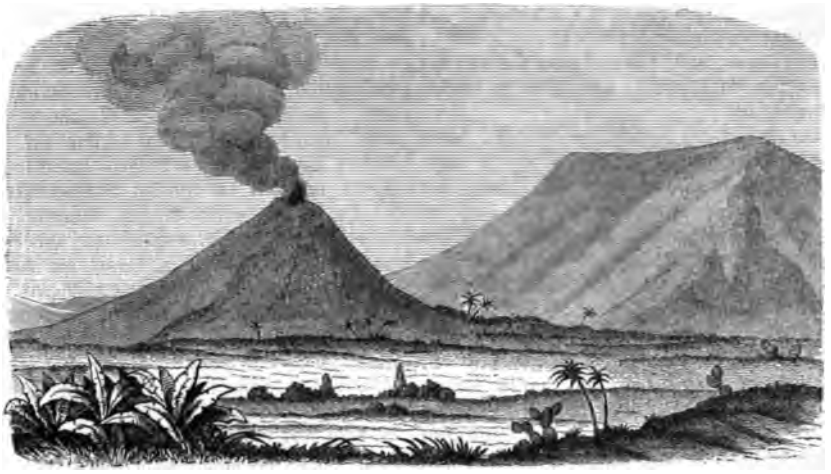
„Nicht der Stoff an ſich iſt der ächten naturwiſſenſchaftlichen Forſchung Ziel, ſondern der Geiſt, der in dem Stoffe ſich verkündet. In dieſem Sinne arbeiten rüſtig zahlreiche Forſcher an der weiteren Vollendung der Naturwiſſenſchaft, auf deren Zukunft wir freudigen Sinnes hinausſchauen dürfen; denn je weiter ihr Ausbau voranſchreitet, deſto reichere Früchte wird ſie auch dem Leben bringen und die Menſchheit fördern in Erreichung ihrer Ziele. Das aber iſt ja alles Forſchens ſchönſte Krone!“ —

Ein

Beſuch bei dem Vulcan Iſalco in Central-Amerika,

und erſter Erſteigungsverſuch dieſes Feuerberges.

Von Dr. Moritz Wagner.



Der Vulcan Iſalco im Staat San Salvador ſcheint der einzige unter den thätigen Feuerbergen unſers Planeten zu ſein, welcher ſeit einem Jahrhundert in permanenter Eruption ſich befindet. Bei allen übrigen Vulcanen, ſelbſt bei den mächtigſten Feuerbergen Java's und der Südſeeinſeln wechſelt mit der Thätigkeit ein periodiſcher Zuſtand der Ruhe. Der Iſalco hat überdieß mit dem berühmten Vulcan Jorullo in Mexico, welcher durch Humboldt's klaſſiſche Beſchreibung ſo berühmt geworden, den intereſſanten Umſtand gemein, daß er in hiſtoriſcher Zeit entſtanden und nicht über ein Jahrhundert alt iſt. Die Väter der heutigen Bewohner ſeiner Nachbarſchaft haben ſeinen Urſprung geſehen. Die älteſten Männer der gegenwärtigen Generation kannten ihn noch als kleinen Hügel; ſie ſahen ihn wachſen unter ihren Augen. Oft haben ihnen ihre Väter die wunderbare Schreckensgeſchichte erzählt, wie mitten aus einem grünen Plateau bedeckt von Wald und Weideland, wo einſtmals eine kleine Hacienda geſtanden, der Boden unter gewaltigem Beben ſich geöffnet, Schlacken, Aſche und Dampf mit furchtbarem Gebrüll aus dem offenen Schlunde auf weithin geſchleudert worden, und die Landſchaft auf viele Leguas in der Runde vom Aſchenregen verfinſtert geweſen, durch welchen der Glutſchein der Laven und Schlacken zitterte. Als nach wenigen Tagen die Finſterniß verſchwand und die Eruption ſchwächer wurde, ſah man einen Hügel von mäßiger Höhe, welcher durch ausfließende Lavaſtröme und ausgeworfene Schlacken allmählich zu einem wahren Berge anwuchs.

Im Laufe der nächſten Jahrzehnte wichen die heftigen Paroxysmen der großen Eruptionen jenem gewöhnlichen Spiel einer mäßig eruptiven Thätigkeit, wie ihn auch der Stromboli, viele Vulcane der Südſeeinſeln und ſelbſt der Veſuv und Aetna mitunter zeigen. Dieſe Thätigkeit hat ſeit dem Geburtstag des Iſalco, welcher in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fällt, nicht Einen Tag ausgeſetzt. In

den geologischen Handbüchern ist der Isalco bis jetzt kaum erwähnt. Unserm großen Forscher Alexander v. Humboldt war es auf seinen amerikanischen Fahrten nicht gegönnt, die Isthmusstaaten Mittel-Amerikas zu besuchen, wo die vulcanischen Erscheinungen großartiger sind, als selbst im Hochlande von Quito. Namentlich sind die Feuerberge von San Salvador weder von einem Geologen noch von irgend einem reisenden Forscher jemals besucht und beschrieben worden. Auch Baily und Squier haben den Isalco nur aus Sonsonate in der Ferne gesehen und den Berg selbst nicht besucht.

Der Isalco liegt von diesem Städtchen und von der Küste des stillen Oceans eine mäßige Tagreise entfernt. Man erblickt das majestätische Spiel seines beständigen Feuerwerks bereits überaus schön aus der Umgegend von Sonsonate, welches im reichen Schimmer seiner tropischen Vegetation unter Gruppen mächtiger Cocospalmen und Mangobäume, eine der reizendsten Lagen unter allen Städten Mittel-Amerikas hat.

Der Besuch des Isalco, der Wunsch, diesen noch nie beschriebenen Vulcan näher zu beobachten und wo möglich zu besteigen, war eines der wesentlichsten Motive meiner Reise nach dem Staat San Salvador. Die schweren Leiden, welche mich in Folge des Erdbebens vom 16. April 1854, das die Hauptstadt dieser Republik zerstörte und meine Sammlungen und Habseligkeiten mit unter den Trümmern begrub, getroffen hatten, das lang andauernde Fieber, das meinen Körper schwächte, hatten meinen Besuch in Sonsonate lange verzögert. Endlich stellten sich mit den rückkehrenden Körperkräften neuer Lebensmuth und frische Wanderlust ein. Ich verließ die Hacienda Tepeyagua, wo ich im Hause der Gebrüder Bogen aus Königsberg gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, am 9. Mai 1854, zog über das schöne Hochthal von Santa Tecla, welches für die zu erbauende neue Hauptstadt ausersehen war, durch Wälder und Schluchten nach Sonsonate hinab, das ich nach drei kleinen Tagreisen erreichte.

Im Hause eines Arztes, der ein Halb-Indianer war, fand ich die „Posada" gegen mäßige Vergütung und genoß schon am ersten Abend außerhalb des Städtchens bei ziemlich klarem Himmel das wunderschöne Schauspiel des Feuer sprühenden Isalco, über dessen südwestlichen Rücken drei breite Lavaströme sich ergossen. Solche leuchtende Feuerbänder hatte ich auch an andern vulcanischen Kegeln, besonders am Vesuv öfters gesehen, aber sie waren dort bei gewöhnlicher Thätigkeit nie so breit und mächtig. Auch am Aetna und bei den Vulcanen Islands beobachtet man dergleichen mächtige Lavaströme nur bei größeren Ausbrüchen. Ebenso war das eruptive Spiel des Kratergipfels, wo vom trichterförmigen Schlot die Dämpfe beständig emporwirbeln, „die Girandola" mit den hoch aufsliegenden Kraterraketen hier ungleich mächtiger und prächtiger als ich es von Neapel jemals über dem Vesuvgipfel gesehen, obwohl die Entfernung zwischen dem Isalco und Sonsonate mindestens dreimal so groß ist. Jeden Abend wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Die Sennores von Sonsonate, denen ich Empfehlungsbriefe abgegeben hatte und die mich bei diesen abendlichen Spaziergängen öfters begleiteten, wunderten sich gleichwohl, daß mich der Anblick dieses vulcanischen Gemäldes so mächtig ergriff und stundenlang zu fesseln vermochte. Sie waren von Kindheit auf an den Anblick des Feuer speienden Isalco so gewöhnt, wie wir an das immer wiederkehrende Bild des Mondes. Durch die Gewohnheit der täglichen Wiederkehr, verliert zuletzt auch die herrlichste Augenweide ihren Reiz.

Mit einigen Empfehlungsbriefen an die Bewohner des großen Indianerdorfes Isalco, das noch 5 spanische Meilen vom Vulcan entfernt liegt, brach ich am 14. Mai dorthin auf. Der Richter Don Marcellino Valdez, ein spanischer Creole, der einer der reichsten Grundbesitzer dieses Dorfes ist, empfing mich freundlich zum Nachtquartier in seinem Hause und verschaffte mir zwei wegeskundige Indianer als Führer. Er hatte auch die besondere Gefälligkeit, den ältesten Greis des Ortes kommen zu lassen, der noch die volle Kraft des Gedächtnisses besaß. Francisco Castillo stand bereits im 85. Lebensjahre und war im langen Bart- und Silberhaar noch ein schöner munterer Greis. Seine Haltung war aufrecht und fast imponirend. Er schritt barfuß und in Hemdärmeln noch rüstig einher. Selbst bei Armuth und ziemlich schlechter Nahrung kann man es doch auch in den heißen Tiefregionen der Tropen zu einem hohen Lebensalter bringen, wenn man das Glück hat, wie der alte Castillo von einer gesunden Familie zu stammen und ohne viel Kopfanstrengung mäßig und natürlich zu leben. Ich besuchte den freundlichen Greis, welcher das Spanische vollkommen rein sprach, wiederholt nach meiner Rückkehr vom Isalco. Seine Mittheilungen über die Lebensgeschichte des Vulcans, der nur um wenige Jahre älter als Francisco Castillo selbst war, gebe ich am Schluß dieser Skizze.

In Begleitung der beiden braunen Führer, die zu Fuß wanderten, brach ich bei erster Tageshelle vom Indianerdorf auf. Das junge, kräftige Maulthier, das ich ritt, ging sachte seinen sichern Tritt, gleichviel ob der Weg über waldige Abhänge, offene kleine Savannen oder Lava-Felder führte. Man kann des schwierigen Terrains, besonders der Lava-Ströme wegen, nicht in gerader Richtung zum Isalco reiten, sondern umgeht denselben von Nordosten, um

zuerst seinen Nachbar, den Cerro Chino zu erreichen, der ihn dominirt. Zunächst wanderten wir bei mäßiger Erhebung des Bodens durch einen Wald, der in tropischer Pflanzenüppigkeit strotzte, und wo besonders das Unterholz in dieser Jahreszeit blüthenreich und prächtig war. In großen Schaaren hatten die grünen Papageien eben ihren Morgenflug angetreten und die rothen Arasse wiegten sich auf den Wipfeln der Ceibabäume und Mimosen, laut schreiend und zankend. Als wir den Wald verließen, gelangten wir an einen ältern Lavastrom, dessen Außenseite längst verwittert war und der nicht vom Isalco, sondern aus einer Seitenspalte des Cerro Chino oder eines andern von den längst erloschenen Nachbarvulcanen geflossen zu sein scheint.

Das Geschrei der Vögel verstummte wie gewöhnlich in der Mittagsstunde. Die Stille der Wälder und Savannen aber wurde in Pausen durch das gewaltige Gebrülle des Vulcans unterbrochen, dem wir näher rückten. Nachmittags wurde abermals ein dreistündiger Ritt durch einen Wald zurückgelegt, der in den höhern Regionen seinen tropischen Vegetationscharakter allmählig verlor und durch vorherrschende Eichen- und Nadelhölzer freilich von sehr fremdartigem Ansehen die gewöhnliche Physiognomie der höhern Andesregionen zeigte. Wir erreichten endlich ein hübsches, freies Plateau, wo der Wald gelichtet war. Sieben Hütten mit Strohdächern, aber offenen Wänden, zwischen Maisfeldern und Wiesen, waren von indianischen Familien bewohnt, welche im Lohn des Eigenthümers dieser Berg-Hacienda Don Lorenzo, den Boden bearbeiteten.

Der Patron war abwesend und wurde erst für den Abend wieder erwartet. Die Hütte, die er selbst bewohnte, war nicht viel besser als die seiner braunen Tagelöhner, und wer aus der heißen Atmosphäre Sonsonate's plötzlich in eine Region von 5000′ Meereshöhe sich versetzt, spürt empfindlich die ihm ungewohnte Kühle der Abende und Nächte, selbst wenn die Temperatur unter + 12° R. nicht sinkt. Ich hätte der offenen Hütte solidere Wände gewünscht, die man sonst in der heißen Küstenregion gern vermißt. Die Indianer empfingen mich nicht gerade freundlich — dieser angenehme Zug ist nun einmal der melancholischen und träumerischen eingebornen Menschenrace Amerikas nicht gegeben — doch öffneten sie mir ihres Patrons Hütte ohne Widerrede und theilten mir zum Abendmahle mit was sie selbst aßen: Maistortillas, Bohnen und gekochte Bananen. Fleisch aßen sie nie und hatten auch nicht einmal Feuergewehre, um Hirsche oder Waldhühner zu schießen, die einem Jäger, der sich die Mühe nimmt, in der Dämmerung am Waldrande auf dem Anstand zu lauern, hier selten fehlen. Ich hatte während des Waldrittes nur einige kleine wilde Tauben geschossen, deren zartes Fleisch gleichwohl das dürftige Mahl würzte. Die Rumflasche, die zuletzt aus dem Reisesack kam und sämmtlichen Mitgliedern der indianischen Familie, die meine nächsten Hüttennachbarn waren, auf Discretion zum Besten mitgetheilt wurde, erquickte die Wanderer wie ihre braunen Tischgenossen, deren Gesichtsausdruck gleich nach dem ersten derben Schluck humaner und heiterer wurde. Nach kurzer Rast wurden die letzten Tagesstunden, während die Führer schliefen und die Maulthiere grasten, einer Excursion in die Umgegend gewidmet.

Der Cerro Chino war wie sein südlicher Nachbar, der Isalco, ein wahrer Vulcan. Die Zeit seiner Thätigkeit aber datirt, nach der vollständigen Verwitterung der Oberfläche seiner Laven zu schließen, auf so manche Jahrtausende zurück, während die Kegelberge, welche im Halbkreis in der Richtung von Apaneca folgen, sicher weit jüngern Datums und wahrscheinlich die unmittelbaren Vorgänger des Isalco sind, dessen Durchbruch erst dann stattfand, als jene ältern Schlöte des vulcanischen Heerdes sich verstopft hatten. Die Unterlage des vulcanischen Plateau, auf welchem die Hacienda Don Lorenzo's mit ihren Wiesen und Maisfeldern stand, war doleritische Lava von grauschwärzlicher Farbe voll von Blasenräumen und kleinen Krystallen von glasigem Feldspath. Nur einzelne compacte Lavaklumpen ragten über die Vegetationsdecke der Bergwiesen und des Waldes hervor.

Der Gipfel des Cerro Chino überragt den Isalco um mehr als 1000 Fuß. Die Entfernung vom Plateau, auf welchem ich stand, zum Krater dieses Vulcans, betrug in gerader Richtung höchstens eine halbe Legua. Mit dem Fernrohr konnte ich bei noch ziemlich heiterer Atmosphäre nicht nur die kahle Trümmermasse des Schlackenkegels, den Rand und die Wände der Gipfelkraters, sondern auch die von furchtbaren Detonationen begleiteten Schlackenausbrüche beobachten, die sich an diesem Tage in längern Zwischenräumen als sonst gewöhnlich folgten, aber auch um so heftiger waren. Die stärksten dieser eruptiven Salven — gewöhnlich die fünften, nachdem vier schwächere ihnen vorangegangen waren, — schleuderten ihre Projectile bis zu einer Höhe, die wohl 800 bis 1000 Fuß betrug. Am Tage war nichts von dem glühenden Schein der Schlacken zu sehen. Sie erschienen vollkommen dunkel. Als aber die Sonne untergegangen und der Isalco mit seiner Umgebung in die Schatten der Nacht eingehüllt war, wurde der Glutschein der Auswürflinge durch den Rauch bereits sehr deutlich sichtbar und gegen neun Uhr Nachts erreichte das feurige Spiel seine volle Schönheit. Die Lavaströme des Vulcans aber waren von meinem Standpunkt aus nicht

sichtbar, da sie in entgegengesetzter Richtung flossen.

Don Lorenzo, ein anständiger Creole, fast 70 Jahre alt, kam erst spät Abends zur Hütte und begrüßte mich höflich. Er war nicht gebildet, plauderte aber gut und gab mir über Land und Leute, besonders aber über den Isalco auf alle Fragen vernünftigen Bescheid. Auch ließ er mir, da ich keine Hängematte mitgebracht hatte, ein Bett aus dünnen Baumzweigen, über welche er eine Kuhhaut breitete, zurecht machen. Die Härte dieses Lagers weniger als eine eigenthümliche Unruhe ließ mich diese Nacht sehr wenig schlafen und ich verließ öfters die Hütte, um im Sternenschimmer draußen umher zu wandeln. Meine beiden Führer sowohl als Don Lorenzo und die ganze indianische Sippschaft der Nachbarhütte schnarchten inzwischen auf ihren Kuhhäuten ununterbrochen gemüthlich fort und ließen sich selbst von den heftigsten Donnersalven des Vulcans nicht wecken. Es schien auf dem Isalco nach Mitternacht etwas Außergewöhnliches vorzugehen. Anstatt der donnerähnlichen Detonationen ließ sich ein eigenthümliches, bald dumpf krachendes, bald brausendes anhaltendes Geräusch vernehmen, welches mich fast an das nächtliche Brausen der Niagarafälle erinnerte. Hierauf eine völlige Ruhe von fast zwei Stunden, welche plötzlich durch eine überaus heftige Donnersalve unterbrochen wurde. Eine prächtige Feuergarbe erhellte die Nacht und bis weit hinauf gegen den glänzend blauen Tropenhimmel flogen sausend die glühenden Projectile, die dann krachend zurückstürzten, theils in den Kraterschlund, theils auf die Gehänge des Kegels. Dieses Schauspiel von unbeschreiblicher Schönheit wiederholte sich noch einige Male. Dann trat eine längere Pause ein, bis die dichten Morgennebel den ganzen Kegel umhüllten, mit den Dampfwolken des Kraters sich mengend.

Mit anbrechender Tageshelle schoß ich mein Gewehr ab, um meine Führer zu wecken. Der alte Creole, der mir versprochen hatte, mich eine Strecke Weges zu begleiten, war zuerst auf den Beinen und seine Befehle wurden sogleich laut. Die duseligen Indianer schürten das Feuer, die Weiber kneteten den Teig zu den Tortillas und Don Lorenzo bereitete den Kaffee, während meine Führer die Maulthiere von der Weide holten und sattelten.

Der Morgen war kühl und feucht und erinnerte mich an die Sommermorgen, die ich einst in den Sennerhütten der Tyroler- und Schweizerberge erlebt hatte. Dasselbe Schauspiel des Kampfes der Morgensonne mit dem Nebel, dieselben reichen Thauperlen auf den Blumen der Matte, dieselben geisterhaften Wolkenbilder, welche kamen und verschwanden, ohne daß der Zuschauer recht merkte wo und wie. Nur die Luft war hier ungleich weicher, milder und lieblicher als in den Alpen Europas selbst bei den schönsten Frühstunden des Julimonats. Jenes Blüthenaroma, welches nur der tropische Wald so reichlich spendet, war der Atmosphäre dieser höhern Region noch reichlich beigemengt. Dabei musicirte das zahlreiche Heer der Vögel gar mannigfach aus Bäumen und Büschen. Obwohl die unleidlichen Schreier und Zwitscherer, besonders unter den Klettervögeln, die größere Masse bildeten, so fehlte es doch auch nicht an einzelnen melodischen Sängern. Nur der Cilgero, der Orpheus unter den Waldsängern der Cordilleras, ließ hier seine Stimme nicht hören. Vielleicht war ihm diese Höhe noch nicht kühl genug. Er liebt die Regionen von 6000 bis 7000 Fuß Meereshöhe und steigt nur selten in die tieferen Regionen herab.

Der Hüttenpatron hatte den Kaffee bereitet und Rasaela, ein sechszehnjähriges, halbnacktes Indianermädchen, brachte mir die dampfende Tasse. Das langherabwallende dunkelschwarze Haar, ein ziemlich hübsches, obwohl sehr melancholisches Gesichtchen und ein wohlgebauter Körper hatten die braune Hebe interessant genug gemacht, um zu einem Gespräch einzuladen. Doch war Rasaela, wie fast alle Indianermädchen, etwas scheu und wild und wich den Fragen aus, die ihre häßliche, schmutzige Mutter für sie beantwortete. Wer öfter mit Indianern verkehrt hat, giebt das Fragen bald auf, weil aus diesem scheuen, träumerischen, wortkargen Volke wenig herauszubringen ist. Nie entspricht die Ernte der Conversation der Mühe, welche man anwendet, um Indianer zum Reden zu bringen. Rasaela hatte drei ältere Schwestern: Tomasa, Julia und Maria. Das jüngste Schwesterchen war siech und leidend und wurde eben von der ältesten schlafend in den Armen gewiegt. Der Typus der Indianer von Mittel-Amerika war in dieser Familie sehr ausgeprägt: schlichtes, reiches, kohlschwarzes, doch glanzloses Haar, tief hereinwachsend über die schmale Stirn; die schwarzbraunen Augen erinnern ziemlich an die mongolische Race, stehen etwas schief und sind gegen die Nasenwurzel hin verkümmert. Die Nase selbst hat, wie bei sämmtlichen amerikanischen Völkerschaften, die ich in Mittel-Amerika gesehen, eine unedle Form, ist stark eingedrückt mit starken Lappen und sehr großen Nasenlöchern. Die Lippen sind stark hervortretend, die Zähne weiß wie Elfenbein aber nicht fein geformt; die Backenknochen treten nur mäßig hervor. Bei den Mädchen entwickelt sich der Busen sehr stark, sobald sie das mannbare Alter erreichen. Die Wölbung wird dann zu voll und üppig, um reizend zu sein.

Der Kaffee war geschlürft, die Tortilla verzehrt und das indianische Hüttenleben und Familienbild des Cerro Chino bereits bis zum Ueberdruß betrachtet. Ein Maulthier stand gesattelt, ein anderes wohl bepackt. Mit Don

Lorenzo an der Spitze ritt ich über das Plateau abwärts gegen die Waldschlucht, welche den Cerro Chino vom Isalco trennt. Eine Stunde lang konnte man reitend weiter kommen, dann mußte ich bei zunehmender Dichtigkeit der Vegetation und Steilheit der Gehänge absteigen und den Weg zu Fuß fortsetzen. Der gutmüthige alte Creole nahm hier Abschied von mir, nachdem er den Indianern noch genau die Richtung gezeigt hatte, in welcher sie gehen und die „Picatura" durch den unbetretenen Wald hauen sollten. Mir selbst empfahl er Vorsicht und wünschte mir Glück, wenn es mir überhaupt gelingen sollte, den Höllenpfuhl zu erreichen, den noch kein Mensch in der Nähe geschaut habe.

Die Picatura, welche man durch diese wegloſen Wälder mit der Matchete haut, dient weniger dazu, das Durchdringen zu erleichtern, als an abgehauenen Zweigen den Rückweg zu erkennen. Es giebt kein trostloseres Gefühl als ein Verirren in diesen Wäldern. Die Bewunderung der Schönheit weicht dann alsogleich dem Gefühle der Hülflosigkeit und dem Grauen vor all den unbekannten Gefahren, die hinter dieser grünen Pflanzenfülle lauern. Nicht ohne ängstliches Gefühl schritt ich hier vorwärts durch Büsche und dichte Kräuter. Die hohen Cautschoucstiefeln waren in der Hütte zurückgeblieben und statt ihrer trug ich kurze Schuhe, womit man leichter auf diesen Bergen klettert, die aber keinen Schutz gegen die Zähne der Giftschlangen gewähren. Ohne hohe Jagdstiefeln, die wenigstens bis zu den Knieen reichen müssen, ist hier kein Gang durch das Gestrüppe gefahrlos. Die kleinen Korallenschlangen, die größeren Vipern, die südlichen Klapperschlangen, welche schöner gezeichnet sind, als die nordamerikanische Art, die furchtbaren Trigonocephalus-Arten liegen gewöhnlich am Boden sich anschmiegend im feuchten Grunde der Büsche. Sie sind zu träge, um von selbst anzugreifen, beißen aber wüthend bei der geringsten Berührung.

Die Tiefe der Schlucht, wo der vegetationsreiche Abhang des Cerro Chino und der pflanzenleere, wüste Aschenkegel des Isalco sich berühren, war endlich ohne Unfall erreicht. Den Contrast zwischen diesen beiden Bergen kann man sich nicht scharf und wunderlich genug vorstellen. Ein Lavastrom, graues, schlackiges, völlig kahles Gestein, das noch keine Verwitterung angenagt, hatte sich hier am nördlichen Fuße des Kegels der Neigung des Bodens folgend in das Thal gewälzt. Was die Lava vom Walde überfluthet und berührt hatte, war völlig verbrannt und verwüstet und der üppige Grund, den einst die reizendsten Organismen schmückten, in eine todte Steinmasse verwandelt. Aber dicht an ihrem Rande sproßten auf den Gehängen die üppigsten Waldbüsche und Bergwiesenkräuter wieder empor, in jenem schwellenden, glanzvollen Grün, das besonders bei Beginn der Regenzeit den Gebirgslandschaften Central-Amerikas einen unaussprechlichen Reiz verleiht.

Wir lagerten hier am äußersten Waldrande dicht an dem Fuße des Isalco. Dem älteren Indianer, Jose, war es gelungen, die beiden Maulthiere auf einem weiten Umweg an einem minder steilen Abhang in die Schlucht hinabzuführen. Doch konnte er sie nicht ganz bis zu unserm Bivouac bringen, sondern band sie eine Viertel-Legua oberhalb desselben mit langen Stricken an den Beinen fest. Der jüngere Indianer, Feliciano, ließ sich durch das Versprechen einer guten Belohnung bewegen, mich bei dem ersten Ausflug nach dem Vulcan zu begleiten. Daß meine Absicht sei, bis auf den Krater selbst vorzudringen, verschwieg ich ihm, da ich die Furchtsamkeit der Eingebornen vor dieser „Infierno" wohl kannte.

Ueber zwei Stunden kletterten wir Beide auf der rauhen Oberfläche des Lavastroms empor, welcher bis zum Punkt, wo er den Cerro Chino berührte, eine nördliche, dann der tiefern Neigung der Schlucht folgend eine mehr östliche Richtung nahm. Die Färbung dieser doleritischen Lava des Isalco ist grauschwarz, oft mit rothgelblichem Anflug von Eisenoxyd. Stellenweise war die Außenseite der größeren Lavaklumpen mit winzigen Cryptogamen, dem ersten Anfang der Vegetation, bekleidet. Das Gestein erhält durch diese Flechten eine grünlichweiße Färbung. Dies ist besonders da der Fall, wo das Regenwasser in Löchern und Höhlungen eine Zeit lang verweilen kann und die Verwitterung des Gesteins dann schneller fortschreitet.

An vielen Stellen war der Lavastrom von ausgeworfenen Schlacken theilweise überdeckt und das Steigen dann noch weit schwieriger und den Lederschuhen wegen der vielen scharfen Kanten dieser „Lapilli" noch verderblicher. Die Isalco-Lava gleicht petrographisch ziemlich den neuern Laven des Aetna und Vesuv's; sie ist vorwiegend basaltisch und doleritisch, sehr schlackig, voll von Blasenräumen mit wenigen Krystalloiden. Die geschleuderten Auswürflinge hingegen enthalten viele Krystalle von Rhabolith, Leucit und Augit.

Auf der halben Höhe des Kegels, die wir nach äußerst mühsamem Steigen erreichten, fanden wir auf dem Lavastrom einen ungeheuren Felsblock, dessen Schwere wohl kaum unter fünfhundert Centner war. Es war porphyrartiges Trachytgestein, dem Andesit der Cordilleras überaus ähnlich, voll von kleinen Krystalloiden des glasigen Feldspaths. Allem Anschein nach gehörte dieser gewaltige Klumpen einst zu dem compacten Gestein des Plateaugrundes, welches der Isalco durchbohrt und zersprengt hatte, als

er seinen Krater öffnete. Bei einem der stärkern Ausbrüche war er wahrscheinlich aus dem Eruptivkrater selbst geschleudert worden. Auf der dunkeln, schlackigen Lava fiel dieser hellgraue, theilweise röthlich gefärbte Trachytklumpen schon in einiger Entfernung auf. Auswürflinge desselben Gesteins fanden wir auch weiter oben, doch war keiner von der gleichen Größe darunter.

Der Vulcangipfel hatte sich wieder dicht umwölkt und entzog uns den Anblick des Kraters. Der Ersteigungsversuch hätte an diesem Tage überaus günstige Chancen gehabt, da die Explosionen nur in Zwischenräumen von 1 bis 2 Stunden folgten, während welchen der Kegel nur sehr schwach dampfte und völlig geräuschlos war. So lange Pausen sind am Isalco eine große Seltenheit. Freilich waren aber dann auch die Ausbrüche um so energischer. Leider senkte sich der Nebel auch an die tiefern Gehänge des Vulcans hinab und verweilte an denselben hartnäckig den ganzen Tag. An ein weiteres Vordringen war für diesmal nicht zu denken. Wir mußten uns mit diesem Recognoscirungsversuch begnügen und traten den Rückzug nach dem Lagerplatz an, zur nicht geringen Beruhigung meines braunen Begleiters Feliciano, dessen Schuhe die scharfen Lavakanten bereits zerrissen hatten. Seine Angst vor dem schrecklichen Höllenpfuhl, dessen Gebrüll wir hier weit stärker als auf dem Cerro Chino hörten, war in der düstern Atmosphäre so gestiegen, als fürchte er, der Satan hätte ihn schon am Schopfe gefaßt.

Der nächtliche Bivouac in der Schlucht war angenehmer als auf der kühlen Höhe des Chino-Plateaus. Wir breiteten die Decken auf dem Waldboden aus und waren nicht ganz ohne Besorgniß vor einem nächtlichen Besuch von Schlangen. Jaguare giebt es zwar in diesen Bergen viele, doch sollen sie sich nicht so nahe an den Fuß des Isalco wagen, dessen Gebrüll und Schlackensalven auch den furchtbarsten Raubthieren unheimlich sind. Unter den nächtlichen Thierstimmen hörte ich weder diese großen Katzen noch die dumpfen Baßstimmen der Heulaffen. Selbst das Gestöhne der Nachtvögel war hier viel schwächer und seltener als auf dem Cerro Chino. Dagegen begrüßten den jungen Tag zahlreiche Stimmen kleiner girrender Turteltauben, südlicher Drosselarten und besonders geschwätziger Papageien.

Mit anbrechender Helle verließ ich unsern Lagerplatz und trat die Wanderung auf den Vulcan allein an, bloß mit meinem geognostischen Hammer bewaffnet. Ich war fest entschlossen, so hoch zu steigen, als die Beschaffenheit des obern Schlackenkegels bei äußerster Anstrengung der Körperkräfte nur immer gestatten würde und selbst den Gefahren der vulcanischen Explosionen Trotz zu bieten. Die Atmosphäre war minder neblig als Tags zuvor und die Gipfel wie die Gehänge des Vulcans stundenlang von Wolken frei. Die Pausen zwischen jeder der vulcanischen Explosionen dauerten zwei bis drei Stunden — eine seltene Erscheinung am Isalco, wo sonst gewöhnlich alle neun bis sechszehn Minuten ein Schlackenausbruch stattfindet. Auch trieb ein starker Nordostwind sowohl den Dampf als die Schlacken in einer vom Cerro Chino entgegengesetzten Richtung. Ich hoffte während einer dieser Pausen den Kraterrand ersteigen zu können. Leider täuschte ich mich. Nachdem ich einige Stunden auf dem Lavastrom fortgegangen war, stieg ich an dem steilen mit Lapilli und vulcanischer Asche bedeckten Kegelabhang empor. Die Hindernisse wurden höher oben noch größer. Bei jedem Schritt sank ich in die Asche bis an die Kniee, oft bis an den Leib. An steilen Stellen rutschte ich oft wieder zehn Schritte rückwärts, nachdem ich einen Schritt vorwärts gemacht hatte. Auf einer Höhe von etwa 400 Fuß unterhalb des Kraterrandes spürte ich bereits empfindliche Hitze unter den Sohlen. Keiner von den Feuerbergen, die ich in Italien, Armenien, Kleinasien und später in Nicaragua und Guatemala besucht und bestiegen habe, kommt den Mühseligkeiten und Gefahren einer Isalco-Besteigung gleich.

Nach unbeschreiblichen Beschwerden kaum dreihundert Fuß unterhalb des Gipfels erreichte ich einen ausgeworfenen trachytischen Felsblock, petrographisch ganz ähnlich dem kolossalen Auswürfling, welchen ich Tags zuvor gesehen. Ich ruhte hier aus; meine Kräfte gingen auf die Neige; der Tag war vorgerückt. Die vulcanische Einöde um mich her zeigte ein schauerliches Gemälde. Wüstes Chaos von Schlackensteinen über mir und unter mir. Ich konnte von diesem hohen Standpunkt aus den nordöstlichen Kraterrand ziemlich genau betrachten. Er war überaus zerrissen und zackig, im Ganzen dunkel gefärbt, stellenweise auch röthlich und schwefelgelb wie die obern Wände des Volcano de fuego in Guatemala. Seine Contouren glichen aus der Ferne betrachtet den Zinnen einer Ritterburgruine. Südwestlich von diesem Kraterrand ragte ein Aschenkegel empor, der sich im Krater des Isalco selbst gebildet hatte, dessen Wände überragte und sein ephemeres Dasein wahrscheinlich so lange behielt, bis eine stärkere Eruption ihn zerstörte. Die Lapilli selbst waren ganz ohne Flechten und von Vegetation auf dieser Höhe überhaupt keine Spur mehr zu sehen. Zu meiner Verwunderung aber fand ich hier einige Insecten, Dipteren, Curculioniten und Spinnen. Sie waren offenbar von Luftströmen in diese unwirthbare Region mitgerissen worden. Humboldt hat bekanntlich Insecten noch 14,000 Fuß höher in der ewigen Schneeregion des Chimborazo gefunden. Sonst war kein lebendes Ge-

schöpf, nicht einmal ein Raubvogel auf oder über dem Vulcan zu sehen. Diese geisterhafte Stille während der Ruhepausen des Kraters contrastirte nicht wenig gegen die lustigen Vögelstimmen, die ich noch wenige Stunden zuvor auf dem Lagerplatze am Cerro Chino gehört hatte.

Fast drei Stunden lang hatte der Isalco in seinem Schweigen verharrt. Nur eine dünne weißliche Dampfwolke wirbelte empor. Da plötzlich erfolgte ein dumpfes unterirdisches Dröhnen, ein starkes Erzittern des Kegels. Mit dem stärksten Donnergebrüll, das ich in meinem Leben gehört, flog ein gewaltiger Regen von vielen tausend glühenden Schlacken in die Luft. Die meisten dieser Steine stürzten auf den südwestlichen Abhang des Kegels, viele auch in den großen Kratertrichter selbst zurück. Einige von den größern aber fielen trotz des heftigen Nordwindes auf den nordöstlichen Abhang wo ich stand, und rollten krachend wie Lawinen, viele kleinere Steine und Asche mit sich reißend, den steilen Abhang hinunter.

Ohne Lebensgefahr ist die Besteigung des Isalco also keineswegs, und obwohl ich die nächste Pause hätte benutzen können mit Aufgebot all meiner Kräfte den Krater selbst zu erreichen, fand ich es nach dieser Explosion doch für rathsam, den Rückzug anzutreten. Der Gedanke, auf dieser Höhe durch einen Fall oder durch den Sturz eines Auswürflings verletzt zu werden, unfähig der Rückkehr und dann unrettbar zu verhungern, war gar zu abschreckend. Das Gefühl der Verlassenheit bricht auch den muthigsten Entschluß. Mit einem muthvollen Begleiter wäre mir die Besteigung vielleicht gelungen. Die Indianer aber waren um keinen Preis mehr zu bewegen, den Versuch mit mir noch einmal zu machen. Ich fand beide fest eingeschlafen als ich bei völlig erschöpfter Kraft und an Füßen und Händen blutend unsern Lagerplatz wieder erreichte.

Wir brachten noch eine Nacht am Fuße des Berges zu. Am 18. Mai war der Vulcan wieder in seiner gewöhnlichen Thätigkeit. Die Schlackenausbrüche folgten sich gewöhnlich in zwölf bis achtzehn Minuten, waren aber minder energisch. Auch die Detonationen waren ungleich geringer als Tags zuvor. Der Gipfel war in Nebel gehüllt. Ich mußte jeden weitern Versuch ihn zu besteigen aufgeben und trat die Rückreise nach dem Plateau des Cerro Chino und von dort nach dem Dorf Isalco an.

Geschriebene Dokumente über die Entstehung des Isalco finden sich weder in den Archiven von San Salvador und Sonsonate noch in den Händen eines dortigen Privatmannes, so viel ich erfahren konnte. Wir sind einzig auf die mündlichen Aussagen der ältesten Bewohner dieser Gegend beschränkt. Diese selbst waren zwar nicht mehr Augenzeugen der Entstehung und der frühesten Eruptionen, wie ich bereits erwähnte, aber sie hatten über diese äußerst denkwürdige Naturcatastrophe die Erzählungen ihrer Väter noch in der Erinnerung bewahrt. In ihrer Kinderzeit war der Isalco ein mäßiger Hügel von etwa 500 Fuß Höhe mit einem weiten feuerspeienden Schlunde. Der bekannte amerikanische Reisende Squier giebt ohne Bezeichnung seiner Quelle den 23. Februar 1770 als den Tag an, wo der neue Krater sich geöffnet, nachdem seit dem Ende des Jahres 1769 die Erde dort mit grauenhaftem Getöse unaufhörlich gebebt habe. Diese Angabe ist wahrscheinlich falsch. Der brittische Ingenieur Baily, der einige Jahre vor Squier diese Gegenden bereiste, ohne jedoch den Vulcan selbst zu besuchen, konnte das Datum der Entstehung des Isalco nicht genau erfahren, obwohl er in der Nähe noch einen Greis fand, der wahrscheinlich noch älter als der Berg selbst war.

Der alte Francisco Castillo, den ich nach meiner Rückkehr vom Isalco wiederholt besuchte, war 1769 geboren. Er hat den Isalco in seinen frühesten Kinderjahren noch als einen niedrigen Berg gesehen, und sagte mir, daß derselbe damals einen weit größern Feuerschlund gehabt und stärker gebrannt und gedonnert habe wie gegenwärtig. Sein Vater habe ihm oft erzählt, wie, unweit eines andern Kegelberges, den man zuvor Isalco genannt und für einen erloschenen „Volcano" gehalten, die Erde sich mit furchtbarem Krachen geöffnet und aus dem Schlunde unendliche Massen von feurigen Steinen und Asche in die Luft geschleudert habe. Auch sei damals sehr viel „Mal-pais" d. h. Lava ausgeflossen. Von der plötzlichen Erhebung eines Berges wußte er nichts. Francisco Castillo wie andere ältere Augenzeugen behaupteten auf das Entschiedenste, der Berg sei nach und nach aus der schiefen Ebene durch seine eigenen Laven und Schlackenausbrüche, langsam groß und hoch geworden. Als Junge ging er mit seinen Kameraden oft in die Nähe des Vulcans aus Neugierde, um das schöne Feuerwerk des Kraters besser zu sehen. Wenn nach einem Besuche ein längerer Zwischenraum vergangen, glaubte er stets zu bemerken, daß der Berg höher geworden. Dies sei, sagte der Greis, besonders nach den großen Eruptionen der Fall gewesen, deren er sich nur drei erinnerte. Die Jahreszahl der beiden ersten großen Ausbrüche wußte er nicht genau anzugeben. Die erste fand noch in seinen Kinderjahren Statt und dauerte über 3 Monate, die ganze Gegend war durch die hohe Feuersäule über dem Krater auch bei Nacht wie von einem hellen Schein beleuchtet. — Die Lavaströme flossen über zwei Leguas nordöstlich in der Richtung von Santa-Anna. Etwa dreißig Jahre später verheerte eine andere noch stärkere Eruption die Gegend. Die Lavaströme

erstreckten sich drei Leguas weit vom Fuße des Vulcans. Der Aschenregen reichte bis an das Dorf Isalco, von wo viele Bewohner die Flucht ergriffen. Der letzte große Ausbruch, dessen auch manche andere Bewohner des Ortes sich noch recht wohl erinnern, fand im Jahre 1802 statt, die Feuersäule der glühenden Schlacken erreichte damals eine ungeheure Höhe. Der Aschenregen bedeckte die Felder bis auf 4 Leguas vom Vulcan, und die Detonationen waren so heftig, daß die Häuser in Isalco und Sonsonate bis zum Grund erzitterten. Die Lava ergoß sich langsam in östlicher Richtung, legte durchschnittlich etwa 60 Varas des Tags zurück und floß über 3 Monate lang fort. Die „Mal-pais" d. h. Lavafelder, die von jenem Ausbruch stammen, sind theils kahl, theils dürftig mit Cryptogamen überkleidet. Die Felder, welche von der vulcanischen Asche bedeckt wurden, konnte man nach fünf Jahren wieder besäen, und sie brachten seitdem reichliche Ernten.

Auch in Sonsonate fanden wir gebildete Männer wie den Dr. Drivon, der als vieljähriger Bewohner dieser Gegend die Thatsache bestätigt, daß der Isalco sich aus seinen Laven und Auswürflingen zum hohen Kegel aufgebaut habe. Wenn hier, bei der Entstehung des Vulcans, eine plötzliche Erhebung des umgebenden Terrains stattgefunden haben sollte, so war sie jedenfalls von sehr unbedeutender Art. Die Thatsache ist sicher constatirt, daß der Isalco in den ersten Jahren seiner Thätigkeit ein Hügel war, jetzt ein Berg von etwa 3200 Fuß Höhe ist, und noch mit jedem Jahre wächst. — Er scheint der einzige Vulcan Central-Amerika's zu sein, den kein Erhebungskrater umgiebt.

Ueber

eine der interessantesten Erfindungen

in der elektrischen Telegraphie.

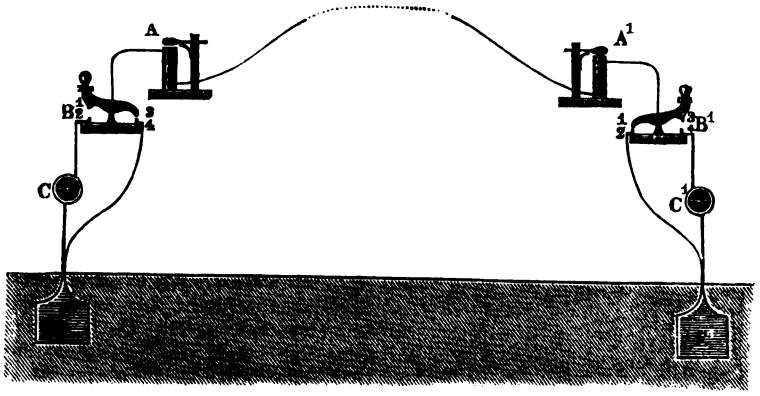
Von Adolf Paalzow.

Seitdem es dem Scharfsinne und dem unermüdlichen Fleiße mehrerer ausgezeichneter Männer gelungen ist, die schwierige Aufgabe zu lösen, zwischen zwei Orten, die nur durch einen Drahtweg verbunden sind, gleichzeitig, also durch einander von einem Orte zum andern zu telegraphiren, hat sich das Interesse des größeren Publikums wiederum den Fortschritten der Telegraphie zugewendet, und der Naturforscher kommt dadurch in die angenehme Lage, sich auch mit Laien über seine Lieblingswissenschaft unterhalten zu können. Die Freude darüber fließt aus dem Gedanken, daß er dadurch beiträgt, die Hauptresultate der Naturwissenschaften zu einem Gemeingute Aller zu machen, so daß auch jeder Gebildete eine Uebersicht behält, wie reich die Natur an Schätzen und Kräften ist, und welche Fortschritte gemacht werden, um sie zum Wohle Aller zweckmäßig zu verwenden. In der angegebenen Absicht ist der nachfolgende Aufsatz geschrieben.

Ein einfacher Kupferdraht, wie man sie scheinbar harmlos und von ihrer eigenen Last gebeugt an Eisenbahnen über Mauern und Ströme ausgespannt sieht, hört auf harmlos zu sein und wird ein mit höheren Kräften ausgerüstetes Wesen, wenn man seine Enden, das eine mit einem Stückchen Kohle das andere mit Zink, die beide in verdünnte Schwefelsäure tauchen, in Verbindung bringt. Im Bunde mit diesen an und für sich ebenso unschuldigen Gesellen wie er selbst, kann er zünden wie der Blitz, leuchten wie die Sonne, Elemente, innig mit einander verbunden, trennen, Riesen umwerfen, Gelähmte wieder aufrichten, die Magnetnadel aus ihrer gewohnten Lage ablenken, und ein unwirksames Stück weichen Eisens zu einem kräftigen Magneten machen.

Die Kraft, diesen ähnliche Wirkungen hervorzubringen, scheint ihm von der Batterie, wie man die Verbindung von Kohle, Zink und Schwefelsäure nennt, zuzufließen; denn von ihr getrennt hört augenblicklich jede Wirkung auf, im Moment der Verbindung verbreitet sie sich fast augenblicklich durch den wenn auch Hunderte von Meilen langen Draht, so daß er an jeder Stelle fähig ist, die angegebenen Erscheinungen zu zeigen. Auch in Nebendrähte läßt er sich verzweigen, und jede Nebenleitung erhält einen ihr angemessenen Theil des Ganzen. Wie durch den Schlag des Herzens das Blut in die Adern in vorbestimmter Menge hin und wieder zurückgetrieben wird, oder besser, da das Herz dem Willen nicht unterworfen ist, wie wenn der Wille gebeut, ein Etwas die Nerven durchströmt, so daß die Organe sich bewegen müssen, so läßt sich der elektrische Strom regieren, es bedarf nur eines Herabsenkens des Schlüssels, so nennt der Telegraphist ein Stückchen Metall, und im Nu geschieht die vorbereitete Wirkung, und wieder eines Hebens desselben und unbewegt bleibt Alles.

Figur 1.



Die Geschwindigkeit der Fortpflanzung hat der elektrische Strom zwar mit dem Lichte gemein, aber dieses verbreitet sich nach allen Richtungen im Raume und wird gehemmt durch Einflüsse, die nicht in des Menschen Gewalt stehen; dem galvanischen Strome kann sein Bette auf das Genaueste angewiesen werden, nur wo der Metalldraht ist, da kann er seinen Weg nehmen, aber hier ist er auch sicher eingebettet. Außer dem Metall ist es auch hier wieder die gütige Mutter Erde, welche einen großen Dienst leistet; man senkt die Enden des durchschnittenen Drahtes mittelst großer Kupferplatten in ihre Tiefe und sie besorgt ohne Widerstand seine Beförderung.

Wie man den Draht leitet und was man ihn thun läßt, um mit Blitzesschnelle zu all den Orten, die er berührt, Nachricht zu bringen, davon soll vorstehende Figur (1) eine ungefähre Idee geben.

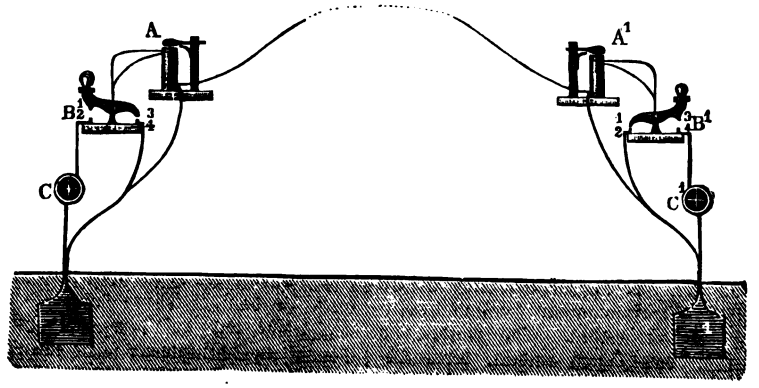
A und A1 stellen weiches Eisen dar, welches vom Draht umwunden zum Electromagneten wird, darüber schwebt der Anker, ein Stück weichen Eisens an einem Hebelarm befestigt und durch eine Feder vom Electromagneten ferngehalten. B und B1 sind die Schlüssel am Brettchen mit zwei Metallkegeln und einem metallischen Hebel, C und C1 die Batterien, E und E1 die Kupferplatten, welche die Drahtenden zur Erde leiten.

Man sieht, daß der Strom jetzt nicht geschlossen ist; fallen aber die Schlüssel B und B1, auf 1 und 2, so ist der Strom der Batterie C geschlossen, beide Anker werden angezogen, d. h. A giebt an A1 ein Zeichen. Ließe man den Stift des Ankers gegen einen Streifen Papier drücken, so schriebe A an A1, einen Punkt, wenn er nur einen Augenblick niederdrückt, einen Strich, wenn etwas länger. Punkt und Strich lassen sich beliebig oft und in beliebiger Reihenfolge wiederholen und können so die Stelle von Buchstaben vertreten. Fallen die Schlüssel auf 3 und 4, dann ist der Strom der Batterie C1 geschlossen und A1 schreibt an A.

Sie können aber nur nach einander schreiben, würde bei B der Schlüssel mit 1 und 2 zusammenfallen und bei B1 mit 3 und 4, dann würden beide Ströme durcheinander gehen und dabei eine Störung in der Wirkung jedes Einzelnen hervorgebracht werden.

Diese Störung zu beseitigen, benutzt man

Figur 2.

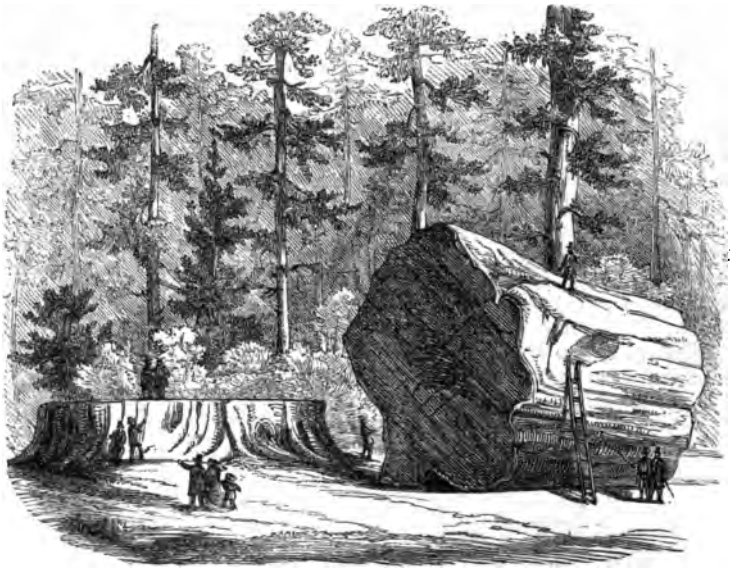


die uns schon bekannte Eigenschaft des Stromes, daß, er sich verzweigen läßt, und die Thatsache, daß wenn man den Draht rechts um das weiche Eisen wickelt, der entgegengesetzte Magnetismus erregt wird, wie beim Umwinden links herum; geschieht beides zu gleicher Zeit, so bleibt das weiche Eisen ganz unmagnetisch und übt daher gar keine Wirkung aus.

Das Gleichgewicht an einer Waage wird bekanntlich nicht gestört, wenn man beide Waageschaalen mit gleichen Gewichten belastet; und ein durch ein einseitiges Gewicht hervorgebrachter Ausschlag wird nicht geändert wenn man nachher noch auf beide gleiche Gewichte legt.

Umwickelt man daher den Electromagneten doppelt aber nach entgegengesetzten Richtungen und drückt nun in umstehender Figur (2) A den Schlüssel von 1 auf 2 und A^1 auch von 1 auf 2, dann wird der Electromagnet A gar nicht bewegt, da ihn zwei gleiche und entgegenwirkende Kräfte afficiren, dagegen wird der Anker A^1 angezogen, da bei ihm jetzt beide Umwindungen in demselben Sinne durchflossen werden. Umgekehrt würde es sein, wenn A^1 schlösse. Liegt aber nun in A der Schlüssel auf 1 und 2 und in A^1 auf 3 und 4, dann giebt A seinem Magneten 2 gleiche aber sich aufhebende Kräfte, es wirkt aber der Theil von A^1, und A^1 giebt sich ebenfalls zwei gleiche aber entgegengesetzte Kräfte und erhält die Wirkung von A, und somit können also ungestört beide zugleich arbeiten. Wir schließen diese Mittheilung, indem wir die Männer nennen, denen die Ehre der Erfindung und praktischen Ausführung gebührt. Der K. K. östereichische Telegraphendirector Dr. W. Gentl in Wien stellte und löste zuerst die Aufgabe im Jahre 1853. Vollkommnere Apparate wurden 1854 hergestellt vom Telegraphen-Ingenieur Frischen in Hannover und von den Herren Siemens und Halske in Berlin und gleichzeitig mit ihnen vom schwedischen Professor Edland.

Californische Mammuthbäume.



Vierundzwanzig deutsche Meilen von der Stadt Sacramento entfernt, liegt an der Quelle eines der Zuflüsse des Calaveras, in einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meere ein kleines Thal, dessen ganzer Umfang 160 englische Acker beträgt. Hier sieht man 92 noch stehende Riesenbäume, die dem Augenschein nach Cedern sind und von den Botanikern der Familie Taxodium zugezählt werden. Sie wurden im Jahre 1850 von Jägern entdeckt, deren Beschreibung lange Zeit keinen Glauben fand. In der That ist die Washingtonia gigantia ein Baum, dessen Größenverhältnisse selbst für den amerikanischen Urwald jedes bekannte Maß überschreiten.

Folgt man der gewöhnlichen Straße, die zu dem merkwürdigen Thale führt, so gelangt man zuerst zu dem „Großen Baume.“ Man hat ihn gefällt und auf dem 302 Fuß langen Stamm ein Schenkzimmer sowie einen Gang mit

Schlafgemächern zu beiden Seiten erbaut. Der ſtehen gebliebene Stumpf, auf der Oberfläche 75 Fuß im Umkreiſe, wird als Tanzſaal für ſechszehn Paare und gelegentlich als Schaubühne benutzt. Ein Durchſchnitt des Stammes und ein fünfzig Fuß langes Stück Rinde figurirten in Newyork und Paris bei den dortigen Weltausſtellungen. Als man den Baum fällte, mußte man Stangenbohrer anwenden und die Zwiſchenräume durchſägen. Die gewaltige Maſſe ſtand ſo feſt und ſo ſenkrecht auf ihrer Grundlage, daß das Umwerfen Maſchinen und die fünfundzwanzigtägige Arbeit von fünf Männern erforderte.

Die übrigen Bäume ſtehen theils einzeln, theils in Gruppen. Von den größten hat jeder ſeinen beſondern Namen erhalten. Junge Tannen, Cedern, Cornelkirſchenbäume und Haſelſtauden bilden das Unterholz. Faſt bei allen ſieht man Spuren der Einwirkung von Feuer, mögen nun wirkliche Waldbrände ſtattgefunden, oder Indianer ihr Fleiſch unmittelbar an den Stämmen gebraten haben. Auch dieſe Brandſchäden haben rieſenhafte Verhältniſſe. Die „Hütte des Goldgräbers“, in einen Baum von achtzig Fuß Umfang eingebrannt, iſt ſiebenzehn Fuß breit und mehr als vierzig Fuß hoch.

Die ſchönſte Gruppe des Waldes bilden die drei Grazien, die aus einer Wurzel aufſchießen, ſich bis zu ihrer 290 Fuß hohen Spitze ſymmetriſch verjüngend. Die „Hütte des Pioniers“ grünt trotz ihrer abgebrochenen Spitze fort. Ein einſam, wie verloren daſtehender Baum mit einer Menge von Riſſen in ſeiner Rinde hat den Namen des alten Junggeſellen erhalten. Die Mutter des Waldes, eine prächtige Ceder von 327 Fuß Höhe und 90 Fuß Umfang, wurde von der Wurzel 120 Fuß aufwärts ihrer Rinde entkleidet. Dies geſchah 1854, und noch verräth der Baum durch kein Zeichen, daß die Abſchälung, die im Urwalde ſonſt immer tödtend wirkt, ſeine Kraft vermindert habe. Ihr Gatte, der Vater des Waldes, neben dem man die ſchöne „Familiengruppe“ ſieht, iſt vom Menſchen ſchärfer angegriffen und getödtet worden. Er liegt gefällt im Staube und hat ſich durch den Sturz gegen einen andern Baum, den er übrigens nicht erſchlug, nicht einmal erheblich verletzte, die Krone abgebrochen. Der verſtümmelte Torſo mißt noch 300 Fuß und an der abgebrochenen Stelle oben achtzehn Fuß Durchmeſſer. Lebend wird er 450 Fuß emporgeragt haben. Im kräftigen Wuchs kann ihm der „Herkules“ zur Seite geſtellt werden, wenn deſſen Höhe von nur 325 Fuß auch weit gegen die des Vaters zurückbleibt.

Der Eremit und die alte Jungfer ſind, wie die Namen andeuten, allein ſtehende Bäume, und die letztere entſpricht mit ihren kleineren Formen, — blos 260 Fuß Höhe und 60 Fuß Umfang — dem Begriff von Zartheit, den wir mit dem jungfräulichen Stande verbinden. „Mann und Frau“, „Adele und Marie“, „Mutter und Sohn“, der letztere ein hoffnungsvoller Jüngling, der, amerikaniſch zu reden, 300 Fuß lang in ſeinen Schuhen ſteht, ſind zärtliche Gruppen. Die „ſiameſiſchen Zwillinge“, natürlich zwei zuſammengewachſene Bäume, haben ihren „Wärter“ bei ſich. Den angenehmſten Eindruck machen: der „Stolz des Waldes“, durch die Glätte ſeiner Rinde ausgezeichnet, und die „Schöne des Waldes“, die ihre Krone

wie einen Federbusch trägt. Die „beiden Wächter" sind vorgeschobene Posten, durch die der Weg mitten hindurch führt, so daß man beim Herannahen auf das großartige Schauspiel, das sich auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume entwickelt, vorbereitet wird.

Die Californier halten ihre Mammuthbäume für die höchsten der Erde. Das ist ein Irrthum, der australische Gummibaum (Eukalyptus globulus) bringt es im Wuchs eben so weit und weiter. Gummibäume von 86 Fuß Umfang und 330 Fuß Höhe gelten in ihrer Heimath noch nicht für Wunder der Pflanzenwelt. Auch die sehr ausgedehnten Höhlungen im Innern der Mammuthbäume stehen nicht einzig da. Wir verweisen auf den allbekannten Kastanienbaum am Aetna. Bei dem californischen „Reitweg", der gefällt am Boden liegt, zieht sich eine solche Höhlung, mit einer Breite, die an der engsten Stelle zwölf Fuß im Lichten beträgt, 75 Fuß weit hin.

Als durchschnittliche Höhe der Mammuthbäume kann man 300 Fuß annehmen. Das ist eine sehr achtbare Thurmhöhe, und sie wirkt um so eindrucksvoller, als die Astbildung erst weit oben beginnt. Wie alt sind nun diese Riesen? Darüber enthalten wir uns jedes Urtheils, da die Amerikaner allerdings Höhe und Umfang jedes Baumes, aber noch bei keinem die Jahresringe gemessen haben.

Der Ostindienfahrer Leviathan.

Wir geben unsern Lesern einen Auszug der Beschreibung des kolossalen Ostindienfahrers „Leviathan", wie solche im Liverpool Courier enthalten ist. Dort heißt es: Es ist ein interessantes Studium, dem Fortschritte der Dampfschifffahrt seit den letzten zwanzig Jahren zu folgen. Damals, vor zwanzig Jahren, waren wir mit kleinen Dampfbooten zufrieden, die uns nach Irland und Schottland brachten. Dann gingen wir zu den Westindienfahrern über, um mit New-York in Verbindung zu kommen. Hierauf kamen wir dazu, die Dampfschiffe in der schönsten und bequemsten Art auszustatten, und schritten endlich zu denen von bedeutender Größe, wie der „Great Britain" und „Himalaya." Aber nun haben wir wieder einen raschen und bedeutenden Fortschritt mit dem großen Ostindienfahrer gemacht. Was das Resultat des Unternehmens für die Eigenthümer sein wird, wollen wir nicht in Erwägung ziehen, aber wir sagen mit Zuversicht, es ist das Wunder des Tages und wird wahrscheinlich die ganze Ocean-Dampfschifffahrt in Aufregung bringen.

Das Schiff, welches nun seiner Vollendung entgegen geht, ist ohne Vergleich das größte und stärkste Dampfschiff der Welt. Seine ganze Länge wird 680 Fuß, seine Breite 83 Fuß und die Höhe vom Kiel zum Deck 60 Fuß betragen. Als Eigenthum der ostindischen Dampfschifffahrtsgesellschaft geht seine Bestimmung dahin, Australien und Indien zu befahren; darum wurde bei seinem Baue hauptsächlich der Zweck mit ins Auge gefaßt, den zeitraubenden Aufenthalt an Orten, wo unterwegs Kohlen eingenommen werden, zu umgehen, und durch die vollständige Vorsorge vor der Abfahrt auch eine geringere Ausgabe für das nöthige Brennmaterial zu erzielen. Gewöhnliche Dampfboote mußten oft zwölf bis zwanzig Tage Zeit unterwegs einbüßen und die Kohlen an den betreffenden Plätzen stets theurer bezahlen als in der Heimath. — Die bewegenden Kräfte, Wind und Dampf, werden beim „Leviathan" durch Vorrichtungen von ungemeiner Ausdehnung in Anwendung gebracht. Er erhält fünf Maste; drei große Mittelmaste mit Segelstangen, die beiden andern, am Vorder- und Hintertheile, werden verhältnißmäßig kleiner sein. In Bezug auf die Dampfkraft sind die Räder und die Schraube ins Auge zu fassen. Diese Theile sind natürlich größer als irgendwo sonst, indem die Schraube nämlich 1,600 und die Räder 1000 Pferdekraft besitzen sollen. Das Schiff wird zehn Kessel und fünf Schornsteine, oder, wie die Amerikaner sagen, „Rauchpfeifen" haben. Jeder Kessel kann von seinem Nachbar entfernt und separat gebraucht oder nicht gebraucht werden, wie es gewünscht wird. Sie werden der Länge nach auf jeder Seite des Schiffes sich befinden, und es mag einen Begriff von deren erzeugenden Kraft geben, wenn wir bemerken, daß jeder Kessel zehn Oefen haben wird, was also im Gesammt nicht weniger als hundert Oefen ausmacht. Die Kohle, welche verwendet wird, ist Anthracit. — Das Schiff wird zwei Räder der gewöhnlichen Art haben, aber die Schaufeln sind in einer Weise gefertigt, daß sie getrennt und abgesondert in Bewegung gesetzt werden können. Großes Bedenken hat die Bestimmung des Durchmessers der Räder gemacht, da ein Unterschied von sechs Zoll mehr oder weniger oft den Charakter des ganzen Schiffs verändert. Der Durchmesser ist nun auf sechszig Fuß festgesetzt. Die Schraube hat dreiundzwanzig Fuß im Durchmesser. Das Schiff wird durch zwei Ruder gesteuert, welche es durch ihre Kraft rasch drehen können. Die Schraube arbeitet unter dem oberen Ruder, aber ganz entfernt davon; unter der Schraube befindet sich das zweite Ruder, in gewöhnlicher Form, aber der Länge nach gestellt. Zwanzig Oeffnungen für den Luftzug, jede fünf Fuß im Quadrat, befinden sich auf dem unteren Deck, ferner sechszig von zwei Fuß sechs Zoll auf jeder Seite, und außer diesen eine große Anzahl Lichtöffnungen. Wenn das Schiff geladen ist, sind die unteren Oeffnungen zehn Fuß über Wasser. Siebzehn verschiedene Bekleidungen von zolldicken Eisenplatten bedecken den „Leviathan" und zwischen diesen haben 3000 Tonnen Wasserballast Raum. Diese eisernen Umkleidungen dienen auch dadurch zur Sicherheit des Schiffes, daß ein Leck in der äußeren für die innere ganz unschädlich bleibt. Die Zahl der Passagiere kann für die erste Klasse 800 und für die zweite 1800 betragen; von Truppen mit Feld-Equipement können 10,000 Mann aufgenommen werden. Der Tonnengehalt wird 22,500 Tonnen betragen.

Bei alledem ist der „Leviathan" in seiner äußern Erscheinung ein stattliches Schiff, von gefälliger Form mit elliptischem Hintertheil. Das Deck ist sehr reich geziert und bietet den Passagieren einen Spaziergang von bedeutender Länge, der durch die enorme Größe des Schiffes stets frei von Wasser bleibt.

Kleine Streifzüge.

Einen interessanten Bericht über den Jaculator-Fisch von Java giebt in der elften Nummer des Edinburgh Philosophical Journal ein Engländer, welcher Gelegenheit gehabt hatte, einige in dem Besitze eines Häuptlings befindliche Exemplare dieser Species zu untersuchen. Die Fische wurden in einen kleinen runden Teich gebracht, aus dessen Mitte sich ein Pfahl etwa zwei Fuß hoch über die Wasserfläche erhob. An der Spitze des Pfahls wurden mehrere kleine, an den Enden geschärfte Holzstäbchen angebracht, an welchen man einige Käfer befestigte. Als Alles wieder ruhig geworden war, kamen die Fische, welche sich während der Zurichtung zurückgezogen hatten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und schwammen im Teich herum. Endlich erhob sich einer von ihnen an die Oberfläche des Wassers, und schoß, nachdem er seine Augen eine Zeitlang fest auf das Insect gerichtet hatte, aus seinem Maul eine kleine Masse wasserähnlicher Flüssigkeit mit solcher Kraft und Sicherheit auf sein Ziel ab, daß der Käfer herabfiel und dann augenblicklich verschlungen wurde. Hierauf kam ein anderer Fisch und verrichtete eine ähnliche That; diesem folgten die andern, bis alle Insecten verzehrt waren. Der Verfasser bemerkte, daß, wenn es einem Fische nicht gelang, seine Beute auf den ersten Schuß herunterzubringen, er im Teiche so lange herumschwamm, bis er derselben wieder gegenüberstand, worauf er abermals feuerte. Einmal sah er, daß einer der Fische dreimal zum Angriff zurückkehrte, bis er seiner Beute sich bemächtigt hatte. Gewöhnlich scheinen diese Fische sehr erfahrene Schützen zu sein, und das Wild schon auf die erste Salve zum Fall zu bringen. Der Jaculator geht im Naturzustande zur Aufsuchung seiner Nahrung an die Ufer der Flüsse. Erspäht er eine auf Wasserpflanzen sitzende Fliege, so schwimmt er auf eine Entfernung von fünf bis sechs Fuß auf dieselbe zu, und spritzt dann mit ausnehmender Geschicklichkeit aus seinem röhrenartigen Maule einen einzigen Tropfen Flüssigkeit, der selten fehl trifft, auf dieselbe ab, und verschlingt sie augenblicklich. Ausl.

Nächstens wird ein neuer Versuch einer Locomotive für gebahnte Wege ohne Schienen, mit Hemmung und kurzer Curve die Probe bestehen. Der Erfinder derselben ist ein Hanoveraner, Namens Windhausen, der von einem amerikanischen Speculanten 8000 Thaler zur Ausführung seines Plans erhalten hat. Die Maschine ist in Duderstadt bei Göttingen gebaut, und steht nun so weit fertig, daß Versuche damit gemacht werden sollen.

Das Eisengebirge in Missouri. Das berühmte Eisengebirge in Missouri liegt in der Grafschaft San Francis. Nach den Spuren an der Oberfläche und gemachten Untersuchungen scheint das gesammte Gebirge aus Eisenerz zu bestehen. Beinahe die ganze Oberfläche ist mit Eisenerz bedeckt, und die einzelnen Bruchstücke wachsen an Umfang, je näher man zum Gipfel gelangt, bis auf der obersten Spitze nur Massen von sechs bis acht Fuß Durchmesser, viele hundert Centner im Gewicht, gefunden werden. Bis zu welcher Tiefe sich unter der Basis des Gebirges das Eisen ausdehnt, ist noch nicht erforscht worden.

Im großen geographischen Museum in London, Leicester Square, bildet den Mittelpunkt der umfangreichen Sammlungen ein ungeheurer Globus, der einen Durchmesser von sechzig Fuß hat und mit der äußersten Sorgfalt bis in die kleinsten Verhältnisse der physischen Beschaffenheit unsres Planeten ausgeführt ist. Seine Anfertigung hat die Summe von vier und fünfzig Tausend Pfund Sterling gekostet und die bedeutendsten Geographen sind bei der Zusammenstellung der einzelnen Theile in Anspruch genommen worden. Rund um den oberen Theil desselben zieht sich eine Gallerie und von dieser gelangt man in die verschiedenen Seitensäle, woselbst die großartigen Sammlungen von Karten, kleineren Globen und anderen geographischen Werken aufgestellt sind.

Eine ökonomische Regel bei den Holländern sagt: Wenn acht Kühe auf einer Weide gewesen sind und keine Nahrung mehr daselbst finden können, so werden zwei Pferde für einige Tage sich dort sehr wohl befinden. Wenn auch für diese nichts mehr geblieben ist, so können vier Schafe sich noch immer eine Zeit lang darauf gütlich thun.

Englische Zunamen. In England giebt es etwa vierzig tausend verschiedene Zunamen. Darunter sind 53,000 Familien, die den Namen Smith, 51,000 die den Namen Jones führen. Die Smiths und Jones zusammen werden etwa eine halbe Million ausmachen. Unter 73 Menschen ist etwa ein Smith, unter 76 ein Jones, unter 112 ein Williams, unter 148 ein Taylor, unter 162 ein Davies und unter 174 ein Brown.

In Japan sind Ceremonien und Formalitäten so sehr an der Tagesordnung, daß der gemeine Mann bei der Begegnung eines kaiserlichen Beamten diesem eine tiefe Reverenz machen und mehrmals auf Knien und Bauch vorwärts und rückwärts rutschen muß. Beim Eintritt in das Zimmer seines Vorgesetzten muß jeder Untergebene die Schuhe ausziehen und darf nur alsdann knieend mit demselben zu reden wagen.

In New-York ist gegenwärtig eine Maschine in Gebrauch, welche im Stande ist, von einer fortlaufenden Rolle von Kartenpapier 10,000 Karten, Adreß- oder Visitenkarten, in einer Stunde zu drucken, zu schneiden und zugleich abzuzählen. Dieselbe ist im Besitz der Herren Oliver & Brother, und bis jetzt die einzige ihrer Art.

Dritte Abtheilung.

Die deutſche Architektur

der Gegenwart.

Von W. Lübke.

Treuer und beſtimmter als irgend eine andere Kunſt ſpiegelt die Architektur den Geiſt der Zeiten. Wenn in den übrigen Künſten Wille oder Kraft eines Einzelnen leicht ſelbſtſtändig fördernd oder maßgebend einwirken kann, wenn ſie vermöge ihrer ideelleren Stellung und ihres ſubjectiveren Gehaltes ſich eher von allgemeinen Einflüſſen frei zu erhalten vermögen, ſo erfüllt ſich in der Architektur, weil ſie vorzugsweiſe allgemeinen Zwecken und Ideen dient, das Weſen einer Zeit, eines Volkes ſo vollſtändig, ſpricht ſich nach allen Seiten ſo markirt aus, daß man in einem Geſammtbilde der Architektur einer Epoche zugleich ein Geſammtbild der religiöſen und ſtaatlichen Einrichtungen, des geſellſchaftlichen, privaten und öffentlichen Lebens, der Culturſtufe und der Geſchmacksbildung empfängt. Welch ſcharfes phyſiognomiſches Gepräge haben die buddhiſtiſchen Grottentempel, die ägyptiſchen Pyramiden und Tempelpaläſte, die klaren ſäulenumgebenen Marmortempel von Hellas, die Thermen, Amphitheater und Triumphthore der Römer, die Wunderpracht gothiſcher Kathedralen mit ihren durchbrochenen Thurmpyramiden, die prunkvollen Fürſtenſchlöſſer der Renaiſſance! Kann man ausdrucksvollere, bezeichnendere Typen der Zeiten und der Völker finden? Spricht ſich in jenen Werken nicht die Summe der wirklichen Lebensverhältniſſe eben ſo gut wie die Höhe und Eigenthümlichkeit des künſtleriſchen Formenſinnes anſchaulich aus? Natürlich! iſt es doch die Architektur, die den Bedürfniſſen, den praktiſchen Anforderungen des Geſammtlebens in allen ſeinen Verzweigungen den ideellen Ausdruck zu geben hat, die allein unter den Künſten ein Janushaupt trägt, das gleichmäßig nach dem Schönen wie nach dem Nützlichen ſchauet. Von der Architektur am wenigſten läßt ſich daher reden, ohne die allgemeinen Verhältniſſe einer Zeit in's Auge zu faſſen, zumal wo es gilt, die architektoniſchen Leiſtungen der Gegenwart in einem überſichtlichen Bilde vorzuführen, da das Streben unſerer Zeit in überwiegender Weiſe auf Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit gerichtet iſt und eben daher vielleicht auf dem architektoniſchen Gebiete, obwohl oberflächliches Aburtheilen ihr die Fähigkeit originellen Schaffens hierin abſprechen zu müſſen meinte, manches entſchieden Neue, Charakteriſtiſche hervorgebracht hat. Wenn wir nun auch in den engen Rahmen einer Studie ſolche umfaſſende Betrachtungen nicht mit einzuſchließen vermögen, ſo wird unſerer Skizze die Andeutung des entſprechenden Hintergrundes doch nicht fehlen. Um aber die entſcheidenden Punkte an der Wurzel herauszuheben, haben wir die letzten Regungen, in welchen die Architektur der vergangenen Epoche verklungen iſt, kurz zu ſchildern.

In Uebereinſtimmung mit den Zuſtänden des öffentlichen Lebens hatte ſich gegen Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts die Architektur weit von den Bahnen einer geſunden Entwickelung entfernt. Hätte eine Zeitlang noch der verſchwenderiſche Prunk, der vom franzöſiſchen Hofe aus ſich überall hin verbreitete, den Werken der Baukunſt wenigſtens den üppigen Schmuck blendender, das Auge beſtechender Formen geliehen, der freilich den Mangel innerer Geſetzmäßigkeit und harmoniſcher Klarheit

kaum verdeckte, so erlosch am Ende jener Epoche, als bereits unter der Wucht staatenerschütternder Katastrophen die alten Verhältnisse zusammenbrachen oder doch im Fundament erschüttert wurden, auch jener letzte Schimmer in kalter Nüchternheit und Monotonie. Es war, als sei die Architektur nach langem Irren durch ein Labyrinth bizarrer, willkürlicher Formen endlich des vergeblichen Ringens müde geworden, um erschöpft zusammenzusinken. Wer erinnert sich nicht des trostlosen Eindrucks der Werke aus damaliger Zeit, der Charakterlosigkeit ihrer Formbildung, des Mangels an ausdrucksvoller Gliederung, der Altersschwäche der Phantasie, die mit den zerstückelten Fragmenten antiker Reminiscenzen, mit mißverstandenen, grotesken Ornamenten ihre Blöße zu verhüllen suchte!

Aber die Wiedergeburt stand schon vor der Thüre: seit der Mitte des Jahrhunderts hatte der deutsche Geist in der Literatur seine reformatorische Mission mit Kraft begonnen und zum Siege geführt. Auf diesem idealen Gebiete bereitete sich der Umschwung vor, der das gesammte öffentliche Leben ergreifen sollte. Zum dritten Male bewährte der Genius der antiken Welt seine unauslöschliche Lebenskraft, indem er wie ein elektrischer Strom den germanischen Volksgeist durchdrang, ihn aus Verdumpfung und Entartung erlösend und zu tieferem Erfassen und vollerem Aussprechen seines eigensten Wesens erhebend. Denn das ist die wunderbare Kraft des Hellenenthumes, daß es in seiner einzig klaren, reinen Ausprägung gleichsam den Schlüssel für das Verständniß jedes anderen geistigen Vermögens enthält, daß, wer in seine Fluth sich versenkt, die Augen hell und frei bekommt, so daß er sich selber messen und begreifen lernt. So hat auch in der Hingabe an das klassische Alterthum der deutsche Geist sich selbst erst wiederzufinden vermocht.

Allerdings war die Pflege antiker Geistesbildung in Deutschland schon eine alte. Zuerst im Beginne des Mittelalters begründete sie jene Cultur, deren Erscheinungen wir im Bereiche der bildenden Künste die romanischen zu nennen pflegen. Aber nach einer reichen und vielgestaltigen Entfaltung wurde dieselbe durch die aus Frankreich eindringende Gothik verdrängt und schließlich vollständig besiegt. Sodann brachen sich die antiken Studien am Ende des Mittelalters, Hand in Hand mit den Bestrebungen der Reformatoren, durch die Humanisten auf's Neue in verschärfter, mehr bewußter Weise Bahn, und die ganze Welt huldigte in der Kunst den Principien der „Renaissance." Aber nicht nur, daß die Quelle damals eine trübe war, daß man namentlich in der Architektur aus zweiter Hand die von den Römern ihrer ursprünglichen Schönheit und Gesetzmäßigkeit entkleideten Formen übernommen hatte, ohne das innere Geheimniß ihres Wesens zu verstehen: es versank auch im Laufe der Zeit, eben weil die leitenden Grundgedanken nicht erkannt wurden, weil man die antiken Formen der Willkür anheimgab, die Architektur bis zur tiefsten Stufe der Entartung. Und ebenso erging es auf den übrigen Gebieten geistiger Thätigkeit, erging es namentlich der Literatur und vor Allem der Poesie, die in Schwulst und Pedanterie, in unnatürliche Verschnörkelung und philisterhafte Trivialität untergegangen schien. Da war es abermals der Geist des klassischen Alterthums, welcher seine wunderbare Heilkraft bewies, diesmal aber nicht allein im Zurückgehen auf die alten mehr römischen Fundamente der Bildung, sondern durch größere Vertiefung und Befestigung derselben, in der Wiedergeburt des griechischen Genius. So erhielten wir Deutsche erst eine Nationalliteratur, die das Merkzeichen deutscher Gesinnung an der Stirn trägt, obwohl gesättigt und getränkt vom Lebenshauch des Hellenenthums. Diese Thatsache, so klar und einfach sie ist, muß doch ausdrücklich an diesem Orte betont werden, weil manche neueste Zeichen der Zeit selbst solche sonnenklarste Wahrheit negiren zu dürfen meinen.

Länger ließ die Regeneration der Architektur auf sich warten. Zwar begann seit 1751 bereits mit Stuart und Revett die wissenschaftliche Erkenntniß der griechischen Bauformen, da es früher an architektonischen Aufnahmen der alten Ueberreste gefehlt hatte; aber ehe die gewonnene Erkenntniß in's künstlerische Bewußtsein der schaffenden Baumeister übergehen konnte, war noch ein langer Weg zurückzulegen, war vor Allem bei der Ungunst der äußern Verhältnisse eine ruhigere, glücklichere Zeit abzuwarten, die das inzwischen in den Geistern Empfangene und Gereifte als fertige That ins Leben treten ließ. Als nun nach den Befreiungskriegen der wiederhergestellte Weltfriede größeren Kunstunternehmungen Raum gestattete, war inzwischen der seltene Genius herangereift, dem die Welt die Wiedergeburt der Architektur verdanken sollte.

Karl Friedrich Schinkel, geb. am 13. März 1781 zu Neu-Ruppin, gest. am 9. Oktober 1841 zu Berlin, wandte sich früh den bildenden Künsten, besonders der Architektur zu, deren theoretisches Studium er auf der Bauakademie zu Berlin betrieb. Vorzüglichen Einfluß gewann indeß auf seine geistige Richtung das persönliche Verhältniß, in welches er als Schüler zu Friedrich Gilly, dem Herausgeber des Schlosses zu Marienburg, trat. Gilly war mitten in der Entartung der Architektur ein begeisterter Anhänger der hohen, einfachen Schönheit griechischer Schöpfungen. Er hatte die Ueberreste der klassischen Kunst auf seinen

Reisen eifrig studirt und wußte seinen Werken eine Strenge und schlichte Klarheit zu geben, welche mit den mißverstandenen und überladenen Formen damaliger Zeit wohlthuend contrastiren. Ein früher Tod gestattete ihm nur die ersten Schritte auf neuer Bahn, in deren Consequenzen nun der neunzehnjährige Schinkel eintrat. Größere Studienreisen durch Italien und Frankreich gaben ihm die reichste Gelegenheit, sich durch eigne Anschauung mit dem Geiste der verschiedenen architektonischen Entwickelungsstufen vertraut zu machen, namentlich die Monumente der klassischen Kunstepoche gründlich kennen zu lernen. Mit einem Schatze neuer Erkenntniß und lebendiger Anschauungen nach Berlin zurückgekehrt, wurde er durch die im folgenden Jahre 1806 über Preußen hereingebrochenen Geschicke an eingreifender Bethätigung seiner Talente für die Baukunst gehindert, bis nach langer Niederlage das Vaterland durch allgemeine Erhebung sich auf's Neue frei und kräftig hingestellt hatte. Von da bis zum Ende seines Lebens in einer zweiundzwanzigjährigen Wirksamkeit hat der unvergleichliche Meister nach allen Seiten künstlerischen Bauschaffens eine Reihe durchaus origineller, neuer Werke hervorgebracht und in der Architektur eine Stellung eingenommen, wie sie an Einfluß und Bedeutung sowie an hoher Genialität, an gedankenvoller Schöpferkraft seit mehr als drei Jahrhunderten kein Künstler vor ihm errungen hat.

Schinkels Richtung in der Architektur ist in voller Bedeutung des Wortes eine klassische zu nennen. Der Boden, in welchem seine Werke wurzeln, ist die Kunst des Hellenenthumes in ihrer reinsten, höchsten Gestaltung. So oft in früheren Zeiten die Antike zum Ausgangspunkte künstlerischer Bestrebungen genommen wurde, jedesmal war es nur eine theils kümmerliche, theils wesentlich veränderte Modification, an welche man dabei anknüpfte. Schinkel war der Erste, der die griechischen Formen perikleischer Blüthezeit erfaßte, als ein nachgeborner ächter Hellene ihren Geist im seinigen verstand, den geheimnißvollen Zauber ihrer Schönheit nachfühlte und aus tieferfüllter Seele in lautrer Wiedergeburt neu erstehen ließ. Aber diese Neubelebung wäre eine scheinbare gewesen, wenn sie nicht weiter gereicht hätte, nicht tiefer gedrungen wäre. Nur indem der Meister den harmonischen Gliederbau der griechischen Werke, ihre klare plastische Ruhe und Hoheit, das feste Gesetz ihres Zusammenhalts, das Naturnothwendige ihres Organismus erkannte, vermochte er der griechischen Kunst eine neue Laufbahn zu eröffnen, ihr eine umfassendere Mission anzuweisen. Was bei den Griechen, soweit uns ihre Gebäude erhalten sind, an der einzigen Gestaltung des Tempelbaues sich entfaltet hat, das verstand der Meister in ächt hellenischem Geiste weiterzubilden, umzugestalten und anzuwenden auf die mannichfach veränderten, unendlich umfassenderen Bedürfnisse unseres Lebens. Diese brachte er so zu befriedigendem künstlerischem Ausdruck, wie etwa ein hellenischer Baumeister mit den Mitteln seiner Kunst es gethan haben würde.

Das anschaulichste Beispiel hierfür ist das Berliner Schauspielhaus, nach dem Brande des Jahres 1817 von 1818—1821 neu, jedoch mit Beibehaltung der alten Grundmauern, erbaut: ein Werk, welches unter den Baudenkmalen unsrer Zeit wohl die merkwürdigste Erscheinung bleibt. Wie frei Schinkel die Antike zu behandeln wußte, ohne jedoch im Mindesten durch Willkür ihren Gesetzen Zwang anzuthun, beweist dieser Bau auf's Klarste. Wer hätte glauben sollen, daß mit dem an sich so beschränkten System der Pilasterbildung sich ein Massenbau von so mannichfach complicirter Anlage, von so verschiedenartigen Räumlichkeiten, die meistens eine große Anzahl von Lichtöffnungen erheischten, darstellen lasse! Und dennoch löste Schinkel auf die einfachste Weise diese schwierige Aufgabe, ohne im Entferntesten die conventionellen Lügen und Ausflüchte, welchen die Renaissance bei solchen Anlässen zu verfallen pflegt, zu adoptiren. Das Gebäude gliedert sich in drei Hauptmassen, einen höheren Mittelbau mit zwei ausgedehnten, aber niedrigeren Flügeln. Eine großartige Halle von sechs ionischen Säulen, nach den reichen und edlen Mustern des Erechtheions geformt, die einen bildwerkgeschmückten Giebel tragen, tritt aus der Hauptmasse des Mittelbaues hervor, zugleich als Maßstab für die mächtigen Pilaster, welche die Ecken der Haupttheile wie der Seitenflügel einfassen. Die Pilaster bilden sammt dem Sockel und dem Architrav kräftige Rahmen, in welche der Architekt in zwei Stockwerken Reihen von kleineren Pilastern fügte, deren Abstände, soweit das Bedürfniß es erheischte, mit Fenstern ausgesetzt wurden. Endlich ragt in der Breite der Säulenhalle der Mittelbau noch um ein Geschoß über die übrigen Theile empor, gekrönt mit dem Apollo auf seinem Greifenwagen und auf der Rückseite mit dem Pegasus, den Aufbau des Ganzen in edelster Rhythmik vollendend und schließend. Der mittlere der so entstandenen Theile wurde für das Theater bestimmt, von den beiden Seitenflügeln wurde der eine für einen Concertsaal und damit zusammenhängende Festlokale, der andere für die Requisiten, die Dekorationen und überhaupt für untergeordnete technische Zwecke eingerichtet.

Nicht minder selbständig hat Schinkel die antiken Formen zu neuen Combinationen verwendet bei einem seiner großartigsten Bauwerke, dem von 1824—1830 ausgeführten Museum zu Berlin. Hier kam es, dem Zwecke gemäß, auf

einfachere Gesammtdisposition an, die er mit seinem eigenthümlich großartigen Sinne gestaltete. Das Gebäude erhebt sich als geschlossene Masse in zwei Geschossen, die mit Verschmähung reicheren Schmuckes nur durch das Edle und Kräftige der Verhältnisse imponiren. Dagegen manifestirt sich an der Façade die ideale Bestimmung des Werkes in glänzender Weise durch eine zwischen zwei breite Pilaster eingeschlossene Reihe von achtzehn kolossalen, in edelster Vollendung und reichstem Schmuck durchgeführten ionischen Säulen, welche den Blick in eine großartige Vorhalle eröffnen. Das Originelle und Neue dieser Anlage beruht darauf, daß diese Säulenreihe, in freier Uebertragung des beim griechischen Tempel stattfindenden Verhältnisses, sich einem horizontal geschlossenen Massenbaue von bedeutender Breite in organischer Verbindung anschließt. Dies wird dem Auge noch klarer vermittelt durch die zweite, kürzere Säulenreihe, welche im Hintergrunde der Halle den Eintritt in das Treppenhaus bezeichnet. Von der Schönheit der Durchblicke, welche man sowohl in der Halle als vom oberen Treppenpodeste genießt, von der herrlichen Anlage des mittleren Kuppelraumes, der auch nach außen durch seinen viereckigen hervorragenden Schutzbau die massenhafte Anlage des Baues kräftig betont und in höchster Instanz zusammenfaßt, reden wir nicht, da es uns zu weit führen würde. Wichtiger ist es, noch eines andern Bauwerkes zu gedenken, durch welches der Meister einer originellen Entfaltung der Architektur neue Bahnen eröffnet hat. Ich meine das Gebäude der Berliner Bau-Akademie.

Dieser Bau, 1836 vollendet, beweist, welcher Consequenzen, welcher Bereicherung und Erweiterung die von Schinkel erstrebte Architekturbehandlung fähig ist, wie fein in der Schule des Hellenenthumes gebildeter Geist auch in den Constructionen späterer Zeiten das Allgemeingültige herauszufühlen und mit dem Hauche einer neuen, klassischen Schönheit zu erfüllen wußte. Schinkel hat hier die Aufgabe gelöst, den Backsteinbau, auf welchen äußere Verhältnisse, klimatische Beschaffenheit und altüberlieferte Tradition den deutschen Norden und manche andere Gegenden unsres Vaterlandes hinweisen, wieder zu beleben und in origineller Art höher zu entwickeln. In mehreren Geschossen, für deren Ueberdeckung flache Kappengewölbe gewählt wurden, erhebt sich um einen mittleren Hof die quadratische Anlage. Der Construction entsprechend, wurde das Aeußere durch kräftige Wandpfeiler gegliedert, die besonders auf den Ecken sich als mächtige Widerlager gestalten. Breite, dreitheilige Fenster, theils im flachen Bogen geschlossen, theils wenigstens durch diese Bogenform in sichtlich vertretender Weise entlastet, entsprechen in ihrer Form der Ueberdeckung der inneren Räume. Weit ausladende Gesimse krönen den horizontal abschließenden Bau, untergeordnete Simse und zierliche Friese scheiden die einzelnen Geschosse. So gestaltet sich das Ganze in klarer, leicht überschaulicher Gesetzmäßigkeit, und manifestirt auf's Schönste jenes höchste architektonische Princip, nach welchem jedes Bauwerk, den natürlichen Organismen gleich, sich von innen nach außen entwickeln, nach welchem seine äußere Gestalt zum nothwendigen Ausdruck des inneren Wesens erwachsen muß. Aber mehr noch! Dies edle Gerüst der Architektur bekleidete der Meister mit einer Fülle geistvoll erdachter, schön gebildeter Ornamente, die dem Charakter des Ziegelbaues gemäß in flachem Relief sich gestalten und eine ideale Darstellung der Geschichte der Baukunst repräsentiren. So wurde auch das zweite Grundgesetz der Architektur, daß die Ornamentation sich nach den Bedingungen des verwendeten Materiales zu richten habe, in überzeugender Klarheit wieder in's Leben geführt. Schade, daß die Portale in zu unbedeutender Gestalt angelegt sind, wodurch sie den weiten Fenstern untergeordnet erscheinen und der Façade ein wirksames Element der Charakteristik entzogen wird, und nicht minder Schade, daß auch die Disposition des Innern an Zweckmäßigkeit Manches zu wünschen läßt.

Mit diesen drei großen Werken ist nur die Richtung des Meisters im Allgemeinen angedeutet, seine Thätigkeit aber in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit, im umfassenden Reichthume genialer Productivität bei Weitem nicht erschöpft. Wir hätten hier noch zu sprechen von den zum Theil nicht zur Ausführung gekommenen, aber in seinen gesammelten Werken publicirten Arbeiten: von dem Entwurfe für den Königspalast auf der Akropolis, wo die edelsten Formen antiker Kunst zur Darstellung eines complicirten Palastbaues verwendet sind; von den Plänen zum kaiserlichen Lustschloß Orianda auf der Krim, wo der Meister in sinniger Charakteristik dem griechischen Style manche Formen orientalischen Geistes verwebt hat; von den Landhäusern zu Potsdam und Sanssouci, in denen er so fein auf den Charakter der Landschaft einzugehen wußte, daß diese reizenden, großentheils ausgeführten Villen mit ihren Veranden, Altanen und Pergolen, mit ihren schattigen Ruhesitzen und Laubhallen, mit ihrer lauschigen Stille und anspruchslosen Anmuth dem Boden selbst als köstlichste Blüthen entsprossen zu sein scheinen; von seinen Brücken, Thoren, Palästen, Wachthäusern, seinen Bauten in Stein, Ziegel und Fachwerk, kurz von dem ganzen weiten Gebiete der Pracht- und Monumental- wie der Zweck- und Bedürfnißbauten, das sein hoher Genius umfaßte. Aber wir würden unsere Gränzen überschreiten und ziehen vor, mit einigen Worten noch der kirchlichen Bauten Schinkel's, und

im Allgemeinen der von ihm in mittelalterlichem Style geschaffenen Werke zu gedenken.

Es ist vorweg keine Frage, daß dies als die schwächere Seite des Meisters hervortritt. Sein Geist war zu sehr klassisch, zu sehr hellenisch in seiner Grundstimmung, als daß christlich-romantische Elemente sich zu ebenbürtiger Höhe kunstgestaltender Kraft darin hätten ausbilden können. Vielleicht mehr äußern Einflüssen, als innerer Ueberzeugung mag es daher zuzumessen sein, daß er mehrere Entwürfe zu kirchlichen Bauten im gothischen Style behandelt hat. Ausgeführt sind davon die Werderkirche zu Berlin und die Altstädter Kirche zu Königsberg, unausgeführt blieb die Gertrauden-Kirche für den Spittelmarkt zu Berlin.

Wenn man nach diesen Bauten von unwissender Seite her die Behauptung wagen zu dürfen geglaubt hat, Schinkel habe den gothischen Styl nicht studirt und nicht verstanden, so ist dies ein arger Irrthum. Daß Schinkel die Gothik in allen ihren Eigenthümlichkeiten tüchtig studirt hatte und klar begriff, daß er recht gut wußte, worauf es bei ihr ankam, und daß er mit Leichtigkeit ihren ganzen pittoresken Apparat von Strebepfeilern, Fialen und durchbrochenem Steinwerk hätte nachahmen können, hat er zur Genüge in seinen architektonischen Gemälden, Panoramen und den Entwürfen für Theaterdecorationen bewiesen. Wenn er die Gothik nicht pure, wie sie fertig, ja überfertig uns überliefert ist, nachgeahmt, copirt hat, so geschah dies bloß deshalb nicht, weil er nicht *wollte*, weil dies seiner innersten Ueberzeugung widersprach. Alle seine Entwürfe für gothische Kirchen sind von demselben klar bewußten Streben dictirt, verrathen in jedem Zuge den denkenden, den über sein Schaffen sich strenge Rechenschaft gebenden Künstler. Seinem hellenisch gebildeten Blicke mußte die unendliche Mannigfaltigkeit gothischer Kirchen, namentlich das Aeußere der reicher durchgeführten Werke unruhig erscheinen. Was war daher consequenter, als daß er die einfache Ruhe und Klarheit griechischer Werke auf die Gothik zu übertragen versuchte, daß er durch horizontale Abschlüsse, kräftige Gurtbänder, Beschränkung und Vereinfachung des Strebesystems, Vermeidung der zahlreichen luftig aufschießenden Spitzen ein schlichteres, dem modernen protestantischen Bewußtsein analogeres Aeußere, daß er durch hallenartige Anlage und einfachste Gestalt des Grundplanes das Innere dem entsprechend umzuformen suchte! Hierin aber that er dem Genius der gothischen Architektur Gewalt an. So richtig auch uns die Ansicht erscheint, daß die Gothik in ihrer abgeschlossen überlieferten Ausprägung ein zu einseitiges, specifisches Gebilde einer bestimmten Epoche der geschichtlichen Entwicklung ist, als daß sie ohne Weiteres zu copiren und unserer modernen, wesentlich abweichenden Gesinnung aufzupfropfen wäre, ebenso gewiß ist, daß die Richtung, in welcher Schinkel jenen Styl zu modificiren bemüht war, dem Wesen desselben diametral entgegengesetzt ist, daß also dies Streben selbst in der Hand eines solchen Meisters mißlingen mußte.

Ganz anders verhält es sich mit den übrigen Kirchenbauten Schinkels. Zum Theil hat er sich in denselben der altchristlichen Basilikenform, ja bei kleineren Anlagen noch einfacherer Plananlagen bedient und dieselben in mehr oder minder streng antikem Sinne ausgebildet. Um gegen solche Arbeiten gerecht zu sein, bedarf es der Erwähnung, wie wenig bei den gestellten Aufgaben auf eine freiere Bewegung des künstlerischen Geistes Rücksicht genommen war. Der Protestantismus will seine Kirchen einfach und möglichst zweckmäßig; das Programm einer solchen Aufgabe lautet gewöhnlich dahin, auf dem gemessensten Raume mit den geringsten Kosten ein hell erleuchtetes, akustisch angelegtes, mit möglichst vielen und möglichst bequemen Sitzplätzen versehenes Bethaus herzustellen. Bewährt nun auch die Architektur gerade an den schwierigsten Aufgaben und strengsten Beschränkungen ihre beste Kraft, so schweigt doch sicherlich da alle Kunst, wo bloß praktische Bedürfnisse anständig erfüllt und der Phantasie vollends die Flügel gebunden werden sollen. Wohl hat die Architektur realen Zwecken zu dienen; aber wo sie keine andere Mission hat als diese, wo sie keinen Schritt ins ideale Gebiet wagen darf, da ist sie nur niedriges Handwerk, nicht seelen- und geisterfüllte Kunst.

Wenn trotz solcher Beschränkungen Schinkel derartigen Aufgaben dennoch bei geringsten Mitteln den Adel künstlerischer Weihe aufdrückte, so ist dies ein neuer Beweis seiner Geistesgröße. Daß er aber in der Mehrzahl dieser Arbeiten eine *kirchliche* Weihe nicht erreichte, liegt zum Theil wenigstens an der stylistischen Richtung derselben. Die flache Decke, der gerade Fenster- und Thürsturz widersprechen nun einmal in unserer Empfindung dem christlich-kirchlichen Geiste. Will man uns die flachen Decken der altchristlichen, selbst der späteren aus romanischer Zeit stammenden Basiliken dagegen halten, so ist darauf zu erwidern, daß jene Formen unvollkommene, unfertige waren, daß der christliche Gedanke sein entsprechendes Gotteshaus noch nicht vollendet hatte. Erst die durchgeführte Wölbung, erst der Bogen an Fenstern und Portalen entspricht vollkommen der christlich-kirchlichen Idee. Wo demnach Schinkel wenigstens den Oeffnungen die Ueberwölbung gegeben hat, da ist eine Annäherung an den geforderten Eindruck bemerkbar; wo der Architrav (und die Horizontale überhaupt) unumschränkt herrschen, da verstummt das christlich-religiöse Gefühl. *Einen* Kirchenbau dagegen, und glücklicherweise einen

wirklich ausgeführten, können wir nennen, der in großartiger Weise auch auf diesem Gebiete die befriedigende Lösung des schwierigen Problems darstellt. Es ist die Nikolaikirche zu Potsdam. In diesem 1830 begonnenen und in ganzer Vollendung erst 1850 lange nach des Meisters Tode fertig gewordenen Baue ist eine mustergültige Form für ein evangelisches Gotteshaus gefunden.

Schinkel geht auch hier auf streng antike Formbehandlung aus; aber indem er dieselbe soweit ausdehnt, daß sie mit dem von den Römern ausgebildeten Gewölbebau sich verbindet, hat er ihr einen kirchlichen Ausdruck gegeben, der heitere Ruhe mit imposanter Würde paart. In der Form eines griechischen Kreuzes mit kurzen Schenkeln ist das Innere gestaltet. Mächtige Tonnengewölbe überdecken die Kreuzarme, während den quadratischen Mittelraum in gewaltiger Höhe eine großartige Kuppel abschließt. Drei Kreuzarme enthalten auf korinthischen Säulenreihen Emporen, der vierte ist als Chor behandelt und durch eine halbkreisförmige Altarnische erweitert. Die imponirenden Hauptformen, die weite und freie Anlage, die dabei eine glückliche Centralisation der Räume — dem evangelischen Kultus äußerst günstig — erreicht, verbunden mit edler und glänzender Ausschmückung, verleihen dem Innern eine würdevoll feierliche Wirkung. Im Aeußern bildet der Bau durch Ausfüllung der Ecken mit Sakristei und Treppenanlagen ein Quadrat, an dessen Vorderseite eine offene Vorhalle mit Säulen und reliefgeschmücktem Tempelgiebel sich legt. Der Oberbau erhebt sich mit einem herrlichen Säulenkranze, der den Tambour der Schutzkuppel umgiebt, zu beträchtlicher Höhe und der edel geschwungene Umriß der Kuppel ragt als ernster, bedeutsamer Mittelpunkt der Stadt und Umgegend in monumentaler Wirkung weithin sichtbar empor. So großartig aber diese Anlage ist, so glücklich das Innere wirkt: die entschiedene Anwendung griechischer Formen, namentlich des so charakteristischen Tempelgiebels geben dem Aeußern ein zu spezifisch-antikes Gepräge, als daß dadurch der Eindruck eines christlichen Gotteshauses für die Empfindung vorbereitet würde.

Fanden wir bei Schinkel ein auf festem Prinzipe beruhendes, nach einem bestimmten Ziel mit klarem Bewußtsein vordringendes architektonisches Schaffen, so gehen wir jetzt an die Schilderung einer Bauthätigkeit, die, äußerlich betrachtet, ungleich glänzender, mannigfaltiger, großartiger, genauer besehen aber auch viel unklarer, schwankender, unzusammenhängender auftritt, weil sie mehr aus den vagen Intentionen eines Bauherrn, als aus den klaren Absichten eines Baumeisters hervorging. Man mißverstehe uns nicht, als könne in dieser Behauptung ein Vorwurf gegen König Ludwig liegen. Nichts ist uns ferner, Nichts wäre ungerechtfertigter, denn niemals vielleicht ist von einem Fürsten die Kunst in so großartigem Sinne, so edler gemeinnütziger Absicht, mit so umfassenden Mitteln gefördert worden wie von diesem wahrhaft kunstsinnigen Monarchen. Daß aber die durch ihn hervorgerufenen Bauwerke den eklektischen Charakter seiner Zeit in der Verschiedenheit der angewandten Style zur Schau tragen, ist nicht die Schuld des Bauherrn, sondern der Reflex der architektonischen Bildung seiner Zeit und seiner Baukünstler. Kein Styl vom altdorischen bis zur italienischen Renaissance ist zu nennen, der in München nicht seine Vertretung gefunden hätte; freilich hat ein verständiger Eklekticismus in den meisten Fällen die Wahl so geleitet, daß der Styl mit dem Zwecke des Gebäudes in gewisser Harmonie steht. So begreift man leicht, warum für die Glyptothek der ionische, für das Ausstellungsgebäude der korinthische, für die Walhalla und Ruhmeshalle der dorische Styl passend gefunden wurde; warum man die Basilikenform, die byzantinische, die gewölbte romanische, die entwickelte gothische Kirchengestalt an entsprechenden kirchlichen Bauten verwendete, — obwohl hier im Einzelnen manchmal die nähere Begründung, z. B. der italienisch-romanischen Form bei der Ludwigskirche, fehlen möchte; — man begreift ferner, warum die Pinakothek, der königliche Palast im Renaissancestyl, das Siegesthor im römischen, die Feldherrnhalle und der Friedhof im romanischen Styl erbaut sind. Dagegen wird nach derselben Analogie schwierig nachzuweisen sein, warum die neue Pinakothek, die Bibliothek, das Universitätsgebäude, das Blindeninstitut, das Fräuleinstift, das Salinen-Administrationsgebäude, die Eisenbahngebäude allesammt im romanischen Style errichtet sind. Diese Uebereinstimmung des Styls bei größter Verschiedenheit des Zwecks läßt uns in einer bedeutenden Anzahl der Münchener Bauten wiederum ein mit Bewußtsein aufgenommenes und durchgeführtes Stylprincip erkennen, welches wir näher betrachten werden, nachdem wir die abweichenden Werke zuvor gemustert haben.

Unter den Münchener Architekten ist an erster Stelle Leo v. Klenze (geb. 1784) zu nennen. Durch ihn ist eine ganze Stadt von glänzenden, großartigen Gebäuden entstanden, hat München erst seinen modernen Residenzcharakter erhalten. Seine Gebäude sind meistens in antikem oder in den von der Antike abgeleiteten Stylen ausgeführt. Zu ersteren gehören die Glyptothek (1816—1830), die Walhalla (seit 1830), die Ruhmeshalle (seit 1850), die Propyläen; zu letzteren unter Anderen der Palast des Herzogs von Leuchtenberg, das

Kriegsministerium und das Odeon, der Palast des Herzogs Max, die Arcaden des Hofgartens mit dem Bazar, die Pinakothek (1826—1836), der Königsbau und der Festsaalbau des königlichen Schlosses.

Die Klenze'schen Bauten haben durchweg eine großartige Anlage, — ein Vorzug, den sie, Dank den stets in's Mächtige und Monumentale gehenden Intentionen des königlichen Bauherrn, mit den meisten Münchener Bauwerken jener Zeit theilen. Aber an feinem Verständniß der zur Anwendung gebrachten Style, an Freiheit und Genialität in der Aufnahme und Verarbeitung gegebener Formen stehen sie nicht eben hoch. Am bestimmtesten tritt dies bei den nach antiken Vorbildern geschaffenen Werken hervor. Die Glyptothek begeht dadurch schon eine Hauptsünde gegen das Lebensgesetz architektonischen Schaffens, daß sie den römischen Gewölben des Innern ein ionisch-griechisches Aeußeres entgegensetzt. Das Aeußere kommt obendrein, obschon in ansehnlichen Dimensionen angelegt, nicht zu entsprechender Wirkung, weil die Flügelgebäude zu niedrig und untergeordnet gegen den Mittelbau verschwinden. Die Pilaster, sowie die Wandnischen wirken kleinlich, letztere sind obendrein ein Nothbehelf, eine rein äußerliche Dekoration der an sich monotonen, leblosen Fläche, mit welcher der Architekt Nichts zu beginnen wußte. Die Fenster brachte er nämlich an der Hinterseite an, und diese trug er Sorge dem Publikum unzugänglich zu machen, weil sie nichts weniger als architektonisch gestaltet ist. Nicht minder unverstanden sind die Stirnziegel an der Vorderseite der Flügelbauten, und wahrhaft antihellenisch endlich die unkannelirten Säulenschäfte und die ungraziösen Kapitäle mit hohem Hals bei nur einfachen Voluten. Die inneren Räume dagegen wirken ungemein großartig in ihren mächtigen Wölbungen und bedeutenden Flächen, im würdevollen Ernst der Anordnung; nur stören in den Hauptsälen die zu kurzen, kleinlichen Pilaster unter den gewaltigen Bogenlinien, nur beeinträchtigt beinah in allen Sälen die plumpe, übertriebene Ornamentik die Großartigkeit der Hauptformen.

Anders gestaltet sich das Verhältniß schon an der Walhalla, die bekanntlich in der Anlage eines dorischen Peripteraltempels behandelt ist. Kann man hier auch weniger von originelle Schöpfung als von Nachahmung reden, so ist letztere doch mit Verständniß und Treue durchgeführt. Auch muß die eiserne Deckenconstruction als ein wesentliches Element modernen Fortschritts aufgefaßt werden. Am höchsten in formaler Hinsicht steht unter Klenze's Bauten jedoch unstreitig die bairische Ruhmeshalle bei München, da sie nicht bloß mit feinem Sinn in schönsten Verhältnissen den dorischen Styl behandelt, sondern auch die überlieferten Formen zu selbstständiger Combination verwendet zeigt. Es ist eigentlich nur eine imposante Dekoration, eine Coulisse, ein Hintergrund für den Koloß der Schwanthaler'schen Bavaria, aber die Schönheit des Werkes ist so groß, daß sie allein dasselbe in künstlerischer Hinsicht rechtfertigt. Es ist eine hohe Säulenhalle, mit zwei vorspringenden, in Tempelgiebel endenden Flügeln. Die Metopen und die Giebelfelder sind mit Reliefs, die Rückwand der Halle mit den Büsten berühmter Bayern auf Konsolen reich geschmückt. Ohne Zweifel giebt sich in diesen edleren Bauten Klenze's der Einfluß Schinkel's zu erkennen.

Von den im Renaissancestyl ausgeführten zahlreichen Werken desselben Künstlers ist nicht viel mehr zu sagen, als daß im Allgemeinen bei stattlicher Gesammtdisposition und löblicher Formenbehandlung doch hier besonders der kräftige Zug eines freieren, selbstständigeren Schöpfergeistes vermißt wird. Der Architekt hat eben gute Muster copirt; dagegen ist es ihm nicht eingefallen, die Renaissance verständig umzugestalten und zu modificiren, obwohl doch gewiß gerade diese Bauweise starke Anflüge zufälliger, unwesentlicher, nur in vorübergehenden Zeitmomenten wurzelnder Bestandtheile aufzuweisen hat.

Ganz isolirt endlich steht unter den Klenze'schen Bauten die Allerheiligen-Hofkapelle da (1826 begonnen). Sie ist in einem byzantinisch-romanischen Mischstyle erbaut, der besonders bei der Darstellung des Aeußeren dem Künstler große Schwierigkeiten geboten zu haben scheint. Die Façade wenigstens trägt empfindliche Spuren davon zur Schau. Die unglückliche Gliederung des Mittelfeldes durch Wandsäulen, die ohne alle Motivirung plötzlich aufhören, wie störrige Vasallen, die mitten in einem Auftrage mit einem Male den Dienst verweigern; die kleinliche Behandlung und unpassende Umrahmung des Portals, die wunderlichen die Giebellinie bekrönenden Verzierungen, vor Allem aber die Spielerei der winzigen Tabernakel, welche die Lisenen abschließen, verbunden mit der unnützen Wiederholung der letzteren an beiden Enden —: das Alles zeigt von großer Unklarheit in Betreff der Bedeutung romanischer Formen. Auf's Höchste wird dagegen das Auge des Eintretenden überrascht. Im Innern des durch Marmorsäulen und Pfeiler dreigetheilten Raumes ist eine Schönheit der Verhältnisse, eine Feierlichkeit und Würde, noch gehoben durch die gediegene Pracht und den Kunstwerth der Ausstattung, daß wir kaum eine so kirchlich weihevolle Stimmung aus irgend einem anderen modernen Gotteshause davongetragen haben. Die Kuppelwölbungen des Mittelschiffes, die Tonnengewölbe der Abseiten, geschmückt mit den Fresken von Heinrich Heß, deren Goldgrund wundersam funkelt und

strahlt, da die Fenster so angebracht sind, daß sie sich nur durch die Lichtwirkung dem Auge verrathen, — sie reden eine geheimnißvoll ergreifende Sprache.

Mit diesem Gebäude sind wir unvermerkt auf einen neuen Boden der Betrachtung gekommen. Statt der heiter klaren Selbstgenügsamkeit umfängt uns die Sehnsucht, das tiefbewegte Seelenleben der Romantik. Ein mystischer Hauch weht uns an, wir fühlen die Strömung einer anderen Zeit, einer anderen, — einer entgegengesetzten Denk- und Gefühlsweise. Es ist das Mittelalter mit seiner tiefsinnigen Poesie und seiner erhabenen Schwärmerei, das uns ahnungsvoll aufgeht. Diese Bestrebungen, die wir in ihrem Umfange bald erkennen werden, treten nicht vereinzelt, nicht unvermittelt auf. Sie hangen mit dem durch die Befreiungskriege aus langer Traumversunkenheit wiedererweckten deutschen Nationalgefühle, mit der Begeisterung für deutsche Art und Sitte, deutsche Geschichte und Größe innig zusammen. In der Literatur waren es bekanntlich die Romantiker, welche diesen Geist hegten, diese Richtung mit Eifer verfolgten; die Schlegel und ihre Genossen waren es, welche die Funken der Anregung auf das Kunstgebiet warfen, obwohl auch Göthe's hellenisch hellem Sinne die Schönheit und Bedeutsamkeit gothischer Architektur aufgegangen war, und wärmer Empfundenes nie darüber gesagt worden ist, als seine goldnen Worte über Erwin von Steinbach und das Straßburger Münster. War nun der Süden Deutschlands vorzugsweise der Sitz der literarischen Romantiker, was Wunder, daß er es auch für die architektonischen wurde?

Unter den Münchener Gebäuden, welche sich mittelalterlicher Formbildung anschließen, macht sich zunächst mehr als in den bisher erwähnten ein gewisser Eklekticismus bemerklich. Noch auf der Grenze zwischen antiker und mittelalterlicher Behandlung steht die Bonifaciuskirche von Ziebland (1835 begonnen). Sie ist in Gestalt einer flachgedeckten, fünfschiffigen Basilika erbaut, mit 64 Marmorsäulen und durchgängiger Freskomalerei auf's Prachtvollste geschmückt. So großartig aber der Eindruck der imposanten Räumlichkeit ist, so muß doch die Wiederaufnahme einer so unfertigen, noch embryonischen Form wie die altchristliche Basilika als ungenügend bezeichnet werden. Vor fünfzehn Jahrhunderten begann der christliche Kirchenbau allerdings mit jener Grundform; aber sie trug den Keim des gothischen Domes schon in sich, den sie in einer Stufenreihe lebendiger Entwicklung zur allmählichen Blüthe und Reife brachte. Warum also die bereits von der Geschichte gelöste Aufgabe noch einmal wieder aufnehmen, die Lösung gleichsam ignoriren, nur um abermals beginnen zu können? Zudem entspricht selbst bei großartigen Verhältnissen das wenig entwickelte Aeußere mit seinen langhingestreckten monotonen Langschiffen, ohne Querhaus, ohne die bedeutsame, dem deutschen Geiste vornehmlich zusagende Thurmanlage nur schwach dem Wesen eines deutschen Kirchenbaues.

Von der Bonifaciuskirche bis zur Mariahilf-Kirche in der Vorstadt Au, welch' ein Sprung! Vom ersten Keim bis zur voll aufgeblühten Rose, vom ersten Lallen der christlichen Architektur bis zum begeisterten Hymnus des gothischen Domes! Diese Kirche, 1831—1839 von Ohlmüller erbaut, gehört zu den schönsten Leistungen der Münchener Architektur. Besonders das Innere, hallenartig mit drei gleich hohen, durch schlanke Bündelpfeiler getrennten Schiffen ist in seiner graziösen, dabei kirchlich festlichen Erscheinung von vollendeter Harmonie. Die prachtvollsten Glasmalereien erhöhen diesen Eindruck. Für das Aeußere besteht einerseits zwischen der einfachen Form des Langhauses, — den hohen Seitenwänden und dem etwas schweren, weil allen drei Schiffen gemeinsamen Dach —, andererseits der etwas spielenden dekorativen Behandlung der Façade mit dem schlanken Thurm und seiner durchbrochenen Pyramide ein ästhetischer Gegensatz. Doch erscheint die Form des Thurmes an sich in den oberen Theilen von feiner Entwicklung, graziöser Wirkung. Nur der Uebergang in's Achteck ist zu sehr gekünstelt, ohne doch gewisse Härten zu vermeiden. Auch sind an den unteren Theilen der Façade die drei Rosenfenster, sowie die Schutzgiebel der schlanken Seitenfenster, abgesehen von einem gewissen Contrast dieser Formen, des Guten etwas zu viel.

Diesen vereinzelten Werken gegenüber haben wir nun einen Künstler zu nennen, der in consequenter Weise mit wenigen Ausnahmen den mittelalterlichen Styl, und zwar speciell den romanischen, zum Princip seines Schaffens erhoben und mit diesen Bestrebungen unleugbar den größten Anklang und Einfluß gewonnen hat. Fr. von Gärtner (geb. 1792, gest. 1847) spricht in seinen zahlreichen Bauten ein kräftiges Lebensgefühl aus, das sich in stattlichen Gesammtdispositionen, tüchtiger Massenwirkung und großartiger Entfaltung der Räumlichkeit kundgiebt. Aber bei diesen ersten Grundbedingungen architektonischen Schaffens bleibt er meistentheils stehen. Gerade da, wo der künstlerische Geist sich als solcher in lebensvoller Gliederung und bezeichnender Formensprache manifestiren sollte, scheint seiner Architektur plötzlich die Zunge gelähmt. Diese kolossalen Paläste, mit denen er namentlich die Ludwigsstraße ausgestattet hat, sind von schwerfällig ermüdender Eintönigkeit. Lisenen, Bogenfriese, rundbogige Fenster und Portale, das ist ihr ganzes ästhetisches Glaubensbekenntniß; im Uebrigen sind sie so wenig vermögend, ihre besondere Bestimmung auszudrücken, ermangeln sie so sehr einer charakteristischen Individuali-

firung, daß man das Blindeninstitut mit dem Priesterseminar, das Salinengebäude mit dem Fräuleinstift, die Bibliothek mit dem Damenerziehungsinstitut vertauschen könnte, ohne daß die architektonische Charakteristik der Gebäude Einsprache dagegen erhöbe. Selbst eine Consequenz des künstlerischen Gefühles vermißt man, wenn man die meist schwächlichen, wenig profilirten Hauptgesimse mit den unförmlichen, schwülstigen Details untergeordneter Art vergleicht.

Am gelungensten unter den Gärtner'schen Bauten ist unstreitig das Treppenhaus der Bibliothek, mit seiner großartigen, räumlichen Disposition, seiner marmornen Stiege, seinen Säulengängen und Corridoren, die eine glückliche Verbindung der Räume herstellen, — eine Anlage, in welcher Gärtner, wie meistens in seinen Bauten, italienische mit deutsch-romanischen Motiven zu verschmelzen suchte. Auch der Friedhof mit seinen würdig ernsten Hallen ist eine ansprechende Schöpfung, die Feldherrnhalle dagegen, eine Copie der florentinischen Loggia de'Lanzi, zwar großartig angelegt, aber vast und öde wirkend, auch durch die Magerkeit des Krönungsgesimses matt und gleichsam ohne Abschluß erscheinend. So ist auch bei der Ludwigskirche der Eindruck ein gemischter: das Innere bei imposanter perspectivischer Wirkung durch die Roheit der Details, der Pfeilerbildung mit ihren Kapitälen und Archivolten empfindlich beeinträchtigt, das Aeußere durch die gespreizte, unzusammenhängende Anlage der Façade, die kleinliche, horizontale und vertikale Zerschneidung der Flächen, den fast zopfig trockenen Charakter der Thürme, die monströse Schwerfälligkeit der Strebebögen über den Seitenschiffen, die mangelnde Gliederung der Mauerflächen an den Abseiten in hohem Grade unbefriedigend.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Sebastian Bach

als Polemiker.

Von F. W. Dehn.

Im Jahre 1749 veranstaltete der Rector Joh. Gottl. Biedermann in Freiberg eine große Concertaufführung, zu welcher der dortige Cantor Joh. Friedr. Doles ein von dem blinden Dichter Enderlein verfaßtes Singspiel componirt hatte. Der allgemeine Beifall, den diese Composition erhielt, zog viele Zuhörer aus der Umgegend Freibergs herbei und veranlaßte Biedermann, dem Verlangen nach wiederholter Aufführung gerne zu entsprechen. Die endliche Einnahme für dieselben wird auf die für jene Zeit außerordentliche Summe von 1500 Thlr. angegeben, von welcher aber Biedermann kaum die Hälfte berechnete und dem Componisten Doles, der auch Proben und Aufführungen zu leiten hatte, für seine sämmtlichen Bemühungen nur 30 Thlr. anbot. Doles jedoch wies dies Anerbieten zurück und begnügte sich mit der ihm vom Publikum ausgesprochenen Anerkennung. Dies Verfahren Biedermanns, besonders aber sein unzartes Benehmen gegen den verdienstvollen Doles erregte eine allgemeine Mißbilligung, die sich in allerlei Bemerkungen kund gab und dem Herrn Rector nicht vorenthalten wurde. Anstatt aber nun auf eine passende und anständige Art sein Unrecht wieder gut zu machen, ließ sich dieser in seinem Aerger und im dünkelhaften Bewußtsein seiner Schulgelehrsamkeit verleiten, sich als über Alles erhaben zu stellen und von diesem eingebildeten Standpunkte aus eine Schmähschrift gegen alle Musiker und ihre Kunst drucken zu lassen. Diese Schrift erschien unter dem Titel: De vita musica ex Plauti Mostell. Act. III. Sc. II. 40. Freiberg 1749, und sollte beweisen, daß die Stelle beim Plautus: „musice vivere" so viel bedeute, als ein liederliches Leben führen, daß also alle Musiker, auch Doles, gegen den der Schulmann seinen Verdruß am wenigsten verhalten mochte, liederliche Kerle seien. —

Wie nicht anders zu erwarten war, rief die Biedermann'sche Schrift bald Gegenschriften hervor uud unter diesen auch eine aus der sehr gelehrten Feder des immer gerüsteten und fleißigen musikalischen Schriftstellers Johann Mattheson in Hamburg, in welcher dem Schulmonarchen gründlich nachgewiesen wurde, daß er in schamloser Weise seine Citate aus den alten Classikern absichtlich aus dem Zusammenhange gerissen, um den Beweis für seine gehässige Bedeutung des musice vivere zu begründen. Mattheſons Schrift erschien unter dem Titel: Bewahrte Panacea, als eine Zugabe zu seinem musikalischen Mithridat, überaus heilsam wider die leidige Kacherie irriger Lehrer, schwermüthiger Verächter und gottloser Schänder der Tonkunst. Hamburg 1750. Alle diese Gegenschriften brachten aber Biedermann nicht zum Schweigen, vielmehr trieben sie ihn an, auf dem einmal eingeschlagenen Wege fortzugehen und theils unter seinem Namen, theils anonym seinen boshaften Ausspruch weiter zu verfechten. In einer ohne Nennung seines Namens, aber ohne Zweifel von Biedermann selbst verfaßten und mit der falschen Adresse St. Gallen 1749 erschienenen Schrift: „Aufrichtige Gedanken über das Biedermann'sche Programma de vita musica und der darüber gefällten Urtheile", wird ein Cantor und Musikdirector zu Frankenhausen, Georg Friedrich Einike, nicht nur als Verfasser einer der Gegenschriften gegen Biedermann bezeichnet, son-

dern auch mit ganz besonderem Hochmuth als ein schlechtes Dorfschulmeisterlein behandelt.

Dieser Umstand hat dazu beigetragen, uns mit Johann Sebastian Bachs Antheil an dieser Angelegenheit näher bekannt zu machen, denn Einike schrieb im Jan. 1751 nach Bachs Tode darüber ausführlich an Mattheson und dieser ließ die ganze Correspondenz in der zweiten Beilage zur dritten Dosis seiner Panacea abdrucken, aus welcher wir hier noch Folgendes aufnehmen, bevor wir Joh. Seb. Bach mit Humor gegen den Rector in einer Composition auftreten und in seiner Weise Theil am Streite nehmen lassen.

Einike erklärt zuerst, daß er zu der eben angeführten Schrift, für deren Verfasser er fälschlich ausgegeben wird, in gar keiner persönlichen Beziehung stehe; dann erzählt er: „Als Herr Rector Biedermann sein Programma de vita musica herausgegeben hatte, überschickte, einige Zeit danach, der sel. Capellmeister Bach aus Leipzig ein Exemplar davon an den Organisten Schröter in Nordhausen und bat denselben, daß er solches recensiren und widerlegen möchte, weil er in hiesiger Gegend niemand dazu geschickter wüßte noch finden könnte. Herr Schröter fand sich hierzu alsobald bereit, verfertigte eine Recension und übersandte dieselbe dem Herrn Bach nach Leipzig; stellte ihm auch frei, ob er solche in die gelehrten Zeitungen oder in eine andere Wochenschrift einschalten lassen wollte. Herr Bach schrieb darauf den 10. Dec. 1749 Folgendes an mich: „„Die schröterische Recension ist wohl abgefaßt, und nach meinem gout, wird auch nächstens zum Vorschein kommen. — — — Herrn Matthesons Mithridat hat eine starke Operation verursacht, wie mir glaubwürdig versichert worden. Sollten noch einige Refutationes, wie ich vermuthe, nachfolgen, so zweifle ich nicht, es werde des Autoris Dreckohr gereiniget und zur Anhörung der Musik geschickter gemacht werden.““

Zu Bachs hier gewähltem Ausdruck macht Mattheson folgende Anmerkung unter dem Texte: expression basse et degoutante; indigne d'un maître de chapelle; pauvre allusion au mot: rector.)

Einike erzählt nun weiter: „Einige Zeit hierauf überschickte der Herr Kapellmeister Bach etliche gedruckte Exemplare von besagter Recension; doch in solcher Gestalt, daß dieselbe dem Original des Herrn Schröter, wie dessen Abschrift hiebeigehet, im geringsten nicht mehr ähnlich sahe, sondern vieles theils hinzugethan, theils auch geändert war.

Hier folgt nun Schröters Recension in unverändertem Abdruck nach dem Original mit des Verf. Bescheinigung der Authenticität und mit dessen Bitte an Einike „dem Herrn Bach zu berichten, daß die gewaltsame Veränderung seiner Recension ihm sehr empfindlich gefallen sei.“ Bachs Antwort vom 26. Mai 1750 lautete:

„„An Herrn Schrötern bitte mein Compliment zu machen, bis daß ich selber im Stande bin zu schreiben, da ich mich alsdann, der Veränderung seiner Recension wegen, entschuldigen will, weil ich gar keine Schuld daran habe; sondern solche einzig demjenigen, der den Druck besorgt hat, zu imputiren ist.““

Schröter, mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden, meinte: „der Herr Kapellmeister Bach bleibet in culpa, er mag sich itzt krümmen und künftig drehen, wie er will“ und stellte verschiedene Anforderungen an Bach, durch deren Erfüllung dieser, „auf eine kluge Art der Sache bald ein Ende machen könnte.“

Und ein Ende wurde denn auch gemacht, aber nicht freiwillig, denn Bachs Tod erfolgte sehr bald darauf, am 28. Juli 1750. —

Jedoch schon im Jahre vorher und wahrscheinlich bald nach Erscheinen der Biedermann'schen Schmähschrift muß Bach den Gedanken gefaßt haben, auf seine Art mit dem Herrn Rector zu polemisiren und ihn für seine gehässigen und falschen Kunsturtheile zu züchtigen. Es findet sich nämlich eine von Bach eigenhändig geschriebene Partitur einer Composition vor, deren Text auf 5 besonderen Octavblättchen von der Hand der Anna Magdalene Bach, Bachs Frau in zweiter Ehe, geschrieben ist.

Der Text selbst folgt hier in genauer Abschrift:

Drama

per la musica

betittult:

Der Streit zwischen Phoebus und Pan.

Personen:

Phoebus.	Momus.
Pan.	Mercurius.
Midas.	Tmolus.

1749.

Chorus:

Geschwinde, geschwinde,
Ihr wirbelnden Winde,
Auf einmahl zusammen zur Höhle hinein,
Daß das hin und wieder Schallen
Selbst dem Echo mag gefallen,
Und den Lüften lieblich sein.

(Da Capo.)

Recitativ:

Phoebus: Und Du bist doch so unverschämt und frey,
Mir in das Angesicht zu sagen,
Daß Dein Gesang viel herrlicher als meiner sey?

Pan: Wie kannst Du doch so lange fragen
Der ganze Wald bewundert meinen Klang
Das Nymphen-Chor,
Das mein von mir erfundnes Rohr
Von sieben wohlgesetzten Stufen,
Zu tanzen öfters aufgerufen,
Wird dir von selbsten zugestehn:
Pan singt vor allen andern schön.

Phoebus: Vor Nymphen bist du recht,
Allein die Götter zu vergnügen,
Ist Deine Flöte viel zu schlecht.
Pan: So bald mein Ton die Luft erfüllt,
So hüpfen die Berge, so tanzet das Wild,
So müssen sich die Zweige bügen,
Und unter denen Sternen,
Geht ein entzücktes Springen für,
Und wollen von mir singen lernen.
Momus: Ei! hört mir doch den Pan,
Den großen Meister-Sänger an.

Aria:

Patron, das macht der Wind:
Daß man prahlt und hat kein Geld,
Daß man das vor Wahrheit hält,
Was nur in die Augen fällt,
Daß die Thoren weise sind,
Daß das Glücke selber blind —
Patron das macht der Wind.

Recitativ:

Mercurius: Was braucht Ihr Euch zu zanken?
Ihr weichet doch einander nicht,
Nach meinen wenigen Gedanken,
So wähle sich ein jeder einen Mann,
Der zwischen Euch das Urtheil spricht;
Laßt sehn, was fällt Euch ein?
Phoebus: Der Tmolus soll mein Richter sein.
Pan: Und Midas sei auf meiner Seite.
Mercurius: So tretet her ihr lieben Leute,
Hört alles fleißig an,
Und merket, wer das Beste kann.

Aria:

Phoebus: Mit Verlangen,
Drück ich Deine zarte Wangen,
Holder schöner Hyacinth!
Und Dein' Augen küß ich gerne,
Weil sie meine Morgen-Sterne,
Und der Seelen Sonne sind.
(Da Capo.)

Recitativ:

Momus: Pan! rücke Deine Kehle nun
In wohlgestimmten Falten,
Pan: Ich will mein bestes thun,
Und mich noch herrlicher als Phoebus halten.

Aria:

Zu Tanze, zu Sprunge,
So wackelt das Herz.
Wenn der Ton so mühsam klingt,
Und der Mund gebunden singt,
So erweckt es keinen Scherz. (Da Capo.)

Recitativ:

Mercurius: Nunmehro Richter her!
Tmolus: Das Urtheil fällt mir gar nicht schwer,
Die Wahrheit wird es selber sagen,
Daß Phoebus hier den Preis davon getragen.
Pan singet vor den Wald,
Die Nymphen kann er wohl ergötzen,
Jedoch, so schön, als Phoebus Klang erschallt,
Ist seine Flöte nicht zu schätzen.

Aria:

Phoebus Deine Melodey
Hat die Anmuth selbst geboren. (Fine.)
Aber wer die Kunst versteht,
Wie Dein Ton verwundernd geht,
Wird dabei aus sich verloren. (Da Capo.)

Recitativ:

Pan: Komm, Midas, sage Du nun an
Was ich gethan.
Midas: Ach Pan, wie hast Du mich gestärkt,
Dein Lied hat mir so wohl geklungen,
Daß ich es mir auf einmal gleich gemerkt;
Nun geh ich hier im Grünen auf und nieder
Und lern es denen Bäumen wieder.
Der Phoebus macht es gar zu bunt
Allein Dein allerliebster Mund
Sang leicht und ungezwungen.

Aria:

Pan ist Meister, laßt ihn gehn,
Phoebus hat das Spiel verloren,
Denn nach meinen beiden Ohren,
Singt er unvergleichlich schön. (Da Capo.)

Recitativ:

Momus: Wie, Midas, bist Du toll! —
Mercurius: Wer hat Dir den Verstand verrückt! —
Tmolus. Das dacht ich wohl, daß Du so ungeschickt. —
Phoebus. Sprich was ich mit Dir machen soll,
Verkehr ich dich in Raben,
soll ich Dich schinden oder schaben?
Midas. Ach plaget mich doch nicht so sehr,
Es fiel mir ja also in mein Gehör.
Phoebus. Sieh da, so sollst Du Esels Ohren haben.
Mercurius. Das ist der Lohn der tollen Ehrbegierigkeit.
Pan. Ei, warum hast Du diesen Streit
Auf leichte Schultern übernommen?
Midas. Wie ist mir die Commission so schlecht bekommen!

Aria.

Mercurius. Aufgeblasne Hitze
Aber wenig Grütze.
Kriegt die Schellen-Mütze
Endlich aufgesetzt.
Wer das Schiffen nicht versteht
Und doch an das Ruder geht,
Ertrinket mit Schaden und Schanden zuletzt.
(Da Capo.)

Recitativ.

Momus. Du guter Midas geh nun hin
Und lege Dich in Deinem Walde nieder,
Doch tröste Dich in Deinem Sinn,
Du hast noch mehr dergleichen Brüder.
Der Unverstand und Unvernunft
Will jetzt der Weisheit Nachbar sein,
Man urtheilt in den Tag hinein,
Und die so thun,
Gehören all in Deine Zunft.
Ergreife Phoebus nun
Die Leyer wieder
Es ist nichts lieblicher als Deine Lieder

Chorus.

Labt das Herz ihr holden Saiten,
Stimmet Kunst und Anmuth an,
Laßt euch meistern, laßt euch höhnen,
Sind doch euren süßen Tönen
Selbst die Götter zugethan. (Da Capo.)

Finis.

Nicht genug, daß Bach hier im Allgemeinen die schlechten Kritiker zur Rolle des Midas

verurtheilt, bezeichnet er durch eine eigenhändig gemachte Abänderung am Schlusse des Textes, daß er geradezu den Herrn Rector im Auge gehabt. Anstatt der beiden Zeilen im letzten Recitativ des Momus:

Ergreife, Phoebus, nun die Leyer wieder,
Es ist nichts lieblicher als Deine Lieder —

soll gesungen werden:

Verdopple, Phoebus, nun Musik und Lieder,
Tobt auch Hortensius und ein Orbil darwider.

Mit dem Ausdruck „Orbil" ist hier ganz unzweideutig der Rector Biedermann bezeichnet.

Bekanntlich war Orbil der Name eines mürrischen Schulmeisters zu Rom, welchen Horaz, weil er die grammatischen Regeln mit dem Stocke einzubläuen pflegte, plagosum Orbilium nennt. Von ihm wird, wie Adlung in seinem Wörterbuch der hochdeutschen Mundart bemerkt, noch jetzt ein finsterer, mürrischer und mit Schlägen freigebiger Schulmann ein Orbil genannt. — Wer nun noch unter dem Namen Hortensius gemeint sein soll, ist vorläufig noch nicht nachzuweisen. Einige meinen, daß es ein Herr Gärtner gewesen, der dem Seb. Bach gelegentlich den Vorwurf machte, daß er die Zöglinge der Thomasschule zu sehr mit Musik beschäftigte und dadurch von ihren eigentlichen Schulstudien abhielte. Ein Blick in die vorliegende Partitur für 6 Singstimmen mit Begleitung von 2 Violinen, Viola, 2 Flöten, 2 Oboen, 3 Trompeten, Pauken und Baß führt sogleich zur Ueberzeugung, daß die Chöre und der größte Theil der Arien zu den Meisterwerken Bachs gehören; eine einzige Arie des Pan: „Zu Tanze, zu Sprunge —" ist von ihm aus einer früheren unter dem Namen „Bauernkantate" componirten und später gedruckt erschienenen Composition entlehnt, wo sie mit anderm Text vorkommt. Wahrscheinlich fühlte der alte Meister so nahe vor seinem Tode sich nicht mehr zum Burlesken aufgelegt und wählte deshalb diese Arie aus seiner früheren Zeit.

Gelegentliches.

Von der Gesellschaft zur Herausgabe der sämmtlichen Werke Georg Fr. Händels geht eine Aufforderung an das deutsche Publikum, durch Subscription diesem wichtigen nationalen Unternehmen förderlich zu sein. Es wird in dieser Aufforderung darauf hingewiesen, wie die Kunst der Kunst den Weg bahnen könne, indem die vielen, großen und kleinen Musikvereine in Deutschland auf je 1 Exemplar dieser Werke subscribiren, dessen Betrag dann durch Aufführungen beschafft werden könne, die dem Zuhörer in demselben Augenblicke etwas darbieten von dem, für dessen Förderung er wieder etwas bieten soll. —

Künstlerloos. Von Jean Baptiste Greuze, dem heiteren französischen Genremaler, ist kürzlich ein Brief an den damaligen Minister Napoleons veröffentlicht worden, folgenden Inhalts: Das Gemälde, welches ich für das Gouvernement anfertige, ist halb fertig, die Lage, in der ich mich befinde, zwingt mich, Sie zu bitten, daß Sie dessen Förderung möglich machen. Ich hatte bereits die Ehre Ihnen mein ganzes Unglück mitzutheilen; ich habe Alles verloren, außer dem Talent und meinem Muthe. Ich bin fünfundsiebzig Jahre alt und ohne eine einzige bestellte Arbeit. In meinem ganzen Leben hatte ich keine so peinliche Zeit zu überstehen. Sie haben ein edles Herz, ich schmeichle mir, daß Sie sobald als möglich Rücksicht mit meiner Lage haben werden, denn es ist die dringendste Noth.

Theater und Musik.

Einer der ereignißreichsten Monate für die Theaterwelt pflegt der September zu sein. Der Wiederanfang der regelmäßigen Vorstellungen an den großen Hofbühnen, die während der Ferien für einige Wochen entweder ganz geschlossen oder nur spärlich durch Gastspiele und mancherlei Aushülfe versorgt wurden, fällt mit der Eröffnung solcher Bühnen zusammen, die überhaupt nur im Winter ihre Wirksamkeit entfalten, und somit bilden die Erfolge der neuen Engagements und die Probevorstellungen der neu organisirten Gesellschaften das Thema kritischer Beurtheilung. — Am Burgtheater in Wien war der Austritt des Frl. Seebach ein Ereigniß von Bedeutung. Diese Künstlerin hat nun bereits in Dresden mit mäßigem, in Prag mit außerordentlichem Erfolge gastirt und soll in Berlin, woselbst auch Frl. Bärmann aus Petersburg zum Gastspiele erwartet wird, auftreten. Die dortige Intendanz hat noch immer keinen eigentlichen Ersatz für Frl. Viereck gewonnen. In Bezug auf Frl. Seebach meldet eine Theaterzeitung, daß sie nicht auf Engagementsvorschläge eingehen könne, da sie sich bereits auf lange Zeit zu Gastspielen versagt habe; dagegen meint nun ein anderes Bühnen-Organ: Frl. Seebach habe sich auf lange Zeit hin zu Gastspielen versagt, weil es ihr nicht gelingen wolle, ein passendes Engagement zu finden. — Frl. Laura Ernst, vom Hoftheater in Karlsruhe schien sich zuerst um die erledigte Stelle am Burgtheater bemüht zu haben; sie trat dort zu wiederholten Malen auf, konnte aber nicht zum Ziele kommen. Dagegen hat

ein viermaliges Gastspiel des Frl. Schäfer von Kassel schnell zu dem Resultate ihres Engagements geführt. — Ferner hat das Wiener Schauspiel für das muntere Fach durch eine talentvolle jugendliche Künstlerin, Frl. Goßmann, eine neue Zierde erhalten. — Dem Intendanten der Berliner Bühne gelang es, in Frl. Heuffer eine vortreffliche tragische Heldin zu gewinnen. Sie trat am 6. September in der Rolle der Iphigenie ihren neuen Wirkungskreis an, und wer die Erfolge kennt, die noch vor zehn Jahren Frau Crelinger in dieser Rolle erzielte, weiß, was es heißt, dem Berliner Publikum darin zu genügen. Frl. Heuffer hatte in der Rolle der Phädra vom Mannheimer Publikum Abschied genommen, nachdem dort bereits Frl. Birch an ihrer Stelle engagirt war. Letztere tritt damit zum ersten Male in einen bestimmten Wirkungskreis ein. — Das Hoftheater in Hannover hat durch den frühzeitigen Tod der Frau Otto-Wernthal einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten. — An der Dresdener Hofbühne nimmt Emil Devrient für die Folge eine ganz neue Art von Stellung ein. Er wird als Ehrenmitglied nur während drei Monaten des Jahres auftreten, wogegen er seinen vollen Gehalt behält. — Der geniale Charakterspieler Haase, der häufig, und zwar meist auf unfriedliche Weise, seine Directionen wechselt, ist in Folge eines Gastspiels in Frankfurt a. M. unter außerordentlich günstigen Bedingungen engagirt worden. — In Leipzig erregte Grunert von Stuttgart als Gast bedeutendes Aufsehen durch sein meisterhaft durchdachtes Spiel. — In Hamburg sieht man dem Gastspiele des ungarischen Grafen Bethlén, der vor einigen Jahren aus Neigung zur Schauspielkunst in Pest die Bühne betrat, mit Spannung entgegen. — Das Friedrich Wilhelmstädter Theater in Berlin scheint zum Prüfstein für alle großen Genies unserer Tage auserkoren zu sein. Im Frühjahr war Davison dort als Gast, nun wird Haase dort auftreten, und im November eröffnet Emil Devrient daselbst einen Cyclus von 20 Gastrollen. — Das vom Director Eduard Schütz neu organisirte Schauspiel in Braunschweig hat glänzende Aufnahme gefunden. Unter den Mitgliedern zeichnen sich Jaffé und Feltscher als routinirte Darsteller aus, während Schwerin, ein talentvoller junger Künstler, sich schnell die Gunst des Publikums errang. — Von Novitäten im Schauspiel verlautet wenig. Brachvogel's neuestes Drama, dessen Inhalt einen Stoff aus der Zeit der Merovinger zur Grundlage haben soll, ist in Berlin zur Darstellung angenommen, ebenso wird daselbst ein Trauerspiel „König Saul" von Kette zur Aufführung gelangen, während am Burgtheater zu Wien ein dreiaktiges Schauspiel „Der Wohlthäter" von Franz Nistel gegeben und vom Publikum beifällig aufgenommen wurde. Andere Bühnen beschäftigen sich mit den Vorbereitungen zu Laube's „Esser," Tempelthey's „Klytämnestra" und Brachvogel's „Narziß". Gutzkow's „Ella Rose" entspricht fast nirgends den Erwartungen, die man an des Verfassers Namen knüpfen zu dürfen glaubt. — Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß sich ein Hang zur Aufführung von Stücken im antiken Geiste zu erkennen giebt. So hat man in München und Prag Grillparzer's „des Meeres und der Liebe Wellen" mit großem Erfolge neu dargestellt, nachdem dies Stück schon halb vergessen war und nur alljährlich in Wien bei den regelmäßigen Gastspielen der Frau Bayer-Bürk ins Leben gerufen wurde. Auch Halm hat ein neues Drama nach einem antiken Stoffe in Aussicht gestellt und der in Hamburg zur Darstellung gekommene „Mohamed", dessen Verfasser noch ungenannt ist, gehört ebenfalls zu dieser Gattung. — Eine wichtige Nachricht kommt uns von Wien. Dort beabsichtigt Marr eine Theaterschule zu errichten. Trotz der voraussichtlich trefflichen Bildung dürften die Eleven derselben schwerlich an der Burg ihre ersten Lorbeeren pflücken. —

In der Oper herrscht gegenwärtig großer Mangel an wirklich bedeutenden Kräften. Selbst das Kärnthnerthor-Theater in Wien muß seine Ansprüche herabstimmen und in München und Berlin hat bereits eine Reihe von Sängerinnen vergeblich Revue passirt. Frl. Joh. Wagner wird sich verheirathen und die Bühne verlassen; bis jetzt hat es den Anschein, daß Frau Nimbs, bisher in Breslau, an deren Stelle treten werde. In München dürfte Frau Maximilien, eine anspruchslose, vortreffliche Sängerin, für die Dauer gefallen. In Wien ist der Tenorist Auerbach und in Berlin Hoffmann neu engagirt.

Von großen Musikaufführungen ist zuerst das erste mittelrheinische Musikfest zu nennen, welches in Darmstadt unter der Leitung Mangold's stattfand und bei welchem sich der Pianist Pauer, der Violinvirtuose Vieuxtemps, die Sänger Grill und Stepan, nebst den Sängerinen Leifinger und Diehl auszeichneten. — Ferner boten die Festconcerte bei Gelegenheit des Mozartfestes in Salzburg Ursache, die treffliche Dirigentenschaft des Kapellmeisters Lachner aufs Neue zu bewundern. Von den mitwirkenden Künstlern sind besonders die Pianisten Willmers und Bärmann, die Violinisten Lauterbach und Mittermaier, sodann die Sänger Kindermann und Härtinger, nebst den Damen Dietz und Berend Brand hervorzuheben. In Gran war die Aufführung der großen Festmesse von Liszt ein Ereigniß für seine Anhänger und es scheint, daß Liszt wirklich unfähig ist, sich von seiner Unfähigkeit als Componist überzeugen zu lassen. Die Messe wurde in Pest wiederholt und soll auch in Prag zur Aufführung kommen.

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Ueber Theorie und Praxis in der Landwirthschaft. Von Justus von Liebig. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn.

So eben erscheint eine neue Schrift des unermüdlichen Kämpfers für die Wahrheit in den Grundlagen der wissenschaftlichen Landwirthschaft und der Verfasser Fr. v. Liebig, erklärt sich entschlossen, den Kampf bis zum Ende durchzukämpfen.

Zur Orientirung des Lesers diene in Kurzem Folgendes.

Wie in Frankreich Bouſſingault die Bedeutung des Stickstoffes für die Vegetation besonders und bis auf die neueste Zeit hervorhob, so betonte Liebig die Bedeutung der unorganischen Verbindungen, der Mineraltheorie, wie man seine frühern Ansichten nennen zu müssen glaubte.

Nach 10 Jahren des Kampfes, der mit dem Leichenbegängniß der gefallenen Humus-Theorie schloß, hatten die Kunst- oder käuflichen Dünger wie zahllose Versuche so viel bewirkt, daß man sich zur Annahme berechtigt glaubte, abgesehen davon, daß begreiflich keine Lebensbedingung ausgeschlossen bleiben könne, doch die künstliche Vegetation (in der Landwirthschaft also) am meisten durch assimilirbare Stickstoffverbindungen und etwa noch Phosphate im löslichen Zustande gefördert werden könne. Man wurde immer mehr geneigt, anzunehmen, daß die übrigen Pflanzen nährenden Substanzen, wie Kali und Natron, Kalk und Talk, Kiesel, Schwefel und Chlor, Eisen und Mangan in hinreichender Menge fast in allen Böden und nur ausnahmsweise das eine oder andere unzureichend sich fände, man also eine künstliche Zufuhr nicht brauche. Um so höher stieg begreiflich der Stickstoffenthusiasmus.

Bouſſingault nach vertraten diese Richtung in Deutschland zunächst die Agricultur-Techniker E. Wolff und Stöckhardt in Tharandt nebst einer großen Zahl jüngerer Chemiker. So sehr drohte Alles in der Stickstofftheorie unterzugehen, daß eine alte landwirthschaftliche Schule, welche den physikalischen Eigenschaften des Bodens — aber im ausgedehnten Maaße genommen — die höhere Bedeutung bei der Agricultur zuschreiben wollte, ganz unbeachtet blieb und Pieçen: das Pfund Stickstoff nur einen Groschen! — Stickstoffbestimmungen und sonst nichts — Tarife der Düngermaterialien nur nach dem Stickstoffgehalt, überflutheten die landwirthschaftliche Literatur bis zur Lumpendestillation behufs Ammoniakgewinnung und bis in die Ställe und Miststätten der Praktiker.

Nun erhebt sich v. Liebig gegen diese Ueberschätzung des Stickstoffes, nebenbei die Polemik gegen Hrn. Lawes von Rothamstead, E. Wolff, zugleich A. Stöckhardt und A. Müller und die Stickstöffler überhaupt fortsetzend.

Setzen wir den ersten Theil der These hier ein, und verfolgen dann die weitere Entwickelung nur theilweise kritisch, dem Angegriffenen begreiflich die weitere Verhandlung überlassend.

„In den Jahren 1840 und 1842 habe ich die Meinung gehegt, daß die natürlichen Quellen, welche den Pflanzen den ihnen nöthigen Stickstoff liefern, für die Zwecke der Agricultur nicht genügend seien. Eine Reihe von Beobachtungen, sowie fortgesetztes Nachdenken zeigten mir aber, daß diese Ansicht nicht richtig sein könne. Da meine „Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" von allen den Erfahrungen und Thatsachen, auf welche meine Schlüsse gebaut sind, nur einen sehr kleinen Theil enthält, so will ich in dem Folgenden in einige dieser Details näher eingehen, und ich hoffe, daß ein Jeder die Ueberzeugung gewinnen wird, daß die Gründe, die mich veranlaßten, im Jahre 1848 (in welchem die dritte Auflage meines Buches erschien) meine früheren Ansichten aufzugeben, einfach und unwidersprechlich sind.

Von einer gleichen Fläche Land erntet man in verschiedenen Culturgewächsen, nach den hierüber gemachten Analysen, eine sehr ungleiche Menge Stickstoff. Nimmt man an, daß die Stickstoffmenge, welche auf einem Felde in der Form von Korn und

Stroh im Roggen geerntet wird, 100 Gewichtstheile betrage, so erntet man auf derselben Oberfläche:

Stickstoff in der ganzen Pflanze:

im Hafer . . .	114	Stickstoff,
in Gerste . . .	116	„
im Weizen . . .	118	„
im Wiesenheu . .	121	„
im Raps . . .	212	„
in Erbsen . . .	243	„
in Bohnen . . .	270	„
im Klee	390	„
in Turnips . . .	470	„

Diese Zahlen beweisen unwidersprechlich, daß die Erbsen, Bohnen und Futtergewächse mehr Stickstoff in den geernteten Produkten liefern als die Getreidearten.

Das Wiesenheu liefert eben so viel, die Erbsen, Bohnen, der Klee und die Turnips liefern doppelt so viel Stickstoff als der Weizen.

Die beiden letzteren liefern diesen höheren Ertrag, ohne stickstoffhaltigen Dünger zu empfangen; durch Asche und Gyps kann dieser Ertrag bei dem Klee, durch schwefelsaure Knochenerde bei den Turnips noch gesteigert werden.

Die Getreidefelder empfangen in der praktischen Cultur vorzugsweise stickstoffhaltigen Dünger. Es ist klar, daß die Nothwendigkeit der Zufuhr von Stickstoff für die Getreidearten (z. B. den Weizen) nicht daraus erklärt werden kann, weil die natürlichen Quellen diesen Pflanzen nicht genug Stickstoff für eine volle Ernte darbieten; denn die Cultur der Futtergewächse beweist, daß diese Quellen doppelt bis viermal soviel zu liefern vermögen, als die Weizenpflanze bedarf.

Der Grund muß in andern Verhältnissen gesucht werden.

Die von mir im Jahre 1843 gewonnenen Ansichten wurden nicht wenig verstärkt, als ich im Jahre 1846 durch die Analysen von 22 Bodenarten, welche in Gießen in meinem Laboratorium durch Dr. Kroker (jetzt Professor in Breslau) ausgeführt wurden, die Gewißheit erlangte, daß der unfruchtbarste Sand bis zu einer Tiefe von nur 10 Zoll über hundertmal, und daß fruchtbare Ackererden fünfhundert- bis tausendmal mehr Stickstoff enthalten, als die vollste Ernte Weizen nöthig hat und bei der reichlichsten Düngung zugeführt erhält (siehe meine „Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie," 5. Auflage, 1846, S. 368).

Die Thatsache der Anwesenheit dieser ungeheuren Stickstoffmengen im Boden ist durch die von Seiten des königlich preußischen Landes-Oekonomie-Collegiums in Berlin veranlaßten Untersuchungen bestätigt worden (siehe Annalen der Landwirthschaft Bd. XIV. S. 2). Das Landes-Oekonomie-Collegium ließ an 14 verschiedenen Orten des Königreichs Preußen ein gleichförmiges Feld für diese Versuche auswählen. An 10 bis 12 verschiedenen Punkten dieses Feldes wurde vermittelst des Spatens eine gleiche Menge Erde aus der ganzen Tiefe der Ackerkrume ausgestochen, durcheinandergemischt und davon die Proben genommen.

In jeder Probe wurde von drei verschiedenen Chemikern der Gehalt an Stickstoff bestimmt, und es berechnen sich aus ihren Analysen, im Mittel, für 1 engl. Acre Land auf 1 Fuß Tiefe (das spezif. Gewicht der Erde zu $1^1/_2$ angenommen) folgende Mengen Stickstoff, ausgedrückt in Pfunden Ammoniak,

1 engl. Acre enthält auf 12 Zoll Tiefe Pfunde Ammoniak.

1)	Boden von Havixbec . . .	18040	Pfd.
2)	„ „ Burgwegeleben .	17220	„
3)	„ „ Jurgaitschen . .	14350	„
4)	„ „ Wallup . . .	13120	„
5)	„ „ Beesdau . . .	7790	„
6)	„ „ Turwe . . .	7380	„
7)	„ „ Dalheim . . .	6970	„
8)	„ „ Laasom . . .	5740	„
9)	„ „ Eldena . . .	5330	„
10)	„ „ Burgbornheim .	5330	„
11)	„ „ Neuenmund . .	4510	„
12)	„ „ Frankenfeld . .	4100	„
13)	„ „ Neuhof . . .	4920	„
14)	„ „ Carlow . . .	2870	„

An diese Bestimmungen reihen sich an die Analysen der russischen Schwarzerde (Tscherno-sem) in dem Gouvernement Orel, die wir Herrn E. Schmid verdanken (Petersburger akademisches Bulletin Bd. VIII. S. 161).

Schmid untersuchte drei Proben nie kultivirten Bodens (Sol vierge), sodann eine Probe von ungedüngtem Ackerland (das specif. Gewicht betrug 2,1 bis 2,2, ich habe aber nicht geglaubt, ein höheres als 1,5 meiner Berechnung, der Poren wegen, zu Grund legen zu dürfen). Nach jenen Bestimmungen enthält auf 12 Zoll Tiefe:

1 Acre russische Schwarzerde Pfunde Ammoniak.

I. Oberste Schicht	49200	Pfd.
II. 4 Werschok tiefer	22140	„
III. Ueber dem Untergrund . .	20000	„
IV. Ungedüngter Ackerboden . .	28780	„

An Reichthum von Ammoniak stehen diesen Bodenarten sehr nahe die folgenden Bodenarten in München, die ich zu diesem Zwecke einer Analyse unterworfen habe.

1 Acre auf 12 Zoll Tiefe enthält Ammoniak.

1) Aus meinem Hausgarten .	22960	Pfd.
2) Aus dem benachbarten botanischen Garten	21730	„
3) Aus einem nahen Wald . .	20910	„

Ich habe zuletzt von der Insel Cuba, durch die große Gefälligkeit des Herrn Schloßberger in Havannah, sechs verschiedene Proben von Bodenarten erhalten, auf welchen dort Tabak (die an Stickstoff reichste Pflanze) gebaut wird und die niemals Dünger empfangen hatten. Dieser beinahe reine Kalkboden, durch Eisenoxyd stark gefärbt, enthält:

1 Acre Tabaksboden in Havannah enthält auf 12 Zoll Tiefe Pfunde Ammoniak.

1)	9020	Pfd.
2)	12800	„
3)	1640	„
4)	9844	„
5)	14350	„
6)	10250	„

Die Quelle dieses Stickstoffgehaltes ist leicht zu bezeichnen gewesen; ich habe in meinem Buche (S. 57, S. 96, S. 115 ꝛc.) auseinandergesetzt, daß der Thon, die Thonerde und das Eisenoxyd, welche Bestandtheile der fruchtbarsten Ackererden sind, die ausgezeichnete Fähigkeit besitzen, Ammoniak aus der Luft aufzusaugen, und daß aller fruchtbare Boden

eine gewisse aus der Luft empfangene Menge Ammoniak enthält.

Man kann sich leicht einen Begriff von der Menge Ammoniak machen, welche der Boden aus dieser Quelle aufnehmen kann, wenn man sich an die Versuche von Th. Way erinnert, welcher gefunden hat (The Journal of the R. Agric. Society Vol. XXIX. p. 126, 1852), daß 100,000 Gewichtstheile eines mageren Bodens von Dorsetshire im Mittel von vier Versuchen 348 Gewichtstheile Ammoniak absorbiren und in sehr fester Verbindung zurückhalten; eine gleiche Menge eines leichten rothen Bodens von Berkshire absorbirten 157 Gewichtstheile und ebensoviel eines zähen weißen Thons 282 Gewichtstheile Ammoniak. Wenn man nun berechnet, wie viel 1 Acre Feld von diesen Bodenarten (specif. Gewicht $1^1/_2$) zwölf Zoll tief, zu dem Ammoniak, welches er schon enthält, noch absorbiren könnte, so ergeben sich für

Pfunde Ammoniak:

1 Acre mageren Boden von Dorsetshire 20880 Pfd.
1 Acre leichter rother Boden von Berkshire . . . . . 9420 „
1 Acre zäher weißer Thon . . . . 17040 „

Diese Zahlen drücken nicht aus, wie viel diese Bodenarten an Ammoniak enthalten haben, sondern wie viel sie noch aus der Luft und dem Regen hätten absorbiren und binden können; sie drücken ihre Absorptionsfähigkeit aus, welche durch mechanische Bearbeitung und durch Entwässerung, insofern der Luft und dem Regen dadurch der Zugang erleichtert wird, erhöht werden kann.

Die Thatsache, daß der Boden enorme Quantitäten Ammoniak enthalte, welches aus der Luft stamme, war mir genau bekannt, allein die Entdeckung, daß di Ackererde dem Regenwasser das darin gelöst enthaltene Ammoniak entziehen könnte, gehört Hrn. Th. Way an; ich betrachte sie als eine sehr wichtige Entdeckung, welche auf eine befriedigende Weise die allmählige Anhäufung großer Ammoniakmengen im cultivirten Boden erklärt. Ich habe durch eine Reihe von Versuchen gefunden (siehe meine Annalen der Chemie Bd. 94, S. 379), daß auch der an Kalk reiche und an Thon arme Boden in der Umgebung Münchens in gleichem Grade wie der Thonboden die Fähigkeit besitzt, dem Wasser das Ammoniak zu entziehen. Dieser Kalkboden enthielt, was ich nebenbei bemerken will, stets salpetersaure Salze, welche in dem an Thon reichen Boden beinahe gänzlich fehlen, selbst der an Kalk reiche Tabaksboden von Cuba, welcher niemals gedüngt worden war, enthielt große Mengen Salpetersäure.

Wenn man meine Schlüsse vom Jahre 1843 mit den von mir veranlaßten Bestimmungen des Ammoniakgehaltes im Ackerboden im Jahre 1846 in Verbindung bringt, so wird man begreiflich finden, warum ich mich gezwungen sah, meine früheren Ansichten aufzugeben und zu verlassen; diese, sowie die in Preußen, in Rußland und die von mir später unternommenen Analysen des Ackerbodens beweisen auf eine evidente Weise, daß der Fundamentalsatz der Herren J. B. Lawes und Dr. Gilbert: „daß die Quantitäten Stickstoff, welche die natürlichen Quellen den Pflanzen darbieten, für den Bedarf einer vollen Weizenernte nicht hinreichen, aller und jeder Begründung ermangelt. Diese Quellen bieten der Weizenpflanze hundert-, oft tausendmal mehr Stickstoff dar, als sie für die reichste Entwickelung bedarf.

Es folgt daraus von selbst, daß alle Schlüsse, welche diese beiden Herren auf diesen ihren Fundamentalsatz gebaut haben, falsch sind und nicht aufrecht erhalten werden können.

Es folgt daraus ferner, daß alle Erfahrungen und Thatsachen, die sie mit diesem ihren Fundamentalsatz widerlegen wollten und widerlegt zu haben glaubten, nicht widerlegt sind und vorläufig aufrecht erhalten werden müssen.

Ich habe in meinem Buche die Ansicht ausgesprochen, daß ein Land durch die Cultur nicht erschöpfbar sei an Stickstoff, denn der Stickstoff sei kein Bodenbestandtheil, sondern ein Luftbestandtheil und dem Boden nur geliehen; was der Boden an einem Punkte verliere, gleiche die Luft, die überall sei, wieder aus, darum könne die Unfruchtbarkeit unserer Felder nicht herrühren von einem Mangel an Stickstoff. *)

Zu dieser Ansicht bin ich durch die Betrachtung der Cultur ganzer Gegenden und Länder (des Nilthals, der Schweiz, Holland) gekommen, und es dürften die nämlichen Betrachtungen, angewendet auf näher liegende Verhältnisse, geeignet sein, in einem Jeden die volle Ueberzeugung ihrer Wahrheit zu erwecken.

Aus dem täglichen Verbrauch an Nahrung berechnen die Herren Lawes und Gilbert, daß die $2^1/_2$ Millionen Bewohner der Stadt London (siehe Journal of the Society of Arts, Vol. III. Nr. 120, p. 272) jährlich über $25^1/_3$ Millionen Pfund Stickstoff verzehren, und die Zusammensetzung ihrer festen und flüssigen Excremente zeigt, daß darin über 17 Millionen Pfund Stickstoff dem größten Theile nach in der Form von Ammoniak dem Meere zugeführt werden, während der größte Theil des Restes in die Luft zurückkehrt. Diese Schätzung dürfte eher zu niedrig als zu hoch sein.

In Liverpool, Newcastle, Bristol, Dublin, Glasgow und all den großen und kleinen Städten an den Küsten Großbritanniens finden ganz dieselben Verhältnisse wie in London statt.

Wenn es nun möglich wäre, daß ein Mensch auf eine gewisse Höhe sich erheben und das brittische Inselland mit einem Blicke überschauen könnte, so würde dieser Mensch, wenn das Ammoniak sichtbar wäre, wahrnehmen, daß täglich ein mächtiger Strom von Stickstoff von dem Lande dem Meere und der Luft zufließt, in einem Jahre über zwei Millionen Zentner, und daß das, was dem Lande im Vieh, Getreide und Guano zugeführt wird (ich nehme jährlich 100,000 Tonnen Guano und darin im Mittel $4^1/_2$ Prozent Stickstoff an), noch nicht ein Drittel des Verlustes ausmacht, und daß dieser Verlust im Verhältniß zur Bevölkerung jährlich zunimmt.

Vor dem Jahre 1840, wo die Einfuhr von Guano begonnen hat, würde dieser Mensch zu seinem Erstaunen wahrgenommen haben, daß Großbritannien bis dahin einen noch viel kleineren Bruchtheil als Ersatz empfangen hatte, und daß dennoch die Fruchtbarkeit und die Ertragsfähigkeit der englischen Felder nicht allein nicht abnahm, sondern daß sie seit Jahrhunderten stetig zugenommen hatte, ja daß von Jahr zu Jahr der Vorrath an stickstoffhaltigem Dünger in den Düngerstätten der Landwirthe trotz dieses enormen Verlustes beständig sich vermehrt hat.

*) Unter „Stickstoff" wird hier und im Folgenden immer eine den Pflanzen zur Ernährung dienende Stickstoffverbindung verstanden.

Aus dieser Betrachtung ergiebt sich, und kein Zweifel ist möglich, daß der Stickstoff der Vegetabilien aus einer Quelle stammt, welche immer und ewig fließt und welche unerschöpflich ist.

Aller Stickstoff der Pflanzen und Thiere stammt aus der Luft, ein jeder Feuerherd, auf welchem Holz oder Steinkohlen verbrannt werden, alle die zahlreichen Feuerstätten und Schornsteine in den Fabrikstädten und Manufactur-Districten, die Hochöfen der Eisenhütten sind ebenso viele Destillations-Apparate, welche die Atmosphäre mit der stickstoffhaltigen Nahrung einer untergegangenen Pflanzenwelt bereichern. Von der Quantität Ammoniak, welches in dieser Weise die Atmosphäre empfängt, kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich erinnert, daß manche Leuchtgasfabriken aus dem Gaswasser viele hundert Zentner Ammoniaksalze gewinnen.

In anderen Worten ausgedrückt heißt dies: Wenn aller Stickstoff oder alles Ammoniak, welches Großbritannien von seinen Feldern aus, durch seine Städte, dem Meere und der Luft zuführt und verliert, nicht als Ammoniak, sondern in der Form von Fleisch und Korn seit Jahrhunderten auf seinen Schiffen ausgeführt hätte, so würde es um kein einziges Pfund Stickstoff ärmer sein, als es gegenwärtig ist; es hätte ohne diese Verluste an Stickstoff reicher werden können, dies ist gewiß, allein es ist daran nicht ärmer geworden, weil durch die Cultur das, was die Felder verloren, aus der Atmosphäre wieder ersetzt wurde, welche überall ist und überall bringt; welche den Ort, wo sie Stickstoff zugeführt hat, verläßt, um an einem andern wieder Stickstoff zu empfangen. Wenn aber ein Land durch die Ausfuhr von Ammoniak seine Fruchtbarkeit nicht einbüßen kann, so bleibt die Frage zu erörtern, ob es durch eine Einfuhr von Ammoniak allein an Fruchtbarkeit zunehmen kann, ob das Land hiedurch die Fähigkeit empfängt, in einer Reihe, z. B. in 50 Jahren, mehr Korn und mehr Fleisch zu produziren, als es ohne diese Einfuhr in dieser Zeit produzirt haben würde? Diese Frage beantwortet sich von selbst, wenn wir untersuchen: von was die Fruchtbarkeit unserer Felder, von was der höhere Ertrag und die Dauer dieser höheren Erträge abhängig ist? Ehe ich diese Fragen näher bespreche, will ich mir erlauben, einige historische Notizen vorauszuschicken, um den Standpunkt genau zu bezeichnen, von welchem aus mein Buch geschrieben ist."

Unter diesen Sätzen greifen wir vorerst den über die Funktion der Blätter heraus. Die Diffusion der Gase der Atmosphäre hängt offenbar neben anderen Bedingungen auch von der Dichtheit der Membran, z. B. der Blätter ab, durch welche sie stattfinden soll; die Spaltöffnungen, wenn wir auch sonst nichts Gewisses über ihre Funktion wissen, führen in das Parenchym der Organe, an die dünnsten, am wenigsten incrustirten Zellen. Je dünner also die Membranen der Blätter (Cuticularschichte!) und je mehr Spaltöffnungen also eine Blattfläche hat, um so stärker wird ihre Diffusion, also auch ihre Ernährung aus der Luft vor sich gehen, gleiche physikalische Bedingungen vorausgesetzt.

Es kann also ein Blatt noch einmal so groß als ein anderes und doch weniger Luftnahrung aufzunehmen im Stande sein!

Welche enorme Kraft, Nahrung aufzunehmen, müßte sonst ein immergrüner Baum, z. B. der Lorbeer, haben! und doch sind immergrüne Bäume und Gesträuche in der Regel nur sehr langsam wachsende Pflanzen (Oelbaum, Oleander, Arbutus ꝛc. — Region und Zone der Semperwirenten!). Als Grundlage der Argumentation nimmt Liebig zunächst die den Landwirthen übrigens schon lange bekannten und in allen ihren Journalen längst abgedruckten Versuche der Düngung mit Ammoniaksalzen von Kuhlmann, obgleich dieselben sowohl wegen Mangels mancher Analysen, als insbesondere in der Angabe der Wärme und Feuchtigkeitsquantitäten während der Vegetationsperiode mangelhaft sind. Da bei diesen Versuchen der Ernteertrag nicht im Verhältniß zu dem gegebenen Stickstoff stieg, so schloß er, daß diese Steigerung im Verhältniß zu den gegebenen anderweiten Stoffen — wie Säuren, Alkalien, Erden — geschehe, daher auch der Guano am meisten gewirkt habe.

Wenn nun aber ebenso gut wie der Stickstoff der Atmosphäre diese Mineralsubstanzen in hinreichender Menge vorhanden gewesen sind, wie es nur ausnahmsweise der Fall nicht ist, warum kann nicht mit demselben Rechte die Verschiedenheit des Ertrages in der Verschiedenheit der Einwirkung von Wärme und Feuchtigkeit, der physikalischen Eigenschaften der Versuchsstücke angenommen werden, da der Einwurf, daß begreiflich alle gleichviel Wärme und Feuchtigkeit durch die Atmosphäre erhalten hätten, schon dadurch aufgewogen wird, daß auch dieselbe Düngung mit Ammoniaksalzen nicht alle Jahre denselben Erfolg hat, auch gleiche physikalische Eigenschaften, gleiche Wärme und Feuchtigkeitsquanta vorausgesetzt. Shattenmans und Anderer Versuche beweisen es — aber alle sind eigentlich für viel zu kurze Zeiträume gemacht.

Es ist Stickstoff genug per se vorhanden, lehrt Liebig; es fehlt nicht an den gewöhnlichen Mineralsubstanzen per se, lehren die Andern, woran fehlt es denn bei der Cultur im Großen? In warmen Ländern, nicht blos im Nilalluvium, baut man Jahr ein Jahr aus alle Culturpflanzen ohne alle Düngung — nur aber Wasser muß gegeben sein, — atmosphärisches oder künstlich zugeleitet.

Aber der Dünger wirkt auch hier noch überdieß in der Regel Ertrag mehrend.

In der gemäßigten Zone und noch mehr in der kalten ist die Verbesserung der sogenannten physikalischen Eigenschaften für Pflanzen fremder Klimate, wie es unsere Cerealien vorzüglich sind, Hauptbedingung, die Förderung der Löslichkeit pflanzennährender Substanzen im Boden hängt damit aufs Innigste zusammen. Gebt Lockerheit, Wärme und Feuchtigkeit im rechten Maaße und es finden sich Mineralsubstanzen, normal genug, — setzt Stickstoff-Kohlensäurequellen zu, und es wird Alles gethan sein. — Warum ist eine in den Alpen kalkholde oder selbst kalkstete Pflanze eine Granitpflanze in den Sudeten oder den scandinavischen Alpen? Warum eine Granit (Kali) pflanze der Alpen, in Griechenland eine Kalkpflanze?

Der Klee richtig gebaut erschöpft bei uns den Boden kaum — aber die Cerealien immer, — in Nordafrika, Kleinasien, schon Griechenland und Italien erschöpfen sie den Boden viel weniger, — sie werden ohne Wechsel oft alle Winter auf derselben Fläche ohne jegliche Düngung gebaut, mit Bewässerung fast immer erfolgreich, aber Sorghum, Mais, Reis, Baumwolle und Cucurbitaceen sind

hier Bodenkraft zehrend, den Boden stark angreifend. Sie finden für ihre Organisation hier nicht die gewöhnlichen und nöthigen Nahrungsstoffe im Uebermaaß. Sie sind es aber nicht mehr in Afrika, am Nil und Gambia. Dafür aber tragen unsere Cerealien hier in den Ebenen entweder tauben (leichten) oder gar keinen Samen, — der Hafer trägt schon in Griechenland auf rohrartigem Stengel sehr dickhülsige mehlarme Samen. Ob er hier nun Bodenkraft mehrend ist, wäre zu untersuchen der Mühe werth.

Gewiß die Wurzel hat keine Anziehung auf von ihr entfernte nährende Bestandtheile der Ammoniaksalze. Da aber manche Kulturpflanze 6 mal so viel Wasser ausdünstet, als während ihrer Vegetationszeit ihr durch Meteorwasser zuströmt, so ist klar, daß es ihnen irgend woher zukommen muß. In der Umgebung ihrer Wurzelenden saugt sie beständig Wasser auf, diese Umgebung wird dadurch trockener als die nächst liegenden Erdtheile. Es ist gewiß, daß innerhalb gewisser Grenzen von der feuchteren gegen die trockneren eine Diffusion stattfindet — eine Anfeuchtung schon durch Capillarität. So also kommen wieder neue nährende Bestandtheile in die Nähe der Wurzeln und es wird ein viel größerer Verbrauch von Nährstoffen in dem Boden gemacht, als wenn man annimmt, daß die Wurzel nur das in ihrer Nähe Gelagerte aufnimmt.

Die Wirkung der Ammoniaksalze wird von Liebig zunächst aus der Löslichmachung der Mineralsalze erklärt, dann auch als Zufuhr nährender Substanz zugleich, sie wirken also wie Wasser und Wärme sonst auch, — sie verstärken diese. Wir sind damit vollkommen einverstanden und es entspricht ganz seinem Scharfsinne, wenn er seine Thesen zusammenfassend sagt, alle Beurtheilung des Werthes eines Düngermittels beruhe auf der Bekanntschaft mit seiner Wirkung in der Zeit. Pflanzennährende Substanzen sind und waren zu allen Zeiten in Fülle vorhanden, aber es kommt darauf an, sie in kürzester Zeit zur vollen, andauernden Wirkung zu bringen. Dazu gehören in verschiedenen Bodenarten und Klimaten verschiedene Mittel, — sie gehen aber alle darauf hinaus, die vorhandenen Schätze so bald als möglich löslich zu machen, den Wurzeln zuzuführen und die Assimilation derselben in organischer Masse zu ermöglichen. Daß Letzteres fast ganz allein von den physikalischen Verhältnissen, vom Klima — abhängt, wird man kaum leugnen wollen. Die überall vorhandenen pflanzennährenden Stoffe wirksamer in der Zeit zu machen, — das ist die nächste Aufgabe der Landwirthschaft.

Die eigentlichen Düngermaterialien sind bekanntlich schon rasch wirkend, — es kommt darauf an, andere dahin zu bringen, immer aber ohne Verschwendung, mit Rücksicht auf die Dauer des Capitals.

Kann das Capital, die Bodenbestandtheile, bei nur einigermaßen gutem Untergrund in voraussichtlicher Zeit erschöpft werden? —

Die Bedeutung der stickstoffhaltigen Substanzen für sich betreffend, so bemerken wir nur, daß eine in destillirtes Wasser gesetzte, an den Wurzeln unverletzte Pflanze auf Zusatz von Aetzammoniakflüssigkeit, so daß die Verdünnung mit Wasser wie 1 : 1500 und darüber sich stellte, alsbald ein üppiges Wachsthum zeigt, gleichsam getrieben wird, begreiflich nur für einige Zeit. Aber es wirkt Ammoniak für sich schon. Wenn man bedenkt, daß jedes Pflanzenwachsthum mit der Bildung eines stickstoffhaltigen Zellkernes und des stickstoffhaltigen Primordialschlauches (Sarcode?) beginnt, so scheint auch die Wirkung der assimilirbaren stickstoffhaltigen Substanz, bis zu jenen Graden, wo eine Mitwirkung der Mineralbestandtheile absolut nothwendig ist, erklärbar.

Es ist die große Wirkung sowohl der stickstoffhaltigen und der kohlensäurereichen wie der Mineralbestandtheile offenbar; der Streit, ob sie überall ausreichend vorhanden, also dies die Regel und das Gegentheil die Ausnahme bilde, tritt gegen den anderen Satz, daß sie jedenfalls in einem assimilirbaren Zustande vorhanden sein müssen, zurück.

Das nun bei uns zu thun, was für seine Kulturpflanzen das wärmere Klima thut, die pflanzennährenden Bestandtheile des Bodens aufzuschließen und die übrigen Bedingungen zur Aufnahme zu geben, — das sei Hauptaufgabe des Ackerbaues. Sie wird aber nicht blos mit Kunstdünger, am wenigsten für die Dauer mit ammoniakreichem — erreicht, sondern insbesondere durch die mechanische Bearbeitung des Bodens, durch die landwirthschaftliche Mechanik, die Regelung der Wärme und Feuchtigkeitsverhältnisse des Bodens, die Aenderung der physikalischen Eigenschaften. Die Erfolge der Drainage, der Reihencultur, des Tullismus und neueren Weedonismus, des landwirthschaftlichen Gartenbaues — beweisen dies deutlich.

Hrn. Fr. v. Liebigs werthvolle Schrift ist auch eine bedeutende Annäherung an die höhere Würdigung der physikalischen Bodenverhältnisse, was wir schließlich insbesondere noch betonen. *φ.*

Die physische Geographie des Meeres von M. F. Maury, deutsch bearbeitet von Dr. C. Böttger. Mit 5 Holzschnitten und 6 größeren lithographischen Karten. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. XII. und 268 S. in gr. 8.

Es liegt ein merkwürdiges Werk vor uns, das mit Benutzung der vereinzelt bereits vorhandenen Materialien den Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt hat, zu der Wissenschaft von den Winden und Wellen oder, wissenschaftlich ausgedrückt, zu der „physischen Geographie des Meeres“: eine Wissenschaft, die nicht nur von großem Nutzen ist für den Seemann, sondern auch von hohem geistigen Interesse für jeden, der mit Nachdenken Gottes schöne Schöpfung ansieht. Deshalb wählen wir diese Blätter, nicht um eine dürre Besprechung zu geben, sondern Mittheilungen aus demselben, die auch den interessiren, der die feste Erdrinde bewohnt, sowohl den Mann der Wissenschaft, als auch den Laien, dem die Resultate der wissenschaftlichen Forschung nur in allgemein faßlicher Form zugänglich sind. „Geographische Schilderungen“ sind ein althergebrachter Artikel der Unterhaltungsliteratur; versuchen wir es zur Abwechselung auch einmal mit „oceanischen Schilderungen“. Deutschland gränzt mit 440 Meilen an Land, mit 160 Meilen an das Meer, und man pflegt deshalb die

Deutschen ein kontinentales Volk zu nennen; aber wenn auch die Meeresgränze nur den vierten Theil der Landesgränze beträgt, so haben wir doch eine Meeresgränze und es ist deshalb ganz in der Ordnung, wenn wir den Blick ab und zu von den Felsen abwenden und auf der unermeßlichen Fläche des Oceans ruhen lassen.

Was die Entstehung der neuen Wissenschaft von den Winden und Wellen des Meeres anlangt, so waren es zunächst praktische Bedürfnisse, die dieselbe ins Leben riefen. Tausende von Seefahrern hatten seit der Entdeckung Amerikas den Ocean nach allen Richtungen hin durchfurcht und unzählige Erfahrungen eingesammelt in Bezug auf Luft- und Meeresströmungen, auf Temperatur des Oceans und Abweichungen der Magnetnadel, aber alle diese Erfahrungen gingen zum großen Theile wieder verloren, weil sie nicht aufgezeichnet und durch Vervielfältigung zu einem Gemeingute der seefahrenden Nationen gemacht wurden. Jeder Führer eines Schiffes fing deshalb, wenn wir von der mündlichen Ueberlieferung über diese oder jene Thatsachen absehen, so zu sagen von vorne an und ging bei der Erfahrung in die Schule, einer Schule, die es bekanntlich liebt, durch Schaden klug zu machen. Man sann deshalb auf ein Mittel, den jungen Seemann auch durch die Erfahrungen und den Schaden anderer klug zu machen, und fand dies Mittel darin, die Erfahrungen aller Seefahrer in Bezug auf Winde und Meeresströmungen zu sammeln, die von denselben darüber gemachten Bemerkungen in Erwägung zu ziehen und dann die Resultate in Karten zum Besten des Handels und der Schiffahrt zu veröffentlichen. Es erging auf Betrieb Maury's ein Aufruf an alle Seeleute, nach Beendigung jeder Fahrt einen Auszug des Logbuches über die Seereise an das National-Observatorium in Washington einzusenden; jeder, der das thue, solle dafür kostenfrei ein Exemplar der Karten und der Vorschriften für Seefahrer erhalten, die man, auf die eingesandten Beobachtungen fußend, ausarbeiten werde. Es war natürlich, daß dieser Vorschlag allgemeinen Anklang fand, und daß sofort Tausende von Seefahrern in allen Meeren Tag und Nacht beschäftigt waren, nach einem gleichförmigen, von Maury entworfenen Plane ihre Beobachtungen anzustellen und aufzuzeichnen. Das veranlaßte die nordamerikanische Regierung noch weiter zu gehen und alle Seestaaten der Christenheit zu einer Konferenz über diesen Gegenstand einzuladen. Diese Konferenz trat zusammen am 23. August 1853 zu Brüssel. Frankreich, England, Rußland, Schweden und Norwegen, Holland, Dänemark, Belgien, Portugal und die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten ihre Vertreter geschickt, die nun sämmtlich den Maury'schen Plan annahmen und empfahlen; Preußen, Oesterreich, Spanien, Hamburg, Bremen, Chili und Brasilien sagten ebenfalls bald nachher ihre Mitwirkung zu. So wurde denn plötzlich die See in das Bereich wissenschaftlicher Untersuchungen gezogen und mit unzähligen Beobachtern angefüllt.

Man entwarf nun Karten, auf welchen man die Erfahrungen vieler Seeleute durch Farben und symbolische Zeichen projicierte. Durch einen Blick auf dieselben konnte der junge Schiffsherr in einem Augenblick erfahren, aus welcher Gegend der Wind aller Wahrscheinlichkeit nach in irgend einem Monate vorzugsweise wehen würde, und er wurde dadurch fast auf den Standpunkt der ältesten Seekapitaine erhoben, während „die bejahrten Seefahrer in diesen Karten auch die Reisen vor sich ausgebreitet sahen, welche sie in ihren jungen Tagen gemacht hatten. Da fand sich der Schiffsname, Bahn und Jahr, ja nach Farbe und Gestalt der Linie auch der Monat. Er sah den Punkt, wo ihn einst ein gewaltiger Sturm erschreckt hatte, wo er in gefährliche Windstillen gerathen war, die Länge und Breite, wo er zuerst den Passaten (regelmäßige Nordost- und Südost-Winde; jene zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem Aequator, diese zwischen dem Wendekreis des Steinbocks und dem Aequator) begegnet, wo er sie verloren, und die lang gestreckte Linie erinnerte an manche Woche schneller, glücklicher Fahrt. An jener Stelle war er auf eine „klüfende Strömung" gestoßen, dort war der Regen mit Böen vermischt, hier hatte es dichte Nebel, dort Gewitter gegeben. Alles dies fand er angedeutet und die vor vielen Jahren gemachte Fahrt trat wieder lebendig vor seine Seele." — Solch eine Karte konnte nicht verfehlen bei den Seeleuten den größten Beifall zu finden. Sie nahmen sie mit zur See, sie prüften sie und fanden zu ihrer Ueberraschung und Freude, daß durch die hier gebotenen Belehrungen die entferntesten Winkel der Erde einander näher gerückt wurden, daß man in einigen Fällen die Fahrt um viele Tage abkürzen könne, z. B. die Fahrt von London nach dem Aequator um volle 10 Tage, die Fahrt nach Australien um 27 Tage, die Fahrt nach Californien um 50 Tage.

Es sollten aber noch andre Dinge entdeckt werden. Man hatte nämlich die Seearchive durchstöbert und auf Karten alle Schiffsbahnen, die aus den alten Seejournalen gesammelt werden konnten, projiciert. Da war man, wie Maury schreibt, erstaunt zu sehen, wie diese Linien den Ocean durchschnitten und von ihm große chausseeartige Durchfahrten abtrennten. Da war die Straße nach China; diese und die Straße nach Südamerika, nach dem stillen Ocean um das Cap Horn, nach dem Osten um das Cap der guten Hoffnung waren eine und dieselbe (von Nordamerika aus!), bis der Schiffer den Norden verlassen, die Linie passiert und den südlichen atlantischen Ocean erreicht hatte; hier stand auf dieser großen Chaussee gleichsam ein Schlagbaum und ein Nebenweg führte zur Rechten ab nach den Häfen Brasiliens. Ein wenig weiterhin kam man zu einem andern Nebenwege zur Linken: es war die Straße, auf welcher das Cap der guten Hoffnung umsegelt wird. Kein Wegweiser, kein sichtbares Zeichen stand da für den Reisenden und doch wandten sich alle an derselben Stelle von der großen Straße ab. Sehr seltsam, ja ergötzlich nahm sich namentlich die Straße von den Vereinigten Staaten nach dem Cap der guten Hoffnung aus. „Sie schien auf der Karte so gut durchgebauen und so scharf begränzt, wie irgend ein Waldweg der Indianer. Zuerst durchstrich sie den atlantischen Ocean, bis sie die Cap Verd'schen Inseln (neben Afrika) erreichte; dann machte sie eine Wendung und kehrte auf die andere Seite des Meeres zurück, indem sie die Küste Brasiliens in der Nähe des Cap St. Roque berührte. Hier machte sie nochmals eine Wendung, durchschnitt nochmals den breiten Ocean und strich endlich nach dem Cap." So durchkreuzt

diese große Straße von den Vereinigten Staaten nach der Südspitze Afrikas fast dreimal den atlantischen Ocean. „Die andern Theile des Oceans zur Seite des Weges waren leere, nie befahrene Räume. Alle Schiffe segelten auf der einen Straße hin und kehrten auf der andern zurück. Hier und da gab es noch eine Art von Querstraße — einen Feldweg, — den Räuber und allerhand verdächtiges Gesindel auf ihrer Reise von Afrika nach Westindien und zurück benutzten. Aber der ganze übrige Ocean zu beiden Seiten des Weges war auf Hunderte von Meilen leer und schien so unbesucht und abgelegen von allem Verkehr civilisirter Menschen, wie die Einöden der Wildniß, welche von den Wegespuren, denen die Emigranten nach Oregon folgen, weit abliegen."

Welche Ingenieure, fragte man nun verwundert, hatten diese Fahrstraßen auf dem Ocean abgesteckt und warum versuchten die Schiffe nicht durch nähere Wege quer durch die leeren Räume die Ecken abzuschneiden? Man forschte nach und fand, daß dieselben von früherern Seefahrern, die fast nur der Zufall geleitet hatte, durch Tradition überliefert worden waren. „Als sie von Europa aus segelten und eine Durchfahrt nach Osten über das Cap aufsuchten, fuhren sie längs den Cap Verdi'schen Inseln hin und wenn sie sich dann dem Aequator näherten, trieben sie die Winde nach der Küste Brasiliens hinüber. So gewöhnte man sich an eine nicht aus freiem Willen gewählte Straße und die Route nach dem Osten war abgesteckt."

Das waren die alten, krummen, unzweckmäßigen aber gemüthlichen Straßen des Meeres. Es ging hier, wie man sieht, ähnlich her, wie früher auf dem Lande, als noch die krummen Straßen an der Tagesordnung waren. Und wie hier die neuere Zeit die krummen Straßen hat schwinden lassen und durch Chausseen und Eisenbahnen viele Ortschaften ganz aus dem Bereich des Weltverkehrs getreten sind, die einst an der Heerstraße lagen, so sind jetzt auch die gewundenen Straßen des Meeres in Verfall gerathen, bisher bekannte Theile des Meeres werden unbekannt, und bisher unbekannte bekannt. Früher leitete die Tradition die Schiffe auf denselben Bahnen, jetzt thut es die Wissenschaft, die Kenntniß von den Winden und den Strömen des Meeres, so daß der erfahrene Schiffer, wie Maury schreibt, ebenso sicher seinen Weg an gewissen Zeichen findet, wie der Hinterwälder im tiefen Walde durch Marken an der Rinde der Bäume. Ein Beispiel statt vieler. Der „Archer" und der „Flying Cloud", beides treffliche und gut geführte Klipperschiffe, fuhren nach Maury's Angabe von New-York nach Californien ab, aber der „Flying Cloud" verließ New-York volle acht Tage später. Beide hatten keine günstige Zeit zu ihrer Fahrt. Der „Archer" ging, die Wind- und Strömungs-Karten in der Hand, voran und suchte sich seinen Weg, der neuen Route folgend, quer durch die Kalmen (Windstillen) des Krebses, dann durch die Gegend der Nordostpassate bis zum Aequator; der „Cloud" folgte, wie auf der Fährte seines Vorläufers. Am Cap Horn kam er an ihn heran, sprach mit ihm, händigte ihm die letzten New-Yorker Zeitungen ein und lud die Mannschaft ein, am Bord des „Cloud" zu speisen. Endlich fuhr der „Flying Cloud" voraus, rief dem „Archer" sein Lebewohl zu und verschwand in den dichten Nebeln, die auf dem westlichen Horizonte lagerten; denn er sollte seiner Instruktion nach seinen Hafen wenigstens eine Woche früher erreichen, als sein Kamerad am Cap Horn. Beide bekamen kein Land in Sicht, bis sie die hohe See von San Francisco erreichten. Und dennoch würden die nahe an 2000 Meilen langen Wege beider Schiffe, wenn man sie nach den Logbüchern auf Karten projicieren wollte, fast durchweg wie eine einzige Linie aussehen.

Der Leser weiß aus Zeitungsnachrichten, wie oft Schiffe in Nacht und Nebel auf offener See aneinander gerathen. Es ist das nach dem Gesagten nicht mehr zu verwundern. Neuerdings hat nun Maury, gegenwärtig Director der Marine-Sternwarte in Washington, den Vorschlag gemacht, für die verschiedenen Routen verschiedene Seiten der großen oceanischen Wasserstraßen zu benutzen, etwa wie auf den Landstraßen die Fuhrleute nach bestimmten Richtungen hin ausweichen. Ueberlassen wir indeß dieß wie vieles andere den Seeleuten von Fach und wenden wir uns von den „sailing directions" Maury's zu dem in der Anmerkung angeführten Werke, der „physischen Geographie des Meeres" (der Name kommt von A. v. Humboldt; besser wäre aber dennoch: „Oceanographie" oder „Seekunde"), das nicht nur die See für sich, sondern auch in ihren Beziehungen zu der Atmosphäre und dem festen Lande in das Bereich wissenschaftlicher Untersuchungen zieht. Diesem Werke wollen wir Einiges entnehmen, das uns Europäer vorzugsweise angeht. Natürlich müssen wir uns hier, um den geneigten Lesern nicht lästig zu werden, mehr oder minder auf die bloße Mittheilung von Thatsachen beschränken und es den Gelehrten überlassen, ob sie sich nach den wissenschaftlichen Untersuchungen und Beweisen in dem Buche selbst umsehen wollen.

Wenn wir im kalten Winter aus dem Freien in ein warmes Zimmer treten, so wissen wir, daß in diesem Zimmer geheizt worden ist; gehen wir aus diesem Zimmer in ein anstoßendes und finden, daß es hier kalt ist, so wissen wir, daß hier nicht geheizt ist. Nichts einfacher wie das. Wenden wir das auf zwei Länder an. Die nordamerikanische Halbinsel Labrador und die britischen Inseln liegen ungefähr gleich weit vom Aequator und vom Pole, d. h. sie liegen unter denselben Breitengraden. Sie sollten mithin, da sie gleiche Lage haben, auch dieselbe Wärme und Kälte oder dieselbe Temperatur haben. Und dennoch ist das nicht der Fall. Während die Küsten Labradors fast das ganze Jahr in Eisbanden gefesselt liegen, erheben sich auf der Ostseite aus den Fluthen des Oceans die Küsten Albions mit immergrünem Gewande und die „Smaragdinsel" Eiria, wo selbst die Myrthe den Winter nicht fürchtet. Wie kommt das? Wie kommt es ferner, daß in Europa noch am Nordcap Getreide fortkommt, während in Amerika diese Nordgränze des Getreides bereits gegen 800 Meilen südlicher anhebt? Wie kommt es, daß auf den Faröer-Inseln das Thermometer im Winter durchschnittlich nicht unter $3^1/_2{}^0$C. Wärme sinkt, in dem russischen Jakutsk, das ungefähr unter gleichem Breitengrade liegt, dagegen 89 ° C. unter Null sinkt? Offenbar müssen das westliche Europa und die benachbarten Inseln Oefen oder Heiz-Apparate haben, die Amerika und Sibirien

fehlen. Wir wollen uns die beiden Hauptöfen etwas genauer ansehen: der eine ist ein Apparat, der durch Wasser, der andere ein Apparat, der durch Luft heizt.

Wasseröfen kommen auch in Häusern vor. In der Sternwarte zu Washington findet sich z. B. ein Kessel, in dem Wasser gesiedet wird; aus dem Kessel führt oben eine Röhre, die sich allmählich erweitert und das heiße Wasser durch verschiedene Räume der Sternwarte führt; nachdem das Wasser die Atmosphäre der Zimmer erwärmt und selbst kühl geworden ist, fließt es durch eine untere Röhre wieder zurück in den Kessel. Gerade einen solchen Heiz-Apparat hat nun auch der Erdtheil, den wir bewohnen. Der Kessel ist der Golf von Mexiko, der in der Region des Wärme-Aequators liegt und dessen ohnehin schon hohe Temperatur noch dadurch gesteigert wird, daß er rings vom amerikanischen Festlande und von den westindischen Inseln eingeschlossen ist. Das Wasser, das in denselben fließt, hat eine Temperatur von 7 bis 8 ° R. , diese Temperatur wird aber bis auf 26 ° R., also um 18 ° gesteigert und würde sich noch mehr steigern, ja so steigern, daß die umliegenden Gestadeländer ganz unbewohnbar werden würden, wenn nicht aus einer andern Röhre das heiße Wasser hinausströmte, um dem hereinströmenden kalten Wasser Platz zu machen. Die Röhre mit heißem Wasser ist der „Golfstrom", der größte genauer bekannte Strom der Erde, der, an der Mündung des Mississippi vorbeikreisend, durch die Straße von Florida rauscht, dann eine nördliche Richtung innehält bis zu den bei den Seefahrern verrufenen Bänken von Neufundland; hier wendet er sich ostwärts quer über den atlantischen Ocean. Noch bevor er die britischen Inseln trifft, theilt er sich, ein Theil seiner Gewässer breitet sich wie ein warmer Mantel über den Osten des nordatlantischen Oceans und bespült die Küsten von Island und Norwegen, ein anderer fließt südwärts in den Golf von Biscaya und von da an den Küsten der pyrenäischen Halbinsel entlang, um endlich als kaltes Wasser in den Kessel von Mexiko zurückzukehren. Das ist der kolossale Ofen Europas, die Röhre, die im Großen das thut, was die Röhre der Sternwarte von Washington im Kleinen leistet. Wie Mexiko ohne diesen Strom vor Hitze, so würde ein großer Theil von Europa ohne denselben vor Kälte unbewohnbar sein. Er ist es, der die überflüssige Wärme dahin schafft, wo es an Wärme mangelt.*)

Wie gesagt, können wir hier nicht näher auf die wissenschaftlichen Erörterungen Maury's, namentlich nicht auf die Erörterungen über den Ursprung des Golfstroms, eingehen, fügen aber zu dem Gesagten einige Angaben, die die Phantasie des Lesers, der sich eine genauere Vorstellung von der Röhre des Golfstroms machen will, unterstützen werden. Der Boden und die Ufer des Stromes bestehen aus kaltem Wasser, das sich durch Farbe und Temperatur in scharfer Linie von dem Wasser des Golfstromes absondert. Man kann es deutlich wahrnehmen, wenn ein Schiff zur Hälfte auf dem Golfstrom, zur Hälfte auf dem Ufer schwimmt. Der Unterschied der Temperatur des Stromes und des Ufers beträgt nach Maury beim Cap Hatteras an der Ostküste der Vereinigten Staaten an einem Wintertage 20 bis 30° F., nimmt aber ab, je weiter sich der Strom von seinem Ursprung entfernt und seine Wärme der über ihm schwebenden Atmosphäre mittheilt. Die Breite des Stromes wächst mit abnehmender Tiefe, ähnlich wie die Röhren der Sternwarte von Washington. In der Floridastraße beträgt die Breite 32 Meilen, die Tiefe 1200 Fuß, beim Cap Hatteras dagegen die Breite 75 Meilen, die Tiefe 684 Fuß; östlich der Neufundlandsbrücke wächst die Breite auf 150 Meilen. Das ist allerdings eine respektable Röhre, und der Leser wird nicht mehr staunen, daß mit solch einem Apparate ein kleiner Erdtheil, wie Europa, mit Wärme versehen werden kann. Maury rechnet nach, daß durch den Golfstrom an einem Wintertage so viel Wärme frei werde als hinreiche, um die ganze Säule der auf Frankreich und den britischen Inseln ruhenden Atmosphäre vom Gefrierpunkt fast bis zur Sommerhitze zu erwärmen. Die Geschwindigkeit, mit der sich der Strom fortbewegt, beträgt in 24 Stunden 18 bis 20 Meilen, ist also bedeutend größer wie die Geschwindigkeit kontinentaler Ströme. Die Nordgränze ist im Winter der 41., im September der 46. Breitengrad, so daß der Anfang des Stromes im Golf von Mexiko befestigt ist, der übrige Theil aber mit dem Wechsel der Jahreszeiten hin- und herschwankt wie ein Wipfel im Winde.

Materialistische Naturforscher haben es in der neuesten Zeit wiederum einmal recht gründlich darauf abgesehen, den Geist aus der Natur zu verbannen. Für sie wird Maury vielfach ein Stein des Anstoßes sein, der die Tiefe der heiligen Schrift recht wohl mit der Tiefe seiner Wissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen vermag. Man sagt, der Astronom sehe von seiner Warte die Hand Gottes am Himmel; aber, fragt Maury, hört nicht der rechtschaffene Seemann, welcher über die Erscheinungen der See auf seinem Borde nachsinnt, Gottes Stimme in jeder Welle, die in ihre Hände klatscht, fühlt er nicht seine Gegenwart in jedem Lüftchen, das ihn anhaucht? Dieser fromme Sinn, der überall die Spuren Gottes sieht, läßt ihn denn auch gewahren, daß alle jene Erscheinungen zu einem Plane stimmen, daß sie der Ausdruck eines Gedankens sind, eine harmonische Einheit, wie sie nur ein Geist zur Erscheinung zu bringen vermochte. Und das giebt nun wiederum der ganzen Darstellung einen theleologischen Charakter, so daß der Verfasser oft von anscheinend geringfügigen Dingen zu den erhabensten Gedanken gelangt, wie das ja auch bei unserm ersten Geographen, bei Karl Ritter, der Fall ist. Ein Beispiel statt vieler. Der Wallfisch liebt das kalte Wasser und meidet deshalb die Nähe des Golfstroms, aber gleichwohl sind die Meernesseln (Qualten) sein Hauptnahrungsmittel. Ein erfahrener Seekapitain, schreibt nun Maury S. 45, hat mir mitgetheilt, daß er vor einigen Jahren im Golfstrom an der Küste von Florida in eine Ansammlung junger Meernesseln von bisher unerhörter Ausdehnung hineingerieth. Die See war von ihnen meilenweit bedeckt. Er verglich sie, ihrem Aussehen auf dem Wasser nach, mit Eicheln, die auf einem Flusse schwimmen; aber sie waren so zusammengedrängt, daß sie die See vollständig be-

*) Eine sehr anschauliche Uebersicht der Meeresströmungen findet der Leser auf dem zweiten Blatte des von Liechtenstern und Lange'schen Handatlas. Braunschweig, George Westermann.

deckten. Er fuhr nach England und segelte 5 oder 6 Tage durch sie hindurch. Etwa 60 Tage später begegnete er auf seiner Rückreise demselben Haufen an den westlichen Inseln und fuhr hier wieder 3 bis 4 Tage durch sie hindurch. Er erkannte sie als dieselben wieder, denn er hatte nie zuvor etwas ihnen Aehnliches bemerkt und bei beiden Gelegenheiten ließ er häufig ganze Eimer voll herauf ziehen, um sie zu untersuchen. An den westlichen Inseln ist aber der große Tummelplatz der Wallfische, und es liegt uns etwas Sinnreiches in der Idee, daß der Golf von Mexiko das Erntefeld und der Golfstrom der Schnitter ist, der die dort gepflanzten Früchte sammelt und sie Tausende von Meilen weit den hungrigen Wallfischen zuführt. Aber wie vollkommen stimmt dies mit der allgütigen und allweisen Sorge jenes großen Vaters zusammen, der die jungen Raben füttert, wenn sie schreien, und dem Sperling sein Futter giebt.

Wenden wir uns zu dem zweiten Heizapparate. Um auch dem Laien in der Naturwissenschaft den Mechanismus dieses Apparats verständlich zu machen, bedarf es einiger Vorbemerkungen. Die Wärme hat die Eigenschaft, die Körper auszudehnen: je größer die Wärme, desto mehr wird das Queckfilber ausgedehnt, desto höher steigt das Thermometer. Dasselbe gilt von der Luft oder der Atmosphäre: je wärmer es ist, desto leichter und dünner ist sie, je kälter, desto schwerer und dichter. Entsteht eine Schicht kalter, dichter und deshalb schwerer Atmosphäre neben einer warmen, dünnen und deshalb leichten, so werden sich diese Schichten, wenn kein äußeres Hinderniß vorhanden ist, ins Gleichgewicht zu bringen suchen, mit andern Worten: es entsteht Wind. Wenn wir deshalb im Winter das Fenster eines geheizten Zimmers öffnen, so strömt warme Luft aus dem Zimmer ins Freie und die kalte Luft aus dem Freien in das Zimmer, so lange bis das Gleichgewicht hergestellt ist, bis es im Zimmer so kalt ist wie draußen. Die wärmere Luft ist die leichtere und sie wird deshalb aus dem oberen Theile der Fensteröffnung fließen, dagegen die kalte als die schwerere durch den unteren Theil derselben in das Zimmer, so daß ein Licht, unten auf die Fensterbank gesetzt, in das Zimmer hineingeweht, ein anderes, in dem oberen Theile des Fensters angebracht, nach draußen geweht wird. Wenden wir das nun auf die Atmosphäre an, die, vielleicht in einer Höhe von 25 Meilen, unsern Erdball umgiebt. Am Pol ist es kalt, die Luft deshalb dicht und schwer; am Aequator oder zwischen den Tropen dehnt die Sonnenglut die Luft aus, sie wird dünn, leicht und steigt, wie die Luft über einem heißen Ofen, nach oben hin. Da keine hindernde Scheide zwischen beiden Schichten vorhanden ist, so müßte die Luft des Pols als Nordwind an der Erde hin nach der Gegend des Aequators ziehen, die Luft der Tropen oberhalb des Nordwindes als Südwind nach den Polen. Dadurch erhielten wir ein zweifaches Kreisen der Atmosphäre: vom Aequator zum Nordpol und zurück, und vom Aequator zum Südpol und zurück.

Dieses einfache Gesetz ist nun schon seit Jahrhunderten bekannt und ebenso bekannt ist die Thatsache, die sich in jedem geographischen Kompendium verzeichnet findet, daß in Folge der Erdrotation aus dem Nordwinde ein Nordostwind, aus dem Südwinde ein Südwestwind wird. Wer die Gesetze nicht kennt, kennt doch zum mindesten die Wirkung: daß nämlich der Nord-, Nordost- oder Ostwind trocken, kalt und schwer ist, der Süd-, Südwest- oder Westwind dagegen, der über weite Meeresstrecken gekommen ist, feucht, warm und leicht. — Kämpfen verschiedene Windrichtungen mit einander, z. B. der Süd- mit dem Nordwinde, so wird, wenn der Süd stärker ist, der Nord bei Seite gedrängt, er wird ein Nordost-, Ost- und endlich, wenn der Süd vollständig gesiegt hat, ein Südwind; siegt umgekehrt der Nordwind, so wird der Süd bei Seite gedrängt, er wird Südwest-, West- und endlich Nordwind. Das nennen die Naturforscher das Drehungsgesetz der Winde, das schon der Prediger Salomo kannte, als er sagte: der Wind geht gegen Mittag (von Osten) und kommt herum zur Mitternacht (über Westen) und wieder herum an den Ort, da er anfing. Auf der südlichen Halbkugel dreht sich der Wind in umgekehrter Richtung, über Norden nach Westen, Süden und Osten.

Das waren die Ansichten von den Luftströmungen bis auf Maury. Maury findet nun zwar, daß die erwähnten Gesetze richtig sein müssen und richtig sind, daß sie aber nicht ausreichen, um eine Menge von andern Thatsachen zu erklären. Mit Recht stößt er sich vor allem daran, daß nach dieser Theorie die südliche und nördliche Halbkugel so zu sagen gleichgiltig und fremd gegen einander seien, jede mit ihrer eigenen Kreisung der Atmosphäre, und weist nach, daß sie einen Organismus bilden müssen. Ein Hauptbeweis ist folgender.

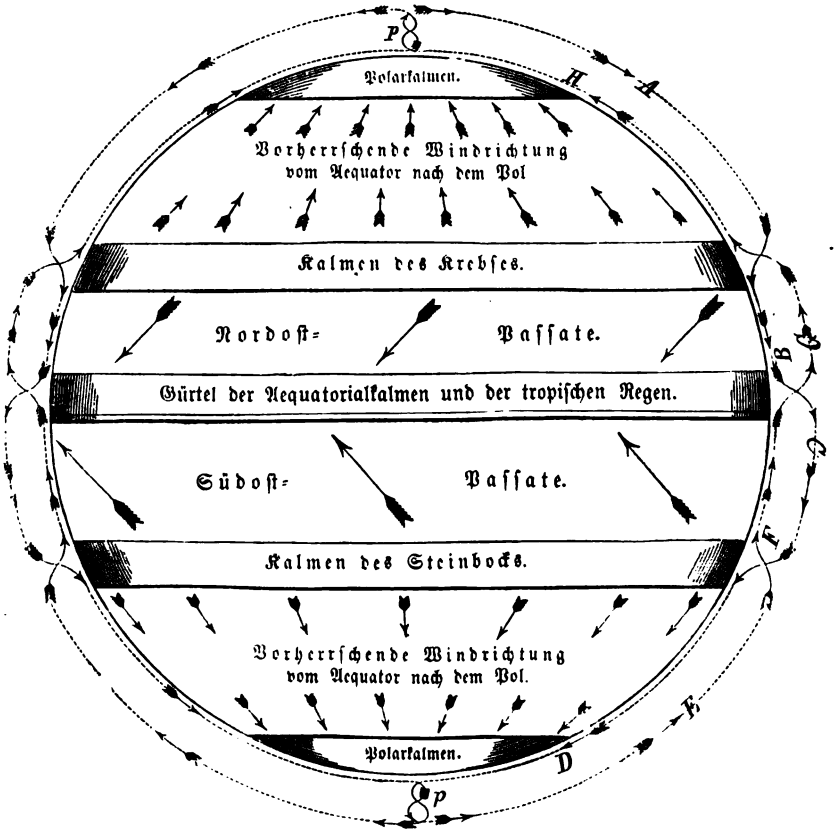
Wärme dehnt aus, Kälte zieht zusammen. Siedendes Wasser löst sich durch Hitze in Dampf auf; wenn wir von einem Gefäße mit siedendem Wasser den Deckel abheben, so verwandeln sich die daran haftenden Dämpfe in Folge der Berührung mit kälterer Luft sofort wieder in Wasser. Wird es im Winter draußen kälter, als es im Zimmer ist, so werden auch die Fenster kalt und die Dämpfe des Zimmers schlagen an den Fensterscheiben als Wasser nieder; wir sagen alsdann, daß die Fenster schwitzen. Aus demselben Grunde fangen im Frühling, wenn es plötzlich warm wird und die Luft sich mit Wasserdämpfen füllt, alte Mauern, denen noch die Winterkälte in den Gliedern steckt, an zu schwitzen, d. h. die Dünste, die mit derselben in Berührung kommen, verwandeln sich in Wasser. Aus demselben Grunde endlich wird ein Süd- oder Westwind, der mit Wasserdämpfen gefüllt ist, Regen bringen, wenn er in nördlichere oder überhaupt in kältere Gegenden kommt: die mit Dämpfen gefüllte Atmosphäre ist dann zu vergleichen einem mit Wasser gefüllten Schwamme, und die Kälte mit der Hand, die diesen Schwamm ausdrückt. Auf dieses wiederum ganz einfache und unumstößliche Gesetz fußend, fragt nun Maury: wie erklärt es sich, daß auf der südlichen Halbkugel, wie zahlreiche Beobachtungen außer Zweifel stellen, der Regen oder Niederschlag (26 Zoll im Jahre) nur zwei Drittel des Regens oder Niederschlages beträgt, der auf der nördlichen Halbkugel (37 Zoll im Jahre) fällt? Der bisherigen Theorie nach sollte das Umgekehrte stattfinden. Die südliche Halbkugel ist fast ganz vom Ocean bedeckt, es muß mithin dort mehr Wasser verdunsten, als auf der nördlichen Halbkugel, wo die großen Kontinente aus dem Meere hervorragten. Je mehr

Wasser aber verdunstet, desto größer muß der Niederschlag sein. Nichts ist einfacher als dies. Und wäre es dennoch in Wirklichkeit so, so müßten die Kontinente der nördlichen Halbkugel Wüsten sein, wie die Sahara, wo kein Regen die dürstende Erde erquickt. Auf der nördlichen Halbkugel ist aber Regen und Niederschlag um ein Drittel größer als die Verdunstung; auf der südlichen Halbkugel ist die Verdunstung um ein Drittel größer als der Niederschlag: wie ist das zu reimen? Maury läßt nach einer neuen Circulations-Hypothese das Drittel, um welches auf der südlichen Halbkugel die Verdunstung den Niederschlag übertrifft, durch die Winde nach der nördlichen Halbkugel tragen und bringt damit die beiden Halbkugeln in eine innige Beziehung, in Einen Organismus.

Unser Wissen ist Stückwerk und wird es hienieden ewig bleiben, aber gleichwohl gewährt es einen hohen geistigen Genuß, wenn die Nebel des Zweifelns und der Unklarheit unsern Blick umhüllen und plötzlich ein lichter Gedanke diese Hülle zertheilt und das Auge die Sonne gewahren läßt. Ein solcher lichter Gedanke ist die Maury'sche Circulations-Hypothese. Ein neues Wunder in Gottes weiser Schöpfung öffnet sich unsern Augen und der trunkene Blick schweift von einer Erscheinung zur andern, von einem Wunder zum andern.

Nur andeutungsweise können wir hier die Erscheinungen berühren, die Maury durch seine Hypothese erklärt. Er untersucht z. B. die Flußwelt und findet, daß alle großen Flüsse der Erde, mit Ausnahme des la Plata, der nördlichen Halbkugel angehören. Diese Flüsse wälzen alljährlich eine ungeheure Wassermasse ins Meer. Woher erhalten sie das Wasser? Von den Quellen. Und die Quellen? Von dem Niederschlag der Atmosphäre. Und die Atmosphäre? Vom Meer. Und das Meer? Von den Flüssen. „Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie herfließen, fließen sie wieder hin." Aber die Flüsse führen mehr Wasser in den Ocean (den Ocean der nördlichen Halbkugel) als Wasser verdunstet. Woher dies Plus? Von der südlichen Halbkugel. Und nun wird im Detail nachgewiesen, wo im Ocean die Quellen der einzelnen Flüsse zu suchen sind: die Quellen des Mississippi in der Südsee, westlich von Südamerika, die Quellen des Euphrat und Tigris im arabischen Meere, die Quellen des Indus im persischen Meer u. s. f. Und woher erhalten wir den Niederschlag: Regen, Schnee und Hagel? Die Beantwortung dieser Frage führt uns zu dem zweiten Heizapparate Europas.

Indem verschieden erwärmte Luftschichten sich ins Gleichgewicht setzen, findet, wie wir am Fenster gesehen haben, eine doppelte Strömung statt, eine obere und eine untere, die wir häufig ja auch im Freien beobachten können, wenn oben die Wol-



ken anders ziehen, als unten der Wind weht. Im atlantischen Ocean weht nun zwischen dem Wendekreise des Steinbocks und den Kalmen des Aequators*) aus SO. nach NW. regelmäßig das Jahr hindurch ein unterer Wind, der namentlich wenn es dort Sommer, bei uns also Winter und Frühling ist, außerordentlich mit Wasserdämpfen gesättigt wird; auf der andern Seite des Aequators weht dagegen zwischen den Kalmen des Krebses und den Kalmen des Aequators ebenso regelmäßig aus NO. nach SW. ein unterer Wind, der aber, weil er über weite Strecken Landes geht, nicht in dem Maaße wie der SO.-Wind mit Wasserdämpfen gefüllt wird. Beide Winde, Passate genannt, fließen in die ungefähr 90 Meilen breiten Kalmen (Gegend der Windstillen) des Aequators. Vergleichen wir die Kalmen mit einem Gefäße, so können wir jene beiden Winde als Röhren ansehen, die unten in das Gefäß münden. Die Atmosphäre häuft sich an, steigt auf und fließt, nachdem ein Theil der Wasserdämpfe als Regen niedergefallen ist (daher der beständige Regen in den Aequatorialkalmen), wieder ab nach Norden und Süden: der frühere SO.-Passat als oberer Wind in der Richtung von SW. nach NO., der frühere NO.-Passat als oberer Wind in der Richtung von NW. nach SO., bis sie die ungefähr 150 Meilen breiten Kalmen des Krebses und Steinbocks erreichen. Denken wir uns diese wieder als Gefäße, so münden oben in dieselben zwei Röhren: in die Kalmen des Krebses der ehemalige SO.-Passat, der als SW.-Wind von dem Aequator zum Wendekreis des Krebses wehte; in die Kalmen des Steinbocks der ehemalige NO.-Passat, der zwischen dem Aequator und dem Wendekreis des Steinbocks als oberer Wind aus NW. wehte. Die Luft häuft sich an, senkt sich und der ehemalige SO.-Passat fließt nun aus einer unteren Röhre aus den Kalmen hinaus in der Richtung von SW. nach NO., während aus der zweiten unteren Röhre ein NO.-Wind als NO.-Passat zum Aequator zieht, eben derselbe NO.-Passat, der als NW.-Wind oben in die Kalmen des Steinbocks floß. Wir gingen aus von dem SO.-Passat, der über die weiten Flächen des südatlantischen Oceans strich und auf diesem Wege mit Wasserdämpfen gesättigt wurde. Er verlor unter dem Aequator einen Theil seines Wassers und wurde obere Strömung vom Aequator zum Wendekreise des Krebses; er ist jetzt wieder unterer Wind und bringt uns, aus S., SW. und W. wehend, Wärme und Feuchtigkeit von der südlichen Halbkugel. Daher die Milde unseres Winters, daher die Erscheinung, daß es bei uns im Frühling und Winter um so wärmer ist und um so mehr regnet, je heißer der Sommer ist auf der südlichen Halbkugel. Der Himmel umwölkt sich im Winter und wir sagen, wenn die Kälte noch etwas nachläßt, werden wir Schnee oder Regen bekommen. Und eben mit dem Regen bekommen wir die Wärme: sie wurde auf der südlichen Halbkugel in den Dämpfen latent, so zu sagen auf Flaschen gezogen und jetzt wird sie wieder frei und uns als Gabe aus dem fernen Süden gespendet. Der an Wasser ärmere NO.-Passat floß, nachdem er obere Strömung geworden war, in die Kalmen des Steinbocks; er fließt als unterer NW.-Wind hinaus und verliert seine Wasserdämpfe. Er hat diese aber nicht in dem reichlichen Maaße wie der NO.-Passat; daher die Erscheinung, daß es auf der südlichen Halbkugel weniger regnet als auf der nördlichen.

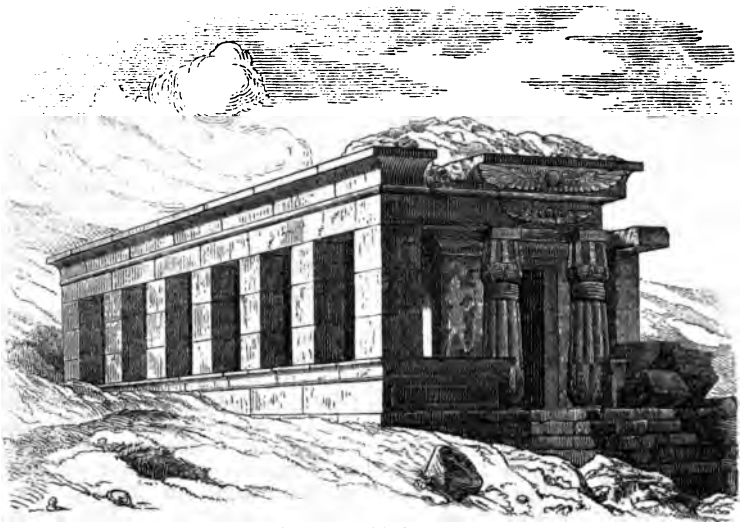
Verfolgen wir aus Dankbarkeit noch einen Augenblick unsern milden Südwest. Je kälter die Gegenden werden, in die er gelangt, desto mehr verliert er seine Feuchtigkeit, bis er trockner und kalter Wind die Kalmen des Pols erreicht, um von hier in der Richtung von NO. nach SW. zurückzukehren; er fließt durch eine obere Röhre in die Kalmen des Krebses, durch eine untere hinaus als NO.-Passat zum Aequator, von hier als oberer Nordwest zum Wendekreis des Steinbocks, von da als unterer Nordwest zum Südpol, um hier den Kreislauf von neuem zu beginnen.

Wir müssen es uns versagen, auf die Menge von bisher unerklärlichen Erscheinungen, die durch diese Hypothese eine klare und lichtvolle Begründung erhalten, hier auch nur andeutungsweise einzugehen. Wir haben referirt, in welcher Weise die Seekarten durch Maury ihre Physiognomie verändert haben; das dann Mitgetheilte läßt jeden Leser schließen, daß auch die Klimalehre eine andere Physiognomie erhalten hat. Und dafür gebührt dem genialen Oceanographisten speciell unsere Anerkennung und unser Dank, sowie der Uebersetzung seines Werkes die weiteste Verbreitung.

*) Vergleiche die nebenstehende Figur, die wir dem besprochenen Werke entnehmen. Die Pfeile zwischen den Kalmengürtel zeigen die vorherrschende Richtung des Windes in jeder Zone an. Der äußere Kreis stellt irgend einen Meridian vor, so das bei P der Pol liegt. Die außerhalb der Kreislinie liegenden Pfeile zeigen die Richtungen der obern und untern Luftschichten an; zugleich ist über den Kalmengürteln die Art und Weise veranschaulicht, wie der Wind hier aus den obern Theilen der Atmosphäre in die untern, und umgekehrt, gelangt und wie sich bei dieser Gelegenheit die verschiedenen Luftschichten durchkreuzen.

Geschichte der Baukunst. Von Franz Kugler. Mit Illustrationen und andern artistischen Beilagen. Erster Band. Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert.

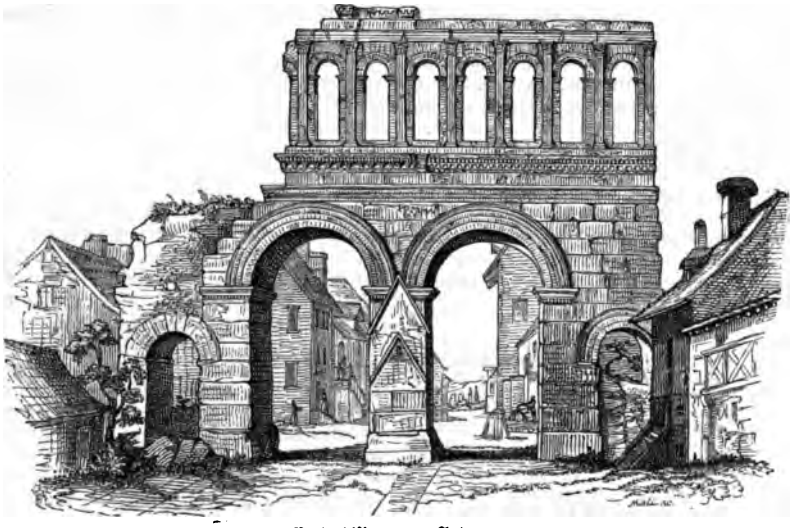
Es ist ein in zwiefacher Beziehung bedeutendes Werk, dessen erster Band hier vor uns liegt, bedeutend in Bezug auf den Stoff, denn die Entwicklung der Baukunst ist mit der gesammten Entwicklung der Kulturzustände enger verknüpft als irgend eine andre künstlerische Aeußerung, und bedeutend auch in Bezug auf die Behandlung, die jedenfalls Ansprüche darauf machen darf, hochgeschätzt und gewürdigt zu werden. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Nicht das Archäologische als solches war der Zweck meiner Arbeit, so wenig wie die Erörterung des ausschließlich Technischen. Meine Aufgabe begrenzte sich auf die Darstellung des Künstlerischen in der Architektur und ihrem historischen Entwicklungsgange.“ Dies ließ sich von vornherein nicht anders erwarten. Die Forschungen des Archäologen und die Kenntniß der technischen Seite seiner Aufgabe waren dem Verfasser das Material, das er verwendete um den Geist künstlerischer Schöpfungskraft in seiner Entwicklung darzustellen. Der bei dieser seiner Absicht verfolgte Plan ist einfach durch die Kulturentwicklung der Völker vorgezeichnet. Mit den ältesten



Tempel zu Elephantine.

bekannten Bauwerken, den ägyptiſchen, beginnend, geht er von ihnen zu denen der alten Völker des mittleren Aſiens über, dann zu den Phöniciern und Iſraeliten, hierauf zum Pelasgerthum und ſeinen Ausläufern, und kommt ſo auf die Hellenen, ſeit Einwanderung der Dorier, und die Römer, ſeit Begründung der Weltherrſchaft. Dieſen ſchließt ſich die altchriſtliche Welt an und zum Schluſſe treten noch die Saſſaniden, die Hindu's und der Islam in ſeinen verſchiedenen Verzweigungen auf. Alle dieſe einzelnen Abtheilungen ſind in vortrefflicher Weiſe wieder in weitere Glieder getheilt. Jede derſelben enthält eine klare Ueberſicht zu den Verhältniſſen im Allgemeinen und eine ſpecielle Charakteriſtik des in Rede ſtehenden Zweiges der Architektur. So z. B. charakteriſirt er gleich die erſte Epoche der ägyptiſchen Architektur folgendermaßen: „Errichtung von Denkmälern in einfachſter — primitiv kriſtalliniſcher Form. Streben nach großartiger Wirkung; daher, indem die Form in wenig einfachen Linien geſchloſſen iſt, die erreichbar größten Maaße. Streben nach möglichſter Feſtigkeit und Dauerbarkeit, daher die Verwendung thunlichſt koloſſalen Felsmaterials und die höchſte Sorgfalt und Genauigkeit in der Bearbeitung deſſelben. Kluge Anordnung der Arbeit, um das Mögliche erreichbar zu machen.“ — u. ſ. w. Wir gaben dies Beiſpiel um die gedrungene Klarheit zu veranſchaulichen, wir könnten auch andere anführen, die von ſchwungvoll ſchöner Form ſind.

Von Aegypten zur Zeit der glanzvollen Periode der achtzehnten und neunzehnten Dynaſtien, denen die herrlichen Bauten zu Eleithyia und Elephantine, ſowie die Wunderwerke zu Luxor und Karnack ent-



Porte d'Arroux zu Autun.

stammten, führt er uns an der Epoche der Ptolemäer und Kleopatra, also der Berührung mit fremden Nationen vorbei, hinüber nach den wenig bekannten Resten des altassyrischen Reiches, dessen kolossale Städte Ninive und Babylon wenig Trümmer übrig ließen. In Persien zeigt er uns die Königssitze Pasargada und Persepolis, das Grabmal des Cyrus, und läßt einige Monumente in Klein Asien zum Uebergang zu den Phöniciern dienen, die uns dann in ihren Niederlassungen auf den Inseln des mittelländischen Meeres vorgeführt werden. Auch die Israeliten, soweit die Berichte vom Tempel des Salomo für das Maaß ihrer Kenntniß der Baukunst anwendbar sind, finden hier ihre Berücksichtigung. Mit dem Pelasgerthum treten wir schon in den Uebergang zur helleniſchen und römischen Architektur. Die ältesten Spuren, die protodorischen Monumente der ägyptischen Baukunst und die ägyptisirenden Baureste Griechenlands führen uns nach Attika und wir sehen dort in der Akropolis, dem Parthenon und den Propyläen die Blüthezeit der Kunstvollendung des alten Hellenenthums. Nun aber treten die Römer in den Pompejanischen Resten, dem Pantheon, dem Theater des Marcellus, im Jahre 13 v. Chr. von Augustus erbaut, u. s. w. vor, sodann folgen die großen Bauten in der Umgegend des alten Rom. Hierauf erkennen wir in allen Provinzen während der Weltherrschaft Roms die Einflüsse römischen Geistes. In Klein-Asien, Syrien, Palästina, Griechenland, Westafrika, Spanien, Frankreich, Deutschland; (wir erinnern nur an die porta nigra und die übrigen Baureste bei Trier). Allenthalben begegnen wir den Resten kolossaler römischer Bauwerke, und treten so allmählig in die Zeit des erwachenden Christenthums über und vor die altchristlichen Baudenkmäler, die Basiliken. Wir finden die ältesten Reste deutscher Architektur, auf die hauptsächlich die Regierung Karls des Großen von lebhaftem Einflusse war, und stehen nun wieder am Schluß eines großen Abschnittes in der Geschichte der Baukunst. Der Hinblick auf die indischen Bauten und die Architektur des Islam, die sich unter den Mauren in Spanien zu einer ganz besonderen Blüthe und Bedeutung aufschwang, dann Rußland mit Moskau, schließt diesen ersten Band.

Kuppelthurm zu Moskau.

Wir haben hier in der äußersten Kürze einen Ueberblick gegeben über die Theile der gesammten historischen Entwicklung der Baukunst, welche der Verfasser in diesem ersten Theile erledigt, und es bleibt uns nun noch zu sagen, daß er mit gleichumfassender Klarheit, Gründlichkeit und Beherrschung des Gegenstandes, Einfachheit und Würde des Styls zu verbinden gewußt hat. Nichts Schwerfälliges, nichts Gesuchtes; kein Wort zu viel, keines zu wenig, sondern gerade das richtige Maaß ernsten Tones, wie ihn der Zweck der Belehrung und schöner Rundung, wie sie der künstlerische Gegenstand erfordert, zeichnen dasselbe aus und machen es empfehlenswerth und wichtig für das Studium der Kunstgeschichte im Allgemeinen und der Geschichte der Baukunst im Besondern. Wir machen noch aufmerksam auf die beigegeben vortrefflichen Illustrationen, von denen wir einige hier beifügten.

Nachträgliches.

Von Dr. Thaddäus Lau ist bei Hofmann und Campe in Hamburg ein historisches Werk, der Untergang der Hohenstaufen, erschienen. Der Verfasser sagt in der kurzen Vorrede, daß er, in der Absicht, eine Geschichte des Interregnums zu schreiben, längere Zeit an dem Material gesammelt und dann die Ueberzeugung gewonnen habe, daß wohl eine Chronik, aber keine Geschichte jener unheilvollen Epoche möglich sei, da die historische Composition auf Schwierigkeiten stoße, denen ein völliges Auseinanderfallen des Stoffes unvermeidlich folge. Er giebt nun in dem vorliegenden Buche eine Episode seines Themas, vom Tode Friedrichs des Zweiten bis zum blutigen Ende des Letzten der Hohenstaufen, und zeigt durch die Anführung einer großen Anzahl von Quellenauszügen, daß er gründliche und umfassende Studien zu seinem Zwecke unternommen. Der Raum gestattet uns für diesmal nicht, weiter auf dies Werk einzugehen; wir beschränken uns darauf die maaßvoll sichere Form der Behandlung und die fesselnde, kernige Sprache rühmend hervorzuheben.

Im Verlage von G. D. Bädeker in Essen erscheint demnächst unter dem Titel: „Die gesammten Naturwissenschaften“, und unter Mitwirkung einer Anzahl der bedeutendsten Naturforscher ein Werk, dem die allgemeinste Theilnahme gewiß nicht fehlen wird. Es soll in drei Bänden, zu Lieferungen à 10 Sgr., das Gesammtgebiet der Naturwissenschaften für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage umfassen, und wird, eingeleitet durch den Director Hermann Masius aus Halberstadt, den angeführten Namen der Mitarbeiter nach nur ganz Vorzügliches bringen. Zahlreiche Original-Holzschnitte sollen die Darstellungen veranschaulichen und das Ganze wird binnen Jahresfrist vollendet sein.

Fünfte Abtheilung.

Original-Correſpondenzen.

Berlin, im September.

Vermählungsfeierlichkeiten. — Die Ausſtattung. — Aktienſchwindel. — Feſte. — Die Polizei. — Theater.

Die Vermählungsfeierlichkeiten bei Hofe haben die Winterſaiſon frühzeitiger beginnen laſſen, als der gewöhnliche Lauf der Dinge es ſonſt mit ſich bringt. In der zweiten Hälfte des September pflegen die begüterten und eleganten Familien meiſtens noch nicht von ihren Villen und Sommerwohnungen in die Stadt heimgekehrt zu ſein, die faſhionablen Touriſten ſchweifen noch im Süden umher und ſelbſt die nicht tonangebende Menge klammert ſich noch an die letzten ſchönen Momente des ſcheidenden Jahres und an ihre Symbole, die Sommermoden, die italieniſchen Nachtfeſte und die Concerte im Grünen. Die Heirath der vorletzten Prinzeſſin, die der berliner Hof noch auszuſteuern hat, iſt die glänzende und geräuſchvolle Ouvertüre der Saiſon geworden, nach welcher die übrigen Stücke des winterlichen Vergnügungsprogramms einen ſchweren Stand haben dürften. Wer die Anſtrengungen genauer kennt, welche ein großer Theil der courfähigen berliner Nobleſſe zu machen genöthigt iſt, um bei dergleichen Hoffeſten ſtandesgemäß aufzutreten, weiß auch, daß gewöhnlich auf ſolche finanzielle Aufregungen eine Periode der Abſpannung und Entkräftung folgt. Wenn die Vermählungsfeierlichkeit ſelber, die Feſtmahle und die Glanzoper, zu der diesmal Ferdinand Cortez von Spontini gewählt worden war, jenſeits der Schranken prunken, welche die Etiquette gegen die bürgerliche Sphäre vorgeſchoben hat, giebt es doch einen Punkt, wo die öffentliche Neugier ungehindert eintreten darf; dieſer Punkt iſt die Ausſtattung der Prinzeſſin Braut. Nach einer alten Sitte werden die Schmuckgegenſtände, die Garderobe, die Wäſche und ſonſtige Toilettennothwendigkeiten, bis auf die Schuhe und Pantoffeln herab, mehrere Tage lang in zierlichem Aufbau im Schloſſe gegen Einlaßkarten dem Publikum gezeigt. Dieſe eigenthümlichen Induſtrieausſtellungen gehören zu den Lieblingsvergnügungen der Damen der Reſidenz aus allen Ständen, der diesmalige Andrang bewies aber, daß die Theilnahme ebenſo im Wachſen begriffen iſt, als die Werkthätigkeit der Putzinduſtrie überhaupt. Von Tagesanbruch an bis zur letzten Minute der anberaumten Zeit wimmelte es von neugierigen Frauenzimmern, die ſich mit jenem grauſamen Heroismus, den das ſchöne Geſchlecht unter ſich ſo rückſichtslos ausübt, den Vorrang beim Eintritt abzulaufen ſuchten und ihren wiſſenſchaftlichen Eifer in Betrachtung der Nadelſchöpfungen Deutſchlands und Frankreichs an den Tag legten. Wären die Söhne des Vaterlandes nur der Hälfte dieſes Eifers zum Beſten der politiſchen Angelegenheiten fähig, es ſtände beſſer mit der Volksvertretung und ſchlechter mit den Hoffnungen der Reaktion.

Beim Rückblick auf die verblichene Sommerſaiſon muß zuerſt des Aktienſchwindels gedacht werden, der in den drei letzten Monaten unerhört ins Kraut geſchoſſen iſt, alſo nur zu geringen Hoffnungen auf eine reichliche Erndte Veranlaſſung giebt, wenn eine Parallele zwiſchen der Vegetation der Natur und den Paraſitenpflanzen der Börſe geſtattet iſt. Wenn man mit ruhigem Blicke das Treiben der rothen Bankpropaganda beobachtete, konnte man auf die Idee gerathen, daß die in Sand und Steingeröll verborgenen Schätze Californiens und Auſtraliens, verglichen mit den in deutſchen Truhen ſchlummernden Billionen nur eitel Armuth und Bettelgelder ſeien. Nur die Projekte der jüngſten Epoche beanſpruchen eine Summe, ſo groß wie die Jahreseinkünfte eines Königreiches. Alle Welt iſt plötzlich von der Gier ergriffen worden, in möglichſt kurzer Zeit reich zu werden, und die Achtung vor einer ehrenwerthen, aber nur langſam Capital anſammelnden Arbeit iſt in demſelben Grade im Sinken begriffen. Der Götze des Tages heißt Agio, ſein Tempel Börſe, und aus allen Provinzen eilen die Fanatiker herbei, um auf ihren Altären Opfer zu bringen. Jener periodiſche Taumel, der in verſchiedenen Jahrhunderten die Menſchen ergreift und ſie bald zu Kreuzzügen, bald zu Hexenproceſſen anſpornt, ſie heute zu tiſchrückenden Phan-

taften, morgen zu nüchternen Materialiften macht, hetzt die Zeitgenoffen zum Papierhandel an. Der Reflex dieſer bis zum Wahnſinn erhitzten Habgier iſt die Vergnügungsſucht aller Stände, ſelbſt derer, welche ſonſt an eine unausgeſetzte ſtrenge Thätigkeit gewöhnt waren. Berlin hat noch keinen feſtreicheren Sommer erlebt, als den diesjährigen; faſt ſchien es, als ob die Kunſt der Arrangements für die ſtiefmütterlichen Wetterſpenden der Natur entſchädigen ſollte. Die berliner Unternehmer ſind Meiſter in dem beliebten Handwerk, die geringſte Gelegenheit bei den Haaren zu ergreifen und daraus ein Feſt mit Trompetenſchall, Gartenillumination und Maskenaufzügen zu arrangiren, und da es im preußiſchen Kalender nicht an hohen Geburtstagen und Schlachtenerinnerungen fehlt, iſt leicht eine patriotiſche Zugabe aufgefunden, die dem Ganzen eine würdige Patina verleiht und die Geldſpeculation der bedrängten Wirthskaſſe im milden roſigen Schimmer loyaler Uneigennützigkeit und Barmherzigkeit erſcheinen läßt. Wenn es wahr iſt, was dahin geſtellt ſein mag, daß Berlin in den Productionen der Einbildungskraft ſchwach ſei, trifft dieſer Vorwurf nicht die berliner Feſtveranſtalter und Decorateure. Zwar erreichen ſie nicht die über beträchtlichere Mittel gebietenden Pariſer, allein was ſich mit Fähnchen, grob gearbeiteten Blumen, natürlichen Baumzweigen und billiger Vergoldung ſchaffen läßt, wiſſen ſie kunſtverſtändig ins Leben zu rufen, und da die Feſte der Gegenwart zuerſt dem Begriffe der Wohlfeilheit genügen und ſich dem Geldbeutel des ſogenannten vierten Standes bequemen müſſen, vermißt das Publikum nichts und ſchwimmt behaglich in dieſem Meere von ſchäbiger Gentilezza, welches noch immer das Hauptelement der berliner Geſellſchaft bildet. Alle Reiche der Natur haben ſich dieſen Volksfeſten anſchließen müſſen. Da gab es Gondelflottillen mit feurigen Ballons, Siegesbeleuchtungen mit Kanonen- und Gewehrfeuer, Moabiter Volksbeluſtigungen im Regen, Erndtefeſte mit rieſigen Bröden und Flaſchen, endlich gar ein Riffpiratenfeſt zum Beſten der verwundeten Seeleute und der Hinterbliebenen ihrer Gefallenen; es exiſtiren keine geſchichtlichen Begebenheiten, an denen ein induſtriöſer Gaſtwirth, ein um Hofgunſt buhlender ehrgeiziger öffentlicher Charakter nicht eine erfreuliche und einträgliche Feſtſeite entdeckte. Dieſe Anſtrengungen wären aber vergeblich, wenn die Menge ihnen nicht freudig entgegenkäme, ſie ſo oft als möglich forderte. Wie in Wien, wo Nachmittags fünf Uhr ein allgemeiner Feierabend ſeinen Segen bis in das engſte Gäßchen verbreitet, geht jetzt das berliner Volk an den meiſten Sommerabenden auf ſein Vergnügen aus und läßt eine Arbeit liegen, für die es, wie z. B. innerhalb der Bauhandwerke, zum Theil an tüchtigen Kräften fehlt. Solche Thatſachen ſind unerfreulich, aber leicht aus der Conſequenz der materialiſtiſchen, von allem ideellen Ernſte abgewandten Richtung der höheren Klaſſen erklärlich. Die radikalen Heilmittel, welche die kirchlichen Ultra's dagegen vorſchlagen, beweiſen ſich ſämmtlich als durchaus unwirkſam. Die Schärfung der Maßregeln zur Einhaltung einer ſtrengeren Sonntagsfeier tragen ſogar dazu bei, viele Klaſſen und Perſonen zum Müſſiggang in der Woche zu veranlaſſen. So wenig entſprechend für die Sittlichkeit dieſe und ähnliche Palliative, wir erinnern an die plötzliche Schließung der Proſtitutionslokale, ſein mögen, ſo iſt doch ein Kampf gegen die herrſchende Verderbniß, mag er nun mit dem Rüſtzeug der Religion oder der Philoſophie geführt werden, durch die Zuſtände geboten. Die zahlreichen Hinrichtungen dieſes Jahres im Zellengefängniſſe zu Moabit, deren letzte mit der Fällung des Todesurtheils gegen einen Raubmörder zuſammenfiel, reden nicht zu Gunſten der unteren Stände in den Marken, denn die begangenen Verbrechen gegen das Leben ſind nur aus den niedrigſten Motiven der Habſucht hervorgegangen. Vorläufig nimmt die Regierung einen Anlauf, durch Einführung eines auf Iſolirhaft im eigentlichen Sinne des Wortes, Kirchenzucht und Schulunterricht, gegründeten Gefängnißſyſtems, das an die Stelle der bisher gehandhabten laxen Obſervanz treten ſoll, wenigſtens die Beſſerung der Gefangenen im größeren Maßſtabe zu betreiben. Werfen wir von dieſem tieferen Kreiſe des ſtädtiſchen Inferno den Blick auf das ſonſtige kleinbürgerliche Treiben, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß die Syſtemveränderung, welche durch den Wechſel in der hieſigen oberſten Polizeiſtelle eingetreten iſt, ſehr günſtig auf die Oeffentlichkeit einwirkt. Die Aeußerung des gegenwärtigen Präſidenten „Polizei iſt Gift", dieſes geiſtreiche Bonmot drückt höchſt glücklich den Gegenſatz zum überwundenen Syſtem aus, das ſich am treffendſten durch das Motto „Polizei iſt Brod" charakteriſiren möchte. Während ſonſt nämlich polizeiliche Ideen, Anregungen, Winke und Mahnungen, abgeſehen von allen ſtärker ausgeſprochenen amtlichen Akten, das ganze hieſige Leben durchdrangen und faſt Alles von „Polizei" inprägnirt war, zieht dieſe ſich nach dem Willen ihrer Chefs mehr und mehr zurück und beſchränkt ſich auf ihre urſprüngliche Tendenz „Böſes zu verhüten". In der That liegt es am wenigſten in der Richtung der Polizei, „Gutes zu üben"; dazu ſind ihre Hände nicht weich und zart genug und ſie mag ſich, auf Gefühle der Liebe verzichtend, damit begnügen, gefürchtet zu werden. Die Herſtellung einer patriarchaliſchen Polizeiwirthſchaft, die Reſpekt und Liebe zugleich einflößen ſollte, war ein utopiſcher Traum, für den das neunzehnte Jahrhundert nicht mehr ſtill und dunkel genug iſt. Was ein altes Sprichwort von den Frauen ſagt, daß die Beſte diejenige ſei, von der am wenigſten geredet werde, läßt ſich auch auf die Polizei anwenden.

In den Künſten herrſchte bis jetzt die Stille und Langeweile der todten Saiſon; nur in den Sommertheatern war es lebendig. Dem Geſchmacke des Tages entſprechend, machte eine theatraliſche Satyre auf den Aktienſchwindel „der Aktienbudiker", nach einem Wiener Stoffe von D. Kaliſch frei bearbeitet, das meiſte Glück und erlebte mehr als ſechszig Vorſtellungen. Ponſard's „Börſe", ein albern moraliſirendes Machwerk ohne dramatiſchen Saft und Kraft, fiel ſo gut als durch. Die königlichen Theater überließen den Privatconcurrenten faſt unumſchränkt das Feld und haben erſt vor kurzer Zeit ihre in allen Gegenden der Windroſe gaſtſpielenden Mitglieder zuſammenberufen, ohne noch eine Neuigkeit von Bedeutung weder in Muſik noch in Text hervorgebracht zu haben.

Eine nähere Beſprechung dieſer großen Inſtitute muß daher bis zum nächſten Hefte aufgeſchoben bleiben, in dem wir über Tempeltei's Klytämneſtra, vielleicht auch ſchon über Laube's Eſſex zu berichten haben werden. Die Anſtrengungen der Intendantur

sind seit geraumer Zeit auf die Ausfüllung der Lücken gerichtet gewesen, wie sie theils durch das Altern des Personals, theils durch Tod und Abgang bei jedem Theater ersten Ranges fast immer offen stehen. Dazu kommen noch die besonderen Schwierigkeiten, welche die zeitige Herrschaft der Bühne, als eine etwas militärisch gesinnte Sultanin, den reizbaren Künstlernaturen gegenüber hat, um eigentlich ein ruhiges, starkes, auf einen Punkt gerichtetes Wirken nicht aufkommen zu lassen. Unsere Zustände in diesem Kunstzweige lassen sich am Besten mit der Rechtsunsicherheit in jenen unglücklichen Staaten vergleichen, wo eine starke Partei von Unzufriedenen nur durch Waffengewalt niedergehalten wird, und eine Kamarilla, die sich des Intendantenohres bemächtigt hat, durch ihren Chef herrscht. Wer indessen Sänger, Tänzer und Schauspieler kennt, wird wissen, daß es leichter ist, mit Verschwörern und geheimen Gesellschaften fertig zu werden, als mit diesen unverbesserlichen Söhnen und Töchtern der Musen; der Tadel mag deshalb beiden kunstpolitischen Parteien gerecht und zu gleichen Theilen zugewogen werden. Von den neuen Engagements sind Frl. Heusser aus Mannheim und Herr Hoffmann vom Stadttheater zu Danzig zu nennen. Erstere soll tragische Rollen jüngerer Art, insofern sie der alternden Frau Crelinger nicht mehr zusagen, übernehmen; Letzterer verdankt einer starken Stimme und hohen Figur seine Stellung als erster Tenorist neben Formes, der ihm jedoch an Technik und Vielseitigkeit des Stimmgebrauchs bis jetzt weit überlegen bleibt. Die Gemäldeausstellung im Akademiegebäude ist seit dem September eröffnet und, wie immer seit vielen Jahren, ein beliebter Rendezvousplatz für die fashionable Welt.

Vom Mittelrhein, Mitte September.

Folgen des Friedens. — Kunstbestrebungen. — Herr Stahl und die badischen Zustände.

Aller Anfang ist schwer! So auch der Versuch, mit flüchtigen Federstrichen einige Skizzen zur Bezeichnung der laufenden Situationen des Lebens süddeutscher Art am Rhein und Main in diesen Blättern niederzulegen. Mitten in einem Momente ist das Leben aufzugreifen, der ohne bedeutsame Ereignisse, dennoch durch die vom Frieden umgestalteten Verhältnisse einen neuen Abschnitt bezeichnet. Da ragen noch manche Schatten einer trüben Vergangenheit tief herein in die alltäglichsten Verhältnisse, während andernseits die Hoffnungen auf die Zukunft so golden glänzen, daß der unbefangene Beobachter, trotz aller guten Wünsche, die Nothwendigkeit arger Enttäuschungen mit bestimmtester Zuversichtlichkeit voraussieht.

Wer so flüchtig hin den Zeitungscorrespondenzen aus dem deutschen Südwesten folgt, der könnte wohl glauben, das Rheinland habe auf den Frieden nur gewartet, um sich einem sorglosen Vergnügungsleben hinzugeben. Das ist nicht der Fall. Aber wohlthuend berührt es, im Laufe des Sommers einem Wiederaufleben des fröhlichen Sinnes zu begegnen, welcher vor dem materiellen und socialen Drucke der letzten Jahre mehr und mehr zurückgetreten war.

Es wäre überflüssig hier zu erwähnen, daß der Friedensschluß natürlich auch in den kleineren Staaten des Rheinlandes Industrie, Handel und jede materielle Thätigkeit von Neuem belebte. Charakteristisch mag es indessen dabei erscheinen, daß der Börsenschwindel, welcher anderwärts fast alle anderen Interessen absorbirte, außer in den eigentlichen kaufmännischen Centralpunkten, das südwestdeutsche Publicum nur wenig berührte. Eine glückliche Entwicklung auf materiellem Gebiete bot sich an seiner Statt. Beinahe überall in Baden, Hessen, Nassau u. s. w. warf sich der Speculationseifer mit der Wiederkehr des Friedens auf die in den letzten Jahren und Jahrzehnten einigermaßen vernachlässigte Ausbeutung der mineralischen Schätze, welche in den rheinischen Bergzügen theils noch völlig unentdeckt, theils unbenutzt lagern. Diese Thätigkeitsrichtung ist nicht blos momentan, sie ist culturhistorisch von Interesse. Wäre der Süddeutsche, wie man ihn oft schildert, bloß leichtlebig, bloß auf raschen Gewinn bedacht, wie ihn der vorüberrauschende Reise- und Verkehrsstrom an die Ufer spült, so hätte diese Richtung nicht gerade in einer Zeit ihre eifrigste Aufnahme gefunden, welche mit dem Frieden einen leichteren Erwerb in Aussicht stellt, sondern überdies am liebsten im Kleinen und Großen an der Börse ohne alle Mühe — spielt. Man wirft vielleicht ein, die ersten Creditbanken seien ja eben hier am Rhein entstanden, in Frankfurt sei der Hauptmarkt für das Actienspiel. Ganz recht. Aber jene ersten Creditbanken sind nicht mit Rhein-, sondern mit Seinegold begründet und das Spiel in Frankfurt ist beinahe, wie das in den Spielbädern, ausschließlich von fremder Speculation im Schwung erhalten. Darüber darf man sich nicht täuschen.

Gleichzeitig begann auch hier und da ein regeres Interesse an den inneren Angelegenheiten der Staaten wieder zu erwachen, welches theils durch die Enttäuschungen früherer Jahre gänzlich niedergedrückt, theils durch die großen europäischen Fragen der letzten Zeit zurückgedrängt gewesen war. Unsere Zeit ist freilich nicht dazu angethan, auf diesem Gebiete glänzende Erscheinungen aufzuweisen. Immerhin rechnen wir aber eine Reorganisation der Verfassung, wie sie Frankfurt allmählig zu Stande brachte, eine Entwicklung constitutionellen Regiments, wie Baden sie zeigt, eine Haltung der Kammern, wie sie sich in Baiern, Nassau, selbst in Hessen und Württemberg bewährte, die über die localen Fragen auch des deutschen Vaterlandes Anliegen nicht vergißt, für gute Zeichen neuer Energie im öffentlichem Leben.

Solche Gestaltungen in den Kreisen der ernsteren Lebenssphären konnten nicht ohne Rückwirkung auf die Gebiete heiteren und schönen Lebensgenusses bleiben. Es hatte sich nicht verkennen lassen, daß in den vorausgegangenen Jahren der Sinn für Künste und die allgemeinen Wissenschaften einigermaßen verblichen war. Schon der vorige Winter hatte nun nach diesen Richtungen (auf dramatischem und schönwissenschaftlichem Gebiete) manchen erfreulichen Anlauf gezeigt, der laufende Sommer stellte theilweise jene gemeinsamen künstlerischen Bestrebungen wieder her, die früher für das öffentliche Gesellschaftsleben des deutschen Südwestens so bezeichnend gewesen waren. Es wäre ein großer Verlust gewesen, wenn sie vergessen geblieben wären. Denn bis zu einem gewissen Punkte können sie recht eigentlich als Ausdruck desjenigen gelten, was man ge-

wöhnlich als süddeutsche Art bezeichnet. Darin hatte namentlich zu einem großen Theile jene Gemeinsamkeit der Interessen sich schon vor 1848 begründet, welche lange nicht in gleichem Maaße in Mittel- und Norddeutschland ausgebildet war. Wie dieselbe früher ständische Scheidungen fast nicht hatte entstehen lassen, so mildert sie jetzt wenigstens theilweise jene gesellschaftlichen Klüfte, welche in den ersten Jahren der allgemeinen Herrschaft regressiver Politik absichtlich begünstigt worden waren. Auch die Nachklänge hinabgesunkener politischer Spaltungen und die künstlich in das Leben übertragenen confessionellen Scheidungen gleichen sich auf diese Weise im Bewußtsein des Publicums wieder mehr und mehr aus. Indem man den Erscheinungen des Tages im Einzelnen folgte, ließ sich nicht verkennen, daß die alte rheinische Art und Weise allmählich wieder in ihre früheren Rechte eintritt. Freilich ist sie immerhin ernster als früher. Wo aber wäre in Deutschland diese Folge schwerer Erfahrungen und harter Enttäuschungen nicht zu beobachten? Und daß es dies auch im Rheinlande ist, giebt den besten Gegenbeweis gegen jene Stimmen, welche eine Zeit lang die Bevölkerung des Mittel- und Oberrheines wie vollkommen unfähig für eine gediegene Lebensauffassung hinzustellen versuchten.

Dieser neue und erfreuliche Schwung des Lebens tritt selbständig aus dem Publicum hervor; nur in einzelnen Fällen und nach bestimmten Richtungen zeigt man sich ihm von oben her günstig gestimmt. Namentlich gebührt in diesem Bezuge dem heutigen badischen Regimente eine volle Anerkennung. Es ist bekannt und oft besprochen, was dort an der wichtigen Grenze gegen Frankreich und die Schweiz gerade in neuester Zeit für Entwicklung theatralischer und plastischer Kunst in volksthümlicher Weise geschehen ist. Noch wichtiger erscheint aber, daß Baden neuerdings für seine Städte directe Volksfeste schuf und an anderen die Theilnahme des Publicums förderte. So entsteht wieder jene Wechselwirkung zwischen Fürst und Volk, die dort gerade so lange unterbrochen war. Andere Staaten boten geselligen Vereinigungen zu künstlerischer Gemeinsamkeit mindestens kein Hinderniß oder auch gastliche Aufnahme. Beweis dessen war noch jüngst das mittelrheinische Musikfest, welches in Darmstadt abgehalten wurde. Seine drei Festtage sind in den Zeitungen genugsam geschildert. um hier nicht abermals darauf eingehen zu müssen; ihre sociale Bedeutung beruhete aber darin, daß damit für die oberen Rheinlande die Reihe ähnlicher Vereinigungen beginnen würde, wie sie am Niederrhein und anderwärts seit Jahren Volksfeste höherer Art sind. Bereits jetzt steht ziemlich fest, daß Mannheim oder eine pfälzer Stadt im nächsten Jahre zum zweiten mittelrheinischen Musikfeste rufen wird. Und wenn man von der Theilnahme des Publicums am Darmstädter weiter schließen darf, so werden diese Musikfeste allmählig einen der wichtigsten Sammelpuncte der mittelrheinischen Bevölkerung bilden.

Wir bemerkten im Eingange unserer Mittheilungen, daß dem flüchtigen Zeitungsleser das süddeutsche Leben gegenwärtig leicht in Vergnügungen aufgegangen erscheinen möge. Unser eigener Brief könnte diesen Anschein vermehren, wenn nicht daraus hervorginge, daß wir der tiefern socialen Bedeutung dieses gesellschaftlichen Sinnes gerecht zu werden suchen. Man darf nicht vergessen, daß das persönliche Zusammentreffen so vieler Menschen aus den verschiedensten Lebensverhältnissen für die Kenntniß gegenseitiger Bedürfnisse und Anliegen, welche den socialen Uebeln am leichtesten Milderung bringt, jedoch in den letzten Jahren mehr und mehr verloren gegangen war, über Alles förderlich ist. Blicken wir z. B. auf unsere Nachbarlande, vornehmlich auf die Schweiz, so kann nur Befangenheit läugnen wollen, daß die Gewohnheit häufiger Vereinigungen zu geselligen Zwecken jener glücklichen Entwicklung der socialen Verhältnisse, welche den Beobachter dortiger Zustände so angenehm berührt, höchst wirksam unter die Arme greift. Wenn man dort in neuerer Zeit vielfach darauf aufmerksam macht, daß der Sinn auch für das politisch Bestehende seine Wurzeln immer tiefer schlägt, so darf man nicht vergessen, daß dies zum großen Theile eine Folge der Erkenntniß ist, wie nicht in politischen Theorien, sondern in einer organischen Anbahnung der Reorganisation der gesellschaftlichen Zustände die Keime einer glücklichen Entwicklung der Zukunft ruhen. Je absoluter aber die materiellen Interessen unsere Gegenwart regieren, desto mehr muß jede politische Entwicklung sich als Consequenz der gesellschaftlichen herausstellen. Je organischer diese fortschreitet, desto stärker werden diejenigen Elemente, welche auch im politischen Leben nur eine organische Entwicklung zulassen, doch diese auch als lebensnothwendige Ergänzung der materiellen Lebensgestaltung in Anspruch nehmen. Wenn also nach dieser Richtung hin das deutsche Rheinland sein Leben weiter ausbildet, so ist unseres Dafürhaltens darin eine Macht gegeben, welche ebenso sehr den gefahrdrohenden Velleitäten des osteuropäischen Repressivsystems als der immerhin vulcanisch bedrohlichen Zukunft des Westens einen Damm entgegenwirft.

Wenn man erwägt, wie Badens Politik sich neuerdings in den nationalen Fragen gestellt hat, so wird es wenig auffallen, daß die Parteigänger reactionärer und particularistischer Tendenzen mit dem badischen Leben ihre Unzufriedenheit zu erkennen geben. Herrn Stahl beliebte es z. B. in seiner Schrift gegen Bunsens Zeichen der Zeit die heutigen badischen Regierungsprincipen so ziemlich geradezu mit der Revolution zu identificiren. In den Organen der Partei, als deren Führer Herr Stahl sich so gern gerirt, kann man „aus Baden“ selbst noch in neuester Zeit lesen, daß hier „ein erschreckend starker Stoff des Bösen angehäuft“ sei, daß man „am revolutionären Abgrund“ stehe, daß die heutigen Staatslenker „die Freundschaft der ehemaligen Wühler aufzugeben“ hätten. Und was derlei Wahnsinn mehr ist.

Es würde hier weit zurückzugehen sein, um die eiserne Consequenz dieser Widersacherei seit Jahren mit Beispielen zu belegen. Eines der auffallendsten bot jedoch noch in letzterer Zeit der Eifer, womit die heidelberger Studentengeschichten zu einer cause célèbre, das heißt zu einer Anklage des badischen Verfahrens gegen den Uebermuth des Nachwuchses der Kreuzzeitungspartei, gemacht wurden. Man konnte nicht vertragen, daß in Heidelberg die akademische Rechtsgleichheit Aller, gegen den Uebermuth und die Rohheit vorzugsweise aus Adeligen Norddeutschlands bestehender Genossenschaften geschützt und zur Geltung gebracht wurde. Man suchte lächerlicher Weise aus der Auflösung der Corps

sogar einen Verfall der Universität zu demonstriren. — Indem wir diese Zeilen schreiben, ist dagegen bereits festgestellt, daß die Frequenz der Heidelberger Hochschule von jenen Entscheidungen nicht im Mindesten berührt ward. Und wenn jene Vorgänge dazu beitragen, daß von hier aus eine Umgestaltung der überlebten studentischen Gesellschaftsverhältnisse ihren Anfang nimmt, so können auch sie im Zusammenhalte mit den schon berührten Erscheinungen im geselligen Leben Süddeutschlands nur willkommen geheißen werden. Indem wir diese flüchtigen Blicke auf die mancherlei Symptome neuester Gestaltungen im süddeutschen Rheinlande schließen, behalten wir uns für später ein näheres Eingehen auf einzelne und bestimmtere Erscheinungen in anderen Lebenskreisen vor.

Pest, im September.

Das heutige Ungarn. — Aus der Einweihungspredigt in Gran. — Gesellschaftliche Gliederung der Ungarn. — Versuch, ein ungarisches Lustspiel zu schaffen. — Johann Arany.

So viel auch aus und über Ungarn geschrieben wird, so ist das Land doch noch immer zum großen Theil terra incognita. Unsere guten Brüder im Reich da draußen haben noch immer, glaub' ich, ein Stück romantischen Nebels vor Augen, wenn sie an unsere Heimath denken; man denkt dabei nur an Csikosa, Hussaren, an schöne Edelleute, schöne Edelfrauen, und für die Banquiers selbst ist Ungarn das romantische Land der Aktien geworden, der Theißbahnaktien und anderer Anweisungen auf die goldenen Früchte des Landes. Die alte Romantik haben wir hinter uns. Feierlich, von geweihter Stätte aus, und in Gegenwart des Kaisers wurde sie zuletzt doch noch in Gran erwähnt, in der alten heiligen Stadt Ungarns. Da sagte der Bischof von Stuhlweißenburg, Emerich Farkas, in der Predigt, welche er bei der Einweihung der Basilika hielt, mit Hinweisung auf den alten Glanz des Landes unter seinen Königen aus Arpad's Stamm: „Von hier, ja von hier, trugen die stillen Wellen der hellen Donau in das Herz des Landes jene gesegneten Gesetze, die von der Weisheit des Königs Stephan geschaffen, den Ungar beinahe neunhundert Jahre hindurch groß, ruhmreich und glücklich gemacht haben. Den gefühlvollen Dank seines gefühlvollen Herzens legte Jakob dadurch an den Tag, daß er dem großen Gott, der ihn in seinem Traume segnete, ein steinern Denkmal errichtete, und es mit Oel begießend zur ewigen Verehrung seines Wohlthäters einweihte. Nach einem süßen Traum von neunhundert Jahren wird es vielleicht nicht zu beklagen sein, wenn die christliche Nation der Ungarn ihrem Herrn und Gott, dessen Segen sie überströmte, gleichfalls ein steinern Denkmal errichtet, u. s. w." So hieß es in der in ungarischer Sprache gehaltenen feierlichen Predigt. Also der süße Traum ist vorüber, vorüber die Romantik. Romantisch wäre nur noch das Streben und Ringen, womit sich die Nation einerseits in das allgemeine europäische Leben einzuleben, womit sie andererseits ihre nationalen geistigen Errungenschaften zu erhalten und zu vermehren sucht. Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen das Alles in einzelnen Zügen vorzuführen, und beginne mit dem Versuch der Ungarn, sich ein Lustspiel zu schaffen. Ein ganzer Schwarm von Gedanken umsummt mich, indem ich diesen Versuch erwähne; ein ungarischer Riehl könnte Bände voll Culturskizzen schreiben, wenn er denselben auseinanderzusetzen hätte. Sehen Sie, ich meine, das Lustspiel blüht eigentlich da, wo die Blüthe einer Nation sich in der Hauptstadt concentrirt, und gern amüsirt, wenn auch mit ihren eigenen Thorheiten. Nun haben die Ungarn eine Blüthe der Nation, aber sie ist zerstreut, sie amüsirt sich gern, aber sie will von ihren Thorheiten nichts hören, die Ungarn haben eine Hauptstadt, aber Pest ist größtentheils deutsch. Und so sind denn die Elemente des Lustspiels, das sich vom Schwank, von der Posse, von der Volkskomödie unterscheidet, das sich vorzugsweise in den höhern Schichten der Gesellschaft bewegt, weit auseinander gestreut, und ein Lustspiel, wie es die Franzosen haben, werden die Ungarn nimmer zu Stande bringen, wenn auch der geistreiche Kopf dazu da sein sollte. Der mittlere Adel, der Kern der ungarischen Gesellschaft, und die kleineren Honoratioren, die Cantoren, die Schulmeister, die Notäre, leben durchweg auf dem Lande, auch sind sie ein zu spröder Stoff für das Lustspiel, das in Glacéhandschuhen über die Bühne tanzt; sie tragen im Verein mit den Bauern, den Pferde-, Rinder-, Schaf- und Schweinehirten die Kosten der Volkskomödien, deren die ungarische Bühnenliteratur in erklecklicher Anzahl besitzt, und die in ihrer Art ganz vortrefflich sind. Der höhere Adel lebt in fast allen Hauptstädten Europas, zum Theil in Pest, sein Leben ist aber theils nicht ungarisch, theils sind die ungarischen Schriftsteller mit den feinen Nuancen desselben zu wenig vertraut, während sie vom Volk jeden Athemzug kennen. Das eigentlich bürgerliche Element ist in der ungarischen Nation nur spärlich vorhanden, es wird hier zu Lande meistens von Deutschen repräsentirt. So fehlt also den Ungarn der echte, rechte Boden, auf dem ein Lustspiel wächst. Unternimmt es dennoch einer oder der andere ein Lustspiel zu schreiben, so zieht es ihn unwillkürlich auf's Land, ein oder zwei Akte spielen immer auf dem Landgute des Herrn So und So, in dessen Hause die Handlung vor sich geht. Geht aber die Handlung in Pest, in dem Quasi-Paris der Ungarn vor, wo die elegante Waiznergasse die Rolle sämmtlicher Boulevards übernimmt, so wird es einem nicht richtig zu Muthe, wenn alle möglichen Gesellschaftsschichten als ungarisch vorhanden und der Stadt Pest angedichtet werden. Einige Lustspieldichter haben das Auskunftsmittel gefunden, daß sie ungarische Literaten auf die Bühne brachten, deren wohl zwei oder drei Dutzend hier leben, um die ungarischen Verleger und die Paar ungarischen Zeitungen zu versorgen; aber sie haben sich die Finger verbrannt und die Journalisten gegen sich aufgebracht, weil sie dieselben nicht anders, denn als Carricaturen auf die Bühne zu bringen verstanden. Alle diese Beobachtungen haben wir seit einigen Wochen hier im ungarischen Nationaltheater gemacht, wo in kurzen Zwischenräumen eine Reihe von ein- und zweiaktigen Original-Lustspielen aufgeführt wurde, die um einen von dem Grafen Ráday, dem Intendanten des Nationaltheaters, ausgesetzten Preis concurrirten. Er wollte so dem ungarischen Lustspiel ein wenig aufhelfen. Unter acht Concurrenten gewann den Preis Josef

Szigeti, ein talentvoller Schauspieler und glücklicher Bühnendichter, der aber seine Lorbeern und Tantièmen bisher mit ungarischen Volkskomödien errungen hat. Sein einaktiges Preislustspiel ist ein gutes Stück, daß ich Ihnen vielleicht skizziren würde, wenn es sich von andern Lustspielen durch besondere nationale Eigenheiten unterschiede. Es ist eben amüsant, und kann auch auf jeder fremden Bühne seinen Mann stellen. — Habe ich Sie jetzt mit einer schwachen Seite der ungarischen Literatur bekannt gemacht, so soll gleich eine starke Seite folgen. Die Ungarn waren immer zum Träumen und Dichten aufgelegt. Denken Sie sich nun einen reichbegabten Dichter, der als Lehrer ungarischer Sprache und Literatur in einer Landstadt (Nagy-Körös) lebt, der die Sprache, Geschichte und Sagenwelt seiner Nation vollkommen in der Macht hat, der aus den Schulen der antiken und modernen Literatur Europas als ein maßvoller Künstler hervorgegangen ist, der, von keinem großstädtischen Leben zerstreut, seine Muße verwendet, um das Beste hervorzubringen, zu meißeln und zu feilen, was sich nach den besten europäischen Mustern in ungarischem Geist hervorbringen läßt, — und Sie haben den ungarischen Dichter Johann Arany, dessen kleinere Gedichte vor Kurzem hier bei Gustav Hekenast erschienen sind. — Eine kurze biographische Notiz über diesen bedeutendsten jetzt lebenden Dichter der Ungarn wird hier am Orte sein.

Arany János (Johann) wurde im J. 1817 zu Szalonta geboren, und ist der Sohn eines kalvinischen Bauers. Von 1832—36 studirte er in Debrezin mit ausgezeichnetem Erfolge, und schloß sich dann einer wandernden Schauspielertruppe an. Da er aber als Schauspieler nicht reussirte, so kehrte er zu seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zurück, und wurde 1838 in seinem Geburtsort Lehrer der lateinischen Sprache; 1840 wurde er zweiter Notär des Komitats, und nach den Wirren des Jahres 1848 Professor zu Nagy-Körös. Seinen Dichterruhm verdankt er seinem Epos „Toldi", das den von der Kisfaludy-Gesellschaft ausgesetzten Preis erhielt, — ein wohlverdienter Lohn, da er den mythischen Herkules der Ungarn, Toldi, mit urkräftigem Dichtergeist der Sage und einer älteren Bearbeitung abrang. Mit seinem komischen Volksepos: „Die verlorene Constitution", gewann er einen andern, von der genannten Gesellschaft im Jahre 1845 ausgeschriebenen Preis. 1848 erschien sein Heldengedicht: „Die Belagerung von Murány", 1850 die poetische Erzählung: „Katalin", 1852 sein Volksepos: „Die Zigeuner von Nagyida", und 1854 der zweite Theil seines „Toldi"; außerdem veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften kleinere lyrische und epische Gedichte. Diese und mehrere andere Gedichte sind es, welche ich Ihnen hier anzeige; sie sind in zwei Bänden erschienen, in deren einen auch die erwähnte Erzählung: „Katalin" aufgenommen ist.

Nach der voranstehenden Skizze halte ich es für geeignet, Ihnen eines der besten Gedichte Arany's in möglichst getreuer Uebersetzung mitzutheilen. Es ist schon vor mehreren Jahren in einer Zeitschrift erschienen, nicht lange, nachdem Ungarn seine jetzige Aera angetreten hatte, und verdolmetscht nicht bloß die trübe Stimmung, die das Herz im Herbst beschleicht. — Das Gedicht lautet:

Im Herbst.

Herbst ist es, kühl und nebelhaft, —
Da sitz' ich voll von Traurigkeit,
Gleich einem Vogel in der Haft
Verschweigt mein Lied sein tiefes Leid.
Was soll ich thun? Was fang' ich an?
Les' ich vielleicht Homers Gesang,
Des glänzenden? — Komm', Ossian,
Mit deinem dumpfen Trauerklang!

Des Himmels wolkenloses Blau,
Des Meeres lächelnd Angesicht,
Der Sonnenschein auf grüner Au,
Der fernen Berge blaues Licht,
Das goldne Schiff auf heller Bahn, —
Für solchen Sang, ach, viel zu bang
Ist mir zu Muth. — Komm', Ossian,
Mit deinem düstern Trauersang.

Dort, zeusbewohnt, die Höhe blaut,
Hier grünt die Au im Sonnenschein
Von schatt'gem Laubdach überbaut,
Vom Chor der Vögel klingt der Hain,
Dort schweift auf blumig bunter Bahn
Die Heerde weiß, den Bach entlang, —
Welch helles Bild! — Komm', Ossian,
Mit deinem düstern Trauersang.

Hoch kräuselt sich der blaue Rauch,
Der frommen Gastfreundschaft Signal;
Dort lagert wol nach Väterbrauch
Der Heldenkreis beim frohen Mahl;
Die Jugend tanzt in holdem Wahn
Bei Zechersang und Becherklang;
Welch helles Bild! — Komm'. Ossian,
Mit deinem düstern Trauersang.

Und wo die blut'ge Schlacht erschallt,
Ist nicht für Freiheit sie entbrannt,
Denn unterdrückende Gewalt,
Sie ist den Freien unbekannt;
Gesetz legt keine Fessel an
Den Glücklichen, der Alten Rang
Spricht ihnen Recht. — Komm', Ossian,
Mit deinem düstern Trauersang.

Der schöne Sommer ist verglüht,
Allmälig stirbt schon die Natur,
Nicht mehr erhebt sich das Gemüth
An wildem Sturm, an wilder Flur,
Die Lerche fliegt nicht himmelan,
Der Sprosser schweigt, hinschwand so bang
Die Délibáb.*) — Komm', Ossian,
Mit deinem düstern Trauersang.

Einförmig und eintönig kriecht
Der finstre Tag nach finstrer Nacht,
Der Baum ergraut, der Himmel sieht,
Es schleicht heran des Winters Macht;
Der Regen klopft an's Fenster an,
Im Schornstein ächzt der Wind so bang
Ohn' Unterlaß. — Komm', Ossian,
Mit deinem düstern Trauersang.

*) Délibáb heißt die Fata morgana, die im Sommer auf den unterungarischen Ebenen gesehen wird.

Komm', Ossian, an meine Brust,
Du Sänger der gesunknen Macht,
Ich find' an dir jetzt meine Lust,
An Finsterniß, erstorbner Schlacht,
An Gräbern, wo nach kurzem Wahn
Der Krieger seinen Siegesgang
Für ewig schloß. — Komm', Ossian,
Mit deinem düstern Trauersang.

Der Wolken Nacht, des Windes Wehn,
Das dürre Laub, das säuselnd bebt,
Die Eichen, die vereinsamt stehn,
Das Irrlicht, das auf Sümpfen schwebt,
Im Wogendrang der schwache Kahn,
Ein trauernd Volk im Untergang, —
Wie labt mich das! — Komm', Ossian,
Mit deinem düstern Trauersang.

Komm', Ossian, dem in der Nacht
Im Wolkenflor der Geist erscheint
Des Kriegers, der im Sturm der Schlacht
Mit seinen Vätern ward vereint,
Und der dir winkt: „Halt' ein! halt ein!
Umsonst dein Lied vor Todten rauscht;
In Kaledonien ist kein
Volk mehr, das deinem Sange lauscht."

Paris, im September.

Das Silber der Republick. — Das Chalet. — Börsenschwindel. — Die Jagdmanie. — Die Journale.

Unter der Republik wurden viele Frankenstücke geschlagen, die Republick hatte wirklich zuviel Fünffrankenstücke, sie hatte auch Gold, sogar mehr Gold und mehr Silber als das erste Kaiserreich; denn damals las man tagtäglich Jammergeschrei, daß die Bank mehr Geld als Noten habe, heute runzeln die Journale die Stirn, daß man Gold kaufen müsse und daß unser Silber die Natur des Queckfilbers angenommen habe, die Engländer drücken mit der Hand darauf und es läuft durch die Meerenge von Calais hindurch in ganz kleine Fäßchen, welche horribile dictu über die Linie hinausgehen. Also die Republik hatte Silber, und machte aus dem Silber ganz blanke Thaler, diese Thaler hatten anstatt dem alten ehrwürdigen Bilde der Könige das Portrait eines ziemlich coquetten Weibes, welches in Einem die Republik und die Freiheit darstellte, ungefähr wie die pariser Lorette zugleich die dame à la mode und die femme honnête spielt. Ueber dem Kopfe der unrepublikanischen Freiheit und der unfreien Republik glänzte ein Stern und unter demselben hatte der Stempelschneider seinen Namen in so kleiner Schrift hingesetzt, daß man ihn nur durch die Lupe lesen konnte. Vielleicht hatte er sich geschämt, in dieser Situation Aller Augen auf sich zu ziehen, aber dem bösen Witze und dem pariser Sarkasmus entgeht auch nicht der Schatten, den die Spitze einer englischen Nadel wirft. Sie brauchten Mikroskope und Lupen und fanden, daß der liebe Meister Oudinet heiße: Où diner sous la République? A la belle étoile — war ein Rebus, der erst mit dem zweiten Dezember, der gesetzgebenden Versammlung und noch manchem Andern in's Wasser fiel. Ein Dach und ein Tisch, eine Lagerstätte und ein Mittagmahl, das sind ja die Abgötter, denen das neue Frankreich dient und es war der Republik untreu geworden, um diese Penaten und diese Staatsgottheiten nicht zu verlieren. Das Kaiserthum hat das Brod nicht wachsen machen können, aber es hat ihm eine gezwungene Taxe gegeben, es hat die Dächer abgeriffen und so manche Familie ist nahe daran, wirklich unter dem schönen Sterne mit Weib und Kind, mit Mann und Maus nicht blos ihr Mittagmahl und Nachtmahl, sondern auch ihre Nachtruhe halten zu müssen. Einzelne pflegen wohl schon hier und da unter schattigen Bäumen, auf Heuschobern oder auf den Stühlen der Boulevards ihre Lagerstätte zu wählen, und an jedem Morgen kann man einige Dutzend solcher Leute von Soldaten in das Polizeigefängniß abführen sehen, um dann wegen des Vergehens der Vagabondage oder vielmehr dafür bestraft zu werden, daß sie nicht Geld genug haben, um eine theure Wohnung zu bezahlen. Zu dergleichen Uebertretungen des Gesetzes ist aber vor allen Dingen erfordlich, daß die Witterung warm und heiter, und der Winter, der uns mit großen Schritten auf den Leib rückt, wird mehr als die Polizei dem unfreiwilligen Vagabondiren ein Ende machen. Glücklicher Weise ist ein Bürgermeister aus der Schweiz, der zugleich ein spekulativer Kopf ist, auf den Einfall gekommen, ein vaterländisches Produkt, das Chalet, nach Paris zu verpflanzen und die Weltstadt mit hölzernen Häusern zu versehen, die, wenn sie auch nicht viel taugen, doch immer besser sind als gar keine. Die Extreme berühren sich — es ist eine alte Wahrheit — und so werden wir bald den Anblick einer Stadt haben, welche nur aus palastähnlichen Häusern und aus Baracken besteht. Wer heute nach einer drei- oder vierjährigen Abwesenheit, und wer gar erst nach einem Jahre hierher kommt, der wird zu träumen glauben. Von dem Paris, das er kannte, wird er einen großen Theil nicht wiederfinden — zweitausend Häuser sind schon abgeriffen worden und ebenso viele werden im Laufe des nächsten Jahres niedergeworfen werden — in Vierteln, wo es ehedem Dutzende von engen, kleinen und sich in allen Richtungen kreuzenden Gassen und Gäßchen gab, wird er einige wenige breite, lange und nach der Schnur gebaute Straßen erblicken. Das ist schöner, das ist gesunder, das ist auch sehr bequem für die Soldaten und die Kanonen, wenn es jemals den Parisern wieder in den Sinn kommen sollte, mit dem Gouvernement einen Gang zu wagen, aber interessanter ist es nicht und wir haben Berliner hier begegnet, welche meinten, das neue Paris erinnere an ihre Vaterstadt und welche sehr verdrießlich darüber waren, daß von den vielen historischen Plätzen und Gebäuden, die in ihrem vor wenigen Jahren herausgegebenen Guide de Paris der Aufmerksamkeit der Reisenden empfohlen waren, sehr viele verschwunden sind. Schlimmer als die vielfach getäuschten Erwartungen der Touristen ist die Theuerung der Wohnungen, welche die natürliche Folge der allzu rasch betriebenen Umwandlung der Stadt war, und wenn es hier der Ort wäre, sich in politischen Betrachtungen zu ergehen, so würde es uns ein Leichtes sein, die Besorgniß zu begründen, daß dieser Mangel an Wohnungen für die Arbeiterklassen dem Kaiserreiche ernste Verlegenheiten bereiten würde. Doch das würde nicht hierher gehören und

wir sagen daher nur, daß der Eigenthümer niemals so unpopulär war als in diesem Augenblicke. Hat doch erst in diesen Tagen die Polizei Plakate, worauf den „propriétaires“ allerlei unangenehme Dinge in Aussicht gestellt werden, von den Straßenecken herabreißen müssen. Die Eigenthümer scheinen es aber auch systematisch darauf anzulegen, sich verhaßt zu machen, denn nicht nur steigern sie den Preis ihrer Wohnungen an jedem Termin, sie maßen sich auch das Recht der Intervention in die Haushaltungen an, welche sich unter ihren Dächern einrichten möchten. Die Einen wollen keine Hunde, die Andern keine Katzen, wieder Andere keine Kinder oder nur so viele und nicht mehr beherbergen, und die Friedensgerichte haben ihre liebe Noth, um die zahllosen Streitigkeiten auszugleichen, welche durch diese Prätensionen der Hausbesitzer hervorgerufen werden. Unter diesen Umständen sind die oben erwähnten Chalets des Bürgermeisters aus der Schweiz vielleicht dazu berufen, eine wichtige Rolle zu spielen. Es giebt aber Chalets und Chalets. Die reichen Pariser können ohne ein Spielzeug nicht leben; in diesem Jahre ist ihre Marotte ein Chalet zu besitzen und so ist es nicht zu verwundern, daß die industrielle Gesellschaft, an deren Spitze unser Schweizer steht, ganz brillante Geschäfte macht. Wer ein Landgut, einen Park in der Umgegend, wer einen nur etwas geräumigen Garten in der Stadt hat, der will auch ein Chalet hineinsetzen. Diese Chalets, ein wahrer Luxusartikel, heißen Chalets bourgeois, während die Chalets, welche die steinernen Häuser ersetzen sollen, Chalets populaires genannt werden. Letzterer giebt es bereits eine ganze Gruppe in der Nähe der Barrière des Martyrs. Es bietet den Anblick eines reinlichen wohlhabenden Dorfes — die Häuser sind noch nicht bewohnt — jedes Haus ist für eine Familie eingerichtet und der Miethzins jeder einzelnen Wohnung hundertundfünfzig Franken. Im Ganzen können dort fünfzig Familien unterkommen, aber um zu zeigen, wie groß die Wohnungsnoth, bemerken wir, daß die Gesellschaft über zweitausend Lastiragende zurückweisen mußte. Die Frage ist nun, ob diese bretternen Häuser im Winter nicht zu kalt und zu feucht und im Sommer nicht zu heiß, ob Ratten und Wanzen den Bewohnern nicht den Aufenthalt in denselben streitig machen werden und ob selbst jener Preis nicht zu hoch für die ganz unbemittelten Leute ist, welche, als Paris noch das alte Paris war, eine Stube für vierzig bis fünfzig Franken finden konnten. Die Erfahrung wird hierauf antworten. Jedenfalls haben diese Squares, wie man sie nennt, den relativen Vortheil, daß ihre Bewohner innerhalb der Stadt sein werden. Denn da die Noth erfinderisch macht, so wird es bei diesen Chalets nicht sein Bewenden haben. Eine andere Gesellschaft, und diese unter der unmittelbaren Protection der Regierung, hat sich gebildet in der Absicht, außerhalb der Stadt längs der Fortificationslinie fünfzig Dörfer, jedes von fünfzig Häusern anzulegen, und so eine Arbeiter-Bevölkerung von etwa 20,000 Seelen unterzubringen. Diese Anlage soll das Quartier des Victoires heißen und jedes Dorf den Namen eines Sieges führen: village de Marengo, village de Jena, village de Sebastopol u. s. w. Und weil der Nachtheil, den es für die Arbeiter mit sich bringt, daß sie in weiter Entfernung von ihren Arbeitsplätzen und Werkstätten wohnen wurden, ein handgreiflicher, so will man die Leute an jedem Morgen und Abende in großen Omnibus unentgeldlich an Ort und Stelle und auch wieder nach Hause transportiren lassen. Nichts destoweniger ist die Sache, vorausgesetzt daß sie ausführbar, sehr bedenklich und manches ließe sich sagen über die Gefahr und die Inconvenienzen dieser radikalen Absonderung des Proletariats von den andern gesellschaftlichen Klassen.

Der Sprung von dem Quartier des Victoires und den Arbeiterklassen zum Quartier de la Bourse und der spekulirenden Welt ist nicht so weit, als es den Anschein hat, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß mit dem Börsenschwindel die Bereicherungslust um sich gegriffen hat und daß mit der Bereicherungslust der Luxus gestiegen ist, die Bedürfnisse sich vermehrt haben. Der frühere Ertrag des Kapitals genügt nicht mehr, daher die Nothwendigkeit, ihm auszupressen, was ihm nur immer ausgepreßt werden kann, daher in specie das fortwährende Steigen der Miethe, womit es bereits so weit gekommen ist, daß der Kaiser in allem Ernste mit dem Plane umgeht, ein Maximum einzuführen. Ludwig Philipp feiert im Grabe einen wahren Triumph, denn die so viel verschrieenen und mit Recht verschrieenen Zustände zur Zeit der Juliregierung sind sittliche im Vergleich mit den wirklichen. Ströme von Dinte sind geflossen, um die damalige „Corruption“ zu schildern, aber mindere würden fast nicht fließen, um die Spekulationswuth und ihre demoralisirenden Wirkungen zu schildern, wenn nicht dafür gesorgt wäre, daß nicht Jedermann sagt was er weiß. Wir wollen die Ehrlichkeit der Leute nicht verdächtigen, welchen es gelungen ist, in wenigen Jahren und ohne Arbeit aus armen Teufeln Millionäre zu werden, aber wir behaupten, daß Zustände, welche dergleichen überhaupt möglich machen, keine natürliche, daß sie faule sind. An Betrügereien fehlt es auch nicht und eine der kolossalsten, die seit Jahren erlebt wurden, bildet gerade in diesem Augenblick den Gegenstand des Tagesgesprächs. Man hat schon errathen, daß wir von der Flucht der Kassirer der Nordbahn sprechen wollen. Die Einzelheiten des Vorganges sind von der Tagespresse aller Zungen erzählt worden; wir wiederholen sie nicht und bemerken nur, daß die Herren Rothschild und Konsorten kaum bedauert werden. Auch das ist bezeichnend aber natürlich, denn wir sind ein demokratisches Volk, und ein Kenner, Hr. Proudhon hat es gesagt: die Demokratie das ist der Neid. Man lacht in's Fäustchen über den großartigen Possen, welcher den Baronen der hohen Finanz gespielt wurde, und wenig fehlt daran, daß man Carpentier einen großen Mann nennt.

Im Uebrigen erscheint Paris stille und langweilig, stiller und langweiliger als es in der That ist, weil man das fast wilde Treiben in derselben Epoche des vorigen Jahres noch nicht vergessen hat. Die Gewerbeausstellung, die Königin von England, der König von Sardinien, späterhin die Rückkehr der Krimsoldaten, in diesem Frühjahr der Congreß, alle die Feste und Festlichkeiten, welche stattfanden, die tausende und aber tausende von Fremden, welche hier zusammenströmten und ihr Geld springen ließen — dies Alles zusammengenommen ließ die Pariser vor lauter Sehen und Staunen gar nicht zu sich selber kommen, und da-

mals konnte man in Wahrheit sagen, daß Paris die Weltstadt sei. Ganz anders heuer. Keine Ausstellung, keine Feste, wenig Fremde, keine ausländischen Potentaten, nicht einmal der eigene, denn der Kaiser und der Hof sind in die Ferien gegangen und scheinen auch noch nicht Lust zu haben, aus denselben zurückzukehren. Die Deputirten, die Senatoren, die Diplomaten sind dem Beispiele gefolgt und die eigentliche vornehme Welt, die Insassen der Faubourgs Saint Germain und Honoré ruhen wie in jedem Sommer auf ihren reichen Landsitzen und prachtvollen Schlössern von den gesellschaftlichen Anstrengungen des vorigen Winters aus. Die Majestäten sind noch immer in Biaritz, wo sie Stiergefechten beiwohnen, und von Biaritz werden sie nach Compiegne, dann nach Fontainebleau und wer weiß wo sonst noch hin übersiedeln, bevor sie ihre gute Stadt Paris wieder mit ihrer Gegenwart beglücken. Ein Trost ist den Parisern geblieben, wir meinen die Jagd. Jeder große Bourgeois ist ein Jäger, er bildet es sich zum Mindesten ein. Diese Manie verwandelt, wie irgendwo sehr richtig bemerkt wurde, in eben so viele Nimrods die Handlungsdiener, die Beamten, die Advokaten und selbst die Huissiers, eine ganz honette aber lächerliche Population, welche den Hasen höchstens Mitleid einflößt. Diese ehrenwerthen Bürger bewaffnen sich mit alten Flinten, hängen enorme Jagdtaschen um, ziehen lederne Gamaschen an und dies Alles in der illusorischen Absicht, Furcht den Spatzen einzujagen, die sich lustig über sie machen. Es ist nicht möglich, in dieser Epoche einen Omnibus, einen Eisenbahnwagen, eine Diligence oder sonst ein Fuhrwerk zu besteigen, ohne Gefahr zu laufen, zwischen zwei in gleichem Maaße unangenehme Thiere zu gerathen, von denen das eine ein Gewehr zwischen den Beinen, das andere seinen Namen auf einem Halsbande trägt. Wir fürchten die Nachbarschaft des Jägers noch mehr als die des Hundes, denn wie schlecht dieser letztere auch erzogen sein mag, er betäubt uns doch nicht wie sein Herr mit fabelhaften Erzählungen waidmännischer Thaten. Die Nimrods aller Länder schneiden auf, aber keine ärger und unverschämter als die pariser.

Am meisten leiden unter der gegenwärtigen Stille die Journale, denen die Preßgesetzgebung so schon die Flügel so eng gestutzt hat. Wäre die Kaiserkrönung in Moskau nicht und hätten die in französischer Sprache geschriebenen belgischen Blätter keine Mitarbeiter nach Moskau geschickt, welche ellenlange Berichte über die Herrlichkeiten in der alten Zarenstadt einsenden, wir wüßten nicht, womit die Pariser Journale ihre Spalten ausfüllen könnten. So aber helfen sie sich aus der Noth mit dem Nachdruck des Nord, der Indépendance belge u. s. w., denn nicht ein einziges Pariser Blatt hat einen Correspondenten in Moskau. Sie schrecken vor den Kosten in einem Augenblicke zurück, wo die Abonnentenzahl in einer fortwährenden Abnahme begriffen ist und die Legion von industriellen Blättern, welche auftauchen, ihnen im Punkte der Annoncen und Reklams eine sehr schädliche Concurrenz macht, während ihr Feuilleton von den wohlfeileren literarischen Blättern, die wie Pilze aus der Erde hervorschießen, seitdem die politische Tagespresse in der Zwangsjacke steckt, in den Hintergrund gedrängt wird. Die schönen Zeiten, wo ein Roman-Feuilleton von E. Sue oder einem andern Lieblingsschriftsteller dem Constitutionel oder dem Siècle tausende von Lesern selbst in den Vorstädten gewann, sind vorüber, die Arbeiter kaufen heute ein „Journal pour tous" oder einen „Telegraph" oder „Omnibus" oder wie sie alle heißen, für einen Sous.

Zu keiner Zeit hat es so viele nichtpolitische Blätter und Blättchen gegeben, als eben jetzt, sie leben nicht lange, aber wenn eines verschwindet, tauchen zweie auf, und wohlverdient und begründet war der Toast, der — vor einigen Tagen — von dem Vorsitzenden des Jahresbanquets der Lumpensammler der „Presse" gebracht wurde. Auch deutsche Literaten wollen Druckpapiere verbrauchen, denn soeben ist die Probenummer einer deutschen Gazette de Paris vom Stapel gelaufen, der sechsten seit zehn Jahren und ohne Zweifel wie ihre Vorläuferinnen zum baldigen Eingehen verurtheilt — vorausgesetzt, daß sie überhaupt die Probe bestehen werde —.

Wien, Ende September.

Die Naturforscherversammlung. — Festvorstellung im Theater. — Staatsdruckerei. — Ausfälle.

Die 32. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wurde am 16. September hier eröffnet. Der große Redoutensaal in der kaiserlichen Hofburg, wo die erste feierliche gemeinschaftliche Sitzung Statt fand, war von den höchsten Würdeträgern des Staates und der Kirche besucht, und es war ein nicht genug zu würdigendes Zeichen der Zeit, daß sich auch der Cardinal-Erzbischof der Residenz bei dieser Versammlung eingefunden hatte. Die öffentlichen Vorträge in den zwei ersten gemeinschaftlichen Sitzungen sowol (in welchen die Herren Sartorius von Waltershausen aus Bonn, Dr. K. Scherzer aus Wien, Bergrath Noeggerath aus Bonn, Professor B. Cotta aus Freiberg sprachen) so wie jene in den Sektionen erregten durch ihren anziehenden Inhalt und ihre Mannigfaltigkeit großes Interesse und vereinten stets einen außerordentlichen Zuhörerkreis. Zwei wichtige Momente erlaube ich mir hier jedoch allein hervorzuheben. Zuerst daß Bonn nach großer Debatte mit nur 12 Stimmen Majorität zum nächstjährigen Versammlungsort gewählt wurde, nachdem die Wahl eine lange Zeit zwischen Bonn und Rostock schwankte. Für Bonn hatten sich nämlich 224, für Rostock 212 der stimmberechtigten Mitglieder entschieden. Das zweite wichtige Moment der zweiten Sitzung war der Beschluß eines gewählten Ausschusses: die Bestimmung über die Verwendung der auf circa 8000 fl. C.-Mze. sich belaufenden Einlagegelder, welche durch die Großmuth des Kaisers, der alle Ausgaben der Versammlung auf Staatskosten zu bestreiten befahl, zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet werden, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu überlassen, welche darüber in der nächstjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu berichten und die Genehmigung ihres Vorschlages von der Versammlung entgegen zu nehmen haben wird. Man hörte allgemein den Wunsch laut werden, diese 8000 fl. möchten nicht einzeln zu wissenschaftlichen Forschungen verausgabt, sondern

zur Anlegung eines deutschen Nationalfonds der Wissenschaften bestimmt und von den Interessen jährlich junge, strebsame Gelehrte unterstützt werden. Die Gesammtzahl der anwesenden Mitglieder und Theilnehmer betrug bis gestern (20.) nahe an 1700, und ist noch immer im Steigen.

An Festlichkeiten zur Feier der Versammlung fand am Abend des achtzehnten auf Befehl des Kaisers eine Festvorstellung im Theater am Kärnthnerthore statt, wobei die Jubel-Ouverture von Weber, unter des Kapellmeisters Proch Leitung, den Anfang machte. Hierauf folgte das Lustspiel: „Zu Hause" von Bauernfeld, mit Frau Haizinger, Fräulein Neumann, Herrn Beckmann und Herrn La Roche. Nach diesem kam der erste Akt aus dem „Don Juan" und zum Schlusse ein kleines Ballet. Beim Finale des ersten Aktes vom Don Juan sangen zweiundsiebzig Chorsänger und alle Solosänger und Sängerinen der kaiserlichen Oper, zusammen nahe an hundert Personen, im Chor mit. Dies erregte einen unerhörten Enthusiasmus und versetzte sämmtliche Anwesende in ein Entzücken, das sich in anhaltendem Jubel Luft machte. In den Zwischenakten wurden Erfrischungen umhergereicht. — Am neunzehnten besuchten viele Mitglieder die k. k. Staatsdruckerei. Diese großartige Anstalt, welche gegenwärtig mehr als achthundert Personen beschäftigt und einen Flächenraum von etwa fünfzig Tausend Quadratfuß einnimmt, verbraucht jährlich allein nahe an dreimalhunderttausend Ries Papier und hat einen Vorrath an Lettern von drei Tausend Centnern. Alle nur erdenklichen Apparate und Vorrichtungen befinden sich dort in größter Vollkommenheit. In einem der Säle sind gegenwärtig 36 Schnellpressen in Thätigkeit, die durch eine Dampfmaschine von 16 Pferdekraft getrieben werden.

Von den Ausflügen in die Umgegend zeichnete sich der nach Larenburg durch die ausgelassene Heiterkeit der Theilnehmer aus. Die Behörde hatte denselben einen Eisenbahnwaggon zur Verfügung gestellt, und sie durchstreiften die Burg und ihre Umgebungen trotz des Regenwetters im besten Humor. Eine Fahrt über den Semmering steht nun noch bevor, bei welcher drei hinter einander fahrende Extrazüge benutzt werden sollen.

New-York, im September.

Physiognomie der Stadt. — Oper. — Schauspiel. — Die Washington-Statue. — Neue Bauwerke. — Frau Beecher Stowe. — Die Massenversammlung. — Das gelbe Fieber.

Man ist in Europa noch oft geneigt, New-York den Titel und Rang einer „Weltstadt", der ihr hier und da beigelegt wird, nicht zu gönnen und doch verdient keiner der großen Sammelplätze der Menschen diesen Namen mehr, als gerade New-York! Wohl sind Paris und London größer, hat Letzteres noch einen Vorsprung als Handelsplatz vor der Empire-City der Vereinigten Staaten, wohl ist Ersteres die Beherrscherin der Mode der civilisirten Welt jenseit und diesseit des atlantischen Oceans, aber — und wenn beide noch ein Dutzend anderer Eigenschaften besäßen, durch welche sie ihre Ansprüche auf den Namen von Weltstädten begründen könnten — so fehlt ihnen doch etwas, das New-York vor ihnen voraus hat und ihm gerade den Stempel als Weltstadt aufprägt. Dies ist das selbständige sociale Leben, was die aus allen Ländern nach New-York gewanderten Bewohner daselbst führen. Davon ist in London und Paris äußerst wenig zu bemerken. London ist daher immer nur eine brittische und Paris eine französische Stadt. In New-York ist das anglo-amerikanische Leben allerdings auch überwiegend, aber das deutsche, irische und selbst das französische macht sich daneben geltend und hat seine eigene Entwickelung. In London und Paris leben die gemeiniglich ziemlich zahlreichen Ausländer immer nur als Fremde, oder gehen in der englischen und französischen Gesellschaft auf, in New-York leben die eingewanderten Ausländer in sozialer Beziehung ihren vaterländischen Sitten und Gewohnheiten gemäß fort, ohne deshalb Fremde zu bleiben.

Dies verleiht New-York einen eigenthümlichen Reiz, macht es zu einem Mikrokosmus der interessantesten Art, der für Manches entschädigt, was Paris in verfeinertem Luxus und an wirklich werthvollen Kunstgenüssen vor New-York voraus hat. Recht schroff tritt dieser Reiz zwar erst in der Wintersaison hervor, wo Alles wieder vom Lande in die Stadt geflüchtet ist und das gesellschaftliche Leben lebhafter in Schwung kommt. Doch, da dieses Jahr der Monat August sich durch besonders kühle Witterung auszeichnet, so werden die Vorbereitungen für die Wintersaison zeitiger als sonst getroffen. Den ersten Rang nehmen hierbei die für musikalische Genüsse ein und hier macht sich das ausländische Element New-Yorks in seiner ganzen Potenz geltend. Zwei Opern sind für diesen Winter projectirt, eine italienische und eine deutsche; aber beide werden unter deutscher Leitung stehen und werden deutsche Orchester haben. Die erstere unter dem unermüdlichen Theater-Unternehmer Max Manetzeck ist bereits am 1. September mit dem Trovatore eröffnet worden. Das große Opernhaus in der 14. Straße, die „Academy of Music," das schönste Theater der Stadt, ist von dem Unternehmer für einen enormen Preis gemiethet, aber Manetzeck mit einer La Grange als Primadonna ist ein guter Magnet des Dollar-Publikums. Die erste Vorstellung war denn auch zahlreich besucht. Die deutsche Oper, ein auf Actien gegründetes Unternehmen, unter der Direction eines Herrn von Boeckel, wird am 14. September in Niblos Lokal mit „Robert der Teufel" eröffnet werden. Das Orchester wird von Herrn Bergmann, einem talentvollen Dirigenten der Wagner'schen Schule, geleitet werden und der tüchtige Mayrhoffer wird als Chordirector fungiren. Von den Sängern und Sängerinen kann ich Ihnen vorläufig nur berichten, daß man das Beste von ihnen erwartet. Das ganze Unternehmen flößt Vertrauen ein und so läßt sich auch hoffen, daß die Direction gute Kräfte für dasselbe gewonnen haben wird, obwohl dies in New-York eine schwierigere Aufgabe ist als irgendwo in Europa. Das Repertoir der deutschen Oper ist ebenfalls vielversprechend. Die besten Titel sind darauf, wie Freischütz, Zauberflöte, Titus, Iromeneo, Robert der Teufel, Maure und Schlosser, Weiße Dame u. s. w. bis zu den neuesten Sachen von Ruf von Flotow und Wagner. Es ist möglich, daß diese Oper der Anfang zu einem dauernden Etablissement wird,

Straße zwischen Formosa und Botol-Tabago; doch blieb das Wetter auch hier fortwährend rauh und stürmisch. Keiner von meinen, zum Theil langgedienten Kameraden konnte sich so anhaltend schlimmen Wetters entsinnen. Unter Anderm hatten wir zum Glück in Port Lloyd, Bonin Islands, vor Anker liegend, einen Typhoon, der an Heftigkeit Alles übertraf, was ich je erlebt hatte. Der Wind riß Gesicht und Hände blutig; hören konnte man nur, wenn mit dem Sprachrohre dicht in die Ohren hinein geschrieen wurde. Ein in unsrer Nachbarschaft liegender Wallfischfahrer riß von seinen Ankern los und strandete; auch wir befürchteten jeden Augenblick, obgleich fest vor Anker liegend, dasselbe Schicksal. Dennoch haben wir fleißig gearbeitet. Wir haben Inseln ohne Zahl, die auf den alten Karten aufgezeichnet sind, nicht gefunden und deren Nichtexistenz erwiesen, dagegen entdeckten wir einige neue, und namentlich zwei gefährliche Felsengruppen. Wir haben die Seeküste von Japan und die bis dahin sehr wenig gekannte und viel befabelte Inselreihe bei Loo Choo kartirt. Auch den Loo Choo Archipel haben wir durchforscht, jedoch nicht gründlich genug, um darüber berichten zu können. Sehr bedaure ich, daß uns das schlechte Wetter häufig am Landen verhinderte. In der herrlichen Kayosima-Bay, an der Südspitze der japanischen Insel Kin Sin lagen wir eine Woche und erfreuten uns des überraschend schönen Panoramas vom Schiffe aus. — Berge von den mannigfaltigsten Gebilden, bis zu den Gipfeln terassenförmig cultivirt, wechselten mit den reizendsten Thälern; im Hintergrunde erhoben sich zwei dreitausend Fuß hohe brennende Vulkane. Alles, was ich bis dahin von Naturschönheiten gesehen hatte, war weit entfernt von der Erhabenheit dieses Anblicks. — Mehr noch als vorher der Einfluß des Wetters, verhinderte hier die Weigerung der Japanesen unsere Landung. — Die Japanesen sind durchweg ein kerniger Menschenschlag, kräftiger und intelligenter als die Chinesen. Wir hatten keinen Dolmetscher und unterhielten uns vermittelst eines englisch-japanesischen Phrasenbuchs, in welchem wir diejenige Phrase aufsuchten, welche dem, was wir sagen wollten, am nächsten kam. Diese zeigten wir dem Mandarin, der das Buch mit nach Hause nahm, dort auf ähnliche Weise eine möglichst passende Antwort in dem Buche aufsuchte und uns andern Tags dieselbe zeigte. Eine lebhafte Unterhaltung! werden Sie ausrufen.

Der Aufenthalt in Hong Kong ist von großem Interesse. Das Leben und Treiben des chinesischen Volkes ist so unendlich verschieden von dem unsrigen, daß es fortwährend zu beobachten und zu erforschen giebt. Allein, obgleich die Neugierde vielfach wach gehalten wird, so ist doch der Umkreis, auf den der Fremde durch die sehr strengen Gesetze beschränkt wird, nur klein, und man wird bald gewahr, daß man stets dieselben Straßen wandert, und, obgleich man in einem Ameisenhaufen zu sein glaubt, doch stets dieselben Gesichter sieht. In einer Woche ist der Fremde überall gewesen, wohin er zu gehen wagen darf; das Elend, die nackte Armuth, die Krankheit, Alles, worauf sein Auge fällt, fängt an ihn anzuekeln; dabei erschlafft die Hitze seinen Körper und er ist zuletzt froh, wenn er einen Ruheplatz, entfernt von dem rastlosen Treiben findet. Aber selbst auf dem Schiffe ist keine Ruhe zu finden. Tag und Nacht wird dieses von einer Menge von Booten umwimmelt, von deren Anzahl Sie sich einen Begriff machen können, wenn Sie hören, daß in Canton 70,000 Familien auf eben so vielen Booten leben. Unserem Ankerplatz gegenüber ist allnächtlich eine Art Theater, welches aus einem Gemisch heulenden und quäkenden Gesanges besteht, von Nasal-Instrumenten und Gongs begleitet, eine Musik die Niemand schlafen läßt, wenn man sich nicht endlich auch daran gewöhnt. Der einzige angenehme Ort ist der Factorei-Garten, in welchem man das bunteste Gewühl sieht, das Sie sich denken können. Araber, Perser, Armenier, Bengalesen, Malayen, Portugiesen, Spanier, Engländer, Franzosen, Dänen, Amerikaner und zwischendurch auch eine gute Anzahl deutscher Jünglinge, bewegen sich unter einander. Gegen Sonnenuntergang bilden sich dann Gruppen aus den verschiedenen Nationalitäten in allen Theilen des Gartens. Im Allgemeinen bietet das Leben hier nichts von Geselligkeit. Der Fremde ist nur da, um Geld zu machen, alle seine Gedanken und Bewegungen sind darauf hingerichtet und von Gemüthlichkeit ist keine Rede. Fehlt doch die Personification des Gemüthes: die Frau. Wir haben nur zwei europäische Damen unter einer fremden Bevölkerung von etwa tausend Seelen gefunden.

— — Sie werden meine nächsten Mittheilungen vielleicht aus einer nördlichen Station des russischen Amerika erhalten, vielleicht aus Californien; jedenfalls dürfen Sie darauf rechnen, wenn ich am Leben bleibe, bald ein Zeichen davon zu erhalten.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 2. November 1856.

Erste Abtheilung.

Die Gründlimühle.

Ein Lebensbild

von Joseph Rank.

Nichts kann traulicher scheinen, als die „Grundlimühle" tief in einem Thale des Gebirgs. Von Flieder und Apfelbäumen dicht umringt, sendet sie ihr Klappern und Rauschen rings durch eine Wildniß von Tannen und Buchen, und wird erst selbst erblickt, wenn von oben, wo die Straße am Abhang schwindelnd dahinführt, das Auge in die Tiefe fällt.

Wie mancher Wanderer steht hier stille und betrachtet mit Behagen dieses kleine Bild des Lebens; lange in der Irre gegangen, ist er durch die Stimme der Mühle wieder auf den gebahnten Weg gerathen und sieht nun mit verstärkter Freude unten die flatternden Tauben auf dem Dach, die schäumenden Wellen auf dem Rade; dann und wann schreitet auch ein Mühlknecht oder ein Haushund über den Hof und ein Hahn verkündet den Wechsel des Wetters auf dem Zaune.

So friedlich sah vor vielen Jahren auch die Mühle wieder einmal aus, als eines Morgens ein Weib von mittlerem Alter in den Hofraum trat und einen Knaben mit sich führte.

Das Weib schritt lebhaft aus und redete zürnend vor sich hin; der Knabe aber war still und zuckte nur dann und wann wie Jemand, der schmerzlich bewegt ein Schluchzen unterdrückt; eine rothe und eine blasse Wange ließen wohl errathen, daß kein sanfter Augenblick vorhergegangen.

Beide waren nach wenigen Schritten in das Dunkel des nahen Waldes verschwunden, als die Thüre des Hauses wieder aufging und eine andere Gestalt hervortrat.

Es war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren; sein Anzug von lichtblauem Leinen und mehlbestaubt von oben bis unten zeigte augenblicklich, wessen Amts er sei, nicht ganz so schnell indessen war aus dem Gesicht des Mannes auf sein Herz zu schließen.

Denn hager und faltenreich, mit schmaler Stirn uud hervorragendem Kinn, gab es den wasserblauen Augen, zwischen denen eine lange, dünne Nase hervortrat, keine angenehme Umgebung und der unstäte Blick verscheuchte vollends bald jedwede bessere Meinung.

War der erste Anblick dieses Mannes schon nicht sehr erbaulich, so war es noch viel weniger sein Thun und Treiben.

Er ging stets mit gesenktem Kopfe herum, die Augen immer am Boden, auch wenn er Jemand sprach; wurde er nicht gleich verstanden, oder gelang ihm eine Arbeit nicht sofort, so spuckte er heftig aus, ließ keinen Laut mehr hören und machte sich einfach anderwärts zu schaffen.

Leute von weiter her, die bloß ihr Getreide in die Mühle brachten und sich wenig an die

Straße zwischen Formosa und Botol-Tabago; doch blieb das Wetter auch hier fortwährend rauh und stürmisch. Keiner von meinen, zum Theil langgedienten Kameraden konnte sich so anhaltend schlimmen Wetters entsinnen. Unter Anderm hatten wir zum Glück in Port Lloyd, Bonin Islands, vor Anker liegend, einen Typhoon, der an Heftigkeit Alles übertraf, was ich je erlebt hatte. Der Wind riß Gesicht und Hände blutig; hören konnte man nur, wenn mit dem Sprachrohre dicht in die Ohren hinein geschrieen wurde. Ein in unsrer Nachbarschaft liegender Wallfischfahrer riß von seinen Ankern los und strandete; auch wir befürchteten jeden Augenblick, obgleich fest vor Anker liegend, dasselbe Schicksal. Dennoch haben wir fleißig gearbeitet. Wir haben Inseln ohne Zahl, die auf den alten Karten aufgezeichnet sind, nicht gefunden und deren Nichtexistenz erwiesen, dagegen entdeckten wir einige neue, und namentlich zwei gefährliche Felsengruppen. Wir haben die Seeküste von Japan und die bis dahin sehr wenig gekannte und viel befabelte Inselreihe bei Loo Choo kartirt. Auch den Loo Choo Archipel haben wir durchforscht, jedoch nicht gründlich genug, um darüber berichten zu können. Sehr bedaure ich, daß uns das schlechte Wetter häufig am Landen verhinderte. In der herrlichen Kayosima-Bay, an der Südspitze der japanischen Insel Kin Sin lagen wir eine Woche und erfreuten uns des überraschend schönen Panoramas vom Schiffe aus. — Berge von den mannigfaltigsten Gebilden, bis zu den Gipfeln teraſſenförmig cultivirt, wechselten mit den reizendsten Thälern; im Hintergrunde erhoben sich zwei dreitausend Fuß hohe brennende Vulkane. Alles, was ich bis dahin von Naturschönheiten gesehen hatte, war weit entfernt von der Erhabenheit dieses Anblicks. — Mehr noch als vorher der Einfluß des Wetters, verhinderte hier die Weigerung der Japanesen unsere Landung. — Die Japanesen sind durchweg ein kerniger Menschenschlag, kräftiger und intelligenter als die Chinesen. Wir hatten keinen Dolmetscher und unterhielten uns vermittelst eines englisch-japanesischen Phrasenbuchs, in welchem wir diejenige Phrase aufsuchten, welche dem, was wir sagen wollten, am nächsten kam. Diese zeigten wir dem Mandarin, der das Buch mit nach Hause nahm, dort auf ähnliche Weise eine möglichst passende Antwort in dem Buche aufsuchte und uns andern Tags dieselbe zeigte. Eine lebhafte Unterhaltung! werden Sie ausrufen.

Der Aufenthalt in Hong Kong ist von großem Interesse. Das Leben und Treiben des chinesischen Volkes ist so unendlich verschieden von dem unsrigen, daß es fortwährend zu beobachten und zu erforschen giebt. Allein, obgleich die Neugierde vielfach wach gehalten wird, so ist doch der Umkreis, auf den der Fremde durch die sehr strengen Gesetze beschränkt wird, nur klein, und man wird bald gewahr, daß man stets dieselben Straßen wandert, und, obgleich man in einem Ameisenhaufen zu sein glaubt, doch stets dieselben Gesichter sieht. In einer Woche ist der Fremde überall gewesen, wohin er zu gehen wagen darf; das Elend, die nackte Armuth, die Krankheit, Alles, worauf sein Auge fällt, fängt an ihn anzuekeln; dabei erschlafft die Hitze seinen Körper und er ist zuletzt froh, wenn er einen Ruheplatz, entfernt von dem rastlosen Treiben findet. Aber selbst auf dem Schiffe ist keine Ruhe zu finden. Tag und Nacht wird dieses von einer Menge von Booten umwimmelt, von deren Anzahl Sie sich einen Begriff machen können, wenn Sie hören, daß in Canton 70,000 Familien auf eben so vielen Booten leben. Unserem Ankerplatz gegenüber ist allnächtlich eine Art Theater, welches aus einem Gemisch heulenden und quäkenden Gesanges besteht, von Nasal-Instrumenten und Gongs begleitet, eine Musik die Niemand schlafen läßt, wenn man sich nicht endlich auch daran gewöhnt. Der einzige angenehme Ort ist der Factorei-Garten, in welchem man das bunteste Gewühl sieht, das Sie sich denken können. Araber, Perser, Armenier, Bengalesen, Malayen, Portugiesen, Spanier, Engländer, Franzosen, Dänen, Amerikaner und zwischendurch auch eine gute Anzahl deutscher Jünglinge, bewegen sich unter einander. Gegen Sonnenuntergang bilden sich dann Gruppen aus den verschiedenen Nationalitäten in allen Theilen des Gartens. Im Allgemeinen bietet das Leben hier nichts von Geselligkeit. Der Fremde ist nur da, um Geld zu machen, alle seine Gedanken und Bewegungen sind darauf hingerichtet und von Gemüthlichkeit ist keine Rede. Fehlt doch die Personification des Gemüthes: die Frau. Wir haben nur zwei europäische Damen unter einer fremden Bevölkerung von etwa tausend Seelen gefunden.

— — Sie werden meine nächsten Mittheilungen vielleicht aus einer nördlichen Station des russischen Amerika erhalten, vielleicht aus Californien; jedenfalls dürfen Sie darauf rechnen, wenn ich am Leben bleibe, bald ein Zeichen davon zu erhalten.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 2. November 1856.

Erste Abtheilung.

Die Gründlimühle.

Ein Lebensbild

von Joseph Rank.

Nichts kann traulicher scheinen, als die „Grundlimühle" tief in einem Thale des Gebirgs. Von Flieder und Apfelbäumen dicht umringt, sendet sie ihr Klappern und Rauschen rings durch eine Wildniß von Tannen und Buchen, und wird erst selbst erblickt, wenn von oben, wo die Straße am Abhang schwindelnd dahinführt, das Auge in die Tiefe fällt.

Wie mancher Wanderer steht hier stille und betrachtet mit Behagen dieses kleine Bild des Lebens; lange in der Irre gegangen, ist er durch die Stimme der Mühle wieder auf den gebahnten Weg gerathen und sieht nun mit verstärkter Freude unten die flatternden Tauben auf dem Dach, die schäumenden Wellen auf dem Rade; dann und wann schreitet auch ein Mühlknecht oder ein Haushund über den Hof und ein Hahn verkündet den Wechsel des Wetters auf dem Zaune.

So friedlich sah vor vielen Jahren auch die Mühle wieder einmal aus, als eines Morgens ein Weib von mittlerem Alter in den Hofraum trat und einen Knaben mit sich führte.

Das Weib schritt lebhaft aus und redete zürnend vor sich hin; der Knabe aber war still und zuckte nur dann und wann wie Jemand, der schmerzlich bewegt ein Schluchzen unterdrückt; eine rothe und eine blasse Wange ließen wohl errathen, daß kein sanfter Augenblick vorhergegangen.

Beide waren nach wenigen Schritten in das Dunkel des nahen Waldes verschwunden, als die Thüre des Hauses wieder aufging und eine andere Gestalt hervortrat.

Es war ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren; sein Anzug von lichtblauem Leinen und mehlbestaubt von oben bis unten zeigte augenblicklich, wessen Amts er sei, nicht ganz so schnell indessen war aus dem Gesicht des Mannes auf sein Herz zu schließen.

Denn hager und faltenreich, mit schmaler Stirn uud hervorragendem Kinn, gab es den wasserblauen Augen, zwischen denen eine lange, dünne Nase hervortrat, keine angenehme Umgebung und der unstäte Blick verscheuchte vollends bald jedwede bessere Meinung.

War der erste Anblick dieses Mannes schon nicht sehr erbaulich, so war es noch viel weniger sein Thun und Treiben.

Er ging stets mit gesenktem Kopfe herum, die Augen immer am Boden, auch wenn er Jemand sprach; wurde er nicht gleich verstanden, oder gelang ihm eine Arbeit nicht sofort, so spuckte er heftig aus, ließ keinen Laut mehr hören und machte sich einfach anderwärts zu schaffen.

Leute von weiter her, die bloß ihr Getreide in die Mühle brachten und sich wenig an die

düstere Unart dieses Mannes kehrten, waren sonst mit ihm gar wohl zufrieden; denn er bediente Jedermann getreulich, rasch und auch der kleinste Unterschleif war nie erhört.

Anders freilich verhielt es sich mit Jenen, die ihm stündlich nahe standen. Namentlich seine Schwester, die er, weil er Junggeselle war, im Hause hatte, und der Waisenknabe eines fernen Anverwandten wußten manches Trübe zu berichten; denn wenn er auch Tage und Wochen lang sich ziemlich ruhig und erträglich halten konnte, so traten doch die Launen und Seltsamkeiten dann so rascher auf und greller.

Eine ziemlich ruhige Woche war eben wieder vorüber, als heute Morgen der Knabe Gottlieb, zur Schulprüfung sonntäglich geputzt, vor das Cruzifix in der Stubenecke trat und das Morgengebet verrichtete. Die klare Kindesstimme und die schönen Worte des Gebetes klangen gar rührend und die Schwester des Müllers, welche den Knaben wie ihren Augapfel hütete und liebte, stand erbaut und bewegt in der Ferne, um die Andacht leise mitzusprechen. Bei den Schlußworten des Gebets: „Sei uns und allen armen Sündern gnädig, Herr!“ trat der Müller in die Stube; aber die letzten Worte hören, wie von einer Tarantel gestochen aufzucken — hinfahren und dem Knaben eine furchtbare Ohrfeige geben, war das Werk des nächsten Augenblicks.

Der Knabe stand da und zuckte kaum; von mancher argen Mißhandlung unverdient heimgesucht, hatte er eine Selbstüberwindung gewonnen, die weit über seine Jahre ging; leider fiel ihm in diesem Augenblicke wieder seine verstorbene gute Mutter ein und er konnte seine Wehmuth und ein aufzuckendes Schluchzen nicht ganz unterdrücken.

Desto heftiger brach der Schmerz und die zürnende Abwehr der Schwester des Müllers hervor. Sie sagte ihrem Bruder so ziemlich ohne Vorbehalt, was sie von dem barbarischen Gewaltact halte, den er eben gegen den Kleinen begangen; zog dann den Mißhandelten begütigend an ihr Herz, brach in Thränen aus und sagte:

„Sei ruhig und ertrag's noch einmal, Gottlieb! der Himmel wird noch einmal gut machen, was dieser Wilde da an Dir versündigt!“

Hierauf warf sie ihr Kopftuch über, nahm des Knaben Bücher und Schiften vom Gestelle und ging mit ihm wehklagend und zürnend aus der Stube; sie hatte den Knaben stets zur Prüfung begleitet und wollte es auch heute nicht versäumen.

War das Betragen des Müllers immer seltsam gewesen, so schien es jetzt besonders ein Räthsel.

Gleichsam erleichtert durch den Schlag nach dem Knaben war er ruhiger geworden, erwiederte die heftigen Worte der Schwester mit keiner Silbe, lächelte nur stille vor sich hin und nagte an einem Hobelspan, während er unter allerlei Werkzeug an der Wand der Stube herumgriff.

Als die Schwester mit dem Knaben fortgegangen war, schritt er in einer Art Zerstreuung durch die Mühle, schien sich besonders gerne unter den donnernden Rädern aufzuhalten, wo er auf dünnen Leitern und schwanken Brettern wie ein Traumwandler herumstieg; nach einer halben Stunde kam er wieder aus der Mühle heraus, trat vor einen Knecht hin und sagte halb zwischen den Zähnen:

„Hab' mir Acht auf die Mühle, Vincenz; ich hab' einen Gang und komme vor Nachts nicht zurück;“ doch da er von dem Knechte nicht gleich verstanden wurde, spuckte er aus, wiederholte seine Worte nicht mehr, kam in die Stube zurück, legte bessere Kleider an und schritt, nachdem er Kammer und Stube wohl verschlossen, nach dem Walde zu.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, auf den Gräsern funkelte noch der Thau und von den Zweigen der Buchen und Tannen jubelte tausendstimmig der Chor der Vögel. Der Betrübte wie der Frohe, der Schuldige wie der Unschuldige konnten unmöglich durch den grünen Dom des Waldes schreiten, ohne sich mit Wonne oder Schauer zu erinnern, was ihr Herz am meisten anging.

Herwald, der Müller, schritt mit gesenkten Blicken dahin und wechselte manchmal leise die Farbe; er suchte den Vergnügten zu spielen und begann ein Liedchen zu summen, es mißlang indessen arg; je tiefer er in die Waldesnacht gerieth, desto straffer stieß er den Wanderstab in die Erde, desto sichtbarer beflügelte er seine Schritte, um ins Freie zu gelangen.

Wo der Weg sich nach Irdingen und Saalfeld scheidet, steht ein Kreuz errichtet mit dem lebensgroßen Heiland, reich verziert, auf festem Postamente. Wer vorüberkommt, erhebt das Auge ehrfurchtsvoll, der Gläubige zieht den Hut, der Bedrängte stürzt mit Bitten vor ihm nieder; — als heute Morgen Herwald's Schwester mit dem Knaben vorüberkam, knieten auch sie beide hin und beteten mit Inbrunst zu dem Herrn; — der Müller aber wechselte die Farbe, griff mit großen Schritten aus, dem Bild des Herrn Gebet und Gruß versagend. Wie Einer, der mancherlei Gefahr entgangen, kam er endlich an den Rand des Waldes, trat ins Freie und athmete erleichtert.

Herwald war auf dem Wege nach Saalfeld, um sich einen Mühlstein zu bestellen; er mußte durch Thalfurth, wo eben heute die Prüfung der Dorfkinder abgehalten wurde.

Indem der Müller durch den Ort ging und in die Nähe des Schulhauses kam, sah er die Straße von seltsamen Gruppen förmlich gesperrt. Alles blickte und horchte nach den offenen Fenstern des Schulhauses, wo die Fragen der Lehrer und die Antworten der Schüler im

vollen Gange waren. Hatte die Prüfung im Ganzen einen erfreulichen Erfolg, so erregte doch die Art, wie namentlich ein Knabe jede Frage zu beantworten, jede Aufgabe sogleich zu lösen verstand, die höchste Bewunderung. Gleichsam mit seinem Nachdenken schon im Reinen, bevor eine Frage ausgesprochen war, hielt er mit seiner Erwiederung nur so lange zurück, bis sie auf seiner Zunge abgerundet war; und wie der Geist seiner Worte, so erquickte und rührte seine Stimme.

Wiederholt erhob sich ein und der andere Schulvorstand, um den prächtigen Knaben lobend anzusprechen und ihm freundlich die Hand auf's Haupt zu legen; — „fahre so fort, mein Kind," sagte der Vicar zu wiederholten Malen, „und Du wirst es weit bringen in diesem und im andern Leben!"

„Daß Deine guten Eltern noch lebten! welche Freude würden sie haben!" bemerkte unter Andern der Schulrath auch einmal.

Ein leises Schluchzen wurde nach diesen Worten gehört; die Schwester des Müllers, die unter den Zuschauern stand, weinte vor Freude und Wehmuth, denn der gelobte und bewunderte Knabe war ja der kleine Gottlieb, ihr lieber Ziehsohn, ihr Herzpunkt!

Den schönsten Theil der heutigen Feier gab indessen der Schlußakt der Prüfung.

Gottlieb hatte nämlich noch einen Spruch zu sagen, der mit einfachen und herzlichen Worten den Vorgesetzten für ihre aufmunternde väterliche Gegenwart und Sorge um den Unterricht, dem Lehrer für seinen großen Eifer und die vielfache Geduld mit den Schwächen der Jugend, den Eltern für Pflege und die zahllosen Sorgen dankte, welche die Ernährung, Kleidung und Erziehung der Kinder verursachen. Gegen den Schluß der Anrede hin hatte der kleine Sprecher auch der armen Waisen zu gedenken, welche an Verwandten und Fremden ihre Wohlthäter gefunden, die nun gebeten wurden, ferner Geduld zu haben mit den verlassenen Wesen, deren sorgende Väter und Mütter zu früh aus diesem Leben genommen worden!

Gottlieb's Stimme wurde bei den letzteren Worten bebend, seine Augen trübten sich und die linke Wange, die bis jetzt noch immer etwas röther geblieben war als die andere, erblaßte rasch und sichtlich. Doch vollendete der Knabe standhaft, was er zu sagen hatte und erhöhte so die Rührung und Theilnahme, welche ihm heute schon so reichlich zu Theil geworden. . .

Nach Beendigung der Prüfung schlugen drei Männer unter den sich zerstreuenden Zuschauern, die Straße nach Saalfeld ein. Zwei derselben konnten nicht fertig werden, von dem Eindruck zu reden, den ihnen der Knabe gemacht hatte und sie priesen ihren Begleiter glücklich, daß ihm der Himmel ein so vorzügliches Kind zur Pflege und Leitung in die Hand gegeben.

„Halt' und ehr' es wohl, Herwald," sagte der eine der Männer wiederholt, — „Du wirst noch große Freude mit dem Kinde erleben!"

Der zweite Begleiter stimmte mit Wärme in diesen Rath und erinnerte noch einmal daran, als er bei Auern „guten Tag" sagte und abwärts seines Wegs ging.

Herwald, der Müller, hatte die Reden der Männer stumm angehört und schritt auch wortlos seines Weges, als er endlich wieder ganz allein war. Aber hinter diesem Schweigen entwickelte sich offenbar etwas ganz Seltsames, dem noch Worte und Zeichen fehlten. . .

Es war schon gegen Mitternacht, als sich im Hofraum der Gründlimühle Schritte hören ließen und Herwald von seinem Gange nach Saalfeld zurückkam.

Niemand als der große Hofhund, der schweigend den Kopf aus der Hütte streckte und wieder zurückzog, sah ihn kommen; er trat auch nicht lärmend wie sonst auf, um seine Gegenwart bemerkbar zu machen, ja selbst den Gang durch die Mühle, den er sonst niemals versäumte, unterließ er heute und begab sich geraden Wegs nach dem Hinterstübchen, wo er zu schlafen pflegte.

Schon war er halb entkleidet — als er, wie von einem Gedanken ergriffen, stehen blieb, die Fläche der rechten Hand auf den Wirbel legte und eine Weile regungslos vor sich hinsah; — dann — ging er auf den Zehen wieder aus der Stube, schritt einen langen Hausgang dahin und blieb am Ende desselben vor einer kleinen Thüre horchend stehen.

Die Räder der Mühle donnerten viel zu laut, als daß er irgend ein Gespräch oder sonst welche Töne innerhalb der Thüre hätte vernehmen können; dennoch neigte er näher und näher sein Ohr an das Schloß, drückte sogar die Thüre ein wenig auf und blieb so in horchender Stellung eine gute Weile verharren.

Der Mond brach in diesem Augenblicke durch eine finstere Wolkendecke, warf einen hellen Schimmer durch ein zerbrochenes Fenster und beleuchtete fliegend ein holdes Knabenantlitz, das schlummernd auf einem ziemlich ärmlichen Lager ruhte.

Es war das Antlitz Gottlieb's. Angenehm und traumlos schlief der wackere Knabe jetzt nach den Mühen und Ehren des Tages; still und zufrieden war er aus der Schule heimgekommen, hatte er die Rührung und Freude seiner Pflegemutter hingenommen, still und zufrieden hatte er sein Nachtgebet verrichtet und war so eingeschlafen.

Was suchte Herwald hier? Wollte er vernehmen, ob der Knabe den Schmerz über die erlittene Mißhandlung nicht jetzt erst in einsamer Mitternacht ausweine? Wollte er sehen, — indem er jetzt gar bis an das Lager des Knaben heranschlich — ob die mißhandelte Wange noch

geröthet sei, ob die Stirne des Kleinen auch im Schlummer noch Spuren der Trauer zeige?

Es war ein furchtbar-schönes Bild: in grellem Mondlicht die gespenstisch-häßliche Gestalt des Müllers über das Bett geneigt und darunter das schöne Angesicht des schlummernden Knaben!

Aber keine Spur von Trauer lag auf der Stirne des letzteren; — die Wangen hatten beide eine gleich sanfte Färbung; — aus diesen Zeichen schien hervorzugehen, daß in den Schlummer des Kleinen kein Schmerz, keine Erinnerung erlittener Unbill hinüber rage.

War es diese Betrachtung, die den Müller leichter athmen, heiterer aufblicken machte?

Er raffte sich wieder empor, eilte auf den Zehen aus dem Kämmerlein, drückte die Thüre wieder sachte und sorgfältig zu und suchte nun selber sein Lager.

Andern Morgens war der Müller seltsam ruhig und sichtbar verlegen, aber auch milder als je. Seine Schwester war nicht wenig verwundert, als er einen Pack neuer Kleidungsstoffe für den Knaben auf den Tisch legte; sie glaubte zu träumen, als er im Verlaufe des Tages wiederholt sich angelegen sein ließ, dem Knaben durch Worte und Aufmerksamkeiten angenehm zu werden.

Diese Art sich zu benehmen schlug aber nicht in den nächsten Tagen wieder um; im Gegentheil machte sie auffallend wachsende Fortschritte im Guten.

Des Knaben Schlaf und Appetit, seine Heiterkeit und Trauer, seine Arbeiten und Schulgänge, Erlebnisse und Spiele zogen Herwalds Aufmerksamkeit auf sich und er war mit freundlichen Fragen, Erkundigungen und Rathschlägen unablässig zur Hand.

Gottlieb, das Gute wie Schlimme stets mit sanfter Fassung hinnehmend, gerieth über diese neue Behandlungsweise des Vetters in stille Verlegenheit und wußte oft nicht, was er sagen, wie er das Alles nehmen solle? Die Schwester des Müllers, anfangs so sehr angenehm überrascht, gerieth nach den ersten Tagen wieder in große Zweifel und argwöhnte hinter diesen Artigkeiten schließlich doch ein unheimliches Hervorbrechen der frühern Barbarei; — allein als sie jetzt merkte, daß ihr Bruder sich sogar um die Morgen- und Abendandacht des Knaben zu interessiren anfing; da erhielt ihr Vertrauen zu der wunderbaren Aenderung des Bruders doch eine ziemlich zuversichtliche Festigkeit.

Daher sagte sie eines Morgens, als der Knabe eben zum Schulgang gerüstet sein Gebet gesprochen hatte:

„Bruder, wie bist Du besser geworden! Bleib nur so und wir haben dann den Himmel auf Erden!"

„Den Himmel auf Erden —" wiederholte der Bruder langsam und mit stockender Stimme; — vollendete aber nicht, was er sagen wollte, nahm den Hut von der Wand und machte sich selbst mit dem Knaben auf den Weg nach der Schule.

Es war wieder ein schöner, warmer Morgen und die Sänger des Waldes hielten ihre Lieder, die den Schöpfer preisen und die Menschen erfreuen sollten, nicht zurück. Herwald hielt den Knaben mit einer Art leiser Fieberhast an der Hand und sprach auch etwas bewegter als sonst; so kamen beide bis zum großen Crucifix im Walde und der Vetter sagte jetzt:

„Dort — geh' hin, Gottlieb; — knie hin und bete zum himmlischen Vater, daß er Dir gnädig sei von jetzt an und Dich erleuchte; — thu' so, geh' hin und knie nieder!"

Der Knabe kniete hin und betete still, während Herwald, den Hut in der Hand und vom Bild des Erlösers halb abgewendet, vor sich in den Wald hineinstarrte.

„Ist gethan, was ich gesagt habe?" rief er nach einer Weile.

Der Knabe machte ein Kreuz, erhob sich und sagte:

„Ja, Vetter!"

„Gut — jetzt komm weiter!"

Und so wie sie gekommen waren, gingen sie weiter nach der Schule.

„Du mußt mir jetzt sagen," fuhr der Müller nach einigem Schweigen fort — Du mußt mir sagen, was Du am liebsten werden möchtest?"

Mit seltsamer Bewegung harrte er auf die Antwort des Knaben.

Dieser war etwas überrascht von der Frage, und wußte eigentlich nicht gleich, was er antworten sollte; sagte aber doch bald mit einiger Entschiedenheit:

„Laßt mich geistlich werden, Vetter!"

Ein Blitz hätte den Müller nicht rascher zu Boden werfen können, als er jetzt auf die Knie fiel; das Angesicht mit beiden Händen bedeckt blieb er eine Weile schwerathmend und sprachlos also liegen, bis der Knabe, erschreckt von dem Anblick und in der Meinung, er habe etwas Unliebsames begehrt, mit bebender Stimme sagte:

„Ich kann auch werden, was Ihr wollt, Vetter; — sagt es nur selber!"

Aber heftig aufstehend und fieberhaft den Knaben weiterführend rief der Müller:

„Nein, nein; — das hat Dir Gott eingegeben; — werde ein Geistlicher, werde es! Es ist auch *mein* Wunsch — ich will Dir einmal sagen, warum?"

Der Lehrer von Thalfurth war nicht wenig überrascht, den Müller im Schulhause erscheinen zu sehen, wo er sich sonst nie hatte blicken lassen; doch höher stieg seine Verwunderung, als Herwald bat, dem Knaben dreimal die Woche besonderen Unterricht ertheilen zu wollen, er werde gerne zahlen, was es koste!

Vom Lehrer begab sich Herwald zum Pfarrer in die Wohnung und fragte an, ob es Sr. Hochwürden nicht möglich wäre, seinen Zieh-

sohn im Latein vorzubereiten, da er beschlossen habe, ihn studiren zu lassen.

Der Pfarrer nahm den wunderlichsten Christen seiner Gemeinde ebenfalls mit Verwunderung auf und besprach sich ausführlich über die Kosten des Studirens, und als der Müller mit einiger Heftigkeit bemerkte: die Kosten seien das Wenigste, die wolle er gerne tragen, — fragte er nur noch: auf welches Ziel hin der Kleine studieren solle?

„Er soll ein Geistlicher werden!“ hieß die Antwort.

Das war denn auch dem Pfarrer endlich recht und so begann schon in den nächsten Tagen der Vorbereitungsunterricht. Gottlieb enttäuschte die großen Erwartungen nicht, welche man auf seinen Geist und sein Herz gesetzt hatte. Mit jedem Tage nahm er zu an Kenntnissen, Wohlsein und guten Sitten; es bedurfte keines ganzen Jahres, um ihn für den Eintritt in das Gymnasium tüchtig zu erklären; und einmal auf gebahntem Wege des Studiums schritt er auch stetig als einer der besten und beliebtesten Schüler vorwärts, kam vom Gymnasium zur Universität und schien hier ohne Kampf des Herzens den heißen Wunsch sowohl seines Vetters als seiner Ziehmutter zu erfüllen, indem er Theologie zu seinem Lebensberufe wählte . . .

Hatte der Müller den Studiengang seines Ziehsohnes mit den sorgsamsten Augen verfolgt und es weder an Opfern noch an Aufmerksamkeiten jeder Art fehlen lassen, um den Knaben und Jüngling über die Beschwerden und Sorgen des Lebens so gut als möglich hinwegzuheben; so erreichte diese rastlose und freudige Aufopferung des Müllers jetzt, wo der wohlgerathene Jüngling endlich dem eigentlichen Ziele immer näher kam, die wahre Spitze. Er ließ es sich nicht mehr nehmen, jährlich einige Male, mochte das Wetter sein wie es wollte, zu Fuß nach der fernen Universität zu wandern, seinen Liebling zu sehen, zu sprechen, ihm an den Augen abzunehmen, ob er wohl und froh sei, ob er einen besonderen Wunsch habe und ja noch recht zufrieden sei mit der Wahl seines Standes? Wie ein Pilger, bestaubt und müde, kam er oft an, hatte seine Schuhe durchgegangen und auf dem Wege Hunger gelitten, ohne darauf zu achten; — wenn er sich nur sagen konnte, daß er Geld genug bei sich trage, um etwaige unerwartete Wünsche des Ziehsohnes zu befriedigen, ein namhaftes Geschenk zurücklassen zu können!

So rückte denn endlich auch die Zeit heran, wo Gottlieb die letzte Weihe als Priester erhalten sollte — und sie erhielt. In der heimathlichen Dorfkirche war es, wo der junge Geistliche unter großem Zulauf seinen ersten feierlichen Gottesdienst hielt und vierzehn Tage lang den üblichen Priestersegen den zahlreich herzuströmenden Gläubigen ertheilte.

Wundersam genug wurde jetzt der Müller in demselben Maße stiller, verschlossener, ja zurückgezogener, als die Schwester und die fremden Leute sich dem jungen Priester froh und verehrend näher drängten. Zwar ging aus seinem Betragen die außerordentliche Verehrung und Liebe zu seinem Pflegesohne immer noch deutlich hervor, aber irgend ein Geheimniß, eine schwere Belästigung des Gemüths schien Gewicht an Gewicht zu hängen und die Freude des Mannes tiefer und tiefer zu ziehen.

In einer Nacht erwachte einst die Schwester des Müllers und hörte mit Grauen und Entsetzen die Stimme ihres Bruders ächzen und wüthen, jammern und röcheln.

Sie stand auf und näherte sich der Schlafstube des Bruders, als im nämlichen Augenblicke die Thüre aufging und dieser selbst heraustrat.

Er war ganz angekleidet und hatte ein Licht in der Hand; — aber die starren Augen, der unsichere Gang hätten fast vermuthen lassen, daß er im Traume wandle, wenn er die Schwester nicht wohl erblickt und mit bebender Stimme angeredet hätte.

„Lauf zu Gottlieb“, sagte er oft unterbrochen — „bitt' ihn um Gott und des Erlösers willen her, o Schwester; — ich bin krank, krank, krank; — Gottlieb möge kommen, die Beichte abnehmen; — ich kann's nicht länger tragen.“

Der junge Priester wohnte im Pfarrhof zu Thalfurth und war also nicht gleich zur Hand; aber die Schwester war vom Jammer des Bruders so sehr hingerissen, daß sie sich trotz Nacht und Regen aufmachte, um den Geistlichen zu holen.

Gegen drei Uhr des Morgens mochte es sein, als der junge Priester, wie zu einem Sterbenskranken, in die Gründlimühle kam. Der Müller lag angekleidet, wie er war, auf seinem Bette und bedeckte beim Eintritt Gottlieb's lautlos sein Gesicht.

Nachdem der Priester einige theilnehmende Fragen an den Gemüthsleidenden gerichtet, winkte er seiner Ziehmutter, sich eine Weile zu entfernen, nahm die Stola um, verrichtete ein kurzes Gebet, machte das Zeichen des Kreuzes über den Vetter und sagte:

„Nun saget, was belastet Euer Herz?“

Der Müller erhob sich, faßte zitternd die beiden Hände des Ziehsohns, kniete vor ihm nieder und begann nach einer Pause:

„Ich bin gefallen — gefallen, daß es fast kein Heil, keine Verzeihung mehr giebt! . . . Seit Jahren habe ich gesucht und gesucht, um einen Retter und Erlöser für mein Vergehen zu finden und habe keinen gefunden. Ich habe die Schwächen und Fehler aller Priester hier herum gesehen, keiner schien mir gottbegnadigt und

mächtig genug, um mich von der blutigen That loszusprechen, die ich begangen habe . . . da hab' ich Dich, o Gottlieb, an dem Morgen, wo ich Dich beim Gebet mißhandelt, in der Schule wiedergeseh'n, hab' Deine Antworten und die Lobsprüche gehört, die Dir zu Theil geworden; — wie ein Bote des Himmels bist Du mir erschienen, rein und lieblich und auf die Welt gesandt, als Priester über mich und meine Verbrechen zu richten und mich zu erlösen; — darum bin ich auf einmal so ein Anderer geworden, habe Dich gehegt und geliebt, zum Studieren gebracht und Priester werden lassen; — und die Zeit ist jetzt da, wo Du — Du allein zwischen mir und dem Himmel binden und lösen sollst, was zu binden und zu lösen ist!"

Mit heftiger Bewegung sich wegwendend, die linke Hand über die Augen drückend und den Zeigefinger der rechten auf eine Stelle des Bodens gerichtet, rief er dann:

„Hier — hier liegt er eingegraben, — der Fremde, den Nacht und böses Wetter einst unter mein Dach gelockt; — und den ich nicht mehr lebend von dannen ließ; — sein Geld ist neben ihm begraben — ich hab' es nach der That nicht behalten und benutzen können . . ." Er fiel auf sein Angesicht und fuhr dann fort:

„Hier bin ich, Gottlieb — hier lieg' ich im Staub; — sag' es nur offen, — sag', es ist aus mit mir, aus für jetzt und alle Ewigkeit!"

Und nach diesen Worten wankte er einige Male hin und her und lag plötzlich bewußtlos zu des entsetzten jungen Priesters Füßen. Ein Zustand des Irrseins ließ ihn nicht mehr verstehen, wie weit der Priester zwischen ihm und dem Himmel zu vermitteln dächte; — auch erlöste ihn ein baldiger Tod wenigstens von der Strafe hier auf Erden. . . .

Als Gottlieb dem Gericht die Anzeige von dem Schaudervorfall machte, fand sich's, daß der Erschlagene, ein reicher Wirth aus Angern, vor Jahren mit Sorgfalt gesucht und nicht gefunden worden war. Das eingegrabene Geld wurde den Erben übergeben und die Gebeine des Unglücklichen in geweihtem Boden bestattet.

Dies geschah an demselben Tage, an welchem Herwalds trauriger Leib in aller Stille, fern von den sterblichen Resten der Mitwelt, eingescharrt wurde. Gottlieb führte trauernd und tröstend seine gute Pflegemutter nach der Mühle zurück und weihte das Haus für bessere künftige Tage . . .

Und so steht denn die Mühle, von Flieder und Apfelbäumen umringt, in der Tiefe des stillen Thales da und sendet ihr Klappern und Rauschen rings durch Tannen und Buchen; die Tauben auf dem Dache und die fremden Wanderer auf der Straße des Berghangs wissen nichts von der dunkeln That in dem freundlichen Hause; wohl aber gehen die Menschen des Thales noch immer leise schaudernd ab und zu und eine alte Frau, die jetzt das Geschäft führt, weint in einsamen Stunden noch viel beim Andenken ihres Bruders; — bis der Trost ihres Auges und Herzens, der Priester Gottlieb erscheint und für lange wieder Frieden bringt und Frieden hinterläßt.

Thomas Babington Macaulay.

Eine Charakteristik.

Macaulay ist der König der lebenden Geschichtschreiber. Neben diesem Gestirn werfen alle die andern Sterne, die am Himmel der modernen Geschichtschreibung glänzen, einen matteren Schimmer. Andere stellen dieselben gründlichen Forschungen an wie er, andere behalten in allen Kämpfen und Wirren der Geschichte die großen kulturgeschichtlichen Interessen eben so fest im Auge wie er, andere sichten und prüfen, gruppiren und gestalten eben so sorgsam wie er, und doch überragt er sie alle. So urtheilt die Gegenwart, so ist die allgemeine Stimme. Mancher einzelne Geschichtskenner mag vielleicht anders über ihn denken, die Nachwelt mag vielleicht anders über ihn richten, die Völker, nicht die Engländer allein, haben ihn auf den Schild gehoben und tragen ihn hoch über den Köpfen der Genossen seines Strebens im Triumph einher. Die Volksstimme kann irren, Niemand wird es leugnen, aber sie kann nicht in dem Grade irren, daß sie in den stillen Räumen der Geschichte die rechte Thür verfehlte, zu einem mit Flitterputz verunstalteten Gemache andächtig bewundernd sich drängte und die anstoßenden, in Kunsttempel verwandelten Gemächer unbeachtet ließe. Huldigte Macaulay einer Mode, einer Laune des Tages, böte er marktschreierisch ein Arcanum an, Revolutionen zu machen oder Revolutionen zu hindern, suchte er in den Leidenschaften der Zeit irgend einen Anknüpfungspunkt, dann hätte der Nimbus, der ihn umgiebt, wenig zu bedeuten. Aber er ist ein ernster Geschichtschreiber, der vielleicht zu sehr in der Vergangenheit, bei den stummen Todten lebt, und doch folgt man jeder seiner Arbeiten mit einem Interesse, das noch im Steigen begriffen ist. Nie ist die Fortsetzung eines Walter Scott'schen Romans mit größerer Spannung erwartet, begieriger gekauft worden, als die Fortsetzung von Macaulay's englischer Geschichte, und doch behandelt gerade diese Fortsetzung eine Epoche, für die bis dahin Niemand sich interessirt hat, und die daher mit Ausnahme der Boyne-Schlacht selbst den Engländern ziemlich unbekannt geblieben ist. Ein solcher ganz ungewöhnlicher Erfolg kann nur durch Vorzüge erklärt werden, die Macaulay eigenthümlich sind, oder die wenigstens kein anderer Geschichtschreiber in diesem Grade besitzt. In der That hat er solche Vorzüge, namentlich zwei: er ist Dichter und Staatsmann. Staatsmännisches Talent besitzen auch unsere großen Historiker — wie wäre ein Geschichtschreiber ohne dieses Talent denkbar! — doch nur we-

nige haben das Glück eines Niebuhr, Savigny und Johannes Müller gehabt, ihre Kräfte in einer hohen politischen Wirksamkeit üben und mehren zu können. Johannes Müller ist nicht einmal zu rechnen, da er erst im späteren Lebensalter in die unbeneidenswerthe Stellung eines Ministers im französischen Vasallenstaate Westfalen eintrat.

Von Macaulay's dichterischem Talente geben seine Balladen, deren Stoff der römischen und englischen Geschichte entnommen ist, glänzende Beweise. Als Staatsmann hat er das Glück gehabt, an den drei großen parlamentarischen Ereignissen des neunzehnten Jahrhunderts in England einen hervorragenden Antheil nehmen zu können. Für die Emancipation der Katholiken hat er allerdings nur als Schriftsteller gekämpft, aber in den Schlachten der Whigs für Reform und der Manchesterschule für Handelsfreiheit ist er auf der Wahlstatt des Unterhauses im dichtesten Gewühl gewesen. Zweimal, und immer in stürmischen Zeiten, ins Ministerium berufen, dann um einer Reform in der Gesetzgebung willen, die einer Revolution gleich zu achten ist, nach dem bengalischen Hauptsitze der englischen Macht in Ostindien gesandt, hat er sich einen Schatz von praktischem Wissen und von Lebenserfahrungen angeeignet, der so reich keinem andern Geschichtschreiber zu Gebote steht.

Dieser merkwürdige Mann ist von schottischer Herkunft und der Sohn jenes Zacharias Macaulay, der durch seinen philanthropischen Eifer für die Schwarzen und das Gründen des ersten Abolitionisten-Vereins bekannt geworden ist. Während eines vorübergehenden Aufenthalts seiner Eltern 1800 in London geboren, erhielt er seine Erziehung in Schottland, dessen vortrefflichem Schulsystem er im Unterhause manche aus warmem Herzen gesprochene Lobrede gehalten hat. In Cambridge erlangte er im dortigen Dreieinigkeits-Collegium die herkömmlichen Grade und begann als Collegiat (Fellow) in der Londoner Rechtsschule des Lincoln-Collegiums seinen praktischen Cursus, nach dessen Beendigung er 1826 als Anwalt zugelassen wurde. Diese ganze Vorbildung nützte ihm nur insofern, als sie seinen Geist erweiterte und ihn mit Wissenschaften vertraut machte, die ihm in seiner ferneren Laufbahn gelegentliche Unterstützung gewährten. Praktisch verwerthet hat er weder die Mathematik, der in Cambridge unter den Studien der erste Rang eingeräumt wird, noch die Rechtskunde, die er sich im Lincoln-Collegium aus freier Wahl aneignete.

Was Macaulay noch in demselben Jahre, in welchem man seine ersten Leistungen als Anwalt von ihm erwartete, diesem Beruf entführte, war seine erste literarische Arbeit, eine Studie (essay) über Milton. Gleich mit diesem Erstling manifestirte sich Macaulay als ein Schriftsteller ersten Ranges. Lord Jeffrey, einer der Führer der Whigs und der damalige Herausgeber des Edinburgh Review, bestimmte den ausgezeichneten jungen Mann, seine Zeit und sein Talent dem gedachten Unternehmen ausschließlich zu widmen. Macaulay hat für diese Zeitschrift während eines Zeitraums von siebenzehn Jahren gearbeitet, in den letzten Zeiten seiner angestrengten politischen Thätigkeit natürlich seltener und mit langer Unterbrechung. Ordnet man seine Studien (vgl. die Uebersetzung von Steger, sechs Bände, in Braunschweig 1853 und in zweiter Ausgabe 1854 erschienen) in chronologischer Reihe, so gewahrt man, daß die frühesten einen mehr literarischen Gehalt haben, während die späteren politischen oder culturgeschichtlichen Charakters sind. Die auf die Gegenwart bezüglichen dieser letzten Arbeiten schrieb Macaulay, nachdem er die Grundsätze, die er in ihnen darlegt, im Parlament vertreten hatte. So ging seiner Studie: „Kirche und Staat" (III, 259—331 der Steger'schen Uebersetzung) der parlamentarische Streit über die Frage voraus, „ob die Regierung als solche die Verbreitung religiöser Wahrheit als einen ihrer Hauptzwecke anerkennen müsse," so ließ er seiner ersten Rede für die Emancipation der Juden seine Studie über denselben Gegenstand folgen. Seine beiden anziehendsten Artikel: Lord Clive und Warren Hastings schrieb er nach seiner Rückkehr aus Indien.

Der schriftstellerische Ruf Macaulay's stieg von 1826—1829 in einem solchen Grade, daß die Whigs, als sie sich zu ihrem Angriffe auf das Wahlsystem der verrotteten Flecken rüsteten, ihm den Zutritt ins Unterhaus öffneten. Er wurde von dem Wahlort Calne in Wiltshire auf Lord Lansdowne's Empfehlung gewählt. Später vertrat er im reformirten Parlament Leeds, dann Edinburgh, und blieb dem Unterhause treu, bis ihn die Schwäche seiner Brust zwang, ihm zu entsagen. Auch seine Edinburgher Wähler blieben ihm bis auf eine Ausnahme treu. Einmal allerdings übergingen sie ihn, und zwar 1847, als durch die Wirren der freien schottischen Kirche der Zelotismus rege genug geworden war, um Macaulay ein Verbrechen daraus zu machen, daß er für die Bewilligung von Staatsgeldern an das katholische Seminar zu Maynooth gestimmt hatte.

Die von Macaulay selbst veranstaltete Sammlung seiner Reden (deutsch von Steger, Braunschweig 1854, zwei Bände) läßt uns begreifen, daß seine Landsleute ihn zu den ersten ihrer Redner zählen. In seinen Reden herrscht ein philosophischer und staatsmännischer Ton, sie erhellen die Gegenwart mit der Leuchte der Vergangenheit, sie leiten aus den politischen Begebenheiten des Tages ernste, wichtige Betrachtungen ab und halten doch jeden Anschein

Thomas Babington Macaulay.

von Pedanterie und trockener geschichtlicher Erörterung, alle unbestimmten und nutzlosen politischen Theorien ferne. Macaulay hat seinen Geist in den alten Formen geschult, er folgt den Regeln der Symmetrie, versteckt aber seinen Plan kunstvoll, läßt den entscheidenden Gedanken, das glücklichste Beispiel genau im rechten Augenblick hervortreten, schmückt seinen Gegenstand mit allen stylistischen Reizen, namentlich mit einer Sprachreinheit und Eleganz der Sprache, in denen Niemand ihm gleichkommt, und ist zugleich mit seinen Mitteln, mit seiner Gelehrsamkeit, seiner Ironie, seinem Pathos enthaltsam. Seine Reden haben nur einen Fehler, gelegentliche, selten vorkommende antithetische Anspielungen, für die er eine Vorliebe hat, die ihn zuweilen verleitet, gewöhnlichen Gedanken einen Platz zu gönnen.

Bei dem Vortrage dieser Reden hatte Macaulay fast aller persönlichen Vorzüge und Hülfsmittel, einen von Verstand strahlenden Ausdruck der Züge und ein bedeutendes, geistreiches Auge ausgenommen, zu entbehren. Er ist klein aber wohlgenährt wie ein Rathsherr, und seine Stimme ist so eintönig und schrill, daß man sie kurzweg eine schottische Stimme nennt. Auch von den Künsten, die der ältere Pitt so gern und so meisterlich anwendete, von den theatralischen und oratorischen Effecten hat er nie Gebrauch gemacht. So oft er im Parlament sprach, war seine Art immer dieselbe. Er schoß von seinem Sitze empor, versenkte sich mitten in seinen Gegenstand und sprach stundenlag mit unbegreiflicher Geschwindigkeit fort.

Dieser so von der Natur im Stich gelassene, um den Effect so unbekümmerte Redner besaß gleichwohl große Herrschaft über das Unterhaus. G. S. Francis erzählt in seinen Orators of the Age, so oft das Gestüster gegangen sei, Macaulay werde wahrscheinich sprechen, habe diese Kunde auf die Mitglieder wie ein Talisman gewirkt. Wer nicht im Saale blieb, der wartete in den Gängen und Vorzimmern, in der Bibliothek, in der Restauration, um ja den rechten Augenblick nicht zu versäumen, und erhob sich der Gegenstand dieser allgemeinen Theilnahme wirklich, so war das Haus plötzlich wie durch Zauberei dicht gefüllt. Hatte er geredet, so nahm die Debatte gewöhnlich eine andere Wendung. Die Redner von beiden Seiten des Hauses ließen es von nun an ihr Hauptaugenmerk sein, das von ihm Gesagte zu bekräftigen oder zu widerlegen.

Nicht alle Whigs sahen den Einfluß gern, den Macaulay sich eroberte. Nicht mit Unrecht machen die Tories den Whigs zum Vorwurf, daß bei ihnen politische Freisinnigkeit mit aristokratischer Abgeschlossenheit Hand in Hand gehe. Die Whigs haben nichts gegen geistvolle und kenntnißreiche Bundesgenossen aus den mittleren Gesellschaftsschichten, nur müssen diese Bundesgenossen mit einem Mindestel von Dankbarkeit, mit einer kärglichen Abfindung zufrieden sein. Für die Herzöge und Grafen, die sich die Erben von Hampden's Grundsätzen nannten, war Macaulay weiter nichts als ein Abenteurer in gutem Sinne. Auch gegen das aristokratische Vorurtheil brach er sich Bahn.

Als der einzige Engländer seiner Zeit gelangte er blos durch sein Talent, ohne durch Reichthum, Geburt oder Familienverbindungen unterstützt, ohne auf der andern Seite gegen die Aristokratie unterthänig zu sein, zu den höchsten Stellen seines Vaterlandes, in den Geheimenrath und in das Ministerium.

Sein erstes Amt war das eines Secretairs des ostindischen Bureaus. Er erhielt es 1833 von dem Ministerium Grey und vergalt seinen Gönnern durch seine glänzende Rede vom 10. Juli 1833 über die Regierung Indiens, der es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß der Vergleich, den die Regierung mit der ostindischen Gesellschaft abgeschlossen hatte, die Zustimmung des Parlaments fand. Er hatte in dieser Rede eine Revision der mangelhaften indischen Gesetzgebung warm empfohlen und wurde selbst ausersehen, für dieses Werk der Reform zu wirken. Zu Ende des Jahres 1833 ging er als viertes ordentliches Mitglied des Raths für Indien nach Kalkutta, wo er bis 1838 blieb.

Bald nach Macaulay's Rückkehr erledigte die Erhebung Abercromby's zum Peer einen der Parlamentssitze Edinburgh's, der zweiten Stadt im Reiche. Macaulay bewarb sich um diesen Sitz, indem er seinen Wählern versprach, für geheime Abstimmung bei den Wahlen, Ausdehnung des Stimmrechts und vierjährige Dauer des Parlaments thätig sein zu wollen. Als er nicht blos gewählt, sondern sogar als Kriegsminister in das Ministerium Melbourne berufen wurde, warfen die Tories der Regierung vor, „daß sie in ihren Reihen einen Chartisten habe." Dieses Ministerium erlag den unaufhörlichen Angriffen seiner erbitterten Gegner, aber auch Sir Robert Peel vermochte sich nicht lange zu behaupten, und Macaulay wurde wieder Mitglied eines Whigministeriums.

Bei der Vertheidigung des neuen Systems der Volkserziehung, das Lord John Russell's Ministerium aufgestellt hatte, hielt Macaulay am 19. April 1847 die vorletzte seiner großen Parlamentsreden. Die letzte, deren Gegenstand die Ausschließung der Richter vom Unterhause bildet, ist vom 1. Juni 1853. In den Zwischenraum fällt seine schon berührte Ausschließung vom Parlament durch die Edinburgher Wähler, die übrigens voll Schamgefühl im November 1852 zu ihm, der sich weder mittelbar noch unmittelbar um ihre Stimmen beworben hatte, zurückgekehrt waren. In diesen Zwischenraum fällt ferner seine Wahl zum Lord-Rector der Hochschule von Glasgow und der Anfang seiner Geschichte von England.

Nach den Ansichten, die Macaulay bei verschiedenen Gelegenheiten mündlich und schriftlich über die englische Geschichte ausgesprochen hat, sollte man meinen, daß er seine Erzählung mit Jakob I. habe beginnen müssen. Von diesem Monarchen an erregt die Entwicklung seines Volks seine Theilnahme, denn unter dem Sohne Maria Stuart's wird die erste parlamentarische Opposition gegründet und es hebt der Kampf an, der nach öfterem Schwanken von Extrem zu Extrem das jetzige Gleichgewicht der Gewalten und die bestehende, als sturmfest erprobte öffentliche Ordnung geschaffen hat. Statt bis auf Jakob I. zurückzugehen, hat Macaulay sich auf einen viel kürzeren Zeitraum beschränkt. Er beginnt mit der Thronbesteigung Jakobs II. und wird bei seiner gründlichen und tief eingehenden Art kaum bis zum Frieden von Utrecht gelangen. Der kurze Zeitraum, den er sich aus den Jahrhunderten herausgehoben hat, wird die am besten bekannte Periode der ganzen Geschichte werden, und zu seinem Werke wird sowohl derjenige greifen, welcher sich einen geistigen Genuß seltenster Art verschaffen will, als derjenige, welcher aus einem großen Muster Lehre und Beispiel zu schöpfen sucht.

In der Kathedrale von Lincoln, erzählt Macaulay, giebt es ein gemaltes Glasfenster, das ein Lehrling aus den Glasstücken zusammensetzte, die sein Meister als unbrauchbar verwarf. Dieses Fenster des Lehrlings ist so unendlich schöner, als alle andern der Kathedrale, daß der besiegte Meister voll Verzweiflung Hand an sich selbst legte. So hat auch Walter Scott, fährt Macaulay fort, die Stoffe sich angeeignet, die von den Geschichtschreibern verächtlich zurückgewiesen wurden und aus diesem angeblichen Schutt und Geröll Meisterwerke geschaffen. Die Lehre, die Macaulay aus diesen Beispielen zieht, ist die, daß ein echter Geschichtschreiber die Materialien, die bisher dem Romandichter überlassen blieben, als sein Eigenthum einfordern soll. „Ein vollkommener Geschichtschreiber," sagt er wörtlich, „ist derjenige, in dessen Werk der Charakter und Geist eines Zeitalters in den kleinsten Zügen veranschaulicht wird." Dieses sein Ideal hat er erreicht, doch hat er auch die größten Züge seines Zeitalters nicht bei Seite gelassen, und sie gerade sind es, welche die markigen Grundlinien seines mit dem feinsten Pinsel ausgeführten Gemäldes bilden.

Es ist, als ob Goethe's Rath: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" ausdrücklich um der Erklärung von Macaulay's Erfolgen willen im Vorspiel zum Faust stände. Ja, der englische Geschichtschreiber greift wie der deutsche Dichter tief ins volle Menschenleben hinein, aber nicht das allein, vielmehr noch die Art, wie er das, was er von den Höhen und aus den Tiefen dieses Menschenlebens sich geholt hat, behandelt und gruppirt, ist das Geheimniß, das ihm seinen Ruhm geschaffen hat. Er hat den Verstand des Denkers und die Phantasie des Dichters. Die trockensten Gegenstände, Budgets, Münzfragen, schottisches Pfaffengezänk, gewinnen unter seiner

Hand Leben und Farbe. Debatten, denen wir keine Beachtung schenken würden, wenn sie gestern in den Kammern unseres eigenen Vaterlandes vorgekommen wären, ziehen uns in seinem Buche, obgleich es von einem fremden Lande und von längst vergangenen Tagen spricht, mit geheimnißvollem Reiz an. Gewisse Episoden seiner Geschichte, die Belagerung von Londonderry, die Schlacht am Boyne-Flusse, sind an sich interessanter als andere Stellen. Wollte man aber Beispiele seiner Darstellungskunst geben, so dürfte man nicht diese Episoden ausheben, sondern hätte vielmehr Kapitel zu wählen, die wegen ihres Inhalts, wenn ein Anderer ihn behandelte, geradezu unlesbar sein würden.

Macaulay hat sich selbst beschrieben, als er von Lord Bacon sagte: „Es wäre merkwürdig gewesen, wenn man ihn nach irgend etwas gefragt hätte, was in dem unermeßlichen Vorrathshause seines Wissens nicht vorhanden gewesen wäre. Der Gegenstand, nach dem man verlangte, war nicht blos da, er war fertig. Er lag im richtigen Fache, war im Augenblick hervorgezogen, ausgepackt und erklärt." Macaulay hat für Alles und Jedes geschichtliche Beispiele und Parallelen, und seine Phantasie befähigt ihn, von seinem umfangreichen Wissen den wirksamsten Gebrauch zu machen. Zu diesen beiden Eigenschaften, Phantasie und Wissen, tritt dann noch die Kunst seines Styls. Man hat diesen Styl ein Diorama politischer Gemälde genannt. Man hat ein glänzendes Bild mit bestimmten Farben und festen Linien vor sich. Plötzlich ändert es sich, man kann nicht sagen, wie, ein verändertes Bild tritt hervor, auch dieses scheint ein neues zu werden und doch das alte zu bleiben, aber da haben wir schon ein drittes Bild, das seinerseits verbleicht, verschwindet, und so geht es immer fort.

Die Athenienser wurden es müde, Aristides immer nur den Gerechten nennen zu hören. Sie verbannten ihn aus keinem andern Grunde, und so möchte man jetzt von manchen Seiten her mit Macaulay verfahren, weil er immer nur der erste Geschichtschreiber genannt wird. Von allen Vorwürfen, die man ihm macht, hat nur der eine geschichtlicher Ungenauigkeit einigen Grund. Man hat ihm in der That einige wenige Schnitzer nachgewiesen, aber von ernsten Fehlgriffen nicht einen. Was kommt aber darauf an, ob X nicht an dem Orte begraben liegt, wohin Macaulay sein Grab verlegt; und ob Y in dem Jahre, das sein zwanzigstes sein soll, bereits einundzwanzig alt war?

Macaulay hat Millionen von Menschen einen gesunden und bildenden Genuß verschafft, hat der ernsten Wissenschaft der Geschichte eine unzählbare Menge von Freunden und Verehrern zugeführt. Wer seine Geschichte von England, seine vermischten Schriften gelesen hat, wird sich verständiger, besser und reiner fühlen. Er hätte vielleicht eine größere Geschichtsepoche wählen können; da er einmal für diese entschieden hat, ist unser einziger Wunsch der, daß es ihm vom Schicksal beschieden sein möge, sein vorgestecktes Ziel zu erreichen. Möchte er wenigstens bis zum Frieden von Utrecht gelangen, dann besäßen wir in seinem Werke und in der ebenbürtigen Arbeit Lord Mahon's eine fortlaufende Geschichte Englands von der Thronbesteigung Jacob's II. bis zum Frieden von Versailles.

Die Jugendjahre
des jüngern Bruders Jesu Christi.

Eine wahre Dorfgeschichte
aus dem Mittelreiche

Von Karl Friedrich Neumann.

Einleitung.

Die naive Schilderung eines Volkes in seinem Thun und Lassen, in seinen eigenen materiellen und geistigen Erzeugnissen wird kein Fremder erreichen, mag er auch die Zustände vollkommen richtig erkennen, sie gewissenhaft und treu, lebendig und mit poetischem Schwunge darstellen. Diese nationale Selbstspiegelung zeigt sich am meisten in Novellen und Romanen, in Volksgesängen und Schauspielen. Die gelehrte Literatur bewegt sich nicht selten in herkömmlichen, der Wirklichkeit längst entfremdeten, oder zu keiner Zeit lebendigen Lehrsätzen, in überlieferter Schulweisheit und magisterhaftem Gerede. Dies ist, wie der Kundige weiß, nicht blos in China der Fall, wenn auch dort und in allen östlichen Ländern, in höherem Grade als in den westlichen, dem Fortschritt huldigenden Reichen. Es wäre in der That ein großer, ein welthistorischer Irrthum, wollte man die Zustände und das Leben der orientalischen Völker an den moralischen Dichtern der Perser, an der Weisheit der Brahmanen, an den tugendreichen Predigten des Confucius, des Laothe, des Buddha, ihrer Anhänger und zahllosen Ausleger ermessen. Die Wirklichkeit steht zu dem Allen in schreiendem Widerspruche. Geisteserzeugnisse solcher Art leben nicht in den Köpfen, sondern sie schweben, gleichwie Nebelgebilde, über den Köpfen der Leute.

Nicht so die Schriften der Neugläubigen im Mittelreiche, des zu Nanking herrschenden Taiping Wang, oder friedenreichen Königs und seiner Genossen, welche ihn als „jüngern Bru-

der Jesu Christi" verehren. Diese geben ein wahrhaftiges Bild von dem Glauben und Aberglauben, von der Bildungsstufe und dem ganzen Leben der Massen im Mittelreiche. Und in vorzüglichem Grade ist dies von der Jugendgeschichte des neuen Gottsohnes der Fall, mitgetheilt von einem seiner Verwandten und Freunde dem evangelischen Sendboten Hamberg. Sie ist kurz vor dem Tode des wackern Missionars — Hamberg starb zu Victoria, Hong Kong, am 13. Mai 1854 — in englischer Sprache unter der wunderlichen Aufschrift: Die Visionen des Hong siu tsiuen und der Ursprung der Kuangsi Rebellion in China, erschienen und bald hernach in England nachgedruckt worden. Diese theils schriftlichen, theils mündlichen Mittheilungen des zum evangelischen Christenthume bekehrten Hongschin, so heißt der Verwandte und Freund jenes sogenannten jüngern Bruders Jesu Christi, sind anziehend und wichtig in mannichfacher Weise: Sie enthalten eine wahre chinesische Dorfgeschichte und die Biographie eines chinesischen Gilblas vom Hüterjungen bis hinauf zum Himmelssohne; dann ergänzen sie die bis jetzt so fühlbare große Lücke in der innern Entwickelungsgeschichte des Religionstifters, von seiner Geburt bis zur förmlichen Erhebung gegen die regierenden Mandschu. Hierdurch erst erhält die ostasiatische Rebellion Licht und Verständniß. „Die ganze Auffassung und Darstellung," sagt Hamberg, „ist chinesisch durch und durch. Ich habe mich bestrebt, alle Mittheilungen, welche mir in der einen oder andern Weise zugekommen sind, so getreu als möglich, nach Form und Inhalt, wiederzugeben. Ich habe die Thatsachen, welche Hongschin aus der Jugend und Bildungsgeschichte des Taiping Wang berichtet, an den von andrer Seite her, durch die diplomatischen Missionen nach Nanking, uns bekannten Ereignissen und Schriften geprüft, und eine große Uebereinstimmung gefunden. Hongschin selbst konnte von demjenigen, was wir aus Nanking erfuhren, nichts wissen. Seine schriftlichen Aufsätze stammen aus den Jahren, wo wir Europäer über den Ursprung und die Zustände am untern und mittlern Laufe des Jang tse Kiang noch vollkommen im Dunkeln waren." Unser deutscher Landsmann — geboren zu Stockholm am 25. März 1819 — ist aber solch ein einsichtsvoller, unparteiischer Berichterstatter, wie sie nicht immer unter den Leuten seines Berufes gefunden werden. „Hambergs Büchlein," sagt der anglikanische Bischof von Victoria in einer Anzeige der auf Hong Kong erscheinenden Zeitung, Friend of China, „wird wohl alle die grundlosen Phantastereien und erfundenen Angaben beseitigen, welche über den Ursprung und den Fortgang der chinesischen Rebellion im Umlaufe waren und durch das französische Werk der Herren Dwan und Callery nur noch vermehrt wurden. Die Geschichte der chinesischen Rebellion dieser Herren ist, wo sie nicht auf Mittheilungen der anglochinesischen Zeitungen beruht, ein Roman, und überdies ein schlecht erfundener Roman. Wir haben Hamberg als einen vorsichtigen, wahrheitsliebenden und redlichen Mann kennen und schätzen gelernt; die Leser können seinen Angaben und Versicherungen unbedingten Glauben schenken."

Dieser von Hamberg mitgetheilte Bericht des Hongschin liegt unsrer Darstellung der Jugendjahre des Hong siu tsiuen, oder des „jüngern Bruders Jesu Christi" zu Grunde. Wir sind unsrer Quelle unbedingt gefolgt. Hie und da haben wir etwas abgekürzt und eine Erläuterung chinesischer Sitten und Einrichtungen hinzugefügt, deren Bekanntschaft wir nicht bei allen unsern Lesern voraussetzen konnten. Man hielt es für geeignet, Hongschin selbstredend aufzuführen. Der Verfasser sollte, wie dies im Original der Fall war, in eigner Person die Geschichte erzählen. Wo sein Bericht zu Ende geht, da treten die eignen Schriften des Taiping Wang und seiner Anhänger, die sogenannten chinesischen Evangelien, welche gleichwie die Schriften des alten und neuen Testaments theils Lehren theils Geschichte enthalten, ergänzend ein; sie bringen die Begebenheiten herab bis zur Hinauffahrt der Amerikaner, der Engländer und Franzosen nach Tschinkiang und Nanking. Wir haben alle jene zahlreichen Schriften des Hong siu tsiuen und seiner Gläubigen im chinesischen Originale aus Nanking erhalten und sie theils vollständig, theils im Auszuge ins Deutsche übersetzt. Sie bilden, in Verbindung mit den Berichten der fremden Geschäftsträger, ihrer weltlichen und geistlichen Dolmetscher, den Stoff zur Fortführung der Geschichte jenes vielleicht folgenreichsten welthistorischen Ereignisses in unsern, nach den verschiedensten Richtungen hin so vielfach bewegten und, trotz alles Widerstandes, von innen heraus das Alte abstoßenden und zum neuen Leben emporwachsenden Zeiten. In der Folge sollen bildliche Darstellungen der Sitten und Gebräuche, nach chinesischen Originalen, deren wir eine Menge besitzen, zur Versinnlichung jenes uns so fremdartigen ostasiatischen Lebens, beigegeben werden.

Erster Abschnitt.

Des Helden Herkunft und Kinderjahre.

Die Familie Hong, zu welcher ich und Hong Siutsiuen, der jüngere Bruder Christi, gehören, führt ihren Ursprung in die Zeiten der Songdynastie zurück, auf die Regierungsjahre der Himmelssöhne oder Kaiser Hoeitsong und

Kintsong, gegen den Anfang des zwölften Jahrhunders der christlichen Zeitrechnung, Hoeitsong und Kintsong wurden, wie aus unsern Zeitbüchern bekannt, von den nördlichen Barbaren, welche sich nach der Ehrenbenennung ihres Herrscherhauses Kin oder die Goldenen nannten, gefangen genommeu und weit weggeführt nördlich des Sandmeeres der Chobi. Ein gewisser Honghao, aus unserer Familie entsprossen, war um jene Zeit Staatsminister im Mittelreiche. Honghao war ein getreuer Diener seiner unglücklichen Gebieter. Er machte sich auf und zog, nur von einem Diener begleitet, in das weit entfernte, von großen Wüsten durchschittene Land der Kin, um auch dort seinen Fürsten hülfreich beizustehen. Die Barbaren haben den pflichterfüllten Minister und seinen Genossen schrecklich mißhandelt. Endlich wurden beide, nur mit wenigen Lebensmitteln und spärlicher Kleidung versehen, in die unbewohnten Wildnisse hinausgetrieben. Der getreue Diener gab dem Herrn seine Nahrung und Kleidungsstücke; er opferte sich selbst, um dem geliebten Minister das Leben zu retten. Dessen ungeachtet ist es Honghao sehr schlecht ergangen; er mußte sich lange Zeit von wilden Beeren und Kräutern ernähren. Die Kin fanden ihn, nachdem viele Monate verflossen, zu ihrem großen Erstaunen noch immer am Leben. Da erbarmten sie sich des Mannes, haben Honghao mit dem Nöthigen ausgerüstet und hinabgesandt zur großen Mauer, wo er seinen Einzug hielt im Vaterlande.

Honghao hatte drei Söhne, Hongtsun, Hongmai und Hongkuo. Wir im Mittelreiche sind nämlich, im Gegensatze zu den westlichen Völkern, gewohnt, den Familiennamen vorauszusetzen; dann kommt der Eigennamen und die Ehrenbenennung, welche die Leute zu ihren verschiedenen Lebenszeiten erhalten, ihre Würden und Aemter. Hongtsun, der älteste, wurde, was sein Vater gewesen, Staatsminister; die beiden jüngeren Brüder haben sich bis zu Mitgliedern der Reichsakademie, Hanlin geheißen, emporgeschwungen. Nur die gelehrtesten, talentvollsten Männer können, nach vielen schwierigen und mit Auszeichnung bestandenen Prüfungen, deren letzte vom Himmelssohne selbst geleitet wird, den hohen Rang eines Hanlin oder Meisters der Wissenschaft erlangen. Sind doch diesem Kollegium der Hanlin alle wichtigen Arbeiten, unter andern auch die Abfassung der Reichsannalen und Gesetzsammlungen übertragen. Die Hanlin werden überdies zu den höchsten Staatsstellen und den schwierigsten Missionen vom Kaiser selbst ausgewählt. Kurz vor dem Ende des Herrscherhauses der Song, welche von den nördlichen Barbaren, Juen oder Mongolen geheißen, vernichtet wurden, standen über funfzig Personen unserer hochgeachteten Familie Hong in ihren Diensten. Mit dem Untergange der einheimischen Dynastie ist auch der Glanz unserer Familie erloschen. Die Hong wollten, als ächte Söhne des Jac und Schun, unter den Mongu-Barbaren keine Dienste nehmen und zogen es vor, von ihrer hohen Stellung zum gemeinen schwarzhaarigen Volke der Mitte hinabzusteigen. Im Laufe der Jahrhunderte verbreiteten sie sich über mehrere Provinzen südlich der Meiling oder Pflaumenkette und wurden, namentlich zu Kuangtong, in großer Anzahl vorgefunden. Die Niederlassung der Hong im Bezirke des Städtchens Hoahien im südlichen Theile der Provinz Kuangtong, zwölf Zeitstunden von der Provinzialhauptstadt Kanton entfernt, kann auf die beiden Brüder Hong, Schintun und Schinwei, zurückgeführt werden. Vom ersten stammt Siutsiuen ab im vierten Geschlechte und vom zweiten ich, Hongschin, ebenfalls im vierten Geschlechte, der Verfasser dieser Geschichte. Man wisse, daß die weitgedehnten Landesstrecken im Südwesten unseres Reiches zwiefach abgetheilt werden: In die östlichen und westlichen Marken, Kuangtong und Kuangsie in der himmlischen Sprache unseres Reiches, der Blume der Mitte.

Alle Personen eines und desselben Familiennamens, deren im ganzen großen, von mehr als vierhundert Millionen Menschen bewohnten Mittelreiche kaum mehr als vierhundert sind, halten sich, als Abkömmlinge eines und desselben Stammvaters, für Verwandte. Die derselben Generation nennen sich Brüder und Schwestern; die der vorhergehenden Generation werden von ihnen Onkel und Tanten geheißen. Leute desselben Zunamens dürfen sich unter einander nicht verheirathen. Geschieht dies, so wird die Ehe von Staatswegen für ungültig erklärt und die Betheiligten erhalten die, in in den gesammelten Satzungen des Reiches vorgeschriebenen Stockprügel. Die Personen derselben Familie oder desselben Klanes halten fest zusammen; je zahlreicher sie sind, desto größer ihre Macht, desto größer ihr Einfluß. Wird ein Mitglied beleidigt, so erhebt sich gewöhnlich der ganze Klan, um die Unbilde zu rächen. Nicht selten fehlt es der Regierung an Macht, um die Unruhen zu dämpfen. Und so entstehen Fehden zwischen Stamm und Stamm, welche jahrelang dauern und große Landstrecken unsicher machen. Die nächsten Vorfahren unseres lieben Vetters Hong Siutsiuen waren sämmtlich hervorragende Leute. Der Vater seines Urgroßvaters hieß Hong tschinlun, war ein gutmüthiger, wohlthätiger Mann und erstreckte seine Fürsorge über die ganze zahlreiche Verwandtschaft. Er starb im 96. Jahre und auch sein Sohn ist mehr als 90 Jahre alt geworden. Hong Jang, der Vater des Hong Siutsiuen, hatte fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Siutsiuen war das vierte Kind, wel-

ches ihm geboren wurde. Sie kamen sämmtlich von der Frau ersten Ranges, einer geborenen Tschu; von der Frau zweiten Ranges aus der Li Familie hatte Hong Jang keine Nachkommenschaft. Mehr, als zwei Frauen sich zu halten dazu reichten die Mittel nicht. Ich erinnere mich des Hong Jang noch recht gut. Er war ein ehrwürdiger alter Mann mit weißem Barte, gerad und ehrlich in allen seinen Handlungen und allgemein geachtet. Jeder unserer Klane besitzt eine Almende, Urväterland genannt, welches dem ganzen Gemeinwesen gehört und wovon die jährlichen Opfer und andere zufällige Gemeindeausgaben bestritten werden. Die Aussicht hierüber wurde Hong Jang übertragen, — das größte Vertrauen, die größte Ehre, welche einem Klansmitgliede erwiesen werden kann. In dem eigenen Dorfe haben sie ihn zum Schulzen gewählt, eine gar wichtige Stelle in unserm Lande. Der Schulze ist nämlich zu gleicher Zeit Friedensrichter. Nicht bloß daß er in erster Instanz alle Streitigkeiten unter den Dorfbewohnern selbst entscheidet, so hat er noch alle Verträge und Uebereinkunften mit den umliegenden Dörfern abzuschließen. Und gewöhnlich bleibt es bei der Entscheidung unserer Dorfschulzen. Die Sitze unserer Gerichtsbehörden sind gar weit entfernt, manchmal gar viele Meilen, so daß es große Summen erheischt, dahin zu reisen. Dann hat man zur Unparteilichkeit unserer Beamten gar wenig Zutrauen; man weiß, daß in vielen Fällen nur demjenigen Recht gegeben wird, welcher die größten Summen auf Bestechungen verwenden kann. Unter solchen Umständen sind unsere Dorfschulzen gar wichtige Leute und haben viel zu thun. Dessen ungeachtet hat auch Hong Jang, wie alle seine Vorfahren, ein hohes Alter erreicht. Als er starb, ist er mehr als achtzig Jahre alt gewesen.

Der Geburtsort des Hong Siutsiuen ist, wie gesagt, ein kleines Dörfchen im Bezirke Hoahien, eine Stadt dritten Ranges, von wo aus man an einem klaren Tage die „Weißwolken-Berge" unsern Kantons sehen kann. Die Landschaft, ringsum nach allen Richtungen, besteht in einer von Reisfeldern bedeckten, nur von zahllosen Dörfern unterbrochenen Ebene. Die Vorältern kamen von Kiajingtschéu, weshalb ihre Nachkommen so wie alle jene, welche sich im Süden der Provinz Kuangtong niederließen und die angestammte Mundart beibehielten, von den Punsi oder ursprünglichen Insassen, immer noch Hakkas oder Ansiedler genannt werden. Unsere Chinesen halten gar streng an den Sitten und Gebräuchen ihrer Vorältern. Sie arbeiten das ganze Leben hindurch, um den spärlichsten Unterhalt zu gewinnen; durch lange Gewohnheit haben die Dorfbewohner selbst den Sinn für alle Annehmlichkeiten des Lebens verloren. Man betrachte nur solch ein Ansiedlerleben. Es enthält bloß Nützliches und Nothwendiges; vergebens würde man etwas suchen, was dem Leben, nach dem Sinne der Ausländer, welche wir in den fünf geöffneten Häfen sehen, Anmuth und Behaglichkeit verleiht. Wie der Geburtsort des Siutsiuen, so sind alle anderen Hakkas-Dörfer. Die Vorderseite der Häuser ist gegen Süden gerichtet, um dem Lichte und im Sommer dem erfrischenden Südwestwind Eingang zu gewähren, im Winter hingegen den kalten Nordwind abzuhalten. Hinter der Thüre ist ein offener Raum von zehn oder zwölf Fuß im Gevierte, auf dessen beiden Seiten sich die Koch- und Badezimmer befinden. Der Thüre gegenüber sieht man das große Zimmer, des Hauses Halle geheißen, von vorne ebenfalls ganz offen, um Licht und Luft einzulassen. Auf beiden Seiten sind einzelne Stuben für die verschiedenen Familienglieder, überdies ein Versammlungszimmer für die ganze Sippe. Die Häuser sind bloß ein Stockwerk hoch. Der Boden wird mittelst einer Mischung von feuchtem Sand und Kalk gehärtet und dann glatt gestrichen. Die Mauern bestehen aus derselben Masse, nur mit mehr Kalk untermischt. Das Dach ist einfach aus Sparren und Latten gezimmert und mit einer doppelten Reihe von Ziegeln belegt. Bei der ersten ist die runde Aushöhlung nach außen gerichtet; bei der zweiten nach innen, wodurch das Wasser abgehalten wird, ins Haus zu dringen. Die ganze Einwohnerschaft des Dorfes zählt nur gegen 400 Glieder, wovon der größere Theil zur Hongfamilie gehört. Die Vorderseite des Dorfes besteht bloß aus sechs Häusern, an welche zwei durch enge Gäßchen mit einander verbundene Reihen anstoßen. Das am westlichsten gelegene Häuschen der zweiten Reihe war die Wohnung der Aeltern meines Vetters Hong Siutsiuen. Gleich am Eingang gewahrt man ein großes schmutziges Wasser, wohin aller Unrath vom Regen zusammengeschwemmt wird. Man benutzt solche Wässer als Dünger. Wer nicht von Jugend auf an chinesischen Ackerbau gewöhnt ist, dem wird ihr Geruch unerträglich. Seitwärts der Pfütze steht das Schulhaus, wo die Knaben dieselben Klassiker wie allenthalben im Reiche studiren, mit der Hoffnung, wenn sie sich auszeichnen, zu den höchsten Würden des Reiches gelangen zu können.

Bei der Geburt, welche nach christlicher Zeitrechnung im Jahre 1813 stattgefunden hat, erhielt Hong einen Eigennamen, der „Glänzendes Feuer" bedeutet. Als er erwachsen, gab man ihm, nach chinesischem Brauch, einen andern, um seine Verwandtschaft mit der Familie Hong zu bezeichnen. Der Jüngling wählte sich, als literarischen Namen, Siutsiuen, das ist „Glänzend und vollkommen." Die beiden ältern Brüder halfen dem Vater im Be-

bauen ihrer Reisfelder und Gemüsebeete, woraus sie alle den Hauptbestandtheil ihrer Nahrung zogen. Die Familie befand sich in gar ärmlichen Verhältnissen. Sie besaß blos zwei Büffelochsen, mehrere Schweine, dann, was Alles zu einem unsrer Bauernhöfe gehört, einige Hunde und einiges Geflügel. Siutsiuen besuchte, wie bei uns Sitte, seit dem siebenten Jahre die Schule und zeigte ungewöhnliche Neigung und Fähigkeit zum Lernen. Nach Verlauf von fünf bis sechs Jahren wußte er schon unsre sogenannten vier Bücher auswendig: Tahio, die große Lehre; Tschongjong, die unwandelbare Mitte; die Unterhaltungen des Kongtse und Mengtse. Später kamen die fünf heiligen klassischen Werke hinzu: der Iking, das Buch der Wandelungen; der Schuking, das Annalenbuch; der Schiking, das Liederbuch und die beiden Sittenspiegel; endlich der Hiaoking, das Buch über die kindliche Liebe und Ehrfurcht. Für sich studirte Siutsiuen die vaterländische Geschichte und die hervorragendsten Werke der Literatur, welche er sämmtlich, was nicht blos ich, sondern alle seine Verwandten und Jugendgenossen bezeugen, beim ersten Durchlesen vollkommen verstanden hat. Bald erwarb sich der Junge die Gunst seiner Lehrer und der ganzen Familie Hong, welche von seinen Talenten Großes erwartete. Im Laufe der Jahre, sagte man sich, wird er wohl Doctor oder gar Mitglied der Reichsacademie werden; die hohe Stellung des Mannes wird über die ganze Sippe unendlichen Ruhmesglanz verbreiten. In dieser Erwartung erhielt Siutsiuen, um bei der Armuth seiner Eltern fortstudiren zu können, mancherlei Unterstützung. Die Lehrer ließen sich für den Unterricht nichts bezahlen, die Verwandten versorgten ihn mit Kleidern, und da einige Schulen weit entfernt waren, reichte man ihm auch die Lebensmittel unentgeltlich. In Unterredungen mit seinen Freunden verweilte der Vater gerne bei den Talenten des Sohnes. Sein Angesicht leuchtete, wenn irgend Jemand seinen Siutsiuen lobte; dieß war ihm, bei aller Dürftigkeit, Grund genug, den Sprecher zu einer Tasse Thee oder einer Schüssel Reis in die Familienhalle einzuladen.

Bei alle dem mußte Siutsiuen in seinem 16. Jahre das Studiren aufgeben; die Eltern konnten die immer steigenden Unkosten nicht mehr erschwingen. Gleichwie andre Knaben seines Alters, welche keine Studenten sind, arbeitete er jetzt eine Zeitlang auf dem Felde oder führte die Ochsen zur Weide hinauf zu den Bergwiesen, — bei uns die gewöhnliche Beschäftigung der Leute, welche zu alt oder zu jung sind für anstrengende schwere Landarbeit. — Alle bedauerten, daß Siutsiuen seinen Studien entzogen werde. Und schon das nächste Jahr ward er von einem Freunde gleichen Alters, der von den Talenten des Siutsiuen manche Förderung hoffte, eingeladen, sein Mitschüler zu werden. Nach Verlauf einiger Zeit kehrte er wieder in sein heimathliches Dorf zurück und erhielt daselbst, von den Freunden und Verwandten, welche seine Talente nicht in den Landarbeiten untergehen lassen wollten, die Stelle als Schulmeister. Jetzt hatte Hong Gelegenheit, ohne Unterlaß den literarischen Beschäftigungen zu leben und seinen Charakter vollständig zu entwickeln. Man weiß wohl, daß sich das Einkommen unsrer Schulmeister nach der Zahl ihrer Schüler richtet. Es sind deren gewöhnlich 10 bis 20. Weniger als zehn wären für den Unterhalt nicht ausreichend, und mehr als zwanzig kann der Lehrer nicht brauchen, da er den Einzelnen besonders unterrichten und seine auswendig gelernten Aufgaben hersagen lassen muß. Jeder Knabe bringt jährlich 50 Pfund Reis, für besondere Ausgaben 45 Stück unsrer kleinen Scheidemünze — gegen 12 Kreuzer rheinisch — $1^1/_3$ Pfund Lampenöl, eben so viel Schmalz, Salz, Thee und je nach dem Alter und den Fähigkeiten des Schülers, noch $1^1/_2$ bis 4 Dollars in Geld. Im Bezirk Hoahien dauert die Schule das ganze Jahr hindurch, einen Monat Ferien an Neujahr ausgenommen. Zu dieser Zeit endigt auch der Vertrag des Lehrers mit der Gemeinde; es muß ein neuer gemacht werden. Gemeinden und Lehrer wechseln aber gar häufig.

Zweiter Abschnitt.

Seine Studien, Krankheit und Erscheinungen.

In unsrer Blume der Mitte stehen dem Verdienst alle Stellen offen; jeder kann mittels der Staatsprüfungen zum höchsten Amte gelangen. Es giebt keinen erblichen Adel, wie im benachbarten Japan und, wie man mir sagt, bei mehreren der westlichen Völker. Wir sind Alle gleich berechtigt; sonderrechtliche Klassen kennen wir nicht. Jedoch ist nicht zu verkennen, daß auch bei uns Reichthum und hohe Stellung große Vortheile gewähren. Wir haben gar vielerlei Prüfungen; man prüft immer fort bis zum Ende der Tage. Diejenigen, welche sie bestehen, werden durch vier verschiedene Titulaturen ausgezeichnet. Die erste Prüfung der jungen Studenten wird im Hauptort des Bezirkes; die zweite in der Hauptstadt des Kreises und die dritte von einem kaiserlichen Prüfungskommissär in der Provinzial-Hauptstadt abgehalten. Wer in diesen dreien besteht, erhält den Rang und Titel Siutsai, Glänzender Genius. Bei jeder Bezirksprüfung erscheinen gegen 500 junge Leute, welche sämmtlich den Grad „Glänzender Genius" zu erlangen streben. Jeder Candidat muß seinen Namen angeben und die Namen seiner Vor-

fahren bis zum dritten Geschlechte; dann ein Zeugniß vorlegen, daß er zum Bezirke gehört und berechtigt ist zur Prüfung. Sind alle Namen numerirt, so erhält der Candidat eine Rolle weißen Papiers mit betreffender Nummer, worauf er seine Aufgaben zu schreiben hat. Die jungen Leute werden dann nach außen vollkommen abgesperrt und genau untersucht, ob sie keine Bücher bei sich haben, was strengstens verboten ist. Namentlich forscht man nach Ausgaben der Klassiker in ganz kleinem Format, Aermelausgaben genannt, weil sie die Candidaten gewöhnlich in den weiten Aermelumschlägen ihres Oberkleides versteckt halten. Bei dem ein Buch gefunden wird, der wird für diesmal unbedingt zurückgewiesen; im folgenden Jahre darf er sich wieder einfinden. An den Tagen, wo die Prüfungen stattfinden, strömt die umwohnende Landbevölkerung in Masse nach den Hauptorten, wo Messen abgehalten und allerlei Lustbarkeiten aufgeführt werden. Die Einwohner der Bezirke, der Kreise und Provinzen nehmen am Ausgang der Prüfungen den innigsten Antheil. Auf die glücklichen Candidaten wird mit Stolz hingewiesen; sie gelten als Zierde ihrer besondern Heimath und werden überhäuft mit Geschenken, mit Einladungen und Festlichkeiten mancherlei Art. Ihre Aufsätze übergiebt man dem Drucke und vertheilt sie unentgeltlich an Freunde und Bekannte. Auch Heirathsmacherinnen finden sich ein, welche der Familie des ausgezeichneten jungen Doctors diese und jene reiche Braut für ihren Sohn anbieten.

Prosaische Aufsätze, poetische Compositionen und Schönschrift sind die vorzüglichsten Gegenstände, woraus die jungen Leute geprüft werden. Am ersten Tage des Bezirksexamens werden ihnen zwei Stellen der vier Bücher gegeben, um hierüber Aufsätze zu machen; dann irgend ein beliebiger Gegenstand zu einem Gedichte. Die Aufsätze werden untersucht und nach ihrem Werthe eingetragen. Nach Verlauf von drei bis vier Tagen beginnt die Prüfung von neuem ganz in derselben Weise und so siebenmal nach einander. Die drei ersten Male müssen täglich zwei Aufsätze und ein Gedicht geschrieben werden; die vier letzten Male blos ein Aufsatz und ein Gedicht. Diejenigen, welche schlecht gearbeitet haben, werden aus der Prüfungsliste gestrichen. Die Anzahl der Candidaten mindert sich demnach mit jedem neuen Examen, so daß am Ende, von den 500, blos 15 bis 20 übrig bleiben. Die Siutsai aus allen den vierzehn Bezirken der Provinz Kuangtong mögen sich gewöhnlich auf 200 Personen belaufen. Von diesen erlangen in der folgenden Prüfung, welche ganz in derselben Weise abgehalten wird, nur daß die Aufgaben schwieriger sind, im Durchschnitte blos 72 den zweiten Grad und heißen dann Kiuschin, Ausgezeichnete Leute. Die Kiuschin der 18 Provinzen unsers Mittelreichs kommen in der Hauptstadt Peking zusammen, wo kaum 120 bis 130 der Art bestehen, daß sie den dritten Grad, den eines Jsuisse, oder Glänzenden Dieners erlangen. Von diesen mögen, im vierten oder letzten Examen, welches vom Kaiser selbst vorgenommen wird, ungefähr 40 bis 50 zu Mitgliedern der Reichsacademie, Hanlin, befördert werden. Alle Glieder der vier Rangklassen müssen bis zum sechzigsten Jahre bei den jährlichen Prüfungen von neuem erscheinen. Unterlassen sie dies, so verlieren sie ihren Rang und werden aus den Listen gestrichen. Es ist häufig in unserer Geschichte vorgekommen, daß die Regierungen, unter besondern Umständen, namentlich bei finanziellen Verlegenheiten, diese vier Titel an reiche Leute für große Summen verkauften, und dies ist während der letzten Jahrzehnte, von unserer Ueberausreinen Dynastie zu wiederholten Malen geschehen. Solche erkaufte Titel geben aber den Trägern nur einen geringen Theil des Ansehens und der Bedeutung, welche die durch Fleiß und natürliche Anlage errungenen gewähren. Bei alle dem bleiben unsere Gelehrten weit hinter denen der westlichen Völker zurück. Sollen sie doch, wie gesagt, blos in unserer alten klassischen Literatur, in der Schönschrift und Dichtkunst ihre Kenntnisse zeigen. Von fremden Sprachen und der Geschichte auswärtiger Völker, von Naturwissenschaften und den mechanischen Kenntnissen ist keine Rede.

Siutsiuen hatte sich, wie bei uns gewöhnlich geschieht, wo ein eheloser Stand nicht ehrbar ist, in jungen Jahren mit einem Frauenzimmer aus der Familie Li verheirathet. Es wurden ihm drei Kinder geboren, das ältere, ein Mädchen, mag jetzt (1853) 25 Jahre alt sein, das zweite ebenfalls ein Mädchen 20, und das dritte, ein Knabe, ohngefähr 15 Jahre. Bei alle dem setzte mein Vetter seine Studien eifrig fort und ist in den Bezirksprüfungen vortrefflich bestanden. Doch konnte er es nicht zum Siutsai bringen. Gegen das Ende der dreißiger Jahre — es mochte 1838 oder 1839 gewesen sein — ging er nochmals zur Prüfung nach Kanton nnd nochmals vergebens. Hong Siutsiuen erzählte nach seiner Rückkehr: es sei ihm unfern des Schatzamtes ein alter Mann begegnet, in Kleidung und Haartracht vollkommen gleich den Leuten der Mingdynastie, welcher ihn mit folgenden Worten anredete: „Sei heiter und vergnügt, Meister der Wissenschaft; du wirst den höchsten Rang erreichen, glücklich der Vater eines solchen Sohnes!“ Am folgenden Tage wäre der Mann zum zweiten Mal in der Liangtsang Straße auf ihn zugekommen, habe ihm ein Werk in 9 kleinen Bänden gegeben, das die Ueberschrift führte: „Kiuen schi liang jen,“ „Gute Worte zur Erhe-

bung unsres Geschlechtes." Der Verfasser, welcher sich „Hioschen," „Eiferer für alles Gute," unterzeichnete, hat mit seinem wahren Namen Liang Afah geheißen, und war der erste Sohn des Jao und Schun, welcher durch die Begründer der protestantischen Mission in China, die Doctoren Morrison und Milne, mittels der heiligen Taufe erneuert wurde.*)

„Die guten Worte zur Erhebung unseres Geschlechtes" bestehen in einer Anzahl Bruchstücke aus der heiligen Schrift, in Darstellungen der wichtigsten Glaubenslehren und in allerlei zur Tugend ermahnenden Aufsätzen. Siutsiuen hat die neun Hefte nach seiner Heimkehr durchgelesen, wie er sagte, was aber nicht wahrscheinlich, ohne besondere Aufmerksamkeit und sie dann zu seinen andern Büchern hingestellt. Im folgenden Jahre (1840) erschien er wieder bei der Prüfung zu Kanton, und wieder ohne allen Erfolg. Dies schmerzte meinen Vetter derart, daß er krank wurde und in einem Tragsessel nach Hause kam. Hier angelangt wurde Siutsiuen von einer starken und langwierigen Krankheit ergriffen, worin er allerlei Visionen oder Gesichte hatte, welche, wie leicht erkennbar, mit der Erscheinung des Mannes in der Tracht unseres einheimischen Herrscherhauses der Ming, vor ihrer Ausrottung durch die nördlichen Barbaren der Mandschu, und mit dem Buche des Liang Afah zusammenhängen. Sie scheinen die Grundlage aller seiner folgenden Bestrebungen zu bilden, welche sind: Austreiben der Fremden aus unserm Reiche und Einsetzen eines einheimischen Herrscherhauses; Abschaffung des Idolendienstes und Erneuerung unseres schwarzhaarigen Volkes mittels einer auf dem Grunde des Christenthums fortgebauten neuen Religion.

In diesen Visionen sah Siutsiuen eine Menge Volkes, welches ihn mit freudigen Mienen bewillkommnete. Es kam ihm vor, als wenn er dieser ganzen Welt entrückt und zum Himmel emporgehoben würde. Bald schien es ihm, als wenn ein Drache, ein Tiger und ein Hund einträten und sich vor ihm verneigten. Dann sah er wieder viele Leute, welche ihm, unter einer feierlichen Musikbegleitung, einen kostbaren Tragsessel hinstellten, ihn einluden sich hinein zu setzen und, als dies geschehen, ihn davon trugen. Nach einiger Zeit gelangten sie zu einem herrlichen erleuchteten Platze, wo ringsum eine große Anzahl herrlicher Männer und Frauen standen, die Siutsiuen mit großer Freude begrüßten. Er stieg aus dem Tragsessel und ward von einem alten Weibe empfangen, welches ihn hinabführte zu einem Strome und sagte: „Du schmutziger Mensch, warum bist Du mit jenen Leuten umgegangen und hast Dich verunreinigt? Ich muß Dich rein waschen." Als die Abwaschung zu Ende war, ging Siutsiuen, in Begleitung einer Menge alter, ehrwürdiger und tugenhafter Männer, worunter viele der gepriesenen Weisen früherer Jahrhunderte, in eine weite Halle, wo sie seinen Körper mit einem Messer öffneten, sein Herz und anderes Eingeweide herausnahmen und neue Theile rother Farbe, was die kaiserliche Farbe ist, dafür einsetzten. Als dies geschehen, schloß sich alsbald die Wunde derart, daß man auch keine Spur des Einschnitts bemerken konnte. Ringsum, an den Wänden der Halle, bemerkte Siutsiuen viele Tafeln mit Inschriften versehen, welche zur Tugend ermahnten. Er will sie genau untersucht haben, eine nach der andern. Hierauf ging man in eine andere große Halle, deren Schönheit und Glanz über alle Beschreibung. Ein Mann, Ehrfurcht gebietend durch seine Jahre und seinen goldenen Bart *), gekleidet in einen langen schwarzen Talar, saß mit majestätischer Miene obenan am höchsten Platze. Als dieser Mann Siutsiuen erblickte, vergoß er Thränen und sprach: „Alle Menschen in der Welt sind durch mich hervorgebracht, werden durch mich erhalten; sie nähren sich durch mein Brod und kleiden sich in meine Kleidung; aber nicht ein einziger unter ihnen will sich dessen erinnern und mich verehren. Was noch ärger ist, sie nehmen meine Gaben und verschenken sie an Dämone; sie empören sich gegen mich und erregen meinen Zorn. Du, o ahme ihnen nicht nach!" Hierauf gab der Mann in Majestät dem Siutsiuen ein Schwert und befahl ihm, alle Dämone auszurotten, aber seiner Brüder und Schwestern zu schonen. Dann händigte er ihm ein Siegel ein, mit welchem er die bösen Geister besiegen könne und eine gelbe Frucht von gar lieblichem Geschmacke. Als Siutsiuen diese fürstlichen Abzeichen erhalten hatte, fing er alsbald an, die in der Halle Versammelten zu ermahnen, eingedenk zu sein der Pflichten, welche sie dem majestätischen Alten schuldig wären. Einige antworteten: „Wir haben in der That unsere Pflichten gegen den Ehrwürdigen vergessen." Andere sagten: „Weßhalb sollen wir ihn verehren? Laßt uns nur lustig sein und mit unseren Freunden Trinkgelage halten." Siutsiuen, bis zu Thränen erbittert über ihre Verstocktheit, fuhr fort in seinen Ermahnungen. Der majestätische Alte sprach dann zu ihm: „Sei muthig und verrichte Dein Werk; ich werde Dir in allen Nöthen beistehen." Gleich darauf wendete er sich zur Versammlung und sagte: „Siutsiuen ist

*) Kiuschin, der Verfasser dieser Erzählung, ist wie man sich aus unserer Einleitung erinnert, selbst Christ gewesen. Ich habe Liang Asah während der Jahre 1829 und 1830 mehrmals in der Behausung des Dr. Morrison zu Macao und Kanton gesehen und gesprochen. Unter den vielen Chinesen, die ich kennen lernte, war keiner, welcher solch ein intelligentes Aussehen hatte.

*) Die goldene oder gelbe Farbe ist ein Zeichen allgemeiner Herrschaft.

fähig zu der Aufgabe." Alsdann führte er Siutsiuen hinaus, befahl ihm, von oben hinab zu sehen und sprach: „Siehe jenes Volk auf der Erde, hundert und tausendfach ist die Verdorbenheit ihres Herzens." Siutsiuen blickte hinab und sah solch furchtbare Verdorbenheit, solche Laster, daß seine Augen weder den Anblick ertragen, noch sein Mund diese Missethaten aussprechen konnte. Jetzt erwachte er aus seiner Verzückung. Entsetzen hatte ihn ergriffen, in dem Grade, daß seine Haare aufrecht standen. Obgleich außerordentlich schwach, verließ er doch schnell das Bett, kleidete sich an, ging zu seinem Vater und sprach: „Der ehrwürdige alte Mann da oben hat allen Menschen befohlen, daß sie sich zu mir wenden und alle Reichthümer mir zufließen sollen." Als sein Vater dieses hörte, überfiel ihn zugleich Furcht und Freude, er wußte nicht, ob eine Wahrheit in den Worten läge, oder ob sein Sohn dem Wahnsinne verfallen sei. Und ein großes Gerede gab es im ganzen Dorfe.

Die Krankheit und die Visionen dauerten noch fort, im Ganzen gegen 40 Tage.*) In dieser Zeit sah er unter andern auch einen Mann in mittlern Jahren, welchen er seinen ältern Bruder nannte, der ihn unterrichtete, wie er sich zu benehmen, wie er zu handeln habe. Dieser jüngere Mann begleitete Siutsiuen auf allen seinen Wanderungen bis zu den äußersten Regionen, um die bösen Geister aufzusuchen und ist ihm in ihrer Vernichtung hilfreich beigestanden. Auch hörte mein Vetter wie der alte Mann, mit dem schwarzen langen Talare, Confucius tadelte, weil er es verabsäumt habe, in seinen Büchern die wahre Lehre deutlich darzustellen: Confucius schien gar sehr beschämt und bekannte seinen Fehler. Während dieser Verzückungen lief Siutsiuen häufig in der Stube auf und ab, sprang und focht gleich wie ein Soldat in der Schlacht. Dabei schrie er beständig: „Tsan jao, tsan jao, tsan ah, tsan ah; schlagt die Dämone todt, schlagt die Dämone todt, o Todtschlagen, o Todtschlagen! Hier sind gar viele, dort sind gar viele, und alle die Vielen können dem einzigen Schlag meines Schwertes nicht widerstehen!" Der Vater wurde über dieses Gebahren seines Sohnes ganz trostlos. „Die Erdkundigen," vermeinte er endlich, „haben sich vielleicht in der Auswahl des Begräbnißplatzes für die Vorfahren geirrt und die beunruhigten Geister brächten nun solches Unglück über die Familie." Es giebt nämlich in unserm Mittelreiche eine Unzahl Menschen, welche man Erdkundige nennt. Ihr Geschäft besteht darin, für die Verstorbenen einen Begräbnißplatz auszusuchen, an dem diese unter glücklichen Einflüssen sich behagen möchten. Gräber auf hohen Plätzen mit schöner Aussicht, wo sich keine Wasser ansammeln und keine weißen Ameisen einfinden können, gelten für die vorzüglichsten. Solcher erfreuten sich, wie meine Landsleute glauben, die Seelen der Verstorbenen.

Als nun der Vater diese Erdkundigen einlud, damit sie durch ihre Zauberkünste die um Siutsiuen herumschwebenden Geister vertreiben möchten, sprach der Sohn folgende Worte: „Wie könnten diese Teufel mir widerstehen? Ich muß sie todt schlagen, ich muß sie todt schlagen! Alle die Menge, die ganzen Massen, sie können mir keinen Widerstand leisten." Wenn er nun die Teufel derart in seinen Einbildungen verfolgte, so erschien es ihm, daß sie die Gestalten allerlei Thiere annähmen, und als Vögel, Löwen und Tiger zu entrinnen suchten. Konnte er sie nicht bekämpfen, so hielt er ihnen sein Siegel entgegen, worauf sie alsbald entflohen. Dann lachte er freudeerfüllt laut auf und schrie: „Sie können mir keinen Widerstand leisten." Auch pflegte er beständig die Strophe eines alten Liedes zu singen, welche lautet: „Der tugendhafte Wanderer zieht über die Flüsse, zieht über die Meere; er rettet viele Freunde und vernichtet seine Feinde." Während seiner Ermahnungen vergoß der Vetter Siutsiuen häufig Thränen und sprach: „Ach ihr habt keine Herzen, um den alten Vater zu verehren; ihr haltet Freundschaft mit bösen Geistern; in der That, in der That, ihr habt kein Herz, ihr habt kein Gewissen."

War er durch das unaufhörliche Fechten, Springen, Singen und Ermahnen müde, so legte er sich nieder auf's Bett. Seine beiden Brüder hielten immer die Thür verschlossen und bewachten ihn, damit er nicht aus dem Hause laufen möge. War Suitsiuen eingeschlafen, so kamen gewöhnlich viele Personen herbei, um ihn zu sehen; im ganzen Bezirke ward er bald unter dem Namen des Tollen bekannt. Natürlich. Sagte er doch häufig, er wäre der vom Vater Himmel eingesetzte Kaiser des Mittelreiches. Es freute ihn gar sehr, wenn ihn Jemand bei dem Namen Himmelssohn nannte. Hieß man ihn den Tollen, so lachte er laut auf und erwiederte: Du bist toll, warum nennst Du mich so? Kamen schlechte Leute herbei um ihn zu sehen, so zankte er sie aus und schalt sie Teufel. Folgendes Gedicht hat er während seiner Krankheit gemacht.

Jetzt besitzt meine Hand im Himmel und auf Erden
die Macht zu strafen und zu tödten;
Zu erschlagen den Schlechten, zu schonen den Gerechten, das Volk zu erlösen vom Uebel.
Meine Augen überschauen Alles, vom Norden zum Süden, über die Flüsse, über die Berge;

*) Die symbolische Zahl 40 in der heiligen Schrift, wird wohl das Vorbild sein.

Meine Stimme wird gehört vom Osten zum Westen,
zu den Räumen der Sonne und des Mondes.
Der Drache spannt seine Klauen aus, als wenn die
Wolkenstraße ihm zu enge wäre;
Und wenn er hinaufsteigt, warum sollte er die schiefe
Ebene der Milchstraße fürchten?
Er wird vom Sturm und Donner, wie von Musik
begleitet und die aufschäumenden Wellen sind
in Unruhe;
Der fliegende Drache, wie der Iking ihn beschreibt,
sicherlich, er wohnt oben im Himmel.

An einem Frühlingsmorgen, als Siutsiuen früher aufstand, und die Vögel ringsum in den Bäumen seines Dorfes hörte, hat er alsbald folgendes Lied gedichtet:

Die Vögel in ihrem Fluge, sie wenden sich alle zum
Licht,
Und hierin gleichen sie mir;
Denn jetzt bin ich ein König und kann thun
Alles was ich will.
Wie uns die Sonne erscheint, so glänzt in Pracht
mein Körper.
Alle Uebel sind verflogen;
Der hohe Drache und der Tiger,
Sie helfen mir, einer nach dem andern.

Die Verwandten des Siutsiuen ließen mehrere Aerzte kommen, welche seine Krankheit durch allerlei Mittel zu heilen suchten. Alles war vergebens. Eines Tages bemerkte sein Vater in der Ecke des Thürpfostens einen Papierstreifen, auf welchem folgende Worte in roth, der kaiserlichen Farbe, geschrieben waren: „Die edlen Grundsätze des himmlischen Königs, des obersten Königs Siutsiuen.“ Er nahm das Papier und zeigte es den übrigen Familienmitgliedern, welche jedoch den Sinn der sieben Schriftzeichen, aus welchen die Inschrift bestand, nicht herausbringen konnten. Das war gegen das Ende der vierzig Tage, wo Siutsiuen nach und nach seine Gesundheit wieder erlangte. Jetzt besuchten ihn viele seiner Verwandten und Freunde, begierig aus seinem eigenen Munde zu hören, was ihm während seiner Krankheit widerfahren. Siutsiuen erzählte ohne Rückhalt Alles, was er sich nur immer von seinen außerordentlichen Visionen erinnern konnte. Auch mir, Hongschin, hat er sie ungefähr in denselben Worten mitgetheilt, wie ich sie hier berichte. Die Leute, welche davon hörten, hielten die Erzählungen für eitle Thorheit und haben sie bald wieder vergessen. Meinem Vetter galten aber, wie die Folgezeit lehrte, jene Visionen als reine Wirklichkeit. Aus ihnen und aus dem Buche des Liang Asah „Gute Worte zur Erhebung unseres Geschlechtes,“ sind, wie ich bereits bemerkt habe, alle die religiösen und staatlichen Bewegungen der letzten fünf bis sechs Jahre in unserm unglücklichen Vaterlande hervorgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Denkmäler der alten Welt.

Von Ernst Dorn.

(Fortsetzung).

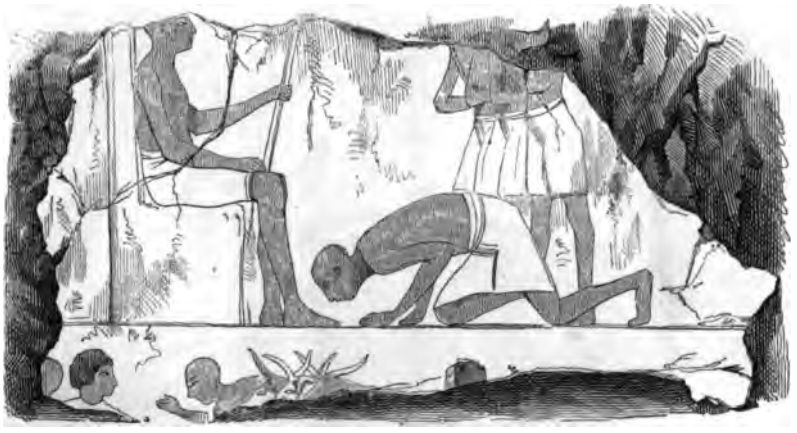
Die bis dahin angeführten großartigen Denkmäler des alten Aegypten gruppirten sich größtentheils um die beiden Königssitze Theben und Memphis. Die Geschichte der verschiedenen Herrscherdynastien läßt dieselben ihre Residenz mehrmals von einer dieser Städte zur andern verlegen. Theben war anfänglich der Sitz der höchsten Gewalt, als dann Menes die Macht aus den Händen der Priester riß und eine erbliche Monarchie schuf, verlegte er seinen Wohnort nach Memphis, und erhob dies zur Nebenbuhlerin des alten Theben. Die Herrscher der 12. Dynastie vertauschten später ihre Residenz zu Memphis wieder mit der zu Theben, bis endlich die der 21. Dynastie abermals ihren Aufenthalt nach Memphis zurück verlegten. Letzteres verdankte also seine Bedeutung dem ersten Könige Menes, einer fabelhaften Persönlichkeit, unter der viele Geschichtsphilosophen die Bezeichnung des ersten Menschen überhaupt finden wollen, der also identisch mit dem hebräischen Adam wäre. Ihm werden eine große Zahl von merkwürdigen Unternehmungen und Heldenthaten zugeschrieben; er ist der Held aller sagenhaften Ueberlieferungen von Alt-Aegypten. Seine Erhebung zum Herrscher wird folgendermaßen berichtet: Die ägyptische Nation theilte sich seit urdenklichen Zeiten in drei Klassen, die sich auch in der äußeren Erscheinung durch die Hautfarbe unterschieden. Die unterste Klasse, die von schwarzer Farbe war, aus Aethiopien stammte und die Stammväter der heutigen Kopten in sich begriff, repräsentirte das Volk. Sie existirte nur um zu arbeiten und die Frucht ihrer Arbeit den Priestern zu überlassen, welche die erste Klasse oder Kaste bildeten. Die Priester befriedigten dann das religiöse Bedürfniß und sorgten namentlich dafür, daß der Mensch, wenn er gestorben war und nicht mehr für sie arbeiten konnte, gehörig einbalsamirt und vor dem entsetzlichen Schicksale der Fäulniß bewahrt wurde. Ein Oberpriester bekleidete die höchste Würde des Staates, er galt als der Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen, verrichtete bei besonders festlichen Gelegenheiten die Opfer und genoß das höchste Ansehen, als Sinnbild der Gottheit und der Macht. Die mittlere Kaste, die Krieger, hielten das Volk im Auftrag der weisen Priester in Zucht und Ordnung, wofür sie dann von den letzteren einen Theil der Früchte von der Arbeit des Volkes erhielten. So dauerte es eine lange Zeit hindurch, bis zuletzt Neid zwi-

Opfernder ägyptiſcher Prieſter.

ſchen den beiden oberen Kaſten entſtand und einer der Krieger, Namens Menes, die Anſicht aufſtellte, daß ſie die Prieſter recht gut entbehren und das Volk allein leiten könnten. Es entſtand eine Revolution, und da die Prieſter das Gefährliche ihrer Lage erkannten, ſo einigten ſie ſich mit den Kriegern dahin, daß ſie den Anſtifter der ganzen Unruhe zum König erklärten und die Herrſchaft ihm erblich überließen. Damit war Menes zufrieden, die übrigen Krieger ſtimmten ihm bei, das Volk wurde nicht gefragt, und es dauerte nicht gar lange, ſo herrſchten die Prieſter wieder wie früher, zwar nicht dem Namen nach, aber indirect um deſto ſicherer.

Dieſem erſten Könige, Menes, wird die Gründung der Größe von Memphis und der meiſten der umliegenden architektoniſchen Wunder zugeſchrieben. Die großen Pyramiden von Dahſchur, dann die von Giſeh mit dem Sphinxkoloß, das Labyrinth und der See Möris finden ſich ſämmtlich in der Umgegend von Memphis, während die großen Obelisken von Luxor, Edfou mit ſeinem prachtvollen Tempel und die klingende Memnonsſtatue in Thebens Nachbarſchaft gelegen ſind.

Nachdem Aegypten durch Menes unter die Herrſchaft eines Königs gekommen war, ließen es ſich die Prieſter angelegen ſein, deſſen Nachkommen ſo viel als möglich in geheimnißvolle Weſen umzuwandeln. Dadurch, daß die Herrſcherwürde erblich war, konnten ſie die ganze Familie ſehr bald in den Geruch höherer Würde bringen; der König ſelbſt ward ganz in das geheimnißvolle innerſte Heiligthum des ſtaatlichen Baues zurückgedrängt, und während das Volk nicht mehr wußte, ob es einen Gott oder ſeinen Herrſcher anbete, fungirten die Prieſter an ſeiner Statt und luden im Fall der Gefahr die Verantwortlichkeit auf die Schultern ihres vergötterten Werkzeugs. Zwar gelang es ihnen nicht immer und manchmal trat unter den Herrſchern ein kräftiger Geiſt die Vormundſchaft der Prieſter zu Boden, aber ſie ſorgten ſo viel als möglich ſchon bei Zeiten für ihre Sicherheit. Da ſie die Erziehung des zukünftigen Herrſchers ganz allein leiteten, ſo will der Geſchichtsforſcher die Erfahrung gemacht haben, daß nur dann, wenn durch unvorhergeſehene Todesfälle die Herrſcherwürde an einen bereits zum Manne herangereiften Seitenſproſſen kam, mitunter ein noch nicht durch übermäßiges Genießen und maaßloſen Luxus ganz unthätig gewordenes Haupt an die Spitze des Staates gelangte.



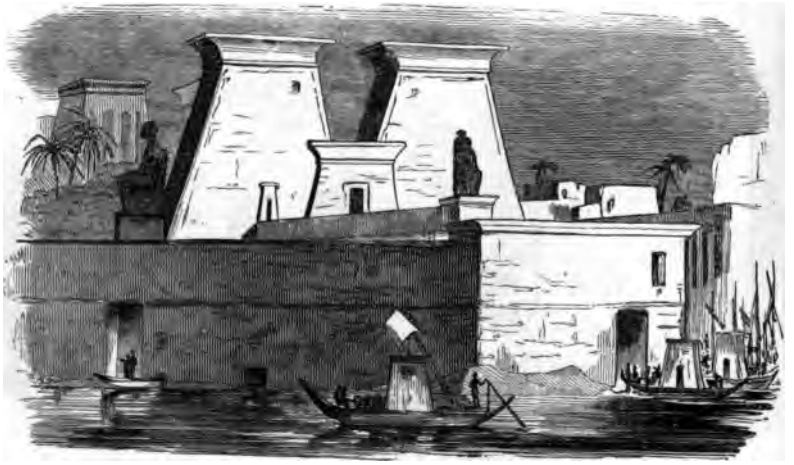
Aegyptiſche Götterverehrung, nach einem vorgefundenen Relief.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein großer Theil der ungeheuren Bauwerke nur deshalb unternommen ward, weil das Volk beschäftigt werden mußte, und der sich selbst düngende, übermäßig fruchtbare Boden die Kräfte der sehr starken Bevölkerung zu wenig in Anspruch nahm. Da die Einrichtung des Staates dem Einzelnen nicht gestattete, sich durch besondere Talente hervorzuthun, sondern jeder von seiner Geburt an unabänderlich in einen bestimmten Kreis gebannt blieb, so finden wir bei ihren Denkmälern neben der äußeren großartigen Anlage und Ausdehnung, wie sie nur der eiserne Wille der über zahllose Kräfte gebietenden unumschränkten Macht hervorrufen konnte, die sorgsamste Ausführung einzelner Reliefarbeiten, oft im Innern der Pyramiden verborgen, kaum bemerkbare Theile schmückend, als die Frucht stiller Selbstgenügsamkeit, die ohne Hoffnung auf äußeren Erfolg nur am eignen Schaffen ihr Genügen findet.

Obgleich aus den vorgefundenen bildlichen Darstellungen vielfach hervorgeht, daß die gottesdienstlichen Gebräuche der Aegypter die Grundlage der hebräischen bildeten, die von Moses, der in ägyptischem Geiste gebildet war, gestiftet wurden; so läßt sich doch der große Unterschied nachweisen, daß die Aegypter die Frauen nicht nur von ihren religiösen Ceremonien nicht ausschlossen, sondern sogar Priesterinnen unter denselben erkoren. — Die Priesterkaste im Allgemeinen war im Besitze aller geistigen Schätze ihrer Zeit und anstatt dem Volke dieselben zu öffnen und davon mitzutheilen, verschlossen sie ihre Kenntnisse als Heiligthümer, die kein profanes Ohr vernehmen dürfe, umgaben ihre Wissenschaft mit dem geheimnißvollen Scheine übernatürlicher Weisheit, und trieben diese Mystification auf so geschickt berechnete Weise, daß selbst die aufgeklärte Nation der Griechen sich von ihnen täuschen ließ und Wunder von dem räthselhaften Treiben der ernsten Priester Jupiter Ammons glaubte und berichtete. So lange als Menschen die Natur zu erforschen trachten, glaubte der gemeine Sinn stets höhere Kräfte mit dem kühnen Gedanken verknüpft, die Macht, der wir selbst unser Dasein verdanken, in ihren Wirkungen zu verfolgen und in ihren Ursachen

Aegyptischer Astronom.

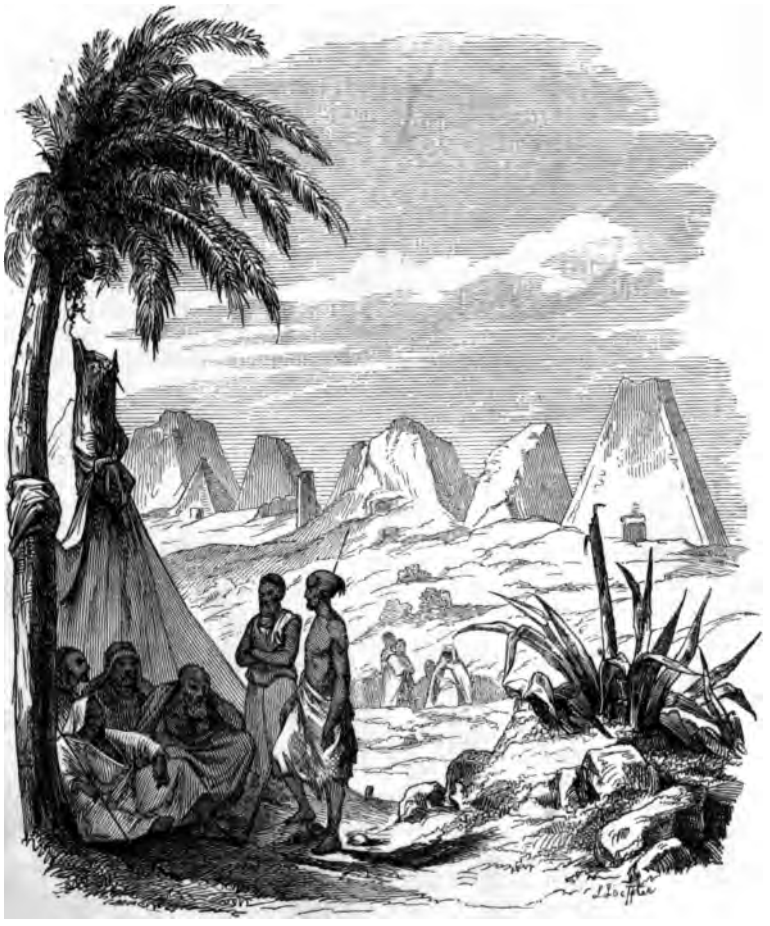
erspähen zu wollen. Daher wurde schon bei den Aegyptern der Kenner der Gestirne zum Ergründer himmlischer Worte, als deren sinnliche Zeichen das Volk die Gestirne betrachtete; der Kenner des einfachen Zusammenhangs einzelner Naturerscheinungen wurde gar bald für befähigt gehalten selbst Werke der Natur nachzuahmen, und somit treffen wir zu allen Zeiten auf den gleichen Irrthum, die Aeußerung der Kraft zu verwechseln mit dem Wesen derselben.



Aegyptische Stadt von der Nilseite.

Uebrigens beſaßen die ägyptiſchen Prieſter thatſächlich für die damalige Zeit erſtaunliche aſtronomiſche und phyſikaliſche Kenntniſſe Davon geben eine große Anzahl von Abbildungen die beſten Beweiſe und ihre Mythologie iſt großentheils auf aſtronomiſche Erſcheinungen gegründet. Sie kannten den Einfluß der Geſtirne auf den Wechſel der Jahreszeiten, gaben der Sonne, Oſiris, die höchſte göttliche Gewalt und ſtellten ſymboliſch den Umlauf des Mondes in der Geſtalt der irrenden Iſis dar, die den Gatten ſucht.

Da die ägyptiſchen Städte größtentheils an den Ufern des Nil erbaut waren, ſo diente dieſer auch vorzugsweiſe als Verbindung und Straße für unzählige von Fahrzeugen, die Perſonen und deren Lebensbedürfniſſe beförderten. Auf der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes befanden ſich dann die ungeheuren Begräbnißplätze, die Wohnungen der Todten, welche aus Vorſorge vor den Ueberſchwemmungen meiſt in Felſen gehauen oder feſt aufgebaut waren. Von dort her kommen die zahlloſen Mumien, mit denen alle Muſeen der Welt erfüllt ſind. — Der Gebrauch bei der Zubereitung der Leichen vor dem Begräbniß war folgender: Nachdem die erſten Klagen der Angehörigen vorüber waren, wurde der Leichnam einer untergeordneten Klaſſe von Prieſtern übergeben, deren gewöhnliches Geſchäft es war, dies zu beſorgen. Die Familie des Verſtorbenen kam über die Art der Einbalſamirung überein und es wurde nun zu einfacher oder prachtvoller Ausführung des Gebrauchs geſchritten. Die gemeinſte Art beſchränkte ſich darauf, das Innere des Körpers mit gewöhnlichen billigen Spezereien zu reinigen, ihn dann während einer Zeit von ſiebzig Tagen in Natron zu legen und hierauf



Ruinen von Meroë.

mit einem Stück grober Leinwand umhüllt, in die öffentlichen Katakomben aufzustellen. Manchmal legte man den Todten auf ein Stück Sycomorenrinde, welches mit in die Leinwand gewickelt wurde. Wollten die Zurückgebliebenen etwas aufwenden, so wurde Cedernöl zur Reinigung des Körpers angewandt, der Körper in Natron gelegt, und jedes Glied für sich mit Baumwollstreifen umwickelt. Der Leichnam wurde in einen mehr oder minder reich gezierten Sarg gelegt, Name und Stand des Verstorbenen hieroglyphisch darauf verzeichnet und derselbe dann in ein Grabgewölbe verschlossen.

Man kann sich denken, daß die Verschiedenheit dieser Gebräuche theils durch Pietät, theils durch Eitelkeit bestimmt wurde, und vom einfachen Leintuche des Armen bis zu den vergoldeten Nägeln der Finger und Zehen und den prächtigen Sarkophagen aus Granit oder Basalt tausende von Zwischenstufen sich finden.

Das Material zu den Denkmälern des alten Aegypten wurde größtentheils aus den ungeheuren Steinbrüchen der kahlen Grenzgebirge genommen, von denen das Land umgeben ist. Auf der Insel Philae und in der Thebais findet sich ein röthlicher Granit, der ebenfalls zu vielen Bauwerken, unter andern zum großen Obelisken von Luxor verwendet wurde. Endlich bereiteten sie noch eine Art Ziegeln aus Nilschlamm, die an der Sonne getrocknet wurden und von denen auch die Bibel zu berichten weiß.

Baudenkmäler derselben Gattung wie die von Alt-Aegypten, finden sich auch in dem Nachbarland Aethiopien, welches oft verbunden mit Aegypten, oft mit ihm in Kriege verwickelt war. Auch in Aethiopien herrschten die Priester unumschränkt. Die Könige mußten ihnen gehorchen und sich sogar das Leben nehmen, wenn die Priester sie für unfähig erklärten, länger zu regieren. Die Hauptstadt des äthiopischen Reiches, Meroë, lag auf einer durch die beiden Flüsse Nil und Atbara gebildeten Insel und ist noch heute in ihren Ruinen und durch zwei Pyramidengruppen, die sich in der Nähe befinden, sehr bemerkenswerth.

Die Hebräer.

Als strengen Gegensatz zu dem hoffnungslosen Begriffe der schroffen Kastensonderung, durch den die äußerste Despotie möglich und zugleich nöthig wurde — denn wo der Mensch weder Trieb noch Zügel in seinem eignen Wesen zu finden gelehrt wird, da entfesseln sich bald gefährliche Leidenschaften — sehen wir in der hebräischen Verfassung den Gedanken schlummern, daß nur die eigene That, nicht der Rang der Geburt den Menschen erhebe und zum Liebling der

Molochdienst.

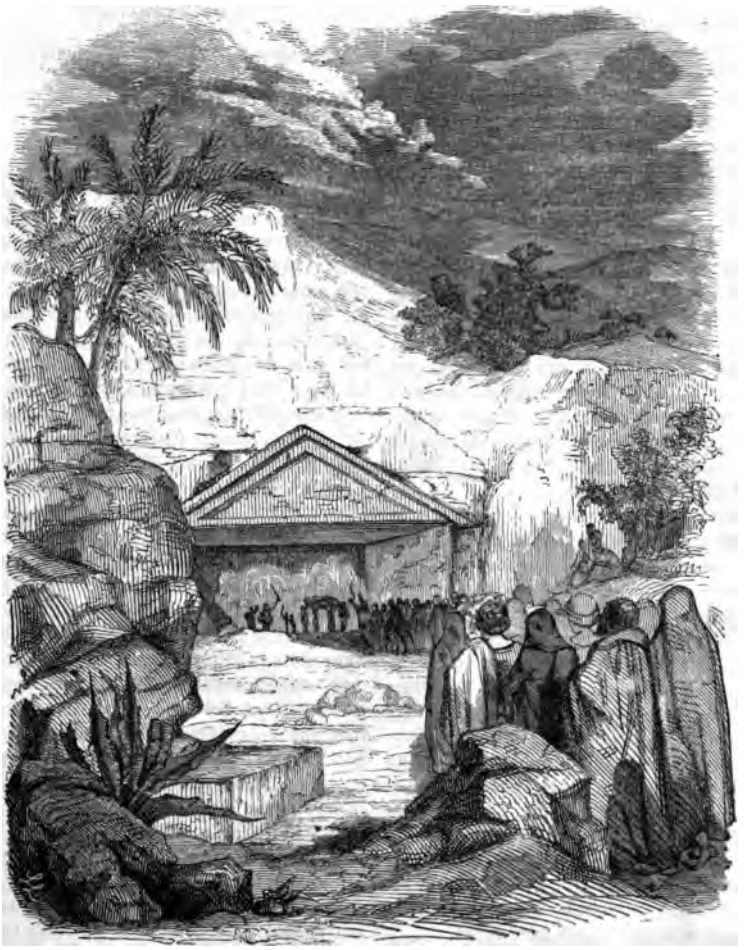
Gottheit mache. Nicht Priester im Prunk erschlichenen Glanzes treten als Gottbegnadigte auf, sondern fromme Knechte des Herrn, treue, sich selbst verleugnende Menschen. Schon die Erzählung vom eigentlichen Stammvater Abraham stellt diesen Gedanken klar vor die Anschauung. In Chaldäa lassen ihn die heiligen Bücher geboren werden, eines Moloch-Priesters Sohn. Da er an dem Götzen zu zweifeln wagt und die Gottheit nicht in dem Bild des schrecklichen Ungethüms erkennen will, in dessen Innern ein glühendes Feuer brennt um die Menschen-Opfer unter Qualen des furchtbarsten Todes in seinen Armen sterben zu lassen, da

Abraham's Opfer.

ſein klarer Blick das Anbetungswürdige nicht dort ſucht, wo Jammer und Todesſtöhnen herrſcht, wandert er aus, um nicht ſelbſt dem Tode für ſeinen Zweifel anheimzufallen.

Und als die Sage ihm dann die ſchwerſte Prüfung auferlegt, als ſein Gott, zum Beweiſe dafür, daß er ihm aus innerer Ueberzeugung, nicht blos aus Furcht vor der Gefahr dem entſetzlichen Gebrauche der Menſchenopfer zu fallen, gefolgt ſei, ſelbſt das Opfer ſeines einzigen Sohnes von ihm verlangt, da iſt er bereit es zu bringen, und hebt die Hand auf um ſein Liebſtes zu tödten. Damit aber iſt dann auch die Gottheit befriedigt und der ewige Bund geſtiftet. — Welch ein ganz verändertes Fühlen und Denken! Da iſt kein ſtaunenswerthes Aufrichten von Tempeln und Denkmälern zur Ehre der Gottheit, kein Prunk, kein geheimnißvolles Vergöttern des Helden; alles iſt einfach, aber groß und tief. Zum erſten Male iſt der Menſch dann am beſten und gottgefälligſten, wenn er ſeine eignen Empfindungen vernichtet und in Demuth nicht ein geehrter Prieſter der Menſchen, ſondern ein Knecht ſeines Gottes ſein will. Dieſe älteſten Traditionen der hebräiſchen Nation übertreffen an Erhabenheit die mythologiſchen Erzählungen aller andern Völker deshalb, weil ſie nur von Menſchen handeln, deren Verdienſt darin beſteht, daß ſie den Heldenmuth frommer Ergebenheit allen über ſie verhängten Leiden und Prüfungen entgegenſetzen. Mit der Auswanderung aus Aegypten geht dieſe naive Einfachheit ſchon theilweiſe verloren und mit der Prieſterſchaft und der Bundeslade kommen Geheimnißkrämerei und äußerlicher Prunk. Der Hoheprieſter, der allein opfernd das Allerheiligſte betreten darf, erinnert ſchon in ſeiner ganzen Erſcheinung an den Oberprieſter der Aegypter und trägt keine Spur der alten Patriarchen mehr an ſich.

Wir verweilten deßhalb bei dieſen bibliſchen Berichten der alten Hebräer, weil wir bei den Denkmälern der alten Welt ihrer nicht vergeſſen dürfen.



Hebräiſches Begräbniß.

mit einem Stück grober Leinwand umhüllt, in die öffentlichen Katakomben aufzustellen. Manchmal legte man den Todten auf ein Stück Sycomorenrinde, welches mit in die Leinwand gewickelt wurde. Wollten die Zurückgebliebenen etwas aufwenden, so wurde Cedernöl zur Reinigung des Körpers angewandt, der Körper in Natron gelegt, und jedes Glied für sich mit Baumwollstreifen umwickelt. Der Leichnam wurde in einen mehr oder minder reich gezierten Sarg gelegt, Name und Stand des Verstorbenen hieroglyphisch darauf verzeichnet und derselbe dann in ein Grabgewölbe verschlossen.

Man kann sich denken, daß die Verschiedenheit dieser Gebräuche theils durch Pietät, theils durch Eitelkeit bestimmt wurde, und vom einfachen Leintuche des Armen bis zu den vergoldeten Nägeln der Finger und Zehen und den prächtigen Sarkophagen aus Granit oder Basalt tausende von Zwischenstufen sich finden.

Das Material zu den Denkmälern des alten Aegypten wurde größtentheils aus den ungeheuren Steinbrüchen der kahlen Grenzgebirge genommen, von denen das Land umgeben ist. Auf der Insel Philae und in der Thebais findet sich ein röthlicher Granit, der ebenfalls zu vielen Bauwerken, unter andern zum großen Obelisken von Luxor verwendet wurde. Endlich bereiteten sie noch eine Art Ziegeln aus Nilschlamm, die an der Sonne getrocknet wurden und von denen auch die Bibel zu berichten weiß.

Baudenkmäler derselben Gattung wie die von Alt-Aegypten, finden sich auch in dem Nachbarland Aethiopien, welches oft verbunden mit Aegypten, oft mit ihm in Kriege verwickelt war. Auch in Aethiopien herrschten die Priester unumschränkt. Die Könige mußten ihnen gehorchen und sich sogar das Leben nehmen, wenn die Priester sie für unfähig erklärten, länger zu regieren. Die Hauptstadt des äthiopischen Reiches, Meroë, lag auf einer durch die beiden Flüsse Nil und Atbara gebildeten Insel und ist noch heute in ihren Ruinen und durch zwei Pyramidengruppen, die sich in der Nähe befinden, sehr bemerkenswerth.

Die Hebräer.

Als strengen Gegensatz zu dem hoffnungslosen Begriffe der schroffen Kastensonderung, durch den die äußerste Despotie möglich und zugleich nöthig wurde — denn wo der Mensch weder Trieb noch Zügel in seinem eignen Wesen zu finden gelehrt wird, da entfesseln sich bald gefährliche Leidenschaften — sehen wir in der hebräischen Verfassung den Gedanken schlummern, daß nur die eigene That, nicht der Rang der Geburt den Menschen erhebe und zum Liebling der

Molochdienst.

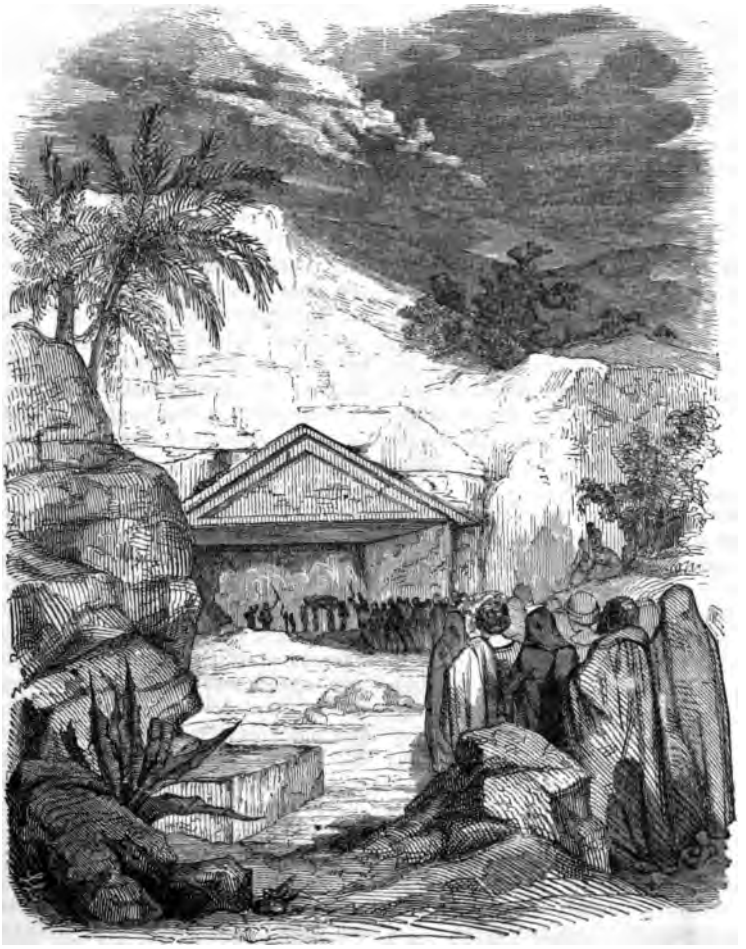
Gottheit mache. Nicht Priester im Prunk erschlichenen Glanzes treten als Gottbegnadigte auf, sondern fromme Knechte des Herrn, treue, sich selbst verleugnende Menschen. Schon die Erzählung vom eigentlichen Stammvater Abraham stellt diesen Gedanken klar vor die Anschauung. In Chaldäa lassen ihn die heiligen Bücher geboren werden, eines Moloch-Priesters Sohn. Da er an dem Götzen zu zweifeln wagt und die Gottheit nicht in dem Bild des schrecklichen Ungethüms erkennen will, in dessen Innern ein glühendes Feuer brennt um die Menschen-Opfer unter Qualen des furchtbarsten Todes in seinen Armen sterben zu lassen, da

Abraham's Opfer.

ſein klarer Blick das Anbetungswürdige nicht dort ſucht, wo Jammer und Todesſtöhnen herrſcht, wandert er aus, um nicht ſelbſt dem Tode für ſeinen Zweifel anheimzufallen.

Und als die Sage ihm dann die ſchwerſte Prüfung auferlegt, als ſein Gott, zum Beweiſe dafür, daß er ihm aus innerer Ueberzeugung, nicht blos aus Furcht vor der Gefahr dem entſetzlichen Gebrauche der Menſchenopfer zu fallen, gefolgt ſei, ſelbſt das Opfer ſeines einzigen Sohnes von ihm verlangt, da iſt er bereit es zu bringen, und hebt die Hand auf um ſein Liebſtes zu tödten. Damit aber iſt dann auch die Gottheit befriedigt und der ewige Bund geſtiftet. — Welch ein ganz verändertes Fühlen und Denken! Da iſt kein ſtaunenswerthes Aufrichten von Tempeln und Denkmälern zur Ehre der Gottheit, kein Prunk, kein geheimnißvolles Vergöttern des Helden; alles iſt einfach, aber groß und tief. Zum erſten Male iſt der Menſch dann am beſten und gottgefälligſten, wenn er ſeine eignen Empfindungen vernichtet und in Demuth nicht ein geehrter Prieſter der Menſchen, ſondern ein Knecht ſeines Gottes ſein will. Dieſe älteſten Traditionen der hebräiſchen Nation übertreffen an Erhabenheit die mythologiſchen Erzählungen aller andern Völker deshalb, weil ſie nur von Menſchen handeln, deren Verdienſt darin beſteht, daß ſie den Heldenmuth frommer Ergebenheit allen über ſie verhängten Leiden und Prüfungen entgegenſetzen. Mit der Auswanderung aus Aegypten geht dieſe naive Einfachheit ſchon theilweiſe verloren und mit der Prieſterſchaft und der Bundeslade kommen Geheimnißkrämerei und äußerlicher Prunk. Der Hoheprieſter, der allein opfernd das Allerheiligſte betreten darf, erinnert ſchon in ſeiner ganzen Erſcheinung an den Oberprieſter der Aegypter und trägt keine Spur der alten Patriarchen mehr an ſich.

Wir verweilten deßhalb bei dieſen bibliſchen Berichten der alten Hebräer, weil wir bei den Denkmälern der alten Welt ihrer nicht vergeſſen dürfen.



Hebräiſches Begräbniß.

Hebräischer Oberpriester.

Das hebräische Volk in seinen vielfachen Verfolgungen und Leiden, bald von den Aegyptern, bald von den Assyrern unterjocht, hat nur die Zeit der Könige David und Salomo, wo es einmal zu einer Blüthe der künstlerischen Bestrebungen kommt. Zwar wird uns vieles vom Tempel des Salomo erzählt; da die Bibel in ihrer Art zu berichten jedoch als echt nationales Werk bei dem Gepräge der Ausdauer des hebräischen Geistes auch alle Schwächen desselben hat, und schon bei den patriarchalischen Geschichten in Bezug auf Heerden und Besitzthümer ihrer Helden etwas häufig sich in Prahlereien ergeht, so dürfen wir der Beschreibung von diesem Salomonischen Wunderwerk nicht zu bereitwillig Glauben schenken, und beschränken uns darauf, anzunehmen, daß der Tempel größtentheils von Cederholz gebaut war und darum der Zerstörung leichter weichen mußte.

So bleibt uns denn als einziges Denkmal althebräischen Ursprungs die Bibel, und in ihr ist denn auch der Geist des auserwählten Volkes eben so vollkommen und charakteristisch ausgeprägt, wie der der ägyptischen Nation in ihren Pyramiden, und der des Hellenenthums in seinen Tempeln und Statuen. Neben den erhabensten Zügen stiller Duldung und Unterwerfung gehen oft unbemerkt die Spuren kleinlicher Feigheit und Gewinnsucht. Ein religiöses Verbot verhinderte in den Zeiten der Entwicklung selbstständiger Nationalität die Entfaltung der bildenden Künste, sonst würde eine Nation, die damals soviel auf Schmuck und Zier gab, die ihre poetischen Gebilde so schillernd und üppig bunt ausstattete, gewiß in der Kunst der Farben, der Malerei, mindestens Eigenthümliches und Bemerkenswerthes geschaffen haben.

Ihre Gräber legten die Israeliten, dies geht sowohl aus dem alten wie neuen Testamente hervor, in Hainen und Gärten an. Wahrscheinlich war der Gebrauch, den Todten mancherlei Dinge mitzugeben, ebenfalls aus Aegypten mitgekommen, denn bei der ewig unsteten Art der Hebräer konnte es auch in dieser Beziehung zu keinen feststehenden Gewohnheiten bei ihnen kommen. Man will zwar hebräische Felsengräber entdeckt haben, es sind aber wenig Gründe vorhanden, dieselben für ächt anzuerkennen. Daß sie größere Grabanlagen gemacht haben, könnte wohl aus dem Umstande hervorgehen, weil so häufig davon die Rede ist, sie würden bei ihren Vätern ruhen, zu den Vätern gesammelt werden, was den hebräischen Religionsbegriffen nach sich nicht gut anders erklären läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichten und Sagen
aus Frankreich.

Nacherzählt von Moritz Hartmann.

I. Animo.
Eine baskische Sage.

Die verheiratheten Männer saßen auf der Bank vor der Dorfschenke; die jungen Leute standen vor ihnen. Alle rauchten kleine Zigarren aus Spanien und Alle sprachen über das große Ereigniß, das seit Wochen alle Thäler der Pyrenäen beschäftigte. Der Tod des Ewigen Juden war in der That ein großes Ereigniß, das auch monatelange Gespräche nicht erschöpfen konnten. Mit dem Ewigen Juden aber ist nicht jener unglückselige, ewig wandernde Schuster aus Jerusalem gemeint, sondern ein anderes Wesen, das die Bewohner der Pyrenäen näher anging. Der Ewige Jude war ein Bär, der seit Menschengedenken von sich sprechen machte, der größte Bär der ganzen Pyrenäen und der räthselhafteste und unheimlichste. Die ältesten Leute im Dorfe erinnerten sich schon in ihrer frühesten Jugend von ihm gehört zu haben und schon damals hieß er seines hohen Alters und seiner Unverwundbarkeit wegen der Ewige Jude. Ja, auch unverwundbar war er. Die beste und größte Kugel des geschicktesten Jägers konnte ihm nichts anhaben. Wie oft kam es vor, daß das Blei von seiner Brust abprallte, oder daß er es im Fluge mit seiner Tatze auffing und zurück, dem Jäger an die Stirne schleuderte oder daß er es verächtlich aus seinem Rachen ausspie. Eben so wenig wie die Kugel vermochten die Fallen etwas gegen ihn auszurichten. Wie geschickt und gefährlich man sie auch angelegt, am andern Tage fand man sie zerstört und un-

schädlich gemacht. So hatten es denn die verschlagensten und muthigsten Bärenjäger längst aufgegeben, ihn aufs Korn zu nehmen und man konnte das um so leichter, als man sich im Grunde über den Ewigen Juden gar nicht zu beklagen hatte, denn er war ein gutmüthiger, barmherziger Bär, der selbst seinen ärgsten Feinden verzieh. Selbst die Kühnen, die sich ihm mit dem Messer zu nahen wagten, drückte er nur etwas unsanft an seine Brust, warf sie dann zu Boden, rollte sie eine Zeit lang hin und her, schüttelte sie und ließ sie dann laufen. Trotzdem schwebte die Erlegung des Ewigen Juden jeder neuen Generation von Bärenjägern als eine ruhmreiche That vor, die geeignet wäre, alle Thäler der Pyrenäen mit ihrem Rufe zu erfüllen. Diese That war geschehen. Animo, einer der jüngsten unter den Bärenjägern hatte vor wenigen Wochen den Ewigen Juden erlegt.

Alles das ging aus den Gesprächen der Alten und Jungen vor der Dorfschenke hervor.

Die Sonne verschwindet früh aus den pyrenäischen Thälern und man kann es an den Bergabhängen beobachten, wie die Nacht langsam aus dem Thalgrunde herauswächst und die Berge hinanklimmt. Schon lagert unten tiefes Dunkel, wenn die Bergspitzen noch in volles Licht getaucht sind und wie glühende Sterne in der Luft schweben. Die Abende sind lang; man ist froh, wenn man etwas zu sprechen hat und nimmt es Niemand übel, wenn er dieselbe Geschichte zum zwanzigsten Male wiederholt. Die Geschichte von der Erlegung des Ewigen Juden, schon hundertmal durchsprochen, war noch immer ein beliebter Stoff und man war eben dabei, den kühnen Animo zu rühmen, als dieser an der Seite seines Freundes Rago in den Kreis trat.

Die verheiratheten Männer rückten auf der Bank zusammen, um ihm auf dem einen Ende Platz zu machen und der Maire des Dorfes lud ihn ein, sich zu setzen. Aber Animo setzte sich nicht. Auf die Schulter seines Freundes gestützt, blieb er aufrecht stehen und senkte nun sein blasses Gesicht auf die Brust, daß es die herabfallenden schwarzen Haare zur Hälfte bedeckten.

Warum sollte ich mich setzen? fragte er endlich — stehen doch auch die anderen jungen Leute und nur die Verheiratheten sitzen? Warum thun mir die Verheiratheten so große Ehre an?

Nun, sagte ein Alter von der Bank, wir ehren Dich, Animo, weil wir Dich ehren wollen, weil Du ein guter Junge bist, weil Du Deine Mutter ehrst und sie auf gute Weise ernährst.

Meine Mutter, meine arme Mutter! seufzte Animo und schwieg. Nach einer Weile erwiederte er: das ist es nicht! Andere thun dasselbe und ihr lasset sie stehen, wie es sich für junge Leute ziemt.

Nun, sagte ein anderer von den Alten mit einigem Spott, nun, da Du Dein Lob hören willst, so höre es. Wir bieten Dir einen Platz an unsrer Seite, weil wir Dich auch als einen ausnehmend tapfern Jungen ehren wollen, der das gethan hat, was seit vielen hundert Jahren vielleicht Niemand gelungen ist; weil Du den Ewigen Juden getödtet hast.

Das ist es! Ich habe es wohl gewußt! sagte Animo, und er setzte sich hin und verbarg sein blasses und trauriges Gesicht in die Hände und schwieg.

Die Umstehenden wußten nicht wie sie Animo's Traurigkeit deuten sollten und schwiegen ebenfalls still und sahen einander an. Animo selbst unterbrach das Schweigen, indem er wieder aufsprang und ausrief: Nun so will ich es Euch sagen; ich bin ein Prahlhans, ich habe den Ewigen Juden *nicht* erlegt!

Was sagst Du? riefen Alle erstaunt.

Ich habe ihn nicht erlegt! wiederholte Animo.

Aber wir haben ihn ja selber liegen sehen. und es hat es doch kein Anderer gethan?

Nein, es hat es kein Anderer gethan, aber ich habe es auch nicht gethan, sagte Animo.

Und was ist denn an der Sache? fragte man von allen Seiten.

Ich habe, fuhr Animo fort, den Ewigen Juden nicht erlegt; Er hat mich erlegt!

Er ist wahnsinnig! Er macht sich lustig über uns! schrie man da und dort.

Stille! gebot ein Alter, da steckt ein Geheimniß dahinter, laßt Animo reden!

Ja wohl, sagte Animo, da steckt ein Geheimniß dahinter. Ich bin nicht der Animo, den ihr gekannt habt, der ist todt, der ist vom Ewigen Juden erdrückt worden. Ich bin selbst der Ewige Jude!

Ein ungeheures Gelächter hinderte ihn fortzufahren, aber das Gelächter stockte plötzlich, als Animo aus tiefster Brust ein Gestöhn hervorstieß, das sie schaudern machte und das, wie es ihnen schien, einige Aehnlichkeit mit dem Gestöhn eines angeschossenen Bären hatte.

Ich muß erzählen, sagte wieder Animo, nachdem er sich gefaßt hatte. So war es. Ich lag hinter einem Felsen, als der Ewige Jude herankam. Ich zielte gut und schoß und traf seine Brust, aber wie von einem Eisen fiel die Kugel ab ins Moos. Der Ewige Jude stellte sich auf die Hintertatzen und ging auf mich los; ich aber erwartete ihn nicht und lief ihm mit dem Messer entgegen. Da ich es ihm in die Brust stoßen will, schlägt er mir mit seiner rechten Vordertatze auf die Hand, daß ich das Messer fallen ließ; Darauf packte er mich und drückte mich so gewaltig an seine Brust, daß alle meine Knochen krachten und mir Hören und Sehen verging. Das war mein letzter Augenblick. Todt warf er mich auf den Boden. Was er darauf gethan, weiß ich natürlich nicht,

denn ich war todt. Ich weiß nur, daß ich plötzlich zu mir gekommen und da sah ich den Ewigen Juden, der mir mit seiner Schnauze ins Gesicht hauchte. Noch einmal blies er mir in die Nase und fiel todt nieder. Ich habe sehr wohl gefühlt, daß er dem todten Animo seine Seele eingehaucht hatte. Die Seele des Bären ist jetzt in mir, die Seele des Animo ist fort geflogen; das ist gewiß.

Die Zuhörer waren erstaunt, denn wie zur Bestätigung der Geschichte kam abermals aus Animo's Brust jene schauerliche Bärenstimme.

Du bildest Dir dergleichen wohl nur ein, sagte einer der Alten, wie um Animo in der tiefen Niedergeschlagenheit, in der er saß, zu trösten.

Ha, ha, das meint ihr nur, weil die Sache so außerordentlich ist, erwiederte Animo. Der Curat (Pfarrer) der hat studirt und weiß es auch besser. Gleich an jenem Abend, da ich vom Berge herunter kam und dem Curat an der Brücke begegnete, wich er mir aus und rief mir aus der Ferne zu: Animo, du siehst aus, als wäre die Seele eines Bären in dich gefahren. Der versteht es besser und ich muß es am Besten wissen, wie ich seit damals verändert bin. Hört! wie ihr da vor mir steht, wie ich nur die Augen aufhebe, um Euch anzusehen, erwacht die schrecklichste Lust in mir, einen nach dem andern zu umarmen und zu erdrücken. Ich thue es nur nicht, weil ich nicht will und die schreckliche Lust bisher immer unterdrückt habe. Das gelingt mir nur, weil ich ohne Sünden gestorben bin und weil nun die Bärenseele in einem reinen Leibe lebt.

Während dieser langen Rede hatten sich die Zuhörer wieder gefaßt und manche von ihnen verzogen den Mund zu einem spöttischen Lächeln. Der Maire aber blieb ernst und sagte: Das mag Manchem sonderbar vorkommen, mir aber nicht, denn ich weiß, daß so was schon oft geschehen ist. Man hat nur darauf vergessen, weil sich nichts der Art in unserer Zeit zugetragen. Es ist ganz gewiß, daß manchmal die Seele eines Thieres in den Jäger übergeht, der es hat tödten wollen, denn die Seelen reisen. Das haben unsere Voreltern gewußt; wir haben es vergessen. Ich glaube dir, Animo, denn, offen gesagt, ich habe dich seit jenem Tage schrecklich verändert gefunden.

Da der Maire so sprach, glaubten auch die Andern; übrigens hatte Animo nie gelogen und es war leicht ihm zu glauben.

Animo war darüber sehr erfreut. Nun ist mir leichter, sagte er, denn es hat mir das Herz abgedrückt, so unter Euch umher zu gehen, immer mit dem Geheimniß und mit Mordgedanken im Hirne. Ich habe immer gefürchtet, daß ich etwas thue, was, wenn ihr das Geheimniß nicht kenntet, dem Rufe des guten Animo schaden würde.

So sprechend wollte er gehn. Aber der Maire hielt ihn zurück. Nimm Dich nur recht zusammen, ermahnte dieser, damit kein Unglück geschehe. Und wenn man in Deinem elenden Zustande etwas für Dich thun kann, so sage es nur grade heraus.

Allerdings, sagte Animo schnell, allerdings könnt Ihr was für mich thun. Es erbarme sich einer der Männer und erschieße mich, daß die Seele des Bären wieder heraus kann.

Die Männer schwiegen. Das geht wohl nicht an, sagte der Maire, so lange Du diese menschliche Gestalt trägst. Man würde uns ein Verbrechen daraus machen, denn die Leute im Departement würden an die Geschichte nicht glauben.

Animo zuckte die Achseln, winkte seinem Freunde Rago, der die ganze Zeit hindurch schweigend dagestanden hatte und ging.

Jetzt, sagte er zu Rago, da das Geheimniß heraus ist, ist mir so wohl, wie mir seit damals nicht gewesen. Jetzt gehen wir zu Resa. Sie wird schon schlafen, aber ich werde sie herauspochen. Ich muß sie sprechen, denn mir ist so wohl zu Muth und sie wird es freuen, mich so heiter zu sehen. Armes Ding, wie hat sie Animo geliebt. Du, guter Freund, bleibe in der Nähe und verhindere es, wenn ich sie umarmen will. Wenn ich bei ihr bin, will ich sie immer in meine Arme drücken, aber ich weiß, es geschieht ein Unglück wenn ich es thue. Ich zerdrücke die gute Resa; sie ist so zart gebaut; sie ist so schön. Wenn ich es aber doch thue, dann guter Freund, stoße mir Dein Messer in den Nacken.

Rago nickte bejahend.

Am andern Tage wurde in der Kirche des Dorfes für die Seele des todten Animo eine Messe gelesen. Der Maire war der Meinung, daß dies geschehen sollte und der Curat war gern bereit, geschmeichelt wie er war, daß er es dem Animo, dem er an der Brücke begegnet, angesehen, daß er ein Anderer geworden. Animo, oder die Gestalt, die jetzt den Namen trug, stand an der Thüre der Kirche, während die Seelenmesse gelesen wurde und weinte vor Rührung als er sah, wie inbrünstig die guten Leute und unter ihnen seine Mutter für den Todten beteten. Er drückte nach der Messe allen Vorübergehenden die Hand und dankte dem Maire und dem Curat für die gute Meinung. Seine Mutter aber küßte er unter Thränen. Diese beruhigte ihn und schwur, daß sie ihn immer lieb haben wollte, so lange er die Gestalt ihres Animo trage.

Animo, besorgt, daß er unter den Menschen doch ein Unheil anrichten könnte, hielt sich seit der Seelenmesse meist in den Wäldern auf den Bergen auf. Man hörte fast nichts mehr von ihm und man sprach auch nicht mehr von der

Erlegung des Ewigen Juden. Man fürchtete sich von der Geschichte zu sprechen.

Eines Nachmittags stürzte Rago, von den Bergen herkommend mit einem Gesichte voll Entsetzen ins Dorf. Er rannte von Haus zu Haus und stieß ein wildes Geschrei aus. Alle Einwohner versammelten sich um ihn und nach langer Bemühung gelang es ihm die Worte hervorzubringen: Ich habe den Animo getödtet! —

Wie, bester Freund! riefen Alle erschrocken — wie ist das zugegangen?

Ich ging auf die Jagd, erzählte Rago, und kaum trete ich in den Wald, als mir ein ungeheurer Bär, fast so groß wie der Ewige Jude, mit Gebrüll entgegen kommt und seine Tatzen nach mir ausstreckt. Ich hatte grade genug Zeit das Messer zu ziehn und ich stieß es ihm mit einem Stoß in die Kehle. Der Bär fiel, aber wie er mir zu Füßen lag, war es Animo, mein bester Freund Animo.

Wie er auserzählt hatte, wandte sich Rago wieder und eilte nach dem Walde zurück; alle Männer folgten ihm laufend. Als sie an den Eichbaum kamen, den im vorigen Jahre der Blitz gespalten hatte, sahen sie wie in der That Animo todt da lag, mit einem großen Loch in der Kehle.

Erst verwunderten sie sich, dann machten sie aus Baumzweigen eine Tragbahre und legten Animo's Leiche darauf. Vier Männer nahmen sie auf die Schulter und trugen sie dem Dorfe zu, die Andern folgten und sprachen über das merkwürdige Ereigniß. Aber als sie an die Brücke kamen, die über den Wildbach zum Dorfe führt, fühlten die Träger, wie mit einem Male die Tragbahre so leicht wurde, als ob gar nichts darauf läge. Sie hielten und sahen nach und wirklich war Animo von der Tragbahre verschwunden. Wo ist er hingekommen? Verloren konnte man ihn nicht haben; das hätten die nachschreitenden Männer merken müssen. Indessen konnte man sich doch nichts Anderes denken und man kehrte um und ging, immer auf den Weg achtend und suchend, die ganze Strecke zurück. So kam man wieder bis an die blitzgespaltene Eiche und da lag der todte Animo ausgestreckt, grade so wie vorhin. Man lud ihn wieder auf die Bahre und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Aber an der Brücke geschah dasselbe; die Bahre wurde wieder leicht, Animo war verschwunden, man kehrte wieder zurück und fand ihn wieder todt unter der Eiche. Und so auch das dritte Mal. Aber als sie dies Mal zurückkehrten sahen sie Animo mit dem Rücken an die blitzgetroffene Eiche gelehnt und er sprach mit derselben Stimme, mit der er sonst zu sprechen gewohnt war und sagte: Es wird Euch nicht gelingen mich von hier fortzuschaffen, denn Ihr wollt mich auf den Kirchhof bringen, wohin ich nicht gehöre. Indessen danke ich Euch für die gute Meinung. Laßt mich nur hier liegen und bemüht Euch nicht weiter um mich; wenn der Mond aufgeht, werde ich schon selber für mich sorgen.

Nachdem er so gesprochen, fiel er ins Moos zurück und war wieder todt. Nun, sagten die Männer, wenn er selber für sich sorgen will, so laßt ihn gewähren. Und sie kehrten ins Dorf zurück; nur einige der besten Freunde Animo's und mit ihnen Rago blieben bei der Leiche, setzten sich ringsumher auf Baumstumpfe und ins Moos, zündeten ihre Zigarren an und warteten.

Bald wurde es Abend und bald ging der Mond auf und sein Licht fiel durch die Bäume auf das Moos. Aber Animo lag im Schatten der Eiche. Langsam rückte der Mond am Himmel vorwärts und langsam wich der Schatten der Eiche zurück. Als endlich die gelben Strahlen auf das Herz Animos fielen, schloß sich seine Wunde am Halse und er erhob sich so grade, wie man einen Stock aufhebt, ohne ein Glied zu biegen. Er zog eine Zigarre aus der Tasche, zündete sie schweigend an der Zigarre Rago's an, lachte und ging tonlosen Schrittes durch den Kreis der Freunde in den Wald und verschwand ohne sich einmal umgesehen zu haben.

Am andern Morgen gingen die jungen Leute mit Rago zum Maire und erzählten ihm, was sie erlebt hatten. Der Maire fand das Alles sehr natürlich und versicherte, daß er ihnen Alles hätte so voraussagen können. Als sie aber verlangten, daß er den ganzen Hergang der Sache zu Protokoll bringen möchte, lachte er sie aus und sagte, das verstünden sie nicht und dergleichen abergläubische Dinge paßten nicht in ein Protokoll und entehrten die Justiz. Rago aber rieth er, sich aus dem Dorfe und ins Gebirge zurückzuziehen. Denn, fügte er hinzu, wir Alle wissen, wie sich die Dinge zugetragen und was eigentlich an der Sache ist. Aber die Leute vom Departement glauben Solches nicht. Der Gensdarme möchte wohl gerne daran glauben, es ist ihm aber verboten und er wird seine Anzeige machen und da könntest Du, guter Rago, leicht hingerichtet werden. Es ist also am Besten, Du hälst Dich so lange im Gebirge verborgen, bis die Wahrheit ans Licht kommt — die Wahrheit siegt immer — oder bis die ganze Sache vergessen wird.

Rago that wie ihm der Maire gerathen und lebte verborgen im Gebirge. Nur von Zeit zu Zeit kam er des Abends herab ins Dorf um an den Gesprächen der Männer vor der Schenke Theil zu nehmen. Da erzählte er ihnen denn, daß er Animo sehr oft zu sehen bekomme, daß dieser oft, in der Nacht wie am Tage, schweigend an ihm vorübergehe oder mit großen Schritten von einer Felsenspitze zur anderen schreite, daß weder sein Schritt noch sein Sprung irgend einen Ton von sich gebe und daß sich das loseste Gerölle unter ihm nicht bewege.

Eines Abends da Rago wieder ins Dorf kam, hielt er sich vor der Schenke nicht auf, sondern ging schnellen Schrittes an ihr vorüber und nach dem Hause Resa's, der Geliebten Animo's. — Resa, sagte er, Animo hat mich heute angesprochen. Er will, daß ich Dich hinausführe, denn er wünscht sehr, Dich wieder einmal zu sehen.

Der gute Junge! er liebt mich also noch immer, das treue Herz! seufzte Resa und warf ihr Mäntelchen um und setzte das weiße Häubchen auf, um Rago zu folgen.

Als sie an dem Fuß des Berges, der das Thal schließt, und auf der kleinen Hochebene vor demselben anlangten, erblickten sie Animo, der auf einem Felsenblocke saß und ganz so aussah wie sonst. Um ihn herum im Kreise tanzte im Mondenscheine eine große Menge Bären, die sehr lustig zu sein schienen. Rago und Resa erschraken vor diesem Schauspiel und wollten nicht weiter gehen. Aber Animo rief ihnen zu: fürchtet Euch nicht! sie thun Euch nichts! — Und die beiden traten, unbelästigt von den Thieren, in den Kreis und zu Animo. Seht ihr, sagte er, auf die Bären deutend, dies sind die Kinder des Ewigen Juden, die ich jetzt zu hüten habe. Kommet nun mit mir in meine Behausung!

Er ging, von den Beiden gefolgt, dem Berge zu, der sich vor ihm als ein langer und dunkler Gang öffnete. Leicht und wie am hellen Tage schritt er durch die Dunkelheit; aber Rago und Resa stolperten bei jedem Schritte und blieben endlich weit hinter ihrem Führer zurück.

Wo bleibt Ihr? rief er aus weiter Ferne.

Wir sehen ja nichts und können nicht weiter, antworteten die Beiden.

Ach so! das habe ich vergessen, murmelte Animo. Er kehrte um und führte seine beiden Gäste wieder aus dem Gange heraus. Draußen pflückte er zwei gelbe Blumen aus den Kräutern des Berges und gab sie Resa und Rago in die Hände. Dann ging er wieder in den Berg und der Freund und die Geliebte folgten ihm; sobald sie in die Dunkelheit traten, fingen die Blumen, in ihren Händen gewaltig zu leuchten an, so daß sie jeden Stein auf dem Wege, und alle Metalle und Quellen im Innern des Berges sehen konnten. Nach halbstündiger Wanderung kamen sie in einen großen Saal, der ganz mit weißen Metallen und hellen Edelsteinen ausgelegt war, so daß er sich selbst beleuchtete. Animo setzt sich auf eine Bank und Rago und Resa setzten sich auf weiße Schemel ihm gegenüber. — Hier, sagte Animo, könnt Ihr die Blumen auslöschen; es ist hell genug und Ihr braucht noch die Blumen für die Rückkehr.

Sie thaten wie er sagte und die Blumen erloschen wie Kerzen, da sie darauf bliesen. Dann warteten sie, ob ihnen Animo sagen werde, warum er sie eingeladen hatte; aber Animo schwieg und so fing denn Resa selbst an:

Animo, wenn Du eine arme Seele bist, die Erlösung braucht, so sage es nur grad heraus und wir werden für Dich thun, was möglich ist.

Ich? — sagte Animo — ich bin keine arme Seele.

Also, fuhr Resa fort, bist Du ein seliger Geist?

Ich? — sagte wieder Animo, — ich bin kein seliger Geist.

Wenn Du keine arme Seele und kein seliger Geist bist, so lebst Du?

Ich? — lächelte Animo — ich leben? ich lebe nicht.

Also bist Du todt? fragte Resa.

Nein, todt bin ich auch nicht, erwiderte Animo.

Um Gotteswillen, was bist Du denn, wenn Du nicht lebendig und nicht todt bist! rief Resa erschrocken.

Das ist eben die ganze Geschichte, lächelte Animo geheimnißvoll, dann seufzte er und schwieg.

Nach einer langen Pause fing er wieder zu Resa gewendet an: Nun will ich Dir sagen, warum ich Dich habe kommen lassen, Resa. — Ich habe Dich noch immer lieb und frage Dich, ob Du mich heirathen willst, wie Du es mir versprochen hast.

Trotz Allem zauderte Resa nicht einen Augenblick ein vernehmliches „Ja" auszusprechen.

Aber, fuhr Animo fort, ich muß Dir voraus sagen, daß Du nur todte Kinder zur Welt bringen wirst, wenn Du mich heirathest.

Dann kann ich es nicht thun! sagte Resa.

Du hast Recht! seufzte Animo und fing an zu weinen und Resa weinte mit ihm. Er trocknete bald wieder seine Thränen und sagte zu Rago: Nun mich Resa nicht heirathen will, mußt Du, lieber Freund, für sie sorgen und auch für meine Mutter mußt Du sorgen. Ich sehe es nicht gerne, daß Du, mein liebster Freund, auf die Bären schießest, von denen viele mir sehr nahe verwandt sind; Du mußt ein anderes Geschäft und ein einträglicheres anfangen. Werde Du ein Schmuggler! So oft Du willst, wird sich dieser Berg für Dich öffnen und Du wirst durch diesen Gang in Einer Stunde auf spanischen Boden gelangen, während Du über die Berge sechs Stunden brauchst. Auch bist Du so vor den Douaniers sicher.

Gerne, gerne! rief Rago freudig.

Aber, fuhr Animo fort, ich muß dir Eine Bedingung stellen. Du darfst nur Kaffee schmuggeln und niemals Taback. Kaffee muß Jeder trinken und es ist keine Sünde ihn zu schmuggeln; mit Taback ist es was Anderes, denn Rauchen ist überflüssig. Siehst Du, Rago, das Alles weiß ich jetzt ganz gut.

Rago ging auch auf diese Bedingung ein und Animo verabschiedete seine Besucher. Die

Blumen leuchteten wieder und als sie ins Dorf kamen war es heller Morgen.

Seit damals hat kein Mensch mehr mit Animo gesprochen, obwohl ihm unzählige in den Bergen begegnet sind, denn er hat seit jener Zeit die Stimme verloren. Er versucht es wohl von Zeit zu Zeit einen Begegnenden anzusprechen, aber seine Lippen bewegen sich ohne einen Ton hervorzubringen. In der Nacht sieht man ihn über die Berge hinschreiten. Nie hat er Jemand etwas zu Leid gethan. Manchmal kommt er ins Dorf, aber dann ist er unsichtbar. Resa hat einmal, da sie schon sehr alt war, während der Nacht vor ihrem Hause ein Geräusch gehört; als sie heraus trat, sah sie ein Paar Sandalen, mit den Spitzen dem Hause zugekehrt, vor dem Fenster stehen, durch das Animo mit ihr zu sprechen gewohnt war. Sie erkannte die Sandalen als dieselben, die sie in ihrer Jugend für ihn gestrickt hatte. Als sich die Sandalen in Bewegung setzten und fortgingen, merkte sie, daß Animo in ihnen stecken mußte, denn auf einer gewissen Höhe über den Sandalen, grade da wo der Kopf hätte sein müssen, sah sie eine platte, runde Mütze, die sich gleichmäßig mit den Sandalen fortbewegte. Zwischen ihnen und der Mütze war grade Platz für einen Mann von Animo's Größe.

Ueber die

Bedeutung des Handels im Allgemeinen

und die Entwicklung

der englischen Handelsmacht.

Ohne Zweifel reguliren die Gesetze eines Landes, sein Klima, seine geographische Lage, die Mittel der Verbindungen im Innern und nach außen, so wie der Charakter und die Bildungsstufe oder die moralische und intellektuelle Entwicklung seiner Bewohner den Handel desselben, indem sie ihren Einfluß ausüben auf die Macht der Produktion wie auf die des Consums, dieser eigentlichen Quellen des Handels, von denen die Bestimmung über Bedarf und Vorrath ausgeht. Es ist daher einleuchtend, daß eine Nation dann den größten Fortschritt im Handel machen wird, wenn sie an eignen Fabrikaten weit über ihr eignes Bedürfniß produzirt und zugleich im Stande ist die größte Menge fremder Produkte zu consumiren; und wenn dies fest steht, so folgt daraus, daß der Handel einer Nation seinen eigentlichen Ursprung von der Zeit herschreibt, wo der Anwuchs der Bevölkerung dieselbe nöthigt ihre Aufmerksamkeit von der einfachen Handarbeit auf die Fabrikation zu richten, sich den Künsten und Wissenschaften zuzuwenden; wo die Civilisation in Uebereinstimmung damit neue Bedürfnisse erweckt und dieselben so sehr verfeinert, daß sie nicht mehr ohne fremde Beihülfe befriedigt werden können.

Der Handel unsrer Tage übersteigt den der früheren Zeit eben so weit wie die gegenwärtigen Bedürfnisse und Produktionen die der alten Welt. Im Zusammenhang hiermit jedoch bringt in unsern Tagen die Zunahme der Bedürfnisse weit größere Gefahr für die Masse der Bevölkerung als früher, und das gesammte physische Wohlsein der Menschen hat ungleichen Schritt mit dem allgemeinen Wohlstande gehalten. Diese Thatsachen liefern erstens den Beweis, daß der Handel immer weiterer Ausdehnung fähig ist, und zweitens, daß das Problem wie der Wohlstand einer Nation am besten unter alle Glieder zu vertheilen sei, noch unerledigt bleibt.

Gänzlich unsinnig ist die Streitfrage, ob der Ackerbau wichtiger sei als der Handel, oder umgekehrt. Beide sind von gleicher Bedeutung und der Rückgang oder Fortschritt des einen übt stets einen entsprechenden Nachtheil oder Vortheil auf den andern aus. Der Wunsch, den Ackerbau auf Kosten der Fabriken zu begünstigen ist nur der Selbstsucht derjenigen, welche trotz veränderter Verhältnisse die Renten ihrer Besitzungen auf Kosten der Consumenten erhöhen möchten oder der Unkenntniß des gegenseitigen Einflusses von Ackerbau und Handel zuzuschreiben.

Wenn ein Land spärlich bevölkert ist, wenn seine Fabriken, Minen und andere Quellen noch nicht ausgebeutet sind und die Arbeit wohlfeil ist, wenn der Boden mehr hervorbringt als verbraucht wird, so ist es augenscheinlich vortheilhaft den Ueberfluß auszuführen, ihn auf den Märkten volkreicherer und weiter fortgeschrittener Nationen mit Profit zu verkaufen und dagegen von den Produktionen jener Länder einzuführen; sobald aber die Consumtion die heimischen Vorräthe übersteigt und zugleich die arbeitende Bevölkerung zu zahlreich wird um auf den Boden angewiesen zu bleiben, muß die Ausfuhr nothwendig aufhören und Einfuhr entstehen. Nun erheben sich zweierlei Schwierigkeiten:

Erstens: Was soll für die von außen eingebrachten Produkte in Tausch gegeben werden? und

Zweitens: Wie ist die überflüssige Bevölkerung zu beschäftigen?

Hier tritt dann der Handel ein und giebt auf jede dieser Fragen genügende Erwiederung. Ein Fabrikant kann in einem Gebäude, womit er wenig Ellen Boden in Beschlag nimmt, so viel Menschen beschäftigen und so viel hervorbringen, wie in andern Ländern der Anbau von tausend Morgen bringen würde; er vergrößert also künstlich den Umfang des Bodens. Und da Erfindungen, Fabrikation und Wissenschaft keine Grenze haben, so hat ein gutorganisirtes Land auch niemals Uebervölkerung zu befürchten. Der wohlthätige Einfluß des Handels ist aber damit nicht erschöpft. Weil er die künstliche Produktion vermehrt und den Volksüberfluß beschäftigt, so wirkt er im wachsenden Werthe der Arbeit durch die damit sich entwickelnde größere Macht des Consums auch auf den heimischen Markt. Der Landmann ist also, da er den besten Markt zu Hause findet, im Stande, das Geld welches er früher für Fracht ausgab, zur Verbesserung und geschickteren Benutzung seines Bodens anzuwenden und dadurch nicht allein mehr

zu produziren, sondern auch höhere Preise für seine Produkte zu erzielen.

Handel ist somit das natürliche Ergebniß der Civilisations-Entwicklung und der zunehmenden Bevölkerung eines Landes, und er gehört demnach zu der wirklichen Existenz einer Nation, wenn sie auf einer gewissen Stufe angelangt ist. Da er den Ackerbau nicht beeinträchtigt, sondern befördern hilft, so sollte der Landmann dazu beitragen ihn zu heben, und sich gewöhnen, seinen Vortheil mehr im gesteigerten Bedarf zu suchen, als in erhöhten Preisen, der Folge verminderter Produktion.

Es versteht sich von selbst, daß es von der größten Bedeutung ist über den Fortschritt des Handels vorsichtig zu wachen, denn sobald eine Nation kaufmännisch groß geworden ist, stellen sich sogleich Umstände ein, welche die Bedeutung ihres Handels durch fremde und heimische Ursachen gefährden.

Beim Entstehen des Handels einer Nation haben Alle, welche dabei betheiligt sind, die Absicht ihr Glück zu machen; jeder hofft es so weit als möglich zu bringen; thätige Geister finden ein offenes Feld für ihre Wirksamkeit, der Arbeiter wird reichlich belohnt und Menschen mit geringen Mitteln können sich bei Unternehmungen selbstständig betheiligen.

Die Aussicht auf größeren Gewinn veranlaßt alsdann Erfindungen und der Fabrikant erreicht durch diese in kürzerer Zeit seinen Zweck. Maschinen machen die Produktion billiger, die Leichtigkeit sich billige Bequemlichkeiten zu verschaffen, vermehrt deren Gebrauch; dies bewirkt größere Ebbe und Fluth im Handel und diejenigen, welche einmal Geld gewonnen haben, erweitern rasch ihre Geschäfte und vergrößern ihren Reichthum. Bald sind die kleinen Leute nicht mehr im Stande mit den bemittelten Häusern zu concurriren, der Arbeiter wird gänzlich abhängig vom Willen des Fabrikbesitzers; dieser, der die Macht hat durch den Einfluß großer Wohlhabenheit und unbegrenzten Kredits großartige Unternehmungen zu machen, sucht um möglichst geringe Preise Arbeit und Dienste zu erzielen. —

Nun entsteht die Frage: Wohin würde es führen, wenn dieses System der Anhäufung zu seiner größten Ausdehnung gelangt wäre?

Das physische Wohlsein einer Nation ist vom Fortschritt des Handels und der Fabrikation abhängig, weil die Anhäufung des Vermögens in civilisirten Verbindungen nicht allein der Schutz gegen Hungersnoth ist, sondern auch das Mittel um die eigentlichen Quellen des Landes zu eröffnen; der einmal bestehende Unterschied der Vermögensverhältnisse ist also nicht allein von der menschlichen Natur unzertrennlich, sondern auch eine weise Vorsicht zu deren Wohl, denn dieser Unterschied, durch den Einzelne gesegnet werden, spart für das Allgemeine stets etwas über die augenblicklichen Bedürfnisse auf und regt Unternehmungen an, indem er den weniger Begünstigten ein lockendes Ziel zeigt. Die meisten Menschen — die Masse — sind verschwenderisch und geneigt alles zu verbrauchen was sie erhalten, aber sie sind auch von Natur träge und wollen nur dann arbeiten, wenn die Noth sie dazu treibt. Die Bedürfnisse der Menschen, so einfach in ihrem ersten natürlichen Auftreten, sind durch Gewöhnung und Beispiel unendlicher Ausdehnung fähig. Luxus und Vergnügungen der Reichen steigern die Wünsche der Menge und spornen mit den Bedürfnissen auch die Unternehmungslust an. Indessen verdankt eine Nation ihre eigentliche commerzielle Bedeutung immer nur den Wenigen, welche mit besonderer Intelligenz begabt, jede Gelegenheit zu ergreifen und zu benutzen verstehen.

Die Gefahr nun, welche all diesen Ursachen des Handelsfortschrittes beigegeben ist, besteht darin, daß sie zu Extremen führen können.

Sehr beträchtliches Vermögen im Besitz von Männern, die in Handel und Fabriken thätig sind, kann, wenn nicht Gegenwirkungen stattfinden, schlimmen Einfluß auf das Gedeihen des betreffenden Landes ausüben. Die erfolgreiche Mitbewerbung minder Bemittelter wird dadurch verhindert und die Zahl der Arbeitgeber begrenzt; die minder Thätigen ziehen sich nach und nach mit ihrem gemachten Gewinnste zurück und überlassen diesen Einzelnen das ganze Feld, wodurch der Untergang des nationalen Handels aus zweierlei Gründen herbeigeführt wird:

Erstens: Weil es unmöglich ist, daß ein Land bei solchen Verhältnissen den Markt halten kann mit weniger wohlhabenderen Ländern, deren Einwohner willig und bereit sind jede Gelegenheit in Erfindungen, Speculationen oder neuen Märkten mit derjenigen Energie zu ergreifen, welche Menschen eigen ist, die ihr Glück noch zu machen haben.

Zweitens: Weil keine Chancen für Solche zu Hause sich eröffnen, welche befähigt sind sich über den bloßen Arbeiter zu erheben und deren Thatkraft und Talent nur auf Gelegenheit wartet sich zur Geltung zu bringen. Diese wandern alsdann aus oder werden zu Hause die Urheber jener schädlichen Lehren, deren Ursprung immer politische oder sociale Uebel waren.

In beiden Fällen verliert das Land alles, was diese Menschen zum Besten des Landes und der arbeitenden Klasse gethan haben würden und es verliert ferner, indem es durch die Gewalt der innern Uneinigkeit fremden Ländern die Mittel in die Hand giebt, sich über dasselbe zu erheben.

Ein weiterer Mißstand der zu großen Anhäufung des Reichthums bei einzelnen Kaufleuten und Fabrikanten entsteht dadurch, daß der Mittelstand zerstört wird; der größte Theil der Bevölkerung wird zu gewöhnlichen Arbeitern, und die wenigen Befähigten steigen zu hoch. Gerade die Mittelklasse ist für den Handel darum von der größten Wichtigkeit, weil sie die Entwicklung der Intelligenz des Volksgeistes hegt und wenn sie hinlänglich zahlreich ist, zugleich eine Wache bildet für das Eigenthum und gegen die extremen Tendenzen der niedern Klassen. Ohne eine Mittelklasse liegen Versuche und Erfindungen still, die wachsende Bevölkerung findet nicht genügende Beschäftigung, dies verringert wiederum in denen, welche beschäftigt sind, die Macht des Consums; erweckt die Auswanderungslust in denen, die ohne Beschäftigung umhergehen, und steigert im Allgemeinen die Armuth, die in Faulheit ertragen werden muß.

Die Reichen sind gewöhnlich zu sehr von Vergnügungen in Anspruch genommen und mit ehrgeizigen Plänen beschäftigt, als daß sie auf die Bedürfnisse des niederen Volkes Acht haben könnten, auch verstehen sie dieselben häufig gar nicht, und alle Berührungen zwischen der höchsten und niedersten Klasse der Bevölkerung bleiben einzig gewinnsüchtiger oder herablassend mildthätiger Art, wenn nicht die Mittelklasse ausgleichend zwischen beiden steht. Diese schätzt die guten Seiten Beider, und wirkt, indem sie die Verfeinerung der Reichen nachahmt

und den Geschmack und die Sitten der Masse prüft, bezähmend nach der einen, sowie anregend nach der andern Seite. —

Wir wollen nun eine kurze historische Skizze über Entstehung und Fortschritt des britischen Handels diesen allgemeinen Betrachtungen folgen lassen.

Daß England für eine lange Reihe von Jahren den ersten Rang unter allen handeltreibenden Nationen der Erde eingenommen hat, ist unzweifelhaft; ebenso ist es gewiß, daß England gegenwärtig auf einer Stufe der Wohlhabenheit und Fabrikmacht steht wie nie zuvor, aber so groß es ist, es hat seine verwundbaren Stellen. Viele Umstände, die früher seinen Fortschritt begünstigten, sind jetzt auch bei anderen Staaten zu finden, diese beginnen erfolgreich mit ihm um die Krone der Handelsmacht zu ringen und wenn es sich nicht bestrebt, aus den Lehren, welche die Vergangenheit vorführt, zu profitiren, so könnte es zuletzt dem Schicksal der berühmtesten Völker des Alterthums verfallen.

Großbritannien schreibt die Macht seines Handels verschiedenen Umständen zu, von denen viele weit in der Geschichte zurück gesucht werden müssen. In jedem Zeitraum war irgend eine Nation oder Stadt das Handelshaupt der Welt. Diese Stellung war jedoch nie von Dauer und theils innere, theils äußere Ursachen wirkten darauf hin, solche Städte oder Länder ihres Handels zu berauben und ihn auf andere zu übertragen.

Um groß im Handel werden zu können, muß ein Land gute Häfen und eine ausgedehnte Seeküste haben; es muß im civilisirten Theil der Erde liegen; sein Klima muß gemäßigt, der Charakter seiner Einwohner unternehmungsfähig sein; und günstige Umstände müssen dann den ersten Anstoß geben, um die Aufmerksamkeit der Bewohner auf den Handel zu lenken.

England besaß alle diese Vortheile. Seine Lage, sein Klima, die Neigung seiner Bewohner, alles begünstigte es bereits zu einem großen Handelsstaat zu werden; als günstige Umstände ihm die Bahn eröffneten, Spanien in der Handelsherrschaft zu folgen.

Als die Aristokratie in England so mächtig geworden war, daß sie Könige machen und absetzen konnte, da lag es offenbar im Interesse des eben regierenden Monarchen, eine Opposition gegen die Aristokratie zu gründen und zu befestigen. Darum bemühten sich Eduard II. und alle Fürsten des Hauses Tudor, die Edeln zu unterdrücken und in der Mittelklasse Stützen zu suchen; sie regten daher Handelsverbindungen an und betheiligten sich sogar selbst bei derartigen Unternehmungen.

Während dann auf dem Continent durch religiöse und politische Zerwürfnisse und Kriege der Handel ruinirt, die Einrichtungen zerstört und die Sittlichkeit untergraben wurden, genoß England verhältnißmäßig Ruhe, und die wohlhabenden und intelligenten Kaufleute aus allen Gegenden des Continentes eilten dahin, um ihre Unternehmungen zu verfolgen. Neue und erprobte Fabrikation wurde auf diese Weise alsbald dort eingeführt, die Arbeiter wurden in fremder Art zu fabriziren geübt, und von dieser Zeit schreibt sich der auffallendste Fortschritt des Handels, der Fabrikation und der Schifffahrt in England her.

Als dann das große geschichtliche Ereigniß — die Entdeckung von Amerika — eine neue Glücksstraße eröffnete, war England befähigt, diesen Weg mit Vortheil zu beschreiten und sich in einen erfolgreichen Wettstreit mit Spanien zu begeben, damals der größten Macht in Handel und Schifffahrt. England war durch sein Klima und die Rührigkeit seiner Bewohner sehr befähigt, Spanien den Rang abzulaufen, besonders da dies Land die Absurdität beging, das Volk, dem es seine Bedeutung im Handel und der Fabrikation verdankte — die Juden und Mauren — zu verdrängen.

Die Entdeckung der edlen Metalle in Amerika verlockte in Spanien Tausende zur Auswanderung dahin und entriß dem Lande die wenigen unternehmenden Söhne, die es besaß. Natürlich wählte es die reichsten und wie es schien ergiebigsten Theile der neuen Welt für sich, und überließ den kalten, kahlen Norden andern Nationen. Der anfänglich sehr beträchtliche Zufluß edler Metalle vermehrte den Werth der Arbeit im Mutterlande, bald waren spanische Fabrikanten nicht mehr im Stande, mit fremden Händlern zu concurriren, der Geldzuschuß untergrub die Sittlichkeit der Nation mit dem Handel, und die jetzige Armuth des Landes liefert den Beweis, daß der größte Geldvorrath bald schwindet, wenn eine Nation genöthigt ist, alles theuer zu bezahlen und dabei selbst wenig produzirt.

Andere Länder zogen den Handel Spaniens nach und nach an sich, und unter ihnen nahm England einen schönen Antheil für sich in Besitz, den es nach und nach zu einer Bedeutung erhob, die ohne Beispiel in der Geschichte ist. Vieles verdankt es jenem Geist der Gemeinschaftlichkeit, der den germanischen Völkern eigen ist, und die Bank von England, das Südsee Haus, die Entdeckung und Bevölkerung seiner Colonien, die Stiftung großer Städte, mildthätiger Anstalten und Schulen, und in neuerer Zeit die Chausseen, Canäle, Eisenbahnen, elektrischen Telegraphen u. s. w. sind sämmtlich Folgen von Privatverbindungen.

Es scheint fast, als ob die Verbrechen seiner eignen Monarchen und die Thorheiten oder Laster fremder Regierungen England zum Segen gesendet worden wären, denn eine Reihe solcher Umstände hat die Entwicklung seiner commerziellen Bedeutung befördert. Der eiserne Wille und der Unternehmungsgeist der Tudors leitete das öffentliche Interesse zuerst auf Handelsbestrebungen, um dem Uebermuth der Aristokratie zu begegnen, die Schwäche Jacobs I. gestattete der Mittelklasse Festigkeit zu erlangen, während sein ängstlicher Charakter ihn von der Einmischung in fremde Politik fern hielt und er dadurch nicht die Nothwendigkeit hervorrief, eine stehende Armee zu bilden. Nachdem die Mittelklasse stark geworden war, sah sie sich im Stande der Anmaßung Karls des Ersten zu widerstehen. Ein günstiges Schicksal ließ England seine Revolutionen zu einer Zeit haben, wo die Gesellschaft von der Civilisation noch nicht so durchdrungen und verbunden war, daß politische Bewegungen ihr nachtheilig sein konnten; die Schlechtigkeit, Bigotterie, Verführung und Günstlingswirthschaft der nachfolgenden Herrscher begünstigte die Colonisation, und als durch Wilhelm von Oranien dann die Form der Regierung dauernd festgestellt wurde, richtete sich die Aufmerksamkeit der Regierung und der Nation auf das finanzielle und commerzielle System des Landes; seine Colonien dehnten sich

von Tag zu Tag aus, neue Märkte wurden seinem Handel eröffnet, seine Fabrikmacht wuchs, und alles entwickelte sich richtig und günstig bis zum amerikanischen Kriege und der französischen Revolution.

Unterdessen war aber England auch von Zeit zu Zeit die Zuflucht für Unterdrückte gewesen, und unter diesen befanden sich einige der vorzüglichsten Fabrikanten des Continents, denen es seine Seide und andere Handelsgegenstände verdankt. Als nun am Ende des letzten Jahrhunderts die französische Revolution und ihre Folgen den ganzen Continent von Europa in Aufruhr brachten, genoß England die Segnungen des Friedens, und es war damals das einzige Land, welches den auftauchenden Erfindungen der Dampfkraft sich zuwenden konnte. Thatsächlich benutzte es die Kriege des Continents, um sich das Monopol der Fabrikation zu verschaffen, und die große Schuld, die es im Kriege mit Frankreich zu machen genöthigt war, brachte ihm reichlichen Gewinn. Der Continent war gezwungen, während des Krieges die höchsten Preise für die englischen Waaren zu zahlen, und somit erhielt England nicht nur sein Geld wieder, sondern machte auch den Continent arm und damit unfähig, ihm bei der Benutzung der neuen Erfindungen die Wage zu halten. Wären die Nationen des Continents damals fähig gewesen, sich den neuen Entdeckungen zuzuwenden, so hätte England die Vortheile mit ihnen theilen müssen, ein maßloses Concurrenzwesen hätte die Segnungen vernichtet uud der Bedarf ungeheurer Geldmittel möglicher Weise einen Nationalbankerott herbeigeführt. So aber gab England zu einer Zeit, wo auf dem Continent alle Fabrikationsinteressen darniederlagen, das Geld her, um den Krieg fortzusetzen und ihn von der eignen Thüre fern zu halten, und benutzte unterdessen die Gelegenheit, um seinen Fabrikanten das Monopol der Weltmärkte zu sichern. Später war die Entwicklung dieser neuen Quellen des Wohlstandes in England so weit fortgeschritten, daß es fester stand als vor den Kriegen, da die Nationalschuld verhältnißmäßig klein war.

So begünstigt durch Kriege, Revolutionen u. s. w. war England 1815 allen anderen Nationen im Handel überlegen. Sir Rob. Peels Maßregel von 1819 regelte dann den Geldumlauf des Landes, noch bevor nachtheilige Folgen der früheren Verhältnisse fühlbar wurden. (Merchant's Magazine.)

Zerstreute Blätter.

Buffon's Unterhaltung war eben so platt als seine Bücher gut geschrieben sind. — Marmontel war der langweiligste Gesellschafter, er analysirte Alles, stritt ewig und wollte immer belehren. Seine Unterhaltung war ein steter Monolog. — Corneille machte in der Unterhaltung bei jedem Satze Fehler und Lafontaine konnte nicht einmal dasjenige ohne Anstoß erzählen, was er eben gesehen hatte.

Vor einigen Monaten starb in Raleigh, Nord-Carolina, eine Bettlerin und Wahrsagerin, deren baare Hinterlassenschaft 3000 Dollar in Gold, Silber und Banknoten betrug. Außerdem besaß sie noch eine Niederlassung in Kentucky und eine ziemliche Anzahl Eisenbahnactien. Um den Leib trug sie einen Gürtel voller Goldmünzen.

Jemand sprach bedauernd über den jetzigen Verfall der Familienbande und den Mangel der Einwirkung derselben auf öffentliche Verhältnisse. Nicht doch, meinte ein Anderer, die Einwirkung ist dieselbe. Der einzige Unterschied ist der, daß die Einwirkung früher von den Alten ausging und dies jetzt von den Jungen geschieht.

Diderot agirte mit Händen und Füßen wenn er arbeitete, keuchte, rannte im Zimmer auf und ab, warf seine Perrücke in die Luft, fing sie auf, setzte sie auf den Kopf, schleuderte sie wieder in die Luft und stieß dabei unterdrückte Schreie aus oder gerieth in Zuckungen. Einer seiner Collegen fand ihn eines Tages in Thränen schwimmend. „Mein Gott", rief dieser, „was fehlt Ihnen?" — „Ich weine über eine Erzählung, die ich mir eben ausdenke" — versetzte Diderot.

Heinrich Heine befand sich einst mit einem Freunde auf dem Ball des Boulevard Bonne Nouvelle. Nachdem sie eine Weile zugesehen, deutete er auf eine der tanzenden Nymphen hin, deren lebhafte und zugleich graciöse Bewegungen sogar dem wachthabenden Sergeanten ein beifälliges Lächeln abnöthigten. „Dahin", sagte Heine, „wird es eine Deutsche doch nie bringen!" — Die Kleine drehte sich um und sagte lächelnd: „Ganz recht, meine Herren, ich bin aus Echenau bei Nürnberg."

Von den eisernen Häusern in New York zeichnen sich mehrere durch besonders imposantes und elegantes Ansehen aus. Einige derselben sind ganz von Eisen erbaut, andere nur auf der Frontseite, und unter den letzteren ist das von Harper & Brothers, welches mit einer Fronte von 130 Fuß Länge 18,000 Dollar gekostet hat, besonders bemerkenswerth. Gegenüber der City Hall ist eine Reihe von Läden, deren eiserne Fronte 80,000 Dollar kostete und die einen höchst prachtvollen Anblick gewährt. Eisen ist kostspieliger als Backstein, aber wohlfeiler als die beste Sorte Stein.

Der Wohlstand zu Boston ist in diesem Jahre um dreihundert Millionen Dollar gestiegen, was bei einer Einwohnerzahl von 160,000 Menschen beinahe 2000 Dollar auf den Kopf beträgt. Boston wird außer New-York im Vergleiche die wohlhabendste Stadt in den Vereinigten Staaten sein und der Werth der Besitzthümer daselbst ist so sehr im Steigen, daß im Laufe dieses Jahres für vier Millionen Dollar neue Häuser und Läden erbaut werden. Der Umsatz des dortigen Handels wird für das Jahr auf die kolossale Summe von funfzehn bis zwanzig Millionen Dollar geschätzt.

Zweite Abtheilung.

Das Stereoſkop.

Von W. Beetz.

In dem feenhaften Kryſtallpalaſt von Sydenham bildet nicht den unintereſſanteſten Theil der Sehenswürdigkeiten eine reiche Auswahl von Weſen, welche ſich über alle Höfe und Galerieen verbreitet haben, deren Aufſtellung den Directoren keine Mühe und Koſten, ſondern nur Freude gemacht hat, welche in jedem Augenblick durch neuen Nachwuchs aus allen Weltgegenden erſetzt werden, und von denen nur Wenige daran denken mögen, daß man ſie mit größerer Sorgfalt durchmuſtert, als die vorweltlichen Thiere vor dem Palaſte — das ſind die Beſucher des Hauſes. So verſchieden aber auch die Eindrücke ſind, die man auf den verſchiedenen Geſichtern leſen kann, ſo wiederholt ſich doch im Großen und Ganzen an jedem einzelnen Gegenſtande dieſelbe Weiſe des Beſchauens. Von den beiden coloſſalen Aegyptergeſtalten aus dem Tempel des Ramſes tritt ein Jeder ſo weit zurück, wie es ihm der weite Raum geſtattet, um ſie in ihrer ganzen originellen Länge und Scheußlichkeit überſehen zu können; an das winzig kleine Modell der Statue des großen Friedrich tritt ein Jeder ſo nahe wie möglich heran, um ſich von deſſen wirklicher Anweſenheit zu überzeugen. Am meiſten jedoch fiel mir das immer wiederkehrende Spiel auf, welches ſich an zwei iſolirt liegenden Punkten einer Gallerie darbot. Um den einen derſelben drängte ſich ſtets ein dichter Knäuel weiblicher, um den andern ein eben ſo dichter Knäuel männlicher Beſchauer; verirrte ſich irgend ein Beſtandtheil eines dieſer Knäuel in den andern, ſo geſchah es nur, um ſchnell an den ihm durch ſein Geſchlecht angewieſenen Ort zurückzukehren. Selbſtredend machte ich auch einen Angriff, um mich an die umlagerten Mittelpunkte heranzudrängen. Jeder derſelben beſtand aus einem Geſtell, welches eine Anzahl von Stereoſkopen trug, jedes der Stereoſkope zeigte ein Portrait, und zwar (und darin lag das ganze Geheimniß) waren in der weiblichen Gruppe nur männliche, in der männlichen Gruppe nur weibliche Portraits ausgeſtellt, und nach dem immer wiederkehrenden Naturgeſetz der Anziehung entgegengeſetzter Polaritäten ordneten ſich daher die Beſchauer mit derſelben Sorgfalt, wie die Beſucher einer Synagoge. Wie aber wurden dieſe Stereoſkope benutzt! Ihre geringe Anzahl (und wäre dieſelbe auch noch ſo groß geweſen) reichte immer nur für Wenige zu gleicher Zeit aus, darum war man gegen einander gefällig, der Eine ſah nur mit dem rechten, der Andere nur mit dem linken Auge in den Apparat und dann zogen Beide befriedigt von dannen, obgleich durch dieſe traurige Oeconomie keiner von Beiden den geringſten Begriff von dem erhalten hatte, was er ſehen ſollte. Ich habe ſpäter in den verſchiedenſten Kreiſen nur zu oft daſſelbe Mißverſtehen des Stereoſkops wiedergefunden; gar Viele verſichern, daß ſie die ſtereoſkopiſchen Effecte ebenſo reizend mit einem, wie mit zwei Augen ſehen, und beweiſen dadurch, daß ſie dieſelben noch nie geſehen haben. Darum lohnt es ſich wohl, den Vorgang in dieſem Apparate etwas näher zu beleuchten, als es bisher außerhalb der ſtrengwiſſenſchaftlichen Literatur geſchehen iſt. Lernt doch das Kind ſorgfältig mit ſeinen Spielſachen umgehen, warum ſollten wir nicht daſſelbe thun, denen das Spiel nöthiger iſt, als den Kindern, denn das Spiel iſt

die Würze der Arbeit und das Kind arbeitet gar nicht.

Unser Sehen besteht darin, daß der gesehene Gegenstand Lichtstrahlen in unser Auge sendet. Diese Lichtstrahlen gehen durch die durchsichtigen Häute und Flüssigkeiten des Auges hindurch und treffen die feine Netzhaut, welche den großen kugligen Hohlraum des Auges auskleidet und mit dem Sehnerven verbunden ist. Der Eindruck, den der Lichtstrahl auf die Netzhaut hervorgebracht hat, wird durch den Sehnerven sofort dem Gehirn berichtet und kommt so zu unserm Bewußtsein, wir sehen also den Punkt, welcher uns den Strahl sandte. Wir sehen aber nicht nur diejenigen Punkte, welche wir ansehen, es ist sogar unmöglich, uns ohne Hülfe künstlicher Vorrichtungen zu zwingen, gerade nur den Punkt zu sehen, welchen wir sehen wollen, seine ganze Umgebung sendet ebensogut wie er ihre Lichtstrahlen auf die Netzhaut und wird folglich auch gesehen, wenn auch nicht mit gleicher Deutlichkeit. Wir sehen aber nur einen Punkt an, wenn wir unser Auge (und es mag hier zunächst nur von einem Auge die Rede sein) so richten, daß der von ihm nach der Mitte unserer Pupille gehende Strahl auch gerade die Mitte der Netzhaut trifft. Diese Mittellinie des Auges soll die Augenaxe heißen; wir richten also, wenn wir einen Punkt sehen wollen, unsere Augenaxe auf ihn. Hierdurch erlangen wir nun zwar eine Vorstellung von der Richtung, in welcher wir uns bewegen müßten, um den gesehenen Punkt zu finden, aber noch nicht von der Stelle, an welcher er sich befindet. Ein bekanntes Beispiel wird dies klar machen. Ich versuche eine Nähnadel einzufädeln, nachdem ich das eine Auge geschlossen habe. Das Nadelöhr liegt vor mir, ich führe die Spitze des Fadens darauf zu und vielleicht, aber auch nur vielleicht, gelingt es mir, hineinzutreffen, denn es fehlt mir durchaus die Vorstellung von der Entfernung, in welcher ich das Nadelöhr zu suchen habe, es könnte in jedem beliebigen Punkte der Augenaxe liegen. Ganz anders finde ich, was ich suche, wenn ich das zweite Auge mit zu Hülfe nehme. Ich richte die Axe meines zweiten Auges ebenfalls nach dem Nadelöhr und weiß nun genau, daß dasselbe in dem Punkte liegt, in welchem die beiden Axen sich treffen: ich gehe also mit dem Faden nicht mehr ins Unbestimmte vorwärts, sondern führe ihn gleich auf das bekannte Ziel zu. Ich sehe demnach einen Punkt mit beiden Augen an, indem ich beide Augenaxen so richte, daß sie sich in den gesehenen Punkten schneiden. Es ist ein allgemein verbreiteter Aberglaube, daß wir immer mit zwei gleichlaufenden Augenaxen sehen, und doch ist dies nur in einem einzigen Falle möglich, wenn nämlich ein in unendlicher Entfernung liegender Punkt, etwa ein Stern, angesehen wird; in jedem anderen Falle müssen sich beide Augenaxen kreuzen.

Je näher uns nun der gesehene Punkt liegt, desto steiler müssen wir die beiden Augenaxen gegen einander richten, um ihn anzusehen. In den beistehenden Abbildungen soll einmal der Punkt A, das andere mal der Punkt B angesehen werden.

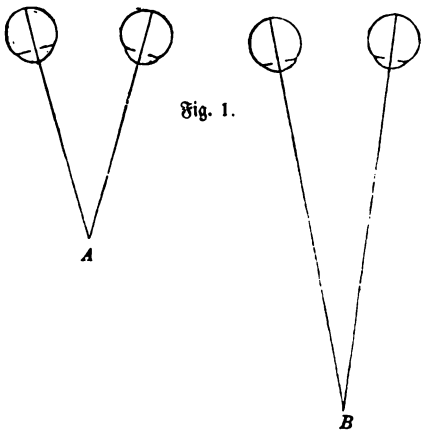


Fig. 1.

Wir fühlen deutlich, wie wir den Augen zu der einen Betrachtung eine andere Stellung geben müssen, wie zu der anderen, und gerade daraus, daß wir beide Augenaxen so steil gegen einander neigen müssen, um den Punkt A, und so wenig steil, um den Punkt B zu sehen, gewinnen wir die Ueberzeugung, daß A uns näher liegt, als B.

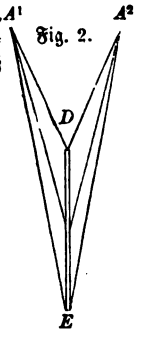


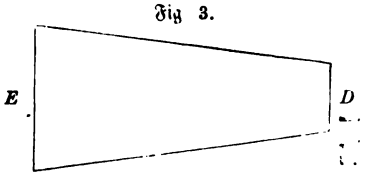
Fig. 2.

Halten wir jetzt einen Stab DE wagerecht, dessen eines Ende, D, uns zugekehrt, das andere, E, von uns abgewandt ist, in die Höhe unserer Augen A^1 und A^2, so ist es unmöglich, diesen ganzen Stab auf einmal anzusehen, wenn wir ihn auch sehr wohl auf einmal sehen können. Wir werden demnach unsere Augenaxen zuerst auf irgend einen Punkt des Stabes, etwa auf D, richten, dann dieselben so bewegen, daß sie nach der Reihe jeden einzelnen Punkt des Stabes zum Durchschnittspunkte erhalten bis zum Punkte E, dann werden wir sie ebenso allmälig zum Punkte D zurückführen und, so lange wir den Stab betrachten, an ihm hin- und herschweifen lassen. Sobald wir mit dieser Bewegung inne halten, also die Augenaxen auf einem bestimmten Punkt des Stabes festhalten, sehen wir nur diesen mit vollkommener Schärfe, alle übrigen machen einen nebensächlichen Eindruck. Aber gerade

durch dieses Hin- und Herschweifen haben wir uns überzeugt, daß der Punkt E weiter von uns entfernt ist, als D, wir haben die Lage des Stabes erkannt.

Dies ist eines derjenigen Mittel, deren wir uns bedienen, um uns von dem Nahe und Fern der einzelnen Theile eines Gegenstandes zu überzeugen, und zwar das wesentlichste. Außer demselben bedienen wir uns aber noch verschiedener, von einander ganz unabhängiger Hülfen, welche sogar unter Umständen ganz allein hinreichen können und müssen, uns von der Lage der Punkte, die wir sehen, zu überzeugen. Wäre der Stab von gleichmäßig rother Farbe, so würden seine dem Ende D zunächst liegenden Theile uns kräftiger gefärbt erscheinen, als die dem Ende E zu liegenden, weil uns alles, uns zukommende Licht um so schwächer erscheint, aus je weiterer Ferne wir es erhalten. Wissen wir ferner, daß der Stab überall gleiche Dicke hat, und sehen wir, daß sein Ende E dünner erscheint als D, so schließen wir wiederum, daß E entfernter von uns ist als D, nach den aus der Erfahrung allgemein bekannten Gesetzen der Perspective. Diese beiden Mittel, die Farbenveränderung mit der Entfernung (Luftperspective) und die scheinbare Größenveränderung (Linearperspective) sind es, welche dem Maler allein zu Gebote stehen, wenn er uns dazu vermögen will, aus seinem Bilde den einen Gegenstand heraustreten, den andern hinter die Fläche zurücktreten zu denken; aber damit wir uns wirklich zu einer solchen bestimmten Vorstellung bewegen lassen, bedarf es einiger Voraussetzungen, mit deren Wegfall die Mittel erfolglos sind. Wenn z. B. der Stab nicht seiner ganzen Länge nach von gleicher Färbung, sondern in der Gegend von D schwächer, in der von E greller roth gefärbt war; wenn er nicht seiner ganzen Länge nach gleich dick, sondern bei D dicker war; so fehlen uns alle Anknüpfungspunkte für die Beurtheilung der Lage des Stabes durch Luft- und Linearperspective, und wir würden durch eine geschickte Ausführung der letzteren Bedingungen im Stande sein, in uns die Täuschung hervorzurufen, als sei D entfernter von uns, als E. Sehen wir den Stab mit beiden Augen an, so kommt uns demnach von den drei besprochenen Schätzungsmitteln nur das erste, die verschiedene Convergenz der Augenaxen nach verschieden entfernten Punkten des gesehenen Gegenstandes hin, zu Statten; und selbst beim Sehen mit einem Auge können wir, wenn uns alle Perspective im Stiche läßt, dadurch einen ungefähren Begriff von der Lage eines Gegenstandes erlangen, daß wir die eine Augenaxe über ihn hinführen, aber auch freilich nur einen ungefähren. Ein einfacher Versuch zeigt das. Man schneide ein Stück Papier in folgende Gestalt und bemale es mit irgend einer

Fig 3.



Farbe, etwa Roth, am Ende E sehr grell, nach D hin allmählig abfallend, darauf befestige man es wagerecht auf einem freistehenden Stäbchen EF, und sehe nun durch eine Röhre R flach auf die gefärbte Fläche vom schmalen Ende D her; die Röhre soll nur den störenden Einfluß der Umgebungen hindern, und ist übrigens weit genug, um gerade die ganze gefärbte Fläche zu übersehen. Nun bemerkt das Auge in A, daß das Ende E in der Sehrichtung AE, das Ende D in der Sehrichtung AD liegt, aber weiter Nichts, E könnte in jedem Punkte von AE, und D in jedem Punkte von AD liegen, weil die nothwendige Ortsbestimmung, welche das zweite Auge liefern muß, noch fehlt. Da nun nach den Gesetzen der Luft- und Linearperspective E als näherer, D als entfernterer Punkt erscheinen muß, so wird man zwar D und E nicht verwechseln (sonst müßte jeder dieser Punkte in eine falsche Sehlinie kommen), aber E rückt uns in AE immer näher, D in AD immer ferner, so daß E sich zu heben, D sich zu senken scheint, und das Papier etwa die Lage E^1 D^1 annimmt. Durch den Wegfall der Luft- und Linearperspective ist uns also wohl nicht jede Willkür für die Lage des Papierblattes offen gelassen, aber die durch die Bewegung der Augenaxe gegebene Bestimmung ist doch keine ausreichende.

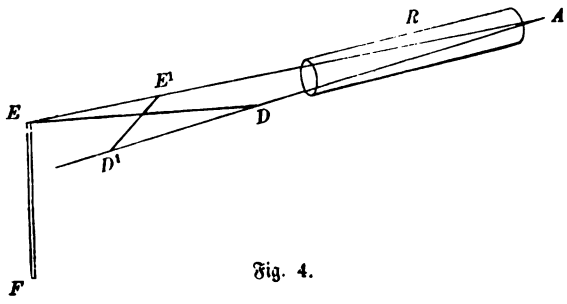


Fig. 4.

Endlich spielt bei der Betrachtung eines Körpers noch ein vierter Umstand eine sehr wesentliche Rolle, das ist die Verschiedenheit der beiden Ansichten, welche wir von ein und demselben Gegenstande erhalten, wenn wir ihn mit dem rechten, und wenn mit dem linken

Auge allein ansehen. Dieser Umstand geht in vielen Beziehungen mit der Schwankung der Augenaxen Hand in Hand, er erhält durch dieselbe sogar erst seine volle Bedeutung. Aber auch ohne dieses Herumführen der Axen ist ihm eine selbstständige Wirkung zuzuschreiben; ja sogar suchte man früher in dieser Verschiedenheit der einseitigen Bilder den ganzen Grund des Körpersehens.

Färben wir die Oberfläche einer Kugel zur Hälfte gelb, zur anderen Hälfte blau, und halten dieselbe dann in einer nicht zu großen Entfernung (etwa von einem halben Fuß) so vor unsere Augen, daß die, die beiden verschieden gefärbten Halbkugeln trennende Schnittfläche lothrecht steht und, wenn man sie vergrößert denkt, unsere Stirn genau halbirt; sei dabei dem linken Auge die gelbe, dem rechten die blaue Kugelhälfte zugewandt, so sieht das linke Auge L von der Kugel soviel, wie zwischen den beiden äußersten Sehstrahlen dieses Auges, also zwischen den Punkten M und N eingeschlossen liegt; das rechte Auge R sieht dagegen das Stück PQ, also hat das linke Auge den größeren Theil der Kugel, nämlich MO, gelb, den kleineren, ON, blau gesehen, das rechte umgekehrt OQ blau und den kleineren Theil OP gelb; die beiden einzelnen Ansichten sind also folgende:

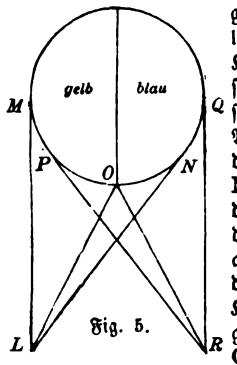


Fig. 5.

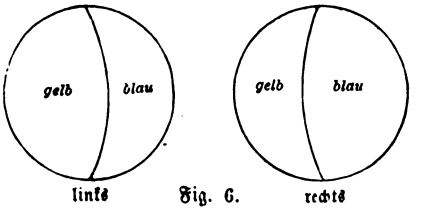


Fig. 6.

Der Unterschied zwischen diesen beiden Ansichten wird um so größer sein, je näher wir uns dem gesehenen Körper befinden, von einer gewissen Entfernung an wird sogar dieser Unterschied ganz verschwinden.

Etwas Aehnliches muß bei gehöriger Nähe mit jedem Körper stattfinden, und zwar immer so, daß, wenn wir den Körper auf eine Fläche gelegt denken (etwa auf einen Tisch), jede auf uns zutretende Fläche einem jeden Auge breiter erscheint, wenn sie auf seiner Seite liegt, als wenn auf der Seite des andern Auges. So wird also eine vierseitige gerade Pyramide, welche wir mit der vierseitigen Grundfläche auf einen Tisch stellen, und dann genau von oben betrachten, unseren beiden Augen folgende zwei Ansichten zeigen.

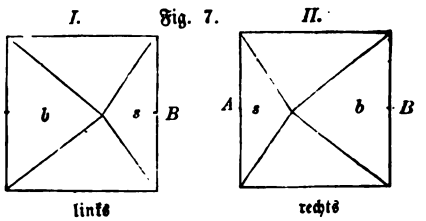


Fig. 7.

Umgekehrt aber wird sich die Erscheinung darstellen, wenn wir nicht einen aus der Tischfläche hervortretenden Körper, sondern einen hohlen Raum betrachten. Denken wir uns die obige Pyramide aus Blech gefertigt, an ihrer unteren viereckigen Seite aber offen, drehen wir dieselbe dann so um, daß sie uns die offene Grundfläche zu- und die Spitze gerade von uns abkehrt, so wird das rechte Auge jetzt die links liegende, das linke die rechts liegende Fläche breiter sehen, die beiden Ansichten sind also jetzt:

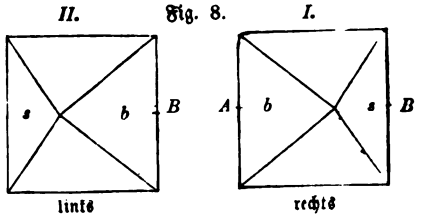


Fig. 8.

In allen diesen Figuren ist mit s die schmaler, mit b die breiter erscheinende Seitenfläche bezeichnet. Den Grund beider Erscheinungen erkennt man leicht aus den beiden folgenden Zeichnungen:

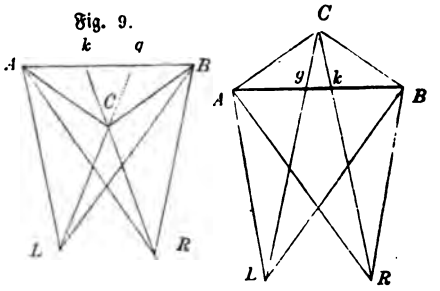


Fig. 9. Fig. 10.

In beiden ist C die Spitze der Pyramide, A und B sind Punkte in zwei gegenüber liegenden Kanten der Grundfläche. Beim Ansehen der erhabenen Pyramide (Fig. 9) erscheint dem linken Auge die Fläche AC unter einem größeren Sehwinkel (ALC) als die Fläche CB, welche nur im Winkel CLB gesehen wird; bei der Betrachtung der vertieften Pyramide (Fig. 10) ist umgekehrt der Winkel ALC

kleiner als CLB; da wir nun die Größe der Gegenstände, unter sonst gleichen Umständen, immer nach dem Winkel beurtheilen, unter welchem die nach ihren äußersten Punkten gerichteteten Sehlinien zu einander geneigt sind, so muß an der erhabenen Pyramide AC, an der vertieften BC dem linken Auge größer erscheinen. Umgekehrt ist es mit dem rechten Auge.

Diese Andeutungen, deren Grundlagen größtentheils so alt sind, wie unsere Zeitrechnung, werden genügen, um bei der nachfolgenden Beschreibung des Stereoskops und seines Gebrauches zu finden, worauf es beim stereoskopischen Sehen ankommt.

Die Apparate, welche den Namen Stereoskop führen, sind so zahlreich, und die Methoden, durch welche der durch irgend einen derselben an das stereoskopische Sehen Gewöhnte, Flächen als Körper wahrnehmen kann, sind so mannigfaltig geworden, daß hier nur von den am häufigsten gebrauchten und am leichtesten zugänglichen Vorrichtungen die Rede sein soll. Gehen wir von dem zuletzt betrachteteten Hülfsmittel, welches uns Körper als Körper sehen läßt, von der Ungleichheit der beiden einseitigen Ansichten aus, und zwar sollen der einfacheren Ausdrucksweise wegen immer die Bilder der Pyramide zum Grunde gelegt, und das, welches die breiteste Fläche links hat, mit I, das andere mit II bezeichnet werden.

Legen wir zuerst dem linken Auge allein die Ansicht I vor. Alle Diejenigen, welche meinen, im Stereoskop ebenso gut mit einem, wie mit zwei Augen sehen zu können, werden behaupten, sie könnten schon aus diesem Anblick allein den vollständigen Eindruck eines Körpers gewinnen. Aber man kann sich unter dieser Zeichnung sehr Vieles denken. Sie kann eine gerade, hervortretende Pyramide vorstellen, oder eine nach rechts schief geneigte, hervortretende Pyramide, oder eine gerade, hohle, oder endlich eine nach rechts schief geneigte hohle Pyramide. In jede dieser Vorstellungen braucht man sich nur einige Zeit zu versenken, um plötzlich überzeugt zu sein, daß sie, und gerade nur sie, die richtige sei.

Nun aber werde dem linken Auge das Bild I, dem rechten II vorgelegt und zwar seien diese Bilder auf irgend eine Weise so angebracht, daß man mit jedem Auge nur das eine Bild sehen kann, etwa indem ein Brettchen zwischen beide Bilder so gehalten wird, daß jedes Auge nur auf einer Seite desselben vorbeisehen kann. Die Meisten werden jetzt nichts sehen, als die beiden ihnen vorgelegten Bilder, nur Wenigen werden die Bilder einander immer näher zu rücken und endlich in eins zu verschwimmen scheinen. Indeß gehört gerade hierher ein freilich sehr roher, aber ein sehr alter stereoskopischer Versuch, der lange vor Erfindung des Stereoskops von den Kindern ausgeführt wurde. Legt man nämlich die Stirn gegen die eines Anderen, und sieht diesem einige Zeit hindurch scharf in die Augen, so fließen endlich beide Augen in ein einziges großes Auge zusammen. Bei diesem Versuch kann indeß der cyclopische Anblick nie mit vollständiger Schärfe genossen werden, denn es fehlen noch wesentliche Bedingungen, um die gehörige Einheit des Bildes zu erlangen.

Bewirken wir aber auf irgend einem Wege, daß das linke Auge das Bild I an derselben Stelle zu sehen glaubt, an welcher II dem rechten Auge erscheint, so entsteht in der That ein einziger Gesammteindruck und zwar der einer geraden, körperlich aus der Ebene hervortretenden Pyramide, und durch keine Einbildung ist man im Stande diesen Eindruck in einen anderen zu verwandeln. Das älteste Mittel, diese Aufeinanderlegung der Bilder zu erzielen, waren gewöhnliche Spiegel. Wenn ein Lichtstrahl ST auf einen solchen Spiegel MN fällt,

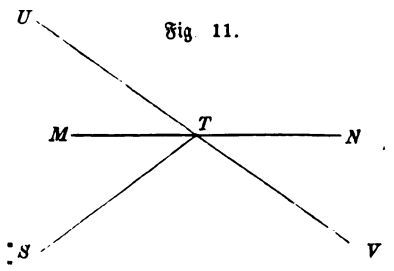


Fig 11.

so wird er in einer solchen Richtung TV von demselben zurückgeworfen, daß die Winkel MTS und NTV einander gleich sind. Befindet sich nun in V ein Auge, welches den Strahl TV aufnimmt, so glaubt dies den Strahl aus der Richtung von U her zu empfangen und versetzt folglich den Gegenstand, welcher eigentlich in S steht, in irgend einen Punkt der Linie TU hinter den Spiegel. Das Spiegelstereoskop, bei welchem dieses Gesetz Anwendung findet, hat nun folgende Gestalt:

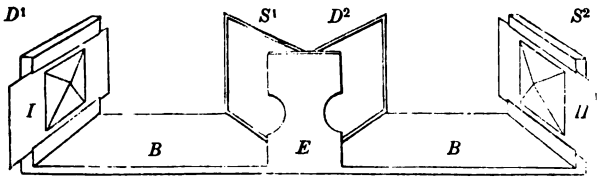


Fig. 12.

Auf dem waagerechten Brett BB sind lothrecht und einander parallel die beiden Bretter

D^1 und D^2 aufgestellt. Jedes derselben trägt oben und unten eine Leiste, so daß man die auf Papier gezeichneten einseitigen Ansichten eines Körpers, hier z. B. die beiden Bilder I und II zwischen dieselben einschieben kann. In der Mitte von BB sind zwei Spiegel S^1 und S^2 gegen einander geneigt aufgestellt, und vor der gemeinsamen Kante, in welcher sich beide schneiden, ein Brettchen E, welches mit zwei, für die beiden Augen bestimmten, Ausschnitten versehen ist. Legt man nun die Stirn gegen dieses Brettchen, und sieht mit jedem Auge durch einen der Ausschnitte in einen der Spiegel, während man den ganzen Apparat so hält, daß beide Bilder recht gleichmäßig beleuchtet werden, so erscheinen nicht mehr diese beiden Bilder I und II, sondern eine vertiefte Pyramide. Der Vorgang des Sehens, welcher hierbei stattfindet, erhellt aus der folgenden Zeichnung, in welcher derselbe Apparat von oben gesehen dargestellt und die beiden Augen wieder mit L und R bezeichnet sind.

Alle übrige Buchstaben haben dieselbe Bedeutung wie in der vorigen Abbildung. Die beiden Bilder I und II sind so eingesteckt, daß bei beiden die schmalen Flächen s vom Beschauer abgewandt sind. Nach dem vorher angegebenen Spiegelungsgesetz sieht nun das Auge L die von I kommenden Strahlen so, daß sie von der Rückseite des Spiegels zu kommen scheinen und zwar der von p ausgehende in der Richtung AL, der von q ausgehende in gL, der von r ausgehende in BL; auf der anderen Seite erscheint dem Auge R der vom Bilde II aus r kommende Strahl in der Richtung BR, der von q in kR, der von p in AR, in der That sieht also jedes Auge ein Bild, und zwar jedes ein anderes, beide Bilder sind aber in AB aufeinandergelegt, und zwar so, daß das linke Auge die schmale Fläche s in Ag, die breite b in gB, dagegen das rechte Auge die schmale Fläche s in kB, die breite b in kA wiedergegeben findet. Nach der älteren Vorstellungsweise wurde in diesem Aufeinanderlegen der beiden Bilder die ganze stereoskopische Wirkung gesucht, die beiden Augen sehen nämlich wirklich gerade das, was sie gesehen haben würden, wenn sie in eine vertiefte Pyramide gesehen hätten, wie in Fig. 8. Dabei ist aber noch nicht klar, wie wir zu einem deutlichen Bewußtsein der Spitze der Pyramide gelangen. Die Lage der Kanten ist ganz scharf gegeben, die beiden von den entsprechenden Kanten p der einen Seite herkommenden Strahlen schneiden sich in A, die beiden Augen erregen in uns also sogleich das Bewußtsein, daß diese Kante p nicht nur in der Richtung AL und in der Richtung AR, sondern daß sie gerade an der Durchschnittsstelle A liegt. Ebenso bestimmt ist die Lage der Kante r in B. Für die Spitze der Pyramide sind aber eben zwei Richtungen gL und kR angegeben, welche sich gar nicht in AB sondern erst hinter AB in C schneiden, deshalb scheint uns die Spitze weiter entfernt zu sein, als AB, denn wir fühlen, daß unsere Sehaxen sich erst in weiterer Ferne schneiden, wenn wir mit einem Auge g, mit dem anderen k ansehen wollen. Es ist uns also überhaupt unmöglich, das ganze Bild mit einem Male anzusehen. Wir führen auch hier unsere Augenaxen von A über g und k fort nach B hin, wir fühlen daß A und B die einzigen Punkte von AB sind, in denen sich die nach entsprechenden Punkten der beiden Bilder gerichteten Sehstrahlen schneiden, daß alles Andere, was wir an den Bildern sehen, weiter von uns entfernt sein muß, als AB, weil alle übrigen, von entsprechenden Punkten kommenden Strahlen sich in größerer Ferne schneiden. Vergleichen wir den Vorgang, den die Sehstrahlen in uns also sogleich das Bewußtsein, daß diese Kante p nicht nur in der Richtung AL und in der Richtung AR, sondern daß sie gerade an der Durchschnittsstelle A liegt. Ebenso bestimmt ist die Lage der Kante r in B. Für die Spitze der Pyramide sind aber eben zwei Richtungen gL und kR angegeben, welche sich gar nicht in AB sondern erst hinter AB in C schneiden, deshalb scheint uns die Spitze weiter entfernt zu sein, als AB, denn wir fühlen, daß unsere Sehaxen sich erst in weiterer Ferne schneiden, wenn wir mit einem Auge g, mit dem anderen k ansehen wollen. Es ist uns also überhaupt unmöglich, das ganze Bild mit einem Male anzusehen. Wir führen auch hier unsere Augenaxen von A über g und k fort nach B hin, wir fühlen daß A und B die einzigen Punkte von AB sind, in denen sich die nach entsprechenden Punkten der beiden Bilder gerichteten Sehstrahlen schneiden, daß alles Andere, was wir an den Bildern sehen, weiter von uns entfernt sein muß, als AB, weil alle übrigen, von entsprechenden Punkten kommenden Strahlen sich in größerer Ferne schneiden. Vergleichen wir den Vorgang, den die Sehstrahlen in Fig. 13 in uns erregen, mit dem in Fig. 10 angedeuteten, so finden wir in der That beide völlig übereinstimmend; wir müssen folglich in dem betrachteten Falle wie in Fig. 10 den Eindruck der vertieften Pyramide erhalten. Nach dieser Vorstellungsweise ist also eine gewisse Zeit nöthig, um im Stereoskop den Eindruck des Körperlichen zu gewinnen. Es ist zwar beobachtet worden, daß man in einem übrigens völlig dunkeln Zimmer im Stereoskope doch körperliche Gegenstände zu sehen glaubt, wenn man die Bilder nur durch das Licht eines electrischen Funkens oder eines Blitzes erleuchtet. Da wir nun die Dauer einer solchen Beleuchtung auf noch nicht den zehnmillionten Theil einer Secunde veranschlagen dürfen, so ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß man während dieser Zeit durch eine Bewegung der Augenaxen eine Vorstellung von den Aus-

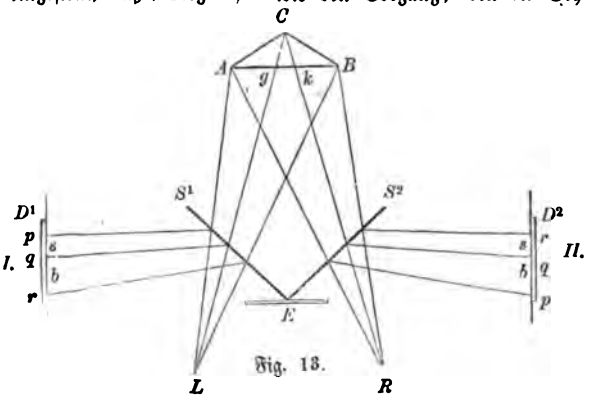
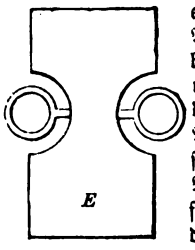


Fig. 13.

messungen der gesehenen Gegenstände erlangen soll. In der That mag in diesem Falle der ganze stereoskopische Effect auf dem gleichzeitigen Sehen der beiden einseitigen Ansichten beruhen, er wird aber gewiß nur für einen Beobachter vorhanden sein, welcher sehr daran gewöhnt ist, stereoskopisch zu sehen, und kann dennoch nicht ein vollkommen scharfes Bild liefern, weil das Auge unmöglich gleichzeitig nahe und fernliegende Punkte deutlich sehen kann. In allen übrigen Fällen, in welchen wir uns nicht einer nur momentanen Beleuchtung bedienen, sehen wir in der That, wie der stereoskopische Eindruck mit der Dauer des Beschauens wächst. Wer zum ersten Male einen derartigen Apparat in die Hand nimmt, sieht selten gleich die Bilder in ihre volle Körperlichkeit heraustreten, erst nach längerem Betrachten bemerkt er, daß einige Punkte sich aus der Grundebene erheben, er hat also eine Zeit gebraucht um die Convergenz der Sehaxen, durch welche ihm die näher liegenden Punkte deutlich wurden, zu vergleichen mit der Convergenz, unter welcher er die fernliegenden Punkte ansieht. Hat man sich erst an einigen Bildern im stereoskopisch Sehen geübt, so macht man diesen Vergleich weit rascher, und zwar ist es vortheilhaft, dem Anfänger Gegenstände vorzulegen, an welchen möglichst wenig zu vergleichen ist, also nicht etwa die Bilder einer Landschaft, sondern einfache, nur aus Linien zusammengesetzte Figuren, z. B. die obigen beiden Pyramiden. Auch vermeide man Anfangs jede, durch andere Umstände gegebenen Hülfsmittel, z. B. die Schattirung der Flächen, weil wir durch diese leicht mit einem Vorurtheil an die Betrachtung der Gegenstände gehen. Figuren, welche mit weißen Linien auf eine schwarze Fläche gezeichnet sind, stellen sich am vortheilhaftesten dar.

Man findet häufig Jemanden, der trotz aller Bemühungen im Spiegelstereoskop keine Körper entstehen sieht. Wenn dies nicht in einer Unfähigkeit begründet ist, beide Augen gleichmäßig zu gebrauchen, also etwa in einem krankhaften Zustande des einen Auges, so liegt es gewöhnlich an einer, der deutlichen Sehweite des Beschauers nicht angepaßten Aufstellung des Bildes. Wer eine Brille zu tragen gewohnt ist, wende sie auch hier an, oder man bringe noch besser an jeder Seite des Brettes E einen Ring an, welcher dem Auge mit größerer Sicherheit seinen Platz anweist, und in welchen man, je nach der Eigenthümlichkeit des Auges, passende Gläser einsetzen kann. Wenn solche Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, so wird ein Jeder, dem nicht eine absolute Unmöglichkeit im Wege steht, das stereoskopische Sehen erlernen können, mit Einschluß Derjenigen, welche durch eine Verwöhnung das eine Auge vorzugsweise zum Sehen benutzen und dadurch die Kunst des richtigen zweiäugigen Fixirens ganz verlernt haben. Ja sogar ist mit vollem Rechte Denen, welche sich im äußersten Falle dieser Unfähigkeit befinden, den Schielenden, das stereoskopische Sehen als eine orthopädische Uebung des Auges empfohlen worden.

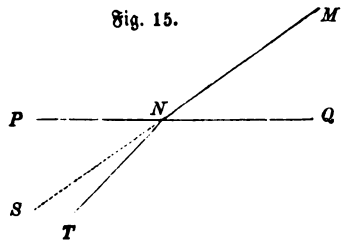
Fig. 14.



Einer weit größeren Verbreitung als das Spiegelstereoskop hat sich, theils seiner gefälligeren Form wegen, theils wegen der größeren Leichtigkeit, mit der der Unbewanderte in demselben seine Augenaxen in die richtige Stellung bringen lernt, das Linsenstereoskop zu erfreuen gehabt. Bei diesem ist nicht mehr das Princip der Lichtspiegelung, sondern das der Lichtbrechung angewandt.

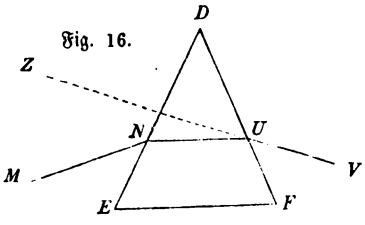
Wenn ein Lichtstrahl aus Luft in Glas übergeht, so verändert er seine Richtung, er wird gebrochen. P Q sei die Grenze zwischen Luft und Glas; der Lichtstrahl M N bewegt

Fig. 15.



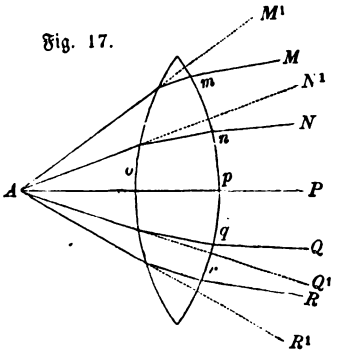
sich von M nach N in der Luft, tritt dann in die Glasmasse ein, und nimmt von jetzt ab eine solche Richtung N T an, daß er von der Grenzfläche weiter abweicht, als wenn er nach S geradeaus weiter gegangen wäre. Tritt dagegen ein Strahl aus dem Glase in die Luft zurück, so wird er im entgegengesetzten Sinne abgelenkt, er weicht in der Luft von der Grenzfläche weniger ab, als wenn er in unveränderter Richtung weiter ginge. Fällt deshalb ein Lichtstrahl M N auf einen Glaskörper, welcher zwei gegeneinander geneigte Wände, D E und D F, hat (ein Glasprisma), so wird er an der ersten Wand, D E, etwa in der Richtung N U, an der zweiten Wand, D F, in der Richtung U V übergeführt. Befindet sich in V ein Auge,

Fig. 16.



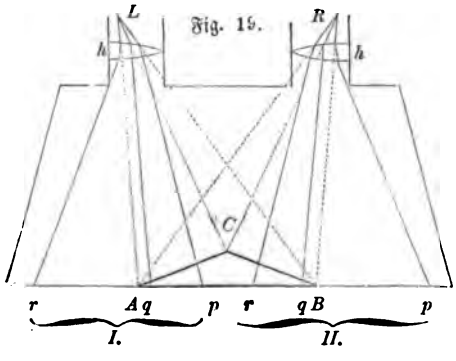
so glaubt dies den Lichtstrahl nicht von M, sondern aus der Verlängerung von V U, welche Richtung der Strahl zuletzt hatte, also etwa aus Z kommen zu sehen. Die Abweichung dieser scheinbaren Strahlenrichtung Z V von der ursprünglichen M N ändert sich mit der Neigung der Ebenen D E und D F. Wenn man daher von irgend einem Punkte A aus Lichtstrahlen auf ein linsenförmig geschliffenes

Fig. 17.

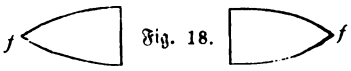


Glas fallen läßt, so werden die am weitesten nach den Rändern der Linse hinfallenden Strahlen am stärksten abgelenkt, weil die gegenüber liegenden Wände derselben nach den Rändern hin eine immer größere Neigung gegeneinander annehmen. Ein Strahl, A O, welcher gerade auf die Mitte der Linse fällt, verändert seine Richtung gar nicht, weil an dieser einen Stelle die beiderseitigen Linsenwände gleiche Richtung haben. Kommen umgekehrt die verschiedenen Lichtstrahlen M m, N n, P p, Q q und R r auf die Linse, so werden sie in die Richtungen hineingebrochen, in denen die vorherbetrachteten Strahlen die Linse trafen, d. h. alle sammeln sich nach A hin. Befindet sich jetzt in A ein Auge, so sieht dies alle jene Lichtstrahlen kommen, aber nur P p erscheint ihm in seiner wahren Richtung, alle übrigen versetzt es in diejenigen Richtungen, welche hier durch die punktirten Linien angegeben sind, also der Reihe nach nach M¹, N¹, Q¹ und R¹.

Fig. 19.



Zur Construction eines Linsenstereoskops wird nun eine Glaslinse in zwei Hälften zerschnitten und einem jeden Auge eine Hälfte so vorgelegt, daß die beiden gemeinsamen Schnittflächen f und f von einander abgewandt sind.



Man kann diese Halblinsen einfach in die Form einer zweiäugigen Lorgnette bringen, in der bekanntesten Form des Linsenstereoskops aber werden dieselben in ähnliche Fassungen gebracht, wie die eines Theaterperspectivs und diese Fassungen (h und h) stehen auf einem Kästchen, auf dessen Boden die beiden einseitigen Ansichten I und II, (welche hier in der Regel gleich fest mit einander verbunden sind) gelegt werden.

Die Brechung der, von den einzelnen Punkten p, q und r (welche hier ganz dieselbe Bedeutung haben, wie in Fig. 13) ausgehenden Lichtstrahlen erfolgt nun in derselben Weise in einer jeden Halblinse, wie sie sich für eine jede Hälfte der ganzen Linse an Fig. 17 darstellt. Die von den beiden Punkten p der beiden Bilder I und II ausgehenden Strahlen haben, wenn sie in die Augen L und R treten, ihre Richtung so verändert, daß beide vom Punkte B herzukommen scheinen, ebenso durchschneiden sich die beiden scheinbaren Sehrichtungen, in denen die beiden Augen die Punkte r wahrnehmen, in A, und sowohl A als B liegen noch immer in derselben Ebene, wie die gegebenen Bilder. Sollte dies nicht der Fall sein, so wäre die Entfernung beider Bilder von einander nicht richtig gewählt, oder die Brechung der Strahlen in den Halblinsen der Sehfähigkeit des Auges nicht angepaßt. Diesem Uebelstand kann aber auch hier leicht abgeholfen werden, wenn auf die Fassungen der Halblinsen passende Brillengläser gelegt werden. Die Strahlen, welche von den Punkten q kommen, haben aber eine solche Brechung erfahren, daß sich die Linien in denen jetzt beide Augen p zu sehen glauben, in C, also vor der Ebene der Bilder schneiden. Die Spitze der Pyramide tritt also jetzt hervor, und die ganze Pyramide erscheint uns erhaben. Entsprechend entsteht der Eindruck einer vertieften Pyramide, wenn die Bilder I und II mit einander vertauscht werden.

Die Umstände, auf welche man beim Linsenstereoskop besonders zu achten hat, um den Erfolg möglichst vollständig zu sehen, sind folgende: Beide Bilder müssen sehr gleichmäßig beleuchtet werden. Dies bewirkt man bei durchsichtigen (auf Glas dargestellten) Bildern, indem man die Klappe K vollständig schließt, und den ganzen Apparat entweder (wie ein Theaterperspectiv) gegen ein helles Fenster, eine Lampe u. dgl., oder

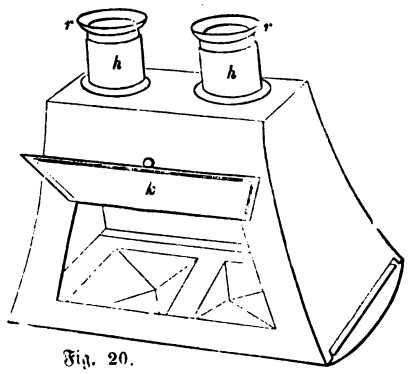


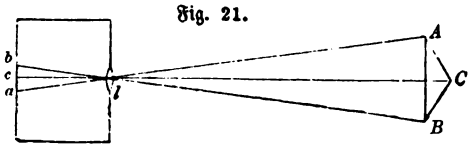
Fig. 20.

gegen ein hellerleuchtetes weißes Papierblatt richtet, während man beide Augen dicht auf die Fassungen oder an die vorher erwähnten Brillengläser legt. Bei undurchsichtigen Bildern hält man das Stereoskop ganz lothrecht, öffnet die Klappe K, wie in der Zeichnung, und läßt das Tages- oder Lampenlicht so gleichförmig wie möglich auf beide Bilder fallen. Wer nicht sogleich die Körperlichkeit eintreten sieht, schließe abwechselnd das eine oder das andere Auge, um sich bestimmt zu überzeugen, daß er nicht eines derselben ganz unbenutzt läßt. — Die Halblinsen pflegen mit ihren Fassungen r in den, am Kasten selbst befindlichen Hülsen h, drehbar zu sein. Wenn das der Fall ist, so trage man zuerst Sorge, daß auch wirklich die beiden Schnittflächen f nach Außen gerichtet sind; gewöhnlich wird eine äußere Bezeichnung eine solche Einstellung erleichtern, dieselbe ist aber dringend nothwendig, weil sonst die Strahlen nach der verkehrten Seite gebrochen werden und daher die Erlangung *eines* Bildes unmöglich ist.

Was die Wahl der Bilder für das Stereoskop betrifft, so fällt es einem Jeden auf, wie viel besser sich Vertiefungen darstellen, als Erhabenheiten. Der Grund dieser Erscheinung erhellt aus den beiden Zeichnungen Fig. 9 und 10. Beide stellen Pyramiden dar, in deren einer (Fig. 9) die Spitze C gerade so weit über der Grundfläche erhaben ist, wie sie in der andern (Fig. 10) hinter dieselbe zurücktritt. Wollen wir uns diese beiden Anblicke durch stereoskopisches Sehen verschaffen, so müssen wir für die erhabene Pyramide die beiden Bilder I und II gerade so liefern, wie sie Fig. 9, für die vertiefte aber gerade so, wie sie Fig. 10 giebt. Das thun wir aber nicht, wir nehmen vielmehr für beide Zwecke dieselben Bilder und vertauschen nur ihre Lage. In Fig. 9 ist aber g näher an B, als in Fig. 10 an A, und ebenso ist K in Fig. 9 näher an A, als in Fig. 10 an B; nehmen wir nun zur Darstellung der vertieften Pyramide ganz die Bilder aus Fig. 9, so müssen wir g in Fig. 10 näher an A und K näher an B rücken lassen. Dann schneiden sich aber die Sehstrahlen Sg und Rk in noch weiterer Ferne und die Vertiefung erscheint noch größer. Unter sonst gleichen Umständen bildet sich also eine Vertiefung stärker aus, als eine Erhöhung. Deshalb gehören zu den besten Gegenständen für das Stereoskop lange Säulenhallen und Bogengänge, in welche sich unser Blick immer mehr und mehr vertieft, sowie Landschaften mit weit entferntem Hintergrunde.

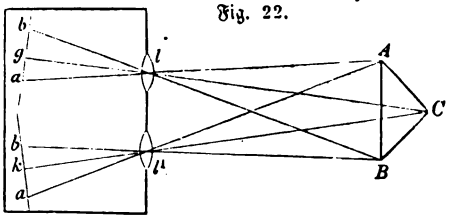
Für die Darstellung aller dieser Bilder nehmen wir die Hülfe der Photographie am liebsten in Anspruch. In der Camera obscura, mit welcher die photographischen Bilder hergestellt werden, entsteht das Bild ganz ähnlich, wie im Auge.

Fig. 21.



In einer Linse l kreuzen sich die, von den einzelnen Punkten des abzubildenden Gegenstandes ACB ausgehenden Strahlen so, daß sie ein umgekehrtes Bild a c b erzeugen, welches nun durch die Kunstgriffe der Photographie auf Silber, Papier oder Glas fixirt wird. Giebt man der Camera obscura zwei Linsen l und l^1, welche in der Weite der beiden Augen von einander entfernt sind, und von denen der Gegenstand ACB wieder so weit absteht, daß wenn l und l^1 unsere Augen wären, wir ihn in der deutlichen Sehweite hätten,

Fig. 22.



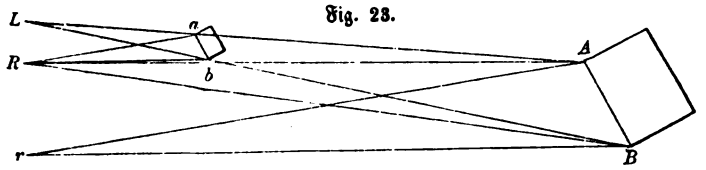
so erzeugt sich durch jede der beiden Linsen auf der hinterliegenden Platte ein besonderes Bild: dies sind die beiden einseitigen Ansichten agb und akb, welche uns unsere beiden Augen liefern würden, und welche daher den stereoskopischen Effect vollständig hervorrufen müssen.

Es könnte leicht scheinen, als passe die ganze Theorie der einseitigen Ansichten und der Bewegung der Augenaxen gar nicht auf diejenigen Gegenstände, welche wir am häufigsten und liebsten im Stereoskop betrachten: auf landschaftliche und architectonische Bilder, deren Originale uns meist so fern liegen, daß sie

beiden Augen ganz denselben Anblick darbieten, und daß ihre näheren Punkte unseren Augenaxen keine merklich größere Convergenz abzwingen, als die entfernteren. In diesen Fällen verbessern wir die Natur.

AB sei eine Wand eines entfernten Gebäudes, welches wir mit beiden Augen L und R ansehen. Die beiden Augenaxen LA und RA brauchen nur eine unmerkliche Schwankung zu machen, um sich in die Lage LB und RB zu

Fig. 23.



begeben, wir werden also nur eine schwache oder gar keine Vorstellung davon gewinnen, daß B entfernter von uns ist als A. Schließen wir jetzt das rechte Auge R, so giebt uns das linke Auge nur an, daß A in der Richtung LA, B in LB zu finden ist, rücken wir daher die ganze Wand AB dem Auge L näher, indem wir sie immer zwischen den Linien LA und LB fortgleiten lassen, und ohne ihre Neigung gegen LA zu ändern, so behält L immer denselben Anblick. Auf diese Weise mag die Wand bis ab herangerückt und dabei das ganze Gebäude verhältnißmäßig zusammengeschrumpft sein, so daß wir jetzt in der Entfernung der deutlichen Sehweite ein Modell des früheren Gebäudes vor uns haben. Jetzt öffnen wir wieder das rechte Auge R und müssen nun die Augenaxen einen weiten Weg durchlaufen lassen, um sie von der Lage La und Ra in die Lb und Rb zu bringen. Unsere beiden Augen geben uns also jetzt einen klaren Begriff vom Relief des Gebäudes. Ziehen wir weiter von B aus eine Linie gleichlaufend mit bR, von A aus eine andere gleichlaufend mit aR, und schneiden sich diese beide im Punkte r, so müßte uns die große Wand AB in ihrer wahren Entfernung ganz denselben Eindruck des Nah und Fern machen, wenn unser linkes Auge in L, das rechte in r läge, welchen uns die kleine Wand ab in der deutlichen Sehweite gemacht hat, als sich unsere beiden Augen in L und R befanden, denn alle Sehaxen liegen in beiden Fällen durchaus entsprechend, LA liegt wie La, LB wie Lb, rA wie Ra und rB wie Rb. Dieser Umstand wird nun so benutzt, daß man in L und r je eine einfache Camera obscura aufstellt, und in jeder derselben eine verkleinerte einseitige Ansicht des Gebäudes erzeugt, welche beide dann in das Stereoskop gebracht werden. Wir sehen dann in der That nicht das Gebäude, wie wir es mit unseren beiden Augen gesehen haben würden, wir sehen vielmehr dessen Modell, wie es in der deutlichen Sehweite (etwa 8 Zoll) erscheint. Durch diese Betrachtung ist die Aufstellung der photographischen Apparate für stereoskopische Zwecke mit Bestimmtheit gegeben. Fehlt man gegen dieselbe, so wird das Relief der Landschaft oder des Portraits, welches man betrachtet, ein unnatürliches. Gewöhnlich hat man in einem solchen Fehler den Grund der schlechten stereoskopischen Wirkung mancher Bilder zu suchen, zuweilen liegt derselbe auch in einem unrichtigen Schattenwurf, welcher dadurch hervorgerufen ist, daß die beiden Bilder nicht zu gleicher Zeit, sondern nach einander dargestellt worden sind; die unterdeß stattgehabte scheinbare Bewegung der Sonne hat den Schatten im zweiten Bilde schon etwas weiter gedreht als im ersten, und der durch beide Ansichten erzeugte Körper hat folglich zwei verschiedene Schatten. Das ungleichzeitige Darstellen der Bilder kann auch noch gröbere Fehler nach sich ziehen, und in der That findet man solche in den zahlreichen Photographien, welche von Paris und London aus in den Handel gegangen sind, z. B. daß auf einem Bilde eine Uhr den stereoskopischen Effect ins Unmögliche dadurch zu erhöhen strebt, daß sie auf dem zweiten Bilde eine spätere Viertelstunde zeigt, als auf dem ersten, oder daß ein Fiacre sich dem stereoskopischen Effect dadurch ganz entzogen hat, daß er auf dem zweiten Bilde nicht mehr auf seinem Halteplatze zu finden ist.

Nur mit wenigen Worten sei endlich der noch nicht besprochenen stereoskopischen Methoden im Allgemeinen gedacht. Dem Nichtphysiker werden in der Regel die Linsen-, und demnächst die Spiegelstereoskope am leichtesten zu Gebote stehen, und doch sind dies schon die zusammengesetztesten Vorrichtungen. Wer an ihnen das Körpersehen einmal gelernt hat, wird sich mit jedem einfachen Apparat, welcher ihm zwei einseitige Ansichten eines Gegenstandes liefert, zu behelfen wissen. Bei der Betrachtung einfacher Körper, z. B. der vorher immer als Muster gewählten Pyramide, sieht man aber, daß wenn der Körper im Stereoskop gerade vor uns liegen soll, die beiden Bilder I und II einander völlig symmetrisch sind, daß also die Flächen s auf beiden Seiten einander ganz gleich, ebenso die Flächen b unter sich gleich sind. Besitze ich also irgend eine Vorrichtung, welche mir, vor das eine Auge gehalten, das Bild I so

verkehrt zeigt, das alles Rechts in Links verwandelt wird, so kann ich mit einem bewaffneten und einem unbewaffneten Auge ein Bild körperlich sehen; ich betrachte nämlich etwa mit dem linken Auge das Bild I in Fig. 7 unmittelbar, mit dem rechten sehe ich durch die umkehrende Vorrichtung die Umkehrung von I, welche also wie II aussieht; sobald nun die Augenaxen in die richtige Convergenz gebracht werden, erscheint das Bild als Körper. Solcher umkehrenden Vorrichtungen können aber sehr verschiedenartige angewandt werden; die einfachste ist ein Glasprisma, wie es (Fig. 16) schon dargestellt ist, bei dem man aber die Seitenflächen DE und DF einen recht großen Winkel mit einander bilden läßt. Der von einem Punkte A ausgehende Strahl AM wird hier durch Brechung in die Richtung MN, durch Spiegelung an der unteren Fläche EF in die Richtung NP, und endlich wieder durch Brechung in die Richtung Pa gebracht, während der Lichtstrahl, welcher von B ausgeht, durch einen ganz entsprechenden Vorgang nach b gelangt; das Bild ba stellt uns also eine Umkehrung von AB vor. Man hält nun dieses Prisma so vor das rechte Auge, daß das umgekehrte Bild von I, welches man sieht, mit seinen Rändern die Ränder des wirklichen Bildes I deckt, und befindet sich so

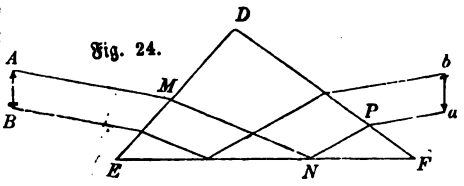


Fig. 24.

unter den, für ein Stereoskop erforderlichen Bedingungen. Jedem, der mit den umkehrenden Vorrichtungen, welche die Optik kennen lehrt, bekannt ist, wird es nicht schwer fallen, weitere Formen des Stereoskops zu ersinnen. Es kommt ja schließlich dabei Alles nur auf das alte Princip der Lebensweisheit heraus, welches uns die ganze Welt stets stereoskopisch ansehen lehrt: Ein jedes Ding hat seine zwei Seiten.

Die Indianer im Hochlande von Guatemala.

Culturgeschichtliche Skizze

von Dr. Carl Scherzer.

Indianerhütten.

Während die rothen Urbewohner Nordamerikas, überall im Hinsiechen begriffen, das trostlose Bild einer absterbenden, dem unaufhaltbaren Untergange geweihten Bevölkerung bieten, zeigt sich dem Reisenden die Zukunft der Indianer Mittel-Amerikas in einer weit weniger düsteren Färbung. Die Haupturſache davon liegt wohl in dem Umstande, daß die Eingeborenen Nord-Amerikas ausschließlich Jagdvölker sind, indeß die lohbraunen Bewohner Mittel-Amerikas sich schon zur Zeit der Entdeckung und Eroberung des Landes durch die Spanier mit der Cultur des Bodens beschäftigten. In dem Maße, als der weiße Ansiedler gegen Westen vordringt und die Axtschläge der Squatters durch die Urwälder des Mississippi und Missouri schallen, wird der indianische Jäger mit jedem Jahr auf ein engeres Gebiet zurückgedrängt und sieht die Hauptquelle seines Unterhalts immer mehr versiegen. Die Jagd wird zusehends spärlicher und, an keine andere Beschäftigung gewöhnt, sieht er sich bald dem Hungertode preisgegeben. Selbst die bedeutenden Geldbeträge, welche die Regierung von Washington den

Das Innere einer Indianerhütte.

verschiedenen Indianerstämmen in der Form von Annuitäten für abgekaufte Ländereien alljährlich *) durch ihre Agenten ausbezahlen läßt, sind bei dem hartnäckigen Festhalten des Indianers an seinen alten Lebensgewohnheiten und seiner großen Neigung zum Trunk durchaus nicht geeignet, das Loos der Eingeborenen erträglicher zu machen, und wandernde Krämer sowie wucherische Pelzhändler ziehen weit mehr Nutzen davon, als die unwissenden Söhne der Wildniß, für deren Besserbefinden diese Summen eigentlich bestimmt sind. Die Gesammtzahl der gegenwärtig noch in ganz Nordamerika lebenden lohbraunen Eingeborenen beläuft sich nach dem letzten Census (1850) auf 388,299 Seelen **), welche sich leider in einer so raschen Abnahme befinden, daß man, ohne gerade Prophet zu sein, gewissermaßen den Zeitpunkt zu bezeichnen vermag, an welchem der Letzte der amerikanischen Urrace aus den Vereinigten Staaten verschwunden sein wird. Der Stamm der Winnebago-Indianer z. B., welcher im Jahre 1836 noch über 8000 Seelen zählte, ist gegenwärtig auf 1200 Individuen zusammengeschmolzen. Dasselbe Verhältniß der Abnahme zeigt sich unter den Chippewas am Obern See und den Sioux oder Dahkota's im Westen vom Missisippi.

*) Die Zahl der von der nordamerikanischen Regierung den verschiedenen Indianerstämmen abgekauften Ländereien beträgt gegenwärtig nahe an 500,000,000 Acres, wofür eine Summe von ungefähr 100,000,000 Dollars den Indianern als Entschädigung gezahlt wurde.

**) Nach den mir durch die Güte des Capitän Lefroy in Toronto im westlichen Canada mitgetheilten statistischen Angaben beläuft sich die Zahl der sämmtlichen, gegenwärtig noch in den britischen Besitzungen Nordamerikas lebenden Indianer auf 61,400 Seelen, so daß die gesammten lob- oder kupferfarbenen Bewohner Nordamerikas im Jahre 1852 449,699 Individuen betrugen, während die schwarze Bevölkerung über drei Millionen ausmacht.

Ganz verschieden hingegen zeigt sich der Zustand der ackerbautreibenden Indianer Mittel-Amerikas, welche, über eine Area von 155,644 engl. Quadratmeilen zerstreut, eine Seelenzahl von mehr als einer Million Individuen oder ungefähr die Hälfte der Gesammtbevölkerung des Landes ausmachen. Nebst ihrer landwirthschaftlichen Beschäftigung ist es namentlich ihr günstiges numerisches Verhältniß zu den weißen Ansiedlern (welche letztere kaum 100,000 Seelen betragen, während die Mischbevölkerung 800,000 und die Neger 12,000 Seelen ausmachen) sowie die äußerst geringe und nur allmälige Zunahme der weißen Einwanderung, wodurch dieselben über ihre Stammgenossen in den Vereinigten Staaten im entschiedenen Vortheile sind. Mit sehr geringer Ausnahme an der Ostküste im Staate Costa Rica und an der sogenannten Balsamküste im Staate San Salvador, wo es noch einzelne nomadisirende Indianerstämme giebt, leben die Eingeborenen Mittel-Amerikas größtentheils auf festen Wohnsitzen angesiedelt und beschäftigen sich mit der Cultur eines überfruchtbaren Bodens. Nirgends haben sie jenes wilde, wunderliche Aussehen, wie im Westen des Missisippi, wo ich noch im Herbst 1852 in der Nähe der St. Anthony-Fälle mehre tausend halbnackte Dahkota-Indianer, Gesicht, Hände und Brust auf das seltsamste mit rothen, gelben und grünen Farben bemalt, eine bunte Wolldecke über die braunen Schultern geworfen, versammelt getroffen habe. Die Tracht der Indianer Mittel-Amerikas ist zwar nicht ohne romantischen Anstrich, aber sie hat unter dem Einfluß der Civilisation den Charakter der Wildheit eingebüßt. Dabei habe ich niemals unter den Eingeborenen des Isthmuslandes die Sitte, sich das Gesicht und andere Körpertheile zu be-

Gewöhnlicher Indianer.

malen, herrschend gefunden, wozu wohl die häufig obdachlosen Indianer des Nordens auch klimatische Rücksichten veranlassen mögen, indem das Bestreichen mit fettgetränkter Farbe bekanntlich einen gar wohlthätigen Schutz der Haut gegen die Rauheit des nordischen Klimas gewährt. Selbst im Staate Guatemala, wo gegenwärtig noch die meisten Vollblut-Indianer anzutreffen sind und wo sie den bei weitem größten Theil der Bevölkerung bilden*), haben die Eingeborenen in Tracht, Sitten und Gebräuchen einen Anflug von europäischer Civilisation, wenngleich im Wesentlichen die Zustände noch ziemlich dieselben sind, wie zur Zeit, wo Pedro Alvarado mit einer Horde spanischer Abenteurer und einer kleinen Zahl fanatischer Mönche sich beeiferte, die freien Bewohner des neuentdeckten Erdstriches durch Schwert, Brandmal und Folter dem König von Castilien zu unterwerfen und zur Religion der Nächstenliebe zu bekehren. Namentlich in den sogenannten Altos oder dem Hochlande von Guatemala ist der Zustand des Volkes noch von sehr primitiver Natur. Man wandelt daselbst völlig auf dem classischen Boden der Indianergeschichte. In Quesaltenango, Sunil, San Miguelito, Santa Catalina = Istlavacan, Momostenango, Totonicapam, Santa Cruz del Quiche u. s. w. haben die Ansiedlungen der Eingeborenen sowie diese selbst ziemlich ihre Urthümlichkeit bewahrt, wenn schon weder ihr Anzug noch ihre Wohnsitze jenen wilden, barbarischen Charakter zeigen, welchen die Tracht und die Wigwams der nomadisirenden Jägervölker des Nordens so häufig zur Schau tragen. Die Männer,

Lastträger.

kräftige Gestalten von lohbrauner Körperfarbe mit eckig hervorstehenden Backenknochen, schmaler Stirne, stechend schwarzen Augen und struppigem, dunklem Kopfhaar, tragen in der Regel kurze, braune Jacken und weiße, weite Hosen, die, nur bis zu den Knien reichend, um die Hüften mit einer buntfarbenen Binde befestigt sind. In dieser Tracht besuchen sie die Märkte der größeren Städte, wohin sie die Producte des eigenen oder fremden Bodens tragen.

Die Indianerweiber haben eine nicht minder einfache Toilette. Sie tragen ein breites, grobes, buntfarbiges Stück Tuch (enagua) in der Form eines Rockes um den Leib gewunden, das mit dem einen Ende an der linken Hüfte festgemacht ist; sodann ein kurzes, leinenes Oberhemd

Hirte.

*) Die Gesammtbevölkerung von Guatemala beträgt 900,000 Seelen, worunter kaum 10,000 vollkommen Weiße und circa 100,000 Mischlinge (Ladinos).

Indianerweib.

(quipil), das zuweilen sehr zierlich mit rothen und blauen Fäden ausgenäht erscheint. In die zu Zöpfen geflochtenen langen, pechschwarzen Kopfhaare winden sie vielfach rothe und gelbe Bänder, wodurch der Kopfputz ein äußerst maleriſches Aussehen gewinnt.

Die Indianerkinder unterscheiden sich durch nichts in ihrer Tracht von der ihrer Aeltern, nur daß sie zuweilen ein noch naturthümlicheres Aussehen haben.

Die Lebensweise der Indianer im Hochlande von Guatemala ist eine äußerst einfache und anspruchslose. Ihre Wohnungen sind zwar in Rücksicht des kühleren Klima's (die mittlere Jahrestemperatur ist daselbst ungefähr 70° Fahrenheit) nicht bloß offene Ranchos aus Schilfrohr und den Blättern von Palmen und

Indianerkinder.

Helikonien, wie jene der Eingeborenen in den heißen Tiefebenen, sondern gemauerte Häuser aus Lehm mit Ziegeldächern, allein im Innern herrscht die gleiche Dürftigkeit.

In dem fast leeren Raume erblickt man außer einer einfachen, hölzernen, mit Strohgeflechten überdeckten Schlafstelle höchstens noch ein paar Bänke und einen Tisch. Die ganzen Habseligkeiten der Familie hängen gewöhnlich an aufgespannten Stricken oder in Netzen herum, indeß das Werthvollste in einer kleinen Holztruhe in einem Winkel der Stube aufbewahrt steht. Die Eßgeräthschaften bestehen größtentheils nur aus Thon, Holz und den ausgehöhlten Früchten des Hikarobaumes (Crescentia). Die Nationalgerichte, welche sich auf der einfachen Tafel des Indianers häufig wieder begegnen, sind: Tamal (eine Art Maisbrot), Pipian, ein indianisches Ragout und Pul-ik, eine mit Mais und Pfeffer (Chile) bereitete Fleischspeise. Der Lieblingstrank der Indianer von Guatemala ist die Chicha (sprich Tschitscha), ein aus den gegohrenen, pflaumenartigen Früchten des Jacotebaumes gewonnenes, berauschendes Getränk und die Pulque, welche aus dem Safte der Agave Americana bereitet wird.

Die Lebensgewohnheiten der heutigen Indianer lassen überhaupt vermuthen, daß dieses Volk auch unter der glorreichen Herrschaft Montezuma's in seinen häuslichen Einrichtungen niemals viel Luxus entfaltet hat. Ihre Wohnhäuser scheinen zu jeder Zeit in den Tiefebenen nur luftige Bauten aus Rohr und Palmenblättern, und in den Höhen gemauerte Hütten aus Lehmziegel (adobes) gewesen zu sein, welche, sobald sie länger unbewohnt blieben, rasch der Zerstörung anheimfielen. Dadurch erklärt sich auch, warum bis jetzt außer den Resten von Denkmalen, welche die Urbewohner ihren Götzen errichteten und den Trümmern einzelner, zu religiösen Ceremonien verwendeter Stufengebäude fast kein einziges bedeutendes Bauwerk aufgefunden wurde, welches man für die einstmalige Behausung irgend eines vornehmen oder reichen Indianers ansehen könnte, deren es zu Montezuma's Zeiten doch gewiß viele gab. Der einzige Luxus, welchem man zuweilen in dem sonst in jeder Beziehung dürftigen Hauswesen der Indianer der Altos von Guatemala begegnet, ist das Temaskal oder Schwitzbad. Jedes Haus hat nämlich eine Art niederen Zubau, der einem Backofen ziemlich ähnlich sieht und in welchen mittelst einer Vorrichtung heiße Luft hineingeleitet wird. In diesem erhitzten Raum verweilt der Indianer oft stundenlang mit seiner ganzen Familie und die Eingeborenen sind sogar geneigt, eine gesteigerte Fruchtbarkeit der Frauen dem häufigen Gebrauche dieses heißen Luftbades zuzuschreiben. Diese Schwitzkur, auf welche jedoch nicht wie in Europa eine Abkühlung mit kaltem Wasser folgt, gilt unter den

Das Temaskal.

Indianern als eine der wirksamsten Heilmethoden, zu welchen sie in den heterogensten Krankheitsfällen ihre Zuflucht nehmen.

Während so die Indianer Guatemalas in ihrer Tracht, ihrer Beschäftigung und ihrem Umgange nur wenig die heidnischen Urbewohner der Cordilleren errathen lassen und sich sogar dem Anschein nach zur katholischen Lehre bekennen, halten sie gleichwohl in ihrem Innern noch immer fest an den wilden Sitten und Gebräuchen ihrer götzenanbetenden Voráltern. Ja, es ist überraschend zu sehen, welch geringen Einfluß die katholische Kirche seit drei Jahrhunderten trotz dem Zauber ihres kirchlichen Apparates und den gewaltigen Mitteln, welche ihr zu Gebote standen, auf die Herzen und die Ueberzeugung der Indianer zu üben im Stande war. Noch fortwährend erscheinen die lohbraunen Bewohner Guatemalas der Mehrzahl nach ungläubig und unbekehrt und würden, sich selbst überlassen, wohl zum größten Theil wieder ins Heidenthum zurückfallen. Das fühlen auch sowohl die weltlichen wie die geistlichen Autoritäten des Landes, allein es liegt nicht in ihrer Macht, diesem Uebel entgegenzuwirken. Indem sich die Indianer alle Lasten und Bürden der katholischen Kirche geduldig gefallen lassen und sich stillschweigend ihren Geboten fügen, üben sie ihren Götzendienst und ihre heidnischen Gebräuche gleichwohl im Geheimen fort. Bei ihrem unbeugsamen Starrsinn und der Verschlossenheit ihres Charakters hält es indeß unendlich schwer, ihnen in dieser Beziehung auch nur die geringste Mittheilung zu entlocken. Schon die ältesten Geschichtschreiber und Missionäre klagen über die hartnäckige Schweigsamkeit des Indianervolkes, von welcher nur die Frauen zuweilen eine Ausnahme zu machen schienen. „Si no es por via de mujeres, no se sabe nada", (wenn es nicht durch die Frauen geschieht, erfährt man gar nichts), schreibt Antonio Herrera in der 4. Decade seines spanischen Geschichtswerkes, wo von den dürftigen Traditionen die Rede ist, welche über die ältere Geschichte dieses räthselhaften Volkes uns bekannt geworden sind. Aber sogar die Frauen scheinen von den frommen Vätern jener Zeit — wenigstens in historischen Dingen — nicht häufig und nicht umständlich befragt worden zu sein, oder das Wichtigste aus Furcht vor Bestrafung verschwiegen zu haben, sonst könnte sicher nicht bis zum heutigen Tage in der Kenntniß der älteren Geschichte sowie über den Götzendienst der Urbewohner Central-Amerikas eine so bedauerliche Lückenhaftigkeit und Ungewißheit herrschen.

Die Beibehaltung einzelner heidnischer Ceremonien, welche den ersten katholischen Missionären eine besonders vortheilhafte Maßregel zu sein schien, um die Zahl indianischer Neophyten zu vermehren, ist um so bedauerlicher, als durch dieselben nicht im Geringsten der beabsichtigte Zweck erreicht wurde, während die Christuslehre wesentlich an ihrer Würde und ursprünglichen Reinheit einbüßte. — Fast jedes Kirchenfest im Hochlande von Guatemala umgiebt ein gewisser abgöttischer Nimbus. Mehrmals im Monat finden unter großem Zulauf Prozessionen statt, wobei in der Regel eine mit wenig Kunstsinn geschnitzte Holzfigur, diesen oder jenen Schutzheiligen vorstellend, auf das bunteste und geschmackloseste aufgeputzt*) unter dem Vortritte des Ortspfarrers mit dem Venerabile und gefolgt von zahlreichen Indianerweibern in festlicher Tracht mit langen brennenden Wachskerzen um den Hauptplatz des Dorfes herumgetragen wird. Ein solcher Umzug ist gewöhnlich von häßlich maskirten Tänzern mit Thierlarven begleitet, welche unter Schellengeklingel, Pfeifenspiel und wilden, einförmigen Trommelschlägen auf die burleskeste Weise vor den Heiligen herumhüpfen und der Prozession durch ihre rohe Ausgelassenheit weit eher das frivole Ansehen eines übernächtigen Fastnachtszuges als den ernsten Charakter einer christ-katholischen Kirchenfeier verleihen.

Derartige Prozessionen beschränken sich jedoch keineswegs auf einzelne, weltabgeschiedene Indianerdörfer, sie finden sogar am Bischofssitz in der Metropole des Landes, in Guatemala selbst statt. Ich war einmal persönlich Augenzeuge einer solchen religiösen Feierlichkeit im Stadtviertel des Kalvarienberges oder barrio del Calvario. Vier sogenannte Riesen, kolos-

*) Die Art und Weise, wie dies geschieht, muß vielfach den geläuterten Kunstgeschmack des gebildeten Reisenden verletzen. So z. B. sah ich am 22. Juni 1854 bei Gelegenheit der Frohnleichnams-Prozession im Dorfe Istlavacan die Holzfigur des Erlösers in orientalischer Kleidung mit breitem, rothem Turban und gelben Pantoffeln auf einem plumpgeschnitzten Maulthier reitend, mitten unter Masken, Geigern und Tänzern, dicht vor dem Sanctissimum einhertragen.

sale, 10 Fuß hohe Figuren mit Mohrengesichtern und weiten, bunten, tief bis zum Boden reichenden Kleidern, unter denen Menschen staken, die sie fortbewegten, eröffneten den Festzug. Ihnen folgten allerhand Karrikaturen mit Thierköpfen und langen rothen und schwarzen Perrücken, welche zu einer wilden Indianermusik tanzten, während andere weibliche und männliche Masken im buntesten Kostüm mit Trommeln, Schellen und Glocken, selbst die Umstehenden mit ihren rohen Späßen nicht verschonten. Auf diese wunderliche Avantgarde kamen die Heiligen der katholischen Kirche in ihren prachtvollsten Gewändern und zum Schluß das Sanctissimum unter einem Traghimmel, von vier katholischen Priestern begleitet und gefolgt von den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern des Staates.

Wenn der Umzug durch die Straßen vorüber ist, begeben sich die Masken in der Regel in das Haus des Pfarrers, des Alcalden und anderer angesehener Einwohner und führen daselbst gewisse Tänze auf, welche unstreitig in Beziehung zu ihrer heidnischen Vergangenheit stehen, denen aber eine so dunkle Idee zu Grunde liegt, daß sich der Zuschauer über die eigentliche Bedeutung des Dargestellten nur selten Rechenschaft zu geben vermag. Die Tänze haben zwar verschiedene Namen, wie z. B. Maurentanz (baile de los moros), Montezumatanz, Venadotanz, Partidariostanz u. s. w.; sie scheinen sich aber alle ziemlich ähnlich zu sein. Während meiner Anwesenheit im Dorfe Palinha hatte ich Gelegenheit, im Pfarrhofe an der Seite des katholischen Seelenhirten den Montezumatanz aufführen zu sehen. Ein Indianer erschien, als König Montezuma verkleidet, mit vier Kapitänen, einem Mädchen Namens Malinha und zwei lustigen Personen (burlas) mit Affenlarven. Nachdem die Darstellenden vor den Zuschauern unzählige Complimente gemacht, tanzen sie Einer nach dem Andern zu einer höchst eintönigen Musik (in der Regel Harfe, Geige, Schellen und Trommel), bleiben mit Einem Male stille stehen und sprechen einige unverständliche Worte, welche die Darstellung erläutern sollen und trippeln hierauf ohne alles Gefühl und Ausdruck neuerdings eine Zeitlang im Hofraum, der zum Schauplatz dient, umher. Während Malinha und die beiden lustigen Personen in Affenlarven sich drehen und springen, sitzen der König und seine vier Kapitäne auf herbeigebrachten Stühlen und haben ihre Augen weit mehr auf die Zuschauer und die Geldgeschenke, welche auf den herumgereichten Teller fallen, als auf die Gesten der Tänzer geheftet. Endlich erhebt sich der König und spricht, gleichsam zur Erklärung des Darauffolgenden, ähnlich wie in den alten Volksspielen, die Worte: „Ahora impeza la oracion!“ (jetzt beginnt die Rede), worauf einer der Kapitäne eine kurze Anrede hält, welche indeß keineswegs zum besseren Verständniß des Dargestellten beiträgt. Das Gesprochene ist ebenso stupid und ausdruckslos als das Getanzte. So z. B. sagt einmal die lustige Person mit der Affenlarve:

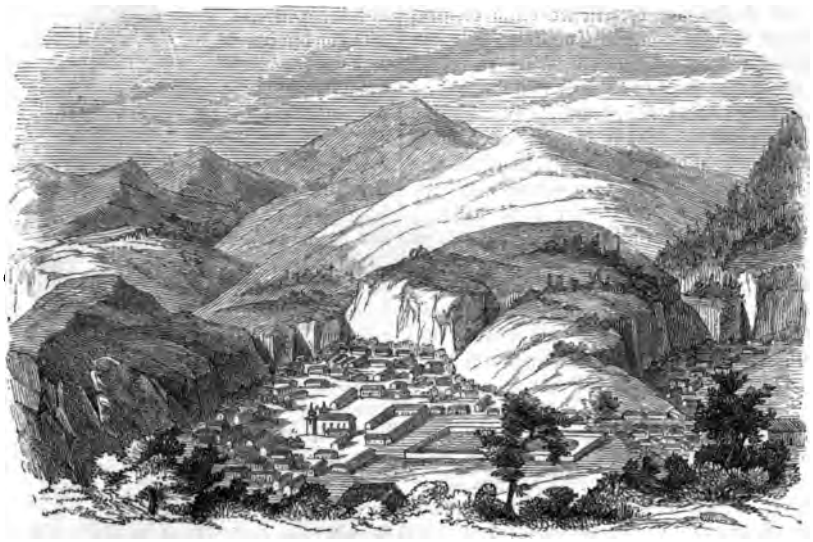
Yo soy mico de Monte
Y no tengo para decir,
Tengo mano por delante
Y colo por detras. *)

Den Schluß des Tanzes bildet ein Ensemble der kleinen Truppe, worauf die lustige Person noch einige Worte des Dankes in spanischer Sprache an die Versammlung richtet.

Als die Tänzer vom Pfarrhof nach dem Hause des Alkalden, eines Vollblut-Indianers, zogen, um daselbst ebenfalls den Montezumatanz aufzuführen, empfing sie der Hauswirth an der Thürschwelle, während seine Frau auf dem Boden knieend in indianischer Sprache ein unverständliches Gebet hermurmelte. Auch mehrere weibliche Zuschauer knieeten nieder. Schon während des Tanzes wurde von dem Auditorium sehr viel geschrieen und getrunken und der Hauswirth hatte vollauf zu thun, die herumgereichte Branntweinflasche immer wieder von Neuem zu füllen. Je öfter sich die Aufführung des Tanzes in den verschiedenen Häusern bemittelter Indianer wiederholten, desto mehr nahm die Aufregung der Tanzenden und die Trunkenheit der Zuschauer zu, bis endlich bei einbrechender Nacht das zu Ehren des Schutzpatrons des Ortes begangene Fest in eine wilde Orgie ausartete. Männer und Weiber sah man unter der Wirkung übermäßigen Branntweingenusses in unzurechnungsfähigem Zustande nach Hause taumeln und der Verbrauch dieses geistigen Getränkes war an diesem einzigen Tage so groß, daß, wie mich der Ortsschulmeister am andern Morgen gar naiv versicherte, das Dorf ohne einen Tropfen Branntwein aufstand**)! Oft wird der Verdienst eines ganzen Monats an einem solchen Fest vergeudet. Leider besitzen die katholischen Geistlichen nur selten so viel Macht und Einfluß über ihre indianischen Pfarrkinder, um diesem Uebel abhelfen zu können. Sie stehen in Folge der vielfachen Grausamkeiten, welche sich die ersten Mönche in ihrem blinden Bekehrungseifer zu Schulden kommen ließen, bei den braunen Eingeborenen

*) Ich bin der Affe des Waldes
Und vermag nichts zu sagen,
Habe Hände von vorne
Und rückwärts den Schwanz.

**) El pueblo manecio sin una gotta de aguardiente. Nach einer Mittheilung eines Dorfbewohners in Palinha (einem Orte von circa 5000 Seelen) sollen am Theresienfeste (oder Tad-jel Santa Teresa, wie es die Indianer nennen) an 3000 Bouteillen Aguardiente im Werthe von 800 Piastern verbraucht worden sein. Dieses Getränk, unserm Fusel ziemlich ähnlich, welches bekanntlich aus dem Saft des Zuckerrohrs bereitet wird, kommt mit 18—20^{0} in Handel und kostet 2 Realen oder 36 Kr. rh. die Bouteille.



Ansicht von Istlávacan.

noch heute in üblem Rufe. Die Habsucht und der Egoismus späterer Missionäre haben nicht beigetragen, diese Abneigung zu vermindern. Noch heut zu Tage nennt man den Pfarrer in der Guiché-Sprache Ki-sol-re-le-ak-ly oder Auf-esser der Hühner (acabador de gallinas), was davon herrührt, daß die Indianer von diesem Geflügel vielfach einen unerschwinglichen Tribut zu leisten hatten. So z. B. mußten die Bewohner der Gemeinde Istlávacan (circa 25,000 Seelen) jährlich 7,000 Hühner und 15,000 Eier dem Pfarrer als Zehent abliefern. Aehnliche Obliegenheiten bestehen noch heute in den meisten indianischen Gemeinden. Es giebt keinen einzigen wichtigen Moment im Leben eines Indianers, von dem nicht der Dorfpfarrer irgend einen erheblichen materiellen Nutzen ziehen würde. Am empfindlichsten ist dies bei ehelichen Verbindungen der Fall, wo das künftige Paar oft Monate lang auf dem Besitzthum des Pfarrers zubringen und umsonst arbeiten muß, bevor sie der Padre hinlänglich in der „doctrina" unterrichtet erklärt, um heirathen zu dürfen.

Eine Haupturſache aber, warum das Verhältniß zwischen den Ureinwohnern und den katholischen Seelsorgern kein erfreulicheres und herzlicheres ist, besteht in der geringen Pflege, welche man seit den Tagen der Eroberung dem Studium der indianischen Idiome geschenkt hat. Ich habe während zweijähriger Wanderungen durch die fünf Staaten Mittel-Amerikas nur sehr wenige Geistliche kennen gelernt, welche auch nur einigermaßen der Sprache der Dorfbewohner mächtig waren, die sie in der katholischen Glaubenslehre unterrichten, denen sie die Tröstungen der christlichen Religion gewähren und verständlich machen sollten. In den ersten Zeiten nach der Eroberung des Landes durch die Spanier war es die Verordnung der Regierung Carls V., „die katholische Glaubenslehre den Eingebornen ausschließlich in der spanischen Sprache beizubringen", wodurch das Studium der indianischen Idiome vernachlässigt wurde. Man wollte, daß die Urbewohner gleichzeitig mit der Sprache ihrer Väter auch ihre Vergangenheit, ihre heidnischen Sitten und Gebräuche vergessen sollten. Später, als ein kleiner Theil der Eingebornen sich das spanische Idiom nothdürftig angeeignet hatte, glaubte man um so leichter und ersprießlicher auf der eingeschlagenen Bahn fortschreiten und sich bei einer scheinbaren Aussicht auf Erfolg gleichzeitig die schwere Mühe der Erlernung der verschiedenen indianischen Sprachen ersparen zu können. Nur wenige scharfsichtigere Missionäre hatten eine andere Anschauung, und suchten mit großer Anstrengung die Sprachen der ihrer geistlichen Obhut anvertrauten Pfarrkinder sich so gründlich eigen zu machen, um nicht nur die Eingeborenen im Idiom ihrer Väter unterrichten, sondern auch Grammatiken und Wörterbücher anfertigen zu können. Ihrer edlen Aufopferung verdankt die Kirche das Häuflein wahrhaft bekehrter Seelen und die Wissenschaft jenen Schatz von philologischen Arbeiten, der um so werthvoller, je kleiner er ist.*) —

Einer dieser wenigen gründlichen Kenner indianischer Idiome ist der geistreiche Padre Vi-

*) Es durfte sich in ganz Mittel-Amerika kaum mehr als ein Halbdutzend Wörterbücher von den verbreitetsten Indianersprachen vorfinden und vielleicht eine noch geringere Anzahl von Missionären, welche von der einen oder anderen dieser Sprachen eine gründliche Kenntniß besitzen.

cente Hernandez, früher Franziskanermönch und seit der Aufhebung der Klöster durch General Morazan Pfarrer von St. Catalina Istlávacan in den Altos von Guatemala. Wunderbar ist der sittlichende Einfluß, den dieser edle Mann durch seine umfassende Kenntniß der Guiché- und Cachiquilsprache auf die Indianer seines Kirchsprengels übt. Istlávacan ist ein einsames, mitten von steilen, mächtigen Bergen umschlossenes Dorf, auf einer Höhe gelegen, wo die üppige Vegetation der Tropen längst aufgehört hat und wo unter dem Einflusse eines nordischen Klimas nur der gesteigerte Fleiß der Bewohner die geringere Ertragsfähigkeit des Bodens zu ersetzen im Stande ist. Dieselben gewaltigen Berge und giganten Felsmassen, welche den Künstler, den Dichter und den Naturfreund in eine, von den beseligendsten Gefühlen gehobene Stimmung versetzen, erscheinen dem Bebauer des Bodens als eben so viele fatale Hindernisse, um die Mühe seiner Hände zu lohnen und die Mittel seiner Existenz zu vermehren.

Allein trotz der Ungunst des Wetters und der Bodenverhältnisse, mit welchen dieses rührige Völkchen auf der bedeutenden Höhe (circa 8000′ über dem Meere), auf welcher es angesiedelt ist, zu kämpfen hat, producirt die in drei Dörfern vertheilte Gemeinde von 25,000 Seelen, welche 5600 Feldarbeiter zählt, jährlich circa 45,000 Fanegas (ein Fanega ist ungefähr fünf Centner österreichischen Gewichts) Mais, 32,000 Fanegas Waizen, 5000 Fanegas Bohnen, 1500 Fanegas Kartoffeln und 20,000 Pfund Schafwolle.

Alcalde.

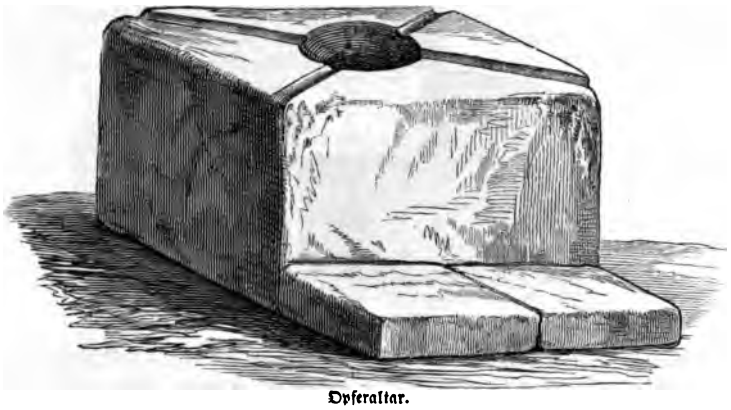
Dem Einflusse des Padre Hernandez, dem die Eingebornen ihre Noth in ihrer eignen Sprache klagen können, ist es gelungen, Branntwein und Spiel aus der Ansiedlung zu verbannen und die Bewohner zu fleißigen, arbeitsamen Menschen heranzubilden. Er ist der Freund, Rathgeber und Wohlthäter der Gemeinde. Mit einem von den Indianern gewählten Governador und einer Anzahl von Alcalden und Fiscalen leitet er ihre weltlichen Angelegenheiten und hat in allen Vorkommnissen des bürgerlichen Lebens eine maßgebende Stimme.

Fiscal.

Daß es selbst dem Pfarrer von Istlávacan bis jetzt noch nicht gelingen konnte, gewisse heidnische Sitten und Gebräuche abzuschaffen, mag nur als Beweis dienen, wie tief dieselben im Volksleben der Urbewohner wurzeln. Sein Einfluß hat sie sittlicher, fleißiger, strebsamer gemacht, aber er reichte nicht so weit, um sie gleichzeitig auch religiöser zu machen. Ein großer Theil der Bewohner von Istlávacan hängt gleicht der Urbevölkerung von Guatemala überhaupt noch fortwährend an dem Aberglauben und den abgöttischen Gewohnheiten ihrer heidnischen Voreltern. Der Sonnenpriester (Ajitz) übt noch immer eine grauenvolle Macht auf ihr psychisches Leben. In allen wichtigen Momenten des Erdenwallens, bei Geburten, Trauungen, Todesfällen, bei freudigen und traurigen Anlässen wird der Sonnenpriester früher gerufen und mit seinem Zauber-Apparate zu Rathe gezogen, als der Vertreter der christkatholischen Kirche. Man läßt in der Re-

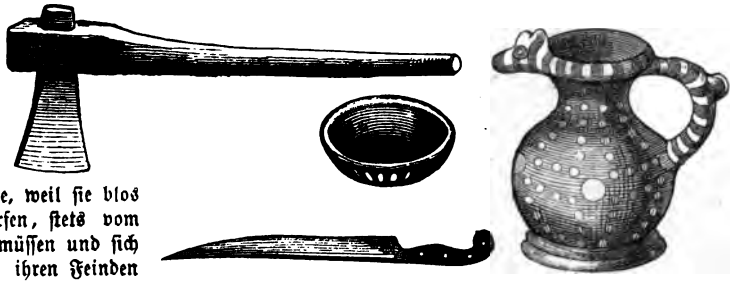
Der Sonnenpriester.

gel dem neugebornen Kinde zuerst von ihm das Horoskop stellen, ehe man es ins Pfarrhaus zur Taufe trägt; der Sonnenpriester ist es, welcher dem Kinde den Namen irgend eines Thieres beilegt, ihm seinen künftigen Beruf vorzeichnet, welcher Glück und Unglück vorhersagt und zur Zeit der Aussaat wie zur Erntezeit im festlich-seltsamen Anzuge die wunderlichsten Ceremonien begeht.



Opferaltar.

Zwar hat gegenwärtig die Macht dieser Sonnenpriester über die Herzen der abergläubigen Menge durch die eindringlichen, überzeugungsreinen Worte einzelner Prediger des Evangeliums bedeutend abgenommen und es ist weniger gläubige Hingebung und Vertrauen als die Furcht vor ihrer Rache, welche ihnen dermalen noch einiges Ansehen sichert. Ein alter, blinder Indianer, welcher mir die seltsamsten Dinge von diesen Zauberern und ihrem betrügerischen Treiben erzählte, meinte, dieselben seien doppelt kostspielige und gefährliche Subjecte, weil sie blos Fleisch essen dürfen, stets vom Besten genießen müssen und sich so furchtbar an ihren Feinden und Gegnern zu rächen vermögen.



Opfergeräthschaften.

Dermalen bedienen sich die Sonnenpriester zu ihren Wahrsagungen nur höchst unschuldiger Gegenstände, wie z. B. Bohnen, Maiskörner, Kristalle, Figuren aus Holz, Stein und Glas. Die Werkzeuge (Ki-ji-val), mit denen Vorurtheil und blinder Wahn sie einst so blutige Thaten verüben ließ, sind hoffentlich für immer außer Gebrauch und werden wohl von ihnen selbst nur mehr als Kuriositäten einer bedeutungsvollen, längst entschwundenen Zeit bewahrt.

Indeß sollen auch noch jetzt, wenngleich äußerst selten und nur in Momenten ganz ungewöhnlicher Noth und Bedrängniß Menschenleben dem blinden Aberglauben zum Opfer fallen. Vertrauenswürdige Personen erzählten mir, daß die Indianer, welche am Fuße des Vulcans San Pedro am Attitangsee angesiedelt sind, zu wiederholten Malen, wenn der Feuerberg durch anhaltendes unterirdisches Getöse einen verheerenden Ausbruch befürchten ließ, das schönste Mädchen des Dorfes in dessen Krater stürzten.

Bei ihrer sinnlichen Einbildungskraft hielten die einfaltvollen Bewohner das wilde Gedröhne gebundener Gase und feuerflüssiger Materien im Erdinnern für das unbefriedigte Aechzen eines verborgenen, mächtigen Geistes, den nach einer indianischen Schönheit gelüstete.

Seitdem der Eifer fanatischer Mönche die indianischen Idole und Opferaltäre, jene Zeugen einer aufkeimenden Kunst mit roher Hand zerstörte, sind es nicht länger mehr leblose Steine oder geschnitzte Holzfiguren, denen die Urbewohner ihre Verehrung zollen. Nach der Mittheilung des Padre Hernandez gibt es z. B. in Istlávacan nur mehr Ein einziges Götzenbild aus Stein, eine unförmige Masse von 3 Fuß Höhe und 1 Fuß im Durchmesser, welches in der fratzenhaften Nachbildung eines menschlichen Kopfes, Juiup, den Gott der Erde darstellt, und dem die Eingebornen zu bestimmten Zeiten des Jahres Mais, Blumen und Früchte opfern. Dagegen sind es meistentheils imposante Gegenstände aus der Natur, welchen die einbildungsreichen

Iximy.

Indianer bei gewissen Anlässen im Geheimen huldigen. Ein mächtiger Hügel, ein riesiger Ceibabaum, eine seltsame Höhle erscheinen diesem phantasievollen Volke als ebenso viele Denkmale einer geheimnißvollen, anbetungswürdigen Schöpfungskraft. Namentlich sind es gewaltige Hügel tief

Wohlthätige Gottheit.

im Urwald, vor denen die Sonnenpriester bei gewissen feierlichen Gelegenheiten des Nachts ihre wunderlichen Ceremonien vollziehen und von denen sie ihre prophetischen Deutungen zu erhalten vorgeben.

Die später folgende Abbildung stellt einen solchen Hügel oder Opferort (Sacrificatorio) vor, der noch vor Kurzem einem Sonnenpriester bei Gelegenheit der Geburt eines Kindes zur Ausübung seines betrügerischen Handwerks diente. Da derartige heidnische Feste von den schlauen Indianern äußerst geheim gehalten werden und sich dabei größtentheils blos die fanatischsten Köpfe unter ihnen einfinden, so kann man nur mit Gefahr seines Lebens solchen nächtlichen Ceremonien beiwohnen. Das Gebet, welches bei diesem Anlasse von einem Sonnenpriester in feierlicher Tracht in der Quichèsprache gesprochen wurde, habe ich bereits an einem anderen Orte veröffentlicht. *)

Obschon die hartnäckige Fortsetzung dieser heidnischen Gebräuche den katholischen Geistlichen ziemlich allgemein bekannt ist, so befinden sich dieselben doch nicht in der Lage, deren gründliche Abstellung bewirken zu können. Selbst der von den Quichè-Indianern hochverehrte Padre Vicente Hernandez, welcher unter den zahlreichen, mir in Central-Amerika bekannt gewordenen Seelenhirten den meisten Einfluß auf seine Gemeinde besaß, hat gleichwohl bisher noch nicht vermocht, dem Unfug des geheimen Götzendienstes zu steuern. — Wie wär' es ihm auch, dem einzigen Weißen unter 25,000 halcivilisirten Indianern möglich, anders als mit der Waffe der Ueberzeugung zu wirken? Ist es nicht vielmehr schon auffallend und schätzenswerth, daß derselbe mindestens auf das sittliche und materielle Gedeihen seiner Pfarrkinder in so wohlthätiger Weise influenzirte? Ihrer geistigen und religiösen Entwick-

*) Die Indianer von St. Catalina-Istlávacan. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Urbewohner Central-Amerikas. 1855. Sitzungsberichte der philosophischen Klasse der kaiserlichen Academie der Wissenschaften. Band XVIII. pag. 227.

lung scheinen noch viel erheblichere Schwierigkeiten im Wege zu stehen. Unstreitig ist der gegenwärtige Zustand der lohbraunen Eingebornen Mittel-Amerikas durch den Druck und die Knechtschaft bedingt, welche diese unglücklichen Bewohner seit mehr als drei Jahrhunderten durch die spanischen Gewalthaber erdulden mußten. Sind sie doch von der Stufe der Cultur, auf welcher sie Ferdinand Cortez und seine Waffengenossen getroffen, unter dem Joche ihrer Unterdrücker derart wieder in die Nacht der Barbarei zurückgesunken, daß der oberflächliche Beobachter unserer Tage in ihnen nur schwer die Abkömmlinge desselben Volkes wieder erkennt, welches einst geordnete Staaten bildete, eine förmliche Aristokratie mit verschiedenen Rangstufen und Privilegien besaß und

Sacrificatorio.

in dessen steinernen Denkmälern wir noch heute die ersten Keime einer aufgehenden Kunst ehren. Der niedere Culturzustand der gegenwärtigen Bevölkerer Central-Amerikas gab sogar zur Vermuthung Anlaß, als seien diese herrlichen Länder schon vor den dermaligen Bewohnern von einem anderen Geschlecht von höherer Bildungsstufe bevölkert gewesen, welches aus unbekannten Gründen, sei es durch Naturkatastrophen oder durch Seuchen, Hungersnoth oder sonstige Calamitäten wieder völlig von der Erde verschwand. Ja, einzelne geistliche Autoren, denen es weniger um die Erforschung historischer Wahrheiten als darum zu thun war, die Geschichte der ersten Bevölkerer Amerikas mit den Traditionen des mosaischen Schöpfungsberichtes in vollen Einklang zu bringen, ließen sich sogar, durch gewisse zufällige Aehnlichkeiten in den Sitten und Gebräuchen der Urbewohner des neuen Continents mit den Völkern der alten Welt verleiten, die Behauptung einer Einwanderung der verloren gegangenen 10 Stämme Israels auf unbekannten Wegen aufzustellen. Zwar ist dies die einfachste und bequemste Erklärung für die Verbreitung des Menschengeschlechts über die Erde und zugleich diejenige, welche uns am wenigsten mit den biblischen Ueberlieferungen und der Legende von der Abstammung von Einem Paare in Widerspruch bringt. Ob es aber auch die richtige, bleibt für den Mann der Wissenschaft noch immer eine offene Frage.

Allerdings kann nicht geläugnet werden, daß viele Gebräuche der Indianerstämme eine überraschende Aehnlichkeit mit denen der Israeliten haben. Viele ihrer Feste und Ceremonien, sowie gewisse Sitten der Frauen bei ihren verschiedenen Geschlechtszuständen mahnen den aufmerksameren Beobachter unwillkürlich an das semitische Volk und seine religiösen Uebungen.

Allein eine solche Uebereinstimmuug ist noch immer nicht stichhaltig genug, um so maßgebende Folgerungen daraus ziehen zu können, wie dies von verschiedenen geistlichen Schriftstellern über die beiden Indien geschehen. Es lassen sich vielmehr viel zahlreichere Gründe von weit triftigerer Natur gegen diese Behauptung anführen *). Die Urbewohner Amerikas besaßen weder eine Schriftsprache noch läßt eine Vergleichung ihrer Idiome mit denen des asiatischen Volkes irgend ein bestimmtes Verwandtschaftsverhältniß herausfinden. Sie waren zur Zeit der Eroberung ihres Landes durch die Spanier mit fast keiner einzigen der ältesten Künste der Völker des Ostens vertraut;

*) Ich habe die Frage über die Abstammung der ersten Bestedler Amerikas zum Gegenstand eines Vortrags bei der 32. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte gemacht, welcher binnen einigen Monaten in den Verhandlungen dieser gelehrten Körperschaft in ausführlicher Bearbeitung gedruckt erscheinen wird, was ich mir aus dem Grunde hier zu bemerken erlaube, um die flüchtige Weise zu entschuldigen, mit welcher diese sehr wichtige Frage hier behandelt erscheint.

der Gebrauch des Eisens war ihnen gänzlich unbekannt; zu ihren rohen Sculpturarbeiten benutzten sie nur höchst unvollkommene Werkzeuge aus Kupfer und Stein. Ihre Opferaltäre, von denen ich eine ziemliche Anzahl in den Wäldern Central-Amerikas persönlich zu untersuchen Gelegenheit hatte, zeigen in Bau, Struktur und Bestimmung eine wesentliche Verschiedenheit von den plastischen Werken Aegyptens und Vorderasiens; ihre geringe Cultur bestand ausschließlich im Anbau einheimischer Nahrungspflanzen, welche vor der Entdeckung Amerikas den Bewohnern der östlichen Hemisphäre völlig unbekannt waren und es zum Theil sogar noch heute sind. Und welche Mittel, mag man mit Recht weiter fragen, standen den ersten Wanderern zu Gebote, um die Erde in einem verhältnißmäßig so kurzen Zeitraume von einem einzigen Punkte aus und durch ein einziges Stammpaar in ihren entferntesten Theilen zu besiedeln? Sollte wohl der Schöpfer die Verbreitung des Menschengeschlechts über die Erde dem bloßen Zufalle anheimgestellt oder nicht vielmehr geboten haben, daß der Mensch, angepaßt den Verhältnissen der Zone, für welche er bestimmt war, sich mit einem einzigen „Werderuf" an den verschiedensten Punkten des Weltalls der Gnade seines Schöpfers erfreue? — Aus diesen Gründen gewinnt die Annahme der Abstammung des Menschengeschlechts von Autochthonen, die auf verschiedenen Stellen der Erde vertheilt waren und denen allen eine gleiche typische Idee zu Grunde lag, namentlich unter den amerikanischen Ethnographen, täglich mehr Anhänger. Bei der hohen Verehrung für die Ueberlieferungen der heil. Schrift, welche vielleicht von keinem Volke der Welt so heilig und unantastbar gehalten werden, wie von den Anglo-Amerikanern, mußte es die erste Aufgabe der Vertheidiger dieser Ansicht sein, ihre Autochthonenlehre, wenn sie derselben größere Verbreitung verschaffen wollten, mit der Schöpfungsgeschichte in Einklang zu bringen. Sie suchten daher darzuthun, daß man dem mosaischen Berichte eine Deutung gebe, welche von dessen Autor niemals beabsichtigt wurde und bestehen darauf, daß das Buch der Genesis nur auf die Geschichte der weißen Race nnd namentlich auf die Geschichte der Juden bezogen werden dürfe. Durch eine solche Auslegung werden die Wahrheiten dieser heiligen Tradition in keiner Beziehung ungeziemend angetastet oder gar in Frage gestellt, sondern bloß mit der modernen Forschung in glücklicheren Einklang zu bringen, und denselben durch diese edle Harmonie eine neue Weihe zu verleihen gesucht. —

Und wenn es auch bei der Dunkelheit der älteren amerikanischen Geschichte der Wissenschaft kaum jemals gelingen dürfte, die Muthmaßung einer Bevölkerung Amerikas durch Autochthonen zur bestimmten Thatsache zu erheben, so wird es doch stets eben so schwer fallen, die Meinung der Vertreter einer Einwanderung aus dem östlichen Asien historisch begründen zu können. Diejenige Ansicht aber wird am Ende die Oberhand behalten, für welche sich allmälig die meisten Wahrscheinlichkeitsgründe werden geltend machen lassen.

Die 32. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte

zu Wien

im Jahre 1856.

Daß nichts ausnahmlos unter der Sonne sei, dazu bot die diesjährige Naturforscherversammlung einen abermaligen Beweis, indem sie die alte Regel, ein guter Empfang wiederhole sich nicht, gänzlich umstieß. Ebenso warm und herzlich, als im Jahre 1832, empfing ihre Gäste auch jetzt die alte Kaiserstadt, — dieser Phönix unter den Städten, welcher aus dem Staube alten Herkommens und verkümmerter Form sich täglich frischer gestaltet in unvergleichlicher Schöne und großartiger Bedeutung für die Zukunft wie für die Gegenwart.

In freudiger Vorahnung hatten sich auch diesmal die Gäste zahlreicher eingefunden, als jemals in früheren Jahren. Während 1851 sich zu Gotha 578 Naturforscher und Aerzte versammelten, — 1852 in Wiesbaden 776, — 1853 in Tübingen 578, — 1854 in Göttingen 505, — (1855 fiel die für Wien anberaumte Versammlung wegen der daselbst herrschenden Cholera aus), erreichten die diesjährigen Wiener Listen die Totalsumme von 1683 Einheimischen und Fremden, welche sich in 882 „Mitglieder" und 801 „Theilnehmer" spalteten. Diese Theilung in stimmenfähige Mitglieder und nur theilnehmende Genossen wurde zwar von mancher Seite scheel angesehen und verdiente vielleicht insofern einen Vorwurf, als sie nicht vor Beginn der Versammlung öffentlich bekannt gemacht und nicht jedem Eintretenden mitgetheilt wurde. Hieraus entsprang der Uebelstand, daß einer oder der andere von denen, die wegen ihrer wissenschaftlich schriftstellerischen Thätigkeit zur Mitgliedschaft berechtigt waren, nur als Theilnehmende sich einzeichnen ließen, während Buchhändler, Musikdirectoren und ähnliche in höchst zweifelhafter Weise zu den Pflegern der Naturwissenschaft zu rechnende, wenn auch im Uebrigen höchst ehrenwerthe Männer, den Weg in die Listen der Mitglieder fanden und daher beim Zutritt zu den Sammlungen und bei al-

len den Gelegenheiten, bei welchen die Versammlung als solche öffentlich auftrat, auch in nicht ganz berechtigter Weise die Vorrechte der Mitgliederschaft genossen. Indessen wie wäre es möglich, in einer so riesigen Versammlung von fast 1700 Personen und dem nothwendig in einer solchen stattfindenden unruhigen Getreibe einzelne kleine Mißstände zu vermeiden? und wer wollte über diese nicht gern hinwegsehen, wenn dafür in wesentlichen Dingen eine so musterhafte Ordnung und Oberleitung stattfindet, als sie zur Freude aller Theilnehmenden die diesjährige Naturforscherversammlung auszeichnete? Die schwierige Aufgabe, eine so vielköpfige Gelehrtenrepublik sieben Tage lang ohne Zwang und doch in regelrechter Weise zu leiten, wurde in diesem Jahre von den beiden Geschäftsführern Hyrtl und Schrötter in einer fast beispiellos glücklichen Weise gelöst.

Immerhin hat der zu große Segen des Besuchs auch für die Besuchenden seine Uebelstände. „Allzu scharf macht die Klinge schartig und allzu weite Kleider hindern mehr, als enge," sagt Sancho Pansa! Der ursprüngliche Zweck der Versammlung war, die Forscher des weiten deutschen Vaterlandes sich gegenseitig näher treten zu lassen, durch mündlichen Austausch und nähere Bekanntschaft, damit da, wo früher vielleicht das kalte geschriebene Wort literarische Fehden angeregt hatte, der regere mündliche Austausch Freundschaft bewirke, und, daß sich Widerstrebende zu gemeinsamer Arbeit nach gemeinsamem Ziele vereinigten. Gleichzeitig hatte der Stifter dieser Versammlungen die Absicht, die Pfleger der Naturwissenschaften einmal im Jahre in Verbindung treten zu lassen mit den Aerzten, also mit denjenigen, welche die praktische Verwendung naturwissenschaftlicher Forschung für Gesundheitspflege sich als Aufgabe stellen, oder damals, als Oken diese Versammlungen ins Leben rief (1821), sich wenigstens hätten stellen sollen. Der vielgeschmähte und vielverkannte Oken bewies auch in diesem Falle, daß er nicht nur reich an Geist und Kenntnissen, sondern auch an Scharfsinn und Thatkraft war. Er erkannte die Verhältnisse richtig, ebnete den Weg und brach Bahn für Jahrhunderte!

Was heute zweifellos ist und was damals bespöttelt wurde: die nothwendige Vereinigung der Naturwissenschaften mit der praktischen Heilkunde, — was heute so herrlich aufblüht, und wofür Oken sich ohne alle Anerkennung abmühte: die allgemeine Theilnahme der Nation an den Fortschritten der Naturwissenschaft, — ist es nicht zum großen Theil bewirkt worden durch das anfangs kleine, allmälig aber riesenhaft aufschwellende Mittel der Jahresversammlung einer wandernden Akademie der Naturwissenschaft? Wird nicht das Gefühl deutscher Einheit, welches so leicht im deutschen Gelehrten untergeht, jährlich aufs Neue geweckt durch dieses weitab von der Tagespolitik liegende Mittel?

Deshalb wollen wir uns freuen, daß die großen und entfernteren Zwecke so herrlich erreicht werden durch die jährlich anwachsende Fluth der Besucher. Freilich darf es nicht verschwiegen werden, daß der nähere Zweck gegenseitiger Bekanntschaft durch dieses Zusammenströmen von Tausenden theilweise beeinträchtigt wird, wenn auch nicht in solchem Maße, als ein zu geringer Besuch dies thun würde. —

Fast war in diesem Jahre die deutsche Versammlung zu einer europäischen umgestaltet. Wir finden in den Listen über zwanzig Franzosen, fast die Hälfte Russen, ebenso viel Holländer, während es durch die Lage und die politischen Verhältnisse Wiens leicht erklärlich ist, daß Italien und Ungarn in einer Weise vertreten waren, wie es früher noch nicht vorgekommen. Die Versammlung war zuweilen polyglott und Vorträge aus drei verschiedenen Sprachen folgten einander. Der vorsitzende Geschäftsführer Hyrtl bewies uns durch die That, daß man, wie in anderen Beziehungen auch hierin keine bessere Wahl hätte treffen können, indem man ihm das Scepter übertug, als er bei dem einen gemeinschaftlichen Mittagessen improvisirte Trinksprüche in deutscher, französischer, italienischer und englischer Sprache mit gleicher linguistischer Virtuosität und geistvoller Benutzung der Trinksprüche seiner Vorredner ausbrachte.

Um dem Leser von der Art des Zusammenströmens der Besucher eine Ahnung zu gewähren, wollen wir einige der Theilnehmer nennen, obwohl wir hierbei lediglich auf unser Gedächtniß und den zufälligen Umstand persönlicher Bekanntschaft fußen können, weshalb es leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich ist, daß unser Verzeichniß weit entfernt ist, eine gerechte Auswahl zu gewähren.

Die weiteste Reise hat aus holländisch Indien der dirigirende Oberstabsarzt Schmitt von Surabaya zu machen gehabt. Auch Spanien war ebenso wie Indien nur durch einen Gelehrten vertreten, durch den bekannten Pfleger der technischen Chemie Bonnet-y-Bontil, Professor zu Madrid. Athen hatte den Astronomen Bouris gesendet, Padua den Botaniker Gioppi; aus Fiume lernten wir den Chirurgen Rubessa und den Professor Lorenz kennen, aus Pavia den Physiologen Vittadini und den Chirurgen Porta. Von London war der bekannte Botaniker Seemann, Herausgeber der Zeitschrift Bonblandia, anwesend. Aus Rußland nennen wir den bekannten Chemiker Fritsche und den Mineralogen Pott. Aus Ungarn finden wir die Anatomen Csausz aus Pesth, die Geologen Kubinyi und Frivalsky,

ferner den Primararzt Kovács und Professor Dzabo.

Unter der „französischen Colonie", wie sich die auf Kosten der Regierung einlogirten überrheinischen Gäste selbst nannten, finden wir den jungen Chemiker Louis Orfila, den Sohn des berühmten Toxicologen und permanenten Decans der Pariser Facultät, den bekannten Anatomen Béklard, den Geologen Eduard Collomb, den Specialisten für electrische Heilkunde Duchenne, den jungen Optiker Nachét, dessen vielfach preisgekrönte Instrumente schon längst in Deutschland einheimisch geworden sind, sowie endlich den Präsidenten der „Gesellschaft deutscher Aerzte zu Paris", Meding.

Den verwandten deutschen Stamm der Holländer vertrat Professor Franz Donders aus Utrecht, der in mehr als einer Beziehung zu den deutschen Gelehrten gerechnet wird. Der Holsteiner Bruderstamm sandte den Professor der Geologie, Peter Forchhammer. Von den Schweizern nennen wir den Physiker Louis Dufour aus Lausanne und den Anatomen Fick aus Zürich.

Von den deutschen Städten war verhältnißmäßig am wenigsten Berlin vertreten, so daß die Meinung Einiger, als ob Habsburg und Hohenzollern auch in der Gelehrtenrepublik sich spalten wolle, nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit blieb. Wir fanden in den Listen außer einem Musikdirector, einem Apotheker, einem Lieutenant und zwei praktischen Aerzten den Mineralogen und Chemiker, Professor Gustav Rose und den Docenten der Chirurgie Friedberg. Aus Breslau hatte sich Minister Milde der chemischen Section zugesellt. Ferner sahen wir den bekannten Gerichtsarzt Klose, den Mikroskopiker Kohn und den kosmopolitischen Reisenden Generalconsul Neugebauer, den fruchtbaren Schriftsteller, welcher durch einen Catalog von fast hundert eigenen Werken und zahlreiche ethnographische Entdeckungen sich das Bürgerrecht unter den Naturforschern erworben hat. Aus Bonn waren Bergrath Nöggerath und Geheimrath Kilian anwesend (welche beide zu Geschäftsführern des nächsten Jahres ernannt wurden.) Aus Coblenz trafen wir den bekannten Chirurgen Robert, welcher als Opfer Hassenpflug'scher Parteigetriebe seine Stellung an der Marburger Universität verlassen mußte. Auch sein Nachfolger, Professor der Chirurgie, Roser, war mit dem bekannten Physiologen Nasse aus Marburg erschienen.

Ferner nennen wir noch aus Oldenburg Medicinalrath Benecke, — aus Frankfurt Rudolph Böttger, Professor der Physik, — aus Leipzig Hofrath Ruete und Dr. Reclam, — aus Freiburg Professor Colta, — aus Thüringen den Ornithologen Pfarrer Brehm, — aus Göttingen Professor der Chirurgie Baum, — aus Bremen den Mikroskopiker Focke, — aus Stettin Dr. Scharlau, — aus Wiesbaden Professor der Chemie Fresenius.

Aus dem benachbarten Prag hatten sich nur Wenige eingefunden, während doch selbst aus dem ungleich entfernteren Krakau Czermak erschienen war; sei es, daß die kurz vorher stattgefundene Versammlung der Land- und Forstwirthe die Schuld trug, oder daß jener Zug der Eifersucht dies Ausbleiben verursachte, welchen man ja fast immer zwischen der Hauptstadt des Landes und der ihr zunächst im Rang stehenden wahrnimmt; jedenfalls war es zu beklagen, daß Prag, welches in den letzten Jahrzehnten eine so vortreffliche und allgemein anerkannte Pflegerin der medicinischen Wissenschaften gewesen ist, nicht dem Wahlspruche des jugendlichen Kaisers Folge leistete und „unitis viribus" (mit vereinten Kräften) sich zu Wien gesellte. Außer dem Redacteur der Prager medicinischen Vierteljahrschrift, Professor Halla, sahen wir nur den Physiker Nowak und den Chemiker Rochleder.

Welche Namen sollen wir dem Leser von Wien nennen? Die Auswahl ist schwer. Sollen wir es hervorheben, daß Fürst von Salm der Wissenschaft seine Huldigung brachte, indem er Mitglied der Versammlung war? Sollen wir Andreas von Baumgarten, Johann Dlauhy, den Chirurgen Dumreicher, den praktischen Arzt Oppolzer, den Kinderarzt Bednar, den bekannten Reisenden Scherzer und den geistreichen Satyriker Frankl nennen? Nein, wir besitzen eine bessere Waage des Ruhmes und der Größe in den Ernennungen, welche der greise Präsident der altehrwürdigen K. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher, Dr. Nees von Esenbeck in Breslau, in Festdiplomen während der zweiten allgemeinen Sitzung austheilen ließ. Wir nennen die Namen in alphabetischer Reihe mit den nach althergebrachter Gewohnheit zugefügten akademischen Beinamen:

1. Prof. Dr. Constantin v. Ettingshausen, mit dem Beinamen „Caspar v. Sternberg";
2. Custos-Adjunct Dr. Leopold Fitzinger, mit dem Beinamen „Appollodorus V.";
3. Bergrath Franz Ritter v. Hauer, mit dem Beinamen „Carl Haidinger";
4. Custos-Adjunct Ritter Dr. Moritz Hörnes, mit dem Beinamen „v. Born";
5. Prof. Ritter Dr. Joseph Hyrtl, mit dem Beinamen „Cuvier";
6. Custos-Vorstand Ritter Paul Partsch, mit dem Beinamen „v. Schreibers";*)

*) Ehe noch diese Zeilen der Post übergeben waren, hörten wir die betrübende Kunde, daß den Custos des k. k. Hof-Mineraliencabinets der Tod ereilt habe. Der unermüdliche Reisende Partsch, welcher einen großen Theil Asiens und wohl das gesammte Europa auf seinen fast jährlich wiederkehrenden Reisen aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, besaß in Folge seiner Reisen eine Kenntniß in geognostischer Geographie, wie sich deren wohl

7. Prof. Ritter Carl Rokitansky, mit dem Beinamen „Schrökius“;

8. Prof. Ritter Anton Schrötter, mit dem Beinamen „Kunkel“;

9. Leibarzt Hofrath Ritter v. Seeburger, mit dem Beinamen „v. Sorbait“;

10. Prof. Ritter Joseph Skoda, mit dem Beinamen „Major“.

Wohl jeder der Anwesenden fühlte sich bei Ernennung dieser Ehrenmitglieder der ältesten deutschen Akademie im Innersten ergriffen von der Weihe des Momentes. Die älteste deutsche Akademie griff mit lebensfrischer Hand in die Gegenwart; der hochbetagte, über 80 Jahre alte Präsident derselben bewies von neuem die jugendliche Frische seines Geistes; aus dem deutschen Norden, aus der preußischen Stadt, wurde der Ehrenkranz gesendet für eine Reihe von Männern in Oestreich, und erhebend war der Gedanke, daß wenigstens im Reiche des Geistes die unglückliche Zerrissenheit des Vaterlandes nicht permanent sei, sondern daß Einheit und Eintracht als nothwendig anerkannt werde.

Um so schmerzlicher wurde es freilich von dem bei weitem größten Theile der Versammlung bemerkt, daß man eine zufällig sich gleichzeitig bietende Gelegenheit, auch seinerseits zu beweisen, wie Oestreich denen „draußen im Reiche Deutschland“ die Hand gebe und wie es sich seiner einflußreichen Stellung wohl bewußt sei, gänzlich vernachlässigte. Die Einlagegelder, welche jedes Mitglied und jeder Theilnehmer bei seiner Aufnahme zu entrichten hat, waren von kaiserlicher Munificenz der Versammlung zur Verfügung gestellt worden. Sie betrugen über 8000 Gulden. Es schien den meisten Anwesenden eine Ehrenschuld zu sein, dem greisen Vorkämpfer der Wissenschaft, Rees v. Esenbeck, die letzten Tage seines irdischen Lebens mit einem Theile dieser Summe zu verschönen; daß man nicht auf diesen Vorschlag bereitwillig einging, daß man in Gegenvorschlägen sich erschöpfte, daß man endlich, ohne ein Ziel gefunden zu haben, der Wiener Akademie den Auftrag hinterließ, Vorschläge über Verwendung der Gelder der nächstjährigen Naturforscherversammlung zu Bonn zu machen, dies alles war eine wenig erfreuliche Zuthat zu den sonst so erfreulichen Wahrnehmungen. Am wenigsten war es im Sinne des kaiserlichen Gebers gehalten. —

Gehen wir nun über zu den einzelnen die diesjährige Versammlung betreffenden Angelegenheiten.

Der statutarischen Bestimmung gemäß werden jedesmal zwei Männer, welche am Ort der Versammlung selbst ihren Wohnsitz haben, zu Leitern der Versammlung erwählt. Die Wahl war vor zwei Jahren in Göttingen auf die Professoren Hyrtl und Schrötter gefallen. Wir haben schon mehrmals erwähnt, wie günstig für das Gedeihen der Versammlung dieses Resultat war.

Joseph Hyrtl ist einer jener seltenen Männer, welche verhältnißmäßig schon in ihrer Jugend (er ist jetzt 45 Jahr alt) in der Wissenschaft sich unverwelklichen Lorbeer errungen haben, und denen man doch mit Sicherheit vorherzusagen vermag, daß ihr Stern keineswegs seinen Zenith erreichte, sondern noch immer im Aufgehen begriffen ist. — Eine seiner hervorstechenden Eigenschaften: rastlos und doch gewissenhaft zu arbeiten, — welche sich bei ihm glücklicherweise mit hellem Verstande, Gewandtheit und blitzender Geistesfrische einigt und ihn daher vor mancher Verirrung anderer Gelehrten bewahrt, zeichnete ihn bereits während seiner Studienjahre, die er zu Wien verbrachte, aus und bewirkte es, daß er schon mit 22 Jahren als Prosector an der Wiener Universität angestellt wurde. Von nun an widmete er sich ausschließlich der Anatomie, wurde sechs Jahre später Professor dieser Wissenschaft in Prag und nach achtjährigem Lehramte von dort im Jahre 1845 nach Wien berufen, wo er bei Gründung der kaiserlichen Akademie zwei Jahre später unter deren Mitglieder aufgenommen wurde.

Hyrtl's Größe und Vorzüge bestehen im Wesentlichsten in der gleichmäßigen Ausbildung, die er sich mit Hülfe seiner erwähnten Rastlosigkeit und Gewissenhaftigkeit selbst gegeben. Denn während der mechanische Theil seiner anatomischen Arbeiten und Präparate nicht nur in jeder Beziehung tadellos und unübertrefflich zu nennen ist, leistet er in anderer Rücksicht auch ebenso Hervorragendes als akademischer Lehrer und als Schriftsteller. Wir müssen dieses seltene Lob durch Thatsachen erhärten.

---

kaum noch ein anderer Gelehrter zu rühmen vermag. Sein treffliches Gedächtniß kam ihm hierbei wohl zu Statten und ertheilte den Unterhaltungen mit ihm einen belebenden Charakter, der um so angenehmer war, als eine gewisse frische Regsamkeit dem Verstorbenen bis zu seinen letzten Tagen eigen war. Die Mittheilungen durch das Gespräch mußten freilich um so eifriger gesucht werden als er es verschmähte, durch die Presse Resultate seiner Studien häufig zu veröffentlichen. Es wird sich zeigen, ob der Schatz seiner handschriftlichen Aufzeichnungen in so bedeutendem Umfange von ihm hinterlassen ist, als man dies vermuthet und hofft. — Trotz des ehrenvollen Ansehens, in welchem Partich ebenso bei einem großen Theile der Gelehrten als des Publikums stand, trotz der ehrenvollen Stellung, welche er in seinen letzten Lebensjahren einnahm, müssen wir sein Leben und seine Schicksale dennoch als ein trauriges Beispiel des Schicksals deutscher Gelehrten bezeichnen. Er stammt aus einer sehr wohlhabenden Familie. Dieser Glücksumstand machte es ihm möglich, seinen Lebensplan auszuführen und mit Hülfe der Selbstanschauung als mineralogischer Pilger einen großen Theil unserer Erdkruste kennen zu lernen. So zweckmäßig eine solche Art der Studien ist, so kostspielig ist sie auch. Partich opferte sein ganzes Vermögen seinen Studien. Und welche Entschädigung ertheilte ihm das Schicksal für dieses große Opfer? Anfänglich eine mäßige Stellung am Mineralliencabinet, welche erst in seinem 44. Lebensjahre ein Gehalt von tausend Gulden ihm bot, der vor fünf Jahren zur doppelten Höhe stieg, also im 60. Lebensjahre des Empfängers. Mit unermüdlicher Thätigkeit und umfassenden Kenntnissen gewinnt also ein deutscher Gelehrter so viel, daß er als Greis die Zinsen des von ihm geopferten Vermögens erwirbt. Was würden wohl deutsche Kaufleute zu einem solchen „Geschäft“ sagen?

Joseph Hyrtl.

Was zuerst den mechanischen Theil der Arbeit betrifft, so sind seine Gehörpräparate unter allen Kennern durch ganz Europa berühmt, und noch Niemand hat es zu behaupten gewagt, daß er ihn in Bezug auf mikroskopische Injectionspräparate erreiche, geschweige denn gar übertreffe. Sein Museum für vergleichende Anatomie ist in Bezug auf Vortrefflichkeit der Präparate und Aufstellung derselben mustergültig; seiner Sammlung zur Anatomie der Fische kommt keine ähnliche gleich. — Gehen wir weiter vor zu seinen Eigenthümlichkeiten rein geistiger Art, so müssen wir zunächst das Beispiel seiner Sprachgewandtheit in Erinnerung bringen, dessen wir bereits weiter oben gedachten, und von dem er ungesucht und ungezwungen, nur von den Umständen gedrängt, in heiterer Geselligkeit Kunde gab. Aber Hyrtl versteht es auch, den sprödesten Stoff in elegante und angenehme Formen zu zwingen. Seine Vorträge über Anatomie glichen nicht den gesprochenen Katalogen, in welchen diese Wissenschaft an andern Universitäten meistens vorgetragen wird, und mittelst welcher viele Vortragende Lust und Freude an dieser Grundlage der Medicin und der Physiologie den Studirenden gründlich verderben. Vielmehr erinnert sich Verfasser dieser Zeilen noch recht wohl, mit welcher Hast er und Andere im Jahre 1844 in Hyrtl's Vorlesungen eilten. Der übermäßig gefüllte Raum vermochte kaum die Hörer zu fassen, denn die einheimischen ließen sich um keinen Preis von ihrem guten Rechte verdrängen, und bei den fremden war gewöhnlich Hyrtl's Colleg nicht der geringste unter den Beweggründen, welche sie nach Prag geführt. Viele von denen, die heute selbst vom Katheder aus wirken, haben gefällige Form und praktische Tendenz ihrer Vorträge durch Hyrtl's Beispiel erhalten, denn das eben zeichnete ihn so bedeutsam vor Andern aus, daß er über der anmuthigen, an-

Anton Schrötter.

genehm unterhaltenden Form Zweck und Inhalt nicht vergaß, sondern im Gegentheile diese nur getragen werden ließ von jenen! Hyrtl ist der Schöpfer einer bestimmten anatomischen Richtung in Deutschland durch sein „Handbuch der topographischen Anatomie" geworden, während sein „Lehrbuch der Anatomie des Menschen mit Rücksicht auf physiologische Begründung und praktische Anwendung" eine so allgemeine Anerkennung fand, daß es binnen sechs Jahren vier Auflagen erlebte, an allen deutschen Universitäten zu finden ist und bereits in fünf Sprachen übersetzt wurde!

Was bedarf es der Worte, wo die Thatsachen so laut sprechen? Hyrtl's Verdienste um die anatomische Wissenschaft sind geschichtlich feststehend, — ein Ruhm, welchen wenig Männer gleichen Lebensalters in ihrer Wissenschaft besitzen. — Wenn Hyrtl bis jetzt noch nicht von allen seinen Wiener Berufsgenossen in solchem Grade anerkannt wurde, als er es verdiente, so liegt dies wohl nur daran, daß das innere Verdienst es verschmähte, durch äußern Schein sich bemerkbar zu machen. Allzu große Bescheidenheit ist ein Fehler, welchen man seiner Seltenheit wegen zwar heutzutage nicht mehr zu rügen geneigt ist, der aber als Hinderniß des Hervortretens erwähnt werden muß. — Es ist psychologische Thatsache, daß derjenige, welcher eine sehr sorgfältige Selbsterziehung mit sich vornimmt, in gewisser Beziehung das Loos der Autodidakten theilt, die entweder ein zu großes oder ein zu geringes Maß der Bescheidenheit besitzen. Der psychologische Grund dieser Erscheinung scheint uns nicht schwer aufzufinden zu sein; denn entweder ist die Selbstbeobachtung zu sorgfältig oder zu gering, weil im ersten Falle das Object der Erziehung, im zweiten Falle das Object des Strebens vorzugsweise ins Auge gefaßt wurde. Unter beiden Umständen pflegt der Erfolg bedeutsam zu sein, wie unser Beispiel ja auch lehrt. —

Als zweiter Geschäftsführer der diesjährigen Versammlung war in Göttingen Professor Anton Schrötter, Chemiker am po-

lytechnischen Institut, erwählt worden, ein Name, der in weiten Kreisen in jüngster Zeit durch seine Entdeckung des rothen amorphen Phosphors und die von derselben gemachte Anwendung der nicht giftigen „Antiphosphor-Streichhölzchen" bekannt geworden ist. Schrötter's geistige Regsamkeit, seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein günstiges Wirken an der Anstalt, an welcher er sich befindet, werden in Wien allgemein anerkannt. Wir finden es ganz natürlich, daß ein Oestreicher in der Wissenschaft sich auszeichnet, welche die Lehre von den Wahlverwandtschaften praktisch anwendet, denn er folgt darin ja nur der Anleitung, welche die Geschichte seines Vaterlandes ihm gewährt.

Da wir leider nicht im Besitz biographischer Notizen uns befinden, müssen wir uns begnügen, von Schrötter's Wirksamkeit bei Leitung der Versammlung ein Bild zu gewähren, welches von seiner Unermüdlichkeit ehrendes Zeugniß ablegt. Obwohl erst am Tage vor Eröffnung der Versammlung dem Krankenzimmer entronnen, in welches ihn Anstrengungen bei der Vorbereitung der Versammlung gebracht hatten, gab sich Schrötter doch seinen Pflichten rückhaltslos hin, was um so mehr anzuerkennen ist, als die Art derselben wenig Verlockendes in sich trug. Denn der zweite Geschäftsführer hat dem Herkommen gemäß vorzugsweise durch Vorlesung der Statuten, durch Führung des Secretariats in den öffentlichen Sitzungen und endlich durch Vertheilung der Billets und Karten zu etwaigen Festlichkeiten mit den Mitgliedern in Berührung zu kommen. Vielfach sich kreuzende Interessen der Einzelnen treten ihm bei Führung dieses Amtes oft hindernd in den Weg, und es bedarf eines so gewandten und welterfahrenen Vertreters dieses Amtes, als ihn die diesjährige Versammlung besaß, um die zahlreichen sich darbietenden Klippen glücklich zu umschiffen.

Unmöglich können wir von dem Manne scheiden, ohne der Werkstätte zu gedenken, in welcher er so rüstig schafft. Wiens polytechnisches Institut ist eine Musteranstalt in mehr als einer Beziehung. Die polytechnische Sammlung ist von einem wahrhaft betäubenden und überwältigenden Reichthum, und wenn sie auch in manchen Einzelheiten der Auswahl nicht völlig den Anforderungen entspricht, welche die heutige Wissenschaft zu stellen berechtigt ist, weil zum Theil den kunstreichen, ja sogar den nur gekünstelten Arbeiten Einzelner ein Platz eingeräumt ist, der ihnen billigerweise nicht gebührt, und den sie andern, nothwendigern Gegenständen rauben (z. B. sahen wir eine Art Hautrelief von einem Schuhmacher ausgeführt), so ist doch trotz solcher einzelnen Seltenheitsstücke, welche nur besonderen Umständen ihre Gegenwart verdanken, die übrige Sammlung durch ihren Reichthum und ihre geschickte Auswahl hervorstechend und überragt in mehr als einer Beziehung alle polytechnischen Sammlungen, welche wir bis jetzt zu sehen Gelegenheit hatten. So bildet z. B. die Werkzeugsammlung eine so belehrende und vortrefflich zusammengestellte Gruppe von wahrhaft riesigem Umfange, daß für Jeden, der sich hierfür speciell interessirt, eine Reise nach Wien zum Studium derselben nicht dringend genug empfohlen werden kann.

Das k. k. polytechnische Institut wurde von Kaiser Franz I. begründet und schon vom Beginn an reich ausgestattet. Der Kaiser schrieb eigenhändig als Einlage in den Grundstein auf, daß er diese Stiftung gemacht habe: „als Denkmal Meines Strebens, wissenschaftliche Aufklärung unter allen Ständen zu verbreiten und insbesondere die gemeinnützige Ausbildung Meines lieben und getreuen Bürgerstandes zu befördern." Das Institut zerfällt in eine technische Abtheilung, in welcher Chemie, Physik, Mathematik, Maschinenlehre, Land- und Wasserbaukunst und die Landwirthschaft nebst den in sie einschlagenden Naturwissenschaften gelehrt wird, während in der zweiten commerziellen Abtheilung die Handelswissenschaften, das Wechselrecht, Buchhaltung, Waarenkunde u. s. w. überwiegen. Außerdem ist der Lehrkörper des Instituts zugleich technische Behörde und erstattet als solche jährlich etwa tausend Gutachten.

Das chemische Laboratorium am polytechnischen Institute wurde nach Angaben und unter Leitung des Prof. Schrötter ausgeführt und gehört unter die großartigsten und zweckmäßigsten, welche in Europa bestehen. Von den 13 Räumen desselben nennen wir zunächst den Hörsaal, welcher gegen 500 Zuhörer faßt und in welchem alle nöthigen Vorrichtungen angebracht sind, um durch die verschiedenartigsten chemischen Versuche den Vortrag zu erläutern. Außer dem Präparatensaal, dem Instrumentarium, dem Arbeitszimmer, dem Privatlaboratorium für Professor und Assistenten zeichnet sich das allgemeine Laboratorium mit nicht weniger als 40 Arbeitsplätzen für die bereits weiter vorgeschrittenen Schüler durch seine höchst zweckmäßige, umsichtige und elegante Einrichtung aus. Alle Locale werden mit filtrirtem Donauwasser reichlich versorgt, sind mit Gas erleuchtet, welches auch als Heizmaterial für die chemischen Arbeiten benutzt wird. Daß in einem solchen Institute eine reiche Sammlung von Apparaten und Instrumenten nicht fehlt, bedarf wohl kaum der Versicherung. Zur Ergänzung derselben und für die auszuführenden Versuche sind jährlich 1200 Gulden bewilligt.

Erwähnen wir nun noch, daß eine zwar erst kürzlich begründete, aber schon recht reichhaltige

Karl Rokitansky.

Sammlung von Rohwaaren und Muſtern, ferner eine durch drei Säle voll charakteriſtiſcher und ſeltener Präparate repräſentirte mineralogiſch-geognoſtiſche Sammlung, ein Kabinet für mathematiſche und geodätiſche Inſtrumente, eine gut dotirte techniſche Bibliothek ſich dem Inſtitut anſchließen, und daß die große technologiſche Sammlung nicht weniger als zehn Säle zu ihrer Aufſtellung bedarf, ſo wird man uns zugeſtehen müſſen, daß man für dieſes zur Verbindung der Naturwiſſenſchaften mit dem Leben ſo wichtige Inſtitut vergeblich einen Rivalen in Europa ſucht. In Wien giebt es außer etwa dem neuen Arſenal, welches für die Kriegswiſſenſchaften dieſelbe Bedeutung hat, als das polytechniſche Inſtitut für Gewerbe und Handel, nur noch eine Sammlung, welche an Werth und Wichtigkeit für die Wiſſenſchaft ſich mit dem Polytechnicum meſſen könnte: es iſt die Sammlung für pathologiſche Anatomie, welche Rokitansky hergeſtellt hat.

Profeſſor Karl Rokitansky verdient von der geſammten gebildeten Welt ſeinen Namen nicht anders als mit Verehrung ausſprechen zu hören, denn er iſt der Schöpfer einer Wiſſenſchaft, durch welche vielleicht ſchon vielen unſerer Leſer Leben und Geſundheit erhalten wurde, durch deren Segen ſchon ſo manches Familienglück vor Zerſtörung bewahrt blieb, und welche eine Grundlage für die geſammten mediciniſchen Wiſſenſchaften ſchuf, wie ſie frühere Jahrhunderte vergeblich ſuchten, — eine Grundlage, welcher es die mediciniſchen Lehrbücher deutſcher Zunge verdanken, daß ſie emancipirt wurden vom Auslande und dieſes an Wiſſenſchaftlichkeit weit überragen. Was Humboldt für Klimatologie geworden iſt, — was Dove für Atmoſphärologie und Wetterkunde geleiſtet, — was Berzelius und Lavoiſier der anorganiſchen Chemie, Liebig der organiſchen geweſen ſind, — was die Phyſiologie Haller, die topographiſche Anatomie der geſunden Körper Hyrtl verdankt, — das iſt Rokitansky für ſeine Wiſſenſchaft geworden! Man verſuche ſeinen Namen und ſein

Wirken zu entfernen aus der Geschichte, und es giebt keine Anatomie der kranken Körper mehr, sondern nur noch eine Zusammenhäufung einzelner zusammenhangsloser Thatsachen! War es wohl ein Wunder, wenn die fremden Gäste ihn mit ihren Blicken suchten, und wenn sie entzückt von der einfachen Biederkeit seiner Person mit noch wärmerer Verehrung heimzogen, als sie gekommen waren?

Rokitansky ist in Böhmen 1804 geboren, studirte in Wien und Prag, wurde mit 24 Jahren Assistent an der Wiener pathologischen Anstalt, vier Jahre später als Vertreter des Lehrers an derselben (Prof. Wagner) angestellt, zwei Jahre später außerordentlicher und zehn Jahre darauf (1844) ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie. Das unermeßliche Material, welches ihm für seine Arbeiten zu Gebote stand, und das nicht nur durch die Untersuchung der im Wiener Krankenhaus Gestorbenen von ihm gewonnen wurde, sondern auch durch gerichtliche Leichenöffnung aller der Personen, welche durch Unfall, Mord, Selbstmord oder verzweifelte Todesart ihr Leben verloren hatten, verwerthete er in seinem berühmten Handbuch der pathologischen Anatomie nicht eher, als bis er durch zwanzigjährige mühevolle und rastlose Arbeit und durch die ungeheure Zahl von etwa 50,000 Leichenöffnungen das Gesammtgebiet der anatomischen Veränderungen, welche vom Krankheitsprozeß abhängen und mit ihm in Verbindung stehen, klaren und sichern Blickes zu überschauen vermochte, bis er die Einzelheiten der in seinen Protokollen niedergelegten Thatsachen in Gruppen zu vereinigen im Stande war und so Schritt für Schritt die während des Krankheitsverlaufes stattfindenden Unterschiede zwischen dem gesunden und kranken Körper festzustellen vermochte, — Unterschiede, welche Grundbedingung und Ursache der Krankheitserscheinungen sind.

Erst von diesem Augenblicke an, nachdem man die anatomische Grundlage der Krankheitserscheinungen kennen gelernt hatte, vermochte man Entstehung und Entwickelung der Krankheiten im Allgemeinen wie im Speciellen mit exacter wissenschaftlicher Schärfe zu verfolgen; erst durch jene Erkenntniß war der Unterschied der neuen Heilkunde von der alten gegeben; erst jetzt war die Medicin von einer Kunst zur Wissenschaft erhoben, erst jetzt vermochte man Mittel aufzufinden, um während des Lebens den Zustand des Kranken, Art und Grad der Krankheit mit Sicherheit zu erkennen.

Denn Rokitansky's großes Verdienst bei seinen Untersuchungen beruht darin, daß er nicht nur ohne alle Vorliebe oder theoretisirende Absichtlichkeit streng objectiv beobachtete, und seine Beobachtungen kurz, klar und treffend mittheilte, sondern daß er auch immer bedacht war, jede wissenschaftliche Entdeckung für das Leben und das praktische Bedürfniß zu verwerthen. Was später allgemeiner Zug der wissenschaftlichen Bestrebungen war: mit theoretischer Arbeit dem ärztlichen Bedürfniß zur Hand zu gehen und ärztliche Beobachtung zu verwerthen als Leuchte und Compaß beim theoretischen Untersuchen, das führte Rokitansky als einer der Ersten mit selbstbewußter Absicht aus. Hierdurch war es möglich, daß er in Verbindung mit seinem Freunde und würdigen Genossen Skoda Aufschlüsse gewähren konnte, wie Keiner vor ihm, und daß Skoda wiederum, gestützt auf Rokitansky's Untersuchungen, der Begründer der deutschen objectiven Untersuchungsmethode wurde, durch welche mit so wissenschaftlicher Schärfe die Diagnose der Untersuchungen gestellt wurde, als es unter anderen Umständen nicht möglich gewesen und von einer früheren Zeit nicht geahnt worden wäre. Das Dioskuren-Paar Rokitansky und Skoda ist Grundpfeiler der heutigen Heilwissenschaft.

Durch einen Zufall konnte Verfasser dieser Zeilen erst nach mehrtägigem Aufenthalt in Wien Rokitansky's pathologische Sammlung besuchen, nachdem er an mehreren anderen Wiener Sammlungen, ebensowohl in Rücksicht auf ihre Reichhaltigkeit als auf ihre dem Auge wohlgefällige Aufstellung sich erfreut hatte. Mit der heiligen Scheu der Ehrfurcht betrat er die geweihten Räume, welche die Geburtsstätte einer für die gesammte Welt und ihre Bewohner so hochwichtigen Wissenschaft geworden, und wie bitter fühlte er sich enttäuscht, als er in einen dumpfen, nur trüb erleuchteten Saal eintrat, in welchem Seltenheiten, die ihres Gleichen nirgends finden, eng in Kästen und Schränken eingeschachtelt waren, — des Raumes gänzlich entbehrend, welcher zu einer wahrhaft lehrreichen und der werthvollen Gegenstände würdigen Aufstellung unbedingt nöthig wäre! Rokitansky's Sammlung ist Wiens gerechter Stolz und eins der größten Kleinode, welche die Kaiserstadt birgt, aber sie trägt das Gewand des Aschenbrödel und ihre äußere Gestalt ist dem innern Werthe gerade entgegengesetzt. Es ist zwar wahr, daß große Verdienste nicht nöthig haben, zu prunken, und daß innerer Werth sich auch geltend mache ohne äußern Glanz; aber es ist nicht minder wahr, daß das Kleid wenigstens würdig sein müsse des Besitzers desselben und daß man eine Ungerechtigkeit noch zu sühnen hat an dieser Sammlung, welche im letzten Winkel des (in mehrfacher Hinsicht unzweckmäßig construirten) Wiener Krankenhauses sich birgt, während sie den besten Raum desselben einzunehmen mehr als berechtigt wäre. — —

Wien hat von jeher den Ruhm besessen, zahlreiche wissenschaftliche Sammlungen denje-

nigen als Bildungsmaterial zu bieten, welche in seinen Mauern der Naturkunde sich weihen. Daß dieser Ruhm bis in die Neuzeit nichts als ein Ausdruck der Gerechtigkeit war und ist, davon konnten die anwesenden Gäste sich reichlich überzeugen. Wurden ihnen doch von den Geschäftsführern in einer nach den Stadtvierteln geordneten Tabelle die Adressen von nicht weniger als funfzig Privatsammlungen und neun und vierzig öffentlichen Anstalten zur Benutzung mitgetheilt! Wie hätte freilich die Zeit genügen können, dieser Erlaubniß so Folge zu leisten, als man es wünschte? Man mußte sich begnügen, dem Bedürfniß zu entsprechen und nach Möglichkeit sich zu beschränken.

Um aber unsere norddeutschen Leser zur Nacheiferung anzuregen, theilen wir eine Uebersicht der Privatsammlungen mit. Unser Jahrhundert verflacht sich in bedauernswerther Weise. Kaum daß unter den Besitzenden sich noch Mäcene für Malerei und Bildhauerkunst finden. Die Meisten glauben dem Reiche des Geistes genügenden Tribut gezollt zu haben, wenn sie einer Sängerin oder Tänzerin ihre nur selten ganz unzweideutige Protection zuwenden. Während es sonst Ehrgeiz der Mächtigen war, der Wissenschaft ihre Huldigung darzubringen, mit ihren Trägern in vertrautem Verhältnisse zu stehen und durch mündliche Mittheilungen sich einweihen zu lassen in die Geheimnisse des Wissens, während Gemälde, naturwissenschaftliche Sammlungen und eine Bibliothek das nothwendige Attribut eines jeden Palastes und sogar einer jeden Wohnung wohlhabender Privatmänner war, welche eben hierdurch vom gedankenlosen Pöbel sich unterscheiden wollten, ist man jetzt dahin gelangt, Derartiges als überflüssig zu betrachten. In gewissen Kreisen beginnt man die Aufklärung nicht mehr zu beachten und einer oder der andere Krautjunker meint sogar, er dürfe das Mittelalter wieder aufleben lassen und Mißachtung gegen die Wissenschaften zur Schau tragen. Dies ist ein trauriges Zeichen der schlechten Erziehung, der leeren Geistlosigkeit und der Denkfaulheit unserer Vornehmen. Verhüte der Himmel, daß dergleichen Mode werde. Eine Nation, welche Geldmacherei und Börsenspeculation als das Endziel ihrer Bestrebungen anerkennen wollte, würde am Beginn des Verderbens stehen und ihrem sicheren Untergange zueilen. Ist's doch schon traurig genug, daß man Grund hat, in Deutschland im 19. Jahrhundert auf diese Gefahr aufmerksam zu machen. Ist es doch ein geschichtlicher Schandfleck, daß Wohlhabende sich nicht schämen, aus der Leihbibliothek äußerlich und innerlich schmierige Bücher zu entnehmen, statt mit den großen Geistern ihrer Zeit in Verkehr zu bleiben. Literaturgeschichten schießen in Deutschland wie Pilze auf, aber die Kenntniß der Literatur wird im Volke von Tag zu Tag geringer. Die verwaschene, gedankenarme und charakterlose Unterhaltungsliteratur begnügt sich, aus dem Soll und Haben des täglichen Lebens, was auf der Oberfläche schwimmt, abzuschöpfen und als bequemen Brei zur Fütterung der Lesewelt zu verarbeiten; ein Strom von Zeitschriften und Tagesblättern schwemmt in seinem Wasser zerrissene Einzelnheiten in einem möglichst pikanten Ragout zusammen und verdirbt den Geschmack an kräftiger Kost. Man bemerkt wohl die Flüchtigkeit der Zeit, aber statt sie durch gewissenhafte und gründliche Arbeit auszunutzen, begnügt man sich, sie mit Effleuiren und geistigem Flaniren zu tödten. Champagnerschaum und Strohfeuer sind die Symbole der Zeit geworden.

Gegen diese Verkommniß anzukämpfen, sind Sammlungen jeder Art ein gutes Mittel, denn indem sie für eine einzelne Art von Gegenständen das Interesse beständig wach halten, vertiefen sie unwillkürlich, und anfänglich nur an der äußern Form haftend führen sie ein in das Reich der Gedanken! Deshalb ist es wichtig, daß im vergnügungssüchtigen, der Flachheit oft beschuldigten Wien die Zahl der naturwissenschaftlichen Sammlungen sich so beträchtlich gemehrt hat.

Wir fanden deren für Mineralogie bei Johann, Graf von Kreglevich, Ritter von Holger, L. Kaczwinsky, Grünauer, Dr. Baader, Graf Eugen von Czernin, Graf von Beroldingen und Edler von Mohrenstern; ferner botanische bei Neilich, Cotter, Pokorny, Boos, Leithner, Ortmann, Czagl; kryptogamische Pflanzen bei Dirsing, Pokorny, Heufler. Der Zoologie waren nicht weniger als 24 Privatsammlungen gewidmet, welche zum Theil eben so vorzüglich durch die Auswahl, als durch die Aufstellung der Gegenstände den Neid mancher öffentlichen Anstalten erregen konnten. Die vier anatomischen Sammlungen waren, wie sich dies erwarten läßt, im Besitz von Gelehrten, welche für die Specialfächer derselben wesentlich thätig waren. Unter ihnen waren, wie sich dies erwarten ließ, die Hyrtl'sche Sammlung von „Fischskeletten" die bedeutendste, obwohl auch die Sammlung für Physiologie und Pathologie der „Zähne" von Professor Heider, die Sammlung für pathologische Anatomie der Kinderkrankheiten von Professor Mauthner, die Sammlung für chirurgische Pathologie von Professor Dumreicher, viel des Werthvollen und Interessanten enthält.

Von den öffentlichen Sammlungen wurden das zoologische Kabinet, das Museum für menschliche und vergleichende Anatomie und die K. K. geologische Reichsanstalt, wie es schien, am meisten von den Fremden besucht.

Die geologische Reichsanstalt hat sich

aus dem 1835 entstandenen montanistischen Museum, welches Fürst von Lobkowitz gründete, hervorgebildet. Sie wurde am 1. December 1849 eröffnet und ist bestimmt, „den Mittelpunkt zu bilden für alle wissenschaftlichen Bestrebungen, welche die Urproduction aus dem Gebiete der unorganischen Natur zu fördern geeignet erscheinen", oder mit kürzeren Worten: sie soll die Rohproducte des Bergbaues aus der gesammten Monarchie kennen lehren und zugänglich machen.

Um diesen Zweck zu erreichen, wurde 1848 eine Deputation nach England geschickt, um die daselbst im Gange befindlichen, ähnlichen geologischen Arbeiten kennen zu lernen und von derselben Deputation dann eine Rundreise durch die gesammte Monarchie vorgenommen. Auf Grund der Vorarbeiten wird jetzt durch das ganze Land eine Aufnahme der geologischen Bodenverhältnisse vorgenommen. Alle vorgefundenen Gebirgsarten, Mineralien, Erze, Versteinerungen werden untersucht, bestimmt und in übersichtlich geordneten Sammlungen aufbewahrt. Nachdem man auch durch chemische Untersuchungen ihre Verwendbarkeit festgestellt hat, werden die Resultate regelmäßig durch den Druck veröffentlicht, während die sorgfältig aufgestellte und wohlgeordnete Sammlung Jedem die Möglichkeit gewährt, durch eigene Einsicht das aus dem gedruckten Bericht gewonnene Bild sich zu vervollständigen.

Die Sammlung ist in zehn Sälen in folgenden Abtheilungen aufgestellt:

1) Die große geognostisch-geographische Sammlung der ganzen Monarchie in 124 Wandschränken in 8 Sälen;

2) Sammlung der wichtigsten Vorkommnisse in Bergwerksrevieren; in 24 Doppelschränken in der Mitte derselben Säle aufgestellt;

3) Die Sammlung der Versteinerungen je nach ihren Fundorten, in 60 Schaukästen und 28 Wandschränken;

4) Die Sammlung mineralogischer Schaustücke, etwa tausend an der Zahl, in 42 Schränken;

5) Die Sammlung paläontologischer Schaustücke, welche ein reiches Kabinet vorweltlicher Thiere darbietet; unter ihnen ist das vollständige Skelett eines Riesenhirsches und eines Höhlenbären hervorzuheben.

Ueberraschend war den meisten Besuchern außerdem die Aufstellung mehrerer Marmorplatten, welche man von ähnlicher Schönheit nicht auf dem Grund des Donaureiches vermuthet hatte. Für Laien sind besonders interessant und anschaulich die Modelle des Salzbergbaues in den östreichischen Alpen. — Die Anstalt ist außerdem mit einer guten Bibliothek, einem Sitzungssaale und ziemlich geräumigen Arbeitslocalitäten ausgestattet. —

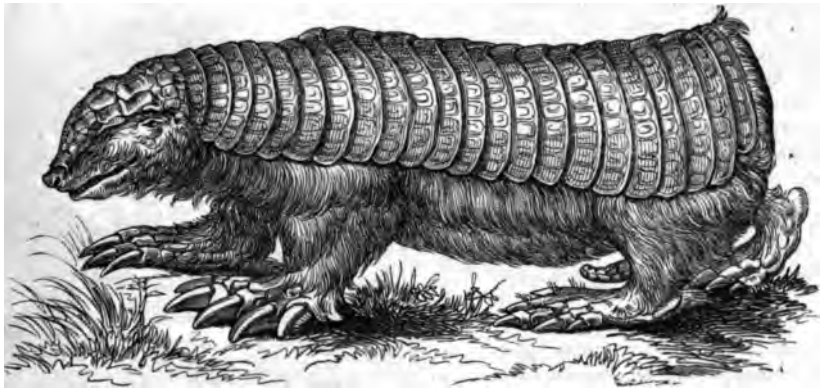
Obwohl das Museum für menschliche Anatomie sowohl 1848 als durch ein Brandunglück 1853 eine große Zahl seiner Präparate verloren hat, so ist doch so fleißig an seiner Ergänzung wiederum gearbeitet worden, daß es bereits einen nicht unbedeutenden Umfang und Werth wieder gewonnen hat. Es zeichnet sich namentlich durch eine Sammlung seltener Rassenschädel und durch vortreffliche Gefäßpräparate aus, unter welchen die von Hyrtl's Meisterhand gelieferten mikroskopischen Injectionen bekanntlich in keinem anatomischen Museum irgend einer andern Stadt Rivalen finden.

Zum Theil noch wichtiger ist das Museum für die vergleichende Anatomie, welches unter Hyrtl's Fürsorge bereits eine Auswahl von 4000 der seltensten und vortrefflichsten Präparate gewonnen hat, obgleich es seit noch nicht fünf Jahren besteht. Da es nun in diesem kurzen Zeitraume bereits viele Objecte gewonnen hat, welche man in den reichsten Sammlungen der vergleichenden Anatomie vergeblich sucht, während es gleichzeitig für den Unterricht eine große Reihe vorzüglich aufgestellter Skelette, sehr seltene und vortreffliche Präparate der Gehörorgane, sowie des Gefäßsystemes, letztere namentlich von Fischen, aufzuweisen hat, so ist man zu der Erwartung berechtigt, daß vielleicht in einem Jahrzehnte schon das Wiener Cabinet für vergleichende Anatomie alle ähnlichen Sammlungen des Continentes übertreffen wird. (Unter den Seltenheiten erwähnen wir für diejenigen unserer Leser, welche specielleres Interesse an diesem Gegenstande nehmen: Quereza, Gelada, Cryptoprocta, Chlamydophorus, Physeter, Apteryx, Menura, Trachysaurus, Chlamydosaurus, Heterotis, Protopterus, Gymnarchus.)

Eines der seltensten Thiere ist der Chlamydophorus. Da dasselbe auch in vielfacher anderer Beziehung Interesse bietet, so theilen wir außer der nachfolgenden Abbildung, welche das Thierchen in dreiviertel der natürlichen Größe wiedergiebt, einige nähere Notizen mit, von denen wir voraussehen dürfen, daß sie auch einem größeren Leserkreise willkommen sind.

Chlamydophorus truncatus, früher irrthümlich die Gürtelmaus, richtiger der Schildwurf genannt, wird in Chile gefunden und lebt daselbst nach Art unseres Maulwurfs in unterirdischen Höhlen. Eben dieser Lebensweise wegen kann das gleich dem Maulwurfe Insecten fressende Thierchen nur selten gefangen werden; noch weniger hat man dasselbe während des Lebens zu beobachten vermocht, und kaum weiß man von seiner Lebensweise mehr, als daß es in Zeiten der Gefahr seine Jungen unter dem beweglichen Rückenpanzer verberge.

Diese geringe Kenntniß ist befremdend, wenn man erwägt, daß R. Harlan, Professor der vergleichenden Anatomie zu Philadelphia, schon im Jahre 1825 eine Beschreibung des Thieres ver-



Chlamydophorus. (Etwa ein Drittheil verkleinert).

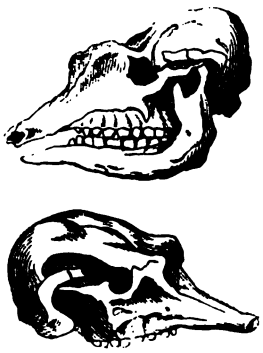
öffentlichte, deren Ueberſetzung ſich in Oken's Iſis (1830, Heft 4, S. 423) vorfindet. Ferner ſchrieb Wilhelm Yarrell einen Brief über den Chlamydophorus an den Secretär der Londoner zoologiſchen Geſellſchaft, welcher 1828 im Zoological Journal unter Beigabe der ziemlich ungenauen Zeichnungen Yarrell's abgedruckt wurde und ſpäter ebenfalls in Oken's Iſis (1830, 9, 926) ins Deutſche übertragen worden iſt.

Obwohl nun außer dem im naturhiſtoriſchen Muſeum zu Philadelphia befindlichen Exemplare ein zweites im Londoner zoologiſchen Muſeum ſich befindet, beſaß man dennoch bis jetzt nicht einmal ein vollſtändiges Skelett des Thieres, geſchweige denn, daß man über den Bau ſeiner Eingeweide irgend welche Kunde erhalten hätte. Zu Philadelphia begnügte man ſich einfach mit dem ausgeſtopften Balge; zu London zeigte man ſchon den Ehrgeiz, auch ein Skelett herzuſtellen, beſaß aber nicht hinlängliche Gewandtheit in der Führung des anatomiſchen Meſſers, um von den zarten Füßchen Fell und Nägel unbeſchädigt ablöſen und daher das vollſtändige Knochengerüſt bis in die letzten Fußglieder aufſtellen zu können; vielmehr begnügte man ſich, die Knochen der Füße einfach abzuſchneiden. Noch heute ſieht man daher im Londoner Muſeum die lächerliche Geſtalt des ſeiner Füße beraubten Skelettes aufgeſtellt.

Für die geſammte wiſſenſchaftliche Welt war es daher eine wahre Gunſt des Schickſals zu nennen, daß Profeſſor Hyrtl vor einigen Jahren von Dr. J. Gemminger in München ein vollſtändiges, noch mit den Eingeweiden verſehenes Exemplar des Chlamydophorus erwarb, welches dieſer in Weingeiſt geſetzt aus Valparaiſo geſchickt bekommen hatte. Hyrtl's Meiſterhand machte es möglich, nicht nur den vollſtändigen Balg des Thieres bis auf den letzten Fußnagel zu gewinnen, ſondern auch außerdem das mit wahrhaft wunderbarer Vollendung präparirte Skelett aufzuſtellen und alle wichtigeren Weichtheile und Eingeweide einer gründlichen und gewiſſenhaften Unterſuchung zu unterwerfen.

Hierdurch iſt dem Muſeum für vergleichende Anatomie zu Wien der ſeltene Schatz zu Theil geworden, das einzige vollſtändige Exemplar des Chlamydophorus zu beſitzen, welches bis jetzt exiſtirt.

Wir müſſen noch hinzufügen, daß im Verlaufe dieſes Jahres auch das Leipziger zoologiſche Cabinet ſo glücklich geweſen iſt, in einem ausgeſtopften Chlamydophorus das vierte bis jetzt bekannt gewordene Exemplar des Thieres zu erwerben.

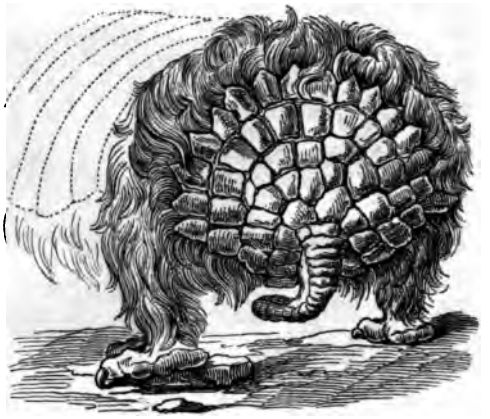


Natürliche Größe.

Hyrtl weiſt in einer ausführlichen Arbeit über den „Schildwurf“ (Chlamydophori truncati cum Dasypode gymnuro comparatum examen anatomicum), welche 1855 in der Kaiſerlichen Staatsdruckerei zu Wien gedruckt und dem fünften Bande der Academieſchriften entnommen iſt, überzeugend nach, daß er zu den „Edentatis“ oder ſogenannten „zahnloſen Thieren“ gehöre und von Cuvier bereits die ihm gebührende Stelle im zoologiſchen Syſteme erhalten habe. Sowohl nach Form der Zähne, als gemäß der Bildung ſeiner Füße iſt er ein Nachbar der „Tatusia“ und zwar unter den verſchiedenen Abarten dieſer ſteht er am nächſten dem „Dasypus gymnurus“ oder „Tatouay“, welcher in Braſilien lebt. Wie dieſer hat er auf jeder Seite der Ober- und Unterkiefer nur acht Backzähne, entbehrt aber der Schneide- und Eckzähne. Der verhält-

nißmäßig große Schädel und die Gesichtsknochen bilden zusammen eine ziemlich verlängerte, keilförmige Gestalt.

Der Panzer der Thierchen besteht aus Gürteln, welche aus viereckigen Platten zusammengesetzt sind. Diese Platten liegen nicht sehr dicht an einander, sondern sind mit Haut so verbunden, daß sie einander genähert oder von einander entfernt werden können, — mithin der Beweglichkeit des Thieres kein Hinderniß bieten. Dieser Panzer umschließt den Körper nicht dicht, sondern liegt ihm nur wie eine Decke auf, — etwa in der Weise der großen Zierdecken bei Anschirrung der Tournier- oder Schlittenpferde. Nur am Kopfe ist der Panzer fest angewachsen, sowie am Ende des Rückens. In der Mittellinie des Rückens dagegen, über der Wirbelsäule, verbinden nur einzelne Hautstücke gleich Bändern die Panzerdecke mit der Haut des Rückens und erlauben daher eine beträchtliche Verschiebung der Panzer, wie sie dem Thiere zu dem erwähnten Gebrauche nöthig ist, den dasselbe von seiner eigenthümlichen Panzerdecke zum Schutze der Jungen macht. Hebt man zur Seite die Panzerdecke in die Höhe, so erblickt man Körper, Bauch und Beine zottig behaart, in weißgelber Farbe.



Chlamydophorus von hinten (natürliche Größe).

Das Knochensystem des Thieres bietet merkwürdige und bis jetzt noch niemals beobachtete Formen. Zunächst ist die Gestalt der Beckenknochen eine ganz ungewohnte und völlig von den bei anderen Thieren beobachteten Formen abweichend. Das Becken ist länglich, besteht aus doppeltem „Os innominatum“ und dem „Kreuzbeine“; dieses aber scheint durch Verschmelzung von 10 Wirbeln entstanden zu sein. Außerdem trägt aber das Becken als

Chlamydophorus mit verschobenem Rückenschilde. (Etwa ein Drittheil verkleinert.)

Der Panzer setzt sich bis über den Schweif fort. Der hintere Theil des Thieres geht gegen den Schweif nicht wie bei anderen Vierfüßlern allmählig abschüssig herab, sondern biegt fast im rechten Winkel um. Hierdurch wird eine Art Teller gebildet, welcher vermuthlich dem Thiere als Sitzorgan und als bequeme Grundlage dienen mag, wenn er vor der Thüre seiner Höhlung sitzend nach Beute späht. — Der Schweif befindet sich im Mittelpunkte von sechs Reihen (fast halbzirkelförmig) concentrisch geordneter Schilder, deren letzte Reihe in zugespitzter Form gleichsam Zacken bildet, über welche die Haare des Thieres hinausragen.

Unterlage des eben erwähnten Hinterschildes einen außerordentlich festen, harten und dicken schildförmigen Knochen, welchen Hyrtl „Sphaeroma“ genannt hat und als eine ungeheuere Vergrößerung der unter einander verwachsenen beiderseitigen „Sitzknorren“ (Tuber ischii) zu deuten sich genöthigt fand. — Auch die sieben Hals-, eilf Brust- und drei Lendenwirbel bieten interessante und überraschende anatomische Eigenthümlichkeiten in ihren Formen und ihren zahlreichen Gelenkflächen, auf deren nähere Darlegung wir gern eingehen möchten, wenn nicht die Befürchtung uns hinderte, dem größeren Leserkreise zu fern Liegendes mitzutheilen. (Fach-

genossen mögen in der erwähnten Arbeit von Hyrtl die sorgfältige Beschreibung und die gelungenen Abbildungen aufsuchen.) —

Wer auch nur oberflächliche Kenntniß vom Thierreiche besitzt, der wird doch aus unseren Mittheilungen die Ueberzeugung gewonnen haben, daß in dem Chlamydophorus durch Hyrtl's sorgfältige und mit der seltensten anatomischen Fertigkeit ausgeführte Präparation dem Wiener Museum der vergleichenden Anatomie, — sowie durch seine gewissenhafte Untersuchung und geistvoll vergleichende Beschreibung der gesammten Wissenschaft ein großer und seltener Schatz erworben wurde! — —

Wenden wir uns zu den wissenschaftlichen Arbeiten in den einzelnen Sectionen und zu den dabei gewonnenen Resultaten.

(Fortsetzung folgt.

Gelegentliches.

In Bezug auf den in unserem vorigen Hefte beschriebenen Riesendampfer „Leviathan" erhalten wir von London die Nachricht, daß das Schiff bis zum nächsten Frühjahr bestimmt in See gehen soll. Vor ungefähr einem Jahre verbrannte der ganze bis dahin fertige Theil desselben und als es darauf wieder halb vollendet war, hemmte das Falliffement des Erbauers aufs Neue die Fortsetzung. Es wird indeß den Namen „Eastern empire" und nicht „Leviathan" führen.

Zur Auffindung der Nilquellen werden außer der ägyptischen Expedition, die jetzt unter dem Grafen Escayrac nilaufwärts geht, auch von englischer Seite gegenwärtig lebhafte Anstrengungen gemacht. Der „Standard" meldet, daß Kapitän Rich. Burton, berühmt durch seine Reise nach Mecca und Medinah, sowie durch die Expedition nach Harar, mit Instruktionen von Seiten der königl. geographischen Gesellschaft zu London nach Ost-Afrika abgereist sei, um bis zum See Uniamesi und womöglich bis zu den Nilquellen vorzudringen.

Der Vulcan Propocatepetl ist die größte Quelle des Reichthums für Mexiko. Die Quecksilberbergwerke von Neu Almaden, die reichen Gänge der Sierra Madra, die Schätze Californiens können mit jenen dieses 5,400 Metres hohen vulkanischen Berges keinen Vergleich aushalten. Die Ausbeutung der reichsten Gold- und Silberbergwerke wird schwierig und kostspielig, wenn eine Ader unterbrochen ist und wieder aufgefunden werden muß, bei dem Vulkan von Propocatepetl dagegen besteht keinerlei Unsicherheit; er enthält einen wirklich unerschöpflichen Schatz, nämlich den reinen Schwefel, der täglich in Menge aus seinem Innern strömt. Zu allen Zeiten warf dieser Vulkan reinen Schwefel von einem Zoll bis zu einem Fuß Durchmesser aus, und jeden Tag noch legt er seinen kostbaren Inhalt an der Mündung des Kraters nieder. Der Zwischenraum vom schneebedeckten Hügel bis zum Niveau des hart gewordenen Schwefels kann man jetzt auf 64 Fuß perpendikulärer Tiefe anschlagen und somit darf man wohl sagen, daß die Schwefelmasse, welche man aus dem Krater des Berges ziehen kann, unberechenbar ist.

In London wird gegenwärtig eine Dampfpresse gebaut, welche sechs Cylinder haben und in einer Stunde 15,000 Abzüge liefern soll. Die Amerikaner haben übrigens noch mächtigere Pressen, mit acht Cylindern und 20,000 Druckkraft pr. Stunde oder 333 pr. Minute. Ein amerikanisches Blatt berichtete in der letzteren Zeit sogar von einer Presse in Philadelphia, die zwölf Cylinder hat und 60,000 Bogen in der Stunde, 1000 in der Minute druckt.

Das Sprengen der unterseeischen Felsen des Diamantriffes, das bei der jetzigen Größe der Schiffe einen bedeutenden Mißstand für den Hafen von New-York bildet, giebt den Bewohnern der Stadt zuweilen Gelegenheit, den erhabenen Anblick einer Wasserkunst im großartigsten Maaßstabe zu genießen. Von einem besonders dazu construirten Fahrzeuge werden Pulverladungen in das Riff gebracht und dort vermittelst einer galvanischen Batterie entzündet. Die Explosionen finden durch Ladungen bis zu fünfhundert Pfund statt und das Wasser wird alsdann oft zu einer Höhe von hundert, und im Durchmesser von sechzig bis siebenzig Fuß emporgetrieben. Einzelne Strahlen gelangen zuweilen noch zu weit größerer Höhe und die niederfallende Wassermasse spiegelt das Sonnenlicht in schillernden Regenbogenfarben von schönster Klarheit. Zahlreiche Gesellschaft findet sich dann am Bord eines nahen Dampfbootes ein und bewundert das entzückende Schauspiel.

Die Seeschlange, das moderne Märchen der Seefahrer ist wieder einmal gesehen worden. Kapitän Tremearne bemerkte auf der Rückfahrt von China, am 6. Juli, Mittag, nahe bei seinem Schiffe einen schwimmenden Gegenstand, den er anfänglich für einen Baumstamm hielt, bei näherer Besichtigung jedoch für die mit einem helmartigen Kopf versehene, berühmte Seeschlange erkannte. Kapitän Tremearne nahm seine Flinte und feuerte auf das Thier, worauf er am Rade Blut zu sehen glaubte.

In London hat ein Deutscher einen „Glühhitze-Verbreiter" erfunden, eine Art portativen Gasofen, der durch einen Schlauch mit einem Behälter in Verbindung steht, sich mit jeder beliebigen Art von Gas nähren läßt und vermöge einer chemischen Vorrichtung eine rauch- und geruchlose, stark concentrirte Flamme erzeugt, die alle im geheizten Raume befindlichen Dünste rasch verzehrt. Die Heizung soll sich außerordentlich billig stellen. Der Erfinder hat bereits für England, Frankreich, Belgien und Holland Patente genommen.

Dritte Abtheilung.

Die deutſche Architektur

der Gegenwart.

Von W. Lübke.

Schluß.

Ein verwandtes Ziel auf Wiederbelebung und Fortbildung des romaniſchen Styles finden wir in ſelbſtändiger Weiſe von zwei Karlsruher Architekten mit ebenſo großem Talent als Erfolg angeſtrebt; wir meinen die Werke von Hübſch und Eiſenlohr. Doch iſt zwiſchen beiden manches Unterſcheidende, Abweichende, wodurch eine geſonderte Betrachtung ihrer Leiſtungen ſich von ſelbſt ergiebt.

Hübſch (geb. 1795) gehört zu den eifrigſten Verfechtern des Rundbogenſtyles, den er jedoch der typiſchen, ſpecifiſch romaniſchen Behandlungsweiſe zu entziehen ſucht, ohne in die aus dem Architravbau übertragene römiſche Behandlung des Bogens zu verfallen. Beſondere Sorgfalt hat er durch theoretiſche Unterſuchungen wie durch praktiſche Ausführungen (Kirchen zu Bulach, zu Rottenburg, zu Barmen) dem Kirchenbaue gewidmet, den er, mit Beſeitigung alles deſſen, was ihm an den mittelalterlichen Stylen irrationell erſcheint, auf die Grundlagen der altchriſtlichen Kunſt zurückzuführen ſucht. Die großen, würdigen Dispoſitionen, die kühnen und weiten Conſtructionen der alten Baſiliken nimmt er als Vorbilder, doch nicht ohne eigenthümliche Umgeſtaltung derſelben. So hat er in der Kirche zu Bulach bei Karlsruhe das Syſtem mächtiger Quer-Gurten, welche das offene Dachgerüſt tragen, nach der römiſchen Baſilika San Prassede adoptirt. Allein hier erkennt man zu deutlich das Unfertige, welches dieſe den künftigen Gewölbebau vordeutende Form an ſich trägt, und empfängt davon mehr einen unruhigen, unbefriedigenden als einen monumentalen Eindruck. Für eine unſerem Gefühl genügende Kirche wird man das durchgeführte Gewölbeſyſtem nicht umgehen dürfen. In der Gliederung und Detaillirung iſt viel Romaniſches, wenngleich in modificirter Umgeſtaltung, enthalten; allein eine gewiſſe Trockenheit beſonders in den Profilirungen und den Ornamenten berührt das Auge meiſtens erkältend, wenn ſich auch in den Hauptformen und der Geſammtanlage Würde und monumentale Energie nicht verleugnen. Dieſer Eindruck entſpringt aus einer überwiegend verſtändigen Richtung, aus dem einſeitigen Streben nach tüchtigen und eigenthümlichen Conſtructionen. Gewiß iſt eine ſolche Tendenz an ſich durchaus geſund und für die Entwicklung der Architektur nur förderlich; allein wenn mit ihr ſich nicht zugleich eine reiche Phantaſie und feiner Geſchmack verbinden, ſo vermag ſie allein den künſtleriſchen Sinn nicht zu befriedigen. Daraus erklären wir uns bei allem Gediegenen, Anerkennenswerthen, Intereſſanten der Bauten dieſes Architekten einen gewiſſen Mangel an formellem Reiz, an Friſche und Wärme der Empfindung. Dagegen iſt ihnen meiſtens eine tüchtige monumentale Wirkung eigen, die durch die Solidität und die verſtändige Anwendung des Materials — ſowohl gehauenen als gebrannten Steines — begünſtigt wird. In der Ornamentik folgt er gern antiken Motiven, jedoch in freier, dem romaniſchen Styl analoger Umbildung, ſo daß die Formen derber, rundlicher, fleiſchiger werden. Allein ſo viel die Tendenz als ſolche für ſich hat, ihre Verwirklichung iſt meiſtens nicht

sonderlich schön und organisch, zumal an den Säulenkapitälen und den Fries- und Simsverzierungen. Das Karlsruher Museum, eines seiner großartigsten Werke, liefert genug Beispiele dafür und zeigt außerdem in mancher Beziehung, bei stattlichen Verhältnissen und ebenso zweckmäßiger als edler und schöner Anlage der Räume, die schwache Seite des Architekten. So ist z. B. die Form der Fenster, die dreifach getheilt, in der Mitte rundbogig, an den Seiten horizontal geschlossen sind, unruhig und unschön, dabei zu absichtsvoll; die Verdopplung der zu mager profilirten Eisenen unwirksam, das Krönungsgesimse nicht frei und kräftig genug entwickelt. Ungemein schön und zweckmäßig erscheint dagegen die Anordnung, Disposition und Construction der inneren Räume. Von dem stattlich angelegten Flure aus tritt man in ein Treppenhaus, das in angemessener Verbindung mit den Haupträumen steht und ohne übermäßige Raumentfaltung doch eine lebendige Gliederung des Raumes bei ungemein schönen Durchblicken auf die in zwei Armen aufwärts führende Treppe, die Podeste mit ihren Säulenstellungen und die reiche malerische Ausstattung der Wände gewährt. Nicht minder zweckmäßig und angemessen sind die für die Sammlungen bestimmten Säle angeordnet, durchweg in stattlichen Verhältnissen, mit flachen, auf Säulen ruhenden Gewölben, in der oberen Etage meist mit Oberlicht. Nur in den ornamentalen Details ist auch hier manches minder Gelungene störend.

An der Trinkhalle zu Baden hat Hübsch eine großartige Säulenhalle mit flachen Kuppelgewölben in Verbindung gebracht, und dies constructive Verhältniß auch äußerlich dadurch ausgedrückt, daß die Säulen unter einander nicht durch Architrave, sondern durch Flachbögen verbunden werden, eine Anordnung, der man eine gewisse lebendige Wirkung nicht absprechen kann. Von großer Bedeutung ist ferner das neue Theater in Karlsruhe, an welchem er den von ihm erstrebten Styl mit möglichstem Reichthum der Ornamentik auszustatten suchte. Doch leidet hier gerade die Ausschmückung des Aeußeren an manchen willkürlichen und unschönen Elementen, so z. B. die Nischen des oberen Rundbaues, wie denn auch diese Grundform selbst sich nicht eben organisch mit der übrigens schön gedachten und reich durchgeführten Vorhalle verbindet. Letztere nämlich schließt sich in zwei Geschossen dem Kern des Baues an, wodurch ein Contrast zwischen der geradlinigen Halle und dem Halbkreis des eigentlichen Gebäudes entsteht. Offenbar hat der Architekt die mit zwei vorspringenden Flügeln versehene halbrunde Form als die der inneren Disposition entsprechendste gewählt; geschah dies aber, wie es namentlich an französischen Theatern und in Deutschland an den Theatern zu Mainz und Dresden stattfindet, so kam man mit der Anlage des Haupteinganges in Verlegenheit. Man konnte nicht umhin, denselben in die Hauptaxe des Baues zu bringen; da diese aber in die Mitte des Halbkreises hineintraf, war kein Mittel vorhanden, diese Stelle selbständig hervorzuheben. Die Kreislinie ist etwas zu fest in sich Geschlossenes, daher mehr der Rückseite als der Vorderseite eines Baues Zukommendes. An der Rückseite soll der Bau sich schließen, an der Vorderseite sich öffnen, sich möglichst vielen Eintretenden möglichst weit aufthun. Daher griff der Architekt zur Anlage einer Vorhalle, verfiel damit aber demselben Mangel innerer organischer Verbindung, den man beispielsweise am Pantheon zu Rom und dessen Vorhalle bemerkt.

Abgesehen hiervon, hat Hübsch die Halle selbst in freier origineller Weise dargestellt. Frühere classische Architekten wußten sich in solchem Falle meistens nur mit jenen Auskunftsmitteln zu behelfen, welche schon bei den Römern, und mehr noch in der Renaissance nichts als eine blendende Dekoration waren. Die griechischen Säulenstellungen mit ihrem Gebälk und Tempelgiebel in conventioneller Weise an einen Bau zu fügen, dessen Anlage, Etagenhöhe und Gliederung Nichts mit jenen Formen gemein haben, widerstrebte dem verständig klaren, auf Wahrheit und organische Nothwendigkeit gerichteten Sinne eines Architekten wie Hübsch. Die Disposition der Vorhalle des Theaters muß daher als eine nicht gering anzuschlagende Lösung des Problems bezeichnet werden. Durch kräftige Mauerpfeiler wird die ziemlich breit ausgedehnte Halle in drei Theile gegliedert. Der mittlere öffnet sich mit drei, die seitlichen mit je zwei von schwächeren Pfeilern aufsteigenden Halbkreisbögen. Eine breite Treppe führt zu der um einige Stufen erhöhten Eingangshalle. Im obern Geschoß ist eine ähnliche Disposition der Halle, jedoch mit dem Unterschied, daß sie sich mit flachen Stichbögen auf gekuppelten Säulen öffnet. Durch die Verdopplung der Säulen wurde aber, in Verbindung mit der charakteristischen Form des Flachbogens, zwar ein pikanter, neuer Reiz gewonnen, allein die Darstellung dieser Construction blieb an Harmonie und einfacher Klarheit hinter der ähnlich behandelten Trinkhalle zu Baden zurück. Dort waren es nur einzelne Säulen, hier sind es doppelte, deren Kapitäle mit der auflagernden Mauermasse zu verbinden und mit klarem Uebergange in letztere hinüberzuleiten dem Architekten nicht glücklich gelungen ist; dort war die Form des Flachbogens alleinherrschend, hier tritt sie mit dem Rundbogen zusammen und obendrein nicht in der unteren, sondern in der oberen Etage. Daß aber die schwerere, gedrücktere Form sich über der schlankeren, leichteren findet, wirkt

nicht eben günstig, und das Auge bedauert, in der oberen Halle nicht ebenfalls dem Halbkreisbogen zu begegnen. Uebrigens wirkt der Bau im Ganzen durch das Tüchtige seiner Verhältnisse, durch die reiche, wenn auch nicht durchweg geschmackvolle Dekoration, durch die geschickte Verbindung verschiedenen Materials, — eines trefflichen Sandsteins mit sorgfältig behandelten Ziegeln und Terrakotten, endlich durch die Wandgemälde der oberen Säulenhalle reich und festlich heiter, wie es seiner Bestimmung gemäß ist. Bei der Ausbildung der innern Räume hat der Architekt, um den Bau feuersicher herzustellen, sich eiserner Constructionen bedient. Freundlich bei angenehmen, dabei mäßigen Verhältnissen stellt sich der Theaterraum dar. Die Logenreihen ruhen auf zierlichen eisernen Säulchen; das Ganze überspannt heiter nach Art eines luftigen Zeltdaches die Decke.

Die neuesten Schöpfungen dieses überaus thätigen Architekten zeigen ihn wiederum originell und bedeutend in der Charakteristik der darzustellenden Bauten. Es sind die noch nicht ganz vollendeten Gebäude im botanischen Garten zu Karlsruhe. In großartigem Complex umfassen sie die ausgedehntesten Treibhäuser, verbunden mit verschiedenen Festräumen und dazu gehörigen Lokalitäten. Auch hier hat Hübsch eine monumentale Haltung des Ganzen erstrebt, der es durch Mannichfaltigkeit der Hauptformen nicht an malerischem Reiz gebricht. Die Umfassungsmauern sind in trefflichem Sandsteinquaderwerk, die Decken dagegen, den Bedürfnissen und Zwecken entsprechend, in Eisenconstructionen mit Glas ausgeführt. Diese Anordnung, verbunden mit gewissen geschweiften Formen, wie sie sich mit Leichtigkeit aus dem gegebenen Materiale entwickeln lassen, ist nicht ohne phantastisch poetische Wirkung.

Nachdem wir Hübsch in den hervorragenden Momenten seines Schaffens kennen gelernt haben, werden wir nicht umhin können zu gestehen, daß seine Werke in der Entwicklungsgeschichte der modernen Architektur eine hochbedeutsame Stellung einnehmen. Hier ist nicht mehr von einem eklektischen, vielfach willkürlichen, hypermonumentalen Schaffen wie in München die Rede. Wir begegnen wieder einem Princip, einer mit Scharfsinn und klarem Bewußtsein geübten architektonischen Thätigkeit. Die Bedingungen der Construction, des Materiales, der praktischen Bedürfnisse stehen als Grundfaktoren des baulichen Wirkens wieder im Vordergrund. Aus ihnen entwickelt sich in consequenter Gestaltung das System der Architektur. Nahmen die Münchener durchweg rein zufällig für einen vorliegenden bestimmten Zweck irgend einen der bekannten Style, oder wußten sie, wie Gärtner, selbst bei einheitlicher Stylrichtung die verschiedenen Gebäude nach ihren Bestimmungen nicht zu charakterisiren, so bringt dagegen Hübsch auf entgegengesetztem Wege, weil er von den materiellen Bedingnissen ausgeht, zu einer Mannichfaltigkeit, Originalität und individuellen Charakteristik der Bauten, die gleichwohl von eklektischer Vielzüngigkeit baulicher Formensprache weit entfernt ist. Daher haben seine Werke das Gepräge eines klaren, consequenten, originellen Geistes, der die Geschichte seiner Kunst nicht als ein wirres Aggregat von Einzelanschauungen, sondern als kritisch gesichtetes und durchforschtes Material in seinem Bewußtsein trägt. Wenn nun auch die formelle Darstellung Manches zu wünschen übrig läßt, wenn Phantasie und Schönheitssinn nicht in gleichem Maße dem constructiven Talent und der Verstandesschärfe zur Seite stehen: jedenfalls ist das hier Erreichte als wichtiger Baustein für die Gestaltung der modernen Architektur zu schätzen.

Unter den Architekten, welche bei ihrem Schaffen den romanischen Styl zum Ausgangspunkte gewählt haben, steht an Feinheit der Auffassung, Reichthum der Phantasie und Adel des Formensinnes Eisenlohr obenan. Von ihm rühren namentlich die Hochbauten der Badischen Staatseisenbahn, sämmtliche Bahnhofsanlagen mit ihren weiten Empfangshallen, Wagenschuppen und andern Baulichkeiten, sämmtliche kleinere Gebäude bis zu den bescheidensten Wärterhäuschen her. Eisenlohr's Schaffen beruht auf einem gründlichen Studium und Verständniß des romanischen Styles, den er nicht wie die meisten Münchener in seiner primitiven Schwere und phantastischen Ueberladung, sondern in seiner edelsten, reinsten Entfaltung, wie sie die besten Denkmale aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zeigen, aufnimmt. Ein lebhaftes Gefühl für Anordnung, Vertheilung und Gliederung der Massen, für angemessenen Schmuck, für eine malerisch freie Composition spricht aus seinen Werken. Den Zwecken analog, welchen sie dienen, weiß er die verschiedenen Bauten nicht bloß in der Gesammthaltung, sondern auch in der ornamentalen Ausstattung, in Gliederung und Dekoration zu charakterisiren. Treffliche Belege dafür bieten die Bahnhofsgebäude zu Freiburg, Karlsruhe und Heidelberg.

In höherer Weise noch entfaltet sich die Originalität des Architekten an den Empfangshallen, wo weite Räume hell und leicht zu bedecken waren. Hier griff er zu den in den gebirgigen Theilen des Landes, im Schwarzwald, heimischen Holzconstructionen, die er in glücklichster und mannichfaltigster Weise ausbildete, in einer dem Material und der Bestimmung gemäßen Kunstform darstellte und mit dem massiven Quaderwerk der Umfassungsmauern harmonisch verband. Mehrere höchst anziehende Beispiele liefert der Bahnhof zu

Heidelberg. Endlich ist noch der kleineren Anlagen der Wärterhäuser zu gedenken, an denen sich Reichthum und Geschmack der Phantasie im schönsten Lichte zeigen. Sie sind durchaus in der charakteristischen Bauweise des Schwarzwaldes concipirt und haben dadurch eine so natürliche Grazie und Schönheit erhalten, daß sie der umgebenden, meist sehr malerischen Landschaft zu nicht geringer Zierde gereichen. Die weit vorspringenden schattigen Dächer, die holzgeschnitzten Galerien, die Verbindung verschiedenen Materials geben den kleinen Gebäuden einen eigenthümlich warmen, anheimelnden Charakter, und das Geschick, mit welchem der Architekt die oft hügelige Beschaffenheit des Terrains zu malerischen Motiven der Composition ausgebeutet hat, erhöht den künstlerischen Eindruck dieser zierlichen Werke. Eisenlohr hat hier gezeigt, was sich selbst bei einfachsten, anspruchslosesten Bauten durch treues Anlehnen und sinniges Eingehen auf naturgemäße Grundbedingungen erreichen läßt. Was oft mit der größten Verschwendung von materiellem Aufwand nicht gelingt, das hat er hier mit Anwendung bescheidener Mittel aufs Schönste errungen.

Es bleibt noch übrig, unter den süddeutschen Architekturbestrebungen die neuesten Arbeiten der Wiener Architekten zu nennen, welche in ihrer Gesammtrichtung manche verwandtschaftliche Züge blicken lassen. Nachdem in Wien lange Zeit die Architektur gleich den übrigen Künsten gefeiert hatte, ist sie erst kürzlich, im Einklange mit den Bewegungen, welche auf Regeneration des staatlichen Lebens abzielen, zu neuer Thätigkeit geweckt worden. Was vor dieser Epoche dort entstanden, ist entweder künstlerisch bedeutungslos, oder verliert sich als vereinzelte Leistung, wie z. B. das im Jahre 1824 von P. Nobile in tüchtig ernster Auffassung des dorischen Styles erbaute Burgthor.

Das erste bedeutendere Werk, welches die neuere Umwandlung ausspricht, ist die vom Schweizer Architekten J. G. Müller seit 1848 begonnene und im Wesentlichen bis auf die malerische Ausstattung vollendete Altlerchenfelder Kirche zu Wien. Sie zeigt deutlich das Streben, deutsche und italienische Elemente romanischer Architekur zu verschmelzen. Die Entfaltung und Gliederung des inneren Raumes ist von großartiger Wirkung. Niedrige Seitenschiffe, mit Flachkuppeln bedeckt, fassen das mit hohen Kreuzgewölben versehene Mittelschiff ein. In der Stützenstellung ist ein lebendiger rhythmischer Wechsel zu bemerken, doch erscheint die Vertikalgliederung der Schiffwände nicht ohne willkürliche und erkünstelte Motive. Von imposanter Wirkung verspricht die über dem Mittelquadrate des Kreuzschiffes hoch emporsteigende Kuppel zu werden, zumal sie gleich den übrigen Theilen der Kirche eine vollständige Ausschmückung mit Wandgemälden erhalten wird. Das Aeußere, vom Architekten für den Ziegelbau entworfen, aber nach seinem Tode nicht ganz in diesem Sinne ausgeführt, hat manches Lobenswerthe in Vertheilung und Gruppirung der Massen. Zwei schlanke viereckige Thürme steigen, durch horizontal abschließenden Zwischenbau verbunden, nach Art deutsch-romanischer Kirchen an der Façade auf, über dem Kreuze der Kirche erhebt sich eine achteckige Kuppel. In die Gestaltung der letzteren hat ein etwas spielendes Wesen sich eingemischt, namentlich ist die gezwungene und unnöthige Umbauung des achteckigen Körpers mit coulissenartig vorspringenden, den Anschein eines Vierecks gewährenden Eckmauern weder vor dem Richterstuhl der Schönheit noch vor dem der Zweckmäßigkeit zu rechtfertigen. Auch sonst erscheint in der Gliederung der Mauerflächen manches Unlebendige, Schematische, die Streben über den Seitenschiffdächern sind geradezu unschön und wiederholen nur das üble Vorbild der Ludwigskirche zu München.

Hier wäre wohl der Ort, ein Wort gegen die dem Geiste der romanischen Architektur widersagende Anordnung solcher Strebebögen oder gar Strebemauern zu richten. Wenn der gothische Styl zur Ergänzung seines Constructionssystems der ausgedehntesten Strebenanlagen bedarf, so ist das ein so specifisches Hülfsmittel der Construction, daß es nur in der wunderbar feinen und consequenten Ausbildung, die dasselbe an den französischen Kathedralen und den von denselben abgeleiteten wenigen deutschen Kirchen gefunden hat, annehmbar erscheint, und selbst dann noch Zweifel darüber erhoben werden können, ob es nicht eher eine Eigenheit, als eine Schönheit des Styles ist. Will man aber einen solchen Nothbehelf ohne Noth — denn daß er entbehrlich ist in den meisten Fällen, beweisen hunderte von Kirchen in Deutschland und England — und obendrein in nothdürftigster, von der Kunst nicht veredelter Gestalt auf einen Styl anwenden, der gerade in der ruhigen Massenwirkung und klaren, harmonischen Flächengliederung einen seiner hervorstechendsten Vorzüge besitzt, so muß dies in hohem Grade verwerflich erscheinen.

Trotz dieser und anderer Mängel ist die Altlerchenfelder Kirche als ein erfreuliches Zeichen des wiederauflebenden Sinnes für monumentale Architektur zu betrachten. Und dieser Anfang scheint in Wien nicht ohne segensreiche Folgen zu bleiben. Die große Bewegung, welche in allen Kreisen der Bevölkerung jüngst der Vorschlag, zu Ehren der Rettung des Kaisers eine Votivkirche zu errichten, verursacht hat, die begeisterte Anerkennung, die sich alsbald in reichlichen Beisteuern geltend machte, endlich die bedeutenden künstlerischen Kräfte, welche die

darauf erfolgte Concurrenz aller Orten in Deutschland zur Betheiligung an der Lösung einer so großartigen Aufgabe angeregt hat, — das Alles sind Lebenszeichen eines vor Kurzem noch fast unmöglich scheinenden Aufschwungs.

Noch eines anderen Werkes ist hier zu gedenken, eines der großartigsten der Neuzeit, welches, obgleich seine Bestimmung dem friedlichen Schaffen der Kunst diametral entgegengesetzt scheint, doch der künstlerischen Weihe nicht entbehren sollte. Es ist das neue Arsenal zu Wien, ein ungeheurer stadtähnlicher Complex von kolossalen Baulichkeiten, von Kasernen, Munitions- und Waffendepots, Geschützgießereien und was sonst mit den kriegerischen Zwecken dieser Art in Verbindung steht. Die Architekten Siccardsburg, van der Nüll, Hansen, Förster und Rösner erhielten den Auftrag, diesem gewaltigen Baukoloß Gliederung, Mannigfaltigkeit und künstlerische Belebung zu verleihen. Dies ist in anerkennenswerther Weise geschehen, indem man den zur Anwendung kommenden Ziegelbau, den Bedingungen des Materials und den Erfordernissen der Aufgabe gemäß, mit einer geschickten Hingabe an den romanischen Styl behandelte. Und zwar wendete man solche Formen an und modificirte in seiner Auffassung den Styl derartig, daß er die kriegerisch trotzige Bestimmung der Gebäude charakterisch ausspricht. Besonders reich sind, zum Unterschiede von den bloß zu technischen Zwecken dienenden Gebäuden, die Commandantur (Siccardsburg und van der Nüll), das Waffenmuseum (Hansen), und die Kirche (Rösner) ausgeführt. Hier ist manches Originelle, Phantasievolle geleistet und im Ganzen ein tüchtiger, stattlich monumentaler Eindruck erreicht worden. Doch kann man nicht leugnen, daß mehrfach eine unkritische Mischung der Elemente verschiedenster Style, selbst des maurischen, befremdet, und gar an der Rösner'schen Kirche, besonders am Portal, häuft sich eine solche Menge barocker, unverstandener Bildungen, daß man glaubt, alle Schulen romanischer Ornamentik haben sich hier zu einem nicht eben sinnvollen Carneval vereinigt.

War in den bisher betrachteten Bestrebungen nach Wiederbelebung der mittelalterlichen Architektur eine Vorliebe für den romanischen Styl unverkennbar, so haben wir nun eine andere Richtung zu schildern, die sich das Anknüpfen an den gothischen Styl zum Princip gemacht hat. Die Vertreter derselben gehen von der Grundanschauung aus, daß die gothische Architektur die specifisch deutsch nationale, unserem Klima und unsern Bedürfnissen entsprechendste sei. Was zunächst ihren angeblich deutschen Charakter betrifft, der manche Forscher zu Benennungen wie „deutscher", „altdeutscher", oder „germanischer" Styl verleitet hat, so ist durch die neueren Untersuchungen hinreichend bestätigt und allgemein anerkannt, daß dieser Styl nicht ein Product Deutschlands, sondern Frankreichs ist. Noch mehr! Während England und Belgien dem gothischen Style schnell Eingang verschafften, drang derselbe nur mühsam, nur vereinzelt zunächst in Deutschland ein, und während Frankreich und England bereits mit gothischen Gebäuden übersäet waren, sträubten die meisten Gebiete Deutschlands, in starrem Festhalten an den Formen des romanischen Styles, sich aufs Entschiedenste gegen die Aufnahme des fremden Eindringlings. Und wirklich hatte sich innerhalb der romanischen Stylgesetze eine so reiche Blüthe von nationalen und selbst provinziellen Schulen entfaltet, die insgesammt jede für sich eine besondere charakteristische Auffassung des Styles herausgebildet hatten, daß man im Gegentheil dem unendlich vielseitigen, zahlreiche individuelle Modificationen zulassenden romanischen Styl weit eher das Prädicat eines national deutschen beilegen könnte, als dem gothischen, der sein Constructions- und Formenschema mit unerschütterlicher Strenge allen Nationen ohne Unterschied aufdrang. Was ferner sein Verhältniß zu unserm nordischen Klima betrifft, so fehlt es nicht an den gewichtigsten Stimmen erprobter Fachmänner, welche den gothischen Styl als den für unser Klima ungeeignetsten bezeichnen. Denn mit den unzähligen feinen Details, in die er die Masse auflöst, mit den durchbrochenen Stab- und Gitterwerken, mit den zierlichen Fialen und ihren steinernen Blumen, mit den Wunderbauten der in ein luftiges Netzwerk aufgelösten Thurmpyramiden bietet diese Architektur der Zerstörung, den aufreibenden Einflüssen der Witterung tausend Angriffspunkte dar. Der Erfolg beweist es denn auch: denn während die viel älteren romanischen (wir meinen selbstverständlich die bedeutenderen, mit Sorgfalt aufgeführten) größtentheils intakt sind, befinden sich die reichgeschmückten gothischen Kirchen sämmtlich in der Restauration oder bedürfen doch einer solchen auf's dringendste. Aber die gutmeinenden Vertheidiger jenes Satzes verstehen sich überhaupt schlecht auf das Wesen der gothischen Architektur, wenn sie wähnen, es sei derselben besonders auf Rücksichten praktischer Zweckmäßigkeit, klimatischer Angemessenheit angekommen. Die Stimmung, aus welcher der gothische Styl hervorgegangen, war eine zu spiritualistische, als daß sie nicht dem Erstreben einer höchst eigenthümlichen Schönheit, dem consequenten Verfolgen eines ungemein scharfsinnigen Systems jede andere Rücksicht aufgeopfert hätte. So wurden Bauten von wunderbar complicirtem Organismus hervorgebracht, die nichts Anderes waren als ungeheure Baugerüste, voll einer phantastisch-poetischen Schönheit, noch dazu umkleidet mit

dem Reiz historischer Erinnerung, — aber gerade diese geistigen Elemente entziehen sich jeder Möglichkeit der Nachahmung, und je treuer man die ganze gothische Formenwelt zu copiren sich abmüht, desto widerspänstiger erweist sich die eigensinnige Grazie des Styls, desto trockener — eine neue Form akademischen Schablonenthums! — werden die Ergebnisse dieser Nachahmung, so manches glückliche Resultat auch dabei in der Darstellung von Details erzielt wird.

Im Heerlager der modernen Gothiker sind obendrein mehrere Parteien zu unterscheiden, die in Auffassung und Anwendung des gothischen Styles weit von einander abweichen. Einige stellen die strenge, herbe Weise des dreizehnten, Andere den zierlich eleganten Styl des vierzehnten, noch Andere den minder consequenten, aber beweglicheren des funfzehnten Jahrhunderts als Richtschnur auf. Zudem haben diese Bestrebungen, im Einklange mit der fortschreitenden Erforschung des Mittelalters in den letzten Dezennien, manche Wandlungen erlebt. Der frühere, mehr aus warmer Begeisterung als aus klarer Erkenntniß hervorgegangene, noch vielfach im Dilettantismus befangene Standpunkt wird am besten durch die Bauten Heideloff's (katholische Kirche zu Leipzig Privathäuser zu Nürnberg u. A.) charakterisirt. Indeß hat gerade dieser rührige, unermüdliche Künstler durch sein Wirken für Erforschung und Erhaltung der mittelalterlichen Denkmale sich ein großes Verdienst erworben, welches die Kunstübung wie die Wissenschaft in dankbarer Erinnerung tragen wird.

Den bedeutendsten, folgereichsten Impuls für die Neubelebung des gothischen Styles hat die unter Zwirner's Leitung meisterhaft ausgeführte Wiederherstellung und weitere Vollendung des Kölner Domes gegeben. Hier erstand wieder eine Bauhütte, in der die praktische Ausübung der Kunst Hand in Hand mit der theoretischen Ergründung ihrer Gesetze und Bedingungen ging. In alle Theile des deutschen Vaterlandes ist diese Einwirkung mehr oder minder entschieden gedrungen und hat sich zunächst in der Restauration unzähliger Kirchen und Kathedralen ein breites Feld der Thätigkeit, der praktischen Bewährung geschaffen. Aber auch neue Kirchen sind aller Orten im gothischen Style erstanden, darunter Werke von bedeutender Anlage und künstlerischem Werth wie die neue vom englischen Architekten Scott erbaute Nikolaikirche zu Hamburg.

Wie nun diese Bestrebungen im Einzelnen fehlgreifen und irren mögen: den einen nicht gering anzuschlagenden Vortheil werden sie der Entwickelung der Architektur bringen, daß durch sie ein großer und wichtiger Kreis des kunstgeschichtlich abgeschlossenen Materiales für die Gegenwart wieder fruchtbar gemacht und in Fluß gebracht wird. Denn so verwirrend auf den ersten Anblick die proteische Gestalt des modernen Bauschaffens ist, so nothwendig ist ein Durchgangsstadium wie das gegenwärtige. Es hieße geringe Einsicht in die Gesetze geschichtlichen Fortschrittes beweisen, wenn man glauben wollte, ein bestimmter, historisch fertiger Styl lasse sich schlechthin für die heutige Praxis neu aufnehmen. Wenn irgend Jemand dies mit genialem Griff unternommen hat, so war es Schinkel. So wie er die antike Architektur wiederbelebt hat, ist es noch keinem modernen Architekten mit dieser oder einer anderen Bauweise gelungen. Und wenn wir unserer äußeren Existenz und unserm innern Leben den Geist des Hellenenthums wieder einzuimpfen vermöchten, so würde seine Weise die maßgebende für uns bleiben müssen. Allein es läßt sich nicht verkennen, daß selbst der vollendetsten Wiedergeburt der antiken Architektur das eine Hinderniß im Wege stehen wird, daß sie dem Volksgemüthe niemals innerlich befreundet und nahe stehen kann. Unsere geistige Bildung wurzelt in der antiken Anschauung, unser Gemüth sympathisirt mit der germanisch-christlichen Epoche des Mittelalters. Daß also bei einer lebensvollen Neugestaltung der Architektur diese beiden Hauptfactoren zusammenwirken müssen, erscheint unerläßlich. In welcher Gestalt sich diese Verschmelzung zu vollziehen habe, das ist Sache künstlerisch-genialer Entwickelung; daß aber eine wahrhafte Entwickelung die wichtigsten Momente aus den Resultaten vergangener Stufen zu vereinigen habe, ist wohl selbstverständlich. Wozu hätte es sonst fernere Stadien in der Entfaltung des architektonischen Gedankens gegeben, wenn man dieselben einfach mit Stillschweigen übergehen oder in schulmeisterlicher Pedanterie als „warnende Beispiele, von einer weisen Vorsehung den Menschen hingestellt", ansehen wollte. Daß die moderne Architektur aus der antiken Gesetz, Maß, Ordnung und unübertreffliche harmonische Vollendung des Ganzen und der Theile, daß sie aus der altchristlichen und romanischen Kunst Würde und Feierlichkeit des Eindrucks, imposante Ruhe und wirksame Gliederung der Massen; daß sie aus der Gothik ein scharfsinniges System der Construction und eine wunderbar organische Gestaltung innerer Räume lernen kann, — wer möchte das läugnen? Aber es fehlt in dem Kranze noch eine Blüthe, die, oft geschmäht und verdächtigt, dennoch auch mit ihrem eigenthümlichen Zauber in hohem Grade der Beachtung werth erscheint. Es ist die Renaissance, und hier haben wir nachzuweisen, wie dieselbe in den Werken eines höchst talentvollen deutschen Architekten dem Leben neu gewonnen worden ist.

Gottfried Semper war es, der während seiner im J. 1849 plötzlich abgebrochenen Wirk-

samkeit zu Dresden eine Reihe von Bauten entstehen ließ, als deren gemeinsames stylistisches Gepräge das Zurückgreifen zur Renaissance erscheint. Man glaube aber nicht, daß diese Richtung eine subjectiv willkürliche des Architekten sei. Vielmehr wurde er auf dieselbe durch die baulichen Traditionen der Stadt hingewiesen. Dresden hat nicht bloß in seinen ältern Privathäusern zahlreiche Beispiele einer eigenthümlichen Behandlung der Renaissance und ihrer Verschmelzung mit mittelalterlichen Plananlagen aufzuzeigen: die üppige Lebensweise des dortigen Hofes ließ auch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl von öffentlichen Gebäuden, vornehmlich Schlösser und Paläste, oder auch Kirchen entstehen, die großartig angelegt und prachtvoll ausgestattet den Renaissancestyl in seiner späteren Uebertreibung repräsentiren. Dieses faktische Verhältniß konnte allein genügen, den heutigen Architekten, der hier zu bauen beauftragt wurde, zum Anknüpfen an jenen Styl zu veranlassen. Dazu kommt aber noch, daß die Renaissance Vorzüge besitzt, welche in ihrer Art wiederum jedem anderen Architektursystem fremd sind. Diese Vorzüge bestehen vor Allem in der Composition auf den malerischen Effect, in einer ungemein wirksamen Profilirung der Gebäude und einer plastischen Dekoration der Flächen, wie sie keiner der übrigen Style aufweist. Freilich war die Spätzeit der Renaissance, in einseitigem Streben nach malerischer Wirkung, zu jener krausen, überladenen Entartung gelangt, die auch an den älteren Dresdener Bauten sich bemerklich macht. Diesen outrirten Formen ging Semper jedoch mit Besonnenheit aus dem Wege, indem er statt dessen die Renaissance von solchen Willkürlichkeiten zu läutern, ihr Etwas von dem reineren Hauch der Antike einzuflößen suchte, ohne das vollere, üppigere Leben der Glieder darum preiszugeben. Allerdings blieb seine Architektur dadurch bei den conventionellen Ausdrucksmitteln stehen, zu welchen schon die römische Architektur in Anwendung der griechischen Formen gelangt war: allein wie weit dieselben für ähnliche Zwecke verständig umzubilden und mit einer gewissen Consequenz und Harmonie durchzuführen sind, hat er an seinen bedeutendsten Bauten bewiesen.

Unter diesen ist zunächst das Theater zu Dresden (1837 — 40) zu nennen. Der Grundplan befolgt die am Theater zu Mainz adoptirte Form eines Halbkreises mit angefügten Querflügeln. Während Hübsch an seinem Theater zu Karlsruhe bei ähnlicher Plananlage den Eingang durch eine vorgelegte Halle zu charakterisiren suchte, hat Semper, derartige Mittel verschmähend, seinen Haupteingang mit der Fensterarchitektur des unteren Geschosses gleich gebildet, und dadurch die zu wünschende Wirkung eines dominirenden Portalbaues aufgegeben. Dagegen berührt das Zurücktreten des dritten Geschosses hinter den beiden unteren das Auge wohlthuend und gewährt dem Gebäude einen bewegten und bedeutsamen Umriß. Die Fenster der beiden Hauptgeschosse sind rundbogig, unten von toskanischen, oben von ionischen Halbsäulen eingefaßt, welche das Gebälk und die trennenden und krönenden Gesimse tragen. Neben den Eingängen sind Flächen mit statuengeschmückten Nischen angebracht, um für das Auge in ansprechender Weise Ruhepunkte zu gewinnen. Die oberen Geschosse sowie die Querflügel haben eine Pilastergliederung, erstere außerdem malerische Zierden in Sgraffito, letztere in ihren Giebelfeldern herrliche Sculpturen von Rietschel. So kann man dem ganzen Bau eine großartige und reiche Wirkung nicht absprechen, die sich bei vorzüglicher Ausführung in sorgfältigem Quaderbau in einem edlen Organismus, glücklichen Verhältnissen und trefflichem plastischen Schmuck ausspricht.

Neuerdings ist ein anderes, nach Semper's Entwürfen aufgeführtes Gebäude vollendet worden, an welchem der von ihm angestrebte Styl in noch reicherer Entfaltung zur Anwendung gekommen: das Dresdener Neue Museum. Durch die Lage dieses Baues wurde dem Architekten die formelle Fassung desselben klar vorgezeichnet. Das Museum schließt sich nämlich den großartigen, im Anfang des vorigen Jahrhunderts errichteten Zwingerbauten an, deren mächtiges Viereck das neue Werk vollendet. Aus dieser Anordnung ergab sich die Anlage einer mittleren Durchfahrt und die stylistische Behandlung des Aeußeren. Mit glücklichem Griff hat der Architekt die brillante Rococo-Architektur des Zwingers in Disposition und Gliederung der Mauerflächen adoptirt und mit feinem Verständniß des künstlerisch Angemessenen jenen kraus überladenen Styl geläutert, ohne ihn seines Reichthums und seiner Anmuth zu entkleiden. Leider ist er jedoch nicht consequent dabei verfahren; denn nicht nur die Ausbildung des unteren Geschosses in einer unglaublich rohen, sowohl mit den Verhältnissen des Ganzen wie mit dem zierlich behandelten Obergeschoß contrastirenden Rustika, als auch die Durchführung der ganzen, dem Flusse zugekehrten Hauptfaçade widerspricht der Architektur des Zwingers. Hier nämlich hat Semper, vermuthlich um eine ruhigere Massenwirkung zu erreichen, bei der Fensteranlage ein Princip befolgt, dessen Rechtfertigung wir nicht zu entdecken vermögen. Indem er die rundbogigen Fenster des Obergeschosses abwechselnd mit Pilastern und Schutzgiebeln, oder ohne diese Umrahmung ausstattete, verurtheilte er die eine Hälfte derselben zu einer untergeordneten Erscheinung, welche in der Natur der Sache durch Nichts motivirt wird. Weit schöner und consequenter

sind, im Anschluß an die Zwinger-Architektur, die Fenster der südlichen Façade entwickelt. Hier findet eine Einfassung mit zierlichen ionischen Säulen statt, welche den Fensterbogen tragen, während außerdem zwischen den Fenstern Wandpilaster angebracht sind, auf deren reichgeschmücktem korinthischen Kapitäl das krönende Gebälk mit schönem Konsolengesimse ruht. Ein Halbgeschoß tritt mit abermaliger Gesimsbekrönung und Balustrade etwas hinter das darunter befindliche Hauptgeschoß zurück, den oberen Abschluß zu prächtigster Wirkung steigernd. An den Schmalseiten hat sodann der Architekt die Fenster trefflich zu gruppiren, den Mittelbau endlich zu höchster Entfaltung reicher Ornamentation zu benutzen verstanden. Aus dem Kern des Gebäudes vorspringend, gestaltet sich dieser Haupttheil in der Weise eines römischen Triumphbogens als dreifacher Eingang, indem ein Hauptportal zwei kleinere flankiren. Vier korinthische Säulen bilden vortretend eine Gliederung der Wandfläche und tragen vier obere Säulen, die zur Einfassung der oberen Fenster dienen. Wie der ganze Bau, so wurden diese Theile vorzüglich mit edlem plastischem Schmucke, mit Reliefs an Postamenten in Bogenzwickeln, Friesen, Medaillons, und mit freistehenden Statuen ausgestattet. Besonders sind es am Obergeschosse die zwischen den Fensterbogen und den trennenden Pilastern entstandenen Wandflächen, welche mit einer vierfachen Reihenfolge von Reliefs nach Rietschel's und Hähnel's Compositionen ausgefüllt wurden. Erwägt man diese ganze, gleich dem Mauerwerk in Sandstein vorzüglich ausgeführte Dekoration, die auf sinnige Weise den Kulturgang der Menschheit in den Repräsentanten des antiken Götter- und Heroenthums, wie in den biblischen und geschichtlichen Hauptgestalten darstellt, so wird man gestehen müssen, daß kein moderner Bau einer so edel stylisirten, gedankenvollen und dabei reichen plastischen Ausschmückung sich zu erfreuen hat. Diese Vorzüge lassen aber dennoch nicht über gewisse Unschönheiten und Mängel der Anlage, die ungeschickte Entwickelung des inneren, achteckigen Durchfahrtraumes, die kleinlich wirkende Kuppel (die nach Semper's Plänen viel bedeutender ausfallen sollte), die störende Treppenanlage und Aehnliches hinwegsehen. Vor Allem ist jedoch, gewissen Beispielen der neuesten Zeit gegenüber, das gesunde Prinzip, nach welchem das Dresdener Museum angelegt wurde, nicht genug hervorzuheben. Dies Princip beruht auf der allein richtigen Annahme, daß ein Museum im Innern möglichst schlicht dekorirt sein müsse, um die darin aufzunehmenden Kunstwerke ungestört für sich allein wirken zu lassen, während die Kunst der Gegenwart am Aeußeren reichliche Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Thätigkeit findet. Dem entsprechend sind die Säle des Dresdener Museums, geräumig, von glücklichen Verhältnissen, mit wirksamem Oberlicht; daneben kleinere Kabinette mit vorzüglichem Seitenlicht; die Dekoration der Räume bescheiden grau in grau oder in verwandten, untergeordneten Tönen gehalten; mit einem Worte: das Ganze trotz schlimmer Versehen und Fehler zweckmäßig, stattlich und würdevoll.

Nach unserer Umschau über die wichtigsten architektonischen Bestrebungen der Gegenwart in Deutschland haben wir noch einmal zu dem Punkte zurückzukehren, von welchem unsere Betrachtung ausgegangen ist: nach Berlin, wo wir noch die Nachfolger Schinkel's und den heutigen Stand der Architektur kurz in's Auge fassen wollen. Einen naheliegenden Anknüpfungspunkt bietet uns Stüler's Neues Museum, das seiner Vollendung mit starken Schritten entgegengeht.

Obwohl es eine zu beherzigende Regel ist, daß man über Kunstwerke nicht früher ein abschließendes Urtheil aussprechen soll, als bis dieselben vollendet dastehen, so brauchen wir doch ein Urtheil über Princip und System eines Bauwerkes nicht von der vollständigen Ausstattung und Ausschmückung desselben abhängig zu machen. Und gewiß steht uns in diesem Sinne ein Urtheil über das Neue Museum in Berlin schon jetzt um so mehr zu, als dieser Bau zum ersten Male ein neues Princip für die Anordnung und Durchbildung seiner Räume zur Anwendung gebracht hat. Dies Princip ist mehr ein wissenschaftliches als ein künstlerisches, sofern der Hauptaccent darauf gelegt ist, daß die einzelnen Räume in ihrer Charakteristik die Epochen veranschaulichen, denen die aufzustellenden Kunstwerke entsprechen. Dadurch ist die künstlerische Einheit des Ganzen einem Spielen mit geistreichen Einfällen geopfert worden, und so viel vollendet Schönes in der Darstellung der schmückenden Details auch dem feinen Geschmack des Architekten gelungen ist, so wird doch der Verlust einer würdevollen, harmonischen Gesammthaltung dadurch nicht ausgeglichen. Am wenigsten können wir uns mit dem Treppenhause einverstanden erklären, das in seiner kolossalen Ausdehnung übermäßig viel Raum in Anspruch nimmt, ohne doch denselben zu einer schönen, bedeutungsvollen Anlage zu verwenden. Vergleicht man z. B. diesen Theil mit dem Treppenhause der Münchener Bibliothek von Gärtner, so wird man finden, daß letzteres sich selbst nach Beseitigung jeder schmückenden Zuthat noch als großartig gedachter, schön gegliederter Raum darstellt, während das Berliner Treppenhaus mit und ohne die Kaulbach'schen Bilder und die anderen Zuthaten unglücklich gegliedert und unarchitektonisch angelegt erscheint. Was soll mit ihrem gedrückten Eingange und ihren mit Sculptur-

fragmenten bedeckten Seitenwänden die kurze mittlere Treppe, wenn sie sogleich schon nach dem ersten Ansatze sich verläuft und der Besucher auf zwei schmalen Treppenflügeln weiter hinaufsteigen muß? was sollen die kolossalen Wandbilder von Kaulbach, für deren Betrachtung es im ganzen Treppenhause keinen Platz geben wird? was soll die das obere Podest krönende Karyatidenhalle, die das geringe Licht noch mehr vermindert und die Betrachtung der nächsten Bilder fast unmöglich macht? was soll dies schwere, dunkle Hängewerk, welches nicht allein ohne alle organische Verbindung mit den Wandflächen, sondern auch in auffallendem Gegensatz gegen die übrigen Architekturtheile sich darüber hinbreitet?

Solcher Fragen wäre noch eine gute Anzahl aufzuwerfen, allein wir brechen davon ab, um auch die positiven Verdienste hervorzuheben, welche das Museum bei alledem besitzt. Diese basiren auf den Elementen der Construction, in denen zum ersten Male bei uns in umfassender Weise das Eisen sich geltend macht und zu künstlerischer Charakteristik kommt. Mehrere Hauptsäle sind in beträchtlicher Breite durch eiserne Binder und dazwischen ausgeführte leichte Gewölbdecken, andere durch kuppelartige Wölbungen auf schlanken eisernen Säulchen überdeckt. In der Ornamentirung dieser Eisenconstructionen hat der Architekt mit bewundernswürdig feinem Geschmack die anmuthigsten und edelsten Formen, einen Reichthum an sinnigen Motiven zur Verwendung gebracht. Er schließt sich darin der antiken Auffassungsweise an, die er jedoch, ganz im Geiste griechischer Kunst, erweitert und mit einer Fülle natürlicher Motive aus dem Bereiche vegetativen und animalen Lebens ausgestattet hat. In dieser Hinsicht darf das Museum wohl unbedingt allen anderen modernen Bauten vorangestellt und als eine unerschöpfliche Fundgrube schöner, edel gedachter und unübertrefflich ausgeführter Einzelheiten bezeichnet werden.

Ein anderes an Umfang und Kostbarkeit der darauf verwendeten Mittel ebenfalls bedeutendes Bauwerk ist die neue dem Königlichen Schlosse hinzugefügte Capelle von Stüler und Schadow. Aeußerlich erhebt sich dieselbe als gewaltige Kuppel über dem großen Westportal des Schlosses, in imposanter Entfaltung und harmonischer Verbindung mit dem großartigen Massencharakter des ganzen Gebäudes. Im Innern dagegen bewirkt, bei höchst bedeutender Raumanlage und großartiger Disposition, eine übermäßige, unruhige und bunte Detaillirung und Ausschmückung, daß die großen Hauptformen in ihrer Gesammthaltung beeinträchtigt werden und statt des Eindrucks kirchlicher Weihe ein kaltes, weltlich prätentiöses Wesen sich geltend macht.

Mehrere wahrhaft erfreuliche Werke hat neuerdings der Berliner Kirchenbau hervorgebracht. Die dortigen Architekten, in ausschließlich classischer Schule gebildet, unter dem Einflusse Schinkel'scher Werke und Wirksamkeit erwachsen, haben sich doch den Strömungen nicht zu entziehen vermocht, welche durch die anderwärts aufgetauchten Bestrebungen für mittelalterliche Kunst sich mächtig verbreitet haben. Vor Allem beim Kirchenbau ist es ihnen nicht verborgen geblieben, daß vorzugsweise die mittelalterlichen Formen geeignet sind, der christlich religiösen Empfindung zum Ausdruck zu dienen. Aber sie haben, abweichend von der Mehrzahl heutiger Baumeister, die ein bloßes Copiren bereits vorhandener Werke für die modernen Bedürfnisse hinreichend wähnen, immer bestimmter dahin gestrebt, jene Formen ihrer Zufälligkeiten zu entkleiden und in einem den Bedürfnissen und der Geistesrichtung der Gegenwart entsprechenden Sinne umzubilden. Zwar fehlte es zunächst auch hier nicht an Versuchen, frühere Gestaltungen des Kirchenbaues schlechtweg nachzuahmen; die Friedenskirche bei Potsdam, die Jacobikirche zu Berlin sind Erzeugnisse dieser Richtung, über deren Ungenügendes, ein so feiner Sinn sich immerhin bei der Auffassung der historisch abgeschlossenen Form bewährt haben mag, wir uns bereits ausgesprochen haben. Eine mittlere Stellung nimmt die Matthäikirche zu Berlin ein, die das Aeußere lebendiger, wenn auch nicht gerade mit besonderem Glück, zu gestalten sucht, im Innern aber noch weniger einen befriedigenden, kirchlich würdevollen Eindruck erreicht als jene. Erst in jüngster Zeit bezeichnen drei bedeutendere Kirchenanlagen den vollständigen Uebergang zu einer anderen, entschieden lebensfähigeren Richtung, als deren Ziel eine organische Entfaltung des Kirchenraumes mit Hülfe des consequent durchgeführten Gewölbebaues erscheint.

Zunächst haben wir hier die Petrikirche von H. Strack zu nennen. Sie wurde gegen die ursprüngliche Absicht des Architekten, der den ungemein engen, durch Häusermassen dicht umschlossenen Bauplatz für einen romanischen Centralbau als vorzugsweise geeignet erkannte, auf den besondern Wunsch der Gemeinde in gothischem Style aufgeführt. Die praktischen Erfordernisse wiesen gleichwohl auf eine mehr in die Breite als die Länge gehende Anlage hin. Einschiffig in beträchtlichen Maueräbständen, von einem Kreuzschiff durchschnitten, gestaltet sich der Bau fast in centraler Anlage. Reiche, schön entwickelte Sterngewölbe, großartige mit steinernem Stabwerk trefflich gegliederte Spitzbogenfenster, würdige stylvolle Gestaltung des gesammten Mobiliars verleihen dem Innern den Charakter edler Harmonie, kirchlicher Feierlichkeit, monumentalen Ernstes. Minder glücklich wirkt das in Backsteinen musterhaft ausgeführte Aeußere, das in schwerer, nüchterner Masse dem

übertrieben schlanken Thurmbau den die Gemeinde verlangte, disharmonisch entgegengesetzt ist.

Hat man die gothische Petrikirche als eine Anomalie im baulichen Charakter Berlins zu bezeichnen, so geben zwei andere moderne Bauten daselbst von der allgemeinen Richtung der dortigen Kirchenarchitektur genügende Anschauung. Es sind die von Stüler erbaute St. Markuskirche und die neue katholische Kirche St. Michael von dem zu früh verstorbenen A. Soller. Beide sind gleich dem vorigen im Backsteinbau ausgeführt und zwar — namentlich gilt das von der letzteren — in so edler und reicher Ausbildung, mit so verständnißvollem Eingehen auf die Bedingungen des Materiales, daß wir hier eine gesunde, lebenskräftige Entwickelung der Architektur im vollen Aufblühen sehen. Der Stüler'sche Bau ist ein mit hoher Kuppel überwölbtes Achteck, von niedrigeren Hallen umzogen, die in zwei Geschossen reichliche Raumentfaltung gewähren, ohne die Wirkung der Hauptlinien zu stören. Oestlich schließt sich ein Chor mit Halbkreisnische, westlich ein Glockenthurm mit Vorhallen, Treppenraum und Orgelempore an. Die Ausschmückung ist im Ganzen lobenswerth und recht geeignet, das kirchlich Würdige des Baues wirksamer hervorzuheben. Das Aeußere in der warmen natürlichen Färbung des trefflichen Materiales, in der glücklichen Gruppirung der Hauptmassen, in der kräftigen und stylvollen Bildung der Fenster mit ihrem Stabwerk aus gebrannten Steinen, der Gesimse, Friese und anderen Details ist, einige untergeordnete Mängel und Unschönheiten abgerechnet, von wohlthuendem Eindruck.

Soller's Michaelskirche greift zu der dem katholischen Ritus entsprechenderen Gestalt eines dreischiffigen mit einem Querhause versehenen Langbaues, somit also zur Grundform der Basilika zurück. Aber indem er allen Räumen eine massive Wölbung giebt, schafft er einen belebten Organismus und verleiht dem Inneren eine monumentale Haltung. Auf Pfeilern erheben sich Kuppeln mit mäßigem Oberlicht für die Abtheilungen des Mittelschiffes, Tonnengewölbe für die fast eben so hohen Seitenschiffe. Durch diese Gewölbanlage gewann der Architekt große Wandflächen in den Seitenschiffen, die er dann mit breiten rundbogigen Fenstern durchbrach. Diese Fenster, gleich dem ganzen Baue in romanischer Formenbehandlung durchgeführt, haben eine dem gothischen Style mit Glück nachgebildete Gliederung durch steinernes Stab- und Maßwerk. In ähnlicher Weise hat Soller alle Theile der Ornamentation und der constructiven Details am Aeußeren mit feinem Gefühl nach den Motiven des romanischen Styls in durchaus selbstständiger Umbildung dargestellt. Der Bau zeigt demnach unseres Bedünkens den richtigen Weg, auf welchem eine Neubildung und Belebung des romanischen Styles für unsere Zeit anzustreben ist. Die monumentale Wirkung des Aeußeren culminirt in der auf dem Kreuzschiffe emporsteigenden stattlichen Kuppel, die auch für das Innere durch ihr Oberlicht und ihre beträchtliche Höhenentwickelung sich sehr bedeutend gestalten wird. Der innere Ausbau der Kirche ist gegenwärtig noch nicht in Angriff genommen.

Wir können von der Betrachtung der Berliner Architektur nicht scheiden, ohne vorher noch eines wichtigen Zweiges derselben, des Privatbaues, zu gedenken und einen vergleichenden Blick auf die an anderen Hauptpunkten der Kunstübung hervortretenden Bestrebungen auf demselben Gebiete zu werfen. Der Privatbau hat in unserer Zeit eine Ausdehnung und eine künstlerische Regeneration erfahren, die ihn, obwohl er in fast allen früheren Epochen der Kunstblüthe nur eine untergeordnete Bedeutung in Anspruch nehmen konnte, mit unter die beachtenswerthesten Erscheinungen modernen Architekturschaffens stellt. Diese Thatsache steht nicht vereinzelt, nicht unerklärlich da. Sie hängt mit dem Charakter unserer Zeit innig zusammen, der ein vorwiegend bürgerlicher ist. Das Bürgerthum hat zwar auch im mittelalterlichen Privatbau sich künstlerisch ausgeprägt, aber doch in wesentlich verschiedener Weise. So selbstständig sich der Einzelne fühlen mochte, er fühlte sich zugleich immer als Bürger seiner Stadt, als untergeordnetes Glied einer Gesammtheit. Unter dieser Grundanschauung entstand denn auch das bürgerliche Wohnhaus. Im Innern eng, mit wenigen, meist niedrigen und nicht sehr hellen Räumen, bot es den bescheidenen Bedürfnissen Befriedigung, während es nach Außen in stattlichem Schmuck, hoch und kühn mit stolzem Giebelbau in die Luft ragte.

Für das moderne bürgerliche Wohnhaus würde diese Form in jeder Hinsicht ungünstig sein. Die Mehrzahl der Gebäude in volkreicheren Städten ist auf ein Zusammenfassen vieler Einzelwohnungen unter einem Dache angelegt. Sie müssen daher ziemlich schablonenmäßig disponirt werden und können nicht leicht in ihrem Aeußeren die individuellen Bedürfnisse und Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner aussprechen. Für diese Miethshäuser ist daher eine künstlerische Form nur in dem Sinne zu erlangen, daß durch lebendigere Eintheilung, ansprechendere Verhältnisse, kräftige und stylisirte Ausbildung der Details eine Wohlordnung, eine geschmackvolle Erscheinung des Ganzen erzielt wird. Höheres Interesse erregt dagegen die Privatarchitektur, sobald sie wirklich der Ausdruck individueller Wünsche, Neigungen und Gewohnheiten ist. Auf diesem Gebiete trifft die

Baukunst mit anderen charakteristischen Erscheinungen des gegenwärtigen Lebenszusammen. Wohin wir blicken, fehlt es an einem energischen Eingreifen allgemeiner Interessen, statt deren eine Fülle persönlicher Richtungen und Strebungen sich überall in den Vordergrund drängen. Bei den darstellenden Künsten ist durch diese Verhältnisse nicht bloß die Kabinetsmalerei, sondern sind auch die verschiedenen reproducirenden Techniken, die den Genuß der Kunstwerke möglichst populariſiren, möglichst allgemein den weitesten Kreisen zuführen sollen, erstaunlich gefördert worden. Jeder will für seine eigenen Wünsche, zu seiner eigenen Freude die Kunst sich dienstbar machen, mit ihrem Glanze sein Dasein erhellen. Was ist natürlicher, als daß dies Verlangen auch dahin sich ausdehnt, der gesammten Existenz einen charakteristischen Hintergrund zu schaffen, sie in den entsprechenden architektonischen Rahmen zu fassen!

War nun eine ähnliche Richtung zwar auch in den vorigen Jahrhunderten schon lebendig, so hatte sie doch damals ihren Sitz vorwiegend, ja ausschließlich in aristokratischen Kreisen. Ihr verdanken wir jene prachtvollen Schlösser und Paläste, welche das freie Behagen eines vornehmen, den Beschränkungen des gemeinen Erdendaseins gleichsam entrückten Lebens in so großartiger und höchst glänzender Weise aussprechen. Heute dagegen ist das Bürgerthum, damals noch geringfügig und untergeordnet, zu einer Macht ersten Ranges erwachsen und hat sich demgemäß auch in der Architektur charakteristisch auszusprechen begonnen. Wenn man die betreffenden modernen Gebäude mit jenen Palästen des 17. und 18. Jahrhunderts vergleicht, so wird man den Unterschied klar genug empfinden. Er besteht hauptsächlich darin, daß wir uns heute nicht mehr so unumschränkt in die Breite ausdehnen können, sondern auf engerem Terrain uns häuslich und möglichst behaglich einrichten müssen. Es ist wahr, diese Architektur hat, verglichen mit jener pompösen Rococozeit, etwas Kleinliches, Beschränktes, Bürgerliches: aber dafür erreicht sie oft einen geheimen, behaglichen, liebenswürdigen Reiz, der unsere Empfindung um so wohlthuender anregt, als wir uns nicht läugnen können, daß die üppige Blüthe jener prächtigen Zeit nur auf Kosten von Tausenden unterdrückter Existenzen emporschießen und aufwuchern konnte.

Die einzelnen Leistungen dieser Art ausführlicher zu schildern, würde die Gränzen unserer Skizze überschreiten. Indem wir daher nur kurz das Wichtigste hervorheben, beginnen wir mit einer Anzahl von Wohngebäuden, welche der ausgezeichnete frühverstorbene Persius in der Umgegend von Potsdam und Sanssouci ausgeführt hat. In diesen liebenswürdigen Schöpfungen, die vom vornehmeren Landhause bis zu den kleinen Gebäuden für untergeordnete Zwecke, Dienstwohnungen, Gärtner- und Wärterhäuschen u. s. w. auf die sinnigste Weise die vorhandenen praktischen Bedingungen künstlerisch gestalten, indem sie nach dem Vorbilde italienischer Villen und dem Vorgange Schinkel's die Landschaft unmittelbar mit dem architektonischen Werke verbinden und verschmelzen, sind wahre Musterwerke für ähnliche Zwecke entstanden. Höchst bedeutend ist ferner Strack in ähnlichen Bauten und solchen, die zugleich mehr in einen städtischen Charakter übergehen, wie z. B. die Villa Borsig zu Moabit bei Berlin, die das Reichhaltigste und Graziöseste dieser Art darstellt. Aber auch andere Berliner Architekten, wie Stüler, Hitzig, Knoblauch u. A. haben Tüchtiges im Privatbau geleistet.

Während die Berliner auch hierbei dem antiken Styl vorzugsweise huldigen, ist in München die romanische Bauweise von talentvollen Händen oft in sehr ansprechender Weise zur Anwendung gekommen. Die besseren Münchener Bauten dieser Art stehen zwar an geistreichen Combinationen, an Mannigfaltigkeit und Geschick in der Behandlung des Grundrisses, an feinem Geschmack in der Detaillirung den Berliner Wohnhäusern nach, allein sie überbieten dieselben an einer gewissen Frische und Natürlichkeit, sowie an einem gesunden Gefühl für Gesammtwirkung und harmonische Uebereinstimmung der Theile. Hier sind die Architekten Bürklein, Metzger, Berger u. A. mit Auszeichnung zu nennen.

Die Münchener Richtung hat die entschiedenste Nachfolge in Hannover gefunden, wo eine Anzahl begabter Architekten, wie Droste, Hase, Hunäus, Tramm u. A. seit einigen Jahren thätig bemüht ist, dem raschen Aufschwunge des baulichen Lebens, welches die Stadt Hannover neuerdings hervorgerufen hat, ein künstlerisch adelndes Gepräge zu geben. Nicht allein mehrere Gebäude für allgemeine Zwecke, wie das Museum von Hase, das neue Militairhospital von Hunäus, das große Schulgebäude am Georgsplatze von Droste, sondern auch eine bedeutende Anzahl von Privathäusern, theils überwiegend städtischen, theils mehr ländlichen Charakters sind in einer Weise ausgeführt worden, die mit den dortigen Traditionen charakterlosester Bauübung im entschiedensten Gegensatze steht. Die Anwendung und Ausbildung des Backsteines, der in vorzüglicher Güte daselbst gebrannt wird, in Verbindung mit dem gehauenen Steine, den die nahen Brüche des Deisters liefern, ist das Ziel dieser Architekturschule. Die künstlerische Form, unter welcher sie dasselbe zu erreichen sucht, ist die des romanischen Styles. Wir brauchen kaum zu bemerken, wie gesund, wie lebensfähig dieses Princip, wenn es klar durchgeführt wird, ist, wie sehr es einer rationellen Entwicklung der Architektur entspricht. Gegenüber der

übertünchten Monotonie der meisten modernen Gebäude wirken diese Bauten durch ihr solides Material, durch die naturgemäße Behandlung desselben, durch die farbereiche Abwechselung gebrannter Steine mit Sandsteinquadern höchst erfrischend und wohlthuend auf das Auge. Freilich geräth diese junge architektonische Praxis noch auf manche Irrwege, wird manchmal wo sie reich und brillant sein will, spielend und bunt, läßt es überhaupt in vielen Fällen noch gar sehr an einer geläuterten Behandlung und einsichtsvoller Verwendung der Formen fehlen, hängt häufig zu unbedingt an gewissen conventionellen, unwesentlichen Motiven des Styls und verfällt daher nicht selten in eine disharmonische Wirkung. Allein dies sind die unvermeidlichen Symptome, welche eine noch unerfahrene, junge Kunstentwicklung begleiten. Wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß Klarheit und Harmonie immer mehr sich geltend machen und die entgegenstehenden Elemente besiegen werden. Um aber dahin zu gelangen, werden die Architekten eifrig das Studium der antik-hellenischen Kunst üben und jene Fundamentalsätze, auf welchen die Schönheit und Wahrheit derselben beruht, sich zu eigen machen und auf das weitere Gebiet der Baugeschichte anwenden müssen. So paradox es klingen mag, wir können doch nur unseren Anfangs aufgestellten Satz wiederholen, daß wer die Architektur des Mittelalters wahrhaft verstehen will, die antike Baukunst aus dem Grunde erkannt haben muß.

So sind wir wieder zu unserm Ausgangspunkte zurückgekommen und hätten am Schlusse unserer Skizze die Resultate der Betrachtung kurz zusammenzufassen. Wenn dieselbe auch mannigfach ungenügend und unvollständig geblieben ist, so hat sie doch die Hauptpunkte hervorzuheben und in das Licht einer möglichst objectiven Auffassung zu setzen gesucht. Wir sahen eine ebenso reiche als vielgestaltige Architekturthätigkeit, sahen die verschiedensten Style in Anwendung gebracht, die heterogensten Aufgaben gestellt und nach mannichfach abweichenden Principien gelöst. Für den ersten Ueberblick konnte diese kaleidoskopische Gestalt des modernen Schaffens etwas Verwirrendes haben, es konnte scheinen, als sei die heutige Architektur styl- und principlos, der Willkür und der Empirie Einzelner anheim gegeben.

Dennoch wird man, so verschiedengestaltig auch die Außenseite ist, bald in allen modernen Werken einen übereinstimmenden Grundzug finden, der ihren Gesammtcharakter bedingt. Es ist der ernste, auf treues und tiefes Verständniß der früheren künstlerisch bedeutenden Style gerichtete kritisch-wissenschaftliche oder um es spezieller auszudrücken, der historische Geist unserer Epoche, der sich in allem architektonischen Schaffen spiegelt, und der den Gebäuden der Gegenwart einen ebenso specifischen Charakterzug aufdrückt, wie er denen vergangener Entwicklungsstufen aufgeprägt war. Wer also unsre Architektur charakterlos schilt, der scheint uns in einem Irrthume befangen. Hat unser modernes Bauschaffen den Ausdruck des Eklekticismus, so ist es doch nicht der Eklekticismus selbstzufriedener Eitelkeit, sondern das treufleißige Suchen und Ringen nach einer dem gegenwärtigen Leben entsprechenden Kunstform. Daß dieses Streben die wesentlichen Resultate früherer Perioden in sich zusammenfassen müsse, sprachen wir schon aus, und daß dem eifrigen Suchen auch das Finden folgen werde, ist eine Ueberzeugung, an der wir vertrauend festhalten.

Aus

den Lagunen an's adriatische Meer.

Von Rudolph Marggraff.

1. Die Lagunenstadt.

Erster Eindruck. — Schon lange bevor man die Riesenbrücke, welche Venedig mit dem Festlande auf fast eine Stunde Weges verbindet, erreicht hat, wird die Stadt dem suchenden Blicke sichtbar; und es war einer der schönsten Augenblicke meines Lebens, als ich an einem köstlichen Septembertage auf der Eisenbahn von Padua heranfliegend, die zahlreichen Kuppeln und Thürme der wunderbaren Inselstadt, umflossen von dem duftigen Hauch einer heitern Vormittagssonne, aus dem ruhigen Meeresspiegel emportauchen sah, wie ein süßes Märchen aus Tausend und einer Nacht, eine prächtig sich entfaltende Rose, auf den Gewässern sich ausbreitend, sicher und fest, als könnte sie der Welt Trotz bieten:

> Schön wie ein Traum zu schauen,
> Der bei des Morgens Grauen
> In Luft und Duft zerrinnen,
> In Nichts zerfließen will;

wie Alfred Meißner das so schön besungen hat.

Längst hatte ich mich im Wagen aufrecht gestellt, um den ersehnten Anblick aus erster Hand und vollster Seele zu genießen, und ich darf sagen, meine Reisegefährten theilten das Entzücken mit mir, als das Verlangen dann endlich seine Erfüllung fand. Noch lag auf diesem Wege damals nicht die traurige Erinnerung an blutige Ereignisse und an gewaltsame Sprengungen des mächtigen Brückenwerks, deren Zwecklosigkeit den Venetianern beweisen sollte, daß es für die Stadt keine Sicherheit giebt, wenn sie dieselbe nur darin suchen, daß zwischen ihr und der Terra ferma das Meer strömt.

Die Lagunenbrücke, auf 222 weitgesprengten Bögen ruhend, ist ein Meisterstück der Wasserbaukunst, nicht wie von Menschenhänden gemacht, ein Acheiropoeton im Sinne der Alten. Man legt den Weg in kaum mehr als fünf Minuten zurück und würde sich irren, wenn man meinte, die prächtige Inselstadt büße an ihrem zauberhaften Eindruck dadurch auch nur im mindesten ein, daß man sich ihr nicht mehr, wie früher, langsam in Gondeln oder vielleicht gar armseligen Barken von Fusina her nähert. Dieser aus tiefem Grunde trotzig aufsteigende, schmale und doch sichere Schienenweg, dessen Bedeutung als vermittelnde Handels- und Verkehrsstraße zwischen der Lagunenstadt und weiterhin des Orientes mit der Lombardei und durch diese mit dem gesammten Westen Europa's man inne wird, wenn man auf ihr raschen Fluges dahersauft, ist der Größe und Lage Venedigs würdiger, als jene bewegliche, unsichere Wasserstraße, die sich ihrer eigenen Unbehülflichkeit und Unangemessenheit längst zu schämen hatte.

Meine Einfahrt in Venedig ließ sogleich viele der bedeutendsten Schönheiten der Stadt, wenn auch nur wie im Fluge, an meinem Blicke vorübergehen. Ich hatte am Bahnhofe eine der dort bereitstehenden Gondeln für mich in Beschlag genommen, warf mich hinein, und hingestreckt auf dem weichen, bequemen Lederpolster ließ ich mich, voll süßesten Behagens, von dem rasch und sanft dahingleitenden Fahrzeuge wiegen, das seine Führer bald rechts und bald links, bald durch große und bald durch kleine Kanäle gewandt leiteten. Gab es hier zuweilen ebenso unsaubere Ansichten als Gerüche, so hatte ich doch auch die Freude, bei dieser Fahrt auf eine gute Strecke hin den Canale grande kennen zu lernen, da mein Weg bei den reizenden Palästen Balbi und Foscari, bei der Kirche S. Maria della Salute, bei der Dogana di Mare und dem Garten des Vicekönigs vorbei nach der Luna ging.

Ich hätte vielleicht besser daran gethan, außer der Cajüte zu verweilen, aber es gefiel mir, abgeschlossen in der düsteren Klause und mehr mit meinem Innern als der glänzenden Außenwelt beschäftigt, die sich drängenden architektonischen Herrlichkeiten nur wie verstohlen durch den engen Rahmen der Cajütenfenster zu betrachten. Was ist mir da nicht alles durch den Sinn gegangen! Wenn man endlich erreicht hat, was so lange als lieber Wunsch in der Seele gelegen, wie dankbar glücklich fühlt sich dann das Herz bewegt!

In der Luna durfte ich mich als gut aufgehoben betrachten. Die nöthige Toilette war rasch gemacht, und bald sah Venedig mich auf der Straße. Aber welche Ueberraschung, als ich wenige Schritte vom Hause, mich mir selbst überlassend, durch einen Durchgang trete, und nun hier unerwartet der majestätisch prächtige Marcusplatz in seiner ganzen Ausdehnung zwischen den Hallenbauten der Procuratien rechts und links, bis zu dem St. Marcusdom im Hintergrunde glanzvoll vor mir sich entfaltete.

Wem wäre es nicht ergangen wie mir, und wer hätte nicht diesen herrlichen Platz, mochte er ihn zum ersten, zweiten oder dritten Mal sehen, stets gern mit einem großen, architektonisch reich verzierten Saal verglichen, dessen krystall klare Azurdecke der wolkenlose Himmel bilde. Der Vergleich ist ein sehr wohlfeiler, denn bei der Abgeschlossenheit und durch nichts unterbrochenen Stätigkeit seiner architektonischen Umgränzung, bei der Harmonie und Schönheit seiner perspectivischen Verhältnisse und bei der Sauberkeit seines parquetähnlichen Granitpflasters ergiebt er sich von selbst, und ich glaube daher auch nicht, daß Napoleon ihn zuerst machte, als er den Ausspruch that: „La Place S. Marc est un salon, auquel le ciel seul est digne de servir de voûte.“ Doch hat der Platz unstreitig erst durch Napoleon seinen künstlerischen Abschluß erhalten, da er es hauptsächlich war, auf dessen Veranlassung an der westlichen Schmalseite, wo vorher die Kirche S. Giminiano gestanden, durch Giuf. Maria Soli aus Vignola im Modenesischen jener unter dem Namen Palazzo regio bekannte Neubau aufgeführt wurde, der die beiden Procuratien mit einander verbindet. Immerhin aber wird der seitswärts von der Kirche in ungehinderter Vereinzelung zu bedeutender Höhe aufsteigende Glockenthurm einen Flecken in dem schönen Gemälde bilden, den man wegwünschen muß.

Von trefflicher Wirkung sind die an der Nordseite des Platzes gelegenen älteren Procuratien. In rundbogigen, durch schlicht profilirte Gebälklagen geschiedenen und mit einer kräftigen Gesimskrönung nach oben abgeschlossenen Arkaden- und Fensterreihen bauen sich ihre drei Geschosse ruhig übereinander empor. Originell und geistreich in der Erfindung, edel und schwungvoll in der Form, harmonisch in den Verhältnissen und gediegen in der Ausführung, sind sie ein erfreuliches Denkmal von der glücklichen Entwickelung der Architektur, die sie in der Zeit der verfallenden Gothik nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts durch geniale Künstler, wie Pietro Lombardo und Bartol. Buono den Jüngeren, in Venedig erlangt hatte. Selvatico in seiner trefflichen, von den deutschen Kunsthistorikern nicht nach Gebühr beachteten Schrift über die Architektur und Skulptur in Venedig (1847) ist geneigt, Ersterem die beiden unteren Stockwerke der alten Procuratien zuzuschreiben, dem Letzteren dagegen deren Vollendung durch Aufführung des dritten Geschosses, die urkundlich in das Jahr 1517 falle. Ich lasse diese kritische Frage

hier unerörtert, glaube indeß, daß, wenn dieses Gebäude mit seinen Anfängen, wie man behauptet, dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts angehört, die Altersverhältnisse des Architekten nicht hindern anzunehmen, Barth. Buono habe als junger Mann auch Plan und Ausführung des ersten Baues besorgt, da er 1529, also in dem nämlichen Jahre starb, wo Sansovino zum Generalintendanten der venetianischen Staatsbauten ernannt wurde.

Mit den alten können sich die neuen Procuratien nicht messen, wenn von Reinheit des Geschmacks und markiger Freiheit der Behandlung die Rede ist, und doch glaubte Scamozzi, der sie im Jahre 1582 nach der dorisch-römischen Ordnung begann, damit eine verbesserte Auflage von Sansovinos unvergleichlichem Renaissancebau der Bibliothek zu geben. Das mißverstandene und sklavische Festhalten an dem antiken Wandpfeiler- und Halbsäulen-System unterband und hemmte schon damals jeden freieren Aufschwung des architektonischen Geistes; aber alle tiefere Empfindung des Schaffens mußte schwinden und Kälte an die Stelle lebendiger Theilnahme treten, wo, wie bei dem Soli'schen Verbindungsbau, eine gänzlich verfehlte späte Nachahmung dem Mangel an nationalem Schönheitsgefühl und an schöpferischer Phantasie zu Hülfe kommen oder ihn ersetzen mußte.

Der Gesammteindruck jener drei weltlichen, den Marcusplatz im Norden, Süden und Westen umschließenden Kunstbauten ist jedoch ein in hohem Grade mächtiger, und ihre kräftigen, gedrungenen Massen, ihre ruhigen, einfach wiederkehrenden Linien wirken in dem Maaße harmonisch, daß ihnen gegenüber die St. Marcuskirche, ungeachtet ihrer riesigen Dimensionen, nicht im Stande ist, dem Auge sich sogleich in ihrer vollen Bedeutsamkeit zu zeigen. Das reiche und mannigfaltige ornamentale Detail, welches wuchernd die Stirnseite dieses Gebäudes überkleidet, und die Verschiedenartigkeit der darin zur Anwendung gekommenen baulichen Motive und Formen geben ihr etwas Beunruhigendes und schwächen die Vorstellung, die man von der Größe des Bauwerks und seiner alterthümlichen Kunst in der Seele mitbringt. Daher ist der erste Eindruck nichts weniger als großartig, er ist nicht einmal ernst und erhaben, sondern nur phantastisch zu nennen, und diese phantastische Wirkung würde sich ohne Zweifel noch entschiedener geltend machen, wenn alle die Nischen und Thürmchen, womit die Kirche im Aeußern ausgestattet erscheint, ihren früheren Goldschmuck behalten hätten, wie wir ihn noch auf dem Bilde von Gentile Bellini in den Sammlungen der Akademie zu Venedig sehen, das aus dem Jahre 1496 herrührt.

Es ist sehr thöricht, wenn man von der Entstehungszeit der Marcuskirche spricht, immer nur das Jahr 977, als das der Gründung, und 1071, als das der Vollendung, dann ein weiteres als das der Einweihung im Munde zu führen. Die Hauptanlage war klar und gesetzmäßig gestaltet, und wenn auch der Kern des Krystalls wesentlich der nämliche geblieben ist, was sich um ihn anlegte und zu seiner nicht immer nothwendigen Schmückung diente, das geht durch sechs, ja sieben Jahrhunderte bis über 1600, ja 1700 hinaus. Bei der Vollendung und Schmückung des Baues, bis er wurde, wie er gegenwärtig ist, reichte eine Generation der anderen in gleichem Sinne, wenn auch unter veränderten Verhältnissen und Formen, die Hand. Offenbar bildeten ursprünglich über den fünf rundbogigen Nischenportalen der Stirnseite in entsprechender Weise fünf rundbogige Giebel den oberen Schluß, zugleich im Einklange mit der Kuppelform einer gleichen Anzahl von Thürmen, die darüber hinausragen, in einfach ornamentaler Behandlung. Das ist nun alles überbaut und überdeckt durch spätere phantastische Zusätze, die, halb byzantinisch, halb germanisch, die spitzbogigen und vegetativen Formen der gothischen Architektur in ausschweifender, übertriebener Gestaltung zeigen.

An der Marcuskirche hat der Ueberfluß und, man darf sagen, der Uebermuth vieler Jahrhunderte, der aufblühenden und glänzendsten wie der verbleichenden Zeit der Republik mitgearbeitet. Ueppig wächst der Reichthum und neben ihm die übersprudelnde Laune des Machtgefühls nach allen Seiten hin aus dem Gebäude hervor, im untern Geschoß hundertfüßig die Nischenpfeiler der Portale umspannend, mittelst jener zwecklosen Anhäufung mehrfach gekuppelter, ein Untrennbares lügender Säulen von doppelter Stellung übereinander, die sich in fast unentwirrbarer Fülle sechsmal wiederholen, sodann sich aufrankend in den wunderlich geschweiften, an ihren Rändern mit unförmlichem, flammenartigem Blätterwerk kraus besetzten Spitzbögen, die über die ursprünglich rundbogigen fünf Vordergiebel sich schwingen und, in Verbindung mit den darüber sich erhebenden Hochkuppeln, der Kirche ein so fremdartiges orientalisches Ansehen geben, daß diejenigen zu entschuldigen sind, welche hierin arabische oder persische Reminiscenzen erblicken, denen Venedig, die geschäftige und kluge Vermittlerin des Orients und Occidents, allerdings nicht fremd geblieben sein kann. Endlich nach oben sich abschließend in den keineswegs constructiv gerechtfertigten vierseitigen Pyramidalthürmchen, welche unstreitig ein Baumeister des funfzehnten Jahrhunderts zwischen jene Giebelbögen stellte, um, wenngleich unbeholfen, auch hierin, gleichwie in den geschwungenen Bogenformen und in dem übertriebenen Laubwerk, der ausartenden Gothik seinen Tribut zu zollen.

Wenn man bedenkt, daß die geschweifte Behandlung des Spitzbogens nichts ist als der geschmacklose Versuch einer verrinnenden alten oder beginnenden neuen Kunstepoche, das constructive Element jenes Bogens als bloß decoratives zu behandeln, indem man keinen Sinn mehr hatte für die Nothwendigkeit, sondern nur noch für das Ueberflüssige und Nebensächliche der Form, und wenn man erwägt, daß diese Bogengestalt, in mannigfach modificirter, bald abendländischer, bald morgenländischer Bildung, als eine charakteristische Erscheinungsform des germanischen Baustyls bei allen occidentalischen Völkern des fünfzehnten, wie des ersten Drittels des folgenden Jahrhunderts angesehen werden darf, also einer Zeit, wo der Einfluß des Orients auf den Occident, mithin auch auf Venedig, bereits im Verschwinden war, so begreift man in der That nicht, wie jene geschweiften Giebelbögen am St. Marcusdom noch immer als orientalisches Element und Gewächs betrachtet werden können, womit jedoch keineswegs geleugnet werden soll, daß sich in Venedig sonst mannigfach Bauelemente finden, die man als orientalische, als arabische bezeichnen muß.

Documente über den Meister, der diese Bögen mit ihrem maßlosen gothischen Blätterwerk geschaffen, scheinen nicht vorhanden zu sein; und da bis jetzt auch keine Urkunde zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist, welche die allgemein gäng und gäbe Behauptung, jene Giebel mit Laubwerk und Zwischenthürmchen stammten aus dem vierzehnten Jahrhundert, bestätigt, so möge immerhin hier die Vermuthung erlaubt sein, daß letztere vielleicht ein Werk des nämlichen Meisters, der, wie wir später sehen werden, in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts das unter dem Namen Porta della Carta bekannte Eingangsthor zum Dogenpalast ausführte und an diesem längs der Umrahmung des mittlern Spitzbogenfensters ähnliche flammenartige Blattvierzierungen anbrachte, wie wir sie an den geschweiften Giebelbogen der St. Marcuskirche bemerken.

Doch ich komme in kunstgeschichtliche Abhandlungen hinein, wo ich nichts als Eindrücke geben wollte. Die Wirkung der äußeren Erscheinung jenes Kirchengebäudes wird von mir nicht unterschätzt. Von einer neunhundertjährigen Bauschöpfung, in der sich ungesucht Byzantinisches, Antikes, Gothisches, Modernes und meinetwegen auch Arabisches wunderlich mit einander mischt, kann die Kritik ein organisches, in allen Theilen vollendetes Werk nicht fordern; sie wird es eher räthselhaft finden, daß es nicht größere Widersprüche in sich trägt. Das Wundersamste an diesem Gebäude aber ist, daß man die Großartigkeit und Würde seiner äußeren Erscheinung erst bei längerem und wiederholten Betrachten inne wird, wenn die von ihrer Umgebung empfangenen Eindrücke vergessen sind und man sich gewöhnt hat, hinter der kleinlichen Schale den bedeutsamen Kern zu suchen. In dieser Eigenthümlichkeit liegt ein vorzüglicher Grund des geheimnißvollen Zaubers, den die Marcuskirche auf Jeden ausübt, der sich unbefangen ihrer Betrachtung hingiebt; und auch von den goldenen und farbigen Zierden, womit reiche und stolze Geschlechter Giebelfelder, Bogenränder und Wölbungen zum Ueberfluß schmückten, ist noch immer genug übrig, um das Auge durch das malerische Wechselspiel von Glanz und Farbe zu reizen und zu fesseln.

Indeß die Zeit mahnt, nun auch einen Blick in das Innere der Kirche zu werfen, wo uns ein ähnliches Verhältniß überrascht, wie wir es am Aeußern gefunden haben.

Treten wir durch eins der vorderen Portale ein, so nimmt uns zuerst die um den ganzen Vorderarm des Kreuzbaues sich ausbreitende Vorhalle in ihre Schatten auf. Vielleicht noch erfüllt von dem unruhigen und kleinlichen Eindrucke des Aeußern werden wir uns um so mehr von der Einfachheit und Großartigkeit dieser inneren Anlage ergriffen, zu gleicher Zeit aber auch dadurch in unserer Erwartung von der Wirkung, die der Hauptraum der Kirche auf uns ausüben werde, auf das Höchste gespannt fühlen. Dieser Erwartung entspricht die Wirklichkeit anfangs nicht in dem gewünschten Maaße. Statt schwungvoll und erhebend wirkt der höhlenartige Innenbau mit seinen nicht allzuhohen Kuppelwölbungen und seinem rings abgeschlossenen Lichte vielmehr niederdrückend und düster auf das Gemüth. Die Decken scheinen auf dich niedersteigen, die Wände auf dich zuschieben zu wollen, als laste und dränge in ihnen der strenge und fanatische Geist des orientalischen Kultus, dem der Meister des Baues seine Formen entliehen; und lebhaft empfindest du da die Nothwendigkeit des Goldgrundes und der farbigen Gestalten auf ihm, wodurch die Fläche zwar nicht Tiefe, eher das Gegentheil, das Dunkle aber Licht und die drückende Schwere Leichtigkeit erhält. Doch werden vom ersten Augenblick an die ruhigen, kräftigen Massen und Formen, die dich umgeben, ihres mächtigen Eindrucks auf dich nicht verfehlen, und bald wird dein Auge, schon mehr an die herrschende Düsterheit gewöhnt, sich durch die zauberhaft prachtvollen und ernsten Lichtwirkungen, die sich in den perspectivischen Durchsichten nach allen Seiten hin auf den von Gold und Farben schimmernden, bald ebenen bald sphärischen Flächen bilden, anmuthsvoll beschäftigt und gefesselt fühlen. Jetzt treten die architektonischen Massen weiter auseinander: die Räume gewinnen an Ausdehnung, wie sie ihrem großartigen Maßstabe angemessen ist, und über die gedrückte Stimmung, die sich

deiner anfänglich bemeistert hatte, vermagst du dich jetzt zu der Größe des Gedankens zu erheben, der sich in der inneren Architektur und deren gesammter Anlage zu anschaulicher räumlicher Wirklichkeit verkörpert hat. Hingegeben der staunenden Bewunderung dieses architektonischen Räthsels wirst du nun auch erst die goldenstrahlende, farbenverklärte Pracht inniger verstehen und genießen können, die all' diese gewaltigen Räume ringsumher, an den Wänden, an den Bögen, an den Gewölben und wo nur der Architekt ein schickliches Plätzchen dafür geschaffen, in sinnvoller Schönheit überkleidet. Jene ernsten statuarischen Gestalten, die in künstlicher Mosaik gebildet allenthalben aus der Architektur herauszuwachsen scheinen, und von denen jede eine bedeutsame Stelle im Raume einnimmt, werden dich hoch, ernst, fromm stimmen, und die an sich vielleicht unlebendige architektonische Linienbewegung in diesen Figuren begreifend wirst du empfinden, daß sie nichts sind als die schmückende Fortsetzung der baulichen Sprachformen, nichts als die glanzvolle Blüthe, zu welcher die massige Schwere der letzteren in ernstheiterer Schönheit sich entfaltet.

Es ist keineswegs das altchristliche Dogma allein, was in dem unendlichen Reichthum dieser Bilder, die in der Vorhalle mitbegriffen, seine Darstellung und Verherrlichung gefunden hat, sondern, richtiger gesagt, die Entwickelungsgeschichte der christlichen Kirche von der mosaischen Schöpfungsgeschichte und den, die künftige Erlösung der Menschheit vorbereitenden oder bloß vordeutenden Thaten, Schicksalen und Lehren der Patriarchen, Gesetzgeber und Propheten an bis zu der Geburt, dem Leben und Leiden Christi, seiner Jünger und Verkünder, der großen Kirchenlehrer und der heiligen Märtyrer, an deren Wirksamkeit und Tod sich die Geschichte der allgemeinern Verbreitung des Christenthums knüpft; doch mischen sich damit in vorwiegendem Maße die Beziehungen zu der lokalen Verehrung des heiligen Marcus, als des hauptsächlichsten Schutzpatrons der venetianischen Republik, und zu andern Heiligen, deren Cultus mit den Zeiten und Personen offenbar vielfach gewechselt hat. Eben deshalb jedoch dürfte es auch schwer, wenn nicht unmöglich sein, das System anzugeben, dem man in der Wahl und der räumlichen Vertheilung der Darstellungen gefolgt ist; ja in einzelnen Fällen könnte man sogar über die Stelle rechten, die man ihnen angewiesen. Wenn man aber auch ungern eine strengere Durchführung der typologischen Beziehungen zwischen dem Alten und Neuen Testament, zwischen den Zeiten der Verheißung und denen der Erfüllung vermißt, so geht doch durch das Ganze jener angedeutete religionsgeschichtliche und zugleich religionsphilosophische Faden, dessen innerer Zusammenhang nicht allzuschwer nachzuweisen wäre. Mit bewundernswerther Consequenz und Klarheit sind dagegen innerhalb der einzelnen Kuppel- und Kapellenräume die daselbst befindlichen Bildercyklen durchgeführt.

Die ältesten Mosaiken sind unstreitig in den Kuppeln und Galerien zu suchen; auch die der Taufkapelle gehören zu den früheren. Nach und nach nur füllten sich seit Vollendung des Hauptbaues die verschiedenen Räume, und stets wurde im alten Geist und Sinne, jedoch stets nach Maßgabe der fortschreitenden oder wieder verfallenden Kunst, bis in die neuere Zeit daran fortgearbeitet, und selbst Meister, wie Tizian, Pordenone und Salviati, haben der malerischen Ausschmückung des venetianischen National- und Stadt-Heiligthums ihr künstlerisches Talent gewidmet.

Niemand wird an die Darstellungen der früheren, conventionell typischen Kunstweise die Forderung lebensvoller Weltwirklichkeit stellen; daß sie aber in ihrer strengen, auf das Allerwesentlichste des Ausdrucks beschränkten Abgemessenheit eine majestätische, ergreifende Schönheit zu entfalten vermögen, dies beweisen die Gruppen der 24 Aeltesten mit den vier Todesengeln aus der Apokalypse in den Mosaiken des mittleren Kreuzarms, unmittelbar wenn man durch das Hauptportal eintritt. Dagegen gehören die musivischen Darstellungen der Kreuzigung und Grablegung Christi, der Auferweckung des Lazarus und der durch Composition, Charakterzeichnung und Gefühlsausdruck glänzend hervorragenden Grablegung der Maria, die sich in dem vierseitigen Vorraume zwischen dem äußeren und inneren Eingange zur Kirche befinden, der ausgebildeten Kunst in der Glanzzeit der venetianischen Malerei an.

So bietet dieses Wunderwerk altchristlicher Baukunst, dies unschätzbare Kleinod und Denkmal eines edlen, blühenden, von religiöser Verehrung, hochherziger Vaterlandsliebe und erleuchtetem Kunstgefühl durchdrungenen Schaffungsvermögens, in seinen malerischen gleichwie in seinen bildnerischen Zierden eine kunstgeschichtliche Galerie, die uns das Ringen des Kunstgeistes von der byzantinischen Herbheit und Strenge bis zu der anmuthsvollen, geschmeidigen Weichheit des germanischen Styls und von da bis zu den vollendeten Formen der Blüthezeit und den ausartenden der Verfallszeit der Kunst veranschaulicht. Die Marcuskirche galt den Venetianern Alles, sie war ihnen das Palladium ihres Staats und ihrer Stadt, und an den Besitz und die Verehrung des Heiligen, dem sie geweiht war, knüpften sie das Gelingen ihrer Unternehmungen in Krieg und Frieden; sie knüpften an seinen Schutz und seine Gunst den Bestand ihrer Eroberungen wie den glücklichen Erfolg ihrer Staatsverhandlungen und so begreift sich der Antheil, den alle Jahrhunderte

und alle Geschlechter an der Erhaltung und Verherrlichung dieser Kirche nahmen, deren Inneres zu dem heiteren Leben des Volkes draußen auf Straßen und Plätzen, für das jeder Tag ein Fest war, im schneidendsten Gegensatze stand, den man offenbar durch ornamentale Ueberschwenglichkeit und Pracht möglichst zu mildern und zu verdecken suchte.

Inzwischen hatte ich mich, unter solcherlei Betrachtungen, auf eine Bank rechts vom Chor, an dem ersten großen Kuppelpfeiler niedergelassen, um meine Bemerkungen rasch zu Papier zu bringen. So etwas fällt da nicht auf. Die St. Marcuskirche ist nie leer von Künstlern oder Kunstgelehrten, die hier ihre Studien machen. Das gewählte Plätzchen war vortrefflich. Alles, was im Chor seine Andacht verrichtet hatte, wallte an mir vorüber, um bei einem nahestehenden Crucifixe die letzten Gebetsseufzer auszuhauchen, die letzten Küsse dem Heiligen zuzuwerfen. Doch geht es sonst gerade dort, in dem Raume unter der mittleren Kuppel, aus deren Mosaiken die ganze Schaar der christlichen Tugenden, sechszehn an der Zahl, mahnend auf das andächtige Volk herabblickt, ziemlich weltlich her. Man kommt, schaut, plaudert, der Meßner schlendert darin umher wie in seiner Stube; auch Hunde verirren sich durch die offene Bogenpforte herein und schnuppern Bänke und Menschen und heilige Gefäße an. Doch das Gebet ist ein Quell der Selbstvergessenheit! Wer noch mit ganz äußerlichen, sinnlichen Gedanken hereintrat und neugierige Blicke warf, wie ganz anders erscheint er, wenn er aus dem Chor vom Gebet zurückkehrt. Bei den Meisten, die ich beobachtete, bewegte sich der Mund noch unaufhörlich im stillen Gebete fort, und von dem früheren neugierigen Umsichschauen war nichts mehr wahrzunehmen. Wie weit wohl aber bei den Meisten diese innere Selbstvergessenheit über die Schwelle der Kirche hinaus andauern, die beseligende und sittlich verklärende Kraft des Gebets nachwirken wird?

Hier, unter der mittleren Kuppel, muß man seinen Standort wählen, um über Idee und Charakter des Baues sich klar zu werden. Hier erkennt man, daß der Baumeister keine Längenanlage beabsichtigte, sondern eine quadratische oder centrale, die mit ihrem Schwerpunkt nach der Mitte gerichtet ist, und daß Diejenigen unrecht haben, welche behaupten, es liege dem Plane die Basilikenform zu Grunde, deren Oblongum man nur nöthig gehabt habe, abzukürzen, um das mittlere Pfeilerquadrat zur Aufführung der Hauptkuppel darüber zu erhalten. Diese Ansicht, die von unseren gewiegtesten Kunsthistorikern getheilt wird, ist aber so wenig der Wahrheit entsprechend, daß man vielmehr sagen muß, die St. Marcuskirche in Venedig sei das hervorragendste und vollendetste Muster des kirchlichen Centralbaues im Gegensatz gegen den in der römischen Basilika repräsentirten Langbau zu betrachten. Auch der einfachste Kuppelbau schon beruht, sowohl in der Vertheilung der statischen Kräfte als deren technischer Verwendung, auf wesentlich anderen Gesetzen als der oblonge, dem Architravsystem angehörige Basilikenbau, und wo jener vorhanden ist, kann daher von diesem nicht die Rede sein, geschweige wenn, wie dies bei der Marcuskirche der Fall, die organische Verschmelzung mehrerer einfachen Kuppelbaue, die sich um einen mittleren, diesen stützend und von diesem gestützt, gruppiren, die deutliche Absicht des Architekten erkennen läßt, daß er keinen Langbau, sondern einen in bestimmter sinnbildlicher Form mehrfach gegliederten Centralbau zur Veranschaulichung eines entsprechenden religiösen Gedankens habe darstellen wollen.

Der Baumeister der St. Marcuskirche ist uns dem Namen nach unbekannt. Aber wir haben in ihm einen der größten, der geistvollsten, tiefsinnigsten und phantasiereichsten Architekten, die je gelebt haben, zu verehren. Sein Werk ist ein Product des freiesten schöpferischen Gedankens, zu welchem die Sophienkirche in Konstantinopel, deren Anlage aus einem ganz andern Prinzip, aus der Combination von Kuppel und Halbkuppel entsprungen, zwar vielleicht die Anregung, keinenfalls aber das der Idee des Architekten zusagende Vorbild zur Nachahmung gegeben hat. So wenig wie die Basilikenform in Weström ist der Kuppelbau in Ostrom jemals zu seiner vollständigen Entwicklung und Ausbildung gelangt; hier wie dort blieb stets viel Zufälliges daran hängen, da man die überkommenen römischen Musterformen für den Bedarf nur durch unorganische Zusätze zu erweitern oder zu verändern suchte; und erst dem Baumeister der St. Marcuskirche war es vorbehalten, die bis dahin nur im oströmischen Reich erst bei kleineren Kirchen annähernd versuchte Aufgabe des kreuzförmigen Kuppelbaues auf eine umfassende und vollkommen organische Weise zu lösen. Es ist wohl keine Frage, daß allen derartigen Bauten die kreuzförmige Bauanlage der altchristlichen, aus einer gleichgestalteten altrömischen Gräberform hervorgegangenen Grabkirchen, in Verbindung mit jener Ausbildung des römischen Kuppelbaues zu Grunde liegt, wie er sich in dem schönsten Theile der Thermen, in der Bade- oder Schwimmhalle, entwickelt hatte.

Mit klarbewußter Absicht ist von dem Architekten die gleicharmige Kreuzform und ihr entsprechend die Anlage von fünf Kuppeln gewählt, welche die innern Räume überdecken; alles Uebrige ist Nebenbau und kann als unwesentliche Zuthat den Grundcharakter nicht ändern. Hier ist von keinem Querschiffe im gewöhnlichen Sinne die Rede, wie es das Langhaus der Basiliken oft nach dem Chorende oder, wie

bei einigen englischen Kirchen, mehr nach der Mitte durchschneidet; es ist dabei ebenso wenig die Rede von einem zufälligen oder willkürlichen Durchbruch des Deckabschlusses über der Kreuzung, um hier, wie dies bei den Renaissance-Basiliken der Fall, eine Lichtkuppel zu bilden, sondern von einer Anlage, bei welcher der Kreuzesarm nach Umfang und Behandlung von kaum minderem architektonischen Werthe erscheint, als der Kreuzesstamm; eine Anlage, bei welcher beide, der Kreuzesstamm wie der Kreuzesarm, auf ähnliche Weise in ein Mittel- und zwei Seitenschiffe zerfallen, und der Raum unterhalb der mittleren Hauptkuppel an Ausdehnung gewonnen hat, die an Breite, Länge und Höhe alle übrigen Kuppelpartien weit übertrifft und ihn so in Verbindung mit dem der Feier des heiligen Meßopfers geweihten Chorraume als den Mittelpunkt wie als den ursprünglichen Kern und die Grundidee des gesammten Baues kundgiebt. Alle Sinne, alle Gedanken, alle Kräfte streben in diesem Bau von der Peripherie zum Centrum, der Charakter seiner Innen-Anlage ist nicht der aus sich herausgehende, sondern der in sich zurück- und einkehrende, wie es dem Wesen und der Bestimmung der Andacht gebührte.

Und doch konnte alle Großheit und Pracht dieses Bauwerks nicht länger im Innern mich fesseln. Ich sehnte mich nach dem Lichtglanz, der draußen erquickend über den herrlichen Plätzen und über dem nahen Meere glitzernd und flimmernd lag, und fühlte mich wohl, fühlte mich leicht, — trotz meines warmen Kunstinteresses — als ich hinaus ins Freie trat, meine Schritte nach der unmittelbar angrenzenden Piazetta richtend, in deren Herrlichkeiten ich vorher nur einen flüchtigen, entzückten Blick geworfen hatte.

Gewiß tausendmal und darüber ist dieser wunderbar anmuthsvolle Platz, der im südöstlichen Winkel des Marcusplatzes nach dem Meere hin sich öffnet, eingeschlossen einerseits von dem heiterfarbigen Dogenpalast und andererseits von den prächtigen Sanchovinischen Bauten. der ehemaligen Bibliothek und der Münze, von Zeichnern und Malern seit Canaletto abgebildet worden, mit mehr oder weniger Geschick und Glück. Es ist eine von der Kunst in köstlicher Lage geschaffene Stelle der Erde, deren Schönheit selbst von einem mittelmäßigen Maler nicht völlig verdorben, aber auch von dem vollendetsten Meister nicht völlig erreicht werden kann. Denn die Wirklichkeit zeigt sich immer noch schöner, als das Schönste, was unsere Phantasie uns davon vorzuspiegeln vermag.

Die Piazetta bildet kein künstlerisch so in sich abgeschlossenes Ganze wie der Marcusplatz, aber es schmückt sie der unvergleichliche Reiz einer bezaubernden Aussicht aufs Meer, auf die prangenden Kuppelgebäude naheliegender Inseln und das bunte Segelwerk der Barken und Schiffe, welche den Mittelgrund des schönen Gemäldes beleben. Ein Bühneneffect im großartigsten Maßstabe, der durch die beiden Säulen aus orientalischem Granit, von welchen die eine den bronzenen Löwen des h. Marcus, die andere den Drachentödter, St. Theodor, den ursprünglichen Schutzpatron Venedigs, auf ihrer Plattform trägt, im Grunde wenig oder nichts verliert, da deren Massen nur unbedeutend sind und deshalb gegen den lichten, offenen Hintergrund für den Anblick fast gänzlich verschwinden.

Wie keck und herausfordernd steht aber Venedigs sprechendes Symbol, der geflügelte Löwe, auf seiner schwindelnden Höhe, die Tatzen paarweis straff nach vorwärts und rückwärts gestellt, kühn umschauenden, nach der See hingewendeten Hauptes, fliegenden Schweifes und hochragenden Fittichs, ein lebendiges Bild des zu ungeahnter, vielbeneideter Macht raschen Schwungs aufstrebenden Freistaats. Doch fehlen ihm jetzt die Augen, die einst aus kostbaren Steinen eingesetzt, mit ihm aus der Verbannung in Frankreich nicht zurückkehrten!

Klar empfindet man es hier, an dieser merkwürdigen Scholle von Erde, man könnte eher sagen, von Stein, der über Schlamm- und Kiesbänken auf Pfahlwerk aufgelagert ruht, daß dieser Platz, diese Stelle es gewesen sein müsse, die Blick und Verlangen der venetianischen Edeln hinaus auf die See lenkten, über die Dünen-Dämme des Lido hinweg in eine unbegränzte Ferne, — wo sie den Gedanken faßten und in ihrer Seele reifen ließen, alle die Küsten und Länder, welche das dahinter rauschende Meer mit seinen blaugrünen Wogen bespült, zu ihrem Eigenthum zu machen, — wo die Meerherrschaft Venezias keimte und zu ihrer mehr als tausendjährigen Dauer und Größe heranwuchs, — eine welthistorisch wichtige und bedeutungsvolle Stätte, zugleich der Vereinigungspunkt der hauptsächlichsten religiösen und politischen Heiligthümer des unbezwinglichen Inselstaats, die hierzu wurde, seitdem, im Anfange des neunten Jahrhunderts, der scharfblickende Doge, Agnello Participazio, sich einen Palast dort hatte erbauen lassen, und die junge Republik, die ihren Sitz früher auf Eraclea, später auf Malamocco und Rialto gehabt, von der Vertheidigung gegen saracenische und slavische Seeräuber und gegen die neidischen Nachbarn des Festlandes muthig zu Angriff und Eroberung übergegangen und unter dem Schutze des h. Marcus, dessen Gebeine venetianische Schiffer unter Giustiniani Participazio's, eines Sohnes des Vorhergenannten, Regierung im Jahre 828 mit List aus Alexandrien geholt, unwiderstehlichen Glücks zur Herrin des Meeres und zur Eigenthümerin des Handels zwischen dem Orient und dem Occident geworden war. (Fortsetzung folgt.)

Theater und Musik.

Seltsam ist die Erscheinung, daß seit der Aufnahme der Wagner'schen Opern ein förmlicher Stillstand auf diesem Felde eingetreten ist. Nirgend verlautet etwas vom Durchgreifen neuerer musikalischer Dramen und die Versuche, welche einzelne Theater mit Raff's und Dorn's Werken machten, fielen größtentheils wenig erfolgreich aus, oder der Erfolg derselben hielt sich doch in enger localer Beschränkung. Ob die bevorstehende Aufführung der „Nibelungen" von Dorn am Kärnthnerthor-Theater in Wien diesem Werke, dessen Wirkung im Berliner Opernhaus mit der Darstellung der Brunhild durch Frl. Wagner sehr gehoben war, eine größere Verbreitung geben wird, muß noch bezweifelt werden; vielleicht wird Meyerbeer's „Afrikanerin" die nächste Novität von umfassenderer Bedeutung sein. Wie man vernimmt, sind endlich auch in Wien Aussichten zur Aufführung des „Tannhäuser." — Anders verhält es sich mit dem recitirenden Drama, wo die ewige Klage nach neuen Erscheinungen in letzter Zeit gewiß nicht mehr gerechtfertigt erscheint. In Wien ist „Iphigenia in Delphi" von Halm in Scene gegangen, hat aber nicht so viel Aufsehen gemacht, wie ihre Mutter „Klytämnestra." Letztere wurde in Berlin zwar ihrem Rufe entsprechend begrüßt, scheint aber schnell wieder vergessen worden zu sein. Dortige Blätter rühmen das pathetische der Sprache und die bedeutende Wirkung einzelner Situationen, tadeln dagegen die ermüdenden Längen, den Mangel innerer Entwickelung in den Charakteren und den ungenügenden Schluß. Von durchgreifendem Erfolge war in Berlin die Darstellung des „Graf Essex" von Laube, und Frau Crelinger feierte in der Rolle der Elisabeth wieder einmal den Triumph unvergänglicher Meisterschaft. Nächstens sollen in Berlin ein neues Drama von Gutzkow „Lorbeer und Myrthe" und ein Lustspiel von M. E. Schleich „die Haushälterin" zur Aufführung kommen. In Dresden ist „Narciß" mit dem unübertrefflichen Ensemble von Dawison, Frl. Berg und Frau Bayer Bürk gegeben worden. Das virtuose Spiel des ersteren in der Titelrolle, die edle Einfachheit des Frl. Berg als Königin, und die großartige Leistung der Frau Bayer Bürck als Pompadour riefen die allgemeinste Bewunderung hervor. Die erste Aufführung des Wolfsohn'schen Schauspiels „Nur eine Seele" fand dort ebenfalls mit entschiedenem Glücke statt; bei der Wiederholung war das Haus überfüllt und der Beifall noch gesteigert. In München ging eine weitere Novität „Die Baiern in Italien," ein Volksschauspiel von Schleich mit Beifall in Scene, und in Frankfurt steht die Aufführung eines neuen Stückes von Jordan bevor. Von Personalveränderungen ist für das Burgtheater der in nächster Kürze stattfindende Austritt des Frl. Neumann, welche sich mit dem Grafen Schönfeld vermählt, sehr zu beklagen. — Einem Gerücht zufolge soll Frl. Laura Ernst, die gegenwärtig am Friedrich Wilhelmstädter Theater in Berlin gastirt, dennoch an der Burg engagirt sein; auch vernimmt man die unwahrscheinliche Nachricht, daß Frl. Gense von Berlin als Gast am Burgtheater auftreten werde. — Frl. Seebach hat in Hannover ihren Gastrollencyklus mit der Margarethe im „Faust" eröffnet. Die Intendanz des dortigen Hoftheaters scheint sie um jeden Preis gewinnen zu wollen. Man hat ihr Bedingungen gestellt, wie sie bis jetzt noch Niemand daselbst geboten wurden. Signora Ristori hat in Frankfurt, Stuttgart, Dresden und Berlin als Maria Stuart, Myrrha und Medea, durch die vollendete Plastik der Erscheinung bei ergreifender Wahrheit in jedem Momente ihres reichbewegten Spiels, die Entscheidung herbeigeführt, daß ihre Künstlerschaft alles übertreffe, was die Rachel und ihre andern Vorgängerinnen jemals geleistet haben. — In Berlin haben mehrere Sängerinnen für das Fach der ersten Soubrette debütirt und darunter Frl. Mandl von Stuttgart günstige Aufnahme gefunden. — Herr Steger, dessen maßlose Prätensionen seinen Werth doch etwas zu sehr überstiegen, ist nicht, wie es in vielen Blättern ausgesprengt wurde, neuerdings am Kärnthnerthor-Theater in Wien engagirt worden.

In der musikalischen Welt fangen die verschiedenen Virtuosen an, sich zu Feldzügen zu rüsten. Wie man vernimmt, ist Frl. Therese Milanollo ebenfalls im Anzuge, und soll zuerst in Hamburg Concerte geben wollen. Die ersten Gewandhausconcerte in Leipzig fanden unter Leitung des Concertmeisters David und Mitwirkung der Sängerin Frl. Bury, des Sängers Herrn Reichardt und des Pianoforte-Virtuosen Professor Cusins statt. Die erste Sinfonie-Soiree der Königl. Kapelle in Berlin ist mit Beethoven's Ouverture „zur Weihe des Hauses" eröffnet worden. Ihr folgte eine Mendelssohn'sche und eine Beethoven'sche Sinfonie. Die Singacademie daselbst hat ihre Concerte mit der H moll Messe von Bach begonnen. — In Wien scheint sich für diesen Winter das Berliner Experiment von vergangenem Jahre mit der Zukunftsmusik wiederholen zu sollen. Man studirt dort „l'enfance du Christ" von Berlioz und einige Liszt'sche Compositionen ein. — In Prag ist die große Messe von Liszt unter Mitwirkung einiger Opernmitglieder wirklich zur Aufführung gekommen.

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Gedichte von Hermann Lingg. Herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag.

Einen Dichter, und besonders einen Dichter der Gegenwart zu beurtheilen ist keine leichte Aufgabe. So weit die deutsche Zunge klingt, kann man sagen, daß sie Gedichte macht und Lieder singt und so weit die deutschen Pressen stehn, wird man auch sehen, daß Verleger in die Falle gehn. Deutschland hat mehr Dichter, als es braucht, das ist keine Frage und mit Recht kann man sich daher über seine Kritik beschweren, die ihm den Boden nicht rein gehalten, sondern das Unkraut hat überwuchern lassen. Sehe man doch einmal die meisten Kritiken neuerer Gedichte nach, wie fangen sie fast ohne Ausnahme an? „Die Masse der Dichter, welche sich jetzt berufen fühlen, vor die Oeffentlichkeit zu treten, droht nachgerade unübersehbar zu werden. Dem vielen Mittelmäßigen und Schlechten gegenüber freut es uns, sagen zu können, daß wir es hier wieder einmal mit einem wahren Talente, mit einem Dichter von Gottes Gnaden zu thun haben." — Ja wohl! Von Gottes Gnaden! Wir hoffen zur Ehre des Herrn, daß er noch ganz andere Gnaden im Rückhalt habe, als die sind, durch die er uns einen großen Theil unserer jetzigen Poeten spendet. Mit der angeführten Phrase aber, wenn auch nicht ganz mit ihrem Wortklang, kann man annehmen, daß unter zehn neuen Poeten neune eingeführt werden. Jeder wird als eine Ausnahme von der Regel verkündet und am Ende haben wir so die ganze Regel als Ausnahme von sich selbst. Die Kritik hätte diesem Unfug vorbeugen sollen, haben wir gesagt, allein wir geben zu, daß eine gute Kritik einem impotenten Geschlechte gegenüber einen mißlichen, fast zweideutigen Standpunkt einnehmen muß, sie erscheint gehässig; das Publicum ist — und nicht ganz mit Unrecht — nur zu sehr geneigt, in dem „steten Verneinen" nicht einen guten, wohl aber einen bösen Geist zu erblicken. Ist der Stand des Kritikers schwer, so lange er dem Pygmäengeschlecht der Gegenwart gegenüber sich nur auf große Beispiele der Vergangenheit berufen kann, so wird er dagegen leicht und lohnend, wenn in der unmittelbarsten Gegenwart Geister erstehen, an denen sich das Ringen und Streben einer ganzen Zeit erkennen und messen läßt, an denen man zu zeigen vermag, daß ein Zoll von einem Könige noch lange nicht den König und daß die verwundbare Ferse noch lange nicht den Achilles macht. Tauchen solche große Naturen in einer Nation auf, so werden sie in Zeiten, in welchen jeder Einzelne nicht selbst in Größe dilettiren und stümpern will, allgemein anerkannt, freudig begrüßt werden; in Zeiten jedoch, in welchen die Mittelmäßigkeit sich als Genie definirt, in welchen man Bildung für Geist, Routine für Originalität nimmt, wird man sie bei Seite liegen lassen und zu ignoriren suchen; denn vorherrschende Geister werden um so unbequemer, je mehr eine allgemein sich verbreitende Bildung scheinbar einem Jeden Recht giebt, auf das, was er erlernt, stolz und selbstgefällig hinzublicken.

Mit diesen Bemerkungen sind wir bei Hermann Lingg angelangt, der vor ungefähr zwei Jahren durch Emanuel Geibel in die Literatur eingeführt, unter den lebenden Dichtern sich als einen der ersten zu erkennen giebt.

Lingg ist ein geborener Baier. Früh zum Studium der Theologie bestimmt, kommt seine innere Neigung bald mit diesem ihm von Außen angewiesenen Berufe in eine Reihe unglücklicher Conflicte, die nicht allein in sein äußeres Leben, sondern auch in sein inneres trübe bleibende Schatten werfen. Aber es scheint einmal der Dichternatur vorbestimmt, daß sie erst durch dunkele, räthselvolle Geschicke zu ihrer Größe kommt, daß gerade das Uebermaß ihrer Wünsche und Empfindungen den kleinen Verhältnissen des Lebens gegenüber sie zur Entwickelung aller ihrer Kräfte drängt. Die Poesie hat mit den Naturwissenschaften eigentlich sehr wenig zu thun, aber ein treffendes Bild läßt sich aus den Gesetzen jener für diese gewinnen. Wie der

Dampf, wenn ihm die Räume, die er zu erfüllen strebt, versagt sind, wenn er in enge Schranken gezwungen wird, sich concentrirt und spannt, seine Kräfte von Minute zu Minute steigert und das Unglaubliche vollbringt, so wird die Dichternatur, wenn ihr das Leben Tausende von Wünschen versagt, zurückgedrängt und auf sich selbst angewiesen, diese ins Unendliche gesteigerten Kräfte zu größeren Zwecken zu verwenden, große Resultate damit zu erzielen. Denn unsere Wünsche, unsere Begierden sind Kräfte, die Erfüllung suchen und die bei gesunden Naturen, von Zeit zu Zeit energisch zurückgewiesen, in edlerer Gestalt wieder zu Tage kommen. Daß einer solchen Einschränkung ihr richtiges glückliches Maß gesetzt sein muß, versteht sich von selbst. Geschicke, wie die Lenaus und Hölderlins, lehren uns, daß es, überschritten, seine Opfer zu fordern weiß. Auch die Dichtungen Linggs, da wo sie subjectiver Natur sind, tragen alle ein Colorit, welches uns fast zu düster, zu unglückdeutend erscheinen könnte. Tiefe, unverlöschbare Spuren des Schmerzes scheinen in seinem Leben zurückgeblieben zu sein, die der Hoffnungsschimmer endlicher Befreiung nur schwer zu mildern vermocht hat.

Hören wir ihn selbst:

Kein Schutzgeist unterband mir Goldsandalen,
An meiner Wiege stand mein Widerstreiter,
Zu Thaten schritt nicht einen Schritt ich weiter,
Wo nicht Zufälle den Erfolg mir stahlen.

Zum freudelosen Sieg nach tausend Qualen
Macht' ich die Bahn mit meinem Blut nur breiter,
Nie, nie beging ich unumschränkt und heiter
Die großen, meines Lebens Kaiserwahlen.

Mein Streben, alles blieb ein fruchtlos rauhes
Bestürmen ewig neuer Widerstände,
Ein Kampf mit Säulen eines Felsenbaues.

Für meinen Durst, für meine Leberbrände
Fiel nie das Manna jenes Seelenthaues
Des Trostes, daß ein Herz mit mir empfände.

Wir werden unten Gelegenheit nehmen, von den verschiedenen Dichtungen Linggs Proben anzuführen. Sie waren zurückgewiesen worden von den Verlegern und lagen vergraben. Da ward Geibel durch einen Zufall aufmerksam gemacht auf ihn und nun erfüllte sich ein poetisches Wort, welches er früher einmal ausgesprochen:

Wie lang durchblätterst du noch diese Rolle,
D'rauf jedes Unrecht steht, das du erlitten,
Das deiner Brust mit Haß ward eingeschnitten
Und eingeätzt mit langgenährtem Grolle?

Es kommt die Zeit noch, die erfüllungsvolle,
Sie kommt, wo du emporgerichtet, mitten
Durch deine Feinde gehst mit freien Schritten
Und fragest, wer dich noch mißachten wolle.

Dann wirst du jedes Denkmal der Entweihung,
Wirst Grimm und Staub aus deinem Leben merzen
Und deine Seele tränken in Befreiung.

Erlöst von einem großen Menschenherzen,
Wirst du die Thräne glühender Verzeihung
Ausweinen und die lange Nacht verschmerzen.

Sie war wirklich erschienen, jene „erfüllungsvolle Zeit". Die Theilnahme des Publikums war so groß, daß am ersten Tage des Erscheinens der Gedichte allein in München 100 Exemplare vergriffen wurden und daß eine neue Auflage bereits vorbereitet wird. Der Dichter erhielt von Sr. Majestät dem Könige Maximilian II. eine Pension und kann nun heiter seiner Zukunft entgegensehen.

Gehen wir nach dieser flüchtigen Lebensskizze auf die Dichtungen selbst etwas näher ein.

Lingg tritt in dem kleinen 154 Seiten starken Bändchen nur als lyrischer Dichter vor uns. Aber die Grenzen seiner Lyrik sind sehr weit gezogen. Von dem einfachen Lied der Klage, welches rührend und tief aus der Seele quillt, bis zu der großartigsten Auffassung historischer und culturgeschichtlicher Zustände besitzt er in seinen Dichtungen eine Gestaltungskraft, eine Größe des Ausdrucks und des Bildes, die wir vergebens bei anderen modernen Dichtern suchen dürften. Man könnte seine Lyrik, was diese Fähigkeit, historische Zustände groß und richtig aufzufassen, anlangt, mit der Schillers vergleichen, allein Lingg ist in seiner Größe und Schwäche durch und durch ein Dichter unserer Zeit, ja wir möchten ihn einen Zukunftsdichter nennen, wenn nicht die Zukunftskunst durch die Wagner'sche Anmaßung und durch ihre, bis jetzt noch nicht aufgehobene völlige Resultatlosigkeit, bei der Kritik so sehr in Verruf gekommen wäre. Es dürfte sich aber ein anderer Standpunkt finden, von dem aus sich die Linggschen Dichtungen charakterisiren lassen. Als in Italien die religiöse Malerei und zu gleicher Zeit die weltliche Kunst in den Niederlanden in ihrer höchsten Blüthe stand, da waren es fast durchweg die Geschicke *einzelner* Personen, die zu Objecten des Schaffens gewählt wurden; daß das Portrait in jener Zeit sein Höchstes leistete, mag wohl in diesem Umstande begründet liegen. Diejenige Richtung der Kunst, die in unserer Zeit am entschiedensten Epoche gemacht hat, die Kaulbach'sche, ist durchaus anderer Art. Kaulbach's Meisterwerke stellen nicht die Geschicke und die Handlungen verschiedener Individualitäten dar, seine Bilder befassen sich mit den Geschicken der Menschheit und ihrer Stämme; sein Thurmbau von Babel zeigt die Scheidung der Racen, seine Zerstörung Jerusalems den Auszug des Christenthums in alle Welt. Diese Richtung der modernen Malerei liegt tief begründet in unserer ganzen modernen, socialen und politischen Entwickelung. Ob dieselbe eine nachhaltige, für die Geschichte der Kunst selbst eine von großen Folgen und Wirkungen begleitete sein wird, ist eine andere Frage, die wir hier nicht unbedingt bejahen möchten. Vor der Hand glauben wir, daß Kaulbach eher eine Periode abschließt, als eine neue beginnt, sind aber weit davon entfernt, den ästhetischen Werth seiner Schöpfungen deswegen verkennen zu wollen. Wie Kaulbach in der modernen Malerei, so steht Lingg in seinen größten Leistungen in der modernen Dichtkunst da. Auch er besitzt jenen großen Blick, der *den* Zeitpunkt in seinem innersten Nerve erfaßt, wo *eine* Culturepoche schließt und eine *neue* beginnt; er weis unvergleichlich in wenigen genialen Zügen eine Katastrophe zu malen, durch welche die Menschengeschichte in neue Phasen tritt; er abstrahirt gerne von Persönlichkeiten und zeigt uns die Wendepunkte der Geschichte als die nothwendigen Folgen

der sittlichen Mächte und Gewalten, die in den untergehenden und aufstrebenden Völkern thätig waren. Nehmen wir als bestes Beispiel folgendes Gedicht:

Attila's Schwert.

Unter'm Eichbaum auf der Haide
Liegt ein Riesenschwert uralt,
Oft in seiner dunklen Scheide
Zuckt es durch den Felsenspalt.

Heimlich warten Gnom und Elfe
Wachsam bei dem großen Schatz;
Aber Eber nur und Wölfe
Wissen den gefeiten Platz.

Endlich finden's Hunnenkrieger.
Attila empfängt den Hort
Und er ruft: Als Weltbesieger
Grüßt mich hier ein Götterwort.

Spricht's und schwingt das Schwert der Ahnen
Wie zum Wurf nach West empor,
Allen Hunnen und Alanen
Schien es wie ein Meteor.

Hoher Wiederschein vom Himmel
Dehnt sich wie Kometenglanz;
Durch die Luft ein Schlachtgetümmel
Hört der Kaiser in Byzanz.

Hört's und ruft den Astrologen,
Der ihm nun, wie Alles schweigt,
Auf des Bospors dunklen Wogen
Schwanke, blasse Sterne zeigt:

„Kaiser! Gott und Götter schlafen,
Deine großen Feinde nahn!
Mische Gift und opfre Sklaven —
Thaten hast du nie gethan!"

Hier ist freilich sowohl die Persönlichkeit des Attila als die des Kaisers von Byzanz genannt, dieselben sind jedoch nur hereingezogen, um durch sie auf der einen Seite das lebenskräftige, kühne Hunnenvolk, auf der anderen das entnervte, siechende byzantinische Kaiserreich zu charakterisiren. Wie herrlich ist die Stelle:

Attila empfängt den Hort
Und er ruft: Als Weltbesieger
Grüßt mich hier ein Götterwort.

Er und sein Volk glauben noch an Götterworte aber nicht an solche, die ihnen bleiche Astrologen verkünden; das lebendige Gefühl der Kraft, das beste Götterwort, welches dem Manne in der Brust ruhen kann, das grüßt sie, das ruft sie auf zur Eroberung der Welt. Und auf der anderen Seite der Kaiser von Byzanz, der in der Luft ein Schlachtgetümmel zu hören glaubt:

Hört's und ruft den Astrologen,
Der ihm nun, wie Alles schweigt,
Auf des Bospors dunklen Wogen
Schwanke, blasse Sterne zeigt:

„Kaiser! Gott und Götter schlafen,
Deine großen Feinde nahn!
Mische Gift und opfre Sklaven,
Thaten hast du nie gethan!"

Er muß sich die Deutung seines Schicksals von anderen erst geben lassen und mit ihm die Gewißheit, daß sein Reich durch eigene Verschuldung untergeht. Wenn unsere Zeit einer poetischen Gestaltung fähig ist, so wird auf dem Felde der Lyrik dies nicht durch die politische Sangsweise eines Freiligrath sondern einzig und allein auf dem von Lingg eingeschlagenen Wege möglich sein. Freiligrath und seine Collegen wie Nachahmer stellen bei einzelnen Krankheitserscheinungen geistreiche Diagnosen auf, aber einen Blick in den Organismus der Kräfte, einen Sinn für großartige Auffassung geschichtlicher Zustände haben sie nicht. Und die Poesie hat ja nun einmal nicht den Zweck, die Physiognomie eines Tages oder einiger Jahre abzuconterfeien, ihr sind im Einzel- und im Gesammtleben nur die Erscheinungen Stoff, welche, von großen Wirkungen begleitet, Einfluß ausüben auf alle Tage und auf alle Zeiten des menschlichen Daseins.

Gleich großartig sind die Proben des epischen Gedichtes: die Völkerwanderung, von welcher besonders das Bruchstück: Geiserich's Abzug aus Rom durch Kühnheit der Auffassung und durch poetische Kraft sich auszeichnet. Die Vandalen ziehen mit ihrer Beute aus Rom; auf ihren Schiffen führen sie die geraubten Bilder und Statuen der olympischen Götter mit den gefangenen Römern dahin. Plötzlich verdunkelt sich der Himmel und ein vernichtender Sturm bricht los. Ein schrecklich schönes Schauspiel bilden jetzt die auf den Schiffen aufgestellten Götter im Toben der Elemente:

Ein Bild Neptuns stand zwischen Eichenkloben
Aufrecht gebunden an den Vordermast.
Wenn nun das Schiff emporgehoben
Hoch in die Wellen sprang mit seiner Last,
Erschien der Meergott wie in Wolken oben,
Den goldnen Dreizack hielt sein Arm gefaßt,
Und neben ihm, der finster niederdrohte,
Stand furchtbar Hermes da, der Götterbote.

Die Vandalen glauben, daß die geraubten Götter den Sturm erregt und beginnen einen verzweiflungsvollen Kampf gegen die todten Steinmassen. Sie zerstücken sie, werfen sie in das Meer; jedoch auch ihr Untergang ist beschlossen, ein Blitz fährt in das Schiff und es sinkt in die Tiefe:

So gegen Götter mit den halbverbrannten,
Halbnackten Leibern gleicht ihr Kampf dem Drohn
Der alten Himmelsstürmer und Giganten,
Wie sie mit Zeus im Zwist vom Pelion
Machtlose Schwerter gegen Blitze wandten;
Doch bald ist's aus. Die nächste Sturmfluth schon
Begräbt mit donnerähnlichem Gedröhne
Ins Meer die nordischen Titanensöhne.

Wie wir vor einiger Zeit aus den Proben ersehen, welche das Münchener Abendblatt mitgetheilt, schreitet das Werk, welches hier nur bruchstückweise vor uns liegt, seiner Vollendung entgegen und es steht dessen Veröffentlichung baldigst bevor.

Was wir von der historischen Lyrik Linggs gesagt, gilt auch von seinen anderen Dichtungen. In den einfachen Klängen des Herzens finden wir jene Sicherheit und charakteristische Kraft des Ausdruckes, die wir in seinen großen historischen Bildern bewundern. Man nehme folgendes Lied:

Immer leiser wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir.
Oft im Traume hör ich dich
Rufen draus vor meiner Thür,
Niemand wacht und öffnet dir,
Ich erwach und weine bitterlich.

Ja ich werde sterben müssen,
Eine andre wirst du küssen
Wenn ich bleich und kalt,
Eh' die Maienlüfte wehen,
Eh' die Drossel singt im Wald,
Willst du mich noch einmal sehen
Komm, o komme bald!

oder aus einem Gedichte betitelt: die Schiffersfrau, in welchem diese vergebens die Heimkehr ihres seit Jahren auf dem Meere treibenden Gatten erwartet, folgende wunderbar schöne Strophe:

Oft fallen mir alle die Namen bei
Von Männern, die untergegangen,
Von denen wir oft am Abend zu zwei
Die traurigen Lieder sangen,
Vergessene Menschen in fremder Tracht
Besuchen mich oft im Traume der Nacht.

Ist hier die Phantasie einer todesbangen Seele nicht auf ihrem geheimsten Spuk ertappt? Jedes Wort, das man einem solchen Liede zum Lobe und zur Erläuterung zusetzen wollte, wäre Sünde; das ganz Vollendete sowie das ganz Mißlungene haben beide die charakteristische Eigenschaft, daß sie sich durchaus selbst erklären.

Gleich vortrefflich sind die Gedichte: An meine Mutter, Carneval, Tannhäuser u. A. — aber alle diese scheinen nur Zwischenklänge; immer wendet er sich wieder zu großen historischen oder culturgeschichtlichen Stoffen. Er liebt es dann, die Grenzen unseres Welttheils zu überspringen, nicht aber um interessante geographische und Unterschiede in der Thier- und Pflanzenwelt zu entdecken, aus welchen er seine Bilder schafft — nein, auch hier folgt seine Phantasie höheren Zwecken und diese sind etnographischer Natur. So sagt er von Amerika:

Ernst und trüb ist euer freudenarmer
Gottesdienst; durchs Dunkel der Prairie
Schweigend jagt sein müdes Roß der Farmer,
Sanglos wandert sie die Colonie;
Ja aufs letzte Blatt der Weltgeschichte
Schreibt ihr Käufer über'm Ozean
Nach der Vorzeit großem Thatberichte
Friedlich eure trocknen Zahlen an.

* * *

Doch gesegnet sei und Friede, Friede
Dir Amerika; die Abendruh
Die der müdgequälte Promethide
Längst ersehnt hat, die erfülle du!
Gieb der Menschheit endlich Sonntagsstille
Nach Jahrhunderten voll Nacht und Blut,
Ernst verbleib und tadellos dein Wille,
Tugend deine Kraft, das Recht dein Muth! *)

Deine Sternenflagge walle, siege,
Trage nie ein anderes Symbol,
Niemals nach geschloss'nem Bürgerkriege
Steig ein Cäsar auf dein Capitol.
Heil Columbia dir! im Ozeane
Schwimmst du als ein großes Rettungsboot,
Alle Völker mit zerrissner Fahne
Blicken hin nach dir im Abendroth.

Wir enden hiermit unsere Betrachtung und sagen zum Schlusse noch ein Paar Worte über die Sonette unseres Dichters. Sie reihen sich dem Besten an, was wir in dieser Gattung von Poesie besitzen. Das Sonett ist ohne Frage für bloße Talente und Dilettanten die leichteste ergiebigste Form der Poesie. Freilich sollte man, wenn man seine feinen, strengen Grenzen betrachtet, glauben: je enger der Schuh, um so leichter wird er drücken. Gewiß! Aber man bedenke, daß eitle Menschen um einen schönen Fuß oder einen schönen Geist herzeigen zu können, die Plattheit des Inhalts sehr gerne in den engen Schuh und in das Sonett hineinzwängen. Daher die unendliche Masse mittelmäßiger Sonette in unserer Literatur. Dieser Uebelstand darf jedoch der Dichtungsform nicht zu Last gelegt werden und grade bei Hermann Lingg sehen wir was ein Dichter, dem die Fülle der Anschauung und der Empfindung zu Gebote steht, aus diesen einfachen vierzehn Zeilen machen kann. In Linggs Sonetten kehren alle seine dichterischen Eigenthümlichkeiten, vor allem die plastische Klarheit seiner Auffassung wieder. Das Sonett: Mittagszauber ist ein wunderbares Stimmungsbild, wie wir es bei den bekannten Naturdichtern früherer Zeiten in gleicher Wahrheit vergeblich suchen dürften. Zur Probe lassen wir sogleich noch einige folgen. Und so machen wir, ehe wir von unserem Dichter scheiden, den Leserkreis der „Illustrirten Monatshefte" ernst und dringend auf ihn aufmerksam. Sie hat es sich ja zum Zweck gesetzt, alles, was von den großen hervorragenden Geistern unsrer Nation auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft errungen und geschaffen wird, ihrem Volke an das Herz zu legen und es im unmittelbarsten Verkehr zu erhalten mit den Trägern seiner Größe und seiner nationalen Entwickelung. Und Lingg ist ein Dichter seiner Nation, seiner Zeit und ihrer Bedürfnisse, aber er ist keiner, der ihr blos für eine Schellenkappe sorgt, damit sie sich geistreich über sich selbst lustig machen kann — er steht prophetisch, verheißungsvoll in ihr und ihn kennzeichnet vor Allem jene schöne Eigenthümlichkeit einer wahren Dichternatur, vermöge der der Genius die nächsten und fernsten Wirkungen überschaut und rasch verknüpft und durch ein Wort, einen Blitz des Gedankes in der Aufeinanderfolge großer Begebenheiten den Nerv alles Lebens: das ewige Walten sittlicher Mächte bloszulegen vermag.

---

*) Das kann freilich nur dem Ideal Amerikas gelten, von dem sich das Wirkliche von Tag zu Tag mehr entfernt!

Sonette.

Die großen Stämme.

Mongole, deine Heerde sollst du grasen
Im Norden, wo der Steppe Nebel grauen,
Zu Rosse sollst du sein und Zelte bauen
Und oft wie Sturm durch alle Völker blasen.

Zum höchsten Leben geb ich euch Kaukasen,
Ein buchtenreiches Meer und weite Gauen,
Mit Kunst und Muth und kühnem Selbstvertrauen
Trotzt ihr der Stürmerflamme wildem Rasen.

Dir, Rothhaut, geb ich Urwald und Savanne,
Such deine Pfade längs den großen Wüsten,
Durchschwimm die See'n und deinen Bogen spanne!

Den Sand wirst Du mit heißer Sohle küssen,
O Schwarzer, knieend vor dem weißen Manne,
Doch einst wird auch dein Elend enden müssen!

Verfall.

Schwer ist der Völker Schlaf, wenn eingeschlafen
Fern am Gebirg der Adler ihrer Thaten,
Wenn ihre Banner Fremde niedertraten,
Wenn ihre Schiffe ruhn im seichten Hafen.

Auf Trümmern blühn Cypressen und Agaven
Und wo einst Knaben schon um Waffen baten,
Stehn jetzt die letzten Männer stumm, verrathen
Und sterben ruhmlos hin wie andere Sklaven.

Die Sitten kranken, todt sind Ruhm und Ehre,
Die Kraft versiecht, man schlägt die freie Wehre
Man schlägt voll Furcht das freie Wort in Bande.

Entschleiert durch die Gassen wallt die Schande,
Der Schönheit Blume reift gemeinen Lüsten
Und schuldig ist das Kind schon an den Brüsten.

Reise um die Erde nach Japan an Bord des Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853 bis 1855 von W. Heine. 2 Bände. Leipzig, Costenoble.

Im Laufe dieses Sommers zog die Aufstellung eines Panoramas, welche in der Academie-Halle zu New-York stattfand, die Aufmerksamkeit des dortigen Publikums auf die künstlerische Ausbeute zweier Maler, welche unter sehr verschiedenen Umständen Gelegenheit gehabt hatten China und Japan sorgfältiger als es bis dahin möglich gewesen zu durchforschen und ihren Zwecken entsprechend genau kennen zu lernen. Der eine dieser Künstler, George R. West, war im Jahre 1843 mit der Expedition unter Caleb Cassing nach China gegangen und hatte dort reiches Material für sich zur Verwendung angetroffen. Als die Expedition ihre Aufgabe beendet hatte und zurückging, blieb West, um noch weitere Ausbeute zu gewinnen, während er seine bis dahin gesammelten Skizzen den heimkehrenden Schiffen anvertraute. Von diesen jedoch wurde unterwegs gerade dasjenige, welches Wests Skizzen führte, beraubt, und die Früchte seiner langen, mühevollen und aufopfernden Thätigkeit gingen verloren. Als er davon Nachricht erhielt, unternahm er, da er keine Duplicate hatte, seinen Zug durch das chinesische Reich aufs Neue. Er nahm der größeren Sicherheit wegen und um leichteren Eingang in das Privatleben des interessanten Volkes zu erhalten, chinesische Kleidung und Sitte an, ging mit einem treuen Diener abermals auf die beschwerliche Wanderung und gelangte in dieser Weise zu vielen, bis dahin nie von Europäern betretenen Gegenden, hatte aber noch mancherlei Hindernisse zu bestreiten. Einmal fiel er im chinesischen Meer in die Hände von Piraten. Diese beraubten ihn nach kurzem Kampfe seiner sämmtlichen Kleider und seines Geldes — verschonten jedoch seine Zeichnungen und künstlerischen Apparate — warfen Segel, Anker und Schiffsgeräthe über Bord und überließen ihn dann seinem Schicksal. — Dieser merkwürdige Mann also brachte eine große Anzahl der wichtigsten und interessantesten Skizzen mit, um sie in New-York öffentlich auszustellen. Dort gesellte sich zu ihm ein zweiter Reisender durch China und Japan, W. Heine aus Dresden, um die Ergebnisse seines Fleißes, die sich den amerikanischen Berichten zufolge nicht nur durch die interessanten Gegenstände, sondern auch durch die Vortrefflichkeit der Ausführung auszeichnen, denen Wests beizufügen. Heine war der Expedition des Com. Perry, unter dem Rang eines mastre-mate, gefolgt, weil dieselbe nur für militärische Zwecke bestimmt, keinen Künstler als solchen mitnehmen konnte. Er ist in Paris zum Maler ausgebildet und hat Dresden im Jahre 1849 in Folge politischer Verwicklungen verlassen, um in Amerika sein Heil zu versuchen. Seine Reise unter dem Com. Perry ist zwar für ihn weniger reich gewesen an romantischen Vorfällen, wie die seines Collegen West, aber er hat ihr eine größere Bedeutung dadurch gegeben, daß er sie nicht nur für die Amerikaner durch den Pinsel, sondern auch für seine Landsleute durch die Feder ausgebeutet hat. Seine Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen veröffentlichte er zuerst in Briefen, welche die Beilage der „allgemeinen Zeitung" brachte, und giebt sie nun in dem vorliegenden Werke gesammelt, mit Illustrationen versehen und höchst ansprechend ausgestattet.

Das Werk beginnt mit einer Einleitung, die den Leser mit Zweck und Ziel der Reise, den Schiffseinrichtungen, den betheiligten Persönlichkeiten und den Vorfällen vor und bei der Abreise bekannt macht. Die folgenden Kapitel bringen höchst interessante abgerundete Bilder von Madeira, St. Helena, der Capstadt, der Südostküste von Afrika, Ceylon, Singapore, bis Hong Kong. Von hier ab folgen Ausflüge und Wanderungen nach Canton, Macao, Shanghae; dann kommt die Landung auf Liu Kiu, wo der Commodore Perry einen feierlichen Besuch beim Regenten abstattet. Die Zusammenkünfte und Verhandlungen mit der Regentschaft des Landes, der vielfältige Verkehr mit den Einwohnern und den dort ansässigen Europäern geben dem Verfasser Gelegenheit über Einrichtungen, Sitten, Lebensart und geistige Regsamkeit in den dortigen Gegenden zu berichten.

Nachdem der Zweck der ganzen Fahrt erreicht war, begann die beschwerliche Heimreise. Diese giebt bei den Schilderungen der Sandwichs-Inseln, San Francisco, Valparaiso, den Magel-

haenstraßen und Rio Janeiro dem Verfasser noch vielfältige Gelegenheit durch sein Talent und seine Kenntnisse den Leser zu fesseln.

Das Auge des Künstlers ist gewohnt alle äußeren Erscheinungen lebhaft zu erfassen und sie in der Verschiedenheit ihrer Gestaltung rasch zu einem lebensvollen Bilde zu vereinigen; dies bewährt uns das vorliegende Werk. In rascher Folge gleiten die bunten Bilder abwechselnd an uns vorüber und stellen sich höchst anschaulich dem geistigen Auge dar. Es ist darin alles so lebendig und warm, daß wir uns fast in die Nähe der Vorgänge versetzt oder diese uns außerordentlich nahe gerückt glauben. Dazu kommt dann noch, daß Heine, als echtes Kind seines Jahrhunderts, bei den Beziehungen und Vergleichen zu seinen Erlebnissen meistens in die unmittelbare Gegenwart und nach den Tagesinteressen der Gesellschaft greift. Bald wirft er einen Seitenblick auf Wagner's Opern oder andere Theaterfragen, bald gedenkt er der einfachen deutschen Bürgersitten, und hier und da stiehlt sich auch zuweilen ein sentimentaler Klang deutscher Sehnsucht aus der gesunden und frischen Seemannsbrust. Dies bewirkt, daß der Leser jeden Augenblick sich in Japan und in Gesellschaft der dortigen langgezopften Bewohner befindet und doch auch immer wieder den Zopf der eignen Heimath in unmittelbarer Nähe bemerkt. Es sind Bilder, die man betrachtet, und die in einem behaglichen Zimmer aufgestellt fremde Figuren und Handlungen uns vergegenwärtigen, ohne daß wir eben große Mühe darauf zu verwenden haben ihre Bedeutung zu entziffern. Diese Art, eine dreijährige Reise um die Welt in gefälligen, geistreich gruppirten Bildern zu schildern, ist durch die leichte und gemächliche Weise herbeigeführt, wie solche Fahrten in unserer Zeit bewerkstelligt werden können; aber sie hat auch gerade für die Gegenwart ihre volle Berechtigung. Damals, als es nur wenige, für die Wissenschaft sich aufopfernde Menschen zu unternehmen wagten, entfernte Welttheile zu besuchen, brachte eine solche Reise die werthvollsten Schätze an neuen Entdeckungen und wissenschaftlichen Forschungen ein und die Schwierigkeit der Untersuchungen gab den Schilderungen selbst einen gewichtigen Anstrich; diese Schätze sind jetzt großentheils gehoben und nun ist es die Aufgabe der Besucher jener Länder, uns mit den Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner, den täglichen Lebensgebräuchen — kurz mit der äußeren Physiognomie derselben bekannt zu machen, und zu solchen Beobachtungen ist kein Auge geübter und mehr geeignet, als das eines Künstlers.

Man kann Heine's Werk füglich in Landschaftsschilderungen und genrehafte Darstellungen des Volkslebens theilen. Zu erstern gehören die Bilder von Madeira, St. Helena, den Magelhaenstraßen, und andere; zu den letzteren die Schilderungen der japanischen Feste und Gebräuche, des Lebens in San Francisco und besonders die lebhafte, meisterhaft ausgeführte Beschreibung des Treibens in Rio Janeiro. Bei den ersteren dienen die beigefügten Figuren zur Belebung des Bildes und zum Anhaltepunkte für den Beschauer; bei den letzteren giebt ein vortrefflicher landschaftlicher Hintergrund den Figuren charakteristische Bedeutung. Wir geben hier als Beispiel die Schilderung von St. Helena:

„Wer aber wissen will, wie es dermalen auf St. Helena aussieht, der lese diesen Brief.

Wir gingen am 10. Januar 1853 Mittags 12 Uhr in der Bay von Jamestown vor Anker. Felsen, nichts als kahle, nackte Felsen, rechts und links, so weit das Auge reicht, 3 — 400 Fuß gerade aus dem Meere aufsteigend, das in ewiger Brandung gegen sie anbraust; hier und da, wo verwittertes, ausgewaschenes Gestein herabgestürzt ist, grottenartige Vertiefungen und in den Mündungen einiger Schluchten Batterien; weiter nach Westen eine kleine Insel, Egg-Island, mit einigen Kanonen; in der Mitte, gerade vor uns, das kleine Städchen Jamestown, wenn anders die 150 Häuser so benannt werden können, in einer Schlucht gelegen; auf Felsenhöhen westlich ein Fort, Ladder-Hill (Leiter-Hügel) mit starken Batterien, östlich auf halber Höhe ein anderes mit Batterien, darüber wieder Batterien und rechts und links, oben und unten, überall Batterien und Kanonen, wo man nur hinblickt, so daß die ganze Insel fast wie eine Art von Stachelschwein erscheint Mit Ausnahme einiger dürftiger Baumkuppen in der Stadt, nirgends auch nur die Spur eines grünen Fleckchens — mit einem Worte: ein so trostloser Anblick, daß einem das Herz vor die Füße fällt.

Das ist die äußere Physiognomie von Sanct-Helena. —

Da wir hier nur eine sehr kurze Station machen sollten, so wollte ich die Zeit möglichst benutzen und ging gleich ans Land. Am Ende eines langen Dammes, der sich am Fuße der Felsen hinzieht, ersteigt man einige Stufen mit einer einsamen Laterne, den Leuchtthurm von St. Helena vorstellend, und befindet sich nun thatsächlich auf Grund und Boden einer Colonie Ihrer Großbrittanischen Majestät. Den Weg verfolgend, gelangt man an eine Linie von Verschanzungen, auf deren Parapet einige rothjäckige Schildwachen in düsterer Majestät auf- und abspazieren, während der Officier, lumpedy-clumpedy clink-clank-clink, gemächlich die Straße herabgeklappert kommt, um zu sehen, ob die Wächter des Vaterlandes wohl auf der Hut sind, zur Wehr gegen äußere und innere Feinde.

Durch ein kleines Thor ins Innere der Befestigungen tretend, passirt man einer Reihe achtzehnpfündiger Geschütze vorüber und gelangt nun erst durch ein zweites Thor auf den Waffenplatz.

Links ist das Gouvernementshaus, in dessen Hofe wirklich und leibhaftig einige verkrüppelte Bäume stehen; in der Mitte geht die Hauptstraße hinauf, daneben liegt eine kleine Kirche, rechts aber erstreckt sich eine leiterartige Felsentreppe, von 632 Stufen, wie ich später erfuhr, hinauf bis zum Fort, das ich zu besehen beschloß, und nachdem mir der Korporal der Thorwache im vollsten Gefühle seiner Würde die gebührende Autorisation zur Benutzung der Sprossen ertheilt, begann ich dieselben zu erklettern.

Daß es eine gehörige Anzahl Stufen waren, wurde ich an meinen Beinen gewahr, ohne zu zählen, und gewiß ging es auch den rothbejackten Briten, die darauf hinan- und hinabkribbelten, nicht viel besser als mir. Könnte man sich die lieben Engelein in rothen Uniformen vorstellen, so hätte ich mich wohl mit Jacob am Fuße der Himmelsleiter vergleichen können. Die Sprossen erschienen mir immer höher, je höher ich kam, bis ich endlich nach harter Arbeit die oberste erreichte, aber damit noch keineswegs den Eingang in den Himmel, sondern vorerst nur in das Fort, in welchem mich ein Sergeant von der Artillerie herumführte.

Da waren denn nun viele und mancherlei Sachen

zu sehen, als: Casernen, Wacht- und Vorrathshäuser, Kanonen mit und ohne Laffetten, Soldaten mit rothen und mit blauen Jacken, Soldaten mit weißen Hosen, mit schwarzen Hosen, mit blauen Hosen und Soldaten ohne Hosen. Als ich meine Augen sattsam geweidet an allen diesen Herrlichkeiten, setzte ich meinen Weg weiter bergauf fort, nach einem noch höher gelegenen, thurmartig auf der Spitze des Berges erbauten Fort.

Eine, etwa $1\frac{1}{2}$ Miles lange, ansteigende Hochebene schien selbst für einige vertrocknete Cactus zu armseligen Boden zu haben; wenige miserable Hütten, von Chinesen, Lascaren und Negern bewohnt, lagen darauf verstreut. Der Thurm, den ich endlich erreichte, liegt auf einer ganz isolirten Höhe; nach Ost, Nord und West zeigen sich überall dieselben sterilen Felsen, nur nach Südosten hin ist eine Spur von etwas angenehmem Grün zu entdecken. Der Thurm selbst ist mit einigen Zwölfpfündern besetzt und dient als Telegraphenstation.

Da hier eben so wenig Interessantes zu sehen war, als im unteren Fort, verfolgte ich meinen Weg immer weiter und kam endlich durch ein wirklich nicht ganz unangenehmes Thal auf eine andere Höhe mit einer kleinen Kirche und nicht weit davon nach Plantation-House, der Residenz des Gouverneurs. Hier sieht es in der That etwas wohnlicher aus und ist dies entschieden noch der beste Theil der Insel. Nach Süden und Westen sieht man wieder die See, denn die ganze Insel hat ungefähr 30 Miles im Umfange und 8—9 Miles im Durchmesser. Gegen Osten lag Longwood, dazwischen aber eine sehr tiefe Schlucht. Da es für diesen Tag zu spät war, um Longwood zu besichtigen, so kehrte ich durch diese Schlucht wieder nach Jamestown zurück. Auf diesem Wege kam ich bei dem Landhause, die Briars genannt, vorbei, wo Napoleon seinen einstweiligen Aufenthalt genommen hatte, bevor Longwood für ihn eingerichtet war. Der Aufenthalt ist zwar schon im höchsten Grade beschränkt, aber doch immer noch besser wie das spätere Gefängniß.

Die letzten Häuser der Stadt sind von den Ueberresten der 500 Chinesen bewohnt, die einst von der brittischen Regierung hierher gebracht worden sind, um die unwirthbare Insel zu bebauen; doch erwies sich der Versuch als ein fruchtloser und viele der armen Chinesen sind gestorben. Es befindet sich auch noch ein kleiner Chinesentempel da, kaum so groß, daß man eine Katze beim Schwanze herumschwingen könnte, und darin residirt denn ein dickbäuchiger, gutmüthig aussehender Gott, einer von der Art, die zur selben Zeit dem Einen Regen, dem Anderen Sonnenschein bescheeren und es allen Narren recht machen sollen; da sitzt er denn auf seinen untergeschlagenen Beinen und blinzelt gutmüthig durch die dicken Spinnenweben, die sein göttliches Haupt umhüllen. Der Pontifex maximus dieses Gottes, der sich zugleich auch mit Anfertigung von Fußbekleidungen beschäftigte, präsentirte mir eine Büchse für die Armen und für einen Schilling wechselte ich ein ganzes Wörterbuch englisch-chinesischer, oder chinesisch-englischer Danksagungen ein.

Weiter hinab die Straße war eine Infanteriecaserne, in deren Nähe eine Menge Soldaten, bald auf dem einen, bald auf dem anderen Beine wie die Störche balancirten und sich in allerlei equilibristischen Attituden übten, wie sie ein Soldat wohl in seinem ganzen Leben nicht im Kampfe brauchen dürfte. Ich ersah wenigstens daraus, daß die höhere und höchste Kriegskunst nicht nur in unseren europäischen Casernenhöfen, sondern auch auf diesem entlegenen Felseneilande praktizirt wird.

Dann kommt man an den Marktplatz, ein imposantes Gebäude mit vielen Hallen, auf zahllosen Säulen ruhend, das Ganze etwa 15 Fuß tief und 29 Fuß lang, mit Hülfe einer lebhaften Phantasie an den Rialto von Venedig erinnernd. Eine alte Frau und zwei Negerjungen bildeten die Masse der Verkäufer und meine werthe Person die der Käufer; ich schloß mit ersterer für 6 Pence ein Engros-Geschäft in Birnen ab, allein so tolerabel sich auch die Frucht in ihrem Aeußeren zeigte, bewährte sie sich doch beim Hineinbeißen hart und trocken wie Holz.

Für diesen Tag hatte ich vollauf mit Sehenswürdigkeiten, begab mich hinunter an das Wasser und da ich nun einmal ein ächt deutsches Blut bin, requirirte ich im St. Helena-Hotel eine Flasche Bier; ich ward aber schlecht belohnt für meinen Patriotismus, denn ich erhielt für meine 3 Schillinge nichts wie essigsaures Ale, worauf ich mich wieder an Bord begab.

Am 11. ging ich schon bei guter Zeit wieder ans Land, fest entschlossen, diesmal meinen Besuch in Longwood unter allen Umständen durchzusetzen. Der nächste Weg dahin führt, fortwährend ansteigend, zuerst im Thale entlang, an dessen Ende wendet man sich gegen Osten und erreicht nach etwa 3 Miles eine Höhe, von der aus man das Thal mit dem Grabe, sowie das Plateau von Longwood und Death-wood-plains übersieht. Der zunächst gelegene obere Theil des Thales, mit der nächsten Umgebung des Grabes, sieht noch erträglich aus; der Wiesengrund ist hier und da mit Buschwerk und einigen Bäumen bestreut, und ganz oben am Rande der Straße liegt eine Art von Hotel mit einem Gärtchen, in welchem sich sogar Blumen vorfinden.

Ich sparte mir den Besuch des Grabes für den Rückweg auf und stapelte sofort auf das, etwa $1\frac{1}{2}$ Miles weiter gelegene Longwood los. Sobald man das kleine Thal verlassen hat, wird die Landschaft abschreckend kahl; mit Ausnahme eines ganz kleinen Gehölzes dicht bei Longwood ist nichts zu sehen als nackte, sterile, steinichte Fläche und starre Felswände. Kaum daß hin und wieder ein ärmlicher Cactus, oder ein verkrüppelter Strauch Artemisia hinreichende Nahrung findet. Es ist selbst für den besuchenden Reisenden, der wieder fortgehen kann, sobald er will, ein trüber, melancholischer Anblick, um wieviel schrecklicher mußte er dem großen Gefangenen und seinen Leidensgenossen geworden sein!

Endlich erreichte ich das Thor von Longwood, an dem ein kleines Mädchen eine beschmierte Schrift präsentirte, welche die besuchenden Damen und Herren in englischer und französischer Sprache ersucht, die Summe von 2 Schillingen zu erlegen, bevor man das Gatter passirt. Man kommt dann in eine Art von Allee, gebildet von einer Reihe trauriger Gummibäume auf der rechten und einem Aloëzaun auf der linken Seite, hinter welchem letzteren einige geackerte Felder liegen. Am Ende der Allee betritt man einen freien Raum, an dessen linker Seite die sogenannte neue Residenz steht, ein ziemlich geräumiges Gebäude, das jedoch niemals beendigt worden ist und folglich auch von Napoleon, für den es gebaut war, niemals bewohnt werden konnte. Rechts, etwas weiter zurück, liegt die eigentliche Farm von Longwood, dieser welthistorische Platz, dahinter wieder einige elende Bäume, welche Longwood von

Death-wood-plains scheiden, eine Hochebene, auf der ein englisches Regiment während Napoleons Gefangenschaft ein Lager bezogen hatte; ganz in der Ferne endlich erblickt man die See, zwischen zwei hohen Felsstöcken, der Barren und Sugarloof genannt, auf deren letzterem ein Wachthäuschen gelegen ist, von welchem aus man jede Bewegung in Longwood beobachten konnte. Das Farmhaus von Longwood, Napoleons wirkliche Wohnung, liegt am südlichen Abhange des Hügels und ist daher den Passatwinden, die hier das ganze Jahr scharf wehen, am allermeisten ausgesetzt. Man hat also auf diesem ganzen unwirthlichen Eilande noch dazu die allerunwirthlichste, traurigste und ungesundeste Lage ausgesucht.

Das Wohnhaus sieht erbärmlich aus, Thüren und Fenster zerbrochen, auf dem Platze vor dem Hause zerbrochenes Geschirr und Unrath aller Art, Ställe und halbzerstörte Zäune rings herum.

Man tritt zuerst in — ein Gemach kann man es eigentlich nicht wohl mehr nennen — einen Raum von 16 Fuß Breite bei 29 Fuß Länge, der als Billardzimmer diente. Die ehemals grün bemalten Wände sind mit zahllosen Namen, Inschriften und Gefühlsergießungen bedeckt, wie z. B. Malediction à l'Angleterre! — oder: I'ai vu et j'ai maudit, — oder in englischer Sprache: one murder makes a felon, millions of them make a great man — zu deutsch: Ein Mord macht einen Verbrecher, Millionen Mordthaten einen großen Mann, — darunter wieder You lie, you goddam englishman! Das lügst Du, gottverdammter Engländer! u. s. w. u. s. w. Das zweite dahinter liegende Zimmer war das Speisezimmer und zugleich dasselbe, in welchem der Kaiser starb. Dies sieht aber noch trostloser aus als das erste. Man hatte eine Zeit lang eine Handmühle hineinplacirt, so daß Fußboden, Wände, Decke, kurz Alles beschmutzt ist; Haufen von Stroh, Schutt und allerlei Unflath liegen überall umher, ein Theil der Mühle steht sogar noch. In halber Höhe hat man von Brettern eine Zwischendecke eingebaut, um Stroh darauf zu lagern; die Dielen sind halb aufgerissen, ein Theil des Daches ist eingebrochen. An der rechten Seite vom Eingange her zwischen zwei Fenstern stand ehemals das Bett des Kaisers, sein sterbendes Haupt war gegen die Wand gelehnt. Im Geiste fühlte ich mich unwillkürlich wieder in jene ergreifende Todesstunde zurückversetzt: draußen stürmte und tobte es, und machte die traurige Scene noch trauriger, um das Bett aber standen die wenigen treuen Freunde in Schmerz versunken: „Tête de l'armée" — flüsterten die bleichen Lippen des Sterbenden und — der Leichnam, der einer der begabtesten und ehrgeizigsten Seelen zur Wohnung gedient hatte, lag still und ruhig. — —

Den Stein, gegen welchen der Kopf des Verscheidenden gelegen, hatten die Freunde herausgenommen und als Reliquie unter sich getheilt Weiterhin lag noch eine Reihe von schlechten ärmlichen Räumen, ziemlich genau nach der Eintheilung, wie sie auf dem Plane von Las Casas zu dessen Memorial de St. Helene angegeben sind, obschon seit der Zeit einige Veränderungen vorgenommen worden sind. Das ehemalige Schlafzimmer des Kaisers ist jetzt ein Stall, darin ein altes Pferd steht und allerhand Gerümpel liegt. In einer dunklen Ecke war mit riesengroßen Buchstaben in weißer Kreide: Lippmann, 1852, — angeschrieben, jedenfalls einer der Passagiere von der Greatbritain, die gegen Ende vorigen Jahres auf der Reise nach Australien hier anlegte, um Kohlen und Wasser einzunehmen.

Auf mich machte dieser ganze Anblick einen ungemein trüben und widerlichen Eindruck; ich hatte bis dahin Vieles von dem, was ich über Napoleons Gefangenschaft und Ende gelesen, für etwas stark aufgetragen gehalten, was wohl durch die Erregtheit des Gefangenen und seiner Treuen über die durch Hudson Lowes unangenehme Persönlichkeit und Härte noch vermehrte Strenge der Beaufsichtigung zu entschuldigen war; seitdem ich jedoch dagewesen und selbst gesehen habe, möchte ich fast glauben, daß nicht nur Nichts übertrieben, sondern Vieles sogar in sehr gemäßigten Ausdrücken geschildert ist.

Auf dem Hinabwege besuchte ich auch die ehemalige Grabstätte des Kaisers. Hier ward mir wieder die alte Tafel mit einer Mahnung um 2 Schillinge präsentirt, nur zum Unterschiede bei Longwood statt von einem kleinen Mädchen, von einer alten Negerin. Ich habe gehört, daß die erhobenen Contributionen in die Gouvernementscasse fließen und dachte mir, zumal im Hinblicke auf jene absichtliche Verwahrlosung Longwoods, allerhand dabei. Da ich kein kleines Geld hatte, mußte ich eine halbe Krone geben, wofür ich die Ehre hatte, von dem alten Weibe Capitain titulirt zu werden. Das Grab liegt in einem eingegitterten Wiesengrunde, von jungen Fichten und Cypressen umgeben, und von einer einsamen Trauerweide beschattet. Das alte Weib gab folgende, wie ich aus den niedergeschriebenen Worten mehrer anderer Officiere unseres Schiffes ersah, stets gleiche Erklärung:

„Dieses ist das Grab, 8 Fuß lang, 4 Fuß breit, 19 Fuß tief, Napoleon lag hier 19 Jahre, 3 Tage, 10 Jahre war er auf der Insel, macht 31 Jahre, — (wie sie das ausgerechnet, habe ich nicht ergründen können,) — und als er gestorben war, legten sie ihn in 4 Särge, einen von Blei, einen von Zinn, einen von Tannenholz einen von Mahagoni und legten ihn in das Grab, füllten es mit Erde, und darüber Blei, darüber Sammt mit vier goldenen Quasten und darüber Cement und darüber den Stein und dann eiserne Stangen."

Man ersieht wenigstens hieraus, daß man für sein Geld eine ungemein klare und verständliche Beschreibung bekommt.

Das Wahre an der Sache ist aber bekanntlich, daß in dem ersten Grabe eine zweite engere Vertiefung ist, in welcher der, mit einer Sammtdecke bedeckte Sarg stand; diese Oeffnung ward mit drei Steintafeln (welche nebenher bemerkt, früher den Küchenheerd von Longwood bildeten), bedeckt und diese mit Cement geschlossen; die Hauptplatte aber, welche die ganze Gruft schloß, war mit eisernen Stangen befestigt. Die Art und Weise, wie der Leichnam wieder ausgegraben wurde, ist in vielen Zeitungen und Schriften so ausführlich beschrieben worden, daß ich mir die Mühe ersparen kann.

Ich wandelte wieder nach Jamestown zurück, mit dem Eindrucke tiefen Ekels im Herzen. Unwillkürlich fiel mir bei diesem höhnenden Triumphe der Engländer über den großen Todten, jener feierliche Aufzug Carls IX., nach der Bartholomäusnacht, hinaus an den Galgen von Montfaucon, ein, um sich an dem Anblicke von Colignys verstümmeltem und verwesenden Leichnam zu erlaben! — —"

Daß eine dreijährige Reise um die Welt nicht ohne Gefahren und Stürme verläuft, versteht sich von selbst und so enthält denn Heine's Beschrei-

bung auch mehrere derartige Vorfälle, die er mit meisterhaften Federstrichen wirkungsvoll ausmalt. Kurz nach Abgang des Commodore Perry, der, nachdem er seinen Zweck erreicht und Verträge mit den Japanern abgeschlossen hatte, das Geschwader verließ um über die Landenge von Suez und durch Europa nach Amerika zurückzukehren, betraf ein mehrtägiger Sturm von großer Heftigkeit die Heimkehrenden. Auch im japanischen Meere kamen unbedeutendere Vorfälle derart vor, die den gewaltigen amerikanischen Dampfern nichts anhaben konnten, aber dafür die armseligen Jonken der Eingeborenen gewaltig mitnahmen. Eine derartige Scene beschreibt Heine sehr anschaulich, und wie amerikanische Blätter berichten, hat er unter seinen Bildern eine eben solche ausgestellt, deren geistvolle Ausführung eine außerordentlich wirkungsreiche Anschauung von der hülflosen und verzweiflungsvollen Lage eines Schiffbruchs auf offener See geben soll. — Die dem vorliegenden Buche beigegebenen Illustrationen sind gut gewählt und in ihrer Ausführung theilweise vortrefflich. Sie dienen jedenfalls sehr zur Vermehrung der Anschaulichkeit des Ganzen und lassen es nur bedauern, daß ihrer nicht mehrere sind. —

Sage und Geschichte aus den Sachsenländern von E. Heusinger. Leipzig. G. E. Kollmann.

Ein besonders schätzenswerthes Bemühen um unsre heimische Literatur ist die Sammlung und Bewahrung zerstreuter Reste von Volkspoesie in Sagen und Geschichten, denn wie der Verfasser der vorliegenden Sammlung aus eigner Erfahrung bestätigt, ist schon jetzt das Bewußtsein dieser köstlichen Besitzthümer so sehr aus dem Schooße des eigentlichen Volkslebens entschwunden, daß die jungen Leute nicht allein den Kunden alter Zeiten von den Lippen ihrer Eltern und Großeltern nicht mehr lauschen, sondern sogar spöttisch darüber lächeln, wenn man sie darnach fragt. Fast alle Gegenden Deutschlands, die sich einigermaßen durch ihre Eigenthümlichkeit auszeichnen, haben einen großen Schatz an Volkssagen. Da wo die Natur sich groß und vielgestaltig zeigt, wirkte sie besonders mächtig auf das menschliche Gemüth und weckte in ganzen Ländern den Volksgeist zu dichterischen Gestaltungen an. An historische Vorfälle von Bedeutung anknüpfend, tragen diese, oft zart und phantasievoll, oft auch roh und formlos, stets den Grundzug des heimathlichen Bodens in sich und sind gleichsam das Symbol desselben. Bei einigen der verbreitetsten Sagensammlungen ist es so weit gekommen, daß Niemand die betreffenden Gegenden besucht, ohne einige Hauptzüge davon auswendig zu wissen, so daß die Poesie gleichsam durch den Schmuck ihrer lieblichen Gaben den Reiz der Natur erhöht und verdoppelt. Es ist gewiß eine vollkommen gerechtfertigte Klage, daß mit den Fortschritten der Industrie die nivellirenden Prinzipien im Großen wie im Kleinen jeden Zug von Eigenthümlichkeit gefährden und unterwühlen. Das junge Volk kommt in die Fabriken der großen Städte, Dampfmaschinen und Auswanderungsprojecte vertreiben die Einfachheit und das treuherzige Festhalten an althergebrachten Sitten und Gebräuchen, was Wunder, daß auch die Sage als unnützer Plunder von ihrem seitherigen Plätzchen vertrieben wird! Wozu soll die alte Großmutter noch ihre Vermächtnisse an heimischen Geschichten den Enkeln aufdrängen? Da ist der Vetter aus Amerika, der erzählt von Löwen und Tigern und wilden Menschen, und wenn seine Erzählungen auch noch viel unglaublicher und ohne jeden Begriff einer sittlich ernsten, tieferen Bedeutung sind, wie sie die alten Märchen aus der Heimath enthalten, so klingt es doch neuer und schrecklicher und weckt die Begier nach ähnlichen Erlebnissen. Dieser Richtung läßt sich nichts anhaben. Unaufhaltsam geht das Rad vorwärts, und das Einzige was wir thun können, ist, daß wir so viel wie möglich von den schwimmenden Blüthen aus dem eilenden Strome zu retten suchen, bevor das zermalmende Rad sie vernichtet. Darum erscheint eine Gabe wie die vorliegende von ganz besonderem Werthe, und verdient den Dank der Nation, deren Eigenthum damit aufbewahrt und treulich geschützt wird. Wie reich gerade das Sachsenland an Sagen jeder Art, sowohl aus den ältesten fabelhaften Zeiten wie aus der historischen Periode ist, mag jeder Leser sich leicht vergegenwärtigen, wenn wir ihn an die Thüringer Gegenden, den Hörselberg, die Wartburg und die güldne Aue erinnern. Diese Sammlung enthält jedoch wenige von den bekannteren und weitverbreiteten Sagen dieser Gegenden, sie umfaßt vielmehr die minder bekannten; hauptsächlich die vom Werrathale.

Der erste Abschnitt umfaßt ausschließlich einen Cyclus von Sagen, deren Held Weking, Wittekind, ist. Den Schluß dieser Abtheilung bildet eine vortreffliche Charakterisirung des Unterschieds zwischen den Bewohnern des Ostsaßenlandes und den Westphalen oder Altsaßen, nebst der Beschreibung eines prachtvollen Heerlagers, welches Karl der Große auf dem Schlosse Heristal, welches an der Grenzscheide dieser beiden Districte gelegen ist, gehalten hat. Diesem Abschnitte folgen einige höchst interessante altniedersächsische Documente, worunter auch eine köstliche Thierfabel sich befindet, die „ein forbund" heißt, und einen Aufstand im Thierreiche schildert, bei dem die Katze durch List und Verrath König wird, bis der erwachende Löwe ihrer Herschaft ein Ende macht. Der Schluß lautet:

wil sik de katte nu nigt sligten
de louwe werd er dat fel torigten.

Auf diese Abtheilung folgen dann die „allgemeinen Sagen und Traditionen", unter denen manche wichtige Urkunde und poesievolle Erzählung enthalten ist. Der Inhalt umfaßt viele altbekannte Gestalten aus der Zeit des Heidenthums in unserm deutschen Vaterlande: Irmensеul, Püstrich, Grodo, Zernebock, dann die historischen Erinnerungen des eisernen Ludwig und der Landgräfin Margarethe mit ihrem Sohne Friedrich mit der gebissenen Wange, bis zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Wir geben unsern Lesern hier eine Probe, die dazu dienen soll den Wunsch nach der Kenntniß der ganzen Sammlung zu erwecken:

„In der Neustedter Feldflur, wo sie sich westwärts vom Dorfe, vom Gerstunger Walde herab, in leichter Wellenform allmälig zum Flusse hinabzieht, ist ein Punkt, den man nicht leicht schöner im Werrathale findet. Mit einem Blick übersieht man einen großen Theil des grünen Thales, und unter vielen freundlichen Ortschaften, gerade gegenüber am äußersten

Fuße des thüringer Waldes, Sallmannshausen, das freundliche Fischerdörfchen, dessen einfache, aber sauber gehaltene Häuser in einer langen Zeile am gelben Strand sich hinziehen, von Menschen bewohnt werden, die durch die natürliche Lage des Orts mehr wie jeder andere des Großherzogthums, vom großen Welttreiben fast abgeschlossen, noch einen großen Theil ihrer alten Sitten in ursprünglicher Reinheit bewahrt haben. Dort lag das Steinhaus.

Vielleicht hatte Ritter Stein — Steinave — der vom Stift Fulda in der Gegend mit Gütern belehnt wurde, mit Berücksichtigung der schönen Lage jenen Punkt zur Erbauung eines Burghofes erwählt. Den Edeln von Steinave sind die Grafen von Brandenburg und diesen die von Herda im Besitz der Güter gefolgt. Dieser wurde bei jedesmaliger Veränderung des Besitzers noch in späten Zeiten auf dem Platze selbst von den Delegaten des Fuldaer Stiftes unter besondern Feierlichkeiten bestätigt. Der Ort, wo solches geschah, heißt aber noch das Steinhaus, — Steinaus Haus, und die von Herda beziehen bis zum heutigen Tage noch Zinsen aus Neustedt. Einer der frühesten Bewohner hatte den Saracenen große Schätze während eines Kreuzzuges abgenommen und sie in der Burg vergraben, weil er keine Kinder hatte und sie dem Kloster nicht zuwenden wollte. Die alte Burg ist versunken, aber der alte Ritter sitzet darinnen und harret, bis seine Zeit kommt.

Zuweilen theilt er Hülfsbedürftigen von seinen Schätzen mit. Darum ist eine Thür vorhanden, welche von außen in den Hügel und zu dem Schlosse führt. Allein nur selten geschieht es, daß ein besonders Begünstigter sie erblickt.

Es mögen jetzt hundert und achtzig Jahre her sein, als ein Mann aus Unhausen, Namens Sauer, der auf dem Meierhofe im Kolbacher Thale Schäfer war, seine Heerde an jenem Platze weidete. Da sah er an dem Hügel des Steinhauses drei fremde Blumen und pflückte sie. Wiederum fand er des folgenden Tages gerade an derselben Stelle drei ganz gleiche Blumen. Er brach auch diese, und siehe, am andern Morgen waren abermals an dem Orte eben die gleichen aufgeblüht. Als er nun auch diese genommen und sich dann in der Schwüle des Mittags in das Gebüsch am Hagen niedergesetzt hatte, so erschien ihm eine schöne Jungfrau und fragte ihn, was er da habe und machte ihn aufmerksam auf einen Eingang in den Hügel, den er sonst nie gesehen und der mit einer eisernen Thür verschlossen war. Sie hieß ihn nun mit den Blumen das Schloß berühren. Kaum war es geschehen, so sprang das Thor auf und zeigte einen dunkeln Gang, an dessen Ende ein Licht schimmerte.

Nicht allein Geld und Silber und glänzende Edelsteine, sondern auch prächtige Waffen und allerlei köstliches Hausgeräth lag da auf einem Tische und an den Wänden umher. Unter dem Tische drehete eine Koppel schwarzhaariger Hunde. Als sie aber die Blumen sahen, wurden sie still und zogen sich zurück. Im Hintergrunde saß ein alter Mann und ruhete, und das war der Ritter von Steinau. Als der Schäfer die Wunder lange angesehen, sprach die Jungfrau zu ihm:

„Nimm was dir gefällt, nur vergiß das Beste nicht.“ Da legte er die Blumen aus der Hand auf den Tisch und erwählte sich von den Schätzen, was ihm am besten schien und was er eben fassen konnte. Und nun eilte er, das unterirdische Gemach zu verlassen.

Nochmals rief ihm die Jungfrau zu: „Vergiß doch das Beste nicht!“ und der Ritter nickte. Er blieb stehen und blickte zurück und sah umher, welches denn noch das Beste sei. Auch nahm er noch Einiges, was besonders köstlich schien. An die Blumen aber dachte er leider nicht, sondern ließ sie auf dem Tische liegen. Und diese waren doch das Beste; denn sie hatten ihm ja den Eingang verschafft.

Ueberzeugt, gewiß nicht das Beste vergessen zu haben, ging er mit seinen Schätzen beladen durch die dunkle Halle zurück. Eben trat er an das Tageslicht heraus, als das Eisenthor krachend mit solcher Gewalt hinter ihm herfuhr, daß ihm die Ferse abgeschlagen wurde.

Der Schäfer liegt neben der Kirche zu Unhausen unter einem großen Steine begraben. Er hat nach diesem Ereignisse viele Jahre in großem Wohlstande gelebt. Allein den Eingang hat er nie wieder erblickt und seine Ferse ist nie heil geworden, so daß man ihn bis an seinen Tod nicht anders als mit einem übergetretenen Schuh an diesem Fuße gesehen hat. —“

Besonders häufig wiederholt sich in diesen Sagen der Vorfall, daß Wanderer in's Innere von Bergen gelockt werden und dort reiche Schätze oder zauberhafte Erscheinungen finden, nachher aber den Eingang nicht wieder zu entdecken vermögen; also eine charakterisirende Aehnlichkeit mit den Sagen vom Kyffhäuser und Venusberg. Bei der Behandlung läßt sich leider manchmal ein etwas mangelhafter Styl, auch zuweilen ein gesuchter Anklang an die Romantik herausfühlen, der in seiner Absichtlichkeit der naiven Unmittelbarkeit der Sage unangenehm widerspricht. — Das Buch ist dem kunstsinnigen Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha gewidmet.

Nachträgliches.

Wissenschaftliches aus Griechenland. Die medicinische Gesellschaft in Athen besorgt seit einiger Zeit die Herausgabe einer ärztlichen Zeitschrift unter dem Namen des „Asklap“, an welcher besonders auch Professoren der Universität Athen einen thätigen Antheil nehmen. Die Zeitschrift ist bisher eifrig benützt gewesen, durch Originalabhandlungen der besten Aerzte des Königreichs und durch zweckmäßige Auszüge aus fremden Zeitschriften zur Bildung der griechischen Sprache für die medicinische Wissenschaft beizutragen und überhaupt den Eifer für diese letztere unter den Aerzten Griechenlands zu wecken und wach zu erhalten, und dieselben zum besonderen Studium der endemischen Krankheiten, zur Untersuchung der Mineralquellen und zur Beleuchtung anderer Gegenstände der praktischen Medicin des Landes zu veranlassen. — Von anderen, in Athen erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschriften ist namentlich die „*Néa Hemeroscopie*“ zu erwähnen, die bereits seit dem Jahre 1850 herausgegeben wird und reich ist an Originalarbeiten der ersten Gelehrten Griechenlands auf dem Gebiete der Geschichte und Archäologie, und zugleich schätzbare Beiträge zur Kenntniß der gegenwärtigen Zustände des Königreichs enthält, namentlich auch Kritiken über neu erscheinende Bücher der neugriechischen Literatur liefert. Besonders hat sie auch den Grie-

chen Veranlassung gegeben, auf dem Gebiete der Novellistik sich zu versuchen, und dies ist vornehmlich von einem der ersten Dichter und Archäologen unter den Griechen, dem früheren Professor der Archäologie an der Universität Athen und gegenwärtigem Minister des Innern, Alexander Risas Rangavis, mit ausgezeichnetem Erfolge geschehen. Eine dieser historischen und culturgeschichtlichen Novellen, die freilich zum Theil nicht griechische Stoffe behandeln, auch fremden Mustern nachgebildet zu sein scheinen, ist kürzlich unter dem Titel: „Der Fürst von Morea" (Leipzig, Wigand, 1856) in deutscher Uebersetzung erschienen. Diese historische Novelle behandelt allerdings einen Stoff aus der Geschichte Griechenlands, indem sie zur Zeit der Frankenherrschaft in Morea (im 13. Jahrh.) spielt; allein sie verfolgt zugleich für denjenigen, der dieselbe mit einiger Aufmerksamkeit liest, politisch-nationale Zwecke, wie sie einem jeden patriotischen Griechen in Ansehung der politischen Zukunft seines Vaterlandes nahe liegen. Mehrere der Novellen und Erzählungen des genannten Griechen Rangavis, welche früher die „Πανδώρα" und andere griechische Zeitschriften mitgetheilt haben, sind in einer im Jahre 1855 in Athen erschienenen Sammlung zusammengestellt worden, welche, so viel wir wissen, fortgesetzt werden soll. Als ein anerkennenswerther Vorzug der „Πανδώρα" muß bemerkt werden, daß die in ihr enthaltenen Aufsätze im Allgemeinen in einem reinen Neugriechisch geschrieben sind, und daß auch sie es sich angelegen sein läßt, auf die Verbesserung und Veredlung der Sprache einzuwirken.

Die Sachsen in Siebenbürgen. — Unter den Sachsen in Siebenbürgen hat sich deutsches Volksleben und deutscher Volksgeist in erfreulicher Weise frisch und lebendig erhalten, was in dieser Zeit allgemeiner Zersetzung und Zersplitterung der Nationaleigenthümlichkeiten ebenso auffallen muß, als es zugleich ein Trost ist, daß nicht überall, namentlich da, wo deutsche Elemente und deutsches Wesen dem Volksleben zum Grunde liegen, dieses Volksleben gleichgültig und leichtsinnig sich selbst aufgiebt und, wie um seine Vergangenheit, so auch um seine Zukunft sich muthwillig bringt. Ein solches Volk, das seine Sprache und sein gesammtes geistiges Erbe der Vorzeit unter mancherlei Stürmen der Zeit so lange treu erhalten, wie die Sachsen in Siebenbürgen, in welchem noch gegenwärtig so manche frische Brunnen altereigenthümlichen Lebens sprudeln und quellen, wird daher auch, wenn es nur sonst den Willen und den Muth dazu hat sich aufzuraffen, wohl im Stande sein, gegen die zersetzende Strömung von außen fort und fort sich zu sichern und neue Schutzdämme aufzuführen. In diesem Streben muß es aber ermuntert werden auch von Seiten Derer, von deren Stamme sich einst dieser Zweig deutschen Nationallebens abgelöst hat, ohne den innern geistigen Zusammenhang selbst aufzuheben; und es ist daher eine Pflicht der Deutschen draußen im Reiche (um diesen Ausdruck der Vergangenheit hier recht passend anzuwenden), um dieses Nationalleben der Sachsen in Siebenbürgen sich zu kümmern, und dasjenige zu beachten und nach Kräften zu fördern, was an Spuren und Zeugnissen dieses Nationallebens das Leben selbst und die Literatur irgendwie zu Tage fördert. Unter den Sachsen in Siebenbürgen leben noch Volksmärchen und Sagen und Geschichten, wie sie in den Märchenbüchern der Gebrüder Grimm sich finden, und in ähnlicher Weise giebt auch in den Volksliedern, Räthseln, Reden und Redensarten, so wie in Sitten und Gebräuchen derselben es sich kund, daß das kleine Reis von der großen deutschen Eiche, welches vor Jahrhunderten in den fernen Osten verpflanzt worden und zu einem Bäumchen herangewachsen ist, sein ursprüngliches Leben und Wesen noch immer treu bewahrt hat. Es haben sich dort mehrere gleichgesinnte Freunde des deutschen Volkslebens vereinigt, den vorhandenen Spuren dieses Volkslebens nachzugehen, sie gewissenhaft zu sammeln und dann die Früchte ihrer Forschungen zu veröffentlichen. Manches davon ist bereits in kleinern Kreisen bekannt geworden, neuerdings jedoch sind uns von dort „Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen," gesammelt von Joseph Haltrich (Berlin, 1856) zugekommen, auf welche wir hier, unter Bezugnahme auf das vorstehend Bemerkte besonders aufmerksam machen. Da ist Fleisch von unserm Fleisch und Geist von unserm Geist!

Die naturwissenschaftliche Literatur wird im nächsten Jahre durch ein neues Journal bereichert werden, welches zu großen Erwartungen berechtigt. Unter dem Titel: „Kosmos, Zeitschrift für angewandte Naturwissenschaft" wird dasselbe von unserem geschätzten Mitarbeiter Herrn Dr. Carl Reclam in Leipzig redigirt werden und im Verlage der Direction der k. k. Staatsdruckerei in Wien erscheinen. Die Vereinigung dieser Kräfte läßt ebenso wohl für den Inhalt der neuen Zeitschrift, als für die Illustrationen (welche in Holzschnitten und Foliotafeln bestehen werden) Bedeutendes erwarten. Dem Vernehmen nach sind bedeutende Gelehrte sowohl in Deutschland, als auch im Auslande, bereits als Mitarbeiter gewonnen.

Theodor Mügge hat von seinem letzten Aufenthalte in Skandinavien und Dänemark eine Sammlung Skizzen und Schilderungen aus dem dortigen Volksleben und öffentlichen Treiben mitgebracht, welche demnächst bei Meidinger Sohn u. Comp. in Frankfurt a. M. erscheinen wird. Die in unserem ersten Hefte mitgetheilte Schilderung: „Sommerleben in Stockholm" reiht sich dieser Sammlung an und wird unsre Leser gewiß vortheilhaft auf das bevorstehende Erscheinen des interessanten Werkes vorbereitet haben.

Von O. Jahn's Biographie Mozart's erschien soeben der 2. Band. Der dritte Band wird zu Ostern verheißen. Das Werk wird als Biographie sehr weitschichtig, Band 1 und 2 kosten zusammen $6\frac{1}{2}$ Thaler und berichten nur über die Jugendzeit und die Composition der ersten größeren Oper Idomeneus. Sobald das Ganze erschienen ist, werden wir unsern Lesern Ausführlicheres darüber mittheilen.

Fünfte Abtheilung.

Original-Correſpondenzen.

Vom Mittelrhein, Mitte September.

Feſte. — Bäder. — Geldklemme. — Kunſtverhältniſſe.

Feſtmonat pflegt der September immer für Deutſchland zu ſein. Diesmal war er ſo glänzend, wie nicht ſeit langen Jahren. Während in Bremen die Guſtav-Adolf-Vereine Generalverſammlung hielten, hatten nach Linz die katholiſchen Vereine ihre Deputirten geſendet; in Wien tagten die deutſchen Naturforſcher, in Prag die deutſchen Land- und Forſtwirthe, in Magdeburg die deutſchen Architekten und Ingenieure, in Hildesheim die deutſchen Geſchichts- und Alterthumsforſcher, in Bingen die deutſchen Künſtler, in Gotha wenigſtens norddeutſche und in München ſüddeutſche Apothekervereine. Dazu kam in Köln ein chriſtlicher Kunſtverein, in Bremen ein evangeliſcher Kirchentag und ſo fort in langer Reihe. Ueberall waren wohl die Berathungen dem freundlichen Verkehre der Theilnehmer untergeordnet, wenn auch in Linz das Wort vernommen wurde: die Zeiten der Liebe und Toleranz ſeien, „gottlob“, vorüber; gegenſeitiges Kennenlernen, Ausgleichung perſönlicher Anſichten blieb immer die Hauptſache.

Am glänzendſten und rauſchendſten aber ſchloß der September am Mittelrhein mit jenen Freudenfeſten, welche von Köln bis Mannheim herauf die Heimführung der Prinzeſſin Marie Louiſe von Preußen als Gattin des Großherzogs Friedrich von Baden begrüßten. Als ſie ans Land getreten, erreichte der Feſtesglanz ſeine höchſte Vollendung, ſeinen jubelndſten Ausdruck im Badiſchen Lande bis hinauf zu dem Bodenſee, auf deſſen lieblicher Inſel Meinau die Neuvermählten in ſtiller Abgeſchiedenheit einen Theil des Octobers verbringen. Wer dieſen Jubel mit angeſehen, dem mußte es zur Ueberzeugung werden, daß hier nicht blos die gewohnte Loyalität, ſondern eine tiefe Liebe und reiche Hoffnung des Volkes ihren Ausdruck fand. Wer den Reichthum geſehen, in welchem ſich die Feſte entwickelten, dem war's ein deutlich Zeichen vom glücklichen Wohlſtand der Bevölkerung, die ihn als Ausdruck ihrer Freude geſchaffen hatte. Wir möchten ſagen, es war ein zwiefach ſtolzer Jubel, der unter den vereinten Fahnen Zähringens und Hohenzollerns dahinrauſchte, ſtolz auf die Verbindung, welcher die Huldigungen dargebracht wurden, ſtolz auf Badens Volk, welches dem jungen Großherzog als Gegengabe für ſein Streben bereits nach ſo kurzen Jahren die gründliche Ausheilung ſeiner Wunden aus einer zerrütteten Zeit zu erweiſen vermag. Und worin liegt das Geheimniß dieſes raſchen Wiedererſtarkens der Volkskraft, dieſes neuen Aufſchwunges zu neuer Blüthe? Im gegenſeitigen Vertrauen. Als Friedrich den Thron beſtiegen hatte, war eine ſeiner erſten Handlungen die Aufhebung des Belagerungszuſtandes, welcher mehr durch äußere Einflüſſe, als nach Leopold des Gütigen eigenem Willen faſt drei Jahre lang auf dem Lande laſtete. Und mitten in dem Kampfe, welchen die Staatsgewalt mit Conſequenz und Würde gegen hierarchiſche Auflehnungen und Anmaßungen durchführen konnte, weil ſie der Zuſtimmung und moraliſchen Unterſtützung ihres Volkes ſicher blieb, deckte Großherzog Friedrich mit zweimaligen, politiſchen Amneſtien — bei ſeiner Verlobung und Vermählung — den Schleier vollſtändigen Vergeſſens und Vergebens über die düſterſten Momente der modernen Geſchichte Badens. Unterdeſſen hatte er aber, namentlich in die etwas ſtagnirenden Verhältniſſe der Reſidenz, durch Gründung einer Kunſtſchule unter Schirmers ſinniger Leitung, durch Umgeſtaltung der Theaterverhältniſſe unter E. Devrients glücklicher Hand, durch Oeffnung der Kunſtſammlungen u. ſ. w., einen neuen geiſtigen Aufſchwung gebracht, der die deutſche Grenze gegen Frankreich und die Schweiz wieder in innigen Rapport brachte mit dem geſammten geiſtigen Leben der Nation. Dadurch wurden neue Intereſſen angeregt, die Blicke

aus regen Kreisen aufs Allgemeine gerichtet, dem Lande neue Anregung gegeben. Was in Karlsruhe geschah feuerte die anderen Städte zur Nacheiferung an; der Geist des Landes ist ja stets wie der Spiegel eines Sees, was über ihm steht, blüht aus seiner Tiefe gleichermaßen hervor. Und in Baden ward das Leben nicht, wie es wohl anderwärts geschieht, künstlich um das landesherrliche Schloß concentrirt; sondern jede Bestrebung, die sich als Hebung des Volksgeistes, als Vermittlung des speziellen Lebens mit den höheren Interessen des großen deutschen Vaterlandes darstellte, konnte und kann fördersamster Unterstützung durch den Landesfürsten sicher sein. Jung, erst seit wenigen Jahren regierend, unter den schwierigsten Umständen zum Fürstenamt berufen, in einer Zeit, da lange Theurung und mehrjährige Rückwirkungen eines großen Krieges, die freie Bewegung der Volkskräfte überdies hemmte, hat der Regent in ernster Consequenz und vollster Hingabe an sein Werk bereits das Außerordentlichste geleistet, ehe er daran dachte, seines eignen Hauses Glück durch die Verbindung mit einer Gattin zur Vollendung zu bringen und so dem Lande, als dessen echter Vater er sich bewährt, eine Mutter zu geben. Dieser neuen Bürgschaft glücklichen Gedeihens, dieser Hoffnung einer schönen Zukunft jubelten jetzt die Badenser entgegen, und ganz Süddeutschland nahm Theil nicht bloß an dem äußren Glanze der Feste, sondern auch an den nationalen Hoffnungen für die Zukunft, welche sich an eine so nahe verwandtschaftliche Verbindung zwischen Badens Fürsten und Preußens Thronfolger knüpfen. Es ist auch eine Reaction, die wir hier erblicken, aber die volksthümlichste und darum vollkräftigste gegen jene Feinde der Weltentwicklung, die den Staat unkräftig machen wollen, um die Geister in die Finsterniß dunkler Jahrhunderte zurückzudrücken — gegen dieselben Elemente, welche jubeln: „Die Zeiten der Liebe und Toleranz sind, gottlob, vorüber."

Jene Huldigungsfeste für das badische Fürstenpaar waren zugleich die Scheidegrüße des Rheinlandes von einem reich belebten Sommer. Die Fremden- und Reisesaison ist ein integrirendes Stück des rheinischen Lebens. Wenn auch nicht in gleichem Maaße wie in der Schweiz, so wird sie doch auch hier in Rechnung gezogen und in Anschlag gebracht, wenn von den Jahreserndten die Rede ist. Der Fremdenzug hat begonnen wieder abzufließen. Die vielgenannten großen Bäder sind bereits wieder ziemlich menschenleere Städte, nur hier und da begegnet man noch Gruppen, die verspätet an die Sommerherrlichkeit erinnern. Einzig von allen haben überhaupt Baden, Wiesbaden und Homburg eine Wintersaison. Aber immerhin bleibt diese mehr nominell, wenn auch natürlich ein Leben, welches während sechs Sommermonaten Kräfte in Bewegung setzt und Zustände entwickelt, die sonst nur Eigenthum der größten Menschensammelplätze sind, nicht ohne Zurücklassung einer Spur verschwinden kann. Jedenfalls müssen doch die Haupträder der großen Maschine in ununterbrochener Bewegung erhalten werden, welche im nächsten Sommer die neuen Herrlichkeiten zu gestalten hat. Wie nur um volkreiche Städte sich Landsitze gruppiren in welche aus den verwickelten Verhältnissen und dem übertriebenen Glanz der Städte sich das Bedürfniß nach Ruhe zurückzieht, so sind längs des ganzen Rheines um jene Weltbäder kleinere Badeorte gelegen. Unter mehr ländlichen Verhältnissen bieten sie dem kranken Leibe ebenfalls Heilquellen, vor allem aber der Ermüdung vom Gesellschaftstreiben liebliche Erholungsplätze. Dies sind in Baden vornämlich die Renchthalbäder und Badenweiler, am Odenwalde die Dörfer, welche auf die Bergstraße niederschauen, im Taunus, außer Soden, Schlangenbad und Schwalbach, noch eine Menge, welche hinaufsteigen auf die leicht geschwungenen Höhen, um die kühlen Laub- und Fichtenwälder.

Es würde nicht uninteressant sein, eine vergleichende Charakteristik der Bädergruppen in Deutschland nach ihren socialen Verhältnissen zu schreiben. Wer Gelegenheit gehabt hat, dieselben zu besuchen, dem kann ihre große Verschiedenheit nicht entgangen sein. Welch andern Charakter trägt z. B. das Badeleben in Böhmen und Schlesien, welch andern jenes am Rhein oder gar an den Ufern der Nord- und Ostsee! Es ist indessen nicht unsere Aufgabe, hier darauf einzugehen. Das kosmopolitischste aller Bäder Deutschlands ist und bleibt seit Jahrzehnten Baden-Baden. Dort ist namentlich West-Europa und Rußland seit langer Zeit beinahe heimischer und jedenfalls an Zahl und Bedeutung unter den Gästen vorwiegender als Deutschland. Seit mehreren Jahren fangen indessen vornämlich die Franzosen an auch hinauf zu steigen in die kleineren und stilleren Schwarzwaldbäder. Noch sind diese Idyllen; aber schon droht doch auch hier die Einfachheit des geselligen Verkehrs der modischen Ueberfeinerung und gezwungenen Eleganz anheim zu fallen. Dies ist am Ende natürlich. Seitdem nämlich die Eisenbahnen die früheren Sammelorte auch dem großen Publicum leicht zugänglich gemacht haben, ist der vornehmen Welt, die sich exclusiv „die Gesellschaft" nennt, der dortige Aufenthalt einigermaßen verleidet. Die Börse erschafft jetzt immer mehr Leute, die „man nicht kennt", und welche trotzdem denselben Glanz entwickeln, welchen die Hocharistokratie eigentlich für sich allein in Anspruch nimmt. So ist diese gegenwärtig gewissermaßen auf einer fortwährenden Flucht vor der übrigen Welt begriffen. Dies führt sie weiter hinein in die Berge, wohin die Lokomotiven nicht nachklettern, während die Weltbäder von der Demi-Monde mehr als jemals überfluthet werden.

Trotz der althergebrachten Zeitungsreklamen, in denen die Torynamen glänzen, war doch die allgemeine Klage des vergangenen Sommers, daß den vornehmen Bädern die vornehmen Gäste fehlten. Freilich gab's noch Fürsten, Grafen und Barone genug zu verzeichnen; aber es war nicht jener rechte alte Schlag, dem lange Reihen von Gefolge nachziehen, welche den Badewirthen meistens lieber sind als die Herrschaften. Es entwickelte sich nirgends der rechte Styl behaglicher Seigneurie, welche brausend lebt, ohne doch am Publikum mehr als flüchtige Strahlen ihrer Goldpracht vorübergleiten zu lassen, während den dienenden Hausbesitzern und Wirthen der Goldregen unberechnet in den Schooß fließt. Man mußte zuviel Aufwand für das vorhandene Publikum machen, um dessen Sommeraufwand herauszulocken; das dichte Gedräng bei den allgemeinen Vergnügungen sah Demjenigen, der es flüchtig überblickte, freilich glänzend genug aus. Aber die es machten, kamen selber meistens nur flüchtig, um es einmal anzusehen und unter den

bleibenden Gästen, welche ihren Glanz herauskehrten, war die Spekulation auf fremde Kassen und unerfahrenen Reichthum überaus stark vertreten. „Geben Sie Acht bei Ihrer Rundreise durch die großen und kleinen Bäder — der wenigst gute Ton herrscht immer da, wo Sie die meisten Orden und eine auffällige Eleganz der Damentoiletten beobachten.“ Der Mann war ein feiner Menschenkenner und seine Bemerkung hat sich vollkommen bestätigt. Man hat vielleicht noch niemals solche Toilettenpracht und soviel Ordensbändchen in Homburg, Wiesbaden, Ems u. s. w. gesehen, als im verflossenen Sommer. Aber einzig in Baden-Baden vermochte „die Gesellschaft“ sich über der ab- und zufluthenden Menge als Gesellschaftsmacht zu erhalten, und hier gab es die wenigsten Orden, die einfachsten Toiletten. Wirklich vornehme Leute haben ihre Orden, Geschmeide und Prachtstoffe bloß für die Repräsentation im Salon; im Bade begegnet man sich, aber man repräsentirt nicht.

Bis zu welchem Uebermaße dagegen jenes flittergoldige Treiben der Demi-Monde z. B. in Homburg gediehen war, bezeugten wohl am Besten die bekannten Beschwerden der Gräfin Malevska, denen eine momentane polizeiliche Epuration folgte. Das war seit Menschengedenken fast unerhört, aber dem Kenner der Dinge ein trauriges Symptom — nicht gerade in moralischer Hinsicht, denn danach wird wenig gefragt, wohl aber dafür, daß Homburg bei der eigentlichen haute volée von Paris „en decadence“ erklärt ist. Die Masse wuchs, der Gehalt verlor sich. Wenn früher gegen die prinzipielle Anfeindung der Spielbäder geltend gemacht wurde, daß man ihnen nicht nur die Menge, sondern auch die Vornehmheit der Badegesellschaft großentheils verdanke, so entwickelt sich gegenwärtig offenbar eine Reaction. Mochten auch früher viele Leute „der Gesellschaft“ das Spiel für ein nothwendiges Bestandtheil ihres Sommervergnügens halten, so mögen sie doch nicht, wie heute, vor aller Welt und mit Cretbi und Plethi zusammen halten. So tönt auch hier die alte aristokratische Klage: Aujourd'hui il y a un public, mais il n'y a point de société; le mauvais ton commence, dès qu'on pense à l'éviter. Solche und ähnliche Klagen sind es aber, und zwar keineswegs ausschließlich auf das Spiel bezogen, welche einen großen Theil der Leute „der Gesellschaft“ nur noch im Vorübersliegen in die großen Weltbäder, doch zu längerem Aufenthalte mehr in die bisher wenig beachteten Badeorte der Waldhöhen führen. Diese Veränderung der sozialen Verhältnisse auch in dieser Richtung datirt natürlich eben so wenig vom laufenden Jahre als sie in diesem beendet ist. Ihre Symptome waren nur deutlicher bemerkbar, da die vorausgegangenen Kriegs- und Notbjahre die Luxusbäder überhaupt den reichen und vornehmen Leuten fast ausschließlich überlassen hatten. So war eine Pause eingetreten in der Gestaltung der neuen Verhältnisse, welcher nunmehro die Wiederaufnahme der exclusiven Zurückziehung folgte.

Unwillkürlich haben wir uns bei diesen rein gesellschaftlichen Bemerkungen ungebührlich verweilt. Das rheinische Publikum hat sich, außer in den Badeorten, wenig darum gekümmert. Seitdem die genanntesten rheinischen Heilquellen in dem sie umthauenden Luxus dem wirklich Leidenden kaum mehr zum See Bethesda werden, ist es überhaupt nicht sehr gewohnt, etwas anderes darin zu erblicken, als Zielpunkte eines sonntäglichen Ausfluges. Wie es dagegen in der Schweiz eine Menge der wundervollsten Alpenpartien giebt, die man von den Touristen niemals nennen hört, während die Eingeborenen sie mit Vorliebe bewandern, so findet man auch in den süddeutschen Gebirgen eine Menge Ortschaften mit Heilquellen und Badeanstalten, deren zahlreiche Gäste fast ausschließlich der näheren oder ferneren Nachbarschaft angehören. Die ausländische Welt hat sie noch nicht entdeckt. Dort lebt und herrscht das alte rheinische Wesen noch ganz unter sich, ungestört und in jener relativen Einfachheit der Bedürfnisse, gegen welche die Ueberfeinerung und Uebertheuerung der Touristenstraße den schneidendsten Contrast bildet. Auch diese Orte haben eine reiche Sommerernte gehalten, während die Herbstsaison in den Pfälzer Weinorten sich sparlich genug anläßt.

Freilich, die Traubenkuren sind Rococo. Aber mitwirkend ist doch auch die schwere Geldklemme, welche nun den Herbst bezeichnet. Den Geldmännern ist sie eine Fatalität, den Produzenten dagegen, welche Wochenlöhne, Arbeiter, Zufuhren des rohen Materials zu zahlen haben, eine weitaus drückendere Calamität. An den Börsenplätzen hat man sich bekanntlich entschlossen, auch solche kleinere Geldstücke als Wechselzahlung anzunehmen, die man bis da mit tiefer Verachtung zurückwies; und daß die Einführung einer Goldwährung absolute Nothwendigkeit sei, wird allmählig zur allgemeinsten Ueberzeugung. Dies erscheint jedenfalls als ein großer Vortheil für dasjenige Publikum, welches außerhalb des eigentlichen Geldmarktes steht. Es hatte bisher fast ausschließlich die Verluste von solchen Münzen tragen müssen, welche für die Wechselzahlung nicht existiren. Zugleich wird man im großen Publikum von der Nothwendigkeit darauf hingedrängt, endlich jene Scheidemauer niederzureißen, welche im gewöhnlichen Verkehr noch immer die kleineren Münzstücke des Gulden- und Thalerfußes oftmals wunderbar scharf trennte. Uebrigens scheint man die Krisis des mangelnden Baargeldes doch rascher zu überwinden, als in Norddeutschland. Theilweise haben die französischen Fünffrankenthaler auszuhelfen, theilweise kommt bei den Herbstzahlungen das Guldengeld wieder zurück, welches anderwärts für diesen Zweck zurückgehalten wurde. Endlich aber tritt der Annahme der Werthzeichen, sobald deren zureichende Fundirung nicht klar vor Aller Augen liegt, auch eine höchst bemerkenswerthe Reaction entgegen. Der Beschluß der Mannheimer Bankiers, d. h. also des ganzen Oberrheins, die zu emittirenden Noten der Darmstädter Bank, einer Tochter des Pariser Crédit mobilier, nicht anzunehmen, bleibt sicherlich nicht ohne Nachfolge in Frankfurt. Damit ist aber ihr Schicksal in ganz Süddeutschland entschieden und all den ähnlichen Instituten, welche die Sommerhitze so überzählig emporgetrieben ihr Schicksal prognostizirt. Freilich harrt damit eine neue Krisis, vielleicht noch gewaltiger, als die soeben gemilderte, an der Schwelle. Qui vivra verra!

Nach so ernsten Fragen, mögen den heiteren Künsten, welche den Winter verschönen sollen, noch einige Worte gewidmet sein. In Mannheim schließt der rheinische Kunstverein soeben den Turnus seiner Wanderausstellung. Die alte Klage — Vieles aber nicht Viel! Genre, Portrait und Landschaft im Ueberfluß, die Historie ohne dramatische Kraft, die Phan-

tuslelandschaft ohne klare ästhetische Idee, viel Technik der Färbung, Mangel an festen Strichen der Zeichnung — so ungefähr lautet das allgemeine Raisonnement. Das deutsche Künstlerfest zu Bingen hat nun beschlossen, daß Frankfurt nächstes Jahr der erste Ort einer allgemeinen deutschen Ausstellung sein soll. Hoffen wir das Beste; auch in der plastischen Kunst thut Concentration über Alles Noth. Sie ist die beste Schutzwehr gegen die Ueberherrschaft der bloß virtuosen Technik und der immer tiefer einreißenden Zerfahrenheit in Styl und Behandlung der Kunst. — In der musikalischen Welt haben die Zusammenkünfte und Sängerkriege der ausübenden Kräfte breiter Landestheile schon Außerordentliches bewirkt. Man kann heute schon weit mehr von einem nationalen Typus der musikalischen Kunst in Deutschland reden, als z. B. von einem nationalen Typus der dramatischen Kunst — selbst abgesehen davon, daß die dramatische Production gegenwärtig jedenfalls viel tiefer steht, als die musikalische, der theatralische Geschmack aber weit verwilderter ist, als der musikalische. Die musikalische Saison scheint diesmal in unseren Gegenden der dramatischen sogar auch die Zeit ablaufen zu wollen. Während die meisten Theater der Rheinstädte sich noch mit einem charakterlosen Sommerrepertoir in den Winteranfang hineinlaviren, liest man fast ebenso überall die Programme der musikalischen Vereine für ihre Concertferien. Es ist ein günstiges Zeichen, daß die sogenannte Kennermusik einen bedeutenden Raum in den Programmen einnimmt; und wenn wir überdies Bach, Händel, Gluck weit öfter verzeichnet sehen, als noch vor wenigen Jahren, so zeugt dies sicherlich für einen auffallend raschen Fortschritt in der edlern Geschmacksrichtung, welche von einzelnen Centralpunkten aus — namentlich Frankfurt und Mannheim — neuerdings so energisch gefördert wird. — Auf den größern Bühnen ist bis jetzt einzig „Klytämnestra" von Tempelley als bedeutende Novität hervorgetreten. Von der gleichen Wirkung, welche aus Wien verkündet wurde und selbst aus Hannover und Berlin, ist weder in Karlsruhe, noch in Frankfurt die Rede gewesen. Man gesteht dem Dichter große Begabung für Momente und Situationen zu, wahrhaft poetische Intuition einzelner psychologischen Zustände, vermißt aber den vollen Guß der Handlung und fühlt sich namentlich durch die beiden Schlußacte abgekühlt. Vielleicht waren auch die Posaunenstöße im Journaltusch aus Wien und Berlin etwas gar zu stark — dagegen ist man hier am Mittelrhein äußerst empfindlich. Aber ein Sieg des jungen Dichters ist es jedenfalls, daß man trotz solcher Ausstellungen überall mit großer Spannung seinem nächsten Werk entgegensteht, man hat den Glauben an ihn nicht verloren. Diesen Unglauben hat dagegen „Graf Dronke" von W. Jordan niederzukämpfen, der als nächste Novität auf dem Frankfurter Repertoir steht. Sein „Tauschen täuscht" hat die Hoffnungen zu tief enttäuscht, welche sich auf das kunstvolle Antithesenwerk seiner „Liebesläugner" gestützt hatten.

Weimar, Mitte Oktober.

Göthe's Faust auf der Bühne.

Unsere Hofbühne hat ihre vorige Saison mit dem Versuche geschlossen, den ersten Akt aus dem zweiten Theile von Göthe's Faust in Scene zu setzen und hat den Versuch am 28. Septbr., gleich nach Eröffnung der Saison, wiederholt. Bei dem Umstande, daß die Inscenirung nach Eckermanns Bearbeitung geschah und zur Zufriedenheit des hiesigen Publikums ausfiel, ist es wohl gestattet, von dem bedeutsamen Bühnenwagniß Akt zu nehmen und darüber auch entfernteren Lesern einige Mittheilungen zu machen. Bekanntlich hat der zweite Theil des Göthe'schen Faust als Dichtung überhaupt und besonders als dramatische Schöpfung seine vielen und leidenschaftlichen Gegner, die vor Allem in der Ansicht übereinstimmen, daß eine entsprechende Darstellung desselben auf der Bühne zu den Dingen der Unmöglichkeit gehöre oder höchstens als gewagte Curiosität hingenommen werden könne; die lobenswerthen Versuche in Hamburg und anderen Städten Deutschlands haben diese Ansicht nicht zum Schweigen gebracht, weil sie ja dem zweiten Theil des Faust nicht geben können, was ihm als einem Bühnenstücke vorerst eigen sein müßte: Einheit und Begrenzung der Handlung, Leidenschaft der Hauptperson, Concentrirung des Interesses auf Eine und überall stark durchblickende Idee. Trotz der Richtigkeit dieser und ähnlicher Ansichten bleibt der Reiz zur Verkörperung der wundersamen Dichtung des großen Meisters doch noch immer vorhanden und wird sich stets auf diese oder jene Weise geltend zu machen suchen. Unter diesen Umständen nehme man denn auch die Sache nicht zu rigoros und lasse die Versuche eben nur als Versuche gelten, namentlich wenn sie den Stempel der Pietät gegen den großen Dichter tragen, auf ein richtiges Maß zurückgeführt und mit einem gewissen Aufwand von Geist und äußeren Mitteln gemacht werden. — Eckermann hat meines Erachtens wohl gethan, seinen Versuch einer Bearbeitung auf den ersten Akt zu beschränken; indem er diesen mit dem besonderen Titel: „Faust am Hofe des Kaisers" versah, ihn in drei Abtheilungen brachte, von denen jede den Schwerpunkt einer selbstständigen Idee in sich trug, näherte er das Ganze zur Noth den Anforderungen, welche man an ein Bühnenstück zu machen pflegt, die Handlung wurde einheitlich und auch für die Fassungskraft des gewöhnlichen Theaterbesuchers verständlich gemacht, dem Pomp und den Zauberstücken der Scenerie konnte Raum gegeben werden, so daß der Zuschauer durch die Fülle schöner Bilder für manches Unbegreifliche in der Handlung entschädigt ward. Und so kam es denn auch, daß man von Seite des hiesigen Publikums der ersten und zweiten Vorstellung dieser Fauststparthie mit freundlicher Aufmerksamkeit folgte. — Beim Emporgehen des Vorhangs sehen wir Faust, der Angabe des Dichters gemäß, in einer anmuthigen Gegend auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlaffsuchend; Dämmerung ist rings umher, ein Geisterkreis fächelt dem Schlummersuchenden Kühlung zu und singt von Ariel geleitet, bald einzeln bald im Chor ernste und liebliche Weisen. Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne, Faust erhebt sich und

spricht seinen Monolog, der an Frische, Lieblichkeit und Schilderei einzig in seiner Art ist; die Sonne erscheint und Faust, der mit wachsender Theilnahme ihrem Aufgang gefolgt ist — muß sich, „leider schon geblendet", von ihr wenden und zieht es vor, dem später erscheinenden Regenbogen seine Betrachtung zu widmen; denn

Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben.

In Eckermann's Manuscripte findet sich zu dieser Scene eine erklärende Bemerkung, die erwähnt zu werden verdient. „Das gewaltige Licht, das Faust blendet, heißt es, erinnert ihn an das Feuermeer der Leidenschaften. Und wie er selbst der Scene den Rücken zuwendet, sich aber von dem gemilderten Widerschein, als Farbe des Regenbogens, erquickt fühlt, so findet er darin die Lehre, daß es dem Glücke des Menschen angemessener sei, wenn er überwältigende Leidenschaften der Liebe und des Hasses hinter sich thue und dagegen in ruhiger Betrachtung und mäßigem Mitgenuß sein Leben suche." In Göthe's Dichtung folgt nun auf den Monolog sofort die Scene der kaiserlichen Pfalz; im Saale des Thrones erwartet der Staatsrath den Kaiser. Dies giebt für die Bühne einen zu empfindlichen Sprung und Eckermann fühlte sehr wohl, daß hier etwas geschehen müsse, um den Uebergang durch eine Mittelscene passender zu machen; daher dichtete er mit großem Geschick ganz in Göthe's Denk- und Sprechweise einen Auftritt zwischen Faust und Mephisto, den ich am Schlusse dieser Zeilen der Seltenheit wegen folgen lasse. Nach diesem Auftritte nun werden wir in die kaiserliche Pfalz versetzt und sind Zeugen einer merkwürdigen Sitzung des Staatsraths, in welcher die ewigen Sorgen der Politik über Wirren, Verfall der Sitten, Geldmangel und Kriegsnöthen des Reiches in trefflich naiven und ergreifenden Kernworten dargelegt werden. Mephisto hat als Schalk bereits Platz am Throne gefunden und weiß sein Amt in drastischer Weise auszufüllen. Das Ende vom Liede ist: wo nehmen wir Geld her! Geld ist das erste und dringendste Bedürfniß, und Mephisto versäumt nicht als Einbläser des Astrologen auf glänzende Weise Abhilfe zu versprechen, nur läßt er zum Schluß ein festes Vertrauen empfehlen — denn:

Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben!

Damit giebt sich auch der Kaiser schließlich zufrieden und hebt die Sitzung mit folgenden Worten auf:

So sei die Zeit in Fröhlichkeit verthan!
Und ganz erwünscht kommt Aschermittwoch an.
Indessen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur lustiger das wilde Carneval.

Mephisto schließt mit einigen Worten den ersten Akt. — Der zweite Akt besteht ausschließlich aus dem Mummenschanz, der auch wirklich ganz ausgezeichnet in Scene gesetzt, eine Reihe überraschender Bilder vor Augen führt. Man giebt sich mit Behagen dem sich fort und fort entfaltenden Schauspiele eines „lustigen und wilden" Carnevals hin und hat zugleich das Vergnügen, durch den Theaterzettel zu erfahren, daß Seine Majestät, der Kaiser, als großer Pan, Faust als Plutus, Mephistopheles als Geiz, Marschalk als Herold die prächtigen Narretheien mitmachen. Der geistige Kern des Ganzen bleibt die Schöpfung des Papiergeldes und es ist höchst ergötzlich, diese gewaltige Macht der neuen Zeit im Schooße eines Carnevaltumultes entstehen zu sehen. Die verkleideten Minister nähern sich nämlich während der allgemeinen Lust dem Kaiser und reichen ihm ein rothes Porteseuille mit der unterthänigsten Bitte:

Gewähre Dir das hohe Festvergnügen,
Des Volkes Heil mit wenig Federzügen.

Der Kaiser, wohlgelaunt und die Wirkung seines Namenszuges nicht ahnend, willfahrt der Bitte — worauf die Deputation, den Polonius-Kanzler an der Spitze, sich mit wahrem Schalksvergnügen aus dem Staube machen und durch Tausendkünstler das Werthpapier dieselbe Nacht noch drauflos vertausendfachen lassen. Am nächsten Morgen sind denn auch die drängendsten Schulden gezahlt und der Marschalk referirt dem Kaiser:

Rechnung für Rechnung ist berichtigt,
Die Wucherklauen sind beschwichtigt,
Los bin ich solcher Höllenpein. —

Worauf der Heermeister erscheint und den Bericht ergänzt:

Abschläglich ist der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's Neu verpflichtet,
Der Landsknecht fühlt sich frisches Blut
Und Wirth und Dirnen haben's gut.

Der Kaiser begreift das Alles nicht bis der alte Kanzler vortritt und von dem Geldzettel herunterliest:

Zu wissen sei es jedem, ders begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen werth.
Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
Anzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.
Nun ist gesorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Ersatz.

Der Kaiser ist außer sich und „ahnet Frevel, ungeheuren Trug!" Aber man erinnert ihn an seine Unterschrift während des Mummenschanzes und macht ihm das große Glück, das er Jedermann bereitet, begreiflich. „Das Alphabet" — so heißt es zum Schluß —

„Das Alphabet ist nun erst überzählig,
In diesem Zeichen wird nun jeder selig!"

Der Kaiser sucht sich in Geduld zu fassen und ergiebt sich in das fait accompli mit den Worten:

„So sehr mich's wundert, muß ich's gelten lassen."

Eckermann hat für die Inscenirung des Mummenschanzes die trefflichsten Winke hinterlassen und durch scharfsinnige Studien des Dichterwerkes auch zur Aufklärung mancher Stelle und Charakterrolle beigetragen. Zum Beweise dessen diene z. B. die Bemerkung, welche er über den Knabe-Lenker im Festaufzuge macht: „Man möchte darin einen Widerspruch finden, daß der Dichter den Euphorion schon jetzt in der Maske des Knabe-Lenker erscheinen läßt, da er doch als Sohn von Faust und Helena noch nicht geboren ist. Hierauf ist aber

zu sagen, daß der Euphorion kein menschliches, sondern ein allegorisches Wesen ist. Er ist nichts weiter als ein Begriff, es ist in ihm die Poesie personifizirt, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbe Geist, dem es später beliebt, Euphorion zu sein, erscheint jetzt als Knabe-Lenker und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig sein und zu jeder Stunde hervortreten können." — Den dritten Aufzug bildet die Scene im „Lustgarten" des Kaisers, ferner die Unterredung zwischen Faust und Mephisto, in Folge deren ersterer zu den „Müttern" hinabsteigt; ferner die Scenen bei Hof, welche dem Schauspiel vorhergehen und zum Schluß, die Erscheinung des Paris und der Helena im Schauspiel. Auch für eine würdige Darstellung dieser Scene war gesorgt und es verdient erwähnt zu werden, daß die äußerst schwierige Partie des Schauspiels im Schauspiel glücklich überwunden wurde. Denn es ist keine Kleinigkeit, die allegorischen Figuren im Hintergrunde ihre pathetischen Redeweisen und ihre wunderlich schwungvollen Geberden ohne Anstoß vollführen zu lassen, während der versammelte Hof und namentlich die Hofdamen ihre naiven und saftigen Scherze zum Besten geben. Eckermann's Bearbeitung enthält auch über die „Mütter" dieses Aktes eine Bemerkung, die hier ihre Stelle zu finden verdient. „Seit dem Erscheinen des zweiten Theiles von Faust, sagt er, haben sich Gelehrte und Ungelehrte die Köpfe zerbrochen, was man sich unter den Müttern, diesen bisher nie genannten Wesen, eigentlich zu denken habe. Es sind verschiedene Meinungen darüber zu Tage gekommen, manche wunderlich genug, aber keine genügend. Daß im griechischen Alterthume von Müttern, als Gottheiten, die Rede gewesen, hat Göthe bei Plutarch gefunden; allein ihr eigentliches Wesen und Wirken, ihre Umgebung und ihr Aufenthalt ist eine Schöpfung seines eigenen Geistes. Denken wir den ungeheuren Weltkörper unserer Erde im Innern als leeren Raum, so daß man hunderte von Meilen in einer Richtung darin fortzustreben vermöchte, ohne auf etwas Körperliches zu stoßen, so wäre dieses der Aufenthalt jener unbekannten Göttinnen, zu denen Faust hinabgeht. Sie leben gleichsam außer allem Ort, denn es ist nichts Festes, das sie in einiger Nähe umgiebt; auch leben sie außer der Zeit, denn es leuchtet ihnen kein Gestirn, welches auf- oder unterginge und den Wechsel von Tag und Nacht andeutete. So in ewiger Dämmerung und Einsamkeit beharrend sind die Mütter schaffende Wesen, von denen Alles ausgeht, was auf der Oberfläche der Erde Gestalt und Leben hat. Was zu athmen aufgehört hat, geht als geistige Natur zu ihnen zurück und sie bewahren es, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein Neues dahin zu treten. Alle Seelen und Formen von Dem, was einst war und künftig sein wird, schweifen in dem endlosen Raum ihres Aufenthaltes wolkenartig hin und her; sie umgeben die Mütter und der Magier muß also in ihr Reich gehen, wenn er durch die Macht seiner Kunst über die Form eines Wesens Gewalt haben und ein früheres Geschöpf zu einem Scheinleben hervorrufen will. Die ewige Metamorphose des irdischen Daseins und Wachsens, des Zerstörens und Wiederbildens ist also der Mütter nie aufhörende Beschäftigung. Und wie nun bei Allem, was auf Erden durch Fortzeugung ein neues Leben erhält, das Weibliche hauptsächlich wirksam ist, so mögen jene schaffenden Gottheiten mit Recht weiblich gedacht und es mag der ehrwürdige Name Mütter ihnen nicht ohne Grund beigelegt werden. Freilich ist dieses Alles nur eine poetische Schöpfung, allein der beschränkte Mensch vermag nicht viel weiter zu dringen und er ist zufrieden, etwas zu finden, wobei er sich beruhigen möchte. Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen. Wir schließen auf einen geistigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keinen Begriff und keinen Ausdruck haben und was wir zu uns herabziehen und anthropomorphisiren müssen, um unsere dunkeln Ahnungen einigermaßen zu verkörpern und faßlich zu machen. So sind alle Mythen entstanden, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Völkern fortleben und ebenso die von Göthe, die wenigstens den Schein einiger Naturwahrheit hat und die wohl den besten gleichzustellen sein dürfte, die je gedacht worden." — Die Musik zu diesem ersten Akt des zweiten Theils von Faust ist von Karl Eberwein, pensionirtem Kapellmeister in Weimar. Eberwein hat schon mit Göthe und Zelter viel verkehrt über die musikalische Zugabe zu dem zweiten Theil des Faust, ohne sich zu der Composition derselben so bald entschließen zu können. Kein Wunder auch, da ein solches Unternehmen ein tiefes Verständniß der Dichtung und eine Mannigfaltigkeit und Gewalt der musikalischen Schöpfung voraussetzt, wie sie vielleicht ein Beethoven nur genügend besaß. Eberwein hat indessen durch Fleiß, Ausdauer und Zusammenfassen seiner besten Kraft die Aufgabe jedenfalls ernstlich zu lösen gesucht und verdient für manche gelungene Partie gerechte Anerkennung. — Schließlich nun die erwähnte Scene zwischen Faust und Mephisto, welche Eckermann mit wundersamem Geschick an Göthe's Art und Weise hintastend, verfaßt und in dem ersten Akte des Stückes eingeschaltet hat. Faust ist erwacht und hat, wie erwähnt, seinen langen und herrlichen Monolog gesprochen — da erscheint nun:

Mephisto
(herankommend, umherspürend.)

Was wäre nun des strengen Herrn Belieben?

Faust.

Du hast dich lang umhergetrieben.

Mephistopheles.

Die holde Nacht, die einz'ge Zeit zu Thaten,
Die schwache Sterbliche in Schlaf verlieren,
Sie ist auch diesmal mir gerathen,
Um dies und jenes zu vollführen.
Ich habe fern bis an des Meeres Wogen
Und hin und her das weite Land durchzogen,
Da gab es denn, in mancherlei Bezirken,
Hier dies, dort jenes zu bewirken
Zu beß'rem Aufschwung edler Seelen.
Soll ich dir etwa dies und das erzählen?

Faust.

Verschone mich, ich mag davon nichts hören!
Ich hasse dich und dein Begehren,

Ich kenne ganz die Richtung deiner Macht.
Gewiß! wie du seit vielen tausend Jahren
Mit dem Geschick der Sterblichen verfahren,
So triebst du es auch diese Nacht.
Ward irgendwo ein junges Weib verführt,
Ein Jüngling um sein bessres Selbst betrogen,
Des Aufruhrs Flamme tückisch angeschürt
Und Stadt und Schloß ein Raub der Feuerwogen;
Floß irgendwo in mitternächt'ger Stunde
Ein edles Blut aus falschen Dolches Wunde;
So kann man, ohne mehr zu wissen,
Getrost auf dich und deine Thaten schließen.

Mephistopheles.

Du warst indeß, wie ich vernommen,
Umgeben von der Schaar der Frommen,
Sie waren hübsch, man muß gestehn,
Besonders wie sie sich im Tanze drehn.
Sie schienen ganz nach deiner Laune,
Es waren Blonde, waren Braune,
Und alle liebevoll um dich bemüht.
Auf blum'gen Rasen war dir weich gebettet,
Mit Blumen warst du angekettet,
Ach! und sie sangen welch erbaulich Lied! —
Du warst wohl ganz in süßen Traum verloren?
Du weißt wohl kaum, wie dir geschehn?
Du hast wohl nichts von alle dem gesehn?
Allein gesteh: du bist wie neu geboren!
Du fühlest neues Leben, neue Stärke!

Faust.

Ich fühle Kraft zu jedem guten Werke. —
Sei das Vergangne hinter mir gethan!
Was ich erduldet, sei vergessen,
Verschmerzet jedes Glück, das ich besessen,
Betret' ich nun die neue höh're Bahn.

Mephistopheles.

Ich denke gern vergangner Zeit.
Ich kenn' ein Lied und werd' es treu erfüllen:
„Laß' in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glüh'nde Leidenschaften stillen!" —
Nicht wahr? es ging in diesem Ton.
Sei ohne Furcht, ich werd' es nie vergessen.
Dein ganzes Glück, so wie du es besessen,
Es blüht noch irgendwo, wir finden's schon.

Faust.

Scheinst du doch blos zur Qual mir beigegeben! —
Mein bess'res Selbst, mein höh'res Streben
Wird nie von dir begriffen und gefaßt.
Ich hab' erprobt, was du gewährest; —
Doch durch Vergangnes längst belehret
Ist deine Leitung mir fortan verhaßt.
Zu Hexenküchen, wüsten Brockenscenen,
Zu Trinkgelagen, junger Mädchen Brust
Und dunkler Sinne ähnlich wildem Wust
Werd ich hinfort mich nicht bequemen.
Das sei zerrissen mit den Sohlen,
Wir wollen das nicht wiederholen.

Mephistopheles.

Da hältst du wohl dein Leben für verloren?
Wie schade! daß du nicht zum Thron geboren.

Faust.

Wenn auch nicht das, doch will ich dir gestehn,
Daß ich was Aehnliches im Sinne trage.
Die Thaten, die vom Throne aus geschehn,
Sie sind im Volk nur eine dunkle Sage,
Der Glocke ähnlich, die man hört,
Vom innern Trieb und Wirken unbelehrt.

Mephistopheles.

So geht dein Trachten nach der Kön'ge Tischen,
Ganz nah zu seh'n, wie sich die Karten mischen?

Faust.

Ein müßig Zusehn wird mir nie genügen.
Mitwirkend mich den Ersten anzufügen,
Das wäre so nach meinem Plan,
Es knüpfen wohl sich große Folgen dran.
Doch was ich denke, wie dies kann geschehen,
Wohin zunächst beschlossen ist zu gehen,
Verberg' ich noch in meiner Seele.
Komm und vollbringe, was ich dir befehle. (ab.)

Mephistopheles.

Als wüß't ich nicht, was er im Schilde hat!
Er fühlt sich wundergroß und wunderweise!
Auf grabem Weg geht's nach der Kaiserstadt! —
Ich wünsch' ihm Glück zu dieser neuen Reise ...

Königsberg, Ende October.

Theaterbericht. — Das recitirende Schauspiel.

Die Ansicht, welche Gottschall in seiner Literaturgeschichte ausspricht und mit Energie vertheidigt, daß unsre modernen Dramatiker in warmer Hingabe an den Genius der Zeit, in der maßvollen Sicherheit dramatischer Form und größerer Sorgfalt der Charakteristik die Heroen der klassischen Epoche bei Weitem überflügeln, daß unter dieser Schaar zukunftsvoller Progonen zahlreiche Kräfte zu begrüßen sind, welche der idealen Kunsthöhe nahe, Talente, welche mit glänzenden Auspicien auftreten und deren Leistungen uns über die Zukunft des nationalen Dramas vollkommen beruhigen können: wenn wir auf die Resultate blicken, welche vorliegen, so dürfte das Urtheil schwerlich seine Bestätigung finden und diejenigen ästhetischen Kritiker Recht behalten, welche Gottschall beschuldigt, daß nur eine lächerliche Vornehmheit sie die Achseln über die dramatische Production der Gegenwart zucken lasse. Seit dem Abfall von dem Ideal der novantiken Klassicität, durch das Umsichgreifen der specifisch modernen Tendenzen ist die dramatische Poesie successiv und progressiv in Verfall gerathen, und der Rückschlag der Thatsache auf die Schaubühne selbst kann keinen Augenblick verkannt werden. Man unterrichte sich nur flüchtig und oberflächlich über die Verhältnisse der meisten deutschen Theater, man wird sich überzeugen, daß es eine imaginäre Fiktion ist, heute noch die Schaubühne als moralische Anstalt, das Theater als den Hort deutscher Dichtung zu betrachten. Nicht allein daß die echte Dichtung fehlt, daß wir uns mit Stücken begnügen müssen, in denen die Hetzjagd nach sogenannter geistreicher Originalität, die Willkühr und Formlosigkeit im Stil jeden rei-

nen Kunstgenuß ausschließt, in denen unnatürliche und unverständliche Probleme durch exquisites, durch ein gleich unnatürliches, ein gleich unverständliches Raffinement dem Verständniß und der Theilnahme vermittelt werden sollen, auch die Befähigung unsrer Schauspieler, eine echte Dichtung zu reproduciren, wird von Tage zu Tage geringer. Man hat den Mangel an tüchtigen Akteurs auf den Mangel an guten Stücken zurückführen wollen; allein, uns dünkt, der zweite Mangel erklärt den ersten nicht ausreichend. Gewiß ist der nachtheilige Einfluß einer Poesie, die sich besten Falls auf augenblickliches Blendwerk, momentane Effekte, nicht auf nachhaltige und durchschlagende Wirkung berechnet, auf die Schauspielkunst nicht zu unterschätzen, aber weit mehr noch und näher hängt der Verfall der letztern mit jener krankhaften Erscheinung zusammen, welche in unsern Tagen das gesammte soziale Leben vergiftet oder doch trübt. Die unbedingte Vorherrschaft des Materialismus wird gemeint. Künstlerische Bestrebungen können in der Misere der materiellen Endlichkeit nicht gedeihen; die dramatische Kunst muß siech daniederliegen, wenn dem Schauspieler die Gage und das Spielhonorar das Nächste und Erste, nicht das ernste und weihevolle Studium der Kunst, wenn die Theaterdirektoren kaufmännische Spekulanten, welche die Bühnen zu Raritätenladen herabwürdigen, die keine Künstler mehr erziehen, höchstens Virtuosen, die nicht den Geschmack läutern und die Bildung, die moralische wie die ästhetische, veredeln, sondern die der Verwilderung und einer Byzantinischen Geschmacklosigkeit Vorschub leisten.

Diese Bemerkungen haben nicht das Verdienst, neu, nur das bescheidene Verdienst, wahr zu sein. Der fortschreitende Verfall der dramatischen Dichtkunst und des Bühnenwesens überhaupt dürfte eine ebenso hinreichend konstatirte, als in ihren Folgen bedauernswerthe Thatsache sein. Zählt man die zahlreichen und gewichtigen Stimmen, welche sich über die Angelegenheit bereits verbreitet haben und fortwährend vernehmen lassen, man sollte meinen, die gerechten Klagen und Beschwerden hätten längst ihre Erledigung finden müssen. Daran aber, daß dem so sei, fehlt viel. Ein Forschritt zum Bessern, eine Bühnenverwaltung, welche unter Hintansetzung der pekuniären Interessen, mit voller Kraft auf die Beseitigung der angedeuteten Mängel und Gebrechen, welche prinzipiell und systematisch auf die Verbesserung der geringsten Mißverhältnisse hinarbeitet, gehört zu den seltensten Ausnahmen. Die Königsberger Bühne hat ein Recht, sich den letztern beizugesellen. Das ist eine Anerkennung und ein Lob, welches schwer wiegt und viel sagt, das aber wohl verdient ist und berechtigt dasteht. Eine vollendete Musteranstalt, wie sie etwa durch Göthe und Schiller in Weimar oder durch Immermann in Düsseldorf geschaffen, vielleicht auch nur angestrebt war, mag allerdings und kann das Institut des Kommissionsraths Woltersdorff nicht sein, aber was sich irgend unter den gegebenen Verhältnissen erreichen läßt, das wird durch das Königsberger Theater geleistet. Herr Woltersdorff hat sich in einer gediegenen und gehaltvollen Schrift, die er im Laufe dieses Sommers zum Besten der Alterversorgungsanstalt für deutsche Theatermitglieder herausgegeben, über die leitenden Grundsätze ausgesprochen, von welchen er bei der Leitung seines Unternehmens ausgegangen ist und an denen er festzuhalten gedenkt. Auch ihm erscheint das Bild von dem allgemeinen Zustande des deutschen Theaters der Gegenwart trübe und unerquicklich, aber er hält seinerseits an der Ansicht fest, daß jene Zustände keine hoffnungslosen seien, er glaubt vielmehr für die deutsche Bühne der Gegenwart immer noch, wenigstens für einen Theil ihrer Erscheinungen und Leistungen, das Interesse der intelligentesten Männer unsrer Zeit in Anspruch nehmen zu dürfen, Falls nur die Direktionen aufrichtig bemüht sind, das Ihrige zur Abstellung der wesentlichsten Mängel beizutragen, an denen das heutige Theaterwesen leidet. Für den ersten Anfang sei die Berücksichtigung zweier Punkte unumgängliche Hauptsache. Die große Oper und das Ballet, deren Ausstattung die finanziellen Kräfte der Institute bei Weitem zu übersteigen pflege, müßten vor dem recitirenden Schauspiel unweigerlich zurücktreten, statt der großen Oper möge man die Spieloper, die Gesangsposse und das Liederspiel kultiviren, zweitens aber sei der Systemlosigkeit in der Feststellung des Repertoirs entschieden ein Ende zu machen. Es wäre ein Nachtheil, der sich bitter räche und empfindlich, daß so viele Bühnen Kräften, welche ein ehrenwerthes Streben festhalten und denen auch zuweilen gute Würfe gelingen, die Thüren verschließen, während sie dieselben Pforten für manche Blüette und Unbedeutendheit mit größter Bereitwilligkeit öffnen, die auf einem Pariser Vorstadttheater gefallen. Das Theater müsse den jüngern Talenten Gelegenheit geben, seine Kräfte und Dienste zum Nutzen der Bühne zu verwerthen, müsse die Talente für die Bühne heranziehen und ausbilden. In der praktischen Ausführung hat Herr Woltersdorff die geäußerten Grundsätze und Principien mit Strenge festgehalten, und daher die immer ansehnlichen Resultate, die wir ihm verdanken. Unser Theater ist ein Kunstinstitut, in welchem man sich nicht bloß über die öden Stunden eines müßigen Abends hinweghilft, sondern das in der That zur Verallgemeinerung der ästhetischen Bildung und zur Reinigung des kritischen Geschmacks Wesentliches beiträgt. Ein so kurzer Theil von der laufenden Wintersaison bisher zurückgelegt ist, des Gelungenen und des Neuen hat man bereits Viel geboten, und wenn der Erfolg nicht immer den Anstrengungen entsprochen, so kann der Umstand die Anerkennung für die letztern nicht beeinträchtigen. Unter den größeren Novitäten, welche zur Aufführung gelangt sind, erwähnen wir Ponsards „Börse“ nach der Bearbeitung unsers Regisseurs Hrn. Reinhardt, ferner das Lustspiel von Hackländer „zur Ruhe setzen“, und ein großes historisches Drama „Winrich von Kniprode“ von Dr. Marquidorf. Daß gerade das letztere Stück die dramatische Feuerprobe nicht ausgehalten, muß lebhaft bedauert werden. Von der Ansicht ausgehend, daß es für einen nicht zu unterschätzenden Gewinn zu erachten, wenn patriotische und vaterländische Stoffe, wenn namentlich die großen und ruhmvollen Momente aus der Preußisch-Brandenburgischen Geschichte von den Dichtern sowohl als von den Bühnen mehr Berücksichtigung erfahren, als dies bisher der Fall gewesen ist, erließ Hr. Woltersdorff bei der vorjährigen Säcularfeier unsrer Stadt die Einladung zur Anfertigung eines Preisstückes, das seine Fabel der vaterländischen Ge-

schichte entlehne. Die Preisrichter entschieden für „Waidot“ von Erwin Schlieben; die Arbeit kam auf die Bretter, allein nicht über Königsberg hinaus. Unter den übrigen eingereichten Stücken zeichnet sich „Winrich von Kniprode“ von der Masse vortheilhaft aus, und die Direktion, obwohl die Fehler der Leistung nicht verkennend, bewilligte in dieser Saison die Aufführung, um dem Verfasser Gelegenheit zu geben, von der Darstellung für künftige Studien zu lernen. Wir billigen die Konzession durchaus. Die Wirksamkeit des dramatischen Dichters kann nur dann eine fruchtbringende werden, wenn er sich in angemessener und unmittelbarer Berührung mit dem Theater sieht, für welches man ihn zunächst produktiv wünscht. Nur ein solches Verhältniß garantirt ihm einerseits die Möglichkeit, die Schwierigkeiten hinwegzuräumen, welche sich überall und gerade in dieser Sphäre am allermeisten jedem ersten geistigen Wirken entgegenstemmen, anderseits aber auch wieder von dem Gerüst der Scene zu lernen, was sich davon lernen läßt. Man stellt insgemein an die jungen Dichter zuerst die Forderung der Bühnengerechtigkeit, aber gewöhnlich geschieht Nichts, ihnen hierzu zu verhelfen, sie in einen näheren und genaueren Kontakt mit der Bühne und ihren Darstellern zu bringen. Aus diesem Grunde sind wir mit der Vorführung des Winrich einverstanden, so verfehlt auch die Anlage des Stückes. Nicht als ob wir ohne Weiteres den Stab über dasselbe brächen, die Sprache des Dichters ist melodisch und bilderreich, edel und poetisch, einzelne Momente legen ein Zeugniß ab, wenn auch nicht für die Ursprünglichkeit, so doch für das Vorhandensein der dramatischen Befähigung des Autors, aber im Ganzen verdeckt viel Seetang die wenigen Perlen. Die mangelnde organische Verschmelzung und Ineinanderarbeitung des verwandten Materials ist die Achillesferse dieses Winrich, es fehlt die dramatische Einheit, die straffe Konzentrirung aller Fäden zu einem Gewebe. Wir verkehren mit einer sehr großen Anzahl von Personen, es ist viel Handlung da, im raschen und bunten Wechsel drängen die Scenen, die Situationen sind nicht ungeschickt erfunden, aber so viel Ansätze auch bald hier, bald dort gemacht werden, es kommt zu keinem Totaleindruck, der uns mit ergreifender, zwingender Gewalt fesselte. Das Interesse haftet nicht an dem Geschick eines hervorragenden Helden, das Interesse zersplittert sich auf die Masse; nicht ein tragischer Konflikt und der Versuch seiner Lösung wird uns geboten, eine ganze Kette dramatischer Kollisionen, die von einander abgetrennt sind und kaum in einem äußerlichen, losen Zusammenhange stehen, wird angedeutet. Wir sagen mit Absicht angedeutet, — von einer psychologischen Entwicklung ist nicht die Rede, das Schwert, und keineswegs die Klinge des Macedoniers Alexanders, durchschneidet den Gordischen Knoten. Dazu kommt, daß in dem ganzen Stücke keine Spur von geschichtlichem Geiste anzutreffen ist; das historische Kostüm kann nicht die historische Idee ersetzen. Auf Einzelheiten, die verfehlt, einzugehen, sei erlassen; das Verständniß und die Kontrolle wären nur möglich bei einer ausführlichen Analyse und einer weitläuftigen Relation des Inhalts.

Das Pariser Stück von Ponsard ist wiederholt gegeben worden; es versteht sich von selbst, daß bei der Verpflanzung nach dem fremden Boden die lokalen und die Situationsbeziehungen zum großen Theil verloren gehen, die der Arbeit in den Augen des ursprünglich einheimischen Publikums den meisten Werth verleihen. Ob Hackländer durch sein neuestes Lustspiel seinen dichterischen Ruf vermehrt hat, muß bezweifelt werden. So viel Talent der Dichter für den Roman besitzt, als Dramatiker kommt ihm nur eine geringe Bedeutung zu. Seine besten Arbeiten auf dem letztern Gebiete, „der geheime Agent“ und „die magnetischen Kuren“ sind mit dem Tage erschienen und mit dem Tage verschwunden. Sehr natürlich das. Hackländer ist sich selbst über das Wesen des Dramas nicht klar geworden, wir vermissen in seinen Lustspielen die Kunst der dramatischen Beschränkung und Zuspitzung, er liebt es, sich in breiten Expositionen zu ergehen, den Fortschritt der Handlung durch eine Folge novellistischer Situationen zu retardiren, die Auflösung wird alsdann jäh und unmotivirt überstürzt. So fehlt nicht selten bei diesem Autor nicht allein der Schlüssel für einzelne Scenen, sondern öfters auch, was ungleich schlimmer, für die Charaktere. Noch ein anderer, sehr wesentlicher Mangel beeinträchtigt die Wirkung und den Werth der Hackländer'schen Stücke. Die äußere Welt steht bei ihm meistens vor uns in festen, sichern Umrissen, in einer scharf und deutlich abgegrenzten Klarheit, aber jene Fähigkeit, durch leise Striche, durch zarte Konturen, die man vielleicht gar nicht bemerkt, die feinsten Nuancen der Seelenbewegung auszudrücken, die gründlichsten Analysen des menschlichen Herzens zu entwerfen, jene Fähigkeit, welche die englischen Realisten auszeichnet, geht Hackländer ganz entschieden ab. Seinen Schilderungen fehlt der bestechende Glanz und die belebende Wärme, die aus dem Adel einer Seele strömt, welche auch über das vergänglichste Spiel des Lebens ihre innere, aus tiefster Empfindung stammende Weihe ausbreitet. Das Drama, von dem wir sprechen, leidet außerdem an einer novellistischen Sprödigkeit des Stoffes, wodurch nothwendigerweise eine störende Zerfahrenheit in die Komposition hineinkommt. Manche interessante psychologische Entwickelungen, die allerdings vorhanden sind, können für den Mangel ebenso wenig entschädigen, als die geschmackvolle Toilette, in welche der Vortrag gekleidet ist.

Von den Stücken, die in Vorbereitung sind, setzt man namentlich Hoffnungen auf Brachvogels Narciß und Tempelteys Klytämnestra. Von ältern Stücken sollen demnächst Werners Luther und Göthes Mitschuldigen gegeben werden. Was die Zusammensetzung des Personals anlangt, so ist es gelungen, ein ziemlich gutes Ensemble herzustellen. Die bedeutendsten Mitglieder der Gesellschaft sind außer dem Regisseur Reinhardt der erste Liebhaber Hr. Vaillant und Frau von Hoym-Porth, die für erste Rollen im Salonlustspiel engagirt ist. Auch die Leistungen des Frl. Haas in der Tragödie verdienen rühmende Erwähnung. Ueber die Oper im nächsten Briefe.

Bozen, im October.

Das Kaiserschießen. — Die Bedeutung des tirolischen Schützenwesens. — Wissenschaftliches. — Die Berufung des Prof. Ficker. — Die Philosophie in Tirol.

Seit kurzer Zeit nach mancherlei Ausflügen wieder hierher zurückgekehrt, komme ich meinem Versprechen nach. Ich hebe unter meinen Mittheilungen zuerst dasjenige hervor, was mich gleich am nächsten und lebhaftesten anregt, nämlich das Fest, welches in diesen Tagen gefeiert wird und das den Typus des tirolischen Volkslebens am meisten an den Tag legt. Während nämlich Bozen im Verlaufe der Sommermonate bloß durch die in diesem Jahre zahlreicher als je durchreisenden Touristen belebt war, strömen jetzt aus den verschiedensten Dörfern der herrlichen Thäler von Deutsch- und Wälschtirol ganze Reihen schmucker Jünglinge und Männer, den Stutzen auf der Achsel, den Gemsbart auf dem aufgestülptem Hute, unter klingendem Spiele der Stadt und der Schießstätte zu, um sich an dem großen „Kaiserschießen" zu betheiligen. Die Entstehung dieser Feste verdanken die Tiroler der kaiserlichen Munifizenz, welche zur Abhaltung solcher Schützenfeste — zwei in jedem Jahr — je hundert Ducaten gespendet hat. Da knallt es nun auf dem Schießstande von den Stutzen; die Böller geben am Kugelfange dem trefflichen Schützen das erwünschte Zeichen, daß seine Kugel in das Schwarze der Scheibe gedrungen; die bizarr kostümirten „Zieler" umgaukeln in lustigen Sprüngen den Scheibenpfahl und zeigen dadurch an, den wievielten Ring das glühende Blei durchbohrt habe. Der deutsche und wälsche Tiroler wetteifert hier einmüthig um den Schützenpreis; die Verschiedenheit des Idiomes macht die Divergenz der Gesinnung verstummen; sie jubeln in anderen Sprachen nur dem Einen entgegen, der ihnen das Fest bereitet. Die kaiserliche Regierung veranlaßt diese Festspiele im richtigen Verständniß der nationalen Unterhaltung und der daraus entspringenden hohen Bedeutung des Tiroler Schützenwesens für ernstere Tage. Das hier eifrig gepflegte Schützenwesen hat bei der geographischen Lage und fortificatorischen Natur des Landes nicht bloß für Oesterreich, sondern auch für ganz Deutschland seine wesentliche Wichtigkeit. Dies wurde in der deutschen Geschichte und von den deutschen Kaisern längst anerkannt und zwar nicht bloß in politischer, sondern auch in kirchlicher Beziehung. Letzteres erhellt insbesondere aus der Stiftungsurkunde der Landesuniversität zu Insbruck vom Kaiser Leopold I. Dies wird nun wieder eben jetzt, wo es sich, wie Sie wissen, um Errichtung einer rein katholischen Universität für Deutschland handelt, als sehr bedeutungsvoll hervorgehoben, jetzt, wo zwei Städte für den Sitz einer solchen Hochschule als besonders geeignet zu erscheinen sich bemühen, nämlich Insbruck und Salzburg. Bei der lebhaften Eifersucht beider Orte wird denn auch diesseits und jenseits Alles vorgeschoben, was dem Gedeihen der Angelegenheit mehr Aussicht eröffnen könnte. Daß dabei manche Gründe auch sehr weit und bei den Haaren hervorgezogen werden, ist leicht begreiflich. Ich erwähne davon nur Einen, welcher wegen seiner Seltsamkeit mehr als alle anderen aufgefallen ist und den ein hier zu Lande sehr verbreitetes Blatt hervorhob, nämlich die Hinweisung auf die Nähe und große Anzahl der Wallfahrtsorte in Tirol! — Bei dieser Gelegenheit muß ich auch einen Punkt berühren, über welchen im Auslande zum Theil sehr unrichtige Ansichten herrschen, die ich selbst theilte, bevor ich Tirol zu wiederholten Malen nach verschiedenen Seiten bereiste. Angesichts des bekannten Patriotismus der Tiroler und ihrer spezifischen kirchlichen Richtung hat man, vorzüglich jenseits der Berge, die Ueberzeugung gehegt, daß hier zu Lande die Sympathie für Deutschland allmälig erstorben sei. Ein derartiges Erlöschen wird aber derjenige schon zum Voraus für sehr unwahrscheinlich, wo nicht für unmöglich halten, welchem die diesseitigen Landesinteressen und ökonomischen Bedürfnisse näher bekannt sind und daß sie noch faktisch fortlebt, davon sprechen Thatsachen aus der neueren Zeit, die indeß hier nicht weiter berührt werden können.

Indem ich zu den naturwissenschaftlichen Leistungen und auf das geistige Leben übergehe, welches sich in neuester Zeit, Dank den vielseitigen Anregungen, vor uns entfaltet, finde ich auf diesem Gebiete mehrere Erscheinungen, welche in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen. Was in dieser Hinsicht geschehen, bezieht sich meistens auf die Erforschung des Landes und seiner Geschichte. Zuerst sei der vor einigen Jahren erschienenen geologischen Karte gedacht, welche der geognostisch-montanistische Verein aufnehmen und in mehreren großen Blättern zeichnen ließ. Bei ihrem Erscheinen von Männern, wie Leopold von Buch und Murchison mit Beifall begrüßt, ist sie jetzt schon in Folge der reißenden Fortschritte, welche die Alpengeognosie in den letzten Jahren gemacht hat, weit übertroffen. Jüngere Männer haben es unternommen, auf neuer Grundlage einen anderen Bau aufzuführen. Escher von der Linth begann den Reigen mit einer gediegenen Abhandlung über Vorarlberg, Gümbel lieferte einen Aufsatz über die nordwestlichen Kalkberge des Oberinthales. Ueber die Kalkalpen des unteren Inthales werden nächstens erwünschte Mittheilungen von dem unermüdlichen, sowohl als Geognost wie als Dichter bereits in weiteren Kreisen rühmlichst bekannten Professor Dr. Adolph Pichler, der von dem nächsten Sommersemester an auf der Insbrucker Universität über „Geognosie der Alpen" öffentliche Vorlesungen halten wird; über die Gebirge diesseits der Etsch von Emmerich; über die jenseits derselben vom Baron Richthofen erscheinen. Die Mineralogie Tirols haben Liebener und Vorhauser zum Gegenstande fleißig gearbeiteter Monographieen gewählt; über die so ungemein reichhaltige Pflanzenwelt dieses Landes hat der treffliche Baron von Hausmann, unterstützt durch die Sammlungen und Beiträge der allerwärts im Lande zerstreuten Botaniker drei Bände publicirt; ein vierter, welcher die Resultate der neuesten Forschungen enthält, wird in nächster Zeit folgen. Die Thierwelt in ihren kleinsten Formen hat ein wackerer Franziskanermönch aus Bozen, Namens Vinzenz Gredler, einer eingehenden Untersuchung und Forschung unterworfen. Verschiedene treffliche Aufsätze aus seiner Feder über Entomologie enthalten die Jahresberichte des Ferdinandeums in Insbruck und erst vor Kurzem veröffentlichte er ein sehr schätzbares Werk über die Conchilien Tirols. Der naturwissenschaftlichen Erforschung des Landes hat in neuester Zeit auch das K. K. Unterrichtsministerium, aufmerksam gemacht auf das große Interesse, welches Tirols prächtige Alpenwelt bietet, seine

Sorgfalt zugewendet. Schon im verflossenen Jahre wurde der bekannte Professor an der Wiener Hochschule und Mitglied des neuerrichteten Instituts, Dr. Simony, hierhergesendet und untersuchte namentlich die Region der Dolomitgebirge des Schlern, später die riesenhafte Gletscherwelt an der Ortelsspitze. Weitere, genauere Untersuchungen stellt dieser Forscher für die nächste Zeit in Aussicht.

In politisch-historischer Hinsicht erschienen in früheren Jahren Monographieen von Beda Weber, Albert Jäger, Mönche im Benedictinerstifte zu Marienberg; die Geschichte Tirols überhaupt von Rudolph Kink und letzthin von Tholer. Allein so schätzenswerth diese Werke sind, so wird darin doch der Mangel einer diplomatischen und methodischen Quellenforschung bitter wahrgenommen. Desto freudiger mußte die Berufung eines in Deutschland rühmlichst bekannten Geschichtsforschers begrüßt werden, die des Professor Julius Ficker aus Bonn an die Tirolische Hochschule. Wie sehr man die Verdienste dieses Mannes um die Geschichtskunde schon an dem Orte seiner früheren Thätigkeit zu würdigen versteht, geht daraus hervor, daß Ficker in den wenigen Jahren, während welcher er in Insbruck wirkt, bereits zweimal nach Bonn zurückberufen wurde; sein Interesse an Tirol ist jedoch größer, als daß er es den günstigsten Anträgen zu opfern vermocht hätte. Gegenüber den auswärtigen Anträgen wurde ihm vom K. K. Unterrichtsministerium eine bedeutende Gehaltserhöhung angeboten. Der edle Gelehrte aber zeigte, daß nicht das Honorar es sei, welches ihn von der Annahme der Berufungen abhalte, denn er bestimmte den Betrag zu Stipendien für seine Schüler, ein Akt, der auf den deutschen Universitäten nicht zu oft vorkommen dürfte. Ficker sucht hier tüchtige Geschichtsforscher, besonders für die Geschichte Tirols heranzubilden und bereits ist eine, wenn auch nur geringe Anzahl von fähigen jungen Männern unter seiner Leitung in reger Thätigkeit begriffen.

Auch für die Auffuchung und Erhaltung alter und mittelalterlicher Kunstdenkmäler geschieht Manches, was um so nothwendiger ist, als sonst durch Unwissenheit und Geschmacklosigkeit mancher Seelsorger auch noch dasjenige, was ihrer verkehrten, unästhetischen Anschauungsweise bisher zu entrinnen vermochte, für immer zu Grunde gerichtet würde. Die berühmten mittelalterlichen Freskogemälde in Rungelheim, einem Schlosse unweit von hier, am Eingange in das Sornthal, welche Scenen aus dem Heldenbuche, der Arthursage und Tristan und Isolde darstellen, werden, so weit sie dem allzuzüchtigen Fanatismus nicht zum Opfer gefallen sind, von dem K. K. Ferdinandeum durch den tüchtigen G. Seelos herausgegeben.

Aus dem Angeführten können Sie leicht abnehmen, daß in Tirol zur Zeit ein frisches, ziemlich reges geistiges Leben, wenn auch nur in einzelnen Zweigen, am Baume der Erkenntniß herrscht. Auf anderen Gebieten ist noch wenig Regsamkeit zu bemerken. Nur zwei Werke muß ich als besonders werthvoll ausnehmen und hervorheben. Der Verfasser derselben ist ein seit einer Reihe von Jahren in stiller Zurückgezogenheit und in genauer Beobachtung der seiner Sorgfalt anvertraueten Unglücklichen, lebender Mann, Seb. Ruf, Caplan an der K. K. Irrenanstalt zu Hall bei Insbruck. Das erste dieser beiden Werke, herausgegeben im Jahre 1852, ist betitelt: „Psychische Zustände. Ein Beitrag zur Lehre von der Zurechnung, mit besonderer Rücksicht auf die psychischen Störungen." Dieses, für Richter, Leib- und Seelenärzte sehr werthvoll, ist bereits in mehreren medizinischen Zeitschriften auf das Empfehlendste besprochen worden. Das andere: „Die Delirien, die Visionen und Hallucinationen des Tag- und Nachtlebens und die phantastischen Zustände" (Insbruck 1856, bei Wagner) ist nicht weniger interessant als das erstere. Ruf hat nebenbei eine hier seltene philosophische Bildung, die bei aller Kenntniß der Geschichte der Philosophie ganz auf eigenen philosophischen Studien beruht. — Ad vocem Philosophie muß ich, um meinen Bericht vollständig zu machen, eines in letzter Zeit in Insbruck erschienenen Werkes erwähnen; zwar nicht, weil dasselbe eine ächt wissenschaftliche Bedeutung hat, noch je in der Geschichte der Philosophie wird genannt werden, sondern weil es in Tirol als der Inbegriff der Philosophie angesehen wird und dadurch ein eigenthümliches Licht auf die hier zu Lande herrschende Ansicht über Philosophie zu werfen geeignet ist. Es soll sein: „Metaphysik, ein System des konkreten Monismus", wie man aus dem Titel ersehen kann. Es sucht sich vom „Etwas" hindurchzuringen zum Monismus, ohne daß es ihm gelingt. Es ist ein ganz „unreifes Pflänzchen", so alt das darin Gesagte an sich schon sein mag. Mittelalterliche Lehren werden in die augenscheinlich ganz falsch verstandene Hegel'sche Form hineingezwängt und daraus soll ein lebendiges Ganzes werden! Der Verfasser wird hoffentlich jetzt, wo er sein Schmerzenskind vor sich sieht, zur Einsicht gelangt sein, daß, wenn nirgends, so am allerwenigsten in der Philosophie die Unentschiedenheit und Unbestimmtheit zu einem gediegenen Ziele zu führen vermag. Die positive Theologie und die ächte Philosophie können niemals friedlich vereint werden. Wer seinen unwissenden Anhängern gegenüber sich den Anschein giebt, dies Werk geleistet zu haben, den muß der ächte katholische Theologe sowohl, wie der ächte Philosoph als einen Verräther an seiner Sache bezeichnen, weil er mit beiden feindlichen Parteien gemeinsame Sache macht. Entweder Philosoph oder katholischer Theologe, das ist hier die Frage.

Ich würde Ihnen noch zum Schlusse von den angenehmen Herbsttagen berichten, wenn eine angemessene Beschreibung davon möglich wäre. Man muß diese Gebirgswelt einmal selbst im goldenen Morgenglanze von der Höhe aus gesehen haben, man muß von der Erhabenheit der riesigen Gletscherregion in dem magischen Abendstrahle der scheidenden Sonne selbst ergriffen worden sein, um einen Herbstaufenthalt in diesen großartig-erhabenen, oder, wie Winkelmann sich hierüber ausdrückte, in diesen „erschrecklich-schönen" Bergen gehörig würdigen zu können. Und eine heitere Septembernacht beim Vollmondscheine in Südtirol durchwachen zu können, gehört zu den schönsten Naturgenüssen, deren man sich erfreuen kann. Daher ist es auch erklärlich, daß der Fremdenzug nach Südtirol, besonders nach dem nahe gelegenen Meran, von Jahr zu Jahr größer wird. Die Brennerbahn, deren Ausführung die Tiroler mit Sehnsucht entgegenharren, wird sicherlich dem Personenverkehr einen noch weit größeren Impuls geben; bis dahin steht hoffentlich auch das vollständige Verschwinden der leidigen Traubenkrankheit in Aussicht.

Bern, im October.

Einleitende Worte.

Indem ich Ihrem Wunsche, Ihnen von Zeit zu Zeit ein Bild des gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in der Schweiz zu entwerfen, nachzukommen verspreche, kann ich nicht umhin, auch auszusprechen, warum ich diese Gelegenheit mit Freuden ergreife, und anzudeuten, von welchem Standpunkte aus ich mich dieser Aufgabe unterziehen will. Wenn der Deutsche den schweizerischen Boden betritt, so umtönt ihn eine Sprache, die er fast nicht versteht; und doch ist es dieselbe Sprache, in welcher Walther von der Vogelweide seine Lieder gesungen und der große noch streitige Dichter das Nibelungenlied geschrieben hat. Wörter, die der Deutsche längst verloren hat, hier leben sie noch. Helvetien, Germaniens fernste und selbstständigste Tochter, hat die Töne, die sie in kindlicher Zeit von der Mutter gehört, unter allen Töchtern am treuesten bewahrt. Wie mit der Sprache, steht es auch mit mancher guten Sitte. Südwärts vom Rheine ist man in Vielem deutscher geblieben als Deutschland selbst. Der freie Sinn des Schweizers, der kräftige Bürgerstolz, die Liebe zum Vaterlande, die Anhänglichkeit an Vaterhaus und heimischer Sitte — sind sie nicht echt deutsche Eigenschaften, die sich hier nur unverkümmerter entfalten dürfen? Wenn auch politisch getrennt, sorgen wir, daß die Schweiz wenigstens in geistiger Beziehung unser bleibe, eine Perle Deutschlands. Wir wissen wohl, daß mehr als Eine traurige geschichtliche Erinnerung, mehr als Ein übereiltes Wort eines flüchtigen Reiseschriftstellers, mehr als Ein Mißverständniß beide Länder trennen. Der Schweizer glaubt sich von den Deutschen verspottet, und der Deutsche begegnet in der Schweiz einem oft kränkenden Mißtrauen. Neue bittre Worte fallen schnell, und die alte Wunde blutet neu und heftiger. Ich möchte hier ein Wort der Verständigung sprechen und zunächst den Deutschen an den Unterschied des ihm eigenthümlichen Cosmopolitismus von dem, seinem schweizerischen Bruder über Alles gehenden Patriotismus erinnern. „Hat auch die Liebe manches Menschen, dessen Brust nicht weit genug ist, die Menschheit zu umfassen, an den Grenzen seines Landes ihre Grenzen, glaubt sie nur hier lieben zu dürfen und drüben hassen zu müssen, so vergesse man nicht, daß wahre Liebe ausschließlich und ein glühender Patriotismus einem flachen, ich sage absichtlich, einem flachen Weltbürgerthum vorzuziehen ist. Nicht aller Menschen Horizont ist so groß, um den Begriff der ganzen Menschheit zu umfassen. Wohl dem, der sie doch in seiner Familie oder seinem Volke sieht! Geht er auch an uns, weil wir nicht seines Geschlechtes, seines Stammes sind, kälter vorüber: wir wollen es tragen und ihn — selbst lieben; stammt doch sein Haß nur aus einem Gefühle allzu beschränkter, eingegränzter Liebe." So möchte ich zu dem Deutschen sprechen, möchte ihn auch erinnern an das Große und Schöne, was deutsche Kunst und Wissenschaft den Kindern der Schweiz verdankt, möchte ihn fragen, wo er wieder ein Volk findet, so arm an Quadratmeilen und so reich an Orten, durch die Geschichte verewigt, so ferne von den Mittelpunkten europäischer Bildung und so reich an allgemeiner, durch alle Schichten gehender Bildung, so klein an Menschenzahl und so groß an der Zahl von Charakteren oder selbstständig entwickelten Naturen! Den Schweizer hingegen möchte ich erinnern, woher seine Väter kamen, woher seine ganze Bildung stammt, wem er seine Befreiung vom Joche Napoleons und seine jetzige Selbstständigkeit zu danken hat. Ist es nicht das deutsche Volk?

Die „Monatshefte" wollen überall „deutsche Interessen, deutsches Wissen, deutsche Kunst vertreten, eine echt nationale Richtung verfolgen, die weit hinübergreift über alle lokalen und politischen Sonderungen?" Wohlan! So will ich denn streben, hier das geistige Leben der Schweiz in einen Spiegel einzufangen, zu einem doppelten Zwecke: damit einerseits der Deutsche kennen und würdigen lerne, was in den südlichsten Grenzmarken seiner Zunge angestrebt und errungen wird; damit andererseits der Schweizer sehe, daß Deutschland bereit ist, ihn gerecht zu würdigen. So werden die feindlichen Brüder sich finden, und Vorurtheile wie Nebel verwehen.

Paris, im October.

Geldcalamität. — Hofceremoniell. — Nothstand. — Die „histoires populaires".

Geld und Geld und Geld soll nach allen Feldherren die Seele des Krieges sein, nach allen Staatsmännern ist es die Seele des Friedens; die moderne Staatsmaschine muß stets mit einer Auflösung dieses Metalls geschmiert werden, wenn die Räder nicht knarren sollen. Seitdem die Staaten Maschinen geworden sind anstatt lebendige Organisationen, seitdem man den Geist und die Tugenden des Geistes immer mehr aus diesem Organismus verbannt hat, seitdem man den Hauch von oben als den einzig bewegenden Dampf gelten lassen will, muß man sich auch damit begnügen durch die Anwendung der sogenannten edeln Metalle die Ansammlung des Rostes und das Stillstehen zu verhindern. Wo das Geld fehlt, da giebt sich sogleich die Hemmung in der ganzen Staatsgebahrung kund, die nicht wie sonst durch den Aufschwung der Vaterlandsliebe und andere höhere Elemente ersetzt wird. Das ist das Geheimniß, welches in diesem Augenblicke in ganz Europa den Schrei einer Geldkrisis so grell macht als nur ehedem Hungersnoth oder Pest sein mochten. Daß in Frankreich dieser Schrei am grellsten ist, rührt daher, daß die Regierung sich hier nach und nach nicht bloß zur Seele des Staates, sondern auch zur Seele von Allem gemacht hat. Der Socialismus steckt bei uns in Haupt und Gliedern, nicht der rothe, der blutige, der Straßenaufläufe macht, sondern der zahme, der weiße, der administrirende, der die Staatsbehörde stets väterlich für Nahrung und Wohnung sorgen, für die Einen Häuser bauen, um der Anderen willen Häuser niederreißen läßt, damit aber stillschweigend den Massen die Idee eintrichtert, die Regierung sei für Regen und Sonnenschein verantwortlich; man macht das Staatsoberhaupt zum Gott und das Volk verlangt von demselben am Ende die Verantwortlichkeit für die göttliche Fügung und da es die letztere nicht er-

reichen kann, so wendet es sich an jenes, welches daher bei jeder Calamität in Gefahr geräth, ein Gewitter gegen sich heranziehen zu sehen. Daher auch der Nothschrei der französischen Presse über die jetzige Geldcalamität, die hier nicht größer als anderswo, aber dennoch mehr zu reden, zu schreiben und zu gefährden giebt. Welches sind ihre unmittelbaren Ursachen, welches ihre gefürchteten Folgen? Cafés, Tabagien, Restaurants und wie die vielfach benamsten Wirthshäuser alle genannt werden, sind voll wie zu den glänzendsten Zeiten, der Luxus, der in Läden wie in Salons, in Häusern wie auf den Straßen überall zur Schau getragen wird, läßt nicht im Geringsten ahnen, daß schwere Zeiten vorhanden seien, aber eben diese maskirte Außenseite, dieser Hang zum Wohlleben in einem Augenblicke, wo meistens alle vierzehn Tage einige Hundert Familien einen großen Theil ihres Wenigen einbüßen, bietet eine Gefahr, die man ahnt, ohne sie zu kennen. Zu lesen ist dieses Uebel nur in einem ganz unscheinbaren Blättchen Papier von der Größe eines Sechszehntel-Bogens, worin außer einigen stehenden Worten nur ein Paar Ziffern täglich wechseln. Dieses Blättchen wird jeden Nachmittag in Paris von vier bis acht Uhr Abends von Ausläufern mit dem Ruf „le course de la Bourse 1 sous!" ausgegeben, und diese variirenden Ziffern messen und zählen leider das Vermögen Frankreichs. Ganz Frankreich hat sich in die Börse geworfen, die Börse hat Frankreich sichtbar oder unsichtbar in sich aufgenommen. Die vornehmen Herren, welche dort Friedensschlüsse acceptiren, der Industrielle, der Erfindungen großer Geister für seine Tänze ausbeuten will, der Hausvater, der aus dem ersparten Pfennige einen Dukaten für die Zeit wo er nicht mehr arbeiten wird, zu machen gedenkt, der Rechtsanwalt, der seine Kundschaft gegen diese Papiermünze vertauscht, Alles hat sich entweder offen in die Börse gestürzt oder hinter den Vorhang gestellt, um Anderen eine Rolle zu souffliren, die sie in seinem Namen sprechen. Man hat in Frankreich mobilisirt und parzellirt; man hat den Boden parzellirt und wenn der Credit foncier ihn nicht zu mobilisiren verstand, so mag der Landmann sich für diesen Unverstand bei den Leitern jenes Institutes bedanken. Minen, Bergwerke, Eisenhütten, Wüsten und Fabriken sind parzellirt und schweben als Valeurs umher, Eisenbahnen bedecken in größerer Ausdehnung in Papier die Oberflächen Frankreichs als die Schienenstraßen selber, und endlich hat sich der Staat selbst parzellirt mit seinen Nationalanleihen, die er den Leuten in Stückchen von Zehn-Franken-Karten und darüber verkaufte. Als der orientalische Krieg begann, schrieb ein durch seine verwegenen Ideen berühmter Publicist, ganz Frankreich müsse eine Börse werden, man hat diesem Rathe nur zu sehr Gehör geschenkt und hört heute dessen Folgen. Frankreich ist nicht nur eine Börse, sondern auch eine Stätte des allgemeinen Verlustes geworden und mit jedem Sous, den die Karte variirt, sieht man auch sein Vermögen variiren. Alles Geld hat sich in Papierlappen verwandelt und wenn der papierene Besitz sich in Geld oder Geldeswerth umgestalten soll, fehlt das Objekt in das man es umtauschen will. Das ist die Geldcalamität, welche, wenn sie fortdauert, alle Gewerbe, allen Verkehr mit Gefahr bedroht — mein Papier ist jetzt weniger werth, es kann noch weniger werth werden, das ist die Furcht von Millionen und diese Furcht bald weniger zu haben ist es, die sich bei verschlossenen Kammern und bei offener Börse ausdrückt. Im offenen Hause und im Straßenleben wird das Alles noch verkleistert, da geht Alles noch wie in den besten Zeiten her und in Compiegne wird geritten und gejagt. Denn der Kaiser will noch immer nicht aus den Ferien, die er sich bewilligt hat, zurückkehren und der Hof gleicht einer ambulanten Truppe, welche von einem Ort zum andern zieht um dem staunenden Publikum ihre Kräfte und Kunststücke zu zeigen. In Compiegne offenbart er seine waidmännischen Talente und es soll eine wahre Lust sein zu sehen, wie die glänzende Gesellschaft durch den Wald und über die Felder auf feurigen Rossen dahinbraust um den Hirsch zu erjagen, der dann ganz nach den Vorschriften der strengsten Etiquette abgethan wird. Die Toilette der Herren und Damen ist ganz genau vorgezeichnet für jeden Tag in der Woche und für jede Zeit des Tages, ein österreichischer Korporal überwacht nicht strenger den Anzug seiner Rotte als der diensthuende kaiserliche Hofceremoniemeister das Costüme der an das Hoflager Befohlenen und wer das Reglement im Kopfe hätte, der würde ohne dort zu sein ganz genau wissen, welchen Durchmesser die Crinolinen haben, worin in diesem Augenblicke die Damen stecken. Auffallend ist es, daß die sonst so geschwätzigen officiellen und officiösen Blätter sehr wenig von den Herrlichkeiten und Freuden des Hofes erzählen; eine freiwillige ist diese Discretion gewiß nicht, denn es fehlt da ja nicht an Stoff zu überschwänglichen Schilderungen und Ausbrüchen aller Art und man darf daher vermuthen, daß sie gebeten worden sind, ihre Begeisterung nicht zu offenbaren. So heißt es auch in Paris und wir glauben es um so lieber als der Kaiser ein sehr kluger Herr ist, dem es gewiß nicht entgehen kann, daß die ausführlichen Beschreibungen von dem paradiesischen Leben des Hofes unter den Tausenden und aber Tausenden, welche heuer nicht wissen wie sie sich über diese Zeit der Noth hinüberbringen sollen, einen peinlichen Eindruck hervorbringen würden. Fehlt es doch auch so nicht an Symptomen arger Verstimmung unter den Arbeiterklassen. Wir haben in unserem vorigen Briefe schon von dem Mangel an Wohnungen für diese Klasse und von den Mitteln gesprochen, wodurch die Regierung diesem Mangel abzuhelfen und seinen Consequenzen vorzubeugen gedenke. Seitdem haben wir einen Wohnungstermin erlebt, den ersten October. Es ging toll her in den von den Arbeiterklassen vorzugsweise bewohnten Gegenden der Stadt. Sehr viele Familien waren nicht im Stande den rückständigen Hauszins zu zahlen und manchem Eigenthümer würde es schlecht bekommen sein, wenn er auf seinem Rechte bestanden und den Ausziehenden ihre Möbeln und Habseligkeiten vorbehalten hätte. Die Polizeicommissäre hatten ihre liebe Noth, sie eilten von Haus zu Haus wo es Schuldner und Gläubiger gab, zahlten hier für jene, ermahnten dort zur Nachsicht die letzteren, während Compagnien und Schwadronen wie zum Exerciren durch die Straßen zogen, in der That aber um den wirklich wohlwollenden Interventionen der Polizei zur Hülfe zu kommen, falls dergleichen nothwendig geworden wäre. Der letzte Anblick der force academie hat hingereicht, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wir sind überzeugt davon, daß auch ohne sie die Ordnung nicht ernstlich

gestört worden wäre, dazu ist die Noth und die Verstimmung noch nicht groß genug, obwohl es an Aufhetzereien nicht fehlt. Aber was noch nicht ist kann und wird sicher werden, wenn es nicht möglich ist dem Nothstande recht bald abzuhelfen. Der Regierung scheint es nicht unlieb zu sein, daß den Eigenthümern etwas bange gemacht wird; es ist bemerkt worden, daß Affichen mit Drohungen gegen dieselben, welche bei nächtlicher Weile an die Häuser geklebt worden waren, auch im Laufe des hellen lichten Tages nicht verschwanden und daß die Stadtsergeanten an ihnen mit so gleichgültiger Miene vorüberspazierten, als ob es unschuldige Theaterzettel wären. Es heißt das aber doch mit dem Feuer spielen. In den Provinzen war es noch schlimmer als in der Hauptstadt und fast scheint die Regierung ähnliche Mittel vorgeschrieben zu haben, denn wir lesen in den amtlichen Departementalblättern Circulare der Präfekten an die Mairs der verschiedenen Ortschaften, worin es u. A. heißt, sie sollen Subscriptionen zum Besten der Armen eröffnen und nur nicht fürchten, daß die Beiträge nur spärlich zufließen würden, „denn die Eigenthümer und großen Kleinen haben in den letzten Zeiten viel Geld gewonnen und Einsicht genug, um zu begreifen, daß Freigebigkeit nicht bloß eine Pflicht, sondern auch ein Vortheil für sie sei, denen sehr viel an der materiellen Sicherheit der Gegend gelegen sein müsse." Dergleichen kann man wohl sagen, auch schreiben, aber es drucken lassen und veröffentlichen — noch einmal, das heißt mit dem Feuer spielen. Besser als diese ziemlich unverhüllten Aufreizungen gegen die besitzenden Klassen — von denen wir jedoch gern zugeben, daß sie nicht so böse gemeint sind, es sollen nur Schreckschüsse sein — gefällt uns das wirklich sinnreiche Mittel, welches man erfunden hat, um die untern Klassen über die väterliche Fürsorge des Kaiserreichs in einer eben so überzeugenden als unterhaltenden Weise zu belehren. Abends, wenn es so dunkel geworden ist, als es das pariser, beiläufig bemerkt, sehr schlechte Gas erlaubt, man also nicht mehr lesen kann was man kauft, gleichsam die Katze im Sack kauft, ziehen durch die Straßen Kerle mit einem Packet von gedruckten Blättern in der Hand, die sie mit einer wahren Stentorstimme zum Kauf und zur Lectüre empfehlen. Da sie mit der eigenthümlichen pariser Volubilität ihr Sprüchlein aborgeln, so greift man nur einzelne Wörter auf, worauf sie absichtlich einen besonderen Accent legen, und welche gewöhnlich horrible assassinat — meurtre terrible oder dergl. lauten. Einer solchen Lockspeise widersteht der pariser große und kleine Badaud nicht, er läßt einen Sous springen und kauft sich die Mordgeschichte. Zu Hause oder in der Kneipe aber findet er, daß er in der Histoire, deren Eigenthümer er geworden, von Mord und Todtschlag gar keine, wohl aber von den theils heiteren, theils rührenden Schicksalen irgend eines liebenden Pärchens die Rede ist, das sein endliches Glück regelmäßig entweder dem Kaiser oder der Kaiserin oder irgend einer kaiserlichen Einrichtung zu danken hat. Alle diese Histoires populaires — das ist ihr Titel — die Abends in laufenden Exemplaren den kleinen Leuten in die Hände geschmuggelt werden, drehen sich um irgend ein kaiserliches Dekret, und der Refrain ist ungefähr dieser: Und Alle — die Personen der Novelle — werfen sich auf die Kniee, um Gott zu danken dafür, daß er Dem, welchem Frankreich seine Geschicke anvertraute, eine so edle Idee eingegeben hat u. s. w. Diese Reklame ist eben so unschuldig als originell, und wir wünschen ihr den besten Erfolg.

Mit der schlechten Jahreszeit pflegen auch die akademischen Salaritäten zurückzukehren. Die aber behalten wir uns für die nächste Nummer Ihrer Monatshefte vor, und bemerken für heute nur noch, daß die Probenummer des in unserm vorigen Briefe erwähnten deutschen Blattes auch dessen Schwanengesang war. Das ließ sich leicht vorhersagen. —

New-York, im October.

Die bevorstehende Präsidentenwahl. — Die Oper. — Verhaftung. Todesfälle. — Ein schlimmer Gast.

Fünf Wochen noch bis zur Präsidentenwahl, und welcher Präsidentenwahl! der interessantesten, die seit Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten stattgefunden — ist es da ein Wunder, daß auch in New-York sich das frischeste politische Leben und Streben zeigt? Und wüßte der eben anlangende Fremde kein Wort davon, er würde in den ersten Stunden gewahr werden, daß die New-Yorker sich gegenwärtig nicht blos mit dem „Geschäft" abgeben und Abends dem Vergnügen nachgehen, sondern daß eine ungewöhnliche Thätigkeit nach einer andern Richtung hin sich unter ihnen entfaltet hat. Geht er nur durch ein paar Straßen, so fallen ihm die mächtigen, quer über dieselben gezogenen segelartigen, grauen Banner mit den Namen der Präsidentschafts-Candidaten der verschiedenen Parteien auf und belehren ihn über dieselben; wirft er einen Blick in eine Zeitung, englische oder deutsche, so sagen ihm die oft mehrere Spalten füllenden Anzeigen von den in diesem oder jenem Stadtbezirke abzuhaltenden Clubsitzungen und lange Berichte über stattgefundene Massenversammlungen, daß New-York lebhaften Antheil an der Wahlbewegung nimmt, oder geht er des Abends den Broadway oder die Bowery entlang, so wird er die Leute geschäftig nach irgend einem politischen Versammlungsorte eilen sehen, vor dessen Thüren sich oft die Menge drängt, wenn nicht das Meeting im Freien abgehalten wird und Tausende den Worten eines beliebten Volksredners lauschen und das Schweigen nur unterbrechen um in donnernde Beifallsrufe und Händeklatschen auszubrechen, oder er wird einer Procession begegnen, welche nach abgehaltenem Meeting die Straßen durchzieht und den übrigen Parteien durch die Zahl ihrer Theilnehmer zu imponiren sucht. Solche Processionen im großartigsten Maßstabe fanden kürzlich zwei statt; die eine, die größere, war von der demokratischen, die andere von der Know-Nothing-Partei. Die Stärke der ersteren wurde selbst von der Gegenpartei auf 30,000 Menschen geschätzt, was nicht zu verwundern ist, da die demokratische Partei in New-York viele Anhänger zählt und auch ihre Gesinnungsgenossen aus der Umgegend zur Vergrößerung des Zugs zusammengetrommelt hatte. Der Anblick dieser Processionen war für den Europäer originell genug. Die Amerikaner nannten sie Fackelzüge, es waren

aber vielmehr Laternenzüge, denn nur wenige Fackeln, meistens immer von Deutschen getragen, waren unter den Laternenträgern bemerkbar. Die Musik, wohl 14 bis 15 Corps und einige mächtige Schiffe mit vollem Segelwerk, Wimpeln und Matrosen bildeten für Ohr und Auge die ergötzlichsten Partieen der übrigens wenig Geschmack verrathenden Züge. Unter den zahlreichen Inschriften, welche die Banner und Laternen trugen, waren einige picant und gut gewählt. — Der Erfindungsgeist der Amerikaner hat ein Mittel gefunden, diesen politischen Geist mit dem Amusement zu verbinden und ihn sogar für letzteres tributpflichtig zu machen. Es war zuerst der Unternehmer eines großen Concertes im Krystallpalaste, der auf die Idee kam bei demselben eine Abstimmung über die Präsidentschafts-Candidaten vornehmen zu lassen und der Mann hatte sich nicht verrechnet — jede Partei schickte ihre zahlreichen Vertreter. Jetzt hat der neue Besitzer des Barnum'schen Museums mit dem Billetverkauf eine regelmäßige Abstimmung verknüpft und der Besuch dieses Instituts hat dadurch entschieden gewonnen! Seit Kurzem ist im Krystall-Palaste die Staats-, Industrie- und Kunst-Ausstellung des New-Yorker „Amerikanischen Instituts" eröffnet worden. Sie ist jedoch noch sehr unvollständig und wenn nicht in nächster Woche sich die leeren Räume füllen, so wird sie hinter der vorjährigen Ausstellung zurückbleiben. Die Maschinen-Abtheilung ist ohne Zweifel der interessanteste Theil der Ausstellung, indessen ist man in Amerika auch schon gewöhnt, darin etwas Ausgezeichnetes zu sehen. — Unsere beiden Opern haben bis jetzt trotz der politischen Aufregung ziemlich viele Besuche gehabt — die deutsche Oper, eine Art Schooßkind der musikliebenden Deutschen, erfuhr freilich in einigen der besten Blätter eine ziemlich schlechte Kritik, weil sie mit ihren mittelmäßigen Gesangskräften sich an „Robert den Teufel" gewagt, ihre Aufführungen des „Stradella" und der „Stummen von Portici" fanden jedoch auch vor diesen strengen Richtern mehr Gnade und das Publikum ist froh, wenigstens eine leidliche deutsche Oper zu haben, da ihm keine gute geboten wird. Nur das Orchester würde auch höhere Ansprüche befriedigen. Die italienische Oper wird uns in den nächsten Tagen verlassen und nach Boston übersiedeln, da die Stockhalter des Operngebäudes einen so enormen Miethpreis fordern, daß der Unternehmer, Max Maretzeck, bei demselben nicht bestehen zu können erklärt. Das weiße Haus zieht gegenwärtig viele Besucher an, um Meyerbeer's „Nordstern" und Mad. Lagrange als Katharine zu bewundern. Ueber den Gehalt der Oper sind die Meinungen noch sehr getheilt, ein Theil des musikalischen Publikums ist vollständig begeistert von dem neuen „Meisterwerke", ein anderer Theil hofft, wenn er die Oper mehrmals hört, die Schönheiten noch zu entdecken, die einer Meyerbeer'schen Oper durchaus nicht fehlen können, und ein dritter findet dieselbe recht gefällig aber nichts Geniales darin. — Kürzlich weilte auch eine ehemalige deutsche Größe in unserer Stadt, Herr Rießer von Hamburg, dem etwa 150 seiner deutschen Glaubensgenossen ein splendides Diner gaben. Seine Anwesenheit hätte wahrscheinlich noch mehr Aufsehen gemacht, wenn nicht das Interesse an den Wahlen sie bald in den Hintergrund gedrängt hätte. Dasselbe ist der Fall mit der Verhaftung eines angesehenen Kaufmanns aus San Francisco, Herrn Collmann, der kürzlich aus Californien hier angelangt war. Sein Ankläger war einer jener Gauner, welche das dortige Vigilanz-Comitee aus dem Staate verbannt hatte. Dieses Subject hatte sich nach New-York begeben und kaum war Collmann, der Präsident der Executiv-Abtheilung des Vigilanz-Comitees gewesen war, hier angelangt, als er verhaftet wurde. Er mußte 50,000 Dollars Bürgschaft stellen. An seine Verurtheilung glaubt indessen Niemand. — Vor einigen Tagen starb hier Herr Shepard, der Rechtsanwalt der Stadt, ein ausgezeichneter Advocat und einer der talentvollsten Chefs der demokratischen Partei im Staate New-York. Einen anderen bedeutenden Verlust erlitt jüngst die Stadt und besonders die Marine durch den Tod des talentvollen Schiffsbauers Steers, der nach kurzer Krankheit im kräftigsten Mannesalter hinweggerafft wurde. Sein letzter größerer Bau war der Dampfer Adriatic, ein Schiff der Collins-Linie zwischen hier und Liverpool. Alle Sachkundigen erklären dieses Schiff für eines der schönsten, was aus den Werften der Union hervorgegangen. Es soll in 14 Tagen seine erste Probefahrt machen und noch im Monat October nach Liverpool gehen. In unserer Nachbarstadt Brooklyn hat sich ein Gast eingestellt, der diese Gegend seit mehr als einem Vierteljahrhundert unbesucht ließ und auch diesmal draußen geblieben wäre, wenn man ihm das Thor gehörig verschlossen hätte — dieser Gast ist das gelbe Fieber, das sich in einem der respectabelsten Theile South-Brooklyns gezeigt hat und mehrere Opfer forderte. Die Bewohner dieses Viertels geriethen in einen solchen Schrecken, daß sie Hals über Kopf entweder auf's Land oder nach New-York flüchteten. In den letzten Tagen sind indessen keine neuen Erkrankungen gemeldet worden und die kühle Octoberwitterung wird den Unhold bald ganz verjagen.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 3. December 1856.

Erste Abtheilung.

Der Freiwerber.

Erzählung

von Otto Roquette.

Es war der letzte Winterball der Casinogesellschaft, die letzte der sechs Zaubernächte, welche die Väter der Stadt der tanzlustigen Jugend gewährten, es war das letzte Mal, daß auf dem gewühlvollen Tummelplatze des Vergnügens, unter dem ausgeschütteten Füllhorn des Ballglückes, die Göttin Gelegenheit leise durch die Reihen huschte und zu tausend geheimen Beziehungen aufmunterte. Ja, die herrlichen Casinobälle! Nicht allein, daß ihre Vorzüge und Reize Allem, was sich in Atlasschuhen und Glanzstiefeln bewegte, über aller Kritik standen, sondern sie hatten sich sogar in der stillen Ansicht Derer, welche, vermöge ihrer Stellung, auf solideren Sohlen einherschritten, als überaus praktisch erwiesen. Waren doch allein in diesem Winter bereits sechs Verlobungsfälle eingetreten, deren erste Fäden sich hier auf diesem beglückten Boden angesponnen hatten! Wenn daher zuweil[en] von jugendlicher Seite das Bedauern ausge[sprochen] wurde, daß dies nun der letzte Winter [sei], so konnte die [Ant]wort man für den [Ball] mehr anzus[etzen] ernst [gemeint]

[Ver]lobungsfälle eingetreten, deren erste Fäden sich hier auf diesem beglückten Boden angesponnen hatten! Wenn daher zuweilen von jugendlicher Seite das Bedauern ausgesprochen wurde, daß dies nun der letzte Winter sei, so konnte die Antwort [lau]ten, man für den Ball mehr anzusetzen ernst gemeint

drehte sich das Völkchen selig im Genusse der Gegenwart durch die Reihen, während sich still und geheimnißvoll ein unsichtbares Netz durch den Tanzsaal spann. Ein Wort, ein Augenaufschlag — und die Waffe saß fest. Einmal im Kreise herum — und der Faden zog sich weiter. Ein Vorübertanzen, ein Anstreifen mit dem Gewande, eine Schleife, ein Strauß im Cotillon — Masche um Masche, Faden um Faden, herüber und hinüber — es ward ein Netz, wie selten eins mit solcher Hingebung an die Sache gesponnen worden. —

Unter den unbetheiligt zuschauenden [Per]sonen befand sich Einer, der regelmäßig [an] [sei]ner Stelle stand, regelmäßig, trotz der [auf]merksamkeit auf das bunte Treiben, [mit] Schritt tanzte und regelmäßig von der [Mu]sik den Jugend völlig unbeachtet blieb. [Die]ser zwar zog es mit Macht [zu] [ei]ner, aber eine andere Macht [bannte] ihn an einen Punkt. [Er] wäre berühmt gewesen [in] ternheit, wenn [er] wäre, irgend [ein] seine Verfassung [war], er sich [im] selber unvergessen [in] [di]ese: [Ge]sang der [Ju]gend sein.

seinen Büchern, ohne Bekannte, ohne Umgang. Es war eine unberühmte, trübselige Gelehrtenexistenz, von deren Annehmlichkeiten nur er selbst eine Kenntniß hatte. Aber auch in dieses der Welt entfremdete Leben war plötzlich ein Sonnenstrahl aus einer andern Welt gedrungen und hatte darin keine geringe Verwirrung angerichtet. Bertha hieß seine Sonne. Sie erwärmte ihn mit ihren Strahlen, aber sie wußte nichts von ihm. Er hatte sie einst auf dem Spaziergang gesehen und sie von einer älteren Dame, wahrscheinlich ihrer Mutter, bei diesem Namen rufen hören. Aber kein Zufall wollte sie ihm wieder vorüberführen. Und unbekannt mit jener unschätzbaren Kunst, mit welcher fühlende Herzen sich den Zufall dienstbar zu machen, sich ihn zu erzwingen verstehen, lebte er in seinen stillen Wünschen fort, völlig rathlos in Betreff ihrer Erfüllung. Friedrich Stievel saß auch jetzt noch die Nächte bei seiner Studirlampe, aber seine Gedanken schweiften oft über den aufgeschlagenen Cicero hinaus. Bald ging seine Träumerei so weit, daß er selbst gegen seine Hand mißtrauisch werden mußte. Vorwitzig bewegte dieselbe einst einen Bleistift hin und her und brachte die Züge eines großen B auf das Papier. Verstohlen kräuselte sich ein e hinterher und plötzlich stand der Name Bertha im Cicero. Erschrocken fuhr der Conrector auf, sah sich argwöhnisch um, suchte den Namen mit dicken Strichen zu vernichten und rieb endlich, in der Befürchtung, daß die verrätherische Schrift doch noch zu erkennen sein möchte, aus Leibeskräften mit einem Stück Gummi darauf herum. Bei dieser Operation zerknitterte sich das ganze Blatt und die vernichtende Arbeit hinterließ die bedenklichsten Spuren, die ihn täglich in neue Aufregung versetzen sollten. Schlug er zu Anfang der Schulstunde den Cicero auf, so war's immer dies eine ränkevolle Blatt, welches sich offen hinlegte. Er mochte es machen, wie er wollte, Bertha! rief es ihm in der Schule, Bertha! bei der einsamen häuslichen Arbeit entgegen. Er ward zerstreut, verwirrt, er erröthete viel und stand die heftigste Angst aus, daß alle seine Umgebungen die schrecklichen Vorgänge seines Innern errathen möchten. Gleichwohl nahm keine Seele Notiz von Friedrich Stievel's Wonnen und Aengsten, sie blieben ungeahnt, wie alle übrigen Embryonen der Möglichkeit. — Da, als er eines Tages durch die winterlichen Straßen schritt, wurde sein Weg plötzlich durch eine Gruppe junger Damen versperrt. Er blickte auf — schon aber lag er, vor freudigem Schreck ausgleitend, quer über dem Rinnstein. Bertha führte das Wort unter der Gruppe, aus ihrem Munde vernahm er das eine räthselhafte Wort: Casinoball! Dann aber stoben sämmtliche Mädchen auseinander, erschreckt durch die Männergestalt, die sich zu ihren Füßen im Schnee wälzte, und trennten sich kichernd mit den Worten: Also Sonnabend! Friedrich Stievel erhob sich verzweiflungsvoll, er hätte mit den ewigen Gesetzen der Natur rechten können, daß sie das Glatteis des Winters tückisch in ihre Erscheinungen aufgenommen; er grollte mit der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen, die durch Ueberschuh und schlechtes Steinpflaster den besseren Menschen in ihm so grausam beeinträchtigt hatten. Aber das Wort Casinoball klang in seinen Ohren und fortan schien ihm dies ein Fingerzeig des Schicksals zu sein. Das Glück wollte, daß schon einige Tage darauf einer seiner Collegen dasselbe Wort aussprach und zwar auf dem Corridor der Schule und einem Menschen gegenüber, der mit einer langen Liste, voll von Namen, vor ihm stand. Der Mann verließ das Haus. Der Conrector schwankte — und doch, hier galt es kein Bedenken, er eilte demselben nach und fragte ihn, was es mit dem Casinoballe für eine Bewandtniß habe. Der Lohnbediente gab ihm eine bereitwillige Erklärung und machte ihn in zuvorkommender Weise mit allen Schritten bekannt, die er zu thun habe, um Mitglied der Casinogesellschaft zu werden. Und Friedrich Stievel that diese Schritte. Freilich in fast auftreibender Furcht, daß der Lohndiener, daß das Mitglied, welches ihn einführte, daß der Vorstand, daß die ganze Gesellschaft ja augenblicklich den Grund erkennen müßten, der ihn in ihren Verband trieb. Und als er zitternd und bebend sich zum Erstenmal in den erleuchteten Saal drückte, als er Bertha, wie eine Sommerfee im Reigen schweben sah — das Gemisch von Beklemmung, Wonne, Angst, getreten zu werden oder selber Jemand zu treten, dies Herzklopfen, Staunen und Verwundern ist nicht zu beschreiben. Indessen hatte ihn die Folge von sechs Bällen im Laufe des Winters doch schon etwas ruhiger gemacht. Wie bewunderte er die Kühnheit dieser jungen Männer, die getragen von den Tönen der Mazurka, mit den jungen Damen dahinsausten, dann plötzlich Kehrt machten und links herum mitten in den Strudel der Paare hineinrasten, plötzlich straff dastanden und ohne sich zehnmal zu überschlagen, ihre Damen sauber am alten Orte absetzten. Und wie sie sich zu unterhalten wußten! Er war nun schon zweiunddreißig Jahre alt, aber der Gedanke, eine dieser luftigen Damengestalten anzureden, versagte ihm den Athem, und dort jene zwanzigjährigen jungen Männer lachten, sprachen, wiegten sich, als wäre das das Allernatürlichste! Wenn ein neuer Tanz begann und bei den ersten Tönen sämmtliche Tänzer durch den Saal flogen, wie eine Schaar schwarzer Habichte, die sich unter die zarten Küchlein stürzt: kein Küchlein eilt geängstigt unter die

Flügel der Mutter, jedes läßt sich lächelnd von dem Daherschießenden ergreifen — dann zog es den Conrector gewaltig hinterdrein! Einmal war er in halber Selbstvergessenheit dem hastigen Fluge wirklich bis in die Mitte des Saales gefolgt. Da aber fand er das Bewußtsein wieder, sah sich jedoch zugleich in einer Lage, die ihm das Fürchterliche deutlich machte, ein Spielball der Verhältnisse zu sein. Rund um ihn her ging ein Wirbel von dreißig tanzenden Paaren, ein dämonischer Zauberkreis, welcher ihm keinen Ausweg verstattete. Aller Blicke waren auf den Unglücklichen gerichtet, der rathlos sich bald hierhin, bald dorthin drehte, um durch irgend eins der bald sich öffnenden, bald sich wieder schließenden Pförtchen entschlüpfen zu können. Schon glaubte er dem Taumel entronnen zu sein, da kam das Unheil in Gestalt eines tanzenden Menschenpaares hohnlachend herbeigesaust und schleuderte ihn mit einem Ruck in die Mitte des Saales zurück. Dort wurde er von einem neuen Anprall empfangen und flog ächzend nach der Seite der Mütter, von woher eine Menge Lorgnetten auf ihn gerichtet waren. Aber auch hier riß ihn der Strudel hinweg und von Neuem in's fürchterliche Centrum hinein. Ach, in diesem Sternentanze herrschte nicht das Gesetz streng gemessener Kreise und so taumelte der Conrector Friedrich Stievel, geschleudert, gestoßen, getreten, bald rechts, bald links durch das chaotische Getümmel, bis endlich ein älterer Herr den Besinnungslosen beim Arm ergriff und an das Ufer der zuschauenden Väter rettete. Hier glaubte er seinen Geist aufgeben zu müssen vor Scham und Schrecken und eilte nach Hause, seinen Vorwitz bitter bereuend. — Dieser Vorfall hatte sich auf dem fünften Ball ereignet, und doch war der Conrector auf dem sechsten wieder erschienen. Er hatte den ganzen Winter über noch kein Wort mit Bertha gesprochen, er hatte nicht den Muth gehabt, sich ihr vorstellen zu lassen. Jedesmal war er mit dem festen Entschlusse zum Feste gegangen, die Bekanntschaft mit der Sonne seines Lebens einzuleiten und jedesmal hatte er den Plan aufgeben müssen, denn die Nähe des Ziels machte alle seine Lebenspulse stocken. Wie oft, wenn er die aufregenden Touren des Cotillons beobachtete und Bertha mit einer Schleife oder einem Knallbonbon an ihm vorüber streifte, hatte er gedacht: Ach, wenn sie mich doch holte: Gott, wenn sie mir die Schleife brächte! Himmel, wenn sie mir den Bonbon zum Knallen reichte! Ach, aber die Ballfee bemerkte ihn gar nicht, oder wenn sie ihn bemerkte, so wendete sie sich vielleicht lächelnd zu einer Mitfee und flüsterte: Da steht der komische Mensch, der uns einst auf der Straße zu Füßen fiel und den wir neulich wohl zwanzigmal über den Haufen getanzt haben! —

Heute aber hatte der Conrector den festen Entschluß gefaßt, mit Bertha zu sprechen, denn es war vielleicht die letzte Gelegenheit, die sie ihm in solche Nähe brachte. Schüchtern wendete er sich an einen Herrn, denselben, welcher ihn neulich aus der Walzergefahr gerettet hatte, mit der Bitte, ihn jener Dame dort, im Rosenkranze und mit den rosigen Schleifen, vorzustellen. — Sehr gern! sagte der Angeredete, das ist meine Tochter, ich führe Sie gleich zu ihr. — Ein freudiger Schreck überkam den Conrector. Zwar hätte er fast gewünscht, der Herr möchte sich wegen Unbekanntschaft mit der Dame entschuldigen, anstatt sich jetzt von ihm an der Hand gefaßt und durch den Saal gezogen zu sehen, aber sein Führer war ja ihr Vater und dies bewirkte, daß seine Seele sich zuversichtlich an den Vortrefflichen anschmiegte. Die Gruppe, in welcher Bertha stand, stob auseinander, als der Doctor Werner mit dem Conrector Stievel angezogen kam. Die jungen Damen steckten kichernd die Köpfe zusammen und Bertha lächelte, als ihr Vater ihr den vor Verlegenheit förmlich zusammenschwindenden Mann präsentirte. Der Conrector versuchte einige Worte zu stammeln, aus deren zitternder Bewegung einzelne Brennpunkte, wie: Glück — hohe Ehre — längst gewünscht! — hervortraten. Die Rosenbekränzte aber wußte dem ängstlichen Auftritt schnell ein Ende zu machen, indem sie mit einer Verbeugung sagte: Bedaure sehr, ich bin schon zu allen Tänzen engagirt! — In diesem Augenblicke schmetterten die Trompeten die Einleitung zum Cotillon und eine Hetzjagd mit Stühlen begann, daß der Conrector mit drei Sätzen aus dem Saale schoß, um nicht ein neues Unheil zu erleben. Der Doctor Werner, mit welchem er auf solche Weise bekannt geworden war, gesellte sich zu ihm und suchte ihn, indem beide dem geistreichen Tanze bewundernd zusahen, in eine Unterhaltung zu verflechten. Und in der That war Friedrich Stievel plötzlich beredter geworden, denn jemals, so daß der Doctor zu der Ueberzeugung kam, eine recht angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben. Inzwischen hatte der Cotillon sich zu einer der bedeutungsvollsten Touren aufgeschwungen. Die Tänzerin saß in der Mitte auf einem Stuhle, während der Tänzer ihr Herren aller Art zur Auswahl zuführte, welche, wenn sie von der Dame verworfen wurden, sämmtlich hinter ihrem Stuhl zu warten hatten, bis endlich der Jüngling ihrer Wahl gefunden war. Eben saß Bertha in der Mitte. Ihr Tänzer, mit welchem sie ein paar Worte geflüstert hatte, schien die größte Mühe zu haben, ihre Wünsche zu verstehen, denn schon stand ein imposantes Heer von dreißig schwarzen Fracks verworfen und nur zu Trabanten bestimmt hinter ihrem Stuhl. Allgemein wurde die

Spannung, wer endlich der Erwählte sein werde, und schon murmelte Vater Werner halb unwillig vor sich hin: Das Mädel wird mir zu ausgelassen! während Königin Bertha ihr Taschentuch vor die Lippen preßte und doch ein verrätherisches Lachen ihrer Augen nicht verbergen konnte. Da kam der junge Mann, welcher ihr schon fast das ganze männliche Personal zugeführt hatte, wie von ungefähr auf den Conrector zu und ergriff seine Hand, um ihn vor den Thron zu führen. Friedrich Stievel trat erschrocken einen Schritt zurück, Vater Werner aber schob ihn vorwärts mit den Worten: Gehn Sie, gehn Sie, damit die Sache zu Ende kommt, es ist vielleicht auf Sie abgesehn! — Der Conrector sah sich vor den Thron geschleift, Bertha stand mit einer Verbeugung auf, und bezeichnete ihn als ihren Tänzer, indem sie ihm die Hand darreichte. Ein allgemeines convulsivisches Aufathmen, ein Gesichtverhüllen mit dem Taschentuche, die Stimmung einer Begebenheit, ging durch den ganzen Saal. Friedrich Stievel stand wie vom Schwindel erfaßt, er wußte von sich selber nichts. In der nächsten Minute aber schnaubte ein einzelnes Paar durch den Kreis, der Boden wurde gestampft, zwei tollgewordene Rockschöße klatschten in den Lüften zusammen, alle Ecken wurden unsicher, der Stuhl unter dem Kronleuchter flog polternd zur Seite, die Trompeten auf der Galerie schienen ihre Töne der Hetzjagd des wilden Jägers zu entleihen. Bertha riß sich los und huschte auf ihren Platz, Friedrich Stievel aber, vor dessen Augen Alles im Kreise ging, drehte sich noch dreimal auf dem Absatze herum, stürzte dann in eine Ecke, und endlich, als er sich dort nicht heimisch sah, noch einmal durch den ganzen Saal und auf seinen früheren Platz zurück. Als er wieder zu Athem kam, fühlte er, daß ein Ereigniß durch sein Leben gegangen sei, ja, es war nicht zu verkennen, daß des Conrectors Friedrich Stievel Verhältniß zur Welt plötzlich ein verändertes geworden war. Denn ein Gedanke enthob sich plötzlich seiner tiefsten Seele, ein Gedanke, so fremd, wie er ihn nie gedacht, aber mit Entschiedenheit und völliger Klarheit, und dieser Gedanke gestaltete sich zu dem Wunsche: Jetzt ein Glas Punsch! — Entschlossen schritt der Conrector aus dem Saale und durch die Reihe der Zimmer dem Schenktische entgegen. Hier that er das Unerhörte in seinem Leben, er trank ein Glas Punsch. — Wer den schüchternen Mann nach Ablauf von zehn Minuten beobachtete, konnte die auffallendste Veränderung an ihm wahrnehmen. Freundlich lachend eilte er Allen entgegen und war, nachdem er den Platz neben Vater Werner wieder aufgesucht hatte, bald im Gespräch mit allen Umgebungen. — Ei ei, sagte ein Herr zu ihm, indem er ihm mit dem Finger drohte: Wer hätte das von Ihnen gedacht! Es schien ja, als wollten Sie das Fräulein durch die Luft entführen! — Sie glücklicher Bevorzugter! sagte ein andrer; die schöne junge Dame verschmäht das ganze anwesende Männerpersonal allein zu Ihren Gunsten! — Ich gratulire! ließ sich ein Dritter vernehmen; auf diesen Triumph dürfen Sie stolz sein! — Friedrich Stievel hörte diese Reden mit gläubigstem Gemüthe und kindlichster Seligkeit an; einen solchen Moment jemals gelebt zu haben, konnte er sich nicht erinnern. — Der Cotillon war aus, der Ball zu Ende. Die zersprengten Familienbande wurden wieder enger gezogen, Mütter traten hervor, sammelten ihre Töchter und hüllten sie in leichte Shawls, Väter tauchten aus dem Qualm der entlegensten Spielzimmer, um mit den Ihrigen nach Hause zu fahren. In diesem Momente der letzten Abkühlung näherte sich der Conrector der Werner'schen Familiengruppe, denn er hatte jetzt Muth wie ein Mann. Der Doctor stellte ihn seiner Frau vor, Friedrich Stievel bat um die Erlaubniß, der Dame im Hause seine Aufwartung machen zu dürfen, und strahlte vor Wonne, als er erfuhr, daß man seinem Besuche mit Freude entgegensehe. —

Als der Glückliche am andern Morgen erwachte und seine Erinnerungen des gestrigen Abends sammelte, konnte er sich nur schwer überzeugen, daß er nicht geträumt habe. Jetzt, wo er sich wieder unter seinen häuslichen Umgebungen sah, unter deren Einfluß die ganze Schüchternheit seines Gemüthes auf's Neue erwachte, erstaunte er über die Extravaganzen, die er begangen, und traute sich nicht die Fähigkeit zu, eine solche Handlungsweise zu wiederholen. Aber ein rosiger Abglanz schöner Augenblicke war doch in seiner Seele zurückgeblieben. Es war Sonntag, er brauchte nicht den Schulkatheder zu besteigen, und hatte Zeit, sich einer schwärmerischen Stimmung hinzugeben. Einiges Herzklopfen verursachte ihm der Gedanke an den Besuch, den er noch heute im Werner'schen Hause machen wollte, aber er beschloß fest zu bleiben, und fühlte sich wie von einer unsichtbaren Macht fortgetrieben, wenn seine Befangenheit Einsprache erheben wollte. — Von diesem Besuche, der durchaus befriedigend ablief, schrieb sich nun eine Bekanntschaft her, deren Einzelnheiten zu verfolgen, für uns zu weitläufig sein würde. Der Conrector wurde zuweilen eingeladen, traf im Laufe des Sommers in öffentlichen Kaffeegärten mit der Familie Werner zusammen, und wußte sich mit den Eltern seiner Angebeteten auf's Beste zu unterhalten. Sein Verhältniß zu Bertha aber blieb ein durchaus schüchternes und unentwickeltes, denn eine grenzenlose Hochachtung versetzte ihm in ihrer Nähe noch immer den Athem. Bertha selbst schien unbefangen.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß sie nach jenem Balle sowohl von väterlicher, als auch von mütterlicher Seite einen kleinen Verweis über ihr auffälliges Possenspiel mit dem Conrector erhalten hatte, und da sie im Verlauf der Zeit die ganz besondre Achtung bemerkte, welche ihr Vater ihm schenkte, gewöhnte sie sich an ihn, und fand, die große Schüchternheit abgerechnet, den Mann nicht mehr so lächerlich. Der Sommer verging, des Conrectors Leidenschaft wuchs, mit ihr aber auch eine wahre Todesangst vor dem doch so heiß ersehnten Augenblicke einer offenen Erklärung. Denn es war geschehn, er hatte den unbändigen Entschluß gefaßt, Bertha um ihre Hand zu bitten. Heirathen — Gott! Friedrich Stievel schauderte im Innersten zusammen, und wußte nicht, ob das Seligkeit, ob das Entsetzen sei? — In dieser Zeit geschah es, daß er einen Brief von einem Universitätsfreunde erhielt. Dieser, ebenfalls Philolog, schrieb ihm, daß er als Lehrer an dasselbe Gymnasium, an welchem der Conrector Cicero tractirte, berufen sei, und sich herzlich freue, sein College zu werden. Friedrich Stievel fühlte sich sehr beglückt über diese Nachricht. Der Doctor Spaatz war der Einzige gewesen, dem er sich auf der Universität näher angeschlossen hatte, der auch sein Wesen verstand, vielleicht weil derselbe einige ähnliche Eigenschaften besaß. Er war in den Augen des Conrectors einer der außerordentlichsten Menschen. Phantastisch, von oft überschwenglichen Ideen, war er der Mann, welcher eine hohe Leidenschaft verstehen, ihr vielleicht ein glückliches Resultat bereiten konnte. —

Der Herbst war vor der Thür, die Familie Werner begab sich auf eine längere Reise zu Verwandten, dafür aber erschien Friedrich Stievel's Jugendfreund, welcher in kurzer Zeit andere Elemente in das einsame Leben des Conrectors brachte. Theobald Spaatz war in der That ein sehr außerordentlicher Charakter. Eine aufkeimende Neigung fand bei ihm das vollkommenste Verständniß, bei ihm, dessen ganzes Dasein eigentlich ein fortwährendes Neigungsflackern war. Oft wechselte er in einem Monat den Gegenstand seiner Neigung viermal, und zu einem entschiedenen Verhältniß zu einem Gegenstande war er noch nicht gelangt, aber er war durchaus geeignet, ein solches in großartigem Sinne zu erfassen. Die Auffassung war überhaupt das Bedeutendste bei ihm. Alles, was ihm nur einigermaßen ungewöhnlich erschien, versetzte ihn in die idealste Aufregung. Dann war er ganz Feuer, Hingebung an die Sache, dann wurde er Schöpfer der ausschweifendsten Pläne, für welche er sich eine Zeitlang eine titanische Gestaltungskraft zutraute. Kam aber der Moment der Ausführung, dann entfloh vor dem Eiseshauche der Wirklichkeit die ganze Gluth seiner Phantasie, und eine Schüchternheit, ähnlich derjenigen seines stillen Freundes, erfüllte ihn mit tausend bangen Zweifeln. Diese letztere war der Grund, warum auch er sich gern zurückgezogen hielt und nur aus der Stille eines bescheidenen Daseins die Blitze seiner Begeisterung sprühen ließ. Friedrich Stievel hatte derartige Blitze freilich niemals zünden sehen, aber er zollte dem Versender derselben die aufrichtigste Bewunderung, überzeugt, daß sein Freund der erstaunlichsten Handlungen fähig sei. — Wie groß und erhaben Theobald Spaatz des Conrectors Liebe ergriff, braucht kaum auseinandergesetzt zu werden. Er malte dem Freunde den Bräutigamsstand wie ein Mährchen der tausend und einen Nacht aus, die Ehe als ein Paradies, wo keine Obstsorte verboten ist, und keine Schlange die Glücklichen durch ränkevolles Betragen beunruhigt, er hob den Freund mit sich in eine Welt, wo Alles möglich, und dennoch Alles ideal war. —

Ja, sagte einst der Conrector, das sind wunderbar schöne Aussichten! Aber wenn ich daran denke, der herrlichen Bertha mit runden Worten meine Hand anzutragen, so tritt mir der kalte Angstschweiß vor die Stirn. Glaube mir, ich bringe die verhängnißvollen Worte nicht über die Lippen!

Wohlan denn! rief Theobald Spaatz, Du sollst mich als Deinen Freund erkennen! Ich selbst werde zu ihr gehn, werde ihre Hand für Dich erbitten. Du kennst mich, und wirst wissen, daß ich ein solches Versprechen mit guter Manier zu erfüllen weiß.

O Du edler, theurer Freund! rief der Conrector freudig aufblühend; ja, handle Du für mich, ich lege mein Glück in Deine Hand, Du bist dazu geschaffen, es mir zu erringen! —

Täglich, in freien Stunden, auf Spaziergängen, wurde dieser Plan hundertmal durchgesprochen und der Begeisterte theilte dem Liebenden alle die schönen Wendungen und stylistischen Kunststücke mit, welche er sich für den großen Augenblick ausgesonnen hatte. Aber noch Eins! rief Theobald eines Tages. Wir müssen auf alle Fälle gerüstet sein. Ein Liebesbrief muß geschrieben werden, ein Liebesbrief ist ein Haupterforderniß!

Zu Hause angelangt, setzten die Freunde sich sogleich zusammen, um im Concept das Werk zu entwerfen. Theobald dictirte, indem er hastig im Zimmer umher schritt, und sich häufig vor dem Spiegel mit der Hand durch die Locken fuhr; Friedrich aber schrieb andächtig all' die großen Worte nieder, und dankte im Stillen Gott für die Hülfe eines solchen Freundes. Ein Musterstück von einem Liebesbriefe, in den unglaublichsten Ausdrücken abgefaßt, war fertig, und wurde nun einer gemeinsamen Feile unterworfen. Am folgenden Abend schrieb der Conrector das vier Quartbogen lange

Schriftstück in's Reine, steckte es in eine Briefhülle und adressirte es — die Versiegelung schob er noch auf. —

Eine Woche verging. Da stürzte der Conrector eines Tages in das Zimmer seines Freundes mit den Worten: Sie sind wieder da! Eben habe ich den Doctor vorüber gehen sehn. Jetzt, theurer Freund, erfülle Dein Versprechen, und gehe an meiner Statt zu Bertha. Den Brief habe ich schon gesiegelt und mitgebracht!

Theobald erhob sich, etwas betreten über diese Wendung der Dinge, und sagte: Möchtest Du nicht noch einige Tage abwarten — oder möchtest Du nicht erst den Brief absenden, und dann —?

Nein! rief der Conrector, heut und auf der Stelle muß es sein! Du hast es mir selbst angeboten, und mein Glück hängt von Deiner Hülfe ab.

Aber, fuhr Theobald etwas befangen fort, ich habe das junge Mädchen nie gesehen, wäre es daher nicht besser, Du führtest mich erst als Deinen Freund im Werner'schen Hause ein?

Es ist nur diese eine Tochter, nur dies eine Kind in der Familie, entgegnete Friedrich, Du kannst sie gar nicht verkennen. Du weißt die Wohnung, ich habe Dich oft genug vorüber geführt.

Bedenke nur — warf Theobald ein, welchem jetzt ein leises Frösteln überkam — daß sie mich nicht kennt, daß es ihr höchst wunderbar vorkommen muß, von einem Fremden in dieser Weise überrascht zu werden!

Aber das Feuer Theobald's war jetzt, in demselben Maße als es ihm entschwand, auf Friedrich Stievel übergegangen, und er mahnte den Zaudernden an alle Rechte der Freundschaft, an alle Gluthen der Begeisterung, an alle Ideale eines bessern Daseins. Du stellst Dich ihr als meinen Freund dar, rief er endlich, Du sagst ihr, daß es zwischen uns keine Geheimnisse gebe, Du strömst ihr die ganze Fülle Deiner Beredtsamkeit entgegen — Theobald, es wird, es muß gelingen.

Aber, erwiederte der Andre durchaus sachgemäß, wenn ich sie nun nicht allein sprechen kann, oder wenn sie nicht zu Hause ist?

Dann allerdings — sagte klagend der Conrector, indem er sich niedersetzte, dann wärst Du umsonst gegangen, und — wir müßten die Sache aufschieben! Schnell aber erhob er sich wieder, und bestürmte den Freund von Neuem, wenigstens den Versuch sogleich zu machen, so daß dieser endlich den Widerstand aufgab und eine weiße Weste aus der Commode nahm. Der Conrector beeilte sich geschäftig, dem Freunde, dem er so viel verdanken sollte, bei der Toilette behülflich zu sein, er strich ihm die Falten des Fracks glatt, bürstete seinen Hut, und bemerkte in der eignen fieberhaften Aufregung nicht, wie Theobald's Hände zitterten, und er mit der weißen Cravatte nicht zurecht kommen konnte. Endlich reichte er ihm den inhaltschweren Brief und sagte: Und nun geh mit Gott, mein bester Freund! Ich verfüge mich nach Hause und werde Dich erwarten. —

So machte sich Theobald Spaatz als Freiwerber seines Freundes auf den Weg. Ihm war eben nicht gut zu Muthe. Jetzt, da das Abenteuer beginnen sollte, wurde ihm die ganze Abenteuerlichkeit desselben deutlich, und allerhand Pläne durchkreuzten ihn, wie er dem Auftrage entschlüpfen könne. Er fühlte, daß er zu viel übernommen habe, die Begeisterung hatte ihn im Stiche gelassen, und seine Stimmung wurde immer beängstigter, je mehr er sich dem Ziele näherte. Das Haus des Doctor Werner, eines sehr geachteten Arztes und wohlhabenden Mannes, war eines der letzten Häuser der Stadt und hatte einen großen, schönen Garten hinter sich. Theobald stand jetzt an der Thür, sein Herz klopfte hörbar, er überlegte, ob es nicht gerathener sei, sich noch zurückzuziehen. Aber die Gestalt des Conrectors stand flehend vor seiner Seele, er faßte einen kühnen Entschluß und zog die Klingel. O weh — die abscheuliche Klingel gellte auch so überlaut durch das Haus, als hätte sie Sturm zu läuten! Gewiß kommen nun gleich Vater, Mutter, Bertha, die Dienstboten aus allen Thüren gestürzt — was soll er vor dem gemeinsamen Andrang beginnen? Er verwirrte sich und dachte an schleunige Flucht. Da wurde die Thür leise geöffnet, ein Dienstmädchen lauschte heraus und sagte unaufgefordert, die Herrschaft sei ausgegangen, nur das eine Fräulein sei zu Hause. Das war für die Ausführung des Vorhabens überaus günstig, und an einen Rückzug konnte nicht mehr gut gedacht werden. Er wünschte also zu dem Fräulein geführt zu werden, und das Dienstmädchen wies ihn in den Garten, wo die junge Dame sich aufhalten sollte. Der Freiwerber verwunderte sich einigermaßen über die Sorglosigkeit der Dienerin, welche von seinen schrecklichen Plänen nichts zu ahnen schien, und sich phlegmatisch in ein Zimmer zurückzog. Er öffnete die Gartenthür mit einer so schüchternen Behutsamkeit, wie der Conrector Stievel sie nicht besser hätte zur Erscheinung bringen können, schritt durch einen Gang und stand in der Nähe einer Laube, in welcher er eine junge Dame erblickte. Die Dame legte das Buch aus der Leihbibliothek, in welchem sie studirt hatte, sogleich bei Seite und kam ihm mit einem Knix unbefangen entgegen. Theobald Spaatz begann mit einer Entschuldigung, daß er als Fremder hier eindringe, worauf die junge Dame entgegnete: Die Andern werden wohl bald nach Hause kommen, bleiben Sie nur getrost

hier. Oder wollen Sie vielleicht bloß etwas bestellen?

Allerdings, mein Fräulein — stammelte der Freiwerber — ich habe hier etwas — abzugeben. —

Die junge Dame nahm ihm ohne Umstände den Brief, welchen er halb und halb überreichte, aus der Hand und las die Aufschrift. Ein Gedanke schien durch ihre Seele zu gehn, sie betrachtete den Verlegenen mit einem schalkhaften Blicke, nickte dann vergnügt mit dem Kopfe und steckte den Brief in die Tasche. Theobald wollte sich eben in die Einleitung zu einer längeren Rede verlieren, die Dame aber schnitt ihm schnell die Worte ab, indem sie sagte: Wollen Sie inzwischen einmal den Garten betrachten? Sehen Sie nur, wie schön die Georginen blühn! Die braune da! Und die rothe, ach und die gelben! Man sagt allgemein, daß der Werner'sche Garten der schönste in der ganzen Stadt sei. — Theobald behauptete, das auch schon gehört zu haben, und folgte seiner Führerin durch die Gänge. Die Dame aber fuhr fort: Ueberhaupt kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie wohl es mir hier in der Stadt ist! Ich, als Kleinstädterin, bin gar zu glücklich hier! Die hübschen Straßen und all die angenehmen Bekanntschaften — auch ist es bei Weitem wohlfeiler hier, als man glauben sollte! Zum Winter kommen dann wieder die Casinobälle, ich freue mich unsäglich darauf, denn ich tanze gar zu gern. Sie tanzen doch auch? — Theobald betheuerte dies. — Das ist ja prächtig! rief die Dame. Ein Kränzchen soll auch eingerichtet werden, wir wollen mit vertheilten Rollen lesen, das soll einmal wieder ein herrlicher Winter werden! —

Die kleine untersetzte Dame schwatzte mit einer solchen Keckheit, mit einer so geläufigen Zunge fort, daß Theobald die seinige füglich entbehren konnte. Na, Gott sei Dank! sagte sie, an Herren fehlt es hier nicht! Sie glauben nicht, was das in kleinen Städten manchmal für eine Noth ist auf Bällen und in Gesellschaften! Wir haben beschlossen, unser Lesekränzchen mit Maria Stuart anzufangen. Lieben Sie Schiller? Ach ich schwärme für ihn, aber auch Bulwer lese ich sehr gern und Eugen Sue. Den letzteren hat mir mein Vater verboten, aber ich begreife gar nicht warum? Einmal fragte ich ihn auf's Gewissen, warum ich von Sue nichts lesen sollte, da meinte er, ich könnte mir den Styl an der Lectüre verderben. Ach, mein Styl! Meine Aufsätze haben niemals viel getaugt! — Theobald wollte behaupten, daß das unmöglich der Fall gewesen sein könnte, sie aber fuhr fort: Gott sei Dank, daß ich die Schuljahre hinter mir habe, wiewohl ich mich oft sehr gut dabei amüsirt habe! Wie wir den Lehrern auf der Nase herum gespielt haben, das glauben Sie gar nicht. Sehn Sie da den einen rothen Kohlkopf zwischen all den grünen, der kommt mir vor wie der Schulmeister unter seinen Schülern! Mögen Sie rothen Kohl? Mein Geschmack ist's nicht, höchstens zum Gänsebraten. Sie sollten die Gänse sehn, die meine gute Mutter zum Winter mästet, es ist eine Pracht! Ich weiß es noch ganz genau, wie wir im vergangenen Jahre die letzte Gans aßen, nachher las uns der Vater den Tasso von Goethe vor. Meine Mutter schlief dabei ein, und ich muß gestehn, gar so schön finde ich das Stück nicht. Ueberhaupt Goethe — ich verstehe seine Bücher nicht, Sie mögen es mir nun glauben oder nicht. Ach Gott — da ist eine Kröte! Ich bin sonst nicht ängstlich, aber Kröten kann ich nicht leiden!

Theobald wollte sich über das Ungeheuer stürzen, um es ritterlich mit dem Absatz seines Stiefels zu erlegen, die Dame aber hielt ihn am Arme zurück und rief: Nicht todt machen! Das bringt Unglück! Gleich darauf war sie wieder im lebhaftesten Redefluß über allerlei Gegenstände. — In dem Freiwerber gingen inzwischen die wunderbarsten Dinge vor. Das Geschäft, welches ihn hergeführt hatte, trat bald in den Hintergrund und war endlich völlig vergessen. Hingerissen von der Suade der jungen Dame, fühlte er das alte Neigungsflackern erwachen, erst in kleinen Fünkchen, dann in Flämmchen, endlich lichterloh. Nicht mehr der Stellvertreter des Conrectors spazierte an der Seite der Dame durch den Garten, sondern Theobald Spaatz, als solcher. Die Phantasie erwachte wieder, die Begeisterung für schöne Weiblichkeit füllte seine Seele, er selbst wurde der Liebende. Sie kamen an einem Beete vorbei, wo dichte Büschel von Monatsrosen lustig in den Herbst hinein blühten. Theobald war tief ergriffen. Betrachten Sie diese Rosen, mein Fräulein! rief er. Wie schöne junge Mädchen blühen sie und überdauern alle Jahreszeiten, stets duftend, stets entzückend. Die Rose und das Weib sind die Kronen der Schöpfung! Nun erging er sich des Weitern in diesem Thema, indem er die Rose erstens in ästhetischer, dann in naturwissenschaftlicher und endlich noch in einer mehr allgemeinen Hinsicht betrachtete, welche letztere sein eigentliches Feld war. — Sie wissen zu reden! sagte die Dame, indem sie sich bückte, eine Rose brach und sie dem Begeisterten darreichte. Nehmen Sie, ich darf sie abpflücken, es sind so viele da! — Theobald ergriff die Rose und rief: O tausend Dank, mein Fräulein! Die Götter mögen mich strafen, wenn nicht aus diesem Geschenk der ganze Zauber der ihm inwohnenden Poesie auf mich übergeht! Der Mensch lebt große

Stunden, er fühle es nur, er gebe sich ganz dem himmlischen Augenblick hin, der sich ihm darbietet!

Nein, das war hübsch! sagte die Dame ganz ehrlich. Kommt das nicht in irgend einem Theaterstück vor? Mir ist, als hätte ich dergleichen schon gelesen. — Theobald ergriff ihre Hand: Es ist der eigenste Ausdruck meiner Empfindung, theures Fräulein! sagte er. Dann warf er ihr einen schmachtenden Blick zu und führte ihre Hand an seine Lippen. — Nein, so weit sind wir noch nicht! rief die junge Dame, indem sie ihm die Hand entzog. Bedenken Sie, wir sehen uns heut zum ersten Mal! Ueberhaupt — wird es spät, ich wundre mich, daß die Andern noch nicht zu Hause sind. Sie besuchen uns wohl recht bald wieder?

Dies war eine Entlassung, Theobald fühlte das, und plötzlich wurde er sich der vollkommen veränderten Situation bewußt, in welcher er das Haus verließ. Wie ein Abgrund that sich sein schlechtes Gewissen in ihm auf — ach, er hatte nicht für den Freund geworben, er hatte sich selber sterblich verliebt! Hingewelkt waren mit einem Male alle Blüthen seiner Begeisterung, er verwirrte sich, stotterte einen Abschied und stolperte in der Dämmerung durch den Garten und aus dem Hause. Trostlos that die Wirklichkeit sich ihm auf, ach, nach dem Beginne des schönsten Traumes! Es war geschehen. Der Freiwerber liebte die Geliebte des Freundes, Theobald Spaatz liebte die Geliebte Friedrich Stievel's! Was sollte er dem Conrector sagen, wie nur vor seinen Blicken stehen? Er fühlte sich schuldig, verworfen, unselig, und dennoch saß die Liebe ihm diesmal so tief im Herzen, daß es ihm unmöglich dünkte, ihr jemals entsagen zu können. Zum Freunde, der jetzt sehnsüchtig seiner Rückkehr harren mochte, konnte er nicht gehen; nach Hause wagte er sich auch nicht — hinaus, hinaus! In's Freie trieb es ihn, in die Nacht, aus dem Bereich der Menschen hinaus. So stürmte er von der Chaussee herab auf einem Feldwege dem nächsten Dorfe zu. Die Wölkchen im letzten Purpur der längst gesunknen Sonne schienen ihm Amoretten, die ihm mit Blumengewinden entgegenschwebten, aus den Büschen am Wege aber stiegen verdächtige Schreckensgestalten, die kreuzten ihm den Weg, grinsten und schnitten Gesichter und riefen: Verräther! Scheusal! Scheusal! Und dann wurden in ihm eine Menge Erinnerungen rege, wie ähnliche, oft weit geringere Fälle die Sterblichen schon zu den gefährlichsten Duellen geführt hatten. Ein Zweikampf mußte das Resultat auch seiner That sein, und seine Phantasie malte sich die ganze Situation in den fürchterlichsten Farben aus. Er hatte zwar selbst niemals die Führung einer Waffe gelernt, aber er erinnerte sich lebhaft aus seinen Universitätsjahren eines Zweikampfes auf dem Fechtboden, bei welchem Blut geflossen war. Es stand fest bei ihm, er mußte sich schon morgen auf Degen oder Pistolen einüben. Aber der Conrector — würde der sich denn schlagen oder schießen wollen? Und wenn er es wollte — dies Aufsehn im Lehrer-Collegium, in der ganzen Stadt, wahrscheinlich auch in den Zeitungen! Ha, der Gedanke hatte, trotz alledem, etwas Großes an sich! Aber wenn er nun den armen Conrector im Duell tödtete, wenn er als Mörder ergriffen würde — Galgen, Rad und Guillotine standen vor seiner Seele, er schauderte zusammen und schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirn. Im schrecklichsten Zustande kam er im Dorfe an, und steuerte, ohne es zu wissen, in ein Vergnügungslocal, welches die Städter häufig besuchten. Es war leer dort, er warf sich in die Ecke eines Sophas, stierte in die lange Schnuppe des vor ihm stehenden Talglichtes und bestellte beim Kellner einen Eierkuchen — vielleicht den letzten seines Lebens. — — —

Frau Werner kam mit ihrer Tochter Bertha nach Hause. Nun, mein Hannchen, rief die erstere, wie hast Du Dir inzwischen die Zeit vertrieben? — Ausgezeichnet, rief die junge Dame, die wir im Garten kennen gelernt haben; ausgezeichnet, liebe Tante! Ich habe gelesen. Es war auch ein Herr da — ich kenne ihn natürlich nicht, und habe ihn gebeten, ein ander Mal wieder zu kommen.

Wahrscheinlich wollte er zum Onkel, sagte Frau Werner. Wir haben Dich lange allein gelassen, armes Kind! — Ich habe mir die Zeit sehr gut vertrieben, liebe Tante, sagte Hannchen. Ach, was ist es schön hier! Wie bin ich Euch dankbar, daß Ihr mich einmal wieder mit nach der Stadt genommen habt! Zu Hause in unserm kleinen Neste erlebt man gar nichts, hier aber in einem Nachmittag so viel, daß man für's ganze Leben darüber zu denken hat. — Du bist ein gutes, bescheidnes Kind, mein Hannchen, sagte die Tante. Kommt nur bald zum Thee, ihr Mädchen, der Vater ist auch schon zu Hause. Nachdem Frau Werner sich entfernt hatte, ergriff Hannchen ihre Cousine Bertha am Arme und zog sie noch einmal durch den Garten. An einer entlegenen Stelle langte sie den empfangenen Brief aus der Tasche und überreichte ihn ihr. Das ist sicherlich ein Liebesbrief! rief Hannchen. Von wem er ist, weiß ich nicht, aber der ihn überbracht hat, war ein allerliebster Mensch. Wahrscheinlich ein Freund von Deinem Briefschreiber — Du, Bertha, er kann reden wie ein Buch, so etwas hab' ich noch nicht gehört. Und die Hand hat er mir küssen wollen — weißt Du was? Der interessirt

sich sehr für mich und ich hoffe ihn zu nehmen! — Bertha traute ihrem Gehör nicht. Sie zweifelte, ob sie das dicke räthselhafte Schriftstück, welches Hannchen ihr gab, annehmen dürfe. In der That wußte sie unter den ihr bekannten Männern keinen, von dem sie eine derartige Annäherung hätte erwarten können, auch war ihr Mädchensinn durchaus nicht von der naiven Keckheit und schnell bereiten Anknüpfungsfreude, wie der ihrer kleinstädtisch offenherzigen Cousine. Sie versenkte schweigend und betroffen den Brief in ihre Tasche und eilte am Arme des fortwährend schwatzenden Hannchens in das Haus. Am Theetisch war Bertha heute sehr still, was sonst nicht in ihrer Art lag, so daß die Eltern eine besorgte Frage an sie richteten. Hannchen dagegen war des besten Humors und erhielt Alle in guter Laune. Endlich war der Augenblick gekommen, wo sich die Mädchen auf ihr Schlafzimmer begeben konnten. — Jetzt lies vor allen Dingen Deinen Brief! rief Hannchen, indem sie sich mit geschäftiger Hand ein Nachtcostüm zurechtmachte. Bertha öffnete das Schreiben mit einigem Widerstreben und begann zu lesen. Die Lesung zog sich etwas in die Länge, und Hannchen, die ihrer Neugier nicht mehr gebieten konnte, ergriff die Blätter, breitete sie erstaunt aus und rief: Nein, ist mir so ein langer Brief vorgekommen! Vier große Bogen! Was steht denn drin? — Bertha sah gedankenvoll vor sich hin und sagte: Der Conrector Stievel bietet mir seine Hand an, aber in so wunderlichen Ausdrücken, daß ich den Mann aus diesem Briefe gar nicht wieder erkenne. — Hannchen jauchzte laut auf: Stiefel heißt er? Oho, da hat meiner gewiß einen hübscheren Namen! Aber nimm ihn nur: Warum hast Du mir denn niemals von Deinem Verhältniß erzählt? — Weil das Verhältniß nicht existirt hat, entgegnete Bertha. Der Conrector ist kein übler Mann, aber grenzenlos schüchtern. Ich habe oft abscheulichen Spott mit ihm getrieben, und muß mich Angesichts dieses Briefes aus tiefster Seele schämen! — J, das kannst Du Alles wieder gut machen! rief Hannchen. Nimm Du Deinen Stiefel nur, wie ich meinen — ja jetzt weiß ich nicht, wie meiner heißt! Ach wie werden sich meine Freundinnen zu Hause alle ärgern, wenn es heißt, daß ich mich hier gleich verlobt habe: Die hochnäsige lange Sophie, die immer thut, als könnte sie alle Männer haben und wolle nur keinen nehmen? Die kluge Henriette, die auf alle herabsieht, weil sie sich für gebildet hält; hernach Meier's Karoline, die da meinte, sie hätte den Candidaten schon ganz sicher; dann die Selma Wuschke, na, die erst, mit ihren ewigen Klatschereien! Nur die Albertine, die zu Pfingsten heirathet, die gönnt mir's, der will ich's auch zuerst schreiben. Ich versichre Dir, Bertha, mein Gegenstand ist ein ganz allerliebster, nur war er Anfangs zu schüchtern. Die Schüchternheit muß er sich abgewöhnen.

Bei der Erwähnung der Schüchternheit überkam Bertha ein beunruhigender Gedanke. Hast Du, sagte sie, den Ueberbringer dieses Briefes nicht nach seinem Namen gefragt? — Nein, das hab' ich vergessen, entgegnete Hannchen. — War er groß? — Nun, Mittelgröße. — Braunes Haar? — Ja, braunes, etwas gelocktes Haar und einen Backenbart. — Graue Augen? — Ich denke, graue. — Und sehr schüchtern? — Ganz unglaublich schüchtern, sag' ich Dir, es war Anfangs kein Wort aus ihm herauszubringen. — Liebes Hannchen, sagte Bertha zögernd, ich fürchte, der Ueberbringer des Briefes war der Conrector Stievel selber. — Was? schrie Hannchen entsetzt: Nein, das ist nicht möglich! Es muß ein Freund von ihm gewesen sein! Wer wird denn seine eigenen Briefe selbst überbringen? — Ich weiß, sagte Bertha, daß er hier keinen Freund hat, daß er sehr vereinsamt lebt. Ich habe die Ueberzeugung, er ist selber hier gewesen. — Na, das wäre eine schöne Geschichte! rief Hannchen, indem sie sich entrüstet im Bette aufsetzte. Dein Stiefel schreibt vier Bogen lange Briefe an Dich und zu mir kommt er, um mir die Cour zu machen? das ist schändlich, das ist nichtswürdig! Und Du bist so ruhig dabei? Du meinst wohl, weil Du ihn sicher hast, könnte ich mich ärgern, so viel ich wollte? So! Du bist eben so heimtückisch, ich habe mich in Dir getäuscht und hätte nie gedacht, daß ich solche Erfahrungen an Dir machen würde! Ja, freue Dich nur, Du hast ihn noch gar nicht so sicher, es können noch ganz andere Dinge geschehen, von denen Du keine Ahnung hast, Du eingebildete Person!

Aber Hannchen, rief Bertha, von dem Betragen ihrer Cousine durchaus nicht angenehm berührt — Du hast Unrecht, gleich in dieser Weise heftig zu werden. Ich versichere Dir, daß ich zwar alle Hochachtung vor dem Conrector habe, daß es mir aber noch nie bisher in den Sinn gekommen, ihn zu heirathen und daß ich von seinem Briefe höchlich überrascht bin. Ist mir denn nicht gestattet, zu erstaunen, wenn ich erfahre, daß er nach einem solchen Briefe an mich Dir eine mündliche Liebeserklärung macht? Ach — Hannchen', hat er Dich denn wirklich merken lassen, daß er Dich liebe?

In Hannchen's Phantasie stand das Abenteuer des letzten Nachmittags plötzlich in vertausendfachter Vergrößerung da. Sie war überzeugt, daß der Jüngling zu ihren Füßen gelegen, ihr die heiligsten Schwüre gethan, daß er erklärt habe, sie oder keine müsse sein Weib werden. Und indem die Zunge mit ihrem

Gewissen davonlief, gab sie im leidenschaftlichen Redestrom ihrer Cousine eine Schilderung, welche Bertha überzeugen mußte, daß der Conrector plötzlich im Betreff seiner Wahl andern Sinnes geworden sei. Bertha fühlte sich tief verletzt und vielleicht war es nur dies Gefühl, welches ihre Thränen plötzlich fließen machte. Das wirkte auf Hannchen zurück. Auch sie brach in einen Strom von Thränen aus und so saßen die beiden jungen Mädchen weinend in ihren Betten, erfüllt von Unwillen über die Wankelmüthigkeit, Unzuverlässigkeit und Unsittlichkeit der Männer. — —

Inzwischen harrte Friedrich Stievel noch immer der Rückkehr seines Freundes entgegen. Er blieb gar zu lange, was konnte in diesen schrecklichen Stunden alles geschehen sein! Der Conrector nahm den Cicero vor; er fand den alten Heiden sehr langweilig. Er schlug andere Bücher auf, darunter zufällig Bürger's Gedichte; sie versetzten ihn nur noch in größere Aufregung und Unruhe. Jeder Tritt der Vorübergehenden rief ihn an's Fenster, er sah hinaus, so lange noch ein Tagesschimmer am Himmel war. Die Straßen wurden dunkel, die Gestalten der unten Wandelnden schwarz und unerkennbar, er mußte das Spähen aufgeben. Er zündete die Studirlampe an; der Platz am Arbeitstische kam ihm wie eine Folterbank vor. Mit großen Schritten durchmaß er das kleine Zimmer. Er hat sie zu Haus getroffen! dachte er, er muß sie getroffen haben, woher sonst der lange Aufenthalt? wie wird der Brief gewirkt haben? Wenn sie nein gesagt hätte! — Es wurde später und später, der Conrector lauschte auf die Viertelstundenschläge der Thurmuhr. Jetzt knarrt die Treppe — er reißt die Thür auf, um dem Liebesboten zu leuchten — seine Wirthin ist's. Es schlägt neun Uhr, wo in aller Welt bleibt Theobald? Eine Angst überfällt ihn. Sie steigert sich, sie wird gegen halb zehn Uhr fast zum Herzkrampfe. Da nimmt er seinen Hut, gibt der Wirthin die Weisung, er gehe zum Doctor Spaatz und werde im erforderlichen Falle dort zu finden sein und eilt hinaus. In Theobald's Wohnung sieht er kein Licht und bleibt unschlüssig vor der Thüre stehen. Unwillkürlich führt sein Fuß ihn die Straße auf und ab. Jedem entfernten Tritte fliegt er entgegen — es wird zehn Uhr — man schließt die Häuser, der Nachtwächter tritt seine Regierung an. Friedrich Stievel ist in halber Verzweiflung und schreitet langsam nach Hause. Da hört er in der Entfernung ein Gespräch mit dem Nachtwächter, er täuscht sich nicht, es ist vor Theobald's Wohnung. Mit zitternden Knieen eilt er zurück. Der Nachtwächter bestätigt ihm, daß der Doctor Spaatz nach Hause gekommen sei. Der Conrector weiß sich durch ein Geldstück Einlaß zu verschaffen und stolpert die Treppen hinauf. — Theobald Spaatz hat seine Thür sorgfältig verschlossen, da hört er Tritte auf der Treppe und preßt vor Beklemmung die Lippen aufeinander. Der Conrector geht an seine Thür, Theobald beschließt, noch nicht zu Hause zu sein. — Mach auf! ruft Friedrich, ich bin's, ich sehe durch's Schlüsselloch Licht in Deinem Zimmer! — Spaatz wankt zur Thür und öffnet.

Theobald! warum kommst Du nicht zu mir? ruft der Conrector, indem er in das verstörte Gesicht des Andern sieht. Mein Gott, was ist vorgefallen? Hast Du den Brief abgegeben? Theobald nickte, am ganzen Leibe zitternd. Wo aber, fuhr der Conrector fort, warst Du so lange? Hast Du sie gesprochen? Was sagte sie? Rede doch — o Himmel, Dir ist ein Unglück begegnet, ich erkenne Dich kaum wieder! Fasse Dich, sag mir Alles, ich muß es wissen! — Theobald fand die Sprache nicht, er kämpfte mit sich selber. Endlich rief er: Freund, es ist furchtbar, aber ich kann es Dir nicht ersparen! Ich sah sie — sprach sie allein — oh, sie ist göttlich! Ich selbst liebe sie — habe ihr meine Liebe zu verstehen gegeben! Sie gab mir diese Rose — und lud mich ein, wieder zu kommen!

Friedrich Stievel war einer Ohnmacht nah. Er wankte und sank mit schlaff herabhängenden Armen auf einen Stuhl neben der Thür. Theobald Spaatz aber hatte inzwischen die Bemerkung gemacht, daß in diesem Verhältniß etwas phantastisch Gewaltiges sei und beschloß, als er den Freund zusammenbrechen sah, durchaus in seiner Rolle zu bleiben. Ja, sie liebt mich! rief er, und gegen alle Mächte des Himmels und der Erde werde ich sie mir erringen und vertheidigen! Mit untergeschlagenen Armen ging er im Zimmer auf und nieder und warf sich endlich in eine Ecke des Sofas. Lautloses Schweigen herrschte eine Weile im Zimmer, das Talglicht brannte düster und düster war die Stimmung der Männer. Da erhob sich der Conrector, stieß einen leisen Seufzer aus und trat dann gefaßt und mit ruhigem Ernste vor den Verräther. Du hast Dich nicht als Freund erwiesen, Theobald! sagte er fest. Ich vertraute Dir mein Heiligstes an und Du hast Deine eigenen selbstsüchtigen Zwecke verfolgt. Daß sie schön und liebenswürdig sei, hatte ich Dir gesagt. Du mußtest behutsam sein, wenn Du mein Freund warst, mußtest Dich dem Eindruck zu entziehen suchen, selbst wenn es Dich ein Opfer gekostet hätte, — so wenigstens würde jeder ehrliche Mann gethan haben. Du behauptest, ihr meinen Brief gegeben zu haben — wenn das der Fall ist und Du dann noch egoistisch Deiner eigenen Regung gehorchtest, so weiß ich nicht, ob ich dies Abspielen zweier entgegengesetzten Rollen für mehr lächerlich oder — nichtswürdig hal-

ten soll! Ich habe mich in Dir getäuscht, ich werde fortan meinen Weg allein gehn! — Während der Conrector dies sprach, war in dem Wesen des sonst so schüchternen Mannes etwas von Würde und männlicher Festigkeit zu sehen, wie sein sonstiges Gebahren es kaum hätte erwarten lassen. Theobald Spaatz nahm dies mit Erstaunen und Schrecken wahr und stürzte aus der tragischen Heldenrolle in die tiefste Beschämung und Zerknirschung. Ein tiefes Stöhnen war Alles, was er zu äußern vermochte, er sah im Geiste den Conrector schon die Pistole aus der Tasche ziehn. Der aber fuhr fort: Wer von uns die größeren Anrechte auf Bertha hat — das ist eine nicht zu entscheidende Frage. Jedenfalls aber mußte mein langes bescheidenes Werben um sie Dir Achtung gebieten. Vielleicht habe ich kein Recht an sie, Du aber hattest eine Pflicht gegen mich. Du hast dieselbe in schimpflicher Weise verletzt. Ob sie Deine jählings aufgeschossene Neigung erwiedert, werde ich sie selber fragen. Ich habe durch Dich die ernste Lehre empfangen, daß der Mann ungethan lassen muß, was er nicht selber thun kann!

Bei diesen Worten ergriff er den auf dem Tische liegenden Hausschlüssel, setzte den Hut auf, und verließ das Zimmer — ein veränderter Mann. Theobald Spaatz aber war vernichtet, und selbst das Gefühl seiner brennenden Leidenschaft konnte ihm in diesem Augenblick keine Beruhigung geben. Bald darauf lagen alle vier Hauptpersonen unsrer Geschichte in ihren Betten und fühlten sich sehr unglücklich. — —

Als Theobald am andern Morgen seinem Freunde auf dem Corridor des Schulgebäudes begegnete, vermochte er ihm nicht in die Augen zu sehen. Sein Herz war wie zusammengeschnürt, er verwirrte sich fortwährend in der Schulstunde. Während er sonst die Heldenthaten der Weltgeschichte mit einem Feuer schilderte, welches manche seiner Schüler so lebhaft begeisterte, daß in der Pause die entsetzlichsten Prügeleien auf dem Hofe in Scene gingen, war sein Vortrag heut lau und theilnahmlos. Unglücklicherweise hatte er gerade den Verrath Heinrich's des Löwen und den Abfall desselben von seinem Freunde und Kaiser Friedrich Barbarossa zu entwickeln, ein Stoff, der ihn heut zur Verzweiflung brachte. Er fühlte sich ganz den gedemüthigten, schuldbewußten Löwen, er sah den Conrector Friedrich Stievel ganz als edlen großen Barbarossa. Es war eine schreckliche Stunde! Nachdem sein Tagewerk gethan war, ging er nicht wie sonst den Freund zum Spaziergang abzuholen, sondern er machte seinen Weg allein. Und da er einen seiner düstern Stimmung entsprechenden Weg suchte, und ihm der Kirchhof die angenehmste Räumlichkeit dazu schien, so wandelte er zwischen den Gräbern auf und ab, und stellte die grauenhaftesten Betrachtungen über Leben, Tod und Ewigkeit an. — Der Conrector seinerseits hatte ebenfalls einen bösen Tag. Er hätte zwar gern Bertha noch heut persönlich aufgesucht, aber Berufsarbeiten aller Art machten es ihm unmöglich, so daß er den Besuch auf morgen zu verschieben beschloß. War Theobald heut zerstreut und übel aufgelegt für den Schulunterricht, so schien sich in dem Conrector ein ganz andrer Geist geltend zu machen. Seine Schüler, welche sich bei ihm mancherlei zu erlauben pflegten, nahmen heut eine noch unbekannte Strenge und Energie in ihm wahr, und konnten sich, nachdem ihrer mehrere abgestraft worden waren, eines aufkeimenden Respects gegen ihn nicht erwehren. — Schon brannte die abendliche Studirlampe im Zimmer des stillen Mannes, als seine Wirthin eintrat und ihm einen Brief überreichte, welchen, wie sie sagte, ein Knabe bei ihr abgegeben hatte. Der Conrector öffnete das Papier, und fand folgende Worte: „Herr Conrector Stiefel wird ersucht, sich Morgen Abend um sechs Uhr hinter der Mauer des alten Kirchhofs einzufinden, wo ihn eine Dame durchaus sprechen m u ß." Die Unterschrift fehlte, aber das m u ß war sechsmal unterstrichen. Unser Freund war überrascht, sein erster Gedanke war, daß die anonyme Schreiberin Niemand anders als Bertha sein könne. Aber — Bertha wußte doch, daß die zweite Silbe seines Namens nicht mit einem f, sondern mit einem v anfange, er erinnerte sich, daß einst im Werner'schen Hause harmlos darüber gescherzt worden war. Er faltete den Brief zusammen, und beschloß der Einladung auf gut Glück zu folgen. — Wir aber, die wir in der glücklichen Lage sind, uns mit einer Art von Allwissenheit durch den Kreis der hier betheiligten Personen zu bewegen, erkennen in der Absenderin keine andre, als Hannchen, die schnell fertige Kleinstädterin. Das liebe Kind war am Morgen, wider Gewohnheit, mit einem Seufzer erwacht, einer Aeußerungsweise, die ihrem sonstigen Wesen durchaus fremd war. Sonst pflegte sie, lebhaft wie ein Wiesel, mitten in den Morgen hinein zu springen, trällernd, lachend, wirthschaftlich geschäftig, überall angreifend, häusliche Arbeiten wie Vergnügungen mit gleich frischem Interesse erfassend. Rüstig bei der Hand und kurz angebunden war ihr ganzes Wesen. Auch die Dinge um sich her wollte sie fertig oder leicht ergreifbar wissen, jede Unentschiedenheit war ihr ein Gräuel. Der Streit mit ihrer Cousine lag ihr schwer auf der Seele, und das Erste, was sie am Morgen that, war eine rasche Versöhnung, und der geheime Entschluß, dem Räthsel selbstthätig nachzuspüren. Es lebte noch die stille Hoffnung in ihr, daß der Briefschreiber und der Rosenempfänger

zwei verschiedene Persönlichkeiten sein müßten, denn unglaublich war ihr der Gedanke, daß ein Mensch das, was er mit dem ihm von Gott zum Reden gegebenen Munde sagen könne, persönlich schwarz auf weiß überbringen solle. In listiger Weise wußte sie im Laufe des Tages die Wohnung des Conrectors zu erfragen, und gab den oben erwähnten Zettel einem Knaben, welcher bei der Gartenarbeit beschäftigt war. —

Als die zum Stelldichein anberaumte Stunde gekommen war, nahm Hannchen Hut und Shawl, und begab sich, unter dem Vorwande eines kleinen Geschäftsganges, an die Umfassungsmauer des alten Kirchhofes. Es war eine wenig betretene Gegend. Die Mauer stieß an ein weites Stoppelfeld, das Terrain war leicht zu übersehen. So schritt Hannchen entschiedenen Fußes auf dem Boden verhängnißvoller Entscheidung auf und nieder, und blickte mit Augen von der Schärfe des Luchses bald nach rechts, bald nach links. Inzwischen hatte Theobald Spaatz auch heut seine melancholische Kirchhofswanderung angetreten, und bog, in der Absicht, einen entfernteren Feldweg zu betreten, um die Ecke der Mauer. Er sah eine Gestalt in der Entfernung hinter der Mauer umherspazieren, und erkannte mit halb freudiger, halb beängstigender Ueberraschung die Dame seines jüngsten Neigungsgeflackers. In demselben Augenblick wendete Hannchen sich um, erkannte auch ihn, und mußte aus seinem Hiersein annehmen, daß er Derjenige sei, an welchen sie ihre Zeilen gerichtet hatte. Abscheulich! Schändlich! rief es in ihr; ein und derselbe ist's, der mich und Bertha betrogen hat! Ihr ganzes Innere empörte sich wider ihn, und in dem Gefühle, ein unverzeihliches Unrecht erduldet zu haben, war nicht der Gedanke an Flucht der vorherrschende in ihr, sondern der der Strafe an dem Unwürdigen. Mit raschen kleinen Schritten eilte sie ihm entgegen. Auch Theobald Spaatz näherte sich ihr, wenngleich nicht mit derselben Schnelligkeit. — So, mein Herr! rief sie ihm schon von Weitem entgegen — das ist also Ihre Art, mit jungen Damen umzugehn! Der Einen Liebesbriefe schreiben, und der Andern die Hände küssen und großartige Reden hersagen! Schämen Sie sich! Ich werde Ihr Betragen in der ganzen Stadt ausrufen, damit sich alle Welt vor Ihnen hüte. Hätte ich gewußt, daß ich es mit einem so unzuverlässigen Manne zu thun habe, so würde mein Benehmen vorgestern ein andres gewesen sein. Ja, das versichre ich Ihnen! Denken Sie, man kommt aus einer kleinen Stadt herein, um sich hier etwas weiß machen zu lassen? Wir sind auch nicht auf den Kopf gefallen, und wollen den gelehrten Herren beweisen, daß wir uns keine Ungezogenheiten gefallen lassen! — So ging es im unaufhaltsamen Redestrome fort, und Theobald stand wie vom Donner gerührt, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Was aber seine Lage verschlimmerte, war die Wahrnehmung, daß im Hintergrunde die Gestalt Friedrich Stievel's auftauchte und sich mit heftigen Schritten näherte. O Himmel, dachte er, jetzt sieht er mich hier mit seiner Geliebten stehn, und muß glauben, dies sei ein beabsichtigtes Stelldichein! — Der Conrector seinerseits erblickte den verrätherischen Freund neben einer ihm fremden Dame, und da er nun zu der Annahme kam, daß er es mit einem entlarvten Don Juan zu thun habe, förderte er seine Schritte, um die Unglückliche zu retten.

Trauen Sie dem Heuchler nicht, mein Fräulein! rief er, bei der Gruppe angelangt; trauen Sie ihm nicht, er pflegt sich Damen gegenüber durchaus nicht gewissenhaft zu betragen!

Hannchen schrak doch ein wenig zusammen, als sie plötzlich die Stimme eines Fremden, und zwar mit so strenger Mahnung, neben sich hörte. Der Conrector aber fuhr fort: Ich erbiete mich, Sie ihm gegenüber zu beschützen, ja ich halte es für meine Pflicht, Sie mit seinem Wesen bekannt zu machen. Er hat sich gegen eine Dame, die mir theuer ist, vergangen, er hat um ihre Liebe geworben, er wird auch an Ihnen zum Verräther werden. Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich, ein Ihnen völlig Unbekannter es wage. — — Also auch noch gegen andre Damen hat er sich vergangen? rief Hannchen, schnell gefaßt. Ich danke Ihnen, mein Herr, und werde Ihren Rath zu nützen wissen!

In Theobald Spaatz aber dämmerte plötzlich ein Licht. O Himmel! rief er — mein Fräulein, kennen Sie den Herrn nicht?

Ich habe heut zum ersten Mal die Ehre — entgegnete Hannchen.

Ich bin der Conrector Stievel, entgegnete Friedrich, man kennt mich als unbescholtenen Charakter, und Sie, mein Fräulein, können sich auf mich verlassen.

Hannchen machte große Augen, eine wohlthuende Ueberraschung rief ein frischeres Roth auf ihre Wangen, und mit vergnügter Miene betrachtete sie den rechtmäßigen Conrector von oben bis unten. Sie sind der Herr Stiefel? rief sie. Na, die Bertha wird Augen machen, wenn sie diese Geschichte erfährt!

Bertha? Bertha? stammelte Theobald; haben wir denn nicht die Ehre, hier mit Fräulein Bertha Werner zu reden?

I Gott bewahre! rief Hannchen. Ich heiße Johanna Wohlgemuth und bin bei meinem Onkel Werner zum Besuch! Sie haben mich für meine Cousine Bertha angesehn? Nein, das ist zum Todtlachen! Jetzt wird mir die Verwirrung klar. Aber warum haben Sie,

mein Herr, mir vorgestern nicht ihren Namen gesagt?

O mein Gott! sagte Theobald, dadurch ist die ganze Verwirrung entstanden! Ich heiße Theobald Spaatz, bin Oberlehrer am Gymnasium, Doctor der Philosophie und College meines Freundes Stievel.

Spaatz? fragte Hannchen gedehnt, indem sie, etwas enttäuscht, diesen Namen mit dem des Conrectors verglich.

Mein Fräulein, nahm Friedrich Stievel jetzt das Wort, ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet, daß Sie sich der Lösung dieser unglücklichen Verwirrung so gütig unterzogen haben. Darf ich die Frage an Sie richten, ob Fräulein Bertha meinen Brief — ob ich hoffen darf? —

Hannchen nickte schalkhaft. Die Bertha hat den Brief gelesen, sagte sie, und — wird sich gewiß recht sehr freuen Sie bald zu sehen. Und was Sie betrifft, mein Herr, fuhr sie zu Theobald gewendet fort, so habe ich Sie — vielleicht zu abstoßend behandelt — es thut mir leid, aber — die Geschichte war gar zu verwickelt. Doch ich muß nach Hause. Wir werden uns freuen, die Herren bald bei uns zu sehen! Mit diesen Worten knixte sie und eilte leichtfüßig davon.

Theobald aber athmete tief auf und rief: Verzeihung, Friedrich! Und der Conrector öffnete milde lächelnd die Arme und empfing den Reuigen an seiner Brust. Auf dem Heimwege erzählte Theobald dem Freunde das Nähere der schrecklichen Vorgänge, und versöhnt sahen die glücklichen Schulmeister ihren schönen Hoffnungen entgegen. — Drei Wochen nach diesen Vorgängen schrieb Hannchen folgenden Brief an eine Freundin, welche in ihrem Heimathstädtchen wohnte:

„Theure Albertine! Von der Verlobung meiner Cousine Bertha mit dem Conrector Stievel wirst Du wohl durch meine Eltern erfahren haben, welchen ich dieses Ereigniß mittheilte. Heute lege ich einem Brief an meine Eltern diese Zeilen an Dich bei, um Dir die freudige Nachricht zu melden, daß auch ich mich verlobt habe, und zwar mit dem Oberlehrer Dr. Spaatz. Ach ich bin sehr glücklich! Theile das den andern Mädchen mit. Mein Theobald ist ein sehr gelehrter Mensch, ebenso wie auch Bertha's Bräutigam. Er hat aber manche Eigenschaften, die ich ihm noch abgewöhnen will. Manchmal ist er ganz außer sich vor Poesie, und manchmal wieder ganz schüchtern. Ich habe schon gemerkt, daß man Alles aus ihm machen kann, wenn man ihm nur ordentlich auftrumpft, und ich will mir schon einen guten, gehorsamen Mann an ihm erziehen. Weißt Du, diese gelehrten Männer können sich meistentheils gar nicht zurechtfinden im Leben. Ach, ich werde Dir mündlich Geschichten erzählen, über die Verwirrung, die wir schon gehabt haben, daß Du Dich wundern sollst. Da halte ich es für eine große Wohlthat, wenn sie Frauen bekommen, die sie im Leben ordentlich zurechtweisen. Und auch für eine Frau halte ich es für sehr angenehm, wenn sie einen Mann hat, den sie leiten kann, wohin sie will. Beherzige das doch ja, liebe Albertine, Dein Bräutigam scheint mir zu viel Willen zu haben. Auch die Bertha wird mit ihrem Conrector nicht so leicht umspringen können. Er scheint zwar sehr sanft, hat es aber doch hinter den Ohren. Ich habe täglich Streit mit der Bertha, die ihren Bräutigam durchaus nicht nach meiner Art erziehen will. Mein Onkel hat mir ein sehr schönes seidenes Kleid geschenkt, ich lasse mir's ganz modern machen. Für meinen Bräutigam werde ich dieser Tage ein Schlummerkissen zu sticken anfangen. Es wird ein reizender Winter werden, in drei Wochen ist der erste Casinoball, es werden ihrer achte sein. Wir sind schon jetzt so viel in Gesellschaft, daß die Tante meint, es wäre für den Anfang zu viel, ich will mich aber nicht grämen, wenn es noch toller kommt. Ich muß schließen, denn ich erwarte meinen geliebten Theobald jeden Augenblick. Leb wohl und vergiß nicht Deine Dich ewig liebende Freundin — Johanna Wohlgemuth. —"

Charakterbilder
osmanischer Sultane.

Von L. Stacke.

Die orientalische Frage, welche in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch genommen hat, ist keineswegs neu; sie ist, wie ein Forscher osmanischer Geschichte mit Recht bemerkt, mit dem Erscheinen der Türken auf europäischem Gebiete gegeben, und tritt von da an, in den verschiedensten Phasen ihrer Entwickelung oft genug in den Vordergrund der Geschichte. Das Reich, welches der verstorbene Kaiser von Rußland mit einem siechen Manne verglich, stand einst in der Blüthe seiner Kraft, im Vollbesitze gewaltiger Macht da, und das Interesse für die Angelegenheiten des hinsiechenden Türkenreiches hat die Theilnahme für dessen frühere Geschichte auch in weiteren Kreisen rege gemacht. Wir hoffen deshalb keinen unangemessenen Gegenstand unsrer geschichtlichen Darstellungen gewählt zu haben, wenn wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf die Vergangenheit des türkischen Reiches lenken.

Dabei ist es nicht unsre Absicht, eine eigentliche türkische Geschichte, sei es auch nur in den äußersten Umrissen, zu geben, vielmehr haben wir uns die Aufgabe gestellt, vorzugsweise die Charakterbilder osmanischer Sultane, denen das Reich seine Entstehung, Blüthe und Entwickelung verdankt, nach quellenmäßigen Forschungen zu zeichnen und den Gang der Kriege und Eroberungen nur insofern es zum Verständniß des Ganzen nöthig ist, anzudeuten. Zuvor aber dürfte es angemessen sein, die Weltlage zur Zeit des Auftretens und Fortschreitens des Islam überhaupt, als der Osmanen insbesondere eines flüchtigen Blickes zu würdigen.

Als die stürmischen Wogen der Völkerwanderung vorüber gerauscht waren, begann in den aus der gewaltigen Strömung hervorgegangenen germanischen Reichen das christliche Leben in eine äußere todte Werkheiligkeit zu verfallen, welche nicht im Stande war, die Früchte des echten Glaubens zu erzeugen und damit versank auch das politische Leben dieser Staaten in Stagnation und Fäulniß. Die heidnischen Völker Asiens hatten in früheren geschichtlichen Perioden ihre universalhistorische Aufgabe erfüllt und ihre Kraft erschöpft; nur Arabien, dieses Land mit seinen wanderlustigen, phantasiereichen, ritterlich-abenteuerlichen Bewohnern, war noch nicht auf den Schauplatz der Weltgeschichte getreten. Auch seine Zeit sollte kommen. Aus heidnischen, jüdischen und christlichen Religionselementen schmolz Mahomed seinen neuen Glauben, den Islam, zusammen, und gab dadurch für die orientalische und occidentalische Welt den Anstoß zu den erschütterndsten, folgenreichsten Bewegungen. Für die in Trägheit und Erschlaffung verfallenen Völker des Orientes war der Islam durch die in ihm liegenden, wenn auch noch so getrübten Strahlen der Wahrheit doch ein Ferment, welches in ihnen eine Aufraffung und Neubelebung ihrer Kraft bewirkte, sie über die Grenzen ihres Erdtheiles hinausriß und zu neuen politischen Gestaltungen befähigte. Für die gesunkenen Zustände des christlichen Abendlandes war durch den Islam, wie denn alle Entwickelung und Fortbildung durch Gegensätze geschieht, das nothwendige Element des Gegensatzes gegeben, durch dessen Bekämpfung die christliche Welt des Abendlandes von Neuem erstarken, fremde Bildungselemente in sich aufnehmen und neu verarbeiten sollte. Dies ist die historische Bedeutung des Islam. In dem Gange, den seine Eroberungen nahmen, erwies sich das Mittelmeer, gleichwie in der alten Geschichte, als bestimmende physische Macht. Auf den Schwingen fatalistischer Begeisterung ergossen sich die erobernden Araber wie eine reißende Fluth über die ganze Nordküste Afrikas, wo die Säulen des Herkules ihnen nur auf kurze Zeit Halt geboten.

Dem frischen, gestaltungsfähigen Leben erliegt überall der Zustand der Fäulniß und Auflösung und so war es nur die Erfüllung einer Naturnothwendigkeit, daß das zerrissene Westgothenreich in siebentägiger Schlacht dem stürmischen Andrang des Islam unterlag. Aber aus den Trümmern des Reiches gingen im Streite des christlichen mit dem mahomedanischen Elemente neue Staatenbildungen hervor, welche die schönsten Blüthen christlichen Lebens erzeugten und in einem fast achthundertjährigen Kampfe dem eingedrungenen Feinde seine Eroberungen wieder entwanden. In voller Lebenskraft stand dies Reich der Franken da, von der Vorsehung besonders berufen, Träger christlicher Bildung zu sein. Es war keine Schlacht um ein Stück Landes, welche Karl Martell mit seinen Franken gegen die Araber schlug: es war einer jener Kämpfe von der größten weltgeschichtlichen Bedeutung, in denen die Geschicke der Völker für alle Zukunft bestimmt werden. Wie einst auf den catalaunischen Gefilden entschieden ward, ob römisch-germanische Bildung, oder hunnische Barbarei unsern Erdtheil beherrschen sollte, so ward in jener Schlacht zwischen Tours und Poitiers entschieden, ob der Halbmond oder das Kreuz die europäische Welt regieren würde.

Während jedoch im Westen Europas, wo die christliche Lehre im Staatsleben überwiegend ein *gestaltendes* Moment war, das christliche Princip den Islam siegreich überwältigte, mußte im Osten das byzantinische Reich, weil in ihm die christliche Lehre der vorhandenen Cultur mehr nur äußerlich angepaßt war, den wiederholten Angriffen des Halbmondes erliegen. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die Lebenszeichen dieses Reiches, dessen düsteres Dasein nur vorübergehend von wenigen Lichtpunkten erhellt wird, bis tief in das Mittelalter hinein dauerten. Nur die Lage seiner Residenz macht diese Erscheinung erklärlich, und an diese knüpft sich auch das, was hier von Lebensspuren zu erwähnen ist. Der Hang zu dogmatischen Streitigkeiten reichte von der obersten Spitze des Reiches bis tief in die untersten Schichten der Gesellschaft und nahm oft einen politischen Charakter an. Wollte ein Kaiser sich halten, so mußte er Theologe sein, denn hier ward die Politik zur Dogmatik und die Dogmatik zur Politik. Das Reich erstarrte in todtem Glauben und unfruchtbaren Kirchenwerken, siechte in Kraft- und Sittenlosigkeit dahin, und war für nationale Wiederbelebung völlig untüchtig. Bei einem solchen Zustande der inneren Auflösung war es kein Wunder, daß die neu aufstrebende Macht der Türken allmälig den Sieg errang, eine Provinz des Reiches nach der andern an sich riß und endlich den letzten Rest in Trümmer stürzte.

Die Türken oder Osmanen, ein den Tartaren

verwandter Stamm, wohnten ursprünglich als Hirten- und Jägervolk in dem Steppenlande Turkestan, das im Norden Sibirien, im Osten Nordchina, im Westen Chowaresmien und den Aralsee, im Süden Tübet und das Oxusland zu Grenzen hat. Zuerst erscheinen die Turkemannen als Söldner im Dienste der Chowaresmier. Als aber das Reich derselben von den Mongolen unter Dschingischan gestürzt ward, gelang es einer türkischen Horde von ungefähr 50,000 Mann nach Syrien zu entkommen, wo sie in die Dienste des Sultans von Iconium (Congi, in der alten Landschaft Lycaonia, jetzt Ejalet Karaman in Kleinasien) traten. Damals war Ertogruhl Anführer der türkischen Horde, der für geleistete Kriegsdienste vom Sultan Alaseddin einen Strich Landes im alten Phrygien, in der Nähe des aus den Kreuzzügen bekannten Doryläum (jetzt Eskischeher) erhielt, womit er die Verpflichtung übernahm, die Grenzen gegen die benachbarten Griechen zu schützen. Dieser kleine Gau wurde „die Wiege ihrer künftigen Herrschaft", der Quell, welcher bestimmt war, zu einem reißenden und verheerenden Strome anzuschwellen, und nicht allein Kleinasien, sondern auch die berühmte Stadt Constantin's mit seinen Fluthen zu überschwemmen. Bis dahin bietet die Geschichte der Türken nur Ereignisse, wie sie überhaupt der Urzeit der Völker eigenthümlich sind; aber mit Ertogruhl's Sohn Osman, von welchem das Volk seinen Namen bekam, und der von 1288 bis 1326 nach christlicher Zeitrechnung regierte, tritt die türkische Ueberlieferung aus dem Dunkel und Dämmerschein der Stammessagen in das hellere Licht der beglaubigten Geschichte und gewinnt immer mehr Selbständigkeit und festere Gestaltung.

Osman's Geburt fällt wahrscheinlich in das Jahr 1248 unsrer Zeitrechnung, so daß er beim Tode seines Vaters im kräftigsten Mannesalter dastand. Seine Jugendzeit beglückten die frommen Wünsche gottesfürchtiger Männer, und die Sage hat sie mit dem begeisterten Hauche orientalischer Poesie und Prophetie wunderbar durchweht. Noch als Ertogruhl im Anfange seiner Heldenlaufbahn stand, sollen ihm zwei Träume die dereinstige Größe seines Hauses verkündet haben. Kurze Zeit vor der Geburt seines Sohnes Osman, träumte er, wie aus seinem Hause ein lebendiger Quell hervorsprudelte, der zu einem mächtigen Strome wuchs und in ungestümem Laufe den ganzen Erdkreis überfluthete. Beunruhigt durch das Traumgesicht, forderte Ertogruhl den geübtesten seiner Scheiks zur Deutung auf. „Sei getrost," lautete die Antwort, „Dein Geschlecht ist von Gott gesegnet; bald wird Dir ein Sohn geboren werden, der zum Begründer eines Reiches bestimmt ist, welches alle Länder des Erdkreises umfassen wird." Einige Zeit später war es, als Ertogruhl sein zweites Traumgesicht erblickte. Auf seinen Wanderungen war er in das Haus eines frommen Mannes eingekehrt, um darin zu übernachten. Beim Schlafengehen nahm der Hausherr aus einem Wandschranke ein Buch heraus und legte es auf die höchste Stelle im Zimmer. Auf Ertogruhl's Frage, was das für ein Buch sei, antwortete der Hausherr, es sei Gottes Wort, die heilige Schrift, der Koran, welche der Prophet den Menschen verkündet habe. Da nahm Ertogruhl, als Alle sich zur Ruhe begaben, das heilige Buch und las es stehend bis zum Morgen, wo ihn der Schlaf überwältigte. Und während dieses Morgenschlafes ward ihm im Traume eine prophetische Erscheinung zu Theil, und er hörte die Stimme: „Weil Du mein von ewig her bestehendes Wort so hoch geehrt, sollen hoch geehrt sein Deine Kinder und Kindeskinder durch kommende Geschlechter und Zeiten."

Während sich in diesen einfachen Erzählungen der religiöse Sinn und der Glaube an göttliche Verheißung ausspricht, wie er für die Geschichte der ältesten Osmanen charakteristisch ist und in seiner moralischen Wirkung auf den Eroberungsgeist des Volkes nicht ohne Einfluß geblieben ist, so erscheint dagegen der Traum Osman's selbst, welcher seiner Vermählung mit Malchatun, der schönen Tochter des frommen Scheik Edebali vorausging, schon im Geiste romantischer Sage und mit geschichtlichen Begebenheiten verwebt.

Einst besuchte Osman den frommen und weisen Scheik Edebali und lernte dessen durch Tugend und Schönheit ausgezeichnete Tochter Malchatun kennen, deren Anblick ihn von inniger Liebe entflammte. Aber weder sie noch ihr Vater willigten in das gewünschte Ehebündniß, und auch Ertogruhl erklärte sich dagegen. Jahre vergingen, ohne daß der verzweifelnde Liebesschmerz Osman's den unerbittlichen Scheik Edebali zu erweichen vermochte. Einst war Osman unter heißen Gebeten um Beistand zur Verbreitung des wahren Glaubens in tiefen Schlaf versunken. Da schien es ihm, als ruhe Edebali an seiner Seite und aus seinem Busen stieg der wachsende Mond, der sich zu Osman neigend, als Vollmond in dessen Busen barg und versank. Da wuchs aus seinen Lenden ein Baum empor von ausgezeichneter Schönheit, der seine Aeste und Zweige über alle Länder und Meere ausbreitete bis zu den äußersten Grenzen der Erde; Berge und Thäler, saatenvolle Gefilde und schiffreiche Flüsse, bevölkerte Städte und Flecken ruhten unter seinem Schatten. Jetzt erhob sich ein Wind und senkte die Spitzen der Blätter des Baumes gegen die Städte und zuerst gegen die Kaiserstadt Constantin's, die am Zusammenflusse zweier Meere und Erdtheile, als ein Diamant zwischen zwei Saphiren und Smaragden gefaßt, den Edelstein

des Ringes erdumfassender Herrschaft bildet. Schon war Osman im Begriff, den Ring an seinen Finger zu stecken, als er erwachte. Der erstaunte Osman ließ sich nach seinem Erwachen den wunderbaren Traum von Edebali deuten, und der Scheik erkannte jetzt darin, daß das Geschick die Vereinigung seines Hauses mit Osman's Geschlecht bestimmt habe, verkündigte seinem Stamme Macht und Glanz und machte ihn zu seinem Schwiegersohn, zum Gemahl der reizenden Malchatun, die ihm schon im nächsten Jahre (1288) seinen Nachfolger Urchan (Orchan) schenkte.

Verlassen wir nun das Gebiet der Poesie und folgen den Spuren geschichtlicher Ueberlieferung, so finden wir, daß Ertogruhl seinen Sohn Osman schon bei seinen Lebzeiten vor seinen beiden anderen Söhnen bevorzugt und ihm seine Besitzungen im alten Phrygien, sowie die Nachfolge im Commando hinterlassen hat. Würdig des ihm geschenkten Vertrauens eröffnete er zur Erweiterung seines Gebietes die Kämpfe mit den benachbarten byzantinischen Statthaltern, die sich bei der Schwäche des griechischen Kaiserthums zu unabhängigen Herren aufgeworfen hatten. Als ihm einst bei seinen Eroberungsplänen sein Oheim abrieth, wurde Osman durch den Widerspruch so gereizt, daß er den Bogen ergriff und den neunzigjährigen Greis auf der Stelle niederschoß. „Dieser Mord bezeichnet grauenvoll den Anfang osmanischer Herrschaft und führt in die lange Gallerie der Morde von Blutsverwandten, als die gewöhnliche Vorhalle der folgenden Regierungen osmanischer Fürsten, als blutige Schwelle ein." Bei seinen Waffenthaten begünstigte ihn fortwährend das Glück, er eroberte Melangena oder Karadschahissar, wohin er seine Residenz verlegte. Auch sandte ihm Sultan Alaheddin, in dessen Diensten er noch immer stand, in feierlicher Gesandtschaft Fahne, Pauke und Roßschweif, die Zeichen des höchsten Commandos und fürstlicher Würde.

Unter den Fehden, die Osman mit den griechischen Statthaltern führte, verdient die mit dem Herrn von Biledschik besonderer Erwähnung. Mit diesem Statthalter stand Osman bis dahin in freundschaftlicher Beziehung, aber das Wachsthum der türkischen Macht veranlaßte den Herrn von Biledschik sich an die Spitze einer Verschwörung zu stellen, deren Zweck war, sich der Person Osman's zu bemächtigen, in sein Gebiet einzudringen und seine Schlösser zu besetzen. Gelegenheit zur Ausführung sollte ein Hochzeitsfest geben, zu welchem auch Osman geladen ward. Allein vor Ausführung des Planes erhielt Osman durch einen Freund Kenntniß davon und beschloß den Antrag zu vereiteln und an den Urhebern Rache zu nehmen. Zufällig hatte der Befehlshaber von Biledschik früher mit Osman die Uebereinkunft getroffen, daß er ihm während des Sommers, wo Osman mit seinen Heerden auf die Berge zog, seine Schätze aufbewahrte, aber nur unter der Bedingung, daß sie nicht durch Männer, sondern ausschließlich durch Weiber und Kinder nach der Burg gebracht und wieder abgeholt würden. Diesen Umstand benutzte jetzt der türkische Häuptling zu einer Kriegslist. Er nahm die Einladung zur Hochzeit an und ließ vierzig rüstige Krieger sich als Weiber verkleiden, die aber statt der Schätze Waffen trugen, um sich ihrer zu bedienen, sobald sie Einlaß in die Burg gefunden haben würden. Der Anschlag gelang. Das Fest selbst wurde auf einer von der Burg ziemlich entfernten Ebene gefeiert. Während Osman mit seinem Gefolge vom Herrn von Biledschik ehrenvoll aufgenommen ward, überwältigten die Vierzig die Burgwache und nahmen das Schloß mit allen Schätzen in Besitz. Osman hatte sich auf die Kunde von dem Gelingen seiner Unternehmung gegen Abend in seine eigenen Zelte zurückgezogen, lockte dann den Herrn von Biledschik mit seinen Verschworenen in einen Hinterhalt und machte sie fast sämmtlich nieder. Die Neuvermählte, eine durch Jugendschöne ausgezeichnete Griechin, bestimmte er zur künftigen Gemahlin für seinen zwölfjährigen Sohn Urchan.

Bedeutungsvoll für die Begründung der osmanischen Macht ist das Ende des dreizehnten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung. Im Jahre 1299 machte der Mongolenchan der Dynastie der Seldschukensultane, die schon seit einem halben Jahrhundert unter mongolischer Oberhoheit gestanden, ein Ende, und Aladin III. fand unter den Trümmern seines Reiches den Untergang. Jetzt erst erklärte sich Osman, bisher Vasall des Sultans der Seldschuken, für unabhängig. Aber der aufstrebende Geist dieses Herrschers fühlte sich in dem noch immer beschränkten Gebiete beengt und sein kühner Sinn wie die Verheißungen seiner Jugend trieben ihn zu dessen Erweiterung an. Dabei ließ er aber auch die Verwaltung seines kleinen Reiches nicht außer Augen, indem er den Besitz der eroberten Landschaften dadurch sicherte, daß er die Getreuesten seiner Genossen zu Statthaltern in den vorzüglichsten Städten und Burgen einsetzte. Auch verlegte er seine Residenz nach Jenischehr, das er durch Anlage von öffentlichen Gebäuden, Kasernen, Moscheen und Bädern verschönerte. Dann griff er wieder zu den Waffen und der traurige Zustand des alten Bithyniens, auf welches er zunächst seine Blicke richtete, begünstigte seine Eroberungen. Je mehr für das byzantinische Reich die Gefahr vor den Türken wuchs, um so mehr nahm die Sorglosigkeit der griechischen Kaiser zu, die in ihrer Verblendung Bithynien gewissermaßen seinem Schicksal überließen. Nur die großen Städte, welche auf ihre starken Mauern trotzen konnten, wie Brusa, Nicäa und Nicomedia, ver-

mochten sich noch zu halten, da es den Osmanen, deren Kriegskunst noch in ihrer Kindheit lag, an den nöthigen Mitteln fehlte, feste Plätze erfolgreich zu belagern. Dagegen war das platte Land den Verheerungen und Gewaltthätigkeiten dieser Feinde preisgegeben, so daß die Bevölkerung desselben in einer unaufhörlichen Flucht nach Westen hin begriffen war, ohne daß man von Constantinopel aus energische Versuche machte oder auch noch machen konnte, dem Vordringen der Türken in Bithynien gehörigen Widerstand zu leisten. So fielen denn Burgen und die Städte geringeren Ranges in Osman's Gewalt, seine Macht dehnte sich bereits bis an den Hellespont und Bosporus aus, und wenn auch den oben genannten Städten ein längerer Bestand gefristet war, so fiel doch auch Brusa, von Urchan ohne Schwertstreich erobert, noch in Osman's Todesjahre (1326) in türkische Hände.

Schon aus der bisherigen Darstellung leuchtet ein und der ganze Verlauf der osmanischen Geschichte beweist es, daß der Charakter dieses Reiches nach Außen von vornherein der eines erobernden ist. Darum müssen auch die politischen Grundlagen seiner Machtentwickelung nothwendig solche sein, welche dem kriegerischen Geiste der Osmanen ihre Entstehung verdankten und zugleich geeignet waren, ihn für die Folge zu erhalten und zu beleben. Von diesen Grundlagen aber erscheint als das älteste Element, dessen Ursprung schon von Osman, dem Gründer des Reiches, stammt, das Lehensystem.

Schon Osman vertheilte die seinem Reiche einverleibten Eroberungen als Ritterlehen unter seine Reiterei und erreichte hierdurch den doppelten Zweck, sich den Besitz des eroberten Landes zu sichern und, insoweit es ihm möglich war, innerhalb desselben einen einigermaßen geordneten und friedlichen Zustand herbeizuführen und den fortwährenden Räubereien seiner Horden zu steuern. Dieses Lehensystem ward von seinen Nachfolgern fortgesetzt und weiter ausgebildet. Jedes von den Osmanen eroberte Land ward unmittelbar nach der Eroberung nach Fahnen und Säbeln in eine Menge Lehen vertheilt. Da diese Lehen nach ihrem größeren oder geringeren Einkommen zur Stellung von Reiterei verpflichtet waren, so vermochte das Reich in seiner Blüthe gegen 130,000 Reiter zu stellen, zu deren Aufbringung es nur des Befehls an die beiden Beglerbeys des Reiches bedurfte, der dann abwärts an die Obersten der Schaaren und so weiter an jeden Inhaber des Lehens gelangte, worauf unverweilt Musterung und Aufbruch erfolgte. Zwischen diesem türkischen Lehensystem und dem Feudalwesen unsers Mittelalters bestand jedoch der charakteristische Unterschied, daß die türkischen Lehen von dem Princip der Vererbung, das in unsern Lehenseinrichtungen immer vorherrschend gewesen, frei erhalten wurden. Wie diese Lehen ohne Adel, so waren sie auch ohne eigentliche Nachfolge der Söhne. Nach Soliman's Verordnung mußten selbst die Söhne der höchsten Lehensträger nach dem Tode der Väter mit einem kleinen Lehen zufrieden sein. Dennoch fehlte die Erbschaft nicht ganz, nur erbte nicht der Sohn unmittelbar vom Vater, sondern das Glied einer Generation von der Generation. Es bestand nämlich das Grundgesetz, daß Niemand ein Lehen erlangen konnte, als nur die Söhne von Lehensträgern, nur daß ein Jeder auf der Leiter des Lehenswesens immer wieder von unten anfangen mußte. „So erscheint denn die Gesammtheit der Lehen als eine große Gemeinheit, die, in sich selbst ohne Rangordnung, außer der, welche Tapferkeit, Glück und Gunst des Sultans gewähren, im Gehorsam gegen diesen ihren Herrn das Reich eingenommen hat und bereit ist, alle anderen Reiche in gleicher Weise anzugreifen und womöglich als Lehen unter sich zu vertheilen."

Wir schließen diese Darstellung von Osman's Leben und Thaten, indem wir in Kürze ein Bild seines Charakters und seiner persönlichen Erscheinung entwerfen. Ausgerüstet mit hohem Muthe und ungewöhnlicher Tapferkeit, verband er mit diesen Eigenschaften des Helden einen festen, unwandelbaren Glauben an die Satzungen des Propheten und jene edle Einfachheit in Sitte und Wesen, wie sie den ersten arabischen Chalifen eigen war, von denen einst die Ausbreitung des Islam ausging. Seine Eroberungen waren nicht die vorübergehenden Resultate glücklicher Waffenerfolge, sondern gingen aus einem fortgesetzten planmäßigen Handeln hervor, welches seinerseits auf Osman's innigster Ueberzeugung von dem hohen Berufe seines Stammes beruhte, der zum Begründer einer neuen Weltordnung von der Vorsehung erkoren sei. Fallen ihm auch einzelne Barbareien zur Last, so schmückten ihn doch im Ganzen die Tugenden der Gerechtigkeit, der Mäßigung und der Großmuth. Den besten Beweis für seine Uneigennützigkeit liefert der Umstand, daß sein hinterlassenes Erbe nicht in Gold und Silber und edeln Steinen, sondern in einfachen Gewändern, in auserlesenen Rossen und Heerden bestand. Was seine äußere Erscheinung betrifft, so zeichneten ihn schwarzes Haar, eben solche Gesichtsfarbe und lange Arme aus: körperliche Eigenschaften, welche nach den Vorstellungen der Orientalen für einen Herrscher von günstiger Bedeutung sind, wie denn die Länge seiner Arme schon jenem altpersischen König Artaxerxes I. einen ehrenden Beinamen verschaffte.

Osman's Leichnam ruht in der Schloßkirche zu Brusa und wie dessen Eroberung die letzte war, welche er erlebte, so ist sein Grabmal gleichsam ein Markstein seiner Siege, welcher

von den Osmanen besonders heilig gehalten wird und das Ziel häufiger Wallfahrten ist.

Es folgte ihm sein Sohn Urchan (1326 — 1359), unter welchem die Eroberungen in Asien ihren Fortgang hatten. Er entriß dem griechischen Kaiser Andronicus III. eine ganze Reihe vorderasiatischer Städte, unter denen Nicomedia, Nicäa, Smyrna und Ephesus die wichtigsten waren. Wie mit diesen Städten die östlichen Bollwerke des Reiches für die Byzantiner verloren gingen, so erloschen nun hier auch jene Erinnerungen, welche das classische und christliche Alterthum an diese Stätten knüpfte; allenthalben wurden die christlichen Kirchen in Moscheen verwandelt, „die zum todten Schmuck gewordenen Heiligthümer zertrümmert und der allda von selbst erloschene Leuchter des Christenthums völlig umgestürzt." Die Denkmäler des classischen Alterthums erlagen unter der vernichtenden Wuth osmanischer Horden. Allen diesen von Asien her drohenden Gefahren zum Trotz herrschten am Hofe von Constantinopel Ehrgeiz und Eifersucht und das verderbliche Treiben dieser Leidenschaften ging so weit, daß die in Folge eines Thronstreites in Parteien zerrissenen Griechen die Türken sogar um Hülfe gegen ihre christlichen Brüder anriefen. Sie kamen, benutzten aber natürlich die Zwistigkeiten der Byzantiner zu ihrem eigenen Vortheil. Urchan's Sohn, Soliman, war der erste, welcher den Gedanken faßte, nicht bloß zu plündern, sondern dauernde Eroberungen in Europa zu gründen. Die Natur selbst begünstigte seinen Plan: ein Erdbeben verwüstete gerade die Mauern thrazischer Städte, durch deren Risse und Lücken die osmanischen Schaaren eindrangen und die Orte in Besitz nahmen, unter denen Kallipolis (Gallipoli) als Schlüssel des Hellesponts und Stapelplatz des griechischen und abendländischen Handels der wichtigste war (1357). So hatten denn die Türken hiermit festen Fuß auf dem europäischen Boden gewonnen und überschwemmten Thrazien und Griechenland mit ihren Raubhorden.

Sultan Urchan hat sich übrigens nicht allein durch Erweiterung der Eroberungen um die türkische Herrschaft verdient gemacht: er steht auch als erster Ordner des osmanischen Reiches in Vorderasien da. Er theilte dasselbe in Sandschaks (Fahnen) oder Militärbezirke, und dies Lehenswesen, das unter Osman nur in seiner ursprünglichen Gestalt auftrat, hatte unter ihm weiteren Fortgang. An diese Territorialeintheilung schlossen sich die ersten Formen der Staatsverfassung und Verwaltung, welche sich im Allgemeinen auf die Satzungen des Koran und die Aussprüche des Propheten gründeten, zu denen aber eine weltliche Gesetzgebung hinzutrat, um die Mängel und Lücken jener heiligen Satzungen zu beseitigen und auszufüllen. Diese bürgerliche Gesetzgebung ist das Werk von Urchan's jüngerem Bruder Alaeddin, der durch hohen Verstand und politisch-militärische Kenntnisse hervorragte und sein ganzes Leben der zweckmäßigen Organisation des Reiches widmete. Außer Einführung einer Kleiderordnung zur strengen Scheidung der Stände und Classen, wie sie in den Sitten des Orients begründet liegt, war sein Augenmerk auf Geltendmachung der vollen Souveränetät und auf Organisation des Heeres gerichtet. Zu den Begriffen der Souveränetät gehört nach den Vorstellungen des Islam die Nennung des Namens des Sultans in den öffentlichen Gebeten an jedem Freitag und das Recht, Münzen zu prägen. Beide Rechte übte Urchan auf Anrathen Alaeddin's zuerst aus.

Ein viel wichtigerer Gegenstand seiner Sorge war jedenfalls das Heerwesen. Der Kern des Heeres hatte bis dahin aus der durch die Lehenspflichtigkeit zusammengehaltenen leichten Reiterei bestanden; man erkannte jedoch, daß zur Einnahme fester Plätze ein geordnetes Fußvolk unentbehrlich sei. So wurde denn eine Miliz gebildet, die Piade, Fußgänger genannt, bei deren Gliederung in größere und kleinere unter Führern stehende Abtheilungen die abendländische Heerordnung zum Muster gedient zu haben scheint. Dieses Fußvolk erhielt einen Sold und ward nach beendigtem Feldzug zu den Beschäftigungen des Ackerbaues entlassen. Aber der Geist der Widersetzlichkeit, der in diesen Schaaren gleich anfangs auftauchte, bewies das Mißlingen dieses ersten Versuches. Man schritt daher zu einem zweiten und dieser sollte mit der Zeit die glänzendsten Erfolge für die osmanische Herrschaft herbeiführen.

Man kam nämlich auf den Gedanken, statt des einheimischen Fußvolkes ein bloß aus geraubten Christenknaben, welche mit Gewalt zum Islam bekehrt werden sollten, gebildetes Corps zu errichten und dieser Gedanke, eine Ausgeburt der ruchlosesten Politik, wurde mit beispielloser Härte und Unmenschlichkeit in's Werk gesetzt, obschon nicht geleugnet werden kann, daß bei der Versunkenheit der byzantinischen Zustände viele Knaben von freien Stücken oder auf Antreiben ihrer Eltern in dieses Corps eintraten. Der Anfang wurde mit tausend Christenknaben gemacht, die ihren Eltern mit Gewalt entrissen und zum Islam bekehrt waren. Die feierliche Einweihung dieses Corps nahm der im Rufe großer Heiligkeit stehende Derwisch Hadschi Begtasch vor, der ihm den Namen Janitscharen beilegte und dabei folgende Worte sprach: „Ihr Name sei die neue Truppe (Janitscheri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend, immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlsein!"

Da dieses Institut der Sclaven oder die Er-

ziehung geraubter Knaben zum Dienste des Sultans sich in der Folge zu einer der Grundsäulen osmanischer Herrschaft ausbildete, so wollen wir gleich hier bei seiner Entstehung dessen weitere Entwickelung unter den nachfolgenden Regierungen erwähnen. Alle fünf Jahre wurde eine Aushebung von Christenkindern veranstaltet. Kleine Soldatenabtheilungen, jede unter ihrem Hauptmann, zogen von Ort zu Ort. Allenthalben versammelten sich die Vorsteher der Einwohner mit ihren Söhnen. Der Hauptmann hatte das Recht, alle durch Schönheit, Stärke, durch eine Fertigkeit oder ein Talent hervorragenden jungen Leute mit sich zu führen, die gleichsam als der Zehnte von den Unterthanen an den Hof des Großherrn gebracht wurden. Man sonderte sie in zwei Abtheilungen, die einen wurden zu niederen Verrichtungen verwandt, die anderen aber, an denen sich eine edlere Natur entfaltete, kamen in die Serais. Hier wurden sie im Lesen des Gesetzes und im Schreiben unterrichtet. Nach ihrem Uebertritt zum Islam wurden die, welche härtere Arbeiten betrieben, mit der Zeit Janitscharen; die Fähigeren, welche man im Serai erzog, wurden entweder Spahi (Reiter), die jedoch nicht belehnt, sondern besoldet wurden, oder höhere Staatsbeamte. Beide Classen standen unter scharfer Zucht. Die Janitscharen lebten unter großer Strenge in klosterähnlichen Casernen und erschienen in dieser Strenge „bald wie Mönche, bald wie Bildsäulen." Sie bildeten den Nerv und Kern des osmanischen Kriegswesens und errangen in mancher entscheidenden Schlacht, wo schon die anderen Truppentheile flohen, den Sultanen den Sieg.

Nicht minder streng, in ähnlichen, nur auch in wissenschaftlichen und ritterlichen Uebungen, lebten auch die jungen Leute in den Serais. Alle drei Jahre verstattete der Großherr, herauszutreten. Diejenigen, welche blieben, stiegen im unmittelbaren Dienste ihres Herrn als Staatsbeamte zu immer höherer Besoldung, die höchsten Militärstellen, sogar die eines Wessirs, standen ihnen offen. Die, welche austraten, dienten in den Schaaren der Spahi an der Pforte.

„So kannten die auf solche Weise Erzogenen kein Vaterland als das Serai, keinen Herrn und Vater als den Großherrn, kein Leben als im unbedingten Gehorsam gegen diesen; und Reichthum, Verwaltung, Kraft, kurz der ganze Staat der Osmanen beruhte auf Leuten, die im christlichen Glauben geboren, zu Sclaven gemacht und im Islam erzogen sind."

Urchan, unter dem, wie oben bemerkt, die Eroberungen in Europa begannen, hat diesen Erdtheil niemals selbst betreten. Wie die neuen Besitzungen von seinem Sohne Soliman herrührten, so überließ er ihm auch deren Verwaltung. Aber ein frühzeitiger Tod raffte diesen Soliman, die Hoffnung des alternden Urchan, hinweg. Er starb in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde. Auch sein Grab jenseits des Hellespont kann als ein Markstein für die Fortschritte osmanischer Herrschaft gelten. Der alte Urchan erlag dem Schmerze über den Verlust seines Sohnes. Auf die Kunde davon brach er in laute Klagen aus, entsagte Speise und Trank, legte allen Schmuck der Herrschergewalt ab und zog sich von der Welt zurück, um den Rest seiner Tage in Buße und Gebet hinzubringen. Nur um zwei Monate überlebte er seinen Sohn; er starb 1359. Die Verehrung, welche sein Andenken bei den Osmanen genießt, verdankt er weniger seinen Eroberungen, als seiner Sorge für die innere Verwaltung des Reichs, deren Grundlagen er auf Jahrhunderte hinaus befestigt hat. Gerechtigkeit und Milde, Schärfe des Verstandes und Edelmuth zeichneten ihn eben so sehr aus, wie die seinem Stamme eigene persönliche Tapferkeit. Auch seine Frömmigkeit, die er im Geiste des Islam durch zahlreiche fromme Stiftungen bekundete, wird gerühmt. Urchan war von starkem Körperbau, hatte hellblondes Haar, starken Bart, blaue Augen, ausdrucksvolle Gesichtszüge und die Farbe der Gesundheit in seinem Antlitz. Sogar ein Muttermal am rechten Ohre erhöhete nach orientalischen Vorstellungen die männliche Schönheit seines Kopfes.

Ein Zwischenfall.

Eine Erzählung.

Doctor Pilogus schüttelte den Kopf. Der Patient hatte gefaßt sein Testament gemacht und mit der gewöhnlichen Freigebigkeit eines sterbenden Mannes, der sein Geld nicht mitnehmen kann, aller seiner armen Verwandten gedacht, die durchaus ohne ihr eigenes Zuthun bisher gänzlich aus seinem Gedächtniß entschwunden waren.

Nachdem Herr Welford so seine Verwandten der Reihe nach durchgegangen war, kam er zu dem Namen seiner Frau und seine Stimme zitterte gerührt.

„Alles was ich besitze, gehört ihr; das andere sind nur Legate," sagte der gute Mann.

Doctor Pilogus also schüttelte den Kopf, lächelte mitleidig und sagte: „Sie scheinen heute besser zu sein? heiterer?"

„Besser vorbereitet, Doctor, und deshalb vielleicht heiterer;" entgegnete der Patient.

Der Doctor machte ein schiefes Gesicht und schwieg.

Herr Welford war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren. Er war gewöhnlich sanft-

müthig wie ein Kind und dabei schwerfällig und liebenswürdig wie ein Elephant. Er war ein Mann, der in der Welt nichts zu thun hatte, als zu essen, zu trinken, zu schlafen, und über Büchern dumm zu werden. Vierzig Jahre lang hatte er sich bemüht, sein Leben interessant zu machen, aber ohne den geringsten Erfolg. Endlich wurde er der Mühe überdrüssig, verpflanzte sich in einen schönen Garten und beschloß dort sich zu verheirathen. Die Frau, die er wählte, war hübsch, und nahm sich vor, ihren Mann treu zu lieben. Zuerst achtete sie ihn, dann bewunderte sie ihn, darauf liebte sie ihn und zuletzt betete sie ihn an. Er wurde das glänzende Ideal ihrer schüchternen Verehrung. Sie überzeugte sich, daß er der beste Mann in der Welt, und sie die glücklichste Frau sei. Die vielen Vorzüge seiner Frau wirkten günstig auf Herrn Welford ein. Er war glücklich in ihrer Gesellschaft und so unermüdlich ihr zuzuhören, daß er sie niemals auch nur durch den geringsten Einwand unterbrach.

Plötzlich kam Herrn Welford der Gedanke, daß er nicht wohl sei. Er ließ den Doctor Pilogus kommen und theilte ihm seine Besorgniß mit. Hätte Doctor Pilogus Herrn Welford als Kranken behandelt, so würde derselbe gesund geworden sein, aber der gute Doctor sprach die Wahrheit und Herr Welford verlor alles Vertrauen zu ihm. Er beschloß, sich selbst zu behandeln und nach vielfachen Studien und Untersuchungen kam er zu der Ueberzeugung, daß er ein sterbender Mann sei. Durch eine Art Inspiration gelangte Herr Welford zu dieser Ueberzeugung. Eines Morgens nämlich erwachte er, gähnte und sagte zu seiner Frau: „Mein Kind, ich werde am 25. August genau um zwölf Uhr sterben."

Er zweifelte von diesem Augenblicke an durchaus nicht an der Richtigkeit seiner Berechnung und traf mit großer Gemüthsruhe ganz geschäftsmäßig die Vorbereitungen zu diesem Ereignisse. Die erste Woche verlor er alle Heiterkeit, die er jemals besessen hatte, die zweite Woche verlor er seinen Appetit, die dritte Woche konnte der Arzt nur nach langem Suchen noch seinen Puls finden, und heute endlich, gerade vierundzwanzig Stunden vor der Krisis, machte er sein Testament; Madame Welford lag in Ohnmacht; Herr Welford hielt sich gefaßt und vorbereitet, und Doctor Pilogus schüttelte, wie wir bereits gehört haben, den Kopf.

Während dies im Hause geschah, ging etwas Anderes, was einigen Bezug darauf hatte, im Dorfe vor. Ein fremder Officier kam im Gasthof zum Drachen an und befahl mit stürmischer Hast, seinem Pferd im Stalle und ihm im Zimmer zu essen zu geben. Bald traf Doctor Pilogus ebenfalls im Drachen ein, wo er im Vorbeigehn eine kleine Stärkung zu nehmen pflegte. Der fremde Officier kam mit ihm in's Gespräch und führte dasselbe freundlich weiter als er hörte, daß der Eingetretene ein Arzt sei. Er hatte nämlich einmal in früheren Zeiten bei einem Duell einen Stich erhalten und schätzte die Wissenschaft, weil sie damals seine Wunde geheilt hatte. Der Doctor kam bald auf seinen sonderbaren Clienten zu reden und erzählte von dem seltsamen Menschen, der keine Arznei nehmen wolle und demnach sterben werde. Der Officier, neugierig gemacht, frug nach dem Namen des Sonderlings.

„Welford," sagte der Doctor.

„Welford?" Der Officier zog seine Augenbrauen zusammen, strich seinen Schnurrbart, warf sich in die Brust, schüttelte die Asche von seiner Cigarre, und sah so erstaunt auf, wie ein großer Nagel, wenn man ihn auf den Kopf geschlagen hat.

„Kennen Sie die Familie?" frug der Doctor.

„O ja."

„Ein sehr trauriger Fall!"

Der Officier strich auf's Neue den Schnurrbart und erwiederte:

„Sehr!"

Nach einer Weile setzte er hinzu: „Der Mann ist ein Dummkopf und sollte jeden Tag funfzig Stockprügel bekommen, damit er fühlt, daß er lebendig ist. Sie sagen, daß Alles vorüber sei, und daß er seine Frau zur Wittwe machen wird?"

„Ohne eine plötzliche und mächtige Gegenwirkung wird er ohne Zweifel sterben."

„Eine plötzliche und mächtige Gegenwirkung? Was meinen Sie zu einem Schreck?"

Der Doctor meinte, das könne in manchen Fällen wohl gut sein. Bei Herrn Welford aber würde es nichts helfen.

„Wenn ich ihn herausrufe und ihn durch einen Schuß leicht verwunde, was würde das thun?"

Der Doctor bekannte, daß dies eine glänzende und lobenswerthe Idee sei, hatte aber doch einige Zweifel über den Erfolg.

Der Officier fluchte ein wenig und ging heftig im Zimmer auf und ab. Umsonst hoffte der Doctor, noch etwas Näheres über dessen Beziehungen zur Familie Welford zu erfahren; jener sprach kein Wort mehr.

Am folgenden Tage, als die verhängnißvolle Stunde nahte, saß Herr Welford gefaßt und ruhig in seinem Sessel und erwartete den Tod. Doctor Pilogus stand bei ihm, und theilte seine Aufmerksamkeit zwischen der Uhr, die er in der Hand hielt, und dem Patienten, welcher vor ihm saß. Madame Welford weinte bis ihre Augen roth waren, dann ging sie zu einigen Ohnmachten über, bis sie wieder fähig geworden war zu weinen. Ihr Gemahl fühlte sich durch diese Aufmerksamkeit sehr geschmeichelt. Endlich verließ Madame Welford einen Augenblick das Zimmer, und war noch nicht zurückgekehrt, als die entscheidende Stunde bis auf wenige Minuten herangenaht war.

„Wo ist meine Frau?“ fragte der kranke Mann.

Ein Diener brachte die Antwort, daß Madame im nächsten Zimmer den Besuch eines Herrn empfangen habe.

„Sie könnte besser beschäftigt sein,“ murmelte der Doctor, und Herr Welford war derselben Meinung. Er bemerkte dem Diener, daß er keinen Besuch, nur seine Frau zu sehen wünsche. Der Diener drehte sich um und sagte halblaut vor sich hin: er glaube gar nicht, daß der Fremde bei Herrn Welford eingeführt zu sein wünsche.

„Jacob,“ befahl der kranke Mann, „sage meiner Frau, daß sie hierher kommen solle. Ich habe nur noch wenige Minuten zu leben und ihre Abwesenheit betrübt mich.“

Der Bediente entledigte sich seines Auftrags und kam mit folgender Antwort zurück: „Madame sagt, diese Probe sei zu schwer für sie, und da ihre Nerven so sehr angegriffen seien, so möchten Sie ihr erlauben, zu bleiben wo sie ist und ihren Schmerz allein zu tragen.“ Der Diener verfügte sich hierauf schnell aus dem Zimmer.

„Das ist sehr sonderbar,“ bemerkte der Doctor. „Ich bitte Sie, sich zu fassen.“

In diesem Augenblick erschallte ein lautes Gelächter von der Seite.

„Das kann doch meine Frau nicht sein?“ meinte erschrocken der Patient.

„Ich glaube dennoch,“ erwiederte der Doctor, „daß sie und ihr Besucher es sind. Sammeln Sie sich, werther Herr, Sie wissen, die Pflichten der Gastfreundschaft müssen geachtet werden auch im Hause des Todes.“

Der Patient gerieth in eine kleine Unruhe; die erste Empfindung, welche er seit Jahren hatte. Da plötzlich erschallte ein noch lauteres Gelächter als das erste.

„Das ist zu viel,“ sagte der Doctor. „Mit Ihrer Erlaubniß werde ich mit Madame Welford sprechen. Wenn sie nicht so viel Zartgefühl hat, hierzubleiben, so sollte sie wenigstens so viel Tact haben, stille zu sein.“ Der Patient sah aus, als wenn er wirklich verdrießlich wäre, und der Doctor ging, um sein Vorhaben auszuführen. Bald aber kam er mit einem langen Gesicht zurück, und als er seinem Patienten mittheilte, was er gesehen hatte, überflog eine heftige Röthe des bleichen Mannes Wangen. Er ballte seine Faust und sagte dem Doctor, er möge hingehen und seiner Frau befehlen, augenblicklich sich zu ihm zu verfügen. Der Doctor ging und der Patient erwartete seine Rückkunft mit der katzenähnlichen Wachsamkeit eines kranken Mannes. Aber plötzlich vernahm er laut und deutlich von einer heftigen und übermüthigen Stimme gesprochen die Worte: „Sagen Sie dem alten Narren, daß wir in zehn Minuten kommen werden um ihn zu sehen, wenn er uns das Vergnügen machen will, seinem Versprechen gemäß in fünf Minuten zu sterben.“ — Nun hielt es der Patient nicht länger aus. Er trat wie ein Gespenst in die Thüre des anstoßenden Zimmers, und sah, wie seine Frau sich aus den Armen eines Officiers wand und laut weinend auf das Sopha sank.

„Verlassen Sie dies Haus!“ rief Herr Welford.

„Ich ziehe vor zu bleiben.“

„Sie verweigern mein Hausrecht.“

„Unwiderruflich.“

„Madame,“ wendete sich der Patient zu seiner Frau, „ziehen Sie sich in Ihr Zimmer zurück.“

„Nicht doch,“ rief der Officier, näherte sich Madame Welford, legte seine braune Hand auf ihre weiße Schulter und bat sie, sich zu sammeln.

„Unverschämter!“ rief der kranke Mann und griff nach einem Stuhl.

„Bitte, verhalten Sie sich ruhig!“ lächelte der Officier.

„Da Sie weder mein Haus verlassen, noch mir erlauben wollen, mit Ihnen allein zu sein, so werden Sie vielleicht die Güte haben, mir einige Erklärungen zu geben,“ knirschte Herr Welford.

„Ganz gewiß,“ erwiederte Jener. „Ich kenne Ihre Frau von ihrer Kindheit an und habe sie immer zärtlich geliebt. Umstände hielten mich mehre Jahre von ihr entfernt, während welcher Zeit Sie die Gelegenheit ergriffen, ein Spielzeug Ihrer Laune aus ihr zu machen. Heute nun komme ich zurück und finde sie verheirathet und unglücklich.“

„Das ist nicht wahr,“ schrie der Kranke. „Dazu habe ich ihr keine Ursache gegeben. Sprich, Harriet, sage selbst, habe ich Dich unglücklich gemacht?“

„Sehr, sehr unglücklich!“ erwiederte die gewissenhafte Gattin mit einem Wasserfall.

„Sie hören es,“ fuhr der Officier fort, — „da ich sie so unglücklich fand, drückte ich sie an meine Brust und schwur bei allen Göttern und Teufeln, sie gegen einen alten hypochondrischen Narren zu schützen — und ich werde es halten.“

Des kranken Mannes Augen rollten bei diesen Worten wüthend umher. Noch einmal befahl er seiner Frau sich zurückzuziehen, aber sie lag regungslos in ihrem Schnupftuch begraben.

Der Officier fuhr fort: „Wäre Aussicht auf Trennung vorhanden gewesen, so würde ich diese Maßregel ergriffen haben, aber ich that es nicht, weil ich hörte, daß Sie im Sterben begriffen seien und die Trennung also selbst bewerkstelligen würden.“

Länger hörte der Patient nicht zu. „Schurke,“

rief er, „sterbe wer da will! Ich danke dem Himmel, daß ich noch Kraft genug habe, um Dich für Deine Niederträchtigkeit zu strafen.“ — Mit diesen Worten stürzte er auf den Officier los, packte ihn und wollte ihn zum Fenster hinauswerfen. —

Wenige Tage darauf saßen vier Personen des Morgens fröhlich beim Frühstück. Es war Herr Welford mit seiner Frau, der Officier und Doctor Pilogus.

„Du ein sterbender Mann!“ fing der Officier an, indem er sich in dem Stuhl zurecklegte und herzlich lachte. „Beim Himmel, Du hast die Stärke eines Elephanten. Ich wundere mich noch immer, daß es mir gelang, aus Deinen Armen loszukommen.“

„Thue mir den Gefallen,“ entgegnete Herr Welford, „und sprich nicht mehr über diesen Gegenstand. Du hast mir das Leben gerettet und damit lassen wir's gut sein.“

„Wahrhaftig!“ rief der Doctor, „wenn ich jemals ein Lustspiel schreibe, so werde ich zum Helden desselben einen gewissen lebensmüden Herrn nehmen, der durch die Eifersucht vom Tode gerettet wird. Das Rettungsmittel ist alsdann die Liebe zu seiner Frau, die ihren Bruder, der ein eben aus Batavia zurückkehrender Officier sein muß, mit der Nachricht ihres Unglücks begrüßt.“

„Bitte,“ bemerkte lächelnd Madame Welford, „vergessen Sie dann nicht eine gute alte Seele von Doctor beizufügen. Dieser muß dann aus lauter Mitgefühl für seinen Patienten mit in das Rettungsmittel hineingezogen werden ohne zu wissen wie ihm geschieht.“

Lessingiana.

Gesammelt von

Fr. Chrysander.

Lessing steht in mancher Beziehung hinter Schiller und Goethe zurück, in der Gunst der Nation sowohl, als in der Aufmerksamkeit der Gelehrten. In Nordamerika machte man unlängst eine Gesammtausgabe dieser drei Hauptclassiker und gab denen, welche Schiller und Goethe bezahlten, den ganzen Lessing umsonst; dieses Manöver ließe sich auch in Deutschland zur Ausführung bringen, denn es ist zu gut auf den großen Haufen berechnet, auf jene Zwielicht-Bildung, die ihn gern lobt und besitzt, aber weder kauft noch liest. Und sieht man auf das, was über Lessing's Leben und Werke geschrieben wird, so ist nicht viele Hoffnung vorhanden, daß sich dieses Verhältniß bald ändern werde. Die letzten Jahre haben uns zwar eine ausführliche Biographie gebracht, Lessing's Leben von Danzel und Guhrauer, zwei starke Bände; aber das Werk ist ganz scholastisch, und wird für Alle, die bloß Lessing, nicht den umständlichen gelehrten Apparat sehen wollen, stets ungenießbar bleiben. Nach der glänzenden Charakteristik Lessing's von Gervinus (in der „Geschichte der deutschen Dichtung“) hätte man eine bessere Biographie erwarten sollen, sogar in rein geschichtlicher Untersuchung hat sie einige Lücken, die leicht auszufüllen waren.

Schon vor längerer Zeit geriethen einige Actenstücke in meine Hände, die bisher nicht ausgebeutet waren und doch die Kenntniß von Lessing's Lebensumständen und seinem Nachlaß auf erwünschte Weise vervollständigen helfen. Auch könnte die Mittheilung derselben wohl nirgends besser am Orte sein, als in einer von Braunschweig ausgehenden Zeitschrift, denn sie beziehen sich sämmtlich auf den Wolfenbüttler Bibliothekar. Dem Inhalte nach zerfallen sie in zwei Abschnitte.

I.

Lessing bekam das Amt eines Bibliothekars zu Wolfenbüttel zu Anfang des Jahres 1770. Auf Ebert's Einladung reiste er Ende November von Hamburg nach Braunschweig. Noch in den vier Wochen, welche er hier zubrachte, wurde seine Anstellung verfügt in folgender, eben durch ihre Einfachheit anziehenden Verordnung:

„Carl, Herzog ꝛc. Da wir den durch seine gelehrten Schriften rühmlich bekannten Lessing zum Bibliothecario bey unserer Bibliothec zu Wolfenbüttel gnädigst ernennet und demselben zum jährlichen Gehalte 600 Thlr. aus Unserer Fürstl. Cammer-Casse bewilligt haben; so habt ihr solche Besoldung an denselben, von nächstkünftigen Weynachten an zu rechnen, in quartaligen ratis auszahlen, und gehöriges Orts in Ausgabe berechnen zu lassen. Wegen der dem bisherigen Bibliothecario, Closter Rath Hugo, ausgesetzten Besoldung wird demnächst Verordnung erfolgen, biß dahin sie ihm ferner zu reichen. Braunschweig, den 15ten Dec: 1769.“

Den Empfang seines ersten Gehaltes als öffentlicher Staatsdiener bescheinigte Lessing durch folgende Zeilen:

„Einhundert und funfzig Thaler, als das vierteljährige Quantum der von Ser^mo gnädigst mir ausgesetzten Besoldung, sind von Fürstl: Cämmerey für das erste Quartal itzlaufenden Jahres mir dato richtig ausgezahlet worden, worüber hiermit schuldigstermaßen quittiret wird. Braunschweig, den 28. April 1770. Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothecarius zu Wolfenbüttel.“

Diesen ersten Sold empfing er, ohne irgend etwas dafür gethan zu haben, denn aus den Acten der Bibliothek tel geht hervor, daß „Lessing erst Mai 1770 die Bibliothek besah und später durch

den Geh. Rath v. Praun in sein Amt eingeführt und beeidigt wurde. (Schönemann im Serapeum 1844. S. 223.) Eine Quittung von seiner Hand über 150 Thaler aus „Braunschweig, den 6. April 1767" kann daher im Datum unmöglich richtig sein; weil sie aber unzweifelhaft von ihm geschrieben und von der Behörde auch angenommen ist, wie die Bemerkung „dem Bibliothecario Lessing, Besoldung 150 Thlr., No. 2421" zeigt, so wird nichts übrig bleiben, als einen Schreibfehler anzunehmen und demnach statt 1767 zu lesen 1776. Ich bemerke dieses nur, damit die Quittung, falls sie einmal in unrechte Hände geräth, nicht allerlei Vermuthungen und Einfällen zum Anhalt dienen könne.

Ist Lessing's Besoldung schon sehr mäßig, so muß die Summe, welche damals für die Bibliothek ausgesetzt war, wirklich als unglaublich erscheinen: nur zweihundert Thaler! Lessing quittirt:

„Daß aus fürstlicher Cammer-Casse das Annuum ordinarium für fürstliche Bibliothek, auf Johannis dieses Jahres fällig, am untergesetzten Dato, mit 200 Thlr., schreibe Zweyhundert Thaler, richtig ausgezahlet worden, darüber wird hiermit gebührend quittirt. Wolfenbüttel, den 26. Junius 1770. Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothecarius."

An den betreffenden Beamten schreibt er dabei noch:

„Nach erhaltener Copia von der Zahlungs Ordre welche des Herzogs Durchlaucht wegen der Bibliothec-Gelder ergehen lassen: habe die Ehre, angeschlossene Quittung, nebst einer zweyten auf das Vierteljährige Quantum meines Salarii, wiederum zu übersenden, mit Wiederholung ergebenster Bitte, erstere Zweyhundert Thaler in Gold zu übermachen, weil der größte Theil für erkaufte Bücher außer Landes gesendet werden muß. Wolfenbüttel, den 4ten Julius. Lessing."

Einige andere Quittungen, die noch erhalten sind, stimmen mit den obigen wesentlich und fast wörtlich überein, daher ich Anstand nehme, sie hier abdrucken zu lassen. Wer Lessing's Briefwechsel mit seinen Eltern und Brüdern gelesen hat, wird sich erinnern, daß er so oft den bedrängten Seinigen Hülfe versprach und doch selber immerwährend in Schulden steckte. Besonders drückend waren für ihn die Jahre 1774—76; „ich habe mein Gehalt auf Jahr und Tag vorausnehmen müssen," schrieb er am 8. Dec. 1774 an seinen Bruder Theophilus. Der Ausdruck „auf Jahr und Tag" ist zwar etwas weitläuftig, doch hat es mit der Vorausnahme seine Richtigkeit. Anfags 1774 nämlich machte Lessing folgende kurze Eingabe:

Durchlauchtigster Herzog,
Gn Herr!

Ohne mein Verschulden befinde ich mich auf einmal in einer Verlegenheit, in der ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich Ewr. Durchlaucht unterthänigst bitte, mir drey Quartale von der mir gnädigst ausgesetzten Besoldung bei der Cammer-Cassa, gegen meine Quittungen, vorausbezahlen zu lassen.

Die Gewährung dieser Bitte werde ich als ein neues Merkmahl der uneingeschränkten Gnade meines Herrn lebenslang mit der innigsten Dankbarkeit erkennen, und ersterbe,

Braunschweig,
den 28. Januar 1774. Ewr. Durchlaucht
unterthänigster Knecht
Lessing.

Noch am selben Tage schrieb Herzog Carl an den Minister Hoym, wenn die Casse es gestatte, solle Lessing befriedigt werden. Hoym verfügte am 26., das Geld sei gegen Quittungen zu erheben. Man hat gesagt, Lessing sei zu feinfühlend und zu stolz gewesen, um durch Bitten, d. h. durch Betteln, Hülfe zu suchen, sonst würde die bekannte Freigebigkeit des Herzogs wie des Prinzen Ferdinand ihm gewiß zu statten gekommen sein. Ich bezweifle aber, daß der Hof ihm ein ansehnliches Geschenk ebensogern bewilligt haben würde, als die Vorauszahlung seiner Besoldung. War sein Fürst ihm wirklich so zugethan, wie einige Schriftsteller uns glauben machen wollen, warum half er hier nicht von selber? Lessing sprach doch ehrlich und deutlich genug. Ein edler Geber theilt aus, wenn er Noth sieht, nicht wenn er angesprochen wird. Lessing war für jede Gutthat ungemein dankbar; die Verleihung der Stelle zu Wolfenbüttel hat er immer so angesehen und sich sehr lebhaft darüber geäußert, was denn vielfach die Meinung erregte, er müsse mit dem Hofe sehr vertraulich stehen. Die Wahrheit ist, daß man den gelehrten Ruhm, den er in's Land brachte, sehr gern hatte, ihn selber aber nur mochte, soweit er sich gab wie die Andern, an die man gewöhnt war.

Am 19. Januar 1775 theilte der Herzog den Räthen mit, er habe dem Bibliothekar Lessing wieder zwei Quartale (300 Thaler) Gehalt vorschießen lassen, nämlich „zu einer vorhabenden Reise," sie möchten es ihm in den nächstfolgenden drei Quartalen wieder abziehen. In Folge dieses Abzugs und der daraus entstehenden Verlegenheiten ließ der Herzog sich endlich bewegen, die Besoldung um die Hälfte zu erhöhen, doch erst 1776:

„Carl Herzog ꝛc. Demnach wir gnädigst [illegible] ret haben, des Hofraths Lessing Besoldung [illegible] Fürstl. Cammer Casse auf 909 Thlr. [illegible] so habet ihr bey gedachter Casse zu [illegible] demselben fothane jährliche Besoldung [illegible] in Quartaligen Ratis von Jobannis [illegible] an zu rechnen, mithin Michaelis [illegible] erſten mahl, ausgezahlet und [illegible] ausgabe berechnet werde. [illegible]

rief er, „sterbe wer da will! Ich danke dem Himmel, daß ich noch Kraft genug habe, um Dich für Deine Niederträchtigkeit zu strafen.“ — Mit diesen Worten stürzte er auf den Officier los, packte ihn und wollte ihn zum Fenster hinauswerfen. —

Wenige Tage darauf saßen vier Personen des Morgens fröhlich beim Frühstück. Es war Herr Welford mit seiner Frau, der Officier und Doctor Pilogus.

„Du ein sterbender Mann!“ fing der Officier an, indem er sich in dem Stuhl zurecklegte und herzlich lachte: „Beim Himmel, Du hast die Stärke eines Elephanten. Ich wundere mich noch immer, daß es mir gelang, aus Deinen Armen loszukommen.“

„Thue mir den Gefallen,“ entgegnete Herr Welford, „und sprich nicht mehr über diesen Gegenstand. Du hast mir das Leben gerettet und damit lassen wir's gut sein.“

„Wahrhaftig!“ rief der Doctor, „wenn ich jemals ein Lustspiel schreibe, so werde ich zum Helden desselben einen gewissen lebensmüden Herrn nehmen, der durch die Eifersucht vom Tode gerettet wird. Das Rettungsmittel ist alsdann die Liebe zu seiner Frau, die ihren Bruder, der ein eben aus Batavia zurückkehrender Officier sein muß, mit der Nachricht ihres Unglücks begrüßt.“

„Bitte,“ bemerkte lächelnd Madame Welford, „vergessen Sie dann nicht eine gute alte Seele von Doctor beizufügen. Dieser muß dann aus lauter Mitgefühl für seinen Patienten mit in das Rettungsmittel hineingezogen werden ohne zu wissen wie ihm geschieht.“

Lessingiana.

Gesammelt von

Fr. Chrysander.

Lessing steht in mancher Beziehung hinter Schiller und Goethe zurück, in der Gunst der Nation sowohl, als in der Aufmerksamkeit der Gelehrten. In Nordamerika machte man unlängst eine Gesammtausgabe dieser drei Hauptclassiker und gab denen, welche Schiller und Goethe bezahlten, den ganzen Lessing umsonst; dieses Manöver ließe sich auch in Deutschland zur Ausführung bringen, denn es ist zu gut auf den großen Haufen berechnet, auf jene Zwielicht-Bildung, die ihn gern lobt und besitzt, aber weder kauft noch liest. Und sieht man auf das, was über Lessing's Leben und Werke geschrieben wird, so ist nicht viele Hoffnung vorhanden, daß sich dieses Verhältniß bald ändern werde. Die letzten Jahre haben uns zwar eine ausführliche Biographie gebracht, Lessing's Leben von Danzel und Guhrauer, zwei starke Bände; aber das Werk ist ganz scholastisch, und wird für Alle, die bloß Lessing, nicht den umständlichen gelehrten Apparat sehen wollen, stets ungenießbar bleiben. Nach der glänzenden Charakteristik Lessing's von Gervinus (in der „Geschichte der deutschen Dichtung“) hätte man eine bessere Biographie erwarten sollen, sogar in rein geschichtlicher Untersuchung hat sie einige Lücken, die leicht auszufüllen waren.

Schon vor längerer Zeit geriethen einige Actenstücke in meine Hände, die bisher nicht ausgebeutet waren und doch die Kenntniß von Lessing's Lebensumständen und seinem Nachlaß auf erwünschte Weise vervollständigen helfen. Auch könnte die Mittheilung derselben wohl nirgends besser am Orte sein, als in einer von Braunschweig ausgehenden Zeitschrift, denn sie beziehen sich sämmtlich auf den Wolfenbüttler Bibliothekar. Dem Inhalte nach zerfallen sie in zwei Abschnitte.

I.

Lessing bekam das Amt eines Bibliothekars zu Wolfenbüttel zu Anfang des Jahres 1770. Auf Ebert's Einladung reiste er Ende November von Hamburg nach Braunschweig. Noch in den vier Wochen, welche er hier zubrachte, wurde seine Anstellung verfügt in folgender, eben durch ihre Einfachheit anziehenden Verordnung:

„Carl, Herzog ꝛc. Da wir den durch seine gelehrten Schriften rühmlich bekannten Lessing zum Bibliothecario bey unserer Bibliothec zu Wolfenbüttel gnädigst ernennet und demselben zum jährlichen Gehalte 600 Thlr. aus Unserer Fürstl. Cammer-Casse bewilligt haben; so habt ihr solche Besoldung an denselben, von nächstkünftigen Weynachten an zu rechnen, in quartaligen ratis auszahlen, und gehöriges Orts in Ausgabe berechnen zu lassen. Wegen der dem bisherigen Bibliothecario, Closter Rath Hugo, ausgesetzten Besoldung wird demnächst Verordnung erfolgen, biß dahin sie ihm ferner zu reichen. Braunschweig, den 15ten Dec: 1769.“

Den Empfang seines ersten Gehaltes als öffentlicher Staatsdiener bescheinigte Lessing durch folgende Zeilen:

„Einhundert und funfzig Thaler, als das vierteljährige Quantum der von Ser^mo gnädigst mir ausgesetzten Besoldung, sind von Fürstl: Cämmerey für das erste Quartal itzlaufenden Jahres mir dato richtig ausgezahlet worden, worüber hiermit schuldigstermaßen quittiret wird. Braunschweig, den 28. April 1770. Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothecarius zu Wolfenbüttel.“

Diesen ersten Sold empfing er, ohne irgend etwas dafür gethan zu haben, denn aus den Acten der Bibliothek zu Wolfenbüttel geht hervor, daß „Lessing erst am 4. Mai 1770 die Bibliothek besah und drei Tage später durch

den Geh. Rath v. Praun in sein Amt eingeführt und beeidigt wurde. (Schönemann im Serapeum 1844. S. 223.) Eine Quittung von seiner Hand über 150 Thaler aus „Braunschweig, den 6. April 1767" kann daher im Datum unmöglich richtig sein; weil sie aber unzweifelhaft von ihm geschrieben und von der Behörde auch angenommen ist, wie die Bemerkung „dem Bibliothecario Lessing, Besoldung 150 Thlr., No. 2421" zeigt, so wird nichts übrig bleiben, als einen Schreibfehler anzunehmen und demnach statt 1767 zu lesen 1776. Ich bemerke dieses nur, damit die Quittung, falls sie einmal in unrechte Hände geräth, nicht allerlei Vermuthungen und Einfällen zum Anhalt dienen könne.

Ist Lessing's Besoldung schon sehr mäßig, so muß die Summe, welche damals für die Bibliothek ausgesetzt war, wirklich als unglaublich erscheinen: nur zweihundert Thaler! Lessing quittirt:

„Daß aus fürstlicher Cammer-Casse das Annuum ordinarium für fürstliche Bibliothek, auf Johannis dieses Jahres fällig, am untergesetzten Dato, mit 200 Thlr., schreibe Zweyhundert Thaler, richtig ausgezahlet worden, darüber wird hiermit gebührend quittirt. Wolfenbüttel, den 26. Junius 1770. Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothecarius."

An den betreffenden Beamten schreibt er dabei noch:

„Nach erhaltener Copia von der Zahlungs Ordre welche des Herzogs Durchlaucht wegen der Bibliothec-Gelder ergehen lassen: habe die Ehre, angeschlossene Quittung, nebst einer zweyten auf das Vierteljährige Quantum meines Salarii, wiederum zu übersenden, mit Wiederholung ergebenster Bitte, erstere Zweyhundert Thaler in Gold zu übermachen, weil der größte Theil für erkaufte Bücher außer Landes gesendet werden muß. Wolfenbüttel, den 4ten Julius. Lessing."

Einige andere Quittungen, die noch erhalten sind, stimmen mit den obigen wesentlich und fast wörtlich überein, daher ich Anstand nehme, sie hier abdrucken zu lassen. Wer Lessing's Briefwechsel mit seinen Eltern und Brüdern gelesen hat, wird sich erinnern, daß er so oft den bedrängten Seinigen Hülfe versprach und doch selber immerwährend in Schulden steckte. Besonders drückend waren für ihn die Jahre 1774—76; „ich habe mein Gehalt auf Jahr und Tag vorausnehmen müssen," schrieb er am 8. Dec. 1774 an seinen Bruder Theophilus. Der Ausdruck „auf Jahr und Tag" ist zwar etwas weitläuftig, doch hat es mit der Vorausnahme seine Richtigkeit. Anfags 1774 nämlich machte Lessing folgende kurze Eingabe:

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr!

Ich unterstehe mich, zu Ewr. Durchlaucht in einem geringen Anliegen meine Zuflucht zu nehmen.

Ohne mein Verschulden befinde ich mich auf einmal in einer Verlegenheit, in der ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich Ewr. Durchlaucht unterthänigst bitte, mir drey Quartale von der mir gnädigst ausgesetzten Besoldung bei der Cammer-Cassa, gegen meine Quittungen, vorausbezahlen zu lassen.

Die Gewährung dieser Bitte werde ich als ein neues Merkmahl der uneingeschränkten Gnade meines Herrn lebenslang mit der innigsten Dankbarkeit erkennen, und ersterbe,

Braunschweig,
den 28. Januar 1774. Ewr. Durchlaucht
unterthänigster Knecht
Lessing.

Noch am selben Tage schrieb Herzog Carl an den Minister Hoym, wenn die Casse es gestatte, solle Lessing befriedigt werden. Hoym verfügte am 26., das Geld sei gegen Quittungen zu erheben. Man hat gesagt, Lessing sei zu feinfühlend und zu stolz gewesen, um durch Bitten, d. h. durch Betteln, Hülfe zu suchen, sonst würde die bekannte Freigebigkeit des Herzogs wie des Prinzen Ferdinand ihm gewiß zu statten gekommen sein. Ich bezweifle aber, daß der Hof ihm ein ansehnliches Geschenk ebensogern bewilligt haben würde, als die Vorauszahlung seiner Besoldung. War sein Fürst ihm wirklich so zugethan, wie einige Schriftsteller uns glauben machen wollen, warum half er hier nicht von selber? Lessing sprach doch ehrlich und deutlich genug. Ein edler Geber theilt aus, wenn er Noth sieht, nicht wenn er angesprochen wird. Lessing war für jede Gutthat ungemein dankbar; die Verleihung der Stelle zu Wolfenbüttel hat er immer so angesehen und sich sehr lebhaft darüber geäußert, was denn vielfach die Meinung erregte, er müsse mit dem Hofe sehr vertraulich stehen. Die Wahrheit ist, daß man den gelehrten Ruhm, den er in's Land brachte, sehr gern hatte, ihn selber aber nur mochte, soweit er sich gab wie die Andern, an die man gewöhnt war.

Am 19. Januar 1775 theilte der Herzog den Räthen mit, er habe dem Bibliothekar Lessing wieder zwei Quartale (300 Thaler) Gehalt vorschießen lassen, nämlich „zu einer vorhabenden Reise," sie möchten es ihm in den nächstfolgenden drei Quartalen wieder abziehen. In Folge dieses Abzugs und der daraus entstehenden Verlegenheiten ließ der Herzog sich endlich bewegen, die Besoldung um die Hälfte zu erhöhen, doch erst 1776:

„Carl Herzog ꝛc. Demnach wir gnädigst resolviret haben, des Hofraths Lessing Besoldung aus Fürstl. Cammer Casse auf 909 Thlr. zu erhöhen, so habet ihr bey gedachter Casse zu verfügen, daß demselben sothane jährliche Besoldung von 909 Thlrn. in Quartaligen Ratis von Johannis dieses Jahres an zu rechnen, mithin Michaelis dieses Jahres zum ersten mahl, ausgezahlet und gehörigen Orts in ausgabe berechnet werde. Braunschweig, den 17. Juni 1776."

Lessing-Denkmal in der Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Von den noch vorhandenen Quittungen über diese erhöhte Summe theile ich die letzte mit:

„Thlr. 227 — 6 gl. schreibe zweyhundert und sieben u. zwanzig Thaler, sechs Groschen, als das Viertelsährige Quantum des mir von Serenissimo ausgeworfenen Gehalts, habe auf den dritten Termin des itzlauffenden Jahres, als auf die Monate August, Semptember und October bey Herzoglicher Cammer Cassa, dato baar und richtig ausgezahlet erhalten, als worüber hiermit quittire. Braunschweig, den 1. November 1770. Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothekar zu Wolfenbüttel."

Außer der Wohnung, die noch von dem Bibliothekar bewohnt wird, und freilich feucht, verbaut und unfreundlich ist, bekam er auch freie Feuerung, nämlich sechzehn Klafter sechsfüßiges Buchenholz. Ein Klafter von solchem Holze kostete damals nur drei Thaler. Der Förster Brandes hatte seine Noth mit Lessing, denn dieser war nur durch mehrere Mahnbriefe zu bewegen, für das empfangene Holz die üblichen Scheine auszustellen: „ich muß alle Jahr ordinair 3 mahl bey Hofraht Lessing darum Sollicitiren," klagt der arme Mann. Lessing ließ den unruhigen Geist nicht fahren und konnte sich nicht zu dem, was man bürgerlich nennt, bequemen, sonst hätte er in den letzten Jahren immerhin ein fein gemächlich Leben führen können. Doch wir müssen ihn nehmen wie er war, und der Wahrheit zu Lieb ihn auch nicht anders haben wollen. Daß er das Nothwendigste lieber vom Wucherer lieh, als vom Fürsten erbettelte, ist so ganz seine Art. Die Zahl derer, welche ihm dieses hoch anrechnen und es unter denselben Umständen ihm gleichthun möchten, wird freilich gering sein; thut aber nichts.

Lessing starb in Braunschweig am 15. Febr. 1781. Meine folgenden Mittheilungen beziehen sich sämmtlich auf seinen Nachlaß.

II.

„Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog ꝛc. Da der Hofrath und Bibliothecarius Lessing in verwichener Nacht allhier verstorben; so habet ihr ohngesäumt zu verfügen, daß dessen dortiger Nachlaß von Effecten, Büchern und Scripturen versiegelt, und sonst nöthige Anstalt wegen dessen im Hause befindlicher Stief-Kinder gemacht werde. Diesen kann die Nothdurft an Baarschaft und andern Bedürfnissen, wann solches gehörig ad Protocollum genommen, herausgegeben werden. Die Schlüssel zur Fürstl. Bibliothec aber sind dem Rath Schmidt Phiseldek zu verabfolgen, als welchem die interims Vorsorge für dieselbe aufgetragen werden wird. Braunschweig, den 16. Februar 1781. An die Justiz-Canzlei zu Wolfenbüttel."

Auch Alexander Davesson, aus Lessing's Briefwechsel mit Mendelssohn bekannt, ließ eine Meldung an die Canzlei gelangen und holte aus Lessing's Hause mehrere Sachen ab, die er als sein Eigenthum beanspruchte. Das Uebrige mußte der Canzlei-Secretair Fricke versiegeln, nur die Locale der Stiefkinder wurden offen gelassen, auch verstattete man der Mamsell König, das Nothwendigste von ihrer Kleidung zu sich zu nehmen, weißes Negligee und Nachtleibchen, ein schwarzes Kamiskleid und einen grauen Ueberrock. Advocat der Kinder war v. Kalm; er nahm 20 Thaler zur Bestreitung dringender Ausgaben, bezahlte dem Diener den rückständigen monatlichen Lohn mit 6 Thalern und das Uebrige größtentheils ebenfalls demselben für verschiedene im Sterbehause vorgeschossene Kleinigkeiten. Dieser letzte Diener Lessing's hieß Joseph Pförtner oder Pörtner, sein Benehmen in dieser Sache zeigt hinlänglich, daß er nicht besser war, als seine Vorgänger. Der Advocat traute ihm zu, er habe Silbersachen beigesteckt. Die Hausmagd hieß Clara Guntelwerner, sie muß damals noch nicht sehr zu Jahren gewesen sein, denn sie lebte bis in Ebert's Zeiten. Die König nahm Frau von Döring zu sich; der Drost und Cammerherr von Döring war außer dem Bibliothek-Secretair Eichin wohl der einzige Freund, den Lessing in Wolfenbüttel hatte.

Inzwischen war Lessing's jüngster Bruder Karl, damals Münzdirector zu Breslau, in Braunschweig eingetroffen. Von hier aus richtete er am 6. April an die Canzlei die Bitte, zwecks Regelung der Verlassenschaft die Sachen wieder entsiegeln zu lassen. Solches geschah, und etwaige Gläubiger wurden zum 9. Juli beschieden. Karl Lessing suchte während seiner Anwesenheit auch eine Auseinandersetzung mit den beiden Stiefkindern zu Stande zu bringen und hierin nur zu vollenden, was der Bruder schon selber zu ordnen angefangen hatte; aber die rechtlichen Erörterungen darüber zogen sich noch fünf Jahre und länger hin. Besonders lagen ihm die hinterlassenen Manuscripte am Herzen, deswegen bittet er, ihm davon einzuhändigen, was er durchzusehen für gut erachte, er wolle damit nach Berlin gehen und sehen, wie es am vortheilhaftesten zu verwerthen sei. Sobald der Termin der Gläubiger abgehalten worden, wollte er im Namen der Geschwister erklären, ob sie die Erbschaft anzutreten Lust hätten; falls sie darauf verzichteten, liefere er die Manuscripte in vier Wochen unabgeschrieben zurück, sollte aber schon vor dieser Frist etwas davon zum Druck kommen, so hafte er für alle erbschaftliche Schulden. Das Gericht willfahrte ihm, doch sollte sich die Bibliothek erst darüber vernehmen lassen. Also besah Schmidt-Phiseldeck die Handschriften, und da sich ergab, daß keine davon der Bibliothek gehörte, ließ man dem Bruder freie Hand. Er nahm indeß nur vier Stück mit: den Renner von Hugo von Timberg, aus drei Handschriften wieder hergestellt, 167 in 4 und 4366 Verse; — ein Manuscript in 4 Heften aus der Kirchengeschichte; — Hypothesen über die Evangelisten 113 S. u. 56 §§. angefangen Nov. 1777 in Wolfenb.; und das Christenthum der Vernunft, 4 Blätter und 25 §§. Am 20. April reiste Karl Lessing wieder fort, nachdem er Herrn v. Döring zum Bevollmächtigten, und den Advocaten Langerstraßen zum Anwalt ernannt hatte.

Bei den Acten liegt auch ein vollständiges „Verzeichniß der Leßingischen Manuscripte," dessen Bekanntmachung nicht ohne Nutzen sein wird, da Manches davon bisher unnöthig gesucht, Anderes aber gänzlich unbekannt geblieben ist.

1. Briefe von verschiedenen Gelehrten und anderen Freunden, von dem verstorbenen Hofrath Leßing selbst nach dem Alphabet geordnet; in 9 kleinen Packeten.

2. Correspondenz mit Moses Mendelssohn.

3. Correspondenz mit Reiske und dessen Ehefrau. NB. die der Reisken zugehörige und separirte scripturen sind in eine verschlossene Commode gelegt und nicht [wie die andern] an den Herrn Drosten v. Döring mit abgeliefert. [Nr. 74 der Actenstücke gibt hierüber Näheres:] Actum Wolfenbüttel den 20sten Febr. 1782. Nachdem der Leßingische mandatarius, Herr Adv. Langerstraßen, mir angezeiget, daß er die des Professor Reiske nachgel. Wittwe zugehörgen, und bei der Inventur in eine verschlossen Commode gelegte scripturen, welche gedachte Reisken morgen abholen wolle, in Empfang zu nehmen wünschte, so verfügte ich mich dato nebst gemeldetem Leßingischen mandatario in das von dem verst. Hofrath Leßing bewohnte herschaftl. Haus, und wurden darauf gedachte Reiskische scripturen extradirt. in fidem J. H. Fricke, Secretar.

4. Corr. mit Madame König.

5. Corr. mit Aeltern und Geschwistern.

6. Corr. mit verschiedenen Gelehrten und Freunden (aber nicht nach dem Alphabet geordnet) in 6 Packeten.

7. Von dem verstorbenen Hofrath Leßing concipirte Briefe.

8 — 10. Mscte. und Copeien, so ihm von Gelehrten eingesandt worden.

11. Miscellanea von gedruckten und geschriebenen Aufsätzen.

12. Manuscripte zu Jöchers gelehrten Lexico gehörig, in 2 kleinen Packeten.

13. Miscellanea von Leßingischen gedruckten und ungedruckten Schriften.

14. Elpistiker; zur Fortsetzung des Laocoons der Dramaturgie.

15. Manuscripte zu einem Buche: gelehrte Krätze, und Tagebuch eines Müßiggängers; Anmerkungen über das Heldenbuch; ein gebundenes Buch in klein Folio, worin die Materien nach dem Alphabet enthalten, und meistens antiquitaet und litteratur be-

treffen; gedruckte Recensionen, die über Leßings Schriften herausgekommen; zum Leben des Sophokles; Originale des Scultetus; originalDrucke der Opizischen Gedichte.

16. Mscr. zur Ausgabe des Aesops und des Berengarius gehörig, nebst einigen Leibnitianis.

17. Ein folio Band zur deutschen Sprache gehöriger Mscte; Steinbach's deutsches lexicon mit Papier durchschossen, mit Leßingischen Anmerkungen und Zusätzen; Mscte zu Ernst und Falk gehörig; Mscte zum deutschen Theater.

18. Mscte in klein folio zur deutschen Sprache; Manuscript zu Menanders Denksprüchen; theses aus der Kirchengeschichte; zur Beschreibung Leßings Reise nach Italien; Hypothese über die Evangelisten; der Renner, aus 3 Handschr. der Wolfenbl. Bibliothek wieder hergestellt; zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur; Manuscripte nach dem Alphabet, zur Litteratur gehörig; Rachels Gedichte mit weis Papier durchschossen, mit einigen Anmerkungen von Leßing; von der Aehnlichkeit der griechischen und deutschen Sprache; Mscte von Leßings italiänischer Reise.

19. Ein Englischer tractat, nebst der deutschen Uebersetzung, und Leßings Msct darüber.

20. Ein Msct. zum deutschen Lexicon (:so Leßing herausgeben wollen:) in 15 Duodez Bänden nach dem Alphabet.

21. Miscellanea von Mscten und 4 besonderen Päckchen.

22. 23. 16 Bände in klein folio, worin hin und her Vermehrungen und Verbesserungen zu Jöchers gelehrten Lexico von Leßing eingetragen worden (:das mehrste ist bloßes weißes Papier:).

24. Briefschaften, so sich auf der Fürstl. Bibliothek gefunden, und von dem Herrn Rath Schmidt abgeliefert worden.

25. Mscte von Leßing, die sich auf der fürstl. Bibliothek gefunden, und gleichfalls von dem Herrn Rath Schmidt verabfolgt worden.

26. Miscellanea von (:zuletzt noch aufgefundenen:) Manuscripten."

Aus der Erläuterung zu Nr. 3 sieht man, wo der vielgesuchte Briefwechsel zwischen Lessing und der Professorin Reiske geblieben ist. Kaum hatte sie von Lessing's Absterben gehört, so reiste sie in aller Eile nach Wolfenbüttel, um ihre Briefe erhalten und vernichten zu können. Diese gelehrte Frau wurde Wittwe, als Lessing sich noch nicht verheirathet hatte, und weil sie in ihn sterblich verliebt war, bildete sie sich leicht ein, er werde sie heirathen. Sicherlich würden ihre Briefe einiges Interesse für uns haben.

Was K. Lessing an Manuscripten zurückgelassen hatte, wurde dem Drost v. Döring versiegelt eingehändigt. Zu gleicher Zeit wurde die Bibliothek aufgefordert, noch einmal genau zu untersuchen, ob ihr irgend etwas davon zuständig sei. Der Rath „Christoph Schmidt, genannt Phiseldeck," berichtete, er könne hinsichtlich der „von dem seligen Hofrath Leßing hinterlassenen Handschriften" aus dem bloßen Verzeichniß nicht entscheiden, ob die Bibliothek ein Recht daran habe, werde sich überhaupt nur damit befassen, wenn der Herzog solches ihm befehle. Darauf erhält er von dem Fürsten die Weisung, zu sehen, „ob nicht etwa der hiesigen Fürstlichen Bibliothek gehörige Stücke noch darunter befindlich." Man sah also nur auf das Mein und Dein, vergab nichts, nahm aber auch nichts. Von Erwerbung der Lessing'schen Manuscripte für die Bibliothek ist nirgends die Rede, weder der Fürst noch seine Rathgeber dachten daran. Hiernach wird man beurtheilen können, was von der Tirade des verst. Bibliothekars Schönemann zu halten sei, wenn er, anscheinend mit tiefster Quellenkenntniß, ausruft: „Leider ist durch Schuld des damaligen Bibliothek-Secretairs von Eichin mit Lessing's handschriftlichem Nachlasse auch sein bibliothekarischer Briefwechsel und wahrscheinlich auch der größere Theil der amtlichen Acten in die Hände des Bruders gerathen. Es ist unverantwortlich, daß man damals die Rechte der Bibliothek nicht besser geschützt hat!" (Serapeum 1844. S. 225.) Zur Ehrenrettung des guten Eichin werde ich unten noch ein Wort sagen; aus Obigem erhellt, daß die Auseinandersetzung gar nicht in seine Hand, sondern in die des Raths Schmidt-Phiseldeck gelegt war, und daß dieser sich der Sache zwar ungern, doch gewissenhaft unterzog.

Was hinterließ Lessing denn noch außer den genannten Manuscripten? Baar Geld gar nicht und an sonstigen Habseligkeiten so wenig, daß ich den Liebhabern Lessing'scher Raritäten den Gefallen erzeigen kann, selbigen nach dem Auctions-Katalog alle namentlich aufzuführen. Also:

Ein Spieltisch nach mahagoni Art gebeizet. 2 runde grau vermalte Tische. 10 Gemälde in vergüldetem Rahmen. 1 Fußdecke. 1 Chatoulle. 1 Arbeitstisch mit grünen Umhängen. 1 einschläferne Bettsponde mit grünen seidenen Gardinen. 1 durchgenähte cattunen Bettdecke. Ein Repositorium mit einigen Schiebladen. 2 globi. 5 Repositorien. Noch ein Repositorium mit einer Thür. 1 Nachtstuhl. 2 Notenpulte. 2 graue Commoden. 1 kleiner hohler Tisch mit 2 Thüren. 1 Jagduhr. 1 silbernes Gehäuse. 2 Paar weiße lederne Mannsbandschuh. 3 Gulden (?). 1 seidener Geldbeutel. Sammlung pfälzischer Kupfermünzen. 1 Schwamm. 1 Garnitur Steinschnallen. 1 Toiletten Spiegel. 1 Feuerzeug. ½ Dutzend geflochtene Stühle nebst Sessel. 2 Dutzend Caffee- und Chocoladetassen. 1 Kaffee-, 1 Milch-, ein Theetopf. 1 Spülkumpe von Fürstenberger Porcellan. 1 Tisch mit grünem Wachstuch beschlagen. 1 Flinte. 1 graue und 1 schwarze AtlasWeste. 2 AtlasBeinkleider. 1 camsaßen Unterhose. 2 schwarze seidene Westen und dazu Beinkleider. 1 Weste und Beinkleider, halbseiden. 1 Weste von weißem Camsaß. 1 grünliches Tuchkleid nebst Weste und Beinkleidern, mit folioKnöpfen. Noch einige abgetragene Westen und Beinkleider. 2 Paar Stiefel. 1 Paar Mannsschuh. 1 Schachspiel nebst dazu gehörigem Brett. 1 Stehpult. 1 Gestell zum Lesen. 1 Nagelscheere. 1 Papierscheere. 11 weiße Leuchter u. 6 Lichtscheeren. 14 Stuhlüberzüge von gelbem Damast. 4 silberne Theelöffel.

Fast der halbe Haushalt war in Braunschweig, nämlich Folgendes:

1 seidene Weste und Beinkleider. 1 schwarzer Pelz. 1 Paar Schuh mit silbernen Schnallen. 1 Spanisches Rohr. 1 Tabatiere. 1 Degen. 1 Hut. Schuh und Stiefel. 2 ReiseKoffer. 1 blaue atlassen und 1 gelbe seiden Weste. 1 röthlich Kleid nebst Weste u. Beinkleid mit goldenen Knöpfen und blauem Sammt gefüttert. 1 weißlich Kleid nebst Weste und Beinkleid mit folio Knöpfen. 1 blauer Ueberrock. 2 Westen. 1 Schlafrock. 2 schwarze Kleider. Noch ein schwarzes Kleid zur tiefen Trauer. 3½ Dutzend Hemden. 2 Dutzend Manchetten. 5 Dutzend Strümpfe, schwarze graue weiße, von Linnen Baumwolle u. Seide. 11 Schnupftücher. 13 nesseltuchen Halstücher. 9 baumwollen Mützen. 4 Halsbinden. 1 linnen Unterhose. 2 canefassen Nachtcamisole. 20 Tischtücher u. 117 Servietten. 14 Handtücher. 13 Bett- u. 28 KissenUeberzüge. 1 Pudermantel. 1 grüner Pelz von Sammt. 1 rothe Mütze. Etwas Eßgeräth. 1 Caffeemühle. 1 Zeugrolle nebst Tisch. 2 Leuchter u. 3 Lichtscheeren von Messing. 1 Pumplampe. 1 messingene Nachtlampe. 6 silberne Suppenlöffel. 1 silberner Vorlegelöffel. 1 Pistole. 1 Brille.

Das ist Alles. Die gütigen Leserinnen werden bemerken, daß er mit Wäsche noch sehr gut versehen war; ein Verdienst seiner wirklich vortrefflichen, leider zu früh verstorbenen Frau. Silberzeug war außer dem angeführten noch eine beträchtliche Menge vorhanden, dieses nahm aber der Advocat der König'schen Kinder gleich zu sich und brachte es für sie zum Verkauf. Unter dem angeführten Hausrath fehlt natürlich das berühmte Schachbrett nicht; aber zwei andere Spielzeuge vermißt man: Pfeifen und Clavier. Geraucht hat er nicht und aus der Musik machte er sich ebenfalls nicht viel, also waren ihm beide wohl entbehrlich.

Nach öffentlicher Taxe hatten obige Sachen einen Werth von 445 Thalern 6 Pfennigen. In der Auction kamen indeß für sämmtliches Mobiliar nur 339 Thaler 12 gute Groschen 7 Pfennige heraus, denn Gevatter Schneider und Handschuhmacher machten bei ihrem Gebot nicht den patriotischen und geistigen, sondern den einseitig paktischen Standpunkt geltend.

Dagegen stellten sich die Gläubiger etwas zahlreicher ein, als man wünschen mußte; aber nicht so zahlreich, als das Gerede vermuthen ließ. Folgende Forderungen wurden gerichtlich angenommen:

1. Buchbinder Wiedemann, Rechnung von 2 Thlr. 6 Ggr.

2. „Tobacks-Fabrikant Göbel liquidirte 7 Thlr. 4 Ggr. rückständiges Fuhrlohn, wovon die Specification bei den Acten Göbel ad Lessing bereits befindlich sey."

3. Senator Steding in Wolfenbüttel für Waaren und Fuhrlohn 12 Thlr. 32 Mgr.

4. Die Waisenhaus-Buchhandlung zu Braunschweig für erhandelte Bücher 146 Thlr. 10 Ggr.

5. Kaufmann To der Horst u. Söhne für Waaren 108 Thlr. 3 Mgr. 4 Pf.

6. „Die Kellermeisterin Wilke ließ aus einem original Wechsel vom 1. Februar 1774 einen Rest von 50 Thlr. liquidiren."

7. Ferner dieselbe eine Weinrechnung von 22 Thlr. 28 Mgr. 5 Pf.

8. Schuhmacher Bergholtz aus Braunschweig 4 Thlr. 14 Ggr.

9. „Joseph Pförtner, gewesener Bedienter des verstorb. Hofraths Leßing liquidirte an rückständigem Lohn und Kostgeld für 3 Monate à 6 Thlr. die Summe von 18 Thlr., desgleichen eine rückständige Mondirung nebst einem treßen Hut, bat [wie auch mehrere andere] um Befriedigung."

10. Wagenmeister Peine für die Verwahrung des Wagens 2 Thlr. 16 Ggr.

11. Kaufmanns Hauß Witwe 45 Thlr. 9 Mgr. 6 Pf.

12. Schneider Griebel aus Braunschweig 4 Thlr.

13. „Joh. Christian Mackwitz, Mieth Laquais aus Braunschweig, liquidirte für Aufwartung in der letztern Krankheit des Hofr. Leßing 10 Thlr. 12 Ggr."

14. Schneider Cramm daher 16 Ggr.

15. Chirurgus Knackstedt daher 15 Thlr.

16. Apotheker Hemmelmann 3 Thlr. 27 Mgr.

17. Kaufmann Wegne Rest einer Waarenschuld 61 Thlr. 8 Mgr. 4 Pf.

18. Weinhändler Angot in Braunschw. als Rest einer Weinrechnung 92 Thlr. 30 Mgr. 2 Pf.

19. Derselbe „für Logis und andere Posten, welche weiland Hofrath Leßing während seiner letzten Krankheit erhalten, 43 Thlr. 2 Pf."

20. Stadtchirurg Crade in Braunschw. 2 Thlr. 18 Ggr.

21. Münzmeister Otto Heinr. Cnorre in Hamb. zeigte einen Wechsel vor vom 16. Septemb. 1780 (Wolfenb.) auf 200 Thlr. Gold u. Zinsen.

22. Chirurg Morstedt in Wolf. für Rasiren, u. Verband an König 6 Thlr.

23. Schneider Heine 2 Thlr.

24. Ein Dr. jur. Mylius für die Führung der Lessing-König'schen Erbtheilung 6 Thlr. 22 Ggr. 4 Pf.

25. Leibmedicus Brückmann für die letzte Krankheit, täglich mehrere Besuche 10 Thlr.

Zusammen 877 Thlr. 16 Ggr. 3 Pf.

Hiervon fällt der vierte Posten weg, denn er gehörte zu den Bibliothek-Rechnungen. Dagegen war der Bediente Joseph Pförtner (er schreibt sich hier nach plattdeutscher Aussprache: Pörtner) eifrig bemüht, seine Forderung möglichst in die Höhe zu bringen. In einer brutalen Eingabe vom 17. Aug. 1781 rechnet er schon 52 Thaler zusammen!

Für uns ist die zweite Forderung vielleicht die interessanteste, denn daraus läßt sich die berühmte Streitfrage, ob Lessing geraucht oder nicht geraucht habe, endgültig beantworten. Schon beim Mobiliar bemerkten wir, daß die Pfeifen fehlten, und so wußten auch seine Freunde nicht anders, als daß er nie das Tabackrauchen habe ausstehen können. Doch hörten Andere von einem Processe Lessing's mit dem Braunschweiger Tabacksfabrikanten Göbel, und so wurde man zwiespältiger Meinung. Die Forderung bezog sich nicht auf Taback, sondern auf ein Lohnfuhrwerk.

Der Streit über Lessing's Rauchen brachte auch zu Tage, was seine letzte Hausmagd Clara Guntelwerner für ein Kräutlein gewesen. Es war in den zwanziger Jahren, als Ebert, damals Bibliothekar zu Wolfenbüttel und ein starker Raucher, unter Freunden die Meinung vertheidigte, Lessing habe doch geraucht. Das können wir leicht herausbringen, sagte Einer, denn die Magd lebt noch. Sie wurde herbeigeholt, nun eine steinalte Person und schwerhörig. Man fragte Mancherlei, zuletzt ob der Lessing geraucht habe. Sie besann sich eine Weile, dann versicherte sie: „Ne, dat weet ick nich, awer sauveel weet ick: he harre nist, he wuste nist, un he dochte nist!" (Nein, das weiß ich nicht, aber soviel weiß ich: er hatte nichts, er wußte nichts und er taugte nichts.) Er wußte nichts, soll heißen: von Gott und seinem Wort, ist im Volksmunde gleichbedeutend mit „er glaubte nichts." Die Anekdote ist gedruckt auch in der Biographie von Guhrauer, aber ganz entstellt.

Die Creditores drangen „sehr ungestüm auf ihre Bezahlung", berichtet der Anwalt. Die Erben müßten sich nun näher erklären. Zur Beerbung hatten sich die vier noch lebenden Geschwister gemeldet: 1) Johann Theophilus Lessing, „wohlverordneter Conrector an der lateinischen Stadt-Schule" in Chemnitz; 2) Gottlieb Lessing, Kön. Pr. Justitiar zu Namslau in Schlesien; 3) Karl Lessing; 4) Dorothea Salome Leßingin. Curator der letztern war der „noch einzig lebende Bruder" des Vaters (bestätigt also Danzel's Vermuthung I, 6), Sächs. General-Accise-Inspector und Oberamts-Advocat zu Camenz, Joh. Traugott Leßing. Merkwürdig ist noch, daß die Handschriften aller vier Brüder einander auffallend ähnlich sind; am zierlichsten schreibt der lateinische Conrector, doch konnte der große Bruder, der „Oberbibliothekar" wie die Schwester ihn nennt, auch sehr schön schreiben. Die oben mitgetheilte kleine Bittschrift an den Herzog ist in dieser Hinsicht ein Muster.

Karl Lessing gibt nun im Namen aller Erben die merkwürdige Erklärung ab, sie wollten zwar die Erbschaft antreten, nicht aber alle Schulden schlechterdings bezahlen. Hierauf wird ihm bedeutet, binnen 4 Wochen die Manuscripte zurückzugeben; als er zögert, droht man, ihn gerichtlich zu belangen. Er erklärt lebhaft: die Absicht der Erben werde von dem h. Collegio verkannt, sie wollten durchaus sämmtliche Gläubiger befriedigen, „soweit die Masse reicht, und zu dieser Masse gehören ja auch allerdings die Manuscripte mit"; der Anwalt versichert, daß er von K. Lessing Anweisung erhalten habe, „alle Klapperschulden sogleich und die größeren Posten ebenfalls bis Ostern zu berichtigen." Aber das Gericht bleibt bei seiner früheren Entscheidung. Die Sache liegt nicht ganz grade, die Erben wollten sich auf's Warten legen, wollten sehen was sich möchte abdingen lassen und wie viel wohl aus den Manuscripten herauszuschlagen sei. Die Behörde war unzweifelhaft im Recht, dennoch hätte sie durch Entgegenkommen die Sache leicht in's Reine bringen können. Manche Forderungen waren augenscheinlich übertrieben; und was stand zu erwarten, wenn Lessing's Handschriften unter den Hammer kamen? Da die 4 Wochen verstrichen waren, ohne daß die Manuscripte oder andere Erklärungen anlangten, so wurde die preuß. Regierung in Breslau freundlichst ersucht, dem Münzdirector die Sachen mit Gewalt abzunehmen. Der ganze Wirrwarr kam daher, daß K. Lessing nicht gleich die Erbschaft antrat. Nun mußte er halb gezwungen.

Die meisten Unannehmlichkeiten erwuchsen K. Lessing aus der Trägheit seines Advocaten Langerstraßen. So fanden sich in Lessing's Wohnung noch gegen 500 Bücher, die meistentheils der Bibliothek angehörten; nach Abzug des fremden Eigenthums sollte auch hierüber Auction gehalten werden. Langerstraßen, der neue Bibliothekar Langer und Fricke besahen die Bücher zuerst im October 1781, kamen aber nicht weit; nächstens wollten sie wieder zusammenkommen, es währte aber bis zum Frühjahr 82, und dann wandelte sie sämmtlich ein katarrhalisches Fieber an; billigerweise warteten sie bis es warm wurde, bis zum 13. Juni, konnten aber immer noch nicht einig werden; auch im ganzen folgenden Jahr nicht, auch noch 1784 nicht. Endlich wurde es K. Lessing zu viel, und er verklagte den Langerstraßen gradezu beim Herzog:

Durchlauchtigster Herzog,
Gnädigster Herr!

die besondere Gnade, welche Ew. Durchlaucht höchstdero gewesenem Bibliothekar Lessing, meinem verstorbenen Bruder, in seinem Leben zu erweisen, und sogar bis auf seine Geschwister und Erben zu verbreiten geruht (?), welches wir lebenslang in allertiefster Ehrfurcht erkennen werden, erfüllet mich mit der kühnen Zuversicht, Ew. Durchlaucht höchstselbst meine Noth fußfällig vorzutragen.

Dem zu Wolfenbüttel wohnenden Justizkanzley-Advokat Langenstrass übergab ich im Jahre 1781 die Besorgung des Nachlasses meines besagten Bruders, um uns sowohl mit dem Vormunde der hinterbliebenen Stiefkinder, in Güte oder durch den Weg Rechtens auseinander zu setzen, als vornehmlich auch die von meinem Bruder geführten Bibliothekrechnungen, die ich deshalb anfertigen lassen, gehörigen Orts zur Untersuchung und Dechargirung einzureichen, und was von seinen Büchern und Sachen noch übrig bliebe, zu verauctionieren. Anfangs förderte er auch ziemlich; ich befriedigte die Gläubiger, machte wegen der Forderungen der Stiefkinder eine baare Caution von 600 Thlr., und überschickte ihm auf sein Verlangen noch 200 Thlr. baar, um vollends alles zu bezahlen, was aus der geschehenen Möbel-Auction nicht ganz befriedigt werden konnte,

und die noch kommenden etwanigen Auslagen zu bestreiten. Hierauf vergieng aber eine Zeit nach der andern, und auf mein dringendes Bitten und Anliegen, die Sache auch einmal zu beenden, erhielt ich keine andere Antwort, als die dortige Justiz galoppiere nicht, wie die preußische; und wenn die offenbarste, einfachste Sache, wo keine Partey streitsüchtig sey, in drey Jahren beendet würde, so wäre es ausgezeichnete Geschwindigkeit. Als ich ihm darauf erwiederte, daß es nicht an der dortigen Justiz, sondern an seiner wenigen Betriebsamkeit läge, versprach er mir den 14. April dieses Jahres, den nun auch längst verfloßnen Michael alles beendigt zu haben, was von ihm abhienge. Auch das ließ ich mir gefallen, schrieb nach Verlauf dieses Termins an ihn, und erwartete wenigstens neue Entschuldigung und Hinhaltung; bekomme aber gar keine Antwort mehr von ihm.

Ew. Durchlaucht bitte ich daher in aller Unterthänigkeit um die einzige Gnade, dieses ganz ungebührliche Verfahren des ꝛc. untersuchen und dabey gnädigst befehlen zu lassen, daß er alles, war er von mir in Händen hat, einem andern Sachwalter, welcher es auch sey, den Ew. Durchl. allerhuldreichst ernennen zu lassen geruhen werden, überliefere und Rechnung ablege. Ich unterwerfe mich so gern als schuldig jedem Ausspruche, den ich erhalten werde, wenn ich nur nicht länger der muthwilligen Verzögerung eines Advokaten zum Spiel diene, der lieber die allgemeine Einrichtungen, als sich selbst Unrecht haben lassen will, und einem Fremden, der von der dortigen Justizlokalität keine Kenntniß hat, alles zu glauben zumuthet.

Ich ersterbe mit allertiefster Dankbegier und Ehrfurcht

Breslau,
d. 25. December 1784.

Ew. Durchlaucht
allerunterthänigster
Karl Gotth. Leßing.

Hieraus entspann sich ein lebhafter Proceß, der aber bald zu Ende kam. Langerstraßen war nach Allem, was vorliegt, ein Lump. Er fälschte die Rechnungen zu seinem Nutzen, und berechnete sich für seine Bemühungen überhaupt nur die Kleinigkeit von 123 Thlr. 1 Mgr. 4 Pf., die er dann im Verlauf der Klage noch um 26 Thaler erhöhte! Wurde am 1. Jan. 1786 verdonnert; die Einzelheiten übergehe ich.

Die Anfertigung der Bibliothekrechnungen, wovon K. Lessing in seinem Briefe spricht, übernahm der Bibliothekssecretär v. Eichin, außer H. v. Döring die einzige erquickliche Erscheinung in dieser Misere. Die Rechnungen gingen über elf Jahre, „waren äußerst mühsam (sagt er), confus, und mußte ich die meisten erst auskundschaften und theils durch Reisen, theils durch Briefe zu erhalten suchen." Was ihm dafür zu Gute gethan wurde, hatte er für Reisen und Beihülfe Anderer auszugeben. „Um aber zu zeigen (schreibt er weiter), daß ich, so nöthig ich es auch hätte, aus Liebe und Hochachtung gegen den Wohlseel. Lessing und in Betracht des geringen Nachlasses auf keine Weise meine Mühwaltung zu theuer bezahlet verlange," will er statt der üblichen 55 Thlr. mit 30—40 vorlieb nehmen. „Uebrigens, daß mein Vortheil bei dieser Arbeit gewiß nicht der grösseste, da ich noch verschiedene vieleicht auch unangenehme Beantwortungen zu hoffen, und überhaupt bei des seel. Less. öffentlichen und heimlichen Feinden wenig Dank, vieleicht gar Verfolgung, zu erwarten haben werde, können Sie selbst leicht erachten. Ich muß, was ich in meinen pro Memlis gesagt habe, durchsetzen, und wil und kann es auch, wenn Serenissimus nicht, durch das lange Verzögern ꝛc. verdrießlich gemacht, oder wohl gar verhetzet werden. Wie wir mit der Fürstl. Bibl. am leichtesten durchkommen können, werde ich mündlich mit Ihnen conferiren. Wegen der ohne alle Nachweisung befindlichen Bücher sollen Sie auch befriediget werden, nur muß ich erst die Rechnungen noch einmal genau durchsehen, um in keinem Stücke zu irren." Dieses schrieb er am 15. Novbr. 1781, ohne Adresse, entweder an Döring oder an Langerstraßen. Letzterer sagt später: „Herr von Eichin hatte die angefertigten Rechnungen mit allerley geistreichen und belletristischen Anmerkungen versehen, und mit Muthmaßungen, wie etwa dieser oder jener Post im Wege Rechtens ausfallen mögte!"

Es zeugt von Unkenntniß der Verhältnisse, wenn man diesem v. Eichin, der als Bibliothek-Secretair mit 200 Thalern keine beneidenswerthe Stellung hatte, alle Versehen aufbürdete, die zu Lessing's Zeiten hier bei der Bibliothek gemacht wurden. Ebert (Ueberlieferungen I., 20) nennt ihn „fast aberwitzig" und unbrauchbar. Ich bin vielmehr überzeugt, daß Lessing, wie er einmal war, gar keinen besseren Gehülfen hätte finden können. Lessing achtete auf Nichts, Eichin hingegen war ordnungsliebend bis zur Pedanterie, arbeitete unablässig, unternahm zwar manches Unnöthige, aber nichts Schädliches. Dabei ging er in der Unterordnung unter seinen großen Vorgesetzten so weit, daß er bei etwaigen Rechnungen, die Lessing anzufertigen hatte, die Linien zog und die Summen zusammen zählte, weil dieses, wie er versichert, für den sel. Hofrath zu langweilig war. Wer eine so nützliche und bescheiden dienende Stellung zehn Jahre lang einnimmt, den sollte man doch nicht tadeln.

Soweit gehen meine Quellen, und hiermit ist denn auch zu Ende, was ich den bisherigen Erzählungen über Lessing's Verhältnisse in Wolfenbüttel hinzufügen konnte. Denjenigen Lesern, welchen aus dem ganzen Berichte nur die Anekdote von Lessing's Magd unterhaltend war, kann ich schließlich noch mit einer zweiten ein kleines Vergnügen bereiten. Wie Jemand beobachtete, bedienen sich die Braunschweiger Knaben bei dem bekannten Abzählen im Spiel unter andern auch nachstehenden Versleins:

De Düwel kamm eenmal upp Eern
Un wull he gern een Blacksmid weern,
Doch harr he weder Tinn noch Messing,
Drumm namm he den Professor Lessing.

(Der Teufel kam einmal auf Erden
Und wollte gern ein Grobschmied werden,
Doch hatt' er weder Zinn noch Messing,
Drum nahm er den Professor Lessing.)

Den boshaften Vers werden die Wolfenbüttler Fragmente hervorgerufen haben. Es war eine einfache Rache, wenn die Theologen, als Lessing auf ihnen hämmerte, dichteten, später habe der Gottseibeiuns ihm ein Gleiches gethan. Merkwürdig bleibt nur, daß die Meinung so lange haften blieb.

Polizei und Diebe
in London.

In London war bis zum Jahre 1828, und in der City noch zehn Jahre länger, der nächtliche Schutz einer Classe von Nachtwächtern anvertraut, die von den Nachtwächtern, wie man sie noch jetzt in den meisten Städten Deutschlands kennt, wenig verschieden war. Bekleidet mit einem großen Mantel mit zahllosen Krägen, mit einer großen Laterne versehen, deren Strahlen den Dieben verriethen, wenn es Zeit war, sich davon zu machen, wurde Karlchen, so nannte der Volkswitz den Nachtwächter, den Dieben dadurch noch ungefährlicher, daß er mit einem schweren Stecken auf dem Pflaster hinrasselte, und mit lauter singender Stimme die Stunde und das Wetter abrief, ein genügender Lärm, um sein Nahen zu verkünden, wenn er selbst auch noch lange nicht zu sehen war. Für seine Bequemlichkeit wurde durch Schilderhäuser gesorgt, in denen er sein Schläfchen ungestört abhalten konnte, und deren Atmosphäre einer Anekdote zufolge so einschläfernd wirkte, daß ein an Schlaflosigkeit leidender Patient mit einem Nachtwächtermantel angethan nur hineingesetzt zu werden brauchte, um sofort sich eines tiefen Schlafes zu erfreuen. Es ist nicht zu verwundern, daß unter einer solchen nächtlichen Polizei das Verbrechen blühte, und daß die Räubereien in einer erschreckenden Weise zunahmen. Man berechnete am Anfang dieses Jahrhunderts den Werth des im Laufe eines Jahres Gestohlenen auf nicht weniger als $1\frac{1}{2}$ tausend Pfd. Sterling, und daß das Uebel im Steigen begriffen war, zeigte die Thatsache, daß von 1780 bis 1800 sich die Zahl der Diebshehler von 300 auf 3000 vermehrt hatte.

Neben dieser Nachtwache wirkte eine andere Classe von Leuten zwar mit größerer Thätigkeit, aber in einem ganz andern Sinne zur Verhütung des Verbrechens, die Diebsfänger, deren Vorbild, der berüchtigte Jonathan Wild, uns aus dem Romane Ainsworth's bekannt ist. Die Regierung hatte Preise von 40 Pfd. St. für diejenigen ausgesetzt, durch deren Mittheilungen die Ueberführung von Verbrechern bewirkt werden würde. Der Zweck jener Leute wurde daher begreiflich nicht, das Verbrechen zu unterdrücken, sondern jenes Blutgeld zu verdienen; sie ließen daher Diebstähle und Raubanfälle, die sie hätten verhindern können, soweit gedeihen, „reifen" war ihr Kunstausdruck, daß ihnen ihr Lohn, und dem Galgen sein Opfer gewiß war. Daß dieser Baum „Nimmer-Grün", wie er damals in der Sprache der Diebe hieß, Jahr aus Jahr ein seine Früchte trug, war bei einer solchen Classe von Wächtern, die als vorbeugende Polizei völlig unwirksam waren, bei einer solchen Classe von Angebern, in deren Interesse es lag, Menschen zum Verbrechen zu verlocken, und bei einem unglaublich barbarischen Strafgesetze, das bis zum Jahre 1800 nicht weniger als 160 Verbrecher mit dem Tode bestrafte, nicht zu verwundern.

Im Jahre 1805 versuchte man die erste Verbesserung des alten Systems, eine berittene Patrouille, die hauptsächlich gegen die Straßenräubereien in der Nachbarschaft Londons gerichtet war, und zwar mit glänzendem Erfolge. In der Stadt selbst dagegen blieb es beim Alten. Erst im Jahre 1828 gelang es Peel, im Hause der Gemeinen die Niedersetzung eines Comité's zur Untersuchung eines neuen Planes für eine gleichförmige Einrichtung der Polizei der Hauptstadt zu erlangen. Das Comité sprach sich in seinem Berichte günstig für den Plan aus, und dieser wurde vom Hause selbst genehmigt. Die segensreiche Veränderung wurde jedoch nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Das Paradepferd „die Freiheit des Individuums", die hier aber in Wahrheit nur die Freiheit der Spitzbuben war, wurde sofort dem Publicum vorgeritten, und gewiß mancher Redner der Schenke hat in dem Falle des Nachtwächter-Karlchens Englands Ruhmessonne untergehen, oder wie man in Frankfurt sagte, „das Himmelsauge der Freiheit brechen" sehen. Und wirklich konnte den über seine persönliche Freiheit mit Eifer wachenden Engländer die Errichtung dieser neuen Macht mit nicht völlig unbegründeter Besorgniß erfüllen. Es handelte sich nicht länger um einige Constabler, sondern um ein stehendes Heer von nahezu 6000 Mann, einexerciert wie Soldaten, zum Auftreten in Massen geschult, und völlig unabhängig von dem Steuern zahlenden Publicum. Daß man ziemlich allgemein die Sache so auffasse, zeigten die vielen damals erscheinenden Carricaturen, die den „Peeler" als einen wild aussehenden Gesellen mit einem gewaltigen Säbel und mit

einem pistolengespickten Gürtel darstellten. Vielfache Verhöhnungen und Spitznamen wurden ihnen zu Theil. Ja als im Jahre 1833 bei einer Chartistenversammlung die Constabler einschritten, und drei von ihnen dabei meuchlerisch, der eine tödtlich, verwundet wurden, fand die Jury des Todtenbeschauers darin nur einen gerechtfertigten Todtschlag. Die Gährung war damals so groß, daß eine Commission niedergesetzt wurde, um das Benehmen der Polizei zu untersuchen, das Resultat war, daß diese von der Anklage, mit mehr als nöthiger Strenge eingeschritten zu sein, freigesprochen wurde. Seit dieser Zeit ist das Benehmen der Polizei stets so musterhaft gewesen, daß der ursprüngliche Widerwillen vollkommen verschwunden ist, und man hat sie jetzt durch die Macht der Gewohnheit als eine vollkommen verfassungsgemäße Macht betrachten und schätzen gelernt.

Gegenwärtig besteht die Polizeimacht der Hauptstadt (ausschließlich der City) aus einem Obercommissair, 2 Gehülfscommissairen, 18 Oberaufsehern, 133 Inspectoren, 625 Sergeanten, und 4954 Constablern. Eine nicht sehr verwickelte Dienstordnung macht es möglich, mit dieser verhältnißmäßig geringen Macht Tag und Nacht alle Straßen, Gassen und Plätze der weiten Hauptstadt bewachen, die Thüren und Fenster ihrer 400,000 Häuser untersuchen, 90 englische Quadratmeilen Landes beschreiten, 8000 bekannte Diebe überwachen, und 40,000 bis 50,000 Menschen der „unruhigen Classen" in Furcht erhalten zu lassen. Das Feld ihrer Thätigkeit erstreckt sich von Chaning Crows ab 15 Meilen nach jeder Richtung, hat 90 Meilen im Umkreise und nahe an 700 Quadratmeilen Flächeninhalt, von denen 100 mit den Häusern des modernen Babylon bedeckt sind. Der ganze Distrikt ist in 18 Abtheilungen zerlegt, und für jede dieser eine nach der Ausdehnung, der Dichtheit der Bevölkerung, der Bedeutung oder der Größe des zu schützenden Eigenthums verschiedene Anzahl von Constablern bestimmt. Eine jede Abtheilung ist durch einen Buchstaben bezeichnet, welchen die Constabler derselben am Kragen des dunkelblauen Rockes in weißer Stickerei tragen. Außerdem sind die Constabler einer jeden Abtheilung mit fortlaufenden Nummern, die neben jenem Buchstaben auf dem Kragen gestickt sind, bezeichnet. Jede Abtheilung zerfällt wieder in Unterabtheilungen, diese in Sectionen und diese in Patrouillen. Die bedeutendste dieser Abtheilungen, gewissermaßen die Garde dieser Polizeiarmee ist die mit A bezeichnete Abtheilung von Whitehall. In ihrem Bezirke liegt der Sitz der polizeilichen Centralbehörde, sie hat den Dienst in der Nähe der Königin, beim Parlament, den Theatern, in den Parks und bei allen großen öffentlichen Vergnügungen, z. B. bei den Wettrennen von Epsom und Ascot, den Blumenausstellungen, im Krystallpalaste und anderen. Sie verstärkt sich, obwohl schon 380 Mann stark, bei außerordentlichen Gelegenheiten durch eine Reserve von 250 Mann, die für gewöhnlich in Compagnien von je 50 fünf andern Abtheilungen zugewiesen sind.

Die innere Organisation aller Abtheilungen ist dieselbe, derselbe beschwerliche Dienst trifft alle gleichmäßig. Zwei Drittel der ganzen Macht sind von 9 oder 10 Uhr Abends bis 5 oder 6 Uhr Morgens in Dienst. Der Dienst bei Tage begreift die übrige Zeit und zerfällt in mehrere Ablösungen. Obgleich der Nachtdienst strenger ist, so ziehen doch Viele das ruhige ungehinderte Patrouilliren bei Nacht dem geschäftigern und aufregendern Tagesdienste vor. Die Sergeanten und Inspectoren machen die Runde durch die Districte zur Controle der Constabler. Nachlässigkeiten dieser werden mit Geldstrafen, bei Wiederholungen mit Entlassung bestraft. Daß dabei unnachsichtig zu Werke gegangen wird, zeigt die Thatsache, daß von 1850 bis 1856 1276 Constabler entlassen wurden.

An jedem Morgen wird dem Obercommissair ein Verzeichniß sämmtlicher Vorkommnisse der Nacht vorgelegt. In Fällen von außergewöhnlicher Bedeutung, etwa bei einem Morde oder einem großen Diebstahle macht der Constabler, der die erste Nachricht davon erhält, der Centralstelle seines Districts Mittheilung, von diesem Punkte aus geht die Nachricht strahlenförmig nach allen Seiten weiter, so daß innerhalb zweier Stunden eine solche Mittheilung an alle verschiedenen Stationen der Hauptstadt gelangt. Der elektrische Telegraph wird die Mittheilung bald zu einer augenblicklichen machen.

In den äußern und vorstädtischen Districten machen die großen Entfernungen einen Dienst zu Pferde erforderlich. Hier finden wir daher die berittene Polizei in einer Stärke von nur 120 Mann, sie sind mit Säbel und Pistolen bewaffnet. Auch die Polizei zu Fuß übrigens, wenn der Dienst sie in einsame ländliche Districte führt, darf ein Seitengewehr tragen.

Rings von der Polizei der Hauptstadt umgeben wirkt die City-Polizei. Ihre Constabler tragen ebenfalls den dunkelblauen Rock und den lackirten ledernen Hut, statt den Buchstaben des Districts trägt dagegen der Kragen das Wappen der City, den rothen Dolch im weißen Felde. Der Flächeninhalt des Citybezirkes ist zwar nur $1^1/_2$ Quadratmeilen groß, aber er ist der Mittelpunkt des Verkehrs, der Brennpunkt der Reichthümer Londons. Nur $^1/_{20}$ der Bewohner Londons enthaltend, birgt er $^1/_{14}$ seines Reichthums. In der That ist dieser kleine Raum das Herz nicht nur der Hauptstadt, sondern des ganzen Handels. Durch seine Hauptstraßen drängt sich in gewissen Stunden ein größerer Verkehrsstrom, als durch irgend eine andere Straße der Welt. Im Jahre 1850 haben nach genauen

Ermittelungen in einem Tage nicht weniger als 67,510 Fußgänger und 13,796 Fuhrwerke mit 52,092 Personen die Dom-Kirche in Cheapside passirt. Durch einen andern Verkehrscanal, Aldgate Lamen in derselben Zeit 58,430 Fußgänger und 9332 Fuhrwerke mit 20,804 Personen, und man hat berechnet, daß im Laufe von zwölf Stunden ein Strom von nicht weniger als 400,000 Menschen in jene $1^1/_2$ Quadratmeilen sich ergießt.

Obgleich eine so ungeheuere Menge von Menschen, von denen viele bedeutende Geldsummen bei sich führen müssen, auf einem so geringen Raum zusammengedrängt, eine große Anziehung für Diebe aller Art ausüben muß und die fortwährende Wachsamkeit einer verhältnißmäßig großen Polizeimacht erforderte, so konnten sich die City-Behörden doch erst zehn Jahr nachdem das Experiment Peel's im übrigen London sich bewährt hatte, dazu entschließen, ihr altes System aufzugeben. Jetzt gewährt eine Macht von 565 Mann, bestehend aus einem Oberaufseher, 13 Inspectoren, 47 Sergeanten und 492 Constablern der City dieselbe Sicherheit, wie sie die übrige Stadt genießt. Werfen wir einen Blick nach Scotland-Yard, dem Sitze der Centralstelle der hauptstädtischen Polizei. Hier sitzen die Commissaire Tag für Tag, bereit, Klagen oder andere Mittheilungen des Publicums zu empfangen. In dem einen Bureau finden wir Constabler, statt des Amtsstabes die Feder führend, die täglichen Berichte ausarbeitend, in einem andern werden die Morgen- und Provinzialblätter studirt, um zu sehen, was etwa die Gegenwart der Polizei erfordern möchte und was für Diebe den Polizeigerichten vorgeführt sind, in einem dritten Zimmer verliest ein Inspector Mittheilungen und Instructionen für die verschiedenen Abtheilungen, ein viertes ist das Geheimzimmer der „entdeckenden Polizei", deren eine Abtheilung die ausländischen mauvais sujets überwacht. Auf dem Exercierplatze der Polizeimacht finden wir gewöhnlich 30 bis 40 Mann, die als der Ersatz für Ausscheidende in der Ausbildung begriffen sind. Die eine Abtheilung, noch rohes Material, zeigt durch ihre verschiedenartigen und buntscheckigen Anzüge, daß die Polizei sich aus sehr verschiedenen Ständen recrutirt. Wir finden hier neben dem Kittel den Gesellschaftsfrack vertreten, denn oft ergreifen junge Leute, die aus der Provinz zur Hauptstadt kommen, um ihr Glück zu machen, wenn sie in ihren Hoffnungen sich getäuscht finden, diesen Ausweg zu einer anständigen Existenz. Der Austritt aus dem Dienst steht einem Jeden nach monatlicher Kündigung frei, und da das Erforderniß, gut lesen und schreiben zu können und einen guten Leumund zu besitzen, die eigentlich arbeitende Classe ausschließt, so finden wir in der Polizei eine bei Weitem größere Intelligenz als in der Armee. Die besten Constabler liefern die kleineren Provinzialstädte. Weder die dichtgedrängte Bevölkerung der großen Städte, noch die isolirtere ländliche Bevölkerung scheint die gleiche männliche Kraft, weder geistig noch körperlich, wie jene liefern zu können. In der Regel wird der Recrut innerhalb 6 Monaten zu einem tüchtigen, zuverlässigen Polizeimanne ausgebildet. Mit der Hauptstation einer jeden Abtheilung ist in der Regel ein gemeinsames Logirhaus für die unverheiratheten Constabler verbunden. Hier wohnen sie, hier haben sie ihr gemeinsames Mittagsessen, während für Frühstück und Abendessen jeder Einzelne zu sorgen hat, hier haben sie ein Lesezimmer und eine Bibliothek, deren Inhalt für die Bildung und den Geschmack der Leute ein sehr günstiges Zeugniß gibt.

Werfen wir noch einen Blick auf die Organisation der entdeckenden Polizei. Mit der Einrichtung der neuen Polizeimacht im Jahre 1829 zogen sich die alten Diebsfänger aus dem öffentlichen Leben zurück und 15 Jahre lang blieb die Polizei ohne eine speciell jener Thätigkeit gewidmete Abtheilung. Die Nothwendigkeit dieses Rades in der Polizeimaschine wurde indeß bald zu lebhaft gefühlt, als daß man nicht für dessen Ergänzung gesorgt hätte. Die „entdeckende" Polizei zählt jetzt 3 Inspectoren, 9 Sergeanten und in jeder der 18 Abtheilungen 6 Constabler, im Ganzen also 108, die auf Erfordern als detectives fungiren, und weil sie bei dieser Thätigkeit keine Uniformen tragen können, plain-clothes men genannt werden. Ueberall, wo eine große Menge von Menschen sich zusammenfindet, sind diese Leute in der Masse zerstreut, in Anzügen, wie sie dem Charakter der Versammlung entsprechen. In der Regel zeichnen sich die detectives, wie die Diebe selber, in einem bestimmten Zweige ihres Geschäfts aus. Der eine versteht sich hauptsächlich auf die Einbruchsdiebe, ein anderer weiß die Taschendiebe zu verfolgen, ein dritter hat eine feine Nase für die Fälscher. Indem sie sich auf bestimmte Zweige der Kunst beschränken, erlangen sie gewissermaßen einen besondern Sinn gerade für diese, und auch erleichtert die Theilung der Arbeit die Mühe und den Erfolg. Zwischen dem detective und dem Diebe herrscht in der Regel kein Groll; wenn sie sich begegnen, verständigen sie sich durch einen Blick oder eine Geberde, die auf der Seite des Diebes so viel sagen will, als „Mir kannst du nichts anhaben." Der detective antwortet mit einem Blicke „Nun wir werden wohl noch besser mit einander bekannt." Beide wissen, daß sie von ihrer Schlauheit leben, und so erkennen sie ihre Berechtigung, davon den bestmöglichsten Gebrauch zu machen, gegenseitig an.

Die umfangreichste aller Classen der Diebe und die, in welcher die größten Verschiedenheiten von Geschicklichkeit, Lebensalter und

ßerer Erscheinung sich finden, ist die der Taschendiebe. Ein Herzog könnte nicht mit halb dem Hochmuth auf einen Gassenkehrer herabblicken, mit welchem der Taschendieb ersten Ranges auf den elenden Jungen herabsieht, dessen Gewerbe im Stehlen von Taschentüchern besteht. Von jenem, dem vornehmen Taschendiebe, macht man sich in der Regel eine ganz falsche Vorstellung. Man glaubt, man müsse ihn auf der Stelle an einem übertriebenen Putz an Kleidung und Schmucksachen erkennen. Allein sein Hauptaugenmerk muß sein, gerade so wenig auffällig wie möglich zu sein. Seine Kleider sind bei dem geschmackvollsten Schneider gearbeitet, seine ganze Erscheinung ist so viel wie möglich die eines wirklichen Gentleman. Zwar muß er seiner Kunst wegen stets bei jedem Wetter einen Ueberrock über dem Arme tragen, aber das kann auch der wirkliche Modeherr, ohne dem Verdachte zu verfallen, ein Taschendieb zu sein. Durch den äußern Schein läßt sich indeß der Diebsfänger von Profession selten täuschen. Wie der Jäger an gewissen Kennzeichen, die nur dem Eingeweihten bekannt sind, seine Beute wittert, so weiß der detective sehr bald, ob der feine Herr, der so ungezwungen sich in der vornehmsten Gesellschaft bewegt, auf „unrechten Wegen" wandelt, oder wirklich ein unbescholtener Charakter ist. Das Hauptzeichen, an dem der Dieb erkannt wird, ist das Unstäte seines Auges. Während Alles um ihn den Worten des Redners lauscht, oder ganz in das Schauspiel versunken ist, schweift sein Auge ruhelos, um nicht zu sagen ängstlich umher. Wenn das der Diebsfänger bemerkt, so ist ihm sein Opfer sicher. Zwar auch der detective selbst muß, um zu beobachten, sein Auge überall haben, und ein komisches quid pro quo kann dahin führen, daß er selbst für einen Dieb angesehen wird. Bei der Eröffnung des Krystallpalastes bemerkte eine Schaar von detectives, die in der Menge vertheilt waren, verschiedene Ausländer, die in einer sehr verdächtigen Weise umblickten. Man nahm sie trotz heftiger Protestationen in Gewahrsam. Bei genauerer Untersuchung stellte sich jedoch heraus, daß es belgische Polizeibeamte waren, die zur Beobachtung der mauvais sujets ihrer Heimath auf Ersuchen der englischen Regierung nach London gesandt waren. Die Taschendiebe „arbeiten" in der Regel in Banden von mehreren Personen, von denen einige ein Gedränge zu verursachen suchen, während ein Anderer dieses benutzt, um unbemerkt von der Fertigkeit seiner Finger Gebrauch zu machen. Bei den Pferderennen und auf den Eisenbahnstationen wird hauptsächlich diese List angewendet. In den Straßen machen die Diebe sich höchstens an Fremde, besonders wenn sie vom Lande sind. Diese verrathen sich dem wachsamen Feinde bald, und inmitten ihrer Bewunderung der Umgebung werden sie ihm leicht zur Beute. Der einheimische Londoner ist dem Diebe zu geschäftigt, und bewegt sich zu rasch von der Stelle. Der Börsen- und Taschentuch-Dieb geht immer gegen den Strom der Menschen an. Wo dieser sich für einen Augenblick anstaut, sei es wegen eines gestürzten Pferdes, oder eines Streites oder des Gedränges vor einem Bilderladen, bietet sich ihm in der Regel eine günstige Gelegenheit, seine Kunst auszuüben. Ein anderer Schauplatz ihrer Thätigkeit sind die Omnibus. In der Regel verbinden sich dazu ein Mann und ein Frauenzimmer. Diese setzt sich neben die am wohlhäbigsten aussehende Dame, jener ihr gegenüber. Ist die Dame jung, so bringt ihr vis-à-vis sie durch freches Anstarren in Verlegenheit, ist sie bei Jahren, so wird sie in ein Gespräch verwickelt. Beides benutzt die Nachbarin, um das Opfer zu erleichtern. Ist der Streich geglückt, so verlassen die Verbündeten bei der nächsten passenden Gelegenheit den Omnibus. Selbst die Kirchen werden seit einiger Zeit zum Schauplatz der Diebereien gemacht, und hier sind es besonders Frauenzimmer, die, natürlich höchst elegant gekleidet, den Mangel einer polizeilichen Beaufsichtigung benutzen.

Während das Gewerbe dieser Classe von Dieben nicht viel mehr als Schlauheit und Fingerfertigkeit erfordert, muß sich die andere große Abtheilung der Verbrecher gegen das Eigenthum, die der gewaltsamen Diebe, mit Kraft und Muth ausrüsten. Die Einbrüche beschränken sich zwar meistens auf die einsamen Wohnungen auf dem Lande, doch sind sie auch seit Kurzem in der Hauptstadt nicht selten. Die Geschicklichkeit der Diebe ist so groß geworden, daß kein System von Riegeln und Eisenstangen sie mehr abhält. Der beste Schutz, wie die Diebe selbst einräumen, ist die Verriegelung der Fensterläden mit einer dünnen Eisenstange, an der eine Glocke befestigt ist. Ein Laden, der so geschützt ist, und dem Drucke etwas nachgibt, läßt sich nicht beseitigen, ohne durch die Bewegung der Glocke ein Warnungszeichen zu geben.

Bei den meisten Einbrüchen von Bedeutung sind die Diebe mit den gegenwärtigen oder mit entlassenen früheren Dienstboten des Hauses im Einverständniß, und mancher Einbruch, der auf wunderbare Weise von Außen begangen zu sein scheint, ist in der That von Innen ausgeführt. Die Diebe lassen jedoch selten ihren Verbündeten im Hause den Zeitpunkt wissen, wann der Raub vor sich gehen soll, damit nicht etwa diese Mitschuldigen von Gewissensangst getrieben oder aus sonstigen Gründen zu Verräthern werden. Für geschickte Einbrecher genügt es auch vollkommen, die Einrichtung des Hauses im Allgemeinen und den Ort, wo die Gegenstände von Werth aufbewahrt werden, zu ken-

nen. In vielen Fällen sind die Dienstboten nur unwissende Werkzeuge in der Hand des Diebes. Namentlich werden oft weibliche Dienstboten durch den Dieb, der sich ihnen unter der Maske des Liebhabers zu nähern weiß, zu unschuldigen Verrätherinnen ihrer Herrschaft. Auch in anderen Rollen wissen sich die Diebe Zutritt in den Häusern zu verschaffen.

Einer der schlauesten Diebstähle dieser Art wurde vor einigen Jahren in einer Provinzialstadt ausgeführt. Eine Diebsbande in London hatte in Erfahrung gebracht, daß ein Banquier jener Stadt bedeutende Geldsummen in seiner eigenen Wohnung in einem eisernen Schranke aufzubewahren pflegte. Das pfiffigste und am ehrbarsten aussehende Mitglied der Bande von mittlerem Alter wurde dorthin abgeschickt, um das Terrain und den Charakter des auserkorenen Opfers zu recognosciren. Der Banquier gehörte zu einer Methodistensecte, die sich öfters zu sogenannten Liebesmahlen zu versammeln pflegte. Der Dieb nahm daher selbst die Maske eines Predigers an, studirte die bei der Secte beliebte Redemanier, trug ein weißes Halstuch, sprach durch die Nase und rüstete sich mit einem Vorrathe von Citaten aus der heiligen Schrift. Der Ruf seiner Gaben gelangte bald dem Banquier zu Ohren, und er wurde als Gast bei diesem eingeführt. Einmal im Hause wußte er schnell Fuß zu fassen. Das Vertrauen und die Freundschaft wuchs, er ging bald aus und ein ohne weitere Umstände. Er verschaffte sich Kenntniß von dem Aufbewahrungsorte der Geldkisten und nahm Wachsabdrücke von den Schlössern. Diese wurden an seine Spießgesellen nach London befördert und bald befand er sich im Besitze falscher Schlüssel. Mit diesen öffnete er den Kasten, notirte den Inhalt und legte Alles wieder an seinen Platz. Ein Plan der Straße, des Hauses und des Zimmers, in dem der Schatz sich befand, ging darauf nach London und ein Tag zur Ausführung des Unternehmens wurde verabredet. An diesem wurde auf seine Veranstaltung ein Liebesmahl bei seinem Freunde dem Banquier gehalten. Als die für den Raub bestimmte Stunde nahte, schlug er den Versammelten vor, sich zu einem Gesange zu vereinigen. Ein Hymnus wurde angestimmt und unser Dieb erhob seine Stimme am lautesten und ausdauerndsten. Inzwischen waren die übrigen Mitglieder der Bande auch thätig und der Schatz wurde glücklich gehoben. Der fromme Prediger blieb, um allen Verdacht zu beseitigen, noch 14 Tage bei seinem Freunde und als er Abschied nahm, weinten ihm sämmtliche Frauen der Auserwählten heiße Thränen nach, daß ein solcher Mann von dannen ging.

So verschieden wie die Beschäftigung der Diebe ist, so verschieden ist auch ihre Lebensweise. Am besten situirt ist der Taschendieb ersten Ranges. Er muß schon um keinen Verdacht zu erregen, möglichst wie ein Gentleman sich kleiden und leben. Er wohnt daher mit einem Frauenzimmer, das für seine Frau gilt, in einer sehr anständigen Wohnung. Da sein Verdienst oft groß ist, lebt er auf die luxuriöseste Weise. Oft hat er sein Conto bei einem Banquier, und es ist kürzlich vorgekommen, daß ein Herr dieser Classe nicht weniger als 800 Pfd. Strl. bei seinem Banquier zu Gute hatte. Da er nur am Tage arbeitet, so geht er früh Morgens fort und kommt am Abend zurück. Bei seinen Wirthsleuten gilt er daher für einen Geschäftsmann, der den Tag über in der City zu thun hat.

Nach diesen Bemerkungen über die Diebe und die Polizei in ihrer verhütenden und entdeckenden Thätigkeit, haben wir noch einen Blick auf die Gerichtspflege in polizeilichen Sachen zu werfen.

Auch in dieser Hinsicht sind die Zustände gegenwärtig wesentlich gegen die früheren fortgeschritten. Bis 1792 waren die Richter des damals einzigen Polizeigerichts in Bow-Street lediglich auf die Gebühren angewiesen, die sie von den ihnen vorgeführten Personen erhoben. Diesem oft bis zur Schamlosigkeit ausgebeuteten Treiben wurde durch ein Gesetz ein Ende gemacht, das sieben neue Polizeigerichte einführte, deren jedes mit drei Richtern besetzt wurde. Jetzt bestehen deren eilf. Vor sie werden sämmtliche Verbrechen und Vergehen der großen Hauptstadt von $2^1/_2$ Millionen Einwohnern gebracht, um entweder sofort abgeurtheilt oder den Vierteljahrssitzungen überwiesen zu werden. Diese Polizeihöfe sind gewissermaßen die Schachte, in denen die ganze gährende Masse der Unsittlichkeit und des Verbrechens aus der Tiefe der Gesellschaft vor die Augen des Publicums heraufstritt. Vor dem Zuhörer wickelt sich ein Panorama der Sünde ab, das ihn mit Schauder erfüllt, wenn er bedenkt, daß es doch nur ein einzelner Faden des ganzen Gewebes des Lasters ist, das unter der äußern glanzvollen Hülle des Lebens der Riesenstadt liegt. Daß daneben in der Praxis dieser Polizeihöfe auch an harmloseren, oft ergötzlichen Scenen des Londoner Lebens kein Mangel ist, versteht sich von selbst, und so läßt sich dem Fremden, der von diesen Seiten des Lebens der Riesenstadt sich einen Begriff machen will, kein besseres Feld für seine Studien empfehlen, als der Besuch gerade dieser Gerichtshöfe.

(Nach dem London Quarterly Review.)

Die Jugendjahre

des jüngern Bruders Jesu Christi.

Eine wahre Dorfgeschichte

aus dem Mittelreiche.

Von Karl Friedrich Neumann.

Dritter Abschnitt.

Die Wandelung des Hong. — Seine Reden und Lehren. — Die Verbindung mit dem Sendboten Roberts.

Hong erfreute sich schon in früher Jugend wegen seines offenen, graden Wesens der Neigung Aller, die ihn kannten. Er war freundlich und heiter, aber niemals ausgelassen. Seine geistige Ueberlegenheit verführte ihn zwar zu vielen Neckereien und scharfen Witzen gegen die Studiengenossen, dessen ungeachtet mochte man ihn gut leiden und wurde ihm selten etwas übel genommen. Zeugten doch alle seine Reden von tüchtiger Gesinnung und unverrückter Wahrheitsliebe. Nach seiner Krankheit, nach seinen Visionen, welche wir im vorigen Abschnitt erzählten, erschien der Mann vollkommen verändert. An die Stelle des neckisch lächelnden Wesens der früheren Jahre ist ein edles, würdevolles Benehmen, ich möchte sagen, eine Art Feierlichkeit getreten. Ohne sich mit dem Rücken oder seitwärts anzulehnen, saß er stundenlang aufrecht da in seinem Stuhle, die Füße etwas auseinander und mit den Händen auf den Knieen. Niemals setzte er sich auf den Boden, niemals hielt er, wie Chinesen wohl sonst zu thun pflegen, die Füße übereinander gelegt. Wenn Hong ausging, sah er sich nicht um, blickte weder links noch rechts; der Gang war gemessen und würdevoll, weder zu schnell noch zu langsam. Er sprach viel weniger als zuvor; das Lachen hatte er sich ganz abgewöhnt. Dabei war seine Rede immer ernst und strenge; es schien ihm gleichgültig, mochte sie den Umstehenden gefallen, oder nicht. Auch ließ er es beim Reden nicht bewenden. Wo mein Vetter immer konnte, griff er handelnd ein in's Leben, um den Mißbräuchen und Lastern zu steuern. Und so geschah es, daß nach Verlauf weniger Jahre sich sein Einfluß über die ganze Familie, ja, über den ganzen Klan Hong erstreckte, wo er eine strenge Ordnung einführte. Bambusstöcke wurden angefertigt zur Züchtigung der Uebelthäter, worauf die fünf Hauptsünden in folgenden Worten standen:

Erstens: Man schlage die Ehebrecher.

Zweitens: Man schlage die Verführer.

Drittens: Man schlage die Ungehorsamen gegen ihre Eltern.

Viertens: Man schlage die Diebe, Räuber und Spieler.

Fünftens: Man schlage die auf Böses sinnenden Landstreicher.

Von Zeit zu Zeit pflegte Hong Rundreisen in die Provinzen Kuangsi und Kuangtong zu machen, um die Leute zu ermahnen, daß sie das Laster meiden und auf dem Wege der Tugend wandeln möchten. Wenn er Widerspenstige fand oder Leute, welche ihn mit seinen neuen Lehren auslachten und seinen Tugendeifer verspotteten, dann pflegte er wohl ruhig und ernst sich in folgenden Reden zu erklären: Ihr Alle horcht auf meine Worte! Diejenigen, welche die wahre Lehre Gottes und seines Sohnes nicht annehmen, sie sind mir fremd und wären es auch meine ältesten Bekannten, meine nächsten Blutsfreunde. Sie sind keine Menschen, Dämonen sind es. Diejenigen hingegen, welche glauben, sie sind meine besten Freunde, meine wahren himmlischen Brüder. Nur die himmlische Freundschaft ist wahr, alles Andere erlogen. Selbst Frau und Kinder, Eltern und Geschwister wären mir Fremde, wenn sie an Gott und Jesus nicht glaubten. Nur die himmlische Freundschaft ist wahr und bleibend, alles Andere hingegen Lüge und nichts weiter. Eine kurze Glückseligkeit, das ist keine wirkliche Glückseligkeit; die ewige Glückseligkeit, nur sie ist eine wirkliche. Andere können ihren Gewinn nicht mit mir theilen. Ich aber wünsche, daß sie Alle in den Himmel kommen und nicht in die Hölle fallen; deshalb kann ich nicht von den Ermahnungen, kann ich nicht vom Predigen lassen.

Die Reden meines Vetters beschränkten sich nicht auf Ermahnungen zur Tugend und Rechtschaffenheit. Nicht selten waren es wissenschaftliche Vorträge, worin die Wahrheit aus unsern classischen Schriften hervorgehoben und gezeigt wurde, wie weit sie mit der neuen Religion übereinstimme. Vorzüglich tadelte er, daß Confucius nichts von der Sündhaftigkeit des Menschen sage, und wie man von der Sünde befreit werden könne. Diese Selbstgerechtigkeit unsrer alten Religion, pflegte Hong hinzuzufügen, ist ein Makel der ganzen Literatur. Beginnt doch unser erstes Schulbuch, das der Drei Worte, welches die Kinder auswendig lernen müssen, mit dem Satze: „der Mensch ist gut von Natur; durch die Natur sind alle Menschen befreundet; nur Gewohnheit und Erziehung bringt sie auseinander*). Aber auch das Christen-

*) Eine Uebersetzung dieser Encyclopädie der chinesischen Jugend steht in meinem Lehrsaal des Mittelreiches. München 1836.

thum leidet nach Hong an einem Grundfehler. „Seine durchgehenden Lehren von Milde, von Geduld und Demuth passen nicht für unsre verdorbenen, wilden Zeiten; die schlechten Menschen müssen gezüchtigt, sie müssen mit der größten Strenge regiert werden.“ Widerspruch konnte mein Vetter gar wenig vertragen. Er wurde bald hitzig, brach in Scheltworte aus und sagte: „Dieser Mann da hat gar kein Gewissen, er verwirft die ganze Gnade Gottes, bricht seine Gebote und mißachtet das Verdienst Christi. Ich will Euch Alle in der Wahrheit unterrichten und Ihr weist sie zurück! Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, Ihr seid gemeinen Wesens und vom Teufel verführt.“

Hong schilderte in häufig wiederholten, ausführlichen Reden unser Volk und namentlich die Mandarinen oder Gelehrten, wovon ich noch einige bezeichnende Stellen mittheilen will. Unser Volk, pflegte er zu sagen, ist in Idolendienst und Aberglauben aller Art versunken. Die Gelehrten und Beamten suchen die Leute aus Selbstsucht und Herrschlust in diesem dummen Wesen zu erhalten. Ja, unser berühmter Laotse ist offenherzig oder unverschämt genug, dies mit klaren Worten zu sagen. In seinem Buche der Weisheit*) findet man folgende Worte: „Die Norm der Alten ist gewesen, das Volk nicht zu erleuchten, sondern es dumm zu machen. Ein gescheidtes Volk ist schwer zu regieren. Deßhalb sagt man: Wer ein Reich in Weisheit regiert, der ist der Zerstörer des Reiches; wer ein Reich in Dummheit regiert, der ist der Erhalter des Reiches.“ In der Familie, in der Schule werden die Kinder unter Götzenbildern auferzogen. Kommen sie des Morgens in die Schule, so lehrt man sie das Bild des Confucius zu verehren; diese Sitte muß alsbald abgeschaft werden. Und in der That, es hat mein Vetter das Bildniß des „Ehrwürdigen Mannes“, wie wir Confucius zu nennen pflegen, entfernt und so auch die anderen Schullehrer, welche sich zum neuen Glauben wendeten. Sie haben deshalb ihre meisten Schüler verloren.

Zu einer andern Zeit pflegte Hong wohl in Betreff der Mandarinen folgende Worte zu gebrauchen: Wer sind denn, was treiben denn unsre Gelehrten heutigen Tages? Sie kriechen vor den Mächtigen und schmeicheln ihnen; sie geben vor, allerlei geheime Künste zu besitzen, sind Wahrsager und Zauberer, sprechen von den Himmeln und von der Hölle, als wenn sie dies Alles gesehen hätten. Das thun sie, um das Volk zu betrügen und ihre Taschen zu füllen. Die Einsichtsvollen werden durch die Zuchtruthe der Gewalt niedergehalten; sie dürfen nicht sprechen, wie sie fühlen, wie sie denken. Wahrlich, wahrlich, die ganze Welt liegt in den Banden des Satans begraben. Um sie zu erlösen, ist in früheren Jahrhunderten Jesus herabgesandt worden, in unsern Tagen ich, Hong Siutsiuen.

Mein Vetter hatte im Buche des Liang Afah von der Taufe gelesen, und welch einen Segen sie über den Täufling verbreite. Beide Hong und sein Freund Li wollten dies an sich selbst versuchen. Eines Tages wendeten sie sich in einem brünstigen Gebete zu Gott. Sie versprachen, niemals mehr böse Geister zu verehren, keinen schlechten Wandel zu führen, sondern genau nach den himmlischen Vorschriften zu leben. Dann schütteten sie Wasser über ihre Köpfe und sprachen: „Reinigung von allen frühern Sünden — Erneuerung. Das Alte ist abgethan.“ Als dies geschehen, fühlten sie große Freude. Siutsiuen dichtete eine Ode auf die Reue, welche später unter seine zu Nanking gedruckten Kirchenlieder aufgenommen wurde. Bald hernach habe auch ich, Hongschin, die Taufe genommen und ein anderer Schullehrer mit dem Namen Fong Junsan. Auf Geheiß meines Vetters wurden jetzt alle Idole aus den Häusern der Neophyten und das Bildniß des Confucius aus dem Schulzimmer genommen, was großes Aufsehen erregte.

Auf allen seinen Wegen und Stegen führte Hong die Bücher des Liang Afah mit sich. Sie in der Hand haltend pflegte er nicht selten zu sagen: „Glaubt ihr, diese Bücher wurden mir vergebens vom Himmel übersandt? Sie wurden mir gegeben, damit ich die Wahrheit meiner Visionen während der Krankheit erkennen, damit ich sie als Wirklichkeit betrachten möge. Ich habe daraus ersehen, daß jene Gesichte keine Erzeugnisse einer krankhaften Einbildung waren, sondern daß sich der Himmel aufgethan hat, um mir die Wahrheit zu offenbaren.“

Viele Sätze der heiligen Schrift in Liangs Buche deutete er geradezu auf sich, den „jüngern Bruder Jesu Christi.“ Mit Selbstbehagen wies er auf die Stellen, wo der Charakter Tsiuen, welcher Alles und das Ganze bedeutet, vorkommt. Anstatt: die Stimme erscholl in der ganzen Welt, las er, in der Welt des

*) Das Werk führt die Ueberschrift: Toa te king, Buch über die Weisheit und Kraft. Die angeführten Sätze stehen in der zweiten Abtheilung des Tao te king im 65. Abschnitt. Bei dem Franzosen Julien lautet die Stelle: Dans l'antiquité, ceux qui excellaient à pratiquer le Tao ne l'employaient point à éclairer le peuple; ils l'employaient à le rendre simple et ignorant.

Le peuple est difficile à gouverner s'il a trop de prudence;

Celui qui se sert de la prudence pour gouverner le royaume, est le fléau du royaume.

Celui qui ne se sert pas de la prudence pour gouverner le royaume, fait le bonheur du royaume. Siehe: Le Livre de la Voie et de la Vertu par le philosophe Lao-Tseu. Traduit du Chinois par Stanislas Julien. Paris 1847.

Tsiuen; anstatt: Vollkommen gerecht ist wünschenswerther als Gold, las er, Tsiuen ist gerecht und wünschenswerther als Gold. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er wohl die Stimme zu erheben und in befehlendem Tone zu sprechen: „Ihr sebt nun deutlich, ich habe unmittelbar von Gott den Auftrag erhalten; mir ist der Vollzug der himmlischen Befehle übertragen. Und hätte ich auch alle ersinnlichen Schwierigkeiten zu beseitigen; träfe mich jedes Unglück, aller erdenklicher Jammer, — ich werde die himmlischen Befehle vollziehen. Thäte ich es nicht, Gottes Zorn und Rache müßten mich treffen."

Wo immer vom himmlischen Reiche die Rede, wo immer es hieß: Gott werde seinem Sohne das Reich geben, dies Alles wurde auf China und Tsiuen gedeutet. Die Psalmen waren seine Lieblingslectüre, namentlich der 19. und 33. Mit lauter begeisterter Stimme recitirte er die Verse: Einem Könige hilft nicht seine große Macht; ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft. Rosse helfen auch nicht, und ihre große Stärke errettet nicht. Siehe, des Herrn Auge blickt auf die, so ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen. Um dieselbe Zeit ließen sich beide Freunde, Tsiuen und Li, zwei lange Schwerter anfertigen und nachfolgende Worte darauf eingraben: Schwert zur Vertilgung der Dämonen. Manchmal liefen sie im Zimmer auf und ab, schlugen mit diesen Schwertern hin und her, und recitirten eines und das andere der Lieder, welche mein Vetter in großer Anzahl gedichtet hatte. Seine Lieblingspsalmen haben ihm, wie man deutlich sieht, als Muster vorgeschwebt. Am häufigsten recitirten sie folgende Ode:

Mit diesem langen Schwert in der Hand,
Beruhige ich Wasser und Land.
Und überall vom Meere umflossen,
Ist Fried' und Einheit ausgegossen.
Es steigt der Lobgesang empor
Von Sonn' und Mond vereint im Chor.
Der Drache singt, der Tiger brüllt,
Von Segen ist die Welt erfüllt.
Sie gehen All' im Himmel ein,
Wie herrlich wird das Leben sein!

Den größten Theil der Zeit verweilte Sintsiuen in seinem heimathlichen Dorfe. Hie und da machte er Ausflüge in die Nachbarschaft, um den Leuten den neuen Glauben zu verkünden und zur Zerstörnng der Idole aufzufordern. Seine Verwandten hatte er längst bekehrt und auch die Meinigen waren theilweise zur Lehre des Himmelsherrn übergetreten.

Wir nannten uns die Versammlung der Gottesverehrer und wurden bald unter diesem Namen in den Provinzen von Kuangtong und Kuangsi bekannt. Früher bereits, es mochte im Jahre 1842 gewesen sein, haben Sintsiuen, Junsan und zwei andere Freunde einen Ausflug in die Alpengegenden der letzten Provinz gemacht, wo die Miaotse oder ursprünglichen Einwohner des Mittelreiches wohnen, welche sich noch, getrennt von den übrigen Chinesen, bis auf den heutigen Tag in ihren angestammten Sitten und Gewohnheiten erhalten haben. Die Miaotse erkannten niemals die Mandschu als ihre Gebieter; sich nennen sich jetzt noch wie ehedem Mingschin, d. h. Unterthanen der Mingdynastie. Sie haben in Masse unsern Glauben angenommen und sich später tapfer gegen die Kaiserlichen geschlagen.

Während der Jahre 1845 und 1846 ist Sintsiuen häufig in meinem Hause gewesen; er offenbarte mir seine geheimsten Gedanken. Bei dieser Gelegenheit hörte ich zum erstenmale von seinem Hasse gegen die Mandschu. „Gott hat die Reiche der Erde eingetheilt," sprach er unter Anderem, „wie ein Vater die Ländereien unter seine Söhne vertheilt, und setzte ihnen das Weltmeer zur Grenze. Jeder Sohn hätte nun den Willen des Vaters in Ehren halten und sein besonderes Besitzthum in Ruhe behalten sollen. Wer gibt diesen Mandschu das Recht, in China einzubrechen und den Brüdern ihr Erbe zu entreißen? Wenn mir Gott behilflich ist, unser Gut wieder für uns zu erwerben, so will ich mich bestreben, alle Nationen dahin zu bringen, mit dem Ihrigen zufrieden zu sein. Keine darf die andere benachtheiligen oder berauben; eine möge die andere in guten Grundsätzen und in der Weisheit unterrichten, dann sollen sie sich gegenseitig artig und freundlich behandeln. Wir wollen insgesammt dem himmlischen Vater dienen und die Lehren des Welterlösers befolgen. So lautet der Wunsch meines Herzens von der Zeit an, wo meine Seele zum Himmel entrückt wurde." Eine Menge neuer Traumgesichte machten meinen Vetter noch eifriger in diesen Bestrebungen, so namentlich eines, wo es ihm schien, die blutig rothe Sonne läge in seiner Hand. Beim Erwachen schrieb er folgende Verse:

Fünfhundert Jahre sind vorbei,
Von Neuem glänzt die Sonne;
Das kleine Glühgewürm zerrinnt
In jenes Lichtes Wonne.
Wie sie aufsteigt am Horizont,
Die bösen Dünst' versiegen.
Wo immer sie erscheint und strahlt,
Die Teufel sich verkriechen.
Selbst Sterne sind von ihrem Glanz
In Dunkelheit gebannt,
Ihr blendend reines Licht allein
Erglänzt im ganzen Land.
Von Nord und Süd, von Ost und West
Ertönen Freudelieder
Und das Barbaren-Ungethüm
In Ehrfurcht stürzet nieder.

Eines Tages hörten wir beide — es mag in der zweiten Hälfte des Jahres 1846 gewesen

sein, — daß zu Kanton fremde Sendboten lebten, welche eine Lehre predigten, ähnlich derjenigen im Werke: Gute Worte zur Erhebung unsers Geschlechtes von Liang Afah*). Ein Missionär, Lohao oder Roberts aus Amerika, wurde uns namentlich als ein ausgezeichneter Lehrer geschildert, welchem auch unsre Sprache geläufig war. Wir machten uns auf, kamen nach Kanton und widmeten uns dem Studium der heiligen Schrift unter Anleitung dieses Roberts. Einige Gehilfen des Sendboten, fürchtend wir möchten später ihre Stellen und Besoldung erhalten, legten uns eine Falle, worin wir gefangen wurden. Sie sagten, es sei gewöhnlich, daß die Proselyten von den Missionären unterhalten werden. Wir möchten uns vor der Taufe dessen versichern, keck hervortreten und fragen, wieviel die Amerikaner uns zu geben gedächten. Herr Roberts wurde darüber ungehalten und erklärte, unter solchen Umständen könne und werde er uns gar nicht taufen. „Ihr scheint nicht viel besser zu sein," fügte der Missionär hinzu, „als viele eurer Landsleute, welche mit dem Christenthume ein gutes Geschäft machen wollen." Hong Siutsiuen hat bei alledem die gute Behandlung und die trefflichen Lehren, welche er während seines zweimonatlichen Aufenthaltes bei Herrn Roberts erhalten, nicht vergessen. Bald nachdem er und die Seinigen Nanking eingenommen hatten (21. März 1853), sandte der „jüngere Bruder Jesu Christi," wie er sich von nun an nannte, eine Einladung an Roberts, er möchte sich an den Hof nach Nanking begeben. Sie war in einem Schreiben enthalten, welches lautete:

Hong Siutsiuen schreibt folgende Worte seinem lieben Lehrer Lohao.

„Obgleich seit meiner Abreise schon eine geraume Zeit verflossen, so pflege ich doch immerwährend an Sie zu denken. Obgleich wir seit langer Zeit getrennt sind, so halte ich Sie doch immer in liebevollem Andenken. Jetzt, wo die lieblichen Lüfte des Frühlings die Menschen begrüßen, denke ich wieder in der Ferne an Sie, meinen verehrten älteren Bruder. In der That, lobenswerth ist es, daß Sie zehntausende von Meilen auf dem Meere daherkommen, um die wahren Satzungen des Erlösers zu verkünden, auf daß die Leute dem Herrn dienen mögen von ganzem Herzen. Ich mache Ihnen ehrfurchtsvoll bekannt, daß, ungeachtet meiner Unwürdigkeit und mangelhaften Einsicht, der himmlische Vater mich nicht weggeworfen hat, sondern in seiner Gnadenfülle mich des Besitzes vieler ausgedehnten Gemarkungen in Human und Hupe, in Uganhoni und Kuangsi würdigte. Wiederholt habe ich Ihnen geschrieben, aber nie eine Antwort auf meine Briefe erhalten.

In Folge der vielerlei öffentlichen Geschäfte, welche meine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, habe ich keine Muße, das Volk zu unterrichten, des Morgens und des Abends. Ich habe aber die zehn Gebote dem Herrn wie dem übrigen Volke bekannt gemacht und sie Alle gelehrt, zu beten, des Morgens und des Abends. Doch sind deren noch nicht Viele, welche die heilige Schrift verstehen. Deshalb finde ich es geeignet, Ihnen diesen Boten zu senden, um Sie in Person zu begrüßen und Sie, mein älterer Bruder, wenn Sie mich nicht verlassen wollen, in meinem Namen zu bitten, zu mir zu kommen sammt vielen anderen Brüdern, um mir beizustehen, sowohl in der Verkündigung des göttlichen Wortes, wie in der Taufe der Neugeborenen. So werden wir den wahren Glauben erhalten.

Später, ist einstens mein Unternehmen mit Erfolg beendet, will ich die Lehre über das ganze Reich verbreiten, damit Alle zu dem einen Herrn zurückkehren mögen und nur den wahren Gott anbeten. Das ist es, was mein Herz in Wahrheit wünscht. Ich enthalte mich absichtlich anderer Dinge, als die obenstehenden zu erwähnen und sage für jetzt nichts weiter. Der Ihnen Glückseligkeit wünscht und Sie grüßt

Ihr

unwissender jüngerer Bruder Hong Siutsiuen."

Auch Roberts erinnerte sich, wie ein Brief von ihm zeigt*), des Siutsiuen und einiger Schriften, welche er von ihm über seine Visionen, dann über sein ganzes Thun und Treiben seit der Zeit erhalten hatte.

*) Dieser erste protestantische Christ unter den Chineien starb am 11. April 1855 in seinem 67. Jahre. In dem Anglo Chinese Calendar for 1856 S. 47 heißt es: Liang Afah ist ein glaubenstreuer Christ gewesen; er hat an dreißig Jahre in Schrift und Wort mit großem Eifer die evangelische Lehre verbreitet.

Vierter Abschnitt.

Die Liturgie der Gläubigen. — Ihre Zerstörung der Idole und die Feindschaft der Mandarine. — Tankuang und Tienfong.

Unterdessen haben mehrere Genossen des Hong, namentlich Fong Junsan, die neue Lehre in vielen Bezirken zu Kuangsi gepredigt und zwar mit großem Erfolge in einem unfruchtbaren und steinigen Bezirke, der Distelberg genannt. Die Frau eines gewissen Siar Tscharkuni —

*) The Chinese and General Missionary Gleaner London 1852, Monat October. Die Aechtheit des Schreibens von Siutsiuen an Roberts ist bezweifelt worden, und zwar mit gutem Grunde.

sie hieß bei ihrem Vor- und Zunamen Jang Junkiar — wurde unter besonderen Umständen von großem Eifer beseelt. Während sie im Jahre Ting jeu (1837) schwer erkrankt darniederlag, kam ihr vor, als wenn ein alter Mann mit ihr spräche und sage: „Nach zehn Jahren wird ein Meister aus Osten kommen — das ist Kuangtong, Worte, die Land im Osten bedeuten, Kuangsi Land im Westen, — welcher dir zeigen wird, wie man Gott verehrt. Folge ihm unbedingt.“ Als nun Hong (1847) unter der Gemeinde erschien, wendete sich die Frau mit ganzem Herzen zur neuen Lehre. Bald ragte sie derart durch ihre Einsicht und Kenntnisse hervor, daß ein Sprichwort ging unter den Gläubigen: die Männer sollen sich nach Fong Junsan richten und die Frauen nach Jang Junkiar. Diese Frau ist vielleicht die Ursache, daß mein Vetter in vielen seiner Einrichtungen das weibliche Geschlecht ebenbürtig hinstellte. Dafür haben die Weiber auch im Kriegs- und bürgerlichen Wesen dieselben Lasten zu tragen, dieselben Geschäfte wie die Männer. Vom Distelberge verbreitete sich die Lehre der Gottanbeter über viele andere Bezirke in Kuangsi; ganze Klane hielten es mit ihnen. Unsre Leute kamen zu Macht und Ansehen, so daß sie jetzt schon über die Ruhe eines großen Theiles der Provinz geboten.

Alle, welche sich zum neuen Glauben wendeten, warfen die Idole weg und verehrten allein den wahren Gott in einer Weise, die sich vielfach veränderte im Laufe der Jahre, wie Siutsiuen uns dies selbst erzählt in seinen zu Nanking erschienenen Erlassen. An der Stelle der Idole setzte man anfänglich den Namen Gottes, dann haben sie, wie unsre Landsleute bei den Idolen zu thun pflegen, wohlriechende Stäbchen davor angezündet und Goldpapier verbrannt. Gemeine Menschen glauben nämlich, was sie hier in Goldpapier verbrennen, das erhalten ihre Verwandten oder sie selbst in Wirklichkeit jenseits wieder, mag es nun in Gold sein oder in den Sachen selbst. Die Gläubigen zu Kuangsi versammelten sich an bestimmten Orten; die Männer und Frauen setzten sich auf abgesonderte Plätze; sie priesen Gott in Gesängen, gedichtet von Siutsiuen und anderen Genossen. Auch wurden Predigten gehalten, um die Gläubigen zu ermahnen, sich des Idolendienstes zu enthalten, dem einzig wahren Gott zu dienen und ihre Sünden von ganzem Herzen zu bereuen. Dabei sollten sie aber besonders auf die Gnade Gottes und des Erlösers bauen. Wollte sich Jemand der Gemeinde anschließen, so war es genug, wenn er dies öffentlich erklärte. Man hat ihn alsbald, ohne weitere Vorbereitung, mittelst folgender Ceremonie aufgenommen. Ein Tisch wurde herbeigebracht, worauf zwei brennende Lichter und drei Tassen Thee standen. Vor diesem Tische mußten sich die Proselyten der Reihe nach aufstellen und ein geschriebenes, mit ihrem Namen ausgefülltes Bekenntniß ihrer Sünden recitiren, welches alsdann verbrannt wurde. In solcher Weise, glaubten sie, würde das Bekenntniß vor Gott den Herrn gebracht. Die Täuflinge knieten nieder und der Vorstand der Gemeinde fragte Einen nach dem Andern, ob sie „der Anbetung der bösen Geister für immer entsagen, nichts Böses thun und die himmlischen Befehle halten wollten?“ Nach Ablegung dieses Bekenntnisses knieeten sie nieder, wo dann aus einem Gefäße klaren Wassers über jeden eine oder einige Tassen ausgegossen und folgende Worte gesprochen wurden: „Sei gereinigt von allen früheren Sünden; weg mit dem alten und ziehe an den neuen Menschen.“ Die Aufgenommenen erhoben sich, tranken Thee und wuschen Brust und Herz mit klarem Wasser. Dies sollte die Reinigung des inneren Menschen bedeuten. Hierauf erhielten die neuen Genossen allerlei Gebete, welche bei verschiedenen Vorkommnissen im Leben, bei freudigen und schmerzlichen Ereignissen gesprochen werden sollten. Wenn besondere Festlichkeiten stattfanden, bei Verheirathungen, Begräbnissen und am Neujahr wurden überdies nach altchinesischer Sitte Thiere geschlachtet und gemeinschaftlich verzehrt. Diese Gebete sind jetzt zu Nanking (1852) im Buche himmlischer Vorschriften im Druck erschienen, welche eine vollständige Liturgie, großentheils nach dem Muster der englischen Episkopalkirche, enthalten.

„Welcher Mensch auf Erden“, liest man in der Einleitung, „hat nicht gegen die göttlichen Vorschriften gesündigt? Ehemals wußte man nicht, wie man Sündenvergebung erlangen könne. Jetzt hat der Allerhöchste in seiner Barmherzigkeit die Offenbarung verkündet. Wer zu der Zeit und in der Folge vor dem Angesicht des Allerhöchsten seine Sünden bereut, keine falschen Götter anbetet, nicht geht auf falschen Wegen und nicht zuwiderhandelt den göttlichen Vorschriften, der wird hinaufkommen in's Paradies und der Glückseligkeit sich erfreuen, tausend und zehntausend Mal zehntausend der Jahre in Lust und Freude, in Ehren und Würden, — Welt ohne Ende.“

„Wer aber vor dem Angesicht des Höchsten seine Sünden nicht bereut, wer anbetet falsche Götter, wer geht auf falschen Wegen und zuwiderhandelt den göttlichen Vorschriften, wahrlich, wahrlich, der wird hinabfahren zur Hölle, den wird Elend treffen tausend und zehntausendmal zehntausend der Jahre in Sorgen und Schmerzen und Kummer, — Welt ohne Ende.“

„Was zu beobachten, wenn man Vergebung der Sünden erlangen will: Der Bittende soll niederknieen im Angesicht des Himmels und sein Gebet zum Allerhöchsten senden, damit er ihm die Sünden verzeihen möge. Er kann die

Worte sagen, welche ihm in den Sinn kommen oder einer geschriebenen Form sich bedienen. Ist das Gebet zu Ende, so möge er sich in einem Gefäße mit Wasser abwaschen; kann dies in einem Flusse geschehen, so ist's besser. Hat der Mensch Befreiung von der Sünde erlangt, so soll er des Morgens und des Abends fortfahren in der Verehrung des Allerhöchsten; er möge zu Gott beten, daß er ihn gnädiglich ansehe und den heiligen Geist verleihe, damit sein Herz umgewandelt werde. Bei jeder Mahlzeit soll man ebenfalls Gott danken, so auch immer am siebenten Tage für seine Barmherzigkeit ihn loben und preisen. Die zehn Gebote soll man beständig halten und unter keiner Bedingung die falschen Götter der Welt anbeten, noch etwas Böses thun. Das ist der Weg, worauf alle Söhne und Töchter des Allerhöchsten im Leben Gegenstände seiner göttlichen Gnade werden. Nach ihrem Tode werden sie zum Himmel emporsteigen und sich ewiger Glückseligkeit erfreuen. Alle Leute in der ganzen Welt, gleichviel ob Männer oder Weiber, Chinesen oder Fremde, sie müssen sämmtlich diese Vorschrift befolgen oder sie können nicht in den Himmel kommen."

Die Gemeinden der Gottanbeter wurden immer zahlreicher; sie fühlten sich stark und suchten ihre Ansichten und Gebräuche im Lande zu verbreiten. Schaarenweise zogen sie auf und ab in Kuangsi und Kuangtong, zerstörten allenthalben die Idole und hinderten die Bevölkerung in der Ausübung des altherkömmlichen Gottesdienstes. Die Behörden wurden mit Klagen bestürmt gegen unsre Eiferer vor dem Herrn. Mehrere derselben wurden eingezogen und eingesperrt. Auch sind scharfe Bekanntmachungen gegen die neue christliche Secte, sowie gegen das Christenthum überhaupt ergangen. Die denkwürdigste dieser Streitschriften ist wohl die des Mandarinen Wan, welcher in seiner heidnischen Verblendung die ganze Heilslehre verkennt, und wie viele andere unsrer Landsleute zu thun pflegen, mittelst des beschränkten menschlichen Verstandes zu widerlegen vermeint. „Ferne im Westen," verkündete Wan dem Volke, „herrscht die Religion des Himmelsherrn, von Jesus begründet. So lange die Barbaren ihre Lehre unter sich selbst verbreiten und ausüben, so lange sie ihre Bücher unter sich auslegen und nach ihrer Weise Gottesdienst halten, kümmern wir uns nicht darum. Nun ist es aber zu meiner Kenntniß gekommen, daß das einfältige, unwissende Bauernvolk Barbaren eingeladen und einige Menschen verführt hat, sich mit ihnen zu verbinden, namentlich Weibspersonen, — ein großes Vergehen gegen unsre Gesetze. Meine Pflicht ist es nun, die Schuldigen einfangen, sie nach dem altherkömmlichen Gesetze bestrafen und überdies eine ernstliche Abmahnung ergehen zu lassen. Demgemäß verkünde ich diese Proclamation, zur Belehrung der Soldaten, des gemeinen Volkes und aller Einwohner."

„Ihr müßt wissen, daß Jesus, geboren zu den Zeiten des Ngaiti der Handynastie, ein Mensch war wie Hoatu, Tschuju und Andere dieses Gelichters, welche angeben, die Krankheiten heilen und allerlei Wunderdinge verrichten zu können. Wenn er mit sechs Kuchen 3000 Personen fütterte, so gleicht dies vollkommen den Zauberkünsten der Jünger des Laotse, welche Dinge von einem Orte zum andern versetzen. In allen andern Beziehungen war er ein Mann ohne besondere Fähigkeiten. In Betreff seines abenteuerlichen Titels des Himmlischen Herrn, so erinnert euch nur, daß unsre ersten drei Könige und die sogenannten erhabenen fünf Gebieter, daß Jao, Schun, Jutang und Wenevu, Tschéukong und Kongfutse ebenfalls als himmlische Werkzeuge, Bildung unter die Menschen verbreitet haben, und zwar auf alle Zeiten für die tausend und zehntausende der Jahre. Ja, auch die verschiedenen Länder jenseits der Meere waren seit den frühen Jahrhunderten lange, lange vor Jesus, von Völkerschaften bewohnt, welche unter bestimmten Regierungsformen lebten und Gesetze und Regenten hatten, um das Unrecht zu bestrafen. Wie abenteuerlich ist es nun, den späten, späten Jesus aus den Zeiten der Han einen Schöpfer des Himmels und der Erde, einen Gebieter der Völker und Könige zu nennen."

„In der Beschreibung der Reiche jenseits des Meeres, ein aus europäischen Schriften zusammengetragenes Werk, das 1847 in zweiter Auflage erschien, ist zu lesen, daß Maria, die Mutter des Jesus, die Frau eines gewissen Joseph gewesen ist, daß Jesus mit seinem Vater brach und sich fälschlich einen Sohn des Himmels nannte, empfangen von der Mutter im jungfräulichen Zustande. Wie er seinen Vater verachtete, so verachten die Anhänger seiner Lehre ihre Eltern; den Vorfahren, den Fürsten und erhabenen Abbildern der Geister wurden keine Opfer, keine Ehrfurchtsbezeugungen mehr dargebracht; die Leute wurden von allerlei Abenteuerlichkeiten erfüllt, daß sie in den Wahn verfielen, Jesus sei höher als der Himmel, und gelte mehr als das Gesetz, als Vater und Fürst. Kindliche Verehrung und Anhänglichkeit an König und Vaterland, Theilnahme an den Mitmenschen und andere moralische Pflichten waren für solche Leute gar nicht mehr vorhanden. Deshalb entbrannte der Zorn des Himmels und den Jesus erreichte seine Strafe. Der König Judäas ließ ihn ergreifen. Seine Verbrechen wurden offenkundig und er büßte sie nach den Reichsgesetzen durch Annagelung an das Kreuz. Er konnte den Körper nicht bewegen; das Blut floß sieben Tage lang, bis seine ganze Gestalt davon bedeckt wurde. Am

siebenten Tage starb er und wurde begraben. Nun streuten seine armen gesetzlosen Anhänger das Gerücht aus, Jesus wäre nach dreien Tagen aus dem Grabe erstanden, hätte noch vierzig Tage gelebt und sei dann in die Höhe geflogen. Das Mährchen ward in der Absicht erfunden, um die Menschen zu dem neuen Glauben zu verführen. Es ist die alte Fabel des Sunngan, welcher sich nach dem Verluste des Treffens ersäufte, und wenn man seine Jünger hört, ein Wassergeist geworden ist; es ist die alte Fabel der Rebellen der weißen Wasserlilie, welche behaupten, die Geister ihrer in Stücke zerhauenen Genossen hätten sich in ferne Räume zu den himmlischen Wesen begeben."

„Die ganze Geschichte dieses Jesus ist ein wahrer Unsinn. Wie konnte der Körper des Herrn des Himmels so wenig Herr seiner selbst sein, daß er gewöhnlichen Sterblichen gestattete, ihn festzubinden und an's Kreuz zu nageln, so daß er sterben mußte? Das Mährchen seiner Anhänger, Jesus habe als Herr des Himmels für die Sünden der Menschen gebüßt, ist so außerordentlich lächerlich und abgeschmackt, daß nur ein Wahnwitziger daran glauben kann. Man denke sich nur, der Gebieter des Himmels und der Erde ist allmächtig; er kann Alles thun, aber nur den Menschen ihre Sünden vergeben, das kann er nicht thun! Und deshalb muß er sich kreuzigen lassen! Alle diese Geschichten sind nur erfunden worden, um den schmachvollen Tod am Kreuze zu beschönigen. Wenn nun aber die Barbaren behaupten, daß am Ende ihre Lehre, gleich wie die unsrige, zur Tugend ermuntert und vom Laster abschreckt, so ist dies, merk's wohl auf, durch und durch erlogen. Ihre Satzungen, diejenigen, welche an den Herrn des Himmels glauben, müßten auf Erden glückselig und nach ihrem Tode himmlische Geister werden, diejenigen hingegen, welche diesen Glauben nicht haben, sind hienieden dem Elende und jenseits dem Gefängnisse der Hölle verfallen, ist der Feind jeder Moral, jeder Tugend. Hiernach sind gläubige Räuber und gläubige Lasterhafte glückselig; ungläubige Gerechte und verdienstvolle Menschen hingegen allem Elende preisgegeben. Niemals ist die schöne Ordnung von Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters so gänzlich verkehrt und verwirrt worden; niemals ist ein Glaube in dem Grade Allem entgegengetreten, was uns die Natur selbst über Gutes und Böses lehrt und in unserm Herzen eingegraben hat. Nur Wusanße behauptet etwas Aehnliches in den Worten: Die mir Gutes wünschen, sind die Guten, die mir Böses wünschen, sind die Bösen. Dann bedenke man noch, daß diese Christen, welche die Anhänger Buddha's schlecht machen und sie auf ewig verdammen, ihre gewöhnlichsten Ausdrücke „Palast des Himmels" und „Gefängniß der Hölle" aus den schlechtesten buddhistischen Werken stehlen. Ja, die ganze Geschichte von der Kreuzigung des lebendigen Jesus gleicht vollkommen dem buddhistischen Mährchen vom Baume voller Schwerter, vom Berge voller Waffen, welche in der Hölle sein sollen. Wer ist aber jemals in der Hölle gewesen? Wer hat die Buddhisten in der Hölle gesehen? Und wer kann all dieses Zeug einem vernünftigen Menschen beweisen? Die Erzählungen dieser Buddhisten sind jedoch eben so gut, und eben so wahr, wie jene der christlichen Barbaren."

„Nun wisse man noch, daß von allen Nationen jenseits des Meeres keine so innig an den Herrn des Himmels glaubt, als die deutsche Nation, und doch sind diese Deutschen zerbröckelt und die Macht ihres Reiches liegt vollkommen in Trümmern. Wiederholt sind ihnen ganze Länderstrecken abgenommen worden und die Einwohner unter fremde Oberherrlichkeit gerathen. Warum hat sie der Herr des Himmels, an den sie glauben, so gänzlich verlassen? Japan ist im Gegentheile dem Christenthume am meisten abgeneigt. An der Lände des fremden Schiffen geöffneten Hafens ist ein Christusbild eingegraben, worauf jeder Kaufmann treten muß; wer sich dessen weigert, wird zur Abschreckung der Andern alsbald enthauptet. Ueberdies befindet sich in dem Boden des Stadtthores ein Bildniß dieses Jesus, welches unaufhörlich von der Menge zertreten wird, — und doch steht dieses Königreich schon 2000 Jahre in Blüthe und Herrlichkeit. Warum hat nun der Herr des Himmels das Land Japan mit Drangsalen verschont? Aus dieser Vergleichung geht deutlich genug hervor, daß die angebliche Macht des Jesus, Glück zu verleihen und Unglück zu verhängen, gar nicht vorhanden ist. Welch ein Heil könnte auch aus einer Lehre kommen, welche das einfältige Volk dahin bringt, in diesem Leben die Ahnen zu verlassen, sie des süßduftenden Weihrauchs und aller Darbringungen in Opfergefäßen zu berauben, um nach dem Tode blinde Geister zu werden, welche zu den Entbehrungen aller Opfermahle, noch so lange der Feuerpein ausgesetzt bleiben, bis alle ihre Knochen zu Asche verbrannt sind?"

So toll auch diese Denkschrift des Wan ist, so hatte sie doch gar schlimme Folgen. Mehrere der Gläubigen wurden zu Kuangsi ergriffen und eingesperrt. Hong Siutsiuen und Fong Juesan hielten es, unter solchen Umständen, für geeignet, wieder nach der Heimath in Kuangtong zurückzukehren, und wie bereits früher geschehen, den Brüdern und Verwandten in der Bestellung ihrer Felder beizustehen. Sie trieben wohl auch zusammen das Vieh auf die Weide, legten sich dabei in's Gras nieder und lasen in dem alten wie in dem neuen Testamente, wovon sie mehrere Exemplare in Kanton erhalten hatten. Andere Hirten setzten sich zu ihnen und mein Vetter nahm Gelegenheit, sie über den

Glauben und das Wesen der Gottanbeter zu unterrichten. Sie konnten aber hier keine so zahlreiche Gemeinde zusammenbringen, wie in Kuangsi, weshalb sie, ungeachtet der Verfolgung, wieder nach jener Provinz zurückkehrten. Siutsiuen ließ sogar seine ganze Familie nachkommen, gemäß einer Offenbarung, welche er von Gott Vater erhalten haben wollte. „Im dreißigsten Jahre Taokuang (1850)," so hätte Gott der Herr zu ihm gesprochen, „gedenke ich allerlei Drangsal vom Himmel herabzusenden. Diejenigen unter euch, welche treu im Glauben verharren, werden errettet, die Andern hingegen zu Grunde gehen. Nach dem achten Monat dieses Jahres werden die Felder unbebaut und die Häuser ohne Bewohner sein. Du aber lasse deine Familie und Verwandten hierherkommen."

Mein Vetter wurde nun als das Haupt der ganzen Genossenschaft in Kuangsi betrachtet. Siutsiuen hielt auf Zucht und Ordnung und führte im Ganzen ein strenges Regiment. Der Gebrauch des Opiums, des Tabacks und aller berauschenden Getränke wurde verboten, und ihre verderbliche Wirkung, namentlich des Opiums, dem Volke in Liedern verkündet, welche Jeder auswendig lernen mußte. Bald hernach erfolgte, wie allgemein bekannt, der Tod des Himmelssohnes Taokuang, was allenthalben im Reiche eine große Bewegung hervorgerufen hat. Die letzte Bekanntmachung des alten Kaisers an sein Volk war keineswegs befriedigend; sie strotzte von Selbstlob und war voller Lügen. Von seinem jungen Nachfolger erwarteten die Leute nichts Gutes; in keinem Falle eine kräftige ruhige Regierung. Seine „Glückwünschende Bekanntmachung" machte wenig Eindruck. Man wisse nämlich, daß nach einer seit undenklichen Zeiten in unserm Mittelreiche herrschenden Sitte die Himmelssöhne kurz vor ihrem Tode und ihre Nachfolger beim Antritt der Regierung, Bekanntmachungen veröffentlichen, worin die Einen über ihre Regierung eine Art Rechenschaft ablegen und die vorgefallenen Ereignisse aufzählen; die Andern hingegen allerlei Gutes verkünden und eine Menge Gnadenbezeugungen erlassen.

„Als die armen Narren an der Nordwestgrenze unsers Reiches, d. h. die Türken in der kleinen Bucharei, gezüchtigt waren," so sprach Taokuang, „da hofften wir niemals mehr gezwungen zu sein, das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Siehe, da entstand aus Handelsverhältnissen ein Streit an der Südostgrenze und ringsum in den Gestadelandschaften. Wie konnten Wir aber, eingedenk der guten Menschen aller Zeiten, welche Menschlichkeit für die vorzüglichste Tugend hielten, wie hätten Wir es ertragen, daß unsern Kindern mit scharfschneidigen Schwertern blutige Wunden geschlagen werden? Desbalb haben Wir unsern Schmerz, uns selbst besiegt und einen wichtigen Vertrag (den Frieden zu Nanking, 28. August 1842) eingegangen. Indem Wir unserm Reiche Ruhe verliehen, behandelten Wir zu gleicher Zeit, nach der Vorschrift der heiligen Weisen, die Leute aus der Ferne mit Milde und Zärtlichkeit. Das verzehrende Feuer ist erloschen und Wir erfreuten uns der Ruhe während der letzten Jahre. Unsre Völker und die Barbaren verkehren in Frieden mit einander und jetzt werden wohl Alle einsehen, daß unsre Handlungsweise bloß in der Liebe des Volkes wurzelte, in dem tiefsten Gefühle unsrer menschenfreundlichen Brust."

„Wenn kein Regen erfolgte, bei Ueberschwemmungen und Hungersnöthen haben Wir die Schuld selbst übernommen. Wir waren früh und spät in Jammer versunken, daß unsre Mängel solche Nöthen über das Volk gebracht haben. Wir haben aus unserm Schatze Unterstützungen gewährt, um die Menschen in ihrer Betrübniß zu trösten: Wir haben auf den Vorschlag unsrer Beamten ganzen Provinzen die Steuern erlassen und in jeder nur erdenklichen Weise ihrer Noth abgeholfen. Unsre Wohlthaten kamen wie ein reicher Regen über das Volk. Geiz ist uns immerdar fremd geblieben." „Der Himmelssohn, unser verstorbener Vater," fügt der Sohn in der Bekanntmachung hinzu, worin er dem Volke seinen Regierungsantritt anzeigt, „welcher sich jetzt auf dem Drachen in die Höhe erhob, saß während der ganzen dreißig Jahre seiner Regierung bis spät in die Nacht in seinen Kleidern da und hat immer lange erst nach Essenszeit Speise zu sich genommen, so sehr lag ihm die Regierung am Herzen. Bei seinem eigenen großen Verdienst und der trefflichen Aufführung der Beamten mußte Jedermann dem Hofe Ehrfurcht zollen. Der Reichthum seiner Güte ergoß sich nach allen Theilen seines Landes; Friede herrrschte innerhalb und jenseits der Grenze (d. h. in China und seinen auswärtigen Besitzungen); das schwarzhaarige Volk verdankte ihm seine Glückseligkeit. Es war Hoffnung vorhanden, daß seine ruhmreichen Jahre sich unendlich verlängern und ihre Segnungen auf ewige Zeiten verbreiten würden. Aber so sollte es nicht sein. Am Nachmittag des 14. im ersten Monat (25. Febr. 1850) hat er uns zum Erben eingesetzt und sich auf den Drachen erhoben, um ein Gast zu sein in der Höhe. Die Last des geistigen Schiffes ruht nun auf unsrer unbedeutenden Person."

„Als Wir unsre Mängel überdachten, so fürchteten Wir, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Nun erinnerten Wir uns aber der Rathschläge und Lehren der heiligen Vorfahren; Wir erinnerten uns des Vertrauens Sr. Majestät unsers Vaters und daß der Thron nicht unbesetzt bleiben könne. Wir haben unserm Herzen Zwang angethan; Wir haben unsern innigen Kummer bezwungen und dem Befehle Gehorsam bewie-

sen. Wir werden am 26. des ersten Monats (8. März 1850) unsre Thronbesteigung in feierlicher Weise dem Himmel, der Erde, unsern Vorfahren, den himmlischen und irdischen Geistern, den Göttern des Landes und der Getreide anzeigen. Das folgende Jahr sei das erste Hienfong, Glücksfülle geheißen;*) Wir schauen in die Höhe und hoffen alles Herrliche unsrer Vorgänger im Reiche fortzusetzen; Wir schlagen an unsre Brust mit Gefühlen der Furcht und ernstlicher Sorgfalt. Bei Gelegenheit dieser unsrer glücklichen Bekanntmachung will sich unsre Güte über unsre ganze Verwandtschaft und alles Volk in Fülle ergießen." Es folgen dann eine Menge Gnadenbezeichnungen in 23 verschiedenen Abtheilungen.

Fünfter Abschnitt.

Ansiedler und Eingeborene. — Der Communismus der Gottgläubigen und die Dreifaltigkeitsbrüder. — Die Dynastie Taiping und das Ende der Dorfgeschichte.

Die schwer zugänglichen Gebirgsgegenden der Provinz Kuangsi waren von jeher Zufluchtsorte von Räubern und bösen Leuten aller Art. Um die Zeit, wo der jetzige Kaiser Hienfong seine Regierung begann, war Alles voll von ihnen. Sie bildeten gut geordnete, unter besonderen Hauptleuten stehende Schaaren, welche einzelne Meierhöfe, Dörfer und selbst größere Orte überfielen und ausplünderten. Diese Banden kamen zum großen Theile aus den Grenzdistricten der Provinz Kuangtong und werden deshalb zu Kuangsi Fremde, Hakkas in der Landesmundart, genannt. Solche Hakkas finden sich dort in großer Anzahl; sie bilden hie und da selbst ganze Ortschaften: bei alle dem sind sie aber doch nicht so groß und reich wie diejenigen der Punti oder Eingeborenen. Zwischen diesen beiden Classen der Bevölkerung, den Hakkas und den Punti, giebt es immer allerlei Zwistigkeiten und Häkeleien, welche nicht selten in wahre Bürgerkriege ausarten. Dies war auch im Herbste des Jahres 1850 der Fall, wo nach langen Kämpfen die herumziehenden Räuberbanden und die angesiedelten Hakkas von den Einheimischen niedergeschlagen und in gräßlicher Weise mißhandelt wurden. In dieser ihrer Noth riefen die Colonisten aus Kuangtong zu den Anhängern ihres Landsmanns Siutsiuen empor und baten um Hülfe.

Unter der Bedingung, daß man ihnen die nothwendigen Lebensmittel darreiche, fügten sich die herumziehenden wie die angesiedelten Hakkas allen religiösen Ceremonien und bekannten sich in Masse zu unsern Gläubigen. Siutsiuen und Genossen ergriffen nun offen die Partei der Hakkas und geriethen dadurch in mannigfache Zwistigkeiten mit den Insassen. Dies war meinem Vetter vollkommen erwünscht; er erkannte mit scharfem Auge die mißliche Lage des Reiches und suchte sie zu seinem Vortheile auszubeuten. Schon seit langer Zeit hatte er sich, unter dem Vorwande, Gott habe ihm den herrannahenden Tod seines Vaters verkündet, den Bart und das Haupthaar wachsen lassen. Dies gilt nämlich bei uns wie bei vielen östlichen Völkern für ein Zeichen der Trauer. Jetzt aber wurden die langen Haare ein Zeichen der Auflehnung gegen die fremde Herrschaft der Mandschu, welche, als sie im siebenzehnten Jahrhundert China eroberten, unsre Landsleute zwangen, sich nach tartarischer Weise den Kopf glatt zu scheeren und einen Zopf wachsen zu lassen.

Die Leser wissen bereits, daß mein Vetter bei jeder wichtigen Gelegenheit ein Gedicht machte, welches von seinen Freunden auswendig gelernt wurde. Es war dazu bestimmt, sie auf die herannahenden Ereignisse, bald in bestimmten Worten, bald in bloßen Andeutungen vorzubereiten. Um diese Zeit ließ er folgendes Gedicht unter den Gottanbetern ausgehen:

Wenn im Staat sich Räuberbanden zeigen
Und die Menschen gern zum Umsturz neigen:
Da erhebt Gott eine tapfre Hand,
Zu erretten unser schönes Land.
China muß zum Himmelsherrn sich wenden,
Vater Gott wird dann den Kummer enden.
Seinen Sinn hat Ming's Lied offenbart,
Han hat sich vor wildem Wind bewahrt.
Alles wird durch Kraft und Muth gewonnen,
Nebel schwinden vor dem Licht der Sonnen.

In diesem Gedichte deutet Siutsiuen auf die vielen Räuberbanden hin, welche sich gleich wie Dämpfe plötzlich um die Berge sammeln und eben so schnell wieder verfließen. Volle Freiheit, meinte er, möge ihnen allen gestattet sein, sich gegenseitig zu bekämpfen, zu vernichten. Sind sie einstens ermüdet und geschwächt, dann wäre die Zeit gekommen, sie sämmtlich niederzuschlagen und sich zum Herrn Aller zu erheben. „Meine Zeit ist dann gekommen." Das wäre auch der Sinn des Begründers der Mingdynastie gewesen, wenn er sich, in einem bekannten Liede, mit der Aster vergleicht. Spät kommt die Aster im neunten Monat, da alle anderen Blumen ihre Kraft verzehrt, ihre Schönheit verloren haben; dann erst erscheint die Aster und entfaltet ihre Schönheit; sie strahlt in goldgelbem Schmucke, die alleinige Herrscherin über Felder und Auen. Der erste Kaiser der

*) Das erste Jahr des jetzt regierenden Kaisers von China, welchen wir bei dem Titel seiner Regierungsperiode Hienfong, Glücksfülle nennen, hat am 2. Februar 1851 begonnen.

Handynastie habe aber die wilden Winde und fliehenden Wolken mit tapferen Kriegern verglichen, welche in siegreicher Laufbahn daherschreiten und allen Widerstand niederschlagen. Der Han ließ einen Tisch mit Wein angefüllt hinstellen und opferte den Winden, wie sie schnell über seinem Haupte dahinzogen.

Man weiß nun, wie es geschehen, daß die Streitigkeiten zwischen den Ansiedlern aus Kuangtong und den Eingeborenen aus Kuangsi zu Kämpfen zwischen den Gottanbetern und der sie umgebenden Bevölkerung herangewachsen sind. Die Kuangsileute konnten der wilden Tapferkeit ihrer vereinten Gegner nur schwachen Widerstand leisten. Viele ihrer Dörfer wurden eingenommen, ihre Habe geraubt und fortgeführt in die Bergschluchten, wo die Gläubigen und die Hakkas förmliche Lager bezogen. Die Mandarinen konnten diesen Wirren nicht länger zusehen; sie kamen mit ihren Soldaten herbei, griffen die Unsrigen an und erlitten wiederholte Niederlagen. Die Kaiserlichen wütheten nun in gleichem Grade gegen Freund und Feind und brachten unsägliche Noth über die ganze große Provinz Kuangsi. Die unglücklichen Einwohner flüchteten in Masse nach den Gebirgen, wodurch die Gottgläubigen zu einem großen Volke heranwuchsen. Hong und Fong erdachten um die Zeit eine ganz neue bürgerliche Ordnung, welche uns noch mehr Leute, alle Arme und Dürftige, zuführte. Das Eigenthum wurde abgeschafft; Jeder mußte seine ganze Habe dem Gemeinwesen ausliefern. Alles wurde zu einem öffentlichen Schatze angesammelt und. Jedem das Nothwendige ausgetheilt. Die Mahlzeiten waren gemeinschaftlich: Niemand durfte sich besondere Speisen kochen; alle Gottanbeter erhielten gleiche Kleidung. Sich in Waffen zu üben und unbedingt den gottgesandten Führern zu gehorchen war die erste, die oberste Pflicht und zwar für Frauen gleichwie für Männer. Die Kriegerfrauen erhielten eigene Führer ihres Geschlechtes und auch in allen anderen Beziehungen gleiche Rechte mit den Männern. Dies mochte ihnen gar sehr gefallen; denn Frauen sind schaarenweise herbeigekommen und haben sich den Unsrigen angeschlossen. Dies war namentlich mit zwei weiblichen Rebellenhäuptlingen der Fall, Kiureh und Shamson, Amazonen von großer Tapferkeit. Jede brachte ein Gefolge von ungefähr 2000 Weibern, welche links und rechts zum Vorpostendienst verwendet wurden. Auch drei Führer des Dreifaltigkeitsbündnisses kamen herbei und wünschten Aufnahme unter den Gottanbetern. Diese Dreifaltigkeitsbrüder waren ein Geheimbund, welcher ungefähr vor hundert und fünfzig Jahren entstanden ist, um das Herrscherhaus der Mandschu zu stürzen und einen Sprossen der Ming wieder auf den Thron zu erheben. Jedes neue Mitglied hat vor einem Götterbilde, zwischen zwei scharfen Schwertern liegend, einen Eid zu leisten. Während der Eidesleistung knieen zwei Bundesbrüder, der eine zur Linken, der andere zur Rechten, und halten über dem Haupte des Schwörenden die Spitzen der Schwerter so gegen einander, daß sie ein Dreieck bilden. Der Schwörende spricht mit gesenktem Haupte unter dem Dreieck die Eidesformel, welche der Hauptmann vorsagt, laut und deutlich nach: „Ich kenne weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, weder Weib noch Kind, als allein die Brüderschaft; wer sie beleidigt oder verfolgt, der beleidigt oder verfolgt mich; ihr Feind ist mein Feind.“ Zur Bestätigung der Eidestreue haut der neue Bundesgenosse einem weißen Hahn den Kopf ab, was bedeutet: „So gewiß in diesem Hahn eine weiße, eine reine Seele wohnt, so soll sie auch in mir wohnen; so gewiß ich es gewagt, dem Hahn mit weißer Seele den Kopf abzuhauen, so will ich den Kopf verlieren im Falle der Untreue; so gewiß dieser Hahn den Kopf verloren, sollen alle die den Kopf verlieren, welche der Genossenschaft untreu werden oder ihr thatsächlich fremd sind.“ Der Hauptmann gibt jetzt dem Geweihten die geheime Erkennungsform in besonderen Zeichen, Griffen und verblümten Redensarten. Alle Griffe mit den Fingern, beim Theetrinken, beim Essen, im Aufnehmen und Niederlegen der Reisstäbchen, beim Handgeben und Handdrücken müssen mit drei Fingern geschehen. In ihren verblümten Gleichnißreden, Sprichwörtern und Wetten wird immer die Zahl 30, 300, 3000 zuerst genannt. Ihr Symbol ist die glückselige Dreieinigkeit: Tien, der Himmel, als Vater der Freiheit, Ti, die Erde, als Mutter der Gleichheit, und Honi, die Brüderschaft, als das unlösliche Band der Bürger im neuen glückseligen Reiche. Damit aber auch in finsterer Nacht die Glieder einander erkennen mögen, muß Jeder den Reim im Siegel auswendig wissen. Sagt der eine im Vorbeigehen das Wort Ing, Held, und der andere Hiong, Schaar, so begrüßen sie sich als Glieder der Patrioten-Brüderschaft.

Mein Vetter nahm die Häuptlinge auf, unter der Bedingung, daß sie und ihre Leute dem neuen Glauben und allen Einrichtungen der Gottgläubigen sich fügten. Sie versprachen dies und erhielten zu dem Ende eine Anzahl Lehrer, welche sie selbst und ihre Genossen unterrichten sollten. Nun nahm einer dieser Lehrer Geschenke an, welche er nicht in die allgemeine Schatzkammer ablieferte; auch hatte sich der Mann in anderer Weise, durch Opiumrauchen und Ausschweifungen, vergangen. Der Verbrecher wurde vor Gericht gestellt, seiner Vergehen überwiesen und alsbald hingerichtet. Als die Häuptlinge des Bündnisses zur Dreifaltigkeit dies sahen, verloren sie alle Lust, ferner bei den Gottgläubigen zu bleiben. „Eure Ge-

setze," sagten sie, „sind zu streng für uns; wir werden sie nicht befolgen können. Und beim geringsten Bruche das Leben zu verlieren, dem wollen wir uns nicht aussetzen." Und so schieden sie für immer von den Gottgläubigen. Auch später hat keine andauernde Verbindung zwischen den Brüdern der Dreifaltigkeit und den Gottgläubigen, oder wie sie bald heißen, den Leuten von Taiping stattgefunden. Siutsiuen erklärte sich, bei mehreren Gelegenheiten, in folgenden Worten über diese berühmte, vielbesprochene Gesellschaft. „Ich selbst bin niemals Mitglied der Dreifaltigkeit gewesen; ich hörte bloß, das Bündniß wolle die Mandschu stürzen und den Thron der Ming wieder errichten. Solch ein Zweck war löblich und an der Zeit während der Regierung des Kaisers Kanghi (1662 — 1723), wo das Bündniß entstanden. Jetzt, nach Verlauf so vieler Jahre, ist dies ganz anders. Wer kann sich jetzt noch für die Ming begeistern? Wir brauchen ganz andere Mittel, um die Thatkraft des Volkes zu erregen. Predigen wir die reine und wahre Lehre, vertrauen wir auf die Hülfe Gottes, so werden wir viel größere Dinge zu Stande bringen als die Dreifaltigkeitsbrüder.

Im Herbst des Jahres 1851 hatten die Gottgläubigen bereits große Strecken der Provinz Kuangsi im Besitze; sie zählten zu Kuangtong viele Anhänger und Gesinnungsgenossen. Ihre Hauptmacht bestand nun in der Bezirksstadt Jangngan, im östlichen Theile von Kuangsi, — der Geburtsort der neuen Dynastie Taiping. „Es ist jetzt an der Zeit," so sprach Hong Siutsiuen, „offen herauszutreten; wir wollen den Mandschu, dem verrotteten Mandarinenwesen und dem Idolendienst vor aller Welt und allenthalben den Krieg erklären. Wir werden, wie so vielmals geschehen in früherer Zeit, eine neue Dynastie begründen und unserm Volke ein neues Leben einhauchen. Vierundzwanzig verschiedene Dynastien herrschten, während der mehr als viertausendjährigen Geschichte unsers schwarzhaarigen Volkes, bald über das ganze Mittelreich, bald über größere Abtheilungen. Und wie sollten wir nicht, wir, die sich des besonderen Schutzes unsers großen Gottes erfreuen, im Stande sein, auf den Trümmern dieser tartarischen Eindringlinge ein neues, ein göttliches Herrscherhaus zu begründen?

Die Versammlung war damit vollkommen einverstanden und Hong Siutsiuen wurde hier, zu Jangngan, im Monat November 1851 als Kaiser der neuen Dynastie ausgerufen. Sie sollte Taiping oder die Friedensreiche heißen und das Reich selbst Tienkur, Himmlischer Staat. Siutsiuen blieb hierbei nicht stehen. Er machte alsbald, vermöge des besonderen Auftrags seines himmlischen Vaters, Ansprüche der Herrschaft über alle Länder der Erde. „Solche Herrschaft gebührte ihm als jüngern Bruder Jesu Christi." Der altherkömmliche chinesische Hochmuth, wonach der Himmelssohn des Mittelreichs von Rechtswegen der Gebieter ist aller Ausländer, aller Barbaren, mag ebenfalls mitgewirkt haben. Demgemäß erhielten die vier ersten Hauptleute der Genossenschaft, die längstbewährten Freunde des neuen Monarchen, die Ehrenbenennung Könige des Ostens und des Westens, Könige des Südens und des Nordens. Es waren dies Fong Junsan, Jang Siutschin, Siao Tschaokuei und Waitsching, von welchen mehrmals die Rede ist in den zu Nanking erschienenen Schriften, in den sogenannten chinesischen Evangelien.

Hier findet die Dorfgeschichte ihr natürliches Ende, sie spielt von nun an hinüber in die Reichs-, in die Weltgeschichte. Die Taiping haben, während der letzten vier bis fünf Jahre, China von einem Ende zum andern siegreich durchzogen und ihre Streifcorps bis wenige Meilen von Peking vorgeschoben; sie haben Nanking eingenommen, sich daselbst gegen alle Macht der Mandschu behauptet und, zu mancher Zeit, die reichen Länder im Stromgebiete des Kiang ihrem Gebote unterworfen. Wo immer sie herrschten, wurden alle Idole zerbrochen, mochten sie dieser oder jener Religion, der Lehre des Kongtse und Laotse, des Buddha und des römischen Katholicismus angehören; sie haben sogar der ganzen einheimischen Literatur den Krieg erklärt, ihre Werke vernichtet und nur die gangbaren Volksgesänge erhalten. Die Offenbarungen des Hong Siutsiuen und seiner Genossen, die heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes sollen an die Stelle dieser verschiedenen heidnischen Bücher treten und künftig die einzigen Bildungsmittel der Nation sein. Die Gesandten Englands, Amerikas und Frankreichs sind zu Nanking erschienen und keiner von ihnen wurde würdig befunden, vor dem „jüngern Bruder Jesu Christi" zu erscheinen. Die fremden Reiche, so ward den Botschaftern bedeutet, müßten zuvor die göttliche Sendung des Taiping Wang, des friedenreichen Königs, anerkennen und dann, mit kostbaren Geschenken beladen, als demüthig Bittende vor dem himmlischen Throne erscheinen. Wir gedenken in der Folge einzelne besonders lehrreiche und anziehende Auftritte aus diesem wunderbaren und wunderlichen Schauspiele des östlichen Morgenlandes hervorzuheben, um sie den Lesern der deutschen Monatshefte mitzutheilen.

Neugriechische Skizzen.

Von Dr. Fraas.

I. Der Sitz der Liebe.

Erstes Kapitel.

Motto:

So lang man nüchtern ist,
Gefällt das Schlechte;
Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte:
Nur ist das Uebermaß
Auch gleich zu Handen;
Hafis, o lehre mich,
Wie Du's verstanden!

Denn meine Meinung ist
Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann,
Soll man nicht lieben;
Doch sollt ihr Trinker euch
Nicht besser dünken,
Wenn man nicht lieben kann,
Soll man nicht trinken.
(Goethe.)

Es war im Februar 1835, als im Ergastiri des Janni Scordophas zu Athen, von den damals in Griechenland befindlichen philhellenischen deutschen Soldaten als Revanche gegen die ehemaligen Accentqualen die Kneipe „Zum Kodrus" genannt — drei Männer beisammensaßen und Jeder für zehn Pfennige Wein tranken unter einstweiliger Zuspeise von Schnecken mit Oel und Essig, jungen Knoblauchsprossen, Caviar und Sardellen, ein besseres Mahl erwartend, das der Wirth selbst zuzurichten versprochen hatte.

Dieser, Janni der Pakali, stand an einem mit vier Brettchen als Rahmen gefaßten und einigen Steinen gefüllten improvisirten Herd, auf dem ein Kohlenfeuer glimmte. In diesem stand die ewig brodelnde Kaffeekanne von Blech, und darauf schmorten zwei Dintenfische und kochten Octopodien in Oel mit Reis.

Ob es schmutzig im „Kodrus" war? Dergleichen kann nur, wie Alles in der Welt, relativ genommen und beurtheilt werden. Janni selbst trug zwar ein Tuch um die schwarzen, glänzenden Haare geschlungen und oben auf saß ein Fès, dessen oberer Theil sich bis zur Mitte entschieden von jedem Gemeinen unter ihm abgeschieden hatte, indem von da an eine schwarze, ölglänzende Kruste bis zum verhüllenden Tuche ebenso entschieden sich geltend machte und im Bewußtsein ihres redlichen Handwerksverdienstes gerade so stolz sich zeigte, wie die rothschimmernde obere Hälfte, deren Troddelreste doch nur mehr die jämmerlichsten Versuche, alten Glanz zu repräsentiren, machen konnten.

War Janni's Fustan nicht ehedem von der schneeglänzenden Bambaki aus Salonichi verfertigt und nur jetzt mit weiteren Küchenverdiensten, den Zeichen der Arbeit, die aller Güter Quelle ist, bedeckt? Nannte er sich nicht selbst im Vollgefühle seiner Verdienste, auf den Fustan deutend, einen Mavrohellinas?*) Das Ergastiri, die Schenke — zeigte nicht ein großer Kehrichthaufen vor dem Eingange unumstößlich, daß sie erst heute gekehrt worden war? Würden die von Andros von Janni mitgebrachten seekundigen zwei Hennen den Haufen ganz gelassen haben, wenn nicht erst eben gereinigt worden wäre? „Ah! ein tadelloses, königliches Ergastiri!" so sagte mancher vorübergehende Bewohner der Cycladen, der Janni kannte — und er selbst am öftersten. Nur sein Antlitz, — die im breiten Schnurrbart und wilden Stoppelwuchs üppig wuchernde Fläche, welche des Menschen Seele spiegelt, nur das Gesicht, — da spiegelte sich mit und ohne Quecksilber nichts mehr! Als ihn einst Krakl, der lustige Hauptmann, gefragt hatte: „wann er sich denn das letzte Mal gewaschen habe?" verstand er erst lange die Frage nicht und brach endlich in Erstaunen über solche chronologische Zumuthungen aus. Aber Krakl blieb bei der Klinge und bestand auf eine Antwort, worauf endlich Janni hinwarf: „χρόνια εἶναι!"**) Auch hier also war er im Siege geblieben und überließ den schnöden Frager, der geglaubt hatte, er habe es noch nie gethan, beschämt seinem Schicksale. Janni war von den Knieen an bis zu den Sohlen bloß, was bei dem durch Wehen mit einem Maisbesen verursachten Anfachen der Kohlen insofern nicht gefahrlos war, als zeitweises Sprühen von Funken immer einige Sprünge nebst folgenden Reibungen der braunen Waden an einander hervorrief. Janni's Lippen entfuhr dabei höchstens jedoch ein halbes „Kerat...." als Verwünschung und ein Versuch, seinem Lehrburschen und Diener, dem zehnjährigen Manoli, seines Bruders Sohn, einen Fußtritt zu geben, begleitete sie. Von des Letztern Zustand genügt es zu sagen, daß er nach griechischem Ritus bei der Taufe vollkommen untergetaucht, nach Janni's Begriffen also vor kurzer Zeit gewaschen worden war.

„Bring mir noch einige Kohlen, kleiner T....l, — daher — komm näher — hier — warum gehst Du nicht näher, Sohn eines Hörnerträgers? Merkst Du, Spitzbube — merkst Du, daß Du vergessen hast, vom Gemüsehändler Barba Kosta Zwiebeln, Lauch und Petersilie zu nehmen, wie ich Dir so sehr einschärfte, da er uns noch fünf Pfennige für Wein schuldete, den der Nimmersatt hier vor drei Monaten verschlang? Jetzt ist er vorüber mit dem beladenen Esel getrieben und — „Kerat!" — (Janni sprang rückwärts und versuchte den Fußtritt

*) Schwarz-schmutziger Hellene.
**) „Vor Zeiten."

nach Manoli—) wird sobald nicht wieder kommen. Auch den Meister Spiro, der Oel auf den Markt brachte, hast Du verfehlt, weil Du an Nichts als Spielen denkst und immer bei Deiner Mutter und Schwester steckst, *νὰ σὲ γαμ....*"

„Janni! noch für einen Pentari Wein — brusko für den Doctor!" scholl eine Stimme von den Zechenden her.

„*Ἔφθασα!*"*) erwiederte Janni sogleich, — fuhr aber zu Manoli gewendet und die Gluth unter den Dintenfischen anfachend fort: „Deine Mutter — schön — ja — Deine Mutter und Schwester essen auch Brod, gutes Brod — woher aber nehmen wir es, wenn Du nicht aufmerkst, Schlingel, und auf unser Eigenthum achtest? Wenn ich am Oel die Lexta verliere und Barba Kosta — — „Kerato...."

Hier folgte Sprung und Reiben, worauf Janni sein „*ἔφθασα!*" — auf wiederholtes Begehren von Wein noch einige Male ausrief und das Begehrte durch Manoli schickte.

Eben war dieser zurückgekehrt, Janni schickte sich an, seine politische Oekonomie weiter zu entwickeln und wedelte in die Gluth, als die Glasthür plötzlich geöffnet wurde, ein Luftstrom die Kohlen auseinander sprühte und Janni, trotz der Taglioni ehedem, mit den Füßen trillerte und sprang, Manoli so geschickt vor den andern Pol des menschlichen truncus treffend, daß nur der Kehrichthaufen der beschleunigten Bewegung seines Bruderkindes Einhalt that. Herein trat Nachbar Panagioti, ein anderer Schenkwirth der Nachbarschaft.

Der Eintretende war, wenn auch gleichen Geschäftes mit Janni, doch von diesem vielfach verschieden. Der Fès war rein, oben nach Art griechischer Dandys zurückgelegt, mit sehr langer Quaste versehen. Eine mit falschen Goldtressen besetzte Jacke und Gilet umgaben eine durch einen Gurt und seidenes Tuch so fest zusammengeschnürte Taille, daß sie an gewisse Schlupfwespen erinnerte, deren Hintertheil mit dem vorderen nur haarbreit verbunden ist; sein hundertfach gefältelter Fustan war schön weiß, an den Füßen waren gelbe Schuhe nach Art türkischer Pantoffeln, die Panagioti zeitweise während der Unterhaltung aus- und wieder anzuziehen — ohne jedoch die Hände zu gebrauchen — gewohnt war. Hinter den Ohren stak eine nach vorn gewandte Nelke. Sein Gesicht war braun, welk, mager, eine Falkennase sprang zwischen zwei oft blinzelnden, dann wieder scharf und weiß hervorgetriebenen funkelnden Augen, die nirgends lange ruhten, hervor.

„Schönen Tag, Bruder, wie geht's Dir? He, Manoli, mein Auge, was machst Du? Gut? Und Deine Schwester, meine Süßigkeit? Alles gut?" so lautete seine Anrede, die durch die im Kehrichthaufen eben sich sammelnden „Augen" und den Beintriller des „Bruders" in Nichts gestört wurde.

„Schließ die Thür, Sohn eines...." rief Janni zornig entgegen und rieb die lederbraunen, von den Kohlen verbrannten Waden an einander, „schließ — — und Du, Manoli, lauf jetzt, die Austern von Georgi, dem Fischer, zu holen."

„Wie geht's, Panagi?"

„Was wollen wir machen?" entgegnete dieser —, „gut geht's. Officiere? — Bawaresen? Dahinten? Essen und trinken den ganzen Tag, während wir darben, auf unsre Kosten" — setzte er flüsternd bei.

„Laß sie essen und trinken!" warf Janni im Interesse seiner Bude leise ein, „nehmen wir nicht Geld dafür ein?"

„Aber das Geld kommt doch von uns! Wofür sind wir freie Hellenen geworden und Erben unsrer großen Ahnen?" frug Panagi, lehnte sich mit den Armen auf den Herd und kreuzte die mit den Pantoffeln spielenden Beine, — „wofür haben wir Blut und Vermögen geopfert, wenn es diese Dickwänste" — hier flog ein grimmiger Blick in den Hintergrund — „vollauf genießen? Könnten wir es nicht ebenso haben wie sie? Und weißt Du, daß sie Hebräer sind und damit umgehen, unsre heilige Religion selbst uns zu nehmen" — hier bekreuzte sich Janni — „daher sie auch in das heilige Kreuz in die Mitte hinein, seht nur ihre Fahnen an, Nägel geschlagen haben? Dein Ergastiri selbst haben sie nach einem hebräischen Heiligen" — (mit einem Gemurmel von Verwünschungen.... ausspuckend) „genannt — ich meine zum heiligen Koprus...."

„T....l", schrie Janni laut, — besann sich aber rasch — und setzte leise bei, „nicht zum Kopros*), nein, nein — Kodrus sagt immer der dicke Doctor."

„Einerlei," — fuhr Panagi fort — „sie thun es überall — in Nauplia nannten sie ein anderes christliches Ergastiri nach einem — heiligen „Storch" — und wieder einmal zum „Blunzen" — schändlich — solche Heilige!" und wieder spuckte der Fromme in die Tenne.

Zur Würdigung des Patriotismus von Panagiotis Karawassaras diene, daß er, der Sohn eines Türken mit einer Griechin, von Albanesen geraubt, in Constantinopel an einen Pascha verkauft, die Jugend im Harem zubrachte, endlich nach einer Bastonade fortgejagt nach Hellas kam und mit etwas cumulativen Rechtsbegriffen sich soviel Vermögen erwarb, um eine Schenkbude oder Ergastiri eröffnen zu können.

Seit einem halben Jahre stand er wegen der Heirath mit Janni's Nichte, Anastasia, der Schwester des kleinen Manoli, mit jenem in

*) „Ist schon geschehen."

*) „Mist."

Unterhandlung, ohne daß der Gegenstand seiner Sehnsucht jedoch davon das Geringste erfahren hätte.

„Aber lassen wir die Hörnerträger, Bruder," fuhr er flüsternd fort, — „mögen sie verenden, je eher, um so lieber! Wie steht's mit der Heirath? Hast Du Dich noch nicht anders besonnen? Ist eine neue Sammtjacke mit Goldschnüren, drei Fustanellen und zwei Paar Schuhen noch nicht genug? Gewiß, ich habe schon zu viel gesagt, — Du mußt eine Fustanelle nachlassen!"

„Nachlassen?! 's geht nicht," — erwiederte Janni, — „was hat mich nicht das Kaik von Smyrna bis hierher gekostet! Und alle Tage essen — alle Tage Brod — und Oliven — und Zwiebeln! Kann ich meines Bruders Kinder Hungers sterben lassen? Nein! nein! ohne die Gamaschen — Kerata... kann aus der Heirath nichts werden! Du mußt noch zwei Paar Gamaschen zufügen!"

„Hoho!" schrie der Brautwerber — „zwei Paar! Zuerst warst Du mit einem Paare zufrieden!"

„Aber Du wirst täglich reicher, Panagi — und kannst schon mehr thun."

„Kein Lepton mehr, mein Auge, kein Lepton! Laß ab von den Gamaschen! Den guten Schmortopf, den ich von Tinos her noch habe, meinetwegen — das tschukali sollst Du noch haben, aber nichts weiter!"

„Und die zwei Malteser Rohrstühle" — erwiederte Janni und rieb die Waden.

„Noch für zwei Pentari Wein — tzakoniko!" scholl die Baßstimme des Hauptmanns aus dem Hintergrunde.

„Ἐφθασα!" antwortete Janni, fuhr aber in der Rede leise fort: „Anders kann ich es nicht thun, da Du ja siehst, daß die Bawaresen sich nur auf solche Dinge setzen — ἔφθασα, Effendi, ἔφθασα!" schaltete er laut ein, ging an die Flasche und langte den verlangten Harzwein aus Lakoniens steinreichen und hochgelegenen Fluren.

„Ich kann nicht, Bruder, 's ist unmöglich — Einen am Ende — aber dann nicht das tschukali!"

„Dann keine Heirath, mein Auge!" schloß Janni und ging zu den Gästen, während Panagioti über die Differenz, — einen Rohrstuhl und einen Topf — welche ihn von seiner Braut für ewig scheiden sollten, nachsann und nicht wenige Verwünschungen über seinen zukünftigen Schwager in den Bart brummte.

Es ist Zeit, daß wir uns zu den Gästen im Hintergrunde des Ergastiri zum „Codrus" wenden. Hier saßen drei Männer, von denen der Eine die Uniform eines Hauptmanns der griechischen Freiwilligen, der andere die eines Arztes derselben Truppen trug, der dritte aber, offenbar ein Ankömmling, wie nach Gebahren, Fragen, Erstaunen und Aussehen leicht zu urtheilen war, in Civilkleidern steckte.

Alle drei tranken Wein und genossen die erwähnten Zuspeisen, des Weitern, was Janni bringen wollte, harrend.

Offenbar führte der Hauptmann Krakl das große Wort, dazu befähigte ihn Stimme, Neigung und äußere Gestalt.

Michael Krakl war am Ossa im bayrischen Wald geboren, und auf des Pfarrers Anrathen, der eine contemplative Richtung aus ihm herausgefunden hatte und einen frommen Mann von der Sorte, wie sie bei gerösteten Puffbohnen und Wasser der Weisheit Quellen erforschen, in ihm voraussagte, „zum Studiren gethan." — Leider war seine Contemplation hier auf irrige Wege gerathen und wegen einer folgenschweren Liebschaft mit seiner Hausjungfer vom Born der Musen verjagt, schwur er zum Kalbfell, brachte es bis zum Corporal, ward aber der Ideen nicht mehr ledig, welche die hellenische Mythologie, die er an der Schule eifrigst zu lesen begann, in ihm erweckt hatte.

Da er bei der Apotheose Verstorbener stehen geblieben war, so knüpften sich zunächst daran seine Reflexionen, deren Schluß dahin ging, daß eigentlich alle Götter, Zeus so gut wie die Halbgötter ehedem wirklich auf der Erde herumgewandelt und da ein sehr angenehmes Leben geführt hätten. Was müßte ein Land bieten, das in Form von goldenen Regen, Schwänen oder Stieren die angenehmsten Rendez-vous zu halten erlaubte? wo aus jedem Eichbaume im Haine eine schlanke, hüllenlose Dryade sich dem tapfern Krakl an den Hals werfen konnte? aus jeder Quelle eine nebelschleierige Nymphe ihn umfing? wo nackte Musen und Grazien am hellen Tage auf dem Helikon Chorreihen tanzten?

Krakl's Kenntnisse von den Grotten und Hainen, Quellen und Schluchten, wohin die Mythe die Feier hellenischer Götterliebe verlegte, waren auch ungewöhnlich und sehr ausgedehnt.

Gleich beim ersten Hilferuf der rebellirenden Griechen war er auch nach Hellas geeilt und in die Reihen der Philhellenen getreten, deren Loos in Glück und Unglück nach Art deutscher Landsknechte schlecht und recht theilend, wie es einem biedern Waldler gebührte.

Unser Hauptmann hatte ein volles, etwas gedunsenes Gesicht mit einer großen, runzligen Schmarre quer über die obere Nase, wie sie etwa beim Sturz auf stumpfe Körper entstehen, und schwarze gekräuselte Haare, die, wie ein classischer Beurtheiler sagen würde, immer von der Götterwolke des Olymp umhüllt waren. Er dampfte nämlich sichtlich bei nur gewöhnlicher Anstrengung. Brust und Schultern schlossen sich, einem Altas nicht Unehre brin-

gend, dem nicht unterscheidbaren Halse an. War die Kraft etwas zu sehr nach oben gedrängt, so glich die Natur das nach unten nur allzu vorsichtig wieder aus, so zwar, daß seine Taille sich etwas verschob und dahin gerückt war, wo die Mythe der schönsten ... in Aphrodite höchste Reize gelegt hatte. Schlank war Krakl nur da, wohin die rohe Natur die fleischigen Hintertheile des Menschen verlegte und nur erst unter den Knieen erhob sie sich allmälig zur neuen symmetrischen Erweiterung, indem die Beine von da an auswärts standen und zwei Füße den Schlußstein bildeten, von deren Größe man sich einige Vorstellung machen kann, wenn man weiß, daß seine griechische Hausfrau einst drei Monate lang sich eines seiner Schuhe als Wiege für ihren Säugling bedient hatte.

Daß er der Katastrophe bei Pella entronnen war, muß nach seinem eigenen Geständniß seiner natürlichen Tapferkeit und der im heimathlichen Walde ohnedem erworbenen Fertigkeit zugeschrieben werden.

Krakl, dazumal zuerst wie seitdem immer in den Listen als Karachlaras mit dem Soldatenbeinamen ὁ χονδρός*) aufgeführt, war zum Schutze der Fourage, die in nichts Anderem als einem Rudel Schweine bestand, beordert und bemerkte nach Ueberrumpelung von Pella und im heißesten Kampfe, daß alle den Schweinen nahe kommenden Osmanli unter allen Zeichen der Furcht und des Abscheues flohen, wozu seine martialische Haltung in der Stellung eines dienstthuenden und rapportirenden Unterofficiers mit der Brieftasche das Meiste beigetragen haben muß. Er behauptete, nach einem verzweifelten Kampfe im Walde, der ihm die Schmarre über die Nase eingetragen, mit seiner Fourage den Rückzug so glücklich angetreten zu haben, daß die Schweine in den nächsten Tagen noch alle von den flüchtigen Hellenen eingeholt worden wären.

Uebeldenkende wollten freilich behaupten, der tapfere Karachlaras habe sich nur einen Tag früher aus der Gefahr gezogen, sei bei der eiligen Flucht im Waldgebirge gefallen, davon die Schmarre herrühre, und sei nur der Schweine halber von den Osmanen, die diese Thiere verabscheuen, nicht weiter verfolgt worden. Beweis dafür sei schon, daß die Neuhellenen auf ihren Rückzügen auch das leichtfüßigste Reh, geschweige erst Schweine weit zurücklassen würden, also von Einholen dieser Thiere nur die Rede sein könne, wenn sie einen Vorsprung gehabt hätten. Aber die Wahrheit ist, daß Krakl, wenn es sein mußte, seinen Mann stellte und aushielt, wie jeder andere wohl fundirte Muth, so lange es „menschenmöglich" war. Und länger hielt es bekanntlich der große Friedrich und der erste Napoleon auch nicht aus.

Krakl's Philhellenismus war notorisch, — er liebte Land und Volk auf's Innigste, wie er oft sagte. Aber ein offenbar eifersüchtiges Geschick wußte es immer so zu lenken, daß er durch die That das Gegentheil bewies, wie er denn auch während seines langen Aufenthaltes in Griechenland fast immer gegen die Eingebornen als Parteien, Aufrührer, Räuber ꝛc. in Waffen stand.

„Wenn Sepien und Oktopodien mit Austern nicht helfen, Freund Doctor, so gibt es kein Mittel mehr in der Welt!" — rief eben der Hauptmann, da wir uns den Zechenden nähern. — „Ich habe in Kalamata den französischen Philhellenen Branlars vom übermäßigen Genuß dieser Mittel so verliebt werden sehen, daß er sechs Monate im Spitale zubringen mußte, und unser Feldwebel Steigele ging nach nur zufälligem Genusse nur eines Fußes der Oktopodie mit drei Regimentsfreundinnen durch und hielt sich drei Tage in der Liebesgrotte des Mars mit der Kreusa, — Sie kennen sie, Doctor? — auf, worauf er entdeckt und nur mit einem tüchtigen Soldatenfutter von 25 curirt werden konnte."

— Der Doctor in der Uniform lächelte, der runde Neuling in Civil aber preßte einen schweren Seufzer aus der Brust und sprach mit beklommener, verzweifelnder Stimme:

„Gott mag helfen, aber Noth ist's fürwahr, und höchste Zeit! Mein Zustand ist schrecklich, Euch ganz unbegreiflich! Ich habe Alles, was ich brauche, im Ueberfluß; nur das Eine, das Höchste und Schönste, was der Mensch kennt, scheint mir versagt, — die Liebe! Ich habe keine Nerven, kein Blut, kein Gefühl dafür! Ein kalter Angstschweiß überzieht mich, wenn ich ernstlich denke, ich müßte, ohne dieses Gefühl gekannt zu haben, zu Grabe gehen! Schrecklich, fürchterlich! Ich komme mir in meinem Speckwanste vor so fade — geschmacklos — wie — wie — wie ein ungesalzen Schweinefleisch, — wie — wie ein aufgedunsener, manschiger Bovist, — wie Quark oder Topfen — kurz, rein ungenießbar und zuwider! Da bin ich denn in den heißen Süden gewandert, in's Land der „Mädchen von Athen" — mit den funkelnden Augen, Gazellen gleich und flüchtig wie sie, feurig und scheu wie Antilopen, voll heißer Liebesgluth. Hier, ich fühle es, wird es zur Entscheidung kommen, hier muß mein Kummer enden!"

„Janni," frug der Capitain, „wie steht's mit den Dintenfischen? Sind die Austern noch nicht da?"

„Ἐφθασαν" — erscholl wie gewöhnlich die Stimme des Schenkwirthes und in der That kam er, ein zwei Quadratfuß messendes Tuch auf den Tisch auszubreiten, drei Paar Gabeln

*) Der „Dicke."

und Messer zu den Tellern zu legen, welche die ganze Mannigfaltigkeit der Maltheser-Industrie darstellen konnten und den Oktopodien-Pillav zu credenzen, indem er ein schlechtes — weitaus dem so schwer bedeutenden strittigen Heirathsgute unähnliches — Tschukali in der Hand hielt und Jeden zuzulangen aufforderte. Auch die Austern waren inzwischen angekommen und der Dintenfische schwarzer Inhalt wogte und pochte kochend an die dünne Hülle, die jeden Augenblick zu bersten drohte.

„Ach! verdammt!" rief der Capitän, eine Auster am Schloß fassend und den vordern Rand mit dem Messerrücken abschlagend, um eindringend das noch ganz frische, eben dem Meeresfelsen entnommene Thier zerschneidend zu öffnen — zog dann den Seegeruch, des „Meeres Bouquet," wie er sagte, begierig ein, — aß — nicht — nein — entsagte! rief aber mit Stentorstimme nach einem Pentari Malvasier, den er lediglich dem Geruch zu Ehren trinken zu müssen erklärte. Unter zahllosen „sogleich, sogleich!" brachte ihn der eilende Janni. Auch Herr von Schluk, so hieß der liebesbedürftige Civilist, ahmte dies nach und gestand, daß er zwar in völliger gastronomischer Betäubung über solche ungewohnte Gerichte sei, aber doch anerkennen müsse, daß die Seespinnen oder Oktopodien, die sich Krebsschwänzen ähnlich verhielten, — die Sepien mit der gelind adstringirenden Magentusche, die Austern endlich mit dem frischen Bouquet, dazu Malvasier von Tinos und Citronen von Kreta — daß dies Alles, wenn auch in schmutziger Hütte, doch ein Hochgenuß wäre; dies um so mehr, als man zugleich das wohlthuende Gefühl habe, gleichsam in der niedrigsten Hütte das Verdienst aufgesucht und anerkannt zu haben, somit eine der schönsten gastronomischen Tugenden — unparteiische Theilnahme allüberall — geübt habe.

„Und Du, Doctor," — wandte sich der Capitän an den Militärarzt, — „was sagst Du dazu? Warum lächelst Du verstohlen, wenn ich mein Mittel unserm Freunde preise? Hast Du nicht zahllose Beweise von dessen Richtigkeit gehabt?"

„Wohl richtig," entgegnete der allen Griechen wie Fremden rühmlichst bekannte Arzt, in der Ruhe der Ueberzeugung seiner Ansicht lächelnd, — „Deine Mittel, Hauptmann, mögen vortrefflich sein, obgleich ich es in der Hauptsache doch sehr bezweifle. Da müßte ja der Liebesgott seinen Sitz im Magen haben, das leuchtet doch ein! Dieweilen aber die ganze Welt von Liebesschmerzen — die sitzen

im Herzen —

seufzt, singt, klagt und schreibt, — so muß das Uebel von Freund Schluk anderswo angegriffen werden."

„Erschrecklich — unerhört!" rief der Hauptmann einmal über das andere Mal aus, — „reiner Platoniker — Enthusiast — kennt die griechischen Verhältnisse nicht, die allein praktischen! Sang je einer der Götter seinen Liebes — Liebes — wie hieß er's doch? seinen Liebes — schmerz aus vor Danae, Letha, Aglae, Phyllis und Drillis und so weiter, wie sie alle heißen? — Hört man bei diesem durch und durch praktischen Volke in alter wie neuer Zeit jemals von solchem Firlefanz? Kommt als Schwan — man gebärt Pollux und Helene — kommt als Euristheus — gebärt den Herkules — kommt als Goldregen — gebärt den Perseus — kommt als Stier — gebärt den Minos. — Selbst Eurybia mit eisernem Herzen vermählt sich mit Krius.

Die Geschichte wimmelt von Beweisen dieses normalen, allzeit schlagfertigen Verhältnisses — Zeus zu Danae, wie Goldregen zu Perseus! Heda, Janni, komm her, — komm, mein Junge! Der Doctor da weiß nicht, wo die Liebe — verstehst Du? Liebe, die schöne Liebe, welche die Menschen zum Heirathen bringt — also, wo diese Liebe sitzt? Sag's ihm, Du weißt es doch?" setzte er bei, da Janni offenbar verdutzt über die Frage, die er schwer begriff — vorerst schwieg. Endlich sagte er:

„Was weiß ich Rechtes, Herr Capitano, ich verstehe nichts Baierisches, hier in Griechenland kennen die Leute nichts dergleichen — von Liebessitzen — nicht wahr, so sagtet Ihr? Sie essen Zwiebel, Lauch, Oliven, aber keine Liebe, sie können sie also auch nicht im Leibe haben. Doch! doch! wenn sie dergleichen ehedem manchmal hatten, ließen die Türken ihnen Schläge auf die Fußsohle, die Bastonnade, oder auf den Hintern geben, — da kann sie sitzen, das ist möglich!"

Mit offener Kehle brüllte der Capitän ein infernalisches Gelächter hervor, auch der Doctor lachte herzlich über Janni's hellenische Unschuld, nur Baron Schluk's Züge konnten nicht erheitert werden. Ihm war die Sache zu ernsthaft und nachdem sich der Tumult gelegt und der verblüffte Janni sich, etwas von „merkwürdigen Kerlen — diese Franken" — murmelnd, entfernt hatte, sprach er trüb vor sich hin: „Mir steckt's in der Kehle, daß ich keinen frohen Laut herausbringen kann; da mir die Liebe fehlt, so weiß ich doch wenigstens, daß sie hier nicht sitzt, — aber es ist kein Scherz mit mir zu machen, ich muß Liebe haben — Liebe — sonst sterbe ich, ihr sollt es sehen; mein Körper erträgt diese schreckliche Zunahme nicht, wenn ihm nicht irgendwo eine Klappe geöffnet wird, durch die Cypripor hereinfliegt."

„Was da, sentimentales Teufelszeug!" schrie der Capitän — „trinkt — auf ein Wohlsein, auf Janni's Bäschen, die schöne Anastasia,

he, Panagioti? hörst Du, Deine Braut soll leben!"

„Sie lebe, sie lebe — Herr Capitano, Euer Gnaden!" schmunzelte der Angeredete und näherte sich unsern Argonauten, die der Liebe Sitz suchten, „'s ist ein vortreffliches Mädchen, arm zwar, sehr arm, aber was ist zu machen?"

„Wackerer Mann — edler Hellene, der Panagioti!" sagte der Hauptmann, „ja, ja, ich lernte das Volk kennen, ich lernte seine Tugenden, seine Enthaltsamkeit, seine Kraft, zu entbehren, kennen und habe auch nicht wenig selbst davon gelernt. Heirathet sie ohne Mitgift, lediglich, weil sie die Tochter eines Mannes ist, der für's Vaterland starb — he, Janni, wo kam Dein Bruder um?"

„Ach, der Arme! die Furcht, Herr, die Furcht tödtete ihn, er starb für die Freiheit aus Furcht in einer Höhle des Gebirges, wohin er geflüchtet war vor Furcht! der Arme!"

„Hm," räusperte der Hauptmann und rieb an seiner Schmarre — „hm, also Du heirathest, Panagi? Ah — ha — nun sag' Du uns einmal, wo die Liebe, Du verstehst mich doch? wo die Liebe sitzt?" „Die Liebe, Herr? — die — Ihr meint doch, die Liebe, welche, wie man so sagt, die Leute haben, die sich verheirathen? Das ist die Liebe zum Leben, daß man leben kann, Herr, daß die Arbeit im Hause geschehe und Nichts veruntreut werde — deswegen heirathet man — und also sitzt die Liebe in dem, was die Braut zum Lebensbedarf mitbringt, in Kleidern, Oelbäumen, Bettzeug, Geräthen, Stühlen, Tischen, Backtrog und Geld — Geld vor Allem!"

„Und sie selbst, gieriger Schlingel, vergißest Du sie ganz?" zwischenredete der Hauptmann.

„Sie auch, die Braut, freilich, gewiß, ihre Schönheit, ihre goldenen Münzen im Haar, ihr Geschmeide — freilich sie auch."

Offenbar unbefriedigt wollte der Hauptmann sein Examen fortsetzen, als Panagi, die gute Stimmung des Capitano benutzen zu können für günstige Zeit hielt und in der zartesten und kriechendsten Weise demselben in's Ohr flüsterte, ob er nicht hoffen dürfe, die kleine Schuldigkeit, die er noch zu fordern habe, jetzt zu erhalten. Es sei ja nur eine Kleinigkeit und doch schon lange Zeit her.

Wenn Etwas unsern tapfern Capitän aus dem Gleichgewichte, wie es das Bewußtsein der guten Sache verleiht, bringen konnte, so waren es solche Mahnungen an sein Gedächtniß, das, wie er schwörend behauptete, ihn nie im Stiche lasse. Abgesehen nun, daß er sich, Etwas schuldig zu sein, niemals erinnern konnte, so brachte ihn schon der Gedanke, daß ein Philhellene, der Gut und Blut der helleniſchen Sache weihte, nur überhaupt an schnöde Vergeltung für solche heilige Dienste oder gar für gemeinen Lebensbedarf erinnert werden sollte, an materielle Dinge mitten im Hochgefühle der Befreiung der Nachkommen seiner Götter, ein solcher Gedanke brachte ihn jählings fast vom Verstande. Nichts gleicht daher dem Ingrimme, mit welchem der Tapfere den lauernden Panagioti anschnaubte und da er in seinen Ausdrücken nicht im Geringsten wählerisch war, der Grieche aber innerlich voll Bosheit gegen die Fremden, so verfärbte sich Panagioti's bleiches Antlitz in Unheil verkündendes Schwarzgelb und, obgleich furchtsam sich zurückziehend, warf er doch einige beleidigende Ausdrücke zurück, die der sehr gut griechisch sprechende Hauptmann nur zu wohl verstand. Mit Blitzesschnelle fuhr dieser daher vom Stuhle auf, ereilte den fliehenden Panagioti, noch ehe Jemand zu Hülfe springen konnte, an der Thür und schleuderte nach einem Faustschlage auf seinen Rücken mit einem Fußtritt den Brautwerber auf die Erde. Fluchend und heulend vor Wuth, sich die Haare raufend und das Gesicht zerkratzend entfernte sich dieser, von keinem seiner Genossen, auch von Janni nicht, unterstützt. — Während nun der Hauptmann sich wieder setzte und sein Lob der Hochherzigkeit der edlen Hellenen, auf Kosten des Hinausgeworfenen, der, wie in ähnlichen Fällen sehr viele Andere, den Schatten zum Bilde hergeben mußte, ertönen ließ, war aus der Thür des Hintergrundes eine Frau mit einem 17jährigen Mädchen getreten, wehklagend über den Unfall und zahllose o popoi — po — po — po ausstoßend. Es war Manoli's Mutter und seine Schwester Anastasia, welche letztere zuerst schelmisch lächelnd erröthete, sobald der Hauptmann, mit aller Courtoisie eines ehemaligen Corporals, der in Passau vormals in der Garnison zahlreiche Corporalbälle mitgemacht und in die Gesellschaft „hilaritas" und „fidelitas" — in der Regel Viehtollitas ausgesprochen — eingeschrieben war, sich ihr näherte. „Meine Frau — meine Herrin — habt keine Sorge um den Schlingel, schadet ihm nichts, 's ging nur auf den — den — Theil, wo es nichts schadet. Die Hellenen sind ein edles Volk und nicht umsonst haben wir Gut und Blut für ihre Freiheit geopfert, nur solche Schlingel müssen gezüchtigt werden, bis sie Alle vom heiligen Boden verjagt sind und die Guten allein zurückbleiben. Schönes Kind, belieben Sie nicht etwas Dintenfisch — Oktopodien? oder einen Pentari Malvasier? Nehmen Sie Platz — Herr von Schluk — der Doctor — Anastasia — —" Aber mit Mienen und den höflichsten Redensarten abwehrend zogen sich die Frauen zurück, den finstern Blick Janni's, der hinter dem Capitän stand, wohl bemerkend. Der Hauptmann setzte sich und wollte gleich einen Toast auf die „Mäd-

chen von Athen" ausbringen, als er mit unsäglichem Erstaunen die Veränderung gewahrte, die in Herrn von Schluk's Zügen eingetreten war. Im Zickzack, wie Wetterleuchten, flogen seine Gesichtszüge, namenlose Angst blinzelte aus den unsicheren Augen und der Mund öffnete sich in einzelnen Zwischenräumen, einem gequetschten Frosche nicht unähnlich. Zugleich fuhr er mit den Händen bald an die Kehle, bald an die linke Seite der Brust, immer aber ließ er sie endlich auf dem Magen gekreuzt ruben. Seine Blicke hingen an der Thür, durch welche die Frauen verschwunden waren — plötzlich machte er einen Versuch, ihnen nachzueilen, kehrte wieder um, fiel auf seinen Stuhl und stöhnte, einen gewaltigen Seufzer aus der Brust wälzend und zum Staunen seiner Tischgenossen: „Wieder nichts! — wieder vergebens! Es ist zum Rasendwerden — hier pocht's, und brennt's, erstickt mich fast und treibt mir den Angstschweiß aus, aber alle Anstrengung meines armen Leichnams ist umsonst, ich kann die Liebe nicht fühlen! Rein Nichts — gar Nichts spüre ich — das Mädchen, das holde Mädchen von Athen, — verschwindet und hat auf meinen Leib nicht so viel Eindruck gemacht, als ein Floh, der auf einen Ambos springt! Ich will ihr nach, ich muß ihr nach, sonst vergehe ich!"

„Thörichter Mensch, halt ein!" rief ihm der Doctor zu, „das geht hier nicht! Du könntest uns die ganze Nachbarschaft über den Hals hetzen. Bleib! aber wir kommen nächstens wieder und wollen es schon einrichten, daß Du mehr mit Anastasia sprechen kannst. Wenn ich recht sehe, so wirst Du bald genug in Flammen stehen und mehr „Lieb' im Leibe" haben, als Dir lieb ist."

„Aber bedenke," rief Jener zurück, „daß ich in acht Tagen unweigerlich fort muß, sonst ist Alles verloren — das große Vermögen meines Onkels, der mich in Alexandrien erwartet. Liebe — Liebe her! Ein Königreich für ein Herz voll Liebe!"

„Iß und trink! pfleg den Magen!" rieth ihm der Hauptmann.

„Laß Dein Herz sprechen — hege den Keim, der in ihm ruht — und die Leidenschaft wird zur schönsten Blüthe in Dir wachsen!" so sprach der Doctor.

Zweites Kapitel.

Die alte Marktstraße zu Athen war in dem Jahre, in welchem unsre Geschichte spielt, eine bunte Improvisation in zwei Reihen stehender Gehäuse mit dem mannigfaltigsten Inhalte. Im Mittelpunkte derselben stand die sogenannte große Moschee, in welcher die taktischen Truppen (griechische Freiwillige) eine Wachtstation hielten; südlich von ihr lag der Markt, die

Kaserne, Alles von gewaltigen Schutt- und Stein-Haufen, wie Ruinen durchsetzt und von den Mauern der nahen Akropolis überragt, die in ihrem Bauwerke alle Stadien der Geschichte, welche über sie hinbrauste, zeigte.

Westlich von der großen Moschee verloren sich jene die Straße bildenden Gehäuse, die über Nacht gleichsam wie die Schwämme aus dem Boden wuchsen, allmälig immer mehr, die Ruinenhaufen wurden immer häufiger, die bewohnten Löcher derselben traten vor der Fronte zurück, an ihr standen nur Lastthiere und schnaubten rasende Hunde den Vorübergehenden an. Endlich hörten auch die Ruinen auf, ein Rest der alten Stadtmauern noch — und dann freies Gefilde, überdeckt mit Trümmern von Ziegeln und Backsteinen, Schutt der ältesten Stadtreste, weit über die Grenzen der jüngern hinausziehend, das von der Industrie gelieferte Monument der alten Zeit, die Kunst stellte ihrerseits nebenan den Theseustempel.

Wie waren Häuser, Baracken, Buden — Gehäuse mit Einem Worte — so schnell in Athen entstanden? Sah man eines Tages irgendwo an den Wasserleitungen, welche die ganze Stadt durchzogen, einen Griechen ein Loch machen und einen schwachen Wasserstrahl seitwärts in einen Raum zwischen die Ruinen leiten, so konnte man sicher sein, hier Bauluft sich thätig erweisen zu sehen, und rasch mußte man beobachten, wollte man nicht zu spät kommen und das Resultat schon fertig sehen, ohne die Proceduren studirt zu haben.

Das Wasser erweichte die Erde, die schon fünf Zerstörungen im Großen von Xerxes an bis auf die jüngste Zeit erlebt hatte, die zu nicht geringem Theile aus der Asche der Sieger wie Besiegten, der Zeitgenossen des Themistokles und Perikles wie der edlen Hellenen und der slavischen Einwanderung bestand, — die zum Sumpf gemachte Erde ward in große Backsteine mit einer Brettform umgewandelt, an der Sonne, der immer holden, getrocknet. Währenddem war ein zwei bis vier Fuß tiefer Graben gezogen und wieder mit den Steinen der Ruinen und sehr oft den schönsten beim Graben gefundenen Baudenkmalen ausgefüllt, um als Grundbau zu dienen. Nunmehr führten einige Esel schon behauene Hölzer, von Triest gekommen, auf ihrem Rücken an den Bauplatz — rasch formte der Bauherr, häufig zugleich der Eigenthümer, sein erstes Meisterstück machend, Vierecke zu Thüren und Fenstern, die er zwischen die nun im Fluge aufgestellten getrockneten Erdziegel einfügte.

Erdsteine auf Erdsteine, mit Koth und Ziegelstückchen dazwischen, heben sich, in vierzehn Tagen ist ein zweistöckiges Haus fertig, wird mit Kalk außen beworfen, blau, roth, grün — angestrichen, und nach weiteren drei Tagen sitzen in den unteren Zimmern Kaffee schlürfende Hellenen, Halbsold verzehrende, Conspirationen ausbrütende, Räuberunternehmungen und sonstige Geldgeschäfte ohne Capitalauslage studirende Pallikaren, mit von den Türken erlernter Grandezza Tag für Tag Kef halten und nur zeitweise von zärtlichen Blicken der dienenden Jugend des Schenkwirthes, den kothtriefenden Betteljungen aus allen Winkeln des byzantinischen Reichsordens zusammengelesen, belebt.

Mit giftigen Blicken sieht sein älterer Gegenüber des neuen Hauses Gedeihen; vergeblich schichtet der fettglänzende Pakali gebratene Hammelsköpfe in Pyramiden vor seinen Laden, — vergeblich brodeln in tiefen Casserollen Hammelsrippchen mit sehr viel Lauch und Zwiebeln, schmoren Kephtedes, braten Tomades mit Fleischschlegeln und duften rothschillernde Saucen mit spanischem Pfeffer im Uebermaß gewürzt! Die massigen Speisen sind nur für die Fremden anziehend und die Freiwilligen, reichlich zur Hälfte aus Baiern bestehend, füllen den Hintergrund des größeren Ergastiri, das zugleich Wein schenkt und bereits die Schläuche der Odyssee durch scythische Fässer ersetzt hat.

Was schielst Du, alter Pakali Spiro, in das nüchterne Kaphenes gegenüber mit neidischen Blicken? Weißt Du nicht, das die germanischen Vielstraße und ihre von Fieber und Hitze gedörrten Gurgeln in einer Stunde mehr verzehren, als die magern Berghähne des Landes, die Asprohellines gegenüber? Du weißt es, alter Chiot, und lächelst deshalb auch zufrieden heimlich für Dich, obgleich Dir heute schon zum viertenmale der betrunkene alte Corporal Zipelius das schwere Weinglas nach dem Kopfe warf. Du lachst dazu, denn Du weichst immer gewandt aus und das Glas zerbricht nicht, weil Du ihm das Schwerste gegeben hast, das Du fandest, — sein ganzer Sold gehört doch Dein und er ist thatsächlich Dein, nicht des Königs, Freiwilliger. Und wer redet auch freundlicher mit den langen, massenhaften Gestalten, welche ehedem die Heimath mit schwerem Tritt und voll Kraft in den Gliedern verließen und jetzt wie hohle Gerippe in den grauen Soldatenmänteln hängen, kraftlos und Fiebergluth in den Augen, — wer spricht so schön mit ihnen, wie „Compatrioti! *παιδίμου — ματία με — βυτζεράδες — χεραλαῖοι — παλληκάρια*“ was die hieher in Circe's Lande Verirrten und Unverständigen oft nur mit Brummen deutscher Flüche und Verwünschungen beantworten, wie kranke Bären, welche der auf den Nachlaß schielende Fuchs pflegt, — unter allem Gemurmel hat dein fettes, aber feines Ohr nur das Wort „Spitzbub“ herausgefunden und Dir vor die Seele geführt, was doch immer ein unheilvolles Zucken über Deine Mienen, doch nur momentan, fliegen läßt. Dein Nachbar, der Tabackhändler, hat von den Deinigen ganz verschiedene Manieren, mit welchen er

dasselbe Ziel anstrebt. Ernsten Blickes sitzt er mit übereinandergeschlagenen Beinen und einem langen Tschibuk im Munde, mehr Türke als Christ, in seinem Laden auf einer Brettererhöhung, um ihn Haufen feingeschnittenen, leicht und locker aufgeschichteten Tabacks. Seele und Gemüth sind in Sertiko- und Diabasikosorten, in dürre Blätter des edlen Krautes von Salonichi, Argos und Volo bei ihm aufgegangen. Fährt er sich zeitweise mit der Hand über den Bart, so ist's nur, weil er die Lepta unter sein Herzblatt zu legen sinnt und dem „thörichten Baier" elendes Knöllergut von Vostizza für „ἐξαίρετον" von Smyrna anzuhängen gedenkt. Sonst erhellt nichts und trübt nichts seine Miene, mögen die Soldaten noch so oft „Spitzbub" oder „Pyrpandi" beim Kauf ihm zurufen. Ist er ja doch ehedem in Salonichi nicht außer Fassung gekommen, als der Pascha seinen Vater, in dessen Taback er Federn und Koth von Hühnern erst entdeckte, als es für den Raucher zu spät war, zum Pfählen führen ließ und der Alte ihm nur in drei leisen Worten den Ort gesagt hatte, wo seine Para's vergraben lagen! Seitdem imponirt er selbst mit dem Gebahren des Türken, hielt es aber für gut, in das auch von ihm — durch Tabacksrauch — befreite Hellas zu wandern.

Mit großer Verachtung blickt auf ihn aber sein Gegenüber, Pappadaki der Syriot, der in bauschigen Pluderhosen mit seidenem Shawl um die geschniegelte Taille, feinen Saffianschuhen, Goldtressen allüberall, den neuhellenischen Ellenreiter trotz einem Nürnberger Incroyable in Schnittwaaren spielt. Er hat Land und Leute gesehen, war in Odessa, Triest und Livorno, hat dann seinen eigenen Vater im Handel an den Bettelstab gebracht und dadurch erst dessen ganze volle „Achtung" gewonnen, und macht jetzt in Korinthen, Feigen und Oel Geschäfte, daß es „eine Schande ist", wie der technische Ausdruck des größten merkantilen Lobes ist. Er verachtet den Türkenthümler gegenüber wegen seiner noch sehr primitiven Handelsgewandtheit gründlich und spricht nur mit ihm in Gemüthlichkeit als „Barba Kosta".

Aber wo und was speist denn Kosta, der Tabackshändler, der den ganzen Tag im Laden sitzt und ihn niemals verläßt? Hat er Familie und wo ist sie? Du wirst mitten durch die Menge, die in der engen Straße, welche in einen Bazar umgewandelt ist, wogt, da und dort albanesisch gekleidete aber unaussprechlich schmutzig aussehende, nie gewaschene, nur zu Ostern jährlich gekämmte Bursche von vierzehn bis achtzehn Jahren wandeln sehen, welche bald ein so schmutzig wie ihr Kopf aussehendes Brett mit einem kleinen Hackbeil neben einem schmutzig gelben Haufen einer unerklärbaren Materie liegend, tragen, bald eine blechene Kanne und ein kleines Maßblech in der Hand halten und zeitweise mit wehklagenden Tönen ausrufen: „Chalwa! milesio, Chalwa!" — und „Salip! Salip! Salepi!" Diesen winkt Kosta zur Mittagszeit, auch früh, bloß mit dem Kopfe, spricht sehr leise zwei bis drei geflügelte Worte mit blitzenden Augen zu den wandernden Conditoreien des Orient und läßt sich für fünf Pfennige Chalwa (Honig mit Sesam und Mehl) herunterhacken. Die Bursche kennt er, — sie sind aus Thessaliens und Albaniens Dorfschaften, Kinder beraubter, abgebrannter, geschändeter oder verstümmelter oder gemordeter Aeltern — καϊμένοι, — zu Jedwedem brauchbar! Sie sind dem Tabackshändler auch gewissermaßen Familiensurrogat — und im Allgemeinen sehr nützliche Glieder populationsscheuer Staaten und gewissen Nationalökonomen sehr zu empfehlen.

Es entsteht Lärm im Ergastiri mit den Schafsköpfen — zwei neue Gäste sind eingetreten und der alte Spiro geräth aus seiner Gleichgültigkeit, — empfängt lautgrüßend und mit ganzer hellenischer Hochherzigkeit den Einen der Eintretenden. „Guten Tag, Kyr Sepp, wie geht's Euch? Freut mich sehr, Euch wohl zu sehen!"

Der Angeredete trat in Soldatenkleidung, aber mit Fès und Schuhen ein, rauchte aus langer Pfeife und führte einen sehr erstaunt um sich blickenden Genossen in Livree am Arme. Letzterer gab sich auf den ersten Blick als ganzer Neuling zu erkennen und Sepp ermangelte nicht, ihn dem Schenkwirthe vorzustellen mit der neuen lingua bavaro-franka: „Altero Kamerad", — — mit einer gewaltigen Kopfverdrehung nach Pyräus zu — „tora me to καράβι — Du versteh?" — „Versteh — Versteh" — antwortete Spiro deutsch und fuhr in seiner Sprache fort: „es freut mich sehr! Setzen Sie sich" — dabei wischte er ein wackliges Tischlerproduct von Corfu, halb Tisch, halb Bank, ab, setzte Stühle bei und fragend, was zu Diensten stehe — erkundigte er sich zugleich, was der Effendi, κυρ-Capitan Karachlaras mache.

„Hulla kallaa"*) — schrie der sprachgewandte Sepp, — was von Spiro mit Entzücken vernommen ward.

Sepp war der Diener des tapfern Hauptmanns und der von ihm seinen deutschen Kameraden als Herr Druk vorgestellte Freund war der Diener des uns bereits bekannten Helden dieser betrübten Geschichte. Martl Druk aus Schwürbitz aber verdient unsre biographische Aufmerksamkeit. Oder kann es alltäglich genannt werden, wenn er mit allen Zeichen gebührender Verachtung gegen seine trunkfälligen und lärmenden Landsleute und dage-

*) „ὅλα καλά — Alles gut!"

gen mit unverhohlenem Erstaunen und Bewunderung bald die Heldengestalten im Caffenes gegenüber, bald Spiro, bald den erhabenen Tabackshändler Kosta durch die offenen Läden des Ergastiri verehrte? Nur zeitweise stahl sich ein ängstlicher, listiger Blick nach den rohen Landsleuten, welche lachend anzügliche Witze rissen, als Herr Druk ein schneeweißes Sacktuch auf den Stuhl, auf den er sich setzte, auszubreiten für gut fand und schrecklich das Gesicht verzog, als er mit Sepp anstoßend den ersten Retsinato trank.

Martl Druk war von mittlerer Größe, hatte dünnes schwarzes Haupthaar, was sehr sorgfältig immer gekämmt und zur Seite geschlichtet lag. Sein Antlitz war blaß, aber rund, voll, fettglänzend, von oben nach unten zunehmend, so daß der Doppelkinn die Basis eines Dreiecks bildete, dessen Spitze natürlich der Scheitel war. Zwei spitzige Ohren drückten sich vorsichtig lauschend an die Seiten des Dreiecks, einen kecken Vorposten in der Habichtsnase vorschiebend, der von einem röthlichen Scheine bei seinen Beobachtungen trefflich unterstützt wurde. Die schwarzen, beweglichen Augen lagen in schmal und lang geschnitzten Lidern ängstlich versteckt und man sah ihnen an, welche Sorge sie schon hatten, listig zu scheinen. Runder, sehr voller Bauch, dünne Beine — Alles in grüner Livree mit rothen Aufschlägen und Stulpenstiefeln vollendete das Bild, das es gleich seinem Herrn liebte, die Hände über dem Nabel zu kreuzen.

Sein Freund Sepp oder Joseph Pfundmaier von Sauerlach war fast das Gegentheil von ihm. Plattköpfig, mit dünnen, röthlichen Haaren, großen, ehrlichblickenden, blauen Augen, schmalem Gesichte — zeichneten seinen „Spiegel der Seele" nur zwei dicke Ohren, nach unten zunehmend, aus. In den dicken, ständig geschwollenen Ohrlappen hingen im Style der alten französischen Soldaten zwei glänzende Ohrringe. Schmale Schultern, schmale Brust; an letztere, mit Uebergehung jeden Versuches, Bauch zu bilden, hingen sich lange, schlotternde, dickknochige Beine mit großen Plattfüßen ein.

Sepp's Philosophie war, über „Alles hinaus" zu sein. Seine Vorstudien hiezu hatte er an vier Lateinschulen und drei Gymnasien gemacht, ohne durch Ausharren an denselben bis zum Ende sich der Gefahr der Einseitigkeit auszusetzen. Als Laienbruder in einem Kloster vollendete er dann seine innere Durchbildung so rasch, daß man einen längeren Aufenthalt in demselben für eitel Zeitverschwendung erklären zu müssen glaubte, daher Sepp nunmehr aus eigener Anschauung das Land der alten philosophischen Systeme, das vorzugsweise classische Land kennen zu lernen beschloß, von der königlich. griechischen Werbecommission ein Reisestipendium nahm und nach mehrmaligen Rückfällen in das alte Zellenleben mit Kasteiung endlich in einer Gesellschaft, die sich sechstes Bataillon nannte, in Athen anlangte und wegen seiner großen mythologischen Kenntnisse und der Entdeckung der Panshöhle von Capitän Karachlaras zum Fourirschützen gewählt wurde.

Da Martl einen besseren Wein wünschte, so brachte Spiro „naxiotico" — endlich auch Cyprier und Malvasier — die Flasche nur zu einer Drachme. Dazu ward Käse vom Parnaß gegessen. Es konnte nicht fehlen, Martl, der eine gastronomische Ader von seinem Herrn hatte, wurde warm und als Sepp ihn fragte, was für ein T . . . . l denn ihn geritten hätte, daß er in das classische Land gekommen sei, nahm er keinen Anstand, seinem neuen ehrlichen Freunde den Hergang zu erzählen.

Sein Herr, Carl Theodor von Schluk, sei Besitzer eines Landgutes in der Oberpfalz und habe schon frühzeitig seinen Vater verloren, worauf die erst vor Kurzem zu ihren Vorfahren versammelte gnädige Frau den jungen Herrn in Erziehung genommen und zum Studium angeleitet habe. Sie sei dabei von der Ansicht ausgegangen, alle Keime in ihm begreiflich zum Besten zu entfalten. Zum Keimerwecken hielt sie Gouvernanten für besonders brauchbar und so geschah es, daß Herr Thoderl nichts als Keim ward. „Ich kam sehr frühzeitig zu ihm als Bedienter und bin nur dreizehn Jahre älter als er. Als wir ihn zur Erlangung eines Absalonori, wie sie's heißen, nach Passau an das Gymnasium brachten, war der Herr, der dort den Rector vorstellte, so grob, daß er unsern Thoderl, ich mag's gar nicht sagen — wie — hieß. Die Mama ärgerte sich so sehr über den groben Menschen, daß sie beschloß, ihn doch auf Universität zu schicken, um die „Keime" zur Blüthe und Reife zu bringen. Er sollte indessen da nur nach seinem Vergnügen handeln und ich begleitete ihn.

Da kam nun ein alter Arzt, vom seligen Herrn her noch im Hause bekannt, und sagte, es fehle dem Thoderl an Leidenschaften — an Neigungen, an Lust zu Etwas, weil er Lust zu Allem zu haben dressirt worden sei, was nicht möglich wäre. Er verordnete, Thoderl solle vorerst seinen Neigungen nachgehen. Wir hatten damals schwere Noth genug, da wir nichts vorausgehen sahen. Nach jezeitigem vergeblichen Nachgehen, ohne je etwas einzuholen, setzten wir uns ermüdet zu einem Kuchenbäcker und aßen und tranken, was das Zeug hielt. Zuletzt gingen wir gar nicht mehr nach, sondern setzten uns in Verzweiflung, je Etwas zu finden, den ganzen Tag bald in diesen, bald in jenen Wurst- oder Conditorladen und ich muß sagen, unser Körper befand sich so vortrefflich dabei, daß uns die Studenten nur den

Dr. Schluck und Druck hießen, nach ihrer rohen Weise auf unsre Namen anspielend.

Der Doctor, der des jungen Herrn Thoderl Studien leiten sollte, schüttelte aber darüber den Kopf und befahl, er solle einen anderen Lebenswandel führen, nicht immer hinter dem Tisch sitzen, sondern auch ein Vergnügen genießen nnd sich etwas den Zügel schießen lassen. Das war aber noch schwerer, als das Nachgeben hinter Etwas, das nicht vorausgeht; Herr Thoderl suchte in allen Reit- und Roßbüchern nach, wie man den Zügel schießen lasse, studirte, bis er mager wie ein verheiratheter Spatz wurde — und fand nichts. Vergebens sprach ich meine Vermuthung aus, daß er den Doctor falsch verstanden habe. Als dieser wieder sich erkundigte, schüttelte er den Kopf noch mehr und erklärte gradezu, der junge Herr müsse sich verlieben, er müsse Leidenschaften bekommen, nur die Liebe allein könne ihn curiren.

„Schlagt zu! drauf! Bein' in die Höh'! Verdammte Canaillen! 'naus mit den Teufeln!" so scholl plötzliches Geschrei von den hintern Tischen, wo ein entsetzliches Hunderaufen zwischen Bulldog's und griechischen Schäferhunden sich entwickelt hatte.

Als sich der Tumult gelegt, sagte Sepp zu dem Erzähler, er glaube, der Doctor sei ein grundgescheidter Kerl gewesen, denn die alte wie neue Götterlehre (er meinte damit das Christenthum!) zeige, daß die Liebe der höchste Inhalt der Religion sei.

Aber Martl blinzelte mit dem linken Auge, schüttelte den Kopf, schlürfte bedächtig den süßen Malvasier und fuhr fort:

„War nicht so leicht gethan, als gesagt. Zwar recommandirte uns der Doctor in mehrere sehr anständige Häuser, wo recht hübsche Mädchen waren, von denen man nach Jahren und Erfahrung annehmen konnte, daß sie Herrn Thoderl in's Ehejoch gehörig einzuspannen verständen, auch ging er gern dahin — aber seine leidige Gleichgültigkeit gegen alle Tafelfreuden, indem er ohne Auswahl verschlang, was ihm vorkam und gemeine Dinge am liebsten, ließ ihn alle Galanterie, alle zarte Aufmerksamkeit und dergleichen, Du verstehst mich ja! (Sepp nickte gewaltig und blies viel Rauch von sich) vergessen. Vieles Essen, behauptete ich, erstickt die Liebe und der dicke Schimmelskärrner in Schwürbitz würde den ganzen Harem des Sultans um einen Pinzger Karrengaul geben, wenn er auch den Spat dazu hätte!" „Weiß nicht," meinte Sepp — „ohne Essen geht sie auch bald fort, — das versichere ich Dich! Dein Herr war doch auf dem besten Wege."

„Nein, nein!" erwiederte Martl und fuhr flüsternd fort: „Er trieb's auch zu arg! Sagte er nicht einmal, als sie ihn schon ganz warm hatten beim Pfänderspiel, auf die Aufforderung, Fräulein Helmine etwas Angenehmes zu sagen — „Jochberger" — und bat sich ein andermal, ein Andenken von ihr zu wählen aufgefordert, ein Stück Knackwurst aus? Und dennoch hätte Helmine, die eine starke Achtundzwanzigerin war — hem, hem! — und rasende Begriffe von Treue hatte, ihn nicht losgelassen, wenn er nicht einst ihre Lieblingsthiere, zwei Turteltauben, die sie ihm verehrte, gegessen und noch obendrein Bericht, wie sie ihm geschmeckt, abgestattet hätte. Sie ließ sich damals vom Zorn hinreißen und nannte Herrn Thoderl ein „Vieh", was er nicht mehr vergessen konnte.

„Ha, haha!" lachte Sepp — „hätt's nicht thun sollen, denn die Tauben sind ja der Venus heilig — fliegen heute noch in Tinos in Haufen herum, ihre Tauben — in einer Grotte — leibhaftig!" —

„Apropos" — fiel Martl ein, — „man hat mir von gar vielen Seiten gerathen, in Griechenland allerlei Raritäten doch mitzunehmen, Stücke von Kunstwerken oder Pantoffeln, Waffen, Pfeifenröhre und dergl., — sei so gut und hilf mir dazu, ich laß es mir schon etwas kosten."

Sepp legte die dünnen Ohrenmuscheln sichtlich zurück, sah mit den ehrlichen blauen Augen an die Decke und meinte, es falle ihm etwas ein, was sie benützen könnten. Zugleich bestellte er neuen Wein, flüsterte Meister Spiro einige Worte zu, und bat Martl, fortzufahren.

„Mitten in diese Zeit fiel die Nachricht, daß die gnädige Mama gestorben und ihr Verwalter, in dem alle „Keime" entwickelt waren, das Vermögen verschwendet und endlich mit dem Rest durchgegangen sei. Das war schon der größte Schrecken, den ich jemals ausstand, als ich, grade geräucherten Lachs mit einer Flasche 46er verzehrend, dies hörte! Wir waren noch ganz sprachlos vor Schrecken, als aber auch der Doctor kam, der schon Alles wußte, und einen Brief vom Onkel des Herrn Thoderl aus Aegypten brachte. Diesem hatte der Doctor die übeln Verhältnisse schon lange geschrieben, und da er eben in Actien auf einen beduinischen Credit mobilier prächtige Geschäfte gemacht hatte, so befahl er, Herr Thoderl solle schleunig zu ihm nach Alexandrien kommen, aber jedenfalls eine Frau mitbringen. Er werde dann schon weiter für ihn sorgen. Reisegeld lag in Fülle bei. Und so zogen wir vorerst nach Athen, weil Herr Thoderl meinte, hier seien „die Mädchen von Athen", die Jedermann verliebt machen könnten, wie er in alten und neuen Schriften gelesen habe.

Sein Onkel aber und der Doctor befahlen ihm, ja nicht ohne Liebe zu heirathen. Ich denke, hier ist alter Adel in Fülle, man hört ja nur immer von den alten Griechen reden."

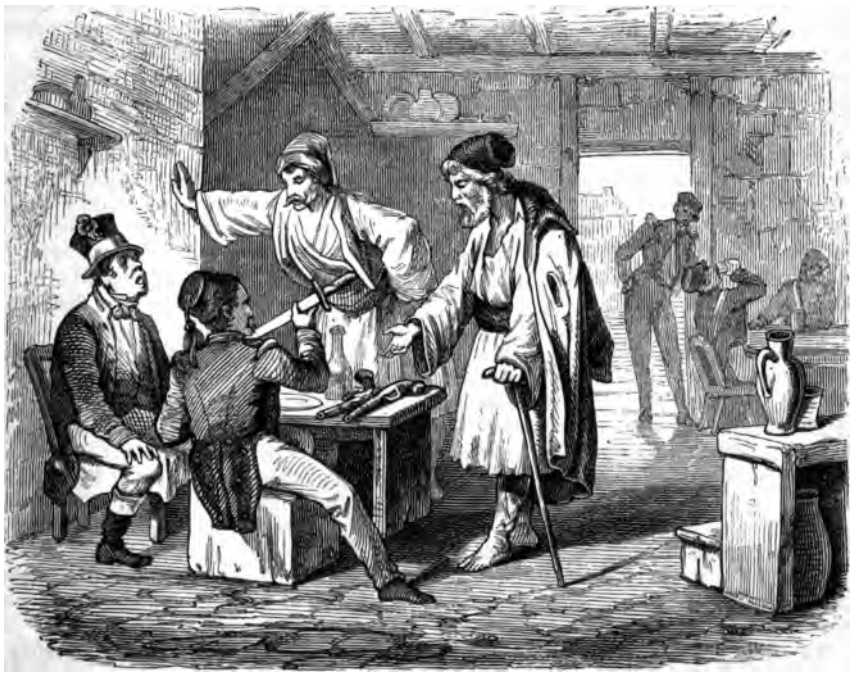
Sepp versuchte an seinem Schnurrbart, der

nach Art einer Putzbürste zugeschnitten war, zu drehen, sah treuherzig zur Decke und meinte, er selbst kenne mehrere Fürstinnen und Fräulein von Maroula, von Pappadula, Sacharoula, Gräfin Pantachoula und Baronesse von Pentelepta.

„Ah, guten Morgen, Pappa Christo," schaltete er hier ein, einen eben an ihn hintretenden, ehrwürdig aussehenden, hinkenden, aber großen und stark aussehenden Mann in weißen Bart- und Haupthaaren, der ein Bündel sehr curioser Sachen in ein Tuch gebunden trug, ansprechend. „Guten Tag, Pappa Christo, edler Hellene, Butzeras — setzt Euch her zu uns, trinkt, Pallikari!" Während der Ehrwürdige scharfen Auges und ernst die Zechenden im Hintergrunde mit einem Blicke musterte und dann *Κυρ* Sepp mit leisen, aber den entschiedenen Worten der Treuherzigkeit, die über alles Loben und eitlen Prunk erhaben ist, dankte, flüsterte dieser dem vorsichtig blickenden Martl zu, das sei einer der tapfersten Männer des Freiheitskrieges, der zuerst die Mauern des Palamid, der Feste von Nauplia, erstiegen und mehr als tausend Türken eigenhändig „gekopft" habe. Martl rückte ehrerbietig mit dem Stuhle etwas zurück, der „Butzeras" verschlang ein Glas Wein, setzte sich an den Tisch und nickte dem Schwürbitzer Hellasfahrer sehr gnädig zu.

„Ist es nicht schändlich," sagte Sepp, sein Gegenüber Martl mit den treuen blauen Augen voll Entrüstung anblickend, „daß die Regierung solche verdienstvolle Männer vernachlässigt? Christo ist eigentlich ein Geistlicher, (— verstärkter Respect Martl's! —) ein Papyas, hat es aber im Kriege natürlich nicht getrieben und muß sich jetzt im Frieden, wo die Andern die fetten Pfarreien haben, kümmerlich durchschlagen. Er verkauft jetzt eben seine Waffensammlung, worunter die rarsten Stücke sind, die ich längst gekauft, wenn ich Geld dazu hätte. Das wäre eine Gelegenheit für Dich und Deinen Herrn, wie Ihr sie in Jahren hier nicht wieder findet" — setzte er bei.

Martl war entzückt und in Kurzem lagen die werthvollsten Antiquitäten, die der Tapfere im Sacktuch eingewickelt mitgebracht hatte, vor ihm enthüllt. In der lingua bavaro-franca sprach dazu der Ehrwürdige, das seien die Pistolen des Ali Pascha von Janina — er zeigte zwei Pistolengriffe, an welche beide der Lauf eines Carabiners angebunden war — und setzte hinzu: *μεγάλος πυροπάνδις* — etschinos (neuattisch, statt *εχῖνος*, jener)! Das sei ein Schild von dem alten — alten — „Leonidas" — fiel Sepp ein — von Leonidas, der ein großer Pascha in Rumelien ehedem gewesen und zeigte eine bemalte Holzwanne, die noch Spuren ihres Gebrauches — zum Brotbacken — an der hohlen Seite zeigte, und das (hier schwang er es mit grimmiger Gebehrde) ein Schwert des großen „Katercharis Alcibiades", den man auch den Turkophagus genannt habe. Er gebe Alles um lumpige 100 Drachmen und wolle sich dann hinlegen und ohne Laut weiter sterben — noch einmal für das undankbare Vaterland.



Martl betrachtete Alles mit Erstaunen und meinte, das müsse Alles uralt sein, namentlich das Schwert, dessen hölzerner Griff nur mehr mittelst einigen Spagates zusammenhielt. Dabei suchte er eine schwache Inschrift auf der Klinge zu lesen und brachte mit Mühe aus deutschen Lettern Mo — p — p — el — n heraus, hinter dem noch die Buchstaben a. Rh. eingegraben standen. Sepp hielt das für sehr interessant, ließ sich den Alkibiadischen Flamberg herüberreichen und zeigte ihn auch Spiro, den er herbeirief. Auch dieser, der keine Zeile je gelesen hatte, staunte nicht wenig, daß hier, wie Sepp entzifferte, „Thermopylen" deutlich eingegraben wäre — der Rest bedeute „ewige Ruhe" — das Andere: und das ewige Licht leuchte ihnen — sei verwischt. Der habe wohl Vielen das Licht ausgeblasen — setzte er trübsinnig bei.

Es entstand eine Pause — darauf begann Spiro den Butzeras Christo ernst und anständig aber verständlich wie der wehklagende Genius von Hellas selbst, zu schelten, daß er die theuren Andenken, die höchsten Schätze des Vaterlandes verkaufen wolle und appellirte nicht ohne Erfolg an sein Herz, denn es quollen dem Tapferen wirklich bald einige Thränen aus den Augen und rollten wie Schusser über seinen struppigen Bart. Plötzlich raffte er seine Sachen zusammen, seufzte tief auf und wollte sich entfernen, — als Sepp von den sonst immer offenen Augen zum ersten Mal das eine zudrückte, und blinzelnd Martl einen Blick zuwarf, der deutlich sagte: „Jetzt oder nie!" Der saßte sich auch rasch — bat den verkannten Helden zu bleiben und hatte nach nicht zehn Minuten die größten Juwelen von Hellas gegen 100 Drachmen in den Händen. Sepp trank ihm Beglückwünschungen zu, der Tapfere humpelte von dannen, wie wenn ihm das Herz im Schilde mitgeblieben wäre. Spiro aber folgte ihm tröstend zur Thür hinaus und kehrte erst nach ziemlich langer Zeit zurück, um ebenfalls *Kυρ* Martl zu beglückwünschen. Da dieser sich dabei um des Tapfern Heldenthaten erkundigte, so erzählte Spiro nur Eines, die Erstürmung des Palamid in der bekannten Ausdrucksweise.

„Lange Zeit waren die Hellenen vor dem Palamid gelegen — sie hatten keine Kanonen, was machen? Und doch lag die Citadelle voll Türken mit so viel Gold und Silber! Sie feuerten unzählige Flintenschüsse ab — schrieen und schimpften nach Möglichkeit — Alles vergebens. Da sie nun einmal viele Tage lang nichts mehr von den Türken sahen und hörten, wagte der Butzeras Christo über Felsstücke hinweg gegen die Mauern zu kriechen — bei Nacht — bei Tage lag er ruhig hinter den Steinen — *σιγά* — *σιγά*! So kam er endlich an die Mauer, ohne etwas von drinnen zu vernehmen. Er wagte heldenmüthig, an Stangen und dergleichen emporzuklimmen — leise — leise — hell schien der Mond — nur wenige Schatten der Mauern machten einzelne Winkel dunkel, grauenhafte Stille herrschte. Der Tapfere schlug drei Kreuze und zog den Yatagan, legte sich mit dem Bauch auf die Mauerbrüstung, und sah in die Höfe. Nichts — gar Nichts war zu sehen. Christo harrte vorsichtig bis zum Morgen aus — und da er Nichts, gar Nichts als ein crepirtes Pferd und eine halbverhungerte alte Frau entdeckte, erhob er sich auf den Zinnen, schrie mit der Stimme der Erzengel: Sieg, Sieg, großmächtiger Sieg! kommt her, Brüder, eilt herbei! der Feind ist geschlagen! Und damit ihm Niemand zuvorkomme, sprang er gleich in den Hof selbst hinab, stürzte, brach ein Bein und hinkt noch heute davon. Wirklich waren die Türken schon gar lange Zeit wegen Mangel an Lebensmitteln aus der Feste entwichen — nicht Einen erwischte man mehr. So wurde siegreich der Palamid genommen und Morea befreit!" setzte Spiro hinzu und rief *Kυρ* Sepp ein wenig zur Seite. Viel feinere Beobachter als der Schwürbitzer hätten kaum bemerkt, daß der Pakali dem Soldaten Geld zusteckte, worauf dieser sehr zufrieden wieder Platz nahm und den Erwerb Martl's pries.

Warum zeichnete Spiro den *Kυρ* Sepp vor allen Andern durch Vertrauen und Zuneigung aus? Ah — Kyr Sepp war, wie Spiro sagte, ein sehr ehrenwerther Mann, ein grundgescheiter Mann! hatte er nicht ihm einst versprochen, die Versorgung der Menage der Officiere ihm zuzubringen und ist ihm dabei wohlwollend an die Hand gegangen, indem er ihm für schwer Geld eine Bettwärmflasche als Punsch-Bowle, eine alte Hutschachtel als Tafelaufsatz und ein zerbrochenes Fernrohr als Eisbüchse — alles nothwendige Dinge für den Officiertisch — verkaufte? Ließ er da nicht vierzehn Tage lang die Zeche darein gehen, bis endlich Sepp wegblieb, weil nichts aus der Sache wurde, und von Salamis, wohin sein Bataillon verlegt wurde, nur wiederkehrte, um ihm eine große Zahl „fränkischer Würste" zu verkaufen, aus deren Inhalt noch das ganze Exterieur der dazu verwendeten Esel und Pferde nebst der Farbe an den feinen Haarresten — zu erkennen war? Gingen sie, die er als „*ἀληθιvά*-Salami" pries, nicht reißend ab? Seitdem hatte Spiro Respect vor Sepp, hieß ihn keinen Thoren mehr wie die Andern; sondern achtete ihn sich und jedem verständigen Manne in Neugriechenland gleich.

Eben hatte sich Sepp wieder gesetzt und eine Flasche Cyprier als etwas besonders Feines von Spiro selbst vorgesetzt erhalten, als neues Getümmel sich im Hintergrunde erhob, dazu Geschrei und: „Hinaus mit den Teufeln —

Bein' in die Höhe — Hau' zu!" Die neuerdings zum Raufen gekommenen Hunde wälzten sich dabei unter Stößen, Tritten und Hieben plötzlich gegen den Tisch unsers Hellasfahrers — rollten in einem Knäuel unter den wackligen, warfen ihn nebst Cyprier und Martl sammt dem Stuhle um. Sepp entkam mit genauer Noth und den Meister Spiro hatte endlich das im Tumult zum fünften Male geschleuderte Glas des allein ruhig bleibenden Zivelius auf den Wanst getroffen, von wo es unschädlich unter die Beine Martl's und der mit den Zähnen wüthig knatternden Hunde fiel. Martl schrie jämmerlich, das Universalpistolenrohr des Ali Pascha, Alcibiades' Fascheinenmesser von Moppeln am Rhein und der Backtrog-Schild „auf oder mit ihm" rumpelten entsetzlich auf dem holperigen Boden umher, bis endlich Sepp die Schwanzspitze eines der Bulldogs erwischte, diesen und den von ihm festgehaltenen Hund emporhob und in das zierlich gekürzte Ende so fest biß, daß der Bulldog losließ — worauf er ihn am Kragen festhielt und auf die Straße warf.

Dahin folgte keuchend auch Martl, nachdem Meister Spiro ihm treulich die edlen hellenischen Alterthümer sammeln geholfen und sehr oft ein langes Leben und alles Gute gewünscht hatte. — (Fortsetzung folgt).

Die Vermählung der Elemente.

Von Adolph Glaser.

Nachdem der große Geist die Erschaffung der Welt vollendet hatte, beschloß er, die Aufsicht über dieselbe vier Statthaltern zu übertragen, um sich dann gemächlich wieder zurückziehen zu können. Er berief daher die vier Jahreszeiten und ließ diese sich in die Herrschaft theilen, worauf er ihnen die junge Schöpfung überließ und sich nicht weiter darum bekümmerte. Gar bald empfanden die vier Jahreszeiten, wie nothwendig es sei, sich nach Gehülfinnen umzusehen, die ihnen die schwere Bürde der Regentschaft erleichtern könnten. Für Frühling und Herbst machte sich dies Bedürfniß besonders geltend; der Sommer empfand heiße Sehnsucht nach mitfühlender Gluth, und da der träge Winter auch nichts dagegen einzuwenden hatte, so beschlossen sie alle vier sich zu vermählen.

Die Frage war nun, wohin sie in der Wahl sich wenden sollten, und siehe da! der Zufall wollte es, daß grade vier Schwestern, welche ihrerseits ebenfalls sich zu verheirathen wünschten, den Bewerbungen mit Freuden entgegenkamen. Sie verständigten sich, und in kurzer Zeit hatten sich die vier Paare gefunden.

Die vier Schwestern waren die Elemente, und von diesen gefiel die leichtbewegte, schmeichelnde Luft dem munteren Frühling am besten, während die sanfte, ruhige Erde dem reiferen Herbste ausnehmend behagte.

Frühling und Luft waren zuerst ein Paar, und beide führten miteinander ein fröhliches, sorgenloses Leben. Die Luft diente ihrem Herrn getreulich, wie es bei guten Frauen noch heute Sitte ist. War er guter Laune, so fächelte und lockte sie so sanft und lieblich, daß überall die Felder grünten und blühten und Menschen und Thiere erquickt und erfreut wurden. War der Frühling dagegen übel gelaunt, so fuhr die Luft rauh und unfreundlich daher; unbekümmert ob ihre früheren Lieblinge die Verstimmung bitter fühlen mußten. So schwebte und gaukelte das leichtbeschwingte Paar dahin, rief während der Dauer seiner Herrschaft Tausende von Geschöpfen in's Leben, und überließ es den nachfolgenden Herrschern für die Zukunft seiner Kinder zu sorgen. Ein leichtfertiges, aber gern gesehenes und viel gelobtes Pärchen.

Ganz anders war das Herbstpaar. Der schwerblütige, zum Trübsinn geneigte Herbst fand in der Erde eine sanfte, nachsichtige Gefährtin, die alle seine Launen mit stiller Ergebenheit ertrug, und es sogar geduldig über sich ergehen ließ, daß ihr Gemahl manchmal in einem Anfalle von übler Stimmung alle ihre sorgsam gepflegten Hoffnungen vernichtete. Ohne viel Aufsehen von sich zu machen, wirkte dieses wohlthätige Paar in segensreicher Weise, und obgleich die undankbare Welt dies eigentlich wenig anerkannte, so ließen sie nicht nach, die Fülle ihrer Gaben auszuschütten. Dem leichtfüßigen Frühling jauchzte und jubelte Alles entgegen, und was er bot, war doch nur Farbe und Duft, während der eifrige Herbst die Mittel herbeischaffte, daß die begeisterten Verehrer desselben auch etwas zu leben hatten. —

Ein eigenthümliches Schicksal hatte der Sommer bei seiner Wahl gehabt. Er faßte sogleich eine heftige Leidenschaft für das Feuer, und da seine Gluth erwiedert wurde, wähnten beide, daß sie für einander geschaffen seien und verbanden sich alsogleich. In der verzehrenden Heftigkeit ihrer Leidenschaft wollte jedes das andere überbieten und sie steigerten ihre Gluth dadurch so sehr, daß die ganze junge Schöpfung unterzugehen drohte. Alles gerieth in Aufregung und Verwirrung. Palmen sproßten in den kältesten Gebirgsregionen. Elephanten, Löwen und Tiger wanderten aus und suchten Rettung in den Eisfeldern weit entfernter Gegenden; ja, die Bewohner von Mittel-Afrika wurden für ewige Zeiten schwarz gebrannt von der entsetzlichen Hitze. Glücklicherweise vernichtete sich die verderbliche Gluth dieses Paares von selbst. Da von Nachgiebigkeit bei keinem der Beiden die Rede sein konnte, so ermüdeten sie endlich und beschlossen, sich von einander zu trennen. Dazu war es aber auch die höchste Zeit, denn ohne dies würde die ganze Schöpfung rettungslos in Rauch und Flammen aufgegangen sein.

Der kaltblütige träge Winter war eigentlich gar nicht gewillt sich aus seiner Ruhe aufstören zu lassen, und hatte deshalb absichtlich keinen Schritt gethan, um sich eine Gefährtin zu wählen. Als inzwischen aber das muntere, geschwätzige Wasser bemerkte, daß seine drei Schwestern bereits versorgt waren, wollte es um keinen Preis allein übrig bleiben und warf sich dem Winter gradezu an den Hals, der es ruhig geschehen ließ. Anfänglich glaubte das Wasser mit dem Winter auszukommen und sich an ihn gewöhnen zu können, aber es

dauerte nicht lange, so war das sonst so lebhafte muntere Element an der ertödtenden Kälte des Winters fast gänzlich zu Eis erstarrt, und es verbreitete sich ein so unerhörter Frost über die Schöpfung, daß Alles zusammenzufrieren drohte. — Hätte es noch länger gedauert, so wäre alles Leben aus der Welt entschwunden.

Da grade die Trennung zwischen Sommer und Feuer stattfand, so wendete das Wasser sich um Rettung an den Sommer, und dieser, nach Erquickung und Kühlung lechzend, nahm es freudig auf. Bald waren die Leiden des Wassers wieder ausgeglichen und nur an den äußersten Enden, den beiden Polen, so wie in einigen besonders stark vom Froste angegriffenen Theilen, die man unter dem Namen Gletscher kennt, blieben ihm für immer die Gedenkzettel an seine Unvorsichtigkeit.

Das unnachgiebige, eigensinnige Feuer hatte nach der Trennung vom Sommer nichts Eiligeres zu thun, als den verlassenen Winter aufzusuchen. Da kam es aber schön an! — Verdrießlich gemacht durch seine erste Verbindung, wollte der Winter von keiner neuen Gefährtin mehr wissen, und das Feuer mußte sich augenblicklich wieder von ihm trennen. Was war indeß zu thun? Die Beiden waren nun einmal übrig geblieben und auf einander angewiesen; nun mußten sie sehen, wie sie thaten. — Da theilten sie sich in die Herrschaft.

Wenn nun der Winter draußen recht übler Laune ist, und die ganze Welt im Zorn zusammenfrieren möchte, dann kichert und knistert das Feuer in den inneren Räumen und spricht: Laßt ihn nur brummen, den alten Hagestolz! Stört euch nicht an ihn und haltet euch zu mir; ich werde euch recht behaglich vor ihm schützen. Mag er von außen an den Fenstern toben und sie ganz mit Eis überziehn, damit er nur meine ihm verhaßte Flamme nicht sieht; er muß mir doch mein Theil lassen, und wenn er auch seinen weißen Bart schüttelt und sich ärgert, daß es mir so wohl geht, so kann er mich doch nicht aus meiner Herrschaft vertreiben, der hartnäckige, träge Griesgram! — Und dabei flackert es lustig empor und wirft spottend seinen rothen Schein auf den weißen Glanz des Winters. —

Zerstreute Blätter.

Türkische Criminaljustiz. — Vor etwa Einem Jahre tödtete ein Türke einen Griechen; beide waren von den Verbündeten zum Kriegsdienste angeworben worden. Nachdem der Proceß gegen den Ersteren beendet worden war, sandte man die Acten nach Constantinopel, wo die gegen den Mörder erkannte Todesstrafe in funfzehnjährige Einschließung in eine Festung unter der Voraussetzung umgewandelt ward, daß die Mutter des Getödteten dem Mörder die Todesstrafe erlassen wolle. Dieselbe war bereits in Constantinopel gewesen, um die letztere für den Mörder ihres Sohnes zu beantragen und zu erlangen, und da sie sich nun auch nicht dazu verstehen wollte, von der Vollziehung der Strafe abzusehen, so ward der Verurtheilte vor die Stadt geführt, wo man zu diesem Zweck alle Anstalten getroffen hatte und schon zur Ausführung zu schreiten begann, jedoch nochmals die Mutter des Griechen wiederholt befragte, ob sie den Tod des Türken verlange. Da sich viele Personen für den Türken verwendeten und der Frau, wenn sie demselben die Todesstrafe erlassen würde, zur Entschädigung reiche Geschenke versprachen, so ließ sie sich endlich erweichen und man kam mit ihr dahin überein, daß der Preis des vergossenen Blutes, die Summe von 15,000 Piastern, an sie ausgezahlt werden solle. Der Verurtheilte ward also in das Gefängniß zurückgebracht; da jedoch die bestimmte Geldsumme nicht sogleich gezahlt wurde, so nahm die Frau ihr Wort zurück und bestand nunmehr auf Vollziehung der Todesstrafe. Der Türke wurde nun zum zweiten Male auf den Richtplatz geführt und nachdem die Griechin auf wiederholte Fragen und Bitten die Vollziehung der Todesstrafe gefordert hatte, schritt man zu derselben. Ein Soldat von der Wache des Serail that den ersten Hieb, allein bei der Ungeschicklichkeit des Henkers verletzte dieser nur das unglückliche Schlachtopfer, welches in herzzerreißende Klagen und Schmerzensrufe ausbrach; andere Soldaten machten weitere Versuche, den Türken zu tödten, die jedoch dessen Qualen nur vermehrten, bis endlich ein von Mitleid bewegter Soldat ein kleines Messer aus der Tasche zog, mit demselben zu verschiedenen Malen dem unglücklichen Menschen tödtliche Wunden beibrachte und so das gräßliche Werk der Zerstörung vollbrachte! — —

Aehnliches vernimmt man auch aus anderen Theilen der Türkei und es bemerkt die „Presse d'Orient" zu ihren diesfalsigen Mittheilungen mit Recht, daß, gegenüber solchen Vorgängen Seitens einer Regierung, von welcher Europa im Interesse der Christen angemessene Reformen verlangt und — auf dem Papiere — erlangt habe, dem Ministerium, das der Hof vom 6. — 18. Febr. 1856 bekannt gemacht, nunmehr vor Allem auch obliege, mit diesem Zustande der Dinge im Namen der öffentlichen Sittlichkeit ernstlich sich zu beschäftigen, dagegen Abhülfe zu verlangen. — Wird dies aber viel nützen? —

Der neue Lesesaal im British-Museum in London soll der größte der Welt werden. 200 Arbeiter sind mit der Ausschmückung der Wände und der Decke beschäftigt, so daß der Saal im nächsten Jahre schon benutzt werden wird. 500 Leser werden darin Platz finden und es liegt der Plan vor, die einzelnen Plätze zu numeriren, um den Bibliothekaren das Austheilen der Bücher zu erleichtern. Ein vollständiger Katalog der vorhandenen Handschriften wird das Auffinden bedeutend erleichtern und die Beleuchtung des Locals mit Gas soll auch während der Abendstunden die Benutzung möglich machen. —

Zweite Abtheilung.

Die Quellen des Nils.

Von Karl Bölſche.

Die Theilung der Arbeit, dieſer gewaltige Hebel des modernen Lebens, dem wir namentlich auch auf den Gebieten der Naturwiſſenſchaften ſo große Erfolge verdanken, wird in nächſter Zeit auch das jahrtauſendalte Räthſel von den Nilquellen löſen. Die vielen vereinzelten Verſuche, welche bisher zur Erſchließung von Binnenafrika gemacht wurden, haben zu einzelnen glänzenden Reſultaten geführt, aber im Ganzen die ungeheuren Opfer und Anſtrengungen nicht gelohnt. Erſt unſrer Generation war es vergönnt, einen Nachglanz der Sonne großartiger Ländererſchließungen, die dem 15. und 16. Jahrhundert ſtrahlte, zu erblicken, weil erſt in unſrer Epoche geographiſche wie naturgeſchichtliche Fragen als Gemeingut aller gebildeten Nationen betrachtet und ohne Eiferſucht von Britten und Nordamerikanern, Franzoſen und Deutſchen, Ruſſen und Skandinaviern mit gleicher Regſamkeit und Ausdauer behandelt werden. Erſt in den letzten Wochen ſind uns wieder mehrere Nachrichten zugegangen, die geeignet ſind, ein reges allgemeineres Intereſſe in Anſpruch zu nehmen.

Am 13. Auguſt traf Dr. David Livingſtone glücklich auf Mauritius ein, um ſich von dort nach England einzuſchiffen, nachdem es ihm gelungen, das afrikaniſche Feſtland von einer Küſte bis zur anderen zu durchmeſſen. Auch der durch ſeine Forſchungen in Weſtafrika bekannte engliſche Stabsarzt Daniel iſt vor Kurzem in London eingetroffen. Von Beiden haben wir die merkwürdigſten Berichte zu erwarten. Ihnen ſchließen ſich die Reiſeberichte unſers Landsmannes Barth an, deren baldigem Erſcheinen ganz Europa mit Spannung entgegenblickt. Zur Erforſchung der ſeither noch ununterſuchten Strecken von Inner-Guinea wird in dieſem Augenblicke eine Expedition in Nordamerika von den Freunden Liberias im Intereſſe des Handels und der Miſſion vorbereitet. Den Plan dazu entwickelte am 8. Auguſt in einer Verſammlung zu New-York der Geiſtliche Morris Peaſe, der ſich längere Zeit an der Zahnküſte aufhielt, die nur erſt von Gallinas bis Groß-Baſſam und Aſſinie im Allgemeinen aufgenommen wurde, während das Innere für die europäiſche Wiſſenſchaft noch ein unbekanntes Land iſt. Doch wir wollen dieſe Beſtrebnngen, wie die der Britten vom Cap und die der Franzoſen von Algerien aus ſchrittweiſe immer weiter nach dem Aequator vorzudringen, nur beiläufig erwähnen, um für eine etwas ausführlichere Skizze der jetzt im Werke befindlichen Expeditionen zur Auffindung der Nilquellen Raum zu gewinnen.

In dieſen Tagen iſt die große Expedition*) unter dem Grafen Escayrac de Lauture von Kahiro aus nilaufwärts gefahren, in dieſen Tagen auch iſt der kühne Capitän Burton, der unlängſt bis Harar an der Somaliküſte vordrang und dann eine Fahrt nach den heiligen Städten des Islam in Arabien machte, von England wieder abgereiſt, um ſeine Forſchungen auf der Oſtküſte von Afrika von Zanziber aus zu beginnen, und auch Dr. Bo-

*) Nach den neueſten Berichten aus Aegypten iſt die Expedition am 9. Februar von Kahiro auf zwei Dampfern und ſechs Dahabias und zwei kleineren Niliſchiffen aufgebrochen. Die Expedition wird in Chartum nur kurze Zeit verweilen, um ſchleunigſt dem Ziel ihrer Forſchungen näher zu gelangen.

gel hat von England aus wieder 200 Pfd. Strl. mit der Anfrage erhalten, ob es ihm nicht zweckmäßig und thunlich scheine, seine Forschungen vom Tsad-See wo möglich bis nach der Küste des indischen Oceans vorzuschieben. Also vom Norden (Aegypten), vom Nordwesten und vom Südosten her sind jetzt Expeditionen in Bewegung, um an den Quellen des Nils zusammenzutreffen oder einander die Palme des Sieges abzujagen.

Den früheren unstäten und deshalb von sehr ungleichem Werthe gebliebenen Anläufen, Afrika im Fluge für die Wissenschaft zu erobern, folgte zu Ende des 18. Jahrhunderts als erste große, epochemachende That die französische Expedition nach Aegypten, die der Theilnahme an der Erforschung Afrikas vom Nile aus einen neuen, nachhaltigen Aufschwung gab. Die Alten kannten von Afrika nur Aegypten und die Nordküstenländer bis zur Wüste; von dem, was sie mit Aethiopien bezeichneten, besaßen sie mehr Fabeln als sichere Kunde. Die Kenntnisse der Karthaginienser über die Karawanenstraßen nach Nigritien waren ohne Zweifel bedeutender, doch sie sind uns so ziemlich ein vergrabener Schatz geblieben. Während des Mittelalters nahm das ganze nördliche Littorale wiederholt eine andere Gestalt an und gegen Ende desselben machte sich auch in Westsudan durch Gründung neuer muhamedanischer Reiche ein bleibender Umschwung geltend; aber von dem Allen kam der Wissenschaft wenig zu Gute: die Fabeln nahmen eher zu, als ab. Die Länder- und Völkerkunde erhielt die ersten namhaften Erweiterungen durch Bartholomeo Diaz' und Vasco de Gama's glückliche Fahrten. Seitdem stieg die Spannung fortwährend, aber über die Küstenstriche drangen die Seefahrer, die nun fort und fort Afrika umschifften, selten hinaus.

Unter den Räthseln, welche mehr und mehr die Geographen beschäftigten, waren nach und nach vier in den Vordergrund getreten; erstens: wo liegt die wahre Quelle des Nils? zweitens: wo mündet der große sudanische Strom, der Niger? drittens: welches ist die wahre Lage der geheimnißvollen Stadt Timbuctu? und endlich viertens: wo liegt der sagenhafte binnenafrikanische See? Von diesen Punkten sind die drei letzten jetzt mehr oder weniger gründlich gelöst: Barth war in Timbuctu, Vogel hat den Tsadsee umforscht, und Livingstone einen andern großen binnenafrikanischen See entdeckt, den N'gami-See, und was den Niger betrifft, so ist bekanntlich der englische Dampfer Plejade vom Mai bis 7. November durch die Mündung des Kowara hinauf, bis wo der gewaltige binnenafrikanische Nebenstrom, der Tschadda, in denselben sich ergießt, und dann den Tschadda hinauf gefahren bis Hamarrua: es bleibt uns also von diesen vier Fragen hauptsächlich nur noch die erstere und älteste zu lösen.

Unter den Nilquellen-Excentrics nahm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Schotte Bruce eine der ersten Stellen ein. Wir haben die deutsche Uebersetzung seiner Reise nach Abyssinien als Kinder gelesen und unsre Kinder werden in Steger's „Bibliothek älterer Reisen", von denen soeben die von Mungo Park nach dem Niger erschienen sind, demnächst eine neue Bearbeitung derselben lesen. Bruce galt im vorigen Jahrhundert eine Zeit lang für den Entdecker der Nilquellen und glaubte von sich rühmen zu dürfen: „Endlich bin ich zu der Stelle gelangt, die der Erfindungskraft, Wissenschaft und Entschlossenheit aller alten und neueren Nationen während mehr als dreißig Jahrhunderten Trotz geboten hat. Könige suchten an der Spitze ihrer Heere dieselbe zu erkunden und allesammt scheiterten. Ruhm, Reichthümer, Ehrenstellen — Alles hatten sie demjenigen ihrer Unterthanen zugesagt, der dies ersehnte Ziel erreichen werde und auch nicht Einer hat es erreicht." — Aber die Palme, die Bruce vor 85 Jahren schon errungen zu haben wähnte, ist erst noch zu erlangen. — Bruce drang nur bis zu den Quellen des weißen Nils vor, doch der Bahr-el-Azrak ist nur ein Nebenfluß des Nils, und vor ihm waren schon zwei portugiesische Jesuiten, Pedro Panz und Hieronymus Lobo zu der Stelle gedrungen, die er für die Quellen des weißen Nils hielt.

Südlich von dem Punkte, wo Caillaud 1821 das alte Meroe wieder auffand, theilt sich unter 15° N. Br. bekanntlich der Nil in zwei große Hauptarme, von denen der Bahr-el-Azrak auf Felsengrunde fließt und seines klaren Wassers wegen der blaue Nil heißt, während der Bahr-el-Abiad Lehmgrund hat und seiner weißgelben Farbe wegen der weiße Nil genannt zu werden pflegt. Der blaue Nil durchströmt den Tsanasee und fließt, nachdem er Süd-Abyssinien verlassen, durch Fassokl und Sennaar der Gabelung zu, wo 1824 durch Mehemed-Ali Chartum gegründet wurde, das 1829 zwar nur noch aus dreißig Strohhütten bestand, doch sich seitdem zu einem bedeutenden Handels- und Culturherde für jene Gegenden aufgeschwungen hat. In Chartum befindet sich eine katholische Missionsanstalt, die eine Kapelle und eine Negerschule hat, in der die Kinder italienisch lesen und schreiben und den Rosenkranz arabisch beten lernen. Zu Wien bei Wallishauser erschienen im vorigen Jahre „Neueste Briefe aus Chartum" von Martin Homsal, der daselbst Lehrer und Secretär des Provicars Knolecher, des Chefs der dortigen Mission, ist. Lehrer Homsal schildert seine Reiseabenteuer in sehr gemüthlicher Wienerischer Weise.

Das erste größere Unternehmen nilaufwärts

erfolgte 1839 durch den Vicekönig Mehemed-Ali. Er wollte die reichen Goldgruben im Fassokl erkunden, wobei sich dann freilich wenig Ausbeute an edlem Metall, wohl aber eine hübsche Summe neuer geographischer Notizen herausstellte. In Abdin, südlich von Chartum, fand man den letzten Ort mit einer Zucker-, Rum- und Seifensiederei; darüber hinaus beginnt das eigentliche uncivilisirte Nilland.

Im Jahre 1848 kam Mehemed-Ali kurz vor seinem Tode noch einmal auf das elf Jahre zuvor gescheiterte Unternehmen zurück, indem er dem Russen Kowalewski den Auftrag ertheilte, zur Entdeckung von Goldwäschereien und Minen nicht bloß den blauen Nil, sondern auch dessen linken Nebenfluß, den Tumat, der von Süden kommt, zu durchforschen. Kowalewski's Begleiter war der Franzose Tremeaux, der seine Beobachtungen unter dem Titel: „Voyage au Soudan oriental" später veröffentlicht hat. Von Kery, dem südlichsten Punkte, den Mehemed-Ali 1837 erreicht hatte, ging Kowalewski nach dem Tumat, wo er am Gebirge Kassan wirklich Goldsandlager fand. Das Thal des Tumat ist, je weiter hinauf, desto schwerer zu passiren, weil es von Felstrümmern übersäet ist, zuletzt aber in einer üppigen Vegetation prangt. Kowalewski drang den Fluß bis zum 10° hinauf, wo er sich in einen bloßen Gebirgsbach verwandelt. Die Hochebene, die der Reisende bis Fadassy, das westlich von jenem Punkte am Jabus, einem Nebenflusse des weißen Nils, liegt, zu durchziehen hatte, war in Folge eines bewaffneten Einfalles der beutegierigen Gallas völlig menschenleer und wüst geworden.

Zwischen dem Dar (d. h. Land) Bertat, bis zu welchem Kowalewski vordrang, und dem arabischen Meerbusen liegt Abyssinien, dessen verschiedene Landschaften in neuester Zeit wieder von einer bedeutenden Anzahl deutscher, französischer und englischer Gelehrten, Officiere und Missionäre besucht worden, von denen Rochet sehr interessante Forschungen über die Gallas angestellt hat. Eine der bedeutendsten Arbeiten ist die „Voyage en Abyssinie", die von 1839 — 1843 durch Lefebre, Petit, Dillon und Bignaud ausgeführt und 1846 auf Kosten des französischen Marineministeriums in fünf Bänden herausgegeben wurde. Schiffslieutenant Lefebre war von den Mitgliedern der Expedition der einzige, der lebendig nach Frankreich zurückkam. Im Jahre 1854 ist er von Neuem nach Abyssinien zurückgekehrt, um dort dem französischen Handel und der evangelischen Colonisation neue Bahnen zu brechen.

Abyssinien ist ein mit werthvollen Pflanzen und Mineralien recht gesegnetes und durch seine Weltlage sehr begünstigtes Land. Es hat eine Zukunft, wenn die Durchstechung des Isthmus von Suez in's Leben tritt; doch diese Zukunft ist freilich noch eine ziemlich ferne, sobald nicht ganz außerordentliche Ereignisse eintreten, wie z. B. die Auffindung ergiebiger Goldlager, der Traum des alten Mehemed-Ali und seiner gesammten Nachkommenschaft.

Wie Bruce seiner Zeit, so wähnten die Gebrüder Antoine und Arnaud d'Aba in unsern Tagen die Nilquellen im Lande der Gallas gefunden zu haben, indem sie den Omo, Umi oder Umo für den oberen Lauf des weißen Nils hielten. Dieses unternehmende Brüderpaar verließ Frankreich am 1. October 1837 mit dem festen Vorsatze, das Knäuel der abyssinischen Flüsse zu entwirren und dem ersten Nilarme auf die Spur zu kommen. In Massuah am rothen Meere stiegen sie an's Land und gingen nach der Hauptstadt von Abyssinien, Gondar, das sie zum Centralpunkte ihrer Forschungen ausersehen hatten. Während nun der eine der Brüder nach Frankreich zurückkehrte, um die nöthigen Werkzeuge und Geldmittel nachzuholen, blieb der andere in Gondar, um Land und Leute zu studiren und Verbindungen anzuknüpfen. Im Jahre 1840 trafen beide wieder in Massuah zusammen, wurden aber ein volles Jahr am rothen Meere durch das Mißwollen eines Häuptlings und eine Augenkrankheit aufgehalten, durch die Antoine ein Auge verlor. Im Jahre 1842 gelang es dem jüngeren Bruder, das abyssinische Plateau zu erreichen. In den folgenden zwei Jahren wurde der Tsana-See durchforscht und zu den Quellen des Atbara oder Tacazze, der auf der rechten Seite im Dar-el-Berber in den Nil fällt, vorgedrungen. Die Gebrüder d'Abadie, welche in Folge ausgedehnter Nachforschungen im Goschob, nach dessen Vereinigung mit dem Umo oder Omo, den Hauptarm des weißen Nils vermutheten, brachen endlich am 18. Februar 1843 von Gondar auf und erreichten am 19. Januar 1846 endlich das lang ersehnte Ziel ihrer Bestrebungen, die Umo-Quellen, nicht aber das Ziel, nach dem die Wissenschaft trachtet. Möglich, daß dieser Fluß mit der mächtigen Spirallinie, die er beschreibt, einer der bedeutendsten Nebenflüsse des blauen Nils oder dessen oberer Lauf selber ist — so daß Bruce auch die Quellen des blauen Nils verfehlt hätte, wie die des weißen — möglich auch, daß er sich in einem der Sümpfe verliert, die den oberen Lauf des weißen Nils begleiten. Aber der Ursprung des weißen Nils selbst, das steht fest, ist weder in Abyssinien noch im Westen von demselben, sondern im Süden und zwar jenseit des Aequators zu suchen.

Von dieser mit jedem Jahre mehr zur Richtschnur gewordenen Annahme ausgehend, schickte Mehemed-Ali schon in den Jahren 1840 und 1841 zwei Expeditionen, die jede vier Monate dauerten, den weißen Nil hinauf. In dem

von Jemand herausgegebenen Reisetagebuche des Anführers dieser ersten Expedition, Selim Bimbaschi's, sind interessante Angaben über die Amrebuen bis zum 6° N. Br. enthalten, über die kriegerischen Beckharas und Dinkas, die Scheluks und Novers, Kekes und Heliabs. Unterm 5° kehrte Selim Bimbaschi um. Die zweite Expedition, 1841, die der französische Ingenieur d'Arnaud commandirte, gelangte bis zum 4° 42' N. Br. und führte zur Bekanntschaft mit den Barv, die auf einem Landstriche zwischen dem Flusse und einer langen Bergkette wohnen.

Um einen halben Grad südlicher als d'Arnaud drang im Jahre 1848 Vater Knoblecher, der constatirt hat, daß dort der weiße Nil die östliche Richtung verläßt und sich nach Süden wendet. Nach den Aussagen der Barv bleibt der Fluß dieser südlichen Richtung weit hinauf treu.

Am weitesten endlich drang der Sardinier Brun auf seiner zweiten Fahrt 1853 — die erste erfolgte 1844 — vor. Von der Hauptstadt der Barv, Belenia, wo jetzt ein katholischer Missionär weilt, fuhr Brun bis zum 3° hinauf und erlangte werthvolle Andeutungen von den Eingebornen, wonach es als ausgemacht erscheint, daß die Nilquellen jenseit des Aequators liegen.

Unter dem 9° und 7° N. Br. nimmt der Nil auf der linken Seite zwei mächtige Nebenflüsse auf, deren Mündungen d'Arnaud und Brun sahen. Die Franzosen Barthélemy und Maizac, die das westliche Sudan bereisen, haben erkundet, daß der Bahr Keilak oder Misselat, der enorme Wassermassen von West nach Ost dem Nile zuführt, mit dem Flusse, der auf unsern Karten als Bahr-el-Ghazal bezeichnet wird, ein und derselbe sei. Der zweite dieser Nebenflüsse, der Rieber, ergießt sich unter 7° 30' durch vier Mündungen in den Nil.

Näheres hierüber werden wir vielleicht schneller durch Brun-Rollet, als durch die große ägyptische Expedition unter Commando de Castro erfahren, da der rührige Sardinier zu Ende vorigen Jahres mit Instructionen von seiner Regierung und in der Absicht, die westlichen Zuflüsse des weißen Nils genauer zu erforschen und Handelsverbindungen anzuknüpfen, nach Afrika zurückgekehrt ist.

Bereits sind zwei Berichte von ihm eingetroffen, der eine, „aus dem Stamm Dinkawich, Gazellen-Fluß, 5. Februar 1856" der andere „bei den Berery, Bahr-el-Ghazal, 15. März 1856" datirt und im „Bulletin de la société de Géographie" und auch im „Ausland" vom 24. October abgedruckt. Aber diese Angaben tragen viel zu sehr das Gepräge der Flüchtigkeit erster Eindrücke, als daß Brun-Rollet nicht weniger als ein kritischer Beobachter und kritischer Beurtheiler des Geschauten und Gehörten ist. Der zweite Bericht beginnt mit der Behauptung: „Ich habe den uneigentlich so genannten Gazellen- oder Misselat-Fluß soeben in allen seinen Verzweigungen durchwandert und trage kein Bedenken, ihn den wahren Nil zu nennen. Dies ist der Zufluß [also doch nur ein Zufluß, und doch soll er der „wahre Nil" sein!], welcher das meiste Wasser liefert; er ist dreifach. Auf den ersten Blick könnte man ihn für einen etwa fünfzig Stunden langen, von Norden nach Südwesten und Nordwesten sich erstreckenden See halten. Nach dreißigtägigen Untersuchungen aber habe ich, mitten in Sümpfen, welche ihn nach Nordwesten hin zu begrenzen scheinen, einen schiffbaren Canal entdeckt, der ihn mit seinem obern sechs Stunden nordöstlichern Laufe verbindet. Eben so habe ich die Mündung dieses Flusses, der die Namen Rochi und Lurt führt, und von Süden nach Norden parallel mit der südlichen Mündung fließt, aufgefunden. Rechts von seiner Mündung haben wir am See Ile einen andern mehrere Meilen im Umfang haltenden See getroffen; es ist derjenige, welchem Herr d'Arnaud gefolgt ist und den er Misselat nannte. Dieser Fluß hat anfangs (in dieser Jahreszeit) 50 bis 60 Metres Breite und 4 — 5 Metres Tiefe, manchmal weniger: seine Richtung ist eine nordwestliche, dann südwestliche. Zwanzig bis fünfundzwanzig Stunden von seinem Zufluß theilt er sich in zwei Arme. Der linke oder westliche Arm führte uns nach einer zehn- oder zwölfstündigen Fahrt in west-südwestlicher Richtung an Sümpfe. Dieser See, den wir anfänglich für einen Fluß hielten, hatte eine Strömung, war fast überall 2000 Metres breit und 3 bis 4 Metres tief und besaß Canäle, die an seinen beiden Ufern sich abzweigten. Die Eingebornen nennen ihn Rimaild." Dies die Hauptstelle aus Brun's neuestem Berichte. Sie hat keinen Ueberfluß an Klarheit, diese gerannter macht sie uns auf die Resultate der ägyptischen Expedition, die übrigens in jenen Gegenden einen schweren Stand haben wird, wenn es sich bestätigt, daß, wie Brun schreibt, „die Leute, welche der ägyptischen Expedition vorhergegangen, überall das Gerücht verbreitet haben, die Türken kämen im Begriff, das Land zu unterjochen, und darum die Stämme zur Vertheidigung angereizt haben."

Die Ergebnisse von Brun-Rollet's ersten beiden Reisen und sonstigen Erkundungen hat derselbe in einem Werke veröffentlicht, das im vorigen Jahre erschien und den Titel „Nil und Sudan" führt.

Brun's Begleiter Ilmi drang im J. 1853 auf einem von acht Ruderern getriebenen Nachen von den letzten Dörfern der Barv noch

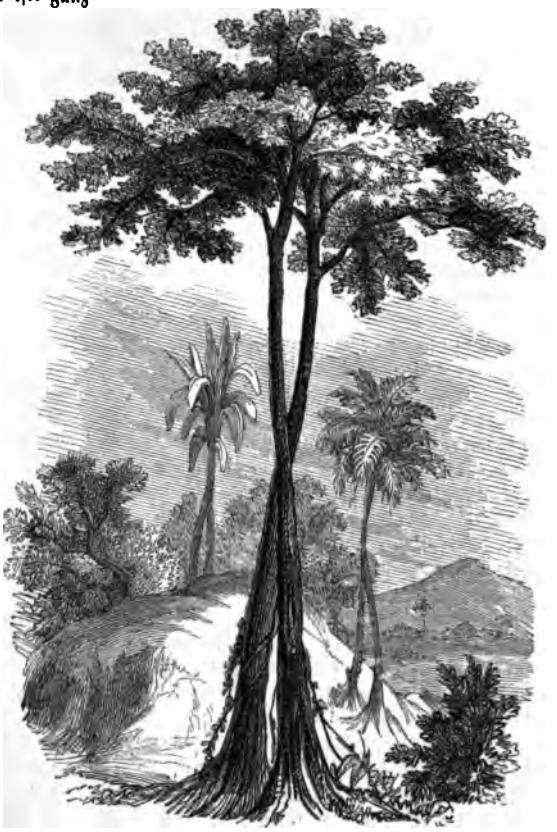
bis zu dem Dorfe Garbo vor, wo er durch einen Waſſerfall aufgehalten wurde. Brun glaubt, über dieſen unter dem 3° N. Breite liegenden Katarakt könne man zur Regenzeit hinauszelangen, doch werde man alsdann mit dem Südwinde und mit den dieſer Jahreszeit eigenthümlichen heftigen Stürmen einen harten Kampf zu beſtehen haben. Von dieſem Katarakte an wendet ſich der Nil nach Südoſt. Von hier bis zum Gebirge Kombirat, das einige Meilen ſüdlich vom Aequator liegen ſoll, ſind noch zwölf Tagereiſen, jede zu zehn Wegſtunden, wenn man dem Laufe des Fluſſes folgt. In dem Lande der Luguſi und Modi, vier Tagereiſen ſüdlich vom Stamme der Makedo, wird das Nilbett plötzlich ſo eng, daß ein aus einem Baumſtamme gemachter Steg hinüberführt. Auf der Oſtſeite erheben ſich ſteile Gebirge, wie denn auch der Nil wie ein langer ſchmaler Silberfaden von ſteilen Bergen herabfällt, während auf ſeiner Weſtſeite ſich weite Sümpfe ausdehnen.

Dieſe letzteren Angaben beruhen auf bloßen Ausſagen von Eingeborenen, gegen deren Glaubwürdigkeit in den meiſten Fällen der Zweifel ganz am Orte iſt; doch haben dieſelben diesmal wenigſtens einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit für ſich. .

Bis zum Aequator alſo wiſſen wir nach Brun's, Knoblecher's und der Chartumer Miſſionäre Forſchungen und Erkundſchaftungen jetzt ſo ziemlich, wie der weiße Nil ausſieht und welche Richtung er befolgt. Der ſtolze Strom, der dem ſtaunenden Auge des Reiſenden in Aegypten und Nubien entgegentritt, iſt hier noch ein bald von Felsblöcken und bald von Sandbänken unwegſam gemachter, in engem Bette herabrollender Fluß, der ſein geheimnißvolles Haupt noch immer in Dunkel hüllt. Aber es unterliegt wohl kaum noch einem Zweifel, daß es den jetzigen Beſtrebungen gelingen wird, das Räthſel, um das ſich die alten Aegypter, die Griechen und Römer und in unſern Tagen hauptſächlich die Franzoſen, Engländer und Deutſchen bemühet haben, endlich zu löſen. Wird Graf Escayrac de Cauture, wie wohl zumeiſt zu hoffen iſt, oder Brun-Rollet, die von Norden kommen, oder wird Vogel, der von Weſten, Burton, der von Oſten vorzudringen ſich anſchickt, oder aber werden die Miſſionäre Rebmann und Ehrhardt, die von den Miſſionen auf der Küſte Zanguebar in's Innere vorgedrungen ſind und den See Uniameſie entdeckt haben, die Glücklichen ſein, deren Namen mit leuchtenden Buchſtaben unter den berühmteſten Entdeckern auf die fernſten Jahrhunderte kommen wird? Die Miſſionsanſtalt zu Kiſuludini, welche ſeit 1852 beſteht, iſt jedenfalls u gemein günſtig für die Erforſchung des noch unbekannten äquatorialen Theiles von Afrika gelegen.

Allerdings hat die Entdeckung der Nilquellen als ſolche zunächſt nur ein rein theoretiſches Intereſſe. Aber es kann nicht fehlen, daß der wiſſenſchaftlichen Erſchließung von Binnenafrika auch die praktiſche nicht fehlen wird. Den Naturforſchern und Miſſionären folgen die europäiſchen Kaufleute und auch Unternehmer großartiger Plantagen und Fabriken werden auf die Dauer nicht ausbleiben, da dieſe Landſchaften außerordentlich fruchtbare Diſtricte enthalten, die zum Bau der koſtbarſten Handelsartikel, des Indigo z. B., geeignet ſind. Es handelt ſich ja um die Heimath des Kaffeebaumes!

Der Upas-Baum.



Dieſe gefürchtete Pflanze, deren Heimath die hinterindiſchen Inſeln ſind, wurde für lange

Zeit mit einer Art abergläubischer Furcht betrachtet, indem man wähnte, daß jedes lebende Wesen, welches in ihre Nähe komme, unfehlbar dem Tode verfallen sei. Die Frucht derselben ist von der Größe einer Orange und enthält drei bis vier Samenkörner, aus denen eines der heftigsten Gifte, Strychnin, bereitet wird. Das Fleisch der Frucht kann ohne Gefahr gegessen werden und ist von bitterem, zusammenziehendem Geschmack.

Da die Samenkörner, welche an den Seiten etwas flach oder sogar unbedeutend concav erscheinen, von sehr harter, knorplicher Beschaffenheit sind, so ist es außerordentlich schwierig, sie zu pulverisiren. Wenn dies geschehen ist, so bedarf es nur einer sehr unbedeutenden Quantität des gewonnenen Pulvers, um das Leben zu zerstören.

Strychnin wird von diesen Körnern auf folgende Weise gewonnen: Sie werden so klein als möglich gerieben und hierauf dem Einfluß von salpetrigsaurem Aether ausgesetzt. Ist die Masse alsdann von ihrem schleimigen Theile befreit, so wird sie in Alkohol aufgelöst, so lange, als dieser fähig zur Aufnahme ist. Diese Auflösung wird alsdann durch Verdampfung getrocknet und der Rest mit Wasser versetzt. Wenn hierauf kaustische Pottasche in die Auflösung geträufelt wird, so entsteht Strychnin, als ein weißer krystallinischer Niederschlag.

Das so gewonnene Gift hat eine weiße Farbe, metallischen Geschmack, ist geruchlos und wird von der Luft nicht angegriffen. Es ist weder schmelzbar noch flüchtig, ausgenommen bei Temperaturverhältnissen, in denen es der Zersetzung unterworfen ist. In kaltem Wasser ist es sehr leicht löslich.

Strychnin gehört zu den Alkaloiden, was leicht untersucht werden kann, wenn man einen mit etwas Essigsäure gerötheten Lackmußaufguß seiner Alkoholauflösung aussetzt. Die blaue Farbe ist alsdann augenblicklich durch die alkalische Wirkung des Strychnin wieder hergestellt.

Die amerikanische Expedition nach Japan

unter Commodore Perry.

Nachdem es den Engländern gelungen war, in China fünf Freihäfen zu erzwingen, ließ die Veränderung, welche die geographische Lage der Vereinigten Staaten durch die Acquisition des Goldlandes von Californien erlitt, den Mißstand lebhafter erkennen, der in der noch immer bestehenden strengen Abgeschiedenheit des japanischen Reiches von allen Verbindungen lag. Commodore Perry war einer der Ersten, welche dem Gouvernement die Vorstellung von der Nothwendigkeit machten, eine Gesandtschaft nach Japan zu senden, um Handelsverbindungen daselbst herzustellen oder solche zu erzwingen. Zwar hatten Andere bereits vorher diesen Gegenstand angeregt, und es ist bekannt, daß der große Staatsmann Daniel Webster zuerst damit hervorgetreten war; die unmittelbare Veranlassung zu der Expedition kam jedoch von dem lebhaften Geiste des Commodore Perry, und ihm war denn auch die Ehre vorbehalten, die Sendung zu einem glücklichen Ende zu führen.

Nachdem die nöthigen Vorbereitungen, die von einem solchen Unternehmen unzertrennlich sind, getroffen waren, segelte der Commodore mit dem Dampfbote Mississippi von Norfolk am 24. November 1852 nach China ab. Es wurde bestimmt, daß sein Geschwader durch das Dampfboot Susquehanna, die Kriegsschaluppen Plymouth und Saratoga, sowie durch andere Fahrzeuge und Proviantschiffe verstärkt werden sollte. Wir übergehen die Besuche auf Madeira, St. Helena, dem Cap der guten Hoffnung, der Insel Mauritius, Ceylon, Singapore, Macao, Hong-Kong und Canton, an welchen Plätzen er Proviant und Wasser nahm, und gehen direct zu den verhältnißmäßig unbekannteren Ländern über, welche neue Quellen für interessante Beobachtungen bieten. Der Commodore kam am 4. Mai 1853 in Shanghae an, wo er die Susquehanna vorfand und von den dort ansässigen Kaufleuten freudig bewillkommnet wurde. Shanghae war früher der einzige dem amerikanischen und europäischen Handel geöffnete Platz. Die fremden Kaufleute hatten ungeheure Lagerhäuser dem Ufer entlang gebaut, und der Verkehr übertraf bereits den von Canton, so daß Shanghae bald den ganzen Handel nach Außen an sich zu ziehen schien. Commodore Perry hatte indeß nicht Zeit, lange den Festen beizuwohnen, welche man ihm zu Ehren dort gab; er ließ eines seiner Schiffe zum Schutz der amerikanischen Kaufleute zurück und segelte am 23. Mai mit der Susquehanna, begleitet vom Mississippi und dem Vorrathsschiff Caprice nach Loo-Choo ab, während die Saratoga von Macao aus mit dem Commodore zu gleicher Zeit in Loo-Choo eintreffen sollte.

Commodore M. C. Perrry.

Der herrliche Anblick der Inſeln von Loo-Choo, welche in maleriſchen Erhöhungen vom Ufer mit dem friſcheſten Grün bedeckt aufſteigen, bot für das Auge nach der dreitägigen Seefahrt einen entzückenden Genuß dar. Die Dampfboote gingen in der Bay von Napa vor Anker, und das Erſte, was die Mannſchaft dort vornahm, war, daß ſie an einem Hügel am Ende der Hafenſtadt Napa das brittiſche Zeichen aufhißte. Kaum war dies geſchehen, als ein Boot an die Susquehanna herankam, in welchem ſich eine Anzahl vornehmer Eingebornen befand, deren Kleidung und ganzes Anſehn aus der Zeit Joſeph's und ſeiner Brüder zu ſein ſchienen. Als ſie an Bord kamen, beugten ſie ſich fortwährend ſo tief, daß ihre gelben Mützen faſt den Boden berührten und gaben hierauf ihre Karten ab, die jedoch ſehr verſchieden von den bei uns gebräuchlichen waren. Sie hatten nämlich drei Fuß Länge und waren von rother Farbe. Der Dolmetſcher machte verſtändlich, daß es nur ein Höflichkeitsbeſuch ſei. Als die Beſucher den Wunſch zu erkennen gaben, den Commodore zu ſehen, verweigerte dieſer, ſie zu empfangen, indem er beſchloſſen hatte, ſich nur den höchſten Würdenträgern des Landes zu zeigen.

Da die Loo-Chooaner der Anſicht zu ſein ſchienen, daß fremde Schiffe nur deshalb bei ihnen landeten, um etwas zu eſſen zu erhalten, ſo brachten ſie am andern Morgen große Maſſen von Vorräthen und entfernten ſich ſehr betrübt wieder, als die Annahme verweigert wurde.

Der Commodore ließ nun durch den Dolmetſcher bei den oberſten Beamten von Napa anfragen, ob er mit dem Regenten eine Unterredung haben könne. Sein Erſuchen wurde bewilligt und der Regent ſelbſt ſtattete mit ſeinem Gefolge einen Beſuch auf dem Schiffe ab. Er wurde daſelbſt mit allen üblichen Ehrenzeichen empfangen, und bewilligte, zwar ängſtlich, doch ohne Widerſtand, das Begehren des Commodore, ſich mit den Eingeborenen in Verbindung ſetzen zu können. Kurz darauf ſtattete der Commodore ſeinen Gegenbeſuch bei dem Regenten ab. Nachdem in dieſer Weiſe freundliche Beziehungen eingeleitet waren, ließ der Commodore Mitte Juni das Flaggenſchiff Susquehanna mit der Kriegsſchaluppe Saratoga im Tau nach den Boninſeln abgehen, von wo ſie bald darauf wieder zurückkehrten.

Der Commodore muſterte hierauf ſeine ganze Macht zur Expedition nach Japan. Am 2. Juli 1853 ſegelte das amerikaniſche Geſchwader von

Napa ab. Jedes Dampfboot hatte ein Segelschiff im Tau, und alle Schiffe waren wohl mit Geschütz und einem großen Vorrath von Waffen versehen, um den Japanern Achtung einzuflößen. Die Richtung wurde direct nach der Bai von Jedo genommen.

Die Bai von Jedo.

Das japanische Reich besteht hauptsächlich aus vier Inseln. Die größte davon ist Nipbon, die darauf folgende Jedo, nördlicher gelegen, und die zwei kleineren Sitzkoff und Kiusu südlich. Der Commodore näherte sich so viel als möglich der Hauptstadt Jedo, welche auf der Insel und an der Bai des gleichen Namens liegt. Die Bai ist am Eingang acht Meilen breit und erweitert sich später bis ungefähr zu zwölf Meilen. Nachdem das Geschwader an der nördlichen Seite der Bai nahe bei der Stadt Uraga vor Anker gegangen war, fand sich ein Boot ein, welches den Vicegouverneur von Uraga und seinen Dolmetscher an Bord brachte. Der Commodore empfing dieselben und machte seinen Wunsch, dem höchsten Würdenträger des Landes einen Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten zu überreichen, verständlich. Am folgenden Tage kam der Gouverneur von Uraga selbst und der Commodore erhielt die Bewilligung, mit seinem Gefolge zu landen. Er wurde von zwei Prinzen, welche von der Kaiserlichen Regierung abgesandt waren, um den Brief in Empfang zu nehmen, begrüßt, und die Ueberreichung erfolgte.

Nach diesem ersten befriedigenden Besuch in Japan kehrte der Commodore nach China zurück, um sich eine durchgängige Wiederherstellung seiner Schiffe zu sichern und Zuwachs für seine Schiffsmannschaft zu erhalten, damit er sich zum zweitenmale in der Jedobai mit einer Macht einfinden könne, welche den Japanern die Ueberzeugung beibrächte, daß sie wohlthun dürften, sich den vernünftigen Forderungen der Vereinigten Staaten zu fügen.

Ursprünglich war es die Absicht des Commodore, seinen zweiten Besuch bis zum Frühling 1854 zu verschieben, da er aber entdeckte, daß einige russische und französische Gouvernementsfahrzeuge sich auf verdächtige Weise in den östlichen Meeren bewegten, und da er befürchtete, daß dieselben nach Japan zu kommen beabsichtigten, um die proponirte amerikanische Handelsverbingung zu hemmen, so beschloß er, ihnen zuvorzukommen. Er verließ demgemäß Hong-Kong Mitte Januar mit dem Dampfer Susquebanna, begleitet vom Powhattan, welcher kürzlich von den Vereinigten Staaten angelangt war, dem Mississippi und den Vorrathsschiffen Lexington und Shampton, und kam in Loo-Choo am 21. Januar an. Hier blieb er zwei Wochen und segelte alsdann wieder mit den zwei Dampfern am 6. Februar nach der Bai von Jedo, nachdem die Segelschiffe Macedonia, Vandalia, Lexington und Shampton fünf Tage vorher nach demselben Platze gesendet worden waren.

Bei ruhiger See und günstigem Winde machte das Geschwader eine rasche Fahrt und kam am fünften Tag nach seiner Abreise von Napa, in Loo-Choo, an der Mündung der

Jedobai an. Ein strenger Wind von Norden und Osten nöthigte dasselbe, während der Nacht in der sichern Bucht von Oho Sima zu warten, und als der nächste Tag günstiger anbrach, verließen die drei Dampfboote die Bucht. Die Umrisse der Küste wurden nach den Aufzeichnungen des vorhergehenden Besuchs recognoscirt, aber die Verschiedenheit der Jahreszeit hatte eine große Veränderung hervorgerufen. Das steile Felsufer des Cap Sagami verlor sich frostig in der winterlichen Luft, und die unregelmäßige Küste von Awa, etwa zwölf Meilen zur Rechten, erschien düster und blau in der Entfernung. Der Gipfel des Berges Fuzen Jana ragte hoch über die Insel Niphon empor und war gleich den umgebenden Gebirgen gänzlich in einen Wintermantel von Schnee gehüllt. Das üppige Grün des Landes hatte seinen reizenden Sommeranblick verloren und sah bleich und düster aus. Die reiche Vegetation der Thäler war ihres Schmuckes beraubt, und die kahlen Bäume schwankten hin und her im rauhen Winde. Die längs dem Ufer überall an einander gedrängten Dörfer und Städte sahen im Vergleich zu früher, wo sie in rühriger Behaglichkeit aus dem sommerlichen Grün hervorragten, traurig und verödet aus.

Da der Tag bereits weit vorgeschritten war, ging das ganze Geschwader für die Nacht vor Anker. Am nächsten Morgen (13. Frbruar) bewegten sich die drei Dampfboote: der Powhattan, Mississippi und Susquehanna, mit der Lexington, Vandalia und Macedonia im Tau, nach der Bai von Jedo. Die Erfahrungen des vorhergehenden Besuchs machten es nicht nothwendig, den Weg wie früher behutsam zu suchen und sie näherten sich zutrauungsvoll der herrlichen Bai.

Als das Geschwader das Vorgebirge von Uraga umsegelt hatte und den früheren Ankerplatz nahe bei der Stadt passirte, eilten eine große Zahl von Regierungsböten, mit ihren athletischen, heftig arbeitenden Ruderleuten und ihren kleinen gestreiften Flaggen, die im Winde flatterten, herbei, um die Schiffe, wie beim vorhergehenden Besuche, aufzuhalten. Das Geschwader bewegte sich jedoch voran, ohne seinen Lauf zu ändern oder einen Augenblick seine Eile zu mindern, bis Anker geworfen war. Der Ort, an welchem dies geschah, war die beim letzten Besuch zum amerikanischen Ankerplatz bestimmte Stelle, und der Southampton, welcher im Voraus angekommen war, wurde daselbst bereits vor Anker angetroffen. Die drei Dampfboote und vier Schiffe stellten eine ganz beträchtliche Macht vor, und diese bedeutende Probe von der Gewalt einer weitentfernten Nation, mitten im Mittelpunkte von Japan und in der Entfernung einer Stunde von der Hauptstadt, mußte den abgeschlossenen Japanern jedenfalls sehr bedeutende Begriffe von den Hülfsquellen der Vereinigten Staaten und ihrer eignen Ohnmacht geben.

Der amerikanische Ankerplatz liegt an der westlichen Seite der Jedobai, in der, von zwei, etwa zwölf Meilen von einander entfernten Hochebenen umschlossenen Bucht. Das Geschwader befand sich also weniger als zwölf Meilen von der Hauptstadt entfernt und ungefähr in derselben Entfernung von der Stadt Uraga, woselbst die Begegnung bei dem vorigen Besuche stattgefunden hatte.

Der Winter ist in diesem Theile von Japan nicht sehr streng; das dortige Klima ist dem von Carolina ähnlich. Das Thermometer erreichte im Monat Februar selten einen geringeren Stand als 38°, aber häufige scharfe Winde, dichte Nebel, Regen und gelegentliche Schneestürme machten das Wetter widrig und unbehaglich. Das umliegende Land hatte im Gegensatze zu den immergrünen Pinien ein winterliches Ansehn, die Vegetation, selbst in den geschützten Thälern, war vergleichungsweise kahl und die entfernten Hügel und Gebirge mit Schnee bedeckt. Die Insel, die mit ihren grünen Baumgruppen einen so malerischen Anblick während des Sommers geboten hatte, lag nun gänzlich winterlich vor uns; die Bäume waren entlaubt und ließen das Fort am Hügelgipfel deutlich sichtbar erscheinen. Die Dörfer Othu und Torrigask, am Rande der Bai, ungefähr eine Meile vom Ankerplatz entfernt, nur theilweise noch durch die Pinien gedeckt, traten mit ihren ungemalten Holzhäusern mit den scharfen Umrissen und spitzen Dächern bestimmt hervor.

Zwei von den japanischen Regierungsboten waren dem Geschwader gefolgt, als es sich nach dem Ankerplatze bewegte, und die Schiffe hatten kaum Anker geworfen, als die Boote an die Seite des Flaggenschiffes Susquehanna kamen. Die japanischen Officiere wünschten den Commodore zu sehen, aber da er fest entschlossen war, sich ausschließlich nur den höchsten Würdenträgern des Kaiserreiches officiell vorzustellen, so wurde ihre Aufnahme von der Susquehanna verweigert und sie zu dem Dampfer Powhattan gewiesen. Hier wurden sie durch Capitän Adams, nachdem die einzelnen Glieder der Deputation mit ihren Namen, Titel und Stellung angekündigt waren, empfangen. Der höchste von ihnen war Kurakawa Kahi, seine Untergebenen zwei Dolmetscher, welche für diejenigen erkannt wurden, die bei der früheren Gelegenheit ebenfalls gedient hatten, und drei grauröckige Individuen, die ganz besonderen Gebrauch von ihren Augen und Notizbüchern machten und Spione zu sein schienen.

Als die Audienz gegeben wurde, erklärten die Dolmetscher, der Zweck des Besuchs sei, den Commodore zu ersuchen, seine Schiffe nach Uraga zu lenken, wo, wie sie versicherten, einige hohe Personen vom Kaiser angestellt seien, um die

Amerikaner zu empfangen. Da jedoch beschlossen worden war, nicht nach Uraga zurückzugehen, so erklärte Capitän Adams dieses den Gesandten; sie bestanden jedoch darauf, daß die beabsichtigte Entgegnung auf des Präsidenten Brief durch Kaiserlichen Befehl dort eingeholt werden müsse. Es wurde ihnen darauf gesagt, wenn die japanischen Bevollmächtigten nicht beschlössen, den Commodore an dem gegenüberliegenden Orte seines jetzigen Ankerplatzes zu empfangen, so werde er seine Schiffe weiter in die Bai und selbst bis zur Hauptstadt gehen lassen. Tag für Tag wiederholten die japanischen Beamten ihre Besuche und bestanden eigensinnig auf des Commodore Landung in Uraga, während er bestimmt und eindringlich ihren Widerstand zurückwies.

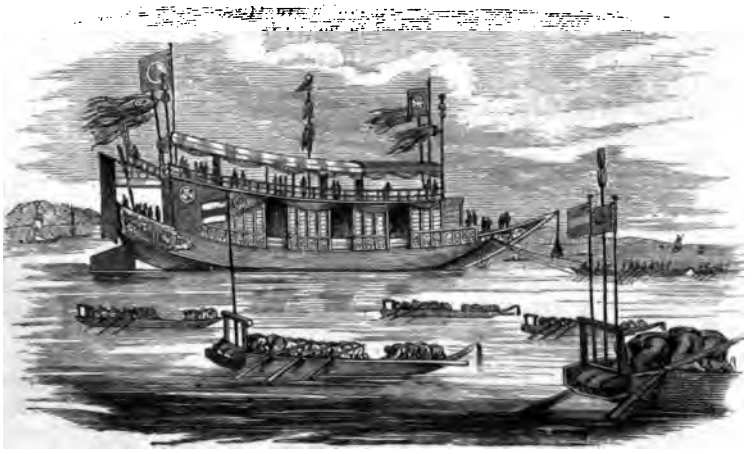
Als die Japaner fanden, daß der Commodore nicht von seinem festen Beschluß abzubringen war, gaben sie Uraga auf, und bestimmten Joguhama, einen viel höher gelegenen Ort an der Bai zu der beabsichtigten Zusammenkunft mit den Würdenträgern der Regierung. So waren zehn Tage in fruchtlosen Unterhandlungen vergangen. Der Commodore hatte zuletzt beschlossen, seine Schiffe gegen Jedo in Bewegung zu setzen, und war der Hauptstadt bereits so nahe gekommen, daß das Schlagen der dortigen Nachtuhren genau gehört werden konnte, bevor die japanischen Beamten noch nachgegeben hatten.

Joguhama ist eine der zahlreichen Dorfschaften, welche aneinander gereiht in ununterbrochener Folge an beiden Seiten der Bai entlang vom Meere bis zur Hauptstadt liegen. Es liegt an der Spitze der sogenannten gastlichen Bai und ist ungefähr neun Meilen von Jedo entfernt. Die Japaner hatten am Ufer nah beim Dorfe eine Art Holzgebäude errichtet, und nachdem der Commodore mit seinem Geschwader einen Standpunkt gewählt hatte, von dem er die Lage vollständig beherrschte, begann die Conferenz am 8. März.

Die Amerikaner fanden sich früh in großer Anzahl am Ufer ein und ordneten sich dort mit ihren Officieren, Matrosen und Seeleuten in Uniform mit klingendem Spiele, um den Commodore und sein Gefolge bis zum Eingange des Gebäudes zu begleiten.

Von Seiten der Japaner waren zahlreiche Gruppen von Pikmännern, Musikanten und Fahnenträgern in prächtiger Kleidung und reich bewaffnet zu beiden Seiten aufgestellt. Diese waren die Söldlinge der Prinzen von der Commission, die mit dem Commodore berathen sollte, und ihr Zweck schien zu sein, der Sache zuzusehn. Das Gebäude selbst war mit Fahnen und Bändern geziert und auf der Vorderseite mit einem Vorhang versehen, auf welchem das Wappen des Kaisers, bestehend aus drei Kleeblättern, von einem Kreise umschlossen, gemalt war. — Auf jeder Seite des Gebäudes hatte man lange Stücke gestreiften Zeuges ausgebreitet und dadurch Barrieren errichtet, um die große Anzahl von Menschen abzuhalten, die sich neugierig herbeidrängten.

Man konnte bereits von den Schiffen aus die Bevollmächtigten von der benachbarten Stadt Canagava zu früher Stunde in ihrer Staatsbarke herbeikommen sehen. Diese Staatsbarke war ein großes buntbemaltes Schiff, dessen Pavillon hoch über den Rumpf hervorragte, wodurch es große Aehnlichkeit mit einem Mississippi-Dampfboote erhielt. Weiße Bänder flatterten von allen Segelstangen, reiche Draperien schmückten das Deck und eine seidne Troddel reichte vom Vordertheil des Schiffes fast bis auf das Wasser herab. Eine Flotte von Ruderbooten zog die Barke an den Landungsplatz, woselbst die Herren ausstiegen, während die in den tausend japanischen Kähnen in der Bai versammelte Menge fußfällig die ankommenden Herrschaften begrüßte.



Ankunft der Staatsbarke.

Das Gemach, in welches der Commodore und seine Officiere zuerst eintraten, war eine weite Halle. Dicke Bündel von Reisstroh bedeckten den Boden, und lange und breite Ruhebänke, mit rothem Tuch bekleidet, waren an den Seiten entlang aufgestellt. Tische, welche mit demselben Stoffe bedeckt waren, fanden sich vor denselben. Die Fenster hatte man mit geöltem Papier überklebt, durch welches ein gedämpftes und mattes Licht die Halle, in der eine behagliche Temperatur hervorgebracht war, beleuchtete. Obgleich der Frühling sich sehr zeitig in Japan einstellt, so war das Wetter dennoch kühl. Kupferne Pfannen mit brennenden Kohlen, die auf einem Holzgestell frei in der Halle standen, dienten zur Heizung. An den Wänden hingen Tapeten und Darstellungen von Bäumen und Kranichen, die mit ihren langen Hälsen jede Art von merkwürdiger Wendung machten.

Japanische Beamte.

Morjana Jenoske war der Hauptdolmetscher bei dieser Gelegenheit. Sobald die Commissionäre sich gesetzt hatten, nahm er auf den Knieen zu den Füßen des Prinzen Havaski seinen Platz ein, und erwartete demüthig dessen Befehle. Die kriechende Haltung, welche jeder Untergebene in Gegenwart seines Vorgesetzten einnimmt, scheint einem Japaner sehr leicht zu werden, würde dagegen sehr schwer und peinlich für Jemand sein, der nicht daran gewöhnt ist. Manchmal ist es ein bloßes Niederhocken, mit den Sohlen fest auf dem Boden; die Kniee sind alsdann geschlossen und der Körper niedergedrückt. Jenoske war wie ein Zauberer in allen diesen Manövern und unter seinen Collegen zeichneten sich besonders der Präfect Kura-Kawakahei darin aus, welcher einer von den untergeordneten Beamten während der Conferenz war. Die Bevollmächtigten sprachen nach einem kurzen Stillschweigen einige Worte zu dem kriechenden Jenoske; dieser hörte einen Augenblick mit niedergeschlagenen Augen zu, bewegte sich dann, immer auf den Knieen, durch ein geschicktes Manöver zu dem Dolmetscher des Commodore und theilte seine Botschaft mit, welche nur aus den gewöhnlichen Complimenten und einer Erkundigung nach der Gesundheit des Commodore und seiner Officiere bestand. Hierauf kehrte er mit der entsprechenden Antwort zu seiner früheren Stellung zurück. Nachdem abwechselnd in dieser Art verschiedenartige Botschaften durch die Vermittelung des sehr ergebenen, aber äußerst nützlichen Jenoske hin und her gegangen waren, wurden auf lackirten Tellern Erfrischungen, bestehend aus Thee in Porzellantassen, Kuchen und Confect umhergereicht. Dann wurde durch die Bevollmächtigten vorgeschlagen, in einem andern Zimmer die Verhandlung weiter zu führen. Der Commodore stimmte bei und wurde, begleitet von dem Flotten-Capitän, seinen zwei Dolmetschern und seinem Secretär, in ein anderes viel kleineres Zimmer geführt, dessen Eingang zu der Haupthalle nur durch einen blauen seidenen Vorhang mit dem gestickten Wappen von Japan in der Mitte getrennt war.

Beim Eintritt saßen die Bevollmächtigten bereits zur Rechten, in einer Reihe, auf rothen Divans, welche an der Seite des Zimmers aufgestellt waren. Der Commodore und seine Begleiter nahmen ihre Plätze auf der linken Seite und das Geschäft begann, nachdem die Beamten vorher bemerkt hatten, daß es ein japanischer Gebrauch sei, langsam zu sprechen. Ihr Vorsitzender behändigte nun dem Commodore eine lange Papierrolle, die die Antwort auf den beim vorhergehenden Besuch im Juli übergebenen Brief des Präsidenten enthielt. Nach einigen Besprechungen in Bezug auf die Geschäfte wurde die Zusammenkunft aufgehoben und der Commodore und sein Gefolge gingen zu den Schiffen zurück. Verschiedene längere Conferenzen folgten und der Vergleich wurde endlich am 31. März 1854 zusammengebracht. Als dann die Geschäfte vorüber waren, benutzte man die Gelegenheit zu gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen und freundlicher Einladung zwischen den Amerikanern und

Japanern, und die letzteren zeigten sich trotz ihrer vorhergehenden Zurückhaltung durchaus nicht abgeneigt, Theil daran zu nehmen.

Der Commodore hatte sich mit einer Menge von Geschenken für den Kaiser und die japanischen Würdenträger versehen und nahm nun die Gelegenheit wahr, sie zu überreichen. Er sandte also den Telegraphenapparat und die kleine Eisenbahn an das Ufer und die amerikanischen Schiffsleute waren bald, durch die Japaner unterstützt, beschäftigt, dieselben dort in Stand zu setzen. Hinzugefügt war eine reiche Sammlung von Büchern, Pistolen, Champagner, Whisky und Parfümerien. Die Japaner wollten in der Freigebigkeit nicht zurückstehen und brachten eine Menge von Artikeln ihrer eigenen Fabrication als Gegengeschenke. Diese bestanden in reichen Brocat- und Seidenstoffen, Chow-Chow-Büchsen um Vorräthe mitzuführen, Tischen, Trinkschalen, Alles in der berühmten lackirten Arbeit, Porzellantassen, Pfeifenröhren, Regenschirmen und verschiedenen Arten von japanischen Anzügen. Dann ein Gegenstand, der deshalb Erwähnung verdient, weil er eine Beigabe zu allen Geschenken ist. Er bestand in einer Tonne gesalzener Fische, die alle einzeln mit Meergras umwickelt und in einen Papierumschlag gelegt waren. Nachdem die Geschenke im Empfangshause zu Joguhama ausgestellt waren, wurde der Commodore und seine Officiere eines Tages von den Würdenträgern eingeladen, dieselben in Empfang zu nehmen.

Nach der Ceremonie des Empfangs der verschiedenen zu dieser Gelegenheit ausgestellten Gaben, wollte der Commodore sich entfernen, als Prinz Hayaski ihm mittheilte, daß ein Gegenstand, der für den Präsidenten selbst bestimmt sei, noch nicht besichtigt wäre. Der Commodore und seine Officiere wurden deshalb zum Gestade geführt, woselbst sie ein- bis zweihundert Säcke Reis aufgestellt in Bereitschaft sahen, um an Bord des Schiffes gesendet zu werden. Ob dieser außerordentlichen Zugabe von Nahrungsmitteln verwunderten sich die Amerikaner natürlich sehr. Der Dolmetscher Jenoske bemerkte, daß es ein allgemeiner Gebrauch bei den Japanern sei, wenn sie Geschenke verabfolgten, stets eine Quantität Reis beizufügen.

Während man noch über die Verwendung dieses beträchtlichen Beweises der japanischen Freigebigkeit berathschlagte, wurde die Aufmerksamkeit plötzlich auf eine Anzahl kolossaler Bursche gerichtet, die das Gestade heruntergetrabt kamen, wie ebenso viele Elephanten. Diese waren sämmtlich angestellte Ringer und bildeten einen Theil des Gefolges der japanischen Fürsten, welche dieselben zu ihrem Privatvergnügen und zur öffentlichen Unterhaltung hielten. Es schienen im Ganzen fünfundzwanzig zu sein und waren alle ungeheuer stämmig und schwer von Gestalt. Ihre Kleidung bestand aus sehr buntem Tuche mit Franzen verziert und geschmückt mit den Wappenbildern des Fürsten, dem jeder angehörte. Durch diese Gewänder verriethen sich die kolossalen Formen der Ringer in der ungeheuersten Fülle von Fett und Muskelstärke. Ihre Besitzer, die Prinzen, schienen stolz auf sie zu sein, und fühlten sich sehr geschmeichelt durch das Erstaunen der Zuschauer. Zwei oder drei dieser ungeheuren Gestalten waren die berühmtesten Ringer in ganz Japan. Einer davon, der als der berühmteste Eisenfresser der Hauptstadt bekannt war, und in überlegener Stärke und kolossalem Umfange prangte, wurde besonders zum Commodore gebracht, damit dieser seine massiven Formen untersuchen könne. Die Bevollmächtigten bestanden darauf, daß der ungeheuere Bursche auf's Genaueste betrachtet, die Härte seiner runden Muskeln gefühlt, und die Fettheit seines kissenförmigen Körperbaues mit den Fingern geprüft würde. Der Commodore befühlte den Arm und fand denselben so fest wie er dick war; dann fühlte er mit der Hand über den ungeheuren Hals, welcher in massivem festen Fleisch gleich der Wamme eines Preisochsen herunterhing. Natürlich wurde einige Verwunderung über diese sonderbare Ausstellung thierischer Entwickelung ausgesprochen, worauf das Monstrum selbst ein Grunzen, als Ausdruck seiner geschmeichelten Eitelkeit von sich gab. Alle diese Ringer waren so ungeheuer fleischig, daß sie ihre unterscheidenden Fähigkeiten gänzlich verloren zu haben und nichts weiter als fünfundzwanzig Fettklumpen zu sein schienen. Ihre Augen blieben kaum erkennbar zwischen einer tiefen Fetthöhlung, das Hervortreten ihrer Nasen hatte sich in den aufgeblasenen dicken Wangen verloren, und die Köpfe saßen unmittelbar auf dem Rumpf, so daß nur einige Fleischfalten die Stelle zeigten, wo Hals und Kinn sonst gewöhnlich zu finden sind. Da ihr Hauptzweck indeß mehr auf die Entwickelung der Muskeln, als zu dem bloßen Ansatz von Fett bestimmt war, so waren sie bei allem dem geübt und fähig, bedeutende Kraft auszuüben. Als vorläufiger Beweis für ihre Stärke gaben ihnen die Prinzen den Befehl, die Reissäcke nach einem bestimmten Orte am Ufer zum Einschiffen zu befördern. Jeder dieser Säcke wog etwa 125 Pfund, und es fanden sich nur Wenige unter den Ringern, die nicht zwei Säcke auf einmal trugen. Sie luden dieselben auf die rechte Schulter, hoben den ersten selbst vom Boden auf und ließen sich nur beim Aufheben des zweiten helfen. Einer darunter schaffte einen Sack fort, indem er ihn mit den Zähnen hielt und ein anderer hielt einen in seinen Armen und machte wiederholt einige Sprünge mit so viel Leichtigkeit als wäre seine Fleischmasse Wolle und seine Ladung eine Feder.

Nach dieser vorläufigen Unterhaltung schlugen die japanischen Beamten dem Commodore und seinem Gefolge vor, sich zu dem Empfanghaus zurückzuziehen, wo sie weiter Gelegenheit haben sollten, die Fertigkeit der Fechter zu bewundern.

Diese selbst wurden nun sehr sorgfältig vorbereitet. Sie hatten stets eine Menge von Aufsehern um sich, welche bemüht waren, sie mit Fächern, wonach sie oft verlangten, sowie beim An- und Auskleiden zu bedienen.

Sie waren meist in reichgeschmückte Röcke von der gewöhnlichen japanischen Form gekleidet; wenn sie sich übten, waren sie, mit Ausnahme des Tuchs um die Lenden, nackt. Nach der Vorstellung mit den Reissäcken luden ihre Diener die reichen Kleider auf die ungeheuren Körper und geleiteten dieselben nach dem Versammlungshause.

Ein runder Platz von ungefähr zwölf Fuß Durchmesser war dort durch einen Ring eingeschlossen, in welchem der Boden dicht vor dem Gebäude sorgfältig geglättet und zurecht gemacht war, während in der Vorhalle Divans mit rothem Tuch bedeckt, für die japanischen Beamten, den Commodore, die Officiere und ihr verschiedenes Gefolge bereit standen. Die Musikanten der Schiffe waren ebenfalls zugegen und füllten die Zwischenpausen der Vorbereitung mit passenden lebhaften Weisen aus. Sobald die Zuschauer ihre Plätze eingenommen hatten, wurden die entkleideten Ringer in den abgeschlossenen Raum gebracht und in zwei gegenüberstehende Parteien getheilt. Sie schritten einigemal heftig rückwärts und vorwärts, sahen sich wüthend einander an, ohne miteinander in Berührung zu kommen, als ob sie ihre Kräfte nur zeigen und den Zuschauern Gelegenheit geben wollten, ihre gegenseitige Kraft zu schätzen und Wetten darauf zu machen. Bald darnach zogen sie sich hinter einige Schränke zurück, welche zu diesem Zwecke aufgestellt waren. Dort wurden Alle, zwei von ihnen ausgenommen, wieder vollständig angekleidet und setzten sich den Zuschauern gegenüber auf Sessseln nieder. Die beiden, welche abgesondert von den übrigen blieben, traten nach einem durch den Herold gegebenen Zeichen auf. Sie schritten, einer nach dem andern hinter den Schränken hervor und gingen mit langsamen und gemessenen Schritten, wie es solchen ungeheuren Geschöpfen angemessen erschien, in die Mitte des Rings. Hier stellten sie sich in einem Zwischenraum von mehreren Ellen einander gegenüber und sahen sich mit vorsichtigen Blicken, als ob sie die Gelegenheit, einander zu überlisten, abwarten wollten, gegenseitig an. Wenn man diese übersetten Ungeheuer, deren thierische Natur so sorfältig entwickelt war, betrachtete und sie beobachtete, wie sie mit roher Wildheit auf einander lauerten, um dem ungebändigten Trieb einer wilden Natur zu folgen, so konnte man ganz leicht die Ansicht verlieren, daß sie menschliche Creaturen seien und sie für ein paar wilde Bestien ansehen, die gegenseitig nach ihrem Blute dürsteten. Sie waren in Wahrheit gleich einem Paar wilder Stiere, deren Blick und Bewegung selbst sie nachzuahmen schienen. Nachdem sie sich eine Weile angesehen hatten, stampften sie heftig den Boden, scharrten, wie es schien, mit Ungeduld, beugten ihre ungeheuren Körper, packten Hände voll Erde und warfen sie wüthend hinter ihren Rücken oder rieben sie ungeduldig zwischen ihren Handflächen und auf den stahlharten Schultern. Nun bückten sie sich tief nieder, hielten ihre Augen fest und still auf einander gerichtet und bewachten jede Bewegung. In einem Augenblicke hatten sie plötzlich ihre kolossalen Körper in die Kampfstellung gebracht, mit einem Ruck und mit einer Gewalt, die einen Ochsen zum Stehen gebracht haben würde, standen sie Mann an Mann. Die Gleichmäßigkeit ihrer ungeheuren Personen war durch das Zusammentreffen arg verwirrt und die Wirkung hiervon an dem Zittern des hängenden Fleisches ihrer Körper zu erkennen. Als sie auf einander stießen, hatten sie ihre nervigen Arme um einander geschlungen und waren nun in einen verzweiflungsvollen Kampf verwickelt, worin Jeder mit voller Kraft den Gegner niederzuziehen suchte. Ihre großen Muskeln schwollen bis zu dem scharfen Ausdruck der kolossalen Form eines ungeheuren Herkules an, ihre vollen Gesichter zeigten rothe Flecken, an denen das Blut jeden Augenblick durch die Haut durchzubersten drohte, und als der Kampf fortdauerte, zitterten die ungeheuren Körper mit heftiger Bewegung. Zuletzt fiel einer der Gegner mit seinem kolossalen Gewichte zu Boden, und nachdem er für besiegt erklärt worden war, half man ihm wieder auf die Füße und führte ihn aus dem Ringe.

Die Scene wurde nun in der Art des Streites zwischen den beiden folgenden Ringern etwas verändert. Der Herold forderte wie früher die Gegner heraus. Einer davon nahm alsbald seinen Platz in dem Ringe, nahm die Vertheidigungsstellung ein, mit einem Bein vorwärts und den Körper mit dem Kopf etwas zurückgeneigt. So erwartete er den Angriff. Gleich nach ihm stürmte der andere herein, brüllte laut wie ein Stier und indem er gleich seinem Gegner sich bückte, stieß er mit dem Kopf gebeugt vorwärts auf diesen los, der den Stoß mit der Festigkeit eines Felsens empfing. Obgleich das Blut von der Stirne, welche beim Zusammentreffen verwundet war, über sein Gesicht strömte, so wurde das Manöver doch mehrmals wiederholt, wobei Einer immer als angreifende und der Andere als widerstehende Gewalt auftrat. Sei

fuhren mit diesem rohen Kampfe fort, obgleich ihre Stirnen mit Blut bedeckt waren und das Fleisch ihrer Brust von dem zusammengetretenen Blute in großen rothunterlaufenen Flecken anschwoll und das ekelhafte Schauspiel wurde nicht eher unterbrochen, bis alle fünfundzwanzig nach einander paarweise ihre ungeheuren Kräfte und wilden Fähigkeiten wiederholt gezeigt hatten.

Von diesem rohen Schauspiel der Ringer gingen die Amerikaner zu der Ausstellung ihrer Geschenke über, jenen Triumphen der Civilisation, dem Telegraphen und der Eisenbahn, zu der die japanischen Beamten nun ihrerseits eingeladen waren.

Um den Schluß der Verhandlungen weiter zu feiern, wurden hierauf Einladungen zwischen dem Commodore und den japanischen Commissären gewechselt. Das amerikanische Fest sollte zuerst kommen und demzufolge war am bestimmten Tage der Powhattan mit flatternden Flaggen geschmückt und alles übrige Flaggentuch hing geschmackvoll in schönen Verzierungen um die Decks und um das Tauwerk. Eine große Anzahl von Officieren der verschiedenen Schiffe in voller Uniform sammelten sich, um dem Feste als Gäste beizuwohnen. Die Mannschaft und die Matrosen waren gut gekleidet und stattlich aufgestellt. Da man das japanische Gefolge als groß und aus verschiedenen Rangclassen zu erwarten hatte, so waren zwei Tische gedeckt; einer in der Cajüte für die höheren Würdenträger und der andere auf dem Deck unter dem Sommerzelt für die niederen Beamten und Untergebenen. Die japanischen Gäste kamen zu richtiger Zeit und in großer Anzahl. Es waren nicht weniger als siebzig in Allem und sie wurden mit Artilleriesalven von den verschiedenen Schiffen und mit einem lebhaften Musiktusch von den verschiedenen Banden empfangen. Die fünf Commissäre wurden sogleich nach der Cajüte begleitet, wo sie von dem Commodore und einigen seiner hohen Officiere begrüßt wurden. Jenoske, der Dolmetscher, erhielt ebenfalls als besondere Vergünstigung die Erlaubniß, in der erhabenen Nähe seiner Vorgesetzten zu essen und zu trinken, aber nur an einem Seitentischchen, wo er indessen bewies, daß er, so untergeordnet er in der Würde auch war, im Appetit seinen Vorgesetzten doch gleichkam, wenn nicht gar sie übertraf. Der Commodore hatte längst die Absicht gehegt, dies Bankett zu geben und zu dieser gastlichen Gelegenheit eine Anzahl Rinder, Fasanen und eine halbe Schafheerde oder so etwas in Reserve gehalten. Dies Alles zusammen mit den gewöhnlichen Vorräthen von Kuchen, Confect, verschiedenen Delicatessen und unberechenbaren Massen von anderem Backwerk diente zur Verherrlichung des Festes. Weine, Liqueure und andere kräftige Getränke flossen reichlich und wurden von den Gästen durchaus nicht verschmäht. Die Süßigkeit des Maraschino fand vor dem Geschmack der Bevollmächtigten volle Gnade und seine Stärke schien ihnen durchaus keine ernsthafte Vorsicht einzuflößen, obgleich ihre Wirkung bald sehr bemerklich wurde. Ueberhaupt bewährten sich die japanischen Herrschaften mit Ausnahme des Prinzen Hayashi, welcher mäßig aß und trank, als außerordentliche Gutschmecker und tüchtige Trinker. Einige darunter verloren bald alle japanische Zurückhaltung und gingen unter dem Einfluß des Champagners, Maraschino und Whisky alle Stufen bacchantischer Wonne durch. Auch die Gesellschaft auf dem Deck, welche viel größer und gemischter in Rang und Charakter war, hatte sich während derselben Zeit, nachdem sie mit unberechenbaren Vorräthen von solider Nahrung und zahllosen Bowlen Punsches fertig geworden war, sehr lebhaft geäußert.

Die Gäste waren übrigens nicht befriedigt mit dem, was sie so reichlich und unbarmherzig mit ihrem gegenwärtigen Appetit vertilgt hatten, sie beluden sich auch noch mit Vorräthen für die Zukunft. Bei ihnen herrscht nämlich der Gebrauch, einen Theil des Festschmauses, dem sie beiwohnen, mit nach Hause zu schleppen, und so oft die Amerikaner bei ihnen eingeladen waren, wurden sie aufgefordert, dasselbe zu thun. Jeder Japaner trägt in einer Tasche an dem Brusttheil seines Kleides einen Vorrath von Papier, der für die verschiedenen Zwecke eines Taschentuchs — denn er hat kein anderes, — eines Notizbuches und um die Reste eines Festes einzuwickeln, bestimmt ist. Dem Mittagsessen folgte ein Schauspiel, welches durch die Matrosen gegeben wurde und das seine allgemein menschliche Wirksamkeit bewies, indem es von den Japanern mit ungeheurem Applaus aufgenommen wurde.

Einige Tage darauf wurden der Commodore und seine Officiere zu einem Gegenfeste bei den japanischen Beamten eingeladen. Das Bankett war im Empfangshause vorbereitet, in dessen Haupthalle schmale Bänke mit rothem Tuch bedeckt aufgestellt waren. Lackirte Gestelle, die vor jeden Gast gesetzt waren, vertraten die Stelle von Tischen. Nachdem die Gäste ihre Sitze dem Range entsprechend eingenommen hatten, wurde der Commodore und sein Gefolge zu den Divans geführt, wo die Würdenträger als Wirthe präsidirten. Das Gefolge wurde in dem untern Zimmer um die Tische herum placirt und das Fest begann nach einigen vorhergehenden Complimenten. Eine große Anzahl Bedienten traten auf einmal ein und trugen auf lackirten Tellern verschiedene irdene Tassen. Diese enthielten eine dicke Suppe, welche mit einer Zugabe von Soga oder irgend einer anderen Würze begleitet war. Auf

die erste Suppe folgte Suppe und nach dieser Suppe wurde abermals Suppe gegeben. Dies schien der stehende Gegenstand der ganzen Mahlzeit zu sein. Es war nur wenig Unterschied für einen amerikanischen Gaumen aus diesen Gerichten herauszufinden. Die meisten davon schienen aus frischem Fisch, wovon große Stücke in dem dicken Stoff umherschwammen, zu bestehen. Zwischen den Suppengerichten wurden verschiedene süße Confecte und eine große Masse von Ingwerbrod und anderen Kuchen umhergereicht, während die silbernen Geschirre, welche das Nationalgetränk Saki enthielten, eine Art Whisky von Reis destilirt, immer wieder gefüllt wurden. Die Sakitassen haben eigentlich die Eigenschaft von Fingerhüten, aber die Japaner haben eine solche Fertigkeit im Füllen und Leeren derselben erreicht, daß sie größere Gefäße durchaus nicht vermissen. Toaste und Gesundheiten waren vorüber und die Gesellschaft wurde bald fröhlich und guter Dinge. Am Ende der Mahlzeit wurde ein Gericht gebracht, bestehend aus gesottenem Bachkrebs, einem Stück gebackenen Aal und einem viereckig geformten gallertartigen Pudding. Dieses wurde jedem Gaste serwirt mit der Erklärung, daß er diese Gegenstände mit sich nehmen solle oder daß sie ihm nachgeschickt würden, was auch in Wirklichkeit geschah. Das japanische Mittagsmahl ließ indeß einen solchen Eindruck bei den Amerikanern zurück, daß sie sicher waren, auch ohne Zugabe, dasselbe noch lange in Geschmack und Gedächtniß zu erhalten. Der dortige Küchenzettel schien ganz besonders mager und Suppe, so wünschenswerth sie an ihrem richtigen Platze ist, bleibt immer ein armseliger Ersatz für ein kräftiges Beefsteak oder Hammelscotelet.

Der Commodore war nun beinahe zwei Monate in der Bai von Jedo gewesen und der größte Theil dieser Zeit wurde mit vorläufigen Verhandlungen zur Abfassung der Uebereinkunft hingebracht. Während dieser ganzen Zeit bot sich wenig Gelegenheit zu näherer Berührung mit dem Volke. Es verhinderten dies die Beamten. Trotzdem gab es hin und wieder Gelegenheiten, die Eigenthümlichkeiten der Nation zu beobachten. Nachdem nun die Verhandlungen beendigt waren, bestand der Commodore darauf, daß es seinen Officieren erlaubt werde, das Land zu erforschen. Dies war nun zwar zugestanden worden, aber unter so strengen Vorkehrungen, daß die Besuche der Amerikaner nur auf bestimmte Grenzen angewiesen und die Japaner bei diesen Gelegenheiten durch die Polizei und Spione so genau bewacht wurden, daß sie nicht wagen durften, mit den Fremden zu sprechen und kaum dieselben anzusehen. Durch die Aufnahme von Wasser und anderen Bedürfnissen, durch die Hin- und Hergabe der Geschenke, die Aufstellung des Telegraphen und die Herrichtung der kleinen Eisenbahn wurden die Amerikaner jedoch bald nothwendigerweise in Verbindung mit den Eingeborenen gebracht. Das gewöhnliche Volk zeigte bei dieser Gelegenheit immer eine sehr freundliche Haltung gegen seine Besucher und obgleich es aus Furcht vor seinen Vorgesetzten zurückgehalten wurde, so bewies es doch eine ungemeine Neugierde, Alles über die Vereinigten Staaten zu wissen. Es war schwierig, diese außerordentliche Neugierde, die sich hauptsächlich auf die Kleidung richtete, zu befriedigen. Bei jedem Gegenstand waren sie begierig, den englischen Namen zu erfahren und auszusprechen. Ein Knopf erregte das größte Interesse und das Geschenk eines solchen wurde für eine außerordentliche Gunst angesehen. Ihre Neugierde in Bezug auf die Tuchkleidung und die Knöpfe hat ihren Grund darin, daß sie selbst keines von beiden haben.

Die Japaner sind von Natur gesellig und haben vielfach Umgang unter einander. Die Frauen theilen die Vergnügungen der Gesellschaft mit nicht mehr Zurückhaltung, als bei uns. Abendunterhaltungen finden für beide Geschlechter statt, wobei die Theetasse freundlich herumgereicht wird und die Gesellschaft sich in den gewöhnlichen Klatschereien ergeht oder mit Musik und Kartenspiel die Zeit vertreibt. Der eifersüchtigen Wachsamkeit der Regierung ist es allein zuzuschreiben, daß das Volk nicht seine natürliche freundschaftliche Neigung auch gegen die Fremden ausübt. Vielweiberei findet in Japan nicht wie in anderen orientalischen Ländern statt und eine höhere Stellung des weiblichen Geschlechts sowie Achtung vor den häuslichen Tugenden ist die Folge davon. Nachdem das Gefolge des Commodore in dem Versammlungshause mit den üblichen Erfrischungen bewillkommnet worden war, gingen sie, begleitet durch den Hauptdolmetscher Jenoske und einige japanische Officiere nach dem fünf engl. Meilen entfernt gelegenen Beobachtungsort, wobei sich die Gelegenheit ergab, einen großen Theil des Landes, viele Dorfschaften und eine große Anzahl Volkes zu sehen. Der frühzeitige Frühling in dieser gemäßigten Lage war nun bereits weit vorangeschritten und das Wetter, obgleich nie sehr strenge, war warm und mild geworden. Die Felder der terassenförmigen Gärten prangten in einem frischen und zarten Grün, und die mit dem vollen Schmuck der neuen Vegetation prangenden Bäume warfen den Schatten ihrer reichen grünen Belaubung in die Thäler und auf die Hügelseiten umher. Camelia's standen in der ungeheuren Höhe von 40 Fuß, mit prachtvollen rothen und weißen Blüthen, welche eine Reinheit, einen Reichthum der Farbe und eine Fülle der Entwickelung zeigten, wie sie nirgends übertroffen wird. Der Commodore

und seine Officiere wurden zu dem ersten Beamten der Stadt geführt. Dieser geleitete sie mit großer Gastfreundschaft in seine Behausung. Das Innere war ganz einfach. Es bestand aus einem großen Zimmer mit weichen Matten bedeckt und mit Oelpapierfenstern erhellt; behangen mit rothbemaltem Papier und möblirt mit den gewöhnlichen rothfarbenen Bänken. Die Frau und Schwester des Stadtbeamten waren zugegen, sie kauerten in einer Ecke des Zimmers auf ihren Knieen und lächelten den Besuchern ein schüchternes Willkommen entgegen. Diese Frauen waren in dunkelfarbige Gewänder, gleich Schlafröcken, die durch ein breites Band um den Leib gehalten wurden, gekleidet. Ihr Wuchs war kurz und dick oder wenigstens erschienen sie so in ihrer unvortheilhaften Kleidung; ihre Gesichter jedoch schienen nicht ganz ohne Ausdruck, wozu besonders ihre schwarzen Augen und Haare vortheilhaft beitrugen. Letztere trugen sie auf dem Kopfe befestigt, wie die Männer, jedoch nicht auf der Stirn rasirt. Als deren Lippen bei dem graciösen Lächeln sich theilten, zeigten sie eine Reihe schwarzer Zähne, welche in furchtbar zerstörtem Zahnfleisch saßen. Die verheiratheten Frauen in Japan färben ihre Zähne und zwar mit einem Gemisch von Urin, Eisenspänen und Saki. Die Zusammensetzung ist, wie man aus ihren Bestandtheilen schließen kann, weder angenehm riechend noch sehr heilsam. Sie ist so beißend, daß sie, wenn man sie an die Zähne bringt, nothwendigerweise die zarte Bildung des Zahnfleisches und der Lippen angreifen muß, denn die geringste Berührung dieses ekelhaften Stoffes mit dem Fleisch verwandelt dasselbe zu einem dunkelrothen, entzündeten Flecken. In Folge dessen werden die Zähne mit der größten Sorgfalt geschwärzt, wobei das Zahnfleisch dennoch stets seine Farbe und Frische verliert. Man sollte denken, dieser Gebrauch sei der ehelichen Glückseligkeit nachtheilig und ein ganz natürlicher Schluß läßt jeden Kuß für gefährlich erkennen. Dieser Gefahr ist jedoch durch einen anderen Gebrauch, welcher ebensowohl bei den Japanern als auch bei unsern civilisirt sein wollenden Damen herrscht, bereits vorgebeugt, dem nämlich: die Lippen mit Rouge zu färben. Der rothe Glanz des Mundes soll die Schwärze des Zahnfleisches und der Zähne in noch größeren Contrast bringen.

Der genannte Beamte hatte einige Erfrischungen für seine Gäste, bestehend in Thee, Kuchen, Confect und dem nie fehlenden Saki, herbeibringen lassen. Mit dem letzten wurde eine Art Waffeln gegeben, welche augenscheinlich von Reismehl gemacht waren. Der Beamte selbst war sehr eifrig, alle diese Sachen umherzureichen und seine Frau und Schwester, welche, so lange der Besuch währte, auf den Knieen blieben, halfen ihm dabei. Diese ungeschickte Stellung der Frauen schien ihren Eifer durchaus nicht zu hindern; sie gebrauchten die Sakikannen, deren Handhabung in Betracht der Kleinheit der Becher in fortwährender Thätigkeit war, sehr geschickt.

Da der Commodore nach beendigtem Geschäfte mit seinem Gefolge rasch zurückkehren mußte, so blieb nur kurze Zeit zur Beobachtung der japanischen Lebensweise. Ueberall traf das Auge Spuren geschäftiger Thätigkeit, sowohl in den Städten als Dörfern, auf den Feldern und Ackergärten. Viele Arbeiter standen bis an die Knie im Wasser und bearbeiteten die Felder, welche zum Reisbau künstlich überschwemmt waren. Andere stampften die Körner mit schweren Hämmern zu Mehl und wieder andere beluden die Packpferde mit Körben und Säcken voll grobgemahlenen Mehles für den Markt. Die einzigen Faullenzer waren die Mütter, welche die kleinen Kinder in den Armen oder auf dem Rücken trugen. Das gewöhnliche Volk schien ohne Ausnahme zufrieden und behaglich, trotz der schweren Arbeit. Man bemerkte wohl Armuth, aber es kamen durchaus keine Beispiele öffentlicher Bettelei vor. Die Weiber sah man häufig mit Feldarbeit beschäftigt. Selbst die niedrigsten Stände waren ziemlich gut gekleidet. Sie trugen baumwollene Gewänder in derselben Form wie ihre Vorgesetzten, nur kürzer und gingen zum Theil barhäuptig und barfüßig. Die Weiber waren meistens ebenso wie die Männer gekleidet, ausgenommen, daß sie ihre Köpfe nicht geschoren, sondern ihr reiches Haar hinaufgesteckt und oben mit einem Knoten oder Kamme befestigt hatten. Bei regnigem Wetter benutzen die Japaner eine von Stroh gemachte Bedeckung, welche auf dem Kopfe befestigt ist, am Halse herabhängt und über die Schulter fällt, so daß die Menschen damit aussehen wie wandelnde Strohütten. Manche der höheren Classen bedecken auch ihre Kleider mit einem geölten Papiermantel, welcher für das Wetter undurchdringlich ist. Der Regenschirm ist, wie bei den Chinesen, ein steter Begleiter, und dient sowohl zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen als gegen die Wirkungen eines Regenschauers.

Da der Commodore die für schön bekannte Hauptstadt Jedo besichtigen wollte, richtete das Geschwader seinen Lauf so nah zu dieser Stadt, daß, wenn nicht einer jener dichten Nebel gefallen wäre, die in Japan so häufig sind, man sie jedenfalls genau gesehen haben würde. Es wurde indeß genug davon ersichtlich, um die Berichte von der ungeheuren Größe der Stadt, deren Häuser und Gebäude viele Meilen des Landes bedeckten, zu bestätigen. Die Häuser schienen ziemlich armselig zu sein, unangestrichene, hölzerne Baracken, gerade so wie sie überall in den Dörfern und Städten auf bei-

den Seiten der Bai gefunden wurden. Das Land in der Umgegend war sehr stark bebaut mit Gärten und Terrassenfeldern und die hervorragenden Landstriche mit Festungswerken bedeckt. Palisaden versperrten auf eine lange Strecke den Eingang in den Hafen. Man konnte indessen bemerken, daß dies nur zeitweilige Vorrichtungen waren, um die Stadt vor den etwaigen Angriffen der Amerikaner zu schützen. Des Commodore geübtes Auge entdeckte gar bald, daß die ganze Hauptstadt mit allen ihren Forts und Palisaden sehr leicht mit wenig Dampfbooten, einem kleinen Wasserabzug und einer guten Seemacht genommen werden könnte. Die japanischen Autoritäten zeigten große Besorgniß und protestirten ernstlich gegen des Commodore Herannahen. Sie waren sehr erfreut, als er bestimmt zu seinem früheren Ankerplatz zurückkehrte, ohne an der Hauptstadt anzulegen.

Nachdem alle Geschäfte im oberen Theile der Bai von Jedo beendet waren, kehrte der Commodore mit den zwei Dampfbooten Missisippi und Powhattan zurück und trat nun die Fahrt nach Simoda an, wo er am 18. April 1844 am Nachmittage anlangte. Zu den wichtigsten Concessionen des Vertrags gehörte die Eröffnung der beiden Häfen von Simoda und Hakodadi für amerikanische Fahrzeuge und der Commodore wünschte daher, diese Plätze zu besuchen, um sich über deren Beschaffenheit zu dem beabsichtigten Zwecke zu unterrichten. Ueberdies waren noch einige Details in Bezug auf die amerikanischen Verbindungen zu reguliren und es ward daher bestimmt, daß die Bevollmächtigten mit dem Commodore in Simoda noch einmal zusammenkommen sollten. — Simoda liegt auf der Insel Niphon am südlichen Ende des Vorgebirges von Izo, nahe bei der Mündung der unteren Bai von Jedo. Die Stadt liegt niedrig, wie ihr Name Simoda, das japanische Wort für flaches Feld, sagt, auf einer Ebene, die sich zwischen den Hügeln nach der Bai hin ausdehnt. Die umliegende Gegend bietet den gewöhnlichen Anblick auf die Scenerie des Golfs von Jedo dar, wo verschiedene reich cultivirte Hügel und Thäler mit terrassenförmigen Feldern und Gärten auf einander folgen und in der Ferne von Gebirgen begrenzt sind, deren höchste Gipfel im Monat April noch mit Schnee bedeckt waren. Eine Anzahl von kegelförmigen Felsen und Inseln, hie und da durch Gruppen von Pinien dunkel schattirt, ragten über die Oberfläche des Wassers im Hafen empor und zeigten die charakteristischen Merkmale von vulcanischer Thätigkeit. Die Stadt selbst sieht armselig genug aus mit ihren kleinen unangestrichenen Häusern, aber das Auge wird durch den Reichthum und die Schönheit der umgebenden Landschaft entschädigt. Die Masse von Jonken und anderen japanischen Barken um die Mündung des Flusses, der aus der Stadt sich in den Hafen ergießt, gibt dem Platze den Anschein der Handelsbetriebsamkeit. Eine beträchtliche Verbindung ist durch diesen Strom zwischen Simoda und dem Innern des Landes hergestellt und das Thal, welches derselbe durchfließt, ist mit Dörfern und reich cultivirten Bauerhöfen bevölkert. Simoda ist regelmäßig gebaut und hat ungefähr 20 Fuß breite Straßen, die sich einander in rechten Winkeln durchkreuzen. Ihr Zustand übertrifft Vieles in unserm eigenen Lande, indem sie gut gepflastert, mit Rinnen und Canälen versehen und sehr rein gehalten sind. Die Häuser sind klein und oberflächlich construirt, einige davon nichts weiter als Strohhütten, und nur wenige, welche von wohlhabenden Leuten bewohnt werden, von Stein. Die meisten Gebäude bestehen nur aus einem Gerüst von Bambusrohr mit einem Lehm bekleidet, der an der Luft trocknet und dann für die Nässe undurchdringlich wird. Die Dächer, mit rothen irdenen Ziegeln bedeckt, ragen an der Front nach der Straße zu etwas vor, wo sie dann durch Pfosten unterstützt werden. Zwischen den Pfosten sind bewegliche Schieber von geöltem Papier in einen Holzrahmen gesetzt; Glasfenster kennt man nicht. Manchmal sieht man welche von Glimmer, aber gewöhnlich ist Papier das gebräuchliche Material. Während des Tages sind diese Fenster zurückgeschoben und erlauben den freien Eingang unter das vorstehende Dach, wo in den Läden die Verkaufsartikel ausgelegt sind. Das Innere der Häuser besteht aus einer Plattform, welche sich einen Fuß vom Boden erhebt, mit Oelpapierfenstern eingeschlossen und durch bewegliche Schieber, ebenfalls mit Oelpapier beklebt, in kleinere Räume abgetheilt ist. Diese Erhöhung wird für alle möglichen Zwecke gebraucht. Es wird daselbst gegessen, getrunken, gearbeitet, Besuch empfangen, Freunde unterhalten und Nachts geschlafen. Die beweglichen Schieber machen es möglich, daß dieser Raum in viele kleine Zimmer getheilt, aber auch zu einem großen erweitert werden kann. Die Einrichtung ist außerordentlich spärlich. Der Boden ist mit Matten von Reisstroh, in der gewöhnlichen, durch das Gesetz vorgeschriebenen Größe von 3 bis 6 Fuß belegt und diese sind so nett zusammen gefügt, daß sie eine einfache Decke zu sein scheinen. Da die Japaner gewöhnlich knieen und kauern, anstatt zu sitzen, so haben sie selten Sessel oder Stühle, dagegen Bänke oder Divans. Nur eine Art von Sessel sieht man zuweilen. Das gewöhnliche Volk kauert gewöhnlich in einer sitzenden Haltung nieder, denn das Knieen ist schon ein Zeichen von Noblesse. Betten haben sie nicht. Sie bringen die Nacht auf der mit

Matten belegten Flur zu, bedecken sich mit eben solcher Matte und legen den Kopf auf eine kleine Erhöhung. Tische kennt man nicht, dafür dienen die kleinen lackirten Gestelle von einem Fuß Höhe als Ersatz. Beim Essen

Hausgeräthe.

wird ein solches vor jede Person gestellt und der Japaner nimmt seinen Thee, schlürft seinen Saki oder ißt seine Suppe darauf, indem er am Boden niederkauert. Haushaltungsgeräthschaften findet man wenig und diese sind sehr einfach. Eine Sammlung von Holzstäben, ein gewöhnlicher irdener Topf, einige chinesische Töpfe, einige lackirte Tassen und der allgegenwärtige Theekessel ist Alles. Letzterer ist von irdener Masse oder von Bronce und manchmal sogar, aber selten, von Silber. Er befindet sich fortwährend über einem Kohlfeuer, welches in der Mitte der Wohnung in einem viereckigen von Ziegeln und Sand gebildeten Raume brennt. Der Thee wird, wie in China, ohne Zucker getrunken. Der Saki, welcher einem starken Liqueur nicht unähnlich ist, theilt mit dem Thee die Ehre einer allgemeinen Verbreitung. Bei der Ankunft wird jeder Gast aufgefordert, Thee oder Saki oder beides anzunehmen. Die Hauptmahlzeit des Tages besteht aus folgenden Gängen: gedämpfter Fisch, dicke Suppe und kalter Fisch, garnirt mit geschnittenen Wurzeln und einem Gemenge, worin hartgesottene Eier zertheilt, mit weißem Fisch, geschnittenem Taschenkrebs und Seetang sich verbinden. Dies wird in verdeckten Schüsseln aufgetragen. Zwei Zugaben fehlen bei keiner Mahlzeit. Die eine ist Soga, wohinein die Bestandtheile jedes Ganges getaucht werden, bevor man sie ißt, die andere Saki, welches allgemein von allen Classen getrunken wird. Das Kochen ist einfach und geschieht gewöhnlich im Mittelzimmer des Hauses; in bedeutenderen Häusern jedoch befinden sich Küchen an der hintern Seite. Einige der wohlhabenden Leute besitzen Landhäuser vor der Stadt. Diese sind umgeben von Gärten, die in chinesischer Weise angepflanzt, mit Fischteichen, tempelartigen Sommerhäusern und Privatcapellen versehen und mit reichen Zwergfruchtbäumen und Beeten voll buntgemischter Blumen geschmückt sind. Die verschiedenen Hausgeräthschaften sind in den besseren Häusern oft von schönem Muster und sorgfältiger Arbeit. Die lackirten Ständer, auf denen das Essen servirt wird, zeigen oft geschmackvolle Verzierung und sind sehr hoch mit dem berühmten japanischen Lack polirt. Die Laternen von Papier, zuweilen mit „Ge-

Der Theekessel.

Laternen, Leuchter und Heiligenschränke.

mälden geſchmückt, werden auf ſchön gearbeiteten bronzenen Geſtellen befeſtigt. Die Theetöpfe und Taſſen ſind häufig prachtvoll gemalt und mit Vergoldung geziert.

Simoda hat gleich allen blühenden Städten ſeine Abſteigequartiere für die Reiſenden, aber dieſe unterſcheiden ſich etwas von den unſrigen. Die Namen der Reiſenden werden wie bei uns eingeſchrieben, nur etwas auffallender, denn man ſetzt ſie mit großen Buchſtaben an die Thorpfoſten der Straße. Die Ankunft von beſonders ausgezeichneten Gäſten wird dann durch das Aushängen ihres Waffenrockes mit dem vollen Wappenſchilde an der Fronte des Abſteigequartiers angezeigt. Das Volk von Simoda hat Tempel und Heiligenhäuſer genug, um den Charakter der Frömmigkeit zu zeigen, trotzdem iſt es nicht das ſittlichſte Volk der Welt. Es iſt wahr, ſie haben neun buddhiſtiſche Tempel, einige Sintootempel und eine Unzahl von Heiligenhäuſern über die Gebirgshöhen zerſtreut; aber es iſt auch nicht weniger wahr, daß ſie öffentliche Bäder haben, in welchen beide Geſchlechter ſich untereinander waſchen und beluſtigen, und eine öffentliche Literatur, welche in ihrer demoraliſirenden Haltung eben ſo unbewacht ihr Weſen treibt wie jener ekelhafte Gebrauch. Die Tempel ſind die großartigſten Gebäude in Simoda. Ihre Conſtruction iſt im Allgemeinen wie die der Häuſer, aber ihr Umfang iſt ausgedehnter, ihre Verzierungen ſind erhabener und ſie haben oft reichgeſchnitzte Architrave und Kanten. Gongs, Trommeln, Raſſeln und andere lärmende Inſtrumente bilden einen beträchtlichen Theil der Tempelgeräthſchaften, und einige von dieſen ſind bemerkenswerth durch die Schönheit ihrer Ausarbeitung und durch die Häßlichkeit der Muſik, welche ſie hervorbringen. An der Thüre eines jeden Tempels befindet ſich ein Strohſeil mit einer Glocke und eine Trommel. Bei der Ankunft eines Andächtigen wird die erſtere gezogen und die letztere geſchlagen, um die Gottheit aufmerkſam zu machen. Zwiſchen den Schreinen, Bildern und Verzierungen der buddhiſtiſchen Tempel und unſern eigenen chriſtlichen gottesdienſtlichen Geräthſchaften iſt eine große Aehnlichkeit. Die reichlichen Opfer von Papiergebeten, Blumenbouquetten, Kupfermünzen und langen Zöpfen, welche an den Wänden aufgehängt, oder vor den Göttern aufgehäuft ſind, bezeichnen die Frömmigkeit des Volks. Auch Sammelbüchſen finden ſich daſelbſt; wenn man aber erfährt, daß die Inſchriften oft heißen: „Hungrige Teufel zu füttern," ſo empört ſich die chriſtliche Wohlthätigkeit; es ſei denn, daß man ſelbſt für den Teufel ein gutes Wort übrig habe. Die Tempel liegen gewöhnlich an der Außenſeite der Stadt und man wählt zu ihrer Lage meiſtens ſehr maleriſche Orte. Weite, mit Pinien eingefaßte Wege, führen zu ihnen und der umgebende Boden iſt mit Blumenbeeten, künſtlichen Seen und kleinen Brücken geſchmückt. Bei jedem findet ſich ein Begräbnißplatz, woſelbſt Denkſteine dem Gedächtniß der Todten errichtet ſind. Inſchriften bezeichnen Namen und Tugenden der Verſtorbenen, bei denen das gute Werk, tauſend Bände der kanoniſchen Bücher hergeſagt zu haben, häufig als ein Verdienſt angerechnet iſt, das den Verſtorbenen direct zu der himmliſchen Glückſeligkeit des Buddha geführt habe.

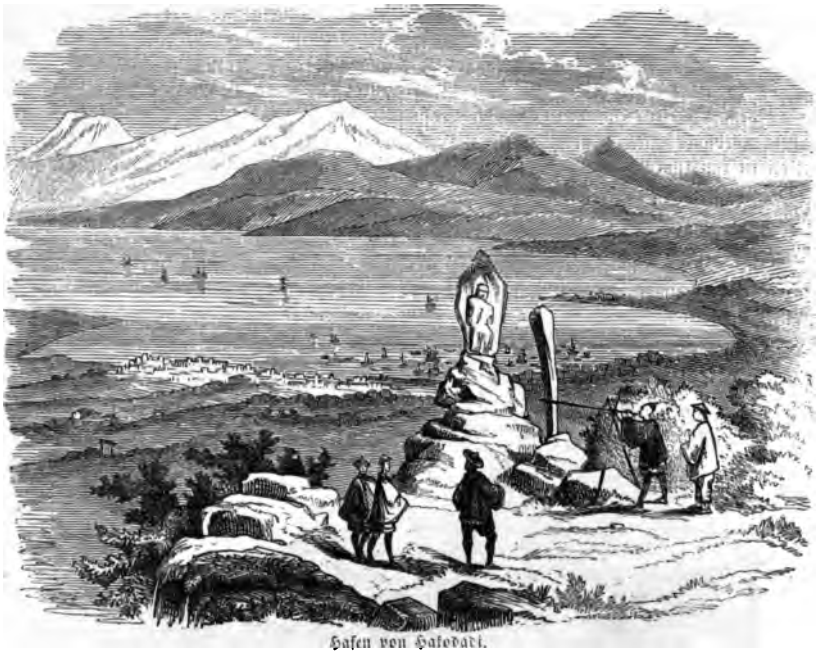
Den Amerikanern wurde in Simoda mit der gewöhnlichen Vorſicht begegnet. Sobald einer der Stabsofficiere an das Land ſtieg um die Stadt zu beſuchen, wurde er von einer Menge eingeborener Officiere umringt, welche jeden ſeiner Schritte vorſichtig beobachteten. Das Volk wich bei ſeiner Ankunft ſcheu zur Seite und die Verkäufer ließen ihre Läden ſchließen. Dies wurde indeß durch die Proteſtation des Commodore, welcher darauf beſtand, daß der Vertrag die Amerikaner zu beſſerer Behandlung berechtige, bald geändert. Einer der Tempel, deren Zwecke nicht bloß geiſtlicher Art ſind, wurde nach wiederholtem Verlangen zum Verſammlungsort für die Amerikaner beſtimmt und die japaniſchen Handelsleute erhielten die Erlaubniß, ihre lackirten Taſſen, Pfeifenröhre und Theebüchſen zu verkaufen. Eine große Schwierigkeit entſtand nun in Bezug auf den Geldumlauf; aber dieſer wurde bald in einer für die Japaner ſehr vortheilhaften Weiſe feſtgeſetzt,

Muſikaliſche Inſtrumente.

indem dieselben den amerikanischen Dollar funfzig Procent unter seinem Werthe annahmen. Die Gesetze der Japaner sind in Bezug auf ihr Münzwesen sehr streng und es ist bei Todesstrafe verboten, Geld außer Land zu senden. Obgleich den Amerikanern erlaubt war, unter den Verkaufsartikeln in den Läden zu wählen, so wurde die Abgabe und Bezahlung derselben doch allein durch die Beamten besorgt, so eifersüchtig war die Regierung auf die Handelsverbindungen zwischen den Fremden und ihrem Volke.

Im Verlauf von drei Wochen war der Hafen von Simoda sorgfältig besichtigt und die Schiffe mit Wasser und frischen Vorräthen versehen, wozu ein ungeheurer Vorrath von Fischen, Vögeln, Eiern, süßen Kartoffeln und andern Früchten kam. Indessen war durchaus kein Rindvieh zu erhalten, obgleich es in Simoda solches gibt. Dasselbe wird jedoch nur als Lastthier gebraucht und das Fleisch aus religiösen Rücksichten nicht gegessen.

Jonken nahe bei der Stadt Hakodadi, die sich mit ihren Tempeln längs dem Ufer hinzieht. Das hohe Gebirge mit seinen schneebedeckten Gipfeln leuchtete in der Ferne, während der mit Hunderten von Jonken belebte Hafen und die mit Reis und andern Früchten beladenen Hügel einen reizenden Anblick gewährten. Großer Schrecken wurde bei der Ankunft der amerikanischen Schiffe unter den Einwohnern von Hakodadi hervorgerufen. Man sah dieselben mit Wagen und Pferden, die sie mit Gütern und Schätzen beladen hatten, eilig aus der Stadt fliehen, und sobald die Dampfer vor Anker gegangen waren, eilten einige japanische Beamte an Bord, woselbst sie mit lebhaften Zeichen von Besorgniß sich nach der Absicht des amerikanischen Besuchs erkundigten. Nachdem ihnen gesagt wurde, daß ein Uebereinkommen geschlossen sei, gaben sie ihre Verwunderung zu erkennen, und bemerkten, daß man sie durchaus in Unkenntniß dieser Vorgänge gelassen habe. Die Bevollmächtigten hatten versprochen, einen



Hafen von Hakodadi.

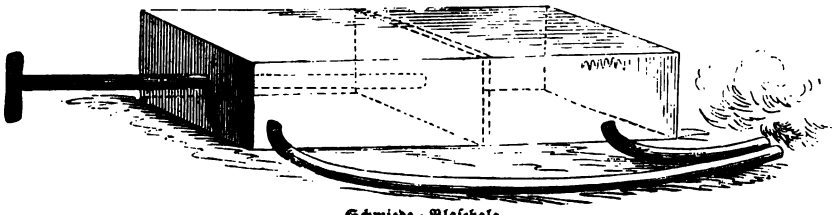
Früh Morgens am 13. Mai gingen die beiden Dampfer Powhattan und Mississippi nach Hakodadi ab. Nachdem sie drei Tage lang an den Ufern von Niphon so nahe am Lande beigelegt hatten, daß die terrassenförmigen Felder und zerstreuten Dörfer deutlich sichtbar waren, segelten sie am vierten Morgen in die Straße von Sangar, welche Niphon von der nördlichen Insel Jesso trennt, und trafen in wenigen Stunden die Schiffe Macedonia, Vandalia und Southampton, welche vorangegangen waren, vor Anker, inmitten einer ungeheuren Zahl von

Boten nach Hakodadi zu senden, aber es war keiner angekommen. Indessen bestand der Commodore auf denselben Begünstigungen, wie sie ihm in Simoda zugestanden waren. Nach langer Ueberlegung und einer Reihe von täglichen Berathschlagungen wurde den Amerikanern endlich erlaubt, das Land zu besuchen, einige Versammlungshäuser am Ufer in Besitz zu nehmen, und die Artikel und Bedürfnisse, welche sie wünschten, in Empfang zu nehmen. Die Einwohner fühlten sich bald sicher, kehrten in die Stadt zurück, gingen ihren täglichen Geschäften

nach und gewöhnten sich nach und nach an die Gegenwart der Fremden. Hakodadi liegt an der Meerenge von Sangar am südlichen Ende der Insel Jesso, deren größte Stadt es ist, mit Ausnahme von Matsmai. Der Ort hat beträchtlichen Handelseinfluß. Flöße und Jonken sind stets in großer Anzahl damit beschäftigt, getrocknete und gesalzene Fische, zubereitetes Seegras, Kohlen, Hirschhörner auszuführen und dagegen Reis, Zucker, Thee, Tabak, Seide, Tuch, lackirte Waaren, Sattelwerk und was sie sonst gebrauchen, zurückzubringen. In der kurzen Zeit von zwei Wochen, während das amerikanische Geschwader dort hielt, segelten über hundert Jonken nach den südlicheren Häfen von Japan. Die Beschäftigung der meisten Einwohner bezieht sich auf das Wasser, denn sie sind alle Kaufleute, oder Seeleute oder Fischer. Die Bai und der Hafen sind reich an ausgezeichneten Fischen, Lachs, Lachsforellen, Flundern, Heringen, Krebsen und Muscheln. Die Schiffe kamen nie zurück ohne großen Reichthum an ausgezeichneten Fischen aller Arten. Sie zogen täglich auf den Fischfang aus und ganze Gruppen Faullenzer brachten ihre Tage mit Angeln zu. Hakodadi ist groß. Es besteht aus mehren tausend Häusern, welche sich in einer meilenlangen Straße am Seeufer ausdehnen, und in Querstraßen, die in kurzer Strecke am Hügel hinlaufen. Die Häuser sind in der Bauart denen von Simoda gleich, doch haben sie eine augenfällige Verschiedenheit. An der Giebelfront des Hauses nach der Straße hin befindet sich nämlich immer eine hölzerne Tonne mit Stroh umwunden und mit Wasser gefüllt. An der Seite dieser Tonne steckt ein Besen, der in Feuersfällen benutzt wird, um das Dach damit zu besprengen und es dadurch vor den Funken zu schützen. Außer diesen Wassertonnen an den Häusern befinden sich noch Wasserbehälter überall in den Straßen, und die Löschanstalten der Stadt sind im höchsten Grade vollkommen. Die Straßen von Hakodadi, gleich denen der meisten japanischen Städte, sind an den Enden mit Thoren versehen, welche Abends geschlossen werden. Diese verschiedenen Thore schließen ebenso viele verschiedene Gemeinden ein, die durch einen Aldermann regiert werden, der in japanischer Sprache ein Ottona genannt wird. Dieser Beamte ist für den Zustand des Stadttheils, dem er vorsteht, verantwortlich, und muß jeder Ottona für die Vernachlässigung seiner Untergebenen einstehen. Dieses System ist von guter Wirkung, denn die Straßen von Hakodadi sind immer ruhig, rein und gesund. Die Stille der Stadt ist sehr auffallend. Oeffentliche Marktplätze giebt es nicht und die Geschäfte werden ruhig in den Lagerhäusern und Läden abgeschlossen.

Der einzige Ersatz für unsere Wagen ist der Dago, ein viereckiger Kasten, dem nur ein japanischer Körper sich anbequemen kann. Er wird vermittelst zweier Stangen von zwei Männern wie eine Sänfte getragen, und ist die denkbar unbequemste Art, sich fortzubewegen. Er ist oft sehr reich verziert, wenn er den wohlhabenden Classen angehört. Die höheren Beamten reisen gewöhnlich mit Pferden, die sie mit reich verziertem Geschirr schmücken. Die japanischen Pferde sind von kleiner Art aber fester Gestalt, mit feinen, sehr beweglichen Gliedern, lebhaft, rasch und muthig.

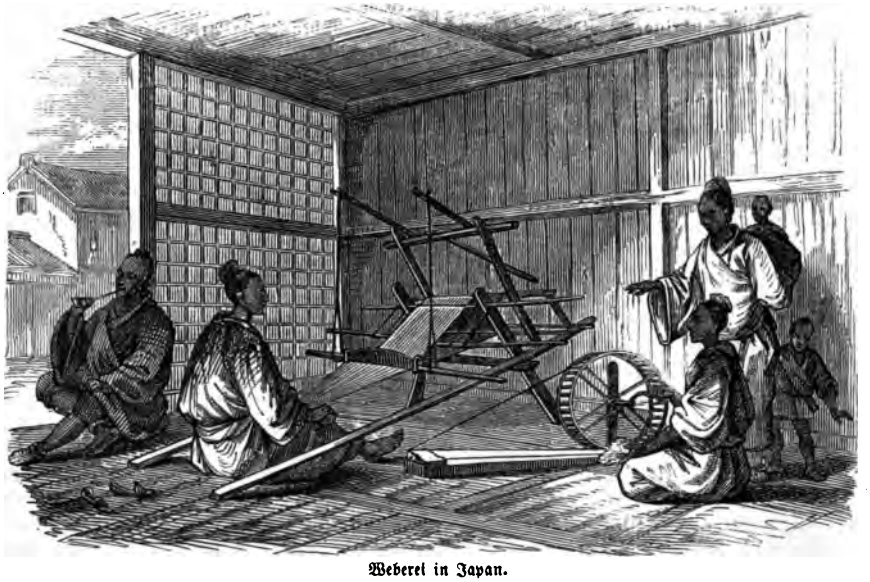
Der Bau der Jonken wird in großen Höfen am Hafen bewerkstelligt. Diese Fahrzeuge sind mit selten mehr als hundert Tonnen beladen und den chinesischen Jonken sehr ähnlich construirt. Anstatt des Bambus wie in China benutzt man hier Cannavas für die Segel. Die Japaner sind ängstliche Schiffsleute und lassen, wenn es möglich ist, bei ihren Reisen das Land nicht aus dem Gesichte. Obgleich sie durch die Inſellage ihres Landes von der Natur zu einem seefahrenden Volke bestimmt sind, so hat die Regierung seit Hunderten von Jahren jede Verbindung mit andern Ländern bei Todesstrafe verboten. Die Construction der Jonken wird durch das Gesetz bestimmt, ebenso die Größe und Form, und da sie auf diese Weise nicht im Stande sind, einen Seesturm zu ertragen, so sehen sich die Einwohner genöthigt, die von der Regierung vorgeschriebenen Grenzen einzuhalten. Die Japaner sind geschickt im Bearbeiten der Metalle. Ihre Juweliere und Goldschmiede sind ausgezeichnete Arbeiter; die Proben ihrer Geschicklichkeit zeigen oft geschmackvolle Zeichnung und vortreffliche Ausführung. Von den geringern Metallen wird Kupfer häufig angewendet und wie bei uns zum Beschlagen der Schiffe und zur Verfertigung der verschiedenen Küchen- und Haushaltgeräthschaften verwendet. Eisen wird weniger allgemein und sehr sparsam benutzt. Selten werden ihre Geräthschaften ganz von diesem Metall angefertigt, sie werden sehr häufig von Holz gemacht und nur mit Eisen beschlagen.



Schmiede-Blasebalg.

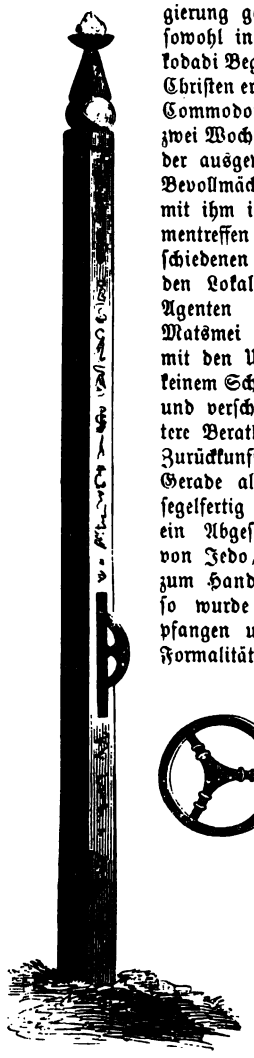
Das Böttcherhandwerk wird sehr bedeutend in Hakodadi getrieben, da ungeheure Massen von gesalznem Fisch verpackt und verschickt werden.

Die Niedlichkeit der Holzarbeiten an den Häusern beweist, daß die Zimmerleute sehr geschickt sind, und die lackirten und oft reich verzierten Geräthschaften übertreffen die feinsten derartigen Arbeiten von Paris. Weberei und Fabrikation von gewöhnlichen Baumwollenzeugen wird fast



Weberei in Japan.

in allen Häusern durch die Frauen besorgt. Sie benutzen Webestühle, die den unsrigen ganz ähnlich sind. In den höhern Künsten übertreffen die Japaner alle orientalischen Völker. Die Holzschnitzereien, mit welchen viele der besseren Häuser und die meisten Tempel geziert sind, zeigen eine genaue Formkenntniß, besonders von verschiedenen Naturgegenständen, wie Vögel, Fische und Blumen, und sind gewöhnlich ganz vortrefflich geschnitten. In den japanischen Gemälden und Zeichnungen zeigt sich eine Richtigkeit, welche genaue Beobachtung der Natur verräth und man kann daraus ersehen, daß den Japanern im Gegensatz zu den Chinesen, nicht nur die Grundzüge der Perspective bekannt sind, sondern ihre Zeichnungen von menschlichen Figuren und Pferden geben sogar den Beweis von einer Art Kenntniß der Anatomie in ihrer äußern Erscheinung. Die Japaner lesen viel, und populäre Romane werden von ihren Druckereien mit derselben Schnelligkeit verbreitet wie die billigen Erzählungen bei uns. Ihre Bücher sind mit Holzstöcken gedruckt und man sagt, daß sie auch abgesonderte Buchstaben von demselben Material haben, womit sie in Farben drucken, was bei ihnen bereits lange im Gebrauch ist. Ihr Papier ist von der Rinde des Maulbeerbaumes und anderer Hölzer gemacht. Es bietet eine gute Oberfläche für den Druck, ist aber so fein von Masse, daß es nur auf einer Seite bedruckt werden kann. Jedes Blatt eines Buches ist daher stets doppelt mit zwei weißen eingeschlossenen Seiten. Ein allgemeines öffentliches Unterrichtssystem verbreitet seinen Einfluß auf das ganze Kaiserreich und das gewöhnliche Volk kann lesen und schreiben. Die vorherrschende Religion der Japaner ist der Buddhismus und der Sintooismus. Erstere ist die bevorzugte Verehrungsform und alle ihre Gebräuche werden sorgfältig beobachtet. Ausgehauene Bildsäulen des Buddha sind überall in den Tempeln, in den kleinen Kapellen, auf den Hügeln oder auf den Grabsteinen zu finden. Außerdem sind zu Hakodadi verschiedene Pfosten aufgestellt, welche das Höchste darstellen, was religiöser Formalismus ersinnen kann. Es ist das Maschinengebet. Solche Pfosten sind mit Gebeten beschrieben, und in gewisser Entfernung vom Boden befinden sich kleine Räder, welche an Achsen durch den Pfosten hindurchgehen. Jedes Drehen eines solchen Rades gilt für den Beter den Werth eines der aufgeschriebenen Gebete, und so können Menschen, deren religiöse Erziehung nicht vernachlässigt worden ist, und deren frommer Fleiß sie ganz besonders zu großer Fertigkeit in Handhabung dieser Art des Gebets gebracht hat, mit einem Schwung des Rades die ganze Liturgie des Pfostens abspinnen. Die höheren Classen der Japaner sollen sehr große Zweifler in Religionssachen sein und dieselben lediglich als eine Staatseinrichtung betrachten. Diese sind tolerant gegen alle fremden Religionsformen, ausgenommen die christliche. Die Re-



Gebetpfosten.

gierung gestattete jedoch, daß sowohl in Simoda als in Hakodadi Begräbnißplätze für die Christen errichtet wurden. Der Commodore mußte mehr als zwei Wochen auf die Ankunft der ausgewählten japanischen Bevollmächtigten warten, die mit ihm in Hakodadi zusammentreffen sollten. Nach verschiedenen Conferenzen mit den Lokalbehörden und den Agenten des Prinzen von Matsmei fand er, daß er mit den Unterhandlungen zu keinem Schlusse kommen könne und verschob daher jede weitere Berathung bis zu seiner Zurückkunft nach Simoda. Gerade als das Geschwader segelfertig war, kam endlich ein Abgesandter vom Hofe von Jedo, da er aber nicht zum Handeln autorisirt war, so wurde sein Besuch empfangen und als eine bloße Formalität betrachtet. Am 3. Juni segelte der Commodore nach Simoda, wo er am 7. ankam. Die Beamten wurden dort in Bereitschaft angetroffen und die Unterhandlungen begannen sogleich. Sie endigten nach vielen und langen Verhandlungen mit dem Zugeständniß verschiedener untergeordneter Anordnungen zu dem Vertrag. Diese bezogen sich besonders auf die Grenzen, die von den Amerikanern bei ihren Besuchen in Hakodadi und Simoda eingehalten werden sollten, so wie auf einige Hafenanordnungen. Am 28. Juni 1854 trat der Commodore seine endliche Abreise von Japan auf dem Dampfboot Mississippi, begleitet vom Powhattan, an, und richtete seinen Weg heimwärts über Loo-Choo und China. Die Segelschiffe waren nach verschiedenen Orten in Ostindien bestimmt. Bei der Ankunft der Dampfboote in Hong-Kong schiffte sich der Commodore auf dem englischen Dampfpacketboot nach Indien ein, dann ging er über das rothe Meer nach Europa, und von da nach den Vereinigten Staaten zurück.

Kleine Streifzüge.

Das Kameel hat sich in Amerika so vortrefflich als Lastthier bewährt, daß die Regierung der Vereinigten Staaten, durch den ersten Probeversuch aufgemuntert, eine zweite Ladung kommen lassen will. Der erste glückliche Versuch war vergangenes Jahr mit neununddreißig Kameelen in Texas gemacht worden und ein kalifornisches Blatt meint, dieselben könnten kaum irgendwo besser verwendet werden, als auf der sandigen Fläche zwischen Missouri, dem Salzsee-Thal und Californien.

Major Fitzgerald zu Maperton House in Sommerset hat ein neues photographisches Zelt erfunden, dessen Gewicht, wie das Athenäum berichtet, nur zwei Pfund beträgt. Es kann in einer unglaublich kurzen Zeit errichtet und wieder auseinander genommen werden, erfordert weder Pfähle noch Fachwerk von Holz, hält alles Licht ab, mit Ausnahme desjenigen, dessen der Photograph bedorf und ist nicht so heiß, wie die gewöhnlichen Räume zu gleichem Zweck.

Die Royal Society zu London hat außerordentlich schöne und klare photographische Bilder des Mondberges „Kopernikus" mit seinem merkwürdigen Krater, welche der Pater Secchi auf der Sternwarte zu Rom aufgenommen hat, für den Gebrauch britischer Astronomen angekauft.

Ein französischer Mechaniker soll eine erprobte Vorrichtung erfunden haben, um Eisenbahnzüge plötzlich zum Stehen zu bringen. Er hat nämlich eine Reihe von Hebeln unter den Wagen parallel mit den Schienen angebracht, die, wenn ein Hinderniß ihre Lage stört, sogleich von selbst in Thätigkeit treten und den Zug ohne nachtheilige Erschütterung hemmen. Bei den Versuchen auf der französischen Nordbahn wurde ein Zug, der mit der Geschwindigkeit von 35 Kilometer in der Stunde lief, nach 15 Secunden, während er sich noch 36 Meter weit fortbewegte, zum Stehen gebracht.

Der Engländer Anderson in seinem Werke „der See Ngami" erzählt folgende sonderbare Thatsache von einem Volke in Südwest-Afrika, welches er die Ovambos nennt. Diese füttern einen Mann zum König, wie die Bienen ihre Königin, oder wie die Oekonomen ihre Preisochsen. Sie leben in Familien und sind gastfreundlich, aber sehr schmutzig.

Ein englischer Arzt stellt die Behauptung auf, daß Zimmer, die mit gelber oder gelblicher Farbe angestrichen seien, nachtheilig auf den körperlichen und geistigen Zustand der Bewohner einwirkten. Er will beobachtet haben, daß das Ueberstreichen mit weißer Farbe die Bewohner bald heiterer und gesunder gemacht habe.

Dritte Abtheilung.

Peter Joseph Lindpaintner.

Von Ludwig Gantter.

Die Reihen der alten Kapellmeiſter, die in unſern Tagen eine geſchloſſene Phalanx gegen die bedauerlichen Verirrungen der Zukunftsmuſik bilden könnten, lichten ſich immer mehr. Spohr hat auf's Neue um ſeine Entlaſſung gebeten, Marſchner hat Joachim zur Seite erhalten und Lindpaintner iſt vor drei Monaten geſtorben. Alle drei gehören ihrer dramatiſchen Compoſition nach der romantiſchen Schule an, als Kapellmeiſter aber wurzelten ſie auf dem claſſiſchen Boden und verbanden ſomit die Neuzeit mit derjenigen glänzenden Vergangenheit, welche man heutzutage als einen überwundenen Standpunkt zu betrachten beliebt. Unter den drei genannten Meiſtern ſteht Lindpaintner als Tondichter zwar nicht auf der Höhe Spohr's, auch hat Marſchner, der auf gleicher Stufe mit ihm ſteht, den Vortheil der größeren Popularität ſeiner Opern vor ihm voraus, als Kapellmeiſter jedoch nahm Lindpaintner lange Zeit den erſten Platz in Deutſchland ein. Sichert ihm ſchon dies eine bleibende Stelle in der Geſchichte der Tonkunſt, ſo hat er doch auch Werke geſchaffen, die über dem Niveau des Vergänglichen ſtehen und ſtets fortleben werden, ſo lange der deutſche Sinn für Formſchönheit und geregelte Empfindung nicht verloren gegangen iſt.

Ungleich ſo vielen anderen berühmten Meiſtern iſt Lindpaintner's Leben kein ſehr bewegtes oder unſtetes geweſen. Es war ihm vom Schickſal vergönnt, ſich ohne jene peinlichen Sorgen des Lebens, durch welche der aufſtrebende Genius ſich ſo häufig in ſeinem Fluge gehemmt fühlt, mit voller Ruhe und Muße ſeiner Kunſt zu widmen. Allerdings kommt auch mancher Geiſt durch den Kampf des Lebens zu einer kräftigeren Entwickelung und muß oft mancher Funken erſt aus ihm geſchlagen werden, der ſonſt verborgen geblieben wäre, und es iſt, wie wir ſpäter ſehen werden, gerade bei Lindpaintner in Frage zu ſtellen, ob er als Tondichter, als ſchaffender Geiſt nicht Größeres geleiſtet hätte, wenn er nicht ſo lange in einem und demſelben Kreiſe ſich bewegt hätte. Geboren wurde er am 8. December 1791 in Coblenz, wo damals der Kurfürſt Clemens Wenzeslaus von Trier ſeinen Hof hielt. Dieſen geiſtlichen Fürſten verdankt Deutſchland in muſikaliſcher Beziehung ungemein viel, mehr als die Kunſthiſtoriker bisher anerkannt haben. Sie ließen ſich die Pflege der inſtrumentalen Kirchenmuſik angelegen ſein, unterhielten für dieſen Zweck vollſtändige Kapellen, in denen die Inſtrumentalmuſik und folglich die höhere Tonkunſt überhaupt ſich viel wärmer und volksthümlicher entfalten konnte, als in den ausländiſchen Operninſtituten der damaligen weltlichen Fürſten. Ohne die Verwendung des Orcheſters zum Gottesdienſte der katholiſchen Kirche hätte ſich die höhere Inſtrumentalmuſik in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht ſo raſch und kräftig entwickelt, daß ſie Haydn ſchon von der Vocalmuſik ganz unabhängig machen und die Sinfonie ſchaffen konnte. Die drei größten deutſchen Tondichter entſprangen aus den Kapellen geiſtlicher Fürſten. Haydn war bis in ſein 16. Jahr Schüler der St. Stephans-Kapelle zu Wien, Mozart war der Sohn eines erzbiſchöflichen Kapellmeiſters und Beethoven's Vater war Tenoriſt des Erzbiſchofs von Köln. Durch die katholiſche Kirchenmuſik erhielten

sie ihre ersten Eindrücke, die ihrer ganzen Entwickelung den Hauptimpuls gaben. Auch Lindpaintner verdankte seine ganze musikalische Entwickelung dem Umstande, daß sein Vater Tenorist an der erzbischöflichen Kapelle zu Coblenz war. Auch seine Mutter, eine geb. Dornaus, war die Tochter eines kurfürstlichen Hornisten. Als Lindpaintner kaum drei Jahre alt war, mußte der Kurfürst in Folge des Einmarsches der Franzosen und der Säcularisation des Kurfürstenthums Coblenz verlassen. Er nahm seinen Wohnsitz in Augsburg, wohin Lindpaintner's Vater ihm in der Eigenschaft eines ersten Kammerdieners folgte.

In dieser Stadt besuchte der junge Lindpaintner das Gymnasium und erhielt gleichzeitig von einem Hausfreunde, dem Musikdirector Plotterle, Unterricht in der Violine, während ihn der Domcapitular Witzka im Clavier und den Elementen der Harmonielehre unterrichtete. In seinem 16. Jahre absolvirte er seine Gymnasialstudien und widmete sich von nun an gänzlich der Musik. Wir wissen nicht, ob er schon in früher Jugend von seinem Vater zu einem Musiker von Fach bestimmt wurde, oder ob erst seine eigene Vorliebe zu dieser Kunst und sein ohne Zweifel unverkennbares Talent ihn auf diese Laufbahn lenkte. Der Umstand, daß er schon so früh Unterricht in der Violine, dem Clavier und dem Generalbasse erhielt, kann auch nicht maßgebend sein, da damals die studirende Jugend noch so glücklich war, in der Musik Erholung und ästhetische Bildung suchen zu dürfen und fast jeder Studiosus solche Allotria trieb. Sei dem wie ihm wolle, der Kurfürst, selbst ein großer Musikfreund, war erfreut über des Jünglings musikalisches Talent und unterstützte ihn mit den nöthigen Mitteln zu seiner weiteren Ausbildung. Er schickte ihn nach München, um bei Winter, dem gefeierten Componisten des „unterbrochenen Opferfestes" die Tonsatzkunst zu studiren. Daß Lindpaintner vielen Gewinn aus Winter's Unterrichte zog, wird Niemand bezweifeln, der seine ersten Arbeiten in der dramatischen und namentlich in der Kirchenmusik prüft; schon die Thatsache, daß er bereits im 19. Jahre eine Oper, eine Messe und ein Tedeum schreiben konnte, zeugt dafür, daß er bei Winter Viel gelernt hatte. Diese Erstlingswerke tragen durchaus das Gepräge der Winter'schen Manier, sie sind noch ganz in dem Uebergangsstyle gehalten, mit welchem das erste Decennium des 19. Jahrhunderts die Lücke zwischen der classischen und der romantischen Schule ausfüllte, ein Styl, der manche gemeinplätzige Ideen mit einer classischen Färbung zu beschönigen verstand und von welchem Winter einer der bedeutendsten Repräsentanten war. Lindpaintner's erste Oper „Demophoon" wurde 1811 in München aufgeführt und mit großem Beifalle aufgenommen. Auch seine Messe kam zur Aufführung und der Kurfürst ergötzte sich so sehr an diesen Erstlingsfrüchten seiner Wohlthätigkeit, daß er beschloß, seinen Schützling nach Italien zu schicken, ein Plan, der leider nicht zur Ausführung kommen konnte, da dieser wohlwollende Fürst im Jahre 1812 plötzlich starb. Lindpaintner war aber schon so beliebt in München geworden, daß ihm bei dem neuerrichteten Hoftheater am Isarthore die Stelle eines Musikdirectors übertragen wurde, so daß er schon in seinem 21. Jahre eine amtliche Thätigkeit erhielt. Häufig verfallen junge Künstler, wenn sie eine gesicherte Stellung erhalten, in eine gewisse Behaglichkeit, sind selbstgefällig mit ihren Leistungen zufrieden und hören auf, nach dem Höheren zu streben. Dies scheint bei Lindpaintner in den ersten Jahren nach seiner Anstellung der Fall gewesen zu sein; es genügte ihm, in seinen Compositionen dem Geschmacke seines Publicums zu huldigen. Erst, als ein älterer Freund bei Gelegenheit einer neuen Ouverture, die gerade den lautesten Beifall erhalten hatte und über deren Erfolg Lindpaintner sich höchst geschmeichelt fühlte, ihm unumwunden seine Verwunderung ausdrückte, „wie ein junger Mann, von so vielem und schönem Talente, so schlechtes Zeug habe schreiben können," und ihn auf die auffallendsten Mängel und Fehler aufmerksam machte, soll Lindpaintner eingesehen haben, daß ihm in der Kenntniß des Satzes noch Vieles fehle und daß er sich allen Ernstes an tiefere Studien machen müsse. Wer dieser Freund gewesen, der den jungen Componisten zur Besinnung brachte, ist nicht bekannt. Vielleicht war es der Contrapunktist Joseph Graz selbst, bei dem Lindpaintner von nun an auf's Eifrigste studirte und der damals der „einzige gründliche Kenner der Musik in München" gewesen sein soll. Das Resultat dieser ernsten Studien war der gründliche, formgerechte, meisterhafte Satzbau, der die Grundlage aller seiner späteren Werke bildet und der seiner Musik eine gediegene Haltung gibt, selbst wenn ihr häufig der höhere ideale Schwung fehlt. Zeugniß von seinem Fortschritte geben schon die Opern, die er für das Isarthortheater schrieb, wie der blinde Gärtner, Op. 18, Alexander in Ephesus, Op. 22, Abraham's Opfer, (Op. 23, später zu einem Oratorium umgearbeitet), die Pflegekinder, Op. 34, die Prinzessin von Cacombo, Werke, in denen seine technische Fertigkeit erstarkte und in welchen sich ein feiner rhythmischer Sinn und eine nicht unbedeutende Anlage zu melodischer Erfindung, namentlich für das Singspiel, offenbart. Das Isarthortheater konnte sich nicht mehr halten, als das neue Hof- und Nationaltheater als königliches Institut einen raschen Aufschwung erhielt. Lindpaintner nahm daher im Jahre 1819 gern den

Ruf als Kapellmeister des Hoftheaters zu Stuttgart an, eine Stelle, die er auch bis zu seinem Tode ununterbrochen bekleidete. Hier fand er einen Wirkungskreis, auf den er stolz sein konnte, einen längst urbar gemachten Boden, auf dem seine Thatkraft zur schönsten Blüthe sich entfalten konnte. Die Stuttgarter Oper gehörte stets zu den besten Deutschlands. Schon im Jahre 1748, als Jomelli von dem kunstsinnigen Herzog Karl nach Stuttgart berufen wurde, war er über die Vortrefflichkeit des Orchesters erfreut, in welchem ein Lolli und Nardini den ersten Sitz einnahmen. In der Karlsakademie, aus der ein Schiller und Dannecker hervorgingen, wurde auch auf musikalischen Unterricht hoher Werth gelegt und die bedeutendsten Zöglinge, unter denen Zumsteeg sich besonders auszeichnete, an die Oper berufen. Durch Herzog Eugen kam Karl Maria v. Weber im Jahre 1806 nach Stuttgart, wo er seine Oper „Silvana" schrieb. König Friedrich war gleichfalls großer Kunstfreund, die Musik Mozart's und Haydn's entzückte ihn, große Hofconcerte wurden veranstaltet, musikalische Talente wurden im ganzen Lande aufgesucht und in dem Stuttgarter Waisenhause wurde eine Musikschule errichtet, aus welcher mehrere bedeutende Künstler, z. B. die Sänger Hambuch und Pezold, der Chordirigent Schmidt, der treffliche Oboist Ruthart u. A. hervorgingen. Auch die zwei Vorgänger Lindpaintner's zählten zu den größten Meistern Deutschlands, Conradin Kreuzer dirigirte von 1812 — 1816 und Hummel von 1816 — 1819 die Stuttgarter Oper. Dieselbe Pflege läßt König Wilhelm während seiner langen Regierung der Oper angedeihen, welche noch heutzutage sowohl im Orchester als im Gesangpersonal so tüchtige Kräfte besitzt, daß Meyerbeer, als er seinen Nordstern vor zwei Jahren in Stuttgart persönlich einstudirte, sein Erstaunen darüber nicht verhehlen konnte.

Als Kapellmeister einer so vortrefflichen Oper mußte Lindpaintner sich zu stets gesteigerter Thatkraft gehoben fühlen und seinen höchsten Ruhm in das glänzende Fortblühen dieses Kunstinstituts zu setzen sich für verpflichtet halten. Lindpaintner fühlte sich auch in seinem neuen Wirkungskreise überaus glücklich, auch behagte ihm der aufrichtige biedere Charakter der Schwaben und besonders die reizenden Umgebungen Stuttgarts. Denn er war, oder vielleicht wurde erst hier ein leidenschaftlicher Freund der Natur. In dem „größten botanischen Garten Deutschlands", wie man schon Stuttgarts Umgebungen genannt hat, fand er stets frische Nahrung für sein Gemüth. Sagte er doch selbst häufig zu Fremden: „Die schöne freie Natur ist mein Wahlplatz, ein Spaziergang dort den Berg hinauf, in den Wald, mein höchster Genuß; da strömen mir die Melodien nur so zu. In den Gärten, auf den Wiesen und Bergen um Stuttgart und Abends in dem Kunstsaale meines Königs lebe ich die glücklichsten Stunden!" Kein Wunder daher, daß sich Lindpaintner so sehr an Stuttgart gefesselt fühlte, daß er spätere Anerbietungen selbst mit den vortheilhaftesten Bedingungen ausschlug. Zur Vollendung seines Glückes fehlten ihm nur noch die Freuden des häuslichen Lebens, auch diese wurden ihm bald zu Theil, indem er sich am 22. October 1822 mit Sophie Stentzsch, Tochter des Königlich baierischen Hofschauspielers Karl Stentzsch in München verehelichte und mit derselben in glücklicher, aber kinderloser Ehe lebte; nur eine Adoptivtochter ersetzte ihm später die Stelle an seinem häuslichen Herde, die er ungern unbesetzt sah. Mit welchen Entschlüssen zur schöpferischen Kraft Lindpaintner sein Amt am hiesigen Hoftheater antrat, zeigt sich in dem Contracte, den er mit der Königlichen Intendanz abschloß, und in welchem ausdrücklich stipulirt wurde, daß man alle Jahre eine neue Oper von ihm zur Aufführung bringen müsse, so lange er die Lust und die Kraft besitze, eine zu schreiben. Dieser Contract ist von einigen seiner Biographen falsch beurtheilt worden, indem sie behaupteten, er sei von der Intendanz contractmäßig genöthigt, jedes Jahr eine Oper zu schreiben, so lange er noch die Kraft dazu besäße. Die Thätigkeit, die Lindpaintner als dramatischer Tondichter in dem ersten Jahrzehnt seines Stuttgarter Aufenthalts entwickelte, ist wirklich außerordentlich. Sie begann mit der Oper „Timantes", einer Umarbeitung seines „Demophoon", die erste, die er 1819 für Stuttgart schrieb. Schnell darauf folgten die Opern: „Perronte oder die Wünsche", die „Sternenkönigin", „Kunstsinn und Liebe", „Saulmona" (gegeben 1822), „Hans Max Giesbrecht", „der Bergkönig" (Op. 53) und „der Vampyr" (Op. 72), sein Meisterwerk, der am 21. September 1828 aufgeführt wurde. In derselben Zeit schrieb er die Musik zu sechs großen Balletten nämlich „der Paria" (Op. 51), „Aglae" (Op. 64), „Joko" (Op. 65), „Zeila" (Op. 73), „Zephyr und Rose" (Op. 75), „die Amazone" (Op. 76). Wir dürfen diesen Zeitabschnitt von 1819—1829 als eine in sich abgeschlossene Periode seines dramatischen Schaffens bezeichnen, weil der „Vampyr" den Wendepunkt desselben bildet. Im „Vampyr" ist das romantische Element bei ihm zu einer durchaus einheitlichen Vollkommenheit herangereift, es liegt nicht bloß in dem Colorite des Orchestersatzes, es durchdringt die Handlung selbst und erscheint als der musikalische Hebel, der das Ganze in Bewegung setzt. Mit dem „Joko" und dem „Vampyr" hat Lindpaintner sich ein unaustilgbares Denkmal in der Ruhmeshalle der deutschen Tondichter gesetzt. Kein Wunder daher, daß sein Name damals in ganz Deutsch-

land gefeiert wurde und daß ein norddeutscher Componist seinem Freunde, der nach Stuttgart reiste, mit den Worten: „Um die Bekanntschaft Lindpaintner's beneide ich Sie", die Hände drückte.

Wir haben den „Vampyr" als den Wendepunkt von Lindpaintner's dramatischen Schöpfungen bezeichnet, nicht bloß weil er darin den Gipfel seiner eigenen Größe erreicht, sondern weil er nach demselben eine etwas verschiedene Richtung einschlug. Die italienische Musik, die auch die deutschen Bühnen zu beherrschen anfing, stand in großem Widerspruche mit der deutsch-romantischen Schule und darum suchten mehrere deutsche Tonsetzer eine Vereinigung beider Elemente zu bewerkstelligen, d. h. in der Instrumentation den deutschen Charakter beizubehalten, dagegen im Gesang mehr dem italienischen Style zu huldigen. Den ersten Versuch in dieser Gattung machte Lindpaintner mit der komischen Oper: „die Macht des Liedes" (1836), die als vollständig gelungen bezeichnet werden darf, eine leichte singbare, durchaus melodisch gehaltene Musik, die dennoch keineswegs oberflächlich wird und auch in der Instrumentirung viel Charakter hat. Weniger glücklich fielen aber die Versuche aus, als er sie auf die große heroische Oper übertrug, wenn gleich die „Genueserin", die zum ersten Male in Wien 1838 unter seiner eigenen Leitung aufgeführt wurde, allgemein gefiel. Es folgten nun „die Sicilianische Vesper" (1843), „Lichtenstein" (1846), „die Korsen" (1853) und es befindet sich noch eine neue Oper in seinem Nachlasse. In allen diesen Opern finden wir die oben bezeichnete Mischung, ohne daß dabei Lindpaintner seinen specifisch deutschen Charakter verleugnet hätte. Dieser Charakter offenbart sich hauptsächlich in den Chören, die stets frisch im einfachen vierstimmigen Volkstone gehalten sind, dann in der Instrumentirung, die durchaus klar und fließend ist und in den Ensembles und Finales, die stets lebendig gegliedert sind, weniger in den Arien, denen man häufig die Mache ansieht und die auch meistens für die Glanzsänger der Stuttgarter Oper, namentlich für Pischeck, zur Entfaltung ihrer Eigenschaften geschrieben wurden. Darum würden auch diese Opern auf fremden Bühnen wenig Glück machen, zumal Lindpaintner das Unglück hatte, Librettos ohne hervorstechende oder fesselnde dramatische Handlung zu bearbeiten. Fragt man, wie es komme, daß ein Mann, dessen amtliche Stellung ihm schon so viel Arbeit auferlegt, in drei Jahrzehnten so viel und zwar so viele große Werke schaffen konnte, so erklärt es sich daraus, daß Lindpaintner ein durchaus systematischer Mann war. Er hatte seine regelmäßigen Stunden zu Allem, zum Componiren, wie zum Spaziergange. Kein Tag ohne eine Linie kann wohl von ihm gesagt werden und noch besonders: keine Ferien ohne eine Oper oder ein kirchliches Werk. Seine zweimonatlichen Ferien wurden meistentheils an den Ufern des Bodensees zugebracht, und zwar zuerst in dem einsamen Langenargen und als dieser Ort durch die Eisenbahnen, die an den Bodensee ausmünden, belebter wurde, zog er sich in den noch abgelegeneren baierischen Ort Nonnenhorn zurück. Diese Zurückgezogenheit von der Welt konnte aber nicht anders als nachtheilig auf sein künstlerisches Schaffen wirken. Der Künstler muß in die Welt hinaus, er kann sich nicht von seinen Kunstgenossen absondern und einzig und allein aus der Naturanschauung neue Ideen sammeln. Er muß ringen und wetteifern, muß hören und prüfen, muß vom Zeitgeist ergriffen und zur eigenen Thatkraft durch fremde Thatkraft aufgestachelt werden. An der Themse und der Seine, an der Donau und dem Rheine kann er mehr lernen als am Bodensee. Die Tonkunst ist so mannigfaltig in ihrer Entwickelung, daß fast jedes Jahrzehnt seine eigenthümliche Phase hat. So ging namentlich die Mendelssohnsche Phase lange spurlos an Lindpaintner vorüber, erst in seinen 24 Psalmen (Op. 145) kann man eine Nacheiferung Mendelssohnscher Intentionen finden. Darum erlahmte seine schöpferische Kraft in der zweiten Hälfte seines künstlerischen Wirkens, und selbst als Orchesterdirigent blieb er, der den Stab einst mit so vieler Präcision, Energie und Umsicht führte, wie Keiner, doch in letzterer Zeit hinter manchem jüngeren Meister zurück, indem er als ächter Kapellmeister der älteren Zeit die Mozartschen und Bethovenschen Sinfonien mehr en gros als im Detail auffaßte. Ihm lag mehr daran, daß Alles aus Einem Gusse gehe, daß der feurige Schwung nie ermatte und der allgemeine Charakter beibehalten werde, und er vernachlässigte die feineren Schattirungen, die Hervorhebung einzelner Gedanken und Effecte. Dennoch sind seine Verdienste um die Einbürgerung Bethovenscher Sinfonien in Stuttgart nicht hoch genug zu schätzen. Er gründete die Abonnementsconcerte, mit denen der wohlthätige Zweck eines Unterstützungsfonds für Wittwen und Waisen der Bühne verbunden war, und führte in denselben zum erstenmal die großen Sinfonien Bethoven's dem Publicum vor, bis dieselben die Grundlage eines gediegenen musikalischen Geschmackes wurden. Sodann führte er in den Dreißiger Jahren regelmäßig große Oratorien in der Stiftskirche auf, und bearbeitete zu diesem Zwecke auch Händel's Judas Maccabäus, und alles dies zu einer Zeit, wo solche Musik in Deutschland noch wenig gepflegt wurde. Um so tiefer schmerzte es ihn, als die deutsche Oper durch die sentimentale neuere italienische Musik verdrängt wurde, als Bellini und Donizetti alle Hoftheater Deutschlands beherrschten. Fétis giebt in seiner „Biographie universelle des Musiciens" Lindpaintner's eigene Aeuße-

Peter Joseph Lindpaintner.

rungen darüber, in denen er, als Fétis ihn im September 1838 besuchte, seinem Unwillen Luft machte. „Mein lieber Herr," sagte Lindpaintner, „ein junger deutscher Musiker, der von den wundervollen Schönheiten eines Don Juan, einer Zauberflöte, oder eines Fidelio bezaubert ist, träumt zuerst nur von dem Ruhm und dem Gelingen, in den Fußtapfen dieser unsterblichen Meister einherzuschreiten. Sein Geist ist in einer ewigen Unruhe, bis er sich das Libretto verschafft hat, das zur Grundlage seiner Inspirationen dienen soll; aber kaum hat er die Hand an's Werk gelegt, so ändert sich der ganze Gesichtspunkt und seine Illusionen verschwinden auf's Schmerzlichste. Die erste Wahrheit, auf die er stößt, ist, daß die Theaterintendanten gar keinen Werth auf seine Arbeit legen, und daß sie die Verbindlichkeit, seine Oper in Scene zu setzen, eher als eine unbequeme Last, denn als einen Vortheil betrachten. Hat er endlich diese ersten Hindernisse überwunden, findet er noch traurigere Täuschungen; denn er hatte auf die Theilnahme seines Publicums gerechnet, und findet bei diesem nur Gleichgültigkeit. Im Allgemeinen geben die Höfe den Ton an in den Staaten Deutschlands, und unsere Fürsten haben nur Interesse an Opern, die aus Italien oder aus Paris kommen; aus Paris hauptsächlich, denn Alles, was aus dieser Stadt kommt, scheint die festeste Sanction des Geschmackes mitzubringen. Nie hat eine deutsche Oper solche glänzende Erfolge erhalten, wie man sie in Paris sieht; oft begründet sich erst nach ihrem Tode eine Art religiöser Gunst für die deutschen Operncomponisten. Wissen wir nicht, daß das ganze Lob, das Joseph II. dem Don Juan spendete, in den Worten bestand, er finde zu viele Noten darin? Wissen wir nicht, daß Fidelio nach der dritten Vorstellung mehrere Jahre lang zurückgelegt wurde? Wenn der Freischütz eine Begeisterung unter den Deutschen erregte, so verdankt er dies großentheils dem Sujet. Der Teufel ist überall populär, aber besonders bei einer exaltirten träumerischen Nation. Oberon ist auch eine durchaus originelle Composition, Euryanthe wimmelt von Schönheiten, und doch haben diese beiden Meisterwerke bei uns wenig Interesse gefunden. Ueberdies erhält der Operncomponist nicht die geringste Entschädigung. Der Verkauf einiger Exemplare seiner Partitur ist Alles, was er rechtmäßig ansprechen kann, wenn zufällig sein Stück vom Publicum günstig aufgenommen worden ist." Fétis, als er eine neue unvollendete Oper auf seinem Pulte liegen sah, sagte zu Lindpaintner: „Wie? Sie, der Sie so eben sich auf solche Weise ausgesprochen

haben, schreiben doch wieder eine Oper?" „Was wollen Sie," antwortete L., „als Kapellmeister des Königs von Würtemberg habe ich Brod für meine Familie; aber das ist Alles. Mein König interessirt sich für meine Werke ebensowenig, als der König von Hannover sich um Marschner's, oder der Kurfürst von Hessen-Kassel sich um Spohr's Opern bekümmert. Aber ich muß ein dringendes künstlerisches Bedürfniß befriedigen; ich muß arbeiten." Allerdings war die Arbeit Lindpaintner zum Bedürfniß, ja noch mehr, zur Gewohnheit geworden, und leider hielten seine eigenen Inspirationen nicht immer gleichen Schritt mit seiner Thätigkeit. Hatte er kein Libretto, so nahm er Schiller's Glocke, Bürgschaft, Hero und Leander, oder den Taucher und schrieb melodramatische Musik dazu; jedes Jahr mußte aber irgend ein größeres Werk entstehen, um seinem künstlerischen Bedürfniß Genüge zu leisten.

Diese melodramatischen Arbeiten haben in Stuttgart theilweise guten Erfolg gehabt, neuerdings auch in München. Aber streng genommen ist es ein verfehltes Unternehmen, Schiller's Balladen, die an und für sich schon Tongemälde sind, noch einmal übermalen zu wollen. Es heißt das ächte Gold vergolden, wenn man die Glocke, mit ihrem wundervollen Rhythmus, ihrem melodischen Steigen und Fallen, ihrem harmonischen Farbenglanze, noch in Musik setzt; im Taucher hört man auch ohne Orchester die Charybde wallen und sieden und brausen und zischen. Dann steht die poetische Schilderung in so raschem Zusammenhang, daß die vielen musikalischen Unterbrechungen den Eindruck eher stören als erhöhen; wenn der Taucher z. B. den Gürtel und den Mantel wegwirft, so ist man darauf gespannt, daß er sich in den Schlund stürzen wird; Lindpaintner läßt aber vorher den Mantel durch rasche Violingänge in der Luft herumflattern. Dann, wie kann man die purpurne Finsterniß musikalisch malen, wie das Gewimmel der scheußlichen Klumpen hörbar machen? Die hingehaltenen Contrabässe und die herumvagirenden Fagotte reichen dazu nicht hin; Vogelgesang und Insectengesumme kann die Musik etwa wiedergeben, aber kein Gezisch von Salamandern, Molchen und Drachen. Gerade in dieses Stillschweigen der Meerestiefe, welche dem Ohre ewig schläft, legte Schiller die höchste Potenz seiner Schilderung. Descriptive Balladen können nur musikalisch bearbeitet werden, wenn sie sich für den Gesang eignen, wie Ritter Toggenburg und Bürger's Leonore; werden sie bei Instrumentalbegleitung declamirt, so wird die gewaltige Orchestermalerei entweder den Sprechenden überwältigen, oder sie muß sich ihm so fügen, daß sie selbst nicht ihre vollen Mittel aufbieten kann. Darum haben solche Bearbeitungen, die von verschiedenen Meistern versucht worden sind, sich keine Bahn im Volke gebrochen, während Zumsteeg's Balladen, welche für den Gesang geschrieben sind, den häuslichen Kreis jetzt noch erquicken.

Viel glücklicher jedoch war Lindpaintner als Liedercomponist. Seine ersten Versuche darin fielen in eine Zeit, wo es noch eine ächte Hausmusik in Deutschland gab, wo die Familie in sich selbst concentrirt, auch aus sich selbst die geselligen Freuden schöpfen wollte, wo der Vater nach vollbrachter Arbeit nicht dem Club oder der Schenke zulief, sondern mit seinen Angehörigen die Abende mit Lectüre und Musik zubrachte, wo die Hausmutter nicht in Kaffeevisiten und Theetanz durch Putz und Geklatsch entweder selbst oder mit ihren Töchtern zu glänzen suchte, sondern wo sie im bescheidenen Hauskleide sich Abends der ästhetischen Erziehung ihrer Töchter widmete, eine Zeit, wo Musik getrieben wurde, nicht um die Salons durch brillante Kunststücke, und durch Nachäffung des Virtuosenthums in Erstaunen oder Entzücken zu versetzen, sondern wo man sich im Stillen an den Sonaten Mozart's und Clementi's erquickte, wo hauptsächlich das deutsche Lied in seiner kernigen Kraft, seiner naiven Einfalt und seiner innigsten Seelenwärme noch nicht von den Bravourliedern ausländischer Opern verdrängt war. Zelter und Zumsteeg, Reichardt und Schubert verstanden es, das deutsche Gemüth im Gesang zu offenbaren, und eine Gattung von Musik zu schaffen, von welcher die Franzosen und Italiener damals noch keine Ahnung, und für welche sie auch heutzutage noch wenig Sinn haben. Auch Lindpaintner war durch seine Lieder Liebling der deutschen Familien geworden; durch sie hat er zuerst seinen Namen in seinem Vaterlande bekannt gemacht, durch sie wird er ihn auch unsterblich machen. Sein Frühlingslied „Regst du, o Lenz, die jungen Flügel", wird nach jeder Winternacht, welche die deutsche Tonkunst durch die Anbetung des ausländischen Geschmackes oder des Materialismus zeitweise durchschlummern muß, stets wieder die Sehnsucht nach dem Frühling erwecken, der in der Kunst wie in der Natur immer wiederkehrt.

Seine Lieder sind in mehreren Sammlungen erschienen, z. B. die der Sängerin Bespermann gewidmeten Op. 37 und 71, das der Sängerin Doris Hans gewidmete Op. 108; das dem Fürsten von Hechingen gewidmete Op. 127 und die in dem Norddeutschen Lieder-Album aufgenommenen Op. 136 und 138; ferner sind hervorzuheben die einzeln erschienenen Lieder: „Preghiera, Laß dein Trauern", Op. 21; die Romanze „Ach mein Herz ist stets bei dir", Op. 112; „Gretchens Lied vor dem Bilde der Mater dolorosa", Op. 138; sein Ave Maria, Op. 111; dann die mehr heroischen Lieder: „die Fahnenwacht", Op. 114 und das Seitenstück dazu, „Roland", lauter Compositionen

die als wahre Hausmusik gelten dürfen, in denen ein ungeheucheltes Gefühl, eine frische Eingebung und eine richtig gefühlte Verwebung des Wortes mit der Melodie sich offenbart. Wenn er auch nicht mit der feurigen Phantasie, dem Harmoniereichthum oder dem tiefpoetischen Ausdrucke eines Schubert die Seele dahinreißt, so erfüllt er sie doch mit einer Weichheit und Innigkeit, die gegenüber unserer sentimentalen Salonsmusik besonders wohlthut.

Aber nicht nur im Liede für den Familienkreis, sondern auch im wahren Volksliede hat Lindpaintner den ächt deutschen Ton angeschlagen. Wir erinnern nur an die durchaus volksthümliche Setzung der Lieder in Goethe's Faust, welche durch die Seidelmann'sche Bearbeitung des Stückes auf den meisten deutschen Bühnen einheimisch geworden sind, und an Wahrheit und Einfachheit des Volkstones von keinem andern Componisten übertroffen werden; ferner an das Schwäbische Lied „Mei Mutter mag mi net", an sein „Würtemberger Lied" und andere mehr.

Noch bleiben eine Masse anderer Compositionen zu besprechen übrig, über die aber ein kurzer Ueberblick genügen wird, da doch, bei vielem Guten auch Manches mitunterläuft, was man neuerdings unter dem Namen Kapellmeistermusik bezeichnet hat; ganz schön gesetzte, formgerechte und harmonisch zusammengefügte Compositionen, die aber einen Phrasenschwall entfalten, der von keinen originellen oder ergreifenden Motiven zusammengehalten wird, kurz eine vox et praeterea nihil; wie es auch bei einem Manne, der sich zu einer regelmäßigen Stunde alltäglich an seinen Pult setzte, um zu componiren, und nicht erst den Moment der höheren Eingebung abwartete, nicht anders sein konnte. Fassen wir daher ebenso systematisch diese Werke zusammen.

Oratorien. „Der Jüngling von Nain", und „Abraham." Letzteres eine Bearbeitung seiner Oper „Abrahams Opfer".

Messen und Psalmen. Außer einigen Graduales und Offertorien schrieb Lindpaintner vier große Messen, die mit einer nicht allzugroßen Instrumentirung ausgestattet sind, und deswegen, so wie auch wegen der singbaren Stimmführung der Chöre auch weniger glänzenden katholischen Kapellen empfohlen werden können. Alle diese Compositionen zeigen das aufrichtige Bestreben, religiös empfindende Subjectivität in der Musik auszudrücken, aber den Empfindungen fehlt eben die Hauptsache — die Gottdurchwehte Begeisterung, der unmittelbare Einfluß des Mysteriums der Messe. Sie verfallen daher entweder in einen Tonrealismus oder in eine frömmelnde Reflexion. Wohl lag am Fuße von Lindpaintner's Katafalk bei seinem Seelenamte in der katholischen Kirche zu Stuttgart die Partitur seiner vierten Messe aufgeschlagen; aber hat sie, als sie am vergangenen Osterfeste zum erstenmal daselbst aufgeführt wurde, die versammelte Gemeinde auch nur den Gottdurchglühten Geist ahnen lassen, welchen Mozart's Requiem bei Lindpaintner's Seelenamt die versammelte Menge unwillkürlich fühlen ließ?

Aus seinen 24 Psalmen jedoch, Op. 145, die er dem Könige von Preußen widmete, und die bei Meyer in Braunschweig erschienen sind, spricht eine innigere religiöse Empfindung, auch ist Mendelssohn's Einfluß unverkennbar. Sie dürfen zu den besten Werken Lindpaintner's gerechnet werden und verdienen, wenigstens theilweise, eine viel größere Verbreitung unter Kirchenchören, als sie bisher gefunden haben, da auch die Instrumentirung für kleinere Orchester leicht ausführbar ist.

Kammer- und Concertmusik. Lindpaintner schrieb eine große Masse solcher Musik. Es giebt wohl kein Instrument, für das er nicht Bravour-Solos oder brillante Concerte schrieb, meistens für die Kräfte der tüchtigen Männer berechnet, die das Stuttgarter Orchester besitzt, und die in den Abonnements-Concerten vor ihren Stadtgenossen als Virtuosen glänzen sollten. Für Streichinstrumente hat er jedoch nichts Erhebliches geschrieben; er hatte einen Mann in seinem Orchester, der das besser konnte — sein Concertmeister Molique, ein Mann, dessen Violinconcerte zu den gediegensten Compositionen gehören, die es für dieses Instrument überhaupt gibt, und der auch als Dirigent und sonstiger Tondichter (wir erinnern nur an seine vortreffliche F-moll Messe) seinem vorgesetzten Kapellmeister vollkommen ebenbürtig war. Lindpaintner's Streichquartett und drei Trios für Streichinstrumente bewegen sich in Mozart'scher Form, sind aber noch ärmer an idealen Motiven als die Quartette Reissiger's oder Fesca's.

Gelegenheitsmusik. Voluminöse Bände von Entre-Acts, Festouvertüren, Hofconcertssinfonien finden sich unter seinen Manuscripten; meistens schwunglose Compositionen, unter denen nur drei Werke Bedeutung haben, die große Festouverture, die er 1835 für das große Musikfest zu Halle schrieb, die Festouverture zur Jubelfeier des Königs von Würtemberg im September 1841, ein brillantes Seitenstück zu Weber's Jubelouverture, und endlich die schönste aller seiner Ouverturen, selbst die zum Vampyr nicht ausgenommen — die Ouverture zu Goethe's Faust — vielleicht das vollendetste Kunstwerk unsers Meisters, das neben Spohr's, Weber's und Mendelssohn's Ouverturen eine ehrenvolle Stelle behaupten wird, streng in der Form, festlich im Motiv, voll schöner Ideen und Effecte, die unmittelbar aus der Verarbeitung der Themas hervorgehen, und nicht wie in der Zampa- oder Vampyr-

Ouverture hineingeschoben sind. Wollte man Lindpaintner's Namen für die Zukunft sichern, so sollte man im Laufe jeder Saison in jedem Concertsaale Deutschlands seine Ouverture zu Faust, und auf jeder Bühne seinen Vampyr und seinen Joko aufführen, mit diesen drei Werken hat er nicht bloß an den Thoren der Unsterblichkeit angeklopft, sondern er ist in ihre Hallen selbst eingetreten; für sein Frühlingslied braucht nicht mehr gesorgt zu werden, das wird so unvergänglich bleiben, als Schiller's Name, zu dessen alljähriger Gedächtnißfeier in Stuttgart es componirt wurde.

Aber noch ein anderes Werk unseres Maestros wird unsterblich bleiben — seine Instrumentation von Händel's Maccabäus, die in ihrer Art so vortrefflich ist, als Mozart's Messiasbearbeitung. Neuerdings hat Lindpaintner auch Händel's Israel in Egypten neu instrumentirt, welchen er im Laufe dieser Saison in Stuttgart aufzuführen gedachte. Sehr verdienstlich ist seine Instrumentirung von Marcello's Psalmen, mit der vortrefflichen Uebersetzung Grüneisen's; charakteristisch dabei ist seine Auslassung der Violine und Beschränkung des Streichquartetts auf Viola, Cello und Basso, ein Verfahren, das er auch bei seinen eigenen Psalmen mit gutem Effecte anwandte. Auch Gluck's Iphigenia instrumentirte er neu für die, durch seinen Tod nun leider verschobene Aufführung dieser schon lang verlassenen Oper in Stuttgart, und noch drei Tage vor seinem Tode schrieb er an einer neuen Instrumentirung von Salieris Ayur.

Ein Leben, das durch eine solche außerordentliche Thätigkeit im Gebiete der Kunst und des Amtes ausgefüllt war, kann doch nicht umsonst gewesen sein. Wenn auch vieles Mittelmäßige oder Handwerksmäßige von ihm geschaffen wurde, so bleibt Lindpaintner doch ewig denkwürdig; nur wenigen Geistern ist es beschieden, neue Bahnen zu brechen, oder ihre Mitwelt vor ihren noch unerreichbaren Höhen staunen zu lassen; die Vorsehung hat es weislich eingerichtet, daß, wie am Himmel auch nicht lauter Sterne erster Größe prangen, wie neben dem Eichbaum auch das Veilchen blühen kann, so es unter den Göttern des Kunst-Parnasses auch Dii minorum gentium gibt, die geschäftig die ewigen Spenden der obersten Götter zu den Sterblichen hinuntertragen.

Es bleibt wenig mehr übrig über sein äußeres Leben zu sagen — seine Kunst, sein Amt, das war sein Leben! In den lieblichen Rebengärten und frischen Wäldern des Neckarthales, an den idyllischen Ufern des Bodensees, da lebte er in seiner Kunst, unbekümmert um die sogenannte große Welt. Nur selten trat er vor dieselbe und zwar ein paar mal als Dirigent der Achener Musikfeste und als Conductor des neuen philharmonischen Vereins zu London. Jetzt ruht sein Leib, gleichsam als Symbol seiner Natur, in einem einsamen Friedhofe auf einem Felsvorsprung, den die Wellen des Bodensees mit Liebe umspülen. Er hatte auch die Ferien dieses Jahres in Nonnenhorn zugebracht. Von seinem Sterbezimmer aus konnte er die scheidenden Blicke auf den blauen Seespiegel und die duftigen Gebirgsketten richten, die aus Rhätien und Helvetien nach Schwaben herüberschauen. Er war im Monat Juli als Preisrichter zum St. Galler Musikfeste eingeladen worden; in leichtem Frack bei einem abscheulichen Regenwetter herumgehend, hatte er sich eine Erkältung zugezogen, die den Keim des Todes in ihn legte, der sich so rasch entwickelte, daß er schon am 21. August einer Herzbeutelwassersucht erlag. Es war stets sein Wunsch gewesen, in dieser einsamen, stillen Gegend seine ewige Ruhe zu finden. Der Zufall wollte, daß auch seine Leichenfeier dem Orte seiner Bestattung entsprach. Da noch Theaterferien waren und auch die Entfernung groß war, so hatten sich nur wenige Künstler an seinem Grabe eingefunden. Er, der so viel Instrumentalmusik schrieb, er, der langjährige Dirigent eines vortrefflichen Orchesters, wurde von einer Dorfblechmusik zu Grabe geleitet und statt des Opernpersonales sangen die Liederkränze von Linden und Tettnang ihn in den Schlaf, nur Pischeck und ein Paar Orchestermitglieder sangen ein Quartett. Glücklicher Meister, du liebtest deinen Bodensee zu sehr, als daß du ihm deinen Leib nicht gegönnt hättest. Sei es, daß Lindpaintner's poetischer Wunsch, am Bodensee begraben zu werden, als endgültiger, testamentarischer Wille angesehen wurde, oder daß man gleichgültig die Sache behandelte, sein Leichnam blieb in Wasserburg, von welchem Nonnenhorn ein Filial ist, begraben und ist nicht in Stuttgart beigesetzt worden. Doch wurde in der katholischen Kirche zu Stuttgart ein Seelenamt für ihn gehalten. Als der Verfasser dieser Zeilen am 13. October, einem den Besuchern des Bodensees durch seine sonnige Wärme unvergeßlichen Tage, das Grab des deutschen Tonmeisters besuchte, fand er keinen Denkstein, der auch nur seines Namens erwähnt hätte. Nur ein alter Freund Lindpaintner's hatte ihm ein schwarzes hölzernes Kreuz setzen lassen und auf Papier unter Glas und Rahmen einen kurzen Vers geschrieben.

Deutscher Wanderer, wenn du je die reizenden Ufer des Bodensees besuchst, so lenke ab von der Straße und walle hin zum Friedhof von Wasserburg und zolle eine dankbare Thräne einem deiner vaterländischen Meister, der das deutsche Gemüth, die deutsche Thatkraft kund die deutsche Naturliebe auch in seinen Werken geoffenbart, der mitten in den Verirrungen und Verwirrungen der Kunst einen ächt deutschen Sinn bewahrt hat. Summe

dann die Melodie seines Frühlingsliedes über seinem Grabe, während die Sänger der Lüfte dazu ihre Triller aufschlagen und du wirst gestehen, daß du um eine tief poetische Stunde reicher geworden bist, dann werden dir auch die grünen Matten, die aus dem Vorarlberge herüberglänzen und die dunkelblauen Wogen des schwäbischen Meeres deine Gefühle um so stärker beleben — denn unzertrennlich von der Natur ist der Mensch, unzertrennlich von ihr ist folglich auch die Kunst.

Lindpaintner's äußere Gestalt war imponirend, sein Gesicht trug das deutsche Gepräge, das wir an Goethe, an Tieck, an Jean Paul und an so manchen anderen Heroen ausgebildet finden — eine hohe Stirne, ein breites Gesicht mit kräftigen Backenknochen, entschiedene scharfe Mundwinkel, eine starke Nase und bewegte Muskeln; nur sein Auge war matter, als man bei solchen Gesichtszügen zu finden pflegt. Seine Stimme war ungewöhnlich stark, auch mäßigte er sie nicht beim gewöhnlichen Gespräche. Seine Unterhaltung war stets geistreich und lebendig, seine Mimik feurig und enthusiastisch. Aber wenn er den Tactstock in der Hand hatte, stand er fest und ruhig da, die linke Hand in die Seite gestemmt und ohne in der Luft herumzuvagiren, die Rechte bewegend.

Als Mensch war er äußerst wohlthätig, besonders gegen die Armen am Bodensee. Gegen Jünger der Kunst war er leutselig und hülfreich, gegen seine Kapelle streng aber nicht unfreundlich. Kritik konnte er nicht ertragen und fühlte sich auch von der objectivsten Beurtheilung persönlich betroffen. Seit seiner Jugend hielt er ein Tagebuch, in dem er alle seine Leiden und Freuden, alle Erfolge und Mißgeschicke seiner Werke, alle Urtheile der Journale eintrug. Ebenso sorgfältig sammelte er alle Theaterzettel, so daß sein Tagebuch dereinst, sollte es je benutzt werden können, einen interessanten Beitrag zur Geschichte der deutschen Tonkunst liefern wird.

Aus

den Lagunen an's adriatische Meer.

Von Rudolph Marggraff.

1. Die Lagunenstadt.

(Fortsetzung.)

Die einstige Königin der Meere mag jetzt den Wittwenschleier tragen; und wohl hat es eine Zeit gegeben, wo sie mit Recht in Staub und Asche saß, um über ihr selbstverschuldetes Geschick zu trauern. Aber schon sind ihre Züge nicht mehr so gefurcht, daß man den endlosen Gram und das hinfällige Alter ihr ansähe, die für immer über sie gekommen zu sein schienen; und wer Venedig aufsucht, um elegische Verse darüber zu schreiben, wird jetzt nicht mehr so reichlichen Stoff dazu finden, wie Lord Byron. Was an Venedig uns heutzutage anzieht, ist nicht der Verfall, es sind die Spuren des alten wie des rückkehrenden neuen Wohlstandes, die aller Orten und Enden sichtbar und fühlbar werden; es ist die unvergänglich leuchtende Schönheit, welche die verjüngt aufblühende ewige Meerjungfer noch gegenwärtig, wie in den Tagen des republikanischen Glanzes an ihrer Stirn trägt; es ist das unverlöschliche Gepräge einer hochentwickelten Cultur und Kunst, das sich ihrer Gestalt, ihren Zügen, ihrem Wesen für immer klar und fest eingedrückt hat!

Wenn auch jetzt keine Flotten mehr auslaufen, um Kaiser und Papst, um Franken und Türken zu bekriegen, oder einlaufen, um die Trophäen des Sieges auf Plätzen, in Kirchen und Palästen aufzustellen, mit den Reichthümern des Orients Schatz- und Vorrathskammern zu füllen und seine Waaren dem Occident zuzuführen; wenn auch jetzt von den bronzenen Wimpelträgern vor der Marcuskirche nicht mehr die Standarten der drei Königreiche Morea, Creta und Candia herabwehen und kein Doge mehr seine Vermählung mit der Adria feiert, um in unzertrennlicher Ehe mit dem Meer Venedigs Weltherrschaft darüber zu beurkunden; wenn auch die Nobili das versklavte Volk jetzt nicht mehr mit täglichen Prachtfesten, mit „Brot und Spielen" ergötzen und die Herrscher und Gesandten mächtiger Reiche nicht mehr in der gefürchteten Inselstadt zusammenströmen, um ihre Huldigung darzubringen, Verträge zu schließen oder um Frieden zu bitten; wenn das Alles jetzt nicht mehr ist, — so bietet doch auch die gegenwärtige Zeit Erscheinungen, die zwar weniger glänzend als die erwähnten, aber für die wachsende Größe und Macht der Stadt kaum minder bedeutsam sind.

Ein wohlgeordnetes, freies Gemeinwesen ist an die Stelle der früheren Gewaltherrschaft auf der einen, der Sklaverei auf der anderen Seite getreten: ein Band gleicher bürgerlicher Rechte umschlingt die Gesammtheit und kein Gebiet staatlicher oder bürgerlicher Thätigkeit ist dem Einzelnen verschlossen. Die Eröffnung des Freihafens, der jetzt schon jährlich weit über 4000 Fahrzeuge, Kauffahrer und kleinere wie größere Küstenfahrer, in sich aufnimmt, und später die der Eisenbahn über die Lagunen nach Padua und von da weiter nach dem Westen, waren Ereignisse, denen das Steigen des commerciellen und industriellen Flors auf dem Fuße nachfolgen mußte; und in dieser Hinsicht können sie manchem vielgepriesenen Vorgange der Vergangenheit leicht die Waage

halten. Für die Erhaltung und Festigung der Dämme und Schutzmauern gegen den Andrang der See, gegen die Versumpfung der Lagunen, für die Reinigung der Canäle und für die Säuberung der Stadt von den kläglichen Ueberresten früherer Vernachlässigung geschieht fortwährend unendlich viel. Zugleich sucht man zu erhalten und, wenn auch selten in dem alten ursprünglichen Styl, herzustellen, was dessen werth ist. Aber auch an Neubauten fehlt es nicht, die freilich zum Theil eine kriegerische Bestimmung haben, und eben so wenig an öffentlichen Begünstigungen zur Hebung der Gewerke und des Handels durch Förderung der Association wie durch Anlage nützlicher Fabriken auf der einen, und entsprechender Lehranstalten auf der andern Seite.

Den zusammengekauerten, gnomenartigen Bronzegestalten am Untersatz der granitnen Säulen der Piazetta gab Nic. Barattieri, welcher diese Säulen, eine orientalische Siegesbeute des Dogen Dominico Micchieli, mit romanischen Capitälen und sonstigem Bildwerk versehen im Jahre 1180 aufstellte, Körbe in die Hände, worin Fische, sowie Schmiede- und Schreinerwerkzeuge liegen, um den damals gebräuchlichsten und volksthümlichsten Gewerben ein ehrendes Denkmal zu setzen. Das gegenwärtige Geschlecht wird darin eine Mahnung erblicken, sein Bürgerthum auf Arbeit und freie Thätigkeit zu gründen, und nicht einen Augenblick sind wir über die Antwort auf die Frage zweifelhaft, ob Venedig die vielgepriesenen Genüsse und Herrlichkeiten der Republik mit ihren unerhörten Willkürlichkeiten und Gräueln zurückkaufen möchte, ob es lieber unter der erdrückenden Wucht eines allgemeinen Spionir- und Angebesystems, wie ehemals, mit gebundener Zunge und geknechteten Gedanken und durch inquisitorische Härte — die Frucht des klügsten, aber auch kältesten und herzlosesten Verstandes, — niedergehalten, unter der Herrschaft eines unersättlichen und rücksichtslosen, eigenen und fremden Ehrgeizes leben möchte, oder unter einem Regiment wie das gegenwärtige, das in der gleichmäßigen Entwickelung der Kraft und des Glücks aller einzelnen Staatsbürger seine Aufgabe erkennt und Beschränkungen in Wort und Handlung lediglich in so weit eintreten oder geschehen läßt, als sie zum Wohle der Gesammtheit, nicht aber nur einzelner bevorzugter Stände oder Familien, nothwendig sind. Als Venedig sich seiner Selbständigkeit freiwillig, aus Schwäche, entkleidete, war es ihrer nicht mehr würdig, und durch fremdes Zuthun erstarkt, hatte es daher auch kein Recht mehr, sie zurückzufordern. Wäre man sich dessen immer klar gewesen, nie würde Venedig Ereignisse wie in den Jahren 1848 und 1849 erlebt und nöthig gehabt haben, sich von der Richtigkeit des berauschenden Gedankens zu überzeugen, daß die Stadt eine uneinnehmbare sei.

Groß und bewundernswerth war Venedig eigentlich nur, so lange es seine Kräfte und Bestrebungen nach außen, auf Küsten-, Inselund Ländererwerb gerichtet hielt. Als es damit zu Ende ging und die Zeit der Erhaltung des Gewonnenen gekommen war, wuchsen zwar noch Reichthum, Macht und Herrlichkeit der Stadt, aber der edle, große Sinn wich zügellos selbstsüchtigen Zwecken und die republikanischen Einrichtungen und Formen, ihrer gemeinsamen höheren Ziele und damit ihres tiefsten Lebens, ihrer Seele beraubt und auf die Bändigung der gährenden Leidenschaften im Innern angewiesen, arteten unausweichlich in Willkür und Despotie aus. Eisern und blutig war der Scepter, den die Königin der Meere schwang, zwar mit Blumen, aber von betäubendem Duft umwunden.

Wie ein Phönix erhebt sich Venedig allmälig aus seiner Asche und wenn es sich in seinem Verkehrsleben von Triest überflügeln ließ, so sind zum Theil Umstände, die nicht in seiner Macht lagen, vor Allem aber ein älteres Geschlecht daran Schuld, das die frühere Sorglosigkeit und Genußsucht, eine Erbschaft der sinkenden Republik, noch nicht überwunden hatte. Doch die Klagen von gestern gelten nicht mehr für heute, und die Stadt kann, wie sie jetzt ist, nicht verantwortlich gemacht werden für geldarme oder gelddurstige Geschlechter, die noch erst in den letzten Jahren zwei der schönsten Gemäldesammlungen, die des Palastes Barbarigo, welche die russische Regierung, und die Sammlung Barbini-Braganza aus dem Palast Manin, welche der König von Würtemberg ankaufte, außer Landes gehen ließen. Sinn und Liebe für Kunst und Kunstbesitz, die so viel dazu beigetragen haben, das republikanische Venedig groß und geachtet zu machen, werden in dem Maße wohl nie wieder hier heimisch werden, aber sie können nicht ausbleiben, wenn Wohlstand und geistige Bildung allgemeiner geworden.

Hier, auf und an der Piazetta, ist lauter schwerwiegender historischer Boden und Betrachtungen, wie die vorstehenden, füllen und beschäftigen ungesucht die Seele des Wanderers, der kaum Zeit hat, der umgebenden Architektur die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen.

Des von Sanchovino erbauten ehemaligen Bibliothekgebäudes erwähnte ich schon. Es wird jetzt mit den neuen Procuratien zum Palazzo Reale gerechnet und steht in dem Rufe, das vollendetste Bauwerk der italienischen Renaissance zu sein. Vielleicht nicht mit Unrecht. Denn dieser Styl zeigt sich hier in einer äußerst edlen und geistreichen Ausbildung und von einem Reichthum der Erfindung, die bei Sanchovino's Nachfolgern stufenweis zur arm-

seligsten und geschmacklosesten Nachahmung herabsank. Es ist die dorisch-ionische Ordnung, in Verbindung mit rundbogigen Fensterformen und einem reichgegliederten Wandpfeiler- und Halbsäulen-System, die vom Architekten für den Aufbau gewählt wurde und ihm Gelegenheit gab, seinen hohen Schönheitssinn in der markigen und zugleich anmuthigen Behandlung der durchlaufenden und krönenden Gesimse wie in der Benutzung mannigfachen plastischen Schmuckwerks am oberen Friese und auf der Zinne des Gebäudes zu beurkunden und so einen Prachtbau herzustellen, der in der That allen Anforderungen dieses Styls an einen solchen vollständig zu entsprechen das Ansehen hat.

Wie verschieden, was die Bauart betrifft, und doch wie nahe verwandt, wenn von Auffassung und Behandlung die Rede ist, erscheint diesem Prachtbau gegenüber der Dogenpalast! Nicht so organisch durchgebildet wie jener und doch ein Bau von so zauberhafter Anmuth, von so kühner Zierlichkeit, von so edlen, geistreichen Formen in den wirkenden Hauptpartien und von so reizender Verschmelzung farbiger und plastischer Elemente, ja von so wunderbarer Vereinigung sich scheinbar widerstrebender Kräfte und Verhältnisse, daß ihm unter den venetianischen Bauten und auch sonst weit und breit an dieser eigenthümlichen Schönheit nichts zu vergleichen und an die Seite zu stellen ist. Der Baumeister war unstreitig ein außerordentliches, in der Technik und Wissenschaft seiner Kunst gewiegtes Genie. Er wagte, was nicht leicht ein anderer gewagt hätte. Ueber eine, aus schweren Rundpfeilern und kräftigen Spitzbögen geformte Bogenhalle im Erdgeschoß setzte er eine leicht und frei sich entwickelnde zweite, und belastete diese gesammte, vielfach geöffnete und durchbrochene, ihre Tragkraft nur auf vereinzelten Punkten ausübende Unterlage keck, aber sicher, mit einer gewaltigen compacten Mauermasse von sehr ansehnlicher Höhe.

Der Widerspruch zwischen den tragenden und getragenen Kräften ist natürlich hier innerlich gefaßt, nur ein scheinbarer, sonst stünde das Gebäude nicht mehr; aber er ist für das Auge vorhanden und steigert sich noch durch die Kühnheit, dieses schwerlastende Uebergewicht selbst an den Ecken des Baues nur auf einfach runde Pfeiler zu stützen und über die Scheitel der unteren Bögen die Säulen der doppelt so vielen Bögen der oberen Halle zu stellen. Doch hat der Architekt, aus Bedürfniß und um das Gefühl der Schwere dieser oberen Mauermasse zu mindern, dieselbe nicht nur mit mehreren unregelmäßig vertheilten, theils breiten spitzbogigen, theils kreisrunden Fensteröffnungen versehen, sondern auch mit einer Mosaiktäfelung von rothen und weißen Steinen in anmuthiger Färbung tapetenartig belebt und nach oben mittelst einer hohen zierlichen Zinnenkrönung luftig geschlossen. Seinen schönsten und reizvollsten Schmuck besitzt indeß dieses wunderbare Gebäude in der offenen oberen Bogenhalle, die aus edelgeschwungenen und auf schlanken Säulen ruhenden Spitzbögen mit dazwischen eingesetzten Rosetten in Vierpaßform gebildet ist, und fast scheint es, wenn man alle diese Eigenheiten als ein Gesammtbild in's Auge faßt, als habe der Baumeister den phantastischen Einfall gehabt, in der Architektur der Fassade einen buntgefärbten Vorhang vorzustellen, als dessen Schnüren- und Trodel-Säume wir uns die obere Bogenhalle zu denken hätten.

Wer war nun aber der Architekt dieses Wunderbaues? — Alle Kunstschriftsteller von Ciorgnana und Kugler bis auf Jacob Burckhardt in seinem italischen „Cicerone" (Basel, 1855) haben es einander gläubig nachgeschrieben, daß der Architekt und Bildhauer Filippo Calendario um 1350 die Fronte nach der Piazetta zu erbaut habe und wenn diese auch nicht ganz, so doch von der sechsten Säule an bis zur Ecke nach den Lagunen und die ganze Fassade an letzteren. Das sind jedoch lauter Fabeln, zum Theil zwar durch mißverstandene Verschiedenheiten in den Säulenstücken veranlaßt, hauptsächlich wohl aber ursprünglich zu dem Zweck erfunden, um die interessante Bemerkung daran knüpfen zu können, Calendario sei, nachdem er den Bau vollendet, an zwei Säulen desselben aufgehängt worden, weil er als Führer der Volkspartei sich mit dem Dogen Marino Falieri, der deßhalb bekanntlich gleichfalls mit dem Tode büßen mußte, gegen die herrschende aristokratische Regierung verschworen habe. Und doch hätte man schon seit 1845, wo der Abate Cadorni in Gualandi's „Memorie originali italiane riguardanti le Belle Arti" verschiedene die Urheberschaft der vielbewunderten Fassade des Dogenpalastes erläuternde und in's Klare stellende Documente mitgetheilt hatte, über die völlige Unrichtigkeit dieser Ansichten belehrt sein können, wenn man auch Salvatico's zwei Jahre später erschienene Schrift: „Sulla architettura e sulla scultura in Venezia" nicht zu berücksichtigen für nöthig gefunden.

Aus diesen urkundlichen Mittheilungen gehen nun unwiderleglich die folgenden Thatsachen hervor.

Der von dem Dogen Agnello Particípazio, wie erwähnt, im Anfange des neunten Jahrhunderts errichtete und unter Pietro Orseolo I. (976 bis 978) nach einem erlittenen Brande schöner wieder aufgebaute Dogenpalast befand sich im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in einem so schadhaften Zustande, daß man ihn umzubauen beschloß. Pietro Baseggio, der Oberaufseher des öffentlichen Palastes, wurde mit dem Umbau beauftragt und unter dessen

Leitung kam zwischen 1301 bis 1309 die Sala dello Scrutinio, und später seit 1340 die Sala del Maggior Consiglio zu Stande. Baseggio starb noch vor 1354 und ernannte den Filippo Calendario, seinen Freund und Schwäher, zum Vollstrecker seines letzten Willens, Umstände, die annehmen lassen, daß er sich des Letzteren Hülfe wenigstens in den späteren Jahren seines Lebens bei seinen Bauten für den Dogenpalast bedient haben wird. Wie weit jedoch Calendario's Betheiligung dabei reichte, wissen wir nicht, eben so wenig aber auch mit Sicherheit, ob er nach Baseggio's Tode zum Oberaufseher des öffentlichen Palastes ernannt worden sei, was damals so viel besagen wollte, als Oberaufseher aller öffentlichen Bauten. Vielmehr liegt die Vermuthung nahe, daß derselbe sich in die Verschwörung gegen die aristokratische Regierung einließ, weil er von ihr bei Wiederbesetzung jener Stelle übergangen worden war. Keinenfalls aber hatte er Antheil an der Erbauung der beiden Fassaden nach den Lagunen und der Piazetta zu. Dies weist die Urkunde des Senatsbeschlusses vom 20. Sept. 1422 unwidersprechlich nach, da hierdurch bestimmt wurde, daß die noch von dem alten Palast stehen gebliebenen beiden Fassaden niedergerissen und durch neue in der Art ersetzt werden sollten, daß sie für jeden Venetianer ein Gegenstand ehrenvollen Stolzes wären (per esser onor pubblico). Diese Arbeit wurde am 27. März 1824, also 69 Jahre nach Calendario's schimpflichem Tode, der am 17. April 1355 erfolgt war, begonnen und am 13. Mai 1442 beendigt. Inzwischen hatte der Steinmetzmeister Bartolomeo Bon die Errichtung der schönen Porta della Carta übernommen und, wie es scheint, hauptsächlich auf Kosten des Dogen Foscari vom 9. Januar 1439 bis 1443 mit Einschluß der vielen Bildhauerarbeiten vollendet, jedoch nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit seinem Vater Zuana (Giovanni). Endlich wurde im Jahre 1463 was an der Fassade noch fehlte gleichfalls auszuführen beschlossen und mit dieser Arbeit Bartolomeo Bon und in Verbindung mit ihm Pantaleone Bon, wahrscheinlich des vorigen Bruder, betraut.

Zu gleicher Zeit erhellt aus dem weiteren Inhalt der betreffenden Documente, einmal, daß die drei genannten Mitglieder der ruhmwürdigen Künstlerfamilie Bon (der Erbauer der Procuratie Vechie, Bart. Buono, gehört sicherlich auch zu ihr, ist aber nicht mit obigem Bart. Bon zu verwechseln) wahrscheinlich auch den bereits im Jahr 1424 begonnenen Bau der Fassaden des Palastes leiteten, — nur Giovanni vielleicht früher als die andern beiden, — und sodann, daß wir ihnen ohne Zweifel auch sämmtliche an diesen Fassaden befindlichen Bildhauerarbeiten zu verdanken haben, die Reliefgruppen und Figuren auf den Eckpfeilern und an der Porta della Carta ebensowohl wie die sinnreichen, von einer wahrhaft genialen Erfindungsgabe und von dem ausgebildetsten Schönheitssinn Zeugniß gebenden Sculpturen an den figurirten Säulencapitälen der unteren Bogenhalle; und Jacob Burckhardt verfällt daher durch blindes Vertrauen auf selbstgewählte Autoritäten in einen neuen Irrthum, wenn er in dem angezogenen Buche auf Seite 570 nicht nur die größeren Reliefigures an den Ecken, sondern auch die Capitäle der unteren Ordnung unbedenklich und mit kaum gewagter Beschränkung dem Filippo Calendario aus der Zeit von 1350 zuschreibt, ein Irrthum, den der „Cicerone" auch ohne längst bekannte Documente um so eher hätte vermeiden können, als ja der schöne, wahrhaft antike Schnitt in der Blattbildung der Capitäle und das geistvolle, vorwiegend allegorische Element in den figürlichen Darstellungen derselben schon an und für sich eine größere Verwandtschaft mit der Renaissance des funfzehnten als mit der Gothik des vierzehnten Jahrhunderts erkennen lassen.

Ich habe wohl nicht nöthig, mich wegen dieser kunstgeschichtlichen Abschweifung und polemischen Wendung, die sie zuletzt unvermeidlich genommen, zu entschuldigen; sie rechtfertigt sich bei der Wichtigkeit des Gegenstandes von selbst und kann meines Dafürhaltens nur dazu beitragen, uns der Betrachtung des Dogenpalastes, dieses Wunderwerks der venetianisch-germanischen Baukunst, das seit seiner Vollendung für die Palast-Architektur der Nobili's auf lange Zeit das beliebteste Vorbild werden sollte, mit um so reinerem wissenschaftlichem und ästhetischem Genusse entgegenzuführen. — Wir scheiden somit vorläufig von ihm.

Das Theater des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, zu Wolfenbüttel.

Von Herman Grimm.

Der litterarische Verein zu Stuttgart hat die Theaterstücke des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig neu herausgegeben. Wie die Fastnachtsspiele die älteste Form der deutschen Bühnenlitteratur repräsentiren, so läßt sich in diesen Werken ihre weitere Entwicklung erkennen. Eine dritte Stufe nationaler Fortbildung haben wir nicht. Opitz, Gryphius und die anderen, deren Namen sammt den Titeln ihrer Werke oft wie-

derholt werden, bauten nicht in organischer Weise weiter, sondern ahmen das Fremde nach, ohne in dramatischer Conception oder theatralischer Darstellung Eigenthümlichkeit zu besitzen. Ihre Zeit war es, wo in Italien, Spanien, Frankreich und England die Cultur des sechszehnten Jahrhunderts in natürlichem Wachsthume fortblühte, während in Deutschland Krieg und Verwüstung auf den Gemüthern lastend, Kunst und Litteratur darniederhielten. Die wiederbeginnenden Friedenszeiten aber brachten die Herrschaft der französischen Politik und Sprache, welche den Boden überschwemmte ohne ihn zu befruchten. Als dann endlich unser geistiges Leben sich neu zu einiger Selbständigkeit erhob, und, statt blind nachzuahmen, sich frei an Frankreichs übermächtige Bildung anzulehnen versuchte, war in diesem Lande der lebendige Trieb dramatischer Productivität im Erlöschen. Diderot's Neuerungen konnten weder in seinem Vaterlande eine neue Bühne, noch bei uns durch Lessing, welcher sie in sich aufnahm, ein populäres Theater schaffen. Schiller und Goethe gehörten keiner Schule an und bildeten keine. Nachdem Letzterer so viel für das Theater gethan und geschrieben, schloß er seine Laufbahn mit der durch ihre Aufstellung fast bejahten Frage, ob in Deutschland überhaupt eine Tragödie möglich sei.

Von der Gegenwart ist schwer zu reden. Seit einigen Jahren ist in dem Leben der Völker eine Umwandlung vorgegangen, deren Folgen Niemand berechnen oder nur durch Ahnung bestimmen kann. Die Aenderungen politischer Verhältnisse, durch welche die Völker in sich total andere Werthe erhalten haben, die Erfindungen, durch welche die körperliche Entfernung beinahe, die geistige ganz aufgehoben ist, so daß der Mittheilung des Gedankens eine allumfassende Ausdehnung gegeben wird, der Drang, zu handeln und nicht zu ruhen, der in den Gemüthern erwachte, Alles dies muß auf die Litteratur den größten Einfluß ausüben. Die ersten Anzeichen liegen bereits offen da. Und weil das Theater eine unzerstörbare Mitgabe aller Völker in allen Zeiten war, so nehmen wir an, daß sich auch auf der Bühne die neue Gestaltung des öffentlichen Lebens zu erkennen geben werde.

Alle Völker haben ihr Theater, wie sie ihre eigene Sprache, ihre Sitten und ihre Waffen besitzen. Das Theater in diesem allgemeinsten Sinne versteht sich von selbst, wie sich Religion, Poesie, Krieg, Gastmähler, Hochzeiten und Leichenfeierlichkeiten von selbst verstehn. Es gehört zu den Elementen unserer Existenz und wird bestehn so lange die Menschheit unter den Bedingungen fortlebt, unter denen sie uns bisher die Geschichte kennen lehrte. Es ist ein sonderbares Bedürfniß der menschlichen Natur, daß wir uns zuweilen darin gefallen, das nicht zu sein, was wir alle Tage sind, und daß wir einen Genuß darin finden, künstlich zu einer fremden Persönlichkeit unter fremden Verhältnissen zu werden. Die wilden Tänze der Indianer, die sich zu Ungeheuern herausputzen, und unsere Maskeraden, wo jeder sich an sich selbst und an den andern erfreut, weil der Schein einen jeden plötzlich völlig anders auftreten läßt, als er gewöhnlich einhergeht, haben denselben Trieb zum Ursprunge. Er findet sich bei den Kindern, wie bei ernsten Männern. Seine roheste Form sind bloße Verkleidungen, seine ausgebildetste das Theater, ein Erzeugniß wachsender Cultur und geistiger Entwicklung, dessen Erscheinen bei keinem Volke ausblieb, sobald es im edleren Sinne ein Volk zu werden begann.

Das Drama als eine Form der Poesie ist seine höchste Blüthe. In ihm entsprechen die handelnden Personen den Idealen des Zuschauers. Unbewußt tritt er an ihre Stelle. Sie werden zu Repräsentanten seiner eigenen Gefühle. Was sie sagen und thun, entspricht den höchsten Anforderungen dessen, der entzückt ist, sich im Geiste gleichsam zur Theilhaberschaft an solchem Handeln, solchen Gedanken fortreißen zu lassen; angefüllt von einer fremden Macht, ein anderer als sonst zu sein und so sich selber zu bewundern.

Er weiß, daß das, was vor seinen Augen geschieht, keine Wirklichkeit, sondern nur ein symbolischer Vorgang ist. Wäre das nicht der Fall, nähme er als Zuschauer, körperlich Antheil an diesen Conflikten, so würden plötzlich eine Menge egoistischer Nebengefühle ihn durchkreuzen, ihn kälter machen und vielleicht ganz anders denken lassen, als die Heroen, denen er seinen Beifall zuruft. Allein ferne davon, giebt er sich sorglos dem Zauber des Schauspiels hin und wird emporgerissen in eine höhere Sphäre, vor sich selbst mit dem edelsten Respect erfüllt; alle diese Thaten erscheinen ihm leicht und er hätte selbst nicht anders gehandelt.

Hierin liegen die Ursachen, aus denen ein dramatischer Dichter populär werden kann. Schiller trug das allgemeine Gefühl seiner Zeit in großer Stärke in sich, tränkte mit ihm seine Werke und berauschte das Publikum. Dennoch kam er niemals mit dem Volke in die rechte, unmittelbare Berührung. Shakspeare lebte in London, Corneille in Paris, Calderon und Lope in Madrid, Schiller aber abseits in einer kleinen Stadt, deren stagnirendes Dasein er nur zu sehr empfand. Werden wir erst einmal eine wirkliche Hauptstadt von Deutschland haben, dann werden auch unsere dramatischen Dichter nicht ausbleiben. Goethe's Thätigkeit blieb aus andern Gründen unwirksam. Er stand zu hoch über der Masse. Er brachte Gefühle und Thatsachen auf die Bühne, wie sie sich nur unter wenigen ereignen konnten. Er wendet sich an

ein höheres Publikum, das ihn versteht und das er begeistert, ohne es zu betäuben. Bei seinen Dichtungen tritt die höchste Stufe des Genusses an dramatischer Kunst ein: daß wir der Darstellung sogar entbehren können, und einsam, allein in der geistigen Region des Daseins ein Verlangen unserer Seele befriedigen, welches bei seinen ersten Anfängen so völlig im Gegentheil sein Genügen fand.

Viele giebt es, welche nie mehr ein Schauspielhaus betreten, gewiß aber keinen, der an der dramatischen Litteratur seines Landes nicht den größten Antheil nähme und die Vervollkommnung des Theaters als etwas wünschenswerthes anerkennte. Das Drama ist die lockendste Form für die dichterische Kraft der ersten Jugend. Daß ein junger Mensch von praktischem Talente mit einem Drama in die Welt trete, ist fast allgemein geworden. Manuscripte von Theaterwerken sprossen immer neu auf und erschrecken die Buchhändler. Auch glaubt sich ein jeder berechtigt, ein Drama zu schreiben, sicherlich, eins zu beurtheilen. Sie betrachten es gar nicht als eine Angelegenheit, welche in's Gebiet der Poesie gehört, sondern als ein persönliches Recht. Leute, welche niemals von sich behaupten würden, daß sie Dichter seien und gute Verse machen könnten, sprechen davon, daß sie ein Drama schreiben wollten oder zu schreiben im Stande wären, wenn sie wollten, als sei das ein Act der allgemeinen Lebensthätigkeit bei einem gebildeten Menschen. Und wenn die Arbeit fertig ist, dringen sie auf Anerkennung und Darstellung, während dieselben Autoren, wenn sie sich in lyrischer oder epischer Dichtung versucht hätten, verschämt und abwartend aufgetreten wären. Das Recht, ein Drama zu schreiben, es aufgeführt zu sehen und sich im Allgemeinen am Geschick des Theaters zu betheiligen, wird fast wie ein politisches Recht betrachtet, das jedem freien Staatsbürger zusteht, und die Pflicht der Intendanz, das eingereichte Werk auf die Bretter zu bringen, so ziemlich der Verpflichtung des Staates gleichgestellt, welcher diejenigen, die ihre Examina bestehen wollen, zulassen und ihnen, wenn sie sie bestanden haben, den Eintritt in die Carrière gestatten muß. —

So hat sich denn auch die Geschichtsschreibung mit Vorliebe dem Drama zugewendet. Es scheint, daß die Aufzeichnungen über die dramatischen Werke der Anfang aller Litteraturgeschichte waren, wie auch bei den ästhetischen Kunstrichtern das Drama den Mittelpunkt der Betrachtungen bildete. Auch bietet in der That das Theater allein einem Dichter die Gelegenheit dar, zu zeigen, daß er auch etwas gelernt habe. Kein einziger bedeutender Dramendichter ersparte sich das Studium und erreichte die Höhe, ohne Lehrjahre durchzumachen. Lyrische und epische Dichter überlassen sich viel sorgloser dem Gedanken des Augenblicks. Aber merkwürdig ist es, daß in dem großen Publikum die Meinung besteht, gerade Epos und Lyrik bedürften der Kunstfertigkeit und insbesondere dichterischer Begabung, Dramen zu schreiben, dazu gehöre nur ein Mensch und seine Begeisterung. Daß Shakspeare an seinen Stücken gearbeitet und gefeilt habe, wird nicht zugegeben. Wenige wissen überhaupt, worin auf diesem Felde die Arbeit besteht. Wer aber jemals mit großen Künstlern, einerlei, welches ihre Kunst war, in näherer Berührung stand, der wird von ihnen hören, daß Genie nichts anderes sei, als Fleiß und Ausdauer im Vollenden. „Was natürliche Anlage, was angeborenes Talent!“ rief Guido Reni, „mit Mühe und Arbeit habe ich mein Können und Wissen erworben. Das kommt Niemandem im Schlafe. Jene vollkommenen Ideale sind mir nicht im Traum und in der Verzückung offenbar worden — in den antiken Statuen liegen sie, die ich länger als acht Jahre nach allen Seiten hin studirt habe, um ihre wunderbare Harmonie mir anzueignen. Diese allein that Wunder.“ Man sehe seine Himmelfahrt Mariä an, die wie ein himmlischer Traum uns anlächelt. Wer dächte da an Mühe und Arbeit? Wer bei Raphael's Werken? Aber man sehe dessen Studien, man sehe Beethoven's Manuscripte, man lese wie Goethe und Schiller arbeiteten in ihren eigenen Briefen. Zu einer Kunst gehört ein ganzer Mensch und ein ganzes Leben.

In Deutschland ist bisher für die Geschichte des Dramas am wenigsten geschehn. Während in den andern Ländern ausgezeichnete Werke vorhanden waren, besaßen wir nichts. Allein es war auch wenig zu sammeln und darüber zu sagen. Gottsched's „Nöthiger Vorrath“ legt Zeugniß dafür ab. In neuster Zeit beginnt man jedoch überall, die vorhandenen Manuscripte und alten Drucke zu veröffentlichen, und wir gelangen erst dahin, endlich die Sachen selbst kennen zu lernen, wo wir bisher nur die Titel abschrieben. Ich habe die auf der Berliner Bibliothek befindliche dramatische Litteratur, besonders des 16. und 17. Jahrhunderts genau durchgelesen. Der Ankauf der Meusebach'schen, sowie der der Heyse'schen Bibliothek machen diese Sammlung zu einer der vollständigsten. Ich kenne den ganzen Hans Sachs, sowie Ayrer, und da die Fastnachtsspiele von Keller herausgegeben sind, darf ich wohl sagen, daß ich die Kenntniß der deutschen dramatischen Litteratur in Bausch und Bogen besitze. Die älteren Stücke sind die besseren. Die bunten Spiele, welche Sachs nicht selbst erfand: der Henno und der Streit der Pallas und Venus gehören in's 15. Jahrhundert und stehen, was Inhalt und theatralische Fassung anlangt, über seinen eignen Erfindungen. Ebenso der Zekastus. Es ist kein Fortschritt in seinen Wer-

ken bemerkbar; Ayrer ist complicirter, steht aber geistig nicht höher, mit einem Worte: ich bin bis auf Lessing's Zeiten nicht einer ausgezeichneten Individualität, und in den Stücken kaum einigen erträglichen Scenen begegnet. Das beste sind die Stellen, wo der Ton des gewöhnlichen Lebens glücklich durchbricht und uns zum Verständniß der vergangenen Zeiten einen lebendigen Athemzug thun läßt; merkwürdig ist vieles über Sitte und Ausdrucksweise belehrendes; des Gewinns für die Sprache habe ich hier nicht zu gedenken; und so bleibt zuletzt nur ein Punkt für mich von Wichtigkeit: der nachweisbare Zusammenhang mancher dieser Werke mit fremden, eingebrachten Gedanken, der Vortheil, welcher für eine allgemeine vergleichende Geschichte des Dramas abfällt. Hierfür ist unser Theater eine bedeutende Fundgrube, und die Wolfenbüttler Bühne von Wichtigkeit.

Die Anfänge des deutschen Theaters gleichen denen der andern Völker, deren vereinte Geschichte die des Mittelalters bildet, ganz und gar. In allen herrschte *eine* Religion, *eine* Sprache für die höhergebildeten (die lateinische), und dieselbe politische Eintheilung des Volkes in Adel, Bürger, Bauern und Geistlichkeit. Die Unterschiede bestimmen sich nur in zweiter Linie nach der nationalen Eigenthümlichkeit: Stoff, Zweck und Mittel waren dieselben.

Der Clerus führte zur Verherrlichung der Kirche geistliche Schauspiele auf. Die Bürger verliehen ihren zahlreichen Festlichkeiten durch theatralische Aufzüge größeren Pomp. Oft flossen hier geistliche und bürgerliche Feste zusammen. Auf dem Lande spielten die Bauern unter Anleitung ihrer Geistlichen. Der Adel endlich that es beiden gleich. Am blühendsten scheinen diese Vergnügungen in Italien gewesen zu sein.

Mit der Wiederaufnahme der classischen Studien lernte man die theatralischen Werke der Alten kennen und ahmte sie alsbald nach. In Italien zeigt sich ihr Einfluß am reinsten. Man dichtete dort ganze Reihen von Tragödien nach dem Muster des Euripides und Lustspiele nach Terenz. In den gelehrten Schulen aller Länder war die Aufführung lateinischer und griechischer Tragödien und Comödien an der Tagesordnung. Dieser Gebrauch dauert theilweise noch in unsern Zeiten fort und übte den größten Einfluß. Die Städte waren damals durch enge Mauern geschlossen. Man kam nur selten in's Freie. Jedermann kannte sich, jede Festlichkeit war so zu sagen eine öffentliche, an allen Vorfällen von nur einiger Bedeutung nahm die ganze Stadt Antheil. So fließen Schulcomödien, bürgerliche und geistliche Schauspiele bald ineinander. Die lateinischen Stücke der Schüler werden für die ungelehrten Zuschauer noch einmal deutsch wiederholt. Bürger bearbeiten sie für ihren eigenen Gebrauch, benutzen auch geistliche Stücke, kurz in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind bei uns alle Stoffe Gemeingut geworden und da es nicht darauf ankam, dichterische Produkte zu liefern, welche Ruhm und Unsterblichkeit, oder Tadel und Verdruß einbrachten, sondern nur für den nächsten praktischen Zweck ausreichen sollten, so griff man unbekümmert zu, wo sich das passende darbot.

Es bot sich aber geradezu Alles dar, und es findet sich kein historisches Factum, das zu lesen, keine bürgerliche Erfahrung, die zu erleben, kein Schwank, der mitzutheilen war, nichts, das nicht in den Bereich der theatralischen Darstellung hineingezogen wäre. Die italienische Bühne war unerschöpflich in Ausbeutung des gewöhnlichen Lebens und stellte dessen Verwicklungen ewig neu zusammengestellt vor. Skandal jeder Art, weltlicher und geistlicher, ward in Frankreich, Deutschland und England auf offenem Markte vorgestellt. Vergleicht man das ganze Leben des 16. Jahrhunderts mit den vorhergehenden und folgenden Zeiten, so gleicht es in seinem bunten, lebendigen Wechsel, in seinem gedrängten Verkehr, seinem Gewühl bedeutender Erscheinungen, deren Dasein durch eine glänzende Außenseite leuchtenden Glanz auf die Menge wirft, einem großen Schauspiele, wo alles mündlich und öffentlich vor aller Augen gethan wird.

Die italienische Bühne war damals die gebildetste und die fruchtbarste. Man lese das Verzeichniß der Stücke bei Riccoboni. Tragödie und Lustspiel waren scharf geschieden, wie es später in Frankreich der Fall war. Die Tragödie beruht auf dem Monologe, als dem Symbole innerlicher, einsamer, bedeutende Erlebnisse, die Comödie auf der Conversation, in der sich nur der Verkehr des äußerlichen Lebens zu erkennen gibt. Dieser Unterschied ist für Italiener und Franzosen ein in der Natur des Volkes liegender, für die Engländer und uns existirt er nicht, weil unser äußeres Leben viel mehr mit dem innern verbunden ist, mehr der Idee entspricht als bei den romanischen Völkern. Unser Drama leiht von der Tragödie die Innerlichkeit der Handlung, von der Comödie die äußere Darstellung. Es ist ein Ergebniß des germanischen Liedes, das Individuelle in der Kunst zu geben. Es ist das eigentlich moderne Drama. Denn die germanische Race trägt den Sieg davon über alle andern; die Zeiten sind vorüber, wo diese ihr gleichstanden. Das romanische Wesen hat sich erschöpft und löst sich auf. Die Geschichte der neuen Zeit ist die der germanischen Völker, ihre Litteratur wird die Welt beherrschen, wie bisher die romanische allbestimmend auftrat.

So war es in jenen Zeiten. In Frankreich spielte man die ausgelassensten, üppigsten Farcen, und war im besten Zuge, die geistlichen Spiele nach ihrer weltlichsten Seite hin aus-

zubeuten (man brachte zum Beispiel die Martern der Heiligen in unglaublicher Natürlichkeit auf die Bühne), als 1548 ein Edikt erschien, wonach geistliche Stoffe von der Bühne ausgeschlossen wurden. Dasselbe geschah in England. Man warf sich nun aufs Mythologische, Allegorische, manierirt Antike, und es entstand jener ungeheure Mischmasch alter und neuer Bildung, welcher die Eigenthümlichkeit der litterarischen Produkte jener Zeiten ausmacht.

Die Theater begannen jetzt in ein Verhältnis zu den Höfen zu treten. Das Schauspielerhandwerk ward ein Gewerbe. Banden zogen durch das Land und traten in die Dienste der Fürsten und des Adels. Die italienischen Schauspieler sind die ältesten. Sie kommen nach Frankreich und gehen von da nach England hinüber. Ihre Schauspiele, sowie die gesammte schöne Litteratur ihres Landes begleitete sie. Man raffinirte in den Formen, denn bald mußte die früher bereitwillige Neugier künstlich gelockt werden. Das Verzeichnis von Stücken, welches Shakspeare in Hamlet dem Schauspieler in den Mund legt, ist kein Scherz, sondern Tragödie, Comödie, Historie, Pastorale, historische Pastorale, tragische Pastorale und so weiter sind bestimmte Schauspielarten, deren Titel praktische, den damaligen Bühnen geläufige Bezeichnungen abgaben.

Nicht so in Deutschland, wo einstweilen Alles beim Alten blieb. Hans Sachs dichtet bis zu seinem Ende in denselben schwerfälligen Formen weiter. Es gab keine Schauspieler, kein Theater und keine Fürsten, welche dergleichen beliebt hätten. Die Knaben spielten auf ihren Schulen, die Jünglinge auf den Universitäten, oder, wenn sie einem Gewerbe nachgingen, in den bürgerlichen Fastnachtspielen, die Männer bethätigten sich bei den städtischen Aufzügen oder bei den Turnieren. Protestantische Pfarrer und Schulmeister bildeten das Gros der deutschen Theaterdichter, oft bei ungemeiner Fruchtbarkeit. Befanden sich adlige oder fürstliche Schüler unter ihrer Zucht, so schlossen sich diese nicht aus. Ihre Väter sahen wohl zu und hatten ihre Freude daran, aber sie hielten sich keine Hofschauspieler. Die Bauern spielten auf dem Schlosse vor der Herrschaft. Der Adel half gelegentlich mit Rüstung, prächtigen Kleidern und silbernem Geschirr aus. Jörg Wickram, Dichter und Bürger zu Colmar, erwähnt es dankend in der Vorrede seines Tobias, welcher am 7. und 8. April 1550 zu Colmar aufgeführt ward. „Dieweil uns aber als gemeinen Bürgern an köstlicher Rüstung und Kleidung großer Mangel gewesen, hat uns Euer Veste nicht wenig Steuer darzu gethan, damit wir nicht also ungerüst unser fürgenommen Spiel dürfen vollenden, daß dann eine ehrsame Gesellschaft Ew. Veste billich dankbar sein soll." Die Pracht, die Lust an der fröhlichen Zusammenkunft, das Vergnügen, selber mitzuspielen, waren die Triebfedern. Meistens waren nicht die Zuschauer um derentwillen man spielte die Hauptpersonen, vielmehr die agirenden Personen, diejenigen sahen zu, welche vom Spiel ausgeschlossen blieben. So ist es heute noch bei Polterabenden und ähnlichen Gelegenheiten, oder bei militairischen Schauspielen, wo gewiß die Soldaten selbst den ersten Rang einnehmen.

Ein solcher Zweck des Schauspiels mußte natürlich alle Entwicklung des Gedichtes hemmen, welches Nebensache blieb. Man bedurfte einer Pause, um zu essen: es kam ein Gastmahl vor. Man verlangte derbe, deutliche Aussprüche, kräftige durchdringende Moral, leicht verständliche Begebenheiten. Damit ja ein Jeder stets wisse, was er vor Augen und Ohren habe, wurde im Beginn der Inhalt des Ganzen vorgetragen, dann meistens vor jedem Aufzuge, theilweise vor den einzelnen Scenen resumirt, was in ihnen geschehen sollte. Hierbei gab man oft religiöse Hinweise, auch schlossen die Spiele wohl mit einer Predigt, welche ihren Inhalt zum Texte nahm. Aufs eindringlichste aber wird stets die Ermahnung ausgesprochen, man möge Ruhe halten im Publikum. Die sceniſchen Einrichtungen blieben die einfachsten. Man spielte auf dem Rathhause, in den Kirchen, auf offenem Markte oder dem Platze vor der Kirche. Was ich hier gedrängt zusammenfasse, ließe sich durch Heranziehung der einzelnen Belagstellen und Aufführung einer Menge von ausgelassenem Detail gar sehr ins Breite ausdehnen.

So standen die Dinge bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Da endlich tauchen in Deutschland Schauspieler andrer Art auf. Es entstehen die ersten Hoftheater bei uns. Wir besitzen aus den Jahren 93 und 94 eine Reihe von Theaterstücken, deren Verfasser der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ist. Er ließ dieselben zu Wolfenbüttel, seiner Residenz, von bestallten Comödianten aufführen. Bisher waren die alten Drucke selten und wenig bekannt, jetzt sind sie von Herrn Doctor Holland gesammelt nnd herausgegeben worden. —

Heinrich Julius von Braunschweig folgte 1589 seinem Vater in der Regierung. 1590 vermählte er sich in zweiter Ehe mit Elisabeth, Tochter des Königs Christian von Dänemark, eines prachtliebenden Fürsten und besondern Liebhabers des Theaters, wie wir aus einer Dedikation des gelehrten Frischlins wissen, welcher ihm eines seiner lateinischen Stücke zueignete. Der Herzog ging nach Koppenhagen, wo die Hochzeit auf das glänzendste gefeiert ward. Bei seiner Rückkehr versammelten sich in Wolfenbüttel viele Fürsten und Herren zu feierlicher Einholung. Es erneuerten sich die Festlichkeiten, und bei dieser Gelegenheit, vermuthe ich, ward die Comoedia tragica von

der Susanna dargestellt. Gedruckt erschien sie zuerst 1593 zu Wolfenbüttel. Das Manuscript von des Herzogs eigner Hand ist im königlichen Archive zu Hannover befindlich. Die Susanna ist das umfangreichste, bestgeführte von allen theatralischen Werken des Autors, deren Anzahl sich auf elf beläuft.

Verschiedene Gründe machen es wahrscheinlich, daß das Stück bei der erwähnten Gelegenheit zur Aufführung kam und sogar dafür verfaßt wurde. Aus der Anrede des Prologs sehen wir, daß eine zahlreiche Versammlung aller Stände zugegen war. Die erste Scene, zwischen dem Vater, der Mutter der Susanne und dieser selbst enthält eine in's breiteste ausgeführte Unterweisung, wie eine junge Frau sich gegen ihren Eheherrn zu betragen habe. Sie ist offenbar für den besondern Zweck gedichtet und steht mit dem Stücke selbst nur in losem Zusammenhange. Dies wird um so klarer, als eine zweite, ebenfalls 1593 erschienene Redaktion desselben Stückes die Scene nicht enthält, wie denn auch hier der Prolog eine andere Fassung erhalten hat, indem die weitläufige Anrede an die Anwesenden und andere für den Moment berechnete Redensarten gestrichen sind. —

Die Susanne war ein oft bearbeiteter Stoff. Vergleiche ich die früheren Stücke mit dem vorliegenden, so stellt sich heraus, daß der Herzog das seinige keineswegs erfand, sondern vorhandenes Material benutzte. Wahrscheinlich vor allen andern die Susanne des genannten Frischlin, welche dieser für die Studenten in Tübingen lateinisch gedichtet hatte, und die bereits vor 1590 im Drucke erschienen war. Aus dem Jahre 1559 haben wir aber schon eine Bearbeitung desselben Stoffes durch Leonhard Stökel, Schulmeister zu Bartfeld, und dieser gesteht in seiner Vorrede, daß seine Jugend sich vorgenommen, dieses Jahr die Historie von der Susanne zu handeln und ihm deshalb etlicher Scribenten Composition gebracht habe. Er jedoch lasse jeden von ihnen bei seiner Würde und wolle es selbst versuchen.

Wer diese Scribenten alle gewesen, wissen wir nicht. Es existirt eine Susanne aus dem Jahre 1538 von Xystus Betulius, eine andere, 1535 gedruckt, von Paulus Rephun. Nach einer handschriftlichen Notiz im Exemplar der Berliner Bibliothek ward letztere am Sonntag vor Fastnacht 1549 auf dem Rathhause sowie 1589 auf offenem Markte, wie es scheint, zu Zwickau, sehr lustig gespielt. Das Vorhandensein eines Wittenberger Nachdruckes der Rephun'schen Dichtung spricht ebenfalls dafür, daß sie vielen Anklang gefunden habe.

Daß Frischlin's Werk dem Herzoge wenigstens bekannt gewesen, läßt sich annehmen. Nicht nur, daß er als Freund der Gelehrsamkeit dies Buch kaum ignoriren konnte, mußte es um so sicherer in seinen Händen sein, als der Gelehrte sich in Helmstädt und Braunschweig aufhielt. Daß er auch Rephun's Susanne gekannt, möchte ich glauben, da dieser selbst noch eines Wormser Nachdruckes erwähnt, und da sich seine Dichtungen in der That von den andern poetischen Produkten der Zeit auszeichnen. Rephun hat noch andre Stücke geschrieben. Sie sind, wenn auch nur äußerlich, mit großer Sorgfalt dem Muster nachgebildet, welches Reuchlin in seinem Henno aufgestellt hat. Die Sprache hat etwas würdiges. In den Chören, welche die verschiedenen Aufzüge trennen, sind allerlei kunstreiche Metra zur Anwendung gebracht und selbst die Noten beigegeben. —

In der Bibel werden nur die Eltern und die Verwandten der Susanna genannt. In den vier erwähnten Stücken (das von Betulius kenne ich nicht) werden ihr dagegen Kinder angedichtet. Bei Frischlin haben sie keine Namen, bei Heinrich Julius heißen sie Rebecca und Benjamin, bei Stöckel Rahel und Benjamin, ebenso bei Rephun. Letzterer läßt noch eine Schwester der Susanna unter dem Namen Rebecca auftreten. In einem alten Zürcher Stück finden wir ein Brüderlein und Schwesterlein Susannä. Ob dies Stück, sowie das gleichfalls ohne Jahreszahl und Angabe des Verfassers bei König und Hergotin in Nürnberg gedruckte Spiel von der Susanna dem Herzoge bekannt gewesen, ist gleichgültig. Einzelnes scheint darauf hinzudeuten. In der Scene vor Gericht fragt Daniel den einen Alten, unter welchem Baume er Susanna gesehen habe. Er nennt eine Linde. Johan Clant (der Narr im Stücke des Heinrich Julius) macht hier den Einwurf, es stände gar keine Linde im ganzen Garten. Dasselbe antwortet Susanna in dem Nürnberger Stücke. In der Bibel steht nichts davon.

Aelter als alle diese Stücke ist ein aus dem 15. Jahrhundert handschriftlich zu Wien vorhandenes, das Leben der heiligen Ehefrau Susanna betitelt. Es ist einfacher und enthält den Keim der späteren Spiele. Es scheint die Aufzeichnung eines althergebrachten Schauspieles zu sein, dessen andauernde Anziehungskraft sehr natürlich ist. Eine Frau, welche falsch angeklagt soeben schimpflich verurtheilt werden soll und auf das wunderbarste gerettet wird, etwas rührenderes und im besten Sinne belehrenderes könnte kaum dem Publikum geboten werden. Hierzu tritt das Vergnügen, einer öffentlichen Gerichtssitzung beizuwohnen. Die Anklage, die Einreden, die Deliberation der Richter bis zur endlichen Steinigung der beiden Alten, bilden den eigentlichen Mittelpunkt der Sache. In der deutschen Uebersetzung des Frischlin'schen Stückes (1589 von seinem Bruder Jakob Frischlin) sind für die letzte Exeku-

tion die nöthigen Anweisungen gegeben. „Wenn man wollt die alten zween zu Tod werfen, sichtbarlich vor dem Volk, soll man Leimen nehmen, formirt viereckt, wie ein Stein, ein Korb voll oder zween, daß der Leimen noch weich ist, also daß einer solchen Puff oder Wurf wohl erleiden mag, bis er endlich liegt als wäre er todt und endlich von dannen getragen wird.“ Im Nürnberger Stück wird die Vollziehung des Urtheils sogar als ein besonderer Leckerbissen für den folgenden Tag aufgehoben. Das Stück schließt mit folgenden Versen:

Erstlich ich euch noch eins sag,
Auf morgen ein gestrenger Gerichtstag
Gesetzet ist den alten zweien,
Ungefähr ein halb Stund vor dreien.
Da wird ihnen ihr Recht geschehn,
Wo ihr sie nun wollet sehen
So kommt zeitlich für das Rathhaus,
Dann wird man die Böswicht führen aus,
Daß sie empfangen ihren verdienten Lohn,
Dem sie nach haben allzeit gestahn,
Darbei wir's jetzt bleiben lahn.

Gerichtsscenen sind eine sehr beliebte Form der Fastnachtsspiele. Der merkwürdigste Proceß auf der Bühne findet sich in dem alten Mysterium, wo Gott und der Teufel um die Seele des gefallenen Menschen streiten. Dasselbe muß seiner Zeit einen erschütternden Eindruck gemacht haben. Eine Curiosität von vielleicht rechtshistorischer Wichtigkeit ist „Ein neues weltliches Spiel, wie die bäurischen Richter einen Landsknecht unschuldig hinrichten lassen und wie es ihnen so schrecklich hernach ergangen — durch Bartholomäum Krüger von Spernberg, Stadtschreiber und Organist zu Trebbin. 1580. (Meusebach 1478; steht nicht bei Gottsched), worin die detaillirte Darstellung des Gerichtsverfahrens enthalten ist.

Heinrich Julius faßte die Susanne nicht so einfach als sein Vorgänger auf. Mit großer Gewandtheit hat er ein Zwischenspiel angebracht und mit dem Ganzen verwebt. Es treten nämlich Bauern auf, welche von den beiden Alten betrogen werden und schließlich zu ihrer Verurtheilung beitragen. Aber selbst diese Erfindung ist keine selbständige und scheint Frischlin anzugehören, obgleich der Inhalt der Scenen bei ihm anderer Art ist. Vielleicht aber sah sich der Herzog zu dieser Aenderung genöthigt. So gut als er Frischlin's Werke kannte, ebenso bekannt müssen ihm die Naogeorg's gewesen sein, welcher bereits 1546 als Zwischenspiel seiner Tragödie Haman und Esther das Schicksal zweier armen Schlucker behandelt, deren Rede Frischlin in seiner Susanne copirt. Der Stoff war also schon etwas abgenutzt; Heinrich Julius eignete sich deshalb nur die Situation im Allgemeinen an und änderte ihren Inhalt mit großem Geschick.

Er läßt die auftretenden Bauern in verschiedenen Dialekten reden. Plautus gab hierfür das erste Beispiel. In Italien und Frankreich benutzte man längst dies Mittel, eine komische Wirkung hervorzubringen. Der Herzog kam aber vielleicht wiederum durch Frischlin darauf, der in sein Stück Julius redivivus (er schrieb es lateinisch, Ayrer übersetzte es) italienische und französische Conversation einstreute.

Eine ganz neue Figur aber und zugleich die Hauptperson im Stücke des Herzogs ist der Narr Johan Clant. Jede Stadt, jedes Dorf, jede Hofhaltung hatten damals wohl ihren Narren. Wir sehen aus vielen Andeutungen, daß derselbe auch bei den Schauspielern seine Rolle hatte. Allein seine Anwesenheit verstand sich von selbst. Selten wird er unter den Personen aufgeführt, manchmal tritt er als Prolog auf, oder es heißt am Rande: hier sagt der Narr dies und das oder nur: hier sagt der Narr etwas. In Wolfenbüttel aber gehörte der Narr zur Bande der Schauspieler, mischt sich nicht mehr nach Gutdünken in die Handlung als lebendes Mitglied zwischen Bühne und Publikum, sondern hat wie die andern seine bestimmte Rolle auszufüllen.

Diese bewußte Benutzung einer komischen Figur fällt auf; bei weitem mehr jedoch, in der Susanne sowohl als in den andern Stücken des Herzogs, der dramatische Gang des Dialogs und der theatralische Aufbau der Handlung. Hierin konnte er Niemand nachahmen, denn vor ihm verstand es Keiner, so besonnen und geschickt ein Werk für die Bühne einzurichten. Selbst bei dem viel geistreichern Frischlin finden wir stets nur Conversation, nirgends theatralischen Dialog. Bei jener haben die beiden Sprechenden nur sich im Auge, bei diesem wird ein Dritter angenommen, welcher zuhört. Eins geht aus dem andern hervor und drängt vorwärts, die Scenen haben eine Spitze, der Gang der Intrigue eine Spannung. Dies Verdienst der Wolfenbüttler Stücke ist so auffallend, daß ich trotz der eigenhändigen Schrift des herzoglichen Autors, trotz der Kenntnisse, welche er besessen hat, trotz des vollständigen Mangels an einer Spur, wer etwa außer ihm die Stücke geschrieben haben könnte, die Ansicht aufstelle, daß die genannten Vorzüge nicht sein Eigenthum waren, und die Vermuthung habe, daß vielleicht irgend jemand von den Schauspielern ihm dabei behülflich war, den Compositionen jenen theatralischen Anstrich zu geben, welcher von zu großer Routine zeugt, als daß ihn Heinrich Julius, auch beim größten Talente, ohne eine lange praktische Erfahrung seinen Stücken hätte verleihen können.

Zum Beispiel nehmen wir die Unterredung der beiden verliebten Alten, mit denen der zweite Akt beginnnt. Sie treffen in Susannens Garten zusammen. Wie sie sich finden, einander

ausfragen, sich belügen und endlich eingestehn, was sie hierher treibe, wie sie sich schließlich zu dem gemeinsamen Verbrechen verbünden, wird zwar sehr gedehnt (auf dreizehn großen Octavseiten) vorgeführt, ist aber in seiner Art vortrefflich gearbeitet. Sie verstecken sich. Susanna von einem Knechte und zwei Mägden begleitet tritt auf. Es wäre interessant, Näheres über die scenische Einrichtung der Bühne zu wissen. Sie stellt einen Garten dar. Ferner muß Susannens Haus sichtbar sein, aus dessen Thüre sie heraustritt. Nachdem sie den Knecht fortgeschickt hat, ihrem Manne entgegen, der auf Reisen ist, und von dem sie Nachricht zu haben wünscht, fragt sie die Mägde nach der Zeit. Es sei zwei Uhr. Beklagt sich über die Hitze des Tages und beschließt unter Beistimmung der Mägde, in den Garten zu gehn und sich zu baden. Sie schickt nun Sarah, die eine, nach Haus, damit ihr Mann, wenn er etwa unvermuthens eintreffen sollte, Alles dort in Ordnung fände, mit Judith aber geht sie in den Garten und fängt an dessen schöne Bäume und Kräuter zu preisen.

Judith: bei welchem Teiche wollt ihr euch waschen?

Susanna: bei diesem da wir stehen.

Sie sendet nun auch Judith fort, um Balsam zu holen, und giebt ihr den Hauptschlüssel mit, um den Garten wohl abzuschließen, damit keiner von außen hineinkäme. Nun sagen die beiden Alten einander, es sei Zeit, loszubrechen. Diese beiden, welche sich im Gebüsche versteckt hatten, müssen also dem Zuschauer sichtbar geblieben sein. Zwischen dem Hause und dem Garten befand sich ein Raum. Des Gartens Thür ist sichtbar. Schließlich muß der Teich vorhanden gewesen sein, an dessen Rande sich die Frau entkleidet. Zu Frischlin's Susanna findet sich hier eine Note: Wann man diese Comödie spielen und halten will, muß man mitten auf dem Platz ein Gärtlein machen, mit Meyen, Gras, und ein schön Röhrbrünelein gemacht, also daß es zwo Thüren habe und dieser ganze Actus darinnen verricht werden soll, daß die Leut dennoch Alles hören und sehen mögen.

Susanna glaubt sich allein. „Ach was ist das eine ängstliche Hitze," beginnt sie, „wenn doch nur das Wasser ein wenig kühle wäre, ich muß es versuchen; ich will hie meine Kleider herlegen und hineinsteigen; ich denke ja, meine Magd werde die Thüre zugeschlossen haben."

Zu dieser Rede bedarf es der Anmerkung, daß alle Rollen von Männern dargestellt wurden. Susanne ward also von einem Knaben gespielt. In England traten zuerst 1629 Frauen auf dem Theater auf, die Sitte kam aus Frankreich. Demnach also hätte Shakspeare seine Julia, Ofelia, Imogen niemals von einer Frau gespielt gesehn. Noch zu Goldoni's Zeiten durfte im Bereiche des Kirchenstaates keine weibliche Rolle von einer Schauspielerin gegeben werden.

Die beiden Alten treten vor und machen ihre Anträge. Der sich entspinnende Dialog wird sehr lebhaft. Keine von den drei Personen nennt die Dinge anders als beim richtigsten Namen, so daß diese Scene vor unserm heutigen Publikum eine Unmöglichkeit wäre. Darin waren jene Zeiten anders als die unsern. Zuletzt springt nun der eine Richter an die linke Gartenthür, als wäre durch sie der Geliebte Susannens entsprungen, der andere eilt durch die andere rechts zum Hause und erhebt ein Geschrei, worauf dann vor dem Knechte und den Mägden die Verläumdung erhoben wird, daß sie, die beiden Alten, die Susanne mit einem jungen Gesellen belauscht und betroffen hätten.

Wie zu Ende des ersten Aufzuges treten jetzt wieder zum Schluß die Bauern auf: Conrad aus Schwaben, Clas aus Thüringen, Hans, der Sachse. Der erste schimpft auf die schlechten Wirthshäuser in der Stadt, eine Tirade, welche sich sowohl bei Frischlin als bei Naogeorg findet, Clas beklagt sich, daß er in seinem Processe kein Recht bekommen könne, Hans aber kann den Dialekt der beiden nicht verstehen und diese noch weniger seine Sprache. Die folgenden Aufzüge enthalten die Rückkehr des Mannes, seine Verzweiflung, die der alten Eltern, die Anklage, die Verurtheilung, die Entlastung der Alten, gegen welche die Bauern und obendrein einige Bäuerinnen mit den detaillirtesten Anklagen auftreten. Geschickte Handhabung von Sprache und Scenerie ist das einzige, was zu rühmen bleibt, dichterischer Werth wohnt den Dingen nicht inne, weshalb ich sie nicht weitläufiger erzählen will.

Die obenerwähnte kürzere Redaktion der Susanna ist nicht blos eine Verringerung des Umfanges, sondern eine völlige Umarbeitung. Das Trauerspiel bleibt fort, ebenso der ganze erste Act, Johan Clant, der Narr, heißt Johan Bouschet Morio, und seine Stellung zur Intrigue ist verändert. Das Stück, dessen Hauptwerth in der ausführlichen Ausarbeitung der Scenen bestand, hat in dieser verkürzten Gestalt ein sehr reizloses Aussehen.

Die hier fortgefallenen Bauernscenen hat der Herzog zu einem neuen Spiele zusammengefaßt, der Tragica Comödie von einem Wirthe oder Gastgeber, dessen Inhalt die Betrügereien eines Wirthes bilden, den dafür zuletzt der Teufel holt. Dr. Holland theilt die Arbeit wiederum in doppelter Gestalt mit, den alten Druck sowohl, als die bisher ungedruckte Skizze von des Herzogs eigener Hand. Der Teufel erscheint als Mann mit einem langen Talar, und sein Diener, ebenfalls ein Teufel, in einem langen Mantel hinter ihm her. Im Momente, wo er sich dem Wirthe zu erkennen giebt, wirft er die Kleider ab und nimmt die Teufelslarve vor,

worauf er ihn unter gräulichem Geschrei fortführt, während Johan Bouset, der Hausknecht, (wie Leporello im Don Juan) zitternd zurückbleibt. Schließlich aber erscheint der Gastgeber noch einmal, „gar elendig angezogen, kann kaum gehen oder reden, hat zerrissene Kleider an und hat nichts heiles an seinem ganzen Leibe." In diesem Zustande spricht er den Epilog, in welchem er sich als warnendes Beispiel aufstellt. — Ist nun die Idee dieses Stückes wirklich nur dem Frischlin'schen oder Naogeorg'schen entlehnt, oder lag dem Herzoge vielleicht ein älteres Stück vor, dem auch die beiden Gelehrten verschuldet sind? Ich habe keine Spur davon, allein die satyrisch-komische Deutung der Wirthshausschilder, deren Embleme jedesmal als dem Reisenden verderbenbringende Zeichen erklärt werden, scheint mir auch diesen zweien nicht eigenthümlich zu sein und auf einem älteren nationalen Schwanke zu beruhen. —

In den folgenden Comödien, besonders in der von einem Wirthe, wie er von drei Wandergesellen dreimal um die Bezahlung betrogen wird, und im Fleischhauer treten die Bauern mit ihren Dialektmißverständnissen stets wieder auf. Dem Autor wie seinem Publikum muß diese Art der Komik sehr behagt haben. Dies merkte sich Johannes Bertenius zu Jena, des Herzogs getreuer Unterthan, schrieb eine Tragödie Hiob, eignete sie ihm zu, ließ sie in seiner Gegenwart aufführen und zeigte sich darin als einen aufmerksamen Schüler seines Herrn, dessen Compositionsmanier und Polemik gegen die bösen Wirthe nebst andern ihm zugehörige komische Wendungen er nachahmt. Doch ist das Stück in Versen geschrieben, während die des Herzogs in Prosa verfaßt sind. Auch ist es augenscheinlich für dilettantische Schauspieler eingerichtet, wie denn auch zwei Stücke der Wolfenbüttler Bühne nach der herrschenden Mode in Verse umgesetzt sind. Huldrich Theander versificirte die Weiberlist einer Ehebrecherin, Elias Herlicius den Vincentius Ladislaus. Dr. Holland hat beide Arbeiten mitgetheilt. —

In den Bauernscenen liegt die Kraft und Originalität des Dichters, wenn wir Heinrich Julius so nennen wollen. Auch sind diese Scenen am wenigsten theatralisch geschrieben, die wahrhaft theatralischen Scenen aber und die Intriguen nicht von des Herzogs eigener Erfindung. Mehrere Stücke, deren Inhalt die listigen Schliche verliebter Frauen und ihrer Liebhaber gegen alte getäuschte Ehemänner bilden, sind nicht allein im Allgemeinen italienischen Novellen entlehnt, sondern im Einzelnen italienischen Scenarien nachgebildet. Beweisen kann ich es nicht, da mir die italienischen Stücke fehlen, allein ich stelle als Gründe meiner Behauptung folgende Beobachtungen hin.

In der Tragödie von einem Buhler und einer Buhlerin befindet sich, bis auf den hineingeflickten Teufel und den Narren Johan Bouset, keine Person, welche nicht mit den in der damaligen italienischen Comödie herkömmlichen feststehenden Rollen übereinstimmte. Diese Rollen waren zuerst vier an der Zahl, les quatre masques de la comédie italienne, der Pantalon nämlich, ein alter Kaufmann, der Dottore, ein pfiffiger Rechtsgelehrter, Brighella, der behende Diener, und Harlequin, der täppische Knecht. Ich habe darüber andern Ortes weitläufiger gesprochen. — Allmälig erweiterte sich der Kreis. Es kam dazu die Tochter des Pantalon, oder dessen junge Gemahlin, meistens Isabella genannt. Deren Vertraute oder Amme, ein altes Weib. Deren begünstigter Liebhaber, (gegen welchen gewöhnlich der Vater etwas einzuwenden hat, in dem Falle nämlich, daß Pantalon als Vater und nicht als Ehemann auftritt), sowie der verschmähte Liebhaber. Jeder dieser beiden hat seine Bedienten, welche beide auch wohl dem Kammermädchen der Geliebten ihrer Herren gegenüber dieselbe Rolle spielen. Als Vertrauter des Pantalon findet sich ein alter Nachbar.

Allen diesen Personen begegnen wir regelmäßig in den italienischen Comödien, wir begegnen ihnen ebenfalls in den vorliegenden Stücken, den Hauptpersonen wenigstens. Im Buhler und der Buhlerin sind sie allesammt vorhanden, bis auf den verschmähten Liebhaber (weil die Dame die Frau und nicht die Tochter ist), in der Comödie vom einem Weibe und im Gallichorea (Hanrei) nur der Mann, die Frau, der Liebhaber, der Nachbar. —

Die Stücke spielen ferner auf der Straße, vor dem Hause, wie dies bei den italienischen Stücken gebräuchlich war, und zwar sind alle Bühneneffecte sehr künstlich hierauf berechnet. So als der Mann durch die Hausthüre in's Haus tritt und in derselben Minute der Liebhaber zum Fenster hinausspringt.

In der Aufeinanderfolge der Scenen und in dem Wechsel der auftretenden Personen ist die italienische Routine erkenntlich.

Die bei Terenz beobachtete Regel, daß die Personen nicht alle im ersten Akte auftreten, sondern mit jedem Akte eine neue hinzukommt, wodurch das Interesse stets erneuert wird, findet sich in den italienischen Stücken der alten Zeit und auch hier beobachtet.

Endlich, der Verlauf der Stücke entspricht bei Heinrich Julius niemals der Intrigue, vielmehr brechen die letzten Akte auf das Ungeschickteste ab. Die untreue Frau wird vom Teufel geholt und klagt sich selbst in einer langen Rede an, damit der Zuschauer eine gute Moral mit nach Hause nehme. Der Anlage des Ganzen zufolge müßte im Gegentheil die List siegen, und der Mann geprellt werden, wie denn auch in Italien die Stücke so zu schließen pflegen. Dies ist der Hauptbeweis dafür, daß eine feine

Arbeit für ein grobes Publikum zugeschnitten ward.

Entweder also hat Heinrich Julius die italienischen Stücke, welche damals gedruckt zu haben waren, direkt benutzt, oder seine Schauspieler haben sie ihm zugetragen und er sie zu den Possen aufgestutzt, die dann seinen Namen trugen. Einen höhern Rang, als den von Possenspielen nehmen sie nicht ein. Heute geschrieben, wären sie nicht der mindesten Beachtung würdig. Den Schauspielern konnten sie nur Gelegenheit zum rohesten Spiele darbieten. Die Susanna macht eine Ausnahme, sie ist ein vollständiges Rührstück, welches bei dem richtigen Publikum heute noch seinen Eindruck machen könnte, allein doch sehr roh gearbeitet.

Es fragt sich nun woher die Schauspieler an den Hof zu Wolfenbüttel gekommen sind. Unter welchen Umständen sie kamen, darüber wissen wir gar nichts, daß sie aber aus England kamen, dürfen wir als ausgemacht annehmen. Es ist möglich, daß sie sich von der Bande abzweigten, welche im Jahre 1585 dem Grafen Leicester nach den Niederlanden folgte, aber auch mit ihm dahin zurückkehrte. Man hat beweisen wollen, unter diesen habe sich Shakspeare befunden, ja man ist ohne allen Anhalt zur Vertheidigung der Conjectur fortgeschritten, er habe sich unter den englischen Comödianten sogar mit nach Deutschland begeben. Ich erwähne es der Curiosität wegen. Was uns zu der Annahme berechtigt, die Wolfenbüttler Schauspieler seien dieselben gewesen, welche später unter dem Namen „die englischen Comödianten" Deutschland durchzogen, und über deren erstes Auftreten in Deutschland keine Notiz vorhanden ist, sind folgende Gründe. Ein großer Theil der englischen Theaterspäße beruht auf dem Verdrehen und Mißverstehen von Worten: wir finden diese Witze in den Stücken des Herzogs gründlich ausgebeutet. Johan der Narr entschuldigt ferner sein Mißverstehen einmal mit den Worten: ick bin ein english man ick en son dat dutsch sprake niet wal verstahn. Der letzte Grund ist der, daß einige von den Stücken des Herzogs eine auffallende Verwandtschaft mit dem englischen Theater zeigen, und daß dieselbe bei Ayrer (dessen Werke wir nach den neuesten Entdeckungen viel früher annehmen dürfen) noch mehr hervortritt. 1594 kamen die Wolfenbüttler Stücke heraus, bereits 1595 werden an anderer Stelle die Engländer erwähnt, unter den Stücken, welche sie spielen, wird die Susanna ausdrücklich genannt, es bleibt also kaum ein Zweifel dagegen, daß Heinrich Julius die englischen Comödianten nach Deutschland brachte. Ob diese jedoch bei dieser Gelegenheit ihren Weg durch die Niederlande genommen, bleibt einstweilen dahingestellt. Ebenso leicht konnte es möglich sein, daß er sie bei seinem Schwiegervater in Dänemark antraf und von dort mit sich nahm.

Ihre ferneren Schicksale sind leichter zu verfolgen. Das meiste darüber findet sich in Rommel's hessischer Geschichte und Hagen's preußischer Theatergeschichte. Beider Gelehrten Angaben habe ich nur zum Theil in den Quellen selbst nachgelesen, — Anno 1595 schreibt der Landgraf Moriz von Hessen-Cassel an seinen Agenten Lucanus nach Prag, da seine Comödianten sich mit Urlaub auf Reisen begäben, so solle er, wenn sie auch in Prag agiren wollten, solches befördern. 1597 sind sie noch in hessischen Diensten. 1602 führen sie in Ulm die Susanna auf. 1605 spielen sie zu Elbing, in demselben Jahre spielen, musiciren und springen sie in Königsberg, werden dort aber ausgewiesen, weil sie schandbare Dinge vorbringen. 1606 in Rostock, erscheinen sie 1607 auf's neue in Königsberg, dürfen dort aber nur privatim spielen. 1609 sagt Moriz dem Kurfürsten von Brandenburg auf dessen Bitten zu, ihm seine Casselschen Comödianten auf vier Wochen abzulassen. Sie sollten zur Verherrlichung einer Hochzeit beitragen.

Es wäre nicht geradezu unmöglich, daß sie auch Anfangs auf dieser Reise nach Wolfenbüttel gekommen wären. Beide Herren standen auf diesem Felde in Verkehr. Moriz liebte die Musik, correspondirte über Erlangung guter Tonkünstler mit den Fuggers und Turisani und hatte besonders italienische Musiker an seinem Hofe. 1594 sendet ihm Heinrich Julius einen Lautenisten, um ihn mit einem in Cassel befindlichen zu vergleichen. Der Landgraf antwortet, jener verstände gute Motetten und Madrigale zu schlagen, dieser aber sei ein stärkerer Componist. Da Moriz jedoch erst zwei Jahre nach Heinrich Julius die Regierung antrat und sich vor 1795 die Comödianten in Cassel nicht erwähnt finden, empfing er sie wohl von dem Herzoge. Moriz war ebenfalls Verfasser von Theaterstücken, deren Titel allein noch vorhanden sind. Er baute ein eigenes Theater, vielleicht das erste Hoftheater in Deutschland, und nannte es, seinem Sohne Otto zu Ehren, Ottonium. 1605 war es bereits vorhanden. Merian in seiner hessischen Topographie (1655. S. 34) nennt es sehr hoch, von Steinen, inwendig gleich einem in die Runde gebauten Schauspielplatz, ohne Säulen oder Pfeiler aufgeführt; das aber nunmehr in dem Kriegswesen, eines Theils zur Soldatenkirche, andern Theils als Gießhaus gebraucht worden. 1663 stand es noch. 1696 ward das sogenannte Kunsthaus an seine Stelle gebaut.

Ich muß hier noch einen Irrthum Rommel's berichtigen. Im Jahre 1597, führt er an (II. 1. Abth. 401), schickt Landgraf Ludwig von Darmstadt dem Landgrafen Moriz die Harnische und Kleider zurück, welche ihm derselbe

zur Comödie geliehen, die Graf Hans Ernst von Solms mit seiner Gesellschaft dort aufgeführt. Hierdurch aber läßt sich schwerlich folgende Behauptung rechtfertigen: „Der Landgraf unterhielt die Engländer mehrere Jahre mit großen Unkosten, während an anderen Höfen noch einzelne Unternehmer, selbst aus dem Ritter- und Grafenstande, die Turnieraufzüge nachahmend, mit eigenen Gesellschaften auftraten.“ Es ist möglich, daß dergleichen vorfiel, obgleich ich es nirgends erwähnt finde, aus dem oben angeführten jedoch läßt es sich nicht folgern. Gesellschaft kann hier schwerlich gleichbedeutend mit Schauspielertruppe sein.

Unter den kleinen Ausgaben des Landgrafen Moriz aus den Jahren 97 — 98 finden sich folgende Posten: Dem Ballmeister zu Reißenstein 8 Thaler. Dem Tänzer Bergmann 2 Thaler. Für Dielen zum Gerüste der Comödie 5 Thaler. Den Engländern zur Comödie 2 Thaler. Für weiße Geckskleider 4 Thaler. Ein Par Schuhe dem Narren 4 Thaler. Einem Engländer auf die Besoldung 20 Thaler. Dem Kammermeister Heugel um die Engländer abzufertigen 300 Fl. Dem welschen Jean und seinen Bereitern zweimal, Summa 150 Thaler. Dem Kapellmeister zu Cassel 20 Thaler. Dem Tenoristen von Mecheln zur Verehrung 4 Thaler. Einem Studiosus, so in der Kapelle sich hören lassen 1 Thaler. Einem Altisten zur Zehrung nach Stuttgart 26 Thaler. Einem Componisten der E. F. D. einen Gesang offerirt 1 Fl. u. s. w. 1607 wollen die Engländer, unzufrieden mit ihrem geringen Gehalte, in Cassel die letzte Comödie geben. 1612 spielen die Casselschen Comödianten in Nürnberg unter großem Zulauf mit Musik und Tänzen, nachdem sie zuerst mit 2 Trommeln und 4 Trompeten durch die Stadt gezogen. Das Entree betrug einen halben Batzen, und sollen sie viel Geld eingenommen haben. In demselben Jahre spielen sie zu Darmstadt. 1611 sind 19 Comödianten nebst 16 Musikern unter John Spencer (Jan Banser?) vom Kurfürsten von Brandenburg engagirt und spielen die Eroberung von Constantinopel. Entlassen 1613, empfiehlt er sie dem Kurfürsten von Sachsen. In demselben Jahre führen sie das genannte Stück, in guter deutscher Sprache zu Nürnberg auf und nehmen diesmal 6 Xr. Eintrittsgeld. Es ist die Frage, ob in dieser Zeit mehrere Banden existirten, oder ob immer dieselbe Truppe gemeint ist. Später, wenn man die alten Rechnungen der Städte mehr, als bisher geschehen ist, darauf hin durchgesehen haben wird, muß die Route der Engländer ganz offen daliegen. Vielleicht finden sich auf diesem Wege noch Andeutungen über die Stücke, welche sie spielten. Dann wird auch ihr Verhältniß zu Ayrer sich mehr aufklären. Ihre späteren Schicksale gehören nicht hierher.

Den äußerlichen Aufzug des Narren Jan finden wir in einem komischen Gedicht von 1597, betitelt des Marktschiffs Nachen, worin es von der Frankfurter Messe heißt:

Da war nun weiter mein Intent,
Zu sehen das englische Spiel,
Davon ich hab gehört so viel,
Wie der Narr drinnen, Jan genannt,
Mit Possen wär' so excellent,
Welches ich auch bekenn' fürwahr,
Daß er damit ist Meister gar.
Verstellt also sein Angesicht,
Daß es kein Menschen gleich mehr sicht,
Auf tölpisch Possen ist sehr geschickt,
Hat Schuh' der keiner ihn nicht drückt;
In seinen Hosen noch einer hätt' Platz,
Hat dann einen ungeheuren Latz;
Sein Juppen ihn zum Narren macht,
Mit der Schlappen, die er nicht acht,
Wenn er da fängt zu löffeln an
Und dünkt sich sein ein fein Person.
Der Wursthänsel ist abgericht
Auch ziemlicher Maaßen wie man sicht;
Vertreten beid' ihr' Stelle wohl,
Den Springer man auch loben soll
Wegen seines hohen Springen
Und auch noch andrer Dingen.
Höflich ist in all' sein' Sitten
Im Tanzen und all' seinen Tritten,
Daß solch's fürwahr ein Lust, zu seh'n
Wie glatt die Hosen ihm ansteh'n.

Später wird von Musik und Saitenspiel geredet, die dabei vorkämen, und daß das Publikum mehr des Narren als des Stückes wegen hinginge. In demselben Gedicht wird der Susanna Erwähnung gethan. In einer 1615 erschienenen Nachahmung dieses Gedichtes kommen die Engländer wiederum vor. Doch scheinen sie trotz des großen Zulaufes herunter gekommen zu sein, auch verstehe es der Narr nicht mehr so gut als Jan ehemals, der sich als ein reicher Mann zurückgezogen habe.

Deutlicher als alle andere Stücke spricht jedoch des Herzogs Tragödie vom ungerathenen Sohne dafür, daß er von dem englischen Theater seine Stücke hernahm. Sie ist eine Zusammenhäufung der crassesten Mordthaten, ganz wie das zur Befriedigung des englischen Publikums nöthig war. Es kommt darin ein Knabe vor, dem auf offener Bühne der Leib aufgeschnitten wird. Der Mörder trinkt das Blut, brät das Herz auf Kohlen und frißt es auf. Schlägt seinem Vater einen Nagel in den Kopf, erwürgt seinen Vetter, schneidet seiner Mutter die Gurgel ab und findet bei einem Gelage plötzlich die Köpfe der Todten statt der Speisen auf den Schüsseln. (Macbeth.) Endlich treten alle die Gemordeten als Geister auf, machen den Mörder wahnsinnig und entführen ihn.

Ich komme nun zu dem letzten Stücke, der Comödie vom Vincentius Ladislaus, Satrapen

von Mantua, einem Lustspiel, dessen Held für mich bei weitem der interessanteste von allen ist, welche Heinrich Julius auf die Bühne brachte. Hier aber muß ich ein wenig weiter ausholen.

Unter den Stücken Ayrer's findet sich eins „von der schönen Phänicia und Graf Tymbrus von Golisan aus Arragonien" mit 17 Personen und hat 6 Actus. Ich lasse einen Auszug folgen.

„Venus, die Göttin, geht ein mit bloßem Hals und Armen, hat ein fliegendes Gewand und ist gar göttisch gekleidet; ist zornig und spricht sich böse darüber aus, daß am Grafen Tymbrus ihre und ihres Sohnes Cupido Kunst zu Schanden würde. Cupido habe schon so viel Pfeile auf ihn verschossen, daß Vulkan ihm keine neue mehr schmieden wolle. Jetzt aber sei durch den König von Messina ein Tournier veranstaltet, bei welchem die schöne Phänicia erscheinen werde. In diese solle sich der Graf verlieben, dann wolle sie ihn schon bändigen. Cupido geht ein, wie er gemalt wird, mit verbundenen Augen; hat einen Pfeil auf dem Bogen und tröstet seine Mutter mit der Nachricht, daß ihm sein Vater Vulkan jetzt einige unfehlbare Pfeile geschmiedet hätte, mit denen er den Grafen beschießen wolle.

Beide gehn ab. Jahn geht ein, ist mit einem Pfeil, der ihm noch im Gesäße steckt, geschossen worden, hält beide Hände auf die Stelle und schreit, daß er gräuliche Schmerzen erdulde im Herzen und ohne Anne Marie nicht leben könne. Dann schimpft er auf Cupido, zieht den Pfeil aus der Wunde und betrachtet ihn. Auf das Geschrei kommt sein Herr, Gerardo, herbei. Er klagt diesem seine Noth und empfängt das Versprechen, es würde ihm geholfen werden. — Auch diese beide entfernen sich, und es erscheint Petrus der König mit zwei Räthen. Das Tournier soll vor sich gehn. „Indessen geht das ganze Frauenzimmer auf die Zinnen und sehe herab." Lionito von Loneten (der alte Ritter), Lionatus (ein Alter von Adel) und Girardo kommen. Man schlägt sich paarweise. Zum Schluß folgen alle dem Könige zum Abendtanze. Gerardo ausgenommen, welcher allein seine Wuth zu erkennen gibt, daß Tymbrus über alle den Sieg davongetragen. Nachdem er sich ausgesprochen, verläßt er die Bühne, und Venus mit Cupido erscheinen wieder, um sich in den Hinterhalt zu legen, darauf der Tanz seinen Anfang nimmt. —

Durch diese Scene wird klar, daß die Einrichtung der Bühne völlig der der englischen entsprach. Den Hintergrund schloß ein Vorhang, über ihm befand sich eine Gallerie: die Zinnen, von denen die Damen herabsahen. An der einen Seite war das Haus, durch dessen Thür alle dem König in's Schloß folgten, nun wird der Vorhang im Hintergrunde geöffnet, die tanzenden Paare treten durch ihn wieder auf die Bühne und diese wird dadurch auf die einfachste Weise zum Innern des Hauses umgestaltet.

Cupido schießt seinen Pfeil ab, Tymbrus empfängt ihn und beginnt von Phänicien's Schönheit entzückt zu reden. Wiederum ziehen alle mit den Musikanten an der Spitze ab, um sich zur Collation zu begeben. Venus ist wieder mit Cupido allein. Ihre Rache, sagt sie, solle nun darin bestehn, daß Tymbrus die Phänicia auf eine unehrliche Weise begehren, sie ihm aber nicht anders als in rechtmäßiger Ehe zu Theil werden solle. — Jetzt erst heißt es: actus primus, das vorgefallene war also nur die Einleitung. Gerardo tritt auf und beschwert sich über des Grafen Tymbrus hochmüthiges Betragen, den die Gnade des Königs so stolz mache. Die Kammerjungfer Anne Marie tritt auf, und er redet ihr von seines Dieners Jahn Leidenschaft. Sie weist ihn kurz ab und läßt ihn stehen. Nun erscheint der arme Jahn, welchem Gerardo vorlügt, Anne Marie sei ihm im höchsten Grade gewogen und habe ihn auf die Nacht zu sich bestellt. Der Narr voll Entzücken preist sein Glück und geht mit seinem Herrn ab. Tymbrus tritt auf und überlegt, auf welche Weise er Phänicien seine Liebe gestehen solle. Zuerst will er einen Brief schreiben, beschließt ihr dann aber eine Nachtmusik zu bringen und bei dieser Gelegenheit seine Wünsche kund zu geben. Damit geht er, Gerardo tritt wieder auf, sagt, daß es Nacht sei, daß er jetzt in Anne Marien's Haus gehe, an ihrer Statt Jahn erwarten und ihm dann einen Kübel Wasser über den Kopf gießen wolle. Er geht; Jahn erscheint und schnalzt mit der Zunge, um seine Anwesenheit zu erkennen zu geben. Gerardo ruft ihm mit verstellter Stimme von oben herab zu, die Magd werde ihm sogleich aufthun, dann, als Jahn näher herantritt, gießt er den Kübel über ihn aus. Jahn verschwört die Liebe und geht fort, indem er sich das Wasser abschüttelt. Sogleich kommt nun Tymbrus mit den Musikanten. Es wird ein sechs Strophen langes Lied gesungen. Alle entfernen sich.

Lionito, Phäniciens alter Vater, tritt mit seiner Frau Veracundia auf und berath mit ihr, ob die Musik Phänicien oder deren Kammerjungfer gegolten habe. Letztere beiden erscheinen. Phänicia glaubt, Tymbrus habe ihr das Ständchen gebracht. Die Eltern verwarnen sie nun, ja nichts ohne ihr Vorwissen zu thun. Die Bühne wird wiederum leer. Tymbrus kommt und bittet wehmüthig am Fenster, man möge ihn einlassen. Phänicia entgegnet, er solle sich an ihren Vater wenden, worauf der Graf mißmuthig fortgeht.

Actus secundus. Jahn steht da und zählt Geld. Ein Prager Student gibt sich für seine seelige Mutter aus und luchst ihm das Geld ab. Beide laufen fort. Tymbrus sagt, er habe Phänicien geschrieben. Nach ihm kommt sie mit dem Briefe in der Hand. Das Kammermädchen räth ihr, mit dem Grafen anzubinden, Phänicia will jedoch keine Antwort schreiben und gibt Philis den Brief, um ihn zurückzugeben. Diese richtet den Auftrag aus, läßt sich aber von Tymbrus einen zweiten Brief aufdrängen. Allein beschließt derselbe nun, die Jungfrau zu ehlichen. Er bittet Lionatus, bei Lionito um sie zu werben. Phänicia tritt mit Philis auf und gesteht ein, niemals ein schöneres Lied gelesen zu haben, als das von Tymbrus übersandte. Philis singt es ihr noch einmal vor. Es hat sechs Strophen, die erste lautet:

Ach Lieb, wie ist dein Name süß,
Wie sanft thust du einschleichen;
Wenn einer meint, du seist gewiß,
Thust du gar von ihm weichen;
Du machst groß Pein,
Die dir allein
Nachdenken und vertrauen,
Ich hab auch gewiß
Erfahren dies
Mit einer schön Jungfrauen.

Die Eltern kommen und heißen Philis eine Weile abtreten. Sie eröffnen Phänicien Tymbrus' Antrag, und diese neigt sich in Gehorsam ihren Wünschen.

Actus tertius. Jahn prügelt den Studenten Malchus und nimmt ihm das Geld wieder ab. Gerardo tritt betrübt auf, daß Phänicia an den schönen Grafen vergeben sei. Jahn sucht ihn mit seinem Unglück bei Anne Marie zu trösten. Gerardo sendet ihn zum Gerwalt, dem Edelmanne, und dieser macht ihm folgenden Vorschlag: Jahn solle in Weibskleidern in Phänicien's Garten steigen, er selbst wolle dort mit ihm verliebt thun, als wenn Jahn Phänicia wäre, Tymbrus aber solle im Gebüsche stecken und Alles mit ansehn. Dieser tritt auf und spricht aus, wie beglückt er sei. Gerwalt tritt an ihn heran und verläumdet die Jungfrau. Tymbrus läßt sich bereden, Nachts in den Haselstauden des Gartens die Wahrheit zu ergründen. Veracundia kommt mit ihrer Tochter, der sie gute Lehren gibt. „Jetzt wird ein Lettern außer des Ausganges angelehnt" und Tymbrus steigt herunter, als wenn er über die Mauer käme. Er versteckt sich. Gerwalt und Jahn in Weibskleidern steigen ebenfalls herab, beide kosen mit einander, Tymbrus ergrimmt, und als die Bühne wieder frei geworden, erscheint sein Werber Lionatus bei Lionito und sagt in Tymbrus Namen auf. Phänicia fällt in Ohnmacht, Lionatus hält sie für todt und geht ab. Als er gegangen, kommt Phänicia zu sich (sie wird mit Aquavit gerieben), ihr Vater beschließt jedoch, sie für todt auszugeben und ihr ein Leichenbegängniß auszurichten.

Actus quartus. Diener bringen einen Sarg, auf dessen Leichentuche geschrieben steht: „Gedächtniß der unschuldigen, edlen und tugendreichen Phänicia von Loneten seligen." Jahn tritt heran, liest das und behauptet, da er selber doch eigentlich zu Nacht Phänicia gewesen sei und hier geschrieben stände, daß Phänicia gestorben sei, so wisse er nicht, ob er todt oder lebendig sei. Er betastet sich nun und kommt zu dem Resultate, daß er lebe, worauf er abgeht. Tymbrus erscheint, angethan mit einem Klagmantel und spricht seinen Jammer aus. Gerardo, ebenso gekleidet, klagt sich an, die Ursache ihres Todes zu sein, er werde dafür gestraft werden. Der Graf fragt ihn nach der Bedeutung solcher Reden, Gerardo sagt, er solle ihm in die Kirche folgen, da werde er ihm die Sache offenbaren. Sie gehn fort und treten gleich wieder auf. Auf das einfachste wird dadurch die Scene zur Kirche. Jahn soll Gerwalt holen; Gerardo wirft sein Schwert dem Grafen Tymbrus zu Füßen, kniet nieder, gesteht Alles und bittet um seine Strafe. Tymbrus gerührt verzeiht ihm unter der Bedingung, daß er den Eltern und der todten Jungfrau Abbitte leiste. So knien beide am Sarge nieder, erheben sich dann und reichen sich die Hände. Jahn kommt: Gerwalt sei entflohn. Tymbrus schwört ihm alles böse zu und geht mit Gerardo zu den Eltern ab. Im letzten Acte wird dann Tymbrus mit Phänicia neu verlobt, ohne sie jedoch zu erkennen, indem man ihn glauben läßt, daß es deren Schwester Lucilia sei, hernach erst entdeckt er die Wahrheit. Gerardo erhält die zweite Tochter, Bellaflur, zur Gemahlin. Am Ende gehn sie alle in die Kirche, und zum Schluß wird ein elf Strophen langes Lied gesungen, welches aus dem Ganzen eine Nutzanwendung für die Jungfrauen zieht. —

Zu welcher Zeit Ayrer das Stück geschrieben, wissen wir nicht, ebensowenig, woher er es nahm. Er muß aber sowohl Inhalt als Scenerie entlehnt haben, denn diejenigen seiner Stücke, welche sein völliges Eigenthum sind, belehren uns, daß er eine Composition, wie die vorliegende, nicht aus eigener Kraft so hinstellen konnte. Daß dem in der That so sei, wird unzweifelhaft durch die Uebereinstimmung des Stückes mit Shakspeare's herrlichem Lustspiele, Viel Lärmen um Nichts. Gervinus läßt den englischen Dichter den Stoff aus Bandello's Novelle hernehmen, welche indessen nur die rohesten Elemente enthält. Man wird aber bemerkt haben, daß gerade scenische Einrichtungen, wie der Tanz, das Ständchen, die Scene am Sarge in beiden Stücken auffallend

zusammentreffen. Von Benedict und Beatrice steht zudem bei Bandello gar nichts, und Gervinus stellt beide als poetisches Eigenthum Shakspeare's hin. Collier führt an, daß schon 1582 eine history of Ariodante and Gineora (nach Ariost's gleichnamiger Episode) in England gespielt worden sei, hat das Stück aber nicht in Händen gehabt. Es müsse die ersten Bestandtheile von Shakspeare's Lustspiel enthalten haben. Tieck endlich führt in den Anmerkungen seiner Uebersetzung Ayrer an und findet in Benedict's Aeußerung „Vulkan sei ein trefflicher Zimmermann" einen Anklang an die „Pfeile, welche Vulkan für Cupido schmiedet" und mit denen dieser dann Jahn und den Grafen verwundet.

Entweder arbeiteten nun Ayrer sowohl als Shakspeare jeder für sich, nach der Novelle, oder die Stücke stehen untereinander in Zusammenhang. Es fragt sich dann, welches von beiden die Originalarbeit gewesen ist.

Benedict nnd Beatrice finden sich, wie wir sehen, in der Novelle nicht. Sie finden sich aber bei Ayrer. Der Kern dieser Nebenintrigue besteht in dem Spaße, daß man Benedict zum Glauben bringt, Beatrice sei in ihn verliebt, und ihr dasselbe von Benedict einredet. Erinnern wir uns an Jahn's erstes Abenteuer: er ist in Anne Marie verliebt, und sein Herr lügt ihm vor, daß sie seine Neigung erwiedre, worauf er dann das Wasser über den Kopf erhält. Es ist wahr, die Aehnlichkeit beider Verhältnisse ist eine sehr fernliegende, allein man halte fest, daß beide Paare in den beiden Lustspielen ursprünglich nicht zur Fabel gehören, sondern daß hier wie dort ihr Auftreten als ein äußerliches Anhängsel in das Ganze hineingearbeitet ist. Wie sollten aber zwei Autoren darauf kommen, bei Behandlung derselben Novelle ihr einen Bestandtheil zuzusetzen, der so viel Aehnliches auf beiden Seiten hat? Einstweilen allerdings nur dann, wenn man diese Aehnlichkeit zu finden und zu betonen willens ist. Wie kommt es aber, daß beider Dichter scenische Anordnung manchmal zusammentrifft? Ahmte Ayrer den Shakspeare nach und vergröberte dessen reizendes Gewebe, travestirte er seine Charaktere so heillos und gab er allen eine so ganz andere Sprache, oder arbeitete er nach einem Stücke, das bereits vor Shakspeare auf dem englischen Theater war, und das der große Dichter ebenfalls benutzt hat? Wir kennen von beiden Stücken die Daten der Entstehung nicht, und die Frage bliebe eine ungelöste, wenn hier nicht der Vincentius Ladislaus des Herzogs von Braunschweig einträte und das Räthsel zu lösen behülflich wäre.

Ehe ich aber den Auszug dieses Stückes mittheile, muß ich noch einmal von den bereits erwähnten Masken der italienischen Comödie reden. Wir sahen unter ihnen diejenige des Liebhabers, welcher stets zurückgewiesen wird. Auf diesen armen Verschmähten häufen sich alle erdenklichen Eigenschaften, welche der hartherzigen Schönen die Berechtigung geben, ihn nicht nur abzuweisen, sondern ihm womöglich noch die schlimmsten Streiche zu spielen, und indem man mit dieser Rolle die des alten miles gloriosus, des feigen Großprahlers aus der plautinischen Comödie in Verbindung brachte, entstand der Typus des Capitano, als der Inbegriff alles dessen, was den Italienern an einem Manne tadelnswerth erschien, so zu sagen eines nationalen Sündenbockes für die Schwächen des männlichen Geschlechtes.

Der Capitano tritt ganz im Geiste und mit der bombastischen Sprache seines antiken Vorgängers auf. Der ihm beigegebene Bediente hört ihn mit Bewundrung an, verfällt auch wohl in eine unschuldige Ironie, welche sein Herr stets großmüthig überhört. Der Capitano tritt Jedem auf das Frechste entgegen und treibt die Dinge rücksichtslos zum Bruch, sobald aber sein Gegner Miene macht, die Sache ernst zu nehmen, zieht er sich zurück und weiß auf das Geschickteste einem Zusammenstoße zuvorzukommen, der ihn in die böse Verlegenheit brächte, seine ausposaunte Stärke thatsächlich zu erkennen zu geben. Ich erinnere mich einer vortrefflichen Scene, in welcher ihn sein Gegner durch die ehrenrührigsten Angriffe zwingen will, sich zu stellen, er aber Alles stets so zu drehen weiß, daß seine Würde geehrt bleibt, daß die ärgsten Vorwürfe zu Schmeicheleien für ihn werden und er stolz seinen Degen in der Scheide läßt. Muß er ihn aber ziehn, so unterliegt er natürlich, schiebt dann aber die Schuld auf allerlei Zufälle und droht mit furchtbarer Revange. Geprügelt, verhöhnt und um seine Geliebte betrogen pflegt er am Ende des Stückes dazustehn, stets aber weiß er den Kampfplatz so zu verlassen, daß er seine Würde bis zum letzten Momente aufrecht hält. Entweder verzeiht er großmüthig Allen, was sie gethan, wie der Löwe der Maus, oder er droht, man werde seiner Stärke eines Tages benöthigt sein, dann aber werde er seine Hülfe versagen und den Untergang Aller ruhig mitansehn.

Durch die spanisch-italienischen Streitigkeiten empfing der Capitano obendrein die sämmtlichen bösen Eigenschaften des Spaniers. Er akklimasirte sich in Frankreich, er trat in England auf, und nach seinem Muster bildete Shakspeare den unvergleichlichen Falstaff als ein nationales Gegenstück. Parolles im Ende gut, Alles gut, ist der ächte italienische Capitano. Die Junker Tobias und Gustav von Bleichenwang haben sich in seine Erbschaft getheilt. Armado endlich in Der Liebe Mühe ist verloren, ist der spanische Capitano, besonders wenn er zuletzt in Hektors Waffen auftritt und seinem Gegner zudonnert: beim Nordpol, ich fordre

dich! Die Verhöhnung der Spanier war bei den Engländern noch von der Königin Maria her populär, als deren Gatte der spanische, katholische Philipp nach England kam. Schon zu ihren Zeiten machte man die Spanier auf dem Theater lächerlich. (Prescott. Philipp II.)

Im Jahre 1577 ließ Heinrich III. von Frankreich in Venedig Schauspieler engagiren. Die Truppe nannte sich gli comici gelosi. Sie traten zuerst in Blois auf, spielten 1588 zu Paris im Hotel de Bourbon und erhielten sich dort, trotz der Verbote des Parlamentes, welches sich der einheimischen Schauspieler annahm, bis zum Jahre 1600. Der allgemeinen Sitte zufolge spielten sie nach bloßen Plänen, wobei jeder Schauspieler seine bestimmte Rolle festhielt und das, was er zu sagen hatte, improvisirte. Die Rolle des Capitano füllte Francesco Andrieni aus. Er trat auf unter dem Namen des Capitano Spavento dell vall'inferno. Seine Frau war unter dem Namen Isabella berühmt. Nach Auflösung der Truppe zog er sich nach Pistoja zurück und verfaßte dort die Bravoure dell cap. Spavento, ein Buch, welches nichts als die Dialoge des Capitano und seines Dieners Traggarola, und in ihnen das Tollste enthält, was jemals an Bombast zusammengebracht wurde. Ich hatte die dritte Auflage von 1615 (Venedig) in Händen. Sie ist mit einem Anhang versehn. 1617 kam noch ein ganzer zweiter Theil hinzu, der freilich etwas matter ausgefallen ist, aber dennoch bewundern läßt, daß nach dem wahrhaft monströsen Unsinne des ersten Theils der Autor noch Phantasie genug hatte, eine neue Aernte zu Markt zu bringen.

Das Buch ist in raggionamenti eingetheilt. „Während du hingehst," redet im ersten der Capitano seinen Diener an, „um meine Befehle zu vollziehen, erinnere dich wohl daran, Augen und Ohren offen zu haben, denn es könnte sein, daß du einem Helden oder Halbgotte begegnetest, der in Flammen stände und zu Asche zerglühte aus rasender Begierde, von mir Kunde zu erhalten. Sage ihm dann, daß ich der Capitano Spavento vom höllischen Thale sei, genannt der teuflische, Fürst des Ritterordens, Trismegistos, das heißt, gewaltig großer Abenteurer, mächtiger Zertrümmerer, kraftvoller Vernichter, Bändiger und Beherrscher des Weltalls, Sohn des Erdbebens und des Sturmwinds, Vater des Todes und engverbundener Genosse des Teufels im Tartarus."

Er rühmt sich darauf, Zweihundertmeilenstiefel zu besitzen; er hat einen Löwen am Schwanze emporgeschwungen und einen Ritter damit erschlagen, welcher eine Dame gefangen hielt; er hat die Tochter des Großtürken geheirathet; er hat alle berühmten Schönheiten aller Länder und Zeiten zu Geliebten gehabt; er ist seiner Mutter mit einem Satze aus dem Schooße gesprungen (man erinnere sich, wie Schellmufsky seine Geburt erzählt) und hat mit einer Donnerstimme gerufen: „io sono il capitano Spavento", daß die Frauen umher im Schrecken davongelaufen sind; er hat einer Zauberin ihre Tochter abgekauft, welche zuerst als Stute, dann als Stier, zuletzt als Hindin zu ihrer Mutter zurückeilt, und dennoch von ihm gebändigt wird; er ist im Himmel, unter der Erde und in den Gewässern beim Triton gewesen, dessen ungeheures Reich er beschreibt.

Schellmufsky, Don Quixote, Lozarillo de Tormes, Münchhausen, das Lügenmärchen Lucian's, alle diese Erscheinungen vereinen sich im Capitano. Er benutzt die ganze Mythologie, die Ritterromane und was sonst an abenteuerlichen Erzählungen existirt. Alles ist dem Verfasser dieses Buches so geläufig wie dem Montaigne die Geschichtsschreiber und Philosophen waren.

„Gehen wir," endet das zweite Gespräch, „vor dem Frühstück will ich Dir einen Kriegsplan mittheilen, noch größer als den erstern, er soll dazu dienen, Deinen Appetit zu wecken."

„Lieber Herr," antwortet Traggarola, „ich bin schon genügend hungrig, auch ohne eine pikante Sauce von Eurem Geschwätz. Ihr braucht mir heute Morgen keine weiteren Gedanken zu offenbaren. Mir genügt es, zu wissen, wer Ihr seid, daß Ihr mit Eurer Stimme den Donner erschreckt, daß die Blitze sich an Euren Augen entzünden und daß, wenn Ihr Eure ehrenvolle Rechte mit hochgeschwungenem Schwerte ausstreckt, die Erde sich entvölkert, um das Reich der Unterwelt zu mehren."

„So ist es sicherlich," erwiederte der Capitano. „Gehen wir also. Und um uns den Rost von den Zähnen zu bringen, wollen wir erstlich eine Suppe von Eisenfeile zu uns nehmen, mit Käse von Schießpulver, oder Arsenik, oder Rhabarber, um sie etwas milder zu machen."

„Lieber Herr, diese gute Suppe werdet Ihr für Eure Person genießen, ich mich aber der Enthaltsamkeit befleißigen, und da Ihr nichts andres essen wollt, muß ich mich wohl zu einem Frühstücke entschließen, obwohl heute Fasttag ist."

„Für Dich werden sich schon andere Speisen vorfinden. Gehen wir, Traggarola."

„Ja wohl, gehen wir; denn wenn wir noch länger warten ist es Zeit zum Mittagessen."

Im dritten Gespräche ist nun von diesem die Rede und Traggarola erhält den Küchenzettel. Er soll beim Koch folgendes Potpourri bestellen: „Er nehme dazu vom Haupte des erimantischen Ebers, von den Stieren des Tasso, der Schlange des Radmus, den Pferden des Diomedes, der Nase des Jupiter, den Gedärmen Neptun's, den Ohren Pluto's, dem Hintern des Ganymedes u. s. w." Der Diener macht Einwendungen. Spavento giebt nach und will sich nun mit einer Pastete begnügen, bestehend aus

Löwenmark, Schlangengekröse und Basiliskenohren. Traggarola sagt, er möge sich erst in der lybischen Wüste zusammensuchen, was er essen wolle. Hierauf begiebt sich sein Herr ganz und gar des Gedankens zu essen, und zieht es vor, nur ein Bad zu nehmen. „Wende Dich," ruft er, „und blicke aufwärts! Eile in die Badestube des Wassermanns, meines himmlischen Badewärters, er möge mich zum Baden erwarten. Er solle daß Wasser mit dem Feuer des Aetna, Mongibello und Vulkan erhitzen, er solle die Thränen der Olympia, Angelica, Isabella und ihres Zerbino dazu nehmen u. s. w. Man wird, wenn man eine Weile in diesen Wust von Unsinn hineingelesen hat, von einem Gefühle von Verdrehtheit erfüllt, als wohnte man im Palaste des Prinzen von Pallagonia, den Goethe und andere beschrieben haben. Aber diese Verzerrungen entsprachen damals dem Geschmacke des Publikums.

Der Capitano führte verschiedene Namen: Torquato, Bizarro, Thrasylogo, Sangre, Fungo, Fierabras, Metamore. Bei Gryphius heißt er Bombenspeier. Gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts verlor sich seine Rolle auf dem Theater, und zu Riccoboni's Zeiten war er ganz verschwunden. Eine seiner Prahlereien fällt mir noch ein, welche ihm Dellaporta in seiner Comödie Olympia (1589) in den Mund legt: „Ich werde diesem Spitzbuben," ruft er aus, „einen Tritt geben und ihn so hoch in die Luft spazieren lassen, daß er verhungert wieder herunter kommen soll, und wenn er einen Centner Brod mit hinauf genommen hätte."

Der Vicentius Ladislaus ist weiter nichts als eine Copie des Capitano. Es finden sich in dem Stücke theils die angeführten Wendungen, theils eine Menge von Schwänken, welche damals in Deutschland umgingen, so daß es der Autor auf sechs Acte ausdehnen konnte.

In der ersten Scene des ersten Aufzugs tritt „der Lakay" auf und sagt, sein neuer Herr sei seltsam und halte sich für klüger als alle übrigen. Adrian, Kammerjunker des Herzogs, redet ihn an, was er hier stände. Der Lakay: er erwarte seinen Herrn Vincentius Ladislaus, Satroga von Mantua, für welchen er Herberge zu bestellen habe. Adrian weist ihn zur goldnen Krone. Aus dieser tritt der Wirth heraus, und die Aufnahme des Gastes wird verabredet.

Der Lakay läßt sich nun noch einmal über seinen Herrn vernehmen: „Ich weiß nicht was mein Junker für ein seltsamer Mann ist, denn damit Jedermann zum Anfang hier erfahren möge, daß er ein Narr sei, hat er seinen Namen auf einen Zettel schreiben lassen und mir befohlen, ihn an die Thür zu schlagen." Er schlägt hierauf den Zettel an, auf dem Folgendes zu lesen ist: „Vincentius Ladislaus, Satroga von Mantua, Kämpfer zu Roß und zu Fuß, weiland des edeln und ehrenfesten, auch mannhaften und streitbaren Barbarossa bellicosi von Mantua ehelicher nachgelassener Sohn, mit seinen bei sich habenden Dienern und Pferden." Damit hat der erste Akt ein Ende.

Man vergleiche einiges aus dem ersten Akte von Shakspeares Lustspiel. „Ist Signor Montanto (Signor Schlachtschwert übersetzt Tieck) ebenfalls aus dem Kriege zurück?" fragt Beatrice den Boten.

„Ich kenne keinen dieses Namens in der Armee, Fräulein," erwiedert er.

Leonato. „Wonach fragst Du, liebe Nichte?"

Hero. „Meine Cousine meint Signor Benedict aus Padua."

Bote. „O, der ist zurück und in besserem Humor als jemals."

Beatrice. „Er schlug seinen Zettel hier an und forderte Cupido auf einen Pfeil (flight) heraus. Und meines Onkels Narr las die Herausforderung, unterschrieb in Cupido's Namen und forderte ihn auf einen stumpfen Bolzen (bird bol). Wie viel hat er im Kriege umgebracht und aufgefressen? Oder vielmehr nur das: wie viele hat er umgebracht, denn ich, für mein Theil, versprach ihm, Alles aufzuessen, was er zu Tode brächte."

Leonato. „Wahrhaftig, Du schlägst ihn nicht hoch genug an, Beatrice, aber er wird Dir gegenüber Stand halten, darauf verlaß Dich."

Bote. „Er hat sich ausgezeichnet im Kriege, Fräulein."

Aus der Wolfenbüttler Comödie lernen wir nun, was Shakspeare mit dem Zettel meinte. Tieck vermuthete das richtige, allein er fand doch immer einige Dunkelheit in der Stelle. Ayrer's Comödie belehrt uns, was Cupido's Pfeil hier zu bedeuten habe. Auf das Lob Vulkan's, als eines guten Zimmermanns wurde bereits hingewiesen.

Im zweiten Aufzuge zeigt sich Vincentius zum ersten Male. „Er gehet ein mit beiden Schreibern, Valeris und Balthasaro, hat einen ungarischen Rock an und einen großen Hut mit Federn auf. Geht eine Weile auf und nieder. Danach redet er seinen Schreiber an: „Domine Valeri, kommt zu uns, wir wollen Euch etwas zu verrichten in befehlich geben." Valerius thut eine große Reverenz und spricht: „Gestrenger Herr, was wollt Ihr?" Nun fährt ihn Vincentius an, ob das die richtige Anrede sei, und sagt ihm seine langen Titel vor, welche dann Valerius demüthig nachspricht. Er wendet sich darauf an Balthasar und redet ihn in einer Weise an, welche direct an Don Armado's Umschweife erinnert: „Domine Balthasare, erhebet Euere Füße von dem heiligen Element der Erden, und forschet durch das beste Kleinod,

so gut er konnte, ein eigenes Lustspiel aus ihr. Shakspeare aber benutzte alles dies nur als den formlosen Thon, aus dem er die herrlichen Gestalten seines Lustspiels knetete. Es ist ein Genuß, endlich auf ihn gelenkt zu werden, dessen Dichtung so hoch über dem Wuste jener handwerksmäßigen Theaterspäße steht und doch so ganz für die Bühne geschaffen ist. Was er vorfand, war nur der Mist, aus dem seine Blumen wuchsen. Wie fein hat er den liebenswürdigen Benedict aus der plumpen Hülle des Capitano erstehen lassen; wie maaßvoll seine Prahlereien mit dem Wesen eines Ehrenmannes verträglich gemacht; wie scharf treffen ihn Beatricens Spottreden und doch wie wenig kleben sie ihm an. Lustig, übermüthig im Auftreten und Gespräch wird er niemals lächerlich, so sehr er das Gelächter auf seiner Seite hat, und durch einen Scherz mit Beatricen vereinigt, gibt doch am Ende das Herz allein den Ausschlag. Shakspeare war ein Dichter; der gute Herzog von Wolfenbüttel ein kraftvoller und geliebter Regent, aber was er an dramatischen Arbeiten hinterlassen hat, ist matt und werthlos in sich, muß man auch gestehen, daß seine Schauspiele neben einer Menge noch viel schlechterer den ersten Rang einnehmen.

Dadurch, daß wir die Arbeiten aufstöbern und betrachten, welche Shakspeare zu den seinigen benutzte, ist an sich gar nichts gewonnen. Der Dichter wird um keinen Zoll besser oder schlechter, oder verständlicher dadurch. Höchstens, daß einige unklare Stellen sich daraus erläutern lassen, allein auch diese waren meistens nur in Nebendingen unklar. Der geistige Inhalt wird sich immer dem nur ganz erschließen, der ihn am reinsten in sich aufnimmt, dem verschlossen bleiben, der ihn nicht zu erfassen versteht.

Eins aber gewinnen wir dennoch. Wir fangen an, immer deutlicher einzusehen, daß Shakspeare nicht in wilder Begeisterung schrieb, sondern vorhandene Stoffe mit Bedacht umformte und die einzelnen Theile seiner Stücke ebenso verständig zu sondern als zu verbinden wußte. Man betrachte die erste Scene des Lustspiels. Wie kunstreich führt da das unscheinbarste Gespräch in das Ganze ein, wie gibt sich in wenigen Worten Beatricens und Benedict's Charakter und das Verhältniß, in dem sie zu einander stehen. Wie schön weiß er dieses dem der Hero und Claudio's gegenüberzustellen. Wie reizend hat er den gelungenen Betrug an dem begossenen Narren in eine höhere Sphäre erhoben, und ohne ihm seinen komischen Inhalt zu nehmen, dennoch in eine so zarte Intrigue verwandelt. Wie bedacht, daß die Scene, in welcher Claudio den falschen Verdacht faßt, nicht auf der Bühne gesehen, sondern nur erzählt wird. Wie rührend endlich die Entwickelung des Ganzen.

Es ist wohl wahr: Das Verständniß eines Dichters beruht in der Gemüthstiefe dessen, der ihn auffaßt, allein durch das Studium der Kunst kann dies Verständniß in einer Weise erhöht werden, daß der, welcher sich ihm hingegeben hat, es nicht mehr entbehren kann und sich zu immer tiefergehendem Eindringen aufgefordert fühlt.

Theater und Musik.

Sobald Fräulein Seebach ihr Gastspiel in Hannover beendet hatte, begab sie sich begleitet von den Zeichen der öffentlichen Anerkennung und königlichen Gunst, nach Bremen, wo sie den Cyclus ihrer Rollen mit der Margarethe im „Faust" eröffnete. Der Director des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin hat nun wirklich einen Vertrag mit Frl. Seebach abgeschlossen, wonach sie im Januar an der genannten Bühne spielen wird. Emil Devrient ist gegenwärtig daselbst und erntet reichen Beifall. — Während so das Theater in der Schumannstraße, wie Berliner Blätter das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater oft nennen, durch das Bestreben, fremde Berühmtheiten dem Publicum vorzuführen, sich auszeichnet, erwirbt sich das Theater in der Blumenstraße, das Königstädtische, unter der umsichtigen Leitung des Directors Wallner durch die Darstellung bedeutender Novitäten ehrenvolle Anerkennung. Nachdem das Märchen „König Allgold" von Kneisel daselbst gegeben war, gelangte „die Pariserin nach der Mode" mit Frau Wallner in der Hauptrolle zur Aufführung und nach diesem wurde ein größeres Stück von Louise Mühlbach „Der Prinz von Wales" mit großem Erfolge dargestellt. Außerdem steht an dieser Bühne ein Schauspiel von Hermann Grimm: „Werner", das nur zwischen drei Personen spielen und in drei Acte getheilt sein soll, zu erwarten. Zwischen diesen ernsteren Gaben taucht allwöchentlich noch immer mehrmals der gemüthliche „Actienbudiker" von Kalisch auf und beweist durch seine mehrals hundertfältigen Wiederholungen, daß er ein Berliner Localstück von echtem Schrot und Korn ist. — Uebrigens ist dies Hervortreten der kleineren Theater in Berlin durchaus kein Beweis gegen die Rührigkeit der königlichen Bühnen. Im Gegentheil herrscht auch auf diesen gegenwärtig das regste Leben und eine erfreuliche Thätigkeit. Eine große Anzahl von Novitäten stehen im Schauspiel zu erwarten und in der Oper wird demnächst das

neuste Werk von Dorn zur Aufführung gelangen. Im Schauspielhause hat Frl. Auguste Taglioni, eine jüngere Schwester der beliebten Tänzerin, mit günstigem Erfolge ihre ersten theatralischen Versuche im Fache der munteren Liebhaberin gemacht und Frl. Emilie Heusser befestigt sich immer mehr in der Gunst des Publicums. Für die Berliner Oper scheint das Engagement des Frl. Siber wenig Vortheil zu bringen; Frl. Mandl und Frl. Jenny Baur gefielen beide in einzelnen Partieen, während sie in anderen nicht genügten. Letztere ist nun ebenfalls engagirt. — In Wien ist das Gastspiel des Frl. Genée erfolglos vorübergegangen. Die dortige Oper hat Herold's „Schreiberwiese" neu einstudirt gegeben. Herr Auerbach scheint sich in der Gunst des Wiener Publicums nach und nach festzustellen. Am Carltheater in Wien kam ein neues Stück von Kaiser, „ein Bauernkind" zur Darstellung und hatte günstigen Erfolg. — Die Prager Bühne ist durch erlittene und bevorstehende Verluste, namentlich in der Oper, deren beste Kräfte nach Wien streben, in die Nothwendigkeit versetzt, häufige Gastspiele stattfinden zu lassen. An die Stelle der Primadonna Frl. Luise Meyer tritt Frl. Emilie Schmitt und an die Stelle des Frl. Brenner Frl. Tipka. Ein früher dort beliebtes Mitglied der Oper, Frau Marschner-Janda ist ebenfalls wiederholt mit Beifall aufgetreten. Miß Lydia Thompson hat sich in Prag auch als Schauspielerin in „Der Kurmärker und die Picarde" versucht, doch mit wenig Glück. Als Novität kam daselbst Griepenkerl's „Ideal und Welt" zur Aufführung, ohne jedoch durchgreifend zu wirken. — Das Drama „Mahomed", dessen Aufführung in Hamburg wir verfrüht gemeldet hatten, ist nun wirklich am dortigen Stadttheater, sowie in Weimar mit ehrenvollem Erfolge dargestellt worden. — In Schwerin hat man den sonderbaren Versuch gemacht, Silvio Pelico's Tragödie, „Francesca da Rimini" in deutscher Uebersetzung darzustellen. — Das Gastspiel des Frl. Daun in Cassel ist von großem Beifall begleitet gewesen. Ihr Gretchen im „Faust", ihre Julia in „Romeo und Julia" werden sehr gerühmt. — In München erhält sich das Repertoir, sowohl in Bezug auf Oper wie Schauspiel, auf würdiger Höhe, ohne die localen Bedürfnisse zu umgehen. Für die dortige Oper ist in Frau Maximilien, an deren frühere Stelle in Breslau Frl. Caroline Lehmann getreten ist, eine bedeutende Stütze gewonnen. Wenn auch ihre Höhe zu wünschen übrig läßt, so ist ihre Stimme in der Mittellage äußerst wohlklingend und die Künstlerin singt vor allen Dingen mit Wärme und innigem Verständniß. — Die Direction der Königsberger Bühne bringt im Bestreben, die dramatische Production zu fördern, manche seltsame Novität. So wurde daselbst „Van Dyk's Landleben" von Friedr. Kind und „Dr. Martin Luther" nach Klingemann und Zacharias Werner von R. Brückner bearbeitet, gegeben. — Das Geburtsfest Schiller's ist an vielen deutschen Bühnen durch die Aufführung eines seiner Dramen begangen worden. So in Dresden und Braunschweig durch die Darstellung der „Braut von Messina", in Berlin durch „Don Carlos", in Leipzig durch „Fiesco". Zur Feier der Vermählung der Prinzessin Margarethe wurde in Dresden Gluck's „Iphigenia in Tauris" aufgeführt. Frau Bürde-Ney feierte darin einen großen Triumph. Vorher sprach Frau Bayer-Bürck einen Prolog von Julius Pabst, der die Bedeutung des Festes in sinnvoller Weise einleitete. — In Leipzig sind in der Oper Frau von Marra, und im Schauspiel in wenig Rollen das dort allzeit hochgefeierte Frl. Janauschek von Frankfurt a. M. als Gäste vorgeführt worden. — Danzig brachte kürzlich eine komische Oper vom dortigen Kapellmeister Richard Genée „Polyphem oder ein Abenteuer auf Martinique", und Königsberg ein musicalisches Drama von Markull „Das Walpurgisfest".

Zur Gedächtnißfeier Robert Schumann's wurden in Düsseldorf durch den Musikverein mehrere Compositionen des Verstorbenen und das erhabene Requiem von Cherubini aufgeführt. In München brachte das erste Odeonconcert die Aufführung von Schumann's „Paradies und Peri". Orchester und Chor waren unter Lachner's Leitung vortrefflich. Frl. Schwarzbach sang die Peri sehr verdienstvoll. Für die folgenden Odeon-Concerte stehen Mozart'sche und Beethoven'sche Symphonieen und eine Preissymphonie von Lachner in Aussicht. Im Fache der Kammermusik werden daselbst die Herren Büllner und Lauterbach einen Cyklus von Soireen veranstalten, deren Programm aus den Meisterwerken unserer Tondichter zusammengestellt ist. In Berlin geben die vier jüngeren Brüder Müller eine Reihe von Concerten und erfreuen sich lebhafter Anerkennung. Zu Liszts Geburtstage wurde in Zürich auf Veranlassung der Fürstin Wittgenstein eine Aufführung der Wagner'schen noch nicht veröffentlichen Oper „Die Nibelungen" veranstaltet. —

Gelegentliches.

Mozart wurde einst vom Kaiser Joseph gefragt, woher es komme, daß so wenig Gutes und Verständliches über Musik geschrieben werde. Er erwiederte: „weil Diejenigen, die schreiben können, nicht Musik verstehen, und weil Diejenigen, die Musik verstehen, nicht schreiben können."

Ein Schauspieler bat einst den berühmten Garrik, über eine seiner Leistungen zu urtheilen und meinte dabei: Ich glaube doch, daß es mir gelungen ist, einige der Hauptschönheiten des Werkes herauszuheben. Sie haben sie alle herausgehoben — erwiederte der Gefragte.

Professor Drake in Berlin hat, wie das „Deutsche Kunstblatt" mittheilt, eine Erfindung gemacht, um Marmorarbeiten gegen die nachtheiligen Einflüsse der Witterung zu schützen. Das Mittel, welches in einer Tränkung besteht, die von dem Stein vollständig aufgesogen wird und seiner Farbe nicht nur nicht schaden, sondern dieselbe noch verschönern soll, ist vorläufig das Geheimniß des Künstlers.

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Wanderungen durch die mittel-amerikanischen Staaten von Nicaragua, Honduras und San Salvador. Mit Hinblick auf deutsche Emigration und deutschen Handel, geschildert von Dr. Carl Scherzer. Braunschweig, 1857. Druck und Verlag von George Westermann. Mit zwei Karten.

Zwei deutsche Forscher, Dr. Moriz Wagner und Dr. Carl Scherzer waren unseres Wissens die Ersten, welche die sämmtlichen fünf Staaten Central-Amerikas zu wissenschaftlichen Zwecken bereisten und über dieses wichtigste Passageland der Welt umfassende Studien machten. Noch in keiner Sprache war bisher ein ausführliches, erschöpfendes Werk über dieses herrliche Isthmusland erschienen und jede Erweiterung der Kenntniß seiner Naturverhältnisse, seines Klimas, seines Gebirgsbaues und des vorherrschenden Charakters seiner Flora und Fauna mußte somit aus einem noch so wenig erforschten Theile Amerikas zur Bereicherung der geographischen Literatur doppelt willkommen sein. Die gebildete Lesewelt nicht nur Deuschlands sondern auch Englands und Frankreichs begleitete daher auch die beiden Reisenden mit ungeschwächtem Interesse auf ihren mühevollen Wanderungen und hörte gern von ihrem Schicksal und den Erfolgen ihrer Forschungen erzählen. Ein Jahr ist verflossen, seitdem als erste Frucht ihrer Reisen in Central-Amerika eine Monographie von Costa Rica im Buchhandel erschien. Als Dank für die wohlwollend-schmeichelhafte Aufnahme, welches dieses Werk bei seinem Erscheinen in allen Gesellschaftskreisen gefunden, liegt nun ein zweiter Band vor uns, welcher die Erfahrungen und Erfolge der Wanderungen der zwei deutschen Forscher in Nicaragua, Honduras und San Salvador umfaßt. Wenn derselbe Dr. Scherzer's alleinige Firma trägt, so liegt die Ursache davon nur in dem Umstande, daß sich die beiden Freunde zur leichteren Bewältigung des überreichen Materials in die Arbeiten theilten, und Dr. Wagner vielleicht den descriptiven Theil der Reise seinem Gefährten überließ, um sich mit desto mehr Muße den streng-wissenschaftlichen Untersuchungen widmen zu können.

Wir begegnen im vorliegenden Bande den beiden Wanderern im Augenblicke, wo sie von Costa Rica kommend, in Nicaragua eintreten, unter den Isthmusstaaten Centralamerikas eintreten. An den nördlichen Ufern des Sees von Nicaragua, unstreitig einem der größten Binnenseen der Erde, verweilen sie einige Zeit und bieten dem Leser eine Zusammenstellung der Projecte, die seit drei Jahrhunderten gemacht wurden, um die beiden Meere durch einen Kanals zu verbinden.

Es handelt sich nämlich um die geeignetesten Punkte des Nicaraguasee und des Hafens von Realejo, zwischen dem große Schiffe vom Meere hat die Natur des Wassers [illegible] natürlichen Graben gebildet, die einzige Lücke in dem ungeheuern [illegible] 120 Breitengrade und wo die Niveau-Verhältnisse [illegible] führbaren Verbindung des Ocean und [illegible] haben scheinen. Der Rio San Juan (raudales) [illegible] große Schwierigkeiten und ebenso für größere [illegible]

Nach [illegible] in Granada [illegible] setzten [illegible] Massaya [illegible] Regierung [illegible] wel

man dem mächtigen Bau eines Erhebungskraters mit einem Kessel steiler Felswände irgendwo schöner ausgeprägt zu sehen, als hier in den Umgebungen des Vulcans von Massaya. Die Tiefe jenes Kessels füllt der kleine See von Massaya aus, welcher, ähnlich wie das todte Meer in Palästina, eine ziemlich bedeutende Depression unter dem Niveau des Oceans zeigt. Die pralligen Felswände, welche wie Cyclopenmauern den Erhebungskrater im Halbkreise umgeben, sind nur an wenigen Stellen zugängig, wo sehr beschwerliche Wege nach dem Bassin des Sees führen. Die Bewohner der

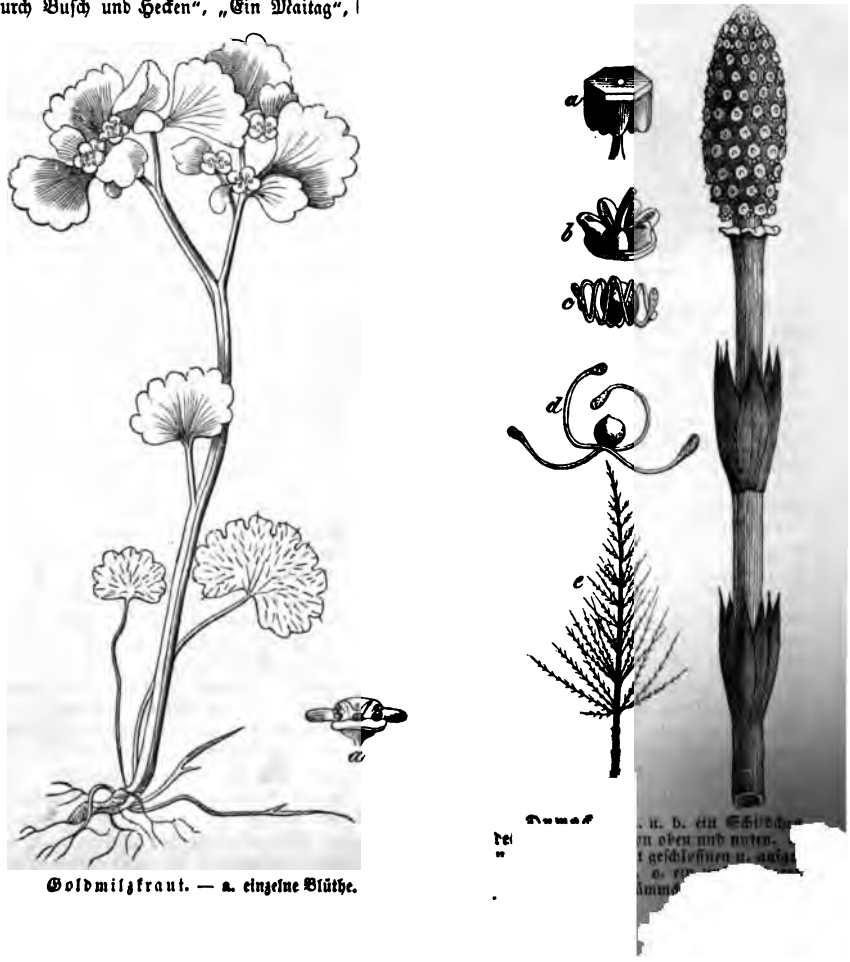
quellenlosen Stadt Massaya schaffen von hier mit viel Mühe und Kosten ihr Trinkwasser herauf. Die den See umgebende Landschaft gehört zu den wild-pittoreskesten und ödesten, welche die beiden Reisenden in Mittel-Amerika gesehen haben. In Managua trennten sich die zwei Freunde zu ergänzenden Forschungen und Arbeiten. Dr. Wagner besuchte jetzt nach einander die verschiedenen Städte der Westküste Nicaraguas. Er gibt eine umfassende Schilderung der Stadt Leon und seiner berühmten Kathedrale, besteigt später den merkwürdigen Feuerberg Cosiguina und schifft sich hierauf nach dem Staate San Salvador ein, wo derselbe Einen Monat vor dem schauerlichen Untergange der Hauptstadt der Republik durch ein Erdbeben anlangt. Am Charfreitage 1854 sah er noch das wunderliche Schauspiel einer Kirchenprocession, wobei die angesehensten Heiligenfiguren in dem seltsamsten Aufputze unter dem Jubel der sorglosen Menge durch die belebten Straßen der Stadt getragen wurden, und bereits zwei Tage später, in der Osternacht, ist er der Augenzeuge einer der furchtbarsten vulcanischen Erschütterungen, welche diesen Erdtheil jemals heimgesucht haben.

Dr. Scherzer besuchte in derselben Zeit das Hochland Segovia im Staate Nicaragua, so wie die bedeutendsten Ansiedlungspunkte von Honduras, der unbekanntesten der fünf Republiken Central-Amerikas, und liefert im vorliegenden Werke ausführliche Schilderungen über die großartige Productionskraft dieser beiden Staaten so wie über den Charakter, die Sitten und die Gebräuche ihrer Bewohner. Auch über die Herstellung eines Schienenweges über den Isthmus von Honduras zwischen Puerto Caballos am atlantischen Meere und der Fonseca-Bai (dem prachtvollsten Naturhafen der ganzen Westküste) finden sich umfassende Mittheilungen, die besonders jetzt erhöhtes Interesse gewinnen, wo die Ausführung dieses Eisenbahnprojectes durch die Rührigkeit des bekannten Nord-Amerikaners Mr. Squier schon in der nächsten Zukunft bevorzustehen scheint. Von Honduras, wo Dr. Scherzer kaum Einen wissenschaftlich oder national-ökonomisch wichtigen Punkt unbesucht ließ, wandte sich derselbe nach San Salvador, dem dicht bevölkertsten, cultivirtesten und betriebsamsten der fünf Staaten Mittel-Amerikas. Der plötzliche Untergang der Stadt San Salvador und die große Verwirrung, welche dieses schaudervolle Ereigniß in allen Theilen des Landes hervorrief, wirkten in vielen Beziehungen äußerst nachtheilig auf die Forschungen der zwei deutschen Reisenden und trugen wesentlich zur Abkürzung ihres Aufenthaltes daselbst bei. Gleichwohl ist auch das über diesen Staat gesammelte Material ziemlich reich ausgefallen. San Salvador, heißt es unter anderm in dem uns vorliegenden Werke, wird zwar aus Rücksichten allzugroßer Bevölkerung sowohl wie durch seine klimatischen Verhältnisse niemals als ein empfehlenswerthes Auswanderungsziel für nordische Emigration angesehen werden können, dagegen erhält es durch den Reichthum seiner Naturproducte eine große Bedeutung für den europäischen Handel. Es gibt wenige Pflanzen der Tropenzone, welche nicht auf seinem überaus fruchtbaren Tuffboden mit großem Vortheil cultivirt werden könnten. Sein wichtigster Exportartikel ist gegenwärtig der Indigo. Nebst diesem ließen sich aber auch Cacao, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Reis u. s. w. in vorzüglichster Qualität gewinnen. Es fehlt blos an Unternehmungsgeist und an den nöthigen Mitteln. Diese letzteren herbeizuschaffen, wird die Aufgabe fremdländischer Speculation sein. Dr. Scherzer besuchte im Staate San Salvador Suchitoto, die Ruinen der zerstörten Stadt, Sonsonate und den Hafen Acajutla, und genoß den wunderbaren Anblick des berühmten Feuerberges Isalco, der sich erst seit Menschengedenken aus einer Ebene, auf welcher früher Mais gebaut wurde, gebildet und durch seine eigenen feurigen Auswürflinge bis zu einer Höhe von 2500 Fuß emporgehoben hat. Mit der Schilderung der Reise von Sonsonate nach Guatemala schließt das Werk. Zum Schlusse wird noch in einem kurzen Resumé auf die Bedeutung Central-Amerikas für deutsche Auswanderung, deutsche Industrie und deutschen Handel hingewiesen, und es werden zugleich die vielen und wesentlichen Vortheile auseinandergesetzt, welche eine mit Klugheit geleitete Colonisirung des Isthmuslandes vor einer massenhaften Niederlassung in den Vereinigten Staaten voraushaben würde. Wir wollen hier nur die Gewissenhaftigkeit und die Wahrheitsliebe hervorheben, mit welcher das Ganze geschrieben ist, und geben uns gern der

Hoffnung hin, daß das hohe Interesse, welches sich an den Inhalt des Werkes knüpft, bei jedem gebildeten Leser unsere warme Empfehlung desselben rechtfertigen wird.

Die vier Jahreszeiten. Von E. A. Roßmäßler. Gotha, Verlag von Hugo Scheube.

Einer der eifrigsten Arbeiter auf dem Felde der Popularisirung naturwissenschaftlicher Kenntnisse übergibt dem Publicum in dem vorliegenden Buche in neuer Form einen Theil seiner vielfältigen Beobachtungen auf dem Gebiete der Pflanzenkunde. Indem er seine Leser gleichsam zu heiteren Ausflügen in die freie Natur auffordert und sie dabei freundlich geleitet, macht er auf die sich darbietenden Erscheinungen, die unter besonderen, durch die Titel der einzelnen Abschnitte gegebenen Verhältnissen sich vorfinden, aufmerksam, beschreibt ihre äußere Erscheinung und gibt interessante Aufschlüsse über den inneren Bau und die Entwickelung derselben. Hier und da vertreten naturgetreue Abbildungen die wirklichen Pflanzenexemplare und rufen diese lebhafter in der Anschauung wach. Das Buch zerfällt, wie schon der Titel andeutet, in die vier Hauptabtheilungen der Jahreszeiten und jede dieser wieder in einzelne Unterabtheilungen, welche, wie z. B. „Durch Busch und Hecken", „Ein Maitag", „Auf belaubtem Boden", „Letzter Herbstgang" und andere, den Rahmen bezeichnen, in welchem der Verfasser sein anspruchsloses und doch ansprechendes Gemälde ausführt. Vor der ersten Abhandlung gibt er eine allgemeine kurze Einleitung, worin von dem Arbeitsmaterial des Frühlings, der Zelle und den Gefäßen die Rede ist und mikroskopisch sowohl einzelne Zellen, wie ganze Zellengewebe dem Leser in getreuen Abbildungen vorgelegt werden. Hierauf führt er uns „Durch Busch und Hecken", wo wir das junge Leben der Pflanzenwelt mit den noch unverwesten Leichnamen der abgefallenen Blätter und verwelkten Pflanzen um die Behauptung des Planes kämpfen sehen. Wir lernen unter den Blüthen des Frühlings die Lippenblüthler und Ranunkelgewächse kennen, zu welchen letzteren auch das hier abgebildete Goldmilzkraut gehört. „Auf Feld und Wiese" begegnen wir dann neben manchem freundlichen und nützlichen Gewächse auch dem giftigen Duwock, einem zart fleischröthlichen, interessanten, aber äußerst gefährlichen Gewächse, einer Art Schachtelhalm. Ein schöner Maitag lockt uns darauf in reizende Gebirgsschluchten, die von einem klaren Gebirgsbache durchflossen, uns die bekannten Waldbeerarten, sodann die Maiblümchen und Vergißmeinnicht zu beobachten Gelegenheit geben. Die frische Kühle und Feuchtigkeit des Ortes lockt verschiedene Schnecken hervor und der Verfasser läßt die Gelegenheit nicht



Goldmilzkraut. — a. einzelne Blüthe.

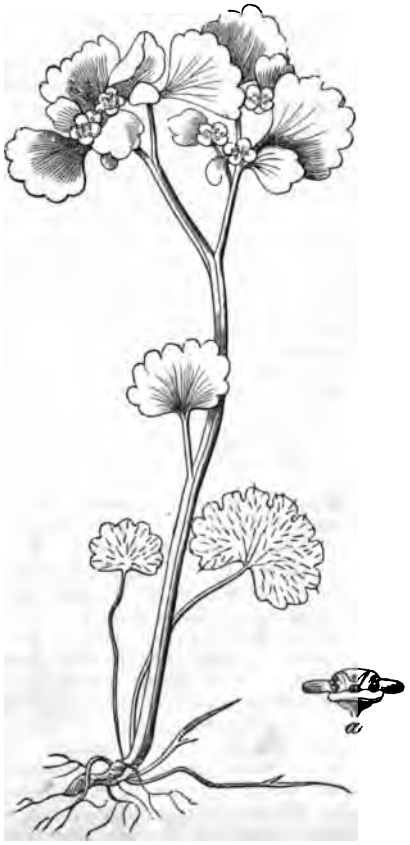
vorübergehen, uns über deren Bau und Lebensweise aus den reichen Schätzen seines Wissens auf diesem Felde einigen Aufschluß zu ertheilen. Ein Hinblick auf das „Heer der Gräser" schließt die Frühlingswanderungen, denen sich dann ähnliche im Sommer und Herbst anschließen, wobei die Betrachtung der Getreidearten und Fruchtbäume reichen Stoff bietet. Den Mangel der Gelegenheit für Beobachtungen in der freien Natur während des Winters sucht der Verfasser dadurch zu ersetzen, daß er die menschliche Gesellschaft gleichsam wie ein Feld voll Pflanzen betrachtet. Leider geräth er hier aber auf ein winterlich ödes Feld, das ihm wenig erfreuliche Früchte zu bringen vermag, und erst, als er sich wieder in das Freie begibt und die kahlen Stämme der Bäume und Zweige betrachtend zu seiner eigentlichen Aufgabe zurückkehrt, regt er auf's Neue das Interesse an und befriedigt es in besserer Weise, als es die vorhergehenden, theilweise etwas verbrauchten Reflexionen im Stande sind. Im Ganzen athmet das Buch reine Naturfreude und aufrichtig wohlwollendes Bedürfniß der Mittheilung des eigenen Genusses, wäre nur der mitunter etwas kleinlich hervortretende tendenziöse Anstrich fortgeblieben. Unmöglich kann es doch dem wahren Verehrer der Natur Freude bereiten, wenn der Verfasser in der Betrachtung derselben seine materialistischen Anschauungen überall zu Tage drängt und der Erscheinung zu Theil werden läßt, was nur das Recht der Quelle aller Erscheinungen ist. Wir verweisen hierbei auf die Stelle, wo er sagt, daß es des echten Menschen würdig sei, wenn er sich dankbar bewußt werde der Abhängigkeit von seiner Umgebung, sei diese ein weiser Lehrer oder ein helfender Freund oder ein labender Fruchtbaum. Die dem Buche beigegebenen Illustrationen, bestehend aus Holzschnitten, von denen sich hier einige Proben finden, und Abbildungen von Blättern in Naturselbstdruck, sind sämmtlich meisterhaft ausgeführt.

–. Same von vorn und hinten. — II. Gemeiner Weizen. e. ein die ersten drei fruchtbar, die beiden andern unfruchtbar. f. die : Roggen. g. ein Aehrchen. h. i. ein Same. — IV. Rispenhafer

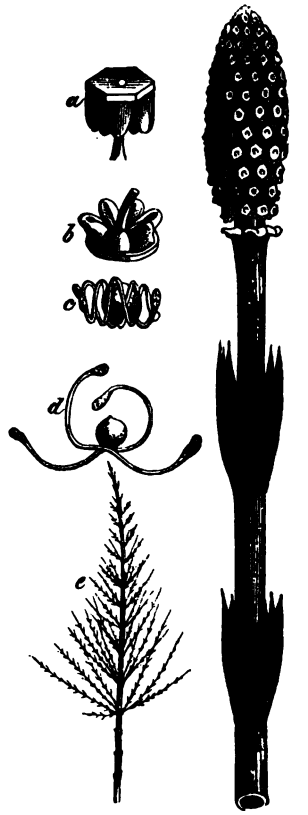
Hoffnung hin, daß das hohe Interesse, welches sich an den Inhalt des Werkes knüpft, bei jedem gebildeten Leser unsere warme Empfehlung desselben rechtfertigen wird.

Die vier Jahreszeiten. Von E. A. Roßmäßler. Gotha, Verlag von Hugo Scheube.

Einer der eifrigsten Arbeiter auf dem Felde der Popularisirung naturwissenschaftlicher Kenntnisse übergibt dem Publicum in dem vorliegenden Buche in neuer Form einen Theil seiner vielfältigen Beobachtungen auf dem Gebiete der Pflanzenkunde. Indem er seine Leser gleichsam zu heiteren Ausflügen in die freie Natur auffordert und sie dabei freundlich geleitet, macht er auf die sich darbietenden Erscheinungen, die unter besonderen, durch die Titel der einzelnen Abschnitte gegebenen Verhältnissen sich vorfinden, aufmerksam, beschreibt ihre äußere Erscheinung und gibt interessante Aufschlüsse über den inneren Bau und die Entwickelung derselben. Hier und da vertreten naturgetreue Abbildungen die wirklichen Pflanzenexemplare und rufen diese lebhafter in der Anschauung wach. Das Buch zerfällt, wie schon der Titel andeutet, in die vier Hauptabtheilungen der Jahreszeiten und jede dieser wieder in einzelne Unterabtheilungen, welche, wie z. B. „Durch Busch und Hecken", „Ein Maitag", „Auf belaubtem Boden", „Letzter Herbstgang" und andere, den Rahmen bezeichnen, in welchem der Verfasser sein anspruchsloses und doch ansprechendes Gemälde ausführt. Vor der ersten Abhandlung gibt er eine allgemeine kurze Einleitung, worin von dem Arbeitsmaterial des Frühlings, der Zelle und den Gefäßen die Rede ist und mikroskopisch sowohl einzelne Zellen, wie ganze Zellengewebe dem Leser in getreuen Abbildungen vorgelegt werden. Hierauf führt er uns „Durch Busch und Hecken", wo wir das junge Leben der Pflanzenwelt mit den noch unverwesten Leichnamen der abgefallenen Blätter und verwelkten Pflanzen um die Behauptung des Planes kämpfen sehen. Wir lernen unter den Blüthen des Frühlings die Lippenblüthler und Ranunkelgewächse kennen, zu welchen letzteren auch das hier abgebildete Goldmilzkraut gehört. „Auf Feld und Wiese" begegnen wir dann neben manchem freundlichen und nützlichen Gewächse auch dem giftigen Duwock, einem zart fleischröthlichen, interessanten, aber äußerst gefährlichen Gewächse, einer Art Schachtelhalm. Ein schöner Maitag lockt uns darauf in reizende Gebirgsschluchten, die von einem klaren Gebirgsbache durchflossen, uns die bekannten Waldbeerarten, sodann die Maiblümchen und Vergißmeinnicht zu beobachten Gelegenheit geben. Die frische Kühle und Feuchtigkeit des Ortes lockt verschiedene Schnecken hervor und der Verfasser läßt die Gelegenheit nicht



Goldmilzkraut. — a. einzelne Blüthe.



Duwock. — a. u. b. ein Schildchen des Fruchtknotens von oben und unten. c. u. d. eine Spore mit geschlossnen u. aufgerollten Spiralfäden. e. ein unfruchtbares Laubstämmchen.

vorübergehen, uns über deren Bau und Lebensweise aus den reichen Schätzen seines Wissens auf diesem Felde einigen Aufschluß zu ertheilen. Ein Hinblick auf das „Heer der Gräser" schließt die Frühlingswanderungen, denen sich dann ähnliche im Sommer und Herbst anschließen, wobei die Betrachtung der Getreidearten und Fruchtbäume reichen Stoff bietet. Den Mangel der Gelegenheit für Beobachtungen in der freien Natur während des Winters sucht der Verfasser dadurch zu ersetzen, daß er die menschliche Gesellschaft gleichsam wie ein Feld voll Pflanzen betrachtet. Leider geräth er hier aber auf ein winterlich ödes Feld, das ihm wenig erfreuliche Früchte zu bringen vermag, und erst, als er sich wieder in das Freie begibt und die kahlen Stämme der Bäume und Zweige betrachtend zu seiner eigentlichen Aufgabe zurückkehrt, regt er auf's Neue das Interesse an und befriedigt es in besserer Weise, als es die vorhergehenden, theilweise etwas verbrauchten Reflexionen im Stande sind. Im Ganzen athmet das Buch reine Naturfreude und aufrichtig wohlwollendes Bedürfniß der Mittheilung des eigenen Genusses, wäre nur der mitunter etwas kleinlich hervortretende tendenziöse Anstrich fortgeblieben. Unmöglich kann es doch dem wahren Verehrer der Natur Freude bereiten, wenn der Verfasser in der Betrachtung derselben seine materialistischen Anschauungen überall zu Tage drängt und der Erscheinung zu Theil werden läßt, was nur das Recht der Quelle aller Erscheinungen ist. Wir verweisen hierbei auf die Stelle, wo er sagt, daß es des echten Menschen würdig sei, wenn er sich dankbar bewußt werde der Abhängigkeit von seiner Umgebung, sei diese ein weiser Lehrer oder ein helfender Freund oder ein labender Fruchtbaum. Die dem Buche beigegebenen Illustrationen, bestehend aus Holzschnitten, von denen sich hier einige Proben finden, und Abbildungen von Blättern in Naturselbstdruck, sind sämmtlich meisterhaft ausgeführt.

I. Zweizeilige Gerste. a. einzelnes Spindelglied. b. c. Same von vorn und hinten. — II. Gemeiner Weizen. e. ein Aehrchen mit Spindelglied. 1, 2, 3, 4, 5. fünf Blüthchen, die ersten drei fruchtbar, die beiden andern unfruchtbar. f. die drei Samen der fruchtbaren Blüthchen. — III. Gemeiner Roggen. g. ein Aehrchen. h. i. ein Same. — IV. Rispenhafer k. l. ein Same.

Das Ideal des christlichen Kirchenbaues. Von Johann Kreutz, Herausgeber der St. Markuskirche in Venedig. Mit zwei architektonischen Skizzen in Holzschnitt. München, 1857. Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung. (E. Stahl).

Eine kleine, aber äußerst gehaltvolle Schrift, die einen gewichtigen Baustein zur Lösung der unsere Gemüther mehr als sonst beengenden Frage liefert, wie wir unsere Kirchen bauen sollen. Der Verfasser geht von der unstreitig richtigen Ansicht aus, daß es bis jetzt nur dem althellenischen Volke gelungen sei, in seinem Tempel das Ideal eines Gotteshauses als Verkörperung der darin zur Anschauung gebrachten Gottesidee in vollendeter Schönheit und Wirkung hinzustellen und daß keine der bisherigen christlichen Kirchenbauformen, selbst die gothische nicht ausgenommen, nach dem Werthe ihres religiösen Gehaltsausdrucks mit dem antiken griechischen Tempelbau verglichen werden könne. Diese kühne Behauptung, die manchem befangenen Gemüthe ungelegen kommen möchte, weiß jedoch der Verfasser durch eine scharfe und geistvolle, den Künstler und technischen Kenner der Architektur verrathende Charakteristrung der verschiedenen Tempel- und Kirchenbauformen auf's Gründlichste zu erkräftigen und gewiß wird Jedermann namentlich gern die herrliche Schilderung des hellenischen Tempels lesen, die von einer musterhaften Klarheit, Tiefe und Schönheit ist.

Wie das Urchristenthum in der Wahl und Behandlung der Basilikenform, vom zufälligen Bedürfniß, das byzantinische Christenthum dagegen in der Errichtung seiner kolossalen schwerfälligen Kuppelbauten von Motiven eitler Größe und Pracht ausging und nur die romanische Baukunst den Versuch machte, der principiellen Anschauung des christlichen Gotteshauses in der Totalform und Einrichtung des Gebäudes gerecht zu werden, so hatte die gothische Periode in den empfindungsvoll aufstrebenden und zugleich zur Vertiefung stimmenden Bauformen, die ihr zu Gebote standen, alle formellen und technischen Mittel in Händen gehabt, um das vollendetste Ideal eines christlichen Gotteshauses in's Dasein zu rufen, wäre nicht damals die principielle Ansicht von der Nothwendigkeit eines religiösen Sprachausdrucks in der Totalform des Kirchengebäudes durch das Streben nach ästhetischer Detailvollendung überwuchert und verweltlicht worden.

Der Verfasser fordert daher ein Zurückgehen auf den einfachsten monumentalen Sprachausdruck und sucht in gedankenschwerer, doch klarer Kürze darzuthun, wie der Fortschritt des Kirchenbaues nicht in der beliebigen Anwendung einer architektonischen Detailform, sondern einzig und allein in der Umwandlung der zunächst im Grundplan sich aussprechenden Totalform des Gebäudes begründet, diese Umwandlung aber lediglich nur vom Geiste der Religion und des religiösen Dogma aus bedingt sein könne. So erscheine der Altar, von dessen Sacrament die kirchlichen Gnaden ausströmen und dem Ganzen seine Weihe geben, als der Ideal-Brennpunkt, als der Anfang und das Ende des christlichen Kirchenbaues, von dem der Entwurf des Grundplanes wie des Aufrisses bestimmt werde. Der Umschlußbau des Altars könne aber behufs seiner principiellen und ideellen Auszeichnung wesentlich nur Thurmbau sein, der Thurmbau daher nicht, wie bisher gewöhnlich, an der Westseite, sondern an der Ostseite der Kirche über dem Altare seine Stelle finden und für ihn, wie natürlich für das ganze Gebäude, ausschließlich nur der gothische Baustyl angemessen erscheinen. Eigne sich schwungreiche Erhabenheit und Abgeschlossenheit für den Altarumfang, so charakterisire sich der Umschlußbau für die Gemeinde einfach als Obdach gewährender Hallenbau, dessen Weite und Höhe von dem Altarumbau bedingt sei. Die künstlerisch entscheidende und daher schwierigste Frage hierbei ist die, wie beide Bautheile in den Fällen, wenn nur ein Altar oder wenn mehrere vorhanden, räumlich und ästhetisch in vollendete Verbindung mit einander gebracht werden können. Der Verfasser hat zu diesem Zwecke vortreffliche Andeutungen gegeben, deren weitere Entwickelung und Ausbildung, in Anwendung auf verschiedene Fälle, natürlich dem bauenden Architekten überlassen bleiben muß.

Ein wesentlicher Theil der Erörterung ist der westlichen Stirnseite des Kirchengebäudes gewidmet, da diese die eigentlich monumentale ist, welche die Bestimmung, den Werthgehalt und Kunstausdruck des Baues, ausspricht und zugleich den freiesten Spielraum für eine künstlerische Anordnung darbietet. Der Verfasser bezeichnet sie in höchst geistvoller und richtiger Anschauung, als die direct dem Altarumfange angehörige Schlußweite desselben, die nur durch den Obdachsraum von ihm getrennt und nach Westen vorgeschoben sei. Da mithin diese Seite den monumentalen Sprachausdruck als den geistigen und räumlichen Mittelpunkt des Ganzen, wo das Versöhnungsopfer dargebracht wird, bildet, so müsse hier, über dem Portal der westlichen Stirnseite des Gebäudes, das Zeichen des Kreuzes als ausschließliches monumentales Schmucksymbol der Selbstverleugnung und aufopfernden Liebe thronen.

Wie der Verfasser sich den Aufbau der Westseite und der übrigen Theile des Gebäudes denkt, hat er von Seite 35 bis 38 kurz und bündig auseinandergesetzt und überdies in einer beiläufigen Skizze im Holzschnitt auf der zweiten Bildtafel der Anschauung näher gebracht, während der schön gelungene Grundriß auf der ersten Tafel zeigt, wie wir uns die projectirte Verbindung der Altarräume mit dem Obdachsraum in einer Kirche mit drei Altären zu denken haben.

Die durch Reichthum, Kürze und strenge Folgerichtigkeit der Gedanken ausgezeichneten Erörterungen des Verfassers sind vom Standpunkte des katholischen Dogmas aus genommen, und es ist namentlich die Geistlichkeit, an deren Einsicht und Theilnahme er zur Herbeiführung eines principiellen Idealbaues der Kirche in seinem Sinne appellirt. Wir glauben aber einen Bericht darüber in diesen Blättern um so weniger unterlassen zu sollen, als die dargelegten Grundansichten von der Art sind, daß sie, auf den protestantischen Kirchenbau angewendet, auch für diesen die so wünschenswerthe neue Epoche principieller Monumentalgestaltung herbeiführen könnten.

Fünfte Abtheilung.

Original-Correspondenzen.

Hamburg, im November.

Der Stichtag. — Bankverhältnisse. — Der Stader Zoll. — Auswanderungstreiben.

Mai und November sind zwei Monate, die bei uns nur Wenigen gefallen. Sie bringen Unruhe, Sorge, Verdruß und, was schlimmer ist als Alles, große Geldausgaben. Wir lieben aber nicht das Verausgaben edler Metalle, sondern sehen es gern, wenn diese sich in wohlverwahrten Truhen mehren. Beide Monate nun stören die Meisten in so angenehmer Beschäftigung und verleihen unsern Straßen einen Anblick, als ob die halbe Bevölkerung sich auf die Flucht begeben wollte. Es sind die Tage der halbjährigen Umziehezeit, die wohl nirgends so massenhafte Wanderungen großer und kleiner Familien, Armer und Reicher veranlassen, als gerade in Hamburg. Dabei geht es denn selten ohne Trübsal ab. Mancher muß den Retter für jede Noth in deutschen Landen, die friedenstiftende Polizei zu Hülfe rufen, sei's um im Fliehen Begriffene noch rechtzeitig daran zu hindern, sei's um bereits still Verschwundene wieder aufzusuchen und an ihre Pflicht zu mahnen. Dergleichen Vorkommnisse aber machen Niemand Vergnügen, und sicherlich athmet Jeder erst nach dem viel vermaledeiten Stichtage hier wieder frei auf.

Der diesjährige erste November mag Vielen, die sich für gewöhnlich um solche Kleinigkeiten nicht kümmern, doch auch zu ungelegener Zeit gekommen sein, denn die ganze Handelswelt seufzte gerade unter dem Druck eines Minus, das empfindlicher als das schwer wiegendste Plus zu sein pflegt. Das Geld, besonders das unschuldige weiße Silber war gewaltig knapp, der Disconto zum Erschrecken und deshalb waren nur mit bedeutendem Verlust beträchtliche Summen, wie der Großhändler sie täglich braucht, anzuschaffen. Dennoch verlief Alles ruhig und, wenn auch vor mancher Thürschwelle die graue Lastträgerin Sorge ihr Nachtlager aufschlug, in's Haus selbst ließ man die zudringliche Person gewiß nur in sehr seltenen Fällen dringen. Handelsleute sind Virtuosen, wenn es gilt, zur rechten Stunde gelassen, kaltblütig und entschlossen zu bleiben, und Hamburgs Vergangenheit hat Tage und Monden aufzuzeigen, wo diese Tugend des echten Kaufmanns sich mehr wie einmal probat erwiesen hat.

Sie wissen, daß wir seit ein paar Monaten neben unserer alten Girobank, die ihre Trefflichkeit unter den größten Zeiterschütterungen bisher glänzend bewährte, noch zwei neue Bank-Institute besitzen, „die Vereinsbank" und „die Norddeutsche Bank", eine dritte, welche sich, wie man sagt, „Hanseatische Bank" nennen wollte, ist zur Zeit noch nicht zu Stande gekommen. Ungeachtet dieser neuen Banken wollten größere Geldsummen doch nicht flüssig werden, auch ein leichterer Umsatz sich nicht bilden, was doch wohl eine bedeutende Anzahl Menschen vermuthet hatten. Man ist deshalb nicht immer ganz zufrieden mit diesen neu begründeten Instituten, deren segensreiche Wirkung indeß gewiß schon jetzt sich herausstellt, wenn dies auch nicht Jedem sichtbar ist. Daß sie Gutes wirken, Gutes wollen, unterliegt keinem Zweifel, und trügen sie auch nur zur Abänderung oder Umgestaltung mancher veralteten, nicht mehr zeitgemäßen Einrichtung bei, so hätten sie schon Anspruch auf den Dank unseres ganzen Gemeinwesens.

Am lebhaftesten beschäftigt wird gegenwärtig dieses Gemeinwesen von zwei Fragen, die allerdings für eine Handelsstadt von der Weltbedeutung Hamburgs als Lebensfragen bezeichnet werden dürfen. Der auffallende Silbermangel, den man auf verschiedene Weise erklärt oder doch zu erklären versucht hat, und die Besorgniß, es könne früher oder später eine noch viel drückendere Geldklemme eintreten, an die sich unberechenbare Folgen knüpfen dürften, veranlaßte den Ruf nach Einführung der Goldwährung neben der Silberwährung. In Bezug darauf ist bereits von einem bewährten

Kenner finanzieller Fragen eine Denkschrift ausgearbeitet worden, welche die beregte Frage von allen Seiten beleuchtet und, irre ich nicht, sich für Einführung der Gold-Valuta ausspricht. Inzwischen lassen sich jetzt auch Gegenstimmen vernehmen, so daß es scheint, als sei man selbst in solchen Kreisen, denen die Lösung derartiger Probleme nicht allzu schwer vorkommen mag, noch nicht ganz einig, und so wird wahrscheinlich noch geraume Zeit vergehen, ehe man an entscheidender Stelle einen Entschluß faßt, der immerhin eine große Tragweite haben dürfte.

Die zweite Frage, welche plötzlich in den Vordergrund der Discussion getreteten ist, behandelt nichts Geringeres, als die Aufhebung des Anker-Zolles. Angeregt hat diese Frage die nordamerikanische Union, wie weit aber diese Anregung gehen wird, das vorauszubestimmen möchten selbst die eingeweihtesten Staatsmänner augenblicklich nicht im Stande sein. Kommt der Stader Zoll zur Sprache, so hat Hamburg vor allen andern Städten und Staaten ein Recht, mit gewichtigem Wort in die etwaigen Verhandlungen einzugreifen. Direct leidet unter dem Stader Zolle Hamburg als Stadt am allermeisten, indirect fühlen die drückenden Folgen dieser Zollschranken alle mit Hamburg handeltreibenden Staaten Innerdeutschlands. Man ist denn auch nicht ganz müßig, obwohl zur Zeit von einem officiellen Schritte noch nichts verlautet. Privatim versucht man durch Zusammenstellung früherer Verordnungen, Erlasse, Verträge ꝛc. der kaufmännischen Welt Einsicht zu verschaffen in das Wesen dieser Zollbedrückung und es ist wohl möglich, daß diese Mittel nicht ohne gute Folgen bleiben, wenn die Frage selbst wirklich einmal zwischen den Mächten zu einer brennenden sich gestaltet. Wer sich dafür interessirt, dem sei die in ziemlich starken Heften erscheinende Schrift: „Belästigung der Seeschifffahrt des Welthandels nach Hamburg-Altona und einen Theil des rechten Ufers der Nieder-Elbe durch den Hannoverschen Elb-Passage-Zoll bei Stade-Brunshausen seit 1715“ empfohlen. Es ist freilich eine trokkene, aus lauter §§. bestehende Lectüre, als Uebersicht der Belästigung selbst aber und der Unkosten, welche dieselbe dem Hamburger Handel zugefügt hat, erfüllt sie großentheils ihren Zweck. Schade nur, daß Hamburg als Staat zu ohnmächtig ist und zu wenig auf nachdrückliche Unterstützung wird rechnen können. Die Zeiten des Hansabundes sind vorüber, wir sind geldmächtige aber friedliche Handelsleute geworden, und ehe wir uns herausschrekken lassen aus unserer gemüthlichen Friedenshürde, lassen wir lieber Krumm Grade sein.

In den letzten Wochen strömten wieder zahlreiche Auswanderer unserm Hafen zu, die großentheils aus Mecklenburg, Westphalen und Hessen kamen. Ueberhaupt war der Zug von Auswanderern in diesem Jahre ungleich stärker, als im vorigen, wenn er auch den des Jahres 1854 lange nicht erreichte. Es sind Wochen vorgekommen, wo wir solcher heimathsmüder Wanderer über zweitausend in unsern Mauern beherbergten. Während diese nach einer besseren Zukunft suchenden Menschen hier dem alten Vaterlande Lebewohl sagten, saßten uns englische Dampfschiffe Abenteurer anderer Art zu, junge Leute, denen es vor Jahr und Tag nicht mehr in den alten Verhältnissen behagte und die nun auf gut Glück auszogen, um sich fern von der heimischen Erde ein freundlicheres Loos zu erringen. Es waren Mitglieder der englisch-deutschen Legion, deren Anwerbung im Sommer vorigen Jahres auf unserm Strome eine gar wunderliche Regsamkeit hervorrief. Die Meisten dieser Leute kamen hier an mit gutem Muth und leidlichem Geld oder erhielten doch hier vom englischen Consul ihr Guthaben in so verführerisch klingenden Münzsorten ausgezahlt, daß dieser Klang Manchem Anlaß gab, etwas zu lustig zu leben und so lange hier zu verweilen, bis man sie freundlich dahin zu gehen ersuchte, wo sie daheim waren. Profitirt von diesen Ankömmlingen, von denen die Letzten in dieser Woche hier durchzogen, haben nur einige Wirthschaften und ein paar speculative Kleiderhändler. Man erzählt sich, daß einer dieser Industriellen, um rasche und gute Geschäfte zu machen, einen besondern Agenten nach Curhaven sendete, damit er dort sogleich Rücksprache nähme mit den heimkehrenden Legionären und seinem Auftraggeber mittelst des Telegraphen die erforderlichen Winke zukommen lasse. Sie sehen daraus, daß wir ein unermüdlich handeltreibendes Völkchen sind, das überall seinen Vortheil zu benutzen versteht.

Noch sollte und möchte ich Ihnen gern über unsere Gesellschaftsverhältnisse, über Kunst, Theater, Musik, sogar auch über Literatur Mancherlei mittheilen, da mich dies aber heute zu weit führen würde, so verschiebe ich es auf ein nächstes Mal. Hoffentlich ereignet sich bis dahin noch Mancherlei, das mehr und ergiebigeren Stoff liefert, als das augenblicklich vorliegende. Die eigentliche Winterfaison soll noch beginnen und mit ihr tritt auch das gesellschaftliche Leben erst wieder in seine vollen Rechte.

Athen, im October.

Literarische und industrielle Zustände. — Gastfreundschaft. — Räubereien. — Ansichten.

Auf meinen Reisen durch Griechenland habe ich mit dem größten Vergnügen bemerkt, daß alle Classen der Gesellschaft von dem lebendigsten Eifer beseelt sind, sich zu unterrichten, und daß die Regierung des Landes noch besonders dazu beigetragen hat, diesem Eifer Nahrung zu geben, indem sie die Errichtung von Elementar- und höheren Schulen begünstigte und namentlich die Hülfsmittel der Universität in Athen vermehrte, — einer Anstalt, welche erst seit 1837 besteht und ihre Begründung den hochherzigen Bemühungen aufgeklärter und patriotischer Griechen verdankt, unter denen an erster Stelle der gelehrte und hochgebildete, im Jahre 1850 als griechischer Gesandter in Constantinopel verstorbene, auch als Dichter, Geschichtsschreiber und Literator ausgezeichnete, sowie als Mensch höchst achtbare Jakowakis Risos Nerulos genannt zu werden verdient. Auch sind jene Bemühungen keineswegs fruchtlos und unbelohnt geblieben, und ich möchte bezweifeln, daß es in Europa noch eine andere Stadt gebe, welche, bei gleicher Einwohnerzahl, in eben so kurzer Frist gleiche intellectuelle Fortschritte gemacht habe wie Athen. Diese Fortschritte sind um so bemerkenswerther, wenn man bedenkt, daß in anderen Ländern Hülfsquellen vorhanden gewesen sind, welche in früheren Jahrhunderten nach und nach sich angesammelt hatten und nun zu

dem geistigen Aufschwunge des gegenwärtigen Geschlechts verwendet wurden, während die Existenz Griechenlands als eines Gliedes der europäischen Staatenfamilie nicht viel älter als ein Vierteljahrhundert ist. Eine ähnliche Beobachtung drängt sich in Ansehung der Fortschritte auf dem Gebiete der Industrie einem Jeden auf, der sich in Griechenland umsieht. Wenn man sich erinnert, daß fast alle Ortschaften des Landes, größere und kleinere, sowie die Felder, Baumpflanzungen u. s. w., mehr oder weniger während des siebenjährigen Freiheitskrieges zerstört und vernichtet worden waren, so muß man in der That über das, was in dieser Hinsicht für den Aufbau der Städte und Dörfer, für Cultur des Bodens u. s. w. bereits gethan ist, erstaunen, auch wenn man zugleich zu bedauern hat, daß in manchen Beziehungen, z. B. für Straßen und Wege, mit leichter Mühe noch mehr hätte geschehen können, als von Seite der Regierung und den Gemeinden gethan worden ist. Man kann annehmen, daß mehr als hunderttausend Häuser, welche einen Gesammtwerth von mehr als einer Milliarde Franken darstellen, in Griechenland erbaut worden sind: Athen, Piraeos, Syra und Patras sind aus dem Nichts hervorgewachsen. Mit besonderer Anerkennung muß ich der wohlwollenden Aufnahme und der Gastfreundschaft gedenken, die ich hier bei dem Volke allenthalben gefunden, und ich muß nach den Erfahrungen, welche ich wenigstens gemacht habe, allen den irrigen Behauptungen widersprechen, die jüngsthin in Europa über die socialen Zustände Griechenlands so ungerechter Weise laut geworden sind, und welche die Bewohner desselben geradezu als ein halbbarbarisches Volk darstellen. Meine Reisen, die ich vor Kurzem durch die nördlichen Provinzen des Königreichs unternommen und wobei ich im Ganzen, auf Hin- und Herzügen, einige Hundert Meilen zurückgelegt habe, habe ich ohne weitere Begleitung, als die meines Sohnes, gemacht, und dabei habe ich Gelegenheit gehabt, mit Menschen aller Volksclassen, vom Monarchen an bis zum gewöhnlichsten Bauer herab, zusammenzukommen und vertraulich zu schwatzen. Nach den Eindrücken und Erfahrungen, welche ich diesfalls gewonnen habe, glaube ich vollkommen zu dem Schlusse berechtigt zu sein, daß es unter dem griechischen Volke eben so viel natürliche Civilisation gibt, als in den Clubs von London und in den Caffé's von Paris; und namentlich darf ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir während unserer ganzen Wanderung nicht einen einzigen Betrunkenen gesehen, auch nur einen einzigen Bettler getroffen haben, der seiner beiden Hände beraubt war, — eine Beobachtung, welche sich in gleicher Weise eben so wenig in England und Frankreich, als in Deutschland dürfte machen lassen. Daß in einigen Theilen Griechenlands, namentlich auch in denen, durch die ich gekommen bin, noch vor wenigen Monaten Räubereien nach einem gewissen Systeme stattgefunden haben, und daß vielleicht dergleichen, trotz dem, daß die Regierung im Frühjahre mit Energie gegen dieses Unwesen eingeschritten und bald darauf nicht unwichtige Erfolge erlangt hat, auch noch ferner stattfinden, ist eine unleugbare Thatsache. Allein einerseits liegt dies in Verhältnissen, die die verständigsten Staatsmänner des Königreichs nicht ändern können, besonders aber daran, daß Griechenlaud nach Norden hin keine natürlichen Grenzen hat und bei der Beschaffenheit der, nur zufällig angenommenen und im Zickzack laufenden Grenzen, sowie in Folge der schlechten Verwaltung der Türkei, wo es an Aufständen nicht fehlt und die dortigen Räubereien zeitweilig damit gewöhnlich sich endigen, daß die Räuber mit den türkischen Behörden sich vergleichen, die Grenzdistricte die besten Schlupfwinkel für solches Gesindel abgeben; andererseits dagegen ist der größere Theil Griechenlands von dieser Geißel eben so befreit geblieben, als andere Länder Europas, z. B. der Kirchenstaat und Neapel. Was übrigens die obgedachten irrigen Behauptungen anlangt, so haben dieselben zum größeren Theil in den Begebenheiten ihren Grund, welche gleichzeitig mit den insurrectionellen Bewegungen in Epirus und Thessalien im Jahre 1854 stattfanden. Kann ich auch nicht behaupten, daß diese Begebenheiten die Folge einer weisen Politik gewesen seien, muß vielmehr namentlich das anerkannt werden, daß sie ein feindseliges Verhältniß zwischen der griechischen Nation und den beiden Westmächten, welche mit der Türkei in ein enges Freundschaftsbündniß getreten waren, zur Folge gehabt haben, und die Wirkung dieses feindseligen Verhältnisses, die Occupation Griechenlands, zum Nachtheil des Letzteren noch immer fortdauert: so muß doch eben so anerkannt werden, daß der größere Theil der griechischen Nation, welcher an den insurrectionellen Bewegungen sich betheiligt hat, dazu lediglich durch den leidenschaftlichen und ehrenden Wunsch veranlaßt worden sei, ihre noch unter dem Drucke lebenden Stammgenossen von der Tyrannei zu befreien, deren Opfer ihre Vorfahren während mehrerer Jahrhunderte gewesen sind. Hätten jene Bewegungen zu einer anderen gelegeneren Zeit stattgefunden, so hätten sie wahrscheinlich den enthusiastischen Beifall der öffentlichen Meinung des christlichen Europa für sich gehabt. Ueberzeugt, daß das griechische Volk noch die heroischen und bürgerlichen Tugenden seiner Vorfahren besitze, und daß die verschiedenen Elemente, aus welchen es besteht, in der Zukunft bestimmt sind, eine starke und große Nation zu bilden, würde ich mich, wäre ich Grieche, durch unverdiente Vorwürfe sehr wenig verwirren und in Verlegenheit bringen lassen. Doch scheint ihnen von der anderen Seite eine gesunde Politik den Wink und den Rath zu geben, den Gang der Begebenheiten abzuwarten, alle Verlegenheiten nach Außen zu vermeiden und sich vor allen Dingen mit der Entwickelung der materiellen, moralischen und geistigen Hülfsquellen zu beschäftigen, womit die Vorsehung ihr Vaterland und die Nation in so reichem Maße gesegnet hat.

Prag, im November.

Sonst und jetzt. — Aeußere Physiognomie der Stadt. — Hôtels. — Kaffeehäuser. — Luxus.

Wer Prag, diese alte czechische Königsstadt an der Moldau, seit etwa anderthalb Jahrzehenden nicht wiedergesehen, der hat das Bild einer stillen, verblichenen Größe mit sich genommen, die der Reisende ihrer historischen Denkwürdigkeiten wegen besucht, deren wahrhaft königlich gelegenes Schloß er bewundert, in deren alten Kirchen er den classischen Boden der jahrhundertlangen Glaubenskämpfe betritt, an deren herrlicher Lage er sich erfreut, und an die er weiter keine Ansprüche besonders lebhaf-

ten Verkehres, geselliger Genüsse, modernen Lebens und Treibens zu stellen gewohnt ist. Ruhig ging da der Bürger den beschränkten Kreisen seines alltäglichen Erwerbes nach; der Adel, der den größten Theil des Jahres in Wien oder auf seinen Landgütern zubrachte, nahm da kaum mehr als so zu sagen seine flüchtigen Absteigequartiere; die Wissenschaft ging in den abgeschlossenen Räumen der Schulen ihren schwunglosen, vorschriftsmäßigen Abrichtungsgang; die Industrie beschränkte sich auf einige wenige dampfende Schlote, welche Fabriken angehörten, deren ganze Productivität in einer gewissen Quantität sehr mittelmäßigen, bedruckten Kattuns ihre Begränzung fand; Kunst und Literatur beschränkten sich auf die allerengsten, äußerst anspruchlosen Kreise, auf ein Theater, das von seiner ehemaligen Bedeutung ziemlich herabgekommen, auf den angeerbten Ruf hoher musikalischer Bildung ohne besondere gegenwärtige Bethätigung, auf einen hoffnungsvollen Anlauf zu literarischer Bestrebsamkeit, der jedoch, um nicht im Sande ermüdender Alltäglichkeit zu erlahmen, seine Richtung bald nach anderen, günstigeren Regionen nehmen mußte. Dem geselligen Leben vollends vermochte nicht nur der Fremde, sondern auch der Einheimische keine besonders fesselnde Seite abzugewinnen. Der schroffe Gegenüberstand der beiden nationalen Parteien — Czechen und Deutsche — trug das Seinige dazu bei, um der stillen, fast möchte man sagen, reglosen Stadt auch noch den Stempel einer höchst unerquicklichen, bloß von dem dumpfen Drucke strengster polizeilicher Niederhaltung verhüllten inneren Zerklüftung aufzuprägen.

Wer, dieses Bild in der Seele, Prag heute wiedersähe, der würde sich eines nicht geringen, und wir dürfen sagen auch vollkommen gerechtfertigten Erstaunens über die, in mancher Hinsicht wahrhaft außerordentlichen Umwandlungen nicht erwehren können, die die alte Böhmenstadt während dieser, verhältnißmäßig sehr kurzen Frist erfahren. In früheren Jahrhunderten würde man eine so umfassende, nach allen Richtungen hin sich aussprechende Veränderung den halben Wundern beigezählt haben, und die Chronisten hätten gewiß nicht ermangelt, ihr in ihren Denkwürdigkeiten ein besonderes Capitel zu widmen, wie sie dies mit dem Prag eines Ottokar II., eines Wenzel II., eines Carl IV. gethan. Allein in unsern Zeiten des Dampfes, des Eisens, der Speculation und der Association gibt es keine Wunder mehr. Die colossalen, unabsehbaren Umwandlungen, denen in diesem Augenblicke der ganze Erdball und die ganze menschliche Gesellschaft unterliegen, finden in ihnen ihre Erklärung, und was dem Auge des Staunenden in Prag, dieser einen Stadt, sich darbietet, ist nichts als der Reflex der riesigen, allumfassenden Metamorphose in dem einen Punkte.

Am auffallendsten werden ihm zuerst die Veränderungen in der äußern Erscheinung der alten Königsmetropole entgegentreten. Nachdem sich schon vor langen Jahrhunderten der Schwerpunkt Prags von den umbequemen, nur mühsam zugänglichen Höhen zuerst des Wyssehrads und dann des schloßtragenden Hradschin an die flachen Ufer des Stromes hinabgezogen, und sich an diesen, in demselben Maße als die herrschende Gewalt des geharnischten Armes vor dem friedlich aber unwiderstehlich erstarkenden Bürgerthume zurücktrat, an den Stätten zerstreuter Dörfer und Weiler die belebten Straßen und Plätze der heutigen Alt- und Neustadt erhoben hatten, sind es auch in der jüngsten Gegenwart wieder die eben gelegenen Parthien der Stadt, in welchen sich der umschaffende Geist der neuen Zeit kundgibt. Der Hradschin oben mit dem weitläufigen Königsschlosse und den zahlreichen Palästen, die sich um dieses, wie einst ihre Erbauer um den Thron ihres Herrn, des Königs, in dichtem Kreise reihen, steht vereinsamt und lautlos. Alles Leben scheint sich von ihm zurückgezogen zu haben. Die Paläste stehen zum großen Theile leer oder sind an Miethpartheien abgegeben, die, weniger um der Stille des Stadttheils und dessen lautloser Entlegenheit, als um der billigen Miethpreise willen hier ihre Wohnung nehmen. Nur einige Behörden walten hier und in der ungestörten Straßenruhe der nächstangrenzenden Kleinseite. Der moderne Verschönerungssinn und die moderne Industrie sucht diese, immer mehr dem Verschollenwerden anheimfallenden Stadttheile nicht auf. Um so rüstiger dagegen schafft er jenseits des Stromes, in dem Schwerpunkt des Prag von heute. Ganze Straßen, Straßen uralten Angedenkens noch aus den Zeiten der drei Wenceslawe her, haben hier weichen müssen, um einem freien, luftigen Quai Platz zu machen, an dessen granitnem Damme die schäumenden Wellen der Moldau branden, während seine breite Esplanade nächst dem Stromrande eine schattige Baumreihe ziert, die schon jetzt die Lieblingspromenade eines großen Theils der Prager ist, und es mit der Zeit, wenn die Bäume erst recht zur Ausbildung gekommen sein werden, noch mehr zu werden verspricht. Eine Reihe der stattlichsten, leider aber fast ohne allen feinern architektonischen Sinn ausgeführten Wohnhäuser nimmt die Festlandseite dieses Quai ein. Sie, sowie das Denkmal Kaiser Franz I., das sich hier mitten in einer kleinen Gebüschanlage erhebt, gehören sämmtlich den letzten zwei Jahrzehenden an, und bilden schon wegen der herrlichen, gegen Süden hin stundenweiten Aussicht über das Moldauthal und über das ganze Schloß und die Kleinseite, die sie gewähren, unstreitig eine der freundlichsten Parthien Prags. Im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Quai steht die, unter der Verwaltung des Grafen Chotek zustande gekommene Kettenbrücke, welche, in vier Granitpfeilern hängend, und über eine der Moldauinseln, — die Schützeninsel — hinweggespannt, die Neustadt mit der Kleinseite verbindet. Durch die Errichtung dieses colossalen Kettenwerkes hat sich der Graf in der Geschichte Prags ein dauerndes Denkmal gegründet. Alle Communication zwischen den beiden, durch den Strom getrennten Stadttheilen, und in gewissem Sinne zwischen dem östlichen und westlichen Böhmen, insofern sie über Prag ging, mußte früher, nicht nur mit vielfach beengenden und störenden Umwegen, sondern auch nichts weniger als zum Vortheile des alterthümlichen Bauwerks, über die prachtvolle steinerne Brücke Carl's IV. ihren Weg nehmen. Durch die Kettenbrücke ist nun nicht nur dem bei weitem größeren und beschwerlichern Theile des Verkehrs ein näherer und bequemerer Weg gebahnt, sondern auch dem denkwürdigen Bauwerke eine namhafte Schonung und somit ausdauernde Erhaltung erwachsen. Eine ganz neue Straße, die am Westende der Kettenbrücke auf dem Terrain eines ehemaligen Holzgartens erstanden, vermittelt durch ihren Namen die Erinnerung an den, um die Verschönerung Prags auch sonst viel-

fach verdienten Grafen. Ihre volle Wichtigkeit aber wird die ebenerwähnte Kettenbrücke erst darthun, wenn einmal die Schienen von Prag über Pilsen gegen Regensburg und Eger gelegt sind, und ihr die Vermittlung zwischen den östlichen und westlichen Bahnen anheimgefallen sein wird. Gleichfalls in die letzten Verwaltungsjahre Chotek's fällt die Freimachung des ohnehin genug kleinen Platzes am Ostende der Brücke Carl's IV. und die Errichtung des ehernen Standbildes des kaiserlichen Erbauers dieser und Gründers der Prager Universität. Die umfassendsten Nebenbauten jedoch erwuchsen für Prag in Folge des wechselseitig bedingten Aufschwunges, den seine Industrie und seine Eisenbahnverbindungen in ganz letzter Zeit nahmen. Schon seit einer Reihe von Jahrzehenden war im Osten der Altstadt, längs des flachen, somit dem Verkehre durchaus günstigern rechten Moldauufers eine neue Vorstadt im Werden begriffen, die nach des Kaisers Franz I. letzter Gemahlin den Namen Karolinenthal annahm. Ein großer Theil der fabriksmäßigen Industrie, für welche die innere Stadt keinen Raum hatte, hatte sich hier niedergelassen. Als vollends vor etwas mehr als einem Jahrzehende, das erste Locomotiv, das Prag sah, unmittelbar an den Häusern dieses Ortes vorüberbrauste, ja bei der spätern Fortsetzung der Bahn gegen den Norden Böhmens und Dresden, ein prachtvoller Viaduct seine kühnen Bogen über die Dächer der Häuser selbst hinwegspannte, gewann Karolinenthal die Bedeutung eines integrirenden Theiles der Stadt selbst, für deren Handel und Transit es nun auch zum großen Theile der Stapel- und Lagerplatz ist. Noch ist die böhmische Westbahn, die Bahn, die Prag mit dem Südwesten Deutschlands und mit Paris in die kürzeste Verbindung bringen soll, nur erst ausgesteckt, und der Platz für den westlichen Prager Bahnhof am linken Moldauufer ausersehen, und schon, in der richtigen Vorerwägung der außerordentlichen neuen Vortheile, welche diese Verbindung mit sich bringen muß, sehen wir jenseits der Kettenbrücke und außerhalb des, ihr nächstgelegenen Thores, an der Stelle des, noch vor einem Jahrzehende ganz unansehnlichen Dorfes Sinichow, eine ganz neue, stattliche Industriestadt sich erheben, die jetzt schon ihre 7 — 8000 Einwohner faßt, und, wenn die Bahn einmal im Gange, das zweite Emporium Prags zu werden verspricht.

Zeugt schon die Masse von Um-, Neu- und Anbauten für ein rühriges Emporarbeiten Prags aus seiner ehemaligen, fast bewegungslos hindämmernden Unthätigkeit, so wird der Fremde, der es heute wiedersieht, die vielfachen Beweise dieses Umschwunges, die seinem Auge auch in dem Innern der Stadt, in den Straßen, auf den Plätzen, ja in den Häusern selbst und in den neu erschlossenen Beziehungen des Lebens und der Bestrebsamkeit allenthalben entgegentreten, kaum minder überraschend finden.

Erwähnen wir nur beispielsweise zuerst dessen, was für den Fremden zu allernächst von Interesse ist, — der Hôtels. Noch vor zwei Jahrzehenden hatte es mit diesen in dem alten, eben nicht auf der Straße des großen Weltverkehrs gelegenen Prag seine liebe Noth. Kaum ein oder zwei „Gasthäuser", wir wollen nicht sagen besseren Ranges, sondern nur besserer Einrichtung fanden sich vor, in denen der verwöhntere Reisende eine halbwegs entsprechende Unterkunft finden mochte. Alles Uebrige war mehr für sechs- und achtspännige Fuhrleute, — dieses untergegangene Geschlecht der Schiffer des Festlandes, — berechnet und darnach eingerichtet. Von den Comforts, wie man sie damals schon in Dresden und Leipzig, in Berlin, in Hamburg, am Rhein, in der Schweiz, und selbst im gemüthlichen Wien kannte, fanden sich da noch nicht einmal die ersten Fundamente. Die Gasthöfe, über welche Prag heute verfügt, stehen jenen aller der genannten Städte in nichts nach, vom luxuriösen Salon bis auf die durchaus hoffähige Toilette des, in allen Sprachen der „feinen Welt" conversirenden Kellners. Kann man mehr verlangen? Und nicht nur von den Hôtels ersten Ranges gilt dies; auch bei jenen zweiten und selbst dritten Ranges ist der löbliche Eifer nicht zu verkennen, den Anforderungen des „Zeitgeistes" nach Kräften Genüge zu thun, und zu ihrem Ruhme müssen wir ihnen nachsagen, daß ein Garçon, der nicht einen schwarzen Frack, Vatermörder und eine Halsschleife à la Byron trüge, in ihnen zu den Seltenheiten gehört. Ja selbst bis in die einfachen Speise- und Bierhäuser ist die Cultur vorgedrungen, und von einem Servirtwerden auf Gottes ungedecktem Eichentische ist durchaus nirgends mehr die Rede.

Den entschiedensten Fortschritt indeß haben die sogenannten „Kaffeehäuser" erfahren, eine vornehmlich südliche Institution, mit welcher die Conditoreien Norddeutschlands nur eine entfernte Aehnlichkeit haben. Was den Städten des Südens früher die Stadtthore und die Arkaden waren, — die Mittel- und Sammelpunkte der öffentlichen Geselligkeit und eines großen Theils des Geschäftslebens, — das wurde ihnen nach der Aufnahme der Mokkabohne in Europa die Kaffeestube: das buen retiro der Langweile, das Asyl des Müssiggangs, die Börse der Neuigkeiten, das Tuskulum der Kaufleute. Prag mit dieser äußerst wohlthätigen Institution bekannt gemacht zu haben, war seiner Zeit das Verdienst eines Südländers, wir glauben eines Italieners. Allein der neuesten Zeit war es erst vorbehalten, sie auf den Gipfelpunkt ihrer Entwickelung zu bringen. Dumpfe, dunkle Stuben waren es bis vor etwa zwei Jahrzehenden, in denen sich tagsüber kaum eine menschliche Seele blicken ließ, und erst mit dem Einbruch der Nacht hinter wohlverhängten Fenstern und bei dem Klange lustiger Harfen der eigentliche Kaffeesabbath begann. Damen von mehr als zweifelhaftem Rufe kredenzten hier ein gleichfalls sehr zweifelhaftes Gebräu und die Crême der Gäste fand sich erst nach der Theaterzeit ein. Nur eine oder zwei Stuben hatten erst einen höhern Flug genommen, und ihre Existenz statt auf eine zwielichtige Wirthschaft, auf eine Art bessere Gesellschaft, auf Conversation und Zeitungslectüre gegründet. Sie waren das Rendezvous eines kleinen Kreises literaturtreibender junger Leute, und eines nicht viel größeren, dem es Bedürfniß war, aus den Zeitungen zu erfahren, was in der Welt draußen sich zutrage. Welch ein Unterschied zwischen damals und heute. Der, zuerst von Wien aufgenommene große Ton des Kaffeehauslebens hat nun auch in Prag sich zur Geltung gebracht, und zwar in einem Style der Großartigkeit, über den man wohl einigermaßen staunen darf. Es herrscht da ein Luxus, ja man darf sagen, eine Verschwendung an Raum sowohl als an Ausstattung, von welchem sich ein Prager Kind vor zwanzig Jahren nicht sonderlich viel träumen ließ. Und

doch vermögen die Räume dem Zudrange kaum zu genügen, und jedes Halbjahr bringt neue Etablissements, die durch neuen Glanz die älteren zu überbieten bemüht sind. So groß ist das Bedürfniß nach öffentlichem Zusammensein in dem sonst so stillen und am liebsten in sich abgeschlossenen Prag geworden, und wäre es auch nur, um eine Stunde zu tödten über dem Dampfe einer Tasse „Kapuziner“ und einer Cigarre. Daß unter solchen Umständen die leichtgeschürzten Heben ihren Wirkungskreis schwarzbefrackten Ganymeden haben abtreten müssen, versteht sich von selbst.

Aber nicht nur für ein Herausrücken des Lebens aus dem beschränkten Umfange von vier häuslichen Pfählen in das Forum öffentlicher Geselligkeit spricht all dieses, sondern auch für einen gesteigerten Luxus. Wir glauben nicht, daß dem aufmerksamen Beobachter die Wahrnehmung überhaupt entgehen könne, daß, je bedrohlicher sich die finanziellen Verhältnisse seit fast einem Jahrzehende gestalten und je lauter und drängender immer die Klage über Geldmangel unter allen Ständen zum Ausbruche kommt, der Aufwand des alltäglichen Lebens nur um so mehr zuzunehmen scheine. So rar das Geld zu sein scheint, mit einer solchen Leichtigkeit wird es ausgegeben; mit einer Leichtigkeit, und für Dinge, vor welchen unsre Vorfahren mit einer wahren Sündenscheu zurückgeschauert wären. Und doch ist es gerade dieser, alle Schichten durchdringende leichtere Fluß des Geldes, welcher allein die traurigen Wirkungen einer wahren Geldnoth einigermaßen zu paralysiren im Stande ist. Prag ist keineswegs eine vorzugsweise reiche Stadt. Selbst das, was hier für guten Mittelstand gilt, hat in wirklich reichen Städten seinen Rang schon weit darunter. Was hier wohlhabend, ja selbst reich heißt, hat anderwärts seinen Platz im Mittelstande, und doch: welcher Luxus! welche Masse von Bedürfnissen an tausend und tausend kleinen Aeußerlichkeiten! Man durchschreite nur die Straßen. Diese zahllosen, auf das pomphafteste adjustirten Verkaufsläden, diese wahren Industrieausstellungen an allen Ecken und Enden! Diese vorsorglichen Lager für alles und jedes noch so geringfügige Bedürfniß! Diese Modistinnen, diese Kleiderkünstler! Wie kleinlich ihnen gegenüber erscheint der spießbürgerliche Luxus jener „Tiroler“, wie man ehedem die Modewaarenhändler nannte, die mit einem Dutzend seidener Bänder im Schaufenster Alles gethan zu haben glaubten, um die Kauflust des Publicums anzuregen. Wer heute so anfinge, der könnte sich lieber gleich verloren geben. Reclame, Humbug, Puff, Glanz, Spiegelwände und halbklafterlange Anoncen sind an die Stelle des bescheidenen Fensters getreten, und ohne sie ist's gar nicht mehr möglich. Man sollte gar nicht glauben, daß bei einem solchen, die Waare nothwendigerweise vertheuernden Systeme Verkäufer und Publicum bestehen könnten; und doch ist es der Fall. Es macht es eben die Masse, und vor Allem der gesteigerte Durchzug der Fremden, und der erleichterte Zuzug der Bewohner des flachen Landes, die nun, so es nur halbwegs thunlich, sich ihren Luxusbedarf persönlich aus der Hauptstadt holen. Die Eisenbahnen haben jetzt schon Prag zur nächsten Stadt für alle Gegenden des Landes gemacht, und werden das in der Folge noch mehr! Und dann die Leichtigkeit, mit welcher jetzt alle Anforderungen des Luxus befriedigt werden können. Unter den Großstädten Oesterreichs den Grenzen des Zollvereins am nächsten gelegen, bezieht es nicht nur alle Artikel des Luxus aus diesem schneller und billiger als jede andere, sondern ist für manche derselben sogar ein Stapelplatz des Luxus. Wie sollte es sich dann nicht gütlich thun? In aller Mode früher fast ausschließlich von Wien abhängig hat es diesem nun zum großen Theile den Rücken gewandt. Wie sollte es diesem nicht zeigen wollen, daß es auch seine selbständige Mode machen, — das heißt, Paris sich aus erster Hand zum Vorbilde nehmen könne? In der That war es auch ein Prager Schneider, — der einzige, den nicht nur der Continent, sondern auch die Weltgeschichte aufzuweisen hat, der aus Anlaß der Pariser Industrieausstellung mit einem Orden, mit dem der Ehrenlegion nämlich, ausgezeichnet wurde. Seine Verdienste um die Menschheit waren zu augenfällig, und Prag ist, wie man wohl merken kann, darauf nicht wenig stolz, diesen Ritter der Mode — den seinigen zu nennen!

Hat der Wiederkehrende sein altes Prag auf so außerordentliche Weise äußerlich verändert gefunden, so glaubt er sich auch mit Recht den Erwartungen überraschender Fortschritte im Innern, d. i. im Kerne Prags, in seinem geistigen Leben hingeben zu dürfen. Manches ist wohl da auch anders. Doch hüte er sich, seine Erwartungen zu hoch zu spannen. Der einzige, wirkliche Fortschritt hat auf dem Gebiete der Industrie und Speculation stattgefunden, oder ist vielmehr noch im Stattfinden begriffen. Fortgerissen von dem hohen Aufschwunge, den die materielle Bestrebsamkeit in ganz Oesterreich genommen, hat auch es nicht zurückbleiben können. Ja es ist aus ihm sogar für manches der ursprüngliche Anlaß hervorgegangen, z. B. für die colossale Creditanstalt. Selbst ein Mignon einer Börse hat es sich beigelegt. Allein ob das Alles zum Guten oder zum Schlimmen gedeihen soll, steht freilich vorerst noch abzuwarten, und muß somit dieser „wirkliche“ Fortschritt, wenigstens in einzelnen seiner Parthien, vor der Hand noch ein dahingestellter bleiben. Zu hoffen ist, daß er sich bewähre und festige, und Prag wird nach weiteren zwanzig Jahren für denjenigen, der es von heute an nicht wieder sieht, noch außerordentlicher verändert sein, als er es heute vor anderthalb Jahrzehenden gefunden.

Wien, im November.

Erweiterung der Stadt. — Die Creditanstalt. — Theater. — Journale. — Tod des Freiherrn von Hammer-Purgstall. — Musik. — Dr. Scherzer.

Der grüne Gürtel, gewoben aus freundlichen Wiesenplätzen und anmuthigen Baumreihen, das viel gerühmte Glacis der österreichischen Kaiserstadt, ist zwar von des Herbstes habsüchtiger Hand bereits seiner reichen Zierde beraubt worden, aber die milde Witterung in der ersten Hälfte dieses Monats lockte noch viele Stammgäste oder habitués dahin. Es gibt Leute in Wien, welche wohl die zwei kostbarsten Dinge der Welt besitzen: Zeit und Geld, um in den reizenden Umgebungen goldene Tage verleben zu können, die aber durch die Gewohnheit so sehr an das Glacis gefesselt wurden, daß sie einen täglichen Gang um dasselbe nicht entbehren wollen. Was werden diese armen Gewohnheitsmenschen beginnen, wenn die Hand des Bau-

meisters die vielgelobten Alleen entwurzeln, die liebgewordenen Ruhebänke herausreißen wird? Und diese Zeit dürfte nicht mehr so ferne sein. Der Mangel an Wohnungen in der inneren Stadt nimmt mit jedem Tage zu, je mehr der Verkehr sich steigert: die Geschäftsleute sehen sich genöthigt, in der prachtvollen Ausrüstung ihrer Vertriebsräume mit anderen Weltstädten einen Wettkampf einzugehen, die Erdgeschosse genügen nicht mehr; aus den Stockwerken der schönsten Häuser in den besuchtesten Straßen und Plätzen der Residenz werden die Bewohner verdrängt, prunkende Waarenniederlagen, Modesäle, Harkünstler-Ateliers, Zahnarzt-Institute oder Wechselbuden, Großhandlungs-Schreibstuben, Speiseanstalten und dergleichen geräuschvolle Unternehmungen treten für fabelhaften Miethpreis an die Stelle ruhiger Miethparteien. Die Vertriebenen suchen nach passenden Wohnungen und es werden Aufträge ertheilt, Belohnungen zugesagt; doch sie erzielen keinen Erfolg; die schöneren Wohnungen sind unverhältnißmäßig theuer geworden, und so manche wohlhabende Familie muß nach den Vorstädten ziehen, welche vor Jahren schon den Gedanken daran als nachtheilig für ihren Ruf gehalten hätte. Darum schreitet die Sage von der Städteerweiterung wie ein guter, tröstender Genius unter der Bevölkerung umher und ermuthigt sie, der gegenwärtigen Wohnungsklemme kühn die Stirne zu bieten. Vor dem Schottenthore hat bereits diese Stadterweiterung thatsächlich begonnen; colossale Wohngebäude wachsen da statt der gestürzten Bäume aus dem Boden; nebenan arbeitet man an den Grundfesten der Votivkirche, auch der neuen Universität wird hier eine Stelle angewiesen werden. Außer diesen wirklich beabsichtigten Bauten, errichtet der Wiener in dem idealen neuen Stadttheile jetzt schon im Geiste geschmackvolle Paläste für Kunstsammlungen und für die Aufnahme reicher Reisenden, für die Oper, für das Schauspiel und für die Börse.

Die Börse hat heuer die Börsen der kleinen Capitalisten Wiens und Oesterreichs überhaupt auf eine Weise in Bewegung gesetzt, wie es bisher kaum der Fall gewesen sein mag. Die Luft zur Speculation wurde theils durch Zeitungen, theils durch mündliche Aneiferungen in alle Kreise der Bevölkerung verbreitet, und der ausgestreute Samen fand überall einen nur zu humusreichen Boden. Seitdem statt der Postkutsche auf der Heerstraße der Dampfwagen auf der Eisenbahn rasselnd dahinfliegt, seitdem statt der reitenden Estafetten die telegraphischen Depeschen die Welt durchzucken, scheint es beinahe in das Reich der Bornirtheit und des Zopfthums zu gehören, sich durch Fleiß und Umsicht, vieljährige Ausdauer und Sparsamkeit allmählich ein ergiebiges Sümmchen für die Ruhetage des Alters zurückzulegen. Ebenso gilt es als Zeichen zaghafter Beschränktheit, mit den vier oder fünf Procenten der sicheren, den Börsenschwankungen nur wenig unterliegenden Staatspapiere zufrieden zu sein, förmlich verachtungswerth erscheinen jedoch Diejenigen, welche der für die unteren Volksclassen äußerst einflußreichen und vortheilhaften ersten österreichischen Sparcasse ihrer Capitalien gegen noch geringere Verzinsung überlassen.

Die Actien der neu errichteten Creditanstalt hatten so etwas Verlockendes, daß sie die besonnensten Köpfe verwirrten, so etwas Magnetisches, daß sie die verborgensten und bestangelegten Capitalien an sich zogen. Der Nominalwerth dieser Industriepapiere, welche allerdings einer glücklichen Zukunft entgegengehen, beträgt 200 Fl. Banko Valuta und die erste Einzahlung auf ein Stück war mit 20 Fl. geschehen. Die Speculanten hatten sich dieses Papier als Feld glänzender Ernte ausgewählt und ganz Wien börsetrunken gemacht. Bald stieg die Actie auf 300 Fl. hinauf, dann auf 350 Fl. und so fort bis auf 395 Fl.; alle Leute kauften Creditactien auf der Börse selbst, auf der Straße, im Gast- und Kaffeehause, unter den Thoren, auf der Stiege, im Omnibus, in der Kirche und im Theater, ohne im wirklichen Besitze solcher Papiere oder einer gleichen Geldsumme zu sein, Alles im Wege der Differenzen-Zahlungen. Der ungeheure Gewinn einzelner Personen erweckte einen blinden Fanatismus, trieb dieses Papier stürmisch in die Höhe und schob die Grenzen der hausse immer weiter hinaus, so daß selbst klügere Leute die Steigung bis auf 800 Fl. per Stück als eine ausgemachte Sache betrachteten. Die Kundmachung der Creditbank wegen Einzahlung der zweiten Rate mit 40 Fl. pro Stück fuhr wie ein Blitz in den gewinnwüthigen Schwarm hinein. Die Wenigsten konnten und mochten diese Einzahlung leisten, der Schreck davor verursachte ein ungestümes Losschlagen dieser Papiere und plötzlich fiel das vergötterte Papier auf 220 Fl. herab, unter seinem Sturze gleich einer unheilvollen Lawine den Wohlstand oder mindestens die Ersparnisse von vielen Hunderten begrabend. Der frühere Uebermuth machte einer maßlosen Verzweiflung Raum; bleiche Gesichter, kummervolle Mienen zeigten sich allerorts, und dem menschenfreundlichen Frager, welcher häusliche Unglücksfälle, Krankheiten, Sterbefälle und dergleichen vermuthete, tönte die bebende Antwort entgegen: „Ach Gott, wissen Sie denn nicht, wie die Creditactien stehen?“

Eine traurige aber heilsame Lehre für Viele, in den Schranken des Wirkungskreises zu bleiben, welcher ihnen durch ihren Beruf und Geschäftsumgang angewiesen ist. Nun hat sich der Sturm gelegt, der natürliche Börsenverkehr ist wieder eingetreten und die Verunglückten wenden sich schaudernd ab, mit dem festen Vorsatz niemals wieder — auf solche Weise mit Industriepapieren zu speculiren.

Unter die frommen Wünsche des Wieners, bezüglich des neuen Stadttheiles, gehört auch die Erbauung eines großartigen Operngebäudes und außerdem noch eines neuen Theaters, denn die nun bestehenden Schauspielhäuser genügen durchaus nicht bei einer Anzahl von 500,000 Einwohnern. Nimmt man nun an, daß von diesen Fünfmalhunderttausenden nur ein fünfzigster Theil Abends die Luft hat, in das Theater zu gehen, so macht das täglich im Durchschnitt eine Menge von zehntausend Menschen; wo sollen diese Platz finden in den fünf nicht übergroßen Theatern? Diese Annahme wird jedoch für die Sonntage und viele andere Tage nicht ausreichen, denn der Wiener liebt das Theater außerordentlich und es sind die Musentempel unserer Stadt allabendlich im Winter, wie man hier sagt, „zum Brechen“ voll, wenn auch „gar nichts“, das heißt, kein gutes Stück gegeben wird.

Im Opernhause waren Steger und Tagliони als Gäste die hervorragendsten Erscheinungen dieses Monats, obgleich Herr Steger nicht mit solchem Glücke sang wie zur Zeit seiner Anstellung an dem Hofoperntheater.

Dr. Laube im Burgtheater ist redlich bemüht, bei dem anhaltenden Mangel an größeren neuen dramatischen Dichtungen, ältere beliebte Stücke in neuer Besetzung auf die Bühne zu bringen; in den Schauspielhäusern der Vorstädte sprossen dagegen reichlich neue Possen und Localgemälde auf, ohne jedoch entschieden durchzugreifen. Herr Bäuerle, der Nestor des Wiener Spaßes, mußte mit seinem jüngsten Erzeugniß „die schönen Wirthstöchter von Lerchenfeld" das Schicksal seiner jüngeren Collegen theilen, während seine Romane aus Wiens nächster Vergangenheit stets einen großen Leserkreis fesseln.

In der Journalwelt macht die plötzliche Einstellung der sonst gut redigirten Zeitschrift „die Donau" vieles Aufsehen; der Redacteur Schwarzer wurde durch einen an ihm auf eben so schlaue als eigenthümliche Art verübten Wechselbetrug zu diesem Schritte genöthigt.

Einen schmerzlichen Verlust hat die Literatur und Wissenschaft durch den am 25. November erfolgten Tod des Freiherrn von Hammer-Purgstall erlitten. Obgleich bereits in einem Alter von 83 Jahren war Hammer doch noch immer im Gebiete der orientalischen Literatur rastlos strebsam und gerade jetzt mit Uebersetzung und Herausgabe des großen persischen Geschichtswerkes von Wassaf vollauf beschäftigt. Seine Leistungen in diesem Fache sind sehr zahlreich und von ganz Europa anerkannt, doch bewährte sich Hammer auch als Historiograph in seiner „Geschichte des Osmanischen Reiches", wie er nicht minder dem Staate in diplomatischer Hinsicht ersprießliche Dienste leistete. Geboren wurde Hammer am 9. Juni 1774 zu Gratz in Steiermark, war Zögling der orientalischen Academie in Wien, und kam im Jahre 1799 als Dolmetscher nach Constantinopel; im Jahre 1802 ward er Legationssecretär, später Staatskanzleirath und Hofdolmetscher, im Jahre 1817 kais. Hofrath, dann Mitglied der kaiserlichen Academie der Wissenschaften. Hammer hatte das Glück, in seinem vielfältigen Wirken nie durch Krankheit gestört worden zu sein; selbst der Tod sendete ihm nicht diesen Mahnboten mit einem Ultimatum zu; er litt nur seit einiger Zeit an großer Nervenunruhe, welche mit einem Nervenschlage sein Leben endigte. —

Der seit mehreren Tagen herabströmende Regen scheint die Flut von Concerten, welche über die Residenz alljährlich sich ergießt, zum Vorbilde genommen zu haben; dabei wehet jener nur in Wien mögliche Wind, der in einer und derselben Straße plötzlich von Nord nach Süd, dann nach Ost und West überspringt und den Fußgängern mit ihren Regenschirmen die boshaftesten Streiche spielt. Ein auf hiesigem Platze bekannter Compositeur nennt diesen launischen Sohn des Aeolus den Concertwind, da ja in den Concerten die einzelnen Nummern gewöhnlich in dem seltsamsten Gegensatze zu einander stehen, und man sich in der wirklichen Richtung, welche der Virtuose für seine Ausbildung eingeschlagen hat, nicht zurechtfinden kann. Dafür entschädigen reichlich musikalische Productionen, wie die Quartetten Helmesberger's, die Gesellschaftsconcerte des Musikvereins und besonders die philharmonischen Concerte im großen Redoutensaale unter der Leitung des Hofopernthealer-Kapellmeisters Carl Eckert, gegeben von den Orchester-Mitgliedern des Hofopernhauses, in welchen größtentheils Werke verstorbener Meister zur Aufführung gebracht werden. Dagegen wird in den musicalischen Soireen des kaiserl. Hofmusikalienhändlers, Karl Haslinger, der Musik der Gegenwart auf schöne Weise Rechnung getragen. Herr Haslinger hat nämlich den eben so neuen als lobenswerthen Entschluß gefaßt, in seiner Wohnung eine Reihe von Abenden festzusetzen, an welchen die in Wien noch nicht durch öffentliche Productionen bekannten Werke lebender Tondichter nach vorhergegangener Sichtung und Beseitigung des Mittelmäßigen und Schlechten einem Kreise von eigens dazu geladenen Zuhörern vorgeführt werden. Durch diese Novitäten-Revue wird eine große Anzahl von schätzbaren Compositionen, welche großentheils den Musikfreunden fremd bleiben würden, Vielen bekannt und ihnen zugleich ein Anhaltspunkt gegeben, über die Richtung und den Werth der neuesten Tonwerke eine Uebersicht und ein Urtheil zu gewinnen. Nicht die so übel berüchtigte Zukunftsmusik findet in diesen Privataufführungen ihre Vertretung, doch wird sie auch nicht vornehm verachtet, obwohl die Ansicht feststeht, daß eine jede treffliche Composition, welche auch bei der Nachwelt noch ihre Geltung haben dürfte und nicht sogleich wieder von der Masse der Tageserscheinungen verschlungen wird, als eine Musik der Zukunft im richtigen Sinne des Wortes anzunehmen ist. Mit Absicht so zu componiren, daß es den competenten Beurtheiler der Gegenwart nicht befriedigen kann, in der Ansicht, daß eine noch ungeborene Generation daran Geschmack finden wird, das heißt denn doch einen Beweis liefern, daß man das ewig Dauernde — das Melodiöse — dasselbe, was in der Poesie das Epische — in den Meisterwerken der Vergangenheit nicht aufgefaßt hat. Um das Gepräge der Haslinger'schen Privatsoireen darzuthun, folgt die Angabe jener Musikstücke, welche in der ersten Production am 20. d. M. durchgängig von ausgezeichneten Virtuosen aufgeführt wurden: Sonate für das Pianoforte zu vier Händen von C. Reinecke; Lied von Robert Franz; Lied von Rubinstein; drei Clavierstücke aus den Frühlingsboten von J. Raff; Arie aus Wagner's Tanhäuser; Walzer von Reinecke, Salonstück von K. Spohr; Phantasiestück von Reinecke, sämmtlich für Violine und Pianoforte; Arie aus Wagner's Oper: „der fliegende Holländer"; Trio in F-dur für Pianoforte, Violine und Violoncello von A. Rubinstein.

Die Katharinen-Redoute, deren Ertrag dem Pensionsfond für Künstler-Wittwen gewidmet ist, findet als zu weit vorgeschobener Posten des im Jänner seine Heeresmacht entfaltenden Carnevals in keinem Jahre bedeutenden Zuspruch; doch bot sie heuer einen gar trübseligen Anblick dar. Die Abwesenheit unseres allerhöchsten Hofes trug entschieden zu diesem Mißgeschicke bei und da überdies die beiden Majestäten bis zum Beginne des Februars in dem Süden des Kaiserstaates verweilen dürften, so wird die verwaiste Residenz noch so manchen sehnsüchtigen Seufzer nach den glücklichen Gefilden Venedigs und der Lombardei hinsenden.

Zum Schlusse etwas, das in anderen Kreisen die lebhafteste Theilnahme und Freude hervorgerufen hat. Dr. Scherzer, den Lesern der Monatshefte wohl bekannt, berühmt als Reisender durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Amerika, wie auch als Schriftsteller durch Herausgabe mehrerer gediegener

Reisewerke und akademischen Vorträge hat von dem Erzherzoge Ferdinand Max die schmeichelhafte Aufforderung erhalten, bei den von Seiner kaiserl. Hoheit in's Werk zu setzenden Reise um die Welt mittelst eines österr. Kriegsschiffes, sich durch Uebernahme eines seinen reichen geographischen und ethnographischen Kenntnissen entsprechenden Postens zu betheiligen. Die Bedingungen wurden dem Ermessen Scherzer's freisinnig anheimgestellt und unser ebenso bescheidener als gelehrter Landsmann hat solche Ansprüche gestellt, deren Erfüllung nach beiden Seiten hin zur Ehre gereichen wird. Die zur Weltumsegelung bestimmte Fregatte „Novara" hat 44 Kanonen und eine Bemannung von 360 Soldaten, die Officiere mitgerechnet; im nächsten Frühjahre sollen die Anker in Triest gelichtet werden.

München, im November.

Das öffentliche Treiben. — Bier. — Der Adel.

Das Münchner „Kindl" ist bekanntlich das Wappen von München. Eigentlich ein Mönch, der aber entgegen der Tradition von so geringem Umfange ist, daß er das Aussehen eines Kindes hat. Vielleicht auch, weil diese Sorte Menschen von jeher in München mit besonderer Sorgfalt und Zärtlichkeit gehegt worden ist. Wenn ich das Münchner Stadtwappen diesen Zeilen vorsetze, so soll dies jeder andern möglichen Deutung entgegen nicht anders heißen, als daß ich jetzt von München reden, seine Physiognomie, seinen Charakter zeichnen, von den Münchner Kindle reden will.

Im Ganzen möchte ich sagen, daß von allen deutschen Ländern Baiern dem Auslande bisher am meisten ein ultima Thule war. Zum Theil kommt dies aus der Natur des Altbaiern selbst, aus seinem Mangel an Repräsentationsgabe, aus seiner äußeren Zurückhaltung. Der Wiener schwärmt von den Reizen seiner Kaiserstadt, der Berliner renommirt von seiner Hauptstadt, der Münchner — schweigt und freut sich im Stillen. Der müßige Norddeutsche schiebt jedem Baiern im Geiste den Proviantwagen mit dem Bierkarren voraus. Nach seiner Phantasie müßte die Isar ein Strom von Bier, die Frauenkirche ein Fleischkoloß, die übrigen Münchner Bauten die Brodberge und der englische Garten das entsprechende Rettigfeld sein. Es ist nicht so gefährlich. Der Münchner huldigt dem Materialismus, d. h. dem Gaumen, jedoch aber auf die unschuldigste Weise. Einige „Maßl" Bier, einige Pfund Braten, Brod à l'indiscrétion und das in zweimaliger täglicher Repetition, voilà tout. Dabei muß man auch die Münchner Luft berücksichtigen, sie ist sehr dünn und macht den Appetit besonders rege. Der Münchner liebt solid zu essen, aber einfach. Sein Gaumen ist noch nicht so verhätschelt, wie z. B. der Hamburger. Man ißt in München viel, aber ohne Auswahl. Fleisch und Bier bilden das Schema jedes Speisezettels, in Hotels, Garküchen, großen und kleinen Häusern. Delicateſſen-Läden gibt es in München nur zwei und der Conditoreien sind im Verhältniß zu den Bier- und Gasthäusern sehr wenige. Bier ist der alleinige Tischtrunk in den wohlhabendsten Familien und selbst bei festlichen Gelegenheiten. Bier ist Leben — Gesundheit — Poesie — Alles. Bier ist ein ganz besonderer Saft. Es ist die ewig neutrale Macht, erhaben über alle Parteien und Schichten. Es versorgt mit Begeisterung die Münchner Poesie, die Münchner Kunst, es unterhält die Kampflust des Katholicismus und der historisch-politischen Blätter, und sicherlich war die neueste Münchner vom Papste verdammte Mode, die Geisterseherei, vielleicht weiter nichts — als ein Bierrausch. Wein erregt Enthusiasmus, macht die Geister gähren, in dem Biere hingegen schlummert das Geheimniß des Conservatismus. In andern großen Städten beginnt mit Mitternacht das regste Leben, in München ist es um diese Zeit zu Ende. Man sieht viele Leute auf der Straße, aber so ruhig und in sich zufrieden, ohne Kampf mit Patrouille, Nachtwächtern und Rinnstein, in vollkommenstem Einverständniß mit Staat, Polizei und boeuf à la mode mit Klösen. Und wenn zwei sich zufällig in einer Gasse treffen, und den Himmel für eine Suppenschüssel und die Sterne für „Leberknödl" ansehen, so freuen sie sich über die Gleichheit ihrer Ansichten, drücken sich zärtlich die Hand und sind Freunde auf Lebenslänge.

Für den Fremden, der nach München kommt, ist es aber auch eine recht gefährliche Sache mit dem rechten Maße des Bieres. Will er dasselbe nach sich beurtheilen, so könnte er leicht zu wenig trinken und sich eines schönen Morgens im hübschesten Schleimfieber überraschen. Will er es aber nach Münchner allgemeinem Maßstab berechnen, so wird er jedenfalls zu viel trinken, und dann stellt sich das Schleimfieber erst recht ex officio ein. Wie es Christenpflicht des Russen ist, den Fremden, dessen Nase in Gefahr des Erfrierens ist, zum Schnee zu rathen, so muß jeder ächte Münchner den Fremden zum Biertrinken rathen, selbst auf die Gefahr hin, daß er selbst mittrinken müßte.

Welche Aufregung herrschte zu der Zeit in München, als Herr von Liebig erkärte, das Bier enthalte wenig Nahrungsstoff, jedenfalls weniger als man gewöhnlich glaube, nicht minder übel würde man es nehmen, wollte man als Gegenbeweis das beleibte München annehmen.

Der Thee vereinigt, das Bier zerstreut, darin haben wir den Unterschied zwischen süd- und norddeutscher Lebensweise. Das nordische Familienleben, die Vereinigung der Familien um den frugalen Theetisch, das gegenseitige Ineinanderleben kennt man in München wenigstens unter Einheimischen nicht. Der Vater geht des Abends aus, die Söhne desgleichen, die Mutter mit den Töchtern, wenn erstere nicht in einem der zahlreichen Kränzchen, oder im Hauptamüsement jeder Münchner nur einigermaßen respectablen Familie, im Hoftheater sitzt, diese sind lediglich auf sich selbst beschränkt, und das will meistentheils blutwenig sagen. Von den männlichen Gliedern der Familie, soviel ihrer sind, hat jedes seinen eigenen Kreis, jedes soupirt auch eigens für sich. Das zerstört das Familienleben gemüthlich und pecuniär. Der Schein nach Außen muß bewahrt werden, man muß, wie Andere, auf der Munterschwaige, in Neuberghausen, Brunnthal, Dianabad sein, wie Andere in Seide oder Sammet sich kleiden, und zu Hause ist man oft um das Frühstück verlegen. Wenn auch dieses Festhalten am Flittergold des Scheines mehr oder weniger das Charakteristische aller Großstädte ist, so ist es doch in München vorzugsweise an der Tagesordnung, bei dem Bürger-

stande am Ende weniger, als bei dem Beamtenstande oder andern zweifelhaften, eximirten Existenzen, bei den Männern weniger, als bei den Frauen. So zuvorkommend die Frauen einerseits gegen die Fremden sind, so zurückhaltend sind die Männer. Bekanntschaften mit Männern sind sehr leicht anzuknüpfen, aber merkwürdigerweise kommt man mit ihnen nicht weiter, als man am ersten Tage der Bekanntschaft bereits gestanden hat, auf der Convenienz der Bierbank, die nach der Anzahl der Krüge wechselt. Darum steht auch der Münchner dem Norddeutschen in Einem bedeutend nach, in der Uebung der Gastfreundschaft. Es ist eher am spanischen Hofe oder in einer englischen Lordsfamilie Zutritt zu erhalten, als in einem Münchner Hause. Man hat seine Empfehlungen abgegeben, man macht Besuch, es wird Einem zwar die Thüre nicht gewiesen, aber auch das Wiederkommen nicht geheißen. Aber eine Einladung? Darauf kann ein Fremder in München zwei Jahre warten, endlich auch in vergeblicher Hoffnung abreisen, inzwischen eine Tour um die Welt machen. — Eines schönen Morgens erhält er nach San Francisco oder Otahaiti ein Billet nachgesandt — es ist eine Münchener Einladung auf einen Häring und eine „Halbe" Bier.

Der Münchener Adel ist in seiner Geselligkeit extrem exclusiv. Er besitzt nicht die vornehme, kosmopolitische Liberalität der Wiener und Berliner hohen Gesellschaft, noch viel weniger der französischen. Seine Salons bleiben Jedem verschlossen, der nicht ein Wappenschild aufzuweisen, oder nicht der ecclesia militans beizuzählen ist. Es residiren in München viele alte und reiche Familien in ihren großen einsamen Hotels, die sie sorgfältig verschließen, als fürchteten sie, der Hauch der Gegenwart möchte eindringen und in ihrem Traume der Vergangenheit sie stören, Familien, die vollkommen mit dem Ausspruche einverstanden wären, daß Louis Napoleon III. nicht zur guten Gesellschaft gehört. Zwar ist es unter der hohen Aristokratie nicht selten, daß sie, veranlaßt durch Schönheit oder Reichthum, nicht völlig ebenbürtige Heirathen schließt. Klugerweise und nach dem stolzen Ariome handelnd, „der Adel adelt", stößt sie diese Novizen nicht zurück, sondern öffnet ihnen, wenigstens der Außenwelt gegenüber, ebenso liebenswürdig und bereitwillig die Arme, als wären sie von jeher die ihrigen. Oeffentlich erscheint der Adel selten und fast nur bei Hof, wo er dann auch allen Glanz seines Reichthumes und einer ruhmvollen Vergangenheit entfaltet. Sonst verkehrt er nur mit seinesgleichen, und was von seinen Festen und Vergnügungen in das Volk dringt, das sind lediglich nur die dumpfen Pauken- und Trompetenklänge, und zwischen den dicht und schwer verhangenen Fenstern ein greller Lichtstreifen. Im Uebrigen hängt der Münchener, in gleichem Grade, wie das Wiener Volk an seiner Aristokratie, die hinwiederum ihm gegenüber mit jener urbanen, kosmopolitischen Weise auftritt, die besticht und doch nichts sich selbst vergibt. Darin zeichnet sich die baierische und österreichische Aristokratie besonders aus, daß sie dem großen Publicum gegenüber gar nie jenen brusquen Ton vornehmer Pöbelhaftigkeit anschlägt, wie er an andern Orten als ritterliche Art und Probe eines alten Stammbaums gilt. Streng genommen ist in München um den Hof nur der Adel des historischen Baierns versammelt, obwohl von diesem wieder der oberpfälzische sich in Regensburg um den Hof des Fürsten Taxis schaart. Der fränkische Adel, gleich bedeutend an Grundbesitz wie an Geschichte, der aus dem vormaligen Stiftsadel von Bamberg und aus der fränkischen Reichsritterschaft besteht, hat treu seiner Geschichte zum größten Theile seinen Sitz in Würzburg genommen.

Die beiden großen prächtigen Palais der beiden ältesten baierischen Adelsfamilien der Törring und Preißings haben ein sehr modernes Schicksal. In dem einen hat die Post, in dem andern die Bank ihren Sitz aufgeschlagen. So sind viele der alten Palais entweder in den Besitz Bürgerlicher übergegangen oder wurden zu andern gemeinnützigen Instituten angekauft. Mit Ausnahme von wenig Familien hat der Adel seine alte Position aufgebend, die alte Stadt verlassen und sich in den neuen Quartieren seine neuen, eleganten Hotels gebaut. Die Ludwigs-, die Brienner-, die Otto-, die Marstraße sind als das Faubourg St. Germain von München zu betrachten. Die Uebrigen so schnell entstandenen und vom Mittelpunkte der Stadt so weit entfernten Stadttheile hat die in München so zahlreiche Classe der Pensionirten, der Beamten und aller derer inne, die durch Streusand und Gänsekiel mit der Staatsmaschine irgendwie in Verbindung stehen. Je höher sie steigen, desto tiefer kommen sie herab, d. h. was die Treppenanzahl anbelangt. Die Belletage ist der End- und Gefrierpunkt. Hier steht die Existenz mit dem Ehrgeiz still. Der Beamte ist arm. Mit dem wohlhabenden Bürger wenigstens auf einer socialen Stufe stehend, sucht er es ihm in äußerem Aufwande gleich zu thun, und derangirt sich dadurch im Innern. Im Ganzen gesagt, herrscht unter dem Münchner Bürgerstande mehr Wohlhabenheit als Reichthum, der solide Besitz.

Verantwortlicher Redacteur George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

(Illustrationen aus dem xylographischen Atelier von Allgaier und Siegle in Stuttgart.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

No. 4. Januar 1857.

Erste Abtheilung.

Alpenröschen.

Lieder vom Kochelsee.

Von

Hoffmann von Fallersleben.

I.

Sei mir gegrüßt, du Sonnenstrahl!
So leucht' herab auf See und Thal,
Und auf die Berge wieder!
Komm in mein Herz hernieder!

Und wenn du hast erfreut die Welt,
So hast du auch mein Herz erhellt;
Es wird dir freudig singen,
Den Gruß des Danks dir bringen.

II.

Nach der Arbeit sitzt der Schnitter
Spät bei Sonnenuntergang,
Und er singt zu seiner Zitter
Manchen Sang.

Doch er singt nur immer wieder
Fremdes Leid und fremde Lust,
Und er ist sich seiner Lieder
Kaum bewußt.

Aber Kläng' und Worte dringen
Aus der Ferne her zu mir,
Und mir ist als hört' ich singen
Nur von mir.

III.

Die letzten Sonnenstrahlen bleichen,
Grau wird der See wie in der Nacht,
Und dichte Nebelwolken streichen
Und hüllen ein der Berge Pracht.
Nur einen Strahl des ewigen Lichts!
Sonst weiter nichts, sonst weiter nichts.

Wie ist es rings um mich so schaurig,
Als wollte sterben alle Lust;
Wie wird mein Herz so still, so traurig,
Wie athmet bang und schwer die Brust!
Nur einen Strahl des ewigen Lichts!
Sonst weiter nichts, sonst weiter nichts.

Und sieh, es wird in meinem Herzen
So hell wie bei der Sonne Schein:
Die Lieb' entzündet ihre Kerzen
Und heißt mich wieder fröhlich sein.
Willkommen, Strahl des ewigen Lichts!
Nur dich und — sonst begehr' ich nichts.

IV.

Droben am Kochelsee
Ist es gar schön
Berge so stolz und kühn,
Matten so duftiggrün!
Droben am Kochelsee
Ist es gar schön!

Droben am Kochelsee
Ist es so still!
Seh' ich den grünen See,
Wird mir so wohl, so weh!
Droben am Kochelsee
Ist es so still!

Droben am Kochelsee
Wohnet mein Lieb:
Wie's Alpenröselein
Blüht es im Sonnenschein.
Droben am Kochelsee
Wohnet mein Lieb!

Droben am Kochelsee
Bin ich so gern!
Freuden und Fried' und Ruh
Säuselt der See mir zu.
Droben am Kochelsee
Bin ich so gern!

Kochelsee, Tag und Nacht
Denk' ich an dich!
Weil' ich des Tags bei dir,
Träum' ich des Nachts von dir.
Kochelsee, allezeit
Denk' ich an dich!

V.

An der steilen Felsenwand
Blüht das Alpenröselein,
Blüht so heimlich, nur gekannt
Von dem Thau und Sonnenschein.

O du wunderbar Geschick!
Wie das Alpenröselein
Nur erreichbar meinem Blick
Willst auch du, mein Liebchen, sein.

VI.

Mein Lied ist wie der Abendhauch,
Der durch die Blumen fächelt,
Und seine Blume sucht es auch,
Die ihm entgegen lächelt.

O lächle du ihm freundlich zu,
O sei doch du die seine!
Denn eine Blume bist ja du.
Der allerschönsten eine.

VII.

Wenn du auch das Geheimniß wüßtest,
Das mir so tief im Herzen ruht,
Wenn du mich in Gedanken küßtest,
Erwiedernd meiner Liebe Glut,
Und wenn die Liebe
Mir würd' und bliebe
Nur eine lange Sehnsuchtpein,
So soll was mir beschieden
Dir Freud' und Frieden
Nur verleih'n
Und meine Lieb' und mein Geheimniß sein!

VIII.

Das Wetter naht, und Donner rollen,
Verschwunden ist des Himmels Blau,
Der stille See beginnt zu grollen,
Die Berge schau'n so dunkelgrau.

Mein Herz wie ist es still und helle!
Die Sonne spiegelt sich darin,
Nur leise wallet eine Welle
Wie ein Gedanke drüber hin.

Und will es toben, kommt ein Engel
Auf goldnem Flügelpaar im Nu
Und fächelt mit dem Lilienstengel
Ihm süßen Frieden zu und Ruh.

IX.

Mir träumte, meine Gedanken
Die schlüpften leise hinein
In alle Knospen der Blumen
Und wollten Blumen sein.

Und als der Morgen tagte,
Erblühten am Sonnenschein
Sie alle und flogen als Blumen
Weit in die Welt hinein.

Und jede Blume neigte
Zu deinen Füßen sich,
Und jede die du emporhobst
Die ward ein Lied für dich. —

Nun pflück' ich die schönsten Blumen
Und bringe sie alle dir:
O möchte doch jede werden,
Ja jede ein Lied von mir!

X.

Träum' ich oder wach' ich wieder?
Bin ich meiner mir bewußt?
Sind das heut noch meine Lieder,
Die ich sang aus voller Brust?

Was ich dachte, was ich fühlte,
Was mir schien mein bestes Sein,
Was mich freute, labt' und kühlte,
Darf ich's heut noch nennen mein?

Wie ein Traum so ist's vergangen,
Wie ein Schatten, Hauch und Schaum —
Traum ist Liebe, Lust, Verlangen,
Und das Leben selbst ein Traum.

XI.

Fragt nach ihrem Namen nimmer!
Nam' ist nur ein Hauch, ein Schall.
Meine Liebe lebet immer,
Lebet hier und überall.

Dürft' ich's nicht in Liedern singen,
So verrieth' es sich doch gern:
Aus dem Herzen würd' es dringen
Funkelnd durch den Augenstern.

Doch — ihr mögt in Sternen lesen
Und in ferne Zukunft sehn —
Aller Liebe Thun und Wesen
Lernt ihr liebend nur verstehn.

XII.

Der Liebe Frühling ist erwacht
In meinem Herzen wieder,
Und Muth und Lust ist angefacht
Zu singen neue Lieder.

Und wie der Frühling Blumen streut,
So möcht' ich Blumen streuen,
Und wie er Alles gern erfreut,
So möcht' ich dich erfreuen.

Und streut' ich dir nicht Blumen schon?
Es sind des Herzens Lieder,
Und deine Freude wird mein Lohn,
Ist meine Freude wieder.

XIII.

Der Mond stand über den Bergen
Und schien in den See hinein,
Es spielten die Wellen leise
Im hellen Vollmondschein.

Wir saßen im Nachen selbander,
Wir fuhren durch das Rohr:
Sie sang, und die Lilien stiegen
Tief aus dem Wasser empor.

Sie sang, und die Lilien alle
Erblühten bei ihrem Gesang;
Sie sang, und die Lilien lauschten,
Dem wunderbaren Klang.

Wie dir die Lilien blühten,
So blüht mein Herz wie sie;
Wie ich deines Sang's nicht vergesse,
Vergeff' ich dein auch nie.

XIV.

Und wüßten's die Blumen die kleinen,
Würd' ihnen so wohl und bang,
Sie würden sich freuen und weinen
Und lauschen deinem Gesang.

Und wüßten's die Tannen und Föhren
Da droben am Bergeshang,
Sie würden nicht rauschen, nur hören
Und lauschen deinem Gesang.

Und wüßten's auf ihren Zweigen
Die Vögel bei Sang und Klang,
Sie würden gerne schweigen
Und lauschen deinem Gesang.

Und wüßten's die Gemsen und Rehe,
Was mir zum Herzen drang,
Würd' ihnen so wohl und wehe,
Sie lauschten deinem Gesang.

Und wüßten's die güldenen Sterne
Auf ihrem Himmelsgang,
Sie kämen herbei aus der Ferne
Und lauschten deinem Gesang.

Ich aber weiß es und neige
Voll Dank dir mein Leben lang,
Ich sitze still und schweige
Und lausche deinem Gesang.

XV.

Ich suche Blumen an der Fluh
Und Blumen an dem See,
Ich suche Blumen immerzu,
Wo ich nur geh' und steh'.

Gern möcht' ich durch ein Kränzelein
Die Schönheit dir erhöh'n.
Wozu? vergebens würd' es sein,
Du bist dafür zu schön.

Auch ohne Schmuck bist du geschmückt
Durch deinen eignen Glanz:
Die Unschuld hat auf's Haupt gedrückt
Dir ihrer Schönheit Kranz.

Wie Lilien in der vollsten Pracht
Mit Rosen schön vereint,
So ist dein Bild, wie's jede Nacht
Und jeden Tag erscheint.

XVI.

An Wundern reich ist diese Welt:
An Wundern reich das Himmelszelt,
Die ganze Erde weit und breit
An Wundern reich voll Herrlichkeit.
So mag's dir denn ein Wunder sein,
Daß ich dich schloß in's Herz hinein.
Noch lebt's und webt's in dieser Brust
Und träumt von Lieb' und Jugendlust.
Wenn nichts ein Wunder für dich bliebe,
Ich weiß, du sagst es doch einmal
In Liebesglut und Sehnsuchtsqual:
Der Wunder größtes ist die Liebe!

XVII.

Ich sah die Berge duftiggrün,
Ich sah die Bäum' und Blumen blüh'n,
Die Sonnenstrahlen auf den Matten,
Die Wolkenzüg' und ihre Schatten.

Der Abend sank, es kam die Nacht,
Es schwand des Tages Glanz und Pracht,
Und Wolken, Berge, Blumen, Bäume,
Ja Alles schwand dahin wie Träume.

Sie gehen heim, die ich gekannt,
Die liebend oft mein Herz genannt;
So folgt der eine bald dem andern,
Bis ich auch heimwärts werde wandern.

XVIII.

Blauer Himmel endlich wieder!
Endlich wieder Sonnenschein!
Und die Freude läßt sich nieder,
Ja, wir sollen fröhlich sein.

Heiter ruh'n in Sonntagsfeier
Dort die Berge, hier das Thal.
Meine Seele athmet freier
Und vergißt der Sorg' und Qual.

Andrer Meinung, Andrer Neigung,
Andrer Spott, ihr Haß und Neid,
Ihre Ehr- und Gunstbezeugung,
Alles bleibt von mir gar weit.

Nur die Bäume hör' ich reden,
Und die Halm' und Blumen auch,
Ich verstehe all' und jeden,
Auch der Lüfte linden Hauch.

Und so hat denn auch gefunden
Meine Seele hier im Nu
Ihre früher'n schönen Stunden
Reich an Freude, Fried' und Ruh'.

XIX.

Wenn ich hier die stillen Pfade
Wandle so für mich allein,
Mich im Hauch der Bergluft bade
Und im milden Sonnenschein:

Ja, dann ist es Frühling wieder,
Frühling auch in meiner Brust,
Und es sprießen neue Lieder
Aus vergang'ner Liebeslust.

Wenn doch solch ein Frühling bliebe,
Wo kein and'rer kommt zurück!
Ach! Erinnerung der Liebe
Ist wie Liebe selbst ein Glück.

XX.

Bald schwindet hier auch alles Grün
Und keine Blume wird mehr blühn.
Ich bin dann fern, gar fern von hier,
Und bin und bleibe fern auch dir;
Du höreſt dann kein Lied von mir
Und keine Blumen bring' ich dir.
Dann will ich sein der Winterhauch,
Will sein dann noch dein Frühling auch,
Der, wenn dir keine Sonne strahlt,
Dir Blumen noch ans Fenster malt.
Das sollen warme Grüße sein
In ihrem eisigkalten Schimmer:
Dein denk' ich fern,
Dein denk' ich gern,
Im Winter denk' ich dein
Und heute dein und immer.

XXI.

Die Wasserlilie einsam träumet
Tief unten in dem grünen See,
Sie träumet manchen Tag von Liebe,
Ihr ist so wohl, ihr ist so weh.

Und endlich treibt sie heiß Verlangen
Empor aus ihrer kühlen Nacht,
Da schwebt sie auf den stillen Wellen
Und blühet an der Sonne Pracht.

So dringt tief aus des Herzens Grunde
Mein Sehnen an des Tages Blick,
Es blühet auf um nur zu blühen
Und theilt der Lilie Geschick.

XXII.

Das Schönst' in herrlichster Natur,
Das ist der Blumen stilles Leben:
So will ich dir dich selber geben,
Denn eine Blume bist du nur.

Und wie die Blume lieblich blüht
Bei Sonnenschein und Sturm und Regen,
So blüh' auch in des Himmels Segen
Wie eine Blume dein Gemüth!

XXIII.

Sei gegrüßt zum letzten Mal
O du gold'ner Sonnenstrahl,
Der durch diese Bäume bricht —
Lebe wohl, vergiß mein nicht!

Lebe wohl, du Hof und Haus,
Wo ich oft ging ein und aus
Heimlich in dem Dämmerlicht —
Lebe wohl, vergiß mein nicht!

Und du schönste Blum' im Thal,
Lebe wohl viel tausendmal!
Ich verhülle mein Gesicht —
Lebe wohl, vergiß mein nicht.

Du, mein süßes Liebchen du,
Riefest du doch mir auch zu,
Mir auch, eh' das Herz mir bricht:
Lebe wohl, vergiß mein nicht!

XXIV.

Du Welt mit aller Herrlichkeit,
Wie bist du von mir so weit, so weit!
Ihr Berg' und Alpen mit ewigem Schnee,
Du flimmernd grüner, stiller See,
Ihr Hügel mit den sonnigen Matten,
Ihr Wälder mit dem kühlen Schatten,
Ihr Vögel mit eurem lieblichen Sang,
Du fernhin hallender Glockenklang,
Du frische Bergesluft,
Du labender Blumenduft,
Du milder, goldiger Sonnenschein,
Und du, mein Alpenröselein!
O Welt mit aller Herrlichkeit,
Wie bist du von mir, so weit, so weit!
Und doch, mein Sehnen zaubert zurück
Der goldenen Tage wonniges Glück —
So träum' ich denn heut' und allezeit
Den Traum der schönen Vergangenheit.

XXV.

Die Rose welkt im sonnigen Wetter,
Der Wind verwehet ihre Blätter
Zu bald;
Das Lied der Nachtigall verhallt
Zu bald.
Zu bald ist Alles dahin.
Wer weiß noch, wo ich gewandelt bin?
Wo ich oft mich gebückt
Und Blumen gepflückt?
Wo sind die Lieder, die jüngst ich gesungen?
Sie sind zu bald, zu bald verklungen.
Wie der Nachen über den See hinfuhr,
Erlosch in den Herzen jede Spur,
Ein Traum ist kaum
Die Erinnerung nur.
Wo sind die Lieder, die jüngst ich gesungen?
Wer denket noch ihrer, wer denket noch mein?
Die Lieder,
sie sind zu bald verklungen,
Und wieder
bin ich so fern und allein.

XXVI.

Du hast mir keinen Kranz gewunden,
Auch nicht ein Blümchen mir geweiht,
Doch einen Kranz der schönsten Stunden
Den schön'ren Tagen angereiht.

Du hast mir keinen Wein kredenzet,
Auch nicht ein einzig Tröpfelein,
Doch hat dein Auge mir geglänzet,
Als schenkt' es deine Seele ein.

Du bist nicht nahe mir geblieben,
Kurz war des Sehnens süßes Glück,
Doch immer zaubert mir mein Lieben
Dein liebes, holdes Bild zurück.

XXVII.

Darf ich nie sein hienieden,
Was ich dir möchte sein,
So will ich auch geschieden
Noch immer denken dein.

So will ich sein die Kerze
Die gerne sich verzehrt,
Und dich in ihrem Schmerze
Noch sterbend liebt und ehrt.

So will ich sein die Quelle,
Die gerne sich ergießt,
Dein denkt in jeder Welle
Und so in's Weltmeer fließt.

So will ich sein die Pflanze,
Die dir ums Haupt sich flicht
Und sterbend dir vom Kranze
Noch ruft: vergiß mein nicht!

Neugriechische Skizzen.

Von Dr. Fraas.

I. Der Sitz der Liebe.

(Fortsetzung und Schluß.)

Drittes Kapitel.

Nordwestlich von Athen erstreckt sich von Nord nach Süd verlaufend die vom Cephissus bewässerte, mit Gärten reichlich besetzte Ebene, in welcher nach der Mythe die phönikisch-pelasgische Reith, die von der Stadt selbst genannte Pallas Athene den ersten edlen Oelbaum pflanzte, — der wilde wuchs ehedem wie noch jetzt an felsigen Abhängen und auf bergigem Lande.

Hier, im Cephissusthale wogte, Baum an Baum, das sanfte Silbergrau der Oelbäume mit abgerundeten Kronen und knorrigen Stämmen, auf ihnen wimmelten hunderttausende von Staaren, Drosseln und Wildtauben im Winter, den sie hier zubrachten, um im Frühling wieder die schattigen Wälder Germaniens zu suchen, hier zirpten Millionen großäugiger, schnarrender Grillen im Hochsommer, huschten Schlangen allüberall, mästeten sich kolossale Frösche, diese Cisterzienser Latona's abderitischen Gedenkens! — Hier durchkreuzten zahlreiche Wege an Kothmauern, babylonischen Stiles zwar, aber ewig neu aus neuen Kothmassen entstehend, vorbei die vielen Gärten turkohellenischer Art, reich an mächtigen Weinranken auf Pfählen, an Gemüsen der feinsten Sorten, an Epheu, und mit nur wenigen Blumen, mit Rosen und Lilienarten, den vorzüglichsten einheimischen Zierpflanzen von Hellas und Vorderasien.

Welch schöne Erinnerungen rufst du kleines verfallenes Waldkirchlein im Olivenhaine in mir wach! Am Eingang mit wildem duftendem Keuschbaum geziert, von einem kümmerlichen Lorbeerbaume schwach beschattet, stehst du, halb von Marmorstücken der hellenischen Monumente, halb von Steinen gebaut wie eine niedliche Waldkapelle, aber nicht frisch und freundlich im grünen Laub unseres Waldlandes, sondern öde und traurig von der Monotonie der längst versteinerten Orthodoxie deiner Kirche umschwebt, — offen ist Allen der Zugang, innen nichts, als die Bilder jener alten abgezehrten Asceten, deiner Stifter, mit schwarzen blitzenden Augen, buschigen Augenbrauen und braunen Gesichtern, die siegreich mit dem Ueberdruß im Bunde gegen die Weltherren des Heidenthums kämpften, denen aber die Regeneration des Geschlechtes durch das Christenthum in der Heimath doch nicht, wohl aber die Erstarrung des Conservatismus, die Coagulation alles geistigen Lebens im byzantinischen Reiche gelang.

Vor der Thüre steht ein Scherben auf einem Steine, nur dem Kundigen bemerkbar, in ihm liegen zwei Kupfermünzen.

Der arme Papa Nikola, der sich in dieser Capellenruine seine Cathedrale selbst wählte und von seinem Vater das Priesterthum erbte, hat den Scherben hieher gestellt, für Ablage freiwilliger Gaben der Gläubigen, nur um das Oel, und damit das Licht in der Lampe vor dem Heiligthume, dem mageren schwarzäugigen Erzengel Michael, zu unterhalten. In der That fließen immer einige Pfennige zu, von mildherzigen Weibern zunächst gespendet, aber so oft ich vorbeikam, so oft ich sie zählte, und so dicke Lepta ich selbst zeitweise hineinwarf, du konntest doch nicht mehr herausschlagen davon, als das Oel für das immer brennende Licht, — alter „strabos“ Nikola!

Ganz anderes Leben zeigt die am kleinen Cephissusbache in der Nähe liegende Mühle mit dem oberschlächtigen Werke. Hier klappert das Triebwerk, rauscht hoch herab der Wasserfall auf das Rad, Kinder springen lustig am Ufer des seichten Wassers herum, zerren den paenden Esel, der Mutter schrille Stimme wehrt vergeblich, im Busch von immergrünen weißen Rosen und wildem Oleandergebüsch schlagen Philomelen zahllos in den schmelzendsten Tönen der Sehnsucht.

Er, der Müller, aber schüttet der Demeter, (die ja ganz in der Nähe auf dem rharischen Gefilde das erste Saatkorn streute) heilige Blüthe, das Mehl, in die Säcke von Ziegenhaaren, um sie in die Stadt zum Bäcker bringen zu lassen.

Aus der Mitte des Olivenwaldes, nahe an der Stelle wo ihn die Straße nach Pyräus durchsetzt, brach einige Tage nach der früher geschilderten Geschichte, Hr. Th. von Schluk, auf ein im freien Felde aber am Waldsaume liegendes Gebäude, das offenbar mit einer Ziegelhütte verbunden war, zuhaltend.

Genau nach Art einer deutschen Ziegelbrennerei, weil vom Ouvrierkorps auch errichtet, und von einem verheiratheten Sergeanten desselben geleitet, dehnte sich am östlichen Rande des mittleren Olivenwaldes, nicht weit von der Straße, die nach Pyräus führt, ein schuppenartiges Gebäude aus, welches als Sammelplatz der Vergnügen im Freien suchenden höheren Welt des deutschen Offizierkorps, wie vieler Civilisten diente. Eine gelungene Kegel-

bahn, ein jämmerlicher Versuch zur Herstellung einer Laube, viel Tzakonikowein, und ein Lager von englischem Porter, wie Ale, nebst deutschen und italienischen Würsten waren nächste Hilfsmittel zur Erreichung der Genüsse.

Schluk warf sich trübsinnig auf eine der Bänke und befahl dem Aufwärter Erfrischungen herbeizuschaffen. Während dieß besorgt wurde seufzte der Liebesbedürftige: „Sollte man es denn für möglich halten, daß ein Mensch herzlos geboren werden könne, unzugänglich den edelsten und höchsten Trieben, unempfindlich gegen die blendendsten Schönheiten des Südens wie Nordens? O Mädchen von Athen, wie quäle ich mich dein Bild festzuhalten, und Liebe zu dir zu fassen, Anastasia mit den Dintenfischen, du Viel Umworbene! Aber es ist unmöglich; eine Flasche Porter, ja, nur der Zipfel eines Westphälischen hat, ich fühle es tief, mehr Anziehungskraft auf mich, als deine schwarzen Augen." Hier schlug er sich vor die Brust, und fuhr wie rasend an der Stelle herum, wo Herz und Magen aneinander grenzen, lachte dann verzweifelnd hell auf und ging daran, das inzwischen Vorgesetzte zu verschlingen. Dem theilnehmenden Leser sei inzwischen gesagt, daß Capitain Krakl unserem Helden versprochen hatte, hieher an diesem Abende das schönste Fräulein zu bringen, das er in Athen kenne, um ihm zur Liebeswerbung Gelegenheit zu geben — Signora Bella di Schlampigi, Verwandte eines italienischen Obersten von den Philhellenen, der vor Kurzem gestorben wäre.

Signora Bella war übrigens in Deutschland erzogen worden, und erst spät nach Hellas zu ihrem Vetter gekommen, (so wenigstens sagte sie). — Deßhalb also warf Hr. v. Schluk immer und immer wieder seine Blicke voll Sehnsucht um das Eck des Ziegelstadels nach Athen zu, von wo er schon vor einiger Zeit mehrere Gruppen Männer mit Damen herabkommen gesehen hatte.

„Guten Abend mein Herr! ich habe wohl die Ehre mit einem Herrn Landsmann zu sprechen?" tönte ihm plötzlich in die Ohren und als er sich umwandte, erblickte er einen ihm zwar ganz fremden, aber in Art italienischer Elegants gekleideten jungen Mann, der zutraulich Platz neben ihm nahm und fortfuhr: „'S ist 'n sehr gemüthlicher Platz dieser Ziegelstadel, famös, er erinnert mich ganz an Knoop und Beneke's auf der Hasenhaide, sind wohl schon in Berlin gewesen? Nicht?" Schluk verneinte bloß mit dem Kopfe, da er bei der Zungengewandtheit des Commis voyageur zu Worte zu kommen gleich aufgegeben hatte. Dieser fuhr mit der äußerst melodischen Betonung eines Wiesenschnärrers fort: „Merkwürdige Kerle, diese Griechen, beginnen das Abc der Spekulation zu stammeln, aber sie sollen einem Fritze Schlauzowe, — mein Name — zu dienen aus Berlin — nicht sobald ankommen.

„Machen sie in Seide oder Geräuchertem — mit Erlaubniß?"

Schluk, der die Frage nicht ganz verstand, antwortete stotternd, er verschmähe ein Gsöllichtes nicht. „Aha", erwiederte Fritze, „Oel und Lichter — Oellichter, hier giebt es Oel genug — gute Idee. Kannten Sie Schmierlich und Comp. in Düsseldorf? Capitales Geschäft! Machten alle vierundzwanzig Stunden in Wallfischthran, daß es eine Schande war. Indessen man macht auch Erfahrungen! Apropos, was ich Ihnen rathen möchte — geben Sie auch bei der lockendsten Aussicht keine großen Vorschüsse in diesem Lande. Was denken Sie, was mir passirt ist? und ich kenne doch die Griechen gründlich —; habe ich nicht ehedem zu Berlin den Oedipus von Kümmelmoos drei Mal gesehen, der ein Grieche war? Gebe einen solidem Manne von Liakura, das in der Nähe von Dings da — von Cannä, glaube ich, wo Alexander der Große den Pompejus schlug — wo Cannä oder Salona, richtig wo Salona liegt — prachtvolle Oliven — gebe ihm viertausend Drachmen Vorschuß auf seine Olivenernte und lasse mirs von den Gerichten fix und fertig machen. Wie ich mein Oel haben will, ist das ganze Gericht und mein Geschäftsmann, die keinen einzigen Oelbaum besitzen, unter die Räuber gegangen, und mußte ich eilen, fortzukommen, um nur nicht noch ausgeplündert zu werden. — Sehen Sie doch das violette Abendlicht, das sich über den Hymettus und die Stadt lagert, famöser Anblick! Ich wünschte nur, es stände das Hotel de Russie von Dresden neben dem Theseustempel — es könnte nichts Entzückenderes geben. Wirft täglich seine baaren tausend Thaler im Sommer ab." Hier versank Fritze in Nachdenken, aus welchem er nur durch die plötzliche Erscheinung einiger neuen Gäste, die eben um die Ecke des Hauses bogen, Capitain Karachlaras mit Fräulein Bella voran, geweckt wurde. Hr. v. Schluk präsentirte sich sogleich, seinem Gönner entgegeneilend, nicht ohne die heftigste Erregung zu verrathen, nachdem er der Schönen zum Erstenmal in die Augen gesehen hatte. Diese, Signora Bella, warf nur einen, aber langen, mit der Melancholie ewiger unstillbarer Sehnsucht drapirten Blick auf unseren modernen Jason.

Die Signora war eine große majestätische Gestalt, mit funkelnden schwarzen Augen, vollen rothen Wangen und zur Ueberfülle sich neigend, da sie überdieß die mittleren Zwanziger schon passirt hatte. — Diese Jahre machten sich aber in sonst Nichts geltend; denn einer schönen Körperhülle entsprach nach des

Capitains profunder Ansicht ein noch reicherer Geist, eine Feinheit und Fülle des Gefühls, eine Lebhaftigkeit der edelsten Leidenschaften, daß jene Aeußerlichkeit weit zurückgedrängt wurde.

Krakl, der kontemplative Waldler, hatte Recht, wenn er auf sie den Sieg über Schluks Tigerherz baute. Welchen vollen, schwärmerischen Blick, gleichsam einen Vollhäring von Liebesblick, warf die Signora auf unseren Helden, als sie Platz genommen und der Tisch mit Erfrischungen besetzt war! Wie verloren sah sie ihn unter den schmachtenden Wimpern, den Zeigefinger beobachtend auf die schwellenden Purpurlippen gelegt, an und wie reizend überraschte sie sich selbst auf diesem verrätherischen Wege und stahl sich beim Wegwenden ein Seufzer aus ihrer wogenden Brust! Hätte nicht der Baron gerade noch zur rechten Zeit ein Stück von Sepps ächter Salami erwischt, er wäre verloren gewesen, zu seinem Heil jedoch, der Unglückliche.

„Wie fanden Sie den Olivenwald, Hr. v. Schluk?“ wandte sich der Capitain zu ihm. „Hr. Schlauzowe — ihr Diener — Signora Bella — Hr. v. Schlauzowe — Sie haben in Gesellschaft im Olivenwald promenirt?“ „Ja wohl, ja,“ erwiderte Fritze, „aber nicht zusammen, mich brachten Geschäfte in diese Gegend, ein düsterer melancholischer Ort, dieser Olivenwald, ohne Sang und Klang.“ „Aber ach! so heimlich, still und traulich! So süß und wundersam“, lispelte die Schöne, und wiegte sich auf einem sehr gefährlichen Rohrstuhle maltheser Fabrikates. — „Zephyre plätschern in den Aesten und der Blüthenduft bringt mich zum Niesen, was gar nit angenehm ist, wenn mer den Katarrh hat — questo quasto!“

Hier streifte eine kleine blitzende Leuchtkugel den Liebesbedürftigen aus Bellas Augen. Er griff sogleich nach einem Glase Ale.

„Ihre südliche Natur, Signora,“ fuhr der kleine Fritze fort, „neigt sehr zur Poesie, — Sie haben Etwas vom Tragödiendichter Sophokles, der bei der Schlacht am Ibykus zugleich sang, kämpfte und geboren ward.“ Fritze liebte es, so nebenbei seine klassischen Studien verlauten zu lassen, ohne daß er indessen besonderen Werth darauf zu legen schien.

„Hihihihi,“ lächelte Bella, „das ist ja gar nicht möglich, Sie Böser, wenn er noch piccolo war, kann er ja gar nicht in der Stadt mitkrawallt haben, das machen Sie mir nicht weiß,“ und ein schelmischer Blick des Einverständnisses flog zum gleichfalls lächelnden Baron, der in größter Hast mit einem Melonenstücke die Wirkung neutralisirte.

„'S ist aber doch so,“ behauptete Fritze, „ich versichere Sie, denn ich habe es gelesen, 's ist freilich unbegreiflich, aber es gehört in die Mythologie.“ — „Und noch wunderbarere Geschichten gibts obendrein darin,“ unterstützte ihn der Capitain. „Wir sehen ja mit unseren eigenen Augen hier herum, an der Akropolis, am Lycabettus, am Hymettus und Anchesmus mehr als vierundzwanzig Grotten, in denen sich ehemals Nymphen und ihre Anbeter, die Mars, Venus, Apollo, Ariadne, Zeus, Semele, Merkur ꝛc. aufgehalten haben.“

„Aber Hauptmann,“ fiel die Schöne ein, „ein solches Gespräch verbiete ich mir; was muß das für ein schlechter Lebenswandel gewesen sein, pfui T . . . . l! Questo quasto non bono“. Und mit unaussprechlicher Entrüstung entfernte Bella das Kleid, welches allzunahe an Hr. v. Schluks Unaussprechliche gekommen war. — Dieses Mal trank sie selbst ein schönes Maß Retsinato, auch zur Neutralisation.

„Pah! Signora Nannerl, wollt ich, — machen Sie daraus nicht so viel Wesens, — das waren die Zeiten der Unschuld, des frühesten Menschengeschlechtes, meinte der Hauptmann, und die Liebe alleinige Beschäftigung aller Sterblichen und Unsterblichen! Essen und Trinken in Hülle und Fülle, was konnte Anderes kommen, Baron Schluk, he! Ihre Gesundheit! Signora Bella! fassen Sie an, Baron!“

„Dank sehr!“ lispelte die begütigte Schöne und nippte jetzt selbst, wie der Colibri aus einem Lilienkelch, breitete dann das schwellende Kleid wieder aus, und entfernte ein den blendenden Nacken verhüllendes Flortuch. Nunmehr schien der Augenblick gekommen, wo der in unbeschreiblicher Verwirrung und Angst dasitzende Baron, der nur mehr durch Essen und Trinken den Kampf aufrecht erhielt, vollends in das Garn gehetzt werden sollte.

Der Ausdruck ihrer Gefühle ward nach dem Wogen der Brust, dem Zünden der Blicke, der Unsicherheit der Hände zu schließen, immer stürmischer; zwei Mal hatte sie schon in holder Vergessenheit auf Schluks fleischige Hände getippt und sie unter dem Tische zurückgezogen, ohne daß noch dieser gefolgt wäre, unzählige Male hatte sie über die, trotz des heranrückenden Abends, immer mehr zunehmende Hitze geklagt und einen Spaziergang im Schatten der Olivenbäume als köstliches Labsal zur Abkühlung angedeutet, immer süßer ward ihr Flüstern zu unserem Jason, der das goldene Vließ auf dem Halse hatte und es nicht merkte, während Krakl und Fritze über mythologische Zustände laut sprachen und neu angekommene Schinken und Gorgonzolakäse bestellten. Schon hatte der arme Schluk den letzten hülfeflehenden Blick der Todesangst gegen den Schenktisch geworfen, die Finger der einen Hand hielten eine Aermelkrause Bellas, die der Andern waren instinktmäßig an seine Kehle ge-

fahren, da ihm Luft fehlte. Schon flötete Bella: „Schön nur allein ist die Seele, die liebt," und schnappte ihm mit diesem wie von einem Neuntödter geschmatzten Worte den letzten Hoffnungsanker weg, als der Schinken und Gorgonzola ankamen und ein mächtiges Stück von Ersterem, das der Baron schnell verschlang, ihn aus den Engpässen in die er gekommen war, befreite. Stolz warf da die Schöne, die es bemerkte, den Kopf zurück, gab rasch den Angriff auf, schleuderte dem Würgenden einen großartig verächtlichen Blick zu und verfolgte von nun an gleichfalls Malvasier und Gorgonzola in nie gesehenem Seelenkampf mit der Entschlossenheit, die nur Verzweiflung giebt.

Um diese Zeit näherten sich, von Athen kommend, neue Gruppen dem Ziegelstadel.

Die erste derselben bestand aus fünf Personen, von welchen die vorderste ein langer Mann war, der die Uniform der Quartiermeister der königlichen Freiwilligen trug.

Ein im Verschwinden begriffener Dickbauch drängte sich zwar sehr unmilitärisch aber rein menschlich unter dem Säbelgurte hervor; ein federwischartig abstehender Schnurrbart krönte als Symbol des geflügelten Wortes die Oberlippe, die selten in Ruhe war, denn der Kriegerische liebte es, „offen und frei", wie er es selbst sagte, die Meinung allüberall zu sagen. Er war stolz darauf, ein deutscher Bruder unter allen Bedingungen zu bleiben. Neben und hinter ihm gingen zwei Künstler und ein angesehener Gelehrter, seines Zeichens ein Alterthumsforscher, alle gleichfalls deutsche Brüder. Ein nett gekleideter Grieche bildete einen ziemlich stummen Begleiter.

„Aber, ihr Herren," hob der Kriegerische an, „habt ihr denn schon gehört, daß dem Kaufmann Lampelhuber aus München heute Nacht baare 10,000 Drachmen aus seinem Comptoir zu Athen gestohlen worden sind?"

„Wirklich?" sagte einer der Künstler, immer bittersüß lächelnd, wie wenn er Lakritzensaft mit Schlehen als Knigge'sches Radikalmittel für den Umgang mit Menschen genossen hätte — „wirklich? 's ist doch erstaunlich, wie wird sich der Kerl ärgern, der eingebildete grobe Baier! der kann es ertragen!" Der Künstler war aus Lübeck.

„Gi — a", meinte der andere Künstler aus Greitz und kicherte aus einem Haarballen hervor, der den Ort seines Antlitzes verrieth, — „die Leute nehmen Geld genug ein und sind dabei so dumm, so ganz ohne Bildung, daß es mir nicht wundern sollte, wenn er sich's am Ende in der Dummheit selber gestohlen hätte." „Was das betrifft," erwiederte der Quartiermeister, „so sage ich als ein schlichter deutscher Bruder meine Meinung gerade heraus, mag es hören, wer will, der Lampelhuber versteht das Geschäft nicht, stellt da Leute ein, welche das Land nicht kennen und zahlt ihnen obendrein schweres Geld. Ich wollte seinem Geschäfte eine andere Richtung geben, verlaßt Euch darauf. Inzwischen ist's ihm Recht geschehen, er wird dadurch schon gescheidter werden." Der Quartiermeister war ein Baier aus Franken.

„Es ist gewiß", lispelte der hochblonde Alterthumsforscher, der aus Oldenburg war, „mit diesen Baiern hat man die hellenische Entwickelung wieder um Jahrhunderte hinter die Türken zurückbarbarisirt. Diese Leute verstehen den Hellenismus eben so wenig, wie sie die Reformation verstanden. Komme ich nicht neulich auf die Akropolis, früh am ersten Mai und finde den Dr. Höllashuber mit zwei baierischen Officieren auf einer umgestürzten Caryatide sitzen und — Schlauchspielen! — Zu Ehren des ersten Mai, wie sie sagten, und um den Sonnenuntergang über Aegina zu feiern und das ganze Alterthum dazu." — „Nun", meinte der Quartiermeister, „ein Schlauch, ich rede frei von der Leber weg, ein Schlauch ist unter allen Umständen ein sehr achtbares Vergnügen, selbst ein Studium, das für Pallas Athene nicht so ganz unanständig erscheinen dürfte ....."

„Um Gotteswillen", fiel der Alterthümler ein — — „Heißt das" — — unterbrach ihn der Dicke — „von der Leber weg, frank und frei."

„Aber Freund, solche Behauptungen!" —

„Nun ja — ja — Karyatide. — Sans prendre, — Sonnenuntergang, ich versichere Dich, 's ist nicht schlecht. Aber was zum Teufel!" rief er, sich unterbrechend, plötzlich, und die zechende Gruppe unseres Capitän Krakl fixirend aus, indem er und die Uebrigen stehen blieben: „Das ist ja, — meiner Seele — köstlich! Ueber die Schwerenoth! Das ist ja die schwarze Nanni von Trabelsdorf, die im Hut dort, die Dame! Und der alte Krakl dazu, nebst zwei Fremden — ah, Fritze, der kleine Fritze dabei, der hat eine Absicht, wett darauf — von der Leber weg!"

Und flüsternd unter sich näherten sich die deutschen Brüder dem Tische unserer Gesellschaft.

„Guten Abend, Herr Hauptmann," sprach mit barscher Stimme der Offene von der Leber weg und verneigte sich zugleich vor der Dame, der Künstler mit den Lakritzenschlehen grinzte, der Haarballen pustete und der Antiquar grüßte „hellenisch", d. h. rein menschlich, mit Bewußtsein. Ihn ahmte der Grieche vortrefflich nach, die Signora dankte kalt, sehr kalt, fast spröde.

„Noch nichts davon gehört?" fuhr der Quartiermeister stehen bleibend fort, „haben heute

Nacht dem Lampelhuber 10,000 Drachmen aus dem Comptoir gestohlen."

„Was Teufel", rief Krakl. — „Herr Jäsus," die Signora, „det habe ich längst vorausgesagt," der Berliner. Der Baron drückte den letzten Gorgonzola hinab. — Der Capitän erholte sich zuerst und sagte: „das ist ein Seitenstück zu dem Diebstahl, der gestern den Juden Rosenstock traf."

„Schändlichkeit," rief frank und frei der Quartiermeister; „Jammerschade!" süßelte der Künstler und der Gelehrte ließ seinen Schmerz so weit laufen, daß er versprach, für den guten Rosenstock eine Collecte zu veranstalten.

Damit entfernten sich die Neuangekommenen, indem der Grieche frug, ob das auch Landsleute von ihnen wären? Rasch sagte der Greitzer: Nein, nein, Germania sei groß, — er aber sei aus dem Hellas freundlichen Greitz und kein Baier. Ihnen folgten die Uebrigen eben so schnell in den Erklärungen, woher sie waren.

Nachdem unsere Gesellschaft redlich allen Freuden der Tafel und der Geselligkeit Genüge geleistet hatte, brach sie in den kurzen Momenten einer Dämmerung im Süden auf und kehrte nach der Stadt zurück. — Feenhaft war die Gegend noch von dem letzten Reste der Lichtstrahlen, welche der im Westen bei Aegina untergetauchte Helios zurückgelassen hatte, beleuchtet. Wenn uns das Licht nur durch die Naturkörper, welche es wiederstrahlend trifft, erkennbar wird, so muß eine Beleuchtung Griechenlands in der Jetztzeit wesentlich verschieden sein von der älteren Zeit, da die Natur selbst sich so geändert hat. Von den nackten, röthlichen und weißgrauen Felsen des Hymettus, der Akropolis, des Lykabettus strahlte überall, gleich plötzlich ausgestreut, violettes Licht wieder, dann aber ward es immer dunkler allmälig über die grauen Oelbäume, die dornigen Gestripphaiden und wenigen Strandföhren ausgegossen. Nur die himmelanstrebenden Reste des Parthenon, der malerische Philopappos und der vollkommene Theseustempel schimmerten vor Allen durch ihre kalte, todte Marmorfarbe daraus hervor. Durch die tödtliche Stille des Abends schien mit dem violetten Farbenschleier zugleich ein Klageton über die verschwundene Götterzeit der Poesie und Kunst dieses klassischen Bodens zu zittern, — endlich in die starre, monotone Wirklichkeit des byzantinischen Reiches voll Ascese und Martyrium, unerbittlichen Krieges gegen alle Phantasie voll — aufgelöst und in den dreihundert Kirchen hervortretend, die schmucklos, grau, ohne jegliche Kunst, wie große Sarkophage aller Lebenslust und Poesie, allüberall Hügel und Felsen bedecken. — Endlich heben sich kühlende Luftwellen vom dunkelblauen, äginetischen Golfe her, der auch hier alt gewordene Zephiros trägt seinen kühlenden Aether aus der Wogen Schooß nach Athen, nur schwach antworten ihm die wehenden Blattbüschel der Dattelpalmen, die zitternden Blätter weniger zerstreuter Silberpappeln und das zarte Laub feinbuschiger Melien, um so lebhafter aber öffnen sich ihm die duftenden Blüthenkelche blühender Orangen, blendender Tuberosen und seidenwolliger Asclepias. Durch diese, auch in ihrem Todeskampfe noch reizende Natur zogen unsere Hellasfahrer vom Ziegelstadel, kaum beachtend, was um sie her vorging, der Stadt zu.

Die Wirkung des feinen Weines, nach den angestrengten und obendrein fruchtlosen Kämpfen, kam bei der Schönen sowohl wie bei den Uebrigen allmälig zum Ausbruch.

Vorerst der kleine Fritze wurde redselig durch den Malvasier. Ihm sprangen die Gedanken wirr übereinander im Kopfe.

„Hier müssen Geschäfte gemacht werden", schrie er einmal über das anderemal, „glauben Sie, mein werthester Herr Capitän!" und damit näherte er sich diesem flüsternd. „Oel, — aber Oel ist Oel und nicht Oel, verstehen Sie? Provencer-Oel und Repsöl sind Oel — gutes, schmackhaftes, fettes Oel, preiswürdige Waare; können Sie das läugnen? — Nein, gewiß nicht! — Also Oel ist Oel, — Verstanden? Ich lasse Repsöl kommen und führe es als Provenceröl aus! hä hä hä hä! Ein solider, ehrlicher hellenischer Geschäftsfreund besorgt die Metamorphose."

„Nehmen Sie sich in Acht", warnte lächelnd der Hauptmann, während die Signora von ihm am Arme geführt, sich mit dem Baron über die Fische im Pyräus so lebhaft unterhielt, daß sie oft festen Fuß verlor und selbst an Krakls kräftigem Arme schwankte, während dem unersättlichen Schluk der Mund voll Wasser lief.

„Klug sein — klug sein!" pfiff Fritze dem Capitän in die Ohren, „man muß Fonds haben, Gutester, Fonds, versteht sich, Grütze im Hirn! — Dieses Volk ist ganz barbarisch noch, hat Freude an glänzenden Dingen. Ich sage Ihnen, was ich meinem Vater nicht verrathen würde, — ein Geschäft von Ultramarin, — in tüchtigem hell- und dunkelblauem und grünem Ultramarin von Zeltner in Nürnberg — Ha, hierin könnte etwas Famoses gemacht werden." — Die Schöne hatte das Wort Nürnberg gehört und versicherte sogleich, nirgends noch so guten Rosoglio mit Lebkuchen genossen zu haben, obgleich sie doch von Italien her viel edlere Getränke gewöhnt gewesen sei. „Si Signore!" setzte sie bekräftigend zu Schluk gewandt bei und fuhr fort: „In Aegypten werden Sie auch nicht viel Gescheidtes zu essen bekommen, — schlechte Nation, das, nicht besser wie hier, wie ich vermuthe.

Alles gemein, sehr gemein!“ — und da sie dabei sich in die Brust warf und den Arm des Capitäns etwas los ließ, so machte sie einen entsetzlichen Zirkel mit wankenden Füßen, daß Schluk über einen gewaltigen Affodill setzte, um auszuweichen. Sie aber lachte und faßte des Capitäns Arm fester und fuhr fort, Schluk zärtlich anblickend: „Wo kein Adel ist, da ist Alles aus, denn der Adel, wie mer's betrachten, ist erstens nobel, dann ist er von guter Gesellschaft und endlich, wissen Sie, führt's zu was — sagte mein Onkel, der Adel, sehr alten Adel von Italien her hatte. Molto fa presto, — Si Signore! Ich befinde mich nur bei Adeligen wohl und suche das Militär, weil es immer adelig und nobel und fein ist, nicht wahr, Capitän? alter Kauz, rühr' Dich doch, angeschwemmtes Weinfaß!“ Und damit rüttelte sie den im seligen Selbstvergnügen dahinziehenden Krakl nicht eben sanft.

„Hoho“, rief der denn aus, „nur nicht so gewaltsam, Signora Bella di Schlampigi, — nicht gewaltsam! 'S geht doch nichts über Ruhe mit Gemüthlichkeit.“ Und dabei intonirte er mit der Kehle einer Rohrdommel:

„'S ist mir Alles ein's — 'S ist mir Alles ein's, Ob ich Geld hab' oder — — — —“

„Pfui T . . . . !“ unterbrach ihn Bella, „welch ein gemeiner Gesang! 'S ist schimpflich und gemein, wie mein Onkel immer sagte, wenn er dieses Lied in den Straßen von Neapel singen hörte. Halten Sie's M . . . damit! Nicht wahr, Baron, unsere Seelen verstehen sich?“ Da nun in diesem Augenblicke Baron Schluk an der Grenze zwischen Herz und Magen einen empfindlichen Druck spürte und vermeinte, es seien vielleicht die ersten Keime der Liebe, deren Herzklopfen ihm der Capitän von dieser Zusammenkunft prophezeit hatte, so legte er die Hand an die Stelle und sah der fragenden Schönen empfindsam in die trüben Augen.

Die Schöne wähnte, diesen Ausdruck richtig zu deuten, indem sie, auf den Arm Krakl's gestützt, dem Baron die linke Hand nachlässig reichte und mit unbeschränktester Hingebung in Miene und Blick sprach:

„Lassen Sie's los, — bester Baron, frisch weg von der Leber, wie der Quartiermeister sagt, die Lieb', die Lieb', — 's ist grausenhaft, wie Sie geplagt werden. Schlagen Sie ein und wir sind ein Paar, machen Sie keine Schnacken mehr!“ Dabei schwang die zum letzten Angriff tollkühn Entschlossene den Sonnenschirm über dem Haupte wie ein Hurone, schüttelte die offene Hand, welche jene des Barons erwartete, ließ vorübergehend in letzter Anstrengung eine Liebesflamme in den Augen erglühen, wie eine brennende Theertonne und harrte ungeduldig des Ausganges.

Da erfaßte den armen Schluk namenloses Entsetzen, die Augen quollen hervor, die Lippen zitterten und er suchte verzweiflungsvoll nach Hülfe, — nach Liebe! und fuhr sich mit der Hand an der erwähnten Grenzstelle wüthend herum.

So stand er, ein schreckliches Beispiel verzweifelnder Unschlüssigkeit, entsetzlicher Liebesleere! Da übermannte die Leidenschaft und der Malvasier das starke Herz der Schönen, — sie brach in eine entsetzliche Wuth aus, ließ den Arm des Capitäns los und stieß den drohenden Fischbeinernen gerade auf des Barons beste Stelle am ganzen Leibe, mitten auf den Magen und rief zornerglüht:

„Jämmerliches Schluckerl, — Tropf elendiger, — geh mir aus dem Gesicht, miserabliger L . . . von einem Mann!“ so daß der Capitän, fast mit Gewalt sie fortziehend, alle Kraft seiner Stimme nöthig hatte, um das Schmähen zu übertönen, und erst sehr kräftige designorirende Worte vermochten die gereizte Schöne zu beruhigen, wozu jedoch die jählings eingetretene Flucht des Barons queer über felsige Platten und distelreiche Gehänge das Meiste beitrug.

Wieder war ein Versuch, in des Barons Herzen Liebe zu entflammen, mißlungen, trostlos und nahe daran, den Verstand zu verlieren, war er nach Hause gekommen und nur erst, als Martl ihm einen Punsch bereitet hatte, konnte er einigermaßen zur Ruhe gebracht werden. Stündlich wurde der Dampfer erwartet, der ihn nach Aegypten zum Onkel bringen sollte und nicht unbeweibt wollte ihn dieser vor sich sehen!

Viertes Kapitel.

Ungefähr zwei Stunden entfernt von Athen, östlich am Fuß des Hymettus liegt in einer kleinen Thalschlucht desselben ein noch in gutem Zustand erhaltenes, aber mönchleeres Kloster, Cäsariani vom allein übrig gebliebenen Abte, dem Papa Josiph, Sergiani von den Laien genannt. Dahin richtete man in der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt, gerne von Athen aus Spaziergänge, zur Erholung im Waldschatten und an den reichen kühlen Quellen, die daselbst sprudelten.

So denn finden wir auch zwei Tage nach dem Vorgange im Ziegelstadel auf dem Wege nach Sergiani sehr früh bei beginnendem Sonnenaufgang eine Gesellschaft, theils zu Fuße, theils auf Eseln und Maulthieren, die uns in allen ihren Gliedern bereits bekannt ist.

Hatte man einmal die schmale und seichte Schlucht verlassen, in welcher ein Faden Wassers neben Oleander und Keuschbaum vorbeisickernd den heutigen Ilyssus anzeigte, so kam man in die Region der südlichen Gestrüpphaiden, die einen sehr eigenthümlichen Charakter und zwar in großer Ausdehnung in ganz Südeuropa an

sich tragen. Sie sind recht eigentlich die Stellvertreter unserer Wiesen und Moorflächen und gehen gegen die Gebirge zu in die überaus reizenden Buschwälder über, deren Schilderung durch Fallmereyer unsterblich geworden ist. Ein bis zwei Fuß hohe Büsche von grauem Thymian, Saturey, stachlichen Bibernellen, Passerinen und Daphnen, endlose Cistrosenstöcke mit großen roth und weißen Blüthen, der dickährige Lavendel und andere wohlriechende Labiaten bedecken alle Flächen, Wohlgerüche duftend. Diese Decke ist aber durchschnittlich nur ein bis zwei Fuß hoch, selten von wilden weidenblättrigen Birnbäumen (goritzia der slavische Name dafür bei allen Einwohnern) oder stachlichen Ginsterbüschen, wilden Oliven und lederartigen Johannisbrodstauden überragt. In diesen Gestrüppen rascheln graue und grüne Eidechsen allüberall, flattern von Busch zu Busch die schwarzköpfigen gelbrothen Sperlinge, in der heißen Jahreszeit zirpen zahllose Grillen, recken unmerklich in der Kühle steife Skorpione neben ihren Schlupfwinkeln die krustenharten Glieder und huschen eilige Taranteln in die Felsspalten. In der Regenzeit aber ist die Gestrüpphaide wundervoll mit Blumen, zumeist der Familie der Lilien angehörend, durchwebt — blaue, weiße und rothgelbe Crocus, Milchsterne, Hyacinthen, wilde Tulpen, getigerte Lilien, Seezwiebeln und Affodillen, bedecken überall die steinige, magere Haide. Selten nur rothfüßige Steinhühner, noch seltener ein kosmopolitisches Häschen, häufiger wandernde Tauben, — dann treiben sich die Drosselarten zeitweise in diesen Flächen herum, welche das Jagdgebiet des ältesten schriftstellernden Waidmannes, Xenophon, des Reitergenerals, der den unsterblichen Rückzug der Zehntausend leitete und schrieb, ausmachten. Durch diese Haide auf schmalen Fußpfaden hintereinander reitend zog nun unsere Gesellschaft. Voraus auf hölzernem Saumsattel eines Maulthieres ritt mit wehmüthigen Blicken der liebesbedürftige Baron, die Knie hoch angezogen, die Füße in Stricken statt Steigbügeln, die Beinkleider bis an die Knie aufgestreift, schielte er unter mächtigem Strohhut gar oft hinter sich auf die nachfolgende Gruppe, welche von einem Mädchen und einer Frau, Anastasia und ihrer Mutter, dann den zwei zu Fuß folgenden Schenkwirthen nebst Manoli gebildet war. Neben dem Baron ritt der Militairarzt. Ihm hatte sich der wirklich etwas kranke Baron anvertraut, von des Capitains Mitteln kein Heil mehr erwartend und der Doctor hatte auch diese Parthie zusammengebracht, um Schluk zu erheitern und dem Mädchen von Athen näher zu bringen. Bereitwillig hatten die Schenkwirthe, von des Doctors Plänen nicht das Geringste ahnend, zugesagt und sich gelobt; die Verheirathung Anastasias mit Panagi, zunächst die Frage der Mitgift dabei in's Reine zu bringen. Die Schöne selbst wußte von gar Nichts, war völlig heiter und unbefangen und saß, wie der Baron selbst, rittlings auf dem Sattel eines Esels, desgleichen die Mutter. Anastasia hatte ein ziemlich langes Ueberkleid an, begreiflich ohne Schnürbrust oder Schürzchen, noch Mantille, nichts als einen langen kuttenartigen baumwollenen Rock, weiße Unterhöschen, im Uebrigen war sie bloßfüßig in den gelben Pantoffeln. Ein gelbrothes kleines Tuch schlang sich um den Hals, ein eben solches um den niedern Fes auf dem Kopfe, um welches zugleich schöne lange schwarze Haarflechten, etwas röthlich gefärbt gegen das Ende, sich wanden. Da der galante Panagi ihr bei der Abreise in Athen einige junge Knoblauchsprossen verehrt hatte, so verspeiste sie zeitweise unterwegs einige davon.

„Schöne Anastasia," sagte der Doctor, indem er ihr zur Seite zu reiten suchte, —„heute werden wir viel Vergnügen haben, ich freue mich schon auf Waldschatten, sprudelnde Quellen und die kühne Felswand mit ihren phantastischen Gestalten."

„Aber nichts als Steine, Herr! wildes Gesträuche ohne Frucht, die man essen könnte," entgegnete mit süßer Stimme die Holde.

Etwas überrascht fuhr der Doctor fort:

„Und der Nachtigallen melodischer Schlag, der Felsensänger klagender Gesang?"

Anast.: Auch Hühnchen hat Papa Joseph, fette Hühnchen und Tauben und Truthühnchen, dafür nimmt er schwer Geld ein, wenn die Fremden kommen.

Doctor: Und die Aussicht auf das endlose Meer, die fernen Inseln, die durch die blaue Fluth ziehenden Schiffe.

Anast.: Und in das Heiligthum der Panagia, die uns beschützt, und schwere Krankheit von uns wendet.

„Hm, Hm," meinte der Doctor und brach ab, „aber Sie finden doch, schöne Anastasia, die Häuser, die Einrichtung, Kleider, Sitten und Gebräuche von uns Franken schöner als die Ihrigen."

Anast.: Doch nicht so sehr, Herr Doctor! nur die Kleider, die fränkischen Kleider für Damen sind sehr schön; solche zu besitzen wäre das größte Glück. So große Federn auf dem Kopfe, solche bunte seidene Kleider, ah! unübertrefflich!

Doctor: Wie wär's wenn Sie einen Franken heiratheten, der Ihnen das Alles und noch mehr dazu giebt? Eine große Frau sind Sie dann, haben Diener und Dienerinnen genug, Nichts zu thun und Alles was Ihr Herz wünscht, der Herr Baron, der vor uns reitet, wäre glückselig, wenn Sie ihn heirathen wollten.

„Gott sei gepriesen!“ rief die Schöne erröthend aus, „da müssen Sie mit Janni oder meiner Mutter reden, ich weiß von solchen Dingen nichts.“

Doctor: Aber so viel doch, ob Sie, schöne Anastasia, den Baron lieben können —? ob er Ihnen gefällt. Er ist jung, gesund, schön, wie ich denke, und reich.

Anast.: Aber ist er ein Christ?

Doctor: So gut wie Sie und ich — daran ist nicht der geringste Zweifel.

Anast.: Er ist so — dick.

Doctor: In voller Jugendkraft.

Anast.: Er ißt zu viel!

Hier fiel die Mutter bestätigend ein, daß sie fürchte, er würde ihnen nicht Brot und Oel genug übrig lassen. Uebrigens sei Janni der Mann, mit dem darüber zu reden wäre.

Der Doctor ritt nun zu unserem Baron, der die trübseligste Anstrengung machte, die schöne Landschaft, die Poesie der Excursion zu genießen und sich auf den Einzug der Liebe vorzubereiten. Nach des Doctors Vorschrift hatte er seit zwei Tagen nur griechische Pflanzenkost und Früchte genossen, was für ihn ein rigoröses Fasten war. Zwar war eben durch die Bergluft und Bewegung im Freien ein scharfer Appetit bei ihm rege, aber er bekämfte ihn mit aller Kraft der Seele.

„Der Sonnenschein liegt“, so sprach er bittersüß lächelnd, „wie Buttersemmeln auf der Flur, ganz gelbglänzend schön wie Rührei und Pfannenkuchen, hm! das schöne grüne Laub mit den gelben Vögeln“, ist so reizend wie Spinat mit Ochsenaugen, delikate Aussicht!

Die Liebe muß Einem da wohl aufgehen — hum! — so gut wie den Eidechsen hierherum und den schrillen Finken, ich sehe nicht ein, warum es nicht sein sollte, Herr Doctor?“

„Gewiß, gewiß,“ erwiederte dieser, „nur natürlich essen, trinken und leben, und es müssen auch alle Regungen der Natur keimen und sich entwickeln.“

„Wie aus dem Ei zuletzt eine Pastete wird, oder aus dem jungen Ferkel westphälischer Schinken, und Salami, und Cervelat- und Bratwürste und Schweinsknöchelchen, und Sauerkraut oder Erbsenpurée, hum, hum“ — ächzte in Erinnerungen schwelgend der Adept in Amors Mysterien.

„Schlagen Sie nur solche Magengedanken sich aus dem Sinn!“ entgegnete der Doctor, „die Liebe keimt nur bei Nüchternheit, und geht bei Völlerei zu Grunde; sie wird ersäuft durch Trinken und erstickt in Sauerkraut und Schweinsknöcheln. Sehen Sie, dort wendet sich der Weg um die Vorberge und in einer Viertelstunde sind wir in dem Oelbaumhain von Seriani.“

Während sie nun dem Ziel ihrer Reise immer näher kamen, hatten die hinter den Reitern zu Fuß einherschlendernden Schenkwirthe nicht minder ihre Gedanken ausgetauscht.

Stattlich schritt, den Fustan schwingend, Panagi mit der Wespentaille einher, Nelken und Lilien unter dem Feß tragend und sehr heiter in Mienen und Blick. Ihm folgte in neuen blauen Pludderhosen mit rothem Tuch um den Leib Janni, dessen braune Waden jedoch in neuen Schuhen endigten. Um sie herum hüpfte der in nichts am Aeußeren verbesserte Manoli, zwei Schlappschuhe im Gestrüpp herumschleudernd, die jeden Misthaufen entehrt hätten. Doch freute sich der Knabe unendlich, sprang von Fels zu Fels neben dem Weg einher und dachte sich offenbar im Geiste eines der Helden des Vaterlandes, der großen Klephten der Gebirge, nicht ganz unwürdig.

„Ohne das „tschukali“ *) geht es also durchaus nicht?“ sprach Panagi — „und wenn ich neu angestrichene Stühle gebe? Auch dann nicht?“

„Nein,“ sagte Janni entschlossen, „jetzt gar nicht mehr, denn das will ich Dir nur sagen, daß Anastasia jetzt noch einen ganz andern Mann bekommen kann, als Dich, einen von den Fremden, den Doctor oder den Baron, denn ich habe schon längst bemerkt, daß sie darum herumlungern. Und die Strabo-Bawaresen verlangen, so habe ich gehört, nicht allein gar keine Mitgift, sondern geben gleich hundert und tausend Drachmen Geschenke und noch mehr!“

„Daß sie verenden mögen, die Hörnerträger,“ entgegnete Panagi, voll Zorn schwarzgelb gefärbt im schmutzigen Angesicht. „Und Du willst noch ein Christ sein, und fürchtest nicht, Deines Bruders Kind einem Hebräer zu geben, der es gewiß Fleisch essen läßt an allen Tagen des Jahres und nie ein Kreuz macht?“

„Aber was schadet das, Bruder, wenn ich die Paras habe?“ sagte den Heuchler listig anlächelnd Janni Scordophas, der in Smyrna seine ersten Studien begonnen und auf Chios und den sieben Inseln den Curs über die Güterlehre der hellenischen Neuzeit vollendet hatte; „wer wird mir mehr geben dafür, daß sie noch Kräuter ißt, Oliven und Zwiebeln? was habe ich mich um ihren Weg zum Himmel zu kümmern? Muß sie diesen — —“

„Keratopiste!“ schrie da plötzlich der Calculant laut auf, machte einen verzweifelten Sprung über einen durch Manolis equilibristische Sätze losgewordenen und ihm zwischen die Beine gerollten Stein, und konnte nur mit großer Mühe und mit bedeutender empfindlicher Berührung der Waden mit dem Dorngebüsch sich auf den Füßen erhalten. Aber er hatte kaum festen Boden gewonnen, als er Manoli, der gleichfalls umgekollert war und sich eben

*) Topf.

wieder auftraffte, einen Stoß vor das hierzu auserlesene Körperende gab, daß dieser, dem Fall widerstrebend, über zehn Ellen weit im Gebüsch, gleich einem wiederholt auffallenden Federballe flog, einem hüpfenden Känguruh nicht unähnlich.

„Verdammter Sohn eines Hörnerträgers!" rief er dabei aus, „kannst Du nicht ruhig neben uns fortgehen, wie ein anderes zweibeiniges Geschöpf, kleiner Teufel? Ja, Panagi, meine Augen — ich habe genug zu thun, mich um Brod zum Leben zu bekümmern, den Himmel muß Jeder selbst suchen. Ohne das tschukali, das Du ja heute mitgenommen hast, geht es nimmer, — sicherlich."

Und so feilschend über die Mitgift, gelangten sie vor den Hain der Oelbäume von Seriani. Es war gegen acht Uhr Morgens und die Thalschlucht noch nicht von den Strahlen der Sonne getroffen. Der Anblick war entzückend, schwer zu beschreiben.

Von mächtigen Olivenbäumen umgeben, lag in den hohen grauen Klostermauern, die zugleich noch immer als Zellen und Wohnungen überhaupt dienten, die Kirche von Seriani, wohl erhalten und im Vorhofe von einem mächtigen Lorbeerbaume beschattet. Die Klostermauer war an vielen Stellen mit Epheu umrankt, gleich an der einen Pforte sprudelte in eine von Marmor gemauerte Höhle eine sehr reiche Quelle des frischesten Wassers, umgeben von den hier wachsenden luftigen Wedeln des Frauenhaares, dem weichen Polster des üppigen Bärlapps dieses Landes *) und den glänzenden Zweigen des brüchigen Glaskrautes **). Kaum zwanzig Schritte davon erhob sich eine Felswand mit einem nebenanliegenden Hügel eine Schlucht bildend, durch welche in der Regenzeit ein Gebirgsbach vom Hymettus herabrauschte; am Eingang der kleinen Schlucht stand eine hohe Kermeseiche mit feinstachlichen Blättern, an welche sich verwilderte Reben mit röthlichen Trauben mächtig emporrankten. Von da führte ein Fußweg der Wasserleitung entlang rund um den einen Ursprung der Quelle in eine viel größere, an der Spitze mit einer Felswand gekrönte Schlucht, ein anderer führte bergan auf die Gehänge des Hauptrückens und ein dritter zog südlich über einen am Eingang zum Kloster liegenden Hügel, der die mittlere und größte Schlucht des Hymettus gegen Nordwesten begränzte. Der Hymettus selbst lag in sehr schwachem, grauem Dunst, wie in durchsichtigen Flor gehüllt vor den Besuchern. Still, öde, allüberall mit immergrünen Kermeseichen, Phyllyreen, Lentiskus und Terpentingebüsch bedeckt; mit seltenen Strandföhren mit den hellgrünen, feinen Nadeln und runden Kronen geziert, war er nur belebt von jenen schon erwähnten melancholisch flötenden Felsensängern, selten von Nachtigallen, auf der östlichen Bergseite gegen Lopsi zu von Steinhühnern, Falken, zahlreichen Eulen und großen Ziegenheerden. Wie alle Berge Griechenlands war auch der Hymettus von Ziegenheerden beweidet, welche das Emporwachsen der Gesträuche und des jungen Baumschlages unmöglich machten, ohne sie jedoch ganz auszurotten. Kermeseichenbüsche werden so über hundert Jahre alt, doch nur zwei Fuß hoch.

Durch sie zog eben zur Zeit unserer beschriebenen Handlung, nur eine Viertelstunde Weges entfernt von Seriani an die höheren Gehänge der Tschupan Michali, hinter sich die mit Buschwerk und Steinen gebildete Einfriedigung zur Uebernachtung der Heerden, der Pferch oder die Mandra der Hirten.

Der Heerde, nicht ihm, folgte ein Rudel von acht bis neun Schäferhunden mit langen Haaren, dem Wolfe ähnlich und nur selten größer. Namenlos und von den Hirten wenig beachtet, von den Abfällen der Heerde, der Käserei und Molkerei, den umkommenden Thieren sich nährend, halten sie weniger im Interesse des Hirten als in ihrem eigenen den Wolf, der sie in diesen Bezügen beeinträchtigt, ab. Wehe dem unkundigen Bergsteiger, der in diesen Gegenden sich unvorsichtig einer Ziegen- oder in den höheren Gebirgen einer Schaafheerde nähert. Sämmtliche Hunde stürzen sich mit entsetzlicher Wuth, indem ihnen Hunger und Gier nach Fleisch, nach Menschenfleisch hier zunächst, aus den glühenden Augen leuchtet, auf den Ueberraschten und von der Gefahr Erschreckten. Zum Glück ist in ganz Hellas keine Stelle, wo man nicht allezeit Steine genug fände, um sie gegen die Angreifer zu schleudern. Auch ist dies das trefflichste Mittel, sich ihrer zu entledigen, denn sie rennen nach jedem geschleuderten Stein und beißen in ihn, während man Zeit findet, sich allmälig zurückzuziehen von dem gefährlichen Orte.

Dreimal wehe aber dem, der bei dem ersten Angriff fliehend fallen würde, die Wüthenden würden ihn zerreißen und fressen.

Zahlreiche Beispiele von verwundeten und wehrunfähigen Soldaten in den Räuberkriegen und Aufständen beweisen dieses deutlich. Weder der Hirt noch die Heerde lassen sich indessen bei einem solchen Angriff auf einen Fremden in ihrer Ruhe stören und erst bei sehr gefährlichem Stande läßt sich der Hirt herbei, auf dieselbe Weise seine Hunde abzutreiben, d. h. er schleudert ihnen scharfkantige Steine in die mageren Rippen, viel sicherer treffend, als der Angegriffene.

Unsere Touristen waren eben am Haupteingange des Klosters vereint angekommen und

*) Lycopodium clavatum.
**) Parietaria judaica u. lusitanica.

hatten einem alten albanesisch gekleideten Mütterchen, das ihnen entgegenkam, den Wunsch ausgedrückt, hier den Tag zuzubringen, als auch der Abt des Klosters selbst herbeikam und sie freundlich willkommen hieß.

Papa Josiph, der letzte Higumenos des Klosters, war ein schön gebauter Mann in den besten Jahren, hatte im Freiheitskriege in Attika zunächst tapfer gekämpft, war in den Gebirgen hungernd und lungernd herumgeirrt wie die Anderen und hatte im Frieden, den die Europäer brachten, zurückgekehrt, sein Kloster leer und theilweise zerstört gefunden, sich aber ebenfalls, wie alle Uebrigen, eingebildet, er habe die Türken vertrieben und das Vaterland befreit. Indessen war Papa Josiph, dem der König fortan in seinem Kloster seine Tage zu beschließen erlaubte, ein zwar kluger, aber offener und selbst lustiger Mann, der ohne Umstände erklärte, daß er sein Vermögen eifrig zu vermehren strebe und daß dies in seinem Vaterlande nur mit sehr diversen Mitteln möglich sei.

Er hatte sich inzwischen in seinem leeren Kloster angewöhnt, sein sämmtliches Talent, zu regieren, an der oben erwähnten alten Frau, seiner albanesischen Haushälterin, die nur schwach griechisch sprechen konnte, auszulassen. Er schmähte und zankte mit ihr, so lange er im Kloster war, — und er besaß in Athen Häuser und besuchte sie oft und wir haben selbst oft gehört, wie sie ihm heimlich Widerpart hielt und dann und wann entgegenschimpfte: „*παλαιὸς Σκλᾶς*!“ Zur damaligen Zeit war die Bevölkerung von Attika und Böotien, die ältere von Athen selbst, rein albanesisch oder wlachisch, so daß man in größeren Dörfern, wie z. B. Menidi, das eine Athen übertreffende Einwohnerzahl hatte, nicht Wein oder Brod in griechischer Sprache verlangen konnte. Aber die Landbevölkerung lernte sehr bald eine amtliche Sprache, die eine Literatur hatte, und es kam vor, daß dieselben Albanesen, welche den Schierling um Athen ursprünglich allgemein **kirkuta** (von cicuta) hießen, zuletzt ihn als *κώνιον* bezeichneten, da sie es von uns und den gebildeten Griechen so gehört hatten. Das gemeine Volk der griechisch Sprechenden aber hieß ihn vorerst auch *βρομόχορτον* und der hellenische Name *κώνιον* war erst durch die hellenisch Verstehenden in die Sprache gekommen. So geschah es denn, daß z. B. der Engländer Hoggs, solche Bezeichnungen auf seiner Reise hörend, diese als Beweise der hellenischen Abstammung des Volkes wieder aufführte. — Unsere Gesellschaft ging nun durch das Kloster, verrichtete theilweise ihre Andacht in der Kirche und verließ es wieder an der anderen Seite, um im Freien an der oben bezeichneten Felswand zu lagern. Hier setzten sich Anastasia und ihre Mutter, Doctor und Baron stiegen ab, Manoli suchte Holzstücke und dürres Gestrippe und nach sehr kurzer Zeit war um drei kantige Felssteine ein Feuer entzündet, auf welchem das so heiß bestrittene Preisstück, an Adel gleich dem gehenkelten Dreifuß aus des göttergleichen Achill Kampfpreisen vor Troja ehedem, das **tschukali** oder der Kochtopf Janni's prangte. In ihm schmorten Zwiebeln und alle Laucharten der Gärten Athens in Oel, in ihm sollte von allen saftigen Kräutern des Hymettus ein ausgezeichnetes Mahl bereitet werden.

Während nun die Mitglieder der Gesellschaft herumgingen und sich die Gegend ansahen, da und dort den Berg zu ersteigen einen schwachen Versuch machten und dem Tschupan Michali zuriefen, er möge Ziegenmilch herabbringen, schmorten und kochten Manoli und Janni im größten Eifer, breiteten die mitgebrachten Vorräthe aus und begannen selbst ein Lied in der monotonen, traurigen Weise der Psalmodie zu singen, zahllose **Aman Aman** statt weiteren Textes einschaltend.

So war die Mittagszeit herangerückt und Alles kauerte endlich um eine Strohmatte, die als Tafel diente, auf dem Boden herum, der Mahlzeit harrend.

Baron Schluk war allbereits so schwach vor Hunger geworden, daß er zitterte, der Doctor konnte zufrieden sein, denn es war nun wirklich eine Art Liebe bei ihm eingetreten. Mit heißer Sehnsucht starrte er Anastasia an, welche die Speisen zu vertheilen begonnen hatte. Aber welch schreckliche Enttäuschung sollte dem Freßgierigen werden!

Die zarten Sellerieschnitte, die ihm die Schöne im rohen Zustande präsentirte, die ellenlangen Lauchbüschel, die jungen Knoblauchsprossen, süße Zwiebeln, denen die Holde durch Pressen mit der Hand zwischen die Knie das „Gift“ (die Schärfe) selbst genommen hatte, er konnte Nichts hinter die Zähne bringen und stellte eine Würgscene dar, die wohl den Doctor zum Mitleid, die Schöne aber zum lauten Lachen brachte. Nicht besser ging es ihm mit der schön gespaltenen Gurke und dem gelben Kohlkopfe, die beide ohne weitere Zubereitung von den Griechen mit Wollust verspeist wurden. Vergebens troff ihm fettes Oel von den Fingern, mit welchem er schwarze Salz-Oliven in Angriff genommen hatte, vergebens faßte er mit eiserner Gabel einen Haufen der geschmorten Kräuter des Hymettus! Erst, als einige Sardellen mit in Oel geschnittenen Citronenscheiben die einzige Fleischkost vorzustellen begannen, nahm er muthvoll aus einer hölzernen Flasche, der **tzitza** oder **tschodra** einige gewaltige Züge Retsinato-Wein, verschlang den sämmtlichen Vorrath von den Fischen, womit Janni ein ganzes Heer neuhellenischer Staats-Bürger versorgen zu können vermeint hatte,

und gerieth in mächtiges Staunen, als Anastasia auf einem Kohlblatte sogar einigen Caviar ihm bot. Seine Züge belebten sich, Hoffnung kehrte zurück, der Schlund arbeitete schon, da stieß er in der ihn treibenden Unruhe an den verhängnißvollen Topf! der wankte, schrecklicher Anblick für Janni, der laut aufschrie: „Nimm ihn, Manoli, kerata . . . !“ als er plump auf eine Seite fiel und in Stücke zerbrach! Da lag nun die strittige Mitgift der neuen Helena, ein Gegenstand des Jammers und der Klage! Vergebens hob Manoli die Stückchen auf und paßte sie kunstgerecht wieder zusammen. Das verbindende Glied, die topfbelebende Seele, sie fehlte!

Zahllose Verwünschungen, alle mit *νὰ τὸς* . . . beginnend, murmelten Janni und Panagi in den Bart, seufzten endlich und reichten sich stumm die Hand.

Panagi verstand Jannis Schmerz, und dieser Panagis Wonne. Es war fürder kein Wider mehr zwischen ihnen, und während der Baron blos über den zerbrochenen Topf lachte und Entschuldigungen stammelte, erklärte Janni, daß Anastasia nunmehr die Braut Panagiotis sei. Der Doctor ward sprachlos verblüfft. Der Baron stierte zuerst die Felswand, dann des Himmels heiteres Blau an. Ein ahnender Blick durchflog die ewig heiteren Himmelsräume des schönen Hellas, gleich als sollte bald seiner Sehnsucht Stillung werden. Dann fuhr er sich wieder wie rasend mit der Hand an der Stelle des Leibes herum, wo das Gränzgebiet des Herzens und des Magens liegt, wo beide ewigen Streit kämpfen, lachte bitter in sich hinein, und sah sich nach der Heimkehr um.

Das Mädchen von Athen aber kicherte und lachte ausgelassen vor Freude über ihren Brautstand, Panagis Aussehen oder Charakter kam nicht im Entferntesten in Betracht. Die Mutter pries Gott in allen Redensarten und nur Janni fühlte einen Sprung im Herzen, nicht geringer, als der des verunglückten tschukali war. Als endlich Alles zur Rückkehr eingerichtet, die Thiere bestiegen, das Gepäck geladen war, da sah man Janni heimlich die Scherben des Topfes sammeln, in ein Tuch packen, und gleichfalls mit nach Athen nehmen. Hegte der Ahnende geheime Hoffnung auf Porzellankitt oder Wasserglas? So schwer dieß zu sagen ist, so gewiß schmorten nach acht Tagen schon auf dem Heerde des Pakali in einem ganz dem zerbrochenen ähnlichen Topfe Oktopodien in Oel und Reiß. Wieder sprühten die Funken, rieb er die braunen Waden, und rief den Gästen fröhlich sein „*ἐφθασα*“ zu. Am Osterfestabend erregte er durch seinen neuen Anzug den Neid aller Genossen. Und der arme Baron lag in verzehrender Fiebergluth in der Locanda — alle Pulver und Tränke des Doctors waren vergebens, fruchtlos entfaltete Druck, der treue Diener, Cervelat und Salami, Westphälischen, Hammelskeulen, Gorgonzola und Strachino, Porter und Ale, der Baron ward immer schwächer und nach drei Tagen starb er, als gerade der Lloyddampfer für Alexandrien lichtete. Er hatte die Hand fest auf die Herzgrube gelegt, die Stelle bekanntlich, wo der — Magen liegt. Als der Capitain und der Doctor ihm die letzte Ehre erwiesen hatten, entspann sich auf der Rückkehr vom Gottesacker zwischen ihnen folgendes Gespräch:

„Mich wunderte wirklich,“ sagte der Doctor, „daß die Sektion ein ganz normales, gesundes Herz beim armen Baron nachwies — ich war zuletzt fast der Meinung, daß er gar keines habe, so schwer war es, in ihm ein Gefühl von Liebe zu entzünden.“

„Pah!“ meinte der Capitain, „Herz haben! Das hat freilich Jedermann, Verliebte und nicht Verliebte, aber die Liebe sitzt nicht darin. Du hast ihn total falsch angegriffen, wenn du auf sein Herz kurirtest, um ihn verliebt zu machen.“

„Die Liebe sitzt im Magen, Freund, das ist die Sache. Warum sagt das Volk, wenn es den höchsten Grad von Liebe ausdrücken will: es habe Jemand zum Fressen gern? warum kann man durch starkes Trinken sich, wie ich selbst erfuhr, die Liebe vertreiben, gleichsam ersäufen? Warum erfolgt Appetitlosigkeit nach dem Verlieben? Warum drücken verliebte Menschen die Hand auf die Herzgrube, und klagen über Herzweh, während doch das Herz hier gar nicht liegt, sondern der Magen? Der Kuß selbst ist ein Eßversuch, dessen Reiz gerade in dem gegenseitigen Bewußtsein der Unmöglichkeit des Vollzugs liegt. Hungerleiderei, wie Fraß und Völlerei tödten die Liebe, ein gesunder Trunk und ein wackeres Essen fördern sie. Dadurch wird sie solid und fest, und eine Braut, die nicht wacker essen kann, wird eine üble Hausfrau. Die Thiere werden im Naturzustande erst dann verliebt, wenn sie reichlich zu essen und zu trinken haben —“

Der Doktor lächelte trübe und entgegnete nur, daß daraus allerdings folge, daß man in Griechenland lieblos sei, weil man so entsetzlich viel faste. Es scheine ihm selbst fast so, daß des Barons Uebel im Magen gelegen habe.

„Gewiß, gewiß,“ fuhr der Capitain eifrig fort, „er starb am gebrochenen — Magen.“

Ausflug nach dem Gebirge Virginiens

im Sommer 1856.

Von Talvj.

I.

Unterwegs.

Wenn die ersten Frühlingslüfte erwachen nach dem kalten, langen Winter — kalt und lang in New-York, trotz seiner neapolitanischen Breitenlage — so drängt sich bei uns auch die Frage hervor: wie bringen wir den Sommer zu? wo richten wir den Wanderstab hin? wo finden wir dies Jahr ein Asyl vor der glühenden Hitze, vor dem betäubenden Staube und Geschäftslärme der Stadt? Westen und Norden und Nordosten, Seeküste und Gebirge — alles war nach einander durchgekostet. Nur der Süden dieser Vereinigten Staaten war uns bisher noch unbekannt geblieben. Im Winter, der Jahreszeit, die zur Bereisung jener Gegenden am paßlichsten ist, banden Geschäfte das Haupt der Familie an die Stadt. Indessen hoffte ich fest, daß wir dies Jahr zu Anfang Mai würden aufbrechen können. So wären uns zwei Monate einer erträglichen Temperatur geblieben, um uns wenigstens in die südlichen Seestädte zu wagen.

Allein unversehens kam bei allerlei Geschäften die Mitte, ja endlich die letzte Woche des Juni heran und es durfte an die südlichen Regionen nicht mehr gedacht werden. Nur die Gebirge Virginiens blieben noch übrig, das wunderbare Alleghanihochland mit seinen unzähligen Heilquellen, dessen grüne Thäler in ihrer erfrischenden Kühle den Bewohnern des glühenden Südens noch in den Tagen des Augusts ein erquickendes Asyl gewähren. Waren wir nur erst über den blauen Rücken (blue Ridge) hinweg, der sich in ununterbrochener Länge von Südwest nach Nordost durch ganz Virginien streckt, und jenes Hochland von uns abschnitt, so war uns nicht bange. Allein dorthin ging der Weg über Philadelphia, Baltimore und Washington — durch das flache, heiße Land und die in langen, graden Straßen zwischen aufgethürmten Backsteinen eingeklemmte Sommergluth. Es ward vorgeschlagen, zu Wasser nach Richmond zu gehen, und von da auf der Eisenbahn nach Goshen, dem Punkte, wo das Fegefeuer Virginischer Landkutschen beginnt. Allein das hätte uns nur noch tiefer in die südliche Atmosphäre gebracht. Da nun aber der Zeitpunkt, wo die Reisenden in Luftballons von Ort zu Ort fliegen können, noch nicht gekommen ist, und wir uns vor der Hand noch mit der Dampfkraft begnügen müssen, so wurden nur die beiden Routen zu Wasser und zu Lande in die Wagschale gelegt, und die, in der der Weg über die großen Städte lag, sank.

Gesagt, gethan. Am 23. Juni, Abends um 6 Uhr, verließen wir New-York mit dem Nachtzuge, und nicht volle 12 Stunden brachten uns nach Washington. Eine grade nicht überlange Zeit für eine Entfernung von 50 deutschen Meilen, wenn auch verhältnißmäßig eine viel längere als die, welche die Züge nach Boston und Albany nehmen. Wer sich aber schmeichelt, diese Nachtreise im Schlafe, wenigstens im Halbschlafe machen zu können, und sich, ohne sich individuell von der Stelle zu bewegen, gleichsam wie im Traume von der Metropolis des Landes in die Metropolis der Vereinigten Staaten versetzt zu sehen, der macht seine Rechnung ohne den Wirth. Die Reise führt durch zwei große Städte, über drei mächtige Ströme und in vier verschiedene Gebiete. Nach unsrer genauen Zählung, waren eilf verschiedene Vehikel nöthig, um uns in noch nicht zwölf Stunden von New-York nach Washington zu bringen. Zuerst die Kutsche, die uns von unsrer Wohnung oben in der Stadt nach der Fähre im untern Theile derselben führte. Zweitens eben diese Fähre über den Hudson. Drittens der Eisenbahnwagen, oder wie man im französisch-englischen Zwitterdeutsch sagt, der Waggon, der uns bis nach dem Delaware, Philadelphia gegenüber brachte. Viertens die Fähre, über den Delaware. Fünftens der Omnibus, der die Reisenden durch die Stadt nach der Eisenbahn trägt. Sechstens der Eisenbahnwagen bis zum Susquehannah. Siebentens die mächtige zweistöckige Fähre, die diese hinüberführt und in deren unterm Geschoß man nach Belieben sein Abendbrot ißt, während die gemäßigte Kraft einer Locomotive über seinem Haupte das Gepäck auf das zweite Stockwerk dieses Ungethüms von einer Fähre donnert. Achtens wieder der Eisenbahnwagen nach Baltimore. Neuntens der Pferdezug derselben durch diese Stadt. Zehntens der Dampfwagen nach Washington. Endlich eilftens und letztens die Kutsche, die den erschöpften Nachtfahrer ins Hotel trägt. Alles geht rasch und wie am Schnürchen. Allein wer könnte bei solchem beständigen Aus- und Einsteigen wohl seine Nachtruhe halten?

Die Hotels von Washington gelten alle für eben so schlecht als theuer. Wir fuhren zu Millards, um seiner bequemeren Lage willen. Der Ruf dieses Hauses, das sich bisher da meist Nordländer hier einkehren, von Raufereien ziem-

lich frei gehalten, hat kürzlich durch Herberts blutige That, deren Gerücht, fürcht' ich, auch nach Europa gedrungen, einen gewaltigen Stoß erlitten. Während unsres Aufenthalts in Washington lag der Fall grade vor dem Gerichte, seitdem ist er, zur Schande der Washingtoner Gerichtspflege sei es gesagt, zu Gunsten des Todtschlägers entschieden worden, während die Schuld desselben so offen vor der öffentlichen Meinung als vor Gericht liegt. Philemon T. Herbert, aus Alabama nach Californien übergesiedelt und als Repräsentant dieses Staates in Washington, trat eines Morgens, nachdem die sehr liberal angesetzte Frühstückszeit schon längst abgelaufen und nichts mehr vorhanden war, von ein paar anderen Raufbolden begleitet, ins Frühstückzimmer des Hotels und forderte, ohne Zweifel durch eine wüst durchbrachte Nacht verstimmt, auf herrische Weise sein Frühstück. Einer der irländischen Bedienten antwortet, daß die Frühstücksstunde vorüber sei und er es erst im Office melden müsse. Der deutsche Leser muß wissen, daß der Reisende nach amerikanischer Sitte tageweise bezahlt und daß er z. B. in Millards Hotel für die $2^3/_4$ Dollar (noch nicht ganz 4 preußische Thaler), die man ihm täglich abnimmt, von 7 bis 11 Uhr ein reichliches Frühstück, zweimal am Tage eine wohlbesetzte Mittagstafel und Abends wiederum von 7 bis 11 Uhr ein (ziemlich frugales) Souper bereit findet. Was zwischen diesen Zeiten gefordert wird, muß extra bezahlt werden.

Herbert, durch die Antwort des Bedienten noch mehr gereizt, erneuert seinen Befehl mit einem beleidigenden Schimpfwort, das Jener nicht unnatürlich mit keiner feinen Redensart beantwortet. Dies zieht dem Diener Mißhandlung zu, auf deren Abwehr und ohne Zweifel Gegenwehr der Wahnsinnige eine geladene Pistole zieht und den Unglücklichen niederschießt. Ein Haufen irländischer Bedienten dringt auf ihn ein; seine Begleiter — alles wüste, rohe Gesellen mit militärischen Titeln — werfen sie zurück. Der Mörder wird festgenommen, aber auf Bürgschaft entlassen und hat wirklich die Stirn wieder im Congreß zu erscheinen. Vor Gericht zeugen die Landsleute des Gemordeten gegen ihn, die Raufbolde — südländische Cavaliere — für ihn. Er sei von jenem zuerst thätlich angegriffen, behaupteten sie, und habe nur vertheidigungsweise verfahren. Das Zeugniß der Bedienten ist verwirrt; das ihre trägt sichtlich das Gepräge der Lüge. Dabei verweigert der Einzige, der die Sache vollständig aufklären könnte, der niederländische Geschäftsträger, Monsieur Dubois, der, in einer Ecke des Gemachs sitzend, sich die Sache ruhig mit ansah und sich erst fortschlich, nachdem der Schuß gefallen war, sein Zeugniß. Er beruft sich auf sein diplomatisches Privilegium und schweigt. Die Folge ist denn, daß ein Herbert befreundetes oder von ihm bestochenes Gericht seine Schandthat für „zu rechtfertigenden Todtschlag" erklärt hat und ein von der Gesellschaft anerkannter Verbrecher mit frecher Stirn unter dem Schutz des Gesetzes sich frei umherbewegt.

Unterdessen ist die Partei lasterhafter Willkür in Californien, die diesen Herbert zu ihrem Repräsentanten erwählt, gestürzt worden und die Nemesis mag ihn vielleicht dort noch erreichen. Betrug, Gewaltsamkeit und der Egoismus der Mehrzahl der nur mit schnellem Erwerb beschäftigter friedlicher Bürger hatte dort die Zügel der Herrschaft in die Hände des allerunwürdigsten Gesindels gebracht, einer frechen, raubsüchtigen, verbrecherischen Rotte, bis endlich, aus ihrem selbstischen Treiben empört aufgeschreckt, die Besseren sich zusammenrafften, ein „Wachsamkeits-Comitee" bildeten, unter der Autorität desselben jene Rotte verjagten und die Zügel der Regierung ergriffen. Auch dieses war Gewaltthat. Wer aber mag läugnen, daß es Perioden in der Geschichte giebt, wo der wackre Mann für sich selbst einzustehen hat, wenn er der zermalmenden Faust des Bösen entgehen will, und wo der Wille des Besseren an die Stelle des erlahmten, verfälschten Gesetzes treten muß? Die primitiven Zustände Californiens und des Westens überhaupt mahnen uns einerseits oft an die des Mittelalters, wo sich auch oft Jeder selbst helfen mußte, so gut es gehen wollte. Andererseits bieten sie auch wieder in der genauen Berührung der tiefsten physischen Rohheit mit den Blüthen einer raffinirten Civilisation, die dort in wunderbarer, fast unnatürlicher Schnelle aufschießen, ein total verschiedenes Bild dar. Nur sollte der Europäer sich abgewöhnen, die heterogenen Theile der Vereinigten Staaten immer als ein Ganzes zu beurtheilen. Der verthierte Kohlengräber in Northumberland und der Londoner Literat, sind sie nicht beide Engländer? Die von ihrem Priester blind geführte Gemeinde der Vendée und die Socialisten von Paris, sind sie nicht beide Franzosen? Die Lüneburger Haide und das Salzkammergut, — ist nicht beides deutsches Land? Kaum weniger verschieden sind die geordneten, durchgebildeten Zustände von Massachusetts von den primitiven, rohen von Arkansas. Kaum weniger contrastirt Lebensart und Sitte am Hudson mit der am Columbia. Und doch ist der Maßstab des Europäers für den „Amerikaner" und seine republikanischen Institutionen immer ein und derselbe und die Fragen und Bemerkungen, mit denen der transatlantische Reisende oft in den gebildetsten Zirkeln der europäischen Gesellschaft bewirthet wird, zeugen von einer unglaublichen Verworrenheit geographischer und ethnographischer Begriffe.

Washington liegt gar herrlich über eine etwas erhöhte, wellige' Ebene ausgebreitet und das mächtige Kapitol, das einen der höchsten Punkte einnimmt, zeigt sich meilenweit durch ein blühendes Land. Die Anlage der Stadt ist großartig und einigermaßen amphitheatralisch. An der einen Seite des Halbkreises steht „das weiße Haus"; auf der anderen Seite desselben das Kapitol, beide etwa anderthalb Viertelstunden auseinander und durch eine lange, breite Straße, die Avenue von Pensylvanien, mit einander verbunden. Aehnliche Avenuen, nach den verschiedenen Staaten genannt, laufen noch eine Menge in allen Richtungen und in maßloser Breite durch die Stadt und dazwischen; alle im rechten Winkel, eine Unzahl von Straßen, großentheils nur ausgelegt, nicht bebaut, so daß der alte Witz, daß Washington mehr Straßen als Häuser habe, noch immer zu passen scheint. Nichts aber kann geschmackloser sein, als das pedantische Namenssystem dieser Straßen. Die zwischen Nord und Süd werden gezählt: 1, 2, 3, 4 u. s. w. und abgetheilt in Nord und Süd; z. B. Nord third street, South fourth street etc. Die von Osten nach Westen laufenden sind dagegen nach dem Alphabet getauft: A, B, C u. s. w. bis W, und auch wieder vom Mittelpunkte abgetheilt in Ost und West! z. B. East F. street, West M. street u. s. w. Sollte man nicht glauben, man beträte eine Elementarschule? Wahrhaftig, das ist noch ärger, als die graden Linien auf der Karte der Vereinigten Staaten, die einem theuren europäischen Freund, einem exclusiven Anhänger der historischen Schule und organischer, sich aus sich selbst entwickelnder Zustände immer eine Art von Schauder einzuflößen pflegten.

Seit den neunzehn Jahren, daß wir beiden älteren Reisenden Washington nicht gesehen, hatte es sich ohne Zweifel nicht unbedeutend verändert. Wenn ich aber bedenke, wie viele neue, blühende Städte während dieser Zeit nur eben erst aus ihrer Wurzel aufgeschossen sind, — die schon jetzt Washington an permanenter Bevölkerung theils übertreffen, theils beinahe gleichkommen, — wie z. B. Chicago, Milwaukie, Lowell, — so kann ich kaum an das Gedeihen einer Pflanze glauben, die so ganz wider die Natur des Bodens, sich so langsam entwickelt und unter allen möglichen Begünstigungen in mehr als einem halben Jahrhundert noch nicht weiter gekommen ist. Freilich gehört einige Zeit dazu, ein Stück Land, eine deutsche Meile in Länge und über eine halbe in Breite, vollständig zu bebauen. Man hat Washington oft „the City of magnificent distances" genannt, Dickens meint, man sollte es „the City of magnificent intentions" nennen. Trotz seinen 40 bis 50,000 Einwohnern hat der Ort ein wüstes, zerfallenes, unschönes Ansehen. Die leeren Straßen erscheinen bei ihrer ungemeinen Breite noch leerer als sie sind und eben dieser Breite wegen machen auch die an sich nicht hohen Häuser den Eindruck von kleineren Gebäuden, als sie der Wahrheit nach sind. Die Reicheren unter den eigentlich hier Ansässigen bewohnen überdem großentheils schöne, in ländlichem Styl erbaute Häuser in der Nebenstadt Georgetown, oder sonst außerhalb der Stadt, so daß man selbst in den ansehnlichsten Straßen nur sehr vereinzelt stattliche Häuser sieht.

Darunter zeichnen sich freilich besonders die öffentlichen Gebäude aus, die sämmtlich in der Avenue von Pensylvanien und da herum stehen; die verschiedenen Ministerien, das Generalpostamt, das Patentoffice, — lauter höchst stattliche, würdige, mitunter außerordentlich schöne Bauwerke. Nur das Smithsonsche Institut, auf dessen verfehlten Bau viele Tausende verwendet worden, steht in monströser Geschmacklosigkeit, mit Thürmen und Zinnen versehen, in seinem eigenen großen, noch im Werden begriffenen Park, mehr einem Gefängniß, als einer friedlichen Lehranstalt gleichend. Der dunkelrothe Sandstein, aus dem es gebaut, gleicht ganz neuem Backstein und macht den Effect der ungeheuren Structur in ihrem flammenden, schreienden Gewand wahrhaft unangenehm, besonders in heißem Wetter. Leider soll die Einrichtung des Innern dieser in ihrem Plane so herrlichen Anstalt nicht weniger verfehlt sein. Nach zehn Jahren ist es noch immer nicht ausgebaut, und unfertig, die ihm zugedachten Schätze und Merkwürdigkeiten aufzunehmen, die das Patentoffice fast erdrücken.

Die Zahl der permanent hier wohnenden, zur höheren Gesellschaft gehörigen Familien ist verhältnißmäßig klein. Nur während der Sitzungen des Congresses strömt es ihr von allen Seiten zu. Sie ist aus den verschiedenartigsten, buntesten Elementen zusammengesetzt und besonders reichlich mit Abenteurern und Glücksjägern durchspielt, aber eben darum belebt und pikant. An Luxus, Kleiderpracht und Thorheiten aller Art fehlt es nicht. Alle zwei Jahre tritt zwischen dem 4. März und dem ersten Montag im December eine Pause ein. Der Gesellschaftsstrudel und Wirbel geräth plötzlich ins Stocken; der Congreß ist aufgelöst, die buntscheckige Menge stäubt auseinander. Diese Periode wird von den Washingtoner Familien zu möglichsten Einschränkungen und streng häuslichen Freuden benutzt. Die Damen tragen ihre alten Kleider und Hüte auf, die Haushaltungen erholen sich und das ganze sociale System der Metropolis erhält plötzlich einen veränderten Anstrich.

Es soll hier acht bis neuntausend Deutsche geben. Wir bemerkten in den Geschäfts- und Gewerbsschildern unendlich viel deutsche Namen.

Der Schnittwaaren- und Galanteriewaarenhandel scheint hier, wie in mehreren Städten der Union, großentheils in den Händen deutscher Juden zu sein.

Die Veränderung, die mir am angenehmsten auffiel, war in den großen Baumanlagen um das Capitol und das Präsidentenhaus herum. Alles war herrlich und schattenreich herangewachsen und die Umgebungen des letzteren besonders waren zum schönsten Park geworden, in dem sich jeden Sonnabend Nachmittag bei voller Musik die gute Gesellschaft Washingtons versammelte, während jeder Mittwoch in den Anlagen des Capitols eine gemischtere Menge zusammenströmen sah. Am gewaltigen Gebäude des letzteren war man mit bedeutendem Anbau beschäftigt. Die Räume, die für die Deputirten der anfänglichen dreizehn Staaten groß genug waren, wollten schon längst nicht mehr ausreichen. Zu den Statuen und Bildern, welche den Portico und die Rotunden zieren, war manches Neue gekommen und es war hier und namentlich auf dem Patentoffice genug zu sehen und zu betrachten, der Umgegend nicht zu gedenken, die zu gar schönen Spazierfahrten einladet.

Auch das „weiße Haus", das an Pracht und Umfang freilich manchem europäischen Ministerpalais nachsteht, allein nach meiner Ansicht in seiner würdigen und eleganten Einfachheit für den Präsidenten einer demokratischen Republik, der nach vier Jahren wieder in den Privatstand zurücktritt, durchaus passend ist, war vor Kurzem wieder von Neuem decorirt und sah inwendig neumodischer und zierlicher aus, als wie wir vor neunzehn Jahren in diesen edeln Räumen den greisen, martialisch blickenden Jackson besuchten. Noch seh ich ihn vor mir mit seiner langen, mageren und doch von einer eigenen Würde beseelten ritterlichen Gestalt! Wie man auch über den alten Krieger denken und welche politische Irrthümer er auch immer begangen haben mag, dies Haus hatte an ihm wahrhaftig einen würdigeren Insassen, als es jetzt hat, und die Republik ein würdigeres Haupt. Nur dachte ich mit Schmerz an die trauernde Mutter, die vor drei Jahren hier einzog! Mrs. Pierce verlor, kurz nachdem der Ehrgeiz ihres Gatten durch seine Wahl zum Präsidenten eben gekrönt war, ihr einziges Kind durch einen Unfall auf der Eisenbahn. Mit einem gebrochenen Herzen betrat sie ihren glänzenden Standpunkt. An sich schon der Welt und ihren Freuden wenig zugethan, mögen ihr die Opfer, die sie ihrer Stellung zu bringen hatte, doppelt schwer geworden sein. Jetzt waren übrigens die üblichen „levees", diesen seltsamen Namen führen hier die Abendgesellschaften des Präsidenten, längst vorüber.

Aber wenn dem auch nicht so gewesen wäre, wir würden uns ihnen bei der mit Macht eintretenden Hitze doch entzogen haben. Gern hätten wir zu dieser Jahreszeit, wie Philadelphia und Baltimore, auch Washington vermieden. Allein die jüngern Mitglieder der Familie kannten die Hauptstadt noch nicht. An allerlei Sehenswürdigkeiten fehlt es ihr nicht; auch lagen einige interessante Gegenstände in Senat und Haus vor und überhaupt hat in dieser aufgeregten Zeit die Politik ein so Alles absorbirendes Interesse gewonnen, daß keiner unter uns war, der nicht gern die Licht- und Nachtgeister, deren Kämpfe wir bisher nur in den Zeitungen verfolgt, einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte. Eine dunkle Wolke hängt über den innern Zuständen dieses Landes. Die übermüthige Anmaßung und selbstische Verblendung des Südens haben sie herauf beschworen; die engherzige Geldgier des Nordens und die feige Angst desselben vor dem Gespenst einer Auflösung der Union haben sie unthätig aufsteigen sehen ohne für Schutz und Obdach zu sorgen, bis sie schwer und schwarz und jeden Augenblick zu brechen drohend über unsern Häuptern hängt. Es ist unbegreiflich wie lässig und gleichgültig der Norden so viele Jahre lang die Uebergriffe des Südens mit angesehn hat! Erst die Aufhebung der Missouribill hat die Sklavenfrage zu einer Lebensfrage gemacht, an deren Lösung auch Frauen und die anwachsende Jugend einen lebhaften Antheil nehmen. Besonders hat der eben so feige als rohe Ueberfall des edlen Sumner durch die mörderische Hand des elenden Brooke eine gerechte Empörung im Norden geweckt. Für meine mit amerikanischen Verhältnisse nicht genügend vertrauten Leser mögen die folgenden Erläuterungen dienen.

Bekanntlich hat der Congreß, d. h. die Regierung des Ganzen der Vereinigten Staaten, durchaus nichts mit den innern Einrichtungen der verschiedenen einzelnen Staaten zu thun, und können die nördlichen Staaten die Aufhebung der Sklaverei in den südlichen Staaten ebensowenig bewerkstelligen als z. B. Baiern dem Königreich Sachsen eine neue Kirchenverfassung geben, oder Hessen die Würtemberger Kammern berufen könnte. Die Verhinderung der Ausbreitung der Sklaverei war demnach Alles was sich thun ließ; das Gift durfte aus den kranken Gliedern dieses gewaltigen Staatskörpers nicht in das gesunde System der Territorien dringen, über die der Congreß noch zu gebieten hatte. Daß diese der freien Arbeit überlassen bleiben sollten, war eine Uebereinkunft, beinahe so alt als die Constitution. Der Süden errang einen traurigen Sieg, indem er trotzdem im Jahre 1820 das meist von seinen Sprößlingen bepflanzte Missouri noch als einen Sklavenstaat in die Union brachte. Es geschah dieß zwar unter der

Bedingung, daß von nun an in dem ungeheueren Lande nördlich vom 37. Grade keine Sklaverei mehr geduldet werden sollte. Dennoch war die Einwilligung, die der Norden dazu gab, eine tiefe Erniedrigung, und wie sich hatte voraussehen lassen, ihr folgten Schlag auf Schlag nur immer tiefere Erniedrigungen und der Uebermuth des Südens stieg im nämlichen Verhältniß als die feige Aengstlichkeit und die Meinungszerrissenheit der nördlichen Staatsmänner wuchs.

War nicht bisher von den Sklavenhaltern selbst die Sklaverei als ein Uebel für die Herren anerkannt worden, ja, von Einigen als ein ihnen von den Britten hinterlassener Fluch? Washington hatte sterbend allen seinen Sklaven die Freiheit gegeben; Jefferson mit lauter Stimme vor dem demoralisirenden, entadelnden Einfluß dieses Systems gewarnt; Madison erklärte wiederholt, nicht ruhig sterben zu können, wenn er nicht die Ueberzeugung hätte, sein Vaterland würde dereinst von diesem Schandfleck sich rein waschen. Virginien, Kentucky, Tenessee bedachten die Möglichkeit einer gradweisen Emancipation. Soviel mir bekannt ist, ist es noch kaum ein Vierteljahrhundert her, daß man, durch das leidenschaftliche Wuthgeschrei der fanatischen Abolitionspartei verletzt, und von ihren Forderungen einer unmittelbaren und unbedingten Entsagung alles Eigenthumsrechts empört, anfing das „eigenthümliche heimathliche Institut" der Sklaverei („our peculiar domestic institution") von anderem Gesichtspunkt zu betrachten; ja, es zu pflegen und zu hätscheln. Der Gegensatz zwischen Freien und Sklaven, behauptete man, mache den Erstern erst recht zum Freien; gebe ihm erst recht das Vollgefühl des Freiheitbewußtseins. Wie die Spartaner die Heloten trunken machten, um ihren Söhnen die ganze Häßlichkeit des Lasters der Trunkenheit anschaulich zu machen, so kann nach der Ansicht dieser grausamen, selbstischen Sophisten bloß das Loos des Sklaven den Herrn nur recht den Werth der Freiheit fühlen machen und die eigne Superiorität erkennen lassen. Ich weiß nicht, ob vor Calhoun und dem Gouverneur Mac Duffie von Süd-Carolina schon je Einer diese empörende Lehre aufgestellt hat; das aber ist gewiß, daß sie jetzt eine im Süden allgemein verbreitete ist, und die frommen Christen daselbst fügen ihr noch die Ueberzeugung hinzu, daß für das umnachtete Geschlecht der Afrikaner die amerikanische Sklaverei das einzige Mittel zum Heil sei, indem sie so nach und nach das Licht des Evangeliums empfingen und Christo zugeführt würden. Ein furchtbarer Hohn, wenn man bedenkt, daß diesem unglücklichen Geschlecht die legale Ehe verweigert wird; daß die Gesetze der südlichen Staaten verbieten, sie das Selbstlesen der Bibel zu lehren und der Eigennutz der Herren einem großen Theil derselben jede Art von christlichem Unterricht verweigert!

Ja, ist doch kürzlich die Ansicht laut geworden, daß die Sklaverei eigentlich das Naturverhältniß des Arbeiters, und die Freiheit namentlich des Bodenbebauers, schwarz oder weiß, eigentlich nur eine Entartung sei! Soweit ist es bei uns gekommen!

Vor zwei Jahren erkämpften die Sklavenhalter in der Aufhebung der Missouribill einen neuen Sieg; und nun erst schien der Norden endlich wie aus einem apathischen Schlaf zu erwachen. Die Ansiedler auf dem Territorium Kansas sollten selber nach der Mehrheit entscheiden, ob sie als Sklavenstaat oder als Freistaat in die Union treten wollten, sobald das gehörige Quantum von Bevölkerung beisammen sei. Der Schlag war erschütternd; allein er war, und zwar durch die Verrätherei nördlicher Männer selber, einmal gefallen und ließ sich nicht widerrufen. Es galt nun, eine bedeutende Anzahl Colonisten aus den freien Staaten dahin zu bringen und es fehlte nicht an hülfreicher Thätigkeit, Familien aus den besten Theilen von Neu-England und andern freien Gegenden zum Auswandern zu bestimmen. Aber der Süden war noch dreimal so thätig. Er schickte, in allen seinen feindseligen und ungesetzlichen Schritten von der Centralregierung gestützt, seine wildesten Horden nach Kansas, die die friedlichen Ansiedler mißhandelten und vertrieben. Eine Art von bürgerlichem Kriege brach dort aus, wie man ihn unter der Autorisation der Regierung eines civilisirten Staates kaum für möglich halten sollte. Und wirklich autorisirte Präsident Pierce oder vielmehr das Cabinet, dessen Werkzeug er war, alle diese Barbareien und die Truppen, die er schickte, unterstützten sie.

Um diese Zeit hielt nun Charles Sumner, der Senator von Massachusetts, ein entschiedener Feind der Sklaverei, seine kühne, donnernde Rede. Er griff den Süden, besonders aber Süd-Carolina und ihren erbärmlichen Senator Butler mit tödtlichen Waffen an. Und seine Streiche trafen so gut, daß sie die Sklavenstaaten in eine sinnlose Wuth versetzten. Preston Brooks, der Neffe Butlers, und als Repräsentant für Süd-Carolina im Hause, warf sich zum Rächer seines Staates und seines Onkels auf. Wohlweislich bedenkend und mit einigen Spießgesellen berathend, daß Sumner viel stärker sei als er und daß das Ding gefährlich werden könne, wenn er ihn an einer Stelle angreife, wo jener sich wehren könne, überfiel er den edeln Mann, als er nach Aufhebung der Sitzung noch im Lehnstuhl eingeklemmt hinter seinem Schreibpult ganz allein emsig beschäftigt im Senatssaal saß, erklärte in kurzen Worten, ihn für seine Belei-

digungen Carolinas strafen zu müssen und fiel sogleich, ohne ihm einen Augenblick Zeit zur Antwort zu geben, mit wüthenden Stockschlägen über ihn her. Es gelang ihm, den Aufspringenden, in seiner Bewegung Gehemmten zu Boden zu werfen, worauf er fortfuhr, auf den Bewußtlosen loszuschlagen. Zwei andere rohe Gesellen — ebenfalls Repräsentanten von Süd-Carolina, waren in seinem Gefolge und hielten die wenigen Nordländer zurück, die aus den entfernten Räumen des Saales herbeistürzten und wenigstens die Fortsetzung der Unthat zu hindern suchten.

Wie empörend roh und gemein die Handlung Brooks auch erscheint, die nur auf das Leiseste mißbilligende Aufnahme derselben im Senat, der großentheils Sumner feindlich gesinnt war, und der laute fanatische Beifall, den sie im ganzen Süden erregte, machen nur einen noch tiefer verletzenden Eindruck. Dieß deutet auf eine ganz unglaubliche Verwirrung in der moralischen Stimmung sowohl unter den vornehmsten Staatsmännern dieses Landes, als in einer ganzen Hälfte desselben, des Publikums überhaupt. Zwar glaub' ich gern, daß es im Süden viele Einzelne geben mag, die Brooks Schandthat verdammen; allein die allgemeine Stimmung ist so entschieden für ihn, er ist durch dieselbe so sehr der Liebling der Stimmführer geworden, daß jene sich nicht mit ihrer Meinung hervortrauen. Während er für seine Ritterthat mit Ehrengeschenken und namentlich symbolischen Stöcken von den Damen und Herren Süd-Carolinas überhäuft worden, und es ihm selbst nichts von seiner Glorie genommen hat, daß er seitdem sich auf eine höchst lächerliche und memmenhafte Weise einem Duell mit Burlingame entzogen, einem wackern Repräsentanten von Massachusetts, der Brooks niederträchtigen Ueberfall in einer kräftigen Rede genügend gerügt, liegt der Freiheitsmärtyrer Sumner noch immer an den erhaltenen Wunden darnieder und wird noch lange unfähig sein, seinen edeln Platz wieder auszufüllen.

Das Haus glaubte Brooks ausweisen zu müssen; allein er kam diesem Ausspruch zuvor, indem er selbst abdankte; jedoch nur um — sogleich wieder in Süd-Carolina erwählt zu werden und ohne weitern Verzug auf der Stelle als neuer Repräsentant wieder im Congreß zu erscheinen. Kann man sich eine ärgere Verhöhnung vorstellen?

Unser Besuch in Washington fiel grade in die kurze Periode, während welcher „Bully Brooks", so heißt er im Norden, abwesend war. Burlingame hatte soeben seine äußerst tüchtige und eindrucksvolle Rede zur Vertheidigung von Massachusetts gehalten. Man zehrte noch daran und verhandelte im Hause nichts von bedeutendem Interesse. Der Einzige, dem wir eine besondere Aufmerksamkeit widmeten, war Banks, der Sprecher, ein bedeutender Mann und einer, der ganz auf sich selbst ruht. Denn er war bis zum dreißigsten Jahre Maschinist; studirte dann erst die Rechte und ist jetzt, noch im besten Mannesalter, einer der tüchtigsten Staatsmänner.

Im Senat waren die Persönlichkeiten mehr hervorstechend. Zwar ist es jetzt keine Zeit sehr bedeutender Redner oder sonstiger eminenter Staatsmannstalente. Ich hatte vor neunzehn Jahren an dieser Stelle die ausgezeichnetsten Geister Amerikas sich an einander in oratorischer Kunst reiben sehen: Webster, H. Clay, Calhoun, Preston, Benton. Und doch! wie viel tiefer, wie viel inniger war das Interesse, mit dem ich die kunstloseren, minder glänzenden Reden Sewards, Wilsons, Hales, nebst Sumner, der Vorfechter der Freiheit, jetzt anhörte. Damals handelte es sich um Tarif, um die Nullificationsrechte der Staaten, um Geldgewinn und Geldverlust! Jetzt war es eine Principienfrage, eine Lebensfrage für Freiheit und Recht, die wackre, tüchtige Männer, wenn auch eben nicht Geister der allerersten Ordnung, bewegte. Sie fechten um die höchsten bürgerlichen Güter, die Freiheit ihrer Mitmenschen, die Ehre und Zukunft des gemeinschaftlichen Vaterlandes und fechten mit Muth und Geschick, mit Eifer und Klugheit. Wilson, der andere Senator von Massachusetts, ein einfacher, bürgerlich aussehender Mann, — auch er ist im eigentlichen Sinne, was man hier „a self made man" nennt, denn er war noch bis zum Mannesalter Schuhmachergehülfe, — Seward, der Senator von New-York, aus dessen nicht schönem, aber tief beweglichem Gesichte der Geist der Philanthropie, das leitende Princip seines ganzen öffentlichen Lebens leuchtet; Hale von Neuhampshire, mit einem Kopf, der Friederike Bremer an Napoleon erinnerte, voll Feuereifer und schlagenden Witzes, Foster von Connecticut, ruhig consequent, voll treffender, logisch geordneter Argumente, — dies sind jetzt die wackeren Streiter in der guten Sache, die leider, leider im Senat nur von einer geringen Minorität gehalten wird.

Unter den Nachtgeistern thut sich vor Allen Douglas, ein kleiner untersetzter Mann mit einem pfiffigen, tückischen Gesichte hervor. Eben um seiner Statur und seines großprahlerischen, unternehmenden Wesens willen führt er den Namen „der kleine Riese." Auch er ist eins der vielen Beispiele, daß in diesem Lande, wer sich irgend durch Gaben auszeichnet, leicht die Höhen der Gesellschaft erklimmen kann. Denn er war früher ein Tischler; ein Tischler nun heißt im Englischen Cabinetmaker, daher man, als er sich dazu drängte, einer der Candidaten zur Präsidentenstelle zu werden, meinte, wenn er auch sonst ein Cabinetmaker gewesen, das Ca-

binet in Washington solle er doch nicht machen. Als der eigentliche Anstifter der letzten verwerflichen Maßregeln ist er im Norden besonders verhaßt, doppelt, da er selbst ein nördlicher Mann und der Senator eines nördlichen Staates (Illinois) ist. Ihm steht Benjamin von Louisiana zur Seite, ein Jude, der mit angenehmem Anstand schön spricht, — vielleicht der eleganteste Redner im Senat, und — wenn er nicht grade betrunken ist — der alte Butler von Südcarolina, des würdigen Neffen würdiger Oheim. Eine der widerlichsten Erscheinungen ist Toombs von Alabama, der sich laut zu Gunsten des niederträchtigen Ueberfalls von Bully Brooks erklärt und so kundgegeben hat, wozu er selbst fähig wäre. Und doch kann man vielleicht einen gewissen Grad von Verblendung den südlichen Männern zu Gute halten, die der eigene Vortheil, Erziehung und Gewohnheit gleichsam zu natürlichen Vertheidigern der Sklaverei macht. Wie tief verächtlich aber erscheinen diejenigen Nordländer, welche aus persönlichem Ehrgeiz oder aus Stumpfsinn Vaterlandsehre, Constitution und die Rechte der Menschheit so emsig mit untergraben helfen!

Einer der Gegenstände, über den mit Eifer gestritten ward, bezog sich auf die Redefreiheit im Senat, die Trittenden von Maryland, er selbst ein vorsichtiger, mäßiger Mann, in Bezug auf Sumners donnernde Rede und ihre Folgen, einigermaßen beschränkt wissen wollte. Es war eine Sache, die Alle interessirte und zu großen Meinungsverschiedenheiten anregte. Im Allgemeinen ward gut gesprochen, kurz und bündig. Nichts von besonderer Bedeutung kam vor, aber genug, um für uns die Männer, die so entschiedenen Einfluß auf das Wohl und Wehe der Nation haben, hier und da charakteristisch zu bezeichnen.

Noch eine andere Sache ward vielfältig erörtert: ob es nicht Zeit zum Vertagen sei? Seward meinte, es sei zu viel noch zu thun; die Sklavereifreunde aber, die die meisten ihrer Zwecke erreicht hatten, waren zum Schließen der Verhandlungen geneigt. Auch Hale erklärte sich dafür, indem er andeutete, daß er mehr Gutes zu wirken hoffen dürfe, wenn er zu dem Volke als Stumpfredner spreche, als wenn er in diesen Räumen seine Worte verschwende. Und möge er nur Recht haben und die neue Präsidentenwahl endlich wieder Alles zum Besseren wenden!

Ehe wir Washington verließen, beschlossen wir einen Tag dem Besuch von Mount Vernon, dem Wohnorte Georg Washingtons, zu widmen, wo er in der würdigsten republikanischen Einfachheit sein edles Leben beschlossen. Dieß Besitzthum, dreizehn englische Meilen von der Stadt am linken Ufer des Potomac gelegen, ist eine einfache Farm, und gegenwärtig, da der Held bekanntlich keine Kinder hinterließ, in den Händen eines Großneffen, der die Ehre seines Namens theilt. Ein Dampfschiff geht zweimal wöchentlich den Potomac hinauf bis dorthin. Schon zur Erklärung des ziemlich hohen Preises — einen halben Dollar die Person für eine Fahrt von kaum zwei Stunden; Dampfschifffahrten sind in der Regel viel wohlfeiler in diesem Lande — sagte man uns, daß der Kapitain für die erhaltene Erlaubniß, Passagiere nach dem Grundstück zu bringen, dem Besitzer die Hälfte oder nach Einigen den vierten Theil des Fahrgeldes abgeben müsse. Wir fuhren zwischen lieblich grünen, doch nur mäßig pittoresken Ufern auf dem herrlichen, breiten Strome dahin, und bei Alexandria, einer ziemlich ansehnlichen Stadt mit einem mächtigen Hafen, vorbei. Dieß ist ungefähr die Mitte des Weges. Dann landeten wir am Fuße eines sanften grünen Abhanges, auf dessen Höhe ein mäßig großes hölzernes Haus eine gar anmuthige Lage hat. Es ist zweistöckig, in ziemlich guten Verhältnissen gebaut und wenn auch von altväterischem, doch keineswegs geschmacklosem und unwürdigem Ansehn. Wie wir es beim Heraufsteigen durch die Büsche und Bäume schimmern sahen, nahm es sich gar malerisch aus; beim Näherkommen jedoch fiel uns das ganz verfallene, vernachlässigte Ansehn desselben höchst unangenehm auf, in welcher Hinsicht es freilich mit seinen Umgebungen nur zu sehr harmonirte. Dagegen ist die Aussicht von oben auf den mächtigen Strom und das blühende Land unbeschreiblich schön.

Ich hatte in Friederike Bremers Buch über Amerika von „einem großen, im englischen Styl angelegten Park“ sowie auch von einem darin stehenden „schönen Mausoleum“ gelesen, das die Ueberreste Washington's und seiner Gattin enthalten sollte. Allein ich fürchte, sie war bei dieser Gelegenheit nach ihrer Art, ausschließlich Menschen und nur wenig Natur und Umgebung zu beobachten, so ganz von des Senators Corwin Unterhaltung hingerissen, daß sie sich beim Zuhausekommen nicht deutlich erinnerte, was sie gesehen, und die Dinge mehr beschrieb wie sie eigentlich hätten sein sollen, als wie sie wirklich waren. Wenigstens sahen wir statt des großen Parks mit seinen englischen Anlagen nur um das Haus herum einige schlechtgehaltene Grasplätze, nach dem Niederhange des Hügels zu von Büschen und Bäumen begränzt. Hinter dem Hause schlossen sich gleich Felder und ein gewöhnlicher Küchengarten an; hinter der sorgfältig verschlossenen Gitterthür des letztern verkaufte ein Neger grob gehauene Stöcke, aus einem, wie er sagte von General Washington selbst gepflanzten, Baume gearbeitet. Man wollte wissen, daß auch dieser Profit dem jetzigen Eigenthümer zukomme.

Und das „schöne Mausoleum?“ Schon beim

Heraufkommen, unweit der Landung ward uns der ganz verfallene, eigentliche Begräbnißplatz des Helden und seiner Gattin gezeigt. Es ist das Familienbegräbniß, und mehrere einstige Mitglieder des Hauses ruhen noch dort; für die Leichen Washingtons aber und seiner Gattin hat, ich glaube der vorige Besitzer, nicht weit davon eine höchst ordinaire Gruft von Backsteinen errichten lassen. Hier sieht man hinter einem Gitter zwei sarkophagähnliche Grabmäler, die die Särge des Ehepaares enthalten sollen. Zwischen denselben und darum herum lag Schutt und Schmutz aufgehäuft; und die nächste Umgebung der Gruft — sie liegt dicht am Fußpfade — war so ganz versäumt und vernachlässigt, daß, sollte ich meinen, Niemand, der das Andenken des wahrhaft großen und tugendhaften Vaters seines Landes ehrt, es ohne Empörung sehen kann.

Ein ähnlicher Geist waltet im Hause, in dem der Held sein Alter verlebte. Da die Familie des jetzigen Besitzers es bewohnt, so kann man es ihr nicht verdenken, daß sie nicht das Ganze der öffentlichen Inspection unterwirft. Nur zwei der untern Zimmer stehen gegenwärtig offen; das Sterbezimmer des Helden, das sonst gezeigt ward, ist jetzt verschlossen, und das Bett, auf dem er verschied, wird im Hause des Herrn Custis zu Arlington, eines Abkömmlings von Washingtons Stief- und Pflegesohn, aufgehoben und nebst mehreren andern Andenken sehr hoch gehalten und mit der gefälligsten Höflichkeit gezeigt. Die beiden Zimmer aber auf Mount Vernon, die wir neugierigen Reisenden besuchen durften, enthielten zwar eine Menge alter Stühle und Tische, aber mit Ausnahme eines kleinen Jugendportraits des Helden und dem Schlüssel der Bastille, den Lafayette ihm zugesandt, nichts, gar nichts, was mit ihm in Zusammenhang gestanden, oder einen unmittelbaren Bezug auf ihn gehabt hätte. Ob irgend etwas von dem altväterischen Mobiliar, das hier wie in einer Rumpelkammer zusammenstand, je ihm angehört habe, mag schwer auszumachen sein. Form und Arbeit deutete auf eine viel spätere Zeit. Es schien vielmehr, als habe man Alles nur hierhergestellt, was im bewohnten Theile des Hauses überlästig war.

Aus diesen Andeutungen kann man ermessen, was der Eindruck eines Besuches von Mount Vernon ist. Es ist ein in der Nation weitverbreiteter Wunsch, daß der Congreß Haus und Grundstück kaufen und es als ein in seiner Einfachheit würdiges Monument des großen Mannes, der diesen Ort liebte und pflegte, dem Vaterlande erhalten möge. Noch sind keine durchgreifende Schritte deshalb geschehen; doch kommt der Plan immer wieder von Neuem in Anregung; von ganzem Herzen will ich hoffen, daß er endlich ausgeführt werden möge.

Am Sonnabend, den 28. Juni verließen wir in aller Frühe Washington, gingen auf einer gewaltigen Dampffähre auf dem Potomac nach Alexandria und von dort auf der Eisenbahn bis nach Staunton. Wer aus den nördlichen Staaten kommt, wird sogleich, wenn er „the old Dominion“ (das alte Gebiet), wie Virginien als Colonie hieß, betritt, einen Unterschied der Verhältnisse und Einrichtungen wahrnehmen, der mehr und mehr hervortritt, je weiter er in die Sklavenstaaten hineindringt. Eine gewisse Schlaffheit, eine gewisse Unpünktlichkeit ist in allen Dingen sichtbar. Ein endloses Zögern und Zaudern, und unregelmäßiges Fahren brachten uns statt Nachmittags um ein Viertel nach drei Uhr, der bestimmten Stunde, erst gegen fünf Uhr nach Staunton. Zum Theil ward dieser überlange Aufenthalt dadurch veranlaßt, daß den Tag zuvor der Schluß des Collegiums in Charlotteville Statt gefunden hatte und eine große Zahl der Studenten sowie der Besucher der dabei stattgehabten Festlichkeiten eben aufbrach, was das Anhängen mehrerer „Cars“ nothwendig machte. Allein nur zum Theil. Denn so lange wir dieß Mal wie später in Staunton verweilten, kam der Zug an jedem Tage zu verschiedener Stunde an.

Das College in oder vielmehr bei Charlotteville ist die unter Jeffersons Auspicien im Jahre 1819 gestiftete „Universität von Virginien.“ Das Städtchen liegt freundlich und anmuthig, allein ohne eigentliche pittoreske Schönheit; denn erst eine beträchtliche Strecke weiter davon fängt das Land an, sich zu dem blauen Gebirgsrücken zu erheben, der ganz Virginien in Ost- und West-Virginien zerschneidet. Alles was im Osten dieses blue Ridge liegt, der das Rückgrat (Backbone) von Virginien genannt wird, ist mit Ausnahme einer kurzen Bergkette mehr im Süden, vollkommen flach und endet im Südwesten in dem unseligen Landestheile, den man den dismal Swamp nennt, die Scene des neuesten Romans der Verfasserin von Uncle Toms Cabin.

Die „Universität von Virginien“ hat sich, trotzdem, daß man in dieser Hinsicht hier zu Lande nicht eben große Ansprüche macht, grade nicht durch Gelehrsamkeit einen Namen erworben, sondern vielmehr durch die Cavaliersmanieren und Disciplinsünden ihrer Studenten. Ihre Gebäude, die sich hübsch genug ausnehmen, liegen ein Viertelstündchen vom Städtchen ab: eine lange, niedrige, symmetrisch angelegte Häuserreihe, die Professoren- und Studentenwohnungen, Lehr- und Speisezimmer in sich vereinigen, und drei Seiten eines Vierecks bilden. Durch einen großen grünen Platz vom Wege getrennt und mit einem Hintergrunde von Bäumen und Büschen machen sie einen ganz hübschen Effekt.

Eine gute Stunde von Charlotteville, am Ufer des Flusses Rivanna, wo es sich zu einer

Höhe von mehr als fünfhundert Fuß erhebt, liegt der einstige Wohnsitz Jeffersons, Monticello. Die Aussicht, die auch die Universitätsgebäude einschließt, ist von unnachahmlicher Schönheit. Das Haus aber, das er sich selbst erbaut, ist weder geschmackvoll noch bequem, und namentlich durch schmale und steile Treppen verunziert, die Bodenstiegen gleichen. Das Innere des Hauses ist übrigens besser erhalten als das aus Backsteinen und Stucco bestehende Aeußere, das seinem gänzlichen Verfalle nahe ist.

Jeffersons Name wird in Virginien sehr hoch gehalten, und es ist sehr natürlich, daß ein Stamm, der auf Alles, was er besitzt und zu besitzen glaubt, so stolz ist, sich eines so bedeutenden Namens rühmt. Seine Aussprüche haben bisher hier für Orakelsprüche gegolten. Hätte man sich aber nur das mehr zu Herzen genommen, was „der Weise von Monticello" in seinen so oft citirten „Notes on Virginia" über die Sklaverei und die demoralisirenden Folgen dieser verwerflichen und sündhaften Barbarei sagt! Allein dieß Blatt des gefeierten Buches wird überschlagen; Charles Sumners Citation dieser Stelle in seiner verhängnißvollen Rede ward als eine bittere Beleidigung aufgenommen und an einem anderen unbescholtenen Manne, Namens Underwood, einem in Virginien eingebürgerten Nordländer, ist die Berufung darauf vor Kurzem in sinnloser Wuth mit Landesverweisung gerächt worden.

Nichts stimmt auch weniger zu der materiellen Verehrung Jeffersons, als der Zustand, in dem sich das Grab desselben befindet. Es liegt etwas abseits vom Wege den Berg hinauf, die umgebende Mauer ist eingefallen, die Thüre hängt halb aus ihren Angeln, die weiße Marmortafel mit der rühmenden Inschrift, die einst den granitnen Obelisk zierte, welcher die Stelle bezeichnet, ist verschwunden und der Obelisk selbst steht nur noch halb und in zerstümmelter Form. Es wird vermuthet, daß die Besuchenden, besonders wohl Studenten des benachbarten College, sich zum Andenken hier Stücke abgehauen und daß so die Zerstörung begonnen habe. Der jetzige Zustand aber und der gänzliche Verfall der Umgebung ist jedoch wohl nur grober Vernachlässigung zuzuschreiben.

Der Uebergang über den „blue Ridge" nach dem großen Thale von Virginien ist von der erhabensten Schönheit. Ein Plan, die Dampfstraße durch Schluchten und Tunnels gerade durchzuführen, war noch nicht vollständig ausgeführt; vielmehr war man eben im Bauen begriffen; wir mußten uns oft noch leise erheben und um große Höhen herumgehen, wodurch wir vielleicht an schönen Aussichten gewonnen, wenn auch an Zeit, das Capital, aus dessen raffinirter Benutzung der Amerikaner seine größten Reichthümer zieht, einigermaßen verloren. Staunton liegt im Westen des großen Gebirgsrückens und noch immer auf ziemlich hohem Boden. Es ist ein Städtchen von kaum dreitausend Einwohnern. Aber mehrere höhere Schulen, besonders aber zwei große, unter der Aufsicht des Staates stehende Anstalten, die eine für Taubstumme und, in einer andern Abtheilung, für Blinde; die andere für Irrsinnige, geben ihm ein gewisses Ansehn. Die ausgedehnten stattlichen Gebäude derselben, auf grünem Grunde und von würdigen Anlagen umgeben, zeigen sich weit und breit in der Umgegend. Besonders tritt der schöne Bau des Taubstummen-Instituts als ein gar herrliches Relief aus der dunkeln Laubwand des Berges dahinter heraus. Auch der Mangel anderer bedeutender Städte in der Nachbarschaft macht Staunton zu einem Hauptort dieses Theils von Virginien. Der Geschäftstheil des Städtchens auch hier war der Kleinhandel wieder in den Händen von Deutschen, meist von deutschen Juden, wie die Ladenschilder bezeugten — ist ziemlich zusammengedrückt. Die hübschen wohnlichen Häuser der Reichern stehen in fernerem Anbau darum herum, von grünen Gärten und Höfen umgeben. Die Gesellschaft wird als fein und gebildet gerühmt und dies, nebst der durch die erhöhte Lage des Orts gemäßigteren Sommerwärme, zieht während der heißen Jahreszeit viele Familien aus Richmond und dem sonstigen flachen Ostvirginien hierher.

Cornelie.

Eine Erzählung.

In einer der Straßen, welche sich rechts anschließen, wenn man die Champs Elysées entlang nach der Barière de l'Etoile geht, befindet sich Madame Severés' Pensionat für junge Damen, ein schmales, weißes, imposantes Haus, dessen Charakter seinem Zwecke ganz entsprechend erscheint. In Madame Severés' Institut findet strenge Aufsicht statt; die jungen Damen erfahren nichts von den lustigen Dingen, die in ihrer Nachbarschaft vorgehen, aber wenn sie in dem großen Garten herumspazieren und ihre Augen durch Nichts abgelenkt sind, so wandert ihre Einbildungskraft etwas weiter, als ihre Directrice und ihr Beichtvater es vermuthen.

Liebe, Liebhaber und Heirathen ist das Thema des Gesprächs zwischen ein paar beinahe erwachsenen Freundinnen, welche flüsternd mit einander umhergehen. Der Gegenstand jedoch, um den sich ihre Unterhaltung dreht, ist ihre hübsche Unterlehrerin.

„Geh fort, meine Liebe," sagt Fräulein Sechszehn zu Fräulein Zwölf, die sich ihr eben nähert.

„Was habt Ihr Beide nur mit einander zu flüstern?“ fragt die kleine Neugierde.

„Gar nichts, meine Liebe,“ entgegnete Fräulein Wichtigkeit, indem sie ihrer eigenen Mutter nachahmt, wenn diese sie selbst bei der Ankunft eines vertrauten Freundes aus dem Zimmer schickt. „Geh und spiele mit Emma.“

„Wie ich Euch sage,“ — fährt darauf das älteste Mädchen fort — „Madame rief sie herunter, um ihr einen Brief zu geben und Ihr könnt Euch nicht denken, wie auffallend sie erröthete. Ich bin überzeugt, daß ihr die Handschrift bekannt war.“

Und nun die Vermuthungen, ob Mademoiselle wirklich verlobt sei und mit wem? Von den Lehrern konnte es keiner sein, das war gewiß, denn sie sprach nie mit einem von ihnen, nicht einmal mit Herrn Ernest, dem Zeichenlehrer, welcher mehr als einmal die Bemerkung gemacht, welch eine vortreffliche Studie Fräulein Fischers Kopf abgeben würde. Die beiden Mädchen hielten viel von diesem Herrn Ernest. Pensionärinnen umgeben gewöhnlich die Häupter eines oder des anderen der Herren, welche die Ehre haben, sie zu belehren, mit einem Heiligenschein. So bildete sich ein junges, hübsches Ding einmal ein, in ihren Harfenlehrer, einen kleinen ältlichen Mann mit gelben Pantoffeln, sterblich verliebt zu sein — wie sie es nannte; er jedoch verachtete sie gründlich, weil ihr alles musikalische Talent abging.

Cornelie, der Gegenstand der Neugierde der Schülerinnen, hatte den Ausdruck eines entschiedenen Charakters in ihrer Erscheinung. Ihre schwarzen Augen waren von jenem sanften, nicht feurigen Schwarz, in dessen klare Tiefe man sich gern versenkt, ihre Gesichtsfarbe war dunkel und ihr wohlgebildeter Kopf von enganliegenden Flechten umgeben. Obgleich sie ein feingebildetes Mädchen war, so füllte sie dennoch die Stellung einer Unterlehrerin in Madame Severés Schule aus. Bei einer Bezahlung von 300 Franken das Jahr lehrte sie Grammatik, Geschichte, Geographie, Schreiben, Rechnen und Handarbeit jeder Art an zwanzig Schülerinnen und war außerdem verpflichtet, dieselben den ganzen Tag nicht aus dem Gesichte zu verlieren und ihnen obendrein jeden Morgen das Haar zu machen. Alle vierzehn Tage hatte sie einen halben Sonntag Ferien für sich. Ein schreckliches Leben für ein gefühlvolles, wohlerzogenes Wesen von 22 Jahren! Dennoch hatte sie es ununterbrochen vier Jahre lang ausgehalten und sah dabei heiter und rosig aus. — Sie erwartete mit aller Treue eines reinen Herzens die Zurückkunft ihres Verlobten. Noch ein Jahr und er wollte wiederkehren.

Wenn dieser Gedanke in ihr erwachte, wie beugte sie dann ihr erröthendes Gesicht und drückte ihre Hand fest auf das Herz, als könnten die starken Schläge desselben von Jemand in ihrer Nähe gesehen werden!

Cornelie war eine Waise. Ihr Vater, ein geachteter Arzt, starb zur Zeit, als die Cholera in Paris wüthete, gerade als seine beste Zeit begann. Er überließ eine Wittwe und ein kleines Mädchen dem Erbarmen der Welt. Die Umstände waren diesen armen Wesen günstig, denn einige von den vielen guten Herzen aus Doctor Fischers Kundschaft erwirkten für die Wittwe das Recht, Rauch- und Schnupftaback zu verkaufen, wodurch die arme Dame in den Stand gesetzt wurde, sich selbst zu ernähren und Cornelie zu erziehen.

Als Cornelie siebenzehn Jahre alt war, kam eines Tages Eugen Peroud und stellte sich ihrer Mutter vor. Er gab sich als Corneliens Onkel zu erkennen, da er der Sohn aus erster Ehe von Doctor Fischers Stiefmutter war. Frau Fischer nannte ihn daher „mon frère“ und Cornelie sagte im Anfang sehr respectvoll „mon oncle.“ Dieser Stand der Sachen dauerte übrigens nicht lange, denn wenn auch einiger Zweifel in Bezug auf die Verwandtschaft des Herrn Peroud obwaltete, so blieb doch durchaus kein Zweifel, daß er schön und erst siebenundzwanzig Jahre alt war. Die vorausgesetzte Onkelschaft erlaubte ein ungezwungeneres Zusammensein und Corneliens junges Herz war unwiederbringlich verloren, ehe sie noch überhaupt wußte, daß sie ein Herz hatte. Eugen brachte sie in große Verwirrung, als er sie mit einem Male „mein Fräulein“ nannte. — War er böse mit ihr?

Nach vielem Hin- und Herdenken entdeckte Eugen der Mama die Lage der Dinge. Ein Familienrath wurde mit dem Beichtvater und zwei oder drei Verwandten der Familie Fischer gehalten und dann dem ängstlichen Liebhaber erklärt, daß seine Sache gewonnen sei.

Eugen war aus einer guten bürgerlichen Familie und bekleidete damals den Rang eines Sergeanten in einem der Linienregimenter, wie dieß in Frankreich unter jungen Leuten aus guten Familien häufig vorkommt. Er hatte gute Aussichten für die Zukunft und da er nebenbei eine Rente von tausend Franken besaß, so dachte Cornelie, daß sie für ein gänzlich mittelloses Mädchen eine sehr gute Parthie mache und daß man leicht denken könne, sie habe sich durch das Interesse leiten lassen. Ihre Mutter dagegen hatte, gleich allen Müttern, die entgegengesetzte Meinung. Sie dachte, Cornelie habe sich weggeworfen. — „Ich habe den Gefühlen meines Kindes nachgegeben“, sagte sie mit mütterlicher Würde, „und das Geringste, was ich dafür beanspruchen zu dürfen glaube, ist, daß der Mann, für den mein Kind so viel opfert, freiwillig seine ehrgeizigen Pläne aufgiebt und ein ruhiges, bürgerliches

Leben führt." „Und wie sollen wir leben?" frug Eugen in einem halb unterwürfigen Tone. „Wie wir bisher gelebt haben!" sagte die Dame in derselben würdevollen Weise. „Ich habe es reiflich überlegt. Ich werde meine Concession auf meine Tochter übertragen." Eugen blickte erstaunt auf. „Was mich betrifft," — hier machte Frau Fischer eine Pause und drückte ihr Taschentuch an die Augen, „ich werde nicht lange mehr Jemand zur Last fallen." Eugen lachte über diese Bemerkung, während Cornelie ausrief: „O, Mama, wie kannst Du Deiner armen Cornelie solche unfreundliche Worte sagen? Eine Last? — Du, die so viel für uns gethan hat!" Und dann, indem sie ihre Thränen zurückdrängte, lächelte sie, lüftete das kleine nette Häubchen ihrer Mutter und zeigte den Reichthum des vollen schwarzen Haares. Streichelnd und küssend sagte sie: „Nein, nicht ein einziges silbernes Härchen ist zu sehen, siehst Du eines, Eugen? und Mama thut, als wäre sie achtzig Jahre alt." „Thörichtes Kind", erwiederte Frau Fischer, indem sie ihre Haube und die Bänder wieder zurecht machte, „was kann mein Haar damit zu thun haben, ob Eugen die Armee aufgiebt." Cornelie schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, nein, wir wollen nichts aufgeben. Wenn Eugen alt und grauköpfig ist, dann ist es Zeit genug, Rauch- und Schnupftaback zu verkaufen und wer weiß, Mama, vielleicht wird Eugen auch einmal General. Würdest Du mich nicht gern als Frau Generalin sehen, als grande dame, die sich bei Hofe zeigt?"— Bei diesen Worten erhob sie den Kopf und bat ihre Mutter schmeichelnd, nicht wieder zu sagen, daß Eugen's Liebe zu seinem Stande ein schlechtes Zeichen für die Liebe zu seiner Verlobten sei.

Endlich kam der Tag, wo nicht länger Zeit war, die Sache zu verhandeln. Die Hoffnung, daß das Regiment, welches erst kürzlich von auswärtigem Dienste zurückgekehrt war, einige Monate zu Hause bleiben werde, ging nicht in Erfüllung. Es wurde plötzlich nach Algier commandirt. Da Eugen leidenschaftlich militärische Auszeichnungen wünschte und Corneliens Ergebenheit sah, so kam er zuletzt zu der Ansicht, daß alle seine ehrgeizigen Hoffnungen nur in der Liebe zu ihr ihren Ursprung hätten.

„Du mußt gehen, Eugen," sagte sie, als er etwas ähnliches ausgesprochen hatte. „Du mußt gehen, denn wir haben zu lange gezögert, um nun einen anderen Entschluß zu fassen. — Mein tapferer Eugen, so tapfer wie Bayard selbst, muß nicht nur ohne Furcht, sondern auch ohne Tadel wie jener sein. Ich würde Eugen nicht so lieben, wie ich es thue, Mutter," wendete sie sich zu dieser, die einige Einwendungen machte, „wenn ich anders spräche."— —

„Verwundet, gelähmt, sagst Du? Nun wohl, wenn er so zurückkommt, so will ich seine Pflegerin sein und seine Stütze", und sie preßte den starken Arm ihres Geliebten in den ihrigen und da sie ein fürchterliches Wort, das ihre Mutter flüsterte, vernahm, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und rief: „Nein, er wird nicht sterben, und wenn auch, so ist es eines Soldaten Pflicht, für sein Vaterland zu sterben und Eugen wird seine Pflicht thun, wie Cornelie die ihrige." — Wie das arme Herz schlug und die Lippen bebten, als sie diese Worte sprach! Niemand ahnte den schweren Sieg, den das tapfere Mädchen über sich selbst gewonnen hatte; sie allein wußte es, als der Kampf vorüber und sie zu langen Tagen einsamer Angst und Hoffnung verdammt war.

Frau Fischer war indeß eine bessere Prophetin gewesen, als sie selbst gedacht hatte. Nach einem kurzen Unwohlsein, das wie eine einfache Erkältung erschien, starb sie plötzlich. Die Uebergabe ihrer Concession war oft besprochen, aber nie ausgeführt worden und so fand sich Cornelie mit achtzehn Jahren allein in Paris. Ihr ganzes Vermögen bestand in einer kleinen, sehr kleinen Summe, welche die gute Mutter seit Jahren für ihres Kindes Aussteuer zurückgelegt hatte. Das muthige Mädchen begab sich zu den Damen, die ihrer Mutter befreundet waren. Sie erzählte ihnen von ihrer Verlobung, auf die sie stolz war, sie wußte, wie gerne Eugen ihr seine tausend Franken jährlich gegeben hätte, aber sie wollte lieber entbehren und sich selbst durchschlagen, bis sie wirklich sein Weib geworden war. Die Hinterlassenschaft ihrer Mutter wünschte sie zurückzulegen, um sie dereinst zu dem Zwecke zu verwenden, zu dem sie bestimmt war.

Die Damen sprachen mit ihren Nichten oder Töchtern und hierauf mit Madame Severés und so wurde Cornelie durch ihre Empfehlung als Unterlehrerin angestellt. Vier Jahre lang hatte sie nun bereits Haare geflochten, falsche Striche ausgelöscht, ungelernte Lectionen überhört und nicht zu corrigirende Aufgaben corrigirt: ein Brief von Eugen reichte hin alle Ermüdung ihres Kopfes und Herzens zu verscheuchen. Welche Wonne bereitete sein erster Brief! Sie betrachtete jedes Wort aufmerksam, zuletzt wußte sie genau, wie jeder einzelne Buchstabe gezogen war, wie er seine t machte und seine i punktirte. Seine Handschrift, so schien es ihr, unterschied sich wirklich von allen anderen Handschriften; unzählige Male entfaltete sie das dünne Papier, um sich zu überzeugen, daß er wirklich das gewichtige Wort gebraucht habe, welches sie dachte; sorgfältig wurde es dann wieder zusammengefaltet und sie trennte sich weder Tag noch Nacht vom letzten Briefe, bis ein anderer und wieder ein anderer folgte und sich den Thron seines Vorgängers eroberte.

Zuletzt erhielt sie die langerwartete Neuigkeit, daß Eugen im offenen Kampfe Officier geworden und von dem Prinzen selbst bemerkt worden sei. Sie weinte vor Freude und Madame Severés zankte sie aus, daß sie aufgeregt aussehe. Die Zeit ging langsam voran und nun schrieb Eugen endlich, daß er im nächsten Jahre bestimmt wiederkommen werde. — Ein Jahr! Die Gewißheit, nun bald den Schutz eines Gatten zu haben, erleichterte Cornelie die Unannehmlichkeit, Madame Severés zu verlassen. Nicht als ob sie Zuneigung zu dieser strengen und unzugänglichen Person gehabt hätte, aber diese war doch ihr Schutz gewesen und hatte ihren Ruf bewahrt, bis Eugen kommen würde. Madame Severés hatte eine Abneigung gegen das hübsche, lächelnde Mädchen, das unabhängig und ohne das Schmiegen und Biegen gewöhnlicher Schmeichelpflanzen in ihrer Nähe weilte. Corneliens stolzer Geist empfand es schmerzlich, daß sie wie eine sich schlecht betragende Dienerin von ihr scheiden mußte, denn Madame Severés gab ihr zu verstehen, daß sie entweder entsagen oder sie verlassen müsse. Mademoiselle Fischer verließ also das Pensionat für junge Damen, nachdem ihr Frau Ferey, eine von den Damen, welche sich bei dem Tode ihrer Mutter am meisten für sie interessirten, den Rath gegeben hatte, eine Tagschule für Kinder zu eröffnen. Es blieb ihr keine Zeit zu langer Ueberlegung und so miethete sie einige Zimmer in einer schmalen Straße in der Nähe der Rue St. Honoré, woselbst sich viele kleine Läden befinden, deren Besitzer ihre Kinder in Corneliens Schule schicken sollten. Zur Einrichtung ihrer kleinen Wohnung verwendete unsere junge Schulmeisterin das Ersparniß ihrer Mutter. Zwar kostete es sie einige Ueberwindung, die kleine Hinterlassenschaft nun schon zu verausgaben, aber Frau Ferey belehrte sie, daß sie ihre Einrichtung bereits als ihre Ausstattung ansehen müsse. In Begleitung ihrer mütterlichen Freundin ging sie nun, um die Möbel auszuwählen. Ihr Gesichtsausdruck wechselte dabei immerfort zwischen Sonnenschein und Umwölkung und die bestimmten, ausdrucksvollen Züge contrastirten reizend mit der erröthenden zaghaften Weise, womit sie bei der Wahl jedes Gegenstandes in Gedanken den Geschmack ihres entfernten Freundes in Erwägung zog. Einen Sessel, einen breiten, bequemen Sessel wollte sie haben. Sollte er überzogen sein? — O nein, sie wollte lieber selbst einen Ueberzug dazu arbeiten. „Es ist eine unnöthige Ausgabe", sagte sie zu ihrer Begleiterin, „aber Eugen wird es gewiß gerne sehen, wenn wir einen solchen besitzen, glauben Sie nicht auch?" — und alle erdenklichen süßen Hoffnungen umgaukelten ihre Phantasie, als sie so sprach. Frau Ferey interessirte sich ernsthaft für Corneliens Wohl und in kurzer Zeit hatte diese bereits einige Schülerinnen. Es wurde ausgemacht, daß der monatliche Gehalt von fünf Franken vorausgezahlt wurde, wodurch Cornelie der Nothwendigkeit entging, im Voraus Schulden zu machen. Im Verlauf von drei Monaten hatte ihre Anstalt bereits gute Fortschritte gemacht. Die Mütter ihrer ersten Schülerinnen waren nicht nur über die vortreffliche Art entzückt, wie sie die Kinder lesen und schreiben lehrte, sondern sie freuten sich besonders über die schöne Handarbeit, die ihre Kinder nach Corneliens Anleitung verfertigten. Diese sah bald ein, daß sie ein größeres Zimmer miethen und eine Gehülfin nehmen müsse, aber sie wollte damit auf Eugens Anordnungen warten. — Vielleicht wünschte er nicht, daß sie nach ihrer Verheirathung eine Schule hielt. —

In seinem letzten Briefe hatte er sie benachrichtigt, daß er nicht mehr schreiben werde, da sein Regiment zur Zurückkehr commandirt und er überzeugt sei, daß er bald nach der Ankunft seines Briefes selbst bei ihr sein werde. Alles war für seine Ankunft bereit und es war merkwürdig, wie gefällig und ansprechend Cornelie ihre einfache Wohnung herzurichten wußte. Sie hatte einen großen Teppich gearbeitet, allerliebste Decken für das kleine Sopha angefertigt und der Ueberzug des großen Sessels war ein Wunderwerk von herrlicher Stickerei. Ihr Stolz jedoch war die hübsche Pendule auf dem Kamin. Das einzige, was sie vermißte, wenn sie sich umsah, waren zwei Vasen, die zu beiden Seiten der Pendule hätten stehen müssen. Diese mußten noch verdient werden, und gerade für den letzten Monat wurde ihr dies besonders lästig. Sie konnte die kleinen Stimmen um sich her kaum ertragen und es fiel ihr schwer, Ruhe zu gebieten oder die ewigen Fragen nach Baumwolle und Musselin zu beantworten. Mit Ungeduld sehnte sie sich nach dem Augenblicke der Ruhe und wenn dieser kam, so erschien ihr die Einsamkeit noch unerträglicher, als der Lärm und die Unruhe des Tages. Sie konnte keine der freudigen Hoffnungen mehr erwecken, welche ihr sonst so manche Stunde der Unruhe verkürzt hatten; keine ihrer früheren süßen Träumereien von der Zukunft wollte mehr bei ihr einkehren. Furchtsam und leicht erschreckt, verfolgte sie wachend und schlafend eine Beängstigung, die sie um Alles in der Welt nicht in Worte gekleidet hätte; eine düstere Beängstigung, die ihr Leben verbitterte und sich allein in ihren Blicken verrieth. Sie wurde blaß und hager, es kam ein stechender Blick in ihre sanften Augen und und ein ungeduldiger, harter Klang in ihre Stimme.

Die Franzosen sind ein wohlwollendes Volk und alle diejenigen, welche Cornelie kannten, bewiesen ihr ihre Theilnahme. Der Himmel

weiß, wie Jedermann so gut berathen war, aber die Milchfrau, welche des Morgens kam, ließ ein oder zwei Tropfen mehr in das Maaß fallen und sagte lächelnd: „Courage, Mademoiselle, le bon temps viendra!“ Der Portier und seine Frau zeigten sich eiliger als sonst, wenn der Briefträger kam; der Schuhmacher an der Straßenecke zog täglich Erkundigungen ein und der Gewürzhändler und seine Frau sprachen nur von Cornelie und ihrem verlobten Officier. Sie beobachteten dabei einen verstümmelten Wetterhahn, der längst außer Dienst gesetzt war, und sagten stets einen guten Wind aus Algier voraus.

Als endlich Eugens Rückkehr jeden Tag und jede Stunde erwartet werden konnte, erbat sich Cornelie einige freie Tage, da ihr jede Beschäftigung wirklich unmöglich geworden war. Die Eltern ihrer kleinen Heerde stimmten ihr bereitwillig bei: „mais oui, mais oui, ma chère demoiselle, allons donc, du courage, ça va finir bientôt, le bon temps viendra.“

„Le bon temps viendra!“ wiederholte Cornelie und das lebendige Mädchen saß stundenlang regungslos und blickte nach dem Zeiger der Pendule.

Eines Sonntags Morgens erwachte Cornelie besonders heiter. Es war eben Frühling geworden und die Sonne schien hell und lieblich durch die weißen Vorhänge in ihr Zimmer. Nahebei sang ein Vogel in seinem Käfig ein helles Lied und als Cornelie das Fenster öffnete, berührte die weiche Luft ihre warmen Wangen. Einige heiße Thränen fielen aus ihren Augen, ihr Herz schlug ungestüm und sie hatte ein Vorgefühl, das sie sich kaum selbst gestehen wollte: sie ahnte, daß er an diesem Tage kommen würde. Nachdem sie gebetet hatte, wie sie immer that, zog sie ihr hübsches, neues blaues Musselinkleid an, wobei ihre Hand so heftig zitterte, daß sie kaum die Bänder befestigen konnte. Dann glättete sie ihr Haar, bis es wie Seide glänzte und legte einen feinen Spitzenkragen an, den sie bis auf Eugens Rückkehr zurückgelegt hatte. Und dann — was dann? — Sie wußte nicht, was sie den ganzen langen Tag beginnen sollte und setzte sich auf ihr Sopha in ruhiger aber glücklicher Erwartung.

Gegen Mittag hörte sie die Tritte eines Mannes auf dem Gange. Sie war nicht überrascht, nicht erstaunt, sie wußte, daß es so sein mußte und gerieth nur in Verwirrung, als er näher kam und zuletzt an ihre Thüre klopfte. Sie stand auf, aber sie war unfähig, einen Schritt zu gehen. „Entrez,“ sagte sie mit leiser Stimme und streckte ihre Hand aus, als wollte sie die Thüre selbst öffnen. Eine Uniform erschien, Cornelie eilte vorwärts und erblickte — einen Fremden. „Wo ist Eugen?“ rief das verwirrte Mädchen, indem sie zurücktrat, und ihre Blicke schienen auf das Eintreten eines Nachfolgenden zu warten.

„Um Vergebung, mein Fräulein,“ antwortete der Besucher, „ich komme seinem Wunsche gemäß. Sie kennen vielleicht meinen Namen? Jean Rivarol; ich war während vieler Jahre Eugens Kamerad.“

„Er hat mir oft von Ihnen geschrieben,“ erwiederte sie, „aber Sie sind zu früh gekommen, um ihn zu finden, er ist noch nicht gekommen, obgleich er bald hier sein wird.“

Der junge Mann stützte seine Hand auf die Lehne eines Stuhles, warf einen ernsten Blick auf die Sprecherin und sah darauf zu Boden.

„Ich dachte wirklich“, fuhr Cornelie fort, „daß er es sei, als Sie eintraten und so kam es,“ fügte sie nach einer kleinen Pause lächelnd bei, — „daß Ihr Erscheinen, um die Wahrheit zu sagen, eine Enttäuschung für mich war; ich war deshalb vielleicht unfreundlich gegen Eugens besten Freund. Vergeben Sie mir; denken Sie, daß ich auf diesen Tag fünf Jahre gewartet habe, fünf lange Jahre.“

Diese letzten Worte schienen einem lange drückenden Gefühle Luft zu machen, denn sie fuhr gefaßter mit der Frage fort: „Wo verließen Sie ihn?“ — Auf diese Frage erwiederte Rivarol halblaut etwas wie „Unterwegs.“

„Er wird also doch heute hier ankommen?“

„Heute nicht, denke ich; ich vermuthe — das heißt, da er noch nicht hier ist,“ —

„Morgen also?“ unterbrach ihn Cornelie. „Glauben Sie, daß er früh oder Abends kommen wird?“

„Ich kann es nicht sagen,“ entgegnete Jean, auffallend verwirrt und sehr bleich aussehend, — „vergeben Sie, mein Fräulein, daß ich hier eintrat, ich werde mich wieder entfernen.“

Cornelie dachte, ihr Empfang habe ihn gekränkt. „O nein,“ sagte sie freundlich, „Sie müssen dies Haus wie Eugens Eigenthum betrachten, es wird ja doch in wenig Tagen das seinige — das unsrige sein, und sein Freund soll uns immer willkommen bleiben. Sie sehen,“ fuhr sie fort, — „hier steht sein Sessel, ich habe den Ueberzug selbst gearbeitet, und um Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, diese Pantoffeln und diese Mütze sind auch für ihn. Während der Arme Gefahren und Mühen bestand, durfte ich nicht unthätig bleiben, das wäre schlecht von mir gewesen. Ich denke, es wird Eugen in unserer bescheidenen Behausung gefallen.“

Rivarol überflog mit einem raschen Blick das Zimmer. „Séjour fait pour le bonheur!“ seufzte er heftig bewegt, während seine Stimme zitterte und seine Farbe wechselte. Mit einem Blick auf Corneliens strahlendes, hoffnungsvolles Gesicht stammelte er noch einige Worte

von schleunigen Geschäften und eilte rasch hinweg.

„Monsieur, Monsieur!“ rief Cornelie ihm nach. Es fiel ihr plötzlich ein, ihn zu fragen, wo er Eugen verlassen habe, aber er war bereits verschwunden.

„Welch eine Eile, ich werde es Eugen erzählen;“ und mit diesem Entschluß gingen ihre Gedanken von dem Fremden wieder zu ihrem vorigen Gegenstande zurück. Eine Gewißheit hatte sie jedoch erlangt. Ihr Verlobter konnte nicht vor dem nächsten Tage bei ihr sein.

Morgen — wie lange! Die Portiersfrau und andere Nachbarinnen, die unter irgend einem Vorwande ab und zukamen, alles sehr bemerkenswerthe Persönlichkeiten, wurden davon in Kenntniß gesetzt, daß Herr Eugen nicht vor Morgen ankommen könne. Die Wiederholung dieser Neuigkeit bildete die einzige Unterhaltung mit ihren ergebenen Freundinnen während dieses ganzen Tages. Ihr Herz war voll Unruhe und wenn sie allein war, wiederholte sie sich oft einiges aus Rivarols Reden. „Séjour fait pour le bonheur,“ sagte sie vor sich hin und übersah langsam alle ihre kleinen Schätze.

Am darauf folgenden Mittwoch saßen Frau Ferey und ihre Tochter bei einander und besprachen eben fröhlich Corneliens glückliche Aussichten, als ein leises Pochen an der Thüre des Zimmers hörbar ward. Frau Ferey öffnete selbst und erblickte eine Gestalt, welche sie für einige Secunden nicht erkennen konnte. Die geknickte Haltung, der gesenkte Kopf, die bleichen Wangen und Lippen, das eingesunkene Auge, die frühzeitigen Falten im Gesicht, das Nachlässige der Kleidung, alles trug den unverkennbaren Stempel des Elends und der Hoffnungslosigkeit.

„Chère Mademoiselle Cornelie!“ rief endlich Frau Ferey mit traurigem Erstaunen aus, faßte die Hand der Unglücklichen und führte sie schweigend zu einem Sessel am Kamin. Indem sie hierauf mitleidig die Hand des Mädchens in ihrer eigenen hielt, fragte sie leise: „Was ist geschehen?“

„Todt!“ sagte Cornelie und übergab ein gefaltetes Papier, während sie das Gesicht wegwandte, als schmerze sie der Anblick des Mitleids in den Zügen ihrer Freundin.

Es war ein rührender, zartfühlender Brief von Jean Rivarol, worin er um Verzeihung bat, daß ihm der Muth gemangelt habe, ihr die Absicht seines Besuches mitzutheilen. Eugen war in einem Scharmützel gefallen, an welchem er zwei Tage vor der Abreise des Regiments Theil genommen hatte. Jean Rivarol hatte an seiner Seite gestanden und seine letzten Anordnungen empfangen. Er hatte die Leiche seines Freundes auf dem christlichen Begräbnißplatz bei Oran beigesetzt und auf seinem Grabe ein Kreuz errichtet, welches den Namen von Corneliens Verlobten trug; ein Kranz von Immortellen zeigte, daß ein Freund diese verlassene Gruft bestellt hatte. — —

Gott allein wußte, was das arme verwittwete Herz gelitten hatte, denn Cornelie war mit ihrem ersten Schmerze allein und kein Auge hatte den Todeskampf ihres Glückes geschaut!

Die gute Frau Ferey und Pauline weinten, als wollten ihre Herzen brechen, aber Cornelie vergoß keine Thräne. Sie saß in gebeugter Haltung, ihre Augen schweigend vorwärts gerichtet, als erblicke sie nur ihre eigenen düsteren Gedanken.

„Und wann empfingen Sie diesen schrecklichen Brief?“ frug zuletzt Frau Ferey.

„Ich weiß es nicht, es ist schon lange her, gerade als ich ihn erwartete.“

Frau Ferey erschrak über diese Antwort.

„Ich glaube, es war gestern,“ fuhr Cornelie fort, indem sie sich anstrengte, ihre Gedanken zu sammeln. „Jahre von Kummer sind für mich seitdem verflossen. Ich lebte nur in ihm; wir liebten uns so viele, viele Jahre; o, es ist sehr hart. Keine Begebenheit meines Lebens, so unbedeutend sie auch sein mochte, ging in meinem Herzen vorüber, ohne den Gedanken an ihn, er war das Steuer meines Lebens — und“, setzte sie langsam hinzu, — „das soll er auch bleiben! Ich habe gedacht und gedacht und es in meinem Geiste überlegt: ich kann nicht in Paris bleiben. Alles, was ich hier sehe, hat auf seine Zurückkunft Bezug, Alles that ich ja nur für ihn, ich würde hier wahnsinnig werden.“

Frau Ferey fürchtete wirklich, daß sie es werden möchte. Sie wagte darum nicht, ihr zu widersprechen, sondern stimmte ihr bei.

„Sie fühlen es“, sagte Cornelie rasch, „Sie sind meine wahre Freundin.“

„Und wohin wollen Sie gehen?“

„Nach Oran,“ und hierauf theilte Cornelie ihren Plan mit. Es war ein verwirrter, abenteuerlicher Entwurf. Ihre Hauptabsicht war, Eugens Reste nach Paris zu bringen und an der Seite ihrer Mutter zu begraben. Sie hatte bereits Erkundigungen eingezogen und berechnet, daß es 3000 Franken kosten würde.

„Ich kann vielleicht so viel in Oran verdienen,“ meinte sie, „und wenn ich das nicht kann, so kann ich doch an seinem Grabe beten, kann es besser als durch ein hölzernes Kreuz schmücken und zuletzt werden wir doch in demselben Grabe ruhen, sei es nun in Frankreich oder im afrikanischen Sand.“

Frau Ferey machte keine Einwendungen, sie fühlte, daß es besser sei, das arme Mädchen in ihren Plänen nicht zu stören und dachte, die Schwierigkeiten der Ausführungen würden sie schon so lange zurückhalten, bis sie wieder ganz zu sich selbst gekommen sei.

Das unglückliche Mädchen war an diesem Abende weit beruhigter, als sie es seit der schrecklichen Nachricht gewesen. Die freundschaftliche Besprechung ihres Planes hatte denselben in ihren Augen schon verwirklicht. Sie hatte Niemand, der ihr bei den Vorbereitungen beistehen konnte, aber sie fand ihren einzigen Trost darin, selbst das Nöthige zu besorgen. Sie verkaufte ihre ganze Einrichtung, diese so schwer errungenen, kostbaren Gegenstände, an die so mancher zärtliche Gedanke, so manche fröhliche Hoffnung sich knüpfte, alles verkaufte sie, nur den Sessel nicht, den sie noch immer den seinigen nannte. Diesen übergab sie Frau Ferey zur Verwahrung. Sie nahm von allen ihren Bekannten Abschied, ohne Jemand zu sagen, wohin sie ging.

Nach einigen Monaten erhielt Frau Ferey einen Brief aus Oran. Cornelie hatte ihren Weg durch tausend Widerwärtigkeiten aller Art gemacht. Sie hatte Alles mit Muth und Ausdauer überwunden. In Oran hatte sie bei ihren Landsleuten freundliche Aufnahme gefunden und da ihr Rivarol vor ihrer Abreise alle mögliche Auskunft gegeben hatte, so gab sie bereits in vielen Familien dort täglich Unterricht.

Jeden Morgen, bevor die Hitze des afrikanischen Tages erwacht und bevor die Mühe ihrer Beschäftigung beginnt, geht sie nun vor die Mauern der Stadt und betet an der Seite eines verlassenen Grabes.

Noch hofft sie und trägt geduldig die Mühe ihrer einsamen Stellung. Das Grab des Geliebten hat sie schon geschmückt und die Eingeborenen, an deren Wohnungen sie vorübergeht, kennen sie bereits und sehen ihr oft mit Verehrung und Theilnahme nach.

Charakterbilder

osmanischer Sultane.

Von L. Stacke.

II.

Der frühe Tod Solimans hatte dem jüngeren Bruder Murad den Weg zum Throne gebahnt. Auf den von Urchan geschaffenen Grundlagen führte Murad I. (1359 — 89) den stolzen Bau osmanischer Herrschaft weiter fort und seine dreißigjährige Regierung gehört zu den glänzendsten Epochen der älteren Geschichte dieses Reiches. Mit einem trefflichen Heere landete er in der Nähe von Kallipolis, besuchte das Grabmal seines Bruders Soliman, dessen Andenken er durch fromme Stiftungen ehrte, und richtete dann den Lauf seiner Eroberungen nach Norden. Adrianopel ergab sich fast ohne Widerstand (1361) und ward zu einem der Herrschersitze des Sultans erhoben. Sein Feldherr durchzog das Flußgebiet der Maritza und drang bis vor die Mauern von Philippopolis, das nach kurzem Gefecht in seine Hände fiel.

Während der Hof zu Constantinopel sich um das Schicksal der Provinzen und den Verlust der bedeutendsten Städte wenig bekümmerte, regte sich in den Völkern der Albanesen, Servier, Wallachen und Bosnier, welche von den Küsten des adriatischen Meeres längs den Macedonischen und Thracischen Gebirgen bis zu den Gestaden des schwarzen Meeres hin wohnten, ein kräftiges, auf Freiheit und Unabhängigkeit gerichtetes Leben. Der Fall von Adrianopel und Philippopolis hatte ihnen die von den Osmanen auch ihnen drohende Gefahr zum klareren Bewußtsein gebracht, und als nun Papst Urban V. den Kriegsruf erschallen ließ, kam eine Vereinigung von Servien und Ungarn zu Stande, erlag aber den Waffen Murads, dessen Souveränetät nun von Lazarus, dem Kral der Servier, anerkannt werden mußte (1375).

Zwischen Murad und dem byzantinischen Kaiser Johannes Paläologus hatte bis dahin ein unsicherer Friede bestanden. Da aber der Kaiser bei der stets wachsenden Macht der Osmanen über das Endschicksal seines Reiches nicht mehr im Zweifel sein konnte, so richtete er, an eigener Kraft verzweifelnd, seine Blicke nach dem Abendlande und unternahm eine Reise nach Venedig, Frankreich und Rom. Sie hatte jedoch keinen anderen Erfolg, als die Anhäufung einer bedeutenden Schuldenlast und seine Gläubiger zu Venedig waren hart genug, den Kaiser nicht eher ziehen zu lassen, als bis die Schuld getilgt sei. In seiner Noth schickte er Boten an seinen Sohn Andronikus, ihm die zu seiner Lösung nöthigen Summen zukommen zu lassen. Allein Andronikus strebte selbst nach der Herrschaft und wünschte des Vaters Rückkehr nicht. Um so kindlicher zeigte sich sein zweiter Sohn Emanuel, der sogleich auf die Kunde von des Vaters Unglück Alles, was er an baarem Gelde aufbringen konnte, zusammenraffte und zu seinem Vater nach Venedig eilte. Aus Dankbarkeit ernannte der Kaiser, unter Ausschließung seines älteren Sohnes den Emanuel zum Erben des Thrones.

Andronikus sann jedoch auf Rache. Er verband sich mit Murads Sohn Saudschi, der sich gleichfalls gegen seinen Vater zu empören beabsichtigte. Der Kaiser Johannes, seit seiner Rückkehr nach Constantinopel zu Murad in einem unterthänigen Verhältnisse stehend, verband sich mit diesem zur Unterdrückung des Aufstandes und als Strafe ward über die Rebellen, wenn sie gefangen würden, die Blendung verhängt. Murad bekam seinen von fast

allen Anhängern verlassenen Sohn in seine Gewalt und ließ die barbarische Strafe an ihm vollziehen. Nun mußte auch Johannes dem Andringen des Sultans nachgeben und seinen Sohn ebenfalls blenden lassen. Diese unerbittliche Grausamkeit Murads hatte sowohl ihren Grund in der Ueberzeugung, daß für die in ihren Grundlagen noch nicht unerschütterlich feste Macht des osmanischen Stammes die Empörungen seiner Glieder gerade am gefährlichsten sein müßten, als auch in der grenzenlosen Eifersucht, die Murad gegen seine Söhne genährt haben soll. In diesem Mißtrauen und in Saudschi's Hinrichtung zeigt sich wieder der Keim jener heillosen Politik, welche in der Folge die Brüder und Verwandten des Großherrn zu ewiger Gefangenschaft verdammten oder unter den Händen der Sclaven des Sultans eines gewaltsamen Todes sterben ließ.

Doch verstand Murad auch die Kunst, einem Gegner, der sich ihm unterwarf, großmüthig zu verzeihen. Der schon erwähnte Sohn des Kaisers, jener Emanuel, hatte den Entschluß gefaßt, sich der von den Osmanen besetzten Stadt Seres zu bemächtigen, verlor aber auf die Kunde von Murads Anzug allen Muth und suchte Zuflucht in Constantinopel. Sein Vater, aus Furcht vor dem Sultan, weigerte sich, ihn aufzunehmen und von Allen verlassen entschloß sich Emanuel in seiner Bedrängniß, das Aeußerste zu wagen. Er begab sich zum Sultan und bat ihn reuevoll um Verzeihung. Murad fühlte sich durch dieses Zutrauen gerührt, nahm ihn wohlwollend auf und versicherte ihn seiner Freundschaft. Ja, er schickte ihn sogar mit reichen Geschenken nach Constantinopel und ließ den Vater auffordern seinen Sohn freundlich aufzunehmen. Hier legte sich dieser an Herz Johannes' die erbetene Freundschaft und die Aufforderung des Sultans vermochte mehr, als das Bitterden des schwachen Kaisers.

Wohl hätte es [illegible] Murads Macht gefunden, dem Rechte der [illegible] Eroberungen zu machen, wenn nicht der Großherr in den [illegible] mächtig verwickelt, den der Tod [illegible] Ehre setzte. Der [illegible] hatte unter [illegible] Herrschaft [illegible] Asien [illegible] und [illegible] zu begründen. In Asien hatte sich [illegible] in [illegible] Jeder [illegible] Kaiserin [illegible] Stadt Ismid [illegible] ohne Widerstand [illegible] den und gerade diese Eroberung [illegible] dann, während [illegible] unentschiedenen Siege [illegible] Sultan [illegible] Ruhe [illegible] Asien [illegible] machen. Den [illegible] Schritt [illegible] Asien [illegible] seiner Macht [illegible] Murad auf [illegible] Wege [illegible] vermochte seinen Sohn Bajazeth mit der Tochter des Fürsten von Karaman, welche [illegible] Theil der [illegible] Besitzungen [illegible] Murad [illegible] eigen, ehevor vermählte [illegible] seine Tochter mit dem [illegible] und [illegible] von jener [illegible] [illegible] ten Fürsten von Karaman im Südosten Kleinasiens, Ali-Bey. Allein des Sultans Hoffnung, ihn durch die Bande der Verwandtschaft an das Interesse seines Hauses zu knüpfen, schlug fehl, denn die zunehmende Macht der Osmanen steigerte auch den Haß und die Eifersucht Ali's, der nur auf einen günstigen Augenblick wartete, um mit den Waffen zuschlagen zu können.

Nachdem Murad auf dem Wege der Unterhandlungen einen der fruchtbarsten Landstriche Kleinasiens mit sechs wichtigen Städten gewonnen hatte, bildete er aus diesen ein Bollwerk, welches die Westgrenze des Gebietes von Karaman umzog. Dieses Bollwerk zu durchbrechen, war das Streben des Fürsten von Karaman und als Moment zur Ausführung seines Planes wählte er die für Murad allerdings bedenkliche Zeit, wo derselbe mit der Unterdrückung des Aufstandes seines Sohnes beschäftigt war. Er fiel mit seinem Heere verwüstend in das Gebiet Murads ein. Auf die Nachricht davon eilte dieser heran und nöthigte seinen Gegner zur Schlacht bei Konia (1386), in der Bajazeths Heldenmuth, welcher seinen Truppen überall vorleuchtete, den Ausschlag zu Gunsten der Osmanen gab. Eine Folge des Sieges war die Belagerung der Stadt Konia, welche die Einwohner derselben zur äußersten Noth und den Ali zur Verzweiflung trieb, so daß er sich entschloß, durch seine Gemahlin, Murads Tochter, die Gnade des Sultans nachzusuchen. Von den angesehensten Geistlichen der Stadt begleitet erschien die trauernde Tochter vor dem Zelte ihres Vaters, entwarf mit Thränen in den Augen eine rührende Schilderung von den Drangsalen der Belagerten und bat um Milde und Nachsicht für den Frevel ihres Gemahls. Murad schenkte ihren Bitten Gehör gegen Ali-Bey unter der Bedingung, daß er ihm die Huldigung leiste und ließ ihn in seinen Besitz seines Landes. Auf diese Weise ward die Macht der Karamanen, der gefährlichsten Nebenbuhler der Osmanen in Asien, auf lange Zeit [illegible] gebrochen und die aus diesem Bündniß hervorgehende Sicherstellung der osmanischen Macht in Asien war es, die [illegible] Wichtigkeit der Schlacht von Kossowo bedingte.

Während [illegible] Vorgänge [illegible] Serbien [illegible] Kral [illegible] und die Bulgarei das [illegible] osmanischen Botmäßigkeit [illegible] schmerzlichem Ingrimm. Sie rüsteten sich [illegible] zum Abfall und traten mit dem König von Bosnien in Verbindung, in der Absicht die Osmanen aus dem Lande hinauszutreiben. Die Unternehmungen der Serben kamen [illegible] zuvor, indem sie [illegible] ihnen [illegible] eingedrungenes Heer der Osmanen [illegible] Blut [illegible] aufzureiben. Der [illegible] durch die Flucht dem Schwerte und der Ge-

fangenschaft entgingen. Jetzt aber machte sich Sultan Murad auf, um solche, den osmanischen Truppen noch nie widerfahrene, Schmach zu rächen. Die Entscheidungsschlacht ward im Jahr 1389 auf der Ebene von Kossowa geschlagen. Die Heeresmacht der verbündeten Feinde war dem osmanischen Heere fünffach überlegen und dieses Bewußtsein steigerte die Kampflust der Christen bis zum Uebermuth und bis zu unbegreiflicher Leichtfertigkeit. Murad dagegen war nicht ohne gerechte Besorgniß und zweifelte, ob er den ungleichen Kampf wagen sollte. Da gab in einem deshalb berufenen Kriegsrath Bajazeth, des Sultans Sohn und Nachfolger, den Ausschlag und die Schlacht ward angenommen.

Lange dauerte der Kampf, ohne daß sich der Erfolg auf die eine oder andere Seite neigte. Die Zahl der Verwundeten und Erschlagenen war in beiden Heeren gleich groß und das Blut der Christen und Ungläubigen floß in Strömen; das schwerbewaffnete Fußvolk der Servier stand wie eine Mauer und drang dann im Sturmschritt vor und schon schien sich der Sieg auf ihre Seite zu neigen, als Bajazeth wie ein Blitz mit seiner eisernen Keule in das Getümmel stürzte und mit eigener Hand eine Menge der in ihren Rüstungen unbeholfenen servischen Ritter zu Boden schmetterte. Seinem Beispiel folgten die übrigen Heerführer und errangen einen schweren Sieg. Aber auch Murad, hoch erfreut über den Gewinn der Schlacht, sollte hier sein Verhängniß erfüllen. Als er sein siegreiches Heer vorüberziehen sah, erhob sich aus der Zahl der Erschlagenen ein schwerverwundeter servischer Ritter Milosch Kobilowich, drang sich unter dem Vorwande, zum Islam übertreten zu wollen, zum Sultan vor und stieß ihm den Dolch in den Unterleib. Dreimal entging Milosch auf der Flucht seinen Verfolgern, bis er ihnen endlich erlag. Als Murad sein Ende herannahen fühlte, richtete er an seinen Sohn Bajazeth ernste Worte der Mahnung über die Hinfälligkeit der menschlichen Dinge und über seine Pflichten als nunmehriger Beherrscher der Osmanen. An der Stelle, wo Murad den Todesstoß empfing, ward eine einfache Kapelle errichtet und auch das Andenken an seinen Mörder wurde durch drei Steine bezeichnet. Von Murad wird erzählt, daß er sich vor seinem Tode noch an der Hinrichtung des gefangenen Kral's Lazarus geweidet habe: nach anderer Nachricht war dieser jedoch in der Schlacht gefallen.

Mitten unter seinen Siegen waltete Sultan Murad auch im Innern seines Reiches mit Klugheit und Umsicht. Seine Einrichtungen betrafen Verbesserungen im Heerwesen, die Anlage großartiger Bauten und die Gründung frommer Stiftungen. Wenn er sich auch bei Gelegenheit der Empörung seines Sohnes zur Grausamkeit hinreißen ließ, so zeichnete doch sonst strenge Gerechtigkeit seinen Charakter nicht minder als edle Freigebigkeit aus. Selbst als Greis soll er noch jugendliche Thatkraft entwickelt haben und alle seine Feldherren übertraf er an Schnelligkeit und Ausdauer im Handeln. Mächtig war der Eindruck seiner Rede, wenn er seine Truppen zum heiligen Kampfe anfeuerte, wie er denn selbst den Namen des Siegers im heiligen Kampfe führte. Der Jagd war er leidenschaftlich ergeben und übertraf an Gewandtheit darin alle seine Vorfahren. Sein Wesen soll durchaus nichts Wildes und Abschreckendes, sondern etwas Sanftes und Einnehmendes gehabt haben. Da er nicht schreiben konnte, tauchte er bei Unterzeichnung von Verträgen die ganze Hand in die Dinte und drückte diese statt Unterschrift und Siegel auf der Urkunde ab. Das auf diese Weise entstandene Zeichen (Tughra) ist seitdem die officielle Unterschrift der Sultane geblieben, die noch heute den rohen Abdruck einer Hand nachahmt.

Noch auf dem Schlachtfelde von Kossowa bestieg Bajazeth den Thron seiner Väter. Seine erste Regierungshandlung war die Ermordung seines älteren Bruders, durch welche er sich den Thron zu sichern und Empörungen zu verhüten suchte, in Gemäßheit der schon erwähnten Politik, welche in der Folge zu einem eigentlichen System bei Thronbesteigungen ausgebildet ward. Ueberhaupt waren Wildheit und Härte, Ungerechtigkeit und blutige Grausamkeit hervorstechende Eigenschaften in Bajazeths Charakter. Als Krieger und Eroberer trat er völlig in die Fußtapfen seiner Vorfahren und die Schnelligkeit seines Siegeslaufes, mit der er von der Donau bis zum Euphrat drang, verschaffte ihm den Ehrennamen des Blitzes (Jilderim).

Nachdem er mit Stephan, dem Sohne des servischen Kral's Lazarus, einen Frieden geschlossen, in welchem ihm dieser die Huldigung leisten und seine durch Schönheit ausgezeichnete Schwester in des Sultans Harem liefern mußte, benutzte er die byzantinischen Verhältnisse, um dem Islam und dem Osmanenthum auch innerhalb der Mauern Constantinopels selbst einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen. Jener gefangene Andronikus nämlich, der sich einst mit Bajazeth's Bruder Saudschi empört hatte, entfloh seiner Haft und erschien vor dem Sultan, dem er die Errichtung einer Moschee und einer türkischen Gerichtsbehörde in Constantinopel in Aussicht stellte, wenn er ihm zur Erlangung des byzantinischen Thrones mit Waffengewalt behülflich wäre. Bajazeth ging auf den Antrag ein; Andronikus bestieg mit des Sultans Hülfe den Thron und ließ nun seinerseits Vater und Bruder in das Gefängniß wandern, dem er selbst vor Kurzem entronnen war. Nach drei Jahren aber verwandelte sich die Scene.

allen Anhängern verlassenen Sohn in seine Gewalt und ließ die barbarische Strafe an ihm vollziehen. Nun mußte auch Johannes dem Andringen des Sultans nachgeben und seinen Sohn ebenfalls blenden lassen. Diese unerbittliche Grausamkeit Murads hatte sowohl ihren Grund in der Ueberzeugung, daß für die in ihren Grundlagen noch nicht unerschütterlich feste Macht des osmanischen Stammes die Empörungen seiner Glieder gerade am gefährlichsten sein müßten, als auch in der grenzenlosen Eifersucht, die Murad gegen seine Söhne genährt haben soll. In diesem Mißtrauen und in Saudschi's Hinrichtung zeigt sich wieder der Keim jener heillosen Politik, welche in der Folge die Brüder und Verwandten des Großherrn zu ewiger Gefangenschaft verdammten oder unter den Händen der Sclaven des Sultans eines gewaltsamen Todes sterben ließ.

Doch verstand Murad auch die Kunst, einem Gegner, der sich ihm unterwarf, großmüthig zu verzeihen. Der schon erwähnte Sohn des Kaisers, jener Emanuel, hatte den Entschluß gefaßt, sich der von den Osmanen besetzten Stadt Seres zu bemächtigen, verlor aber auf die Kunde von Murads Anzug allen Muth und suchte Zuflucht in Constantinopel. Sein Vater, aus Furcht vor dem Sultan, weigerte sich, ihn aufzunehmen und von Allen verlassen entschloß sich Emanuel in seiner Bedrängniß, das Aeußerste zu wagen. Er begab sich zum Sultan und bat ihn reuevoll um Verzeihung. Murad fühlte sich durch dieses Zutrauen gerührt, nahm ihn wohlwollend auf und versicherte ihn seiner Freundschaft. Ja, er schickte ihn sogar mit reichen Geschenken nach Constantinopel und ließ den Vater auffordern, seinen Sohn freundlich aufzunehmen. Erst jetzt fand dieser am Hofe Johannes' die ersehnte Freistatt und die Aufforderung des Sultans vermochte mehr, als das Vaterherz des schwachen Kaisers.

Wohl hätte es schon damals in Murads Macht gestanden, dem Reiche der ohnmächtigen Paläologen ein Ende zu machen, wenn nicht der Grundsatz, in den Eroberungen planmäßig vorzuschreiten, den der Sultan von seinen Vätern ererbt, ihn veranlaßt hätte, zuvor seine Herrschaft in Europa und Asien zu erweitern und fester zu begründen. In Asien hatte sich ihm gleich im ersten Jahre seiner Regierung die Stadt Angora (Ancyra) ohne Widerstand ergeben und gerade diese Eroberung trug dazu bei, während seiner fast zwanzigjährigen Siege in Europa dem Sultan die Ruhe in Asien zu erhalten. Den nächsten Schritt zur Ausbreitung seiner Macht that Murad auf friedlichem Wege: er vermählte seinen Sohn Bajazeth mit der Tochter des Fürsten von Karmian, welche einen Theil der väterlichen Besitzungen als Mitgift erhielt. Ebenso vermählte er seine Tochter mit dem mächtigen und ihm von jeher feindlich gesinnten Fürsten von Karaman im Südosten Kleinasiens, Ali-Bey. Allein des Sultans Hoffnung, ihn durch die Bande der Verwandtschaft an das Interesse seines Hauses zu knüpfen, schlug fehl, denn die zunehmende Macht der Osmanen steigerte auch den Haß und die Eifersucht Ali's, der nur auf einen günstigen Augenblick wartete, um mit den Waffen zuschlagen zu können.

Nachdem Murad auf dem Wege der Unterhandlungen einen der fruchtbarsten Landstriche Kleinasiens mit sechs wichtigen Städten gewonnen hatte, bildete er aus diesen ein Bollwerk, welches die Westgrenze des Gebietes von Karaman umzog. Dieses Bollwerk zu durchbrechen, war das Streben des Fürsten von Karaman und als Moment zur Ausführung seines Planes wählte er die für Murad allerdings bedenkliche Zeit, wo derselbe mit der Unterdrückung des Aufstandes seines Sohnes beschäftigt war. Er fiel mit seinem Heere verwüstend in das Gebiet Murads ein. Auf die Nachricht davon eilte dieser heran und nöthigte seinen Gegner zur Schlacht bei Konia (1386), in der Bajazeths Heldenmuth, welcher seinen Truppen überall vorleuchtete, den Ausschlag zu Gunsten der Osmanen gab. Eine Folge des Sieges war die Belagerung der Stadt Konia, welche die Einwohner derselben zur äußersten Noth und den Ali zur Verzweiflung trieb, so daß er sich entschloß, durch seine Gemahlin, Murads Tochter, die Gnade des Sultans nachzusuchen. Von den angesehensten Geistlichen der Stadt begleitet erschien die trauernde Tochter vor dem Zelte ihres Vaters, entwarf mit Thränen in den Augen eine rührende Schilderung von den Drangsalen der Belagerten und bat um Mitleid und Nachsicht für den Frevel ihres Gemahls. Murad schenkte ihren Bitten Gehör, verzieh Ali-Bey unter der Bedingung, daß er ihm die Huldigung leiste und ließ ihn im ruhigen Besitze seines Reiches. Auf diese Weise ward die Macht der Karamanen, der gefährlichsten Nebenbuhler der Osmanen in Asien, auf lange Zeit hin gebrochen und die aus diesem Feldzuge hervorgehende Sicherstellung der osmanischen Macht in Asien muß als die moralische Wirkung der Schlacht von Konia betrachtet werden.

Während dieser Vorgänge ertrugen die Servier unter ihrem Kral Lazarus und die Bulgaren das Joch osmanischer Botmäßigkeit mit schweigendem Ingrimm. Sie rüsteten sich daher zum Abfall und traten mit dem König von Bosnien in Verbindung in der Absicht, die Osmanen aus ihrem Lande herauszuschlagen. Ihr Unternehmen war anfangs vom Glücke begünstigt, indem es ihnen gelang, ein in Bosnien eingefallenes Heer der Osmanen von 20,000 Mann so aufzureiben, daß nur 5000 davon durch die Flucht dem Schwerte und der Ge-

fangenschaft entgingen. Jetzt aber machte sich Sultan Murad auf, um solche, den osmanischen Truppen noch nie widerfahrene, Schmach zu rächen. Die Entscheidungsschlacht ward im Jahr 1389 auf der Ebene von Kossowa geschlagen. Die Heeresmacht der verbündeten Feinde war dem osmanischen Heere fünffach überlegen und dieses Bewußtsein steigerte die Kampflust der Christen bis zum Uebermuth und bis zu unbegreiflicher Leichtfertigkeit. Murad dagegen war nicht ohne gerechte Besorgniß und zweifelte, ob er den ungleichen Kampf wagen sollte. Da gab in einem deshalb berufenen Kriegsrath Bajazeth, des Sultans Sohn und Nachfolger, den Ausschlag und die Schlacht ward angenommen.

Lange dauerte der Kampf, ohne daß sich der Erfolg auf die eine oder andere Seite neigte. Die Zahl der Verwundeten und Erschlagenen war in beiden Heeren gleich groß und das Blut der Christen und Ungläubigen floß in Strömen; das schwerbewaffnete Fußvolk der Servier stand wie eine Mauer und drang dann im Sturmschritt vor und schon schien sich der Sieg auf ihre Seite zu neigen, als Bajazeth wie ein Blitz mit seiner eisernen Keule in das Getümmel stürzte und mit eigener Hand eine Menge der in ihren Rüstungen unbeholfenen serviſchen Ritter zu Boden schmetterte. Seinem Beispiel folgten die übrigen Heerführer und errangen einen schweren Sieg. Aber auch Murad, hoch erfreut über den Gewinn der Schlacht, sollte hier sein Verhängniß erfüllen. Als er sein siegreiches Heer vorüberziehen sah, erhob sich aus der Zahl der Erschlagenen ein schwerverwundeter serviſcher Ritter Miloſch Kobilowich, drang sich unter dem Vorwande, zum Islam übertreten zu wollen, zum Sultan vor und stieß ihm den Dolch in den Unterleib. Dreimal entging Miloſch auf der Flucht seinen Verfolgern, bis er ihnen endlich erlag. Als Murad sein Ende herannahen fühlte, richtete er an seinen Sohn Bajazeth ernste Worte der Mahnung über die Hinfälligkeit der menschlichen Dinge und über seine Pflichten als nunmehriger Beherrſcher der Osmanen. An der Stelle, wo Murad den Todesstoß empfing, ward eine einfache Kapelle errichtet und auch das Andenken an seinen Mörder wurde durch drei Steine bezeichnet. Von Murad wird erzählt, daß er sich vor seinem Tode noch an der Hinrichtung des gefangenen Krals Lazarus geweidet habe: nach anderer Nachricht war dieser jedoch in der Schlacht gefallen.

Mitten unter seinen Siegen waltete Sultan Murad auch im Innern seines Reiches mit Klugheit und Umsicht. Seine Einrichtungen betrafen Verbesserungen im Heerwesen, die Anlage großartiger Bauten und die Gründung frommer Stiftungen. Wenn er sich auch bei Gelegenheit der Empörung seines Sohnes zur Grausamkeit hinreißen ließ, so zeichnete doch sonst strenge Gerechtigkeit seinen Charakter nicht minder als edle Freigebigkeit aus. Selbst als Greis soll er noch jugendliche Thatkraft entwickelt haben und alle seine Feldherren übertraf er an Schnelligkeit und Ausdauer im Handeln. Mächtig war der Eindruck seiner Rede, wenn er seine Truppen zum heiligen Kampfe anfeuerte, wie er denn selbst den Namen des Siegers im heiligen Kampfe führte. Der Jagd war er leidenschaftlich ergeben und übertraf an Gewandtheit darin alle seine Vorfahren. Sein Wesen soll durchaus nichts Wildes und Abschreckendes, sondern etwas Sanftes und Einnehmendes gehabt haben. Da er nicht schreiben konnte, tauchte er bei Unterzeichnung von Verträgen die ganze Hand in die Dinte und drückte diese statt Unterschrift und Siegel auf der Urkunde ab. Das auf diese Weise entstandene Zeichen (Tughra) ist seitdem die officielle Unterschrift der Sultane geblieben, die noch heute den rohen Abdruck einer Hand nachahmt.

Noch auf dem Schlachtfelde von Kossowa bestieg Bajazeth den Thron seiner Väter. Seine erste Regierungshandlung war die Ermordung seines älteren Bruders, durch welche er sich den Thron zu sichern und Empörungen zu verhüten suchte, in Gemäßheit der schon erwähnten Politik, welche in der Folge zu einem eigentlichen System bei Thronbesteigungen ausgebildet ward. Ueberhaupt waren Wildheit und Härte, Ungerechtigkeit und blutige Grausamkeit hervorstechende Eigenschaften in Bajazeths Charakter. Als Krieger und Eroberer trat er völlig in die Fußtapfen seiner Vorfahren und die Schnelligkeit seines Siegeslaufes, mit der er von der Donau bis zum Euphrat drang, verschaffte ihm den Ehrennamen des Blitzes (Jilderim).

Nachdem er mit Stephan, dem Sohne des serviſchen Krals Lazarus, einen Frieden geschlossen, in welchem ihm dieser die Huldigung leisten und seine durch Schönheit ausgezeichnete Schwester in des Sultans Harem liefern mußte, benutzte er die byzantiniſchen Verhältnisse, um dem Islam und dem Osmanenthum auch innerhalb der Mauern Constantinopels selbst einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen. Jener gefangene Andronikus nämlich, der sich einst mit Bajazeth's Bruder Saudschi empört hatte, entfloh seiner Haft und erschien vor dem Sultan, dem er die Errichtung einer Moschee und einer türkiſchen Gerichtsbehörde in Constantinopel in Aussicht stellte, wenn er ihm zur Erlangung des byzantiniſchen Thrones mit Waffengewalt behülflich wäre. Bajazeth ging auf den Antrag ein; Andronikus bestieg mit des Sultans Hülfe den Thron und ließ nun seinerseits Vater und Bruder in das Gefängniß wandern, dem er selbst vor Kurzem entronnen war. Nach drei Jahren aber verwandelte sich die Scene.

Die Monarchen Johannes und Emanuel, ihrer Haft entkommen, begaben sich nach Kleinasien und traten mit ähnlichen Anträgen vor den Sultan, wie einst Andronikus, bewilligten aber einen noch höheren Tribut und ein jährliches Hülfsheer für die Osmanen, mit denen sie von nun an gleiche Freunde und Feinde haben zu wollen versprachen. Bajazeth ließ zunächst die Stimmung des Adels und Volkes in Constantinopel erforschen und da diese dem Emanuel günstig war, trug er kein Bedenken, diese Gelegenheit zur Geltendmachung seines Einflusses in Constantinopel zu benutzen, wo nun Emanuel von Neuem den Thron bestieg. Andronikus ward mit einer Statthalterschaft abgefunden. So buhlten die Paläologen bei den Osmanen um den Rest eines zusammenbrechenden Reiches, von dem sie nur noch die Hauptstadt mit ihrem Weichbilde und auch diese nur als türkische Vasallen beherrschten.

Während Bajazeth seine Macht in Kleinasien erweiterte, verlor er die europäischen Verhältnisse nicht aus den Augen. Die unsichere Freundschaft mit dem byzantinischen Hofe erkaltete bald, als Johannes den verheißenen Tribut nicht aufzubringen vermochte und statt eines Hülfsheeres nur eine Schaar von hundert Mann stellen konnte. Als nun der Kaiser, um vor einem plötzlichen Ueberfall sicher zu sein, am goldenen Thore seiner Hauptstadt zwei große marmorne Wartthürme aufführen ließ, da gebot ihm der mächtige Sultan, seine Thürme sofort niederzureißen und dem Boden gleich zu machen. Der ohnmächtige Kaiser mußte sich fügen, starb aber, von solcher Schmach tief ergriffen, bald vor Kummer. Emanuel folgte ihm als Thronerbe. Gegen diesen neuen Kaiser führte der Sultan sogleich die drohendste Sprache: er verlangte endlich die Errichtung einer Moschee und die Anstellung eines eigenen Kadi für osmanische Bevölkerung von Constantinopel und um seiner Forderung den gehörigen Nachdruck zu verschaffen, sandte er ein Heer nach Thracien, welches alles Land bis unter die Mauern der Hauptstadt mit Feuer und Schwert verheerte, eine Menge Dörfer und Flecken dem Erdboden gleich machte und die Einwohner als Sclaven fortschleppte. Diese Einschließung versetzte die Residenz in das äußerste Elend; der Belagerungszustand dauerte, wenn auch von Zeit zu Zeit unterbrochen, zehn Jahre und trug nicht wenig zur Entvölkerung derselben bei.

Inzwischen erstreckten sich die Streifereien der Osmanen schon bis an die Donau, und ihre Heerschaaren drangen von Bosnien aus bis ins südliche Ungarn vor, wobei ein feindseliges Verhältniß zwischen Sigismund, König von Ungarn, und Sultan Bajazeth nicht ausbleiben konnte. Da jener das drohende Unwetter immer näher heranziehen sah, suchte er sich durch auswärtige Hülfe zu stärken. Hierbei richtete er seinen Blick auf das Abendland, besonders auf Frankreich, wo die Berichte über die Fortschritte der Osmanen in Europa schon längst die nach Kampf und Abenteuern begierige Ritterschaft entflammt und die Idee eines förmlichen Kreuzzuges gegen die Ungläubigen zur Befreiung Europas und des heiligen Landes erregt hatte. Daher fand die ungarische Gesandtschaft am Hofe König Karls VI. zu Paris die günstigste Aufnahme, und ihre ergreifende Schilderung von den Fortschritten der Türken, ihrer blutgierigen Grausamkeit und dem traurigen Zustand der unter ihrem Sclavenjoch seufzenden Provinzen verfehlte nicht, den tiefsten Eindruck zu hinterlassen. Herzog Philipp von Burgund sandte seinen Sohn Johann, damaligen Grafen von Nevers, in diesen Krieg, dem sich die Blüthe des französischen Adels anschloß. Die ritterliche Schaar bestand aus 1000 Mann, an deren Spitze sich der Graf de la Marche, Heinrich und Philipp von Bar, alle drei aus königlichem Blute entsprossen, so wie viele Grafen und Herren und die höchsten Würdenträger des Reiches befanden. Zu dieser Schaar des Adels kamen noch 7000 Mann Knappen und Söldner. Dieses kleine Heer war von glühender Kampfeslust beseelt, leider aber auch von einem höchst frevelhaften Hochmuth beherrscht, der denn hier, wie immer, dem nahen Falle vorausging. Der Zug durch Deutschland glich dem üppigsten und ausschweifendsten Hoflager. Als die deutschen Heerhaufen hinzugestoßen waren, belief sich die Zahl des stattlichen Heeres, welches Sigismund gegen die Osmanen führen konnte, auf 100,000. Ohne an die Möglichkeit eines Unfalls zu denken, träumte die überreizte Phantasie der französischen Ritter schon von der Vertreibung der Türken aus Europa, von der Eroberung Asiens und der Befreiung des heiligen Grabes; in ihrem leichtfertigen Uebermuth prahlten sie, den Himmel, wenn er einzustürzen drohe, mit ihren Speeren aufhalten zu können. Anstatt aber ihre physische und moralische Kraft durch regelmäßige Lebensart zu stählen, brachten sie Tage und Nächte in Schmausereien, Trinkgelagen und Wollust hin. In diesem aufgelösten Zustand rückte das Heer gegen die Donau vor und begann nach einigen leichten Siegen über die Osmanen, welche ihre stolze Zuversicht nur noch erhöhten, die Belagerung der von den Türken besetzten Stadt Nikopolis (1396).

Da es dem König Sigismund an Belagerungsgeschütz fehlte, so waren einige gegen die starken Mauern der Stadt gerichtete Angriffe ohne Erfolg geblieben. Dennoch wäre es möglich gewesen, sie durch Hunger zu zwingen, wenn nicht Sultan Bajazeth auf die Kunde von der Belagerung zum Entsatz der Stadt herangezogen wäre. In ihrer Vermessenheit wollten die Franzosen nicht an des Sultans

Nähe glauben, der in Eilmärschen durch Thracien und Bulgarien vorgerückt war, und als nun wirklich seine Reiterschaaren bis in die Nähe des christlichen Lagers schwärmten, da erfüllte mit einem Male das ganze Heer, das sich gerade der Mittagsmahlzeit und der Ruhe hingegeben hatte, Schrecken und Entsetzen. König Sigismund warf sich auf sein Schlachtroß und es gelang seinen Anstrengungen, daß das christliche Heer noch zu rechter Zeit in Schlachtordnung aufgestellt war. Vergebens stellte nun der im Kriege mit den Türken erfahrenere Sigismund den französischen Rittern vor, daß es rathsam sei, den ersten Angriffen der osmanischen Truppen die 40,000 Mann Fußvolk entgegenzustellen, die in seinem Heere dienten, und ihre Kraft für den Kampf mit den Janitscharen und Spahis aufzusparen. Die Ritter erklärten es für eine schimpfliche Beleidigung, wenn man die ungarischen Söldner der Blüthe der französischen Ritterschaft vorziehen wollte. Sie bestanden unerschütterlich auf der Ehre des ersten Angriffs.

Nach einigen kleinen Vorpostengefechten stürzte sich die französische Schaar, vom feurigsten Kampfesmuth entflammt, auf die osmanische Reiterei und sprengte sie auseinander, durchbrach dann unaufhaltsam vorstürmend auch die Schlachtlinie der Janitscharen und warf sie mit einem Verlust von 10,000 Mann auf das Hintertreffen. Dieses bestand aus der Masse der osmanischen Reiterei und der Angriff war hier schwieriger. Aber fortgerissen vom Siegesfeuer, stürzten sich die Ritter auch auf diese Linie und errangen den Sieg. 5000 Osmanen erlagen im furchtbaren Gemetzel, der Rest rettete sich in jäher Flucht nach einer Anhöhe, wo Bajazeths Reserve stand.

Schon verliert Sultan Bajazeth, als er seine Reihen weichen sieht, den Muth und gedenkt die Schlacht aufzuheben und den Rückzug anzutreten: da geschieht ein furchtbarer Umschwung des Glücks. Dieselben Helden, welche bis dahin Alles vor sich niedergerissen haben, werden von lähmendem Schrecken ergriffen, als sie jetzt die 40 — 60,000 Mann noch frischer türkischer Truppen sahen, welche ihnen die Anhöhe verdeckt hatte. Sofort wenden sie sich insgesammt zur Flucht; Bajazeth ergreift den günstigen Augenblick und setzt ihnen mit dem Kern seiner Reiterei nach. Schnell überflügeln die leichten osmanischen Reiter die schwerbepanzerten und vom langen Kampfe schon ermüdeten Rosse der Ritter und richten unter ihnen ein furchtbares Blutbad an. An Rettung ist nicht zu denken, und ihr Leben theuer verkaufend, erliegen die Franzosen endlich den Schwertern und Streitkolben der Osmanen. Der Graf von Nevers und vierundzwanzig seiner Waffengefährten gerathen in Gefangenschaft und werden gefesselt in Bajazeths Lager geführt. Nun theilt sich Flucht und Verwirrung auch dem übrigen Heere mit, und nichts hilft es, daß der muthige Sigismund mit 12,000 Mann die verlorene Schlacht aufzuhalten sucht. Sie werden geworfen, und Unzählige finden ihren Untergang in den Fluthen der Donau. Kaum gelingt es Sigismund unter dem Schutze seiner Getreuen auf einem Kahn die Donau hinabzugleiten und die venetianische Flotte zu erreichen, die gerade im schwarzen Meere lag und ihn über Konstantinopel nach Dalmatien brachte, von wo er nach Ungarn zurückkehrte.

Als Sultan Bajazeth am Tage nach der Schlacht 60,000 Mann seiner besten Truppen auf dem Schlachtfelde liegen sah, weinte er vor Grimm und Wuth und beschloß seinen glühenden Rachedurst im Blute der Christen zu sättigen. Auf seinen Befehl begann ein gräßliches Gemetzel, und 3000 Gefangene, welche im Gewühl der Schlacht vergebens den Heldentod gesucht hatten, wurden hier auf barbarische Weise hingerichtet, bis endlich Bajazeths Große, des Mordens müde, ihm zu Füßen fielen und um Einhalt baten. Da erst zähmte er seine Blutgier, nachdem das Gemetzel vom frühen Morgen bis Nachmittags vier Uhr gedauert hatte. Der Graf von Nevers und seine Gefährten mußten in harter Gefangenschaft schmachten, bis ein Lösegeld von 200,000 Dukaten ihnen die Freiheit wiedergab.

Dies war der tragische Ausgang des herrlichen Kriegsheeres, auf welches Ungarn und das Abendland seine Hoffnungen gebaut hatten!

Was die übrigen Kriegszüge Bajazeths betrifft, so genüge hier die Bemerkung, daß er fast ganz Kleinasien seiner Herrschaft unterwarf, Griechenland bis in den Peloponnes hinab durchzog, und dem kläglichen Bestande des byzantinischen Reiches sicherlich ein Ende gemacht hätte, wenn ihn nicht ein größerer Weltstürmer auf Asiens Kampfplatz gerufen hätte, wo ihn sein Verhängniß ereilen sollte. Dieser Weltstürmer war Timur, der furchtbare Herrscher der Mongolen.

Es liegt außerhalb der Grenzen dieser Darstellung, die Entstehung und ungeheure Erweiterung der Mongolenmacht hier eingehend zu entwickeln; wir beschränken uns daher darauf, nur die wichtigsten Momente in den äußersten Umrissen hervorzuheben. Timur, mit dem Beinamen Lenk, d. h. der Lahme, — weshalb ihn die Europäer gewöhnlich Tamerlan nennen, — trat als Wiederhersteller der Mongolenmacht auf, als ein zweiter Dschingischan, den er jedoch sowohl an Barbarei als an Geisteskraft überbot. Getrieben von einer unwiderstehlichen Herrsch- und Eroberungssucht, behauptete er, daß, wie nur Ein Gott sei, so auch nur Ein Herrscher auf Erden sein sollte, und seine fünfundreißigjährigen Kriegs- und

Siegeszüge von der chinesischen Mauer und dem Ganges an bis zum Mittelmeer, von der Moskwa bis zu den Grenzen Aegyptens, hatten keinen anderen Zweck als diesem Gedanken seine praktische Erfüllung zu geben, und der Gehorsam und Glaubenseifer seines Volkes unterstützte ihn bei seinen schrankenlosen Eroberungen, welche Länder verheerten, Städte zerstörten und Völker vernichteten. Seine Grausamkeit und Barbarei übersteigt alle Begriffe: Tausende von Menschen, welche lebendig auf einander geschichtet, mit Lehm und Kalk verbunden, zu Thürmen aufgebaut wurden, Metzeleien, in denen Hunderttausende wehrlos hingeschlachtet wurden, solche und ähnliche Thaten sind die grausigen Documente, welche Timurs Charakter brandmarken und ihn zum ärgsten Ungeheuer stempeln, welches die Geschichte aufzuweisen hat.

Bajazeth hatte einige von Timur vertriebene Fürsten in seinem asiatischen Gebiete aufgenommen. Der Mongole forderte ihre Auslieferung: seine Gesandten wurden vom Sultan mit Schimpf und Hohn abgewiesen, und dies war der Anlaß des Sturmes, der jetzt über Bajazeth und das Osmanenreich hereinbrach. In der alten Landschaft Galatien, bei Angora (Ancyra) sollten die blutigen Würfel der Schlacht fallen: der 20. Juli 1402 entschied gegen Bajazeth, er ward besiegt und gefangen. Anfangs großmüthig behandelt, ward er nach einem mißlungenen Fluchtversuche in strengerer Haft gehalten. Der Umstand, daß er auf dem Marsche stets in einer stark vergitterten Sänfte weitergeschleppt ward, hat zu dem Mährchen Veranlassung gegeben, Bajazeth sei, wie ein wildes Thier, in einem Käfig mitgeschleppt worden. Er ertrug die Schmach der Gefangenschaft nur neun Monate, da starb er am Schmerz des gedemüthigten Stolzes. Aber auch seinen Ueberwinder, den siebzigjährigen Welteroberer, raffte einige Jahre darauf (1405) der Tod hinweg. Unter den Streitigkeiten seiner sechsunddreißig Söhne und Enkel zerfiel sein ungeheures Reich eben so schnell, als es entstanden war.

Schon die bisherige Darstellung läßt uns einen Blick in Bajazeths Charakter werfen, dessen Bild wir nun noch mit einigen Zügen zu vervollständigen haben. Die Natur hatte ihm nicht die Fähigkeit verliehen, den Ruhm eines großen Kriegers und glücklichen Siegers mit dem eines weisen Staatsmannes zu vereinigen. „Das Schlachtfeld, nicht der Divan, war das Terrain, wo er sich mit Leichtigkeit bewegte, und die freie Luft des Lagers sagte ihm mehr zu, als die Weisheit seiner Räthe.“ Bei der Vernachlässigung, unter der daher die innere Verwaltung des Reiches litt, ist es kein Wunder, daß sich Mißbräuche und Unordnungen in den Staatsdienst einschlichen, und besonders die Rechtspflege durch Bestechlichkeit der Richter in Verfall gerieth. Aber Bajazeth gab auch für seine eigene Person seinen Völkern ein schlechtes Beispiel. Er wich von der Einfachheit und strengen Sitte seiner Väter ab und gab dadurch den ersten Anlaß zu dem moralischen Verderben, das unter seiner Regierung im Volke der Osmanen immer mehr um sich griff, und selbst seine Lobredner können ihn von dieser Verschuldung nicht freisprechen. Wie er sich durch seine servische Gemahlin wider die Satzung des Koran zum Genuß des Weines verleiten ließ, so folgten auf diese Uebertretung des Gesetzes bald andere, bis er am Ende unter Ueppigkeit, Wollust und Schwelgerei im Schmutz der gemeinsten Laster versank. Diese Laster theilten sich zunächst seinem Hoflager mit, fanden dann auch in weiteren Kreisen Verbreitung und machten reißende Fortschritte. Auf diese Weise zerstörte Bajazeth durch sein Beispiel das eigentliche Lebenselement, auf welchem das bisherige Glück der Osmanen und das schnelle Wachsthum ihrer Macht beruhten. Weit entfernt also, daß der durch die Mongolen hereinbrechende Sturm und die Erschütterung, welche die türkische Herrschaft dadurch erlitt, ein dauernder Nachtheil für dieselbe gewesen wäre, war sie vielmehr eine wohlthätige Krisis, welche das Reich vor der bereits drohenden inneren Fäulniß noch einmal rettete und es mit jener neuen Kraft stählte, welche unter providentieller Zulassung das christliche Abendland noch so schwer empfinden sollte.

Wie sich das biegsame Rohr unter dem Drucke der Hand krümmt, sobald aber die zwingende Kraft nachläßt, wieder in die vorige Richtung zurückschnellt, so gaben auch die türkischen Herrscher in Kleinasien dem mächtigen Stoße der Mongolen nach, aber nur, um sich in früherer Unabhängigkeit zu erheben, als das Schicksal den mächtigen Willen gebrochen hatte, dem sie sich hatten beugen müssen. Vor allen erhob sich wieder das Reich der Osmanen, das aber zuvor einen unter Bajazeths vier Söhnen entstandenen zehnjährigen Kampf um den Thron zu bestehen hatte.

Da hier keine zusammenhängende türkische Geschichte geliefert werden soll, so können wir über die Einzelheiten dieses Krieges, der, wie meist die innern Kriege, wenig Interessantes darbietet, füglich hinweggehen. Jedenfalls aber ist es ein Zeugniß für einen bereits hohen Grad von innerer Kraft des Reichs, daß es auch diese Krisis glücklich zu überdauern vermochte.

Aus diesen inneren Kämpfen ging als Alleinherrscher Muhammed I. (1413 — 21) hervor. Mit dem griechischen Kaiser Emanuel stand er in gutem Vernehmen, was ihn jedoch nicht hinderte, seine Eroberungen auf griechischem

Gebiet fortzusetzen. Uebrigens war Muhamed nach den zerrüttenden Stürmen der vorweggegangenen Zeit nicht im Stande, für die Verfassung und Verwaltung des Staates Bedeutendes zu leisten, aber sein Volk schuldet ihm den Ruhm eines Wiederherstellers der osmanischen Monarchie, indem er das Bestehende in Kraft erhielt und für die Zukunft rettete. Er hat sich nach osmanischen Begriffen den Ruhm eines gerechten und milden Fürsten erworben, und die Uebergangsperiode, die seine Regierung ausfüllt, bedurfte eines solchen Regenten, der mit Klugheit, Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit die Verhältnisse behandelte, woneben es ihm in den nöthigen Fällen auch nicht an der gehörigen Strenge und Energie gebrach. Der Sinn für Wohlthätigkeit beseelte ihn in hohem Grade. Alle Freitage ließ er die Armen speisen und Almosen unter Dürftige und Nothleidende vertheilen. Auch sandte er jährlich eine bestimmte Summe zur Vertheilung unter arme Pilger nach Mecka.

Sein Sohn Murad II. (1421 — 1451) erneuerte die Kriege gegen Konstantinopel und unternahm einen Sturm gegen die Stadt, der aber für diesmal noch glücklich abgeschlagen ward. Emanuels Nachfolger, Johannes VI., verlor Salonichi und mußte sich zu einem Tribut an die Türken verstehen. Es lag auf der Hand, daß der zusammengeschrumpfte Rest des römischen Weltreiches in kürzerer oder längerer Frist eine Beute der Osmanen werden müsse, und um dieses Trauergeschick wo möglich abzuwenden, that Johannes ernstliche Schritte. Hülfe und Rettung für die Weltstadt des Ostens konnte aber nur vom christlichen Abendlande erwartet werden, und die römischen Päpste, soviel sie auch von ihrer alten Machtfülle eingebüßt hatten, schienen noch immer am meisten im Stande zu sein, eine Vereinigung der weltlichen Fürsten des Westens zu veranlassen. So entschloß sich denn Johannes, Angesichts der drohenden Katastrophe, eine Reise zum Papst Eugen IV. zu unternehmen. Da er aber einsah, daß nur die Wiedervereinigung der griechischen mit der römischen Kirche das Mittel sei, den Papst zu energischen Schritten zu bewegen, so wagte er es, den Versuch dieser schon öfters mißlungenen Vereinigung zu erneuern.

Es war gerade die Zeit der Basler Synode, die im Jahre 1431 eröffnet worden war. Ihr entschiedenes Auftreten gegen die Herrschaft des Papstes und seine kirchliche Verwaltung hatte einen Conflict zwischen ihr und dem Papst Eugen IV. herbeigeführt, in Folge dessen letzterer eine feindliche Stellung gegen das Concil annahm. Als nun Johannes VI. die Wiedervereinigung beider Kirchen in Aussicht stellte, eröffnete Eugenius unter dem Vorwand: der Kaiser könne mit seinen griechischen Geistlichen nicht über die Grenzen Italiens hinausreisen, eine Synode zu Ferrara (1438) und erklärte die zu Basel ihre Berathungen fortsetzende Versammlung für schismatisch. Im Jahr 1438 erschien Johannes zu Ferrara, wo er seinen prunkvollen Einzug hielt und vom Papst ehrenvoll aufgenommen ward. Die Griechen hatten erwartet, zu Ferrara das ganze Concil in seiner Vollzähligkeit anzutreffen, und sahen nur einen kleinen Theil desselben versammelt; sie hatten erwartet, den Papst an der Spitze der Fürsten des Abendlandes zu finden, die nur seines Winkes gewärtig wären, und sahen sich nun in dieser Erwartung vollständig getäuscht. Bald begannen die theologischen Verhandlungen. Der Unterschied zwischen der griechischen und römischen Kirche liegt zunächst in der Verschiedenheit der äußeren Verfassung, aber gerade an diese äußerlichen Unterschiede hatte sich die Gewohnheit mit solcher Zähigkeit und solchem Widerwillen gegen andere Formen festgeklammert, daß eine Vereinigung schon hier auf unübersteigliche Schwierigkeiten stieß. Noch schlimmer stand es mit den eigentlichen dogmatischen Differenzen. Man verlor sich in den spitzfindigsten Ausdrücken und Wendungen, und als man endlich in der letzten Sitzung eine gemeinsame Formel gefunden zu haben wähnte, welche die innern nicht zu hebenden Unterschiede, kläglich genug, verdeckte, so wäre auch jetzt noch keine Vereinigung erfolgt, wenn nicht der Kaiser theils durch Ueberredung, theils durch Drohungen seine Bischöfe, die ohnehin der kargen päpstlichen Bewirthung müde waren, zur Unterschrift genöthigt hätte. So wurde denn die Vereinigung am 6. Juli 1439 feierlich verkündet. Aber der Fanatismus des Volks in Konstantinopel empfing die Heimkehrenden mit Haß und Verwünschungen, und ein Theil der Bischöfe sagte sich voll Reue von dem aufgedrungenen Bekenntniß los. Der ganze Erfolg war ein erzwungener und erkünstelter, die Union war gescheitert, weil sie nicht im Geiste der Völker wurzelte, und hatte kein anderes Resultat, als die Spaltung und den Haß zwischen beiden Kirchen zu steigern, und statt den Griechen Hülfe zu bringen, trug sie nur mittelbar zum Fall Constantinopels bei.

Inzwischen war Murad im Jahre 1438 durch das eiserne Thor in Siebenbürgen eingebrochen, wo er das Land verheert und eine Menge Einwohner als Sclaven fortgeführt hatte. Als aber sein Feldherr im Jahre 1442 über die Wallachei von Neuem in dieses Land einfiel, wurde er von dem tapfern Woiwoden von Siebenbürgen, Johannes Hunyadi, bei Hermannstadt so geschlagen, daß 20,000 Türken die Wahlstatt bedeckten. Um diese Schmach zu rächen, zog Schahin-Pascha heran, der von sich rühmte, die Ungarn würden Tagereisen weit fliehen, wenn sie nur seinen Tur-

ban sähen, sein Schwert sei eine Wolke, welche anstatt Regen nur Blut ergösse. Sein Heer war 80,000 Mann stark, während das Hunyadi's nur 15,000 zählte. Bei einem Orte Namens Vasap (Vasag) kam es zu einer Schlacht, welche zu den merkwürdigsten Momenten in den Feldzügen der Osmanen gegen die Ungarn gehört und einen Glanzpunkt in der Heldenlaufbahn Johannes Hunyadi's bildet. Wenn die Osmanen durch das Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit angefeuert wurden, so beseelte die Ungarn der Entschluß, zu siegen oder zu sterben. Schwer war der Verlust auf beiden Seiten, weit größer aber der der Osmanen, deren Linien auf allen Seiten durchbrochen, endlich wankten. Schahin-Pascha ergriff zuerst die Flucht, und in entsetzlicher Verwirrung stürzte ihm das ganze Heer nach. Aber auf der Flucht erlag es vollends den siegenden Waffen der Ungarn. Das Land war weit und breit mit den Leichen erschlagener Menschen und Pferde bedeckt, und noch lange Zeit war in der ganzen Umgegend die Luft von dem Leichendunste so verpestet, daß kein menschlicher Fuß dieser Stätte des Grauens zu nahen wagte. Die ausgezeichnetsten osmanischen Heerführer waren gefallen, 5000 Osmanen wurden als Sclaven fortgeführt, und unermeßlich war die Beute, welche Hunyadi unter sein Heer vertheilte.

Ebenso glorreich war auch die Forsetzung des Feldzuges. Der Cardinal Julian Cesarini, welchen Papst Eugen seinen Verpflichtungen gegen den Kaiser zufolge an Wladislav, König von Ungarn und Polen, gesandt hatte, wußte durch seine hinreißende Beredtsamkeit den König zur Fortführung des Krieges zu bewegen. Er versprach die Unterstützung eines Kreuzzuges, den der Papst im ganzen Abendlande predigen ließ, und so brach denn im Jahre 1443 ein Heer von Ungarn, Polen, Serviern, Wallachen und einigen Deutschen über die Donau auf. Auch jetzt strahlte, wie ein leuchtendes Gestirn, Hunyadi's Siegesruhm. Bei Nissa stieß er auf das Heer der Osmanen, überfiel es zur Nachtzeit und rieb es in einem entsetzlichen Gemetzel beinahe gänzlich auf. Gegen 30,000 Osmanen sollen in dieser nächtlichen Schlacht geblieben sein, über 4000 geriethen in Gefangenschaft, die Beute war unermeßlich. Für Sultan Murad war dieser Schlag um so härter, weil sich auch diesmal unter den Todten und Gefangenen die ausgezeichnetsten seiner Heerführer befanden.

Siegreich drang das christliche Heer weiter nach Osten vor und erstürmte noch am Christsonnabend die Pässe des Hämus. Nun mußte aber bei der vorgerückten Jahreszeit der Feldzug aufgegeben und auf das nächste Jahr verschoben werden.

Murad war jedoch von den erlittenen Unfällen zu schmerzlich betroffen, als daß er den Frieden nicht hätte aufrichtig wünschen sollen. Er trat mit Wladislav in Unterhandlungen, und Hunyadi, dem Frieden gleichfalls nicht abgeneigt, vermittelte einen zehnjährigen Waffenstillstand zu Szegedin (1444), in welchem der Sultan Servien herausgab, Ungarns Oberhoheit über die Wallachei anerkannte und seinen gefangenen Schwager mit 70,000 Ducaten auslöste. Hierauf legte er aus Trauer über den Tod eines Sohnes die Regierung zu Gunsten seines 14jährigen Sohnes Muhammed nieder und zog sich zu seiner Erholung nach Magnesia in Kleinasien zurück.

Da lief die Nachricht am ungarschen Hofe ein, daß die Karamanen wieder im Aufstand gegen die Osmanen seien, daß die verbündete Flotte der Christen am Hellespont bereit sei, den Uebergang des Sultans nach Europa zu verhindern, daß jetzt der günstigste Augenblick gekommen, die Osmanen aus Europa zu verjagen. Wie ein böser Dämon trat jetzt Cardinal Cesarini auf, indem er fälschlich behauptete, der König von Ungarn habe ohne Zustimmung des Papstes und der christlichen Fürsten kein Recht zum Abschluß des Waffenstillstandes gehabt, dann aber noch den heillosen Grundsatz aufstellte, daß man ein den Ungläubigen gegebenes Wort nicht zu halten verpflichtet sei. Da sich auch Hunyadi durch die Aussicht auf ein Bulgarisches Königthum gewinnen ließ, so ward der verhängnißvolle Feldzug unternommen, nachdem kaum zehn Tage vorher der geschlossene Friede auf das Evangelium beschworen worden war.

Das kleine ungarsche Heer zog nach dem Uebergang über die Donau am schwarzen Meere hin bis nach Varna, als die Botschaft anlangte, Murad nahe mit großer Macht. Während die christliche Flotte noch am Hellespont lag, hatte ihm der Verrath Genuesischer Kauffahrer, welche für einen Lohn von einem Ducaten für den Mann ihre christlichen Brüder den Ungläubigen in die Hände lieferten, die Ueberfahrt über den Bosporus ermöglicht. Nun nahte der Sultan mit fünffach überlegener Macht dem christlichen Heere bei Varna, und der Gott der Schlachten gab jetzt den Christen einen tief durch Mark und Gebein schneidenden Beweis, daß auch den Ungläubigen geleistete Eide ihm heilig sind. Durch die Reihen des osmanischen Heeres ward die Urkunde des gebrochenen Vertrages auf der Spitze einer Lanze getragen. Anfangs siegte die Tapferkeit der Christen, und Murad wandte schon sein Roß zur Flucht, und nur der Begler-Bey von Asien, der ihm in die Zügel fiel, bewog ihn zum Ausharren. Als aber Wladislav, gegen Hunyadi's Rath, einen Angriff auf die Janitscharen machte, die auch zuerst wichen, stürzte er mit dem Pferde, ein alter Janitschare hieb

ihm den Kopf ab und steckte ihn auf eine Lanze. Bei diesem Anblick ergriff auch Hunyadi die Flucht, und die Niederlage der Christen war entschieden. Der Urheber des treulosen Feldzuges, Cardinal Julian Cesarini, fand gleichfalls seinen Untergang; als er auf der Flucht über die Donau setzen wollte, ward er von einem wallachischen Fährmann aus Habsucht erschlagen.

Schon hatte sich Murad zum zweiten Male in die Tulpengärten von Magnesia zurückgezogen, als ihn ein Aufstand der Janitscharen aus seiner Ruhe wieder aufschreckte. So bestieg er denn zum dritten Mal den Thron, um das Schwert des Krieges bis an sein Ende zu schwingen. Nachdem er sich den ganzen Peloponnes zinspflichtig gemacht, unternahm er einen Feldzug gegen Albanien wider den gewaltigen Türkenbekämpfer Skanderbeg, „Hunyadi's großen Zeitgenossen und Nebenbuhler im Schlachtenruhm."

Der eigentliche Name Skanderbegs war Georg, aus der Familie Kastriota, welche eine Herrschaft im nördlichen Albanien besaß. Ausgezeichnet durch persönliche Eigenschaften, war er über die Masse seiner kriegerischen Landsleute erhaben und ist bis auf unsere Tage der Gegenstand der Heldengesänge und Legenden seines Volkes. Als Murads Heere zum ersten Mal in Epirus (Albanien) einfielen, wurde Georg mit seinen drei Brüdern als Geisel abgeführt, gewaltsam zum Islam bekehrt und Skanderbeg, d. h. Fürst Alexander, genannt. Die frühe Entwickelung seines Geistes, seine ungewöhnlichen Talente erwarben ihm die Gunst und das Vertrauen des Sultans. In Sprachkenntnissen, ritterlichen Uebungen und kriegerischen Tugenden that er es allen seinen Zeitgenossen zuvor. Da es fast schon politischer Grundsatz war, ausgezeichnete Albaner für den höheren Dienst der Pforte zu erziehen, und durch Ehrenstellen an ihr Interesse zu fesseln, so erhielt auch Skanderbeg schon als Jüngling ein Commando von 5000 Reitern und nahm an Murads Feldzügen gegen Ungarn den thätigsten Antheil. Aber die glänzenden Gunstbeweise seines Herrn vermochten nicht die Erinnerung an seine Heimath und an die verlorene Unabhängigkeit seines Vaterlandes in ihm auszulöschen, und der Entschluß, diese Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen, reifte in seiner Seele. Die Grausamkeit, mit der Murad die Glieder seines Hauses verfolgte, erfüllte ihn mit tiefem Groll. Doch besaß er genug Herrschaft über sich selbst, um seinen Haß und Rachedurst unter den Versicherungen der Treue und Ergebenheit zu verbergen. Da aber Neid und Eifersucht seine Stellung am Hofe endlich ganz unhaltbar machten und seine Gegner ihn sogar verrätherischer Absichten anklagten, so schöpfte auch Murad Verdacht und suchte ihn, weil er Gewalt scheute, aus seiner Nähe zu entfernen. Er schickte ihn mit seinem Heere nach Servien und Ungarn. Nach der Niederlage der Türken bei Nissa (1443) gelang es ihm mit 300 Getreuen zu entfliehen. Durch List verschaffte er sich die Festung Kroja bei Durazzo und machte die türkische Besatzung nieder. Die heldenmüthigen Albaner schlossen sich ihm an, und in dreißig Tagen war er Herr von Epirus. Nun leistete er mit seinen Albanern, denen Kampf gegen die Osmanen Lebensbedürfniß war, vierundzwanzig Jahre lang den Türken Widerstand und blieb bis an seinen Tod unbezwungen (1466).

Als sich Murad gegen diesen Feind aufmachte, erhielt er die Kunde vom Anzug Hunyadi's, der an der Spitze eines Ungarheeres von 24,000 Mann „seinen bei Varna entfallenen Lorbeer wieder um die Schläfe winden wollte." Auf diese Nachricht verschob Murad den Krieg gegen Skanderbeg und brach gegen die Ungarn auf. Hunyadi beging den Fehler, die ihm von Skanderbeg zugesagte Hülfe nicht abzuwarten, und erlitt eine furchtbare Niederlage in der dreitägigen Schlacht bei Kossowa (1448), in der die letzte Hoffnung zu Grunde ging, welche die Griechen auf abendländische Hülfe gesetzt hatten.

In demselben Jahre entschied Murad in einem nach dem kinderlosen Tode Johannes VI. zwischen dessen Brüdern entstandenen Thronstreit für den älteren, der nun als Constantin IX. Paläologus die Herrschaft über die alte Weltstadt Constantins des Großen übernahm, ohne über mehr als die Hauptstadt und dies nur als türkischer Vasall zu gebieten.

Ueber Sultan Murads Tod (1451) lauten die Nachrichten verschieden. Nach den Aussagen byzantinischer Geschichtschreiber verlebte er seine letzten Tage auf einer kleinen Insel der Maritza unweit Adrianopels in ländlicher Zurückgezogenheit, zugleich aber auch im Genuß sinnlicher Lüste, die ihm einen frühzeitigen Tod zuzogen, denn kaum hatte er einen Monat dort zugebracht, als er unter dem Taumel eines Trinkgelages vom Schlage betroffen ward. Nach osmanischen Geschichtschreibern dagegen starb er vor Schrecken, als ihm ein begeisterter Derwisch sein nahes Ende vorherverkündigte, zu Adrianopel, unter Sorgen für das Heil seiner Seele.

Die Regierung Sultan Murads II. gehört zu den wichtigsten Epochen der osmanischen Reichsgeschichte. Wenn auch die materielle Erweiterung des Reichs unter seiner Regierung nicht bedeutend war, so war der moralische Einfluß, welchen sie durch die Siege bei Varna und Kossowa für die Zukunft auf die abendländische Welt ausübte, dennoch hoch anzuschlagen, indem bei dieser der Glaube an die Unüberwindlichkeit der türkischen Waffen festere

Wurzeln schlug. Der Sultan hätte seine Siege weiter verfolgen können, wenn ihm nicht die innere Entwickelung seines Reiches ebenso wie die äußere am Herzen gelegen hätte. Große Reformen hat seine Regierung nicht aufzuweisen. Seine Sorge für das Innere war mehr eine erhaltende als eine schaffende, wie dies nach den vorausgegangenen Stürmen auch nicht anders sein konnte. In dem Ruhme, öffentliche Bauten zu wohlthätigen und frommen Stiftungen gegründet zu haben, steht er seinen Vorgängern nicht nach. Die zu Adrianopel erbaute Moschee gilt für eins der ausgezeichnetsten Werke osmanischer Baukunst. Uebrigens war Murad keineswegs der Barbar, zu dem ihn abendländische Berichte gemacht haben. Sogar byzantinische Geschichtschreiber rühmen seine Milde, so wie die Aufrichtigkeit und Redlichkeit seiner Gesinnung; besonders heben sie den Zug der Treue in seinem Charakter hervor, der zufolge er die einmal beschworenen Verträge auch seinen Feinden hielt, und die mit der Treulosigkeit, womit die Christen den Waffenstillstand von Szegedin brachen, einen auffallenden Gegensatz bildet.

Die Denkmäler der alten Welt.

Von Ernst Horn.

III.

Das Land zwischen den Strömen Euphrat und Tigris, jene Gegend, welche die Sage als die Wiege der Menschheit bezeichnet, wo die lieblichsten Blüthen morgenländischer Poesie mährchenhafte Gewebe über den Schmuck der wunderbar schönen Wirklichkeit breiten, war auch lange Zeit für die historische Kenntniß ein Gegenstand sagenhafter Berichte und an die wenigen Namen, welche die Geschichte mit halber Sicherheit aufzeichnete, knüpfte sich immer noch so viel unglaubliches, daß man fast geneigt war, alles was über die Vergangenheit jener Reiche, über ihre ungeheuere Macht, die Ausdehnung ihrer Städte, den Luxus und die Pracht ihrer Königssitze in den Berichten der alten Schriftsteller zu finden ist, für eitle Mährchen und phantastische Erfindungen zu halten. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, die Zeugen jener entschwundenen Herrlichkeit, die Jahrtausende lang in Schweigen begraben lagen, unter Schutt und Trümmern herauszufinden, und namentlich waren es englische Gelehrte, denen es gelang, die Ueberreste der gewaltigen Königssitze Ninive und Babylon mit Erfolg zu untersuchen. Der Babylonische Thurm und die hängenden Gärten der Semiramis, diese Wunder der alten Welt, sind ihres fabelhaften Rufes entkleidet, aber indem wir ihr einstiges Vorhandensein nicht mehr zu bezweifeln brauchen, dürfen wir in ihnen erhabene Werke menschlicher Fähigkeit und staunenswerthe Zeugnisse für den hohen Culturzustand der alten Völker des mittleren Asiens bewundern.

Als Gründer des großen assyrischen Reiches wird den biblischen Nachrichten zufolge Nimrod, der gewaltige Jäger vor dem Herrn, angenommen. Eigentlich bezeichnet der Name Ninus, der häufig als der des ersten Königs von Assyrien genannt wird, von dem die Stadt Ninive am Tigris, die er erbaute, den Namen erhielt, die Zeit der Macht des Reiches. Auf seine Gattin und heldenmüthige Nachfolgerin in der Regierung, Semiramis, concentrirt sich dann der größte Theil der theils geschichtlichen, theils sagenhaften Ueberlieferungen von der Blüthe der beiden Städte Ninive und Babylon. Ninus, ihr Gemahl, hatte sich Babylonien unterworfen und seinem Reiche einverleibt.

Unter den Nachfolgern der Semiramis sank die Bedeutung des assyrischen Reiches allmählich bis zu dessen Zerstörung herab. Weibische Ueppigkeit und maßlose Genußsucht entnervte die Beherrscher des einst so mächtigen Reiches. Sie vergeudeten ihr Leben in Wollust und thatenloser Schwelgerei. Die Geschichte nennt Sardanapal als den letzten dieser kraftlosen Weichlinge. In Weiberkleidern vertändelte er seine Zeit in den Gemächern der zahllosen Genossinnen seiner Ausschweifungen und als er bei einem Aufstand den Untergang seiner Herrschaft herannahen sah, bestieg der übersättigte Feigling den Scheiterhaufen und verbrannte sich selbst mit seinen Schätzen und Weibern. Dieser Aufstand war durch Arbaces, den Statthalter von Medien, hervorgerufen worden. Arbaces nahm nach Sardanapals Tode Ninive ein, worauf Medien und Babylonien sich von Assyrien losrissen. Zwar gelang es später einigen tapferen Beherrschern, die verlorenen Länder auf's Neue zu erobern; doch war die eigentliche Macht des Reiches gebrochen. Ninive wurde bei einem erneuerten Aufstande eingenommen und gänzlich zerstört, worauf das große assyrische Reich sich in einzelne Theile auflöste. Babylonien fand seinen Untergang durch Cyrus, den Perserkönig, gerade zur Zeit als der schwelgerische König Belsazar die gefangenen Juden ihres Gottglaubens willen unterdrückte.

Die bedeutendsten Entdeckungen hat man in neuester Zeit in Bezug auf altassyrische Alterthümer in der Nähe des Dorfes Nimrud am Ufer des Tigris gemacht, wo aller Wahrscheinlichkeit nach früher die Stadt Ninive gestanden hat. Das Auffinden einer großen

Sardanapal.

Anzahl von Alterthümern, Vasen, Reliefbruchstücken und Bauüberresten, die man bei der Wegräumung eines Erdhügels fand, erweckte die Begierde nach weiteren Forschungen, die denn auch bald durch reiche Ausbeute belohnt wurden. Wenn auch die Angaben der griechischen Schriftsteller, die in Bezug auf Ninive und den ungeheuren Umfang seiner kolossalen Bauwerke sich ohne Zweifel manche Uebertreibung haben zu Schulden kommen lassen, nicht ganz als richtig angenommen werden dürfen, wenn auch der Bericht etwas übertrieben erscheint, daß die Mauern der Stadt so breit gewesen seien, um darauf drei Wagen bequem nebeneinander herfahren zu lassen und daß 1500 Thürme und mehrere hundert Thore sich daran befunden hätten, so beweisen die ungeheueren Trümmer, deren weite Verbreitung man nun erst kennen gelernt hat, immerhin eine beträchtliche Ausdehnung und Größe der untergegangenen Stadt.

Das Material, welches zu den Bauwerken von Ninive verwandt wurde, bestand größtentheils aus gebrannten Ziegeln, weshalb dieselben der Zerstörung viel leichter unterworfen waren als die egyptischen Bauwerke. Zwar standen den Bewohnern von Ninive Bausteine aus den Brüchen am Ufer des Tigris zu Gebot, diese befanden sich jedoch in ziemlicher Entfernung und ihre Ausbeute wurde daher selten in Anwendung gebracht. Eine ziemliche Anzahl gut erhaltener Ueberreste von Bildwerken, namentlich Reliefarbeiten, theilweise in Alabaster und Kupfer, mit Darstellungen von Menschen in theils kriegerischen, theils festlichen oder gottesdienstlichen Verrichtungen, nebst Thiergestalten, unter denen sich abenteuerlich geflügelte Ungeheuer befinden, liefern den Beweis für die hohe Ausbildung der künstlerischen Fähigkeit der Bewohner von Altassyrien. Alle diese bildlichen Darstellungen zeichnen sich besonders durch Entschiedenheit und Strenge der Formen aus. Bei den menschlichen Figuren ist die Musculatur der Glieder überaus kräftig ausgeprägt, die Haare sind in steifen Locken gebildet, Gewänder und Geräthschaften reich verziert und geschmackvoll geformt. Inschriften bedecken einen großen Theil der vorgefundenen Denkmäler. Diese Inschriften sind sämmtlich in Keilschrift, einer höchst primitiven Schreibweise, ausgeführt. Man ist durch Vergleichungen dahin gekommen, einen großen Theil derselben zu entziffern. Sie enthalten Aufzeichnungen von Namen, wichtigen Begebenheiten und hervorragenden Thaten unter den verschiedenen Herrschern.

Ruinen von Babylon.

Die Ruinen von Babylon an den Ufern des Euphrat haben ebenfalls nicht unwichtige Aufſchlüſſe über die Anlage und Größe der Stadt gegeben. Sie war an beiden Ufern des Fluſſes gelegen und auf jeder Seite befand ſich ein hoher und umfangreicher Palaſt. Der prachtvolle, dem Baal geweihte Thurm, der vermuthlich zu der bibliſchen Sage von der Sprachverwirrung Veranlaſſung gegeben hat, überragte alle übrigen Gebäude. Auf ſeiner Spitze ſtellten die Aſtronomen von Babylon ihre Beobachtungen an und dieſer Umſtand mag vielleicht der Sage den Zweck des Thurmes in der verwerflichen Idee, bis in den Himmel eindringen zu wollen, einverleibt haben. Als der Gipfelpunkt aller der abenteuerlichen Ueberlieferungen über den Luxus und die Pracht des babyloniſchen Hofes werden häufig die hängenden und ſchwebenden Gärten der Semiramis zu Babylon angeführt. Dieſe hängenden Gärten waren hoch aufgerichtete, terraſſenförmig übereinander gethürmte Gebäude, auf welchen die üppigſten und reichſten Pflanzungen künſtlich angelegt waren. Bei der ganz flachen Umgebung der Stadt mögen ſolche coloſſale hügelförmige Terraſſen, geſchmückt mit der ganzen Pracht der durch künſtliche Mittel noch gehobenen, üppigen Vegetation des Südens, allerdings einen feenhaften Anblick gewährt haben und ſie mußten dem Fremden, der ſie zum erſten Male erblickte, wirklich wie ein Wunder, wie ein Werk überirdiſcher Mächte erſcheinen. Leider ſind einige zerſtreute Ruinenhaufen das einzige, was von all dieſer Pracht auf uns gekommen iſt. Ein Bauwerk, das ſowohl in ſeiner Anlage, wie in ſeiner Ausführung zum Großartigſten gehört, was die alte Welt geſchaffen hat, war ohne Zweifel der ſchon erwähnte Beluſthurm oder Baalstempel zu Babylon. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war er in Abſätzen, gleich einer Stufenpyramide erbaut und noch heute betrachtet man einen bedeutenden Ruinenhaufen an der Weſtſeite des Euphrat als den Ueberreſt deſſelben. — Die Prieſter unter den Babyloniern, die aus einem eigenen Stamm, die Chaldäer, beſtanden, beſaßen aſtronomiſche Kenntniſſe und gaben beim Volke ihre Beobachtungen für gottesdienſtliche Werke aus. Für ſie hatte alſo jener Tempel auch zugleich die Beſtimmung einer Sternwarte. Der Religion, welche dieſe Prieſter lehrten, lag die urſprüngliche Verehrung der Sonne, dieſe roheſte Form der Gottesverehrung zu Grunde. Wie jenſeits des Oceans bei einzelnen Völkern und Stämmen die Furcht

Schlangen-Anbeter.

zur Verehrung gefährlicher Weſen trieb, wie der Schlangenanbeter, im Wahn, daß ſein Gebet ſeinen Feind gnädig ſtimmen werde, ſich vor dem Bild der Schlange zur Erde warf, ſo lag bei den morgenländiſchen Völkern ſchon frühe der Religion der Liebe und des kindlichen Vertrauens

Sonnendienſt.

der keimende Begriff zu Grunde, daß die Sonne als ein höheres, ſchöpferiſches Weſen an der dankbaren Verehrung der Menſchen Wohlgefallen finde. Gewiß war es das Gefühl des Dankes für die Spendung des Lichtes und der Wärme, was bei dieſen Völkern die erſte Anregung zum Beweis der Erkenntlichkeit durch Dankopfer und Gebete gab, und der Gedanke, daß ein ſolch erhabenes, vielvermögendes Weſen auch anderen Mängeln Abhülfe ſchaffen könne, veranlaßte dann die Anrufung in Noth und Gefahren. Der weiter ausgebildeten Anſchauung der babyloniſchen Prieſter erſchien die Sonne als das Symbol der zeugenden Naturkraft, während ſie im Monde das Bild der gebärenden Kräfte verehrten.

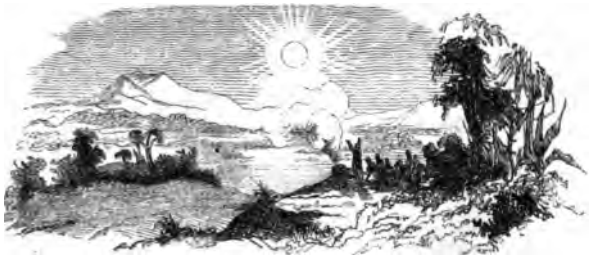
Sie ſtellten beide ſinnbildlich als Baal und Baaltis dar und das Volk verwechſelte ſpäter die Bilder mit der denſelben zu Grunde liegenden Idee. Der Baalsdienſt verlangte in den älteſten Zeiten den grauſamen Gebrauch der Menſchenopfer, gab aber auch Gelegenheit zu den üppigſten und ausſchweifendſten Feſten, während die ſtaatlichen Einrichtungen von Alt-Babylon dem Einfluß der Prieſter den weiteſten Spielraum gönnten.

Friedlicher waren die öffentlichen Einrichtungen bei den alten Perſern. Bevor Zoroaſter die Lehre von Ormuzd und Ahriman, den Geiſtern des Lichtes und der Finſterniß, zur allgemein herrſchenden Religion machte, beſtand die Verehrung einzig im urſprünglichen Feuerdienſt. Da die Perſer den Gebrauch hatten, ihre gottesdienſtlichen Handlungen nicht in Tempeln zu verrichten, ſondern auf freien, mit friſchem Gras bewachſenen Orten ihre Thieropfer darbrachten, ſo hinterblieben der Nachwelt keine Zeugen ihrer religiöſen Anordnungen und wir müſſen uns in Bezug auf dieſelben mit den Berichten der griechiſchen Schriftſteller begnügen. Dieſe ſchildern die heiligen Handlungen der Perſer folgendermaßen: Sie be-

Perſiſches Opfer.

Zoroaster.

gaben sich nach dem zum Opfer bestimmten Orte und ein Priester mit bekränztem Haupt schlachtete das dazu bestimmte Thier, wobei seine Begleiter knieend einen Lobgesang anstimmten. Das Fleisch wurde hierauf unter die Theilnehmer der Festlichkeit vertheilt, da sie die Ansicht hatten, daß die Gottheit nur die Seele des Thieres für sich in Anspruch nehme. In ihren Gesängen riefen sie dann außer dem Feuer, das Wasser und die Erde, sowie Sonne, Mond und die Winde als Gottheiten an. Außer diesen Opferfesten pflegten die Perser häufig nach heiligen Orten zu wallfahrten, wo das Erdfeuer aus Naphtaquellen immerwährend brennend die Gegenwart des Gottes anzeigte. Dahin eilten sie einzeln oder in ganzen Zügen und flehten um Abhülfe bei besonderen schweren Vorfällen. Sie scheuten weder die Mühe einer langen Wanderung, noch die Gefahren, denen sie sich aussetzten und glaubten sich gerettet und erhört, wenn sie nur des ersehnten göttlichen Feuers ansichtig wurden. Zoroaster verwandelte diese einfachen Gebräuche zu einem ausgebildeten Religionssystem und der Mithradienst, der von den Assyriern nach Persien gekommen sein soll, schloß sich mit seinen geheimnißvollen Gebräuchen, die mit den zu Ehren der Venus in Griechenland stattfindenden Mysterien verwandt waren, der Verehrung des Lichtes und der Finsterniß an.



Feueranbeter.

Was von Denkmälern des alten persischen Reiches auf uns gekommen ist, besteht hauptsächlich in den Ruinen der beiden Königssitze Persepolis und Pasargada. Zu den Ueberresten von Pasargada gehören die Trümmer eines Königpalastes, an dem man Inschriften, die von Cyrus handeln, entdeckt hat. Nahe bei der Stadt befindet sich das Grabmal des Cyrus, eine kleine etwa sechzehn Fuß hohe Pyramide aus Marmorblöcken, die sich stufenförmig in sechs Absätzen erhebt und auf deren Gipfel das Grabmal selbst befindlich war. Während Alexanders Zug nach Indien befand sich folgende Inschrift an dem Grabe: „Mensch, ich bin Cyrus, der den Persern die Herrschaft erwarb und Asien beherrschte. Mißgönne mir mein Grabmal nicht.“ Nach den Angaben der Alten war das Denkmal von einem Garten umgeben; einzelne Säulen bezeichnen noch die Umfriedung dieser Anlage.

Unweit Persepolis finden sich ebenfalls bedeutende Grabanlagen, Königsgräber genannt, die in Felsgrotten angelegt und durch sorgfältig ausgeführte Fassaden mit Halbsäulen geschmückt sind. Die Säulenverzierungen und Reliefarbeiten an diesen Ueberresten zeigen Aehnlichkeit mit denen der altassyrischen Kunst. Phantastische Thiergestalten finden sich auch hier häufig angebracht. Auch die ziemlich wohl erhaltenen Reste eines großen königlichen Palastes sind noch in Persepolis vorhanden und zeigen eine solche Mannigfaltigkeit der Zusammenstellung bei bedeutender Ausdehnung in der Anlage, daß sie noch heute Staunen und Bewunderung erwecken. Zahlreiche Inschriften, die sich theils auf die persischen Gottheiten theils auf Darius und Xerxes beziehen, bedecken die Mauerreste und Sculpturarbeiten.

Der Unterricht und seine Hülfsmittel.

Von F. Schoedler.

Wunderbare Contraste der Gegenwart! Unwiderstehlich rasche Bewegung der Massen — mühselig langsames Vorankommen des Individuums; reißende Fortschritte der Gesammtheit, während eine bleierne Last am Fuße des Einzelnen zu haften und seinen Schritt zu hemmen scheint. Greifen wir nun den Ersten den Besten aus diesem vorwärts drängenden Getümmel unserer Zeit heraus und fragen wir ihn: bist Du früher ein erfahrener, kluger, gebildeter, gelehrter oder gar weiser Mann geworden als dies vordem der Fall war?

Ach — der Gefragte wird die Achsel

zucken und herzählen die Tausende von kleinen Schritten, von mühsamen Versuchen, von anstrengenden Arbeiten, von herben Täuschungen, die ihm so wenig erspart wurden, wie Jenen, die vor uns vom Strom ihrer Zeit ergriffen, lernen und bestehen, leben und leiden, wagen und kämpfen mußten.

Ein Jeder fängt von vorn an — dies ist das alte Gesetz!

Wohl wird der körperliche Mensch in rasender Eile durch die Dampfkraft von Ort zu Ort befördert — wohl kreist sein elektrisch beflügeltes Wort im Nu um den Erdball — allein Reife und Fülle der Gedanken stellen sich darum nicht früher, nicht reichlicher, nicht leichter ein. Schwer bleibt die Kunst, die Wissenschaft, das Leben.

Diese Gegensätze sind es, die dem Erzieher und Lehrer lebhaft sich aufdrängen, wenn ihm die Heranbildung der reiferen Jugend, insbesondere zu den mit schwierigeren Studien verbundenen Berufsarten obliegt. Wie häufig sind da die Beispiele der Hast und der Ungeduld, mit welcher — weniger der Lernende selbst — als vielmehr die Angehörigen und Fürsorger desselben auf eine möglichst rasche und baldige Abfertigung der verschiedenen Stufen der Vorbildung dringen. Die allgemeine Unruhe der Gegenwart, das lebendigere Tempo, das in alle Bewegungen gekommen ist, wird auch von der Schule jeden Grades verlangt — man fordert nicht nur möglichst Vieles, sondern auch möglichst schnell.

Gegenüber diesem Drängen ist aber der junge Mensch ein ziemlich eigensinniger und unfügsamer Stoff geblieben. Langsam nur, aber stetig, wie sein Körper von innen] sich entwickelt und herausbildet, schreitet der Geist zu höheren Fähigkeiten voran und gewisse Thätigkeiten desselben sind so bestimmt an entsprechende Altersgrenzen gebunden, daß alles Anregen und Hervorlocken vielversprechender Lehrkünstler daran nichts ändert, sondern durch Erzielung vorzeitiger Früchte nur das ausgesprochene Gesetz bestätigt.

Nur dem Genie ist es als seltene Gabe verliehen, jene von der Natur gezogenen Schranken meteorartig zu durchbrechen, der Zeit voranzueilen, Perioden der geistigen Entwicklung zu überspringen oder vorauszunehmen. Solche bevorzugte Geister erzeugt die Menschheit jedoch mit zurückhaltender Sparsamkeit und mit Recht preisen wir daher das Jahrhundert, das Volk, den Ort glücklich, in welchem solche außerordentliche Erscheinungen, gleich unmittelbaren Offenbarungen des göttlichen Geistes in großen Thaten des Lebens, der Wissenschaft oder der Kunst an den Tag treten.

Unsere Schulen aber bemessen wir in Aufgabe und Methode nicht nach der Ausnahme, sondern nach der Regel und thun wohl daran.

Und dennoch darf behauptet werden, daß der in so vielen Dingen rasch fördernde Gang der Gegenwart auch von Einfluß auf das Unterrichtswesen sich ergeben hat. Wir werden dieses namentlich nachzuweisen suchen hinsichtlich der Erfahrungswissenschaften, sowohl an sich, als auch in ihren angewendeten Theilen — also an den Naturwissenschaften, der Medicin und den verschiedenen Zweigen der Technologie.

Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß wir jetzt in der halben Zeit einen perfecten Arzt, Ingenieur oder Hüttenmann fertig bringen als vordem. Im Gegentheil — es muß für die theoretische Ausbildung in diesen und den verwandten Gebieten gegenwärtig wohl mehr Zeit verwendet werden als jemals der Fall war. Aber dieses möchten wir als unzweifelhaft feststellen, daß innerhalb derselben Zeit die Fülle der Thatsachen, der Reichthum der Beobachtungen, die Auswahl der Anschauungen, die dem Lernenden geboten und von demselben aufgenommen werden können, eine ungleich größere und mannigfaltigere ist, so daß in ein und derselben Zeit allerdings mehr erlernt werden kann.

Da aber eine allgemeine Steigerung im Wissen und Können eingetreten ist und hiernach die Ansprüche an Denjenigen bemessen werden, der in irgend einem Gebiete die Meisterschaft erringen und bewähren soll, so braucht derselbe für ein gründlicheres und vielseitigeres Wissen im Ganzen keinen geringeren Aufwand an Zeit und die althergebrachten Stufen im Bildungsgange des Menschen werden wohl stets innerhalb derselben Altersgrenzen bleiben. Auch haben bis jetzt weder Universitäten noch technische Akademien irgend Miene gemacht, eine Dampfappretur zu schnellem Fertigmachen aufzustellen.

Eine leichtere Zufuhr und Aufnahme des Lehrstoffs wird aber wesentlich vermittelt durch die unserer lernenden Jugend gebotene größere Auswahl der Hülfsmittel jeder Art. Abgesehen von einer reicheren, zugänglicheren Literatur, ist es namentlich die allerwärts, selbst an kleineren Hochschulen und geringeren technischen und gewerblichen Lehranstalten hervortretende Sorgfalt, durch Einrichtung von Sammlungen und Instituten zu praktischen Uebungen eine möglichste Belebung und Beförderung des Unterrichts herbeizuführen.

Auch bieten Handel und Industrie dem Lehrer hülfreich die Hand. Gab es doch eine Zeit, wo man zur Ausstattung eines physikalischen Cabinets, oder eines chemischen Laboratoriums einer ausgebreiteten Correspondenz, persönlicher Connexionen und selbst eigener mechanischer Fertigkeiten bedurfte und allerdings ein großer Aufwand von Kraft und Zeit an die Herstellung von Hülfsmitteln verwendet

werden mußte, die jetzt überall mit Leichtigkeit zu Gebote stehen.

Es erscheint nach Vorstehendem wohl von Interesse, von Zeit zu Zeit auf neue, dem Unterricht zu Hülfe kommende Lehrmittel hinzuweisen. Wir werden darauf bedacht sein, hier besonders solche auszuwählen, die nicht allein dem Fachmann dienlich sind, sondern auch dem Privatstudium empfohlen werden können, sowie zur Aufnahme in die Bildungsmittel der Familie, bildender Vereine und Institute sich eignen.

Wir sind dabei entschieden der Ansicht, Alles zurückzuweisen, was zu weit gehend, den Ernst des Unterrichts zur bloßen unterhaltenden Spielerei herunterbringen müßte. Denn auch heutzutage fehlt es nicht an literarischen und pädagogischen Semmelbäckern und Conditoren, welche das A B C aller Wissenschaften in Basedow'scher Manier der ganzen Welt mundgerecht machen möchten.

Für dieses Mal beabsichtigen wir, aus drei sehr verschiedenen Gebieten Hülfsmittel des Unterrichts zu besprechen, nämlich den Inductionsglobus von Brandegger, — die technologischen Wandtafeln von Knapp und die plastischen Nachbildungen zur Schwammkunde von Büchner.

Unter den mannigfaltigen Gegenständen, welche die Wohnungen in England nahezu überladen und denselben eine anderwärts seltner anzutreffende Fülle und Behaglichkeit verleihen, haben uns ganz vorzüglich die mächtig großen Globen angesprochen, die wir paarweise öfter in dem großen Zimmer aufgestellt fanden, welches allabendlich die Familie traulich versammelt. Die Größe und Zugänglichkeit derselben für Jung und Alt mußte nicht wenig dazu beigetragen haben, den Kindern und Hausgenossen eine so lebendige und bewußte Orientirung auf der Erdoberfläche zu verschaffen, wie sie nicht leicht durch irgend einen Unterricht gewährt zu werden vermag.

So überaus werthvoll nun der Globus in der Hand des Einzelnen ist, so erscheint uns der Vortheil, der aus seiner Anwendung in Schulen oder bei sonst zahlreichen Auditorien zu ziehen ist, hierzu in durchaus keinem entsprechenden Verhältnisse zu stehen. Es rührt dies daher, daß Globen von sehr beträchtlicher Größe in diesen Fällen nicht wohl benutzt werden können, während an kleineren Globen schon bei mäßiger Entfernung alle Linien verschwinden oder unkenntlich werden. Wir folgen wohl dem Finger des Vortragenden, der da und dort einen Punkt andeutet — diese und jene Linie beschreibt — Punkt und Linie selbst unterscheiden wir kaum oder gar nicht. Irgend eine Kugel ohne alle Zeichnung würde hier dem Lehrer so ziemlich denselben Dienst erweisen wie der Globus.

Erfahrungen dieser Art scheinen dem Constructor des Inductionsglobus vorgeschwebt zu haben, denn in der That, derselbe ist nichts anderes, als eine ganz schwarze Kugel von zwölf Zoll Durchmesser, auf passendem Gestell um ihre geneigte Axe drehbar; völlig groß genug zur deutlichen Demonstration in die Ferne — nicht zu kolossal, um leicht transportirt und gehandhabt werden zu können. Fügen wir noch hinzu, daß ein Messingbügel von Pol zu Pol gehend den Globus als Halbring umfaßt, daß eine rothe Linie als Aequator die Kugel umzieht und daß endlich als Hauptsache die Oberfläche des Globus mit einem künstlichen Schiefergrund überzogen ist, auf welchem eine kräftige Kreidezeichnung ebenso leicht hergestellt als gelöscht werden kann, — und die Beschreibung des Apparates ist der Hauptsache nach vollendet.

Fast von selbst ergiebt sich hieraus seine werthvolle Anwendbarkeit im geometrischen, astronomischen und geographischen Unterricht — ja, in den verschiedensten Fächern, denn selbst der Zoolog vermag ebenso leicht seine Verbreitungsbezirke gewisser Thierformen aufzutragen, als der Pflanzengeograph die Grenzlinie des Wein- oder Weizenbaues zieht. Wir enthalten uns deshalb der weiteren Ausführung der mannigfachen Seiten, die diesem Lehrmittel abzugewinnen sind und heben nur den Umstand als besonders empfehlenswerth hervor, daß man z. B. im mathematisch-geographischen Unterricht an demselben Alles nach und nach vor dem Auge des Zuhörers entstehen lassen kann — Parallele, Meridiane, Ekliptik, Zonen, Umrisse der Continente oder Sternbilder u. s. w. — was am vollendeten Globus bereits in bunt sich kreuzenden und verschlingenden Linien vorhanden ist und darum den Lernenden so leicht verwirrt.

Wir glauben die Besprechung des Inductionsglobus mit der praktischen Notiz abschließen zu sollen, daß derselbe um 4 Thlr. 17 Sgr. oder 8 fl. von dem Verfertiger, Herrn Brandegger in Ellwangen (Würtemberg) zu beziehen ist.

Gehen wir jetzt über zu dem Gebiete der Technologie, so sind es hier vorzugsweise geeignete Modelle und Abbildungen, an welchen sich die Einrichtung, Zusammensetzung und Wirkungsweise der Maschinen, Apparate, Feuerungen u. s. w. für den Lernenden in der Regel bei weitem verständlicher zu Anschauung und Verständniß bringen läßt, als bei äußerlicher Betrachtung eines thätigen Betriebswerkes selbst.

Modell und Zeichnung dienen jedoch wieder verschiedenen Zwecken. Das Erste ist kostbar, in der Benutzung gleichzeitig nur Wenigen dienend — für diese aber in der erschöpfendsten Weise. Eigenthümliche Holzverbindungen,

schwierige Gewölbconstructionen in Mauerwerk, einzelne Maschinentheile u. s. w. müssen durch gute Modelle so genau wiedergegeben sein, daß Zeichnung und Ausführung darnach leicht und correct zu bewerkstelligen sind.

Das Modell dient daher vorzugsweise dem mehr vollendeten Techniker, der bereits an der Schwelle des Uebergangs zur praktischen Thätigkeit steht.

Dagegen sind Zeichnungen für den demonstrativen Unterricht Hülfsmittel von unschätzbarem Werthe. Theils äußere Ansichten, theils Durchschnitte nach verschiedenen Richtungen, oder Grundrisse und einzelne Maschinentheile in verschiedenen Stellungen versinnlichen hier das technische Werk und seine Thätigkeit. In den betreffenden Lehrbüchern der neueren Zeit ist durch den zu künstlerischen Leistungen vorangeschrittenen Holzstich ein reiches und vortreffliches Material geboten, das Nichts zu wünschen übrig läßt.

Für den Lehrer besteht jedoch die Mißlichkeit, daß er, zu seinen Zuhörern sprechend, nicht sofort an einer Zeichnung von entsprechender Größe und Deutlichkeit für sein ganzes Auditorium die erforderliche Erläuterung zu geben im Stande ist. Zwar steht ihm die schwarze Tafel zu Gebote und wir verlangen, daß jeder Lehrende mit Gewandtheit einige Linien und Umrisse hinwerfe, die seinen Worten zu Hülfe kommen — allein hier kann, ohne allzugroßen Zeitaufwand nur flüchtig angedeutet werden und die wenigsten Zuhörer sind im Stande, solche Andeutungen aufzufassen, sie rasch und richtig in ein Ganzes einzufügen und unterzuordnen.

Willkommen werden daher dem betheiligten Lehr- und Lernpersonal die von Knapp herausgegebenen technologischen Wandtafeln sein. (Literarisch-artistische Anstalt in München; Preis einer Tafel 4 Gulden.)

Es liegt bereits eine Reihe von vollendeten Blättern zur Beurtheilung vor, nämlich der Hochofen, Puddelofen und Frischheerd, die Hoch- und Niederdruck-Dampfmaschine mit Dampfkesseleinrichtung und Feuerung, die Apparate zur Leuchtgaserzeugung und Papierfabrication, die Getreidemühle und verschiedene Destillirvorrichtungen.

Jedes Blatt hat fünf Fuß Höhe und vier Fuß Breite; die Zeichnung ist correct, kräftig und auf ziemliche Entfernung kräftig hervortretend. Dabei ist sie durch die natürlichen Farben entsprechend colorirt, was ihr eine besonders lebendige Wirkung verleiht.

Da sehen wir z. E. in dem Hochofen von oben nach unten gehend das rothe Eisengestein abwechselnd geschichtet mit der Kohle und dem Zuschlag von Kalk; hie und da von einer schwachen Flamme durchzuckt, deren Lohe endlich als Gichtflamme hervorbricht. Allmählich abwärts gelangend verleiht die gesteigerte Hitze den Schichten der Beschickung die gleichförmige Farbe des Rothglühens, das immer heller werdend in Gelb und endlich in Weiß übergeht, wodurch eine Region bezeichnet wird, in welcher der Reductionsproceß Statt findet und aus welcher fortwährend das ausschmelzende Gußeisen sammt der Schlacke in weißglühenden Tropfen hinabrinnt — gewiß, ein höchst anschauliches Bild!

Zu jeder Figurentafel ist ein gedrucktes Textblatt mit kurzer Erläuterung und Hinweisung auf die Quellen beigegeben. Die zweckmäßige Behandlung so verschiedenartiger Gegenstände mußte nicht geringe Schwierigkeiten darbieten. Während Einige in gröberen Dimensionen und einfacheren Umrissen sich von selbst klar und faßlich darstellen, ist dies bei anderen weniger leicht zu erreichen. Dies zeigt sich z. B. bei der Papiermaschine, deren Farbengebung gar zu bunt ausgefallen ist. Auch das allzulebhafte Farbenspiel der verschiedenen Flammen hätte einfacher gehalten werden dürfen.

Was die technische Ausführung der Wandtafeln betrifft, so war man genöthigt, zu einem ganz eigenthümlichen Verfahren zu greifen, da Blätter von solcher Größe ohne den enormsten Aufwand in keinem der bekannten Druckverfahren sich ausführen lassen. Wie wir selbst Gelegenheit hatten uns zu überzeugen, ist hier Alles Product der Handarbeit, indem, ähnlich wie beim Tapetendruck die Hauptpartien durch ausgeschnittene Muster successiv aufgetragen, zuletzt aber einige Details aus freier Hand nachgebessert werden.

Der Familie und Haushaltung weit näher gerückt als das bisher Besprochene erscheinen die künstlichen Nachbildungen von Schwämmen, welche Professor Büchner in Hildburghausen zur Verbreitung der Schwammkunde herauszugeben unternommen hat. In der That, wenn wir einen der bis jetzt gelieferten Kasten aufschlagen, in welchem aus grünem Moose eine Anzahl der eßbaren Pilze in bunter Mannigfaltigkeit aufgeschossen sich darstellt, so nimmt sich diese Sammlung ebenso einladend als appetitlich aus. Erblickt gar der Feinschmecker auf Seite 5 und 6 des beigegebenen Textes die erprobten vier Kochrecepte für Schwämme, so wässert ihm der Mund und er nimmt keinen Anstand zu erklären, dieses Unternehmen sei wirklich praktisch-didaktisch.

Wir finden hier den delicaten Champignon mit seinen blaßvioletten Falten, den eiergelben Pfifferling, den derben Steinpilz mit fein geadertem Strunke, eine ganze Familie des Stockschwammes, die braune Spitzmorchel mit zellig maschigem Hut, den Hallimasch, lederfarbig, durch bräunliche Schüppchen zierlich punktirt,

u. a. m. — im Ganzen zwanzig verschiedene Arten eßbarer Pilze.

Allein es fehlt auch nicht die Kehrseite, die Nachtseite der Schwammvegetation, welche durch eine Zusammenstellung von zehn jener giftigen Individuen vertreten ist, die gegen den Genuß der Schwämme ein so verbreitetes Mißtrauen und in manchen Gegenden einen wahren Widerwillen bewirkt haben. Abgesehen von dem so leicht kenntlichen Fliegenschwamme, ist namentlich auf den Dickfuß und den Hexenpilz, beide mit lebhaft gefärbtem Strunk hinzuweisen, sowie auf den Schwefelkopf und den Belzebub, die häufiger mit ähnlichen eßbaren Schwämmen verwechselt werden mögen, als man dies für möglich hält, wenn man sie mit diesen zur Vergleichung neben einander vor sich liegen hat. Weniger gefährlich erscheinen darum der Gründling, der Lilaschwamm, der violette Waldteufel und der klebrige, von Staub und Fichtennadeln inkrustirte Schleimschwamm, weil denselben keine leicht verwechselbaren Formen unter den eßbaren gegenüberstehen.

Diese künstlichen Schwammgebilde sind in natürlicher Größe aus einer sehr dauerhaften plastischen Masse geformt, die mit einem leichten Gypsüberzug versehen ist, auf welchen die naturgetreuen Farben sehr gut aufgetragen sind. Die Sorgfalt, mit welcher den Eigenthümlichkeiten dieses Gebietes Rechnung gethan wurde, läßt sich namentlich an dem kleinen Exemplar des Schmerlings erkennen, dessen mit Sand beklebter Fuß, zartes Häutchen der noch unverletzten Scheide, klebriger, mit Sandkörnchen und Fichtennadeln bestreuter Hut in ganz täuschender Nachahmung erscheint. Ebenso zeigen uns die aus fünf Gliedern bestehenden Familien des Stockschwammes und der winzigen Goldschwämmchen eine bis in die kleinste Einzelheit eingehende Sorgfalt.

Fassen wir nun die ganze Leistung in's Auge, so übertrifft sie sicherlich Alles, was bisher zur Behandlung der Schwammkunde in dieser Art dem Unterricht geboten worden ist. Keine Abbildung kann den Eindruck dieser plastischen Nachbildungen erreichen und der Lehrer, dem die Schwämme bisher eine wahrhaft fatale Partie des Unterrichts waren, wird nun gerne dazu beitragen, die aus denselben zu ziehenden Nahrungswerthe zugänglicher zu machen, er wird andrerseits besser im Stande sein, dem mit unterlaufenden Gefährlichen entgegen zu treten. In Ansehung dessen können wir den Preis von acht Thalern für die bis jetzt erschienenen drei Lieferungen von dreißig Arten in siebenundfünfzig Nachbildungen nur äußerst billig finden und möchten gerne zur gedeihlichen Weiterführung und Vollendung des Unternehmens beigetragen haben.

Indem wir somit unsern Bericht über die beschriebenen Hülfsmittel des Unterrichts abschließen, werden wir gerne bereit sein, denselben bei gegebener Gelegenheit wieder aufzunehmen und weiterzuführen, dabei namentlich dasjenige berücksichtigend, was auch über die von Fach und Schule gezogene Grenze hinaus Interesse zu gewähren und Anwendung zu finden verspricht.

Zerstreute Blätter.

In Greensville lebte eine freigelassene Sklavin, die sich durch gutes Betragen, Reinlichkeit und strengen Fleiß mancherlei Beweise von Freigebigkeit und Güte verdiente und solche stets dankbar entgegennahm. Sie lebte mit ihren vier Kindern seit langer Zeit im allgemeinen Rufe der Redlichkeit, als sie eines Tages einem ihrer Wohlthäter entdeckte, daß sie eine Schuld von 3000 Dollar zu zahlen habe und die Summe nicht auftreiben könne. Mehrere ihrer Gönner waren bereit, die Summe herbeizuschaffen, und sie nahm dieselbe gegen eine Verschreibung auf ihre Kinder an. Bald darauf verheirathete sich die älteste ihrer Töchter und versuchte zu fliehen. Sie fuhr sehr elegant gekleidet, mit herabgelassenem Schleier, nach Weldon, wo sie in einem der ersten Gasthöfe abstieg und ihren Mann für ihren Diener ausgab. Der Umstand, daß sie als einzelne Dame reiste, verschaffte ihr überall leichteres Fortkommen, bis zufällig ein Agent bei einem Verschieben des Schleiers die dunkle Hautfarbe und die krausen Haare erkannte. Von nun an beobachtete man sie und bald blieb kein Zweifel mehr, daß sie eine entflohene Sklavin sei. Bereits in Portsmouth angekommen, wurde sie verhaftet und sammt ihrem Manne nach Greensville zurückgeschickt.

In den Wohnungen der reicheren Hindu befindet sich ein sogenanntes „Zorngemach", wohinein sich die schmollende Hausfrau zurückzieht, wenn sie übler Laune ist, und aus welchem sie dann nicht eher hervortritt, bis sie ihren Gleichmuth wieder gefunden hat. Der Ehemann raucht unterdessen mit ernster Miene seinen Hookah und scheint seine bessere Hälfte gänzlich zu ignoriren. Ausl.

In Japan zieht neben dem Kaiser noch der Dairi, der oberste Geistliche, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Er wird wie ein Gott betrachtet; Alles, was er berührt ist heilig; er stirbt nicht, sondern erneuert von Zeit zu Zeit seine Seele. Vor den Augen des Volkes verwandelt sich alsdann auf geschickte Weise unter einem dichten Schleier der Körper des verstorbenen Dairi in die Person seines Sohnes und Erben.

Zweite Abtheilung.

Betrachtungen über die Sternsysteme.

Von J. H. Mädler.

Ueberschauen wir den Zustand der Fixstern-Astronomie, wie er sich noch vor einem Vierteljahrhundert gestaltet hatte, so ergiebt sich, daß überall nur Vorarbeiten, Anfänge und Versuche vorlagen, nirgend jedoch ein definitives Resultat, das die Benennung Fixsternsystem gerechtfertigt hätte. Denn alles, was wir den unsterblichen Arbeiten Bradley's, Herschel's und Anderer verdanken, hat erst in unsern Tagen zu wahrhaft fruchtbaren Ergebnissen geführt. Keines Fixsterns Entfernung konnte, selbst nur in roheſter Annäherung, als bekannt angenommen werden; alle seit Jahrhunderten mit der äußersten Sorgfalt, mit dem durchdringendsten Scharfsinn unternommenen Versuche, Fixsternparallaxen zu bestimmen, waren gescheitert, und nur die anderweitig durch sie veranlaßten, aber von ihren Urhebern nicht direct beabsichtigten Entdeckungen und Vervollkommnungen setzten sie in den Stand, auf ihre Arbeiten mit Befriedigung zurückzublicken, während die Hauptaufgabe, die sie sich vorgesetzt, ihrem ganzen Umfange nach der Zukunft vorbehalten blieb.

Aehnliches galt von den Bewegungen der Fixsterne, die man schon seit Halley (1700) zu ahnen, seit Bradley (1750) und Piazzi (1800) wahrzunehmen angefangen hatte. Noch kein Gesetz hatte sie geregelt, noch kein nur einigermaßen wahrscheinliches Centrum konnte für sie nachgewiesen werden. Namhafte Astronomen durften sich noch für berechtigt halten, die ganze, von Herschel I. so scharfsinnig anticipirte Theorie der Doppelsternbewegungen in Zweifel zu ziehen und ihre engere Verbindung überhaupt in Abrede zu stellen, und einem Biot, Gauß und Bessel konnte man nicht Unrecht geben, wenn sie noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts alles, was die eigne Bewegung unsrer Sonne betraf, als gänzlich ungewiß und nichts beweisend betrachteten. Noch war kein einziges Band gefunden, welches unser Sonnensystem mit dem, was außer ihm im Universum vorhanden war, verknüpft hätte, wenn gleich eine dreiste Conjectur schon lange vorher von einem Planeten- und Kometengefolge der einzelnen Fixsterne als von einer ausgemachten Sache zu sprechen gewagt hatte.

Man kann es den Männern, die mit so unübertrefflicher Beharrlichkeit und strenger Consequenz ein langes Menschenleben hindurch ihre uns jetzt so trefflich zu Statten kommenden Arbeiten ausführten, nie genug danken, daß sie an der endlichen Lösung der großen Aufgabe, die ihrem Geiste vorschwebte, nicht verzweifelten, wie sehr auch das Ziel, das zu erreichen sie bemüht waren, in immer weitere Ferne zurückwich; wie wenig sie sich auch verhehlen konnten, daß sie statt neuer Ergebnisse nur neue vorher nicht geahnte Schwierigkeiten gefunden hatten und ihren Nachfolgern eine schwerere Arbeit hinterließen, als sie selbst zu übernehmen gemeint hatten.[1]) *)

*) Die Anmerkungen zu den mit Ziffern bezeichneten Stellen befinden sich am Schlusse des Aufsatzes.

Daß die bisherigen Hülfsmittel und Methoden, auch bei beharrlichster Fortsetzung und Wiederholung der Beobachtungen, keine Hoffnung des Gelingens für jene großen Aufgaben gewährten, war nicht länger zu verkennen. Es mußten neue Werkzeuge geboten und neue Methoden versucht werden, wenn man das muthlose Eingeständniß, daß das gesteckte Ziel ein unerreichbares sei, vermeiden wollte. Vor allem war es Münchens von Fraunhofer ins Leben gerufene Werkstätte, welche uns das Heliometer und Fadenmikrometer in solcher Vollkommenheit lieferte, daß die früher erreichbare Genauigkeit sehr bedeutend (in einzelnen Fällen um das Zehnfache) überboten werden konnte. So durfte Struve (1837) es wagen, die Parallaxe der Wega, an der ein Piazzi, Calandrelli, Brinkley und Pond vergebens sich versucht hatten, als eine meßbare zu bezeichnen, wenn gleich ihr Betrag, wie es nicht anders zu erwarten war, später mehrfache Modificationen erfahren hat. Erfolgreicher noch waren die gleichzeitigen Arbeiten Bessel's, der seiner Parallaxe des Doppelsterns 61 Cygni gleich anfangs einen solchen Grad von Sicherheit zu geben wußte, daß spätere Beobachtungen und Bearbeitungen nichts Wesentliches zu verbessern, und nur sehr wenig zu verändern fanden. Der so überraschend günstige Erfolg bewies, daß es ein glücklicher Gedanke gewesen, nicht vorzugsweise die am hellsten glänzenden, sondern vielmehr die für unsern Anblick am schnellsten sich fortbewegenden Sterne zu solchen Untersuchungen auszuwählen.

Bessel hatte das Heliometer, Struve das Fadenmikrometer zu seinen Parallaxenbeobachtungen angewandt. Aber auch der große Verticalkreis des Caps der guten Hoffnung sollte, wenigstens für einen der dort sichtbaren Sterne, sich in dieser Richtung als erfolgreich bewähren. Henderson's später von Maclear fortgesetzten Beobachtungen von α Centauri lehrten uns, daß dieser Stern unter allen bis jetzt untersuchten die größte Parallaxe habe und folglich der Erde am nächsten stehe; und noch für einige andre Sterne wurden auf diese Weise, wenn gleich mit geringerer Sicherheit, annähernde Parallaxen gefunden.[2])

So war denn, wie John Herschel in seiner Eröffnungsrede der Versammlung der Britisch Association (1838) es aussprach, an drei verschiedenen Orten, durch drei verschiedene Methoden der Beobachtung die bisher so unübersteigliche Schranke, die uns von den Fixsternen trennte, glücklich durchbrochen worden. Das Unendliche hatte sich zum Endlichen, Meßbaren gestaltet; es war gelungen denselben Maßstab, an dem die Verhältnisse des Sonnensystems gemessen worden, bis in die Tiefen des Sternenhimmels zu tragen. Von nun an durfte mit Grund gehofft werden, daß die Unbestimmtheit und Ungewißheit, in die bisher Alles gehüllt war, was sich jenseit der letzten Planetenbahn befand, allmählich und unaufhaltsam in Klarheit und Gewißheit übergehen, daß eine Zukunft kommen werde, in der man über die Verhältnisse des Fixsternsystems mit ähnlicher Evidenz, wie jetzt über die des Sonnensystems, sich werde Belehrung verschaffen können.

Nicht wenig mußte diese Hoffnung verstärkt werden, als es Argelander gelang, durch Vergleichung seiner in Abo (1825—34) angestellten Beobachtungen mit denen von Bradley (1750—62) und einiger andern Astronomen ein bestimmteres und besser begründetes Resultat über die Richtung der eignen Bewegung unsrer Sonne oder vielmehr des gesammten Sonnensystems zu gewinnen, und von diesem Standpunkt aus konnte sein Versuch, auch das Centrum zu bestimmen, auf welches jene Bewegung sich bezieht, gerechtfertigt erscheinen. Wenn er gleichwohl nicht nach Wunsch gelang, und Argelander nur die Ueberzeugung gewährte, daß noch weitere Vorarbeiten vorliegen und daß überhaupt die Lösung auf einem andern Wege gesucht werden müsse, so verdient nichts desto weniger auch dieser Theil seiner Arbeit den Dank der Astronomen.[3])

Denn wenn Lambert und Kant schon im 18. Jahrhundert es wagten, ersterer den Nebelfleck Orion's, letzterer den Sirius als Centralpunkt des Fixsternhimmels zu bezeichnen, so waren es weniger astronomische Thatsachen als naturphilosophische Speculationen, die zu diesen Annahmen geführt hatten. Argelander war es zuerst, der die wahrgenommenen Bewegungen zu diesem Behuf benutzte. Es konnte ihm nicht entgehen, daß der Weg, der bei Planeten, Kometen und Monden zur Bahnbestimmung eingeschlagen wird, bei Fixsternen überhaupt nicht oder doch erst nach Verlauf vieler Jahrtausende, eingeschlagen werden könne. Annähernd richtige Bahnbestimmungen können, selbst wenn Ort und Masse des Centrums bekannt sind, nur aus drei vollständigen Oertern, die eine merklich veränderte Geschwindigkeit oder doch eine Abweichung vom größten Kreise verrathen, bestimmt werden. Der von ihm gewählte Weg hätte möglicher Weise zum Ziele führen können, wenn gewisse Voraussetzungen rücksichtlich der Form der Milchstraße und der Masse des centralen Körpers der Wirklichkeit entsprochen hätten. Auch mußte vor allen Dingen jeder Zweifel über das im Fixsternheere waltende Bewegungsgesetz beseitigt sein.

Aus Argelander's Combinationen schien es, als ob ein Punkt im Perseus in das allgemeine Centrum gesetzt werden müsse. Der Umstand, daß Perseus keinen besonders hellen

Stern darbietet, veranlaßte unter andern Struve (in seinem Bericht über Argelander's Arbeit) nicht allein die Annahme dieses Punktes, sondern überhaupt die ganze ein allgemeines Centrum bedingende Hypothese als unwahrscheinlich zu bezeichnen, und alle gegenseitigen Beziehungen in der Fixsternwelt auf die einander nahe stehenden Glieder, wie sie sich als Doppel- und mehrfache Sterne darstellen, zu beschränken.

Es war unverkennbar, daß ohne eine möglichst erschöpfende Untersuchung dieser Doppelsterne keine Gewißheit über das dort Statt findende Bewegungsgesetz zu erlangen war. Die Thatsachen, mit denen sich seit Herschel die Fixstern-Astronomie bereichert hatte, gestatteten nicht länger, jenen über einander gestellten gleichartig construirten Ordnungen von Systemen, wie wir sie am bestimmtesten und ausführlichsten von Lambert dargestellt finden, einen Platz in der Wissenschaft einzuräumen. Nach ihm hatte man, von unten herauf gezählt, zuerst die Mondensysteme der Planeten, hierauf die Planeten- und Kometensysteme der einzelnen Sonnen, weiter die Sonnensysteme der Sterngruppen, ferner höhere diese Sterngruppen zusammenfassende, sodann solche, welche eine ganze Milchstraße mit allen zwischenliegenden Sternen begreifen und endlich das vereinigte Gesammtsystem der Nebelflecke. Jede niedere Ordnung stellte ein Modell der nächst höheren dar; in jeder dominirte ein Centralkörper, um den die übrigen nach den Kepler'schen Gesetzen kreisten, und ähnliche gegenseitige Beziehungen wiederholten sich in den immer höher potenzirten Ordnungen, die nur durch räumliche Ausdehnung, sowie durch Größe und mannigfaltigere Gliederung der secundären Massen sich unterschieden. Die Milchstraße zerfiel nach ihm in sechs Einzelgruppen.[4])

In einem solchen Systeme hätte sich für die Doppelsterne kein Platz gefunden, und die Heftigkeit, mit der Nicolaus Fuß und Maximilian Hell die Entdeckungen des Mannheimer Astronomen Christian Mayer angriffen, hatte ihren Grund wohl nur in dieser Unvereinbarkeit. Denn was um einen einzelnen Fixstern, ein Analogon unsrer Sonne, seinen Lauf beschrieb, konnte nach Lambert nur ein Planet oder Komet sein, und es bedurfte keines großen Scharfsinns, um zu beweisen, daß ein solcher Begleiter für uns unsichtbar bleiben müsse, selbst unter Anwendung der mächtigsten optischen Hülfsmittel, während doch Mayer nur sehr mäßige zu Gebote gestanden hatten. Und der Entdecker selbst scheint über die Bedeutung seiner Wahrnehmungen ziemlich unklare Begriffe gehabt zu haben: er wäre sonst in ihrer Vertheidigung viel sicherer aufgetreten und hätte nicht mit solcher Beharrlichkeit den Namen Fixsterntrabanten festgehalten.[5])

Als es nicht länger möglich war, sich gegen die so überraschend großartigen Entdeckungen W. Herschel's theilnahmlos oder negirend zu verhalten; als das, was man anfangs nur höchstens als seltne Ausnahme, als eine Art von Naturspiel betrachtet hatte, sich in Hunderten, ja Tausenden von Fällen am Fixsternhimmel wiederholt fand, mußte man allerdings die damals sehr beliebten Lambert'schen Kategorien, wenn nicht gänzlich verlassen, doch sehr wesentlich modificiren. Denn zwei ganz oder nahezu gleich gewichtige Sonnen, die nicht um einen Centralkörper, sondern nur um ihren gegenseitigen Schwerpunkt kreisten, waren weder in den Monden- noch in den Planetensystemen vorgebildet. Und andrerseits mußte es doch sehr auffallen, daß die glänzenderen Fixsterne, namentlich die von der ersten Größe, auf die man bei jener oben geschilderten idealen Gruppirung besonders sein Augenmerk gerichtet hatte, so gar nichts darboten, woran man sie als Centralsterne hätte unterscheiden sollen. Kein reicheres Sterngefolge umgab sie, keine merklich rascheren Bewegungen zeigten sich in ihrer Nähe, an ihrer in einzelnen Fällen bedeutenden Eigenbewegung nahm keiner der optisch benachbarten Sterne Antheil, und zu den Doppelsternsystemen gehörten von ihnen nach Verhältniß nicht erheblich mehr als von den übrigen Sternen geringerer Größe.[6]) Es zeigte sich je länger desto mehr, daß der Fixsternhimmel rücksichtlich seiner Gruppirung etwas ganz Anderes darstelle, als etwa ein Sonnensystem im vergrößerten Maßstabe.

Diese Wahrnehmung, verbunden mit einer Ansicht, die im abgewichenen Jahrhundert selbst noch unter den Männern der Wissenschaft Vertreter fand, und nach welcher ein nothwendiger Zusammenhang zwischen Anziehung und Beleuchtung Statt haben sollte — als Hauptgrund machte man geltend, daß beide im Verhältniß des Quadrats der Entfernung abnehmen — mußte die allgemeine Geltung des Newton'schen Gesetzes für die Fixsternweiten als sehr problematisch erscheinen lassen, zumal wenn man übersah, daß dieses Gesetz außer den in den Planeten- und Mondensystemen realisirten Anwendungen noch manche andre zulasse und mit Systemen von sehr verschiedener Constitution gleich gut verträglich sei.[7]) So dachte sich Kant bei den Fixsternen freie, gradlinige, durch keine partielle Gravitation abgelenkte Bewegungen ohne gegenseitige Anziehung neben einander; noch andrer Hypothesen zu geschweigen, deren Urheber sich als weit weniger tiefe Denker manifestirten und den nach ihrer Meinung gesetzlosen Fixsternhimmel für ein geeignetes Feld ihrer freien Phantasien betrachteten. Nur mit tiefem Be-

dauern kann man der Aeußerungen gedenken, die wir in den Schriften des genialen Philosophen Hegel antreffen.

Die Nachwelt wird es unbegreiflich finden, wie ein solcher Geist sich so weit verirren konnte, den Fixsternhimmel für etwas, das unsrer Forschung und Bewunderung unwürdig sei, zu erklären. Ordnung und Zusammenhang erblickte er nur im Planetensystem. Die einzelnen Sterne waren ihm nichts als ein gleichsam krankhafter Lichtausschlag, eine Verknotung des Aethers; der in seiner allgemeinen, den Raum überall gleichmäßig erfüllenden Verbreitung gedacht, ihm viel großartiger und erhabener dünkte, als das gegenwärtige Sternengewimmel. Viel leichter wird es uns, ihm seinen 1800 veröffentlichten Beweis, daß es nur sieben Planeten geben könne, zu verzeihen, als das starre Festhalten an einer solchen Ansicht mitten im Zeitalter der großartigsten und überraschendsten Entdeckungen. Hoffentlich wird die Philosophie den stets so unglücklich ausgefallenen Versuch, die Natur a priori zu construiren, fortan für immer aufgeben.

Mehr als ein halbes Jahrtausend ist hingeschwunden, seit der alte Baco es aussprach: „Lasset uns Thatsachen sammeln, darin besteht unsre ganze Philosophie!" Und sie wurden gesammelt; in wachsender Progression ist ihre Fülle in unsern Tagen eine so große geworden, daß es den Berechnern und Bearbeitern kaum mehr möglich ist, sie in vollem Maße und nach allen Richtungen hin auszubeuten. Jeder, der solchen Zielen seine Thätigkeit widmen will, findet in allen Naturwissenschaften überreichen Stoff, und die lohnendsten Resultate bleiben nicht aus, wo man beharrlich und in rechter Weise bemüht ist, des Stoffes Meister zu werden. Aber freilich gehören zu einer solchen Benutzung gründliche Kenntnisse, die auch selbst die größte Kunst des Popularisirens nicht stets so mundgerecht machen kann, wie viele in unsern Tagen aus geistiger Schlaffheit und Bequemlichkeit wünschen mögen. Daher die Erscheinung, daß es noch bis auf diese Stunde nicht an Autoren fehlt, denen die Forderung, sich mit den Beobachtungen gründlich zu befassen, ein Dorn im Auge ist, die sie weder selbst anzustellen, noch die von andern angestellten und dargebotenen wissenschaftlich zu benutzen verstehen, und die dennoch in dem Wahne stehen, mit ihren Orakelsprüchen das neunzehnte Jahrhundert belehren zu können. Ein Glück, daß die echten Forscher nur in seltnen Fällen sich genöthigt sehen, öffentlich vor diesen falschen Propheten zu warnen und den Ungrund ihrer Behauptungen aufzudecken.

Es erschien nothwendig, dem Gange unsrer Beobachtungen diesen chronologischen Rückblick voranzuschicken. Wenn neue Wahrheiten nicht mit Einem Schlage hervortreten, wenn der Zeitpunkt ihrer Enthüllung sich nicht genau fixiren läßt und sie nie im speciellen Sinne des Worts Epoche gemacht haben, so ist man nur zu leicht geneigt, sie als etwas von jeher Ausgemachtes und Bekanntes zu betrachten. Die hohe Wichtigkeit des Satzes, daß die von Newton aufgestellte, aber von ihm nur für das System unsrer Sonne nachgewiesene Formel der Gravitation ein allgemeines Weltgesetz sei, und außerhalb des Sonnensystems sich nicht minder als innerhalb desselben bewähre, wird von Niemandem verkannt werden. Er ist in dieser Präcision und Bestimmtheit entschieden ein Eigenthum der Jetztzeit, allein er gehört keinem Namen ausschließlich an und keine bestimmte Jahrzahl wird ihn in den Annalen der Wissenschaft bezeichnen. Das ist es gerade, was den echten Wahrheitsfreund am meisten erfreuen muß, daß nicht mehr wie früher einzelne blendende Lichter meteorartig und unerwartet die umgebende tiefe Nacht erhellen, sondern daß allmählich ein Morgenroth anbricht, in dem es nicht mehr so leicht ist, die einzelnen hellern Punkte aufzufinden und mit Bestimmtheit als solche zu bezeichnen. Die großen Alten — wer möchte ihrer Verehrung sich entziehen! — sie würden in unsern Tagen ein etwas geringeres Maß der Bewunderung erregen, aber sie würden sich heimischer und glücklicher fühlen und der Abend ihres Lebens nicht mehr dem trostlosen Gedanken, von ihrer Mitwelt nicht begriffen zu sein, zum Raube werden.

Die relativen Stellungsveränderungen mehrerer Doppelsterne, die Herschel I. aus seinen nach 20 Jahren wiederholten Beobachtungen folgerte, mußten bald auf die Idee einer Umlaufsbewegung führen. Allein es lassen sich, namentlich bei ganz oder nahe kreisförmigen Bahnen, sehr verschiedene Formen des Bewegungsgesetzes denken, und überdies war es noch gar nicht ausgemacht, ob die Bahnen wirklich geschlossene seien, ob nicht vielleicht bloß nahe Vorübergänge, ohne bleibende Action des einen Sterns auf den andern, uns hier vor Augen träten. Wenn daher der erste Berechner, Savary, (vergl. seine Abhandlung über den Stern ξ Ursae maj. in der Conn. des tems 1822) das Newton'sche Bewegungsgesetz versuchsweise anwandte, so lag der Grund wohl weniger in einer zum Voraus feststehenden Ueberzeugung von dessen Gewißheit oder überwiegenden Wahrscheinlichkeit, sondern in dem Umstande, daß für dieses Gesetz alle Berechnungsformeln bereits vollständig entwickelt waren, während für ein anderes, auf's Gerathewohl anzunehmendes, die ganze schwierige und weitaussehende Vorarbeit neu hätte unternommen werden müssen. Auch war es offenbar noch nicht an der Zeit, durch den

jetzt zu erlangenden Erfolg über die bestimmte Wahl eines Bewegungsgesetzes zu entscheiden. Savary konnte den ihm zu Gebote stehenden, blos 36 Jahre umfassenden, wenig zahlreichen Beobachtungen nur genau so viele Data abgewinnen, als unter Voraussetzung eines bestimmten Bewegungsgesetzes algebraisch zur Lösung erforderlich waren, und ein Schluß aus dem Ergebniß auf eben dieses Gesetz wäre ein offenbarer Zirkel gewesen. Wir nehmen dennoch keinen Anstand, Savary's Arbeit als den ersten und höchst verdienstlichen Schritt auf diesem neuen Felde, als einen wichtigen Beitrag zur Lösung der Frage zu bezeichnen. Daß gleich die erste aller berechneten Doppelsternbahnen mit den gegenwärtig weit genauer darzustellenden Elementen so nahe harmonirt, war gewiß mehr als ein bloß glücklicher Zufall.

Einige Jahre später behandelte Encke denselben Gegenstand, zwar von gleichem Gesichtspunkt ausgehend, aber nach einer wesentlich verschiedenen Methode. Seine Formeln haben das Verdienst, eine mehr directe Anwendung der unmittelbaren Beobachtungen zu gestatten und sich näher an die bei andern astronomischen Bearbeitungen gebräuchlichen Relationen anzuschließen, als beides bei Savary der Fall war. Weniger glücklich erschien die Wahl des zur Anwendung dieser Formeln dienenden Doppelsterns p Ophiuchi. Freilich war, wenn nicht abermals nach so kurzer Zeit der Savary'sche Doppelstern gewählt werden sollte, zu jener Zeit (1829) kaum ein andrer vorhanden, bei dem das Beobachtungsmaterial sich nicht noch dürftiger und ungenügender gezeigt hätte. Auch stellte sich bei Encke's Berechnung ein unerwarteter, selbst jetzt noch nicht völlig aufgehellter Widerspruch zwischen den ältern und neuern Beobachtungen heraus, der übrigens, da die zahlreichen Messungen der letzten drei Decennien sich mit großer Uebereinstimmung dem Kepler'schen Gesetze fügen, wohl nur der Unvollkommenheit der früheren zugeschrieben werden kann. Die Formeln Encke's gestatten überdieß eine bequeme Ueberschau des Ganges, die auch bei der Wahl der Versuche sehr sicher leitet, und wenn auch, wie Encke selbst bemerkt, seine Arbeit nicht als eine Bahnbestimmung von p Ophiuchi anzusehen ist, so gereicht dies ihr nicht im geringsten zum Nachtheil, da ihr wahres und eigentliches Verdienst in der scharfen und eleganten Methode zu suchen ist.

Die Grundlage für Savary bestand ausschließlich aus den Beobachtungen der beiden Herschel. Encke konnte nicht allein spätere von Herschel II. und South, sondern auch schon einige von Struve anwenden, namentlich die ersten am großen Dorpator Refractor angestellten. Jeder spätere Bearbeiter erfreute sich des großen Vortheils, ein nicht allein reicheres, sondern mit der fortschreitenden Zeit an Genauigkeit erheblich wachsendes Material seiner Bearbeitung zum Grunde legen zu können. So vertheilt sich das Verdienst, die so lebhaft discutirte wichtige Frage zur Entscheidung gebracht zu haben, in nahezu gleichem Maße auf die Künstler, welche so vortreffliche Werkzeuge lieferten, die Beobachter, die so unermüdet thätig den interessanten Gegenstand verfolgten und die Berechner, welche das Endergebniß darstellten.*)

In der Folgereihe der Berechner haben wir zunächst Herschel II. anzuführen, wenngleich sein Verdienst als praktischer Beobachter unstreitig das größere ist. In seinen „Orbits of Double Stars“ (Memoirs of the Astr. Soc. Vol. X.) schlägt er zur ersten Bestimmung einer genäherten Bahn eine graphische Methode vor, bei welcher der Calcül nur als secundäres Hülfsmittel erscheint. Bei dieser genäherten Bahn wendet er zunächst nur die Positionswinkel an, die er nicht mit Unrecht für beträchtlich genauer und sicherer hält, als die Distanzen[8]). Die blos relativen Abstände, welche sich Herschel II. aus den Winkelgeschwindigkeiten bildet, können also nur zur Bestimmung der Bahnform, keineswegs zu der in Bogensecunden auszudrückenden Dimension führen. Dazu verwendet er am Schlusse der Arbeit die gemessenen Distanzen, die mit den relativ berechneten Radienvectoren der Projectionsellipse proportional sein müssen, wenn das angewandte Bewegungsgesetz das wahre ist.

Der Gedanke Herschel's, zur Hauptrechnung nur die Positionswinkel anzuwenden und die gemessenen Abstände, nachdem aus ihrem Gesammtcomplex die halbe große Axe bestimmt ist, nur zur Controlle der Rechnung zu benutzen, muß als ein glücklicher bezeichnet werden, wenngleich seine erfolgreiche Anwendung von Bedingungen abhängig ist, die zu jener Zeit noch viel zu wenig erfüllt waren, als daß das Resultat ein besonders günstiges hätte sein können. Auch die bei ihm zu beschränkte Anwendung des Calcüls konnte nur nachtheilig einwirken, wobei indeß zugestanden werden muß, daß auch der mühsamste und scharfsinnigste Calcül damals ein wesentlich richtigeres Ergebniß in keiner Weise zu verbürgen im Stande war. Der Tadel wäre nur dann gerecht, wenn jetzt nach mehr als zwanzig Jahren und unter ganz anderen ohne allen Vergleich günstigeren Bedingungen jene Methode noch ganz so, wie

*) Struve, dem namentlich in der zweiten oben angegebenen Beziehung ein so bedeutend hervorragendes Verdienst gebührt, betrachtete 1837 (in seinen Mensuris micrometricis) das Stattfinden des Newton'schen Gesetzes für Doppelsternbahnen als noch zu erweisen, 1851 dagegen (in den Positiones mediae stellarum) als durch die Beobachtungen erwiesen.

John Herschel sie gegeben, angewandt werden sollte. Ein graphischer Entwurf zur Vorbereitung auf die eigentliche Berechnung, so wie zum Führer bei den anzustellenden Versuchen — transcendente Gleichungen erscheinen bis jetzt noch in allen hierher gehörigen theoretischen Bearbeitungen — wird übrigens auch in Zukunft sich empfehlen, und es dürfte selbst gerathen sein, ihn nicht obenhin und roh, sondern mit möglichster Schärfe und Sorgfalt auszuführen*).

Herschel's Bahnen, sowohl die in jener Abhandlung gegebenen, als die später zu verschiedenen Zeiten veröffentlichten, haben als Annäherungen ihren Werth, der sich übrigens am sichersten aus der Vergleichung seiner Elemente mit sämmtlichen, namentlich den nachher angestellten Beobachtungen ergiebt. Als definitiv, auch selbst für die gegenwärtige Zeit, kann keine von ihnen angesehen werden.

Meine eigenen Arbeiten in diesem Zweige der Astronomie begannen seit 1834. Es war zunächst nicht meine Absicht, den vorhandenen Berechnungstheorien eine neue hinzuzufügen. Ich hatte die Encke'sche für meinen Zweck als die beste erkannt und wandte sie mit nur unbedeutenden Modificationen zunächst auf σ Coronae und in der Folge auf mehrere andere Doppelsterne an. Da es wünschenswerth erschien, bereits annähernd berechnete Bahnen durch später hinzugekommene Beobachtungen verbessern zu können, so entwickelte ich ein System von Differentialen für die verschiedenen Elemente und ihre Verbesserungen, das eine ziemlich leichte und bequeme Anwendung gestattete. Bei diesen Verbesserungen benutzte ich zunächst nur die Positionswinkel, während ich für die Distanzen ein Verfahren einschlug, das dem von J. Herschel in Anwendung gebrachten ähnlich war. Die Brauchbarkeit dieser Methode hat sich namentlich bei γ Virginis und ξ Ursae maj. bewährt, während die meisten übrigen von mir berechneten Binarsysteme das Beobachtungsmaterial nicht in hinreichender Fülle boten. Diese Form der Berechnung erschien mir zugleich als die geeignetste, über das stattfindende Bewegungsgesetz mit möglichster Sicherheit zu entscheiden. Da man nämlich bei consequenter Anwendung, sobald man eine nicht zu beschränkte Zahl von Normalörtern zu bilden im Stande ist, einerseits die wahrscheinlichsten Werthe der einzelnen Elemente, andererseits die relativen Grenzen für die zu befürchtenden Fehler erhält, so kann man aus Vergleichung der einzelnen Fehler mit den sich ergebenden wahrscheinlichen, sowie aus der Art und Weise ihres Ganges (Zeichenwechsel oder Zeichenfolge) am bestimmtesten ein Urtheil darüber gewinnen, ob die angewandte Theorie die der Natur entsprechende sei oder nicht. Für die genannten beiden Doppelsterne liegen Hunderte von guten Beobachtungen vor, ja der zweite von ihnen hatte bereits 1843 einen vollen (61½jährigen) Umlauf seit seiner ersten Beobachtung zurückgelegt. Hier konnte also die Periode, unabhängig von jeder theoretischen Annahme über das Bewegungsgesetz, und eben so unabhängig von den übrigen Elementen, nahezu richtig bestimmt werden,[9]) und es konnten die übrigen fünf (da die halbe große Axe nachher berechnet wird) um so sicherer entwickelt und ein desto bündigerer Schluß auf das Bewegungsgesetz gemacht werden. Bei beiden fiel das Resultat entschieden bejahend aus: die Begleiter bewegen sich um ihre Hauptsterne (oder vielmehr beide Paare um ihre Schwerpunkte) in einer Kepler'schen Ellipse und getrieben von demselben Gravitationsgesetz, welches im Sonnensystem waltet.

Allerdings kann dieser Grad von Sicherheit noch bei keinem der übrigen Binarsysteme erlangt werden. Kein einziges zwar widerspricht dem Newton'schen Gesetz, allein die Möglichkeit, auch bei einer andern Form des Gravitationsgesetzes ein den Beobachtungen, innerhalb des Grades ihrer Genauigkeit, entsprechendes Elementarsystem zu erhalten, kann für die meisten derselben noch nicht entschieden verneint werden. Bei einigen von äußerst geringer Distanz (namentlich ω Leonis und Piazzi XV. 74.) weichen sogar die neueren Beobachtungen so stark ab, daß die 1845 berechneten Elemente auch als erste Annäherungen nicht mehr gelten können, sondern ganz verworfen werden müssen, eine Erfahrung, die Niemand Wunder nehmen wird, der sich mit diesen delicaten Rechnungen beschäftigt hat.

Später haben P. Smyth, Russel Hind, Jacob (in Poonah) und Y. Villarceau uns mit Bahnberechnungen beschenkt. Dem Capitain Jacob verdanken wir insbesondere die erste Bestimmung der Elemente des in Europa nicht sichtbaren α Centauri. Villarceau hat außer seinen mit großer Sorgfalt und kritischer Schärfe durchgeführten Bahnberechnungen auch noch eine sehr elegante Berechnungstheorie entwickelt. Von allen hier Genannten ist übrigens das Newton'sche Gesetz ausschließlich angewandt worden und der Erfolg hat die Anwendung gerechtfertigt.

Bei dem allen ist doch der obige Satz, als positiver Lehrsatz betrachtet, von zu neuem Datum, als daß man erwarten könnte, jeden Zweifel daran schon jetzt gänzlich verstummen

*) Mit Vergnügen sah der Verfasser während seines Aufenthaltes in Paris (August 1853) bei Yvon Villarceau, dem wir in jüngster Zeit so werthvolle Arbeiten über Doppelsternbahnen verdanken, einige solcher in großem Maßstab und höchst sauberer Zeichnung ausgeführte graphische Entwürfe für alle von ihm in Untersuchung gezogene Bahnen.

zu sehen. Bedenkt man, daß Cassini und mit ihm alle französischen Astronomen noch bis 1740 die Newton'sche Gravitation alles Ernstes bekämpften — von Ignoranten und Halbwissern, wie anmaßend sie auch auftreten mögen, kann hier ein für allemal die Rede nicht sein — so darf es gewiß nicht befremden, wenn einer der oben Genannten, Yvon Villarceau, noch vor wenigen Jahren sich dahin aussprach: das Newton'sche Bewegungsgesetz sei allerdings das wahrscheinlichste auch für Binarsysteme, es dürfe aber noch nicht für vollkommen gewiß und jedes andere ausschließend dargestellt werden. Der genügende Erfolg einer Bahnberechnung berechtige zu diesem Ausspruche nur dann, wenn eine sehr große, jede Möglichkeit eines bloßen Zufalls ausschließende Zahl von guten Beobachtungen, über einen hinreichend großen Zeitraum vertheilt, zum Grunde gelegt werden könnten. Diese Zahl aber könne er noch bei keinem Binarsysteme für wirklich erreicht halten.

Der Ausspruch eines erfahrenen und scharfsinnigen Berechners darf nicht unbeachtet gelassen werden: es ist indessen klar, daß das Urtheil über die zum vollen Erweise erforderliche Zahl der Beobachtungen stets ein subjectives sein werde. Nicht leicht kann bei einem Satze von so entscheidender Wichtigkeit irgend eine Forderung als zu streng erscheinen. Indeß die Arbeit schreitet fort und der Arbeiter werden jährlich mehrere. Der Widerspruch, wenn er irgend wo in der Natur wirklich bestände, müßte bald zu Tage kommen, wenn nicht bereits gekommen sein. Nicht allzu lange werden die Data auf sich warten lassen, die auch einem Villarceau zum vollen Erweise genügen dürften. Freuen wir uns, daß die Astronomen unserer Tage besonnen genug sind, in solchen Fragen sich nicht eher völlig zufrieden zu stellen, bis sie auch in der strengsten Prüfung stets die gleiche Antwort hervorgerufen haben. *)

Wollte man übrigens das Urtheil bis dahin aussetzen, wo für alle einzelnen Fälle (ihre Zahl dürfte jetzt schon nahe an 6000 sein) der fragliche Erweis speciell geführt werden könnte, so wäre allerdings auch in Jahrtausenden kein Ende abzusehen. Man wird aber gar wohl berechtigt sein, die Sache unter einem allgemeineren Standpunkte zu betrachten. Ist auch nur für einen einzigen Doppelstern der Beweis streng geführt, so kann man nicht umhin, das Bewegungsgesetz, was für den einzelnen Theil gilt, auch für das Ganze zu postuliren. Verschiedene Bewegungsgesetze der einzelnen Partialgruppen in einem und demselben Hauptsystem sind unverträglich. Die Uranus- und Neptunsmonde, jeden einzeln für sich betrachtet, würden auch zum Erweise des Newton'schen Gesetzes für die Gegenwart ungenügend erachtet werden müssen. Wird man es deshalb rücksichtlich ihrer bezweifeln oder sie als Ausnahmen hinstellen wollen? [10])

Mit diesem Erweise ist übrigens die Arbeit so wenig als abgethan zu betrachten, daß sie vielmehr dann erst recht eigentlich beginnt. Fast endlos ist das Verzeichniß der die Fixsternwelt betreffenden Fragen, und ist gleich keine einzige von ihnen eine „brennende", denn sie können und werden Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang warten — so ist doch ihre unausgesetzte Behandlung und endliche Beantwortung unabweislich. Erinnern wir uns, daß schon das vorige Jahrhundert, freilich ohne eine Ahnung von diesen Partialsystemen zu haben, sich an dem großen Ganzen versuchte und seinen Angelpunkt zu bestimmen unternahm. Was damals als vage, fruchtlose Hypothese erschien, sollte es jetzt nach so zahlreichen und wichtigen Vorarbeiten noch immer ein noli me tangere sein? Sollten gegenwärtig, wo die ersten Schritte mit solcher Sicherheit ausgeführt sind und weiter verfolgt werden können, am Ziele dennoch nur Trugbilder stehen?

Die Lage der Milchstraße war schon früher als maßgebend bei der Wahl des Punktes, der in das Centrum zu setzen ist, betrachtet worden. Giebt es nämlich ein allgemeines Centrum der Fixsternwelt, welche von der Milchstraße umschlossen wird, so muß es mit dem der letzteren identisch sein, und beide werden sich in dieser Beziehung eben so wenig trennen lassen, als z. B. Saturn und sein Ring. Jener Punkt muß also in die Ebene des Ringes fallen, selbst wenn die Form der Fixsternwelt eine andere als die ihm von Herschel I. zugeschriebene linsenförmige wäre. Nun aber betrachtete man im Allgemeinen die Milchstraße als einen größten Kreis der uns erscheinenden Himmelskugel. War diese Ansicht richtig, so mußte nothwendig auch unser Sonnensystem in ihrer Ebene stehen, und dann auch, von unserm Standpunkt aus, jener Centralpunkt sich irgendwo auf dem Grunde der Milchstraße projiciren. Nun wußte man zwar im Allgemeinen, daß die Milchstraße dem Südpol des Aequators näher vorüberziehe als dem Nordpol, und daß sie streng genommen weder einen größten Kreis, noch irgend eine mathematisch genaue Figur bilde. Allein bei der noch mangelhaften Kenntniß der einzelnen Partien, namentlich in ihrem südlichen Theile, konnte man

*) Der Verfasser hatte übrigens Gelegenheit, Villarceau über diesen Punkt zu sprechen. Es stellte sich heraus, daß er nicht daran denke, noch je gedacht habe, dem Newton'schen Gesetze bei seinen Rechnungen irgend ein andres, auch nur versuchsweise zu supponiren. Nur wünscht er — und wer von uns theilte diesen Wunsch nicht! — daß die fortgesetzten Bemühungen der Beobachter und Berechner diesen Gegenstand nie aus dem Auge verlieren und stets aufs neue untersuchen möchten. Das ist nicht die Sprache des eigensinnigen Gegners, sondern des besonnenen, vorsichtigen Forschers.

jene Abweichungen als bloß locale Anomalien betrachten und die allgemeine mittlere Richtung des Hauptzuges dennoch als größten Kreis behandeln. So noch Argelander, der aus dieser Grundansicht mit Zuziehung anderweitiger Combinationen folgerte, daß jener Punkt da zu suchen sei, wo Perseus von der Milchstraße durchschnitten wird.

Schon Lubbock's detaillirte Darstellung der Milchstraße in seinen „Six Maps of Stars", noch bestimmter aber die Untersuchungen John Herschel's während seines Aufenthalts am Cap ließen nicht verkennen, daß im mittlern Zuge der Milchstraße eine allgemeine Abweichung vom größten Kreise und zwar nach der Frühlingsnachtgleichenseite des Himmelsgewölbes hin, Statt finde. Fuß in Pulkowa findet diese Abweichung im Durchschnitt $3^1/_2{}^0$, was mit andern Untersuchungen nahe übereinstimmt. Ist nun aber die Milchstraße, wie sie sich für uns projicirt, nur der Parallel eines größten Kreises, so folgt, daß unser Sonnensystem auch nicht in ihrer Ebene liege, und daß von ihm aus gesehen, kein Punkt im Innern dieser Ebene, folglich auch nicht der Centralpunkt, sich auf dem Zuge der Milchstraße projiciren könne. Die Bemerkung in John Herschel's Outlines, daß eine in Bezug auf die Milchstraße excentrische Lage des Gravitationscentrums unwahrscheinlich sei, kann daher nur von dem wirklichen Orte, nicht aber von seiner geocentrischen Projection verstanden werden, rücksichtlich deren im Gegentheil eine im Zuge der Milchstraße angenommene Lage desselben als unwahrscheinlich, resp. unmöglich, bezeichnet werden muß. Es ist aber auch ferner nicht zu verkennen, daß die von unserm Sonnensystem auf die Ebene der Milchstraße gezogene Normale nicht den Centralpunkt treffen, sondern beträchtlich weit außerhalb fallen müsse. Die Augenfälligkeit der einzelnen Partien der Milchstraße, so wie nicht minder die Auflösbarkeit ihrer Theile in einzeln sichtbare Sterne ist beträchtlich verschieden. In den Gegenden von 6^h zeigt sich, so weit der europäische Horizont reicht, die Milchstraße auffallend bleich. Mühsam verfolgt man ihren Zug, der für das freie Auge an mehreren Stellen nur ein ideeller ist, und selbst starke Fernröhre versuchen hier meist vergebens ihre Kraft, wenn man die Auflösung unternimmt. Erst in der Gegend des Schwans und Adlers beginnen die glänzenderen Strecken und es ist, besonders noch weiter nach Süden hin, ein Leichtes, die Gestalt der einzelnen Partien zu erkennen. Der Zug wird breiter, die Begrenzungen bestimmter; eine beträchtliche Strecke hindurch findet ein doppelter Zug Statt und beide Arme vereinigen sich stellenweis durch Zwischentheile; auch unterbrechen dunkle Inseln den Zug.[11])

Die Auflösbarkeit ist verhältnißmäßig leicht, schon ein gewöhnlicher Fraunhofer'scher Kometensucher von 34 Lin. Oeffnung genügt, um eine deutliche Vorstellung derselben zu gewinnen. Alles dies deutet unverkennbar auf eine excentrische Lage nicht nur des Sonnensystems selbst, sondern auch seiner auf die Grundebene gefällten Normale. Der Centralpunkt kann also weder in der Milchstraße, noch in deren Pole sich für uns projiciren, er muß vielmehr bezüglich der erstern nach der Seite der Frühlingsnachtgleiche, bezüglich des letztern nach Norden fallen.

Bei meinen 1846 zuerst veröffentlichten Untersuchungen erschienen mir die vorstehenden Erwägungen viel geeigneter, die vorläufige Wahl des zu untersuchenden Himmelstheiles zu leiten, als die vorzugsweise Beachtung der hellsten Sterne, an die man bis dahin fast ausschließlich gedacht hatte. Denn einerseits wurde die Annahme, daß diesen helleren Sternen auch eine verhältnißmäßig größere Masse zukomme, durch keine Thatsachen der Beobachtung unterstützt. Vielmehr stellte sich heraus, daß theils der geringern Entfernung von der Erde, theils einer specifisch bedeutendern Lichtentwickelung ihrer Oberfläche, ein weit entscheidenderer Antheil an diesem größern Glanze zukomme, als den angenommenen potenteren Massen. Wir wissen jetzt, daß die Masse des Sterns α Centauri, des vierten im Range der Helligkeit nach (er wird nur von Sirius, Canopus und Rigel übertroffen) für beide das Binarsystem constituirende Glieder nur $0{,}_{83}$ der Sonnenmasse betrage. Zeigen sich irgendwo — bis jetzt nur in sehr wenigen Fällen — Andeutungen einer größeren Masse mit einiger Wahrscheinlichkeit, so treffen wir auf Fixsterne mittlerer Größen. Sonach lag kein Grund vor, weder auf Sirius noch auf irgend einen andern glänzendern Stern des Firmaments ein besondres Augenmerk zu richten.

So wenig ich mich auch zu der — übrigens von keinem namhaften Astronomen geäußerten Meinung bekennen kann, nach welcher die Massen aller Fixsterne ganz oder nahezu gleich zu setzen wären, so spricht doch andrerseits keine Thatsache für eine Verschiedenheit derselben, die einigermaßen der Helligkeitsdifferenz proportional wäre. Was insbesondere Sirius betrifft, so ist an die weiterhin zu erwähnenden merkwürdigen Aufschlüsse zu erinnern, die uns durch Bessel und Peters über diesen Stern gegeben sind. Wie würde Kant, der in ihm die Centralsonne vermuthete, gegenwärtig erstaunt sein, zu erfahren, daß er nicht einmal ein völlig selbstständiger Fixstern, sondern nur der Trabant einer größern, uns aber unsichtbaren Masse sei?

Außerdem aber war ja überhaupt noch auszumachen, ob denn ein solches Massenüberge-

wicht für den Centralpunkt erforderlich sei? Daß wir die speciellen Analogien des Sonnensystems und seiner Partialgruppen nicht ohne Weiteres auf die Fixsterne zu übertragen haben, mußte ja schon längst Jedem einleuchten. Daß Systeme, deren Mittelpunkt ein blos ideeller Schwerpunkt ist, in der Fixsternwelt nicht blos als Ausnahme vorkommen, steht gleichfalls fest, ohne daß die Anwendung des Newton'schen Gesetzes darunter benachtheiligt oder selbst nur erschwert worden wäre.[12]) Was lag näher, als Angesichts der Erfolglosigkeit aller bisherigen Versuche (meine eignen vor 1846 angestellten mit eingeschlossen) von der Idee einer präponderirenden Centralmasse ganz zu abstrahiren, und einen blos ideellen Schwerpunkt zu setzen?

Es ist hier der Ort nicht, auf die speciellen Gründe näher einzugehen, die mich veranlaßten, die Plejadengruppe als die Centralgruppe des Fixsternsystems, einschließlich der Milchstraße, zu bezeichnen, da sie eines kurzen Auszuges unfähig sind, und nur im genauen Zusammenhange mit mehreren andern Untersuchungen richtig verstanden und gewürdigt werden können. Sie sind in meinen „Untersuchungen über die Fixsternsysteme" (Mitau bei Reyher 1848) und noch umfassender und vollständiger in meinem unter der Presse befindlichen, Anfang 1857 erscheinenden Werke: „Die Eigenbewegungen der Fixsterne in ihrer Beziehung zum Gesammtsystem" niedergelegt.

Unabhängig von meinen Forschungen haben jedoch zwei andre Astronomen, Cooper und Brorsen, in jüngster Zeit auf eine Thatsache hingewiesen, die zwar nicht neu im eigentlichen Sinne, jedoch bisher wenig beachtet worden ist, und die ganz geeignet scheint, der Brücke zwischen unserm Sonnen- und dem großen Fixsternsystem ein neues Fundament zu geben. Die Apsidenlinien der Planeten und Kometenbahnen sind bekanntlich veränderlich, im Allgemeinen vorrückend, und durchlaufen tropisch wie siderisch innerhalb sehr großer Perioden den ganzen Himmel. Hiernach hielt man sich für berechtigt, den Umstand, daß die Perihelien der alten Planeten vorherrschend der Nord-Hälfte der Ekliptik zugewandt waren, einem bei so wenigen Körpern leicht erklärlichen Zufalle zuzuschreiben. Gegenwärtig aber ist die Zahl der periodischen Kometen auf 32, und die der Planeten auf 50 angewachsen, und wir können 82 Perihelien statt 7 zusammenstellen und vergleichen. Wenn nun trotz dieser Verzehnfachung der Fälle jenes Uebergewicht nicht allein nicht verschwunden ist, sondern sich noch stärker und bestimmter als vorher manifestirt, so muß man die Annahme einer blos zufälligen Anordnung fallen lassen. Brorsen insbesondere gebührt die Autorschaft der Idee, die Längen der Planetenperihelien mit der der „wahrscheinlichen Centralsonne" Alcyone zusammenzustellen. Es erschien mir von Wichtigkeit, den Gegenstand ausführlicher zu untersuchen. Ich fügte zunächst den 35 von Brorsen verglichenen Planetenperihelien noch die 15 seitdem entdeckten hinzu, so wie den 23 bei Cooper als periodisch aufgeführten Kometen noch einige andere, für deren Ellipticität eben so gute Wahrscheinlichkeitsgründe sprachen.[13]) Ferner reducirte ich sämmtliche Längen auf 1850 und auf die Ekliptik, eine bei starken Neigungen sehr erhebliche Reduction, deren Vernachlässigung der Genauigkeit und noch weit mehr der Sicherheit des Resultats geschadet haben würde.

Zugleich begnügte ich mich nicht mit einer bloßen Gruppirung in Beziehung auf einen im Voraus gesetzten Punkt, sondern untersuchte durch Zerlegung der reducirten Längen der einzelnen Perihelien auf ihre trigonometrischen Coordinaten und Ausgleichung derselben die eigentlich mittlere Richtung, in Beziehung auf welche die Quadrate der restirenden Abweichungen ein Minimum bilden. In solcher Weise ergab sich, daß die Convergenzpunkte der Planeten nur 9, und die der Kometen $2^1/_2$ Grad, beide zusammen etwa 7 Grad vor dem Orte der Plejadengruppe abwichen, und daß, wenn man von diesem Punkte aus den Himmel in zwei Hälften theilt, 58 Perihelien in die diesseitige und nur 24 in die jenseitige Hälfte fallen.

Das Resultat an sich steht also fest, beide Convergenzpunkte fallen hinreichend nahe mit der Plejadengruppe oder speciell mit der Länge der Alcyone zusammen, und es kann dies als eine vom allgemeinen Schwerpunkt des Fixsternsystems herrührende Wirkung betrachtet werden. Es frägt sich aber, ob es auch als eine solche angesehen werden müsse. Numerische Uebereinstimmungen der bezeichneten Art sind zunächst nur ein Fingerzeig, kein Beweis. Da indeß am Sonnensystem selbst sich nichts finden läßt, was zu dieser Häufung der Perihelien Anlaß geben könnte, und die bedeutende Anzahl jeden Gedanken an eine bloße Zufälligkeit ausschließt, so wird man veranlaßt sein, die Ursache außerhalb des Sonnensystems zu suchen. Wirkt nämlich eine Kraft bleibend aus einer gewissen Richtung, so wird sie dahin streben, das Vorrücken der Perihelien auf der einen Seite zu verzögern und nach der entgegengesetzten zu beschleunigen. Nun wird zwar weder Alcyone noch die ganze Plejadengruppe mächtig genug sein, aus so großer Distanz (von beiläufig 40 Millionen Sonnenweiten) eine derartige Wirkung auszuüben. Aber die Gesammtheit aller Fixsterne, deren Kraft sich im allgemeinen Schwerpunkt concentrirt, kann gar wohl ein Massenquantum bil-

den, groß genug, um auf unser Sonnensystem in der bezeichneten Art zu wirken.

Es wird sich zeigen müssen, ob bei der noch immer rasch anwachsenden Zahl der Planeten der gedachte Convergenzpunkt sich fortwährend in dieser Gegend erhält. Sollte er dem Orte der Plejadengruppe sich mehr und mehr nähern, je größer die Zahl der zur Vergleichung kommenden Glieder anwächst, so wäre damit die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung der vollen Gewißheit näher gebracht.

Die große Mehrzahl der Kometen ist noch nicht als periodisch erkannt, und diese Kometen von noch unbestimmter Bahnform zeigen nichts von einer solchen Häufung der Perihelien, wie die sicher periodischen. Sollte etwa hierin eine Andeutung enthalten sein, daß die nach den bisherigen Untersuchungen noch nicht als periodisch erkannten Kometen der Mehrzahl nach auch wirklich nicht periodisch sind? [14]) Hier muß es genügen, die Sache nur anzuregen, da die Entscheidung, wenn überhaupt in der Gegenwart, nur durch sehr umfassende anderweitige Untersuchungen gegeben werden kann.

Noch einer andern scheinbar hierher gehörenden Relation möge beiläufige Erwähnung geschehen, da sie bis jetzt noch zu wenig erhärtet ist. Nach den in Senftenberg angestellten, in Jahn's astronomischen Unterhaltungen mitgetheilten Beobachtungen umgiebt das Zodiakallicht die Sonne keineswegs in Kreis- oder Ringform, sondern es hat eine beträchtliche Verlängerung in der Richtung der Plejadengruppe. Heis in Münster findet dies mit seinen Beobachtungen nicht übereinstimmend und die Richtung einfach von der Jahreszeit abhängig. Mir bietet sich unter dem $58^1/_2{}^0$ Br. die Gelegenheit, das Zodiakallicht zu beobachten, viel zu selten, als daß ich hoffen dürfte, durch eigne Wahrnehmungen einen Beitrag zur Entscheidung zu liefern.

Die Eigenbewegungen der Fixsterne, wie gering auch ihr jährlicher Betrag, absolut genommen, erscheinen möge, sind gleichwohl viel zu stark, um blos ein Product der Anziehungen der einander zunächst stehenden Sterne sein zu können. Allein auch wenn sie, wie mein System es fordert, aus dem Zusammenwirken sämmtlicher Fixsterne erklärt werden, ist dies doch nur möglich unter der Annahme einer sehr beträchtlichen Gesammtmasse. Für die Kugel, deren Radius die Entfernung Plejaden bis Sonne ist, findet sich etwa eine Masse von 100 Millionen (die unserer Sonne als Einheit betrachtet). Wäre die Entfernung der Plejadengruppe geringer als 34 Millionen Erdbahnhalbmesser, so würde allerdings diese Masse im Verhältnisse des Cubus dieses Abstandes kleiner, aber auch das Volumen der gedachten Kugel in gleichem Verhältniß, so daß die Dichtheit der Massenerfüllung in dem gedachten Raume dieselbe bliebe. Bei angenommener gleicher Dichtheit des gesammten Fixsternraumes würde, wenn man 4000 Jahre Lichtzeit für die Milchstraße setzt, ein Gesammtcomplex von etwa 35000 Millionen Sonnenmassen angenommen werden müssen. [15])

Nun zeigt uns auch das stärkste Teleskop höchstens den tausendsten Theil dieser Anzahl als einzeln unterscheidbare Sternpunkte. So beträchtlich aber lassen sich die Dimensionen des Fixsternraumes in keiner Weise verkleinern, um beide Zahlen annähernd gleich zu machen. Es bleibt also nur die Alternative: entweder sind den einzelnen Sternen durchschnittlich ganz ungleich größere Massen als unsrer Sonne zuzuschreiben, oder der bei weitem größere Theil der Gesammtmasse als solchen Körpern angehörig zu betrachten, die uns bis jetzt unsichtbar geblieben sind.

Die erste dieser Annahmen, welche für jeden einzelnen Fixstern durchschnittlich eine mindestens 1500 Mal größere Masse als die unsrer Sonne fordert, wird durch die wenigen annähernd bekannten Massen der Binarsysteme α Centauri, 61 Cygni, η Cassiopejae und α Ursae minoris nicht unterstützt. Sie sind sämmtlich der Masse nach kleiner als unsre Sonne. [16])

Eben so wenig stimmen mit dieser Annahme die übrigen Doppelsterne, bei denen man bekanntlich, sobald die relative Bewegungsquantität des Begleiters ermittelt ist, aus der bekannt angenommenen Entfernung die Masse, und umgekehrt, bestimmen kann. Will man ihre Entfernungen nicht bis zur völligen Unwahrscheinlichkeit vergrößern, so ist es ganz unmöglich, ihnen ähnliche große Massen zuzuschreiben.

Oder sollten die isolirten Fixsterne an Masse die Binarsysteme so erheblich übertreffen? Wenn wir sie als Analoga der mondlosen, und die Binar- und mehrfachen Systeme als Analoga der mondenbegleiteten Planeten betrachten, gelangen wir zu dem grade entgegengesetzten Resultat. Und kaum bedarf es hier einer solchen möglicher Weise trügerischen Analogie; die innere Unwahrscheinlichkeit, daß die Attraktionssphäre der größeren Massen leer ausgegangen sei, und die der geringeren sich mit Begleitern erfüllt habe, würde durch keine denkbare Annahme über die Entstehungsart der Fixsterne aufgehoben werden können.

Es bleibt also nur die zweite Alternative: im Fixsternsysteme ist uns bis jetzt nur ein sehr kleiner Theil der darin befindlichen Körper zu Gesicht gekommen, und es bildet also dieses System, seinem bei weitem überwiegenden Haupttheile nach, eine für uns unsichtbare Welt.

Auch kann man der Schwierigkeit nicht etwa dadurch entgehen, daß man eine uns natürlich

unsichtbare Planeten- und Kometenwelt um jeden Fixstern, ähnlich wie um unsre Sonne, annimmt. Die Gesammtheit der secundären Massen in unserm Sonnensystem ist nur $^1/_{700}$ der Sonnenmasse; während wir dort diese umkreisenden Körper in ihrer Gesammtheit tausend und mehrmal *größer* annehmen müßten, als die des uns sichtbaren Centralkörpers.

Wir werden also wohl ganz darauf verzichten müssen, den Glanz, selbst nur im allgemeinsten Durchschnitt, zum Maßstabe des Volumens oder der Masse zu machen. Daß in *unserm* Sonnensystem der präponderirende Centralkörper zugleich der einzig leuchtende ist, muß als eine Zufälligkeit betrachtet werden, die sich bei den Fixsternen möglicherweise *in einzelnen Fällen* wiederholt, aber durchaus nicht als Regel gelten kann. Allgemein betrachtet, ist das Selbstleuchten weder durchgängig noch auch nur vorherrschend an die Gravitationscentra geknüpft.

Dunkle Körper als Gravitationscentra eines Mondengefolges bietet ja schon mehrfach unser Sonnensystem, und die Analyse der Trabantenbewegungen hat sich noch in keinem Falle veranlaßt gefunden, dem Umstande, daß diese Centralkörper auf ihrer Oberfläche kein Licht entwickeln, in ihren Formeln Rechnung zu tragen. Der Gegensatz zwischen Selbstleuchten und Beleuchtetwerden ist also für das Massenverhältniß bedeutungslos, und nur von letzterem und von der Entfernung hängt die Gravitation ab, mögen die übrigen speciellen Beziehungen der Weltkörper zu einander beschaffen sein wie sie wollen.

Wie außerordentlich verschieden übrigens die Lichtentwickelung, oder bestimmter ausgedrückt, die specifische Leuchtkraft der Oberfläche sein müsse, ist leicht zu zeigen. Für ζ Bootis ergiebt sich diese specifische Leuchtkraft etwa 3000 mal größer als für ξ Ursae majoris. Wollte man dies nicht zugeben, und die Differenzen in der verschiedenen Dichtigkeit beider Sternenpaare suchen, so müßte man den Unterschied noch nach der $1^1/_2$fachen Potenz vergrößern und in dem gedachten Falle mindestens auf das 150000fache erhöhen. Das Beispiel steht nicht isolirt, es würde nicht schwierig sein, noch stärker abweichende Verhältnisse der Leuchtkraft bei Binarsystemen nachzuweisen.

Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo wir aus den *Helligkeits*verhältnissen in irgend einer Weise auf die Gesammtconstitution der Fixsterne schließen, namentlich aber Parallaxen- oder Massenverhältnisse auf sie begründen könnten. Erst wenn wir, vorläufig ganz von ihnen abstrahirend, auf andern Wegen allmählich zu Resultaten der bezeichneten Art gelangt sind, wird die Messung der Sternhelligkeit (astronomische Photometrie), namentlich zur Beantwortung von Fragen, welche das Licht selbst, seine Verbreitung und Extinction betreffen, mit sichrem Erfolge angewandt werden können.

Da die Welten, welche „des Sehers Rohr nicht kennt," nach dem Obigen eine so umfassende Bedeutung im Fixsternsysteme haben, so müssen wir die große und unerwartete Entdeckung *Bessel's*, die er uns scheidend zurückgelassen, um so freudiger willkommen heißen. Durch ihn ist die Astronomie des *Sichtbaren*, in der er so unsterbliche Verdienste errungen, noch bereichert worden um eine Astronomie des *Unsichtbaren*. Was *Leverrier* dem Planetensystem, das ist unser *Bessel*, und früher noch als jener, dem Fixsternsystem geworden. Die Evidenz seiner Schlußfolgerungen kann nicht im mindesten dadurch benachtheiligt werden, daß es noch nicht gelungen ist, vielleicht auch nie gelingen wird, dem *körperlichen* Fernrohr eine dieser dunklen Massen zugänglich zu machen. Dem *geistigen* Teleskop, der mathematischen Analysis, gerichtet von seiner Meisterhand, konnten sie nicht wie jenem sich entziehen. Er hat sie hervorgerufen aus ihrer ewigen Nacht; er hat sie den Nachkommen gezeigt, und ihnen gelehrt wie sie ihren Ort, ihre Bahn, ihre Masse ergründen können. Und läge aus seiner langen astronomischen Laufbahn nur diese einzige Entdeckung vor, sein Name könnte nie erlöschen, so lange noch auf Erden ein denkendes Wesen den Himmel betrachtet.

Keiner einzigen ungeahnt hervortretenden Entdeckung hat es an Widerspruch gefehlt; keiner wird es je daran fehlen. Ist er rein sachlich, geht er von berechtigten, mit dem Gegenstande vertrauten Männern aus, so gereicht er der Wahrheit zum Vortheil, denn durch ihn wird sie geläutert und gekräftigt. Den schönsten Triumph aber feiert sie, wenn der anfängliche Widersacher und Zweifler durch selbstständige freie Forschung dahin gelangt, ihr Beförderer und neuer Begründer zu werden. Dies Gefühl ist es, mit dem wir *Peters'* Arbeit über die Bahn des Sirius begrüßen. Sirius und Procyon waren die beiden Sterne, auf welche *Bessel* aufmerksam gemacht hatte als solche, in deren Nähe sich massenhafte dunkle Körper befinden müßten. *Peters* hatte anfangs die kleinen Abweichungen, die aus *Bessel's* kritischer Zusammenstellung der Hauptsternörter seit *Bradley* hervorgingen, für blos zufällige Beobachtungsfehler gehalten. Als er später Pulkowa mit Königsberg vertauscht hatte, nahm er den Gegenstand aufs neue vor und überzeugte sich nun, daß jene Abweichung von der gleichförmig gradlinigten Bewegung, weit entfernt einen blos auf Zufälligkeiten zu deutenden Gang zu nehmen, und noch weniger eine Erklärung durch mangelhafte Reductionselemente zulassend, vielmehr einer wahren *Ke-*

ler'schen Ellipse angehören, die um den von Bessel angenommenen dunkeln Körper beschrieben wird. Um das allgemeine Centrum kreist also Sirius nur als tertiärer Körper, wenn man die isolirten selbständigen Fixsterne als secundäre betrachtet. Er umkreiset es nur in dem Sinne, wie unser Mond die Sonne.

Peters' Arbeit, wenn gleich die am gründlichsten durchgeführte und das wichtige Resultat am besten verbürgende, ist nicht die einzige geblieben. Nahe gleichzeitig, so nahe, daß keineswegs die eine als durch die andere hervorgerufen betrachtet werden kann, haben Schubert gleichfalls den Sirius, Peirce die Spica und ich selbst den Procyon und einen Doppelstern (Struve 1037) in gleicher Absicht untersucht, ähnliche Abweichungen gefunden und ähnliche Ergebnisse erhalten. Als abgeschlossen können diese letztern Arbeiten keineswegs gelten: für die erwähnten Sterne fehlen zur Vollendung noch Data, die erst die beharrlich fortgesetzte Beobachtung liefern kann; für Sirius selbst noch hinreichend verbürgte Declinationen, die uns nur der Süden Europas und die außereuropäischen Sternwarten geben können. Doch die neue Bahn ist eröffnet, eine bisher ungeahnte Welt von Körpern, von deren Reichthum uns die erwähnten wenigen Beispiele freilich noch keinen Begriff zu geben im Stande sind, enthüllt sich vor unserm Geiste, obwohl nicht vor unserm Auge, und selbst die rein praktische Astronomie wird nicht umhin können, jene Particularbewegungen in dem Maße, wie sie erforscht werden, als neues Correctionselement in die Reductionen der Fixsternörter aufzunehmen.

Unsre Betrachtungen galten den Sternsystemen, und in ähnlicher Weise wie wir bereits die Helligkeit als etwas nicht dahin Gehöriges nachgewiesen und demgemäß ausgeschieden haben, scheinen auch Farbe, Veränderlichkeit und was sonst in dieser Weise Eigenthümliches wahrgenommen worden ist, keine Momente darzubieten, welche für unsern nähern Zweck eine Bedeutung ansprechen. Indeß dürfte Algol, der bekannte veränderliche Stern im Perseus, in doppelter Beziehung Aufmerksamkeit verdienen. Ganz verschieden von andern veränderlichen Sternen, die den größern Theil ihrer Periode hindurch ein geringeres, und oft nur für sehr kurze Zeit ein helleres Licht entwickeln, bleibt Algol durch $^{19}/_{20}$ seiner 68stündigen Periode hindurch von gleicher Helligkeit, ein Stern zweiter Größe, und die ganze Veränderlichkeit ist auf die übrigen $3^1/_2$ Stunden beschränkt. Sein Glanz nimmt ziemlich rasch ab, eine Viertelstunde etwa verweilt er im Minimum (4. Größe) nnd nimmt dann in ähnlicher Weise wieder zu. Seine Farbe ist nicht roth, wie die der meisten andern veränderlichen Sterne, sondern ein reines Weiß. Die Art der Verdunkelung erinnert lebhaft an einen Phasencyclus, wie bei Sonnenfinsternissen, und wir beobachten also wahrscheinlich alle 68 Stunden eine partiale, aber der Totalität nahe kommende Algolsfinsterniß. Ist diese Erklärung die richtige, so müssen wir uns einen dunkeln Körpern von nahezu gleichem oder möglicherweise noch größerem Volum als Algol denken, der um ihn (oder auch umgekehrt) kreiset, und dies in einer Bahn, deren Ebene nahezu durch das Sonnensystem geht. Durch Argelanders genaue Beobachtungen des Algol, und ihre Vergleichung mit früheren (schon über 150 Jahr datirenden) hat sich gezeigt, daß die Periode etwas veränderlich ist. Beziehen kann man diese (im Uebrigen höchst geringe, aber sicher verbürgte) Veränderlichkeit entweder auf eine Seculargleichung in der Bahn des Algolbegleiters, oder auf eine veränderliche Lichtgleichung. Zerlegt man nemlich die Bewegung Algols, bezogen auf den Ort unsrer Sonne im Fixsternraume, in Coordinaten, deren eine zu unsrer Sonne gerichtet ist, so wird durch sie die Lichtgleichung verzögert oder beschleunigt. Diese Correction aber muß eine constante sein, wenn die Bewegung in der betreffenden Coordinate der Zeit proportional, also gleichförmig ist, und dann werden wir sie von der Hauptgleichung in unsern Beobachtungen nicht unterscheiden, sie also nicht bemerken können. Ist sie dagegen nicht gleichförmig, so ist auch die Größe dieser Correction veränderlich, und die von Argelander gemachte Wahrnehmung hätte eine genügende Erklärung gefunden. Fingerzeige genug, um die Beobachter zu veranlassen, diesen Stern rücksichtlich seines Ortes, seiner Eigenbewegung und vielleicht seiner Parallaxe einer genauen Beobachtung zu würdigen.

Keiner der übrigen veränderlichen Sterne verhält sich in ähnlicher Weise, auf keinen würde die vorstehend versuchte Erklärung ungezwungen Anwendung finden, und sie ist wohl nur auf eine Lichtentwicklung ihrer Oberflächen zu beziehen, die entweder in sich selbst periodisch veränderlich, oder nach den verschiedenen Flächentheilen verschieden ist. In letzterm Falle hätten wir in den wahrgenommenen Perioden die Rotationen bestimmt. Es ist dies alles noch ungewiß, und nur so viel scheint sicher, daß hier kein Moment vorliegt, welches auf die Systeme der Bahnbewegungen zu beziehen wäre.

Auch der Sternfarben würde ich hier nicht gedenken, wenn nicht vor etwa einem Decennium ein nach meiner Ansicht sehr unglücklicher Versuch gemacht worden, diese verschiedenen Farben als aus der Bewegung resultirend, darzustellen. Wären auch alle Einwendungen, welche gegen Doppler's theoretische Schlüsse erhoben worden sind, widerlegbar, so würde

dennoch eine Anwendung auf die Fixsterne um deswillen unstatthaft sein, weil so schnelle Bewegungen, als diese Theorie verlangt (Hunderte, ja, Tausende von Meilen in der Secunde für so prägnante Farben, wie sie γ Andromedae, γ Leonis, ξ Bootis, γ Delphini, und viele andere Binarsysteme zeigen) bei Fixsternen ganz bestimmt nirgend vorkommen. Namentlich sind in den Partialsystemen der Doppelsterne die Bewegungen sogar auffallend langsam und in vielen, vielleicht den meisten Fällen noch unter einer Meile in der Secunde. Millionen-, ja, milliardenfach müßten die Massen jener Systeme die Sonnenmasse übertreffen, um solche Bewegungen wie Doppler sie annimmt und in seiner Hypothese auch annehmen muß, hervorzubringen. Einseitige Verfolgung einer wenn gleich noch so genialen Idee ohne Beachtung der vorliegenden Thatsachen, soweit die Forschung sie ermittelt hat, wird nie zu fruchtbaren Resultaten in der Wissenschaft führen.[17])

Wir haben eine Ueberschau der Fortschritte versucht, welche die Kunde des Fixsternhimmels vorzugsweise dem zweiten Viertel unsers Jahrhunderts verdankt. Nähere, detaillirte Ausführungen einzelner Partieen würden hier nicht am Orte gewesen sein. Vieles, was bereits frühere Epochen außer Zweifel gesetzt hatten, konnte hier übergangen werden um so mehr, als es meistens nur in geringer oder gar keiner Beziehung zu den Bahnsystemen steht, deren Erforschung, wie bereits im Eingange bemerkt worden, so gut wie ausschließlich den drei letzten Decennien angehört. Hoffen wir, daß die nächstfolgenden nicht säumen werden, die Kunde des Universums in noch fruchtbarerer Weise zu bereichern und die großen Probleme, welche der Wissenschaft vorliegen, ihrer endlichen Lösung immer näher zu führen.

Anmerkungen.

[1]) Am vollständigsten findet man die Geschichte der Versuche, die Parallaxe der Fixsterne und insbesondere des Polarsterns zu bestimmen, zusammengestellt in Peters' Abhandlung sur la parallaxe des étoiles fixes. Diese Uebersicht beginnt mit Flamsteed 1695. Aber schon seit Copernicus' und Tycho's Zeiten war die Aufmerksamkeit der Astronomen auf diese Parallaxen gerichtet, und für Copernicus selbst war die Fruchtlosigkeit aller bisherigen Versuche das schwerste Bedenken, welches er in Beziehung auf sein Sonnensystem sich stellen mußte. — Alle Vervollkommnungen der Instrumente und Beobachtungsmethoden hatten drei Jahrhunderte hindurch vorzugsweise die Erforschung der Parallaxen sich zum Ziel gesetzt.

[2]) Piazzi fand 4″,0, Calandrelli 5″,3. Beide arbeiteten mit Instrumenten, die zu solchen Untersuchungen wenig geeignet waren. Brinkley's Dubliner Beobachtungen hatten eine lange Reihe von Jahren hindurch die Parallaxe von Wega und einiger andern Sterne zum Hauptziel, sein letztes Ergebniß war 0″,57; da aber Pond's große, mauerfest auf Wega gerichtete Instrumente diese Parallaxe nicht bestätigten, sondern in einer Reihe + 0″,2, in einer andern — 0″,1 als Resultat ergab, so scheint es daß der Verdruß, trotz aller Bemühungen dennoch das Ziel verfehlt zu haben, Brinkley das Beobachten ganz verleidete. „Il divorça entièrement avec l'astronomie," sagt Lalande von dem zum Bischof von Cluguy ernannten und fortan diesem Amte sich ausschließlich widmenden Brinkley.

Struve's erstes Ergebniß war 0″,125, später gab er 0″,261. Peters erhielt am großen Verticalkreis von Pulkowa 0″,108 und Otto Struve findet aus seinen Beobachtungen, zusammengestellt mit den früheren, theilweis neu reducirten, als Endergebniß 0″,157.

Bessel's Parallaxe für 61 Cygni ist 0″,348, was mit Peters' am Verticalkreise erhaltenen 0″,349 ganz übereinstimmt, obgleich Bessel's Resultat eigentlich nur die Parallaxendifferenz zwischen 61 Cygni und dem Mittel aus zwei teleskopischen Sternen in seiner Nähe ist; Peters' Resultat aber für die absolute steht. Der letztgenannte Astronom hat Bessel's Beobachtungen mit Rücksicht auf die Correction des Wärmecoefficienten neu untersucht und findet aus ihnen 0″,364.

Henderson's Beobachtungen von α Centauri werden von Maclear noch ununterbrochen fortgesetzt und es scheint ausgemacht, daß sie zwischen 0″,9 und 1″,0 falle.

[3]) Herschel's erste Bestimmung bezeichnet die Gegend von λ Herculis als den Punkt, wohin die Bewegung unsrer Sonne gegenwärtig gerichtet ist, und alle späteren Berechner (W. Struve ausgenommen) sind auf dieses Sternbild geführt worden. Maskelyne widersprach diesem Resultat, oder vielmehr er hielt die ganze Bemühung für erfolglos. Ein zweiter Versuch W. Herschel's ergab einen Punkt dicht bei 34 Herculis, nemlich 245° 53′ A. R. und + 49° 38′ D; Gauß fand aus 73 Sternbewegungen einen Punkt zwischen 72 und 78 Herculis (259° 10′ und + 30° 50′). Nahe östlich dabei (in 260° 50′ und + 31° 17′) liegt Argelanders aus 390 Bewegungen berechneter Punkt. Lundahl berechnete 147 schwächere Sternbewegungen und fand 252° 24′ und + 14° 26′; Otto Struve fand 261° 22′ und + 37° 36′ (östlich bei ϱ Herculis); Galloway aus den südlichen Sternen 260° 1′ und + 34° 23′ (südlich von ϱ Herculis). W. Struve, nach einer Annahme über den constanten Fehler in den Bradley'schen Declinationen, rückte den Punkt bis in die Nähe von α Ophiuchi herab (259° 9′ und 12° 51′). Meine eignen, vor Kurzem beendeten Untersuchungen, bei denen 3200 Sternbewegungen in Anwendung kamen, führen auf einen Punkt nordöstlich von ϱ Herculis (261° 39′ und 39° 54′).

Es scheint also, daß unter allen dem bloßen Auge sichtbaren Sternen ϱ Herculis dem Punkte, wohin die gegenwärtige Richtung der Sonnenbewegung führt, am nächsten liegt.

[4]) Man sieht nicht recht ein, wie specielle Attractionsgruppen bestehen können, deren Abstand von einander, verglichen mit ihrem Gesammtdurchmesser, so gering ausfällt. Die von den verschiedenen Systemen auf einander gegenseitig ausgeübten Störungen müßten zu Größen anwachsen, wonach sie in vielen Fällen der Hauptwirkung nahezu oder auch ganz gleich wären. Die Partialanziehungen aber auf jede Einzelgruppe absolut beschränken und gleichwohl noch eine allgemeine Anziehung in einem höhern System postuliren, widerstreitet dem Grundbegriffe der Gravitation, der eine absolute Scheidung zwischen einzelnen Anziehungscentren mit beliebig gesetzter und wieder aufgegebener Begrenzung auf einen räumlich bestimmten Umfang gar nicht kennt.

[5]) Die Widersacher wären in ihrem Rechte gewesen, wenn sie den Einwurf auf die Fälle beschränkt hätten, wo offenbar eine Eigenbewegung des vermeinten Hauptsternes die nur scheinbare der „Trabanten" bewirkt hatte, wie dies z. B. bei den zum Theil nur einige Grade entfernt stehenden Mayer'schen Arcturstrabanten der Fall war. Noch jetzt, nach so vielen Vorarbeiten, ist es in nicht seltenen Fällen mißlich, zwischen bloß optischer und physischer Duplicität zu entscheiden, ausgemacht aber scheint es, daß wir bei

Distanzen die nahezu 1 Grad oder mehr betragen, an kein Partialsystem mehr zu denken haben.

6) Die angeblichen Begleiter von α Aquilae, α Andromedae, α Lyrae, die kleinen um Arctur stehenden Sterne, die Hyaden in Beziehung zu α Tauri sind entschieden bloß optisch verbunden. Eigentliche Doppelsterne der ersten Größe sind nur Rigel, α Centauri und vielleicht noch α Crucis; die Nordhalbkugel enthält keinen einzigen hieher gehörenden. Unter die ersten fünf Größenclassen scheinen die Doppelsterne verhältnißmäßig gleich vertheilt zu sein, nur bei den teleskopischen ist die Duplicität etwas seltner, vielleicht auch nur schwieriger wahrzunehmen.

7) Die Vorstellung, daß eine Sonne nur auf die ihr zugetheilten, von ihr beleuchteten Körper eine anziehende Kraft ausübe, lag augenscheinlich auch den Combinationen zu Grunde, welche wir im achtzehnten Jahrhundert besonders bei französischen Mathematikern finden. Sie untersuchten z. B. wie ein Planet, der um zwei Sonnen eine geschlossene Bahn beschreibt, sich bewege; was herauskomme, wenn die eine Sonne anziehend, die andere in gleichem Verhältniß abstoßend wirke u. s. w. Bei allen diesen exercitiis ingenii blieben die beiden Sonnen selbst ruhig an ihrem Orte und in ihrer gegenseitigen Stellung, ohne auf einander eine Gravitation auszuüben. Offenbar lag in diesen angenommenen Fällen das Problem der drei Körper vor, das allgemein gefaßt seiner Lösung noch wartet.

8) Die übereinstimmende Erfahrung aller Doppelsternbeobachter spricht für das beträchtlich größere Gewicht der Positionswinkel, und nach meinen Resultaten gehören bei Doppelsternen von mittlerer Distanz (zwischen 2″ u. 8″) sechs gemessene Distanzen dazu, um an Genauigkeit einem Positionswinkel gleichgestellt zu werden. Nur in den Heliometerbeobachtungen Bessels haben für Sterne über 5″ Distanz beide Coordinaten etwa die gleiche Genauigkeit, während für geringere die Positionswinkel entschieden überwiegen. Bei dieser Lage der Sache ist es mir unbegreiflich, wenn Grunert, von dem übrigens, so viel mir bewußt, keine derartigen Beobachtungen veröffentlicht sind, es als gegenwärtig ausgemacht hinstellt, daß die Distanzen sich genauer als die Positionswinkel bestimmen lassen. Da es Hrn. G. nicht unbekannt sein kann, daß Herschel, South, Struve, Kaiser, Dawes, Smyth, Jacob, der Verf. und Andere das Gegentheil als ihre bestimmte Ueberzeugung aussprechen, so hätte man erwarten sollen, einen Beleg für seine Behauptung beigebracht zu sehen.

9) Die Zukunft wird sich allerdings, wie gehofft werden kann, solche Voraussetzungen nicht gestatten dürfen. Der Positionswinkel, den wir jetzt nur wegen Präcession corrigiren, wird wegen der Eigenbewegung des Sternes, wie der unsrer Sonne, späterhin nicht mehr einfach so angewandt werden können, wie er geocentrisch durch unsre Beobachtungen erhalten wird, und man muß alsdann, wie jetzt bei den Körpern unsers Sonnensystems, synodische von siderischen Umläufen unterscheiden. Bei der jetzt noch stattfindenden Unmöglichkeit, die erwähnten Bewegungen nach Quantität, Richtung und Beziehung in Rechnung zu bringen, ist es erwünscht, sich sagen zu können, daß ihr Einfluß, verglichen mit den jetzt noch stattfindenden wahrscheinlichen Fehlern der Elemente, ein verschwindend kleiner ist.

10) Von allen Trabanten des Sonnensystems können nur unser eigner, die 4 des Jupiter und der Huygens'sche Saturnstrabant als solche bezeichnet werden, die einzeln genommen einen Beweis für das Newton'sche Gesetz liefern. Sehen wir ab von allgemeinen, über das directe Beobachtungsresultat hinausgehenden Schlüssen, so muß man sich dahin aussprechen, daß das fragliche Gesetz für diese 6 wahr sein müsse, für alle übrigen wahr sein könne. Da es nun allen Anschein hat, daß die Periode der meisten Doppelsterne nach Tausenden, ja vielleicht Zehn- und Hunderttausenden von Jahren bemessen werden muß, und die fortschreitende Beobachtung nicht unterlassen wird, uns immer neue Systeme der Art kennen zu lehren, so möge man ermessen, welch' ein ungeheurer Zeitraum erforderlich ist, wenn eine derartige Forderung völlige Befriedigung finden sollte.

11) Alles hier Gesagte, den südlichen Theil der Milchstraße Betreffende wird am deutlichsten durch die treffliche Zeichnung in Herschel's Results of Cape Observations verbunden mit seiner speciellen Beschreibung und seinen Messungen der verschiedenen Sternenfülle, die er gleichfalls in einem graphischen Tableau versinnlicht. Wir müssen zugestehen, daß der südliche Theil der Milchstraße jetzt richtiger und specieller dargestellt ist als der nördliche, dem in den Sternkarten noch immer viel zu bestimmte Grenzen gegeben werden und dessen verschiedene Intensität meistens ganz vernachlässigt wird. Auch Lubbock's sonst ganz gute Darstellung, die sich weniger an die herkömmlichen Formen hält, kann in diesem Theile nicht befriedigen.

12) Die Massenverschiedenheit beider Sterne eines binären Systems kann zwar möglicherweise beträchtlich größer sein, als die Helligkeit vermuthen läßt. Allein sie müßte ungemein groß angenommen werden, sollte der Schwerpunkt in den Körper des Hauptsterns fallen. Der Durchmesser unsrer Sonne erschiene, gesehen von einem Sterne, dessen Parallaxe = 0″, 1, unter dem Winkel 0″, 00091. Nur wenige Doppelsterne mögen eine größere, die meisten eine beträchtlich kleinere Parallaxe haben, woraus zu schließen ist, daß der Abstand des Begleitsterns meistens mehrere Tausende des Durchmessers ihres Hauptsterns umfassen, ja daß sie bei größeren Distanzen das Zehn- und selbst Hunderttausendfache erreichen könne. Um aber den gemeinschaftlichen Schwerpunkt in den Hauptkörper zu setzen, müßte der Exponent des Massenverhältnisses jene Zahl um mehr als das Doppelte übersteigen. — Abweichungen von der als gleichförmig vorausgesetzten Bewegung des Hauptsterns werden uns, unter Voraussetzung sehr genauer absoluter Ortsbestimmungen, mit der Zeit eine annähernde Kenntniß des wirklichen Massenverhältnisses in speciellen Fällen gewähren.

13) Cooper beschränkte sich auf die Kometen, für welche Umlaufszeiten von weniger als 500 Jahren gefunden worden sind. Aber einerseits giebt es mehrere von weit beträchtlicherer Umlaufszeit und dennoch völlig gewisser Ellipticität, wie der Komet von 1807 und die beiden von 1811, während manche andere, deren berechnete Umlaufszeit unter 500, ja unter 20 Jahre fällt, die Parabel als nahezu eben so wahrscheinliche Bahn zulassen. Ich habe es daher für besser gehalten, keine derartige Grenze allgemein anzunehmen, sondern die Berechnungsdata selbst in jedem besonderen Falle entscheiden zu lassen.

14) Es möge hier an die von Littrow aufgestellte Hypothese erinnert werden, nach welcher die Kometen ihrer Mehrzahl nach in der That nicht periodisch, folglich überhaupt keine speciellen Glieder des Sonnensystems, sondern nur des großen allgemeinen Fixsternsystems sind. Aus ihrer ursprünglich sehr langsamen, nahezu nullgleichen Bewegung (relativ zu der unserer Sonne und der benachbarten Fixsterne) erkläre sich am besten die nahezu parabolische Bewegung um die Sonne. Ihr Perihel wäre demnach ein einmaliges, dessen Ort keinen sich anhäufenden Störungen unterliegen kann, und folglich unterschiedslos in alle Gegenden des Himmels sich vertheilt.

15) Ist die Umlaufszeit der Sonne um den Centralpunkt = 19 Millionen Jahre, wie meine Untersuchungen es wahrscheinlich machen, so ist die Massendichtigkeit der Kugel, deren Radius die Entfernung der Sonne von jenem Punkte bildet, $= \frac{1}{5{,}072.10^{20}}$ (die Dichtigkeit des Sonnenkörpers = 1 gesetzt) jene Entfernung möge sein, welche sie wolle. Mit dieser Zahl erhält man für eine Kugel, deren Radius 4000 Jahre Lichtzeit, die im Text angegebene Zahl für den Massencomplex der Fixsterne.

16) Für α Centauri haben wir nach Jacob's Bahnelementen und Maclear's Parallaxe die oben angeführte Masse 0,83'.

Für 61 Cygni erhält man aus der Bewegung des Begleiters in der Kreis-Hypothese und der Parallaxe Bessel's die Masse 0,35; durch Peters Correction derselben wird sie 0,31; nach Struve's Bemerkung über die vom Kreise stark abweichende und jetzt nahezu geradlinigte Bahn des Begleiters würde sie sich noch mehr vermindern.

Für 7 Cassiopejae ergeben die seit einigen Jahren in Dorpat angestellten, noch nicht abzuschließenden, Beobachtungen der Parallaxe und Bahnbewegung eine Masse von etwa 0,4.

α Ursae minoris läßt sich am wenigsten sicher bestimmen, da sowohl die Parallaxe als die Bewegung des Begleiters noch sehr unsicher sind. Doch scheint es nicht, daß die Masse 1 noch innerhalb der Unsicherheitsgrenzen fallen könne, wahrscheinlich ist sie beträchtlich kleiner.

17) Ohne Zweifel ist die wahre Geschwindigkeit des Lichts, wie wir sie aus der Aberrationsconstante schließen, für alle Farben die gleiche, da bei keinem einzigen verschiedenfarbigen Doppelstern periodische Stellungsveränderungen, deren Cyclus das Erdjahr wäre, gefunden worden sind, und die verschiedene Wellengeschwindigkeit ist gerade unter dieser Voraussetzung aus der den einzelnen Farben zukommenden Wellenlänge durch Rechnung gefolgert. Hiernach könnte auch die rascheste Bewegung keinen directen Einfluß auf die Farbe haben. Allein ganz abgesehen davon kann nicht verkannt werden, daß auch die stärksten wirklich vorkommend n kosmischen Bewegungen verschwindend klein gegen die des Lichts sind. Die Begleiter von 61 Cygni und α Centauri zählen gewiß, da sie kurzen Perioden angehören, zu den verhältnißmäßig rascheren. Bei dem ersteren ist die Bewegung in 1 Sec. = 0,4 geogr. Meilen, bei letzterem = 0,9. Die große Mehrzahl der Doppelsterne, und unter ihnen gerade die schönfarbigsten, wie γ Delphini, haben noch nicht die mindeste uns wahrnehmbare Bewegung seit 70 Jahren gezeigt. Nähme man für letzteren einen Grad als noch zulässige Größe einer nicht wahrzunehmenden Bewegung bei 12'' Distanz, so müßte diesem Begleiter, um eine Meile Geschwindigkeit für die Secunde zu erhalten, eine Entfernung von 1500 Jahren Lichtzeit gegeben werden. Und die Eigenbewegungen der Sterne, nach meinen Untersuchungen durchschnittlich fünf mal rascher, als die partiellen Bahnbewegungen, dürften nur in sehr wenigen Fällen zehn Meilen übersteigen.

Die englische Overlandroute.

Die englische Overlandroute, deren Feststellung durch Lieutenant Waghorn u. A. hervorgerufen wurde, entspricht, ihrer Bezeichnung wenig, da sie eigentlich nichts mit dem Lande zu thun hat, ausgenommen indem sie Frankreich bis Marseille und Egypten von Alessandria bis Suez durchschneidet. Die Zeit, die bei der Reise durch Frankreich im Verhältniß zu der früheren Dampfbootfahrt um Gibraltar gewonnen wird, beträgt sechs Tage. Die Dauer der Reise von London bis Bombay im Ganzen dreißig bis einunddreißig Tage. — Die neu projectirte Eisenbahn vom Mittelmeere bis zum Euphrat wird die Bezeichnung Overland eher rechtfertigen. Sie wird die Entfernung um ein Sechstel oder um tausend Meilen kürzen und verhältnißmäßig viel Zeit ersparen. Diese Eisenbahnstrecke, welche vom Mittelmeere, bei Antiochia und Aleppo vorbei, nach dem Euphrat in einer Entfernung von achtzig Meilen gehen soll, würde in der Folge durch weitere, ebenfalls projectirte Verbindungen von der größten Wichtigkeit werden. Der Euphrat ist für kleine Dampfboote bis zum persischen Meerbusen schiffbar. Ibrahim Pascha eröffnet die Aussicht, den Orontes bis zu einer Entfernung von vierzig Meilen vom Euphrat schiffbar zu machen und für spätere Zeiten würde es vielleicht möglich sein, das Flußbett des Euphrats selbst zu erweitern. Reisende aus dem Osten beschreiben das Thal des Orontes ostwärts von Antiochien mit höchstem Enthusiasmus. An Schönheit und Fruchtbarkeit gleicht die Ebene der sprichwörtlich gewordenen Umgegend von Damaskus. Die großen Berge an der nördlichen und südlichen Grenze liefern von ihren unermeßlichen Schneegefilden herab kühles Wasser in das von ihnen umschlossene Thal, so daß die Blumen und Früchte der gemäßigten und warmen Klimate zugleich in reicher Fülle dort gedeihen. Selbst die Faulheit und Apathie des Mohamedanismus hat dem Boden nichts von seiner Fruchtbarkeit geraubt. Die Producte bestehen in Wolle, Baumwolle und Seide; tausend Tonnen Baumwolle und zweitausend Tonnen Wolle sollen im vergangenen Jahre vom Hafen von Alexandretta ausgeführt worden sein. Die Ausfuhr von Getreide, namentlich Weizen, ist ebenfalls sehr beträchtlich. Da das Thal jedoch für Fuhrwerk unwegsam ist, so ist der Transport, welcher durch Kameele bewerkstelligt wird, erschwert und kostspielig. Ein britischer Kaufmann erhandelte in der Nähe von Aleppo eine Quantität Weizen und mußte das Doppelte des Preises für Fracht bis zum mittelländischen Meere zahlen. – Das ganze Land ist unbebaut, ausgenommen an den Flußufern und in der Nähe der großen Städte. Die Bodenbeschaffenheit des Thales scheint zur Anlage einer Eisenbahn geeigneter als bei vielen, für welche die Capitalisten ihr Geld an andern Orten angelegt haben.

Die Bevölkerung des Thales am Orontes muß sehr beträchtlich sein. Der Hafen hat zehntausend, Antiochia zwanzigtausend und Aleppo nahe an neunzigtausend Einwohner. Die Einwohnerzahl von Antiochia ist freilich viel geringer wie damals, als es die zweite Stadt des römischen Kaiserreichs genannt wurde.

Die Reise auf dem Euphrat und der neue Landweg würden ohne Zweifel auch deßhalb vortheilhafter sein, weil die Fahrt durch das rothe Meer weder angenehm noch interessant ist und also wenig Reisende anzieht.

Jetzt ist der Reisende noch immer genöthigt, Arabien zu umschiffen, ähnlich wie in früherer Zeit, als die Reise nach Indien noch rund um den großen Continent von

Hafen von Antiochia.

Afrika gemacht wurde, was zweimal die directe Entfernung zwischen England und Hindostan betrug, wodurch Ceylon in Wahrheit den britischen Häfen näher lag als Curachee, am Eingang des persischen Meerbusens.

Die neue Route würde in dieser Hinsicht ähnliche Vortheile gewähren, wie die bei Marseille. Der directe Weg von London über Triest und von da mit dem Dampfboote über das mittelländische Meer nach Seleucia, würde acht Tage und sechs Stunden Zeit in Anspruch nehmen. Vom mittelländischen Meere bis zum Euphrat dauert es mit der Eisenbahn drei Stunden; alsdann bis Bassorah durch das Flußdampfboot drei Tage und drei Stunden. Von Bassorah nach Curachee braucht man drei Tage, zusammen also vierzehn Tage und zwölf Stunden. Zur Reise von Curachee nach Bombay werden wieder drei Tage gebraucht, also siebzehn und einen halben Tag, während es von Bassorah nach Bombay direct nur funfzehn und einen halben Tag dauert.

Diese Aufstellung ist nur eine Andeutung der großen Overlandroute, welche dereinst vermuthlich von London zuerst nach einem holländischen Hafen, von da in das Eisenbahnnetz bis Wien, dann durch Ungarn bei Belgrad über die Donau, durch die europäische Türkei nach Constantinopel, über das Fahrwasser des Bosporus nach der asiatischen Türkei, durch diese nach dem Euphrat nahe bei Aleppo, von da nach Bagdad, von Bagdad nach Babylon, von Babylon nach Bassorah, dann an der Küste nach dem Indus und durch das Herz von Hindostan nach dem Ganges und Calcutta gehen wird. Dieses wird die echte Overlandroute, die Reise von sieben Tagen nach Calcutta sein. Als Flußroute ausgedrückt, geht sie von der Themse nach dem Rhein, der Donau, dem Euphrat, dem Indus und dem Ganges. Es ist ein großer Plan, dessen Ausführung fast wie ein Pfeilflug erscheint, wenn man bedenkt, daß die Fahrt über die Nordsee in zehn bis zwölf Stunden, die einzige Schifffahrt dabei sein wird, denn den Bosporus kann man kaum dazu rechnen. Ungeheure Arbeit und unermeßliche Kosten sind nothwendig, bevor diese große Linie eröffnet werden kann.

Ein weiterer Vortheil dieser Eisenbahnlinie würde darin bestehen, daß fast alle ihre Theile selbständige Unternehmungen wären. Die Linie von den Ufern des Euphrat nach Bassorah würde die Aus- und Einfuhr nach Indien erleichtern und somit für Europa ein Land eröffnen, das einst das fruchtbarste der Erde war und es wieder werden kann. Ein Baumwollenfeld, das bald alles im Westen übertreffen würde. Städte von beträchtlicher Bevölkerung und großem Handel würden entstehen. Auf der Linie vom Euphrat bis zum mittelländischen Meere würde die jährliche Ausfuhr von Getreide im Verlauf von fünf Jahren zehnmal den jetzigen Betrag übersteigen und der Baumwollenbau, der Handel mit Früchten, Olivenöl und Seide, den Producten des Landes, würde im ähnlichen Verhältnisse wachsen. Vieles Land, das nun wüst liegt, könnte bebaut werden, und die Pflanzer erhielten bessere Preise für ihre Waare. Die verwilderte Population würde der Civilisation zugänglich werden, höhere Bedürfnisse empfinden und Waaren aus dem Westen zu beziehen anfangen. So stellte sich bald eine innige dauernde Verbindung mit jener Gegend her und wenn die Kenntniß derselben in weitere Kreise gedrungen wäre, würde die Einwanderung sich ohne Zweifel heimwärts nach der Wiege der Menschheit richten.

Ein Aufenthalt

im Goldbezirk von Honduras.

Die californischen Minen hatten eben ihren reichsten Ertrag zu spenden angefangen, als ein junger Kaufmann aus Newyork bei einem Besuche der Stadt Boe in Nicaragua durch glänzende Schilderungen Eingeborener veranlaßt wurde, vom Nicaragua-See zu Lande über Segovia, Matagalpa und Tegucigalpa zu den Placeres des östlichen Honduras zu wandern. Die dortigen Goldfelder waren damals so gut wie unbekannt, der reiche Sand des Sacramento und des San Joaquin beschäftigte ausschließlich alle Gedanken. Unser Abenteurer hatte viele Hindernisse zu überwinden, und sein Eifer wurde durch manche Mühe und Gefahr auf die Probe gestellt, ehe er Olancho, das goldreiche Gebiet von Centralamerika, erreichte. Schon die oberflächlichste Besichtigung überzeugte ihn von dem Werth und der Zugänglichkeit der dortigen Placeres. Seine Gewandtheit und Liebenswürdigkeit verschafften ihm einen Vertrag mit den Grundeigenthümern, der ihm ein ausschließliches Recht auf bergmännische Arbeiten in dem Bezirke einräumte, welcher in einer Ausdehnung von sieben (deutschen) Meilen Länge und funfzehn Meilen Breite die Quellgewässer des Patook oder Guayape umgiebt. Der Sand und die Erde dieses Bezirks erschienen ihm als die reichsten der Welt, aber über seinen Untersuchungen verfloß das Jahr, das ihm als längste Frist bis zum Anfang wirklicher Arbeiten bewilligt worden war. Somit hatte er die Bedingungen des Uebereinkommens nicht erfüllt und verlor sein Recht.

Berichte und Briefe des jungen Mannes und eine Abschrift seines Vertrags fanden ihren Weg nach Californien, wo sich bald eine Gesellschaft bildete. Ich hatte das Glück, zum Agenten erkoren und mit einer persönlichen Besichtigung beauftragt zu werden. Meinen Anweisungen zufolge sollte ich die Goldfelder von Choro und Olancho untersuchen und über sie berichten, den Guayape oder Patook befahren, um sicher zu stellen, wie weit er vom Meere aufwärts mit Dampfern besucht werden könne, und endlich eine Erneuerung jenes ungültig gewordenen Vertrags anstreben.

In San Juan del Sur am stillen Meer angekommen, fuhr ich in einem offenen, mit einem Segel versehenen Boote längs der Küste bis zur Insel Tigre in der Fonseca-Bai, denn die eigentliche Straße über Rivas und Leon war damals von den Guerillas Chamorro's, der mit den Republikanern von Leon kämpfte, versperrt. Die Insel Tigre gehört zu Honduras, und Briefe californischer Freunde verschafften mir hier Empfehlungsschreiben an den Präsidenten von Honduras. Ein Ruderboot führte mich über die Bucht und im Rio Grande aufwärts zum Fuße der westlichen Cordilleren. Auf Saumpfaden, die sich allmählig zur Höhe hinaufwinden, gelangte ich zu der alten Stadt Tegucigalpa, die von ihrer Macht und Wohlhabenheit längst herabgesunken ist und blos noch 13,000 Einwohner zählt.

Das Fieber, das mich in den heißen Marschen am stillen Meer gepackt hatte, quälte

Platz zu Tegucigalpa.

mich zu sehr, als daß ich der romantischen und neuen Landschaftsbilder unterwegs oder der freundlichen Aufnahme in Tegucigalpa mich sehr hätte freuen können. Krank und erschöpft ritt ich über die schöne Brücke, die beim Eingange der Stadt den Fluß überwölbt, und beachtete sie kaum. Schnellen Laufs strömen die hellen Gewässer des Rio Grande von den grünen Wäldern und grasigen Abhängen der Cordilleren herab. Kein Damm und keine Schleuse hemmt ihren Lauf, aber nicht lange, und sie werden die Räder von Silberpochwerken treiben. Tegucigalpa ist nämlich der Hauptort des Silbergebiets und steht schon jetzt an politischer Bedeutung blos hinter Comayagua zurück.

Als Repräsentant einer industriellen Gesellschaft wurde ich von den Mitgliedern der Staatsregierung achtungsvoll und gastfrei aufgenommen. Meine erste Zusammenkunft mit dem Präsidenten war mit aller der Förmlichkeit und Etikette umkleidet, in der sich der spanische Charakter gefällt. Der Präsident empfing mich in voller Staatskleidung, aber von Geschäften durfte bei dieser Audienz keine Rede sein, so will es die Sitte.

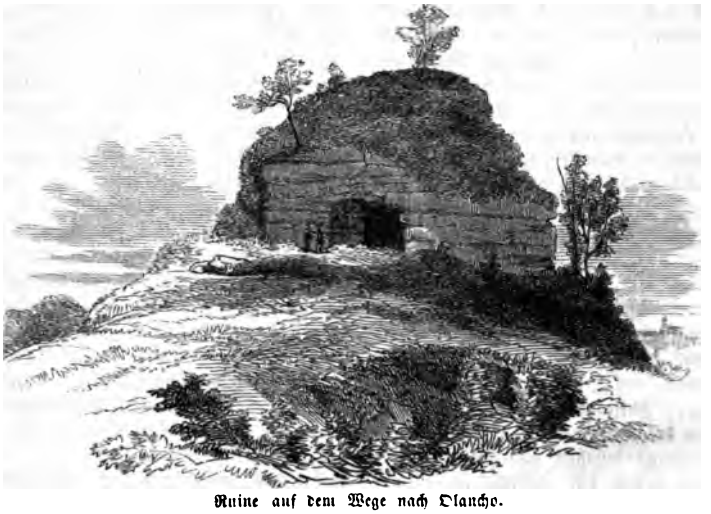
Der Präsident Cabannas ist der gebildetste, verständigste Mann, den ich in Centralamerika kennen gelernt habe, und würde, wenn er auf einer größern Bühne stände, zu den ersten Staatsmännern der Zeit gerechnet werden. Als General steht er nach dem allgemeinen Urtheil niedriger als andere Militairs, allein dieser Mangel wird durch romantische Tapferkeit und wahrhafte Charaktergröße ausgeglichen. Sein Körper ist mit Narben bedeckt, und diese Ehrenzeichen stehen dem Manne mit dem weißen Haar und der ruhigen Würde vortrefflich. Vor einigen Jahren zog er nach einem Siege über die aristokratische Partei an der Spitze seines Heeres in Tegucigalpa ein und wurde von den Bürgern als Befreier des Landes begrüßt. Da stürzte eine alte Frau vor, deren Sohn in den feindlichen Reihen gefallen war, überschüttete ihn, der den Krieg veranlaßt habe, mit Verwünschungen und schleuderte ihm einen Stein ins Gesicht. Die Soldaten wollten sich mit gezogenen Säbeln auf sie werfen, doch der Greis, von dessen Gesicht das Blut niederrann, wehrte ihnen. „Habt Mitleid mit ihr!“ sagte er. „Wir haben alle im Kriege Freunde oder Brüder verloren. Der Kummer muß uns heilig sein, und sie weint um einen Sohn.“

Cabannas Edelmuth ist sprüchwörtlich, und Niemand genießt eines größern persönlichen Einflusses. Der Ausdruck seines Gesichts hat etwas eigenthümlich Gewinnendes, und sein feines, unwiderstehliches Lächeln spricht von dem Bewußtsein der Macht, wie von dem Entschlusse, einen wohlwollenden Gebrauch von ihr zu machen. Die Aristokraten von Guatemala und Nicaragua haben ihr Möglichstes gethan, ihn zu stürzen, aber stets ohne Erfolg. Auch die Bewilligung für eine Eisenbahn von Meer zu Meer durch Honduras, die er E. G. Squier und Andern ertheilt hat, ist gegen ihn benutzt worden, um ihn als einen Freund der Nordamerikaner darzustellen. Damals waren zwei Drittheile der Einwohner für ihn, und durch mehrere Gefechte, in denen er seine Feinde geschlagen hat, ist seine Macht noch mehr befestigt worden.

Meine geschäftlichen Verhandlungen mit der Regierung übergehe ich, indem ich nur kurz anführe, daß ich die Erlaubniß erhielt, in Yoro und Olancho Untersuchungen anzustellen und Verträge zu schließen, worauf ich mit Pässen und Empfehlungsbriefen nach Jutecalpa, der Hauptstadt des Goldbezirks, aufbrach. Am 19. November 1854 machte ich mich auf den Weg, nachdem ich vorher noch dem silberreichen Theil von Tegucigalpa einen kurzen Besuch gemacht hatte.

Zu dem Ritte von Tegucigalpa nach der großen Hacienda von Lepaguare im Herzen von Olancho brauchte ich sieben Tage. Diese Reise war unaussprechlich langweilig und peinlich. Tegucigalpa, das mindestens viertausend Fuß über dem Meere liegt, hat einen reichen Pflanzenwuchs, ein gemäßigtes Klima, und wird von dem hohen Gebirgsrücken der Cordilleren gegen die heftigsten Winde geschützt. Der Schauplatz änderte sich aber, als ich die Gebirgsstraße nach Olancho einschlug und die erbärmlichen Vorposten der Civilisation, die Indianerdörfer San Diego de Yalanga, Guapamaca, Salto, Campamento und Cofradilla erreichte. Hier sah ich nichts, was das Auge reizte und die Einbildungskraft beschäftigte. Winde von außerordentlicher Heftigkeit, ein dürres, endloses Gewirr steiler, hier und da mit zerfallenen Ruinenhaufen gekrönter Berge, zwischen denen die Straße sich durchwindet, indem sie abwechselnd nach allen Himmelsgegenden läuft; Ketten von weißen Felsen, die so blendend glänzen, daß sie Kopfschmerzen und vorübergehende Blindheit verursachen, und vor allen Dingen die Unsauberkeit, Unordentlichkeit und unglaubliche Armuth der Dörfer, die in Zwischenräumen von sieben bis zehn (deutschen) Meilen in der Wüste auf einander folgen — diese Züge, zu denen noch ein langweiliger Reisegefährte kam, machten mir diese Reise zu einer der unangenehmsten Perioden meines Lebens. Ich habe fünfmal Schiffbruch gelitten, bin zweimal in den vom Wind gepeitschten Einöden Californiens beinahe verhungert, und doch erinnere ich mich nicht, die Qualen des Daseins jemals so tief empfunden zu haben, wie auf diesem Wege.

In den Dörfern schien man nichts zu essen, oder doch so wenig zu haben, daß man nichts abgeben konnte. Nie wurde mir etwas sichtbar, das mir erklärt hätte, wovon diese Fami-



Ruine auf dem Wege nach Olancho.

lien lebten. Der Leser denke sich eine öde, durch Fichtenwälder oder zwischen kleinen Eichen durchführende Straße, die zur Abwechslung zuweilen eine unfruchtbare, nur mit dem dürftigsten Pflanzenwuchs bekleidete Höhe ersteigt, um steil und selbst für den so sicher schreitenden Maulesel gefährlich abzufallen. Du bist den langen Tag geritten, ohne eine Wohnung zu sehen. Es ist Nacht geworden, und ein kalter Wind, der Wolken von Staub emportreibt, droht Dich fast vom Sattel zu reißen. Dein Gefährte, ein langweiliger und furchtsamer Mann, ist mit seinem Thiere etwas zurückgeblieben. Seit Tagesanbruch hast Du nichts genossen. Nun ruht schon seit zwei Stunden die Nacht auf den Bergen, und das düstere Seufzen des Windes in dem niedrigen Gebüsch stimmt Dein Gemüth, das durch Ermüdung und Hunger überdies niedergedrückt wird, zur Traurigkeit. Plötzlich hört Dein sensitives Maulthier aus der Ferne das Bellen eines Hundes. Es beschleunigt seinen Schritt und trägt Dich rasch die steilen Abhänge hinab. Bald erreichst Du eine Fläche und stehst auf einer kleinen Ebene von fünf Minuten Umfang die Umrisse einer indianischen Hütte. Eine Meute von Hunden stürzt hervor, und Dein Nahen wird durch einen vollen Chor von Thierstimmen verkündet. Menschliche Töne vernimmst Du nicht, im Dorfe schimmert kein Licht, Alles ist dunkel, schweigt und schläft. Vor Müdigkeit und Hunger zitternd steigst Du ab, stolperst zwischen Pfützen und Schlammlöchern weiter, störest noch manche Thiergruppe und stehst endlich vor der größten Hütte. Eindringen darfst Du nicht, denn drinnen giebt es Hunde und ein spanisches Messer. Du bittest in den silbernen castilischen Tönen um Einlaß, die Antwort ist ein Grunzen. Du bietest mit den lockendsten castilischen Worten Geld, und die Antwort ist ein allgemeines Kindergeschrei, in das die wachsame Sennora hineinschimpft, indem sie zugleich den schläfrigen Don bittet, dem Fremden zu öffnen. Don Jose, Alcalde Primero von zweihundert Wilden, rollt halbnackt aus seiner Ochsenhaut, wo eine Million Flöhe ihn schmerzlich vermißt, öffnet die Thür und fragt mürrisch nach Deinem Begehr. Keine Ueberredung vermag ihn zu bestimmen, Dir Einlaß zu gewähren, „er hat nichts zu essen, nichts zu trinken, kein Bett, nicht einmal eine Ochsenhaut. Dein Geld weist er zurück, so gierig er danach ist, denn er ist hochmüthig, verdrossen und argwöhnisch. Da nennst Du den magischen Namen Cabannas, die Thür öffnet sich, und Du hast die Erlaubniß, für die Nacht den Fußboden und die Flöhe zu benutzen, Dir aus Deinem Sattel ein Kopfkissen zu machen und morgen auf ein Frühstück zu hoffen. Zu schlafen ist unmöglich. Der Don schnarcht, die Sennora schimpft jede Stunde, um seine Aufmerksamkeit auf die natürlichen Bedürfnisse eines halben Dutzends schmutziger Kinder zu lenken, worauf er unabänderlich mit einem Grunzen antwortet, über Dir kräht und gluckst Geflügel, dessen Platz Du nach dem Gesetz der Schwere und des Falls genau angeben kannst, Maulesel schreien, Hunde bellen, und dies Alles macht in Verbindung mit den unerbittlichen Flöhen die Nacht elender als den Tag. Mit Anbruch des Tages erhebst Du Dich matt und niedergeschlagen, um nach einem dürftigen Frühstück zu einer neuen mühsamen Tagereise aufzubrechen, der wieder eine Nacht reich an Schmutz, Flöhen und fieberhafter Aufregung folgen wird.

Bei meiner Ankunft in Campamento, einem Dorf in dem gleichnamigen Gebirge, 1700 Fuß über dem Meere, begann mein Muth zu steigen. Während der drei letzten Tage waren wir rasch abwärts gestiegen und ich hatte mehr-

mals gegen das atlantische Meer hin eine Fläche schimmern gesehen, von der mein Führer versicherte, daß es die grasige Ebene von Lepaguare sei. Die unfruchtbaren Höhen, die wir fünftausend Fuß über dem Meer überschritten hatten, bestanden aus einem porösen kieselhaltigen Stein, der dem Pflanzenwuchs ungünstig und höchstens hie und da mit Eichen- und Fichtengruppen besetzt war. Jetzt begannen die Blätter wieder den üppigen tropischen Charakter anzunehmen.

Zwei Gebirgsreihen, der Salto und der Campamento, trennen Tegucigalpa von Olancho. Von den östlichen Abhängen des Campamento, an dessen Fuß Lepaguare liegt, gehen verschiedene Ausläufer aus, die unter den Namen Jalan, Moro, Juticapa, Los Ranchitos und Los Vindeles bekannt sind. Die Hauptmassen dieser Gebirgszüge bestehen aus Kalkstein und Schiefer, mit denen ein goldhaltiger Quartz vermischt ist.

In diesen Gebirgen und ihren Vorbergen entspringen die Gewässer, welche den Patook speisen. Dieser Strom hat eine große Ausdehnung und bewässert fast den vierten Theil von Honduras und einige Gebiete von Nicaragua. An sämmtlichen Vorbergen des Campamento waschen die indianischen Frauen, die deßhalb lavaderas oder Wäscherinnen heißen, seit unvordenklichen Zeiten Gold. Die erste Goldwäscherin sah ich am Guayapita, einem kleinen Zufluß des Guayape, arbeiten. Als wir Morgens ein Dorf verließen, lenkte der Führer meine Aufmerksamkeit auf eine Frau, welche knietief im Strome stand und eine hölzerne Schale in der Hand hielt, aus der sie mit der Gewandtheit eines erfahrenen Californiers Wasser und Erde schüttete. Ich ritt

Frauen von Lepaguare.

näher und beobachtete ihr Verfahren mit einer Aufmerksamkeit, die blos ein alter Goldjäger von 1849 begreiflich finden kann. Hier erhielt ich den ersten augenscheinlichen Beweis, welche Zukunft für Olancho und Centralamerika sich eröffnet. Die Schale wurde mittelst eines Hornlöffels mit Erde gefüllt und das Waschen verschiedene Male wiederholt. In etwa einer Stunde hatte die lavadera so viel „schlechtes Gold" gesammelt, daß das Gewicht dem von fünfundsiebenzig unserer Cents entsprach, und verkaufte mir ihre Ausbeute für fünfundzwanzig unserer sogenannten Kupferdollars. Das Metall hatte ein tiefes gesättigtes Gelb und wich in der Farbe vom australischen und californischen Goldstaube ab. Proben dieses Goldes wurden von Hewston, Münzmeister in San Francisco, untersucht und der Werth der Unze auf 18 D. 84 C. festgestellt.

Durch diesen Beweis von dem Goldreichthum des Landes ermuthigt, ritt ich in heiterer Stimmung weiter und beobachtete den Charakter des Felsens und die Natur des Bodens genauer. Zwei Jahre praktischer Arbeiten an den Flüssen Stanislaus und Tuolumne hatten meinen Blick geschärft, und ich überzeugte mich bald, daß die Vorberge des Campamento ihres alten Rufes würdig seien. Auch in anderen Theilen von Centralamerika kamen goldführende Quarzadern häufig vor, aber kein anderer Theil des Continents, mit alleiniger Ausnahme von Californien, hat Placeres, trockene und nasse Gruben, welche reicher als die wären, welche ich in Lepaguare besuchte. Die Felsenbildung ist der am Stanislaus ähnlich, nicht mit ihr identisch. Die Bodenverschiedenheiten entspringen aus dem dichteren und reicheren Pflanzenwuchs dieser Gegend. Nach meinen Ansichten sind die Gebirgsketten Campamento und Salto später entstanden und häufiger durch vulkanische Eingriffe gestört worden, als jene der Sierra Nevada.

Ein Ritt von einem Tage durch die Berge abwärts brachte mich vom Campamento zu der Hacienda Don Francisco Zelaya's, Brigadegenerals der sämmtlichen Streitkräfte von Olancho. Dieser wahrhaft fürstliche Bürger hat eine kleine Armee von Dienern und theilt sich mit seinen beiden Brüdern in das Einkommen, die militairische Leitung, die richterliche Gewalt und den wirklichen Besitz eines Raumes von mehr als zweihundert geographischen Geviertmeilen, wo Goldfelder, bewaldete Berge und Wiesenfluren, in denen Zehntausende von Ochsen, Maulthieren und Pferden weiden, mit einander wechseln. Die Familie ist die reichste des ganzen Continents, oder wird es bald werden. Ihre Besitzungen, die auf drei Meilen von Gebirgsketten begrenzt werden, übertreffen manches Fürstenthum an Umfang und ihre Autorität ist eine schrankenlose.

Der Bezirk Olancho, der östlich vom Campamento liegt, ist bei weitem der größte und schönste Theil von Honduras. Seine Grenzen sind der Rio Tinto und der Bezirk Yoro im Norden, das Meer der Antillen im Osten, der Fluß Wanks oder Segovia im Süden und Tegucigalpa im Westen. Er dehnt sich mehr als 25 (deutsche, wie immer in diesem Aufsatze) Meilen weit am Meere aus. Das Gebiet der Zelayas reicht von den hohen Binnengebirgen bis Jutecalpa, im Osten bis an das Meer, d. h. es erstreckt sich 15 bis 18 Meilen in der Länge. Der erste Zelaya erhielt diese Ländereien vor Jahrhunderten von der Krone zum Geschenk.

Die Aussicht, die ich von den Bergen über Lepaguare hatte, zeigte eine schönere Linien- und eine glänzendere Farbenpracht, als ich sie je gesehen hatte. Unten in der Ebene befand ich mich auf einer unermeßlichen Wiesenflur, die mit hohem Gras und mit Blumen bedeckt wellenförmig fortläuft. Heerden von Schlachtvieh, Pferden und sehr geschätzten Maulthieren belebten die Landschaft und gaben ihr eine gewisse Mannigfaltigkeit. Sie zeigten mir den Ursprung jenes Reichthums, welcher dem aristokratischen Blute Spaniens in diesem Erdenwinkel so lange die Herrschaft sicherte. In Zwischenräumen wurde das Gefühl der Einsamkeit, das den Reisenden in solchen Gegenden befällt, durch Zurufe der Vagueros oder Hirten verscheucht. Die Berge, die rings um diese weite Landschaft einen weiten Horizont bildeten, der Abendwind, der das üppige Gras sanft bewegte, die goldenen und purpurnen Tinten des Sonnenuntergangs erinnerten mich an die Gegend in Californien, wo sich die Vorberge der Sierra westlich, wie hier die Cordilleren östlich, gegen das Meer abdachen.

Die Vaqueros, denen ich an der Grenze von Lepaguare begegnete, fragten mich nach dem Zweck meiner Reise. Ich zeigte ihnen meine Pässe und wurde noch vor Abend zu dem Landhause des Generals Zelaya geführt.

Die Ebene von Lepaguare, deren außerordentliche Schönheit mich manches Mal tief ergriff, bildet mit ihrem Berggürtel einen Park, dessen Grün in einem tiefen und reichen Boden wurzelt, der sich weit genug ausdehnt, um für die Bevölkerung eines Handels- und Ackerbaustaats Raum zu gewähren. Im Klima gemäßigt und frei von den örtlichen Fiebern und Miasmen der westlichen Staaten der Union, ist dieses Gebiet fähig, Tausenden von Einwanderern, denen es hier nie an Arbeit fehlen würde, eine Heimath und eine gesunde, lohnende Beschäftigung zu gewähren.

Die Bevölkerung von Olancho besteht hauptsächlich aus Indianern, gänzlich unterjochten und friedlichen Nachkommen der Ureinwohner. Die ganze Bevölkerung ist dünn über den Boden ausgesäet. Die indischen Frauen sind in der Regel Goldwäscherinnen, aber aus Trägheit oder aus Aberglauben arbeiten sie in der trocknen Jahreszeit selten mehr als einen Tag in der Woche und auch dann nur wenige Stunden lang. Nach einem Regenguße, der immer auf eine reichere Ernte hoffen läßt, arbeiten auch Männer, indem sie an den Sandbänken nachgraben. Die Quellenströme des Guayape liefern nach den Angaben, die Don Francisco Zelaya mir mittheilte, etwa 60,000 Dollars jährlich, die beiden Bezirke Yoro und Olancho zusammen 150,000 Dollars. Arbeitete man so, wie in Californien, so müßte der Ertrag auf mindestens sechs Millionen Dollars steigen.

Landbau zu Lepaguare.

Die Indianer bearbeiten ihren Acker auf eine ganz ursprüngliche Weise, da eine sehr geringe Arbeit hinreicht, das Korn und die Gemüse zu erzeugen, mit denen der innere Bedarf befriedigt werden kann. In den Städten bestehen die geringeren Classen aus Negern und Mulatten. An der Meeresküste und den Lagunen zwischen Trurillo und dem Patook wohnen einige Tausende Indianer vom Stamme der Caraiben. Die wilden Poyas halten den Landgürtel besetzt, der westlich von den Lagunen, südlich vom Rio Tinto und nördlich von den Mosquitos und Sambos liegt. Die wenigen Indianer dieses Stammes, welche ich sah, trugen Federn und hatten ein ganz wildes Ansehen.

Die wilden Stämme, deren Menschenzahl eine geringe ist, haben das Christenthum noch nicht angenommen. Die katholischen Niederlassungen beginnen etwa zwölf Meilen von der Mündung des Patook oder Guayape landeinwärts. Hier, am nordwestlichen Ufer des Patook, befinden sich auch große Indianerdörfer. Catacamas hat zwischen 800 und 1000 Ein-

Arbeiter zu Lepaguare.

wohner. Noch weiter landeinwärts wird die Bevölkerung immer dichter, bis wir Jutecalpa erreichen, einen Punkt, der 24 Meilen von Truxillo und eben so weit von der Mündung des Patooks entfernt ist.

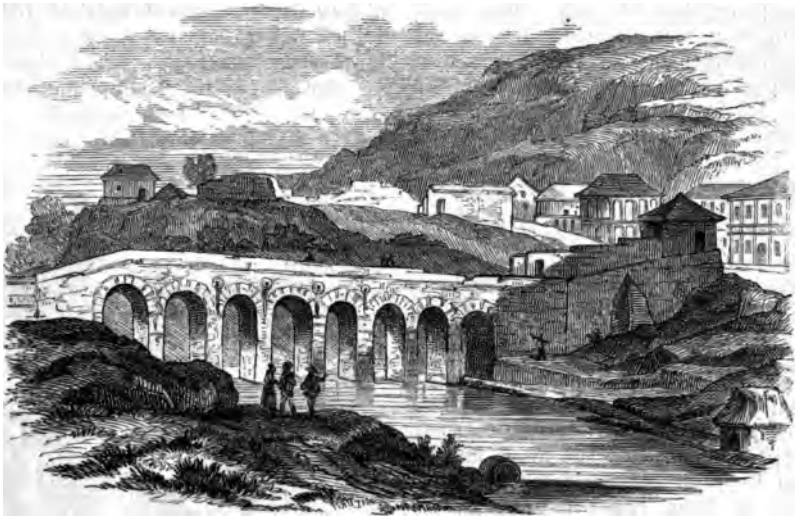
Jutecalpa ist die alte Hauptstadt von Olancho und hat nach seinen Häusern zu urtheilen, ungefähr 2000 Einwohner; 2500 ist die höchste Zahl. Die Stadt ist hübsch und wohlhabend, besitzt einen hübschen Platz, eine Kathedrale und stellt manches gutgebaute einstöckige Haus zu Schau. Sie liegt an einem Zweige des Guayape, der auf seinem gewundenen Laufe einen Weg von 55 Meilen bis zum Meere zurückzulegen hat. Er wird mit Canoes befahren, und Dampfer von geringem Tiefgange könnten ihn das ganze Jahr hindurch benutzen.

Ehe ich nach Jutecalpa ging, genoß ich eine ziemliche Anzahl von Tagen in der behaglichen Hacienda des alten Dons der Gastfreundschaft. Er ist im buchstäblichen Sinne der Monarch von Allem, was sein Auge überblickt. Seine Ländereien laufen von seinem Landhause in allen Richtungen nach den Quellenströmen des Guayape oder den Zweigen desselben hin, und dieses Flußnetz ist ein ausgedehntes, denn es beginnt hoch oben in den Cordilleren und umschließt die Hälfte des Thales oder der Wiesengründe von Lepaguare. Don Francisco, eine hohe und stattliche Gestalt von gebieterischem Ansehen, ist gegen Fremde sehr zuvorkommend und kennt die politischen Verhältnisse seines Vaterlandes genau, wenn ihn der gänzliche Mangel an Zeitungen auch von der Bekanntschaft mit Europa und der Union ausschließt. Er ist übrigens ein eifriger Republikaner und liebt die Americanos del Norte. Sein Bruder Santiago übt die richterliche Gewalt kraft seines Geburtsrechts, besitzt die Macht über Leben und Tod und fällt Urtheile, gegen die keine Berufung zulässig ist. Er und Don Francisco theilen sich brüderlich in die politische und sociale Herrschaft über Lepaguare. Es giebt noch einen dritten Bruder, der ebenfalls durch seine Ländereien und Heerden ein reicher Mann ist. Während meiner Unterhandlungen mit dem ältern Don waren die beiden jüngeren Zelayas stets als Rathgeber anwesend.

Wie man sieht, ist die Regierungsform dieses entlegenen Gebiets ein sehr compacter und fest begründeter Despotismus, der freilich einige demokratische Wahlrechte zuläßt, um die Mittelclasse oder die von den großen Grundbesitzern abhängigen Bewohner zu befriedigen. Diese Mittelclasse besteht theils aus Leuten, die mit den Zelayas in Folge ihrer Abstammung oder von Zwischenheirathen verwandt sind, theils aus anderen Blancos oder Familien spanischen Bluts, die sich im Lande niedergelassen haben. Priester und Rechtskundige giebt es wenig.

Die Hacienda von Galera, die Wohnung eines der Zelayas, kann als das Muster eines hiesigen Landhauses erster Classe betrachtet

Straße zu Jutecalpa.



Brücke zu Jutecalpa.

werden. Die dicken Mauern bestehen aus Adobe oder aus Lehm, der an der Sonne getrocknet worden ist, und derselbe Stoff liefert die Fußböden. Die Möbeln sind die einfachsten; von Luxus ist keine Spur, nur das Nützliche wird berücksichtigt. Man sieht die gewöhnlichen Küchengeräthe, einfache, aus mächtigen Cederstäben zusammengefügte Tische, einige europäische Stühle, Hängematten oder ausgespannte Ochsenhäute, welche die Betten ersetzen und so hart wie Eisen sind. Tuch, Leinen u. a. m. wird eingeführt, aber blos die besseren Classen kleiden sich europäisch.

Die Gastfreundschaft, die mir bewiesen wurde, hätte nicht größer sein können, wenn ich der

Hacienda von Galera.

Gesandte des Präsidenten Pierce oder Napoleon's III. gewesen wäre. Don Francisco begleitete mich sogar im Lande umher, damit ich alle Züge und Hülfsquellen desselben kennen lerne, ehe ich mit ihm abschließe. Ich widmete mich nun Monate lang der Aufgabe, zu messen, Karten zu entwerfen, statistische und geognostische Beobachtungen zu sammeln, wobei ich in Zwischenräumen zu Jutecalpa und auf den benachbarten Haciendas Erholung suchte.

Spanischer Tanz.

Die Belustigungen der besseren Classen in der hiesigen Gegend wie in anderen Theilen des spanischen Amerikas tragen einen einfachen

und ursprünglichen Charakter. Man spielt Guitarre, singt, tanzt, raucht Cigarren, die aus dem vortrefflichen einheimischen Taback angefertigt werden, erzählt sich Geschichten, macht den Damen den Hof, wiegt sich in der Hängematte und treibt Dorfpolitik. Damit füllt man in einem Lande, wo die niedrigen Arbeiten von Peons, einer Art indianischer Leibeigenen, verrichtet werden und wo die Aufregungen der Handels- und industriellen Speculationen unbekannt und unmöglich sind, die müßigen Stunden aus. Fast Jedermann spielt Guitarre, oder klimpert auf dem Instrumente ein wenig. Von Sonnenuntergang bis tief in die Nacht hinein wird die schmeichelnde Luft der tropischen Nächte durch träumerische und leidenschaftliche Liebeslieder, die in der Composition roh sind und in einem schleppenden Nasenton vorgetragen werden, aber von Gefühl zeugen und die heiteren Romanzen der Troubadours ins Gedächtniß zurückrufen, noch wollüstiger und hinreißender gemacht.

Die Sonne reizt in Olancho zur Musik, und die Luft athmet süße Töne und köstliche Düfte. Der rauhe Olanchano ist auch im Punkte seines Geschmacks des castilischen Ursprungs nicht unwürdig. Die öffentlichen Belustigungen in Jutecalpa tragen sämmtlich den Charakter der spanischen Spiele und Feste; selbst Stiergefechte finden dort häufig statt und werden stets mit großer Theilnahme von den Bewohnern besucht. Die wunderbare Schönheit der Natur, die ihn umgiebt, schätzt der Olanchano so gut wie der gebildete Fremde. Sein Geburtsland erscheint ihm wie Anderen als ein irdisches Paradies. Er ist reich ohne Arbeit, gesund ohne Arzt. Zu leben, zu lieben, zu genießen, Stunden

Dolce far niente.

im duftigen Schatten zu verträumen, Liebeslieder zu singen, ohne Sorge und Furcht ruhig zu schlafen, oder, wenn einmal der Thätigkeitstrieb erwacht, das Leben eines Centauren zu führen und auf dem Rücken seines treuen Pferdes über die Erde zu fliegen, die Zahl seiner Heerden, das Alter seiner Familie, die Ausdehnung seiner Ländereien und die verborgenen Schätze des Bodens nicht zu kennen, die gemeinen Arbeiten des Lebens zu meiden, blos zu existiren und sich zu bewegen — das ist das Leben, das der Charakter von Männern, deren Ahnen zwei Jahrhunderte früher mit den Colonisten Neuenglands an Fleiß und Mannhaftigkeit wetteiferten.

Stiergefecht in Jutecalpa.

Mein Aufenthalt zu Lepaguare und Jutecalpa fiel hauptsächlich in die trockene Jahreszeit, und ich bedauerte dies später, als die Erfahrung mich lehrte, daß der Sommer oder die nasse Jahreszeit in Honduras in Luft und Landschaft Schönheiten erzeugt, wie man sie sonst nirgends in der Welt sieht. Der Sommer bringt nicht etwa, wie so Viele glauben, ununterbrochenen Regen. Das Wetter besteht aus einem Wechsel tüchtiger Regengüsse oder Gewitter und hellen Sonnenscheins. Die ganze

Nacht lang stürzt der Regen, von Donner, Blitz und Stürmen begleitet, in Strömen nieder, und am Morgen bricht die Sonne durch die Wolken und beleuchtet eine Landschaft, die ganz in Grün und Gold gekleidet ist. Eine warme Luft bezaubert die Sinne, das Auge wird durch die Regenbogenfarben erfreut, die an den feuchten Blättern glänzen, und die silbernen und purpurnen Wolken, die mit dem vorrückenden Tage mehr und mehr erbleichen, scheinen so nahe zu sein, daß wir ihre lieblichen Umrisse wie ein vertrautes Zubehör von Wiese und Wald begrüßen.

Die Gluth, mit der die Natur arbeitet, die sich in jeder Form des Pflanzenlebens verräth, macht die eigenthümliche Schönheit dieser Gegenden aus. Die Gräser und Bäume strotzen von Saft, und die letzteren scheinen ihre Rinde sprengen zu wollen. Das Festeste und das Weichste, vegetabilisches Elfenbein und Kork, die Cocosnuß und die Banane, die Traube und die Guava, der arabische Gummi und die Gerste des Nordens, Pflanzen mit dem feinsten Duft und das übelriechende, aber nützliche Federharz, der Mahagoni und die Pechtanne, Rosenholz und gemeine Eichen, Weihrauch und Anis, Cedern und Blauholz, alle diese Familien haben sich in Lepaguare angesiedelt. Es giebt keine denkbare Arbeit menschlicher Hände, die nicht hier mittelst roher Stoffe, die auf der Erdoberfläche wachsen, ausgeführt werden könnte, keinen Monat im Jahr, in dem gefeiert werden müßte, keinen zu heißen oder zu kalten Tag, keinen Giftstoff der Luft, keine einheimische oder eingeschleppte Krankheit. Der Reisende wird bei dem Reichthum und Glanz, der ihn umgiebt, förmlich starr. Hier ist keine afrikanische Wüste, keine Malaria einer italienischen Campagna, die Erde birgt Gold und die Felsen sind mit Silber schwanger. An einem Orte tritt rother Zinnober zu Tage, und über ihm bietet sich die demüthige aber nützliche Pechtanne als Speise für das Feuer des Bergmannes dar. Hier schlummert der Reichthum und die Macht eines Reiches und bedarf blos jener Herolde der Civilisation, der Goldgräber aus dem Norden, um zu glänzendem Leben erweckt zu werden.

Man macht sich von dem wirklichen Charakter des tropischen Amerikas eine falsche Vorstellung. Wer seine Naturkenntnisse hauptsächlich aus wandernden Thierbuden und Kupferwerken geschöpft hat, der denkt gewöhnlich an greuliche Schlangen, reißende Tiger, giftige Spinnen und eine Luft, die den Keim zu allen möglichen Todesarten in sich birgt. Er ahnt nicht, daß der weiße und graue Bär des Nordens, der Panther des Westens, die virginische Klapperschlange und das Prairien-Fieber alle Gefahren der Art, denen man im Innern von Honduras begegnet, bei weitem übertreffen. Die baumlosen Berge Californiens gewähren dem Reisenden keine Nahrung. In den pensylvanischen Sümpfen würde eine Reisegesellschaft, die sich nicht mit Speisen versehen hätte, bis auf den letzten Mann sterben. Ich habe in Olancho Monate lang gelebt und nicht einen Mosquito, von Taranteln aber blos eine einzige gesehen. Hätte ich ein gewöhnliches Museum mit ausgestopften Ungeheuern versehen wollen, so würde das große Mühe und Kosten verursacht haben. Das Land ist ein altes und die Civilisation hat seit langer Zeit auf die Natur eingewirkt. Seit Jahrhunderten war es von den sanften und gebildeten Ureinwohnern Centralamerikas bewohnt. Unter diesen erschienen die spanischen Caballeros und führten ihr Sclaven-System ein. Es wurden Bergwerke angelegt, Felder bebaut, Städte gegründet, Honduras in eine Schatzkammer und einen Garten verwandelt. Zwanzig Jahre voll Bürgerkrieg und Vernichtung haben die alte Cultur nicht ganz zerstören können.

Da der Hauptzweck meiner Reise darin bestand, mich über die Goldwäschereien am Guayape zu unterrichten, so verlor ich keine Gelegenheit, sie in Gesellschaft intelligenter Männer, welche ihren Werth und ihre Geschichte kannten, zu besuchen. Die eigentliche Region der Placeres erstreckt sich von den Quellenströmen der Flüsse Guayambre und Segovia in nordöstlicher Richtung bis Corte Lara am Guayambre, wo Sennor Ocampo viel Mahagoniholz fällen läßt, und von da in nördlicher und nordwestlicher Richtung längs der Vorberge des Campamento bis zu den Quellenströmen des Tinto oder Schwarzen Flusses. Im Allgemeinen streichen die großen Thäler und Schluchten gegen Nordosten. Die Nordost-Passatwinde, die vom Antillenmeer und der Bucht von Honduras her wehen, schicken Luftwellen, die mit der ganzen Feuchtigkeit des Meeres und der Flüsse in den Thälern beladen sind, und diese Wellen entledigen sich, wenn sie mit dem höheren Lande in Berührung kommen, ihres Wasserinhalts, so daß die Thäler östlich von den Cordilleren stets grün sind, während die westlichen und südlichen Abhänge von den trockenen Winterwinden ausgedörrt werden. Diesem Einfluß der Seewinde verdankt das mittlere und östliche Honduras seine beispiellose Gesundheit und Schönheit.

Alle Orte, wo Goldstaub vorkommt, konnte ich nicht besuchen. In Lepaguare genießen des höchsten Rufs Las Almaciguerras, Espumosa, Murcielego und Las Marias. Diese Plätze und einige weniger berühmte, aber noch ergiebigere sind den kalifornischen Orten, wo die Goldgräber mit Erfolg arbeiten, an Reichthum vollständig gleich. Wir in Californien schätzen den Werth einer Grube nicht nach glücklichen Funden, nach einzeln vorkommenden großen Stücken,

sondern nach dem Durchschnittbetrage von einem oder zwei Jahren. Eine Gesellschaft, die aus einem Schöpfeimer Erde zwei Cents gewinnt, wird ihr Glück machen. Zuweilen wäscht man in einer Stunde eine halbe Unze, aber ein solcher Ertrag ist zu reich, um dauernd sein zu können.

widmet hatte. Der General hörte aufmerksam zu.

„Folgen Sie mir," sagte er „und ich will Ihnen die alten Bergwerke zeigen, denen die Spanier Gold zu entnehmen pflegten."

Er spornte sein Pferd und setzte in einer Art, die ich nicht nachzuahmen wagte, über

Murcielago.

Bei meinem Besuch in Murcielego, zu deutsch Fledermaus, konnte ich die Lavaderas arbeiten sehen. Als wir ankamen, waren einige wenige Frauen beschäftigt. Der Fluß hatte einen mittleren Wasserstand und die Zeit war mithin günstig. Die Lavaderas arbeiteten ungeschickt und langsam, mehr als dreimal weniger, als ein amerikanischer Goldgräber. Der General sagte ihnen, daß wir Alles, was sie heute und morgen gewönnen, kaufen und mit Kupfer bezahlen würden, doch schien dies Versprechen ihren Eifer nicht zu vermehren. Ich sah einen, zwei und drei Cents aus der Pfanne Erde nehmen, zuweilen auch fünf Cents, und das ist eine sehr gute Ernte. Ein Cent vom Schöpfeimer deckt in Californien die Kosten, welche dort so bedeutend sind. Die Goldtheilchen waren nicht blattartig, sondern rund oder unregelmäßig und durch Reibung abgeschliffen. Der General führte mich zu einer Grube am oberen Ende der Sandbank, die zwanzig Fuß über dem niedrigen Wasser liegt und blos von Hochfluthen erreicht wird. Seine Lavaderas hatten dort in sechs Tagen verschiedene Pfund Gold gewonnen. Amerikanische Bergleute würden hier tief eingraben, um die „Lager" zu erreichen.

Ich erwähnte der Buccaniere und spielte auf die Forschungen an, die ich in der spanischen Bibliothek zu Tegucigalpa alten Büchern ge-

einen umgestürzten Baum. Ich machte daher einen Umweg und vereinigte mich am Ufer des Flusses wieder mit ihm. Er stand an einem Abhange, der mehr als sechszig Fuß höher lag, neben mehreren breiten und tiefen Gruben, die zum Theil mit Erde gefüllt waren. Es gab ihrer vier. An ihren Mündungen lagen Haufen von Erde und Steinen, über die Gras gewachsen war. Bäume von mehr als hundertjährigem Wuchs streben aus diesen Brunnen hervor und zeugen für das Alter derselben.

„Vor zwanzig Jahren," sagte der General, „fanden wir hier Eisenstangen und verrostete Werkzeuge von spanischer Arbeit, die man vor mehr als hundert Jahren liegen gelassen hatte. Aus diesen brunnenähnlichen Vertiefungen kam in alten Zeiten, als Honduras noch eine spanische Provinz war, das Gold, mit dem die spanischen Gallionen befrachtet wurden. Hätte Spanien ehrenhaft gegen uns gehandelt, so würde es nicht in seine jetzige Armuth gesunken sein. Die ganze Küste von Belize in Yucatan bis San Juan del Norte wurde ein Schlupfwinkel für Seeräuber, Buccaniere genannt. Das sind die Elenden, von denen Sie sprachen. Die Engländer in Westindien gestatteten ihnen, gegen die spanischen Colonien einen Privatkrieg zu führen. Kein Schiff konnte von Omoa oder Truxillo absegeln, ohne ihnen in die Hände zu fallen. Sie verbanden sich mit den Mosquitos

und Sambos an der Küste, zahlten den Häuptlingen derselben ein Jahrgeld, lieferten ihnen Waffen und ermunterten sie zu einem beständigen Kampfe gegen Honduras und Nicaragua."

„Das also war es, Sennor, was die Entwickelung des Bergbaues verhinderte?"

„Ja, theilweise. Wer konnte Gold oder Silber nach Spanien schicken, wenn es unabänderlich von den Seeräubern weggenommen und in Belize oder Jamaica an die Engländer verkauft wurde? Wir wurden entmuthigt."

„Sie, Sennor?"

„Ja, wir, das Volk von Honduras. Wir hatten Alles, nur keinen Handel. Die Indianer und Neger waren unsere Sklaven. Wir ließen sie arbeiten. Jetzt arbeiten sie nach ihrer Bequemlichkeit."

„Die Nordamerikaner arbeiten zu allen Zeiten."

„So höre ich, caramba. Es ist erstaunlich! Graben Sie in Californien mit Ihren eigenen Händen Gruben, mein Freund?"

„Ja, Sennor. Ich habe selbst 1849 am Fluß Tuolumne ein Loch gegraben, das zwanzig Fuß im Umkreise hatte und eben so tief war."

„Nahmen Sie viel Gold heraus?"

„Einen Dollar, Sennor, und die Wände stürzten ein und begruben mich bis an den Hals. Ich schrie nach Kräften, und ein Freund, der in einer nahen Grube arbeitete, hörte mich und zog mich heraus."

„Jesus Maria, welche Rettung! Gruben Sie noch weiter?"

„Nein. Ich verließ die Einöde zu Fuß, Nacht für Nacht von Wölfen verfolgt, und erreichte ein Grasland, wo ich Landwirth und später Ingenieur wurde."

„Sie haben in Verwandlungen eine wunderbare Geschicklichkeit, Guillermo."

„Das ist ein Zug unseres Volks, wir verstehen uns auf Alles."

„Gott begünstigt Ihr Volk. Alle Nordamerikaner, die nach Honduras kommen, sind junge, thätige, talentvolle Leute. Haben Sie Sennor Squier gesehen?"

„Ich habe dieses Vergnügen nicht gehabt, aber seine Pläne kenne ich."

„Werden sie gelingen?"

„Sie gelingen stets."

„Caramba, das ist erstaunlich. Er ist also sehr reich?"

„Ich weiß es nicht. Wenn ein Amerikaner reiche Ideen hat, so findet er vermögende Männer, welche sie ausführen. Haben Sie je die Geschichte von König Cyrus gehört?"

„Nein; lassen Sie hören."

„Als Cyrus der Jüngere in das besiegte Babylon einzog, empfing er einen Besuch des spanischen Gesandten, der einen Bund zwischen seinem Herrn, dem großen Ferdinand, und dem jungen Helden Cyrus zu knüpfen wünschte."

„Ah, ich erinnere mich," sagte der General. „Der spanische Gesandte war sehr zudringlich."

„Das war ein Fehler," sagte der General sanft.

„Er wünschte zu wissen, wie viel Geld der Eroberer Babylons in seinen Schätzen habe."

„Wie unverschämt!"

„Cyrus antwortete, er habe keinen Schatz."

„Der arme Cyrus! Hatte er sein Geld vielleicht vergraben?"

„Der Gesandte erstaunte und machte eine unehrerbietige Bemerkung, wie Gesandte das bekanntlich leicht thun, wenn sie erfahren, daß Jemand kein Geld hat."

„Ja, es sind grobe Menschen, das ist richtig."

„Cyrus ließ seinen Schreibtisch holen . . ."

„Er hatte einen Schreibtisch?"

„Ja, und schrieb seinen Freunden Briefe, in denen er sagte, daß er Geld brauche. Sofort schickte ihm Jeder eine Anweisung auf eine Bank."

„Auf die Bank von England?"

„Ohne Zweifel, und zwar im Betrage verschiedener Millionen."

„Und auf diese Weise verschaffen sich Sennor Squier und andere Nordamerikaner Geld?"

„Ja; aber nun, Sennor, möchte ich Ihnen zeigen, wie man in Californien aus Sand Gold wäscht."

„Bueno, lassen Sie mich das sehen."

Auf meinen Befehl hatte einer der Indianer, die uns begleiteten, ein Dutzend rostiger Nägel und einige Bretter von der Hacienda mitgenommen. Aus diesen und mit Hülfe eines Steins, der die Stelle eines Hammers vertrat, stellte ich nicht ohne Mühe eine Wiege her, die in jeder Beziehung dem bekannten urweltlichen Styl von 1848 entsprach. Meine Arbeiten erregten die größte Aufmerksamkeit, und alle indianischen Wäscherinnen drängten sich um unsere kleine Gesellschaft. Mit diesem unbeholfenen Werkzeuge und mit dem Beistande der Indianer, die mir Wasser und Erde zutrugen, „wiegte" ich binnen einer Stunde zum höchsten Staunen des Generals und aller meiner Begleiter 1 Dollar 50 Centimes des schönsten Goldstaubes.

Bei meinen späteren Ausflügen begleitete mich stets einer der Zelayas oder mein geschätzter Freund Sennor Opolonio Ocampo. Meine Karte interessirte alle Bewohner von Jutecalpa, und es fand sich täglich Jemand, der irgend eine Hacienda eingetragen haben wollte, oder mir über die Richtung einer Bergkette, über den Lauf eines Flusses Auskunft gab. Auch

der Roheste wußte, was eine Karte zu bedeuten habe, aber alle waren in ihren Angaben über Entfernungen und Richtungen höchst unzuverlässig.

Lepaguare mit seinen schönen Flüssen Almendarez, Garcia, Chifilingo, Muran Espanna und Guayape ist ohne Frage ein sehr wünschens-

Karte von Honduras.

werthes Land. Es ist vielleicht im ganzen tropischen Amerika das einzige, wo das Problem friedlicher und glücklicher Colonisation gelöst werden kann. Die mit Laubwerk geschmückten Berge und die mit hohem Gras bedeckten Ebenen halten den Boden beständig feucht. Die Passatwinde, die zu allen Zeiten vom Meere her wehen, haben eine köstliche mittlere Temperatur zur Folge. In Jutecalpa steigt das Thermometer in den heißesten Sommertagen selten über 95° F. Ich selbst habe nie einen niedrigern Stand als 52° und blos einmal einen höhern als 82° beobachtet.

Der anziehendste Ausflug, den ich machte, galt der berühmten Espumosa, einem mächtigen Kessel oder Strudel des Guayape, ein Paar Stunden unterhalb Murcielego's. Was die Californier eine Topfgrube nennen, ist eine Höhlung, die ein Wasserfall oder eine Stromschnelle in den harten Felsen oder im Geschiebe eingegraben hat. Topfgruben vorsündfluthlichen Ursprungs, die mit Sand und Geröll aus den Bergen gefüllt sind, enthalten gewöhnlich viel Gold. Diejenigen, welche einen kleinen Umfang haben, bloße vom Wasser ausgehölte Löcher sind, heißen Taschen. Nachdem ich eines Tages eine Anzahl Cornelkirschen und Mahagonibäume, die hier häufig sind und einen bedeutenden Umfang erreichen, untersucht hatte, ritt ich Nachmittags durch einen prächtigen Cedernwald, dessen kerngesunde Bäume sieben bis acht Fuß im Durchmesser hatten und beinahe zweihundert Fuß hoch waren. Am Abend erreichten wir die berühmte Espumosa, den „Schaum", eine Stromschnelle, die mit einem Strudel endet. Sennor Jose Maria Cacho, der Finanzminister des Landes, hatte einmal eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Espumosa, die für das reichste Goldlager in der Welt gilt, gebildet. Dieses Unternehmen wurde durch eine Revolution in der Geburt erstickt. Auch ein zweiter Versuch wurde vereitelt, und dies hatte den alten Don so entmuthigt, daß er während der ersten Wochen meines Aufenthalts von der Espumosa nichts hören wollte. Er wurde jedoch bald anderer Meinung.

Mag man von Aleman, das ein Paar Stunden weiter unten am Guayape liegt, oder von der großen goldhaltigen Sandbank im Murcielego weiter oben kommen, immer führt der Weg durch eine pittoreske und mannigfaltige Landschaft. Eine tiefe Einsamkeit umgiebt den Wanderer. Von menschlichem Fleiß und von Wohnungen zeigt sich keine Spur, nicht einmal der Rauch eines fernen Lagerfeuers deutet auf die Anwesenheit von Menschen hin. Wir ritten über Berge, die mich mit ihrem Unterholz, in dem viele Bäume und Gesträuche vertreten waren, und mit ihren dazwischen liegenden grasbewachsenen Abhängen und Thälern an gewisse Gegenden im Innern von Massachusetts erinnerten. Eine niedrige, von Cedern, Fichten, Cornelkirschen und Mahagonibäumen gekrönte Bergkette hemmt den Lauf des Guayape, der sich zwischen Felsenwänden von 150 Fuß Höhe in ein tiefes Becken stürzt, das der Strom selbst ausgehöhlt zu haben scheint. Dieser „Topf" muß mindestens zwanzig Fuß tief sein und ist nichts als ein zischender und donnernder Strudel von Schaum.

Meine Gedanken wendeten sich so ausschließlich auf die Reichthümer, welche unter den kochenden Gewässern der Espumosa begraben liegen, daß die umliegende Landschaft wenig Eindruck auf mich machte. Ich malte mir aus, wie eine Gesellschaft Californier, vierzig bis fünfzig Männer, kräftig und bärtig, die Blüthe der modernen Männerwelt, hier einen großen Kanal, eine hölzerne Wasserleitung baue, um den Strom hoch über die Espumosa wegzuführen und das reiche Goldlager zugänglich zu machen. Solche Arbeiten werden in Californien fortwährend ausgeführt. Ich glaubte die klingenden Schläge der Axt, welche die Cedern des Ufers fälle, das Geklapper der Sägemühle und das Ziſchen ihrer unermüdlichen, mit duftendem und öligem Holze gespeisten Dampfmaschine zu hören. Mein Traum, der ja nur eine Erinnerung an frühere Scenen war, wurde immer lebendiger. Das Wasser verschwand vor meinem innern Auge, und ich glaubte den Sand und die Felsen des trockenen Bettes zu sehen, wo es von arbeitenden und singenden Goldgräbern in rothen Hemden wimmelte. Die einen gruben, die andern wuschen den Sand, und dann und wann stieß einer einen Freudenschrei aus, indem er eine von Gold schwere Schaufel in die Höhe hob. Ich klatschte unwillkürlich in die Hände und rief laut, als die Stimme des Don's mich zur Wirklichkeit zurückführte.

„Guillermo," sagte er, „Sie rufen laut, und mein Gott, Sie weinen sogar!" In der That rollten mir große Thränen aus den Augen.

„Ich träumte von meiner Heimath, Sennor."

„O, dann ist Ihre Aufregung natürlich," sagte der freundliche alte Mann. „Führen Sie alle Ihre Freunde nach Lepaguare und kommen Sie bald."

Bei unserer Rückkehr bewunderte ich zum hundertsten Male die regelmäßigen Formen, welche diesen Bergen ihre unvergleichliche Schönheit verleihen. Mit einer schwachen, fast unmerklichen Abstufung erheben sich Reihen über Reihen und bilden im Westen, Norden und Süden ein ungeheueres Amphitheater grasbewachsener Erhöhungen, waldgekrönter Spitzen, imposanter Berge, erhabener Gebirgsketten, über denen in weiter Ferne so blaue Gipfel, daß sie fester Aether zu sein scheinen, emporragen. In der Stunde des Sonnenuntergangs, wenn Alles sich in Gold und Purpur kleidet, werden alle Gedanken, die nicht rein poetisch sind, verbannt. Die reine Luft erhebt den Geist und kräftigt die Lungen. Die Stimme wird tiefer, und jede Bewegung geht mit einer solchen Leichtigkeit vor sich, daß man sich der Anstrengung kaum bewußt wird.

Wenn die Espumosa wenig Wasser hat, dann waten die Lavaderas in den Strom und holen goldhaltigen Sand und Kieſel von merkwürdigem Reichthum heraus. Da es oberhalb der Stelle erst wieder bei den Wasserfällen Goldwäschen giebt, so läßt sich annehmen, daß sich in der Espumosa ein ungeheuerer Goldreichthum aufgehäuft hat.

Der ehrwürdige Padre C., dessen Freundschaft ich mir erwarb, erzählte mir viele Thatsachen von der Espumosa und manche Ueberlieferungen, welche alle dieselbe Ansicht von dem Goldreichthum der Stelle aussprachen. Ich will sie hier nicht wiederholen, wohl aber einen Theil meiner Gespräche mit meinem verständigen und trefflichen Freunde, die sich auf den allgemeinen Reichthum dieser Gegend bezogen, mittheilen. Der gute Padre ist auf seine Reitkunst stolz und ritt während meines Verkehrs mit ihm stets ein ausgezeichnetes Thier. Bei der Gelegenheit, von der ich jetzt sprechen will, erhoben wir uns mit der Sonne, frühstückten Maisbrod und Chokolate, sprangen fröhlich in den Sattel und ritten, dem kühlenden und kräftigen Winde entgegen, in die Savanna hinaus. Der Padre — ein kleiner, runder, heiterer Bursche, dessen großer Kopf mit allem Wissenswerthen seines Vaterlandes wohl bekannt war, aber aus Büchern mit Ausnahme des Meßbuchs und des Gebetbuchs, zu denen gelegentlich einmal eine Zeitung aus Tegucigalpa kam, nichts geschöpft hatte — galopirte eine Stunde lang in tiefen Gedanken dahin und hielt plötzlich sein Pferd an.

„Sennor," rief er aus, „zu welcher Religion bekennen Sie sich?"

„Ich bin Protestant," antwortete ich und zog den Zügel an, ohne umzublicken. Der Padre ritt ruhig weiter, aber ich sah ihm seine Verwirrung an.

„Ich hoffe, Sie sind kein Ketzer?"

„Nein, Vater, Protestant."

„Das ist etwas Anderes," antwortete er. „Ei ja, pro-tes-tan-té; aber doch, Sennor, ist denn die katholische Kirche nicht einig und untheilbar?"

„Ja," entgegnete ich ausweichend, um ihm seinen heiteren Gleichmuth nicht zu rauben, „aber sie umfaßt viele Meinungen. Es giebt, wie Sie wissen, Dominicaner und Schüler Loyola's, Anhänger des Origines und Freunde des reinen Idealismus Augustin's, kurz viele Meinungsschattirungen, die sich aber alle der Kirche unterordnen."

Der Padre war befriedigt.

„Ich wußte, Sennor," sagte er, „daß es in diesem Punkte mit Ihnen gut stehe. Wir haben hier keine Bücher und erfahren wenig von dem, was vorgeht. Doch jetzt," fuhr er fort und ließ sein Pferd in einen sanften Trab fallen, „wollen wir vom Golde sprechen. Doch zuvor," unterbrach er sich und hielt zum zweiten Male sein Pferd an, „erzählen Sie mir ein wenig von Californien. Ihre Landsleute sind

dort so mächtig und zahlreich, wie ich höre, daß den armen Eingeborenen keine Aussicht bleibt. Sie haben ihnen ihre Ländereien und Minen genommen. Ist dem nicht so?"

„Im Gegentheil," antwortete ich, „sie sind durch den Verkauf ihrer Erzeugnisse an uns reich geworden. Als wir nach Californien kamen, fanden wir ein rohes und barbarisches Volk, das kein Geld, keine Jahrmärkte, keine bequemen Kleider und Möbeln besaß, kurz arm und unglücklich war. Und nun sehen Sie diese Leute jetzt! Sie sind reich, haben glänzende Häuser, prachtvolle Kathedralen aus Stein, schöne Musik in den Kirchen, Bücher im Ueberfluß und sonst alles Wünschenswerthe. So wird es auch in Olancho werden."

„Aber Sie sind ein ehrgeiziges und stolzes Volk," warf der Padre ein, „das stets die Waffen in der Hand hat. Ich fürchte, Sie werden mit unsern jungen Männern Händel anfangen. Dann haben Sie noch einen andern und schlimmeren Fehler; Sie werden unsere Frauen verführen, junger Mann."

Der gute Vater sagte das in strengem Tone, aber sein Auge verrieth keineswegs großen Unwillen. Da ich von verschiedenen Aergernissen gehört hatte, die in Folge seiner Schwäche für das schöne Geschlecht entstanden waren, so begnügte ich mich, auf mein eigenes Benehmen zu verweisen, das für die Sittlichkeit meiner Landsleute bürge. Der Padre lächelte, und rückte in seinem Sattel hin und her, legte also auf meine Vertheidigung der Yankee-Unschuld augenscheinlich kein großes Gewicht. Wir ritten nun zu einer Bergreihe, wo wir ein altes Bergwerk, dessen Ausbeutung die Ueberlieferung den Ureinwohnern zuschreibt, besichtigen wollten. In den Schutthaufen neben den Gruben fand ich silberhaltige Bleierze, die jedoch hinter den Erzen von Tegucigalpa zurückstanden, so daß die Oertlichkeit mich wenig interessirte und ich meine ganze Aufmerksamkeit auf die Baumgruppen richtete, von denen einige die kostbare Vanille trugen.

Diese Bäume sind in Olancho häufig und tragen Vanillereben, welche ein schöneres Gewürz liefern, als man es in den Vereinigten Staaten kennt. Die Rebe, welche die Schote oder Bohne trägt, wächst parasitisch und zieht ihre Nahrung aus der Rinde des Baumes, den sie umschlingt. Die Wurzeln senken sich, indem die Rebe emporklettert, in kurzen Zwischenräumen in den Stamm, und die langen lanzenförmigen Blätter gehen von denselben Punkten aus, wo die Wurzeln sitzen. Die

Silberwerke in Salto Range.

Schoten hängen, zwei bis drei nebeneinander, von den Winkeln herab, wo die Blätter auf der Rebe aufsitzen. Völlig ausgewachsen sind sie zwei bis neun Zoll lang. Drei Arten von Waldbäumen besitzen eine Rinde, welche den Wurzeln der Vanillerebe Nahrung gewährt. Man kann die Vanille pflanzen, indem man Setzreiser an die Rinde bindet, welche dort Wurzeln schlagen und lustig gedeihen.

Die Zubereitung der Schote für den Markt ist ziemlich langweilig. Indianer, welche nicht mehr als zwanzig Cents täglich Lohn bekommen, gehen in den Wäldern umher und sammeln Vanille. Die grüne Schote wird auf Flanell gelegt, und zwar in den Schatten, damit sie nicht zu schnell trockne. Weiber wenden sie von Zeit zu Zeit um und befeuchten

sie gelegentlich mit Olivenöl, damit die Schale nicht hart werde. Jede Nacht bedeckt man die Schoten zum Schutz gegen den Thau. Im Laufe von drei bis vier Wochen, je nachdem die Luft heiß oder kühl, trocken oder feucht ist, werden sie braun, schrumpfen zusammen und entwickeln nun ihren köstlichen Duft. Ihr Werth, der sich im rohen Zustande auf zehn Cents das Pfund belief, steigt jetzt auf drei und vier Dollars.

Bei unserer Rückkehr wurde der Padre nach einigen Zügen aus der Flasche Aquardiente, die ich in der Tasche trug, hinsichtlich der Minen und der kostbaren Metalle überhaupt mittheilsam. Er erzählte mir, er kenne einen Priester im nördlichen Olancho, der ein abgeschlossenes Leben führe und blos mit Indianern verkehre, von denen er wie ein Heiliger verehrt werde. Er sei an Silber unermeßlich reich und könne aus einer Grube, die blos ihm und den Indianern bekannt sei, mit einem Male tausende von Dollars herbeischaffen. Kein Indianer verrathe das Geheimniß, denn ihre Verehrung für den Padre gehe bis zum Fanatismus. Viele Personen hätten den Schatz vergeblich gesucht, aber an der Existenz desselben zweifle Niemand. Da ich in Tegucigalpa den Reichthum der Silbergruben hinlänglich kennen gelernt hatte, um in dieser Erzählung nichts Uebertriebenes oder Unwahrscheinliches zu finden, so wurde meine Neugier mächtig erregt und ich machte dem Padre den Vorschlag, mit mir zu suchen. Er wollte aber mit der Sache nichts zu thun haben und bat mich, meinen Vorsatz fallen zu lassen, damit ich den eifersüchtigen Argwohn der Indianer nicht erwecke.

Da wir das Kapitel der Gruben und Schätze, das für den Padre augenscheinlich ein ansprechendes war, einmal berührt hatten, so deutete ich an, daß er selbst vielleicht ein ähnliches werthvolles Geheimniß besitze.

„O," antwortete der alte Mann laut lachend, „ich bin zu offen, ich könnte ein solches Geheimniß nicht bewahren, aber es *giebt* in Olancho verborgene Schätze. Da ist die Familie Z. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit der Ströme von Gold, welche durch Jutecalpa flossen. Darauf sagten wir uns von der spanischen Krone los, und seit diesem Tage ist das Geld verschwunden. Ich weiß noch, daß jährlich fünf Millionen an Silber durch Tegucigalpa gingen und vom Guayape eine halbe Million Goldstaub kam. Als aber der Krieg begann, da wurde es gefährlich, Gold zu haben. Die reichen Eigenthümer verschütteten ihre Gruben und vergruben große Summen. Jedermann that dasselbe. Die Regierung hob die Bergarbeiter zu Soldaten aus, und wir wurden allmälig — was wir sind. Die natürlichen Reichthümer von Honduras kennen wir aber alle und erwarten, daß Sie mit Ihrer Arbeit und Ihren Maschinen sie an's Licht ziehen werden."

„Wie kommt es," fragte ich zweifelnd, „daß die Leute von Olancho arm bleiben, wenn sie solche Reichthümer unter den Füßen haben?"

„An Hoffnungen und Möglichkeiten sind wir nicht arm," sagte der Padre, „wenn wir auch keine sichtbaren Schätze besitzen. Was wir brauchen, giebt uns der Boden fast ohne Arbeit, aber wir sind träg — das liegt im Blute — wir trauen Einer dem Andern nicht. Die Mächtigen hassen sich gegenseitig, die Schwachen sind schüchtern und verdrossen. Gott hat Ihnen eine neue Bestimmung angewiesen, die unsrige ist bereits erfüllt. Daher kommen Sie, bringen Sie uns Ihre Jugend, Ihr Genie, Ihren Fleiß und machen Sie aus uns ein neues Volk. Von dem alten Geschlechte hier sind wenige übrig geblieben, einer von Hundert. Die Indianer werden jeden Tag unbotmäßiger, es wird zu Aufständen kommen und zuletzt fegt man uns weg, wie es in Yucatan geschehen ist. Sie allein können uns retten."

Vor den Nordamerikanern, erklärte er, fürchte man sich in Honduras nicht, wohl aber vor den Engländern, welche die Indianer an der Küste aufhetzten. Ich sprach davon, wie vortheilhaft es für Olancho sein werde, wenn man in Jutecalpa eine Jahresmesse für alle Völker einrichte. Die Idee entzückte ihn, doch äußerte er, daß die Indianerstadt Catacamas zugänglicher sei, da sie dem Punkte, wo der Patook für größere Fahrzeuge schiffbar werde, näher liege.

Der Handel von zwei Drittheilen von Honduras wird durch die Jahresmesse vermittelt, die zu San Miguel im Staate San Salvador stattfindet. Die Güter, die auf dieser Messe zum Verkauf gelangen, werden von französischen, deutschen und englischen Kaufleuten, hauptsächlich von den letzteren, um das Cap Horn nach der Fonseca-Bucht am stillen Meer geführt. Hier bezahlen sie im Hafen Amapala auf der Insel Tigre Zoll und gehen landeinwärts nach San Miguel. Diese Güter sind etwa eine Million werth. Die einheimischen Händler tauschen gegen die fremden Waaren Schlachtvieh aus, aber auch noch andere Waaren aus Honduras, San Salvador, und Theilen von Nicaragua und Guatemala. Der Goldstaub von Yoro und Olancho, das Silber von Comayagua und Tegucigalpa, Cacao, Cochenille, Sassaparille, Vanille und eine Menge anderer werthvoller Erzeugnisse von Honduras werden leicht, jedoch nicht mit großem Nutzen verkauft. Schlachtvieh, das vom Guayape quer über den Continent nach San Miguel getrieben wird, wirft dem Treiber kaum einen Gewinn von zwei Dollars für den Kopf ab. Er bezahlt in Lepaguare für das Stück vier Dollars und bekommt auf der Messe vielleicht acht Dollars, braucht aber auf seiner Reise durch den ganzen

Staat Honduras drei Wochen. Die einheimischen Händler sind ganz in der Gewalt der Fremden, welche sehr hoch verkaufen und sehr geringe Preise bezahlen. Die Vanille, die der fremde Kaufmann in San Miguel mit drei bis vier Dollar das Pfund einkauft, wird in amerikanischen oder europäischen Märkten oft mit funfzehn Dollar bezahlt. Mit andern Dingen verhält es sich ähnlich.

„Jetzt," sagte der Padre am Abend nach unserm Ausflug und wendete sich mit einem wohlwollenden Ausdruck zu mir, „da wir unser Abendessen verzehrt haben und Sie vom Reiten müde sind, legen Sie sich in jene Hängematte und rauchen Sie Ihre Cigarre, während ich Ihnen die Flugschriften von Sennor Bernardis vorlese. Sennor Bernardis lebt in Truxillo, und Sie werden ihn ohne Zweifel eines Tages kennen lernen."

Ich selbst hatte dem Padre die fragliche Flugschrift gegeben. Sie hatte vor einigen Jahren in der Gaceta official de Honduras, die in Comayagua halbmonatlich erscheint, gestanden. Der Verfasser dieser Flugschrift lebt in Truxillo und hat sich lange damit beschäftigt, Nachrichten über die Placeres zu sammeln.

In dem Kapitel: Tesoros en Olancho y Santa Cruz del Oro schreibt Bernardis ungefähr Folgendes:

„Den Mineralreichthum von Australien, Californien und des Quellengebiets des Amazonenstromes kennt die Welt im Allgemeinen recht gut. Die dortigen Entdeckungen entsprangen aus dem Eifer der Handelsvölker, durch die Besiedlung neuer Länder Reichthümer zu erwerben, und man verdankte sie nicht dem inneren Werth jener Länder allein ... Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß fast der ganze Staat Honduras reiche Metalladern enthält und in allen Theilen seines Gebiets Schätze verbirgt, welche zu ihrer Entfaltung blos einer oberflächlichen Erforschung bedürfen. Die Seltenheit arbeitender Hände, die Entvölkerung des Landes, der Mangel an mineralogischen Kenntnissen, an Kapital und an Bergleuten, vor allen Dingen aber die eigenthümliche Schlaffheit und Trägheit der spanischen Amerikaner bei Allem, was eine körperliche Anstrengung erfordert, haben uns gehindert, diese natürlichen Schätze zu heben. Fügt man zu dem Allen noch die ewigen Revolutionen, welche für alle Eingeborenen Unsicherheit des Eigenthums zur Folge haben, so ist es augenscheinlich, weshalb Honduras nicht in allen Beziehungen den andern Goldländern gleichsteht.

„Die Bezirke von Olancho und ein Theil von Santa Cruz del Oro (das auch Yoro heißt) sind von Natur ebenso reich wie die californischen Placeres begabt. Die Flüsse Guayape und Jalan, welche durch ihre Vereinigung bei Jutecalpa den Fluß Patook bilden, führen in ihren Gewässern Goldsand, den man auf ihrem ganzen Laufe sammelt. Die Barre des Patook-Flusses (unter 15° 48′ 30″ n. B. und 84° 18′ w. L. von Greenwich) ist für Schiffe von größerem Tiefgang ein Hinderniß, da die Wassertiefe je nach der Jahreszeit und dem Zustande des Flusses zwischen fünf und elf Fuß schwankt. Von der Barre bis zum Einfluß des Guayambre beträgt die geringste Wassertiefe zwei bis fünf Fuß, oberhalb der Chifflones oder Stromschnellen, wo der genannte Fluß mündet, bis zum Jalan hat man 3½ bis 4 Fuß, ohne daß in dem ebenen Lande bis zu einem Punkte unterhalb Jutecalpas, oberhalb welcher die Stadt die Gruben und Goldwäschereien in einem Gebiet von etwa zwanzig Meilen Umfang beginnen, das geringste Hinderniß die Schifffahrt störte."

Soweit war der würdige Padre gekommen, als hinter seinem Hause ein fürchterliches Geschrei entstand. Ich sprang oder fiel vielmehr aus meiner Hängematte, ergriff meinen Revolver und lief hinaus, um zu sehen, was es gebe. Der erschreckte Padre folgte mir. Das Haus liegt vom Dorfe getrennt mitten im Grün und ist von Gesträuch umgeben, das sich auf der Südseite mit dem Walde vereinigt. Auf dem grünen Platze pflegten drei Schafe, die Lieblinge des guten Mannes und seiner alten Haushälterin, zu grasen. Sie hatten einst eine Heerde von zehn Stück gebildet, welche der Stolz der ganzen Nachbarschaft war, aber die wilden Hunde hatten ihre Zahl nach und nach vermindert. Eine kleine Tigerkatze, die seit mehreren Wochen mit eigennützigen Absichten auf die Schafe in der Nähe umhergeschlichen war, hatte sich eine günstige Gelegenheit ersehen, plötzlich von einem Baum herab einen Sprung gemacht und den kleinsten der drei wolligen Fremden bei der Kehle gepackt. Von dem Genuß des Bluts aufgeregt, vergaß die wüthende kleine Katze die Gefahr und rollte mit ihrem wehrlosen Opfer, ihm die Seiten aufreißend, umher. Die beiden andern Schafe, ein alter Widder mit einem Horn und seine zottige Gefährtin, stürzten so hastig zur Hausthür herein, daß sie den Padre fast über den Haufen rannten. Mit uns zugleich betrat die Haushälterin, eine verwitterte Hexe von sechzig Jahren, den Kampfplatz und begann mit einem Axtstiel auf die Katze zu schlagen. Ihr Kleid war ihr vom Obertheil ihres Körpers ganz herabgefallen, und so sah ich ein Gerippe, über das statt der Haut ein weißbraunes Pergament gespannt zu sein schien. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ließen die Lichter und Schatten dieser sonderbaren Gruppe, die man für zwei Teufel im Streit um eine arme Seele halten konnte, schärfer hervortreten. Der Padre fluchte, stampfte, und raufte sich wegen des Verlustes seines Lämmchens das Haar und bat mich, auf die

Katze zu feuern. Die Gefahr, daß ich statt des Katzenfells das Leder der Sennora treffen könne, schien er nicht zu beachten. Ich rief ihr zu, bei Seite zu treten, da ich schießen wolle, worauf sie rasch zurücksprang und ich die Katze mit einem plötzlichen Schusse in die Gefilde sandte, welche der Dichter Catull beschreibt und aus denen weder Sperlinge noch Katzen jemals zurückgekehrt sind.

Der Padre war durch den Vorgang viel zu sehr aufgeregt worden, um sein Vorlesen fortsetzen zu können.

„Sennor," sagte er am nächsten Tage, indem er mit sichtbarem Vergnügen auf sein Thema vom vorigen Tage zurückkam, „wenn unsere tapferen Olanchanos Waffen gleich den Ihrigen hätten, so würden sie von allen Nationen unabhängig sein. Aber jetzt lassen Sie uns den Rest von der Flugschrift des Sennor Bernardis hören. Ich beginne: „„Das Gold des Guayape, Jalan und Mangerlile ist in Olancho wohl bekannt, wie das des Sulaco, Yuguale, Camanito und Pacaya in Yoro. Einige dieser Ströme gehören zu den reichsten Flüssen und lassen sich dem Copaipo und Guasco in Chili vergleichen . . . Die Regierung sollte jedes in ihrer Macht stehende Mittel benutzen, um die Einwanderung zu ermuntern, damit die unermeßlichen Schätze des Landes ausgebeutet werden können.""

Da der Schluß der merkwürdigen Flugschrift eine Beschreibung der mineralischen und landwirthschaftlichen Hülfsquellen von Honduras ist, so will ich dem patriotischen Padre bei seinen statistischen Vorlesungen nicht weiter folgen. In einer späteren Zeit untersuchte ich den großen Fluß Guayape persönlich. Während meines Aufenthalts in Olancho war er ein gewaltiger Strom, der majestätisch dem Meere zuwogte und von zahlreichen Gebirgsflüssen gespeist wurde. Unterhalb Jutecalpas wird er, von dem Guayambre und mehreren andern Strömen mit zahlreichen Nebenflüssen gespeist, zu einer großen Wasserfläche, welche die Dampfer des obern Ohio und des Mississippi zu tragen vermöchte. Während der Regen- oder Sommermonate schwillt das Wasser zu seiner doppelten Tiefe an und bildet dann weite Lachen und Frischwasser-Lagunen. Als ich die Chiflones besuchte, fand ich auf diesen Stromschnellen vier Fuß Wasser und wüßte nicht, welches Hinderniß einer Dampfschifffahrt, wie sie auf unsern westlichen Strömen im Gange ist, vom Meer bis in die unmittelbare Nähe der Placeres entgegentreten könnte.

Hier nehme ich vom Leser Abschied. Das Gebiet, das ich beschrieben habe, läßt sich von New-Orleans aus mit einem gewöhnlichen Dampfschiffe in vier Tagen erreichen und ist doch bisher gänzlich unbekannt gewesen. Jetzt liegt eine Karte vor mir, in die jede Hacienda von Olancho eingetragen ist, auf der man den edlen Strom Patook mit allen seinen Nebenzweigen verfolgen kann. Diese Karte läßt sich hier nicht mittheilen, aber unsere Holzschnitte werden wenigstens einigen Ersatz bieten, insofern sie den Landschaftscharakter und die Trachten des Volks zeigen.

Kleine Streifzüge.

Babinet theilt im wissenschaftlichen Bulletin des „Journal des Debats" eine Reihe sehr anziehender astronomischer und meteorologischer Bemerkungen mit, unter denen sich folgende über den zu erwartenden Kometen finden: Nach des Holländers Bomma Berechnung kehrt der Komet am 2. August 1858, vorbehaltlich einer Ungewißheit von zwei Jahren vor und zwei Jahren nach dieser Epoche, wieder. Der Engländer Hind setzt dieses Datum zwischen den August 1856 und den August 1860. Der Monat August bezeichnet aber nur den Anfang der Periode, der Komet kann daher auch in jedem andern Monat der Zwischenzeit eintreffen. Im Jahre 1556 erschien derselbe vom Februar bis April am Himmel und wurde in China noch bis Anfang Mai mit bloßem Auge gesehen.

Das größte bis jetzt bekannte und beinahe vollständige Ichthyosaurus-Skelett ist gegenwärtig in Whitby aufgestellt. Es fehlen an demselben nur die letzten Schwanzwirbel und ein kleiner Theil des Oberkieferknochens.

Der berühmte Orientalist Professor Forchhammer hat für sein neues Werk über die Ruinen von Troja eine bentheographische (unterseeische) Landkarte stechen lassen, welche das Meer zwischen der Insel Tenedos und der Küste von Kleinasien darstellt. Diese Karte zeigt mit geringerer oder stärkerer Schattirung die Unebenheiten des Meeresgrundes und ist zum Theil nach den Sondirungen angelegt, welche in den Seekarten der britischen Admiralität veröffentlicht wurden, zum Theil nach Beobachtungen, die Professor Forchhammer selbst an Ort und Stelle machte.

In der Zeitschrift: „Die Natur", ist kürzlich darauf hingewiesen worden, daß die Benutzung des in Gebirgswäldern wachsenden gemeinen Widerthonmooses (Polytrichum commune) einen neuen Industriezweig für die Armen abgeben könne, indem die Stengel sich zur Anfertigung von Bürsten, Besen, Körbchen u. s. w. eignen.

Dritte Abtheilung.

Herder und ſeine Freunde
in ihrem Briefwechſel.

Von Moriz Carriere.

„Licht Leben Liebe“ lieſt man in Weimar auf Herder's Grab; die drei Worte ſprechen den Sinn und das Ziel ſeines Strebens und Wirkens aus. Er war ein Genie der Empfänglichkeit, ein Herz und Centrum der Menſchheit, ein Prieſter, der von ſich aus das Verſtändniß aller Völker erſchloß und die Stimmen der Nationen in ihren Thaten wie in ihren Liedern zu den Accorden der Weltgeſchichte, zu dem Triumphgeſang der Humanität anſchwellen ließ. Hierauf ruht ſeine Größe, ſeine einflußreiche Stellung in der Entwicklung des deutſchen Geiſtes, in der Culturgeſchichte; zugleich iſt leicht erſichtlich, daß die ſich anſchmiegende Empfindung für das Fremde die ſelbſtändige Schöpferkraft im Erkennen und Geſtalten überwog, und daß von Herder eine Fülle von Anregungen ausgingen, die auf ſeine Zeitgenoſſen wie elektriſche Schläge wirkten, die neue Bahnen eröffneten und noch bis heute von ihm Zeugniß geben, während eigenthümliche Werke von objectiver Vollendung von ihm kaum hinterlaſſen wurden. Zwei Männer ſehr verſchiedener Art hatten gleich großen Einfluß auf ihn, ſuchten in ihm ſich zu durchdringen, Hamann und Leſſing. „Alles, was der Menſch zu leiſten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder ſonſt hervorgebracht, muß aus ſämmtlichen vereinigten Kräften entſpringen, alles Vereinzelte iſt Stückwerk“, — in dieſem von Goethe formulirten Glaubensbekenntniß Hamann's liegt intenſiv derſelbe Univerſalismus, den Herder extenſiv darſtellt. Hamann ließ ſeine Natur ungezügelt walten, und gefiel ſich ebenſo in ſchrullenhaften Einfällen und einem barocken Styl, als er wirklich geniale Blicke in das innerſte Weſen der Dinge that, ſeine Anſchauungen aber weder zu wiſſenſchaftlicher Klarheit noch zu künſtleriſcher Schönheit entfaltete und geſtaltete, ſondern wie ſibylliniſche Orakelworte hinſtammelte. Wenn ſein Freund und Jünger Jacobi von ihm ſagte: „Hamann iſt ein wahres All von Gereimtheit und Ungereimtheit, Licht und Finſterniß, Spiritualismus und Materialismus“, ſo darf es uns nicht wundern, wenn die Literarhiſtoriker je nach ihrer eignen Richtung bald den Stab über ihn brechen, wie Gervinus, bald bewundernd ſich vor dem Magus aus Norden beugen, wie Vilmar und Gelzer. Von Hamann lernt Herder Erfahrung und Offenbarung, Natur und Geſchichte verbinden, Gottes Spur und Siegel in allen Dingen ſehn, alle Dinge zugleich mit dem Gefühl, und dem Verſtande auffaſſen und darſtellen; von ihm lernt er in der Poeſie die Mutterſprache der Völker erkennen, die dichteriſche Herrlichkeit der Bibel verſtehn; die Samenkörner Hamann's kamen in Herder's Buch vom Geiſt der hebräiſchen Poeſie zur glanzreichen, duftvollen Blüthe. Wie Hamann gefiel ſich auch Herder's Jugend in einem mehr blitzenden und ſtoßweiſen, als ruhigen und ſtillerleuchtenden Wirken, mehr in Ausrufungen als in Beweiſen, mehr im Ton des Propheten als in der Erörterung des Gelehrten. Aber zu Hamann's bibliſchem Chriſtenthum ſuchte er Leſſing's Griechenthum zu geſellen, wie Leſſing ſeinen Homer und Shakſpeare zu verkündigen, wie Leſſing das Walten der Vorſehung in der Geſchichte der Menſchheit auszulegen, und im Anſchluß an den Geiſt Chriſti dem Buchſtaben

und den Dogmen gegenüber sich frei zu erhalten. Wir finden ihn fast auf allen Wegen, die auch Lessing betreten, nur daß er von ihm nicht lernte, einen Gegenstand scharf zu begrenzen und erschöpfend darzustellen; Lessing, ist treffend gesagt worden, gab Kleines und Einzelnes ganz, Herder Großes und Umfassendes bruchstücklich; aber kaum hat er etwas berührt, ohne neue Gesichtspunkte zu eröffnen.

Es ist ihm nicht gelungen, Empfindung und Verstand, Tiefe und Klarheit überall zur Harmonie zu bringen; er spricht häufig in Bildern, wo wir ein wissenschaftlich bestimmtes Wort verlangen, und seine eigene Dichtung ergeht sich in dämmrigen Reflexionen; der poetischen Prosa liegt gar oft eine prosaische Poesie gegenüber. Er liebte die Menschheit als Ganzes, die Bildung zur Humanität war ihm das Göttliche in unserm Geschlecht, sich der Menschheit annehmen, wo und wie sie gefangen liege, darbe, geistig oder leiblich, in Sachen des irdischen oder des ewigen Daseins, das war ihm Christenthum, das der Geist seiner Lehre, seines Lebens. Aber den einzelnen Menschen gegenüber war er von früh an vielfach inhuman; zu allen Zeiten ward über seine Bissigkeit geklagt; er liebte stets zu predigen und konnte nirgends den Widerspruch ertragen, der allerdings vor der Kanzel schweigen mußte. In der Jugend war er wie ein Sturmwind hergefahren über das Ungenügende, Schwache, Selbstgefällige der damaligen Literatur, um dem kommenden Großen und Echten reine Bahn zu machen und wie ein Johannes den Weg zu bereiten, und als die Genien in Kunst und Wissenschaft nun aufgetreten waren, Goethe und Schiller, Kant und Fichte mit ihren epochemachenden Werken, da wußte er sich nicht recht in sie zu finden, da verfiel er statt in freudige Anerkennung in ein verdrießliches Bemäkeln, und begann dafür das Mittelmäßige zu dulden und zu loben, und möchte selber wohl eine chinesische Bildungspolizei ausüben. „Man ging nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu freuen, nicht von ihm, ohne verletzt zu sein," äußerte Goethe, dies Zwiespältige bezeichnend.

„Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil."

In dieser Gesinnung umfaßt Herder das große Ganze mit einer überwallenden Empfindungsfülle; aber um im Einzelnen einzugreifen, einen besondern Beruf liebzugewinnen und sich in die Menschen und Umstände zu finden, fehlt ihm der praktische Tact, die ruhige Einsicht, daß Jeder die Welt nur an einem bestimmten Ende erfassen kann, daß in der Selbstbeschränkung sich der Meister zeigt. Er feierte mit prophetischer Weihe den Beruf des Geistlichen, dem die Verkündigung des göttlichen Wortes und die Erziehung der Menschheit in die Hand gegeben sei, aber er fühlte sich so unglücklich in Bückeburg und Weimar, wie er sich unbehaglich in Göttingen gefühlt haben würde. Er, der sich sein Standbild im Tempel der Geschichte um so mehr festgestellt, als er die Einsicht verbreiten half, daß die eigentliche Geschichte die der Cultur sei, er seufzte über ein verfehltes Leben. Nach dem Ausspruch seiner Gattin starb er an einem über seine verpflanzte Lage und über die Zeitumstände verwundeten, gebrochenen Herzen, an höchst gereizten Nerven. In seiner Krankheit hörte man ihn oftmals sagen: „Ach, wenn mir nur eine neue große geistige Idee woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute, ich würde auf einmal gesund!"

Daß ein Mann von Herder's Geist in vielseitige Berührung mit bedeutenden Zeitgenossen kommen mußte, daß der Briefwechsel mit ihnen zur Kenntniß der innern Geschichte jener Zeit ein wichtiger Beitrag sein würde, war leicht und sicher zu erwarten. Endlich liegen uns drei Bände aus seinem Nachlasse gedruckt vor, von Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder, einem Enkel des Verewigten, herausgegeben, und ich will es versuchen, aus ihnen die Zeichnung von Herder's Charakterbilde zu vervollständigen und zugleich herauszuheben, was wir über die Männer erfahren, mit denen er verkehrte.

Herder hatte sich als der Sohn eines ostpreußischen Schulmeisters so mühsam als glücklich emporgearbeitet; er war als Student in Königsberg mit Kant und Hamann in nähere Berührung gekommen, und hatte bereits im einundzwanzigsten Lebensjahr ein Lehramt in Riga erhalten. Er gab die Stelle auf, nachdem er die „Fragmente zur deutschen Literatur" veröffentlicht, machte eine Reise nach Frankreich, und kam dann als Begleiter des Prinzen von Holstein-Eutin nach Darmstadt, wo er eine Braut, nach Straßburg, wo er Goethe und andere aufstrebende jugendliche Dichter fand. Von da begleiten uns seine Briefe. Wir betrachten zunächst sein Verhältniß zu Goethe.

1. Herder und Goethe.

In Wahrheit und Dichtung hat Goethe selber erzählt, wie mächtig Herder auf ihn, den damaligen Studenten, in Straßburg gewirkt, als jener, um ein Augenübel operiren zu lassen, im Herbst 1770 dort verweilte. Herder hatte sich bereits mit Entschiedenheit gegen die falsche Weise ausgesprochen, die einheimische Unbedeutendheit mit großen Namen aus dem Alterthum zu bedecken und in Willamov einen Pindar, in der Karschin eine deutsche Sappho zu begrüßen; in dem feurigen, kecken Ton der eben

anhebenden Sturm- und Drangperiode polterte er gegen die jungen Freunde, die seither an ein sich Tragen, Geltenlassen und Schönthun in der Literatur gewöhnt waren, er zerstörte die Idole, zu denen sie noch emporsahn, zeigte, wie sie Sternschnuppen am Dichterhimmel für Sterne gehalten, wies sie dafür auf das wahrhaft Große und Naturwüchsige, auf die Bibel, Homer und Shakspeare hin, und vor Allem lenkte er den Blick auf die Volksdichtung. Indem er so aus einer Zeit der Verbildung auf die ursprünglichen Quellen hinleitete, brachte er zuerst zum Bewußtsein, daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feingebildeter Männer. Goethe sah zu der überlegenen kritischen Einsicht Herder's verehrend empor und sammelte Volkslieder im Elsaß für ihn; Herder fand den Dichter noch zu leicht und spatzenmäßig, er behandelte ihn in einer Fabel als Specht und sich selber als Falken; sagte aber zwei Jahre später am Schluß seiner begeisterten Dithyrambe über Shakspeare, daß er vor dessen heiligem Bild den Freund mehr als einmal umarmt habe, welcher bald ein Denkmal aus unsern Ritterzeiten als ein würdiger Jünger des britischen Meisters aufstellen werde. Ein „Nießewurzbrief", den Herder nach Straßburg an Goethe schrieb, dünkte diesem aller Tageserfahrungen während dreier Jahre werth; er setzte hinzu: „Herder, bleiben Sie mir, was Sie mir sind. Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein, ein freundlicher Mond der Erde; doch möcht ich lieber Mercur sein, der sich mit ihnen um Eine Sonne dreht. Ich lasse Sie nicht! Jacob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm drüber werden!" Von Frankfurt aus schreibt Goethe über die verschiedene Wirkung, welche die altschottischen Balladen in Percy's Reliques of ancient poetry und Ossian auf die Seele machen; die sentimentalen Nebelhüllen der Makpherson'schen Phrasen nahmen beide damals noch für originale Poesie. Dann erfahren wir, daß Goethe nach der Vollendung des Götz an eine Tragödie Sokrates dachte. Von sich selber sagt er, daß er nach vielfältigem Herumspazieren und Dreingucken erkenne, daß Dreingreifen, Packen das Wesen jeder Meisterschaft ist. Wenn wir in Wanderers Sturmlied und andern Jugendgedichten etwas Pindarisches fühlten, so erfahren wir jetzt, daß ihm damals wie Schwerter jene Pindarischen Worte durch die Seele gingen, die er also übersetzt:

Meister ist wer viel weiß von Natur,
Doch Lernvolk ist vorlaut und hebt
Aus schreilustigem Hals gleich Raben
Leeres Getön entgegen Zeus' heiligem Vogel.
Angeborne Großheit gibt herrliche Thatkraft.
Wer am Gelernten hängt, der dämmernde Mann,
Irrt unsichern Schrittes immer her und hin, an unzähligen
Tugendreizungen kostet er bloß erfolglos herum.

Das war die Losung der Originalgenies, der Ruf nach Natur, nach ureignem Geist. Goethe schreibt: „Noch immer auf der Woge mit meinem kleinen Kahn, und wenn die Sterne sich verstecken, schweb' ich so in der Hand des Schicksals hin, und Muth und Hoffnung, und Furcht und Ruh wechseln in meiner Brust. Seit ich die Kraft der Worte στῆθος und πραπίδες (Brust und Zwergfell, das den Alten als Sitz des Sinnes und Verstandes galt) fühle, ist mir in mir selbst eine neue Welt aufgegangen. Armer Mensch, an dem der Kopf Alles ist!"

Auch jetzt nimmt Goethe manches harte Wort des älteren Freundes willig hin. „Ich fühl' in all Deinem Wesen nicht die Schal' und Hülle, daraus deine Kastors und Harlekins herausschlüpfen, sondern den ewig gleichen Bruder, Mensch, Gott, Wurm und Narren. — Auch die Paulusgabe, mit der Du uns zu Zeiten anblitzest, o Dechant,*) ist uns köstlicher denn Myrrhen, thut wohl wie Striegel und härn Tuch dem aus dem Bade Steigenden. — Laßt uns nur nicht dadurch, daß wir nothwendig manchmal an einander gerathen müssen, nicht dadurch wie Weichlinge abgeschreckt werden; stoßen sich unsre Leidenschaften, können wir keinen Stoß aushalten?" — Herder bewunderte den Götz von Berlichingen höchlich, aber dem jugendlichen Autor gegenüber hob er die Schattenseiten des ersten Entwurfs hervor; weit entfernt, dadurch verstimmt zu werden, erklärt Goethe, er habe selbst bereits eingesehn, das Stück müsse eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden. Die Umarbeitung erschien dann im Druck. Vergleicht man sie mit dem aus Goethe's Nachlaß veröffentlichten ersten Entwurf, so erstaunt man, wie rasch sein künstlerischer Genius reifte, wie früh er Maß halten lernte, wie er um des Ganzen willen auch glänzende Stellen ausschied, sobald sie als üppige Auswüchse erschienen.

Während Herder in Bückeburg war, machte seine Braut in Darmstadt Goethe's Bekanntschaft. Sie findet einen gutherzigen, muntern Menschen in ihm ohne gelehrten Zierrath, sie gewahrt in seinem Götz ihren Liebling, den Geist unsrer alten Deutschen, sie erfreut sich seiner Gedichte. Er erscheint in dem Darmstädter Kreis mit einem frischen Humor unter den dort beliebten Sentimentalitäten, und die Ueberlegenheit wie die Gesundheit seiner großen Natur zeigt sich in Allem, was uns aus

*) „Der Dechant Swift" hieß Herder im Straßburger Kreise wegen der Schärfe seiner Bemerkungen.

jener Zeit vor der Uebersiedlung nach Weimar berichtet wird. Ueberall steht er in und über den Dingen, die er mit seiner mächtigen Phantasie künstlerisch gestaltet, mit denen er aber dann auch wie mit Gebilden der Einbildungskraft zu schalten liebte, was ihn seinen Zeitgenossen so anziehend als furchtbar machte; wenigstens gebrauchte Lavater dies letzte Wort von ihm. Während die Andern der Strom ihrer Empfindung dahin rieß, hielt Goethe selbstbewußt das Haupt über den Wettern und suchte sich die eignen Seelenzustände objectiv zu machen, der Verhältnisse Herr zu werden, indem er sie dichterisch verwerthete und sich darstellend vom Drang der Leidenschaft befreite.

Wir werden Herder's Bückeburger Leben später kennen lernen; Goethe, der nach Weimar gekommen war, befreite den Freund daraus durch die Berufung zum Generalsuperintendenten. Herder stand auch wegen einer Professur in Göttingen damals in Unterhandlung; er, der bereits berühmte Mann, sollte noch ein Colloquium bestehn, und fürchtete Chikane wegen seiner Glaubensrichtung. Aber auch in Weimar ging die Sache nicht so schnell. „Ich wünsche Dich meinem Herzog und ihn Dir," hatte Goethe geschrieben, und Herder hatte mit frohem Herzen Ja gesagt. Es klingt jetzt lächerlich und doch Angesichts auch neuerer Verhältnisse wieder trostreich, wenn Goethe an Herder schreiben muß: „Lieber Bruder, nenne mir nur einen einzigen Theologen, der rechtgläubigen Namen hat und gut für Dich ist, der, wenn man ihn fragt, Guts von Dir sagte." Er bedarf also über einen der ersten Geister jener Zeit das Zeugniß eines vielleicht sehr untergeordneten Gottesgelehrten, um die Gegner zu überwinden, die Mittelmäßigkeit und Böswilligkeit zum Schweigen zu bringen, die überall das breitgesessene Feld zu behalten und die störende Uebermacht einer hervorragenden Persönlichkeit fern zu halten sucht. In einem andern Brief sagt Goethe in der derben Sprachweise seiner Jugend: „Antworte mir schnell, wie stehst Du mit Jerusalem. Ein guter Brief von ihm würde viel thun. Lieber Bruder, wir haben's von je her mit den Sch... kerlen verdorben, und die Sch... kerle sitzen überall auf dem Fasse." Indeß ist Goethe voll reger Thätigkeit, sorgt für Herder's häusliche Einrichtung, und führt dann vom Herbst 1776 an, während eines Jahrzehends, persönlichen Freundesverkehr mit ihm, wenn auch Herder durch Amtsgeschäftlast verstimmt oder in seiner Stellung als Geistlicher zu manchen tollen Streichen der genialen Jugend den Kopf schüttelte. Indeß reinigte sich Goethe in der ernsten Schule des Lebens und im innigen Umgang mit Frau von Stein selbst zu maßhaltender Besonnenheit. Herder gab unter Goethe's Theilnahme die Stimmen der Völker in Liedern heraus, ein Buch, das ihn allein schon unsterblich gemacht haben würde; der Ton des Nordens wie des Südens ist hier mit einem Glück getroffen, das die Uebersetzervirtuosität der romantischen Schule und namentlich A. W. Schlegel's einleitet, und der Weltliteratur in dem Sinne bei uns den Weg bahnt, daß der deutschen Sprache und dem deutschen Volk die Meisterwerke aller Nationen und Jahrhunderte angeeignet und dabei die metrischen Formen nachgebildet, der Hauch und Duft der Originale bewahrt werden. Zugleich ward hier in einer Rückkehr zum Ursprünglichen der Sinn für das Volkslied genährt, und damit der Verjüngungsquell der Lyrik gefunden, aus dem Goethe, Uhland, Heine tranken.

In religiöser Beziehung hatte Herder von Anfang an auf das Symbolische und Poetische in der heiligen Schrift hingewiesen und sie mit dem reinen Glauben der jugendlichen Phantasie aufgefaßt, die den in der Erzählung niedergelegten idealen Gehalt festhält im frommen, lebhaften Gefühle, und sich mit freier Lust an der Bildlichkeit und Sinnigkeit des Ausdrucks erfreut, ohne sich dogmatisch an denselben zu binden und ihn in prosaisch verständiger Systematik erstarren zu lassen. So stand er in der Mitte zwischen der alten Orthodoxie und dem Rationalismus, doch Anfangs mit Hamann näher zu jener, später mit Lessing näher zu diesem. Der divinatorische, sprudelnde, stoßweise Ton der ersten Schriften wich einer gleichmäßigeren ruhigeren Entwickelung ohne der Wärme der Empfindung verlustig zu gehen. Er sieht in Christus den Erlöser der Welt und Mittelpunkt des menschlichen Geschlechts, er setzt das Wesen des Christenthums in die thätige Liebe, in die Bildung unsres inneren Sinnes nach dem Urbilde Christi; er sucht durch Betrachtung der Natur und Geschichte und namentlich in deren Zusammenhange den Gang Gottes zu erkennen. Auf dieser Grundlage erbaut sich sein zweites großes Werk, in welchem er wissenschaftlich fortsetzte, was er in der Stimme der Völker dichterisch angebahnt, ich meine das Verständniß der Eigenthümlichkeit einer jeden Nation zu erschließen, und dann das Walten der Vorsehung in der geschichtlichen Entwickelung zur Humanität, zum vollmenschlichen Dasein unseres ganzen Geschlechts in seinem ursprünglichen Adel und seiner selbsterrungenen Größe aufzuzeigen. Es sind dies Werk seine Ideen zur Philosophie der Geschichte, die eine Anregung gaben, welche bis heute fortwirkt, und ein Ziel aufstellten, dem die Philosophie unserer Zeit auf der Grundlage gereifterer Natur- und Geschichtsstudien noch nachtrachtet.

Goethe erfreute sich dieser Thätigkeit Herder's mit beifälliger Theilnahme. Er schreibt ihm über einen Theil der Ideen: „Dein Manuscript habe ich auf heute früh gespart, um wenigstens

die ersten Stunden des Sabbaths zu feiern und es mit reinen Augen zu lesen. Es ist fürtrefflich und wird gar gut auf's Publicum wirken. Zu dem ganzen Inhalte sage ich Ja und Amen, und es läßt sich nichts Besseres über den Text: „Also hat Gott die Welt geliebt!" sagen. Es ist auch sehr schön geschrieben und was Du nicht sagen konntest, noch jetzo schon wolltest, ist gut vorbereitet und in glückliche Hüllen und Formen gebracht."

In einer Predigt bei der Geburt des Erbprinzen von Weimar hatte Herder gesagt, daß zur Einsicht und Weisheit eines Fürsten weder die Salomonische Gelehrsamkeit gehöre, die zu reden wußte von der Ceder auf dem Libanon bis zum Ysop an der Wand, noch minder eine ausschließliche Neigung zu dieser und jener Kunst, zumal der feine Geschmack für das Schöne von ernsteren, aber unangenehmeren Pflichten leicht abziehe. Das Lob thätiger Weisheit sei der schönste Ehrenkranz des Fürsten; er soll die Kräfte der Menschen zu finden und zu verwenden wissen, so daß er das Auge des Landes und gleichsam die allgemeine Vernunft desselben sei. Goethe, der die Sorge für das Nöthige und Nützliche ausdrücklich als die erste Regentenpflicht anerkennt, mochte wohl in Herder's Aeußerung einen Seitenblick auf Karl August's Liebe zur Poesie vermuthet haben; wenigstens fürchtet er diese Deutung und möchte die Stelle beim Druck der Rede geändert; es sei wohl, schreibt er, gefährlich, der Leidenschaft für's Schöne allzuviel Raum zu geben. „Aber ist es denn nicht mit jeder Leidenschaft dasselbe, in der die Mächtigen und Reichen einen höheren und stärkeren Genuß des Lebens suchen? Hunde, Jagd, Spiel, Feste, Kleider und Diamanten, was für Capitale von Baarschaft stecken darinnen und was für Interessen von Zeit und Geld zehren sie nicht auf ohne die Seele zu erheben, was doch die Gaben der Musen um einen wohlfeileren Preis gewähren. Und wem ist ein Sonnenblick aus jenen höheren Regionen der Menschheit mehr zu gönnen als dem, der sich unter den Staubwolken des mühseligen Erdenlebens herumtreibt?"

Bei dem Rückzuge aus der Champagne zeichnet Goethe einen Freiheitsbaum mit der rothen Mütze und der Inschrift Cette terre est libre; ein Ast deutet auf Paris, daneben die Sonne steht. Er schreibt dazu: „Ich wünsche, daß diese Effigiation zu heilsamen Betrachtungen Anlaß geben möge. Ich für meine Person singe den lustigsten Psalm David's dem Herrn, daß er mich aus dem Schlamme erlöst hat, der mir bis an die Seele ging. Wenn Euere Liebden Gott für allerlei unerkannte Wohlthaten im Stillen danken, so vergessen Sie nicht, ihn zu preisen, daß er Sie und Ihre besten Freunde außer Stand gesetzt hat, Thorheiten in's Große zu begehen."

Einmal giebt Goethe der Frau Herder den Rath, ihr Mann möge den Titel eines geheimen Kirchenraths über sich ergehen lassen, wie er selbst das Adelsdiplom angenommen, ohne daß er sich etwas dabei denken könne. Während Herder's italienischer Reise ist er der praktisch sorgende Freund. Später, seit 1794, schloß Goethe den Bund mit Schiller, und Herder trat für ihn zurück, um so mehr, als er sich gegen Wilhelm Meister moralisirend aussprach, und von da an auf grämliche Weise nicht mehr das Schöne als den Zweck der Kunst gelten ließ, und sich in einen wahren Haß gegen die Kantische Philosophie verlor, den er dann auch auf deren begeisterten Verehrer Schiller übertrug. Herder ward ein Lobredner vergangener Zeiten und stellte jetzt die Utz und Ramler, die Götz und Gerstenberg wieder auf eine Linie mit Goethe und Lessing. Schiller schrieb an Goethe (den 21. März 1801): „Herder's Adrastea ist ein bitterböses Werk, das mir wenig Freude gemacht hat. Der Gedanke an sich war nicht übel, das verflossene Jahrhundert in etwa einem Dutzend reich ausgestatteter Hefte vorüberzuführen, aber das hätte einen anderen Führer erfordert, und die Thiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk ziehen, können bloß die Flüchtigkeit der Arbeit und die Feindseligkeit der Maximen bedeuten. Herder verfällt wirklich zusehends, und man möchte sich zuweilen im Ernste fragen, ob einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen sein kann." Früher schon hatte Goethe an Meyer sein Herz ausgeschüttet: „Freund Humanus hat ein böses Beispiel gegeben, was Willkürlichkeit im Urtheile, wenn man sie sich einmal erlaubt, bei dem größten Verstande für traurige Folgen nach sich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer sein als das, was am Schlusse der Humanitätsbriefe über deutsche Literatur gesagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgiltigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zustand des Verfassers recht bedauern muß, aus dem eine so traurige Composition entspringen konnte. Und so schnurrt auch wieder durch das Ganze die alte halbwahre Philisterleier: daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste haben sie immer gethan und müssen es thun, weil ihre Gesetze, so gut als das Sittengesetz, aus der Vernunft entspringen; thäten sie aber das zweite, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach in's Nützlichplatte absterben ließe."

Von einem gleichgestimmten, gleichgesinnten Zusammenwirken Goethe's und Herder's konnte von da an nicht mehr die Rede sein. Jeder ging fortan den eigenen Weg; die noch vorhan-

denen Briefe zeugen von wechselseitigen bereitwilligen Dienstleistungen, aber nicht mehr von einer Anerkennung des innersten Seins und Wirkens.

2. Herder und Schiller.

Ein inniges Verhältniß hat zwischen diesen Beiden nicht stattgefunden. Bei seinem ersten Aufenthalte in Weimar näherte sich der aufstrebende Dichter dem um fünfzehn Jahre älteren reifen Manne voll Verehrung, und dieser, der bis dahin von Schiller nichts gelesen hatte, also doch schon nicht mehr mit der Zeit voranging, sondern ein rückwärts gewandter Prophet ward, sprach sich günstig über den Don Carlos aus. Von Jena aus gewann Schiller die Mitarbeiterschaft Herder's für die Horen und den Musenalmanach. Der dort erschienene Aufsatz Herder's, Homer ein Günstling der Zeit, rief bekanntlich eine zornige Erklärung Friedrich August Wolf's hervor, der die Ideen seiner Prolegomena dort ohne Erwähnung seines Namens benutzt fand, und in der That begegnet es uns manchmal, daß nüchterne Forschungen Anderer den enthusiastischen Ergüssen Herder's vorausgingen und sie veranlaßten, ohne daß er jener gedachte. Schiller rieth ihm damals zu schweigen und zu vergessen. Ueber eine frühere Abtheilung der Briefe zur Beförderung der Humanität, deren später erschienener Schluß, wie wir sahen, Goethe von Herder entfernt, schrieb Schiller ein paar schöne Worte, die den damals erreichten Gipfel von Herder's Schriftstellerthum gut bezeichnen: „Meinen ersten freien Moment widmete ich Ihnen, um Ihnen meine Freude über den reichhaltigen Stoff und das schöne Leben in dieser Schrift mitzutheilen, welches mich in eine sehr angenehme Bewegung versetzt hat. Das eben ist das so sehr Auszeichnende darin und was auch das Prädicat der Humanität eigentlich ausdrückt, daß Sie Ihren Gegenstand nicht mit isolirten Gemüthskräften auffassen, nicht bloß denken, nicht bloß fühlen, nicht bloß anschauen, sondern zugleich fühlen, denken und anschauen, d. h. mit der ganzen Menschheit aufnehmen und ergreifen."

Eine andere Briefstelle ist für Schiller's Idealismus charakteristisch. Wie dieser die Stärke und in seiner Einseitigkeit die Schwäche des Dichters war, habe ich in meinem Buch über „das Wesen und die Formen der Poesie" S. 356 ꝛc., erörtert. Herder hatte sich für die Wiedererweckung der Nordischen Mythologie als eines ursprünglichen und reinen Erzeugnisses des germanischen Geistes ausgesprochen; Schiller äußerte sich darüber: „Gibt man Ihnen die Voraussetzung zu, daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehn, damit eins ausmachen und darein zurückfließen muß und in unsern Umständen kann, so haben Sie gewonnen; denn da ist alsdann nicht zu leugnen, daß die Verwandtschaften dieser nordischen Gebilde mit unserm germanischen Geiste für jene entscheiden muß. Aber grade jene Voraussetzung leugne ich. Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Uebermacht der Prosa in dem Ganzen unsres Zustandes ist meines Bedünkens so groß und so entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, nothwendig davon angesteckt und also zu Grunde gerichtet werden müßte. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht, und anstatt jener Coalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er seine eigene Welt formirt und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde."

1796 erschienen die Xenien, durch die gerade Schiller und Goethe allem Mittelmäßigen und Veralteten den Krieg erklärten, für ihre neuen positiven Schöpfungen reinen Boden machten und sich deutlich genug als die Dioskuren hinstellten, die nunmehr den deutschen Parnaß beherrschen wollten. Herder wandte sich, wie Düntzer es ausdrückt, voll schaudernden Unmuths ab von dem unzertrennlichen Freundespaar, „den beiden großen Säulen Jachim und Boas", wie er sie nannte (so hießen zwei Säulen vor dem Tempel in Jerusalem: Kraft und Gewalt). Am Anfang des Jahrhunderts besuchte Herder den erkrankten Goethe; seine Gattin sagt: leider aber fand er den Herzog und Schiller da; ein solcher Dreiklang war seiner Natur fremd, ungewohnt; er kam verstimmt nach Hause, bis die Nacht und der Schlaf die Saiten wieder stimmten. Düntzer bemerkt hierzu: „So sehr hatte die Feindschaft gegen Kant und die Gespensterfurcht vor der sich überstürzenden Genialität den Vorkämpfer der Humanität heruntergebracht, daß er vor dem großsinnigen Verkünder menschlicher Freiheit zurückbebte und seine Nähe wie die eines seelenbethörenden, fluchwürdigen Ketzers floh."

Auf die Feindschaft gegen Kant, die uns noch öfter begegnen wird, durch die Herder mehr und mehr vereinsamte und das Leben sich verbitterte, wollen wir hier einen Blick werfen. Herder hatte als Student bei Kant Vorlesungen gehört, Kantische Ideen in Verse gebracht. Kant hatte später den ersten Band der Ideen zur Philosophie der Geschichte recensirt. Er nannte den Verfasser sinnreich und beredt, be-

die kleinen Nebensäle schließen. Wir verzichten natürlich darauf, den Lesern der „Illustrirten Monatshefte“ eine Beschreibung aller Säle und aller Bilder zu geben, wir haben uns bloß als Ziel gesetzt, die drei Hauptwerke der neuen Pinakothek: die Sündfluth von Schorn, das zerstörte Jerusalem von Kaulbach und die griechischen Landschaften von Karl Rottmann in flüchtiger Besprechung vorzuführen.

Wir treten auf die Schwelle des zweiten Saales und die verbindenden, in einer geraden Linie stehenden Flügelthüren der Hauptsäle gewähren eine zaubrische Fernsicht in den letzten, den sogenannten Rottmannssaal, in welchem sich die schon erwähnten griechischen Landschaften dieses Malers finden, die man wohl als die Blüthe aller Landschaftsmalerei bezeichnen darf. Wir wollen bei dem zweiten Saale gleich erwähnen, was sich bei allen Sälen, mit Ausnahme des Rottmannssaales, wiederholt: derselbe ist noch nicht mit Bildern angefüllt, man begegnet noch vielen leeren Plätzen, es ist noch Raum genug für große Werke vorhanden. Bei jenem erwähnten Fackelzuge hat daher König Ludwig, als er die Deputation der Künstler empfing, das schöne, aufmunternde Wort gesprochen: „Ich habe die Pinakothek gebaut, Sie müssen sie nun füllen!“

In dem zweiten Saale befindet sich als Hauptwerk: die Sündfluth von Karl Schorn (geb. 1802 zu Düsseldorf, gest. 1850 zu München). Dasselbe ist durch den frühen Tod des Künstlers unvollendet, ein colossales Bruchstück geblieben. Der Katalog sagt: Schorn schilderte in diesem Bilde die verwerflichen menschlichen Leidenschaften und Laster, wodurch der Zorn des Herrn entflammt und in einer allgemeinen Wasserfluth über das ganze Menschengeschlecht vernichtend herabgeführt ward. Er geht aus von den Worten des Moses: Nach dem Tage, da aufbrachen alle großen Brunnen der Tiefe und sich auftaten die Fenster des Himmels. Es ist nicht zu läugnen: das Bild, wie es von Schorn aufgestellt und gemalt ist, macht auf das Auge eine gewaltige Wirkung. Wir sehen den Moment, wo auf den letzten Gipfel zusammengedrängt, die armseligen Reste eines ganzen Menschengeschlechtes ihre Vernichtung erwarten; jene mit machtloser Verzweiflung ihr noch zu entrinnen suchen, diese in dumpfer Ergebung dem nahen Tod in das starre, gefühllose Auge blicken. Auf der höchsten Spitze gewahren wir das Oberhaupt des Volkes, umgeben von seiner Familie und beschützt von den wenigen treugebliebenen Kriegsknechten, die geballten Fäuste in wahnsinniger Todesangst emporwerfend, einem Himmel drohend, nach dem es nie gefragt, einem Gotte fluchend, an den es nie geglaubt. Das Volk, das in den Tagen, da seine Herrscher in Gefahr kommen, immer daran denkt, alte Schulden, gute oder schlimme, zu berichtigen, dringt auf sein Oberhaupt ein und wird von den Kriegsknechten zurückgehalten. Hier sehen wir Mütter, die die Leichen ihrer Kinder emporheben; andere, welche dargebotene Kostbarkeiten mit Abscheu zurückweisen. Wieder andere Weiber ringen verzweiflungsvoll die Hände und scheinen der in der Ferne sichtbaren Arche flehend zuzurufen. Dienerinnen der Sünde starren in dumpfer Verzweiflung dem Tode entgegen; ein Geiziger greift über Sterbende hinweg nach einer dargebotenen Perlenschnur; ein Gatte schleudert sein sich an ihn klammerndes Weib und seine Kinder von sich hinweg; vom Wasser emporgeschwemmte Leichen, in gräßlicher Wahrheit als Ertrunkene gemalt, schieben sich zwischen die Gruppen der noch Lebenden. Ganz im Vordergrunde rechts erblickt man die Priester, ihre Götzen in den Händen, die sie den andringenden Fluthen beschwörend entgegenhalten, den erniedrigenden Ausdruck der geistigen Blödigkeit in ihrem Antlitz, wie sie das Ziel ihrer Anbetung selbst: die Gottheit, zum blöden Götzen erniedrigt haben. Und zwischen allen diesen Gruppen emporschwellend die zerstörenden Fluthen des Wassers, das mit seiner aushöhlenden Kraft die Leichname der Ertrunkenen, die todten Kinder und Säuglinge besonders, in scheußlichen augenlosen Bildern zeigt.

Ein Gesammturtheil über dieses Bild zu fällen, das in seinen einzelnen Gruppen so vortrefflich und mit einer solchen Meisterschaft gemalt ist, ist schwer und von einer großen Verantwortlichkeit begleitet. Werke, an welche Künstler die Mühen und den Schweiß ihres ganzen Lebens gesetzt, wollen vorsichtig, wollen vor Allem mit Liebe und Ehrfurcht beurtheilt sein. De mortuis nil nisi bene! — Gegen diese Worte, die in der sittlichen Welt ihre volle Berechtigung haben, muß in der Kunst und Literaturkritik mit jedem Tage gesündigt werden. Aber hier soll etwas Anderes Grundsatz sein. Wenn es nämlich lebenden Künstlern oft sehr heilsam ist, daß sie von allen Urtheilen, die über sie zu fällen möglich sind, manchmal nur das Allerschlimmste erfahren, so wird es bei Todten immer eine schöne Sitte sein, wenn man von allen möglichen Urtheilen immer nur das beste fällt. Und da können wir von dem Schorn'schen Bilde, wenn es auch in seiner Totalwirkung manches zu wünschen übrig läßt, nur Gutes sagen. Es ist mit einer vortrefflichen Wirkung der Farbe gemalt; der Ausdruck der einzelnen Köpfe in Furcht und Leidenschaft ist von erschütternder Wahrheit, die Wirkung der einzelnen Gruppen klar und plastisch, die Anordnung vortrefflich. Nur verspürten wir gern die erzürnte Gottheit etwas mehr in dem Bilde; anders ausgedrückt: wir haben zwar den Riesenanwuchs der Sünde,

darüber ins Fäustchen gelacht. Unsrer Ansicht nach können diese Bilder einem Auge, welches dieselben ohne pedantisches Vorurtheil ansieht, nicht mißfallen, am allerkomischsten scheint uns der Vorwurf: Kaulbach habe den an sich so ernsten und für unsere moderne Kunstgeschichte so unendlich wichtigen Gegenstand ins Lächerliche gezogen und ihn ohne den nöthigen sittlichen Ernst behandelt. Mit diesem Vorwurf ist ein großer Theil unsrer modernen Kritik ungeheuer rasch bei der Hand. Nicht bloß in der Malerei, in unsrer ganzen gegenwärtigen Kunst werden die Gesetze der Schönheit von einer gewissen Sorte von Kritikern beobachtet, wie die Frauen des Serails von den Verschnittenen, jeder Blick wird geprüft, jede Ueberwallung der Empfindung gerügt; je nüchterner, ist der Wahlspruch, desto besser. Für eine solche Eunuchenkritik sind die Kaulbachschen Fresken, die mit keckem Humor, mit aristophanischer Satyre vor uns treten, freilich nicht geschaffen. Ueberhaupt scheint es uns, hat man gerade an Kaulbach darum am meisten gesündigt, weil man, statt seine Individualität zu verfolgen und sich in dieselbe hineinzufinden, alles an ihm aufführte, was in die historisch überlieferten Formen nicht paßte, weil man vergaß, daß die Kunst, ebenso wie das politische und sociale Leben, selten in der Gegenwart mit dem ausreicht, was die Vergangenheit überliefert, weil man dem Ringen der Lebendigen in vornehmer Abgeschlossenheit das schon Erreichte der Geschiedenen gegenübersetzte und weil man dadurch endlich einer ewigen menschlichen Wahrheit vor den Kopf stieß, der nämlich, daß, so lange Leben vorhanden, dasselbe in Kunst und Politik immer nach neuen Formen ringt und in der Kraft des Bestehens auch die Möglichkeit einer unendlichen Gestaltenfolge birgt, in der ein Höhepunkt niemals als der einzige mit Sicherheit verkündet werden kann. Wir haben diese Betrachtung gemacht, um aus ihr den Schluß zu ziehen, daß man sich gewöhnen muß, Kaulbach als eine Künstlerindividualität zu betrachten, die durchaus verschieden von denen ist, die wir aus früheren Jahrhunderten kennen, daß er dasteht als der Vertreter einer Zeit, die unter gewaltigen Kämpfen nach neuen Formen ringt und daß, ehe dieses Ringen im socialen und politischen Leben sich in großen Resultaten abzuschließen beginnt, ein einigermaßen endgültiges Urtheil über die Kaulbachsche Kunstrichtung auch nicht möglich ist. Vor der Hand haben wir Ursache, uns zu freuen, einen deutschen Maler zu besitzen, der mit gewaltiger Hand in der Kunst gestaltet, was in der Menschheit allmälig zum Bewußtsein kommt, dem alle Mächte des Menschengeistes, wie sie das moderne Leben in mannigfachen Kämpfen entbindet: der Humor mit seinem Tiefsinn, die Ironie, die Satire, mit ihren scharfen Pfeilen, in anschauungsreicher Gestaltungskraft zu Gebote stehen, der, wenn die beginnende Epoche es zu einem großartigen künstlerischen Abschluß bringt, als ein kühner Vorkämpfer genannt werden wird, dem aber, bringt sie es nicht dazu, doch immer der Ruhm bleiben wird, das Höchste geleistet zu haben, was in seiner Zeit zu leisten möglich war. Und das ist ja am Ende die ganze Aufgabe des schöpferischen Künstlers: Alles, was sein Zeitalter Großes und Herrliches bietet, zusammenzufassen in unvergänglichen Werken und das Denken, Streben und Empfinden eines ganzen Volkes in seinem individuellen Ringen und Wirken zu vereinigen. Nur eine große Zeit konnte einen Shakspeare erzeugen, „nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes". Daher richtet sich ein Volk, wenn es seine Künstler richtet, selbst, und ungerechte, neidische und gehässige Urtheile sind darum um so mehr zu verwerfen. Man sehe die Fresken an der neuen Pinakothek mit klarem, freiem Auge an und kein Mensch wird versucht sein, dieselben, weil sie hier und da etwas derb mit den Zeitgenossen umgehen, von der Wand herunterzukratzen. Hat ja doch der geniale Meister sich selbst dabei nicht geschont! —

Die neue Pinakothek ist vom König Ludwig I. von Baiern erbaut für Gemälde, die nicht früher als in unserm Jahrhundert entstanden sind. Der Plan zu derselben ist entworfen von dem königlichen Oberbaurath Voit, die Grundsteinlegung erfolgte im Jahre 1846, die Vollendung fällt in das Jahr 1853. Am 25. October desselben Jahres wurde sie dem allgemeinen Besuche geöffnet. Am diesem oder einige Tage später brachte die Münchener Künstlerschaft ihrem hohen Beschützer einen glänzenden Fackelzug, bei dem der Kunstschriftsteller Teichlein im Namen der Künstlerschaft dem Könige noch einmal in begeisterten Worten für Alles dankte, was er seit Anfang dieses Jahrhunderts für die deutsche bildende Kunst gethan.

Treten wir in das Gebäude ein. Man gelangt durch den Haupteingang auf der östlichen Seite in ein Vestibule, in welchem sich zu beiden Seiten Marmortreppen erheben, die zu einem großen Vorsaale führen. In demselben empfängt uns das lebensgroße Bild des königlichen Bauherrn, gemalt von W. v. Kaulbach, in der Tracht des königl. bairischen Hausordens vom h. Hubertus. Dasselbe ist ein vortreffliches Werk des Meisters; es blickt uns gleich bei unsrem Eintritt in das Gebäude entgegen, gleichsam eine schöne Gegengabe der Kunst an ihren Schutzherrn, der diese Hallen ihr eröffnet hat. Mit diesem Vorsaale stehen in gerader Verbindung die fünf Hauptsäle des Gebäudes, an welche sich zu beiden Seiten

die kleinen Nebensäle schließen. Wir verzichten natürlich darauf, den Lesern der „Illustrirten Monatshefte“ eine Beschreibung aller Säle und aller Bilder zu geben, wir haben uns bloß als Ziel gesetzt, die drei Hauptwerke der neuen Pinakothek: die Sündfluth von Schorn, das zerstörte Jerusalem von Kaulbach und die griechischen Landschaften von Karl Rottmann in flüchtiger Besprechung vorzuführen.

Wir treten auf die Schwelle des zweiten Saales und die verbindenden, in einer geraden Linie stehenden Flügelthüren der Hauptsäle gewähren eine zaubrische Fernsicht in den letzten, den sogenannten Rottmannssaal, in welchem sich die schon erwähnten griechischen Landschaften dieses Malers finden, die man wohl als die Blüthe aller Landschaftsmalerei bezeichnen darf. Wir wollen bei dem zweiten Saale gleich erwähnen, was sich bei allen Sälen, mit Ausnahme des Rottmannssaales, wiederholt: derselbe ist noch nicht mit Bildern angefüllt, man begegnet noch vielen leeren Plätzen, es ist noch Raum genug für große Werke vorhanden. Bei jenem erwähnten Fackelzuge hat daher König Ludwig, als er die Deputation der Künstler empfing, das schöne, aufmunternde Wort gesprochen: „Ich habe die Pinakothek gebaut, Sie müssen sie nun füllen!“

In dem zweiten Saale befindet sich als Hauptwerk: die Sündfluth von Karl Schorn (geb. 1802 zu Düsseldorf, gest. 1850 zu München). Dasselbe ist durch den frühen Tod des Künstlers unvollendet, ein colossales Bruchstück geblieben. Der Katalog sagt: Schorn schilderte in diesem Bilde die verwerflichen menschlichen Leidenschaften und Laster, wodurch der Zorn des Herrn entflammt und in einer allgemeinen Wasserfluth über das ganze Menschengeschlecht vernichtend herabgeführt ward. Er geht aus von den Worten des Moses: Nach dem Tage, da aufbrachen alle großen Brunnen der Tiefe und sich aufthaten die Fenster des Himmels. Es ist nicht zu läugnen: das Bild, wie es von Schorn aufgestellt und gemalt ist, macht auf das Auge eine gewaltige Wirkung. Wir sehen den Moment, wo auf den letzten Gipfel zusammengedrängt, die armseligen Reste eines ganzen Menschengeschlechtes ihre Vernichtung erwarten; jene mit machtloser Verzweiflung ihr noch zu entrinnen suchen, diese in dumpfer Ergebung dem nahen Tod in das starre, gefühllose Auge blicken. Auf der höchsten Spitze gewahren wir das Oberhaupt des Volkes, umgeben von seiner Familie und beschützt von den wenigen treugebliebenen Kriegsknechten, die geballten Fäuste in wahnsinniger Todesangst emporwerfend, einem Himmel drohend, nach dem es nie gefragt, einem Gotte fluchend, an den es nie geglaubt. Das Volk, das in *den* Tagen, da seine Herrscher in Gefahr kommen, immer daran denkt, alte Schulden, gute oder schlimme, zu berichtigen, dringt auf sein Oberhaupt ein und wird von den Kriegsknechten zurückgehalten. Hier sehen wir Mütter, die die Leichen ihrer Kinder emporheben; andere, welche dargebotene Kostbarkeiten mit Abscheu zurückweisen. Wieder andere Weiber ringen verzweiflungsvoll die Hände und scheinen der in der Ferne sichtbaren Arche flehend zuzurufen. Dienerinnen der Sünde starren in dumpfer Verzweiflung dem Tode entgegen; ein Geiziger greift über Sterbende hinweg nach einer dargebotenen Perlenschnur; ein Gatte schleudert sein sich an ihn klammerndes Weib und seine Kinder von sich hinweg; vom Wasser emporgeschwemmte Leichen, in gräßlicher Wahrheit als Ertrunkene gemalt, schieben sich zwischen die Gruppen der noch Lebenden. Ganz im Vordergrunde rechts erblickt man die Priester, ihre Götzen in den Händen, die sie den andringenden Fluthen beschwörend entgegenhalten, den erniedrigenden Ausdruck der geistigen Blödigkeit in ihrem Antlitz, wie sie das Ziel ihrer Anbetung selbst: die Gottheit, zum blöden Götzen erniedrigt haben. Und zwischen allen diesen Gruppen emporschwellend die zerstörenden Fluthen des Wassers, das mit seiner aushöhlenden Kraft die Leichname der Ertrunkenen, die todten Kinder und Säuglinge besonders, in scheußlichen augenlosen Bildern zeigt.

Ein Gesammturtheil über dieses Bild zu fällen, das in seinen einzelnen Gruppen so vortrefflich und mit einer solchen Meisterschaft gemalt ist, ist schwer und von einer großen Verantwortlichkeit begleitet. Werke, an welche Künstler die Mühen und den Schweiß ihres ganzen Lebens gesetzt, wollen vorsichtig, wollen vor Allem mit Liebe und Ehrfurcht beurtheilt sein. De mortuis nil nisi bene! — Gegen diese Worte, die in der sittlichen Welt ihre volle Berechtigung haben, muß in der Kunst und Literaturkritik mit jedem Tage gesündigt werden. Aber hier soll etwas Anderes Grundsatz sein. Wenn es nämlich lebenden Künstlern oft sehr heilsam ist, daß sie von allen Urtheilen, die über sie zu fällen möglich sind, manchmal nur das Allerschlimmste erfahren, so wird es bei Todten immer eine schöne Sitte sein, wenn man von allen möglichen Urtheilen immer nur das beste fällt. Und da können wir von dem Schorn'schen Bilde, wenn es auch in seiner Totalwirkung manches zu wünschen übrig läßt, nur Gutes sagen. Es ist mit einer vortrefflichen Wirkung der Farbe gemalt; der Ausdruck der einzelnen Köpfe in Furcht und Leidenschaft ist von erschütternder Wahrheit, die Wirkung der einzelnen Gruppen klar und plastisch, die Anordnung vortrefflich. Nur verspürten wir gern die erzürnte Gottheit etwas mehr in dem Bilde; anders ausgedrückt: wir haben zwar den Riesenanwuchs der Sünde,

in den Götzendienern, in den Weibern angedeutet, es wird uns aber nicht recht deutlich, daß die hereinbrechende Wassernoth eine bewußte, beschlossene Strafe der Gottheit, daß sie eine alttestamentliche Katastrophe ist. Aber selbst, wenn wir uns über diesen Vorwurf klar geworden sind, bleibt uns an Schorn's Bild immer noch so viel zu bewundern übrig, daß es kühn als ein Meisterwerk der neudeutschen Kunstepoche bezeichnet werden darf. Die Wahl des Stoffes zeigt uns deutlich die Verwandtschaft dieses früh geschiedenen Künstlers mit Kaulbach's Art und Weise zu malen. Die Sündfluth ist ganz eine ähnliche Katastrophe wie die Zerstörung Jerusalems: die Rache der Gottheit an einem sündigen Volke. Kaulbach hat in seinem zerstörten Jerusalem Motiv und Wirkung zur vollen geschlossenen Gestalt entbunden; daß er Alles, was in dem Stoffe lag, herauslösen wollte, hat ihn vielleicht zu weit getrieben; wir sehen von dem, was wir bei Schorn vermissen, bei Kaulbach eher zu viel. Aber wir wollen dieses weder bei dem einen, noch bei dem andern beklagen: wer einen Baum eines welken Blattes halber umhauen wollte, möchte bald vergeblich auf Gottes Erde nach Schatten suchen und dies ist ja das ganze Geheimniß des Lebens und auch der Kunst: daß wir Menschen und Werke nehmen und beurtheilen, wie sie sind, und nicht, wie wir sie gerne haben möchten.

Kaulbach's Zerstörung Jerusalems, das Werk, auf welches wir schon Bezug genommen, findet sich als Hauptgemälde in dem folgenden Saale. Dasselbe ist 18′ 1″ 6‴ hoch und 21′ 9″ breit. In der Höhe des Bildes erblicken wir, auf Wolken ruhend, die vier Propheten: Jesaia, Jeremia, Hesekiel und Daniel, welche dem untergehenden Volke die prophetischen Bücher entgegenhalten, in denen es da heißt: „Das eine dritte Theil sollst du mit Feuer verbrennen mitten in der Stadt . . . das andere dritte Theil nimm und schlag's mit dem Schwerte rings umher, das letzte dritte Theil streue in den Wind, daß ich das Schwert hinter ihm her ausziehe“ (Hesekiel 5—12). Von den Propheten aus schweben sieben Engel, die Vollzieher der Rache, über der rauchenden Stadt. Rechts unten erscheint Titus, an der Spitze seiner Legionen daherziehend über die Trümmer. Vor ihm haben bereits seine Soldaten den verlassenen Altar erstiegen und durch die grausen Töne der Verzweiflung tönen ihre siegestrunkenen Fanfaren. In der unmittelbaren Umgebung des Altars gewahrt man die Schrecken der auf das Höchste gestiegenen Noth der Belagerten: Mütter, die ihre Kinder geschlachtet haben und die an dem eigenen Fleische nagen; hier eine Gruppe blühender Jungfrauen, die von herkulischen Kriegern ergriffen und als begehrliche Beute fortgeschleppt werden, dort wieder Andere dumpf hinstarrend in ihr Elend und in ihren nahen Untergang. Am äußersten Ende links der in Flammen rauchende Tempel, an dem sich die Worte: „Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde“, furchtbar erfüllen. An seinen Säulen erblicken wir Juden, trotzig ihrem Verderben entgegensehend; Männer, Weiber, Kinder, von dem Zorn der Engel getroffen, stürzen auf der Tempelstiege leblos nieder. Ganz vorn auf dem Bilde stößt sich der Hohepriester verzweiflungsvoll den Dolch selbst in die Brust. Weiter unten, auf der linken Seite, flüchtet Ahasverus, von Furien gepeitscht, hinaus in die Welt. Auf der rechten Seite, in der Tiefe, ausziehende Christen, Psalmen singend und Palmen tragend. Sie halten die Opferschale empor, ein strahlendes Kreuz leuchtet in ihr. Man könnte dieses Kleinod, welches sie tragen, für den h. Gral erklären; eine der schönsten Sagen des Mittelalters fände durch diese Auffassung eine bildliche Verdeutlichung.

Schon diese flüchtige Beschreibung giebt einen Begriff von der massenhaften Totalwirkung des Bildes. Und wir möchten behaupten, daß außer dem Thurmbau von Babel kein anderes Kaulbach'sches Werk die Eigenthümlichkeit seines Genius so sehr bezeichnet als grade das eben beschriebene. Wenn Lessing einmal die Frage aufwirft, ob nicht Raphael ein eben so großer Maler gewesen wäre, wenn er zufällig wäre ohne Arme geboren worden, so ist diese Frage bei Raphael und bei allen alten Meistern mit einem entschiedenen Nein zu beantworten. Bei Kaulbach kann man sie, theilweise wenigstens, mit Ja beantworten. Dieses Ja wird ihm aber, den Meistern der alten Kunst gegenüber, nicht etwa zu einem Lobe, sondern zu einem entschiedenen Tadel; denn darin besteht ja grade das Göttliche, das Unvergleichliche, Einzige jeder Kunst, daß sie mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln darstellt, was auf eine andere Art absolut nicht darzustellen ist. Der unnachahmliche Ausdruck einer Raphael'schen Madonna läßt sich weder durch das geflügelte Wort der Dichtkunst, noch durch die ergreifendsten Töne der Musik wiedergeben. Kaulbach's zerstörtes Jerusalem kann ein dichterischer Genius mit derselben großartigen Wirkung behandeln, als es der Maler gethan — das Bild läßt sich beschreiben. Die Kunst feiert in ihm keinen unerreichbaren Triumph. Dieser Vorwurf aber trifft nicht bloß Kaulbach, er trifft unsre ganze moderne Kunst. Und hier kommen wir auf das zurück, was wir in der Einleitung dieser Skizze gesagt: unsre ganze moderne Kunst ist in dem Ringen nach neuen Formen begriffen, erst wenn sich dieses Ringen abzuschließen beginnt, wird über den Werth derselben ein Urtheil zu fällen möglich sein.

Vor der Hand dürfen wir uns nicht scheuen, zu bekennen, daß Kaulbach in diesen Dingen dasteht als der bewußteste, gewaltigste Vorkämpfer, daß kein Maler der neueren Zeit so sehr die großartigen, welthistorischen Ideen, die sie bewegen, in seine Kunst aufgenommen und in derselben gestaltet hat als er.

Die Zerstörung Jerusalems ist eine welt- und culturgeschichtliche Katastrophe. In seinen trojanischen Bildern in der Glyptothek in München malt Cornelius die Augenblicke des Kampfes und der Zerstörung, und entbindet in denselben alle Leidenschaften und Größen, deren die menschliche Natur fähig ist. Gewiß ist diese Aufgabe, wenn er sie vollständig zu lösen versteht, des größten Künstlers würdig. In unsrem Jahrhundert jedoch, in dem die Menschheit mit ihrer eigenen Geschichte abzurechnen beginnt und große gewaltige Uebergänge vorbereitet, um blutige Zerstörungen, wie sie frühere Zeiten gesehen, unmöglich zu machen, sind nur culturgeschichtliche Katastrophen, durch die jenem Ziele mächtig nahegerückt ward, bedeutungsvoll, und dem Künstler kann es nicht zum Vorwurf gereichen, wenn er sie zum Objecte seines Schaffens wählt. Daß er dabei zur Allegorie greifen muß, wer wollte es ihm verargen? Ein Anderes ist die Allegorie eines Kaulbach, die uns die denkwürdigen Geschicke der Welt versinnbildlicht, und ein Anderes die Allegorie eines R. Wagner, die den Menschen zum Träger abstracter Begriffe herunterwürdigt. W. Kaulbach in seiner Kunst mit Richard Wagner zu vergleichen, war daher für diesen sehr ehrenvoll, für jenen aber nichts weniger als schmeichelhaft — im Ganzen eine sehr unglückliche Idee. Indem Kaulbach zu einer großartigen Allegorie greift, wird es ihm möglich, ein göttliches Strafgericht zu malen in seiner frühesten Verkündigung bis zu seiner fernsten welthistorischen Wirkung. Durch die, wie Gestalten der Rache erscheinenden, Propheten wird uns angedeutet, daß wir hier die Zerstörung jener Stadt vor Augen haben, die ihren Erlöser gekreuzigt, die das Maß ihrer Schuld aufgehäuft durch Jahrhunderte, in der jeder Stein einem prophetischen Schicksale verfallen ist. Durch die Figur des fliehenden ewigen Juden wird uns klar, daß das Volk der Juden ausgestoßen sein soll in alle Welt, in seinen elenden Trümmern gejagt von einem ewigen Fluch, während der sich selbst tödtende Hoheprieſter im Vordergrund den Untergang des nationalen Judenthums versinnbildlicht. Freilich hat der Künstler in den Gestalten der Furien eine durchaus heidnische Idee herbeigezogen und damit heterogene Anschauungen in einer Idee vereinigt und hierin liegt, unsrer Ansicht nach, was Composition anlangt, der einzige Vorwurf, den man dem Bilde machen kann. — Die Gruppe der fortziehenden Christen jedoch, — die inmitten der Schrecken und der Verzweiflung uns in seliger Verheißung zuruft, daß die Zukunft der Menschheit erleuchtet sein werde durch das Kreuz, das sie begleitet — ist wieder wunderbar schön. Sie führen das Heil mit sich, welches das Judenvolk von sich gestoßen. So stößt der Mutterschoß die Frucht, die er getragen, von sich, und die Brust nimmt sie an sich und säugt sie auf zum Leben und Gedeihn — so stieß das Judenthum, der Schoß, der gewürdigt worden war, das Christenthum zu empfangen und zu gebären, die Frucht von sich, der germanische Norden ward ihr Mutterbrust und säugte sie auf zum Helden und Könige aller Geschlechter. Diese Idee ist es, die aus dem Kaulbach'schen Bilde zu uns spricht, wer sie in demselben wiederzufinden im Stande ist, wird mit uns die Bedeutung derselben anerkennen. — Die Correctheit und Grazie, die Wirkung der Farbe zu schildern, kann nicht unsre Aufgabe sein, das Auge kann dies durch Beschauen, durch Wiedergabe in Worten jedoch nicht erkennen. —

Schon mit unsrem Eintritt in den dritten Saal, in welchem sich das so eben besprochene Bild Kaulbach's befindet, ist uns der zauberische Anblick des Rottmannssaals näher gerückt; wir durcheilen jetzt rasch die Säle vier und fünf und treten auf die Schwelle des an der Westseite des Gebäudes liegenden sechsten Saales. Man muß zwischen 11 und 12 Uhr, wenn die Morgensonne die Rottmann'schen Landschaften bescheint, ihren Anblick genießen. Dann ist es classische Luft, die man athmet, heitere griechische Schönheit, die das Auge entzückt. Carl Rottmann hat diese 23 landschaftlichen Darstellungen im Auftrage des Königs nach der Natur aufgenommen und in enkaustischer Weise gemalt. Mit diesen Werken hat er auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei das Größte geleistet und dieselbe zu ihrer höchsten Blüthe geführt.

Man spricht bei einem Portrait von dem Charakter, den uns der Maler in dem Kopfe wiedergiebt. Mit der bloßen Aehnlichkeit ist es, wenn das Bild künstlerischen Werth haben soll, nicht gethan; der Künstler muß das Zufällige in dem Kopfe beseitigen und uns das Wesentliche, den Charakter, darin feststellen. Ebenso ist es bei der Landschaftsmalerei. Mit dem bloßen Abmalen einer Gegend ist nichts gethan, wir verlangen Stimmung in dem Bilde, d. h. wir verlangen, daß durch das Gemälde eine bleibende schöne Empfindung in uns angeregt und lebendig werde. Und gerade darin sind die Landschaften Rottmann's groß und einzig. Man kann diese zerstörten Tempel, diesen heiteren,

wolkenlosen Himmel, diese Klarheit und diesen Duft, der über den Bildern liegt, nicht sehen, ohne an das Griechenvolk zu denken, dem es vergönnt war, ein Dasein zu leben, wie es kein Volk der Erde vor ihm und nach ihm mehr gelebt. Eine innige Rührung überkommt uns; wir denken an den Untergang jenes herrlichen Volkes, das diese Tempel baute, die uns in ihren Trümmern noch entzücken, das diesen heiteren Himmel mit einer heiteren Götterschaar zu erfüllen wußte, das mit den Gesetzen der Schönheit und Anmuth in seinem Leben auszukommen verstand. Eine tiefe Wehmuth ergreift uns; wir sehnen uns nach dem Lande, welches uns in diesen Bildern verkündet wird, es wird uns klar: wir haben hier nur eine Welt heiliger Erinnerungen vor uns, Griechenland zwar besteht noch, aber Hellas ist untergegangen und Hellas ist es, was uns Rottmann in seinen Landschaften gemalt. Hier liegt Aegina, der aufsteigende Vollmond beleuchtet glühend die herrlichen Tempelreste; dort ist Epidaurus im glühenden Sonnenuntergang, hier liegt Aulis im heitern sonnigen Tage, dort Korinth mit der Akropolis und Eleusis mit der heiligen Straße. Wahrlich, er ist einer der schönsten Zierden Münchens, der Rottmannssaal der neuen Pinakothek. Wenn Du, lieber Leser, geweilt hast in den einsamen, geheiligten Räumen der Glyptothek, wenn du die herrlichen Giebelgruppen der Aeginaten, die Niobiden, die Leukothea, den schlafenden Faun, die Venus von Knidos gesehen, dann trete in den Rottmannssaal, suche in den Tempeltrümmern von Aegina den Ort, wo die Aeginaten gestanden, siehe das Land in der Fülle seines Lichtes und seiner Klarheit, in dem einst das glücklichste Volk der Erde gelebt, und danke diesem heiteren, reinen Himmel, daß es ein Volk gegeben, in dem die höchsten und ewigen Gesetze der Schönheit, maßgebend für alle Zeiten, zur künstlerischen That geworden sind.

Gelegentliches.

Vor Kurzem wurde in Rom in einem Garten an der Porta del popolo ein sehr interessanter Fund gemacht. Man stieß auf eine Steinmasse, die sonderbar geformt und mit Bildhauerarbeit versehen zu sein schien. Nachdem der Stein zu Tage gefördert worden, erwies er sich als ein kolossales Brustbild der Minerva, auf deren Schild folgende Inschrift zu lesen ist: „Populus Romanus Augusto Imperatori.“ Die Länge der Nase von der Nasenwurzel bis zur Spitze beträgt allein nahe an 16 Zoll, wonach man sich eine Vorstellung von der Größe des Brustbildes machen kann.

Im Krystall-Palast zu Sydenham soll im Jahre 1859 der hundertjährige Todestag Händel's durch eine musikalische Aufführung gefeiert werden. Um zu erproben, in wie weit sich das Local zu diesem Zwecke eignet, haben die Sacred Harmonic Society und der Vorstand des Krystall-Palastes beschlossen, daselbst im nächsten Mai eine Vorfeier stattfinden zu lassen, in welcher ein gewähltes Orchester von 2800 Mann mitwirken soll.

Henry Leys in Antwerpen hat soeben ein neues Gemälde zur Vollendung gebracht, welches ein Seitenstück zu seinem früheren berühmten Bilde: „Gretchen (nach der Schuld) aus der Kirche kommend“ ist und die Scene aus dem Faust, „Gretchen, die Mutter auf ihrem Heimwege aus der Kirche führend“, zum Gegenstande hat. Im Hintergrunde sieht man Faust und Mephistopheles. Belgische Journale ertheilen dem neuen Gemälde großes Lob.

Theater und Musik.

rotz der vielen neueren Engagements am Burgtheater in Wien wird der Austritt des Frl. Neumann, die am 19. December zum letzten Male als Lorle in dem Birch-Pfeiffer'schen Schauspiele „Dorf und Stadt“ aufgetreten ist, ein unersetzlicher Verlust bleiben. Ueberhaupt lichten sich die Reihen der dortigen Künstler, und wenn auch noch hie und da eine Aufführung wie die des „Götz von Berlichingen“ mit Ludwig Löwe in der Titelrolle als erfreuliche Erinnerung an eine große Vergangenheit auftaucht, so mahnt dagegen eine Niederlage wie die des Herrn Gabillon als Macbeth an den allgemeinen Mangel bedeutender jüngerer Talente. Unter den jüngern Damen am Burgtheater gewinnt Frl. Boßler fortwährend in der Gunst des Publicums. Neu engagirt wurde daselbst Frl. Auguste Taglioni. — Herr Steger, der bei seinen Gastspielen am Kärnthnerthor-Theater anfänglich übermäßig gefiel, verlor bei seinem weitern Auftreten auffallend und dürfte in der Folge seine Prätensionen etwas mäßigen. Mit besonderer Spannung sieht man in Wien der neugewonnenen Primadonna, Frl. Luise Meyer aus Prag entgegen. — Eine bedeutende Zukunft verheißt das Talent der jugendli-

chen Sängerin Frl. Ferrari aus Wien, die in Braunschweig erst seit kurzer Zeit die Bühne betreten hat. — In Berlin ist als größere Novität das Gutzkow'sche Charakterbild „Lorbeer und Myrthe" in Scene gegangen. Das Stück hat die verletzte Dichtereitelkeit Richelieu's beim Erfolg des Corneille'schen Cid zur Grundlage. Der Erfolg war mäßig, was theilweise den Darstellern zur Last gelegt wird. Auch das neue Brachvogel'sche Drama „Adalbert von Babenberge" ist in Berlin bereits mit Beifall zur Aufführung gekommen, und ein neues ländliches Charakterbild von Frau Birch-Pfeiffer „die Grille" steht in nächster Zeit dort zu erwarten. Der Laube'sche „Essex" hält sich bei der unübertrefflichen Darstellung der Elisabeth durch Frau Crelinger daselbst dauernd auf dem Repertoir. Im Opernhause zu Berlin kam die neue komische Oper „Ein Tag in Rußland" von H. Dorn mit vortrefflicher Besetzung zur Darstellung. Sonderbar ist der Umstand, daß Herr Rott, der bereits seit vergangenem Jahre am Berliner Theater pensionirt wurde, nun in Prag in Rollen wie „Graf Essex" als Gast auftritt. — Die Gastdarstellungen des Herrn Emil Devrient im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin erregen fortwährend das höchste Interesse. Derselbe ist auf königlichen Wunsch auch im Schauspielhause als Egmont aufgetreten. Die Engagements der beiden Sängerinnen Frl. Mandl und Baur haben bis jetzt noch wenig erfreuliche Resultate geliefert. Ersterer wird es leichter gelingen, sich in der Folge beliebt zu machen, als es bei letzterer den Anschein hat. — Das Thalia-Theater in Hamburg bemüht sich durch neue Engagements und wechselvolles Repertoir sein Publicum zu fesseln. Im Stadttheater daselbst sind Herr Köckert von Frankfurt am Main und Herr Carl Devrient von Hannover als Gäste aufgetreten. — Herr Haase von Frankfurt am Main feierte in Mainz bei zweimaligem Auftreten außerordentliche Triumphe. — Frl. Marie Seebach hat das ihr angetragene, höchst vortheilhafte Engagement in Hannover angenommen und wird im nächsten Jahre dort eintreten. — In München hat kürzlich ein Fräulein von Meichsner aus Berlin als Leonore in der „Favorite" von Donizetti vollständigen Fiasko gemacht; die dortige Oper hat „die Schweizerfamilie" von Weigl wieder hervorgesucht; auch wurde „Doctor und Apotheker" von Dittersdorf gegeben, ferner zum Geburtstage des Königs „Titus." Der letzten Aufführung, bei welcher der Clarinettist Herr Bärmann sich ganz besonders durch seine vortreffliche Begleitung der Arie mit obligater Clarinette und dem Bassethorn auszeichnete, wohnte der gerade dort anwesende Franz Liszt bei. In Darmstadt ist die Oper „Santa Chiara" vom Herzog von Coburg mit großem Beifall aufgeführt worden. Ueberhaupt scheinen die Werke dieses hohen Componisten einer immer größern Beliebtheit und Verbreitung entgegen zu gehen. Auffallende Reformen haben in der letzten Zeit in Bezug auf die Erscheinung des Ballet-Personals stattgefunden. In Berlin hat dasselbe lange Beinkleider erhalten und in Wien soll man damit umgehen, die bekannte neapolitanische dunkle Farbe in Anwendung zu bringen. — Obgleich über die Pariser Oper die dortigen Journale von einem Erfolg nach dem andern melden, so sind diese Erfolge doch für denjenigen Theil des Publicums, der sich früherer Zeiten erinnert, immer weniger bemerklich. Es geht nun das Gerücht, daß die Leitung der großen Oper zu einer völligen Umgestaltung in die Hände des Herrn Perrin, jetzigen Directors der komischen Oper, übergehen werde. Die komische Oper soll dann einem Manne anvertraut werden, der mit Meyerbeer in naher Verbindung steht und letzterer wolle diesem Institute alsdann die neuen Productionen seiner Muse liefern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß irgend eine neue Umwandlung der Pariser Opernverhältnisse bevorsteht. Der dortigen großen Oper muß vor allen Dingen ein ganz neuer Geist eingeflößt werden, wenn sie nicht völlig zu Grunde gehen soll.

Die Gewandhausconcerte in Leipzig erlitten durch die plötzliche Geisteskrankheit der Frl. Bury eine Störung, doch ist dieselbe wieder glücklich ausgeglichen. In Wien haben die Helmesberger'schen Concerte mit Haydn's D-moll Quartett begonnen und erfreuen sich wie gewöhnlich der größten Theilnahme. Die Odeon-Concerte in München brachten kürzlich eine wenig gekannte, reizende Symphonie von Mozart (Nro. 34), die höchst beifällig aufgenommen wurde. Die Symphonie A-dur von Beethoven, eine der besten Leistungen der dortigen Hofcapelle, wurde ebenfalls aufgeführt. In demselben Concerte spielte Herr Lauterbach das Violinconcert von Mendelssohn ganz meisterhaft. Die Soiréen der Herren Lauterbach und Müllner bieten immer ein schönes Programm im Fache der Kammermusik. F. Müllner ist ein sehr solider Clavierspieler und tüchtiger Musiker. Sein Vortrag classischer Musik zeichnet sich immer gleichmäßig durch schöne Auffassung und klare Technik aus. Die Glanzpunkte dieser Soiréen bildeten bis jetzt das Cis-moll Quartett und das große C-dur Quartett op. 59 von Beethoven, das C-dur Quartett von Mozart mit den berühmten Querständen, ein Clavier-Quartett von Mozart in Es und die H-moll Sonate für Clavier und Geige von J. S. Bach. Der Oratorienverein gab ein Concert mit dem Dettinger Te deum von Händel, Scenen aus Armide von Gluck und der Phantasie für Clavier, Orchester und Chor von Beethoven. Das Concert ließ übrigens sehr viel zu wünschen übrig. — Die erste Soirée des Königlichen Domchors in Berlin brachte unter großem Zudrang des Publicums eine Auswahl des Gediegensten und Seltensten, was die Tonkunst aufzuweisen hat. „Das Sanctus" aus der Marcellusmesse von Palestrina und das „Miserere" (für Männerstimmen) von Orlando di Lasso waren die ersten Nummern des Abends, ihnen folgte der Chor „Vere languores" von Lotti, das Offertorium von Fioroni, ein „Ave Maria" von Mendelssohn, und als Instrumentalzugabe ein Präludium mit Fuge von Mendelssohn und die kleine Es-dur Sonate op. 28 von Beethoven. Im zweiten Concerte der Berliner Singakademie wurden Haydn's Jahreszeiten aufgeführt. Die Quartett-Soiréen der Herren Zimmermann und Genossen, sowie die Soiréen der Herren Grünwald und Radecke daselbst bringen die Meisterwerke von Beethoven, Mozart, Haydn und Schubert in würdiger Weise zu Gehör.

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Sebastian Franck und deutsche Geschichtschreibung. Beitrag zur Culturgeschichte des XVI. Jahrhunderts von Hermann Bischof. Eine von der philosophischen Facultät zu Tübingen gekrönte Preisschrift. Tübingen bei Riecker. 1857. 295 S. in 8.

Sebastian Franck, der erste, der eine Weltgeschichte in deutscher Sprache schrieb, der Vater der modernen Geschichtschreibung, ist einer der hervorragendsten Geister des sechszehnten Jahrhunderts, der in Bezug auf Sprache und Darstellung nur Luther weicht, in Bezug auf philosophische Speculation ihn aber übertrifft, — viele Leser werden bei diesen Behauptungen stutzig werden und vielleicht an Uebertreibungen absonderlicher Art denken. Sebastian Franck ist bekannt, aber als was für ein Mann? Adelung erwähnt ihn in seiner Geschichte der menschlichen Narrheit und bringt ihn unter die Männer, welche sich ihr ganzes Leben „ein Geschäft daraus machten, wider Philosophie und gesunde Vernunft zu handeln." Deshalb habe er auch nichts weiter davon getragen, „als einen Kopf voll verwirrter Ideen, welcher ihn sein ganzes Leben hindurch in Deutschland herumtummelte." Schlosser macht ihn im elften Bande der „Weltgeschichte für das deutsche Volk" zum Hauptschriftsteller der Anabaptisten und Quäker und zum Communisten. Heinrich Laube endlich, der in schwachen Stunden eine deutsche Literaturgeschichte schreiben zu müssen geglaubt hat, promovirt ihn zum protestantischen Pfarrer in Donauwörth, ihn, der die zweite Hälfte seines Lebens flüchtig in Deutschland umherirren mußte vor dem Grimme der Geistlichen aller Confessionen. Nicht viel besser ist über Franck schon im 16. Jahrhundert geurtheilt worden. Er erlaubte sich, andere Ansichten zu haben als seine Zeitgenossen, die Dinge nach seiner Art anzusehen und aufzufassen: das pflegen die Leute aber in der Regel krumm zu nehmen. Die Gelehrten erklärten seine Werke für „armselige Compilationen" und, wie Adelung hinzufügt, „um so armseliger, als der Mann nicht einmal gehörig Latein verstand." Nur Luther, obwohl sein heftigster Gegner, weiß die historiographischen Talente Franck's und den Einfluß seiner Schriften auf die Bildung seines Volkes anzuerkennen, hofft aber, daß seine Bücher untergehen werden, „wie der Fluch eines zornigen Mannes." „Der Beelzebub Sebastian Franck hat das Griflein gefunden, daß er gewußt, wie die Historienbücher vor andern sonderlich gern gelesen werden und lieb gehalten sind. Weil jedermann natürlich gern wüßte, was vor Zeiten geschehen ist, noch geschieht und geschehen wird, dahero er ihm sonderlich vorgenommen historica zu schreiben, damit er sein Gift unter dem Honig und Zucker desto mächtiger unter die Leute brächte."

Abgesehen von andern Zeitgenossen, die Franck loben, hat die Nachwelt sich erst in neuester Zeit eine nähere Einsicht in die Schriften Franck's verschafft. Vilmar rühmt in seiner Literaturgeschichte an ihm, daß er sowohl in seinen historischen als in seinen theologischen Schriften, unter diesen am meisten in seinen Paradoxen oder Wunderreden ein Muster des philosophischen Styles sei, voll Milde, Weichheit und Gefügigkeit, und fügt hinzu: „Der merkwürdige Mann, der fast gegen jede Erscheinung der Reformation von seinem Standpunkte aus Opposition machte, harret noch des Theologen, der ihn vollständig zu schildern übernimmt; uns interessirt er übrigens außer seinem Style allenfalls noch als der Verfasser der ersten Welthistorie in deutscher Sprache, mehr als Sammler von Sprichwörtern, die er mit feinem Sinn auszulegen verstand." Einen Schritt weiter geht Wilhelm Wackernagel in dem zuletzt erschienenen Hefte der „Geschichte der deutschen Literatur," der an drei Stellen Franck's gedenkt. Seite 488 rühmt er von ihm, daß er „ähnlich dem Sprichwort schon aus eigenem Sinn und Tiefsinn die Paradoxen geschrieben"; S. 484 hebt er den philosophisch ausgebildeten Styl Franck's hervor und fügt hinzu: „Er aber ward von der

Mystik des Mittelalters, ward von der Philosophie des Alterthums auch in die pantheistischen Irrungen beider, ward von dem unruhigen Drang und dem selbstgenügsamen Reichthum seines Geistes auf Wege verleitet, wo zwischen Tiefsinn und Frevel jede Grenze schwand, und es kam, daß ihn, der anfangs mit Luther gewirkt, die alte wie die neue Kirche als Ketzer zurückwies." Seite 477 endlich hält ihn Wackernagel für den größten deutschen Geschichtschreiber seiner Zeit, der selbst vor dem Schweizer Tschudi voraus habe einen drängenden Zug der religiös-sittlichen, der philosophischen Betrachtung, der ihn auch den Gedanken, die in der Geschichte walten, nachgehen heißt; „er hat voraus (es werden hier einige andere namhafte Geschichtschreiber jener Zeit angeführt) den tief blickenden, streithaft scharfen Geist, welchem es wichtiger ist, das Volk als bloß das Land zu schildern und ein Bedürfniß, auch alle Gebrechen eines Volks und die eines jeden Standes bloßzulegen." Vilmar wünscht Franck einen Theologen, der ihn in seinem Verhältniß zu der Reformation schildere; nach Lesung des Wackernagel'schen Urtheils müssen wir wünschen, daß auch ein Geschichtschreiber ihn schildere in seinem Verhältnisse zur deutschen Geschichtschreibung. Der erstere Wunsch ist noch nicht erfüllt; der letztere fast in derselben Zeit, als Wackernagel Franck als den bedeutendsten deutschen Geschichtschreiber im Zeitalter der Reformation hinstellt. Er ist erfüllt worden durch das Buch, dessen Titel an der Spitze dieser Zeilen steht. Wir wissen nicht, sollen wir den Verfasser tadeln, daß er mit der Herausgabe so geeilt und dadurch neben dem Reifen auch Unreifes zu Tage gefördert hat, oder loben, daß er uns so bald als thunlich einen der großen Männer des an geistigem Leben so überreichen 16. Jahrhunderts vorgeführt hat? In jedem Falle wünschen wir, daß der junge, sehr talentvolle Verfasser an anderer Stelle richtig und unparteiisch gelobt und getadelt werde, und das um seiner selbst willen; hier aber, glauben wir, ist der Ort, um ohne gelehrte Erörterungen die deutsche Lesewelt auf den Schatz aufmerksam zu machen, den Herr Bischof aus dem dunkeln Schacht deutscher Vergangenheit an das helle Licht des Tages gefördert hat. Sebastian Franck hat keine gelehrte Jugendbildung gehabt, „er verstand das Latein nicht gehörig", aber er schöpfte aus der Tiefe des deutschen Geistes: was er fand, das in kurzen Worten darzulegen, ist vorzugsweise eine Aufgabe der „Deutschen Monatshefte" und ihrer nationalen und volksthümlichen Tendenz.

Das Werk von Bischof zerfällt außer der Einleitung (S. 1 bis 25), die das äußere Leben Franck's erzählt, in zwei Theile, deren ersterer (S. 25 bis 173) „Franck und die Geschichte als Kunst", deren zweiter (S. 177 bis 295) „Franck und die Geschichte als Wissenschaft" behandelt. Die Einleitung erzählt, daß Franck gegen Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts in dem schwäbischen Städtchen Donauwörth von unbekannten und unbemittelten Eltern geboren sei, und später nie ein Amt bekleidet, sondern von dem spärlichen Ertrage seiner Schriftstellerei gelebt habe. Wann er seine Heimath verlassen, ist nicht bekannt; aber 1527 hielt er sich bei einem Landgeistlichen in der Nähe von Nürnberg auf und wanderte mit ihm, als er einen Ruf nach Nürnberg erhielt, nach dieser Stadt, wo er seine Geschichtbibel („Chronica, Zeytbuch und Geschichtbybel") und außerdem mehrere kleinere Schriften verfaßte. Von Nürnberg — es ist nicht gewiß, ob vertrieben oder ob aus ökonomischen Rücksichten — wanderte er 1531 nach Straßburg, aber sein Aufenthalt in dieser Stadt war nur von kurzer Dauer. Der Magistrat fand in der Geschichtbibel „auch nicht eine Spur von dem, was die Theologen und Juristen des 16. Jahrhunderts den im Staate zu duldenden rechten Glauben nannten", und Franck wurde deßhalb mit dem Thurm bestraft und aus der Stadt vertrieben. Er ging nach Justenfelden, in der Nähe von Ulm, und verfaßte hier ein Buch von der Trunkenheit und die Kosmographie (Weltbuch, eine Beschreibung auch der gesammten Welt), die er bald gegen die „groben Köpfe" etlicher vermeinter Geistlichen zu vertheidigen hatte. Im Herbst 1533 kam er nach Ulm, erhielt hier das Bürgerrecht und die Erlaubniß, sich daselbst — zwar nicht als Seifensieder, wie er anfänglich beabsichtigt hatte — aber doch als Buchdrucker niederzulassen. Zwei Jahre später schrieb er die Paradora, lud dadurch den Zorn der dortigen Geistlichen auf sich und wurde in einen Proceß verwickelt. Nachdem er zu Ulm noch die deutsche Chronik („des gantzen Teutschen lands, aller Teutschen Völcker Herkommen u. s. w.") herausgegeben hatte, wandte er sich von hier 1539 nach Basel, von Basel wieder nach Straßburg; zum zweitenmale von hier verjagt, geht er nach Meißen, von Meißen wieder nach Basel, wo er im Jahre 1545 stirbt. Bischof vergleicht ihn in Bezugnahme auf sein bewegtes Leben mit Lessing, der auch seinen Charakter mehr im Strome der Welt errang und bildete, als bei den Meistern, welche, wie Tauler sagt, „die großen Bücher lesent und die Bletter umkerrendt".

Gehen wir nach diesen biographischen Notizen zum zweiten Theile des Buches über, „Franck und die Geschichte als Wissenschaft". Das Alterthum kannte keine Weltgeschichte als Offenbarung Gottes. Die Pythia antwortet den Lydern, daß „auch die Götter dem Verhängnisse des Schicksals nicht entgehen können." Ueber Götter und Menschen waltet somit das Fatum, Götter und Menschen sind endlich und vergänglich. Herodot redet zwar mit frommer Scheu vor dem göttlichen Walten in der Geschichte, aber das ist so zu sagen ein privater Gedanke, den ihm sein frommer Sinn eingiebt, der aber nicht historisches Princip ist; Thucydides erkennt in der Geschichte nur das Wirken endlicher Kräfte, der schlauen Berechnung, der begeisternden Energie auf der Rednerbühne, der Macht des Schwertes u. s. f. Die Chronik des Mittelalters ist naive Erzählung von Gesehenem oder Gehörtem; sie denkt nicht daran, daß eine bewegende Idee im Laufe der Geschichte in die Erscheinung tritt. Wo einzelne Männer, wie Augustin und Otto, weiter gehen, da unterscheiden sie schroff zwei Welten, zwei Staaten, einen Staat Gottes und einen Staat des Teufels, ein Jerusalem und ein Babylon, eine Kirche und eine chaotische, wild gährende Masse von Menschen. Die Geschichte ist somit verlassen von jeglichem geistigen Inhalte und die Erde nur ein wüster Tummelplatz; Wahrheit ist nur im Himmel und in der Kirche, die Welt das Reich des Teufels. Das Reformationszeitalter hebt diesen Gegensatz auf, es macht das Herz zum Wohnsitze Gottes und dadurch auch die Geschichte zu einer Offenbarung Gottes.

Hören wir nun Franck, der ohne gelehrte Jugendbildung bei den Mystikern in die Schule gegangen war und hier, wie bereits bemerkt, aus der Tiefe deutschen Geistes geschöpft hatte. Was ist Gott, was der Mensch, wie verhalten sich beide zu einander? Mit andern Worten: wie verhält sich das Unendliche zum Endlichen, wie die Nothwendigkeit zur Freiheit? „Gott", antwortet Franck, „ist Alles in Allem, sonst ist Nichts, denn daß es in ihm ist; das Wesen aller Dinge ist Gott, sonst ist kein Wesen." „Gott hat seiner Weisheit, Art und Wesens ein Muster, Zundel, Gespür, Licht und Bild in des Menschen Herz gelegt, darin sich Gott selbst siehet. Dies Bild Gottes und göttlichen Charakters nennt die Schrift etwa Gottes Wort, Willen, Sohn, Samen, Hand, Licht, Leben, die Wahrheit in uns; also, daß wir Gottes fähig und göttlicher Art sind. Das Licht ist in der Laterne unseres Herzens angezündet und der Schatz liegt schon in dem Acker, im Grund der Seele gelegt, wer es nur ließ brennen, gloßen. Ja, wer nur in sich selbst einkehret, und diesen Schatz suchet, der wird ihn zwar nicht über Meer finden, noch im Himmel dürfen suchen." Wenn aber Gott „alle Dinge durch sein Wort in ein Wesen und Natur hat gestellt, so hat er sein Werk, Natur, Wesen und Fäuste nicht wieder daraus oder davon gezogen, wie ein Schuhmacher, so er einen Schuh ausmacht und liegen läßt, oder wie ein Strauß sein Ei, sondern er hat sein Wort in den Dingen gelassen, daß er Alles regiere, in Allem lebe, webe, wachse."

Die Welt — Natur wie Geist — ist also eine Offenbarung Gottes. Es fragt sich nun, was ist nach Franck unendlich, was endlich in der Welt? Er unterscheidet zwischen Kraft und Willen. Die Kraft gehört Gott oder dem Wesen, der Wille dem Menschen oder der Accidenz. Als Kraft waltet Gott in jedem Wesen, als Kraft also auch im Menschen, aber bei dem Menschen kommt zu der Kraft noch der Wille, die Freiheit, und das unterscheidet den Menschen vom Thiere. „Der Mensch ist allein in die Freiheit gestellt, daß er wollen kann; denn der Vogel singt und fliegt eigentlich nicht, sondern wird gesungen und in den Lüften dahin getragen; Gott ist's (also die Kraft, der Vernunftinstinct), der in ihm fliegt und singt. Im Menschen wirkt Gott gleichfalls Alles, aber er thut's nicht ohne unsern Willen. Wie der Mensch Gott in sich zieht, also thut ihm Gott." „Wäre kein freier Wille", führt eine andere Stelle weiter aus, „und müßte absolut Alles so geschehen, wie Gott wollte und wirkt, so wäre keine Sünde, alle Strafe unbillig und alle Lehre vergebens und ein Affenspiel, daß Christus über die Blindheit der Pharisäer trauert. Wie oft klagt Gott, daß sie ihn nicht hören wollen, das ja spöttlich wäre, wo er die Schuld hätte und selbst also wirkt und haben wollt und ja also sich selbst und sein eigen Werk tadelt, straft und verdammt. Summa, wir müssen einen freien Willen annehmen oder der ganzen Schrift Gewalt anthun und Gott zu einem Erzsünder machen." Die Sünde fällt also in den Willen des Menschen. „Gott dagegen ist ein vollkommen, dem weder zu noch abgehen mag. Sagen wir ihm gleich ab und werfen mit Steinen nach der Sonne gen Himmel so fallen sie nur auf unsern eigenen Kopf. Wenn wir ihm gleich einen Hagel schwören und uns Alle zu Tode sündigten, so bleibt er gleichwohl Gott, so ist die Sünd allein wider uns und eigentlich nicht wider Gott, sondern ihrer selbst Last und Buß."

Gott gegenüber steht der Mensch; Gott will sich verwirklichen im Menschen, aber des Menschen Wille tritt hemmend entgegen und erzeugt die Sünde, die sich aber nur gegen den Menschen wendet: damit ist das Weltgericht gegeben. Die Willkür und die aus ihr erzeugte Sünde sind das Gemächtige, die Kraft, das Gute, ist das Wesenhafte, Dauernde: damit ist die geschichtliche Entwickelung gegeben. Wir sind bei einer der schwierigsten Fragen der Philosophie angelangt, bei der Frage nach dem Verhältnisse zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. Die Geschichte ist das Gewand, gewoben aus Freiheit und Nothwendigkeit: wie kann die Freiheit zu ihrem Rechte kommen, da doch die Nothwendigkeit den Sieg davon trägt? Hören wir Franck! Was der Mensch thut, thut er mit freiem Willen, und ist so Ursache einer That, in die Gottes Vorsehung nicht eingreift; die Wirkung aber, welche der Ursache folgt, entspricht weder nach Inhalt noch nach Maß der wirkenden Ursache. Also Ursache und Wirkung; zwischen beiden ein unsichtbares Etwas, das in die Wirkung einen Inhalt hineinträgt, der ursprünglich nicht in der Ursache und damit in dem Willen des Menschen enthalten war, ein Grund, der ohne Beleidigung jener schon bethätigten Freiheit mit der Wirkung zugleich eine Folge setzt. Mit andern Worten: Alles, was geschieht, verdankt seinen Ursprung zweien Kräften, einer menschlichen und einer unsichtbaren, welche wir Vorsehung, Weltordnung ꝛc. benennen. Den Ruhmesdurst des Tyrannen verabscheut Franck als etwas Gottloses: „die Gottlosen wollen regieren, das läßt Gott etwa zu, damit geschieht ihr Will"; nun gereicht aber die sündhafte Absicht des Herrschers „zum Guten, zur Ruth und Zuchtschul und zum Schutz seines Volkes" und damit geschieht auch Gottes Wille. „Damit ist der gottlose Ehrdurstige nicht entschuldigt, daß Gott seinen Ehrgeiz und seine Tyrannei zu Gutem kann brauchen; daß aber Gott vorkommt und zu Gutem wendet, ist Gottes Kunst und Güte." Wie das Leben des einzelnen Menschen, so ist auch das Leben eines Volkes und die ganze Geschichte von Freiheit bewegt und von Nothwendigkeit gelenket. Kein deus ex machina schleudert vom Olympe seine Blitze nach der Willkür: die menschliche Leidenschaft selbst erhitzt, überstürzt sich und endet tragisch durch eigene Schuld, aber dennoch in einer solchen Verkettung der begleitenden Umstände, „daß man Gottes Wort greifen muß, daß er der Thäter gewesen ist mit seinem bessern Kriegsvolk."

Gott steht nicht außerhalb der Geschichte, er nimmt Fleisch an in den endlichen Willen und Leidenschaften, aber so, daß „alle Werke, von Menschenkindern und Creatur geübt, Spur und Fußpfad seines Wortes sind." Ein treffliches Beispiel ist unter andern hierfür Franck's Beurtheilung der Hussitenschwärmerei, eine Beurtheilung, die sich in solcher Richtigkeit nur in wenigen geschichtlichen Werken findet. Die Hussitenstürme werden nämlich angeführt als „eine merkwürdige Historia, dadurch Gott eben Deutschland hat etwas sehen lassen; denn obwohl Aufruhr nichts nütz ist und der Hussen-

handel des Stürmens und Schwärmens halber über die Geistlichen kein Nutz, so läßt es doch Gott etwa zur Straf eines Landes gehen, daß eine Stadt oder Land durch Aufruhr wie durch Krieg, Pestilenz und andere Plagen Gottes wird verdorben, und Gott schärft seine Ruthe, bis er sie ausnützt, dann wirft er sie auch in den Ofen. Also haben auch hier die Hussiten gegen männiglich wunderbarlich Sieg, und Gott ist also mit ihnen, daß man sie gleich unüberwindlich achtet. Zuletzt, als diese Aufrührer genutzt worden, wirft sie Gott hin in den Ofen, daß sie lüderlich erlöschen. Sie stürmten viel anders, als sie vielleicht Huß gelehrt hat, plapten mit Unverstand in alle Ding, durch Wüthen und Aufruhr, wollten sich der Geistlichen (die unsers gottlosen Wesens zu blenden und zu schänden verdienter Lohn und Gottes Plag sind) entschütten mit Gewalt, ja ordentlich Gottes Gewalt mit eigener unordentlicher selbst angenommener Gewalt verwehren." Welche tragische Auffassung der Geschichte! Und wie weit reicht schon der Horizont unsers Geschichtschreibers, wenn er folgende Reflexion macht: „Nichts Beständiges ist auf dieser Erde, die Reiche gehen und fallen von einer Hand in die andere, also auch das Herz, Kunst und andere Gaben Gottes; jetzund hat dies Volk das Herz, Muth und Freud und Stärke, dies die Kunst und auch Weisheit, aber alles ein Weil, bis es stolziert, des überhebt und damit hoffärtig, übermüthig und sich eben unwürdig macht, das wieder von dem Stuhl hochmüthig wird gestürzt und das Herz, Reich, Kunst und alles von ihm genommen und einem andern gegeben."

Wir fügen dem Gesagten nichts hinzu; es springt Jedem in die Augen, daß die Franck'sche Auffassung dem einzelnen Menschen wie den Völkern die Freiheit sichert, ohne darum die göttliche Weltordnung zu durchbrechen, und daß ferner von ihm die Geschichte nicht aus einem Systeme heraus construirt wird, wie bei Hegel und Augustin, sondern daß das historisch Gegebene die Grundlage für die Betrachtung abgibt. Wir gehen deshalb zu der Frage über: welches ist nach Franck der Ausgangspunkt der historischen Entwickelung, welches das Ziel der historischen Bewegung? die Geschichtsbibel beruft sich in der Darstellung der Schöpfungsgeschichte nur auf die Bibel. Der Mensch ist somit bestimmt Ebenbild Gottes zu sein. Vor dem Sündenfall war der Mensch ein reiner und makelloser Spiegel Gottes. Eine Geschichte ist hier nicht möglich, sie ist erst möglich durch den Sündenfall. Diesen erklärt Franck allegorisch mit den Worten: „Der Baum ist Adams Wesen, Willen, Wissen, Leben, davon sollt er nit essen, des sollt er sich nit annehmen und frei und ledig unter Gott stehen, Nichts wissen, denn das Gott in ihm weiß, Nichts thun, denn das Gott in ihm thut; damit Gott ohne alle Hinderniß sein vollmächtig Reich, Walten, Wesen und Macht in ihm hätte." Mit dem Sündenfall tritt demnach die Freiheit des Willens in die Erscheinung und mit dieser Freiheit haben wir den Ausgangspunkt der Geschichte gewonnen; mit dem Ausgangspunkte aber auch das Ziel, jenen Zwiespalt zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, mit Freiheit aufzuheben, um dadurch das, *was* vor dem Sündenfall unbewußt festgehalten war, zu bewußtem und mit freier Nothwendigkeit behauptetem Eigenthume zu machen. Die Bewegung zu diesem Ziele hin ist die Geschichte, „die nur Gott ganz weiß." Sie ist nicht eine fatalistische, die Geschlechter auf Geschlechter heranstürmen und den Todtentanz tanzen läßt, sondern die Bewegung zu einem sittlichen Ziele, in der die Menschheit sich mehr und mehr reinigt von den Schlacken der Selbstsucht. Ueber der Geschichte schwebt deshalb bei Franck, im Gegensatz zu der fatalistischen Anschauung der Alten und vieler Neuern, jener versöhnende Gottesfrieden, den wir auch bei jeder ächten Tragödie fordern.

Der geneigte Leser gestatte uns einen Augenblick abzubrechen und ein anderes Thema zu berühren. Es ist in unserer Zeit vielfach über das Verhältniß des Wissens zum Glauben, der Philosophie zur Religion, gestritten worden. Die Deduction auf der einen Seite lautet: wo das Wissen beginnt, hört der Glaube auf, der Glaube ist nur für die Menge, für die Denker κατ' ἐξοχήν. So z. B. Hegel, Dav. Fr. Strauß u. a. Wie ihm der Glaube vor dem Wissen liegt, so andern der Glaube hinter dem Wissen: wo dem Wissen der Athem ausgeht, da muß man glauben. Beide Ansichten lassen Wissen und Glauben so zu sagen in einer Linie liegen, machen sie nicht zu specifisch-verschiedenen Thätigkeiten desselben Geistes. Eine oberflächliche Auffassung vom Begriffe des Glaubens! Franck erzählt: „Als ein Philosoph gefragt wurde, wann er angefangen ein Philosoph zu werden, antwortete er: da ich mir selbst anfing ein Freund zu werden. Wenn man einen Christen fragte, wann er ein Christ geworden, würde er antworten: da ich mir anfing selbst Feind zu werden." Mit diesen wenigen Worten ist so ziemlich Alles gesagt, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt. Der Philosoph nimmt den Menschen nach seiner guten, göttlichen Seite, der Christ spricht vom unvollkommenen, sündigen Menschen. Der Philosoph, der Denker, ist, so weit er denkt, nur thätig in allgemeiner Weise, weil das Denken etwas Allgemeines, etwas allen Menschen Gemeinschaftliches ist. Er denkt nach über Gott, über die Gesetze in der Natur und im Geiste, also über etwas Allgemeines, Göttliches. Der Glaubende ist sich seiner Endlichkeit, seiner Unvollkommenheit als einzelner Mensch bewußt; er setzt sich in Beziehung zu dem Allgemeinen, Göttlichen, theils indem er sich als Sünder fühlt, oder nach der Versöhnung ringt, oder sich versöhnt, selig weiß. Der Glaubende verhält sich praktisch, der Wissende theoretisch. Der Glaube basirt auf der Unvollkommenheit des einzelnen Menschen, die Philosophie auf der Voraussetzung, daß der Mensch göttlichen Ursprungs und somit fähig ist, das Göttliche zu erkennen. Beide Voraussetzungen finden sich bei jedem Menschen, also sind Wissen und Glauben gleich wesentliche Seiten der menschlichen Natur. Das die folgerichtige Erklärung der sinnreichen Erzählung Franck's!

Kehren wir zu unserem Gegenstande zurück! Franck beginnt also die Geschichte mit dem Sündenfall. Es knüpft sich daran die Frage nach der Gliederung der Geschichte, nach ihrer Periodologie. Uns ist die Eintheilung in alte, mittlere und neuere Geschichte geläufig, aber sie ist noch nicht sehr alt; noch im vorigen Jahrhundert galt die Eintheilung nach den Weltmonarchien des Pro-

pheten Daniel. Franck unterscheidet vom Sündenfall bis auf das Zeitalter der Reformation nur eine Periode, die Periode des äußerlichen Menschen, die durch die Menschwerdung Christi in zwei Abtheilungen zerfällt, in die Zeit vom Sündenfall bis Christus und in die Zeit von Christus bis zur Reformation, mit andern Worten: in alte und mittlere Geschichte. In beiden wird die Sittlichkeit nicht durch die Freiheit des Geistes, sondern durch des Gesetzes Zwang geübt. „Die Alten, so der Natur Gehör gaben, sind weise und gottgelehrt worden und haben Gott in sich predigen lassen und — wie Platon — empfunden, daß der Schatz aller Künste Gottes im Acker des Herzens eingegraben liegt, daß das Gemüth mit Gottes Wort besäet ist, wer es nur suchte und aufgehen ließe, ja so wir zu uns selbst einkehrten und nicht von außen suchten. Aber bloß einzelne Heiden haben das Geheimniß Gottes erfaßt und auch diese nur in genialen Ahnungen. Die große Masse des Heidenthums richtete ihren Blick zwar auch auf die Natur, aber nicht auf die eigene, als den Träger eines göttlichen Geistes, sondern gerade aus dieser hinaus auf die Aeußerlichkeit, um sich hier einen Gott und ein Gesetz zu bilden. Im Gegensatz dazu offenbarte Christus das Princip der Innerlichkeit, der Freiheit. Das Christenthum ist deshalb kein Monopol der Secten: „Juden, Heiden, Papisten gibt es nur bis zur Vesperzeit."

Die alte Welt bricht zusammen, aber über den Trümmern erhebt sich keine von der alten verschiedene neue Zeit. „Der rechte, christliche Glaube hat seine Ankunft von Christus, dem ewigen Worte Gottes. Aber die römisch-christliche Kirche und die römischen Christen, ja der ganze Latinerglaube hat seinen Ursprung von den Päpsten und ihren Institutionen, wie unleugbar ist, ohne Wort und Befehl Gottes, von deren Glaub. Kirche, Christen, Gebot kein Buchstab des Sinns Christi in der Schrift verfaßt ist; und zwar wir dürfen leicht in eine Lache herausbrechen, so wir so viel thörichter, lächerlicher Gottesdienst, Sitten und Fastnachtspossen von den Heiden gehört haben. Aber die Gewohnheit, die alle Dinge leicht macht und schön, lindert dieses unser Affenspiel, daß ihr Gelächter und Thorheit nicht mehr erscheint." Damit ist für Franck die Sonne des Christenthums verfinstert: die mittelalterliche Welt ist mit der antiken wesentlich verwandt, weil sie, wie jene, im äußern Menschen wandelt; ja, das Papstthum selbst und die Geistlichkeit sind antike Institute. „Die römischen Pfaffen hatten auch einen Papst, den sie pontifex maximus nannten." „Wir verwundern uns über der Heiden Thorheit, daß sie sich durch die Pfaffen also äffen und bethören lassen; ich meine, dieß sei alles bei uns doppelt und sie würden billig unserer viel mehr verwundern. Wenn man diesen Heiden unsere Thorheit sagte, sie würden nicht glauben, daß ein Volk auf Erden wäre, das sich solche Phantasie ließ bereden." Zahlreich sind die Variationen dieser Predigten gegen die äußerlich und damit heidnisch gewordene Kirche und steigern sich von der Satyre bis zum bittersten, schneidendsten Hohne und das mit einer Herrschaft über die Sprache und einer Gabe der Darstellung, die in Erstaunen setzt. Nur zwei verhältnißmäßig mild gehaltene Beispiele! Er schildert die Bettelmönche, wie sie auf den Kanzeln „hin und her purzeln, schnurren und mit allen Füßen predigen" gegenüber dem „Affenhauf, dem thörichten Pöbel, der mit großer Furcht und Andacht sitzt und diese Bestie anbetet;" nach froher Mahlzeit beschließt der fromme Mann sein Tagewerk mit der Bitte: „sie wöllen ihm sein straflich Wort verzeihen, es sei ihm nicht ernst gewesen." „Das Kreutz der Kreutzsternbrüder bedeutet, daß sie des gekreutzigten Christi Nachfolger sind, dem sie mit großen Bäuchen und aufgeblasenen Backen auf den Polstern helfen das Kreutz nachtragen, dieweil der Zins währet." Andere „tragen bei ihnen stäts ein Buch, ihre Geistlichkeit damit zu beweisen" und „der Orden der Heiliggeistler" ist „die Leut zu be — — —, ihr Kleid pfäffisch, ihre Regel, mit den Heiligen die Leute zu erschrecken, lügen und in ihren Säckel predigen."

„Was nicht aus dem Glauben und der Freiheit des Geistes, sondern aus der Regel und dem Treiben des Gesetzes geschieht, das ist Sünde." Dieses Princip tritt mit der Reformation in's Leben und damit beginnt die zweite Periode, die neue Zeit, die Periode des innern Menschen, der die Sittlichkeit frei und nicht des Gesetzes halber ausübt. „Man soll Christum nicht außer und für uns predigen, daß er dort stehe und allein für uns zu thun habe, sondern in's Herz predigen, daß wir in ihm und er in uns seien und wollen, was er ist und will. Hat man die Liebe, so wohnt in uns Glaube und Gotteserkenntniß, Hoffnung und göttliche Gnade, denn — in Summa: es hängt Alles aneinander." In diesem Sinne begrüßte er das Auftreten Luther's, in diesem Sinne schloß er sich demselben anfänglich an. Aber die Wege beider Männer trennten sich bald. Franck war ein unpraktischer Idealist, der kein neues Gesetz statt des alten wollte; Luther war ein praktischer Mann, der die reformatorische Bewegung fixiren und damit retten wollte. Franck ist Mann des Denkens, Luther Mann der That. Franck erinnert an die modernen „Lichtfreunde", die als Dogma der „freien Kirche" aufstellten, „kein Dogma zu haben"; ihm zerfließt alles unter den Händen, weil er keine endlichen Schranken kennt. Luther drängt die Reflexion zurück, erklärt sie wohl gar für ein Werk des Teufels, sobald ihm sein praktischer Sinn sagt, es handele sich um Rettung des Gewonnenen. Als die Zwickauer Propheten zu ihm kamen, wollten sie ihm die Wahrheit ihrer Inspirationen damit beweisen, daß sie ihm (Luther) zu sagen im Stande seien, was er im Geheimen über sie denke. Luther hieß sie reden und als sie ihm nun sagten, er denke im Stillen, daß sie Recht hätten, fuhr er betroffen mit den Worten auf: das hat euch Beelzebub verrathen. Sein Denken billigte die Theorien der Zwickauer, aber sein praktischer Sinn sträubte sich dagegen und der praktische Sinn trug den Sieg davon. Luther sucht in schwärmerischem Schmerze sich jenseits des Lebens ein Leben zu gründen und versenkt sich als Mönch in die Oede des Klosters; aber er entsteigt demselben wieder, um als Schatten eines im Kampfe gefallenen Ghibellinenhelden aus Italien zurückzukehren. Franck's Losungswort bleibt nach wie vor: „Die rechte Kirche ist allein im Geiste und an keine äußerlichen Ceremonien und Elemente gebunden; Keiner soll auf den Andern sehen." Und weil er bei diesem abstract-idealen Satze bleibt, findet er bald nichts mehr von der Reformation, sondern nur „eitel Papstthum, Decret, Alkoran und Talmud voller Lügen und Menschentand"; ja, er verzweifelt wohl — Strauß! —, daß die Dinge je anders werden, denn „die

Welt will und muß einen Papst haben, dem sie zu Dienst wohl Alles glaub, und sollte sie ihn stehlen oder aus der Erde graben; und nehme man ihr alle Tage einen, sie sucht bald einen andern." Man sieht, derselbe Idealismus, der ihm die römische Kirche in ihrer historischen Bedeutung verkennen läßt, hindert ihn auch an einer historischen Würdigung der Reformation. Und weil er fühlt, daß dieser schrankenlose Subjectivismus nicht durchzuführen ist, so wirft er sich dem Pessimismus in die Arme, auf dem Gebiete der Religion wie auf dem Gebiete der Politik. Denn auch auf letzterem Gebiete sieht er nur Verderben. „Der Papst hat sich erstlich angehängt an die Kaiser, wie der Epheu erstlich zu den Füßen eines mächtigen Baumes liegt, der des zarten, schwachen Gertleins kein Acht nimmt; im Winter wirft der Baum sein Laub darauf; das Gertlein bildet sich, bis es den Baum ergreift, der Baum achtet es nicht; das Gertlein wächst sichtlich für sich, und ergreift gemachsam den Baum, daß er sein mit Lieb nimmer abkommen kann: nun — er achtet es als klein, bis die Hedern auch Aeste gewinnt und von sich gibt, verwickelt also den ganzen Baum, steigt über ihn hinaus mit vielen Aesten, wenig der Blätter und Beer, bis er den rechten Baum erstickt und taub macht. Also verdirbt der edle Baum von dem heillosen Epheu und nimmt nachmals den Sitz des Baumes ein: eben also ist es an den Kaisern ergangen." Mit diesem Auge sieht Franck das „heilige römische Reich teutscher Nation" an und aus diesem „Wüst" findet er keinen Ausweg.

Uebergehen wir den ersten Theil des Buches und fassen wir zum Schluß das Gesagte in Bezug auf unsere Zeit zusammen, so hat dieselbe nur wenige geistige Richtungen aufzuweisen, die nicht an Franck ihren Vorläufer hätten. Wir finden in ihm die pantheistische Richtung der neuern Philosophie, die freie Sittlichkeit unserer „Aufklärung", den Subjectivismus unserer „freien Gemeinden", endlich den politischen Subjectivismus und politischen Pessimismus vieler unserer Demokraten. Möge das Buch deßhalb viele Leser finden und beitragen zur Regelung unseres Denkens über politische und kirchliche Dinge. —p.

Argo. Album für Kunst und Dichtung, herausgegeben von Friedr. Eggers, Th. Hosemann, Franz Kugler. Breslau. Verlag von Trewendt und Granier. 1857.

„Uns flattert vom Mast ein duftiger Kranz und die Fracht sind Bilder und Lieder." So charakterisirt W. von Merkel in seinem Einführungsgedicht die Argo und so liegt sie vor uns, ein stattlicher Band in groß Quart, jedes Blatt ein Kunstwerk und jeder Blick hinein ein Genuß von edelster Art. Bilder und Lieder. „Es ist die schöne Sitte der Musen, daß, wo die eine herrscht, die anderen sie in dienender Gefälligkeit und Anmuth umgeben, weil ihnen die Harmonie als Grundgesetz in die Seele gepflanzt ist." Wir lassen uns dies sinnige Wort, mit welchem Fr. Eggers in einem Aufsatze unter der Ueberschrift: „Zu den Bildern" biographische Notizen über die in der Argo auftretenden bildenden Künstler einleitet, gar wohl gefallen. Wir können jedoch nicht verhehlen, daß dies Wort in dem vorliegenden Werke uns nicht zur vollen Anschauung zu kommen scheint. Abgesehen von fünf Gedichten, welche in den Initialen, mit denen sie geschmückt sind, eine bildliche Erläuterung erhalten haben, steht nur Einer poetischen Gabe, dem: Karaibisch von F. Kugler, eine Illustration unmittelbar zur Seite. Alle übrigen Bilder, neunzehn an der Zahl, treten durchaus selbstständig auf, und die in dem Vorhergehenden nicht angeführten Dichtungen stehen zu ihnen in keiner inneren Beziehung. Dergestalt kommt jene schöne Sitte der Musen, sich gegenseitig in dienender Gefälligkeit und Anmuth zu umgeben, in dem vorliegenden Werke mehr in der Form einer Personal-Union der Musenjünger, als in der inneren Verknüpfung ihrer Schöpfungen zur Erscheinung. Wir sind jedoch weit davon entfernt, mit dieser Bemerkung irgendwie einen Tadel auszusprechen, oder auch nur einen Wunsch anzudeuten, dessen Berücksichtigung bei zu hoffender Fortsetzung des Werkes wir für förderlich erachteten. Im Gegentheil scheint uns jene Selbstständigkeit, sowohl der Bilder als der Lieder, die vorliegenden Darbietungen mit einem eigenthümlichen Vorzuge zu schmücken. Der bildende Künstler, der Antrieb und Stoff seines Kunstwerks einem poetischen Erzeugnisse entnimmt, darf die Einführung in das Verständniß seiner Gabe von dem beredten Munde des Dichters erwarten. Was er nicht darstellt, das sagt uns dieser, und in dem Vertrauen auf diese Ergänzung wird die Fähigkeit, durch die bildliche Darstellung an und für sich ein volles Verständniß zu erzielen und ein selbstständiges Interesse zu beanspruchen, nicht bis zu der äußersten Anstrengung aufgereizt. Einen Beleg für diese Behauptung bietet uns die einzige Illustration, welche die Argo enthält, Th. Hosemann's Bild zu F. Kugler's Karaibisch. Wir sehen auf dem Bilde einen Wilden, der sich seitwärts gegen einen mächtigen Felsblock lehnt und über ihn hinweg neugierig auf eine Schlange blickt, die vor dem Felsen zusammengerollt behaglich in der Sonne liegt, unbesorgt wie es scheint, daß an diesem offenen Platze ein Feind sie erspähe, da ihr nach allen Seiten hin, unter und zwischen den Felsen, sichere Schlupfwinkel in nächster Nähe sind. Welche Theilnahme könnte es uns einflößen, einen Wilden im Anblick einer Schlange versunken zu sehen, und wie sollten wir es uns erklären, daß der Maler die Aufmerksamkeit, die er in dem Blicke des Karaiben darstellt, durch die rückwärts gewendeten Handbewegungen desselben gleichsam wieder aufgehoben hat, wenn wir nicht, sobald wir das Bild umschlagen, lesen:

Kleine Schlange, bunte Schlange,
Bleib geringelt in der Sonne,
Hier am warmen Steine liegen
Ruhen will ich meine Schwester.
Will die lustig bunten Farben
Ihr die bunten Ringe zeigen,
Die dir prangen auf dem Rücken,
Nach den Ringen, nach den Farben
Fein, von Bast und bunten Federn
Einen Gürtel soll sie flechten,
Und den Gürtel will ich schenken
Meinem lieben braunen Mädchen.

Und wenn sie sich mit dem Gürtel,
Sich mit deinem Bilde schmücket
Wird man ehren dich, wie keine, —
Kleine Schlange, bunte Schlange.

Nun erst ist das Bild uns aufgeschlossen und wir sehen es noch einmal an, um den Reiz des Gedichtes nun auch gleichsam mit den Augen zu genießen. Aber wie klar uns jetzt auch die Darstellung wird, Größeres leistet der Maler offenbar da, wo er lediglich mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln verständlich und anziehend zu uns redet. Daß die Künstler, welche Beiträge zur Argo lieferten, alle, mit Ausnahme des erwähnten Einen Falles, sich in der Lage befanden, für ihre Darstellungen auf das erläuternde Wort nicht rechnen zu können, ist ihren Leistungen, wie sie hier vorliegen, wesentlich zu gut gekommen. Nun ist jedes Bild in sich selbst bis zu einer Klarheit ausgeprägt, welche über die Absicht des Künstlers keinen Zweifel aufkommen läßt, und indem wir diese Sprache, welche alle hier auftretenden Maler ihren Werken verliehen haben, als das einem jeden Bilde ohne Ausnahme zukommende Merkmal bezeichnen, glauben wir ihnen damit einen Werth zuzusprechen, durch den sie sich weit über das Gewöhnliche erheben. — Von den neunzehn Bildern, welche die Argo als Fracht führt, sind fünf landschaftlicher Gattung, und zwar zwei von Riefstahl, zwei von Heun, eins von Hoguet. Sie reden in lyrischem Tone uns an, melancholisch in einem Mondaufgang, zur Andacht mahnend in dem Abend auf dem Mönchsberge bei Salzburg, majestätisch in dem Felsen von Etietat, idyllisch in dem Schloß im Walde, naturgewaltig in dem Gewitter. Diesen landschaftlichen Bildern zunächst steht der „Schauffler zu Holz gehend" von Steffeck, nach einem lebensgroßen Bilde von demselben Maler, das wegen seiner sprechenden Naturwahrheit auf der jüngsten Berliner Kunstausstellung von allen Jagdliebhabern mit Vorliebe aufgesucht worden ist. Von den übrigen zwölf Bildern sind die meisten ohne Weiteres epische Gedichte, die Jeder aus ihnen herauslesen wird, der sie mit sinnigem Auge betrachtet. Der Moment, den sie darstellen, nöthigt den Beschauer, das selbst zu erfinden, was ihm vorangegangen ist und reizt ihn zu dem Versuche, die gegebene Situation in ihrer weiteren Entwickelung zu verfolgen. So wird der Schauende zu einem Dichtenden und die ihm dazu in dem Bilde entgegentretende Nöthigung wird unwillkürlich als die größte Schönheit des malerischen Kunstwerks empfunden. Arnold's Festzug und Glückliche Zeit, Menzel's Tempi passati, Burger's Zwergenwald, Löffler's Villegiature werden Keinem diesen Effect schuldig bleiben. In technischer Beziehung erhält die Gallerie, welche die Argo bringt, dadurch einen besonderen Werth, daß alle Künstler ihre Compositionen selbst auf Stein gezeichnet haben, so daß in den dargebotenen Lithographieen uns gewissermaßen Handzeichnungen vorliegen. Nur Menzel und Meyerheim haben ihre Erfindungen der Hand eines jungen talentvollen Künstlers, Milster, der gegenwärtig in Paris weitere Studien macht, für die Uebertragung auf den Stein anvertraut.

Und nun die Dichtungen — ein voller frischer Kranz poetischer Erzeugnisse jeder Gattung. Voran nennen wir, wenn sie auch in der Reihe nicht die erste Stelle einnehmen, zehn Gedichte des Grafen Moritz von Strachwitz, unter der gemeinsamen Ueberschrift: Venedig; sie rühren aus dem Jahre 1847, dem Todesjahre des Dichters her. Die Redaction verdankt sie einem Freunde des zu früh verstorbenen Dichters, die Erlaubniß der Mittheilung den Angehörigen. Es sind Lieder, die zu einer Einheit nur dadurch verbunden sind, daß sie alle den scharfen Stempel ihres localen Ursprungs tragen und venezianische Pracht mit venezianischer Wehmuth vereinigen. Paul Heyse hat unter der Ueberschrift: König und Magier, eine chinesische Geschichte geliefert, die, obwohl mit den durchsichtigsten Farben gemalt, doch in ihrem Kern eine Frage vor uns hinstellt, an deren Lösung die Weltgeschichte schon seit Jahrtausenden arbeitet. B. v. Lepel, der Dichter der Lieder aus Rom, bringt zwei Balladen: der treue Sänger und die Dünenbrüder, in denen er, wie es seine Art ist, stolze Helden mit scharfem Griffel zeichnet. In seinen lyrischen Gaben, einer Tenzone zwischen ihm und Th. Fontane über das Thema: Reden ist Silber, Schweigen Gold; ferner einer poetischen Epistel, in der er einer Freundin die Erinnerung an das Fest der heiligen Rosalie in Palermo zurückruft und zwei Sonetten fesseln uns die reichen, in den edelsten Formen einherschreitenden Gedanken. Daß der Dichter der drei Balladen: das Urtheil des Toftamisch, ein Schicksal und die Freske zu San Gregorio, H. von Blomberg, zugleich ein Maler ist, verräth er selbst uns in dem Eingang zu dem dritten dieser Gedichte. Aber wenn er es auch nicht verriethe — an den sicheren Conturen seiner poetischen Gestalten, an der malerischen Wirkung seiner Scenerien, an dem Fortschreiten seiner Erzählung von Situation zu Situation würden wir die überall im Bilden geübte Kraft erkennen. W. v. Merckel läßt uns in zwei Stimmungsgedichten, die er: an meinem Geburtstage und: Ruhe überschrieben hat, Blicke in ein tiefes Gemüthsleben thun. Th. Fontane's Ballade: Archibald Douglas, gehört an Stoff und Ausführung zu dem Schönsten, was wir nicht nur von ihm, sondern überhaupt in dieser Art besitzen. Für zwei plattdeutsche Gedichte von Klaus Groth werden wir nicht nöthig haben, die Theilnahme unserer Leser anzuregen, da das Lob des Dichters, der den Quickborn öffnete, in Aller Munde ist. Th. Storm, der Verfasser der Sommergeschichten, bietet uns unter dem anspruchslosen Titel: Wenn die Aepfel reif sind, eine anmuthige kleine Erzählung, die in Feinheit der Zeichnung und Schalkhaftigkeit der Intention einem Meyerheimschen Bilde gleicht. Fr. Kugler giebt außer jenem schon oben erwähnten „Karaibisch" ein fein empfundenes Gelegenheitsgedicht unter der Ueberschrift: Einer Scheidenden, und in mehr als vierzig Sprüchen die reifen Früchte eines beschaulichen Innenlebens. Des alten Seglers Heimkehr von Scherenberg ist ein markiges mit keckem aber sicherem Pinsel hingeworfenes Bild, wie wir deren schon andere von dem Sänger von Waterloo besitzen, und drei Gedichte von H. Grimm, lyrischer Gattung, werden in dem Sohne des berühmten Sprachforschers ein reiches dichterisches Talent erkennen lassen.

Wir haben es versucht, über die Fracht, welche die Argo bringt, einen Frachtbrief zu schreiben. Ein solcher ist dürr und trocken im Vergleich zu dem, was er ankündigt. Wir bitten unsere Leser, das nicht außer Acht zu lassen. Der Katalog einer

Kunstausstellung und — diese selbst, ein Festprogramm und — das Fest in vollem Glanz und Leben, das ist unsere Anzeige und — die Argo.

Johann Heermann's geistliche Lieder. Herausgegeben von Ph. Wackernagel. Stuttgart 1856. 432 und LXXXVI S.

Es war, schreibt Wackernagel, der unermüdliche Arbeiter auf dem Felde der deutschen Hymnologie des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, Heermann's Art und Weise, Alles, was er erfahren oder gelesen, Böses oder Gutes, alsbald in Reime zu bringen. Dasselbe hat man häufig von Goethe gesagt, und wie Goethe, weil er Gelegenheitsdichter ist, einfach und wahr ist, so nehmen auch die Gedichte von Heermann unser Interesse in hohem Maße in Anspruch — abgesehen von den praktisch kirchlichen Zwecken, die wir hier nicht in's Auge zu fassen haben — weil sich in ihnen die Zeiten, in welchen sie gedichtet wurden, abspiegeln, die Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die Zeiten der Noth, die für Heermann mit dem Tode seiner Frau im Jahre 1617 beginnen und von da an fortdauern bis zum Ende seines Lebens im Jahre 1647. Beim Tode seiner Frau schrieb er:

„Bei wem soll ich auf dieser Welt
rechtschaffne Liebe finden?
Der meiste Theil nicht Glauben hält,
die Treu' will gar verschwinden.
Ich glaub und red es ohne Scheu:
die best' ist doch getraute Treu,
die muß ich jetzt entrathen."

Der Leser vergesse nicht, daß diese Verse im Zeitalter der ersten schlesischen Dichterschule niedergeschrieben sind. Daß die Treue auf Erden verschwinde, das habe, meint Wackernagel, mancher Dichter vor Heermann und nach Heermann geklagt, aber welcher, fragt er, hat vor ihm von einer „getrauten Treu" gesungen, welcher nach ihm die „getraute Treu" gepriesen?

In den Jahren 1622 und 1623 kehrten die wilden Scharen der polnischen Hilfstruppen des Kaisers, 8000 an der Zahl, die man Kosaken nannte, aus Böhmen in ihre Heimath zurück. Der Burggraf von Dohna sollte sie führen, aber da er ein Feind der Protestanten war, so konnte oder wollte er sie an den protestantischen Orten nicht im Zaume halten und sie verübten deshalb unsägliche Greuel. Im Jahre 1629 wurden die Protestanten durch die Lichtenstein'schen Dragoner unter Anführung des Burggrafen von Dohna gezwungen, zur katholischen Beichte zu gehen und das Abendmahl katholisch zu empfangen. Die Soldaten quartierten sich in die Häuser ein und hausten auf das Entsetzlichste, bis der Hausvater von dem katholischen Geistlichen, welchem er gebeichtet, dem Officier einen Beichtzettel brachte; dann verließen sie das Haus und rückten in ein anderes. Es war dies die gelindeste Weise; der Zwang war mit Mord und Hohn, mit Verruchtheiten an Kranken und Schwangern und Kindern verbunden, die denen der polnischen Kosaken den Rang streitig machten und in vielen Städten die Einwohner bewegten, den Soldaten entgegen zu kommen und die Aenderung ihrer Religion zu versprechen. In anderen Städten wanderte ein Theil der Bürger aus. In Neustadt überfiel man die Gemeinde unter der Communion und der Hauptmann de la Morde ging in Stiefeln und Sporen vor den Altar und stellte sich, als ob er den Kelch austheilen wollte. Wer verstünde nun nicht, ruft Wackernagel aus, die Lieder Johann Heermann's aus jener Zeit, die er Thränenlieder nannte! In ihnen hat das Angstgeschrei von Tausenden, das in den Hütten und auf den Straßen der Städte, über alle Gefilde des schönen Landes hin erschallte, seinen Gott wohlgefälligen Ausdruck erhalten, seine Sänftigung im Gebet, im Zwiegespräch mit Gott. Von keinem Dichter aus alter oder neuer Zeit kann etwas aufgewiesen werden, das sich vergleichen ließe mit dem hohen Liede „Treuer Wächter Israel," dessen siebente Strophe im Abgesange lautet:

„Eine Mauer um uns bau,
Daß dem Feinde davor grau
Und mit Zittern sie anschau."

Ein Abgesang, der bekanntlich von Clemens Brentano in dem Gedichte „Drauß vor Schleswig an der Pforte" dem frommen Mütterlein in den Mund gelegt wird.

Die Noth nahm nicht ab, sondern vergrößerte sich, als Gustav Adolf nach Deutschland kam. Jetzt ging es an Freund und Feind. „Kamen die Verbündeten in eine Stadt, so wurden alle evangelischen Einrichtungen wieder hergestellt und die vertriebenen Pfarrer zurückberufen, kamen die Kaiserlichen, so ward alles wieder katholisch gemacht." Heermann kam häufig in Lebensgefahr und mußte endlich flüchten; aber mit Gottergebenheit ertrug er alles Ungemach, treu ausharrend im Glauben. Zu den Leiden des Krieges kam die Pest nach Schlesien in den Jahren 1631—1633, kam Siechthum, kam endlich die erschütternde Nachricht, daß sein ältester Sohn von den Jesuiten gewonnen sei. Zum Glück für den hartgeprüften Mann besann sich der Sohn auf die Ermahnungen seines treuen Vaters eines Besseren und kehrte in den Schoß der evangelischen Kirche zurück, starb aber schon im Jahre 1643. Johann Heermann selbst lebte unter fortwährendem Siechthum noch bis zum Jahre 1647. Wie alle seine Gedichte meist Klage- und Seufzerlieder gewesen waren, so auch eines der letzten, in dem er sein ganzes Leben in dem Gebete zusammenfaßt:

„Aus einer Noth hilf mir, Gott, in die and're Noth,
Und wenn die letzte kommt, verlaß mich nicht, mein Gott!"

Wir geben Herrn Wackernagel Recht, wenn er jeden Vergleich Heermann's mit Opitz zurückweist als unzulässig, ebenso räumen wir die hohe Vortrefflichkeit vieler Gedichte Heermann's ein, aber dafür müssen wir hervorheben, daß es fast nur die Noth ist, die das Thema für die Heermann'schen Gedichte abgiebt. Das thut seiner dichterischen Bedeutsamkeit Abbruch, so sehr es ihn auch als Bekenner der evangelischen Kirche heben mag. Die Noth im Dienst des Geistes ist ein Vorwurf der Poesie, aber auch nur bis zu einem gewissen Maß.

Uebermaß ist unpoetisch, gehört eben so wenig in die Poesie als die Krankheit. Das ist der Grund, weswegen wir auch, wahrscheinlich im Widerspruch mit Wackernagel, den „armen Heinrich" für unpoetisch halten. Wackernagel fühlt selbst, daß seine Hochschätzung des Heermann schließlich einen andern Grund hat, als das Gefallen an der Poesie desselben, wenn er S. 66 der Vorrede sagt: „die Aufgabe, Johann Heermann nach seinen besonderen Eigenthümlichkeiten als Dichter zu charakterisiren, fällt mir schwer, da ich sein Dichten weder von seiner Person, noch von den Schicksalen der evangelischen Kirche seines Landes so scharf zu trennen vermag, daß ich das Künstlerische an seinen Liedern aufzusuchen und über die Form zu richten geschickt wäre." Dem sei indeß wie ihm wolle, jedenfalls hat Herr Wackernagel sich durch die Herausgabe des Heermann verdient gemacht um die deutsche Literatur, wenn auch manches in dem Buche enthalten ist, was unpoetisch ist.

Das Buch enthält: Erstens: eine treffliche 86 S. lange Einleitung. Zweitens: Lieder Heermann's (Haus- und Herz-Musica, bis S. 190; aus den evangelischen Gesängen, bis S. 206; aus dem Schlußglöcklein, bis S. 235; aus den geistlichen poetischen Erquickstunden, bis S. 305; zwei Lieder von David Denicke, bis S. 314). Drittens: Zur Bibliographie der Lieder. Viertens: Einige Vorreden Heermann's. Fünftens: Lesarten zu Heermann's Liedern.

Stimmen vom Ganges. Eine Sammlung indischer Sagen von Adolf Friedrich von Schack. Berlin bei Hertz. 1857. 264 S.

Nachdem v. Schack uns vor Kurzem mit persischer Denkweise bekannt gemacht hat, führt er uns jetzt weiter nach Osten, in das blühende und duftende Land der heiligen Ganga, unter die phantasiereichen, uns stammverwandten Inder. Es ist ein verhältnißmäßig kleines Buch, dessen Titel die Ueberschrift angiebt: nur zwölf indische Sagen sind darin aufgenommen und bearbeitet. Auch sind die Sagen meist nicht aus der vorzugsweise klassischen Literatur der Inder genommen, sondern aus der Bhagavata-Purana, Wischnu-Purana, Upa-Purana Krijajogasara, Mahabharata, Ramayana und Rhaguvansa. Dennoch haben die „deutschen Monatshefte" Gründe, weshalb sie diese Anthologie in ihren Spalten besprechen und dem deutschen Volke, das nachgerade das geistige Eigenthum der Völker aller Länder und Zonen in sein Eigenthum verwandelt hat, empfehlen können. Es sind nämlich die Sagen in Bezug auf die Form so bearbeitet, daß für sie zwar kein der indischen Anschauungsweise widersprechendes Gewand gewählt ist, aber auch ebenso sehr alles sorgfältig vermieden ist, was dem Laien in der geistigen Welt der Inder anstößig, ja ungenießbar sein könnte; was sodann den Inhalt der Sagen angeht, so zeichnet sich das Buch durch weises Maßhalten aus: es geht so viel als thunlich, aber auch nur so viel als thunlich, allen phantastischen Abenteuerlichkeiten aus dem Wege, es läßt aber auch keine wesentliche Seite der poetischen Welt der Inder außer Betracht. Form und Inhalt empfehlen somit die „Stimmen vom Ganges." Ohne Mühe kann sich der Leser, wenn er ausruhen will von dem einförmigen Treiben des Tages, in das Land versetzen, das seit uralten Zeiten in Lied und Sage als das Land der Wunder gefeiert wurde.

Die indische Poesie ist in erster Linie eine religiöse, die als solche sich entweder mit der Welt der Götter an sich beschäftigt und deshalb dogmatischen Charakter trägt, oder mit den Beziehungen zwischen der Götterwelt und den einzelnen Menschen, zwischen dem Unendlichen und Endlichen, und deshalb einen praktisch-religiösen Charakter hat. Schack hat die indische Dogmatik mit ihren Abenteuerlichkeiten nur leise berührt und sich dafür an Sagen gehalten, die das Verhältniß des Menschen zum Göttlichen veranschaulichen. Jene leise Berührung der Dogmatik geschieht in der ersten Sage, „Prahvada". Der hehre Wischnu hat den Riesen Jakscha getödtet, drob ergrimmt der Riesenkönig Kasipu, stürmt mit seiner Schaar über Berg und Thal, erwürgt die Menschen als Gottverehrer und erbaut sich dann auf den Höhen des Himalaya ein Schloß, von dem aus er die Welt beherrscht. Wischnu sieht Jahre lang seinem frevelhaften Treiben zu, bis sich Sünde auf Sünde häuft. Da endlich klafft die Jaspissäule des Schlosses auf und heraus tritt der gewaltige Wischnu, halb Löwe, halb Mensch; seine Augen funkeln wie zwei Fackeln, sein von goldnem Mähnenhaare umwogtes Haupt ragt durch das eingestürzte Dach des Palastes bis zum Himmel. Er erhebt die mächtigen Pranken nach dem Riesenkönig, und seinen Tatzen fällt der Riesenleib zur Beute. Dann stürzt er auf das Heer der anderen Riesen:

„Berge fielen unter seinen Tritten
Krachend ein; wie bei des Sturmwinds Brausen
Schwoll der Ocean bei seinem Schnauben,
Und, die Schreckensform des Gottes schauend,
Ward der Himmel blaß; die Elephanten,
Die den Weltbau tragen, stießen dumpfe
Klagelaute aus — zu Tausenden sanken
Die Empörer und zerstückte Glieder,
Rings verstreute, kündeten bald der ganzen
Rotte Untergang."

Innige Liebe zur Welt auf der einen Seite, gänzliche Flucht aus der Welt auf der andern Seite, das sind die Gegensätze, die im indischen Volksgeiste unvermittelt gegenüberstehen, dergestalt, daß sich bald der eine, bald der andere Gegensatz geltend macht. Trostlos trauert der König Tschitraketu um den Tod seines einzigen Sohnes, des Erben seines Reichs. Da tritt zu ihm heran der Siedler Angiras. Was, — so redet er ihn an — o König, trauerst Du um Deinen Sohn? Was war Dir der Knabe, den Du jetzt beweinst, was kann er Dir künftig sein? Was ist das Erdenleben in dem großen Kreislauf dieser Schöpfung? Ein Nichts! Wie ein Bergstrom Haufen Sandes anschwemmt, und sie dann wieder auseinanderspült, so treibt die Zeit die Menschen auf Erden zusammen und trennt sie wieder. Schon mit unserer Geburt tritt der Tod ins Dasein, begleitet uns auf unserer Reise, rastet mit uns und empfängt uns als Wirth am Ziele unseres Weges

Wie Scheiter Holzes sich auf wogendem Meere treffen und sich trennen, so gesellen sich Gatten, Kinder, Freunde und Verwandte auf Erden zu einander, bleiben wenige Augenblicke bei einander und trennen sich wieder. Die ganze Welt, alles Sinnliche ist flüchtig und leer wie der Morgennebel, der vor der Sonne schwindet. Nur die Seele ist unvergänglich. Darum entsage der Scheinwelt und richte die Sehkraft Deiner Seele fest und unverrückt auf das Eine, Ewige, Wandellose, das die Wesen ins Dasein ruft und sie wieder zerstört; nur in ihm, dem großen Urgeist, ist Ruhe und Frieden. — Aehnlichen Inhalt hat Sage V. — Ein Büßer, Saubhari, verläßt plötzlich seine Siedelei und vermählt sich mit fünfzig Frauen, mit welchen er hundert und fünfzig blühende Söhne erzeugt und unzählige Enkel. Wenn der Himmel, denkt er da, mir doch noch so lange Leben schenkte, daß ich meiner Enkel Kinder erblickte. Aber kaum thut er diesen Wunsch, da fällt auf einmal ein Licht in seine Seele. Was, ruft er, bin ich doch für ein Thor! Mein Ringen und Trachten hat kein Ziel und Ende. Wenn auch durch hunderttausend Jahre alle meine Wünsche in Erfüllung gingen, dennoch würden sich neue Wünsche in meinem Herzen regen. Nur im Tode ist ein Ende für das Wünschen und Hoffen. Ein böser Dämon lockte mich aus meiner Siedelei, ließ mich so vielen Königstöchtern begehrenswerth erscheinen und machte meine Ehen so fruchtbar, daß mein Geist, von Verlangen zu Verlangen flatternd, sich im Endlichen verirre und von dem Zielpunkte seines Heiles sich losriffe. Ruhe, Erlösung ist nur in der Weltentsagung. Sein Entschluß ist gefaßt, er geht zu seinen Frauen, zeigt ihnen die Eitelkeit aller weltlichen Freude und verläßt dann seinen herrlichen Landsitz, um in einsamer Bergschlucht eine Klause zu beziehen und in Gebeten und Reue den Rest seiner Tage zuzubringen.

Ein leerer Schein ist die Welt, Vergänglichkeit und Tod ihr innerster und tiefster Gedanke, und dennoch schön ist Gottes Erde und der Mensch geschaffen zum Leben, zum Lieben und zur Freude. „Was," fragt Goethe, „unterscheidet Götter von Menschen? Daß viele Welten vor jenen wandeln, ein unendlicher Strom; uns hebt die Welle, verschlingt die Welle und wir versinken." Wiederum läßt Goethe den Prometheus Menschen formen, daß sie sich des Daseins freuen und der Götter nicht achten. Es ist das ein Widerspruch in ächt griechisch-antikem Geiste, aber nicht nur in griechisch-antikem Geiste, sondern im Geiste aller nicht christlichen Völker. Der König Bharata hat nach der III. Sage unserer Anthologie allem irdischen Glanz entsagt, er hat sich losgerissen von Frau und Kindern und ist in das Walddickicht des Gebirges geflüchtet. Hier lebt er von Wurzeln und Früchten, hüllt sich in Antilopenfelle, badet in einem heiligen Teiche und kniet vor dem Herrlichen. So betend und ohne Unterlaß seine Gedanken auf das Ewige richtend, hat der König das Gedächtniß an das irdische Leben, hat er jede Trauer um die verlassenen Freuden der Welt in sich getilgt, und seine Seele harrt der Stunde der Befreiung von der Körperwelt. Als er aber eines Morgens wieder am Strom sitzt, betend das heiligste aller Wörter, das Wort Om lallt, und glühende Thränen seine Wangen netzen, da hört er plötzlich vom Gebirge her das Gebrüll eines Löwen. Eine Antilope stürzt mit ihrem Jungen an das Ufer des Flusses, springt in denselben, wird aber von dem Strudel ergriffen und an einer Klippe zerschellt, während die junge Antilope am Ufer blökt über die untergehende Mutter. Da wird der König ergriffen vom Mitleid, er nimmt die Waise in seine Siedlerhütte und pflegt sie wie ein ausgesetztes Kindlein liebreich vom Morgen bis zum Abend.

„Ach! — rief er aus, die Arme!
Die Verlaßne! Fern von ihrer Heerde,
Ohne Eltern hat sie auf der Erde
Keine Zuflucht als nur mich. Vertrauend,
Daß ich Vater, Mutter, daß ich Freunde
Und Geschwister ihr ersetzen würde,
Ist in meine Arme sie geflohen;
Sie zu schützen, sorglich sie zu pflegen,
Liegt als heilige Pflicht mir ob, denn gottlos
Ist's, Unglückliche, wenn sie Hülfe suchen,
Fortzustoßen!"

Alle Zärtlichkeit seines Herzens richtet sich nun auf das junge Reh. Wenn er sitzt oder steht, wenn er schläft oder in den Wald geht um Holz zu holen, immer muß es bei ihm sein. Steht die Kleine, wenn sie wandern, einen Augenblick still auf dem Wege, so denkt er gleich: „sie wird zu müde," und hebt sie auf seine Schultern oder drückt sie an seinen Busen. Trostlos sucht und irrt er umher, wenn er sie einmal vermißt. Wird sie mir, ruft er dann, es je verzeihen können, daß ich so achtlos gewesen bin.

„Sag', o Mond, Du heil'ges, mitleidvolles
Nachtgestirn, des Unglücks freundlicher Tröster,
Sag', hast Du vielleicht in Deine Obhut
Ihn genommen, besser ihn beschützend,
Als ich's that? Wenn Du mir den Verirrten
Mit der Leuchte Deiner milden Strahlen
Heimführst, so gelob' ich, nie das Auge
Mehr von ihm zu wenden!"

Hüpft dann das Reh nach langem Suchen munter herbei, so ist der Siedler außer sich vor Freude und herzt und drückt es, wie ein Vater das gerettete Knäblein. So geht es fort, Tage, Wochen, Monden; das Reh wächst heran, aber des Siedlers Seele senkt sich aus der bereits errungenen Vertiefung in Gott wieder erdenwärts und es tauchen in ihr wieder auf die Erinnerungen an die entsagten Freuden der Welt. Sie verliert sich in der Endlichkeit, statt in der Vereinigung mit dem Urgeist das ewige Heil zu suchen. Endlich stürzt sich der grimme Tod auf den Siedler und nimmt ihm den Odem. Sein brechendes Auge hängt noch zärtlich an dem Reh, das zu seinem Haupte steht, das über ihn weint wie der Sohn über den sterbenden Vater. Bald stirbt es ebenfalls:

„Des Bharata Seele aber,
Weil sie noch nicht gänzlich in den Urgeist
Sich vertieft, weil noch sie die Gedanken
Auf die Zeitlichkeit gerichtet hatte,
Mußte, statt zur Gottheit heimzukehren,
Abermals die Körperwelt durchwandern.
Nach dem Tode, sagt man, sei der König
Als Gazelle wiedergeboren worden."

Sage XII veranschaulicht in trefflicher Weise, wie der indische Siedler allmählig sich der Welt

entzieht und dann sich mit dem Urgeist vereinigt. Druwa, ein Königssohn, hat der Welt entsagt und sich in den Hain von Madhuvana begeben. Täglich badet er sich in dem reinen Strome, nährt sich von Blättern und Wurzeln und steigert die Buße von Mond zu Monde, bis er abgestorben ist für die Außenwelt.

„Endlich, als der Mond zum fünften Male
Voll geworden, kündete sanftes Wehen,
Das mit Säuseln durch des Haines Laubwerk
Auf des Büßenden Stirn sich niedersenkte,
Ihm des Gottes Gegenwart."

Voll Demuth kniet Druwa nieder, breitet die Arme aus, als wollte er den Gott an seine Brust herabziehen. Er will ein Gebet stammeln, aber Ehrfurcht läßt jedes Wort auf der Lippe ersterben, bis der Gott endlich „voll Erbarmens ihm mit der geweihten Muschel, die den Strom der Vedahymnen auffängt, sanft den Mund berührt und so die Stummheit von ihm nimmt." Da ergießt sich Druwa in Preis und Anbetung, der Gott aber weissagt ihm Glück und Seligkeit.

Während die angeführten Gesänge von hohem psychologischen Interesse sind, lassen uns die Gesänge II, X und XI Blicke thun in die Verhältnisse der Liebe und Ehe bei den Söhnen des Ganges. Sage VII erinnert an die Sage vom Naglfari, das Schiff von den Nägeln der Gestorbenen, und an das Märchen vom Demantberg in Hinterpommern. Der König Raivata geht mit seiner Tochter zu Brahma, damit dieser einen Eidam für seine Tochter wähle. Er gelangt zum Palast des Gottes und durch die sieben goldenen Thore desselben in den Thronsaal. Ehrfurchtsvoll sinkt er auf die Kniee, während die himmlischen Sänger, die den Thron umstehen, einen Chor anstimmen. Nachdem der Gesang verstummt, nimmt der Fürst das Wort und trägt dem Gotte seine Bitte vor. Brahma heißt ihn die Namen der Fürsten nennen, die sich um die Hand seiner Tochter bewürben. Raivata thut es, aber der Weltenschöpfer fällt ihm in die Rede: „Alle, die Du nanntest, leben längst nicht mehr; sogar ihre Enkelsöhne und die Enkel der Enkelsöhne ruhen längst im Grabe. Zwanzig Menschenalter sind, seit Du meinen Sängern lauschtest, verschwunden."

Unter den neueren Zusammenstellungen von Gedichten und Bruchstücken aus den Werken unsrer Classiker verdienen zwei reich und geschmackvoll ausgestattete Bändchen, die im Verlage von J. Guttentag in Berlin erschienen sind, besonders lobende Erwähnung. Das eine, unter dem Titel „Saat und Garben" enthält Bruchstücke aus deutschen Prosaikern, das andere bietet „In einsamen Stunden" Erbauliches und Beschauliches in Liedern. Bei der Wahl des Inhalts ist auf wahrhaft religiösen Kern im Verein mit gediegener Klarheit gesehen worden, und aus allen Zeiten sind die Namen solcher Männer darin zu finden, die in ihren Werken und in ihrem Wirken dem Volke für immer nahe stehen. Zu Geschenken, deren Zweck, neben dem Beweis der Aufmerksamkeit, würdigen und ernsten Sinnes sein soll, sind diese Bändchen besonders zu empfehlen.

Die erste Lieferung des unter dem Titel: Die gesammten Naturwissenschaften populär dargestellt von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenstedt, von Rußdorf, im Verlage von G. D. Bädecker in Essen erscheinenden, naturwissenschaftlichen Werkes ist nun ausgegeben. Die Illustration des Umschlags, deren Mittelpunkt Alexander von Humboldt bildet, bringt in symbolischer Weise den Umfang der gesammten Naturwissenschaften zur Anschauung. Der Widmung folgt ein Schreiben A. von Humboldt's, diesem die Einleitung von H. Masius, und hierauf der Anfang einer Abhandlung „Physik und Meteorologie" von K. Koppe. Die zahlreichen Holzschnitte sind vortrefflich ausgeführt.

Nachträgliches.

Vor einiger Zeit wurde ein „Thematisches Verzeichniß werthvoller meist noch ungedruckter Original-Handschriften W. A. Mozart's" durch die Buchhandlung von Franz Stage in Berlin in Umlauf gesetzt und sind die Handschriften dadurch zum Verkauf ausgeboten. Die enormen Preise (z. B. für die Handschrift der Oper Idomeneus allein 250 Frd'or = 1416⅔ Thaler!) machen den Ankauf der Manuscripte für eine öffentliche Bibliothek unmöglich, sie werden daher wohl alle den Liebhabern und Raritätensammlern in die Hände fallen. Hofrath André erstand sämmtliche Handschriften von der Wittwe Mozart's für einen mäßigen Preis, um so mehr hätte seine Familie es für Ehrenpflicht halten sollen, den Schatz beisammen zu lassen. Er ist nun aber nach den drei Haupterben zunächst in drei Theile zerlegt: Jeder wird damit auf seine Weise handeln, und das 100jährige Geburtsjahr des unsterblichen Mannes leider auch dadurch in der Erinnerung bleiben, daß in demselben die Original-Handschriften seiner Werke in alle Welt gestreut wurden.

Das Exemplar der ersten Original-Ausgabe des „Hamlet", welches kürzlich von Rowney an einen Londoner Buchhändler für 70 L. St. und von diesem wieder für 120 L. St. weiter verkauft wurde, hatte jener für einen Schilling von einem Manne erstanden, der nach eigener Aussage vier Pence dafür gegeben hatte.

Lamartine erhielt kürzlich vom Kaiser von Brasilien hunderttausend Franken, als Betrag für fünftausend Subscriptionen auf seinen Cours familier de littérature.

Fünfte Abtheilung.

Die Börsen und der Geldmarkt

zu Anfang December 1856.

Gegen Ende November vorigen Jahres traten die Börsen aus einer Krisis heraus, welche, durch einen zu starken Capitalsverbrauch entstanden, drohender aussah, als sie wirklich war. Verschiedene große Handelsplätze hatten starke Metallabflüsse gehabt und suchten denselben durch Disconto-Erhöhungen vorzubeugen. Hierdurch wurden viele Capitalisten ängstlich gemacht, während der erhöhte Zinsfuß bei Darlehen auf Unterpfand es den Effecten-Besitzern und Börsen-Speculanten unmöglich oder wenigstens schwierig machte, sich schnell dasjenige Capital zu verschaffen, das sie zu ihren Operationen bedurften. Die Nachfrage wurde am Fondsmarkt schwächer, während das Angebot stieg, und wenn schon durch dies Verhältniß zwischen den beiden Hauptfactoren der Preisregulirungen ein Herabgehen der Course aller Werthpapiere bedingt war, wurde dasselbe durch eine an allen Börsen herausgebildete Contremine, welche, in pessimistischer Anschauung der politischen und finanziellen Verhältnisse, à la baisse speculirte, noch mehr unterstützt und es entstand jene starke Baisse, die vom September bis Mitte November anhielt.

In früheren Zeiten würde man außerhalb der Börsenkreise diesem Zustande wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt haben. Diejenigen Capitalisten, welche für ihre disponiblen Fonds Papiere gekauft hatten, besaßen meistens Zins tragende Staatseffecten, die ihnen, sie mochten steigen oder fallen, eine gleich hohe Rente abwarfen; sie kümmerten sich nicht im Geringsten um den Coursstand, es sei denn, daß derselbe durch Ereignisse reducirt wurde, welche die Fortdauer einer regelmäßigen Zinszahlung in Frage stellten, z. B. Krieg, große Calamitäten in Folge von Naturereignissen ꝛc. Was also die Börse betraf, afficirte nicht gleichzeitig auch die Kreise der Privatcapitalisten, welche ganz außerhalb der Börse standen, und nur mittelbar verspürte das Privatpublicum die eingetretene Störung, indem die Creditbewilligungen seitens der Banquiers etwas erschwert wurden.

Jetzt ist es anders geworden! Durch die Anlage großer Eisenbahnen, welche die Capitalskräfte des Privatpublicums in Anspruch nahmen, durch die Errichtung von Bankinstituten, von Bergwerks- und andern Actiengesellschaften, von industriellen Unternehmungen aller Art, die, für die Kräfte eines Einzelnen zu großartig, die Gesammtkräfte der Association erforderten, wurden alle Kreise der Capitalisten mehr oder weniger mit der Börse in Berührung gebracht. Selbst der Bürger oder Beamte betheiligte sich mit seinen kleinen Ersparnissen an irgend einem Unternehmen, das ihm einen höhern Gewinn, als die feste Rente der Staatspapiere, in Aussicht stellte, und that dies um so bereitwilliger, als er den Betrag seiner Betheiligung meistens nur successive einzuzahlen brauchte. Mit der Aussicht auf Erzielung einer höhern Capitalsrente entstand der Wunsch, durch Vertauschung seiner Effecten gegen andere womöglich noch einen Cours-Gewinn zu machen, und auf diese Weise wurden Privatpersonen, welche früher der Börse ganz fern gestanden und sich um deren Thun und Treiben nicht im Entferntesten bekümmert hatten, zu Speculanten, die fortan sich thätig an den Börsenoperationen

betheiligten und lebhaftes Interesse an Allem nahmen, was auf den Courslauf der Effecten nur einigermaßen Einfluß hatte oder haben konnte. Dieses Privatpublicum, welches seine Werthpapiere größtentheils zur Zeit ihres höchsten Standes gekauft, auf den sie eine schwindelhafte Agiotage hinaufgeschraubt hatte, fing an ängstlich zu werden, als es den Werth seiner Effecten mit jedem Tage immer mehr abnehmen sah, und da neue Einzahlungen bevorstanden, zu denen das Geld zum Theil schwer zu beschaffen war, so begab es sich seines Papierbesitzes, den es um jeden Preis losschlug. Hierdurch wurde das schon bestandene Mißverhältniß zwischen Frage und Angebot zum Nachtheil des letztern noch größer, die Course wurden noch mehr gedrückt und es entstand eine Art Panique, in welcher Alles, Gutes wie Schlechtes, über Bord geworfen wurde und Jeder nur darauf bedacht war, wenigstens Etwas zu retten, ehe Alles verloren! Daß hierbei enorme Verluste erlitten wurden, ist natürlich, und leider trafen sie gerade Diejenigen, welche im vergangenen Frühjahre und Sommer, wo man von der Wiederherstellung des Friedens die glänzendste Zukunft erwartete, wo der Börsenbarometer immer „sehr schön" zeigte und der Thermometer „à la hausse" stand, ihr Geld den Börsen so zu sagen aufdrängten, um eines Stückchen Papiers theilhaftig zu werden, von dem sie sich goldene Berge versprachen. Die Börsenmänner vom Fach lachten sich aber in's Fäustchen, und da das Capital ihnen in Masse zuströmte, so wurden immer mehr neue vielversprechende (!?) Actien-Unternehmungen ins Leben gerufen; Banken und Creditbanken wurden an Orten errichtet, wo man zwar viel Credit, aber keine Bank brauchte, und Bergwerksgesellschaften wuchsen wie Pilze aus dem Boden hervor. Das konnte der Capitalsmarkt nicht ertragen, es gab eine momentane Geldklemme, welche man in höchst übertriebener Weise eine Geldkrisis nannte, während sie eigentlich nur eine Börsenkrisis war (denn die Geldcirculation war nur genirt, nicht aber gestört), und da viele junge Actien sich in schwachen Händen befanden, welche die Einzahlungen nicht leisten konnten, so entwickelte sich die oben geschilderte Baisse, in welcher es bald „sauve qui peut!" hieß und deren Opfer der unerfahrene Privatcapitalist wurde. Die Börse stand sich, Jenem gegenüber, eigentlich sehr gut bei der allgemeinen Deroute, denn sie erhielt zu geringem Preis dieselbe Waare zurück, welche sie zu sehr hohem verkauft hatte; da aber die Börse nicht die Papiere behalten, sondern nur deren Uebergang in den Privatbesitz vermitteln will, so wurde auch ihr die Last zu stark und es gab in ihren Kreisen ebenfalls empfindliche Verluste, wobei die Kleinen den Großen, die Schwachen den Starken zum Opfer fielen.

Wir haben vorstehend die Entwickelung der jetzt überstandenen traurigen Börsenzustände in den letztverflossenen Monaten, als auf natürlichem Wege vor sich gegangen, geschildert. Aber auch noch andere Factoren haben mitgewirkt zur Erzeugung dieser Baisse, deren Folgen so traurig waren, und zwar Factoren, die weder in den Zeitverhältnissen lagen, noch durch die sich ergebenden Umstände bedingt waren, sondern aus dem Egoismus hervorgingen und aus Motiven entsprangen, die keineswegs von dem Standpunkt der Moral aus gebilligt werden können, wenn sie schon durch alte Börsen-Usance als erlaubt gelten dürfen. Leiter einer großen Actiengesellschaft z. B. (wir wollen keinen Namen nennen, damit es uns nicht, wie einem andern „Arbeiter in der Presse" gehe, dem man darüber einen Injurienproceß gemacht hat) begingen die Ungeschicklichkeit, zur Zeit als der Geldmarkt schon gedrückt war, neue Einzahlungen auszuschreiben, waren aber dabei doch gescheidt genug, die in ihrem eigenen Portefeuille befindlichen Gesellschaftsactien einige Tage vorher zu veräußern, ehe die Capitalsanforderung an die Actionäre den Cours geworfen hatte. Klug war dies allerdings! Was aber sonst? — Da diese Actien die Matadore der Speculationspapiere waren und den Ton für die ganze Coursbewegung angaben, so zogen sie die anderen Papiere in Mitleidenschaft und jenes Verfahren der Verwaltungsräthe, die das, was sie als solche beschließen konnten und beschlossen hatten, als Banquiers ausbeuteten, (was — beiläufig gesagt — von einigen Blättern sogar als unverwerflich in Schutz genommen wurde) trug nicht wenig zur weiteren Entwerthung aller Papiere und zur Panique bei. Gerade von jenen Actien, die sich größtentheils in Händen von Privatcapitalisten befanden, hatten diese sich eine bedeutende Rentabilität versprochen und wurden erschreckt, als sie deren Werth sich unter ihren Händen vermindern sahen. Wenn eine Börsenpartei à la baisse speculirt, so kann man ihr eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, eben so wenig wie den Haussiers, die im Steigen der Course ihren Vortheil suchen; denn die Motive beider können aus entgegengesetzter Anschauungsweise der Verhältnisse entspringen. Wenn aber Leute, wie oben bezeichnete Herren, ihre Stellung als Verwaltungsräthe zu ihrem eigenen Vortheil ausbeuten — so darf man ein solches Gebahren wohl tadelnswerth finden!

Während dieser schlimmen Zeit, wo man stets ängstlich die telegraphischen Course der auswärtigen Börsen erwartete und z. B. in Berlin herabging, weil Frankfurt flau war,

und darauf wieder in Frankfurt die Course fielen, weil Berlin zurückgegangen war, verfiel man auf allerlei Mittel und Wege, wie der allgemeinen Geldnoth (denn man hielt die Börsenzustände für die Folge einer solchen) und damit den Börsen abzuhelfen wäre. Im October waren auf Bank-, Eisenbahn- und andere Actien circa 17 bis 18 Millionen Thaler einzuzahlen und noch größere Summen wurden pro November beansprucht. Die Furcht stellte das Uebel schlimmer dar, als es wirklich war, das Capital wurde mißtrauisch und zurückhaltend, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, und die Zurückhaltung und das Mißtrauen desselben wurde als Mangel angesehen, dem man abzuhelfen suchen mußte. Unterstützt wurde man in dieser Ansicht durch starke Silberabflüsse nach dem Orient, und da auf dem europäischen Continent Silber das einzige gesetzliche Tauschmittel ist, so wurde mit der Abnahme dieses legalen Werthrepräsentanten die Geldcirculation allerdings genirt und der Wunsch nach Einführung der Goldwährung rege.

Ueber die Abnahme des Silbergeldes in Europa gab der „Economist" schätzenswerthe Data. Im Jahre 1855 betrug der Export nach China 1,300,000 Pfd. St., während der Import von dort 8,746,000 Pfd. St. erreichte, also den Export um 7,446,000 Pfd. St. überstieg. Die Ausfuhr nach Ostindien stellte sich auf 10,353,000 Pfd. St., die Einfuhr von dort auf 12,668,000 Pfd. St., sie überstieg also die Ausfuhr um 2,315,000 Pfd. St. Nach Indien und China allein hatte England demnach zur Ausgleichung seiner Handelsbilanz für 1855 die Summe von 9,761,000 Pf. St. zu schicken, was nach süddeutscher Währung 117,132,000 Gulden rheinisch betrug, und da alle Zahlungen nach jenen Ländern in Silber geleistet werden müssen, so wurde jener Betrag an Silbermünze dem Verkehr in Europa entzogen. Außerdem gingen aus England noch bedeutende Summen nach Indien für den Bau der Eisenbahnen, welche Summen durch die Bezüge der ostindischen Compagnie ebenfalls nicht ausgeglichen werden konnten. Genannte Einfuhr aus China versteht sich jedoch nur von Waaren, wogegen an Thee allein im Jahre 1855 für 91 Mill. Pf. St. bezogen wurde und der Import von Seide von 17,000 auf 50,000 Ballen gestiegen war. Auch in Nordamerika werden ungeheuere Quantitäten chinesischen Thees bezogen, welche mit Wechseln auf London bezahlt werden, deren Werth durch das Guthaben amerikanischer Häuser für Baumwolle, Reis, Taback, Gold und andere Producte erfolgt. Die Consumtion des chinesischen Thees in Nordamerika war seit 1849 von 18 auf 40 Mill. Pfd. jährlich gestiegen und zur Ausgleichung dieser Bezüge mußte also London, als Banquier der Vereinigten Staaten, Silber nach China schicken. Bedeutende Quantitäten von Indigo, Reis, Kaffee und Thee werden aus Indien und China nach Frankreich, Deutschland und andern Ländern versendet, ohne durch irgend einen namhaften Export aus diesen Ländern ausgeglichen zu werden; sie müssen daher sämmtlich, ebenso wie die directen Bezüge Californiens und des westlichen Americas durch Wechsel auf London saldirt werden, ohne Australiens zu gedenken, welches ebenfalls für die aus den Silber verschlingenden Ländern bezogenen Waaren Gold und Wolle nach London remittirt, welches dagegen mit Silber zahlt.

Somit deckt London außer dem Bedarf Großbritaniens: 1) den Thee für die Vereinigten Staaten, 2) die directen Bezüge mehrer Continental-Staaten an Thee, Reis, Indigo ꝛc. aus China und Ostindien, 3) den Bedarf Australiens an Thee, Kaffee, Zucker ꝛc. Der Belang der Wechsel, welche in den chinesischen Häfen auf London gezogen werden, bleibt somit nach Abzug aller Remessen für indisches Opium, indische Baumwolle und britische Manufactur-Waaren noch immer ein ungeheurer. Die Folge davon ist, daß der Wechselcours zu Canton für den Dollar mit 5 Sh. und zu Shangai für den beliebten Carolus-Dollar mit 7 Sh. 6 P. berechnet wird. Der Preis, zu welchem Wechsel auf London in jenen Staaten escomptirt werden, ist bei dem Ueberfluß an Devisen ein so hoher, daß es bedeutenden Vortheil gewährt, Silber entweder als directes Zahlungsmittel, oder als Mittel zur Einlösung der dort in Menge ausgebotenen Wechsel auf London nach Canton und Shangai zu senden. Der gewöhnliche Werth des Dollars in London ist 4 Sh. 2 P. Da aber der Dollar in Canton 5 Sh. oder mindestens 4 Sh. 10 P. gilt, so rentiren Baarsendungen dahin schon vom Standpunkte des Wechslers reichlich. Zu 4 Sh. 2 P. in London gekauft, kommt der Dollar dem Kaufmann, nach Canton gestellt, auf 4 Sh. 6 P. Er kauft damit die besten Wechsel auf London, den Dollar zu 5 Sh., und zieht aus diesem Wechselgeschäft einen Gewinn von $11^1/_9$ Proc.

So lange also Silber in Europa billiger steht, als in China, wird es immer dahin auswandern. Eine Abnahme der Ausfuhr von dort steht auch nicht zu erwarten, da beim stärkern Seide-Consum in Europa auch dieser Artikel in großen Mengen von dort bezogen werden muß und eine Zunahme der europäischen Einfuhr in China unter den jetzigen Verhältnissen nicht gut möglich ist. So bleibt die Ursache der Silbersendungen dahin immer dieselbe und ihre Dringlichkeit wird stets im geraden Verhältniß stehen mit dem Ausreichen des Silbers zur Einlösung der auf den ostindisch-chinesischen Markt geworfenen Tratten, so

weit sie die englische Ausfuhr dahin überschreiten. Träte aber eine plötzliche Stockung, oder gar eine Schmälerung der Silbersendungen nach China ein, so wäre die Folge blos ein weiteres Steigen desselben behufs Einlösung des Papiers, ein noch größerer Gewinn am Silber und darum eine erneuerte, stärkere Silbersendung. Thee und Seide würden dann in Europa theuer werden, selbst wenn sie in China billiger wären. Da die Bewohner jenes Landes ihr Geld nicht anlegen, sondern blos anhäufen, so ist auch nicht abzusehen, wo dieses Verschlingen des Silbers im Osten seine Grenze finden wird. Was in Europa den nachtheiligen Einfluß der Anhäufung des Capitals in den Händen Einzelner mildert — dessen Anlage in Staats- und andern Werthpapieren — ist dort nicht vorhanden; der Osten verwahrt seine edlen Metalle hinter Schloß und Riegel und läßt sie nicht frei im nützlichen Verkehr neue Werthe und Güter schaffen.

Gold, im Orient weniger begehrt, dient dort nur nach Maßgabe seiner regulirenden Mitwirkung im Einlösungsgeschäfte. Das von England bezogene Gold dient daher auch nur indirect zu seinem Ausgleich mit dem Osten, indem es zum Einkauf von Silber für China und Ostindien aufgewendet wird, namentlich zur Deckung seiner Forderungen an Australien und Amerika. So ist der größte Theil des unermeßlichen Silberschatzes, den Frankreich besessen, für Gold eingelöst worden. Alles in den Bergwerken gewonnene Silber folgte ihm, mit Ausnahme dessen, welches für Manufactur-Zwecke gebraucht wurde.

Sollte dieser Zustand fortdauern, Gold noch immer in solchen Mengen ein- und Silber ausgeführt werden, so dürfte eine große Veränderung in dem Werth der edlen Metalle stattfinden und ein gewaltiger Umschlag in den Preisverhältnissen, verbunden mit erheblichen Schwierigkeiten in den Handelsbeziehungen der verschiedenen Länder würden die unvermeidliche Folge sein. Das einzige Mittel, diesem Uebelstande abzuhelfen, wäre eine allgemeine Einführung der ausschließlichen Goldwährung in allen Ländern, neben welcher das Silber nur noch als Scheidemünze zur Ausgleichung kleinerer Werthe dienen würde. Schon wegen seines bequemeren Transportes eignet sich Gold mehr als Silber zum allgemeinen Werthrepräsentanten und wenn es nicht schon seit langer Zeit diese Geltung im Verkehrsleben hat, so liegt der Grund darin, daß es früher nicht in hinreichender Menge vorhanden war, um ausschließlich als Werthmesser dienen zu können. Andrerseits waren aber auch die Handelsbeziehungen, weil die Bedürfnisse geringer, nicht von solchem Umfange, daß das Silber zu ihrer Vermittlung und Ausgleichung nicht hingereicht hätte, wogegen es aber jetzt factisch nicht mehr ausreicht und ohne das in den verschiedenen Staaten coursirende Papiergeld, wodurch es vertreten wird, die Geldcirculation äußerst erschwert wäre. Zudem diese beständige Auswanderung nach dem Orient, bei gleichzeitiger Ausdehnung und Entwickelung aller industriellen und commerziellen Verhältnisse in Europa, wodurch ein vermehrter Umlauf der Münze bedingt ist! Man darf daher wohl behaupten, und von der Erfahrung wird es bestätigt, daß Silber als Münze unsern jetzigen Verhältnissen nicht mehr genügt und wir als Werthzeichen ein anderes Metall haben müssen, welches in hinlänglicher Masse vorhanden, um eine große Menge von Werthen repräsentiren zu können, und dessen fernere Production in sicherer Aussicht steht. — Die Handelswelt will darum für das Silber einen andern Werthrepräsentanten und die Handelskammern von Hamburg und Frankfurt, der beiden Haupt-Handels- und Geldplätze in Deutschland, haben in dieser Hinsicht die Initiative ergriffen und in Denkschriften die Nothwendigkeit der Einführung der Goldwährung dargelegt. Bisher konnte man sich mit der Idee, Gold allein als ausschließliche Münze circuliren zu sehen, nicht recht befreunden, wie es überhaupt so schwer fällt, von Vorurtheilen und dem Hergebrachten abzugehen, und selbst tüchtige Nationalökonomen sträubten sich, mehr weil es ihrer Gewohnheit, ihrer von Kindheit an immer mehr befestigten Anschauungsweise widerstrebt, als aus Gründen, die vom Standpunkte wahrer gedeihlicher Volkswirthschaft aus betrachtet, stichhaltig wären. So will Michael Chevalier, den die Kämpfer für die Silberwährung als ihren Schild allen Angriffen entgegen halten, daß das Geld nur als Waare betrachtet und sein Werth nach den allgemeinen Gesetzen von Frage und Angebot regulirt werden sollte. Mögen die Gründe, welche man zur Vertheidigung des Silbers angeführt, zum Theil auch wirklich richtig sein, so ist jedoch ein Umstand vorhanden, dem gegenüber sie alle nicht haltbar sind — die Erfahrung und das Bedürfniß unserer Zeit! Es ist klar zu Tage getreten, daß das Silber als Werthmesser nicht mehr brauchbar ist, und dieser praktischen Forderung der Zeit gegenüber verhallen die Stimmen der oft in Systemen verrannten Nationalökonomen, die von ihrem Schreibtisch aus die Welt nach diesen Systemen ummodeln wollen, ungehört. Was die Geschäftswelt als nothwendig zu ihrem Gedeihen erkannt hat, das wird sie sich zu verschaffen wissen, welche Schwierigkeiten auch durch die Abneigung der Staatsregierungen und durch das Zopfthum des Hergebrachten und Angewohnten der Geltung des neuen Systems entgegengesetzt werden. Wenn erst das Geld als einziger Werthmesser gesetz-

lich anerkannt und allgemein eingeführt ist, dann wird Silber eine Waare, die nur, wie jetzt das Kupfer und andere Metalle, dem Gewichte nach zu haben sein, aber nicht als Münze circuliren wird, außer mit Beimischung von Kupfer zur Ausgleichung kleinerer Zahlungen, für welche die kleinste Goldmünze einen zu hohen Werth repräsentirt. Mag dann das Silber nach China oder sonst wo hingehen — wir werden hier durch seinen Abfluß nicht mehr eine Klemme entstehen sehen, wie die, welche im vergangenen Herbst beinahe zu einer allgemeinen Krisis geführt hätte.

Von dieser durch den Stoff gebotenen kleinen Abschweifung über die Aenderung unserer Werthzeichen zur Börse zurückkehrend, wiederholen wir, was wir oben gesagt, daß die Furcht und Mangel an Vertrauen seitens der Capitalisten das Uebel als viel schlimmer hatten erscheinen lassen, als es wirklich war. Der starke Abzug des Silbers aus Frankreich, wo doppelte Währung gesetzlich besteht und wo es mit Agio aufgekauft wurde, machte es auch bei uns selten, während an Geld eigentlich kein Mangel. Die starken, jedes Jahr im Herbste sich wiederholenden Ausgaben für Productenankäufe waren vorüber und Geld, obschon zu höherem Zinsfuß, war noch immer nicht schwer zu haben. Die auf den Monat November ausgeschriebenen Einzahlungen auf österreichische Effecten im Betrage von 54½ Millionen Gulden — und zwar 16 Millionen auf die Staatseisenbahn-Actien, 12 Millionen auf die Theißbahn, 12 Millionen auf die Creditbank, 3½ Million auf die jungen Actien der Nationalbank und 11 Millionen auf das Nationalanlehen — flößten zwar noch einige Besorgnisse ein; aber man zog in Erwägung, daß ein Theil dieser Einzahlungen nur als nominell zu betrachten sei. Für die Staatsbahnen hatte Paris die Rolle des Kassierers übernommen und die Einzahlung war zudem schon längst von der Börse escomptirt, von jungen Bankactien war etwa ein Drittel schon voraus eingezahlt worden und auch auf das Nationalanlehen mochten bereits zwei Drittel voll eingezahlt worden sein. Es blieben mithin nur noch etwa 30 Millionen Gulden einzuzahlen, die aber den Börsen nach October kaum mehr Besorgniß einflößten. Da die Furcht vor den Einzahlungen die Papiere zu minderen Coursen aus den schwachen Händen in festere gebracht hatte, und da zudem auch Privat-Capitalisten, welche in der ersten Angst vor einer Alles verschlingenden Krisis ihre zum Theil theuer angekauften Papiere à tout prix losgeschlagen hatten, auf den Rath der die Börse und ihre Angelegenheiten besprechenden Blätter jetzt wieder als Käufer auftraten, — da bekamen die Börsen auf einmal ein anderes Ansehen! Die Baisse machte einen Stillstand und eine günstigere Stimmung fing an sich Geltung zu verschaffen. Viele Papiere, deren Cours vorher durch Agiotage und nicht zu rechtfertigenden Börsenschwindel über Gebühr gesteigert worden war, waren so weit zurückgegangen, daß ihre Preise mit ihrem reellen Werth mehr in Einklang geriethen und boten zu diesen ermäßigten Coursen Gelegenheit zu guter Capitalanlage. Die Capitalisten, als sie sahen, daß das sie schreckende Gespenst einer Geld- und Handelskrisis verschwunden war, bekamen wieder Vertrauen, während die Börsenspeculanten eine Lehre erhalten hatten, die sie sobald nicht wieder vergessen werden. Sie haben erkannt, daß eine unberechtigte Steigerung der Course auf die Dauer nicht haltbar ist und daß der Preis einer jeden Waare sich theils nach der Seltenheit derselben, gewöhnlich aber nach dem Nutzen richtet, den man davon hat. Papiere, welche enorme Preise bedungen hatten, ohne daß man ihre Rentabilität kannte oder nur den geringsten Anhalt zur Bemessung derselben hatte, waren in der Zeit der Baisse so weit heruntergegangen, daß ihre Course so ziemlich gleichmäßig sich zur Speculation wie zur Capitalsanlage eigneten. Mit dem wiedergekehrten Vertrauen wendete sich auch das Capital wieder der Börse zu und so trat um die Mitte Novembers ein Umschwung zum Besseren ein, der sich durch Hebung der Course und einen willigeren Geldmarkt manifestirte. Die Frankfurter Bank war die erste, welche ihren Disconto wieder auf 5 % herabsetzte und wirkte hierdurch wohlthätig auf die anderen Börsenplätze, denn in Paris und London stiegen Rente und Consols auf diese Nachricht hin. Dennoch fand die Liberalität der Frankfurter Bank noch keine Nachahmung, die anderen Institute der Art behielten ihre hohen Discontosätze bei, wie auch die Restrictionen hinsichtlich der Dauer der Wechselfristen. Sie hatten also nicht das Vertrauen der Frankfurter Bank oder hielten die Börsen- und Handelsgeschäfte ihres Platzes nicht so solider Art, daß sie dieselben durch erleichterten Kredit zu unterstützen geneigt waren. Hauptsächlich mochte aber wohl die Furcht vor Abnahme ihres Metallschatzes, dessen Erhaltung ihnen in der Zeit der Geldklemme große Opfer gekostet hatte, die Ursache ihrer Creditbeschränkungen sein, und wenn man die Situation eines Börsenplatzes in der Zeit einer Krisis ruhig ins Auge faßt, wird man seine Bank gewiß nicht tadeln, wenn sie mit ihrem Credit etwas zurückhaltend ist, und vielmehr anerkennen müssen, daß sie besser daran thut, als durch allzuliberale Creditgewährung Hoffnungen zu erregen, welchen die Position nicht zu entsprechen vermag, um vielleicht gerade dadurch eine Katastrophe herbeizuführen, welche Geld und Credit verschlingt.

M. A. Peiser.

Sechste Abtheilung.

Original-Correſpondenzen.

Paris, im December.

Paris ein Winterquartier. — Ponſard und die Börſe. — Wohnungscalamitäten. — Der Prinz von Preußen. — Memoiren des Marſchalls Marmont.

Paris iſt ein Winterquartier. Wenn die Lerchen zu ſingen beginnen und die Erde den grünen Teppich um ſich hüllt, dann ziehen die Wagen mit den Möbeln aus den Barrieren von Paris hinaus und ihnen folgt, was Geld hat, um eine Wohnung in der freien Natur, außerhalb der hohen Häuſer mit den bleiernen Dächern zu zahlen. Erſt wenn die Windsbraut kalt aus dem Norden daher jagt, gewinnt die Weltſtadt ihr Leben wieder oder um franzöſiſch zu reden, die Saiſon nimmt ihren Anfang. Die Literatur kennt nur den Winter, im Sommer reiſt ſie, die Juſtiz kennt nur den Winter und den Frühling, im Hochſommer enthalten die Säle des Palais de Justice einen zu hohen Thermometerſtand. Das Theater bedarf in der heißen Jahreszeit der Mineralbäder, damit die rauh gewordenen Stimmen durch das eiſenhaltige Waſſer ein wenig Metall gewinnen; die Akademie feiert eine gezwungene Sitzung am 15. Auguſt; ſonſt läßt ſie die Pforten der Unſterblichkeit lieber geſchloſſen. Aber wenn es regnet und ſchneit, melden ſich Alle, denen ſich die olympiſchen Hallen aufgethan, nacheinander mit ihrer Rolle in der Hand, welche als Passe-par-tout für dieſe Wohnung der Seligen gilt, ſie überreichen einer nach dem andern die Lobrede auf ihren Vorgänger, mit der ſie in einem der folgenden Tage als wirkliches und ſtimmendes Mitglied im grünen Frack, bordirt mit geſtickten Palmenzweigen, vor Gott und der Welt, i. e. fünfhundert Zuhörern, zu den wahrhaftigen Unſterblichen für alle Zeiten eingereiht werden. Der Erſte der in dieſem Jahre in dieſem Convente der Literatur ſein Plätzchen erhielt, iſt Ponſard, der Dichter der Lucretia, der Charlotte Cordai, Honneur et Argent, la Bourse u. ſ. w. Ponſard iſt ein großer Dichter, ſeitdem V. Hugo Parlamentsredner und Lamartine Staatsmann geworden iſt; Ponſard iſt als Menſch wie als Dichter das Gegenſtück von V. Hugo; dieſer verließ ſein Vaterland, wo der Ruhm ihn krönte, um ſeine Ideen nicht zu verleugnen; er verließ den alten breitgetretenen Claſſicismus, die hölzernen Könige und die Feldherren aus Pappe von Corneille und Racine, um mit dem Weltgerichte Shakſpeare's in die Regionen der Poeſie ſich zu verlieren. Ponſard vergaß die Geſchichte bis 1851, um eine Stelle als Bibliothekar zu erlangen und formte Alexandriner wie zur Zopfzeit, um nicht zum Studium des Shakſpeare gezwungen zu ſein. Shakſpeare iſt nicht leicht zu begreifen, ſchwache Augen vertragen nicht viel Sonnenlicht, aber es iſt ſo viel über Shakſpeare geſchrieben worden, daß man leicht ein wenig über ihn plaudern kann. Ponſard wollte über ihn ſchwatzen und fand kein anderes Material, als die unverſtändige Kritik Voltaires und ſeiner Zeitgenoſſen, welche dieſen Dichter gerade ſo auffaßten wie Napoleon den Erfinder des Dampfſchiffes, den er einen Charlatan nannte. Ponſard findet Goethe affectirt, Goethe hat nach ihm Hamlet nicht verſtanden, aber was verſteht denn Ponſard von Shakſpeare? Er ſieht, daß der große Meiſter Narren neben Königen und Luſtigmacher in Schreckensſcenen auftreten läßt und bedauert ihn dieſerhalb gründlich. Er allein verſteht die Poeſie in ihrer Reinheit, in ihrer Vollkommenheit, nur meint ſein College aus der Akademie, der ihm antwortete, Profeſſor Deſini Niſard, er möge Shakſpeare hübſch ungehudelt laſſen, der ſei für ſeine Kritik viel zu gut. Aber Ponſard iſt in die Reihe der Unſterblichen getreten und Shakſpeare iſt niemals Akademiker geweſen. Er war glücklich, wenn die Königin Eliſabeth ein Stück von ihm aufführen ließ, während Ponſard eigenhändige Briefe des Kaiſers der Franzoſen erhielt, dafür, daß er die Börſe in Scene ſetzte. Die Abſicht war eine rein menſchliche, eine edle, eines beſſern Schickſals werth. Die Pariſer ſollten von ihrer Spielwuth geheilt werden; deßhalb hat Pon-

sard die Börse gegeißelt — aber am andern Tage gab es fünf Centimes Hausse, er hat sie noch einmal gegeißelt, da gab es zehn Centimes Baisse, und als er fortfuhr zu geißeln und der Kaiser ihm Glück dazu wünschte, da meldete der Courszettel ganz so, als ob Ponsard gar nicht existirte und nach wie vor Hausse und Baisse. Das war das Resultat von Ponsard's Stück, ein Resultat, das auch ohne dasselbe erfolgt wäre. Acht Monate sind vergangen, seitdem Ponsard sein Stück geschrieben und noch ist keine Eintrittstaxe auf der Börse festgesetzt; Pereire hat das Stück gesehen, aber es hat ihn nicht verhindert, die russischen Eisenbahnen zu übernehmen, Miris hat eine Loge im Odeon mit 6000 Franken bezahlt, um das moralisirende Stück, umgeben von seiner zahlreichen Familie, recht oft zu genießen, und in Folge dessen hat er mit der Königin Isabelle ein Anleihen von dreihundert Millionen Realen abgeschlossen, ein Geschäftchen, das selbst unsrem Börsenpublicum spanisch vorkommt und wenig Zutrauen erweckt hat. Zutrauen aber ist Geld, der Glaube versetzt nicht nur Berge, sondern auch Creditpapiere und die ungläubige Banque de France will deshalb so wenig Papiere als möglich in Verfatz nehmen. Darum mindern sich auch die Vorschüsse auf Rente und Eisenbahnactien mit jedem Tage, und fromme Banquiers aller Confessionen wollen ihre Gläubigkeit durch Gründung einer eigenen Eisenbahnbanque bekunden. Das wird ein thätiger Glaube sein und ein Credo werden, welches weit hinschallen wird durch alle Welten. Dreihundert Millionen von Franken werden es anstimmen. Daß diese Eisenbahnbanque, deren Project sich auf dem Webstuhle befindet, auch ihr eigenes Journal haben wird, ist mehr als wahrscheinlich, denn es giebt heute nicht einen nur einigermaßen bedeutenden Speculanten, nicht eine „Compagnie", und hätte sie auch nur das Bagatelle von hundert Millionen — Papier zum Betriebscapital, ohne über ein eigenes Journal oder eine Revue zu verfügen. In jedem Lesecabinet sieht man einen großen und einen kleinen Tisch, auf dem kleinen liegen die politischen Blätter, sauber und appetitlich anzusehen, der große ist bedeckt mit industriellen Zeitschriften aller Art, meist schmutzig, zerrissen — man merkt auf den ersten Blick, durch wie viele Hände und durch welche Hände sie gegangen sind. Und da diese Zeitschriften meist an den Sonnabenden erscheinen, so braucht man nur an diesen Tagen ein Lesecabinet zu besuchen, um die vile multitude des speculirenden Publicums kennen zu lernen. Das „aristokratische" Element dieser vile multitude bildet der ehemalige Cyclier, der seine Fonds verkauft und sich nach Passy, nach Belleville oder in einen andern Ort des Weichbildes zurückgezogen hat, in früheren Zeiten, um in gemächlicher Ruhe seinen Kohl zu pflanzen, heuer um sich täglich durch den Omnibus an die Börse fahren zu lassen. An der Revue, nach der der Eintretende greift, erkennt man auf der Stelle, ob er Actien auf „Gas", ob er „du Nord", oder ob er „Autrichiens" besitzt, und je nach dem er das Blatt nachdem er es von vorn bis hinten durchgeblättert hat, ruhig weglegt oder verdrießlich auf den Tisch wirft, erräth man, ob „son journal" dem Hausse oder Baisse in Aussicht gestellt hat. Die vornehme Welt abonnirt sich auf die financiellen Blätter und läßt sie sich in's Haus schicken, wo sie von Madame nicht weniger begierig verschlungen werden, als von Monsieur. Die Boudoirs unserer eleganten Frauen gleichen dem Cabinet eines Wechselagenten, keine Albums mehr, aber das „Journal des chemins de fer", keine geistreichen Causerien mehr, aber ein wahrer Börsenjargon, keine billets doux mehr, aber Briefe an den accreditirten Coulissier, der so und so viel „kaufen" oder „verkaufen" soll. Auch sind selbst die Franzosen von der Meinung zurückgekommen, daß sie das geistreichste Volk der Erde seien. L'Esprit s'en va! Das ist der allgemeine Klageschrei. Ausgenommen, wohlverstanden, der Speculationsgeist und der Geist des Charlatanismus. Man lese folgende Affiche:

„Feierliche Haarkünstlersitzung. Vertheilung von Medaillen und Diplomen. Meine Herren und lieben Collegen. Ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß meine letzte Haarkünstlersitzung am nächsten Freitage stattfinden wird. Drei Salons sind zum Empfange der Personen, die mich mit ihrer Gegenwart beehren wollen, vorbereitet. Ordre du travail: Um sieben Uhr präcise, werden zwölf junge Leute, die sich für den Concours haben einschreiben lassen, jeder eine Coiffure in einer halben Stunde „executiren"; geheimes Scrutinium, zwölf Geschworene unter dem Vorsitz des Herrn Craizat. Um halb neun Uhr Anfertigung von fünf neuen Coiffüren durch die Herren Professoren. Um zehn Uhr Vertheilung der Medaillen und Diplome. Eintrittspreis zwei Franken. Gezeichnet Marbun." Was sagen Sie zu den Herren „Professoren" und Herren „Geschworenen"?

Der „Proprietaire" ist nicht vernünftiger geworden; im Gegentheil, je näher uns der Wohnungstermin rückt, desto toller werden die Prätensionen der Eigenthümer, und täglich erzählen uns die Journale Geschichten, die ganz unglaublich, aber zumeist doch ganz wahr sind. Wenn es sich noch bloß um den Preis der Miethe handelte, dann gäbe es vielleicht Mittel, sich zu verständigen; aber das ist nicht Alles: die Eigenthümer wollen nicht allein von ihren Miethsleuten bezahlt sein, sie wollen ihnen auch eine Lebensweise je nach ihrer Phantasie aufzwingen. Der Eine will, daß man zu einer bestimmten Stunde zu Hause sei, der Andere, daß man nur wenige Besuche erhalte, ein Dritter verbittet sich das Clavierspielen. Jener ächtet die Vögel weil sie singen, dieser die Katzen weil sie miauen, oder die Hunde weil sie bellen, und nichts bezeichnet besser den Hochmuthsteufel, der in die Eigenthümer gefahren ist, als der Witz des Charivari, welcher eines Tages erzählte, er habe an einem Hause angeschlagen gelesen: Il est défendu de s'appuyer à ce mur. Aber lange vorhalten kann dieses Unwesen nicht mehr. Gewiß hat Jeder das Recht, über sein Eigenthum zu verfügen, wie es ihm beliebt; er hat das Recht zu brauchen und zu mißbrauchen, wie die alten Rechtsgelehrten sagen; wenn jedoch dieses Recht zu mißbrauchen die Grenzen des gesunden Menschenverstandes überschreitet, dann ist es nothwendig, daß die Regierungen Maßregeln treffen. Welche Maßregeln? Das zu finden ist eben Sache der Regierungen. Sie sind dazu da.

Unterdessen nähert sich uns der Carneval — man bezeichnet darunter in Paris die Zeit von Neujahr bis Aschermittwoch — mit großen Schritten und in wenigen Wochen wird die „Saison" in bestem Zuge sein. In vierzehn Tagen schon werden die

Bälle und Raouts beginnen — bis dahin gibt es nur officielle Charitätsbälle in der großen Oper, wo zum Besten der Nothleidenden wohlthätige Galops und Mazurkas getanzt werden — aber die „rentrée“ der Berühmtheiten unserer vornehmen Welt findet immer erst in der zweiten Hälfte des Januars statt. So will es der gute Ton. Gehen Sie zu einer Blumenhändlerin à la mode und verlangen Sie ein coquettes Pflanzenkörbchen oder ein Bouquet seltener Blumen, und sie wird Sie mit einem Blick, worin deutlich zu lesen ist: Vous n'êtes pas un homme du monde abfertigen und mit der Antwort: Nous n'aurons pas cela avant le mois de Janvier. Die Saison hat also noch nicht begonnen, sie bereitet sich erst vor. Selbst der Hof würde sich des Adventes wegen — die Kaiserin ist bekanntlich sehr fromm — ungewöhnlich still verhalten, wenn der Prinz von Preußen ihm nicht gerade jetzt einen Besuch abstattete. Der Prinz ist mit großer Auszeichnung empfangen worden, und er gefällt, Dank seiner jugendlich schönen Gestalt und seinem freundlichen offenen Wesen, ganz außerordentlich. So eben kommen die Regimenter von dem Carrouselplatze zurück, wo sie vor dem Kaiser und dem Prinzen und einer wahren Legion von französischen und ausländischen Generalen vorbei defilirt sind. Der hohe Gast wird etwa acht Tage hier zubringen.

Das literarische Ereigniß des Tages sind die Memoiren des Marschalls Marmont, deren Ankündigung vor einiger Zeit eine sehr lebhafte Neugierde erregt hatte. Ich sage noch mehr, dieses Werk — die drei ersten Bände sind schon erschienen — sind nebst der „Geschichte des Kaiserreichs“ von Thiers das wichtigste literarische Ereigniß der Epoche. Marmont war ein berühmter General und er hat eine hervorragende Rolle gespielt, nicht bloß in allen Ereignissen des Kaiserreichs, sondern auch in jenen entscheidenden Momenten von 1814 und von 1830. Er hat in der Intimität von Napoleon, von Louis XVIII. und von Charles X. gelebt und er hat Frankreich zu gleicher Zeit wie jene Dynastie verlassen, deren Sturz er nicht verhindern konnte. Während seines Lebens ist der Marschall vielfach angegriffen worden, die politischen Leidenschaften haben ihm Verrätherei vorgeworfen und seine Freunde haben ihn nur schwach vertheidigt. Er hat dazu geschwiegen; jetzt aber gehört das Wort ihm, und Sie können sich leicht denken, mit welcher Spannung man dem Bande entgegensieht, welcher von den Ereignissen des Jahres 1814 handeln wird. In diesen nachgelassenen Schriften giebt es von Allem und Jedem ein wenig, Anekdoten, Porträte in Mitten von kriegerischen Erzählungen, strategische Abhandlungen, Sittenschilderungen, politische Betrachtungen, und der Marschall hat eine sehr — scharfe Feder. Daher kommt es, daß er durch sein strenges Urtheil nach vielen Seiten hin beleidigt und verletzt, und daß es nicht wenige Personen und Familien giebt, welche, von den erschienenen auf die noch nicht erschienenen Bände schließend, der Fortsetzung dieser unbarmherzigen Memoires d'outre tombe mit sichtbarer Aengstlichkeit entgegenharren.

Köln, im December.

Kunstsinn und Bauluft. — Die neue Rheinbrücke. — Der Dom. — Das neue Museum. — Das Friedrich-Wilhelm-Monument.

Professor Springer aus Bonn, der in diesem Winter im Hotel Disch vor einem zahlreichen Zuhörerkreise Vorlesungen über kölnische Kunstgeschichte hält, bemerkte am 3. December in seinem einleitenden Vortrage sehr richtig, daß das alte heilige Köln sich in seinen Kunstwerken in der ersten Periode weder mit Trier, und namentlich mit dessen Basilika, Porta nigra u. s. w., noch in der zweiten mit Aachen und dessen Kaiserdome, noch in der dritten mit den stattlichen Kirchen am westlichen und südlichen Abhange des Harzes, aus der Ottonenzeit, noch in der vierten mit den gewaltigen Gottes- und Rathhäusern der Städte an der Nord- und Ostsee messen könne, doch daß sein Vorzug und seine Berechtigung zu einer besonderen Kunstbetrachtung in der Continuität der künstlerischen Leistungen bestehe, welche von dem Tage, wo der erste Germane hier den ersten Pfahl eingeschlagen, der erste Römer den ersten Stein gemeißelt habe, fortdauerte bis zu Ende der mittelalterlichen Kunst überhaupt. Diese durch unzählige Thatsachen zu belegende Bemerkung gilt recht eigentlich auch wieder in unsern Tagen. Es wird im modernen Köln nichts Absonderliches geleistet, aber die Bewegung dauert — namentlich seit 1840 — ununterbrochen und die Bestrebungen stehen unter sich in einer prägnanten Gliederung; sie treiben und ergänzen einander in einer Weise, wie es vielleicht im gegenwärtigen Augenblicke eben nur in Köln in solcher Großartigkeit und Energie vorkommt. Köln gehört zu den ersten Handels- und Gewerbs-Plätzen Deutschlands nicht allein, sondern des ganzen europäischen Festlandes und als Börsen- und Vereinsplatz kommt es somit nach London, Paris und Frankfurt. Kölner Kauf- und Geschäftsleute leiten großartige Unternehmungen in Nord- und Süd-Amerika und selbst in den chinesischen Häfen. Diese Kölnischen Kaufleute und Börsenmänner kümmern sich herzlich wenig um den belletristischen Theil der modernen Literatur und auch ihre Frauen lesen möglichst wenig; aber sie haben regen Sinn für Musik, Malerei, Sculptur und Architektur, weil ersterer Kunstzweig „erheitert“ und zur Geselligkeit ein köstliches Hilfsmittel ist und weil die bildenden Künste zu eines reichen Mannes Umgebung als Decoration gehören. Das Decorative ist es deßhalb auch hauptsächlich, was in Bildern, Statuen und Bauten gesucht und gefördert wird. Die Kölner Kaufleute besuchen nicht zu häufig die permanente Ausstellung in der Glockengasse, aber sie kaufen, was ihnen auf den ersten Blick gefällt, und zahlen gut. In der Malerei sind es besonders Landschaften und Genrebilder, die hier Absatz finden, in der Architektur dagegen huldigt man theils der Gothik, so viel es die Verhältnisse gestatten, theils dem romanischen Styl, oder man baut im Kasernenstyle fort und hilft im Innern mit desto pomphafterer Einrichtung nach. Köln hat eine lebhaft agitirende gothische Clique, aber in den Neubauten tragen doch nur wenige Häuser einen strengeren gothischen Charakter. Die neue Rheinbrücke, dieses kolossale

Unternehmen, an welchem mit Energie fortgearbeitet wird, obgleich man am Oberrhein noch immer gegen diese „Beeinträchtigung des freien Rheinverkehres“ agitirt, wird von diesem *decorativen* Zuge des Kölnischen Geschmackes wenig oder gar nichts zeigen; das bei Tonger ausgestellte Modell macht keinen angenehmen ästhetischen Eindruck; die Brücke wird großartig, und zweckmäßig für den gegenwärtigen Eisenbahn-, Wagen- und Fußgänger-Verkehr, aber damit ist ihr Ruhm auch zu Ende; zur Schönheit des herrlichen Rheinpanoramas wird sie sich indifferent, wo nicht gar negativ verhalten. Desto gewaltiger wird dereinst der Dom wirken, auf dessen Ostseite die neue Rheinbrücke münden, dabei aber den jetzigen Frankenplatz verbrauchen und die Reihe der öffentlichen Plätze um einen verringern wird. Zu diesem Verluste kommt in Folge des neuen Centralbahnhofes ein zweiter: der des botanischen Gartens, der bisher durch seine architektonischen Umgebungen einen der interessantesten Spaziergänge im Innern der Stadt bot; doch Köln soll dafür durch einen neuen öffentlichen Platz mit Parkanlagen entschädigt werden. Dieser wird durch den Bau des neuen Museums gewonnen werden, da rings um die Baustelle und um die Minoritenkirche die Häuser abgebrochen werden. Zu dem Bau des neuen Museums hat der Kölner Bürger Richartz — Alles in Allem gerechnet — ein Sümmchen geschenkt, das bereits die Höhe von 150,000 Thalern übersteigt, und der Gemeinderath hat gleichfalls über 30,000 Thaler zu dem städtischen Alterthums- und Kunsttempel votirt, so daß der Baumeister über 180 bis 200,000 Thaler zu verfügen haben wird. Diese neue Zierde der Stadt soll binnen drei Jahren fertig werden. Bis dahin wird auch die Brücke den Rheinstrom überspannen und der Dom um ein gutes Stück der Vollendung näher gerückt sein. Es war im Jahre 814, wo in der Nordostecke der alten Colonia Agrippina durch Erzbischof Hildebold der Grundstein zu dem ersten Dome gelegt ward, der 873 vollendet, zu Anfang des 13. Jahrhunderts aber nach mancherlei Veränderungen und Vergrößerungen so in Verfall gerathen war, daß Erzbischof Engelbert einen Neubau beschloß, er fiel aber vor Beginn des Unternehmens am 7. November 1225 durch Mörderhand bei Schwelm. Da brannte 1228 der größte Theil des Chors und Langhauses ab und nun wurde am 14. August 1228 durch Erzbischof Conrad zu dem neuen Dome der Grundstein gelegt; doch erst nach 1322 ward der alte Dom vollends abgebrochen. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts stand der Krahn müßig und der äußerste Verfall drohte dem Riesenbaue. Und genau nach einem Jahrtausend — 1814 war es, als in Darmstadt die Originalbauriße der 1847 begonnenen Thurmfacade wieder aufgefunden und post tot discrimina rerum die Wiederaufnahme des Baues vorbereitet und 1830 energischer, 1841 mit Macht wieder in Angriff genommen wurde. Von 1824 bis 1841 wurden 357,248 Thaler verwendet, von 1842 bis Ende 1855 für Bau und Ausschmückung 1,374,206 Thaler, also seit 1824 im Ganzen 1,731,454 Thaler. Der Dom erfordert zu seiner Vollendung noch etwa $3^1/_2$ Millionen Thaler; wenn jährlich 300,000 Thaler zur Verfügung gestellt werden, verspricht der Dombaumeister Zwirner, der bisher sich stets als guter Rechner erwiesen, sein Werk binnen *zwölf Jahren* zu dem von der gesammten Bevölkerung Kölns, der Rheinlande, ja des großen deutschen Vaterlandes so heiß ersehnten Ziele zu führen. Der Central-Dombau-Verein hat von 1841 bis Ende 1855 im Ganzen 448,920 Thaler zu dem Baue beigesteuert. — Wie bedeutende Capitalien in den letzten Jahren in Köln zu öffentlichen Bauzwecken verwendet wurden, zeigen aber nicht bloß die Hunderttausende für das neue Museum und die Millionen für Rheinbrücke und Dom, sondern es kommen noch hinzu die Ausgaben für den großartigen Umbau des Gürzenich, der nach seiner Vollendung einen Saal zu städtischen und vaterländischen Festlichkeiten bieten wird, wie wenige Städte eines ähnlichen Locales sich rühmen dürfen. Auch die Außenseite des Gürzenich wird restaurirt, und würde mächtig wirken, wenn das altehrwürdige Gebäude nicht nach dem Brauche der guten alten Zeit des Reiches deutscher Nation zu sehr durch die Umgebungen eingeengt würde. Indeß dieser Uebelstand wird nicht ewig dauern, denn es kann nicht fehlen, daß über kurz oder lang eine Seite der Straße, die vom Heumarkte nach dem Gürzenich führt und sehr ungleiche Linien bietet, abgebrochen, die Straße breiter gemacht und so dem Fremden, der vom Rheine kommt, die Aussicht auf das stattliche Gebäude schon in der Ferne geöffnet wird. Die Friedrich-Wilhelmsstraße, der Heumarkt und jener ganze Stadttheil bis zur Hochstraße, der bisher durch die Schiffbrücke so ungemein begünstigt war, wird diesen Vortheil an die Straßen am Trankgassenthore abgeben müssen, sobald die feste Brücke steht; es ist also nicht mehr als billig, daß Bedacht genommen werde, die Fremden zu veranlassen, auch jene jetzt durch ihre stattliche Brücke ausgezeichneten Straßen zu besuchen. Dies wird der Fall sein, sobald — wie kaum noch zu bezweifeln — das Denkmal für Friedrich Wilhelm III. auf dem Heumarkt zwischen der Hauptwache und Börse zu stehen kommt, so daß dem Fremden von der Friedrich-Wilhelmsstraße, also vom Rheine aus, sofort das neue Monument und hinter demselben durch die erweiterte Straße der Gürzenich entgegentritt. Für dieses Denkmal werden jetzt in Köln und der Rheinprovinz Zeichnungen gemacht, die etwas durchaus Großartiges erwarten lassen. Man spricht von 200,000 Thalern, die für dieses Unternehmen verwendet werden sollen. Die Rheinprovinz und namentlich Köln datirt die neue Blüthe von Handel und Industrie von der Vereinigung mit Preußen — darüber herrscht nur Eine Meinung. Es ist deßhalb ganz am Platze und an der Zeit, daß die Rheinländer in ihrer Metropole, wie es in dem Aufrufe heißt, „das größte und freudigste Ereigniß ihrer Geschichte: die dauernde Wiedervereinigung der Rheinprovinzen mit Deutschland und ihre glückliche Verschmelzung mit Preußen unter dem mächtigen Scepter der Hohenzollern durch ein unvergängliches, würdiges Denkmal bezeichnen.“ Dieses Ereigniß vollbrachte Friedrich Wilhelm III., in ihm personificirt es sich also und wird ihm das Denkmal geweihet werden. Es handelt sich um eine Reiterstatue mit entsprechenden Emblemen. An der Spitze der Unterschriften stehen Beiträge von 1000 Thalern und es kann nicht fehlen, daß der reiche Gewerbestand der Rheinprovinz und der Kölner Handelsstand eine ihrem Wohlstande und Patriotismus würdige, also eine sehr namhafte Summe zeichnen und damit ein so bedeutendes Monument ermöglichen wird, daß es sich lohnt, es nach der Brücke, dem Dome und dem Gürzenich noch

in Augenschein zu nehmen. Am ersten Tage wurden in Köln bereits über 10,000 Thaler unterzeichnet, darunter mehrere Beiträge von tausend Thalern.

Hamburg, im December.

Weihnachtstreiben. — Literatur. — Musik. — Theater. — Schifffahrt.

Um die Weihnachtszeit zieht unsere Stadt einen ganz neuen Menschen an. Sie ist dann innerhalb ihrer Ringmauern oder Wälle — denn Mauern haben wir schon lange nicht mehr — am interessantesten im ganzen Jahre. Der December ist der Monat, wo Hamburg sich Mühe giebt, das prosaische Alltagskleid, das es das ganze Jahr hindurch trägt, mit einem phantastisch ausgeschmückten Galarocke zu vertauschen. Kehrt mit dieser Wandelung auch nicht die Poesie leibhaftig bei uns ein, so durchschreitet doch ein fesselndes Schattenbild derselben unsere Straßen, weilt auf unsern Plätzen und Märkten, und gibt in einer Anzahl großer und glänzender Localitäten so verführerisch anziehende Gastvorstellungen, daß alle Welt, die vornehme bunt gemischt mit der nicht vornehmen, nach diesen Wunderhallen wallfahrtet um zu schauen, zu bewundern, zu lachen und sich zu ergötzen oder auch in zelotischem Grimme den Kopf zu schütteln. Diese Zeit, wo unsere Stadt alljährlich eine so merkwürdige Wandelung erlebt, nennen wir „den Dom". Der Dom ist aber nichts anderes, als ein sehr belebter Weihnachtsmarkt, wo die handeltreibende, nach Gewinn lüsterne Welt Alles, was es Herrliches, Verlockendes, Wünschenswerthes auf Erden gibt, zur Schau aufstellt und buchstäblich in das vortheilhafteste Licht zu rücken sich bemüht. Wanderungen durch den Dom gehören zum guten Ton und zum täglichen Brot. Wer durch Verhältnisse, durch Krankheit oder durch Mangel an Mitteln davon abgehalten wird, fühlt sich gewiß sehr unglücklich in dieser Zeit, wo die fashionabelsten Straßen unserer Stadt in wunderbarem Glanze strahlen.

Diese Zeit nun ist jetzt wieder gekommen und ich könnte Ihnen, müßte ich nicht befürchten zu viel Raum einzunehmen, eine Schilderung unsres Domes liefern, die gewiß Viele Ihrer Leser begierig machen würde, diese Herrlichkeiten einmal mit eigenen Augen zu betrachten. Da unsere Geschäftsleute neben dem Talent, wirklich Geschäfte zu machen, auch unläugbar Sinn und einen glücklichen Griff für geschmackvolle Aufstellung der Kostbarkeiten, die sie zu verführen beabsichtigen und für Ausschmückung ihrer Verkaufsläden besitzen, so glauben wir in der That häufig in einer Feenwelt zu wandern. Auch wer nicht viel zu verausgaben hat, kann hier im bloßen Anschauen des Unerreichbaren genießen und sich satt schwelgen mit den Augen. Das Sehen allein ist wenigstens nicht kostspielig und vor den Schaufenstern der reichsten Kaufgewölbe sogar ganz umsonst. Nur das Betreten der größeren Weihnachtsausstellungen und der sogenannten Bazare, die mit jedem Jahre größere Wunder enthüllen, muß mit Geld erkauft werden. Von letzteren sind in ihrer Art als ausgezeichnete und deßhalb wirklich sehenswerthe Weihnachtslocale zu nennen: der Apollosaal, der Conventgarten, die Tonhalle, der eigentliche Bazar, welcher den glasüberdachten Durchgang zwischen Jungfernstieg und Königsstraße bildet, das Colosseum und der Unionssaal. Ueberall ist in mannichfaltigster Weise für die Schaulust, für Unterhaltungen aller Art, für Amüsements namentlich der Kinderwelt gesorgt. Carrousels, Puppentheater, Polichinellbuden, Jongleure, Zauberer, Affentheater, ein wirklicher Riese von enormer Größe, kolossale in einem Meer von Licht schwimmende Tannenbäume, feste und um ihre eigene Achse sich drehende, Musikaufführungen ꝛc. fesseln und befriedigen alle Sinne und so ist es freilich kein Wunder, daß die genannten Localitäten alltäglich von Nachmittags 4 Uhr an bis in die Nacht hinein von Bewundernden, vor Glück jauchzenden und still gaffenden Zuschauern erfüllt sind. Ein Besuch von 6000 bis 7000 Personen an einem Tage gehörte in den größten dieser Bazare nicht zu den Ungewöhnlichkeiten. Diese unglaubliche Schaulust der Menge, die bis nach Weihnachten sich nicht vermindert, erklärt auch die mit jedem neuen Jahre vergrößerte Ausschmückung der Bazare, deren beträchtliche Kosten durch das erhobene Entreegeld der Domwanderer und Dombewunderer reichlich gedeckt werden. Neben den Bazaren, die mehr nur zur Beschauung phantastischer Ausschmückung und nebenbei zur Erlustigung des Publicums dienen, zeichnen sich während der Domzeit besonders die großen Niederlagen von allerhand Spielwaaren aus. Hier verkehrt ebenfalls vornehme Welt und Bürgerstand, um für sein Haus, seine Kinderschaar auszuwählen, was ihm gefällt und mit seinen Mitteln sich verträgt. Diese unermeßlich zu nennenden Spielwaaren-Niederlagen befriedigen aber nicht bloß das Bedürfniß eines Jeden, sie erschweren auch gar oft die Auswahl wegen der außerordentlichen Menge von Gegenständen, die verlockend und festhaltend dem prüfenden Domwanderer in's Auge stechen. Zum Glück aber kann doch auch der wenig Bemittelte erhalten, was er wünscht, denn mit gleicher Bereitwilligkeit wird dem Käufer ein Spielzeug, das nur einige Schillinge kostet, verabreicht, wie jene kostbaren Prunkstücke, die eine gar volle Börse beanspruchen, um sich in ihren Besitz zu setzen.

Hamburg war und ist zu sehr eine Stadt des Geldes und des Gelderwerbes, um für die schönen Künste, für Literatur und Wissenschaft ein mehr als vorübergehendes Interesse übrig zu haben. Eine Pflegerin derselben wird sie daher schwerlich jemals werden, wenn auch Einzelne sowohl die Künste wie die Literatur und ihre Erzeugnisse vollkommen zu schätzen wissen. Selbst im vorigen Jahrhundert, wo die große Bewegung der Geister sich überall fühlbar machte und daher der Aufschwung, welchen die deutsche Literatur und Kunst nahm, auch hier nachzitterte, waren es doch immer nur einige Kreise bedeutender Menschen, die tonangebend wirkten und sich dieser Bewegung liebevoll theilnehmend erschlossen. Damals blühte noch das Hamburger Theater, das unstreitig den größten Einfluß selbst auf die große Menge ausübte, einen Einfluß, dessen die Gegenwart noch mit Stolz gedenkt. Die Zeiten sind inzwischen anders geworden, die Literatur hat an Umfang, nicht an Tiefe gewonnen und Gleiches gilt von der Kunst. Auch die Menschen haben sich mit sammt ihrem Streben geändert. Die Erfindung der Actienunternehmungen, die Begründung der vielen Creditanstalten, die Börsenspecu-

lationen und der Papierhandel absorbiren gegenwärtig so ausschließlich die Regsamkeit des Geschäftsmannes, daß ihm leider wenig Zeit noch übrig bleibt für Dinge, die so himmelweit von diesen neuen Geschäftspfaden abseits liegen, welche zu den offen stehenden Pforten des Tempels führen, wo man den blinkenden Gewinn als Gott verehrt. Und hätte er selbst Zeit, die Ruhe würde ihm doch fehlen, die unerläßlich ist zum Genusse und zu richtiger Würdigung geistiger Erzeugnisse. Die Chancen also dafür, daß Hamburg eine Stadt werden könne, die Kunst, Literatur und Wissenschaft dereinst mit Vorliebe pflegen werde, sind vorläufig nicht groß. Hier geschieht schon viel, wenn man überhaupt so fern Liegendem noch einige Beachtung schenkt. Inzwischen ist Alles, was bei uns sich literarisch beschäftigt, wenigstens nach Kräften bemüht, dahin zu wirken, daß auch der Sinn für Kunst und Literatur im Publicum geweckt werde. Es fehlt weder an Talenten, die in dieser Beziehung Wirksames thun können, noch an Organen, die es sich zur Aufgabe machen, jegliches Talent zu unterstützen. Die periodische Presse, seit Jahren bei uns schon stark vertreten, scheint überhaupt neuerdings einen ganz frischen Aufschwung nehmen zu wollen. Neben einer ganz erklecklichen Anzahl älterer Zeitungen, die ich Ihnen hier nicht besonders namhaft zu machen brauche, sind seit Kurzem einige neue aufgetaucht, denen eine Zukunft zu wünschen wäre. „Das Jahrhundert", im Verlage von Otto Meißner erscheinend, scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, die ernsteren Fragen der Zeit, so weit sie mit dem Wissenschaftlichen concurriren, zu erwägen und zu discutiren. A. Glasbrenner, der unermüdliche Humorist, gibt seit ein paar Monaten eine Sonntagszeitung „Ernst Heiter" betitelt, heraus, dem ein Beiblatt „der Tartar" als amüsante Lügenzeitung angehängt ist. Für den Humor höhern Styls eignet sich unsere Stadt nun freilich nicht, dennoch aber läßt sie sich auch in dieser Beziehung anregen und aufstacheln, wenn nur die richtigen Seiten angeschlagen werden. Glasbrenner hat Glück als Humorist, er besitzt Tact und Geschick und vermag er es nur, sich selbst zu zügeln, so wird das Unternehmen auch reussiren, da es, wie man hört, im Auslande d. h. hier: im Innern Deutschlands, guten Anklang findet. Auch ein illustrirtes Blatt erscheint bei uns, das mit den bedeutenderen ähnlichen Unternehmungen, welche in fast zu großer Anzahl den literarischen Markt überschwemmen, concurriren will. Die Namen der Mitarbeiter und die bisherigen Leistungen erwähnten Blattes, das W. Seitz verlegt, machen ein Fortbestehen desselben wünschenswerth. Mehr literarisch verspricht ein so eben angekündigtes neues Unternehmen zu werden, als dessen Herausgeber sich Volkhausen und der bekannte Kritiker und politische Schriftsteller L. Walesrode aus Königsberg nennen. Dies Blatt soll den Titel „der Kompaß" führen und kündigt in seinem kürzlich bekannt gewordenen Programme die Namen bedeutender Autoren als Mitarbeiter an. Von Walesrode wird nächstens auch ein selbständiges literarisches Product erwartet, das bei Campe herauskommen soll. Dies führt mich zu den productiven Schriftstellern, die hier leben und wirken. Die älteren Autoren, unter denen Dr. Karl Töpfer, der gewandte Lustspieldichter ganz feiern zu wollen scheint, lassen wenig oder nichts mehr von sich hören, desto regsamer sind die jüngeren, von denen Ernst Willkomm mit seinem neuesten Romane: „Rheder und Matrose", einen sehr glücklichen Wurf gethan hat, und Bernhard Endrulat, dessen merkwürdige Erlebnisse ihm die Theilnahme Vieler zuwandten, mit seinen vor wenigen Tagen erschienenen „Gedichten" jedenfalls sich zahlreiche Freunde gewinnen wird. Wollheim da Fonseca scheint jetzt ebenfalls zu feiern, Krüger, glücklich in dramatischen Erzeugnissen, welche sich speciell auf localem Boden bewegen, ist auch still, Feodor Wehl, der elegante und regsame Herausgeber der „Jahreszeiten", welcher jüngere Talente mit einer gewissen Vorliebe anregt und pflegt, scheint von dieser ihm ganz besonders zusagenden Thätigkeit leider zu sehr in Anspruch genommen zu werden, um seine Kraft einer größeren selbständigen Arbeit zuzuwenden. Sie sehen aber aus dem hier Angedeuteten, daß es genug Talente bei uns gibt, die jedes in seiner Sphäre und auf die ihm zusagende Weise, das literarische Feld nicht unwürdig bestellen, und so darf man sich doch wohl mit einigem Vertrauen der Hoffnuug hingeben, daß die Zukunft berufen sein möchte, Hamburg literarisch eher zu heben, als herabzudrücken.

Die Musik darf nicht über Vernachlässigung klagen. Diese zwar schwerere, dafür aber leichter zu verstehende Kunst findet schon deßhalb schneller allerwärts Eingang, weil sie einschmeichelnder auftritt, als jede andere, und eine passive Hingabe an dieselbe schon für Verehrung und Pflege derselben gelten kann. Sie werden mir erlassen, über die verschiedenen Concerte und sonstigen musikalischen Aufführungen zu berichten, die schon seit Wochen hier gegeben worden sind, erwähnen nur will ich des ersten philharmonischen Concertes, das dem Andenken eines zu früh verstorbenen Componisten von großer und eigenthümlicher Begabung, nämlich Robert Schumann galt.

Unsere Theaterzustände zu besprechen, gewährt wenig Vergnügen. Ueber dem Stadttheater waltet ein eigener Unstern, dessen Strahlen durchaus nicht segenbringend auf das alte Institut herabglänzen. Auch dem neuen Director scheint es nicht gelingen zu wollen, die mißgünstigen Geister, welche über dem Grabe des großen Schröder und seiner Zeitgenossen schweben und mit schattigen Händen unheilvolle Gewebe schürzen, ganz zu verscheuchen. Das Schauspiel kränkelt fortwährend, die Oper hält sich und will doch nicht recht gedeihen, und so ist es immer noch fraglich, ob es der Ausdauer des Directors allein gelingen wird, die tausend Schwierigkeiten glücklich zu überwinden, die in unserer Zeit einem nur auf sich selbst angewiesenen Theaterunternehmer entgegentreten, wenn er sich die Aufgabe stellt und stellen muß, es andern großen Bühnen gleich zu thun. Kleinere Theater sind in dieser Beziehung viel besser daran. Das zeigt in auffallender Weise unser Thalia-Theater, das trotz seines beschränkten Repertoirs doch gedeiht, weil es alle ihm zur Verfügung stehenden Kräfte straff zusammenhalten, auf einen Punkt concentriren und dadurch ein musterhaftes Zusammenspiel erzielen kann, das allgemein befriedigt. Classisches wird auf diesem Theater nicht gespielt, das viele Unclassische aber, was allabendlich hier auf den Brettern erscheint, wird so classisch gegeben, daß man über dem vortrefflichen Spiel gern den lockern Inhalt vergißt.

Anfang dieses Monats überraschte uns ein frühzeitiger Winter und machte mit Einem Schlage unserer Schifffahrt ein Ende. Da wurden überall nur Klagen laut, denn wenn die Elbe zufriert, überschlagen die Meisten nur den Verlust, der durch plötzliche Stockung allen Verkehrs Hunderte ereilt. Zum Glück dauerte diese unfreiwillige Rast im Geschäft nur wenige Tage. Das eben so schnell eintretende Thauwetter, das uns mit Frühlingslüften trügerisch umfächelte, hat alle Hände wieder in Bewegung gesetzt. Abermals kommen und gehen Schiffe, und hält diese milde Witterung nur noch kurze Zeit an, so wird Hamburg am Schlusse dieses Jahres eine Lebendigkeit in seinem Schiffsverkehr nachzuweisen haben, wie ihn bis jetzt die Statistik noch niemals zu verzeichnen Gelegenheit fand.

Berlin, im December.

Weihnachtsverkehr. — Die Speculationssucht und ihr Einfluß auf die Lebensverhältnisse. — Theater. — Musik. — Tanz.

Nur in Form von späten Rückblicken gestattet die eigenthümliche Gestalt dieses literarischen Unternehmens die Behandlung großstädtischer, rasch vorübereilender Zustände. Der heranrückende Januar, der große Zahlmonat des civilisirten Europas mit seinem allgemeinen Austausch aller möglichen Rechnungen gegen baar Geld, hat aber ohnehin so wenig Verlockendes in seinem Gesichtsausdruck, daß wir mit stiller Freude in die Berliner Weihnachtssituationen schauen und die unerfreulichen Wendungen des ersten Monats im Jahre lieber über vier Wochen zu Papier bringen. — Die Weihnachtszeit ist gar eine sonderbare Epoche für unsere große Stadt, die man einst Spreeathen nannte, die aber jetzt so tief in Actien, Wechseln, Hypotheken und Fabrikverträgen steckt, daß sich keine Stadt des Alterthums mehr auftreiben läßt, um rechtmäßig vor ihren Namen unseren Flußtitel zu setzen. Während den Kindern mit großer Markt- und Zeitungsberedtsamkeit aufgeredet wird, Weihnachten sei ihr Fest, rührt alle Welt Hände und Füße, um auf jede mögliche Weise Geld zu verdienen, und niemals sonst zeigt sich der erfinderische Geist der industriellen Berliner fruchtbarer in kunstvollen Artikeln, Reclamen, Arrangements, gedeckten Tischen, ausgeputzten Schaufenstern, glänzend erleuchteten Läden und Sälen. Wen die Veränderungen einer großen Stadt in Sitten und Denkungsart, in Bildung und Unternehmungsgeist lebhaft interessiren, der thäte wohl, die Weihnachtszeit in Berlin zum Gegenstande seines Studiums zu wählen. In den drei letzten Wochen jedes Jahres werfen sich alle Elemente dreist und rücksichtslos an die Oberfläche des Lebens, und die Beilagen unserer alten Zeitungen sind wahre Spiegel oder Lichtbilder des Treibens der modernen Menschen. Verweilt man zunächst bei diesem Gebiet, so fällt die sonderbar verwogene und großsprecherische Art der verschiedenen Händler auf, mit der sie ihre Waaren anpreisen. Wenn in den übrigen elf Monaten noch gewisse Gesetze des journalistischen Comm[illegible]tirbuches geachtet wer[illegible] Schaam manche [illegible] D[illegible] aue bedeutende Geschäfte zu machen. Man stelle sich eine Anzahl Unbekannter vor, die nur durch einzelne Buchstaben bezeichnet, über alle zum Verkauf angebotenen Werthpapiere, Waaren und Bücher in kurzen aphoristischen Sätzen — dergleichen Reclamen sind theurer, als die gewöhnlichen Anzeigen — das Wort ergreifen und dem Publikum dictatorisch zurufen, wofür es sein Geld auszugeben habe. Sehr oft sind diese Vorschreier der Börse und des Buchhandels, denn wer in Papieren arbeitet, dessen Respect vor einem unschuldigen weißen Blatte ist meistens schon frühzeitig zur Hölle gefahren, nicht einmal wohlbewandert in den unumstößlichen Gesetzen der Grammatik, und ihre oratorischen Meisterwerke verdächtigen schwer die Dinge, welche sie auf das Wärmste empfehlen wollen.

In erster Reihe sind es die Abällino's, die großen Banditen der Börse, welche theils untereinander, theils gegen die hiesige Börsenzeitung, ihr Müthchen kühlen und täglich die Leser durch eine Anzahl höchst frisch, man könnte sogar sagen, „grob" geschriebener Artikel, in Entzücken versetzen, denn in dem Gezweige der Creditpapiere nistet eigentlich Alles, was über ein Paar hundert Thaler gebieten kann. Die Geldinteressen beschäftigen die Menschen am lebhaftesten und die letzte Seite der Blätter mit ihren Zahlentabellen ist für die Lectüre des Morgens und Abends der Premier geworden. Von den Kreisen der Staatsmänner und hohen Beamten an, bis herunter in die Milch- und Sahnebureaus, die Bierkeller und Frühstücksstuben, dehnt sich die Speculation aus, und es kann kaum noch eine Stätte gefunden werden, an der das Gespräch nicht auf Agio, Zins, Dividende, über und unter Pari gerichtet wird. Diese weit um sich greifende Leidenschaft: ohne Arbeit reich zu werden, hat auf die Anschauungsweise und die Sitten Berlins schon seit geraumer Zeit den nachtheiligsten Einfluß ausgeübt. Man hat diesen Verfall bald aus den politischen Zerklüftungen, bald aus den Nothständen, bald aus einer weitverbreiteten spottsüchtigen Fraction der Presse, ja sogar aus den Einflüssen des heutigen Theaterwesens erklären wollen, allein alle diese Elemente reichen nicht so weit, sind nicht im Stande, die Menschen in der Tiefe des Gemüthes so umzustimmen, als die Gewinnsucht und der Egoismus. Die schönsten Seiten des Berliner Lebens sind verdüstert oder in ihren häßlichen Gegensatz verkehrt. Aus der eleganten und anscheinend gebildeten Welt verschwindet von Tage zu Tage mehr die Neigung für die Dinge des Geistes, von literarischen Zirkeln bestehen nur noch unverhältnißmäßig kleine Vereine gebildeter Männer; die Mehrzahl hat sich für den Materialismus eines besinnungslosen und wilden Wohllebens erklärt. Sonst gab es eine gewisse Gleichheit des Standes, Reichthumes und Talentes, der Mann von Wissenschaft, der Künstler, der Dichter, der Literat wurden in den Gesellschaften gern gesehen und für einen Schmuck derselben gehalten. Jetzt herrscht die strenge Abgeschiedenheit der Kasten. Die Gesellschaft ist nach den Unterschieden des Geldbesitzes gerichtet, und die Titel unserer Minister und Civilämter sind genau abgeschätzt. Die Zeit des Talents und Wissens kommt erst im [illegible] Tafeln der Gesellschaft an die Reihe. Der Kaufmann [illegible]

schen Industrie-Pascha's nicht mehr zum Vorschein; die Geldsucht zerlegt die Welt wieder in Atome. Die Gruppenbildung bemächtigt sich aller Verhältnisse und der hiesige Gewerberath, der sein bureaukratisches Leben damit ausfüllt, die Geschäftskasten einzurichten, die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gewerben zu schlichten, und jedem seine enge begrenzte Thätigkeit anzuweisen, ist gleichsam das Symbol jenes unsichtbaren Geistes, der das Berlin des Tages beherrscht und die alte Stadt der Intelligenz in ein eigengeartetes Handelsemporium verwandelt.

Von der Thätigkeit unserer Kammern ist mit Ausnahme des Augenblicks, den sie abtraten, um die Thronrede anzuhören, noch unglaublich wenig zu bemerken gewesen.

An schönen Nachmittagen des Decembers fanden sich regelmäßig in den sehr beliebten, vor den Thoren gelegenen Kaffeehäusern von Moritzhof und Albrechtshof, kleine Kreise von Gesellschaften älterer, nicht besonders sauber und elegant gekleideter Herren ein, die sich auf das Heiterste und Geräuschvollste mit dem Dominospiele ergötzten, und so das Volk belehrten, daß seine Vertreter zur Ueberwachung wichtiger und heiliger Interessen zusammengetreten seien. Das neue Ehescheidungsgesetz, dessen Beigeschmack ein wenig an ältere und strengere Zeiten, an gehorsamere und ungebildetere Menschen erinnert; wird die Hauptaufgabe der gegenwärtigen Deputirten bilden und wahrscheinlich die politische Literatur um eine Anzahl der tiefsinnigsten und gelehrtesten Reden bereichern. Vom Herrenhause, das kaum zusammengetreten, sofort wieder seinen Weihnachtspaß visiren ließ und auf seine resp. Landgüter ging, würde fast gar nicht die Rede sein, wenn nicht zuweilen einer dieser alten und gebrechlichen Herren der Natur seine verjährte Schuld bezahlte und das Kreuz hinter seinem Namen auf dem Stammbaume machen ließe.

Die reiche politisirende und speculirende Welt will nach abgedecktem Tische, wenn das Werk der Verdauung vollbracht ist, von den Künsten unterhalten werden, und fordert um halb sieben Uhr irgend ein leicht begreifliches, gut zugeschnittenes Theaterstück, am liebsten lustigen Charakters, das sie um die langsamen und langweiligen Stunden des Abends betrügt.

Leider verstehen unsere Dichter noch nicht die große, in Frankreich mehr geübte Kunst, den nöthigen Bedarf für diese Classe der Unterhaltungslustigen herbeizuschaffen. In den Köpfen unserer Theaterschriftsteller spukt immer noch eine Erinnerung an das Ideal und in ihren Herzen pocht die gute deutsche Ehrlichkeit, erst dem künstlerischen Gewissen, und dann den Forderungen der Menge zu genügen. So hatte Karl Gutzkow ein neues Stück „Lorbeer und Myrthe" im Königlichen Schauspielhause aufführen lassen, das die literarischen Conflicte zwischen Richelieu und Corneille nach der Aufführung des Cid in geistreichen Versen vorführte, allein das blasirte Publicum des Tages vermochte nicht, sich für einige Stunden auf den Standpunkt einer picanten literarischen Streitigkeit zu begeben und das Stück fiel vor dem allgemeinen Mangel an Interesse. Unter der Herrschaft Raupach's wäre eine Niederlage aus solchem Grunde eine vollkommene Unmöglichkeit gewesen. Glücklicher war der Verfasser des Narciß, A. E. Brachvogel, mit seinem „Adalbert vom Babenberge". Dieser junge Dichter, dessen Talent bedeutend über die Gaben seiner gleichaltrigen Zeitgenossen emporragt, ist seinem früheren Gewerbe nach ein Graveur und hat sich durch unendlichen Fleiß um die Erweiterung seiner wissenschaftlichen Bildung, wie um die Förderung seiner Schöpfergabe bemüht. Vielleicht hat eben der späte Beginn seiner autodidaktischen Laufbahn, ihm jene anmuthige Frische des Ausdrucks, der Charakteristik und der Scenerie erhalten, die bei allen Fehlern, Längen und Auswüchsen, an denen seine beiden bisherigen Stücke reich genug sind, diesen doch einen poetischen Reiz verleihen, der die Zukunft des jungen Mannes sicher stellt. Obgleich die Gesammtheit des „Adalbert vom Babenberge", einen strengen Kritiker wenig befriedigen mag, und der Held des Trauerspiels nicht durch eine Schuld, sondern durch einen Mangel an Begabung, einen gemüthlichen Irrthum in der Weltauffassung und eine angeborene kurzsichtige Leidenschaftlichkeit untergeht, so werden doch alle sich fortwährend aufdrängenden Einwendungen durch sinnig gestaltete, dem menschlichen Herzen entlehnte Züge beschwichtigt und die Zuschauer beinahe in jene humoristische Lage versetzt, welche Zelter in seinen Briefen an Goethe bei Gelegenheit der ersten Aufführung des Piraten von Bellini schildert: „Hundertmal wollte ich aufspringen und hinauslaufen, und immer wieder packte mich der Kerl am Kragen und hielt mich im Hause fest!" Ganz besonders gelungen ist der erste Akt, ein schönes Gemälde der alten Ritterlichkeit, wie es kaum je einem Bühnenautor gleich lebhaft und harmonisch aus der Feder geflossen ist. Im späteren Verlaufe verliert sich dieser Eindruck und die beiden letzten Akte gehen leider aus der bisherigen Innerlichkeit der Auffassung in moderne Effectmalerei zu sehr über, um, wie die erste Hälfte, zu genügen, allein auf den Bühnen Norddeutschlands, wo eine gewisse Polemik gegen den höheren Rang katholischer Kirchenfürsten auf den Brettern vorkommen darf, wird das Stück, nach mäßiger Kürzung, ohne Zweifel mit großem Interesse gesehen werden.

Das zweite Theater Berlins, das Friedrich-Wilhelmstädtische an den schattig verborgenen Ufern der geheimnißvollen Panke, erfreute sich bis in die Mitte des Decembers eines älteren Gastes, des Herrn Emil Devrient aus Dresden. Der bejahrte Meister, noch einer der Koryphäen aus der Schule der Romantik, hat eine lange Reihe von Gastrollen jenes Faches gespielt, das ihm auf der genannten Bühne gestattet ist, denn wohlgemerkt genießt das große königl. Theater einen gewissen Schutzzoll des Repertoirs. Nach einer mehr als dreiwöchentlichen Saison, in der „Werner oder Herz und Welt", „Lorbeerbaum und Bettelstab", „das Glas Wasser", „die Memoiren des Teufels" und „der Widerspänstigen Zähmung" gegeben wurden, verabschiedete sich Herr Devrient mit einem Gewinnantheile von 8 bis 9000 Thlrn. und folgte einem königl. Befehle, der ihm ein einmaliges Gastspiel am Theater des Gensd'armenmarktes, und zwar den Goethe'schen Egmont auferlegte. Der Beifall des Publicums wandte sich jedoch sichtlich eher dem Frl. Fuhr, als dem Gaste zu und Herr Devrient wird sich mit dem alten Gedanken zu befreunden haben, daß Lorbeerbäume bei Jahren keine jungen Blätter mehr treiben.

Von den übrigen Theatern ist nur wenig zu melden. In der Königstädtischen Bühne spielt

noch immer Kalisch's „Actienbudiker" die erste Geige, weil er eben die Lieblingsneigungen und Hauptbefürchtungen des Publicums präcis und deutlich ausdrückt; alle übrigen, von diesem Theater gegebenen Stücke machen mit großer Regelmäßigkeit Fiasco und sterben nach der zweiten oder dritten Vorstellung. Die Kroll'sche Bühne lebt von ihrer Weihnachtsausstellung, die sich ganz einer vor mehreren Jahren gesehenen anschließt.

In dem früheren goldenen Zeitalter gab es um Weihnachten noch eine Menge anderweitiger Localitäten, wo sehenswerthe Transparents, witzige Komödien und allerlei gemalte und plastische Scherze gezeigt wurden; dergleichen gute und erheiternde Dinge sind Roccoco geworden. Die bestehenden Veranstaltungen, wenn sie nicht Gewerben zur Folie dienen, gelten nur dem Magen und seinen Excessen. Dieses wichtige Organ hat das Gehirn vollkommen in den Hintergrund gedrängt. Wer kann wagen, mit einiger Gewißheit zu behaupten, daß die uralte und nur neu aufgewärmte, mit kleinen Details gespickte Theorie des Stoffwechsels nicht dabei mitspielt? Ist es nicht möglich, daß die in Moleschott und Genossen wohlbelesenen Besitzer des Arnim'schen und Mäder'schen Saales zur Erkenntniß gekommen sind, wie die reichliche Anfüllung des Magens mit feinen Speisen und kräftigen Weinen auch dem Gehirn höchst gedeihlich sei und die Gedankenentwicklung desselben fröhlich befördere. Können sie nicht im Stande sein, uns zu beweisen, daß am Ende Alles auf die Production aus dem Grunde der Natur herauf ankomme, und ein eigener schlechter Witz besser sei, als ein ganzes, von Außen hineingetrichtertes Vademecum? Stellen wir darüber keine Untersuchungen an, jene beiden Säle, die größten und elegantesten der Berliner Restaurants, sind täglich bei Musik allen zum Souper aufgelegten Personen geöffnet.

Das Concertwesen pflegt gewöhnlich gegen Weihnachten vor dem Geräusch der auf den Straßen feil gebotenen Waldteufel und Schnarren zu verstummen und bis nach Neujahr Ferien zu machen. Die Berliner Musik bringt überhaupt im Virtuosenfache nichts mehr in Flor. Der Geschmack der Musikliebhaber beginnt sich zu läutern, und an der classischen Periode, ihren denkenden Nachfolgern und jenen Künstlern Wohlgefallen zu finden, welche die schwierigen Werke dieser Zeit mit einer selteneren Vollendung vorzutragen vermögen. Wir nennen auf diesem Felde, außer dem Quartett der jüngeren Gebrüder Müller, die so würdig als Nachfolger des unsterblichen älteren Vereins aufgetreten sind, die Pariser Gesellschaft der Herren Chevillard, Maurin, Mas und Sabattier. Sie trugen nur die späteren Compositionen Beethovens, aber mit einer Poesie und Verve vor, welche ihnen den Beifall des ganzen kunstsinnigen Berliner Publicums erwarb, das freilich in den Saal des englischen Hofes vollständig hineingeht und darin bequem Platz findet.

Wenn wir hier noch eine Randbemerkung anhängen, so betrifft sie den Tanz; nicht den des Theaters, der bei uns nach bestimmten Gesetzen vor sich geht, sondern die Bemühungen der Leute von Ton, auf der Höhe des Zeitalters zu bleiben. Der Monat December war von Seiten jener fashionabeln Damen, die im Sommer Männer und Kinder zu verlassen und Liebeleien in Badeörtern nachzugehen pflegen, fast ganz der Erlernung der Quadrille à la Cour gewidmet gewesen, jener Tour, welche durch die Aufführung bei der letzten Vermählung eine besondere Weihe erhalten hat. Für die Männer wird indessen der Tanz erst angehen, wenn im Januar die massenhaften Einzahlungen zu Eisenbahnen und Creditanstalten beginnen!

Wien, im December.

Der ungebetene Gast. — Schlittenfahrten zu Olims Zeiten. — Gesellige Vereine. — Taschenbücher, Volkskalender. — Weihnachtsgeschenke. — Der Christkindelmarkt am Hof. — Kaiserliche Weihnachtsgeschenke.

Nach unserer Residenz gelangen so manche Gäste, deren Beherbergung der Gemeinde schweres Geld kostet, aber jeden Winter kommt mehrmals ein Gast, dessen Fortbringung eben so viele Mühe als Auslagen bedingt. Seinen ersten Einzug hielt dieser Fremdling, ein Sohn des kalten Himmelsstriches, beim Beginn des Monates und zwar mit solchem Pomp und mit solcher gewaltsamen Aufdringlichkeit, daß man sich darob billig entsetzen konnte. So nothwendig der Schnee für Wälder und Wiesen, für Felder und Auen ist, so reizend eine Winterlandschaft dem Auge sich darstellt, wenn sie sich gegen den verderblichen Frost in den blendenden weißen Flockmantel gehüllt hat: der Schnee, welcher in die Straßen der Stadt niederfällt, verliert alsogleich alle Poesie und Erfreulichkeit einer Naturerscheinung. Unter den Tritten von hunderttausenden geschäftiger Leute, unter den Hufen eilender Pferde und den Räder-Schwingungen von tausend Wägen jeglicher Art, wird der weiße Talar des Natursohnes so schnell in einen groben Schmutzkittel verwandelt, daß dessen Entfernung dringend gewünscht werden muß. Es wird hier auch sogleich immer ein Heer von Arbeitern aufgeboten, um den ungebetenen Gast hinwegzuschaffen. Bevor jedoch diese Scharen mit ihren Beilen, Aexten, Spaten, Hacken und Schaufeln heranziehen, herrscht eine fremdartige Geräuschlosigkeit in den Straßen und auf den Plätzen der innern Stadt. Die auf dem trefflichen Steinpflaster lagernde Schneedecke hindert alle den Lärm, welcher das Treiben einer Großstadt begleitet. Das Wagengerassel verstummt, kein schallender Schritt wird gehört, und wenn man die Augen schlösse, könnte man glauben, es sei eine Stockung des Verkehres eingetreten, obwohl das bunte Gewimmel nach wie vor Statt findet.

Diese Scenen wiederholen sich, so oft der Himmel seine Flocken herniedersendet; die aufgehäuften Schneemassen werden auf die Rasenplätze des Glacis hinausgebracht, und es läßt sich denken, wie viele Wagenfuhren daselbst abgeladen werden, wenn man weiß, daß die Wegbringung dieses ungebetenen Gastes während der Winterzeit der Gemeinde einen Kostenaufwand von beiläufig vierzigtausend Gulden verursacht.

Unter solchen Verhältnissen sind Schlitten in der inneren Stadt seltene Vögel geworden. Einige Fiaker beeilen sich wohl bei fallendem Schnee mit zierlichen Schlitten auf ihren Standorten unter Schellengeklingel aufzufahren, müssen jedoch bald wieder zu den vierrädrigen Fuhrwerken ihre Zuflucht nehmen, denn gar erbärmlich macht sich ein prunkender Schlitten auf dem kahlen, beeisten Gesteine der Straßen. In früheren Zeiten war das freilich anders; da gewann die Stadt zur Winterzeit ein neues lustiges Leben, und Schlittenzüge des Hofes durch die Resi-

denz fanden öfters Statt. So berichtet Küchelbecker in seiner „allerneuesten Nachricht vom römisch-kaiserlichen Hofe" im Jahre 1730, daß, wenn eine Schlittenfahrt gehalten werden sollte, die vornehmsten Straßen mit Ketten geschlossen wurden, um den Schnee zu menagiren. „Ja, man lasse zuweilen wohl noch den Schnee in die Staßen, wo keiner mehr ist, fahren, wie vor einigen Jahren geschahe."

Der neue Markt, einer der ältesten Plätze Wiens, bot noch zu Zeiten Maria Theresia's das Schauspiel prachtvoller Schlittenfahrten; heut' zu Tage pflegt man entweder in den Prater oder an beliebte Unterhaltungsorte der Umgegend hinauszugleiten, und was die Städter am Prunke der Fahrzeuge entbehren, das suchen sie durch die Fülle einer „Jause" zu ersetzen. Ueberhaupt haben jedoch die Winterpartieen sehr abgenommen; man bleibt lieber in der Stadt und sucht seinen freien Stunden in geselligen Kreisen durch Herbeiziehung der schönen Künste und Wissenschaften einen höheren Genuß zu verschaffen. Solche Zusammenkünfte geschehen zwar weniger in Privathäusern, als vielmehr an öffentlichen Orten, da mit dem allgemeiner werdenden Triebe zu größeren und weitergreifenden Wirkungen in allen Zweigen des Verkehres auch die Freude an zahlreichen Versammlungen erwacht ist. Seitdem die Wiener mit dem Begriffe der Association vertrauter geworden sind, verschwindet das früher so beliebte vereinzelte Streben und es hat sich im Laufe weniger Jahre eine Menge der verschiedensten Vereine gebildet, die eine nähere Schilderung verdienen, welche bei gelegener Zeit folgen soll.

Jetzt mögen nur jene Vereinigungen zu geselligem Vergnügen erwähnt werden, welche ihre Blüthezeit haben, wenn der Winter Flur und Wald entblättert hat, und mit dem Thaumonde bescheiden dem in's Freie lockenden Lenze Platz machen. In den Sälen der vorzüglicheren Gasthäuser der Residenz bestehen mehrere namenlose Kränzchen, wo der Dilettantismus in Musik und Literatur auf mehr oder minder lobenswerthe Weise sich Kränze um sein nimmer müdes Haupt zu winden weiß und der Zufall jedem Abende der Zusammenkunft ein mehr oder minder erquickliches Gepräge verleiht. Gediegene Leistungen auf dem Gebiete der Musik, Malerei und Poesie bilden den Grundzug der Aurora, zu deren ausübenden Mitgliedern die Coryphäen der beiden Hoftheater, der Kunst und schönen Literatur zählen. Das Aurora-Album, welches heuer im Spätfrühling zum ersten Male in prachtvoller Ausstattung ausgegeben wurde, wird hoffentlich auch bei seinem zweiten Erscheinen Wien's Dichterwelt in vollem Glanze zeigen.

Dieses Album ist nicht zu verwechseln mit dem Taschenbuche „Aurora", in welchem der Dichter und Herausgeber Joh. Gabr. Seidl seit einer Reihe von Jahren die bewährtesten Musensöhne Oesterreichs vereinigt und welches mit der „Thalia" und dem bei Pfautsch und Voß erscheinenden zierlichen „Gedenke mein" ein Kleeblatt giebt, das sich aus der hereinbrechenden Kalenderfluth zu retten wußte. Eine Unmasse von Kalendern hat sich besonders in Wien seit einigen Wintern Bahn gebrochen, darunter solche, welche den Bedürfnissen und Anforderungen der verschiedensten Stände huldigen und diese oder jene Interessen sich gegenüberstehender unpolitischer Parteien ziemlich kühn vertreten. Auch die Lyrik und die Epik hat sich aus den untergegangenen Almanachen auf dieses Erdreich geflüchtet und sticht zu dem derben Volkswitz, der in einigen Kalendern die Ruthe schwingt, seltsam genug ab. Uebrigens ist diese contrastirende Nachbarschaft keineswegs ohne Wirkung auf jene Volksclassen, für welche die meisten dieser Jahresbüchlein berechnet werden. Vom Munde des Volkes genannt zu werden, schmeichelt selbst dem stolzesten Jünger Apollo's, wenn auch die fahrenden Volkssänger und Schönredner das Amt der Ruhmverbreitung zuweilen auf ziemlich unbeholfene Art ausüben, wie aus nachfolgendem Curiosum erhellt. In der einige Meilen von Wien entfernten Stadt Krems an der Donau langte vor Kurzem ein Histrione an, welcher seine Vorträge auf nachstehende Weise öffentlich ankündigen ließ: „Durch die gütige Genehmigung der hochverehrten P. T. Casino-Direction habe ich die Ehre, mich am nächsten Samstage im kleinen Casinosaal als lyrischen Declamator aus den Dichtungen Schiller's, Gellert's, Frankl's, Henning's, Proschko's, Gotter's, Gigl's und Vogl's aufzuführen, und sehe eines geneigten Gehöres entgegen. Anfang um 8 Uhr. Hochachtungsvoll ergebenster Konrad Vetter, concessionirter lyrischer Declamator für Oesterreich und Deutschland."

Je näher die Weihnachts-Feiertage rücken, desto größere Rührigkeit herrscht in den Verkaufslocalen der Stadt. Ueberall sieht man in blendender Beleuchtung auf elegant drappirten Gerüsten Gegenstände der mannigfaltigsten Art aufgehäuft und die Devise „Weihnachtsgeschenke" in riesigen Lettern beigefügt. Dagegen sind am Hofe schlichte Holzbuden errichtet, welche den sogenannten Christkindel-Markt darstellen und zu der unfernen Hauptwache im Hofkriegsgebäude ein mächtiges Gegenstück abgeben. Hier werden Kinderspielwaaren feilgeboten, welche nur geringe Geldkräfte in Anspruch nehmen, und die Preise der ausgelegten Lebkuchen verhalten sich zu den kostspieligen Erzeugnissen der Conditoreien wie Thal und Berg zu einander. Mühsam abgezwackte Ersparnisse vom Tagelohn, von Handarbeiten und ähnlichen ungewissen und schmalen Erwerbszweigen sind es, welche Elternliebe hier häufig opfert, um den heiligen Abend zu einem frohen Kinderfeste zu gestalten.

In der kaiserlichen Burg wird gewöhnlich der Weihnachtsabend auf schöne Art im Familienzirkel gefeiert und Wohlthaten nach allen Orten hin als himmlische Sendboten geschickt. Der Kaiser und die reizende jugendliche Kaiserin bringen heuer diese Festzeit in der Stadt der Dogen zu, wo unser ritterlicher Herrscher durch Gnadenacte der ausgedehntesten und edelsten Art den Eingebornen des venezianischen und lombardischen Königreiches unendlich werthvolle und unvergeßliche Weihnachtsgeschenke spendet. So Viele, die in der Verbannung lebten, befinden sich nun am Christabend im Vaterlande, umgeben von ihren Angehörigen; so Viele, welche von Haus und Hof flüchteten, treten ohne irgend ein Hemmniß in den Besitz der väterlichen Güter.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

(Illustrationen aus dem xylographischen Atelier von Allgaier und Stegle in Stuttgart.)

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 5. Februar 1857.

Erste Abtheilung.

Die getreue Tochter

oder

Das tragische Glück.

Ein kleiner Roman

von

Leopold Schefer.

Motto:

Es sollte alle Morgen ein Engel den Menschen verkünden und wie ein himmlischer Bänkelsänger in schönen Bildern sie schauen lassen: Was ihnen Gutes, und grade aus ihren Leiden kommen wird; da würden die Bekümmertsten am lächelndsten ausharren! — Und der Engel ist: das Vertrauen! ... bei Starken: Trotz; bei Großen: das Verachten. Kurz — „Nie verzagt!" Das ist das Wort jeglicher Brust.

— — Da hab' ich Dir nun mein Herz in den Brief ganz ausgeschüttet, liebe einzige Freundin! Der arme Vater! kranke Augen; deswegen schon sieben Jahr ohne Amt; im Auslande ohne Vermögen. Das ist wohl zum Versinken. Jedem verzeihlich. Damit ist Alles gesagt, und damit schließ' ich den Brief hier an Dich, Du gute Seele!

Deine

liebe Emmy, oder Aimée,
(wie mich der gute Vater aus seinem Herzen immer nennt. Du kannst es ihm nachmachen!)

M....., Pfingsttag.

Postscript:

„Wir wohnen jetzt in der Sonnenstraße — aber Schattenseite! hinten hinaus! Doch das ist etwa kein schlechter Streich vom Schicksal, das uns bis in die letzten Häuser verfolgt; wenigstens ehrt und erfreut uns die Sonne, die jetzt in Nordwest untergeht, und nur eine Nordröthe hat; und der Abendschein ist ein prächtiger warmer Nordschein, der Einen so anglüht, daß ihm die Augen schmerzen. Der Vater ist so schon halb blind und wünscht eben die Sonne hier draußen, über Herbst, Winter und Frühling gar nicht zu sehn. „Blind und todt, das ist verwandt", sagt er in seiner Geduld; wer auch anfängt aufzuhören: zu hören, und bei Gewitterluft zu riechen, der kann sich nur noch auf seinen Geschmack verlassen, wenn er arm ist und an vornehme Tafeln eingeladen wird. — Aber der Vater geht nicht, ja zu keinem Menschen mehr; er will sich nicht verwöhnen, sich nicht durch einen guten Tag heimlich schlimme Wochen machen; er findet peinigend, anzunehmen, was man nicht wieder gewähren kann, und sagt: es ist erstaunend, wie die würdigsten, ja erhabensten Dinge sogleich abstoßend und niedrig und widrig sind, sobald sie ehrenrührig werden! Es giebt etwas, was über alle Welt geht, das ist — die Schande, die verdiente oder unverdiente — schon der Verdacht. Ohne Ehre halten es Geschlechter und Völker aus; mit Schande kaum ein

Bettelmann; Ehre ist in Verschiedenen aber fast tausendfach. „Die Schande," spricht er, „liebe Aimée, sieh' sie genau an, die ist meist immer und überall Eine — aber Was, das werde ich Dir sterbend in die Ohren flüstern — ausgenommen: Wir stürben zusammen."

Höchstens geht er zu Abend, wenn die Sonne nicht mehr blendet, nur schimmert, auf den nahen Friedhof zu seinem alten Diener Joseph, jetzt Todtengräber und „Paradiesgärtner", der die Gräber in der Pflege hat, die Blumen pflanzt, begießt und mit Wasser sich bald zu Tode schleppt. Da wird dann ein gutes Wort geredet über Welt und Menschen, Lebende und Todte, Vergangenheit und Zukunft. Ich habe den Vater mir einmal von dort nach Hause geholt, und alle Kenner würden Dir versichern, daß Hamlet bei sehr Weitem nicht Alles gesagt hat, ja noch nicht zu sagen gewußt hat, was neue Geister und neues Elend fortwährend dazu finden — nicht erfinden.

Doch worein gerath' ich? . . . doch nur in Beschämung, in Schande nie. Du weißt nun doch, wo wir wohnen, wenn Du von Deinem Ausflug zurück kommst. „Sprich bei uns an!" — O Himmel, welche Worte entschlüpfen der Seele eines Armen, der inwerdig schon sich still in seinen neuen Stand einrichtet! — „Ansprechen", welch' ein Wort! „Anschreiben" ist nobler. Hier lebt ein, bis auf seine Armuth, vortrefflicher, liebenswürdiger, alter Edelmann, dessen junge stolze Edelfrau ihn vor vier Wochen mit einem jungen Junker beschenkt, und diese Woche erhielten wir — wer weiß den wievielsten — Pathenbrief. Wir! denn die Leute weit und breit umher haben die Güte uns für reich zu halten, da ein Mann wie der Vater doch unmöglich arm sein könne! Und sie haben Recht! Der Vater ist einer der wahrhaft reichsten Leute, die in der Welt gelebt, an Weltbesitz und Herzensbesitz — und darin bin ich seine Tochter. — Uebrigens habe ich ein neues Sommerkleid und einen neuen Sommerhut. Mein Schirmchen nur hat in dem Seidendach kleine, wie Vogeldunst runde Löcher, die Niemand sieht als ich, und die ich für lichte Sterne am Firmamente über mir halte. Darunter giebt es viel zu denken. — Selbst bei Tage an meine Mutter, der ich armes Kind das junge Leben kostete, und die nur inbrünstig gerufen: rettet nur dem Vater das Kind! das Kind! das will ich nur schreien hören! — und da hab' ich geschrieen und da ist sie gestorben, und hat im Sarge so gelächelt, daß es die Schauenden kaum zu ertragen vermocht. Doch das gehört wohl in keinen Brief. Aber der Vater spricht zu so etwas: Mein gutes Kind, wie freue ich mich, daß Du aus vornehmtrocken und armselig-weltlich mir menschlich wirst! — Aber nun lebe wohl!"

Aimée lehnte sich zurück, legte die gefalteten Hände auf den Tisch, sah ihren Brief an, lächelte, aber hatte schon den Muth, ihn nicht zu zerreißen. Sie schnitt mit der alten Papierscheere das leere zweite Blatt von dem empfangenen Briefe, faltete ein modisches Couvert daraus, und zündete mit dem Streichhölzchen das Ende eines Wachslichtes an, das in der Tille des silbernen Schreibkästchens tief unten saß, dann nahm sie — ihre Siegellackstange — ein Klümpchen Siegellack an einem Schwefelhölzchen, und wollte ein großes Siegel machen; aber um damit noch einmal siegeln zu können, machte sie ein kleines, und nahm statt des „hochgebornen" Siegels, nur das kleine mit dem Buchstaben M; dann suchte sie aus der Hauskasse — einem runden, gewesenen Pulverschächtelchen — neun Kreutzer zu Postgeld zusammen, und klingelte sich zum letztenmale mit der silbernen Bedientenglocke recht freundlich lächelnd vor dem rechten Ohr, und als ihre alte Dienerin Perpete darauf eingetreten, bat sie das gute Mütterchen: „Liebe Perpetua, hier nimm die Klingel — Du bist zwar etwas schwerhörig geworden von vielem Schweres hören in der Welt, aber ich habe eine helle Stimme, oder kann in die hohle Hand klatschen — murre nicht innerlich, sondern verkaufe die schon mehrmals taxirte Klingel und bezahle mit dem Gelde den Briefträger für gestundetes Postgeld; er hat mir vorhin, nachdem er ein Veilchen stehen geblieben, so eine gottergebene Miene, so eine Art barmherziges Achselzucken gemacht, wozu er leise sagte, er gehe den Ersten ab nach Pfaffenhofen, daß ich . . . und daß Du nun . . . Gehe nur, gehe, Du gute Perpete! Freilich meine kranke Tante, die meiner Mutter zum Sprechen ähnlich gesehen, rief mich immer mit der Klingel; aber seit sie im Grabe liegt, thut mir der Klang weh, weil ich meine, die Mutter läutet aus dem Grabe nach mir — und manchmal habe ich auch schon gesagt: „liebe Mutter, ich komme gleich."

Darauf läutete sie sich noch einmal ganz leise vor dem Ohr, lächelte und gab Brief und Klingel der schweigenden Alten.

Ehe sie ging, frug sie ihre Herrin noch halblaut: „Nichts fertig?" „J ja, doch," antwortete sie der Alten: „Man vergißt die nahe tägliche Hülfe über die künftige weitausgesehende Sorge und Noth; da sind zwei Hauben für die Landweiber, die morgen zur Stadt kommen, und ein ausgenähtes, mit Spitzen besetztes Tuch; laß Dir dafür geben was recht ist, nur nicht zu viel, daß sie wiederkommen zu dem Bäcker. — Bringe ein Brot mit!"

Perpete war nicht lange fort, als ein junges hübsches Mädchen kam, Geld und Grüße von ihrer Mutter zu Hause brachte, und fast weinerlich sprach: „Gnaden sollen es ja nicht falsch auslegen, als wenn Sie nicht gute Cla-

vierstunde gäben; aber der Vater ist uns gestorben," stöhnte sie, „und so kann die Mutter auch nicht so viel, oder im Grunde so wenig abzwacken, daß ich weiter lernen kann, so seelensgern ich käme! Die Mutter selber spricht, es sei jammerschade um das, was ich schon bei Ihro Gnaden gelernt habe. Eine Stunde die Woche, die hätte ich schon gern noch fort, aber — —"

„Komme nur nach wie vor, mein gutes Kind!" bat Aimée sie nun. „Zeit habe ich; bei Dir ist sie gut angewandt, und bis man über den Berg ist, muß man sich unermüdet üben. Grüße Deine gute Mutter, und komm' also ja — so lange wir nicht Dir zu fern wegziehn — oder überhaupt das Pianoforte noch haben — und behaupten können — — —"

Das letzte Wort verschwieg sie. Sie setzten sich und spielten das Schönste von Allem, was Beethoven geschrieben, und dessen Hervorbringung allein schon ein ganzes Menschenleben werth ist, da es für viele Tausende in Jahrhunderten hervorgebracht ist — das A-moll Andante in zwei Viertel Tact aus der A-Symphonie; und sie selbst und das Mädchen hatten in der Tiefe und Schönheit der einfachen Töne beide ihr stilles Leid vergessen, und ihre Seelen schwebten über der Welt, die sie nichts mehr anfocht.

Endlich war die Lection aus, denn die alte Aufwärterin kam diesmal nach sehr langer Zeit erst wieder. Das Mädchen stand auf, küßte ihrer Meisterin die Hand und sprach: „Wie lieb wird Ihre Güte der Mutter sein, und vielleicht wird sie bald im Stande sein, Ihnen ihren Dank zu bezeigen! Denn wir haben einen reichen Vetter, einen Kaufmann, der keine näheren Verwandte hat, und ehe ich herging, hörte ich erst einen Mann zu meiner Mutter sagen: J, mit Ihnen hat es keine Noth! denn wenn ihr alter reicher Vetter bankerott macht, dann erben sie sein ganzes schmähliches Vermögen. Er ist recht leidend!"

„Nun da mag er nur recht bald bankerott machen", gab sie dem jungen Mädchen scherzend zur Antwort — „sterben ist auch bankerott machen, und gründlich und mit Ehren."

* * *

„Heut hab' ich einmal springen müssen!" erzählte die Aufwartefrau; „ich wäre bald nicht wieder gekommen. Ihre Pferde, die prächtigen Schimmel begegnete ich, und Ihr Kutscher, der Kosmeli, den Sie mit seinem Gespann zugleich dem Banquier verkauft haben, sah mich von seinem hohen Bocke so gewiß ehrenrührig mitleidig an, daß mich der Jammer überfiel, und ich kaum die Staatskutsche hörte, noch den alten Herrn darin sah. Ein Student, oder ein Maler, riß mich nur noch weg. Denn das muß ja gefahren sein zu einer Tafel mit Leckerbissen, und sollten sechs alte Weiber darüber gerädert werden — denn die Suppe wird kalt — und hundert solcher Fuhren sind alle zusammen nicht sechs Kreuzer werth. Weit hinter dem Wagen kam ein junger Herr geritten, schön auf schönem Pferde, und grüßte mich so freundlich, als wäre ich arme alte Frau seine Schutzheilige — denn es war des alten Herrn Sohn . . . der Max!"

„Sehn Gnaden nicht zur Erde! und halten den vorigen Winter fest, wo Sie oft ganz leuchtend vor Freude aus den vornehmen Abendgesellschaften kamen, und zum Clavier das Lied sangen:

„In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Liebe nicht!"

und das Sie seit der Zeit jetzt mit so traurig er Stimme oft wieder gesungen. Denn ja, wir armen Leute kennen doch nicht die rechte Liebe so recht. Brot muß man doch haben zur Armuth und zur Liebe, und wenigstens einen anständigen Sonntagsanzug und ein heiteres Gemüth."

„Du gute Seele!" sprach Aimée dazu.

„Da nun der alte Herr, wie der Koffer auf dem Wagen . . . und der junge Herr Max, wie der Mantelsack des Reitknechtes bewies, wenigstens auf ein paar Tage, etwa nach Hohenschwangau, oder auf eins der Landhäuser der Herrschaften am Starenberger See fortgereiset waren, ging ich in ihr Palais, wo mein Suschen als Stubenmädchen dient, seit sie bei Ihnen nicht mehr bleiben konnte, ob sie gleich herzens- und magensgern ohne Lohn Ihnen lieber und treuer und dankbarer als jedem Anderen gedient hätte. Das trifft sich nun prächtig! Denn ich weiß, daß andere Herrschaften aus Absichten einen oder eine Dienerin in theuerem Lohn behalten — aber zum Schein wohl gar fortjagen, damit sie sich in die Häuser ihrer Feinde vermiethen sollen: um Alles zu erfahren — — oder auch in die Häuser ihrer lieben Freunde. Das haben wir nun nicht gethan. Aber es kommt mir von selbst doch zu gut; zu meiner Freude! Denn daß der Max um Sie, gnädige Aimée, angehalten hat bei'm Vater, das gab mir mein Suschen schriftlich zu lesen — und hier ist der Brief! Ich hab' ihn bei'm Flügel, wie eine Himmelstaube. Und auch die Antwort!"

„Angehalten um mich? bei meinem Vater? Du lügst; vergieb! Du irrst Dich nur, wenn auch gewiß; denn auch Irrthümer sind zuverlässig Irrthümer. Mein guter Vater weiß Nichts darum, denn wir beide sind eine Seele!"

„Nein, Sie irren gnädigst, liebe Aimée — weil ich nicht deutlich geredet — Max hat bei seinem Vater um Sie angehalten! Ihres Herrn Vaters Einwilligung und Ihrer selbst —

da die Töchter doch jetzt auch mitunter um ihren Willen gefragt werden — muß der Max also wohl doch aus ihren Augen stillschweigend gewiß geworden sein, oder doch hoffen gewiß zu werden."

Aimée wandte sich ab.

„Also hat er Hoffnung, seh' ich", sprach die Alte halblaut mit fast ausbrechender Freude. „Du gute Tochter, Du müßtest auch schon um den nun fast ganz erblindeten Vater Alles thun, Dich lieben und ehren lassen und die reichste Frau in der Stadt werden, und ein, ja beide Augen über Deinen hohen Adel zudrücken und über seinen. Ein Bettelmädchen weiß, daß ein Kaiser sie nur aus Liebe zur Frau genommen. Indeß müßte ein Kaiser erst jahrelang dahinter zu kommen und zu erfahren suchen: ob ihn selber mein Suschen so recht von Herzen gern genommen? und sich ihn so recht abgeschmatzt!"

Aimée stand plötzlich still, aber innerlich in allen Gliedern durchfluthet; ihr Gesicht ward glühroth, ihre nackten weißen Arme ganz rosenfarb; mit einer Hand stützte sie sich auf, mit der Rechten hielt sie sich das Herz, das ihr fast hörbar schlug, von Blut überfluthet. Ihre alte Wärterin fiel ihr zu Füßen, umschlang ihre Knie und stöhnte, zu weinen zu ohnmächtig: „Ach, Du liebes, liebes Kind — kommt Dein Herzklopfen Dir doch noch wieder? und hat Dir so lange Ruhe gelassen! Ach, dem Leidenden kommen allmählig alle vermeint überstandenen Uebel wieder!"

Sie sprang auf, füllte ein Weinglas mit frischem Wasser, setzte es ihr an die Lippen und ließ es sie langsam ausschlürfen, rieb ihr mit flacher Hand die zitternde Brust, und hielt sie dann in den Armen, bis der Anfall vorüber war, und das Blut ihr glücklich wieder aus Stirn und Wangen trat und die Augen nicht mehr wie Feuer glänzten und sprühten. Aimée holte tief Athem, langsam; und die Sprache, die den Gestorbenen ausbleibt, kam ihr wieder.

„Das war von dem Briefe!" seufzte die Alte; oder: „daß der Vater nun unheilbar ganz erblinden würde!"

„Wo weißt Du das her?" frug Aimée, sie bittend, als wenn es durch Bitten zur Unwahrheit werden könnte.

„Setze Dich ruhig hin, mein Kind," bat sie die Alte. „Nun ist es besser, Du weißt Alles . . . der gute Max hat also heimlich den Doctor herkommen lassen, als sei er hochnöthig für ihren alten treuen Buchhalter und fehle ihm selbst etwas. Der berühmte Doctor, der [illegible] älter geworden, seit er an Deinem [illegible] lange geheilt und ihn endlich [illegible] gerettet. Ach, warum hat [illegible] Suschen aus den Flam[illegible] [illegible] die Augen darüber verbrannt! Solch Unglück bringt nun auch ein gutes Werk den Menschen ein! Das hat sein ganzes Leben umgestaltet!"

„Oder freilich, er hätte darauf nicht studiren sollen, also nicht Bücher lesen bis in die Nacht, nicht schreiben, nicht übergebeugt sitzen!" „Ein Hirt, ein Jäger, ein Bauer überhaupt hätte ich werden sollen; meint der Vater oft selbst;" sagte Aimée dazwischen.

„Wie ich arme Frau ihm und Dir wenigstens habe danken gewollt — und noch, das wißt Ihr; ich habe Deiner armen Mutter die Augen zugedrückt, die mich mit dem letzten Hauche bat: „Bleibe treu bei den Meinen und halte aus! und sie werden den letzten Bissen noch mit Dir theilen." Und die Sterbenden reden wahr, sie schaun in die Zukunft — denn das thut Ihr nun, und wie freundlich, das Herz möchte Einem zerspringen. Mein Suschen ist wie Deine Schwester gehalten worden; mit gebeugtem Muthe ist sie zu fremden Leuten geschieden und dort nun thut sie, was sie nur irgend weiß, was Euch gut ist und Freude machen kann. Dem Max muß sie immer von Euch, besonders von Dir erzählen bis aus Deiner Kinderzeit; für ein Paar Kinderschuhlein von Dir hat er ihr einen Brautschmuck — bezahlt! Unsere Schimmel hat er so hoch — bezahlt. Unser Clavier, das wohl nächstens springen wird und muß, wird er kaufen, so hoch, als es dem Vater und Dir nur irgend glaubhaft ist. — Und so — wenn die letzte Noth wäre, die er mit seinem Leibe und seiner Liebe nicht abwehren könnte, will er auch Deiner Mutter lebensgroßes Oelbild, das ein vortrefflicher Meister gemalt haben soll, erwerben und wofür wir ein Anderes in den alten Rahmen hinhängen werden, da es Dein Vater doch nicht mehr recht sieht, und nie mehr recht sehen wird — das will er Dir aufbewahren — bis er Dich dazu hat, und Du Alles wieder hast, in einem, für Dich schon heimlich zur Erinnerung eingerichteten kleinen, gar lieben Zimmer, das mir Suschen auch vorhin gezeigt hat! O je!

Aber mein Gott, was hab' ich da ausgeplaudert! wie albern mir bei Dir den besten Kunden, den Max ferner unmöglich gemacht! Denn wirst Du aus Scham Dich nicht schämen, lieber Alles selbst zu vertrödeln oder in's Leihhaus zu tragen. O weh! klopft Dir das Herz wieder? Dulde fromm! Laß es klopfen, nur stirb nicht, Kind! Engelskind! Ist nicht genug Schlimmes und Schlimme in der Welt? Muß man denn auch noch Gute und Gutes, ja Frommes, Liebevolles ertragen lernen? Dann lasse die Welt aus sein! Erlaube ihm, Dich zu lieben!"

Und Aimée sprach vor sich ein Liedchen hin:

Ach, beugt das Schicksal uns so tief!
Was uns geheim im Herzen schlief,
Soll laut das in die Welt noch dringen?...
Soll's noch „als Lied" der Bettler singen?

Verborgnes Leid trägt süß und leicht
Sich wie der Jungfrau heimlich Kindchen;
Erst wenn es schreit, wenn sie's erblickt,
Küßt sie ihm stumm sein kleines Mündchen.

Ein gutes Herz will Göttern nicht ...
Und nicht den Menschen Schande machen!
Kein Mensch, der nicht doch Eins verbricht —
Und dann gehört er allen Drachen!

„Das hat der Vater vor Kurzen erst in sein mir verborgenes Tagebuch geschrieben, das er sich aus alten Blättern unbeschriebenes Papier zusammengenäht hat, das ich aber entdeckt habe, lese und genau wieder so wie er es gelegt, an seine geheime Stelle lege. Er schreibt Alles in spanischer Sprache, aus der ich mit Hülfe des Wörterbuchs, und des Italienischen, Französischen und Englischen kundig, bis auf manches Wort, wenn auch mit Mühe nach einigen Tagen Sinnen und Nachdenken meist Alles herausbringe. Die Verse aber schreibt er deutsch. Ach, der gute Mann schreibt auch nur die allernöthigsten Briefe und beantwortet fast keinen, — damit, verstehst du mich, die Empfänger nicht das Postgeld tragen sollen oder müßten! Und so scheint er lieber stolz, faul und grob — als so dürftig. — Siehe, für Deine Aufrichtigkeit nimm nun auch meine zum Dank! Es ist doch auch gut, sich einander einmal Alles klar und wahr zu gestehen. Man lebt dann getroster und als wäre man besser!"

„Also nun zu den Briefen zu kommen" — sprach die alte Perpete — „mein Suschen schämt sich ordentlich nun zu leben; eigentlich doch nur auf Kosten von unserm gnädigen Herrn; sie thäte gern alles Mögliche, um ihm oder Dir nur im Geringsten auch dankbar zu sein, und so hat sie nun — nicht gestohlen, sondern die Briefe vom Tische des Max sich geborgt nur über Nacht, ihrer guten Aimée doch zu einem heimlichen Trost; wenn Du, gebeugte Tochter, auch nicht mehr hoffen und vertrauen willst. Maxens Anhaltebrief um Dich bei seinem Vater hat der alte Herr behalten. Hier, das hier aber ist seine Antwort an den Sohn; und auf das zweite leere Blatt des erhaltenen Bescheides hat Max nun seine, ich möchte sagen „Belehrung" des Vaters entworfen, worin viele Stellen verbessert und verstärkt sind, daß Suschen sie nur mit Unterbrechungen vorlesen konnte. Da lies Du sie Dir im Stillen!"

Und Aimée nahm traurig lächelnd das Blatt und las:

„Lieber Max!"

„Du bittest mich um die Tochter eines Andern. Du verlässest Dich also auf mein Geld und Deine Liebe zu Deiner Erkorenen. Diese Erkorene aber, und erst ihr Vater sind aber zwei selbständige Mächte in dieser Art. Wenn ich armer bürgerlicher Teufel nun aber auch ein Graf wäre, oder hieße — denn in der Welt glauben die Leute hochgnädig und übergläubig, das Einer und Jeder das sei, was er heißt — doch ich hätte bei einem rasenden Vermögen: 18, schreibe achtzehn Geschwister, als drei Gräfinnen Töchter, und 15, geschrieben: funfzehn Grafen Söhne, da hätte ich für mich die leere Hölle und sie wären, wenn auch die ritterlichsten und hochachtbarsten, armen Ritter, deren Keiner mit den Andern recht in's Feld — in die Welt ziehen kann. Das könnte also auch Dein erkorener, höchst adligdenkender und lebender Herr Schwiegervater denn auch nicht. Ich als Stammvater hätte die Titel abgelegt, wie alle weisen Stammväter und Saamenbäume, ja, die einzelnen Sprossen thun sollten — und werden thun müssen, um nicht im bürgerlichen Elende zu versinken, wenn wir Geldhaber im Lande nicht hie und da indeß noch Einen bestocken ... oder nach dem technischen Ausdrucke: seine Hufe beguanoen. Da weht aber ein anderer Sinn in der Luft: den Bürgerstand zum menschlichen Gleichgewicht zu erheben, als zu welchem der ärmste Landmann herauf und der vornehmste Schloßmann herabsteigen muß und wird. Und so wisse: es ist gleichsam ein geheimes Abkommen: Wir bürgerlichen Geldhaber wollen nur Geld für das Volk haben und geben zu seinen Werken, wenn wir auch, als selber erlöst, das nicht etwa aus Rache dafür thun, daß die Berangten uns mit Autorität und Titeln so lange dupirt haben, und sich uns aufgelegt — nach dem Studentausdruck „als schwere Flegel dem armen Kegel!" Hätte ich also eine Tochter — so nähme ich das arme liebe gute Kind — Gretel — Lisel — Auguste — Antonel, oder wie sie hieße, in meine Arme, hätte sie lieb und sagte zu ihr: mein Gretel — Lisel — Auguste oder Antonel, geh' doch zu Deinem lieben Bruder Max, und sage ihm: Dein guter, treuer ehrenfester Vater und ehrenfester deutsche Mann läßt Dir sagen: Er gebe mich keinem armen Vornehmen, ja einem Prinzen nicht, oder dem erst gar nicht! Und wir müssen auch fragen, ob — ein Graf auch nicht aus Edelmuths-Erbschaft nicht auch anstünde, sich als Ausgedinger mit seiner Tochter als unvermeidliche Zugabe in das fremde Bürger-Haus nehmen zu lassen; so edel und hoch wir Deinen berühmten Herrn Schwiegervater aufzunehmen und als einen kostbaren Schatz seines Vaterlandes, gleich einer Krone zu bewahren

hätten. Es fragt sich also sehr, sehr, ob Er die Tochter dem Bürger giebt? obgleich andere Töchter aus hohen Armenhäusern schon hie und da in reichen niedrigen Kaufhäusern sich versorgt haben.

Dieses Mannes von ihm bewährtes glühendes Symbolum ist:

Wer nicht ein Vaterland im Herzen trägt,
Der wird im Himmel keinen Himmel haben!

Und das Vaterland liebt er; das Nebenland ehrt er. Aber so ist er in beiden hochdankenswerth, aber durch die Nöthigung der eisernen Zeit im Stillen bis zu lauter Wirkung unliebsam geworden, und vielleicht auch mehr vor Thränen blind als vor Edelmuth arm. Und, lieber Max, jeder Bräutigam heirathet mit seiner Braut ihre ganze Familie, groß und klein, alt oder jung, alle wie sie da sind, voll Ehre oder Tadel; und obendrein noch wiederum alle Bekannte, Freunde und Verwandte dieser aller. Diese Verwandte Deiner Frau — die ein sehr schöner Leib und eine herzensgute Seele zu sein den Ruf hat, würden mir und Dir zur Freude und Ehre sein. Denn welche Tochter ihren Vater liebt, und die ganze Welt, ihr Lebensglück, ihre Jugend und Alles ihm opfert — ohne daß sie nur eine Ahnung von Opfer hat, sondern nur ein Gefühl der Freude, und nur weint, weil sie mit aller Arbeit und Anstrengung Tag und Nacht doch nur so Brotwenig, und so Wassergering zu sein und zu leisten vermag — die wird auch ein glückliches und glücklich-machendes Weib dem Manne und eine geradezu heilige Mutter sein.

Das Alles hier aber nur Wenn! das heißt, wenn ich nicht für den Bürgerstand schwärmte, für das Bürgervolk weise wäre. Und Du kennst mich, lieber guter Max und vergiebst

Deinem
treuen Vater."

Darauf schwiegen Beide eine ganze Weile. Endlich sagte oder klagte vielmehr Aimée, als wenn die Worte nicht ihr gegolten, sondern nur überhaupt tausend Unglücklichen in der Welt: „Ach ja, es leiden und sterben noch viele an ihrem Vaterlande, und wie viele werden noch daran leiden und sterben! Es giebt da eine Büste der alten Griechen von ihrem Gotte, der keine Augen und Ohren hat! Gesehen habe ich sie nicht, aber oft tief empfunden. — Doch daß die Herkunft des Doctors so zusammenhängt! lieber Gott — („lieber guter Max," wollte sie nicht sagen) — wird der Vater zu ihm gehen? und die Tage der einsamen Cur ruhig bei ihm bleiben? soll ich ihm es sagen? soll ich es ihm verschweigen? Ein's ist Sünde; das Andere Schande."

„Ach, was Schande!" sprach Perpete fast lachend mit bösem Gesicht. „Du mußt zuerst und immer ein gutes Kind sein! Freilich wird es Einem schwer, Jemanden, oder gar den Vater — so wie zum Narren gehabt — hingehen zu sehen mit ruhigem und ehrwürdigem Gesicht — da er doch still vor Scham wohl weinen, ja sich hängen würde — wenn er wüßte, wie mitleidig ihn die Leute ansehn! Das hat wirklich etwas Gotteserbärmliches! Und doch möchte man lachen! Denn es giebt doch etwas Stolzeres, Ehrenhafteres als die Armuth, nämlich: sie ruhig ertragen wie Nichts. Armuth lernen ist schwer; sie ertragen ist kinderleicht — weil sie keine ist! So springen die Kinder in zerrissenen düftigen Kleidchen und freuen sich bald zu Tode! Und doch muß ich seufzen, denn ich mußte auch die Armuth lernen, da wir abbrannten! — Doch der erste Trost war gleich, daß mir mein Suschen am Leben geblieben! die oft noch im Stillen seufzt, daß sie auf deines Vaters Kosten leben geblieben! Armuth aber:

Lerne, Kindchen, lerne:
Droben ziehn die Sterne,
Haben nicht ein Röckchen,
Bettler ohne Stöckchen!
In der Winternacht
Hat der Mond kein Mützchen!
Und doch scheint er helle,
Daß es eine Pracht!

Die Sonne ist freilich ein gewisses Elend! und stiftet mit ihrem Lichte erst die meiste Menschenschande und Ehre, selber den Reichen. Ohne ihr Licht wäre Niemand hübsch noch garstig; kein Schloß groß, keine Hütte klein; wo und was wäre eine Kirche! oder ein Bild! eine Rose! Da kämen die Ohren zu hohen Ehren in einer Ohrenwelt. Und im Finstern schmeckte man auch noch Delicates, und röche was Feines in der Nasenwelt. Das liebe Reisen wäre aus; auch das Tanzen; denn Jungen und Mädel, Herren und Damen rennten aneinander an, und stießen sich Beulen. Und so lachen und singen die klugen Armen mit Recht:

Arm sein in der Wüste?
Nackend in der Nacht? —
Welt! Du bist die Wüste!
Welt! Du bist die Nacht!

Mir ist ganz schwindlig geworden, ich muß nur in meine vier Pfähle gehen, mehr sind es nicht. Neben mir hat ein Mann aus Mangel an Platz einen kleinen fünfeckigen Pferdestall für sein wie nur dreibeiniges altes Pferd! Es geht Alles in der Welt, mit Lachen nun

oder mit Thränen. Aber gehn muß es, und gehn thut es! Lies Dir Maxens Antwort zu Nacht im Bett. Morgen früh, wenn ich Semmel hole, werde ich das Blatt der Suschen wieder mitnehmen, daß sie es in Zeiten wieder an seinen Ort legt. Niemand sieht ja einem Briefe an, daß ihn Jemand, oder gar wer ihn gelesen hat! Wer kann denn den Augen ansehen: Was sie Alles gesehen haben? oder den Lippen, ob, oder wer — nun gute Nacht."

Die gute Perpete aber kehrte noch um. „Ach," rief sie, „die liebe schwere Woche ist ja auch wieder aus, überstanden, übergegessen, übergetrunken, gesonnen, gesorgt, gewacht und geseufzt, und morgen ist Sonntag! frischer neuer Sonntag vom Himmel auf Erden, auch hier im Stübchen." Und sie ging, zog ein Fach der Wäschkommode auf, und legte ihr ein schneeweißes Schlafhäubchen hin, und ein allerliebstes weißes um den Hals frisirtes Nachtjäckchen; machte ihr die Haarflechte auf, setzte ihr das Häubchen schon immer auf, besah sich ihr liebes Töchterchen mit stummer Freude — und sagte leis, „ach, wenn der Max selber nun so Dir seinen Brief an den Vater vorlesen könnte — unter allerhand Pausen und Flausen! Nun will ich nur gehen, daß Du zur Ruhe kommst — und schlaf gesund, und träume Dich roth und froh. Träume sind in der Nacht so gewiß wahr und wahrhaftig, als Wünsche am Tage, wahrer als das liebe Brot in der Hand. — Da steht der Krug mit frischem Wasser. Nun hab' Dein Begehn, Du schöne Jungfer mit Dir. Gut Nacht! guten Morgen, Du gutes Herz!

Keine Jungfrau schläft allein —
Tausend Engel singen sie ein!"

Und im Fortgehn dachte die alte Perpete: es ist nichts trauriger, als wenn in der Ernte die Mäher den jungen Lerchen im Nest mit der Sense den Kopf abhauen. Hui, singen da in der Luft die Lerchen droben Leide! das tropft wie geschmolzen Gold Einem auf das Herz.

Da lag nun Aimée so rein und weiß und unschuldig wie ein Christkind und las, nachdem sie zuvor ein leises Gebetlein gethan:

„Mein Herzens-Vater!"

„Dich und Alles von Dir in Ehren! Alles wird mich gehorsam finden, und treu Dich liebend wie vor so nach, und hätte ich auch das Bitterste zu überwinden gehabt. Nur scheinst Du vor Bürgerstolz nicht scharf genug zu unterscheiden und zu fühlen wie ich, daß es ein Anderes, ja eine Beraubung wäre oder ist: das Schöne und Gute der Unter- und Ueber-Bürgerlichen-Häuser nicht in das Bürgerhaus zu ziehen, und ihm Seele und Herz zu verschließen. Du willst ja eben Alles in Einem Lebensquell für Alle. Sie sollen uns nicht haben! — aber heißt das: Wir sie nicht? Ich nicht die mir wie heilige gute arme Tochter des menschlich-herrlichen, nur gebeugten Vaters? Vielleicht bedenkst Du, erkennst Du das noch. Bis Du es aber erkannt, will ich keinen Blick nach ihr thun, kein Wort zu ihr reden; meine Gedanken sollen in der Schwebe zwischen Himmel und Erde hangen, nnd die Seele mir nur droben singen wie eine verfliegene Lerche. Aber hast Du nun noch einmal Nein gesagt, dann wirst Du an mir den sichtbaren Beweis meiner Ueberzeugung haben, daß ein Sohn nicht würdig das Beste empfangen kann, wenn er irgend einer alten Pflicht nicht genug gethan; und welches Gute ist besser, früher, als die Liebe zu Vater und Mutter. Und mein Vater bist Du!

Du bist ein Mann, und so verzeihst Du, daß ich von Deinem Tode rede . . . wenn Du dereinst auch todt bist, und ich frei scheine von allem Vorigen, so werde ich Deinen Befehl über Deinem Grabe so heilig halten, als wenn Du mir liebreich in's Auge sähest . . . und die Jungfrau, die ich meine, nie zum Weibe begehren, und wahrscheinlich dann gar keine. Bis zu Deiner Entscheidung aber bitte ich Dich herzlich, mir zu erlauben, dem Vater und der Tochter auf zarte Weise so viel zufließen zu lassen, auch nach Deinem, ja, meinem Tode, daß sie nicht Noth leiden dürfen! Vater! nicht Noth! Du wirst voraussetzen, daß ich jede Beschämung, jede Blosstellung von beiden Seiten zu vermeiden ängstlich sorgen werde. Denn Noth scheint doch da, wo die Tochter sich enthalten muß, einen Brief Stecknadeln heut zu kaufen, oder morgen ein Röllchen Stickseide zu der bestellten Arbeit, so daß sie bis übermorgen müßig sitzen muß; — oder daß der Vater keine Leinwand zu Ueberzügen und ein Paar neuen Hemden für sich unter dem rührenden Grunde zu kaufen abschlagen — muß: Da das Alter mit sechszig Jahren angehe, so sei er nun sieben Jahr alt, und er würde sie also auswachsen, er habe keine Nachreißer, wie andere sieben Jahre junge Kinder, oder er werde sich mit den seinen schon noch durchschlagen. Dann lacht er.

Warum rührt das nun an und von einem vornehmen, so hoch gebildeten Mann? und an keinem Armen? und an einem Bettler gar nicht! — Es muß doch verschiedene „Armuthen" geben. Das neue Wort ist gut zum Nachsinnen darüber. Es werden noch viel Reiche arm, und viele Hohe horizontal werden. — —

Seinen früheren Augenarzt habe ich kommen lassen. Seine Augen werden ihn selbstständig machen und ihm geben würdig, nicht arm zu sein, sondern in Ehren einfach zu leben. Der Arzt wird sich ihm melden und er wird ihm gern in ein Häuschen am See auf

das Land folgen, der Ziegenmolken wegen. Unser alter, sich halb blind geschriebener Buchhalter giebt den Vorwand und wird ihm ein lieber Gesellschafter sein, als auch ein Ungar. Was können zwei alte Ungarn mehr, als vom alten Vaterlande zu reden, denn Weinen ist ihnen vom Doctor verboten."

Diese rührenden Worte konnte Aimée kaum bei der schwachen ausbrennenden Lampe lesen; wollte einschlafen und vermochte es vor dem Geräusch der beiden Zimmerherren daneben nicht, die nur eine verschlossene und von beiden Seiten verschraubte Thür von ihr schied. Sie kannte beide, als auf demselben Flur wohnend. Der Eine war ein Student, brav, aber wild: der Andere schön und mild, ein Maler. Es wäre nun unmöglich gewesen, daß sie beiden nicht, über Tag die Treppe herauf und hinunter, oder auf dem Saalflur begegnen müssen, der so eng war, daß Eins immer wohl that, stehen zu bleiben, bis das Andere vorübergegangen. Und ihr war der Maler immer höchst bescheiden, immer stehen geblieben — um genau ihr Profil zu merken: jetzt ihr Auge; dann ihre Wange, ihr Ohr, ihre Locke, ihren Mundwinkel; oft auch war er sehr langsam an der Stehengebliebenen, unter einem gehorsamsten guten Morgen, guten Abend, oder einer gehorsamsten guten Nacht vorübergegangen, — um sie en face auswendig zu lernen; besonders wenn die niedersinkende Abendsonne die Wand des Flures erleuchtete. Und sie mußte doch wenigstens wohl aussehen, wenn nicht gar einmal lächeln; und Wehmuth, ja oft Andacht hatten sich schon lange auf ihr Antlitz gelagert, und schimmerten aus ihren Augen rührend hervor. Er hatte schon „die lachende Schönheit" gemalt; jetzt malte er „die trauernde Schönheit", durch die er ihr den Sieg auf der Kunstausstellung zu erringen nicht zweifelhaft war; denn sein Bild, noch ohne den goldenen Rahmen und ohne die letzten feinsten Züge, noch fest auf der Staffelei, war schon berühmt, ja oft umdrängt von Beschauenden und selbst gediegene Meister drückten ihm die Hand. Wenn zwischen jedem Schüler und Meister schon ein geistiges Verhältniß in jedem Fach gewiß und hold stattfindet, viel zarter aber in Gesang, Gedicht, Musik, Schauspiel oder anderer Kunst, so gehören sich gleichsam geheimnißvoll Bild und Maler, aber noch gleichsam märchenhafter der Maler und das durch die Seele des Malers gegangene und authentisch wiedergeborene, wie Athene aus Zeus Haupt gestiegene, Weib oder Mädchen. Darum hatte sie, endlich um ihr Gemaltwerden und Gerühmtwerden des Bildes doch wissend, den Maler immer freundlich angesehen und den anderen Zimmerherrn wenigstens gleichgültig, wenn nicht die Augen vor ihm niedergeschlagen, mit einer gewissen Furcht im Gesicht; denn er hatte schon einen Andern mit dem Stoßdegen auf ein Auge blind gestoßen.

Jetzt verwies ihm der Maler sein Singen im Nebenzimmer. „Spielt und singt sie nicht oft auch in der Nacht?" frug er.

— „Aber so leise, so rührend!" —

„Wer sich rühren läßt! Mich ärgert, daß Du für sie bittest."

— „Sie will gewiß schlafen." —

„Sie soll sich wenigstens über mich ärgern! also doch an mich denken! Wenigstens einen hölzernen Schemel muß ich umwerfen! Ich muß!"

Und er warf einen um. Der Schemel aber gerieth im Wurfe zu weit und donnerte an die Thüre. Darüber ward Streit, bis sie im Bette auffaß und sang. Da ward es still — „damit sie nicht gar noch Clavier spielt!" meinte der Student. Diese kurze Scene erquickte sie aber als Mädchen — sie wurde geliebt, und so war sie nicht arm, als Jungfrau! Sie hatte am Tage durch das offenstehende Zimmer ihr Bild gesehen und wußte, daß es Max sehen würde! Sie konnte ihm bald ohne Erröthen vor Leuten in sein Gesicht sehen. So schlief sie in seinem Anblick ein.

* * *

„Heut ist Sonntag, Sonntag, Sonntag!" läuteten ihr die Glocken von den Thürmen; denn am Sonntage in der Welt auf Erden, was konnte, was sollte da Alles sein! — die Welt fertig; Alles ruhig, Alle glücklich. Und wie viel Noth wußte sie im Vaterlande, nur in der Stadt, nur im Hause, in ihrem treuen Gemüth. Aber Alles zerdrückte sie sanft und ergeben mit einer Thräne aus den Augen und wischte es sanft mit dem Mittelfinger von den Augenwimpern und der Schwall der Jugend und des Muthes schlug wie ein Meer ihr über dem Haupte zusammen.

Sie war kaum fertig angezogen, das Stübchen nett und blank; ihr Geibel — der Zeisig, der ihr die Fäden hinaufhaspelte mit dem Schnabel, während er auf das Heraufgezogene mit den Füßchen trat und sie bei der Arbeit ansang, war gefüttert, — Louise, die Lerche — mit ihrem vollen Namen „Louise Brachmann" sang schon; des Vaters Hund, Lorenz, auch oft Kindlein gerufen, war ohne Knochen satt gemacht, weil Sonnabend, wie mancher Wochentag, kein Fleischtag war; als er an die Thüre lief und mit dem Wedel daran klopfte; als sie Jemand Fremdes hörte, der langsam einen Schritt that, wieder stehen blieb und wieder einen Schritt that und jetzt an der Thüre stehen blieb. Sie that auf, weit — und es war der Vater! Der stattliche Mann in seinem besten letzten, seit mehreren Jahren schon immer „der neue Rock" genannten Kleide; seinen

Stock mit dem Beliſarknopfe in der Hand, ſein Fernrohr unter dem Arme, den Palletot über den Arm gehangen. So trat er ein mit ſeinem prächtigen, noch rabenſchwarzen magyariſchen Barte.

„Mein Vater! mein lieber Vater!“ rief ſie, die Stimme dämpfend, umſchlang ihn und er gab ſich ihr hin, während ſie mit ihrem Kopf an ſeiner Bruſt ruhte. Dann legte er die Sachen ab, ſetzte ſich an das Pianoforte und ſpielte das Lied „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“

„Das haben Wir erſt aus den Hugenotten!“ ſagte er mit einem gewiſſen Vorwurf. „Wir Alle ſind jetzt ſtille Proteſtanten, gegen alles Andere als unſern Gott. Du aber haſt das Lied geſtern und heute nicht hören laſſen! Es iſt doch keine ächtere, wirkſamere Muſik, als die Hausmuſik! In keiner Kirche von tauſend Sängern, keinem Theater, auf keiner Wachparade wirkt ſie ſo uns eigen, uns bewegend. Mit ihr jeden Morgen den Tag begonnen, in ſie jeden Abend, jede Nacht, jede Zukunft begraben in die geweihte und gefeite Seele, das iſt des Menſchen allerfrömmſter Gebrauch und verdient — Mode zu werden! Die Hausmuſik muß man aber nie vergeſſen, es ſei Jemand froh oder traurig. Ich habe die paar Tage, die ich in meinem Zimmer allein gearbeitet, vergebens auf Deinen Geiſtertroſt gewartet. — Aber Du gutes Kind, wie ſeelensgut bin ich Dir! Wie bewunder' ich Dich! Denn wie Du unſere, auch noch ſo kleine Wirthſchaft führeſt, wie Du ſie fortſtellſt, das iſt mir ganz unbegreiflich! Schäme Dich nicht und ſchlage die Augen nicht zur Erde. Oder grade. Nur ſchone Deine Augen! Du haſt mir im Winter ſchon Strahlen, dann gar einen Hof um das Licht geſehen! Du giebſt guten, wahren Geſangunterricht, mit der ewigen faſt allein gnüglichen Scala — Deine bunte Stickerei iſt ſo fein, daß ich, um ſie recht zu bewundern, zu bedauerlich ſehe. Gäſte — laden wir nicht; geladen werden wir nicht. Im Sommer jetzt brauchen wir kein Holz. Die Hausfrau iſt arm und furchtbar geduldig. Es iſt unbegreiflich, wie wenig man zum bloßen Leiben braucht. Das Leben iſt eine ganz andere Sache — ein Nimmerſatt, der Immeranderes, Immermehr will, „bei Ehr' und Seligkeit.“ Und ſo thuſt Du gutes, gutes Kind mir manchmal doch recht leid! So viel entbehren, was Dir Alles auch zukäme! in Deinen ſchönſten Jahren! Und wann hört man von Dir eine Klage!“

„Vater!“ ſeufzte ſie bittend.

„Ja, ja, recht thuſt Du mir, verſteh' mich recht: nicht menſchlich leid, ſondern ... adlig, ja wohl auch bürgerlich; und Du ſcheinſt mir ſogar manchmal im Stillen, wenn auch ohne Herzenswillen — denn der Herzenswille iſt im Grund der wahre gültige Wille.. Du ſcheinſt mir böſe auf mich zu ſein. —“

„Lieber Vater!“ bat ſie wieder und faltete die Hände.

„Ja, ſo wie darüber: daß ich arm bin und Du mit mir und durch mich ... daß ich doch Etwas dumm gemacht habe und wir nun dadurch leiden ... nur leiden und nicht leben, daß wir nur halbe Menſchen ſind.“

„Still!“ ſprach er zu ihr. „Du haſt nicht Recht und Ich nicht Unrecht. Das zukunftſchwere Jahr Achtundvierzig hat Throne gekoſtet — mir meine Stelle. Es war das Saatjahr der neuen Zeit und die Unſern, die uns aus Herzensgrunde gern hülfen, die müſſen ſich ſcheuen. Da hat nun mein Freund, der Johann Gabriel Seidl, nebſt meinem lieben Vogel Nepomuck der volksthümlichſte liebſte Dichter der guten Oeſterreicher, — wenn nicht auf mich beſonders — dann auf das ganze deutſche Volk ein Gedicht gemacht, darin wir und Alle bis an den Hals ſtecken.“ Er holte ein ganz neu gedrucktes Blatt aus der Taſche, ſtellte ſich wie vor Schaam mit dem Rücken gegen ſie und las, wie ein Staats- und Stadt- und Landes-Geheimniß, mit tonloſer Stimme ihr das Gedicht vor *).

Ganz und Halb.

Ganze Armuth laſtet ſchwer,
Halbe Armuth drückt noch mehr.
Ganze Armuth geht in Loden,
Schöpft am Brunnen ihren Trank,
Schläft auf unbeſtreutem Boden,
Heilt ſich ſelber, wenn ſie krank;
Regt die Hände, wo's von Nöthen,
Fragt nicht lange: was ſich ſchickt?
Doch wie ſtolz iſt ihr Erröthen,
Wenn ſie vor der Sünd' erſchrickt.
Ganze Armuth kennt nicht Sorgen,
Kennt nicht Furcht, nicht Zwang, nicht Spott:
Denn ihr Heut' iſt auch ihr Morgen,
Heut' und morgen lebt ihr Gott.
Ganze Armuth iſt ein Panzer,
Laſt zwar, doch auch Schild zugleich,
Und ein Menſch, ein voller, ganzer,
Iſt noch ſelbſt als Bettler reich.

Ganze Armuth laſtet ſchwer,
Halbe Armuth drückt noch mehr.
Halbe Armuth deckt die Blöße,
Mit geborgten Lappen zu,
Leugnet ihres Jammers Größe
Täuſchend durch erzwungne Ruh.
Scheut zurück vor harter Frohne,
Zagt, zu leiſten, was ſie kann.
Sperrt ſich laut vor feilem Lohne,
Nimmt ihn aber heimlich an.
Halbe Armuth zerrt mit Grollen
An der Kett', um die ſie buhlt,
Denn ihr fehlt die Kraft zu wollen
Und zu dulden — die Geduld.
Ganze Armuth laſtet ſchwer,
Halbe Armuth drückt noch mehr.

*) Es ſteht in Schad's „Deutſchem Muſenalmanach“ für 1855. Seite 15.

Darnach drehte er sich lachend auf dem Absatze herum und sagte: „Nun, nun, Wir sind ganz besondere Leute: Die Fehler Kleingewordener sind: nicht vergessen können, Vergangenes Hohes auskramen, Großsprechen, ja es gar vergrößern — bis zum Lügen. Wir sind nur Inzwischen-Arme, wie jetzt fast das ganze Volk; also! Und ein hoffnungsloser Armer muß deßwegen nicht auch immer weich und mit Allem zufrieden sein, weder mit dem verschimmelten Brote noch den versalzenen Suppen; er muß immer noch autorisiren, daß das Haus Halt bekommt; er muß gleichsam eine in Essig gebeizte Elle schlüpprig verschlingen, die ihm im Rücken dann wieder steif wird. Ein Armer ohne Festigkeit und Derbheit ist erst erbärmlich. Auch bedarf er nicht Stolz und Verachtung oder Gleichgültigkeit, sondern er muß fortwährend Gutes, Rechtes und Schönes anerkennen und loben; nur über ihm unpassendes Verlangen darnach hinaus sein, mit Rechtschaffenheit und festem Herzen indeß zufrieden — und währte dieses Indeß Zeit seines Lebens. Nur ein Klotz läßt sich heimlich von Würmern zerfressen.

„Und liebe Tochter, so fahre ich heut mit meinem schon bewährten Doctor in meine Augencur hinaus am See nach Emaus. Du lachst? das Volk hat einer gewissen Emma Haus in seiner Weise zu Emaus gemacht. Der Doctor kommt jetzt um acht Uhr, mich mit des Banquier „Seelenschreiber" abzuholen, denn die Seele der neuen Adligen ist ja das Gold. Ich scheide von Dir auf vier ... sechs Wochen, wo es sich entscheiden muß, ob noch etwas anderes aus mir werden wird, als ein Todter. Hier hast Du einen Hoffnungs-Brief, der an meinen Verleger soll; mache ihn frei, wenn Du kannst, sonst schreibe „eilt" an die Stelle des frei. Ich habe die Tage her fleißig an meinem Leben geschrieben und ihm gedroht, daß er nach meinem Tode, der mich wichtiger, ja einzig macht, Dir dann noch einmal so viel für die Handschrift werde bezahlen müssen. Sieh' nicht so betrübt! Das ist ja nur eine alberne Drohung! Die Perpete hat mir aber den Rock so ernstlich ausgepocht, daß sie mir das linke Glas der Brille, — mein „Loch in die Welt", wie die Kinder die Sonne für ein Loch in den Himmel halten, daraus sein Glanz herniederwallt — in der Seitentasche zerklopft und sie mir zu einer Lorgnette gemacht. Das hat mich auf ein vergessenes Fernrohr gebracht. Hier! das verkauf' und schicke mir den Erlös nach auf die geringen Kurkosten.

Und sie sprach: „Guter Vater, wie wirst Du ohne mich leben können und ich ohne Dich? Das geht nicht mehr und nur aus Hoffnung. Doch wenn wir nur Gutes von einander wissen, das hilft aus. Du weißt, daß ich Dich um Erlaubniß gebeten — zu Dienste ziehen zu dürfen, um mit meinem — dann doch Gesinde-Lohn Dich zu Hause durchzubringen. Gehen doch vieler gestorbener Beamten, ja lebender Geistlichen Töchter jetzt mit anderen Damen in Bäder, auf Reisen und halten es aus. Warum ich nicht, da ich sogar hohes Gesellschaftsfräulein und übermorgen schon abgeholt werde. Die Cousine hat mir das besorgt und geschrieben; da! Sie kommt morgen hier durch — oder schon heut."

Der Vater schwieg. Um nicht nüchtern zu reisen, wenn auch nur bis an den Starenberger See in die Gegend des Peisenberges, aß er trockene Semmel, trank eine Tasse Milch dazu und sagte ihr dann ruhig: „Nun, ich habe nichts gegen das Dienen! Es dient sogar die Frau, die es im königlichen Wappen hat: „Ich dien'" und niederkniet, um Einem den Hosenbandorden umzubinden; oder eine so gut wie befohlene Rede auswendig zu lernen; auch die Sultane und Fürsten und Päpste dienen; die Servi Servorum ziehen heut diesen Rock, diese Uniform an, den anderen Tag jenen; legen heut den Orden an, „aus Gefälligkeit" ein andermal einen andern; scheinbar aus purer Gnade und Höflichkeit und Herablassung; aber darunter steckt sehr tief der Zwang, oft die Nöthigung, die Furcht oder Hoffnung. Tausendes und Tausendfaches in der Welt ist Dienst, Dienst, Dienst und die geringsten, leichtesten Dienste werden am theuersten bezahlt, und die schwersten, niederbeugenden, krank und vor der Zeit alt machenden Plagen am wohlfeilsten: mit abgemessen nur so viel, als zu Brot auf den Tag und nichts auf Morgen. Und sind denn vieler guten Mädchen Heirathen mit für sie zu alten, ja verdorbenen, schlechten Männern etwas anderes, als zum schändlichsten Dienst ziehen und obendrein auf das lange Jahr! auf die Ewigkeit ihres Lebens! Sei nur treu und fleißig!" ermahnte er sie, wodurch sie sich fast beleidigt fühlte. Aber er sagte: „die Gesellschafter und Gesellschafterinnen sind die wichtigsten, einflußreichsten Personen, die Häuser und Schlösser und Länder verderben können, wie Menschen; Du, sei ein achtbares, freundlich-ernstes Vorbild. Da Deiner Herrschaft Schloß auch am See liegt, so besuch' mich einmal, Kind. Und nun siehe mir einmal nach: so sind jetzt meine Augen; das merke Dir, um dann zu sehen: ob sich die lieben Sterne gebessert haben? Die am Himmel bessern sich nicht."

Da kam ein Wagen gerollt. „Ach, das sind sie schon!" rief Aimée. Der Vater trat zum Bilde seiner Frau und küßte ihr Augen und Lippen und sprach: „Gut, daß Du blind bist! Wie viel Allerhand hast Du schon nicht gesehn! Nun hänge indessen wohl, taub und blind! Man bringt es auf Erden nur mit tausend Noth erst so weit, wie Du es schon

lange!“ Dann umarmten sich Vater und Tochter mit schwerem Herzen.

Der Augenarzt kam die Stiegen herauf, ihn abzuholen. Die Tochter band dem Vater ein schwarzseidenes Tuch gegen Wind und Staub und Sonne über die Augen und so führte sie ihn mit dem während des Hinabsteigens begrüßenden und begrüßten alten Freund in den Wagen. Der Bediente sprang hinten auf und rief dem Kutscher zu: „Nach Emaus! durch das Dorf am See!“

Der Wagen rollte fort; die Tochter fühlte betäubt sich mit den Händen die Stiegen hinauf. Im Zimmer fiel sie gleichsam der Mutter um den Hals. Endlich spielte sie das vergessene vom Vater befohlene Lied. Die Thränen flossen. Aber sie verdunsteten auch. Ja, sie lächelte; denn ihr lieber Geibel setzte sich auf ihren Arm und sang fromm mit auf seine Zeisigart, bewundernswürdig. Lorenz, der Hund, war eingesperrt worden und redete gleichsam treu-hündisch. Der Bediente kam geschwind noch herauf nach des Herrn Vaters Frau Geheimer Räthin (was er sich kaum auszusprechen getraute) und die Tochter gab ihm — sitzen bleibend am Pianoforte — die Dose.

* * *

Wenn die Sonne am Himmel steht und ihr Licht herniedergießt, dann ist es nicht das Licht, das alle Seelen erregt, alle Herzen in Lebensallarm setzt; wenn Musik klingt und rauscht, ist es nicht der Zauber der Melodie, die Schönheit des Tones, was die Menschen bewegt, sondern unter ihrer unsichtbaren, nur hörbaren Klangdecke fühlen die Menschen die Welt, ihr Leben, fliegen durch Erinnerungen, bange und heitre, fassen Entschlüsse, entscheiden sich zu einem Guten und überschauen die Welt mit einem Entzücken: sie leben! Sie sind fromm; sie sind Engel — wie man das sonst nannte.

So hatte sich Aimée die schwebende Zukunft und die nächsten Pflichten und Werke während der sanften Rede ihres Menschenfreundes zurecht gelegt. Denn bei ihnen hieß das Pianoforte „der Menschenfreund“, wie es der Vater getauft und dazu gesagt: „Der Schröder hat gar nicht geahnt, was er mit seinem Kasten dem ganzen deutschen Volke für ein Geschenk gemacht hat, werther als tausend Prediger, tausend schöne Bücher und Volksfeste, für welche einsame Abende, für welche traurige, welche arme Tage! Den Kasten „Menschenfreund“ aus Deutschland genommen — und Millionen müssen vor unerträglichem Leben bis auf den letzten Lahmen auswandern.

Sie sprang also auf, ging zum Schrank und nahm mit der alten Perpete ihre lang nicht gebrauchten paar guten Kleider heraus, in welche die Motten die Gnade gehabt, einige Löcher zu fressen, jedoch an glücklich zu vertuschenden Orten; sie ließ sich die Wäsche für sich zusammenlegen, auch einen Pappkasten mit ihren Blumen. Sie selbst aber ging in des Vaters Stübchen mit dem Pulte, das er zwar verschlossen, aber den Schlüssel dazu in den obersten immer offenen Auszug gelegt; und da fand sie auch, als scheinbar nicht der Beachtung werth, die alten schlechten Blätter — sein Tagebuch. Ihr klopfte das Herz, was sie lesen werde; und sie setzte sich in Vorrath oder Vorsicht und las:

1.

Ehr' in den Leib!
Deutsches Mädchen;
Ehr' in den Leib!
Deutscher Jüngling;
Ehr' in den Leib!
Mann und Weib.
Ehre nur Ehr;
Stellet Euch her.

2.

Hätt' ich so viel Paar Flügel, als oft ich vor Scham und Bedrängniß
Schon fortfliegen gewollt, säß ich schon hoch auf dem Mond!

3.

Schlag' nicht ein groß' Geschrei darüber auf,
Wenn das noch nicht geschehn, was Dir sehr noth ist,
Ja sei's —: daß Du noch nicht gestorben bist:
Auf Erden ist sehr wenig etwas nöthig,
Im Himmel aber gar nichts. Steh' nur fest!
Der Tag — die Nacht — die Stunden überstehn sich —
Nimm klug das Leben löffelweise ein,
Laß Du Dich nicht umschütteln eh' Du einnimmst —
Nein, schüttle Du die Schüttler von Dir ab!

4.

Bis wohin — ist „nicht sterben“ keine Schmach?
—: Bis zu verrücktem Sinn. Und dann auch keine.

5.

Was macht alle Länder frei und vortrefflich? Was macht die ganze Welt sogar immerfort erträglich und ertragen? — Nur die, wie eine große List darüber ergossene Freiheit auszuwandern. Wohlzumerken!

6.

Endlich macht Ein Pfund, sogar nur Ein Loth den überhangenden Thurm einstürzen.

Das Andere haben schon die Centnersteine gethan.

7.

Das Schicksal hat die tugendhafte Gewohnheit: das ganze unermeßliche Gefühl für Tugend, Schönheit und Wahrheit nur an einen Menschen zu knüpfen, und den Himmel mit dem Namen der Geliebten zu nennen. Tugend, Liebe, Ewigkeit sollen uns klar das Un-Ding erscheinen das sie sind, und unsere Geliebten sollen unser Himmel und Erde, unser Glück und unsere Ewigkeit sein, nicht nur vorstellen. Und das gelingt dem Schicksal, dem großen, einem Willen im All meist nur zu leicht durch sogenanntes Unglück, das also keins ist, weil es uns zur Verklärung, zum Himmel emporhebt. — O meine Tochter!

8.

Drei „Sieben Worte" — „O meine Tochter!" — Die drei Worte sind eine ganze Lamentation, ein ganzes Requiem, doch wer will für den morgenden Tag sich freuen oder seufzen? Die Welt lagert wie ein Gewitter über den Geist aller Menschen, und schlägt in ihn ein — nach Bedürfniß.

9.

....Ob ich den See verderbe,
Den schönen reinen See,
Wenn ich darinnen sterbe
Mit meiner Tochter Aimée?

— Ich laß' ihn zu rührendem Erbe,
Dran Mancher geh' und sich seh',
Sanft wird sein Schicksal, das herbe,
Und in Thränen zerfließt sein Weh.

Das, und die letzten kaum recht trockenen Verse las sie, ergriff die Feder und schrieb darunter: „Gelesen und genehmigt."

Aimée.

Sie bekam ihr Herzklopfen nicht, aber sie schlief ein und schlief bis ein herbeirollender Wagen vor ihrer Thür hielt. Es kam herauf. Es war ihre Cousine, die von dem Schlosse kam, nach dem sie selbst morgen fahren sollte. Sie umarmten sich und sahen sich dann lange an, um in Auge und Gesicht zu lesen: wie es ihnen ginge? und die Cousine sah ihr sogar in der Hand nach der Blume, dem kleinen Hügel auf der inwendigen Spitze der Finger und sprach: Nun Du blühst noch! Dir blüht noch Glück! Das Kennzeichen hat mich eine Zigeunerin bei uns zu Hause gelehrt."

Sie gab ihr das höfliche Schreiben auf Spitzenpapier von ihrer künftigen Lady Patroneß und einige Lichter über das Haus und die Personen und fügte hinzu: „Dein Halt und Vergnügen wird Dir die, früher unsere, Harriet sein, die frische, getroste, freie, hübsche, wahre Hohe-Schwang-auerin, die ihrem Bräutigam nach ausgewandert ist, der aber während ihrer Ueberfahrt nach Amerika hochdrastischer Weise schon gestorben gewesen, und die, da sie bei uns englisch gelernt, jetzt zuletzt bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten — gedient hat. Es werden große Feste sein, Hochzeit der Tochter, Kinderball, Seefahrt mit Fackeln. — Zu essen brauchst Du mir nichts zu geben, ich muß gleich fort, um meinen Bruder nicht zu versäumen, der auf der nächsten Station mich zur Stunde erwartet. Ich habe aber mit meinem letzten Gelde unterwegs etwas gekauft, um was mitzubringen — gib mir doch nur zehn Gulden!"

„Nur zehn Gulden!" dachte Aimée und hatte nur drei. Unter dem Vorwand: wechseln zu lassen, gab sie der Perpete heimlich eine goldene Kette, um im Leihhaus darauf Geld zu holen, denn das Leihhaus war und ist ein vernünftiges, also nicht Sonntags geschlossenes, sondern fromm immer offenes wie eine Apotheke; und die Armen haben die ewige Krankheit, und sie überfällt sie sogar unter der Kirche, unter der Predigt, wußte Aimée.

Perpete aber kam zurück und wisperte ihr in's Ohr: „Die Kette ist falsch und überhaupt nur drei Gulden werth."

„Falsch! das letzte Geschenk von meiner Pathe, die tausend Thränen zu der Gabe weinte!" seufzte Aimée. Die drei Gulden Clavierstundengeld von dem armen Mädchen konnte sie ihr nicht geben, denn der Vater hatte sie um grade so viel zu Trinkgeld für seinen alten Kutscher, als Ehrensache, coute qui coute, aus der Hauscasse gefordert; und das Geld, oder von dem Gelde für das Fernrohr zu des Vaters Pflege hätte sie selbst dem armen Lazarus keinen Mariengroschen geborgt! Sie bekannte also der Cousine ihr Leidwesen und diese bekannte auch ihr offen ihr Leidwesen — sie lachten aber beide, daß sie weinten. Die Cousine sagte ihr aber wie einen Trost: „ich weiß nun, daß ihr arm seid; Dein Vater kein Spieler, kein Verprasser, der aber lieber alle Fehler sich andichten lassen, als die Armuth. Die echten Magyaren aber verlassen ihre Brüder nicht, und ich kann Dir fast beschwören, daß ihr von den braven Landsleuten bedacht werdet. Es ist da im Stillen ein Tag gesetzt, an dem jeder Getreue eine Pfeife Taback bei Sonnenaufgang rauchen wird, und bei Sonnenuntergang ein Glas Wein, guten Ausbruch, trinkt. Doch was geht Euch das weiter an. Dir kann ich nur noch sagen, Euer reicher Banquier hier will das Schloß Deiner nunmehrigen Herrschaft kaufen, ist schon hingereist, um alles darum und daran zu besehen; ja er und sein liebenswür-

diger Sohn Max waren schon da, und wie man vermuthet, soll aus ihm und der ältesten Tochter des Hauses ein Paar werden. Die zweite Tochter ist schon Braut. Wenn eine Heirath wo in einem Hause mit Töchtern wird, dann folgen sich bald eine oder mehrere. Ob eine Hochzeit vor Augen uns Mädchen williger macht, oder Freier anlockt, ich weiß nicht — aber diese Naturmode ist wahr. Die eine Hochzeit mit einem Baron ist schon in acht Tagen, Du kommst also jedenfalls in viele Freude und Lust!"

So schieden die Mädchen. Die Cousine von der wie stumm gewordenen Aimée, nur bedauerte sie laut, daß ihre Freundin nun zu Fuße gehen werde und müsse, wie sie geäußert.

Nachmittag aber überzog ein Gewitter die Gegend und ergoß Regen, worüber ihr das Herz noch schwerer ward, wenn sie die Freundin sich in dem Wetter dachte! Sie mußte sie aber für eine gutartige Spionin halten; denn früh fand Perpete im Schreibzeug in Rosenpapier eingewickelt zehn blitzende Ducaten.

Aimée ward feuerroth; sie bestand einen schweren Kampf, und die Liebe zum Vater gewann ihn über tausendjährige Vorurtheile, ja menschengeschlecht-altes Selbstgefühl.

Aber Perpete lächelte sie an und sagte: „das Geld hat sie gewiß nur vergessen auszuzahlen! und es ist nichts mißlicher, als sich solchen in der Luft schwebenden Geldes indessen zu erbarmen! Es könnte alle Augenblicke auch nur ein Kind danach kommen, es abzuholen. Auf so eine Art bin ich einmal fast in die Erde versunken."

Und in der That pochte in dem Augenblicke ein Kind an, mit einem „Schönen guten Morgen! — und ob nicht . . . ."

Und Perpete bekam den Husten, und Aimée ihr Herzklopfen, diesmal mit Kälte und Bläße im Gesicht.

* * *

Doch da kamen und hielten, sie aus der Angst erlösend, diesmal drei Wagen, der dritte hörbarlich „Extrapost", und sichtbarlich voll Schneider. Aus dem ersten kam ein prächtiges Mädchen in's Haus und heraufgesprungen, trat höflich ein und fragte Aimée an der Hand haltend freudevoll: „Erkennt Ihr Euere Harriet? — Die Hohenschwangauerin! Henriette, die vom Abfall Eueres Englischen ihr Glück in Amerika gemacht, ja, in Washington im Hause des Präsidenten sogar. Ich danke Euch schönstens! Jetzt komme ich heute früh erst und so spät, weil ich die nöthigen Schneiderinnen, Köche, Schneider und Theater- und Tanzmeister erst zusammengebracht, und alle die Einkäufe besorgt! die Herren Musikanten kommen auf ihren Tag erst nach." Harriet zählte ihr dann, ohne irgend etwas Beschämendes — „die zwölf Ducaten monatliches Nadelgeld von Lady Patroneß" auf den Tisch, bat um Quittung, und sagte: „Da können wir uns beide, Sie als Gesellschaftsfräulein und ich als Stubenmädchen nun einbilden: Unsere Hochzeit werde gefeiert! Jedes kann sich selbst alles das annehmen, was in der Welt geschieht — wie der Frühling und der Winter — ein Donnerwetter und ein Begräbniß — eine Krönung und eine Enthauptung! Alle Menschen wären spottarm, wenn nur das Ihre wär', was sie mit der Hand verdient! Wir alle, wir Mädchen insonders, haben auf Alles ein furchtbares Recht, was wir mit Augen und Ohren und unserem Herzen ergreifen — fast die ganze Welt und „Nur wer ein Hasenfuß, ein Faulpelz ist und ein Schafherz hat, der ist erst arm, sonst kaum Jemand." Das Wort hat uns Dienstboten fast täglich mein Präsident eingeprägt. Aber sagte er: „Ehr' in den Leib!" Wen man hier wollte einen Helfenden „Dienstboten" nennen, oder wir wollten eine Gesindeordnung, oder gar eine Rangordnung einführen, da zerrissen sie uns Senat- und Congreß-Herren!.. „Ehr in den Leib!" — Gesindel, husch, husch, husch und fort mit Dir! Man kann sich auch hier in Europa ganz wohl einrichten; man muß es nur höflich, aber fest und eisern den Herren und Damen bieten! Was wollen sie da machen? Die meisten Leute überhaupt, und erst die meisten Mädchen sind Handschuhe! Aber der Handschuh einer Lady Queen ist auch ein Handschuh."

Der Aimée und der alten Perpete gefiel das ehrenfeste, aus einer Bayerin zur Amerikanerin gewordene frische, kernwendige Mädchen ungemein. — „Liebe Gräfin", fuhr sie fort, „das war meine Vorrede und Fürbitte, daß Sie nicht möchten Anstoß nehmen mit den beiden Ladys-Putzmacherinnen zu fahren! — man kann nicht wissen. Wir haben in Amerika auch ein paar Hundert viereckige Grafschaften, leider ohne Grafen aber; nur so wie viereckige Spinnengewebe, ohne darin waltende oder herrschende Gnadenspinne."

Sie half ihr dann einpacken, empfahl ihr, ja ihre Gesangstücke nicht zu vergessen, und da sie diese nicht nehmen wollte, versicherte sie Aimée, daß für sie, von ihr gekaufte, prächtige Kleider, Tücher und anderer Augen- und Mädchenherzen-Trost im Wagen eingepackt lägen. Daß sie selbst noch eine Art Schmuck mit einem Demantring für diese Winterbälle und Feste einer guten Freundin geborgt, hatte sie vor demüthigen Gedanken ganz vergessen.

Und so wurde denn der Perpete — besonders vor Feuersgefahr etwas lächerlich, die fast so gut wie leere Wohnung zur Bewahrung übergeben.

Plötzlich überfiel es Aimée — gar nicht fortzuwerden! — weil sie sich vor dem Kampfe scheute mit der Gestalt und den Blicken, oder noch mehr vor der Gleichgültigkeit des im Stillen noch treuen oder nun aus Vaterliebe untreu gewordenen Max. Sie sprach es aus, dazubleiben, worüber Alle verwundert standen. Da ließ sich der Maler von nebenan melden, um die Ehre zu haben, sie für die Störung von gestern um Verzeihung zu bitten. Das war aber seine Absicht nur nebenbei. Da sie auf lange scheiden wollte, begehrte er nur noch ihren Mund auswendig zu lernen, um den letzten Ausdruck ihren Lippen zu geben, und ihrem Auge die unwiderstehliche Sanftmuth. Und während er sprach, verklärte sich ihr Gesicht; sie that es nicht, sondern es geschah ihr, da sie vorempfand: Wem das Bild seine Freude und sein Schmerz sein werde! — Die ungeduldigen Schneider ließen ihre beiden Postillone blasen. Und auch sie ging, aus Liebe zu ihrem Vater, langsam hinab ihrem Schicksal entgegen.

(Schluß folgt.)

Ausflug nach dem Gebirge Virginiens

im Sommer 1856.

Von Talvj.

II.

Die Heilquellen Virginiens.

Herzlich froh waren wir, als wir am Montag den 30. Juni Nachmittags — es geht täglich nur ein Zug westwärts — Staunton den Rücken bieten durften, denn wir fanden die Temperatur äußerst drückend. Die unvollendete Eisenbahn trug uns nur acht deutsche Meilen weit bis Goshen. Von da gehen Stage Coaches (Stationskutschen) nach allen Richtungen ab, und in das köstlichste Gebirgsland hinein. Unser heutiges Ziel waren die Warm Springs (Warmbrunnen) und drei oder vier Kutschen standen für diesen Weg bereit, der weiter nach dem berühmtesten der virginischen Bäder, den weißen Schwefelquellen führt. Wir hatten eigentlich beabsichtigt, das alleghanische Hochland im gemietheten Privatwagen, wo möglich im offenen, bereisen zu können. Allein es schien unmöglich, in Staunton einen bequemen Wagen zu bekommen, der unser Gepäck, das für vier Personen aus vier mäßigen Koffern und zwei Nachtsäcken bestand, zu tragen vermochte, und so mußten wir uns schon zur öffentlichen Kutsche entschließen. Dies geschah auch darum ungern, als wir nach ihrer bestimmten Abgangszeit nicht hoffen durften, die warmen Quellen vor Abends zehn Uhr zu erreichen, und so, zwei Stunden im Dunkeln fahrend, gar manche schöne Aussicht zu verlieren hatten, besonders die weitgerühmte vom Warmquellenberge in das Thal hinab. Doch hofften wir diesen letztern Verlust durch Ersteigen des Berges am folgenden Morgen wieder gut zu machen und ergaben uns darein.

Aber wir sollten bald merken, daß wir auch sonst noch die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten. Schon beim Aufpacken war ein Zögern und Verweilen, das uns ungeduldig machte und uns mahnte, daß wir die Region des rüstig entschlossenen Yankeethums verlassen und mit lässigen Südländern zu thun hatten. Endlich — um halb sieben Uhr statt um fünf — fuhren wir ab. Unsere Reisegesellschaft konnte uns auch eben keine besondere Annehmlichkeit der Unterhaltung versprechen. Sie bestand aus einem Negerweibe mit einem kleinen Kinde; einer Mulattin und einem ebenfalls farbigen Manne, sämmtlich von ihren Herren nach den Bädern vermiethete Sclaven aus Richmond und der Umgegend. Sie gehörten so wenig zusammen, wie wir zu ihnen. In den nördlichen Staaten würden wir freilich solche Gefährten kaum gehabt haben. Denn der Nordländer, der dem Neger Menschenrechte und theilweise auch Bürgerrechte gönnt, verachtet ihn als Gesellschafter, und vermeidet jede Gemeinschaft mit ihm. Das Reisen in den Landkutschen und sonstigen öffentlichen Fuhrwerken, das ihn in die unmittelbare Nähe der Weißen bringt, wird ihm daher, wenn nicht gradezu verweigert, doch auf alle Weise erschwert. In den Sclavenstaaten dagegen steht

der Schwarze zu tief, zu entschieden unter dem Weißen, als daß von solcher Gemeinschaft die mindeste Anmaßung von Seiten des unterdrückten Geschlechts zu fürchten wäre. Grade so ist ja auch in Europa in solchen Ländern, wo der Unterschied der Stände am schärfsten gezogen ist, wie z. B. in Spanien oder in Rußland ein viel vertraulicherer Ton zwischen Herrschaft nnd Dienstboten üblich, als da, wo die Rechte der unteren Classen eine gesetzliche Anerkennung gefunden, wie z. B. in mehreren Theilen Deutschlands und besonders in England.

Das warme Quellenbad, das unser heutiger Bestimmungsort war, liegt in einem der unzähligen Binnenthäler, die das große westliche Thal in sich birgt. Wir mußten, es zu erreichen, den mächtigen Mill Mountain (Mühlenberg) kreuzen und außerdem eine Menge dazwischen liegender kleinerer Rücken, die sich meist in der Richtung von Nordost nach Südwest erstreckend, das ganze westliche Thal, sowie auch einen Theil des großen Thals von Virginien durchschießen. Ueber den Mill Mountain gelangten wir durch eine Art Joch, das Panthers Gap genannt ward. Eine der großartigsten wildesten Naturscenen! Die virginischen Berge haben mehrere solcher „Gaps", Vertiefungen, Einsenkungen, Oeffnungen, wie man es nennen will, die aber, so viel mir bekannt ist, in keinem einzigen Falle, außer allein bei Harpers Ferry, das Gebirge bis auf den Grund spalten. Eine ähnliche Einsenkung, Buffalos Gap genannt, ist westlich von Staunton zur Eisenbahn benutzt worden. Die ungeheuere Wildheit von Panthers Gap gehört auch zu den Seltenheiten, denn im Allgemeinen sind die Naturzüge Virginiens mehr malerisch schön als wild schauerlich, mehr lächelnd als phantastisch. Dichter Wald deckte die schroffen Seitenwände und hier und da stürzte ein Gießbach rauschend herab. Bald aber warf die Abenddämmerung einen Schleier über Berg und Thal; gleich darauf — denn je weiter nach Süden, je kürzer ist das Reich des Zwielichts — legte sich dunkle Nacht über die ganze Gegend und das Rieseln und Plätschern hier und da am Wege schien uns necken zu wollen. Wir waren nun in Bath County, im District, der von Quellen aller Art überströmt und eben daher seinen Namen führt.

Das weitausgedehnte alleghanische oder apalachische Gebirge — denn es führt bei den Geographen beide Namen — ist einer der beiden großen Bergzüge, der nebst dem ungeheuern Felsgebirge (Rocky Mountains) ganz Nordamerika in drei Theile scheidet: das östliche und westliche Küstenland und das unermeßliche Mississippithal in der Mitte. Das östliche oder apalachische Gebirgssystem mit seinen unzähligen Parallelketten von Nord nach Süd durch Alleghani bezeichnen zu wollen, scheint wirklich widersinnig und kann nur Verwirrung verursachen, da so viele einzelne Berge und Bergzüge dieses Systems schon diesen Specialnamen führen, außer Flüssen, Dörfern und Grafschaften in jedem Staate. Die neueren amerikanischen Geographen haben daher mit Recht den Namen Apalachen für das ganze Gebirgssystem vorgezogen. Mag man nun die virginischen Berge mit denen in Canada in Zusammenhang bringen oder ihren Zug bloß von denen am Hudson durch Pensylvanien und Neu Jersey und Maryland durchführen, in Virginien treten sie gleich in vierfacher Kette ein, von denen zwei, der blaue Rücken und der eigentliche Alleghani auf den Namen „des Rückgrats von Virginien" Anspruch machen. Am östlichsten läuft, sich Schritt vor Schritt immer mehr nach Südwesten neigend, der große Blue Ridge dahin, der fast ohne Unterbrechung von Westpoint am Hudson herkommt und in Pensylvanien der Südberg heißt; denn die blauen Berge dieses Landes, die oft mit letzterem verwechselt werden, sind nicht dieselbe, sondern eine beinahe parallellaufende Kette. Der blaue Rücken Virginiens macht die Scheidewand zwischen Ost- und Westvirginien: er senkt sich nach Osten fast so gleichmäßig als ein künstlicher Wall ab, ohne alle Ausläufer oder Zweigketten, während er nach Westen zu in das Thal von Virginien eine unendliche Menge von Sporen aussendet, die fast alle bald eine mit ihm parallele Richtung nehmen. Sein Kamm ist durchweg breit und waldbedeckt, seine Höhe übersteigt von seiner Basis an gerechnet in Virginien kaum zwölfhundert Fuß, außer daß er in den Otterpiks und Eisenbergen zu vier bis fünftausend Fuß hohen Kegelspitzen aufsteigt. Noch ehe er Virginien verläßt, theilt er sich in zwei mächtige Zweige, läuft durch Nordcarolina, wo er in Mount Mitchell seine erhabenste Höhe erreicht und zum höchsten Berg der Apalachen wird, in die Westecke von Georgien hinein und verliert sich endlich in Nordalabama.

In ganz paralleler Richtung und überschläglich in einer Ferne von etwa zehn bis zwanzig deutschen Meilen ziehen sich von Pensylvanien die Gebirgsketten nach Virginien hinein, die specifisch den Namen der Alleghanis führen, obwohl auch sie noch durch eine Menge Localnamen unterschieden werden. Dieser Gebirgszweig, der gar keine Piks oder Spitzen hat, aber zu einer Höhe von 2500 Fuß von seiner Basis gerechnet ansteigt, möchte doch die Benennung des Rückgrats von Virginien noch besser verdienen als der Blue Ridge; denn er ist die eigentliche Wasserscheide des Landes. Zahllose Ströme fließen von hier nach Ost und West hinab, sich hier in die Chesapeakbai, dort in den Golf von Mexiko zu er-

gießen, während der blaue Rücken seine Gewässer bloß nach Osten entsendet. Dies ist auch die eigentliche Quellenregion Virginiens.

Zwischen diesen beiden Hauptketten erhebt sich nun in gleichem Zuge von Nordosten nach Südwesten hinlaufend eine Reihe anderer zusammenhängender Berge, die verschiedene Namen führen: der Nordberg, die Shenandoahberge, der Mühlenberg, Mittelberg u. s. w. Sie scheiden das große Thal von Virginien, dessen östliche Wand der blaue Rücken bildet, von dem großen westlichen Thale, das von den Alleghanis westlich begrenzt wird. Beide, aber besonders das letztere, sind keine eigentliche Thäler, vielmehr ein ausgedehntes Hochland, durchgängig ein bis zweitausend Fuß über der Meeresfläche, mit Hunderten von Bergrücken und Thälern. — Eine vierte Kette, die sich westlich dicht am Alleghanirücken hinzieht, sind die doppelten Reihen der Lorbeer- und Kastanienberge (Laurel und Chestnut Mountains), die wiederum mit denen von Greenbriar zusammenhängen und sich ebenfalls nach Pensylvanien hinein erstrecken. Hinter ihnen fällt das Land gänzlich ab. Es ist dieses der westlichste Rand des ungeheueren Gebirgsgürtels, der, will man mit den Geologen seine Spuren bis in die Berge verfolgen, welche die Wände des Hudsonthals und noch weiter nordöstlich die des großen St. Lorenzthals bilden, über dreihundertundsechszig deutsche Meilen an Länge mißt und wechselnd zwanzig bis fünfzig an Breite, und der eine Fülle von so mannigfacher Schönheit in sich faßt, wie sie nicht leicht irgend wo anders in der Welt in solcher ununterbrochenen, langen Folge zu finden sein möchte.

Was uns anbelangt, so hatten wir bloß das mittlere Gebirge zu übersteigen und doch schienen die Höhen, die auf unserem Wege lagen, kein Ende zu nehmen. Wir schleppten uns auf felsigem Boden und heftig zusammengerüttelt Schritt für Schritt weiter. Ein einziger Pferdewechsel fand statt. Endlich — es mochte etwa halb eilf Uhr sein — neigten wir uns in ein flaches Becken hinab — aus der Ferne leuchteten uns zerstreute Lichter entgegen — noch eine Viertelstunde schwerfälligen Weiterarbeitens und die Wagen hielten vor einer symmetrisch geordneten Reihe Häuser, die ziemlich dicht am Wege standen, nur durch einige Baumanlagen davon getrennt. Es war Bath Alum, ein erst vor wenigen Jahren entdecktes Alaunbad, das große Heilkräfte für Scrophula, Hautkrankheiten und eine Menge anderer Uebel besitzen soll. Noch vor sechs Jahren war dieser Ort eine Bucht in der östlichen Basis des sogenannten Warm Spring Mountains, eines Ausläufers der Alleghani, eine bloße Wildniß. Eine bedeutende Energie hat in unglaublich kurzer Zeit einen beliebten und bequemen Badeort daraus geschaffen. Häuser und Anlagen geben keinem andern virginischen Gesundbrunnen etwas nach; ja sind mit einer Eleganz eingerichtet, die sie eben ihrem modernen Ursprung verdanken. Einige unserer Mitreisenden in den anderen Kutschen stiegen hier aus. Todtmüde und erschöpft, waren wir stark geneigt, statt weiter zu fahren, hier die Nacht zuzubringen. Wie lockend strahlten die hellen Lichter uns an! Unter dem Ueberlegen und Besprechen verging die Zeit, ehe wir zum Entschluß gekommen. Wir fuhren weiter.

Noch lag ein tüchtiger Berg, der Warmquellenberg, vor uns, an dessen westlichem Fuße, in einem engen Thale Warmbrunnen (Warm Springs) liegt. Er führte früher den Namen Jacksonsberg, nach dem nämlichen alten Ansiedler, nach dem der Jacksonfluß benannt ist. Nach zwei Stunden hatten wir endlich die noch übrigen fünf Meilen unseres Weges zurückgelegt und langten — um ein Uhr, in finsterer Nacht, im Hotel an. Hier aber fanden wir Alles zur Aufnahme gastlich bereit, Abendessen wie Betten, und den halben Haushalt wach und munter; denn jeder Abend bringt so späte, oft noch spätere Gäste. Während unseres zweitägigen Aufenthaltes dort kam die Kutsche beide Male erst gegen zwei Uhr an und doch müssen die Reisenden, die nach den weißen Schwefelquellen gehen, schon um halb vier Uhr weiter. Unregelmäßige und mangelhafte Einrichtungen dieser Art sind charakteristisch für diesen Landestheil, kaum daß irgend Einer sich darüber verwundert oder beklagt. Es ist eben die Unordnung, die in der Ordnung ist, die Eisenbahn selbst, von deren pünktlicher Benutzung Tod und Leben abhängt, ist ähnlichen Unregelmäßigkeiten und willkürlichen Zögerungen unterworfen. Während unseres Aufenthaltes in Staunton variirte die Zeit der Ankunft des Zuges von Washington oft um Stunden und die Zeit der Abfahrt nach Westen und Süden noch mehr. Und, wie schon bemerkt, Niemand beklagt sich darüber, Niemand macht Lärm darüber, außer vielleicht, wer im Norden gereist ist. Dennoch erkennen die Südländer die Vorzüge des Nordens nur höchst ungern an und sicher nie, ohne sie gegen die viel bedeutenderen des Südens in die Wagschale zu legen und jene hoch empor schnellen zu lassen.

Nichts konnte nach dieser beschwerlichen Fahrt lieblicher sein, als unser Morgen im kleinen, freundlichen Thale der Warmen Quellen. Nach der gewöhnlichen Weise der Virginischen Bäder gab es auch hier ein großes langgestrecktes hölzernes, von allen Seiten mit Gallerieen umgebenes Haus, das Hotel genannt; in einer kleinen Entfernung davon das Brunnenhaus, Damen- und Herrenbad; dazwischen waren die sogenannten „Cottages“ umhergestreut; Häuserchen, kleine und größere, die den länger verweilenden Gästen zu Wohnungen dienen; dazwischen

Bäume, bescheidene Gartenanlagen und dergleichen. Gewöhnlich sind diese Bauten in symmetrischer Ordnung angelegt. Das Hotel in der Mitte und die Cottages im Halbkreis oder sonstigen einigermaßen symmetrischen Linien. In den Warm Springs aber liegen Häuschen und Gärtchen in anmuthiger Unordnung, wie hingeworfen da.

Das Ende des Juni ist erst der allerfrüheste Anfang der Virginischen „Saison." Wie unerträglich heiß es auch zu Hause schon sein mag, die Virginischen Pflanzer warten mit der Badereise, bis sie ihre Aerndte herein haben. Auch wünschen sie vor Allem den September und den Anfang des October vom Hause abwesend zu sein, denn das sind die eigentlichen ungesunden Monate in den mittelsüdlichen Staaten. Wer demnach nicht den ganzen Sommer vom Hause weg sein will, hütet sich, vor Anfang oder Mitte August nach den Bädern zu gehen. Zu dieser Zeit ist es in den Heilquellen der Alleghanis so kühl, daß am Morgen ein Feuer willkommen ist und am Abend die Jugend sich gern durch Tanzen erwärmt. Das Hotel ist eigentlich nur für bewegliche Gäste. Die Cottages werden im Lauf der Zeit von Familien eingenommen, die mit Kindern und Dienstleuten kommen, doch stehen sie auch dem Einzelnen offen. In unserem Warmbrunnen war noch Alles im Werden, doch wußte man auch die geringe Zahl schon hier befindlicher Gäste comfortabel zu machen. Der Tisch war einfach aber Alles gut und schmackhaft bereitet. Besonders fiel uns eine Trefflichkeit und Mannigfaltigkeit des Waizenbrodes auf, die wir nachher in allen Quellorten und Gasthäusern Virginiens in höherem oder geringerem Grade wiederfanden. Zum Frühstück wird es unausgesetzt warm auf den Tisch gebracht. Im Allgemeinen sind die Mahlzeiten einfacher und der Tisch ist weniger überladen, als in den nördlichen Staaten. Die ganze Einrichtung hat sich mehr national erhalten, als im Norden, wo der Einfluß europäischer, namentlich continentaler Sitten seit einigen zwanzig Jahren große Umwälzungen hervorgebracht hat. So z. B. wird hier nur selten Suppe gereicht, die jetzt im Norden die gewöhnliche Vorkost bildet. Servietten, die dort auf keinem ordentlichen Tische mehr fehlen, waren selbst in den White Sulphur Springs, wo bei dürftiger Küche und ärmlicher Einrichtung doch eine bedeutende Prätension herrscht, nicht zu finden. Das viel verrufene überhastige Essen und die unappetitliche und überstürzende Art des Servirens, die die heterogensten Dinge auf Einem Teller mischt und für jeden Einzelnen den zweiten Cursus auf den ersten folgen läßt, ehe dieser noch abgeräumt, — alle diese Sünden gegen die culinarischen und coenarischen Grazien, welche von europäischen Reisenden, besonders englischen, diesen Hauptanbetern des Decorums, oft so scharf an den Amerikanern gerügt werden, herrschen an den virginischen öffentlichen Tischen noch in vollem Maße, während im Norden nach und nach diese Steine des Anstoßes hinweggeräumt worden sind, und jetzt schwerlich noch ein unparteiischer Reisender zwischen den Sitten, die er an den Tischen der besseren Gasthäuser bemerkt, und den europäischen einen bedeutenden Unterschied finden kann. Ich gestehe, daß dieser Punkt mir besonders auffiel, denn die Südländer thun sich auf die Anmuth ihrer Sitten im Vergleich mit denen der Nordländer unendlich viel zu Gute und sehen in dieser Hinsicht auf jene herab, wie der Edelmann auf den Bauer und Krämer. Sie sind die Cavaliere, jene die Gewerksleute. Ich glaube gern, daß im Privatleben, namentlich bei den gebildeten Classen, diese Vorstellung einigen Grund hat. Aber im öffentlichen Verkehr, sei es nun Geschäfts- oder Gasthofleben, ist sicherlich nichts davon zu bemerken.

Das kleine Thal, in welchem die „Warmen Quellen" entspringen, schlängelt sich längs dem westlichen Fuße des nach ihnen genannten Berges hin und wird auf der Ostseite von einem Rücken eingeschlossen, der Backwater mountain genannt wird. Eine geringe Zahl längs dem Thal hingestreuter Häuser bilden eine Dorfschaft, die den nämlichen Namen — Warm Springs — führt. Klein und armselig wie das Dörfchen ist, begreift man kaum, wie es dazu gekommen, der Sitz des Gerichtshofes des Bezirkes Bath, in dem es liegt, zu sein, wie das auf einer Anhöhe dem Hotel gegenüber liegende „Courthouse" und das Gefängniß daneben bezeugen. Ein Farmer, mit dem wir uns auf einem Spaziergang in ein Gespräch einließen, unterrichtete uns, daß der Ort, oder vielmehr ein Theil des Ortes, früher „Germantown" geheißen habe, weil es Deutsche waren, die ihn angelegt. Jetzt sind nur noch schwache Spuren von ihnen zu finden. Die Quellen selbst, in zwei großen, viereckigen Becken gesammelt, sprudeln das schönste klarste Wasser aus, das man sehen kann, von der wohlthätigsten Wärme — 98° Fahrenh. (etwa 29° Reaum.) und rastlos in kleinen Wirbeln um den Badenden herumspielend, ihn hebend und tragend, so daß das Baden zu einem der köstlichsten physischen Genüsse wird. Der etwanigen erschlaffenden Wirkung solcher sybaritischen Sensationen entgegenzuwirken, ist gleich neben dem Herrenbad ein Becken kalten Quellwassers angebracht, in das sich die Bader, ehe sie sich trocken reiben und bürsten lassen, stürzen. Die Frauen werden mit der Anmuthung eines solchen Heroismus verschont.

Die „Warmen Quellen" sind besonders in Fällen von Rheumatismus und Gicht heilsam, doch dienen sie auch sonst noch gegen allerlei

Uebel. Es knüpft sich eine indianische Sage an sie, unbedeutend wie beinahe alle indianische Sagen. Ein junger Apalache war als Deputirter seines Volks auf dem Wege zur allgemeinen Versammlung beim Berathungsfeuer. Von der langen Reise ermüdet und mannigfachen Anstrengungen entkräftet, glaubte er mit bitterem Schmerz schon die Hoffnung aufgeben zu müssen, zur gesetzten Stunde sein Ziel zu erreichen und für seine Nation die Palme der Beredtsamkeit und des dadurch erlangten Einflusses davon zu tragen. Da kommt er unversehens in dieses Thal und an diese Quelle. Ein Bad darin stärkt ihn auf das Wundersamste. Mit neuen Kräften gerüstet erreicht er sein Ziel und strömt von neuem, erfrischtem Lebensathem beseelt solche eloquente Weisheit aus, daß er für die Seinen den glänzendsten Sieg erringt. Seitdem hieß dies Gewässer unter den Indianern „die Quelle der Kraft."

Der farbige Mann (wer hier die Neger mit einiger Höflichkeit behandeln will, nennt sie nicht Negros, geschweige Niggers, sondern Coloured people, farbige Leute), der mit uns gekommen, blieb hier als Bediente, während die Weiber nach den weißen Schwefelquellen weitergingen. Ueberhaupt bestand die ganze Dienerschaft, mit Ausnahme derjenigen Leute, die der Wirth zur persönlichen Bedienung seiner Familie hielt, aus gemietheten Sclaven. Die großen Pflanzerfamilien machen ein förmliches Geschäft daraus, eine gewandte Dienerschaft für alle anderen Sclavenstaaten aufzuziehen; ihre eigene Heerde, Tafeln und Stallungen werden von einem anwachsenden Geschlecht umschwärmt, das helfend lernt, und wenn es anfängt etwas werth zu werden nach den nördlicheren Gegenden der Sclavenstaaten, namentlich den Städten und Bädern vermiethet, oder nach dem Süden verkauft wird. Eine Mutter mit drei Kindern, die nach dem Südwesten verkauft war, kam mit ihrem neuen Herrn eben hier durch. Sie sah düster apathisch aus; im Allgemeinen gehen sie mit großem Widerwillen nach dem Süden und Westen, wo bei den roheren Zuständen ihrer eine härtere Behandlung wartet. Die Kinder aber, wollköpfige, runde, hübsch gebaute kleine Geschöpfe, blickten ganz schalkhaft den Fremden an und gingen unbekümmert ihrem Schicksal entgegen. Die Menge der Negerkinder, von denen jedes Farmhaus gleichsam überfluthet und die hier mit blitzend schwarzen Augen und blendend weißen Zähnen zwischen dem wulstigen Lippenpaar lachend aus den Büschen hervorsehen, dort in affenartigen Sprüngen und Ueberkugeln ihr physisches Wohlleben auslassen, bilden eine gar hübsche Staffage der virginischen Landschaft. Bei den wenigen Sclaven, die verhältnißmäßig in diesem Landestheile gehalten werden, muß man von den vielen Kindern, die man überall sieht, auf eine Fruchtbarkeit schließen, welche wenig Grund für die Hoffnung der Sclavereifeinde, die zugleich Abolitionistenfeinde sind, zu geben scheint; nämlich, daß die Sclaverei, wenn nur in ihrer Ausdehnung gehemmt, endlich von selbst aussterben müsse. Indessen bringen auch gemiethete Sclavinnen zuweilen ihre Kinder mit. Eins der Weiber in unserer Kutsche hatte ein „baby", das in der That sich als der liebenswürdigste unter unseren vier Reisegefährten auswies, denn es schlief fast die ganze Zeit und bezeigte, wenn es dann und wann aufwachte, seinen Hunger in so melodischen, sanften Tönen, wie sie nur ein Negerbaby vorbringen kann; denn ein weiches musikalisches Organ ist diesem von der Natur sonst so stiefmütterlich behandelten Geschlecht fast ganz allgemein eigen. Auf meine Aufforderung, doch das weinende achtmonatliche Geschöpfchen durch Nähren zu beruhigen, hört' ich, es sei längst entwöhnt, es esse nichts als Fleisch. Ob es dazu wirklich schon mit Zähnen versehen war, konnt' ich in der Dunkelheit nicht sehen.

Daß in diesem Theile von Virginien die Sclaven im Ganzen ziemlich gut behandelt, d. h. wohl genährt und nicht mit übermäßiger Arbeit überhäuft werden, kann keine Frage sein. Das Entkommen von hier ist verhältnißmäßig leicht und die öffentliche Meinung wach. Virginien ist und bleibt zwar die große Brutanstalt der Sclaverei, aus welcher die Zuckerpflanzungen Louisianas und die Baumwollenfelder Arkansas, sowie überhaupt der ganze Süden versehen werden, allein sie in ganzen Heerden, an einander gefesselt und mit Ketten an den Händen transportiren zu sehen, wie Featherstone Hangh sie 300 an der Zahl vor zwanzig Jahren am New River traf, möchte doch wohl jetzt eine Seltenheit sein. Trotzdem ist aber das unglückliche Negergeschlecht in der öffentlichen Schätzung auch nicht um ein Haar breit vorwärts geschritten, ja alle etwanigen Vortheile des Unterrichts und der Aufklärung werden ihnen noch viel strenger und systematischer entzogen, als früher. Die Regierung von Südcarolina verbot zwar schon im Jahre 1740, die Sclaven lesen und schreiben zu lehren. Ich weiß nicht genau, ob die anderen Sclavenstaaten dem Beispiel folgten; gewiß aber ist es, daß, wenn es in Virginien und Georgien so ein Gesetz gab, es nach und nach einschlief. Als aber die Legislaturen aller Staaten vor einigen zwanzig Jahren durch die Bewegungen der Zeit mißtrauisch gemacht, von Neuem ein solches barbarisches Gesetz erließen, gab es viele christliche Frauen, die in der Ueberzeugung, daß wir Gott mehr gehorchen sollen, als den Menschen, diesem Gesetze Trotz boten und nicht allein fortfuhren, ihre Sclaven zu unterrichten, sondern sogar heimlich förmliche Schulen hielten. Aber alles dies edlere Streben ist nach und nach gehemmt und gehindert worden und

die geistige und sittliche Nacht, in der das unselige Geschlecht aufwächst, ist furchtbar. Nichts kann demnach mehr ein Gefühl empören, als die Sclaverei mit christlichen Argumenten vertheidigen zu hören, wie dies leider nur zu oft hier der Fall ist!

Zwei Tage hatten wir in diesem lieblichen Aufenthalt geruht. Wirklich gab der Tag mehr Ruhe als die Nacht, denn die nächtliche Ankunft und die überfrühe Abfahrt der Kutschen verursachte einen beständigen Lärm und ließ auch den besten Schläfer im Hotel wenigstens keine Ruhe finden; während freilich die Badegäste in den kleineren Häusern nichts davon merkten. Am Abend des zweiten Tages kam die Stage, — während man in England sich vernünftigerweise mit dem letzteren Theil des Wortes begnügt und schlechtweg Coach sagt, haben die Amerikaner widersinnig genug sich des ersteren bemächtigt und sagen ohne Weiteres: Stage, — kam also die Stage so spät an, daß es vielmehr der Morgen des Dritten geworden war. Man wollte gleich weiter und dem erschöpften Reisenden kaum Zeit zum Abendbrod, geschweige eine Stunde zum Ausruhen gönnen. Einiges Murren entstand. Ein Seeofficier aus Alexandrien sprach laut von einem System der Betrügerei, das beim Reisen in Virginien herrsche. Allein es half Nichts. Wer mit wollte, mußte sich fügen. Auf diesem Wege, wo es keine Competition von Landkutschen, sondern nur die Eine Linie gibt, sind die Stagedriver Herren. Die Vollendung der Eisenbahn von Staunton nach den Weißen Schwefelquellen, die eben im Bau aber nur bis Goschen fertig war, wird daher von dem Virginischen Publicum als eine Wohlthat begrüßt werden.

Uns ward versichert, es sei kein Platz für uns. Alles sei besetzt, wir müßten eine Extrakutsche nehmen; d. h. vier sollten für neun bezahlen. Denn nur wenn für die neun Plätze der Stage bezahlt wird, werden Extrakutschen geliefert. Als R. aber, der schon in Staunton das Fahrgeld für die ganze Reise bezahlt und zwar mit der Bedingung, unterwegs verweilen zu dürfen, diese Zumuthung entschieden ablehnte, fand sich dennoch Platz. Wir stiegen ein und befanden uns bald auf einer guten Fahrstraße dem Thale entlang, auf dem Wege nach den berühmten „White Sulphur Springs."

Von der westlichen Flanke des stattlichen Warmenquellenberges laufen zahlreiche Spuren aus, die sich meist bald zu paralleler Richtung mit dem Stammberg wenden und eine Kette grüner, kleiner Thäler bilden. Kein Mensch kann noch sagen, welche unendliche Fülle hygäischer Kraft diese Berge und Schluchten in sich fassen. Fünf Meilen von den Warmen Quellen hielten wir vor einer anderen Badeanstalt, als die der „Heißen Quellen" (Hot Springs) berühmt. Die Gebäude sind von ähnlicher Art, wie die oben beschriebenen; aber weniger umfassend und für eine geringere Zahl Besucher eingerichtet. Auch ist die Lage weniger ansprechend. In medicinischer Hinsicht aber soll dieser Gesundbrunnen von besonderem Interesse sein. Gegen zwanzig kleine Quellen, deren Temperatur zwischen 100° und 106° Fahrenh. (33° Reaum.) wechselt, stürzen aus der Bergseite hervor. Die Nähe anderer lauwarmer Quellen macht es möglich, die Bäder durch Mischung zu den verschiedensten Graden zu temperiren. In Gicht, chronischen Rheumatismen und Leberkrankheiten sollen diese Quellen oft die gründlichste Heilung bewirkt haben.

Von besonderer Wichtigkeit, theils als Schooß einer bedeutenden Heilquelle, theils durch seine wunderbar schöne Natur ist das südlichste der beschriebenen Thäler, das von dem köstlichen Wasserfall an seinem südlichen Ende Falling Spring Valley, etwa Quellenfallthal, genannt wird. Es ist eng und kaum zwei Wegestunden lang aber fruchtbar und wohl angebaut. An seiner Ostseite läuft der Warmequellenberg entlang; längs seiner Westseite der Valley mountain, Thalberg, der von jenem sich herausbiegt und dann in gleicher Richtung sich hinzieht. Die drei mäßig warmen Quellen, die in diesem Thale dicht neben einander entspringen, heißen, obwohl sie alle drei von verschiedenem Charakter sein sollen, par excellence die Healing Springs, Heilquellen. Ihre Natur ist, so viel ich weiß, noch nicht genügend ergründet worden. Obwohl schon lange bekannt, ist doch ihre Wichtigkeit erst seit Kurzem ganz erwogen worden und erst seitdem sind Anstalten gemacht, hier einer bedeutenden Anzahl von Badegästen das nöthige Unterkommen und die Bequemlichkeiten zu verschaffen, an welche die Neuzeit die Gesellschaft gewöhnt hat. Noch vor sieben Jahren ward das Grundstück, auf dem sich die „Heilquellen" befinden, für einige hundert Dollar verkauft; vor zwei wurden dem Besitzer vergebens 50,000 dafür geboten.

Im Norden dieses verborgenen Thales arbeitet sich in einer wilden Schlucht und zahllose Fälle und Stürze bildend ein kühner Bach herunter, der der Cederbreek genannt wird; und während die Heilquellen sich zu einem kleinen Strom vereinigen und sich durch eine Spalte des obengenannten Thalbergs ihre Bahn brechen, wühlt sich auch dieser nicht weit davon eine zerrissen wilde Kluft mit wandsteilen Seiten in denselben, vereinigt sich mit jenen am östlichen Fuße des Berges und eilt in westlicher Strömung dem Jacksonfluß zu, über den die große Straße von Richmond nach den White Sulphur Springs läuft, auf welcher letzteren wir uns jetzt befanden. Aus dem Jacksonfluß wird, nachdem einige andere sich mit ihm ver-

einigt, der große Jamesfluß. Nichts kann romantisch-wilder sein, als die Gegend um uns her. In einer Ortschaft, aus wenigen Häusern bestehend, die nach dem Jacksonfluß, an dem sie liegt, benannt wird, nahmen wir unser Frühstück ein. Der Seeofficier aus Alexandrien stieg mit seiner Familie hier aus; er wollte hier einige Wochen der Erholung zubringen und versprach sich besonders vom Fischen und Jagen Vergnügen, denn die Bäche sind voller Forellen und die Wälder voller Fasanen und Rebhühner. Die Lage des Hauses war einladend genug. Doch schreckt ein gewisser Mangel an Sauberkeit einigermaßen von ländlichen Wirthshäusern dieser Gegend zurück. Nur der Tisch ist fast ohne Ausnahme reichlich und schmackhaft besetzt.

Auf gutem Wege durch die herrlichste Wald- und Berggegend weiter fahrend, kamen wir zu Callaghouse, einem hier weit und breit bekannten Wirthshaus, wo die Straße einen scharfen Ellbogen macht und geradezu nach Westen führt. Wir hatten nun noch sechszehn (engl.) Meilen zu fahren und zwar über den großen Rücken, der speciell den Namen des Alleghani führt. So kamen wir gegen drei Uhr nach den weißen Schwefelquellen. Es hatte uns demnach mit Einschluß des Frühstücks eilf Stunden gekostet, die vierzig englischen Meilen zurückzulegen.

Die Ortschaft der weißen Schwefelquellen bildet ungefähr den Mittelpunkt der reichen und mit den üppigsten Reizen der Natur geschmückten Quellenregion Virginiens. Das ganze von den Alleghanis gebildete große westliche Thal, sowie die herrliche vom blauen Rücken und dem Mittelgebirge eingeschlossene Hochebene, die den Namen des großen Thales von Virginien führt, strömen über von Gesundbrunnen aller Art; während im Osten des blauen Rückens diese Arznei der Natur nur höchst sparsam hervorquillt und da, wo sie sich findet, nur von geringer Kraft ist. Am allerverschwenderischsten aber hat die Natur diejenige Gegend ausgestattet, in der wir uns jetzt befanden. Nordöstlich von den weißen Schwefelquellen haben wir der warmen, heißen und heilenden Quellen erwähnt. Westlich begrenzen die blauen (Blue Sulphur Springs) und rothen Schwefelquellen (Red Sulphur Springs) die Heilquellenregion Virginiens. Beide sind den weißen Schwefelquellen nahe verwandt, jedoch mit verschiedenen Beisätzen. Im Süden ändert sich der Charakter der Quellen: wir haben die Süßquelle: (Sweet Springs) und die rothe Süßquelle (Red Sweet Springs) und außerdem einen Salz-Schwefelbrunnen von bedeutender Kraft und besonders schöner Umgebung (Salt Sulphur Springs). Die südlichste aller bekannten Heilquellen Virginiens aber ist die Alleghaniquelle unweit Christianburg. Gegen Osten schließen ein Alaunbrunnen in Rockbridge County und die Augustaquelle, ein paar Stunden von Staunton, den Kreis. Alle drei letztere dienen hauptsächlich der Nachbarschaft, während die obengenannten Heilquellen dieser so reichlich ausgestatteten Gegend Schaaren aus dem fernsten Süden und Südwesten herbeilocken, und die Gebäude sind selten so klein, daß sie nicht zwei bis dreihundert Gäste herbergen können; ja die meisten noch mehr. Die Zahl der Besucher, welche der Norden sendet, ist im Verhältniß nur höchst gering.

Derjenige Brunnenort, in welchem wir uns gegenwärtig befanden — White Sulphur Springs — ist von allen genannten und noch nicht genannten der berühmteste und modischste, und in seinen Gebäuden können mehr-als 1500 Menschen Platz finden. Sie bilden um die Heilquellen umher ein großes längliches Viereck und eine förmliche Ortschaft, die in einem der schönsten, blühendsten Becken das man sehen kann ruhend, ein gar anmuthiges Gemälde gewährt. Im Westen schließen dies Becken die Greenbriarberge ein, die zu den allerwestlichsten Zweigen der Alleghanis gehören; im Süden der Kate Mountain, so nach einer heroischen Frau genannt, die gegen die Indianer gekämpft. Im Norden und Nordosten aber ist es von dem eigentlichen Alleghani eingeschlossen, von dem die Quelle etwas über eine deutsche Meile entfernt liegt. Der ungeheure Rücken steigt mächtig auf und scheint viel näher zu sein. Die Temperatur dieses gegen 2000 Fuß über der Meeresfläche liegenden Beckens ist auch im heißesten Sommerwetter kühl ohne kalt zu sein und noch im Spätherbst, von den Bergwänden geschützt, von angenehmer Milde. Ganz unabhängig von der Wirkung des Wassers dient die bloße balsamische Luft dieses gesegneten Ortes dem Kranken zur Stärkung und Unzählige kommen bloß hierher, diese Luft einzuathmen und dieses Klimas sich zu freuen.

Annehmlichkeit und Beständigkeit des Wetters ist auch in der That hier doppelt wünschenswerth. Denn es giebt hier nicht, wie in den übrigen Ländern, ein großes Hotel oder Brunnenhaus, in denen wenigstens die Kranken einen Zusammenhang mit Küche und Eßzimmer finden könnten. Speisesaal, Ballsaal, einige hübsch möblirte Conversationszimmer, Wirthschaft — alles ist unter verschiedenen Dächern, in dürftigen alten Holzgebäuden. Alle haben äußerlich ein armseliges, unschönes Aussehn, und mit Ausnahme der nur zu kleinen Conversationszimmer, innerlich kaum ein besseres. Die Logierzimmer aber sind sämmtlich in gar seltsamen, niedrigen, langgestreckten Gebäuden befindlich, die sämmtlich ein unregelmäßiges langes Viereck mit einigen Ausläufern bilden. Sie sind mit wenigen Ausnahmen, einstöckig und vorn mit langen, bedeckten

Gallerien oder Porticos versehen, die eine Reihe dieser Schlafzimmer miteinander verbinden, während sie innen von einander geschieden sind, so daß nur zwei, ein Vorder- und ein Hinterzimmer zusammenhängen. Von der Gallerie führen Stufen herab in die gemeinschaftliche Gartenstraße. Das Mobilar ist nur gerade das allernothdürftigste.

Diese Zimmer oder Häuserreihen, deren es, glaub' ich, zwölf giebt, haben jede ihren besonderen Namen, als Virginia Row, Louisiana Row, Georgia Row, Spring Row u. s. w. Wir konnten uns glücklich preisen, denn wir wurden in Paradise Row einquartirt. E. aber ward nach Alabama Row verwiesen, die man, weil sie eine der ältesten, und wie ihr Pathe, der Staat, eine der rohesten ist, noch immer gut genug für junge Herren hält. Denn in Amerika nehmen männliche Reisende eigentlich mit Allem vorlieb, und alles Feinere, Bessere wird nur für die Damen aufgehoben und was mit ihnen zusammenhängt. Es gibt auch ein eigenes, ohne Zweifel sehr vernachlässigtes Haus, das Bachelors Row heißt. E. fand schon einen Zimmerbewohner, den er sich, da er ein wohlerzogener junger Mann war, auch für ein Paar Tage gefallen ließ.

Der ganze Baustyl dieser Structuren ist ärmlich, kleinlich und entschieden unschön. Eine Ausnahme machen allenfalls Baltimore und Colonade Row nebst einigen Abtheilungen von dem sonst sehr veralteten Virginia Row, die besser gebaut und mehr als Familienwohnungen eingerichtet sind. Sie sind Privateigenthum reicher virginischer Familien, die den Sommer hier zubringen; wenigstens haben sie ein gewisses Anrecht daran und nur wenn sie dies aufgeben, dürfen sie vermiethet werden. Sie sind natürlich auch besser möblirt, und mitunter groß genug für Dienerschaft und Haushalt. Trotz den gerügten Fehlern aber macht das Ganze des Ortes doch einen hübschen Effect. Die Gallerien gewähren einen angenehmen, und da ein Jeder seine eigene Treppe hat, ganz ungestörten Sitz; und Alles ist so grün und so freundlich, so mit Rasenplätzen, Bäumen und Büschen durchschossen, daß man das Bildchen, über das ein so köstlich blauer Himmel sich wölbt, man mag es ansehn von welcher Seite man will, gar gern überschaut.

Hier strömt nun die schöne Welt des Südens alljährlich zusammen und amüsirt sich. Womit? ist schwer zu sagen; von dem was dem Weltling nach den europäischen Bädern und allenfalls nach Saratoga und Newport, die etwas mehr europäisirt sind, zieht — der lebhafte Weltverkehr, das Herbeiströmen aus allen Hemisphären, glänzende Bälle, Theater, Concerte, von dem ist, außer leider von Spieltischen — nichts hier zu finden. Noch weniger für den Epicuräer eine gute Tafel. Die Bewirthung ist notorisch schlecht; ja, im August und September, wenn sich Alles hierherdrängt, und die anderen Badeorte sich in diesen ausleeren, weil Alles da sein will, wo die Anderen sind und da, wo es recht voll ist; wenn am Abend in den Salons Feldbetten aufgeschlagen werden, die man des Morgens in aller Eile wieder wegräumt und auf den Vorsälen wandhoch die Koffer der zimmerlosen Badegäste stehen, dann ist der Tisch so besetzt, oder vielmehr so unbesetzt, daß kaum der Dritte satt wird. Womit also amüsirt man sich? — Die Damen zum Theil mit Putzen; denn auch hier wird dreimal am Tage Toilette gemacht; die Herren mit lässigem Herumschlendern, mit Rauchen, unter schattigen Bäumen auf dem Rasen sitzend, Zeitungen lesend und was alles zum dolce far niente gehört. Dazu schallt beständig Musik unter den Bäumen hervor, denn dort sitzen zwei bis drei Mal am Tage die Musikanten. Spatzieren gegangen wird wenig; trotzdem, daß ein sehr schöner geebneter Gang auf den Berg, von dem man eine köstliche Aussicht hat, dazu auffordert. Der Südländer geht nicht leicht zu Fuß, wenn er nicht muß; noch weniger die Südländerin. Dafür aber wird viel gefahren und geritten, und die wunderbar schöne Scenerie überall ladet auf das Dringendste dazu ein. Dann giebt es außer den unseligen Spieltischen eine Kegelbahn, die hier von beiden Geschlechtern benutzt wird, einen Billardtisch. Außerdem wird Abends getanzt, meist nur im „hop" — so heißen die ceremonieloſen Bälle; von Zeit zu Zeit mit größerer Förmlichkeit; es wird ferner coquettirt und der Hof gemacht. So geht die Zeit hin.

Wie beliebt aber dieser Badeaufenthalt auch seit zwanzig bis dreißig Jahren geworden, die Anerkennung seiner Heilkraft ist historisch ziemlich neu und bedeutend jünger als die von den Warm-, Salz- und Süßbrunnen der Nachbarschaft. Schon als noch die Indianer ausschließlich hier hausten, soll zwar ein kleiner Sumpf dicht an der Quelle für Wild und Buffalos ein besonders beliebter sogenannter „lick" gewesen sein, und die Shawanesen, die hier ihr hauptsächlichstes Jagdrevier hatten, kannten die medicinische Kraft des Wassers und sollen noch oft, nachdem der Stamm schon gezwungen über den Ohio gegangen, ihre rheumatischen Kranken hierhergeschickt haben. Aber der erste bekannte Fall, daß es von Weißen gebraucht wurde, kommt erst im Jahre 1778 vor. Eine schwer von Gicht leidende Frau, die Gattin eines der ersten Ansiedler, Namens Anderson, ward von ihrem zehn bis zwölf Meilen weiten Wohnort in einer Sänfte hierhergetragen; ein Zelt für sie aufgeschlagen und ein großer Baum umgehauen und zur Badewanne ausgehöhlt. Ihre gründliche Heilung zog Andere hierher. Sechs bis sieben Jahre später wurden statt der Zelte

Baumstammhütten errichtet, bis endlich im Jahre 1818 von dem jetzigen Besitzer regelmäßige, anfänglich noch höchst bescheidene Bauten aufgeführt wurden. Das Wasser wird jetzt nicht viel zum Baden benutzt; fast ausschließlich zum Trinken.

Ein merkwürdiger Umstand darf nicht unerwähnt bleiben. Das Grundstück auf dem die weiße Schwefelquelle sich befindet, ward gleich bei der ersten Colonisation des großen westlichen Thales in den sechziger oder siebziger Jahren einem Ansiedler, Namens Carpenter, zugeschrieben und ist seitdem nie verkauft worden, sondern durch Erbschaft auf den jetzigen Besitzer, einen Abkömmling jenes Carpenter gekommen. Ein gewiß seltener Fall in diesem Lande des Wechsels; selbst in Virginien, obwohl er der stetigste aller Vereinigten Staaten ist, geschieht es nicht leicht, daß ein Grundstück gegen hundert Jahre in ein und derselben Familie bleibt.

Der vierte Juli, der größte Festtag des Jahres, den der Norden kennt, ging hier ohne die geringste Feier vorüber. Kein Toast ward bei Tisch ausgebracht, keine Rakete erleuchtete der erzwungenen Freiheit zu Ehren die Nacht. War dies der jetzigen unglücklichen, politischen Stimmung zuzuschreiben, die in frevelndem Uebermuth mit einem Zerfallen der Union droht? oder was war es? Von dem Mittagsessen ward uns zwar bemerkt, daß es ein wenig festlicher eingerichtet sei, als gewöhnlich. Allein ziemlich armselig mit einiger modischen Affectation wie es war, konnten wir dadurch nur auf den äußerst dürftigen Styl schließen, mit dem gewöhnlich die Badegäste für ihre zwei Dollars den Tag abgespeist werden.

Aber die herrliche, üppige Natur, in der der Reisende sich hier bewegt, deckt mehr als genügend alle diese Mängel zu. Nichts kann schöner sein, als das Land, durch das wir nach zweitägigem Verweilen weiter fuhren. Den ganzen Weg entlang Berge und hier und da ein Blick in ein lachendes Thal; überall die schönste Waldung von gemischtem Laub- und Nadelholz, oft licht und klar ohne alles Untergestrüpp, zahllose rauschende Bäche über den Weg stürzend, durch welche die Pferde oft bis an den Bauch ins Wasser mußten, denn Brücken giebt es, außer über große Flüsse, in ganz Virginien nicht. Und in so zahllosen Windungen schlängeln sich die Bäche, daß wir auf diesem Wege von der weißen Schwefelquelle nach den rothen süßen, eine Strecke von höchstens viertehalb deutschen Meilen, über 26 solcher Gewässer weg mußten. Nicht weit ab vom Wege ist ein Baumstamm über den Strom geworfen, der dem Fußgänger als Brücke dient. Auf solche primitive Weise wird in Virginien so manchem Bedürfniß abgeholfen, in der Häuslichkeit wie im öffentlichen Leben. Mehrere nordwestliche Staaten, die nicht den vierten, ja nicht den zehnten Theil der Zeit wie Virginien von Weißen bevölkert und angebaut sind, wie z. B. Ohio, Michigan, ja Illinois und Wisconsin haben in ihren Culturzuständen in vieler Hinsicht „das alte Gebiet“ schon weit überholt. So schwer drücken die Ketten der Sclaverei alle Entwicklung nieder; so unvermeidlich hemmen sie den freien Athemzug, so des Herren wie des Knechtes. Und ist es möglich, daß hier, wo die Erfahrungslehre in dem Zurückbleiben der Sclavenstaaten hinter den freien Staaten in allen Verhältnissen der Civilisation so scharf und deutlich hervortritt, dennoch die Sclaverei noch ihre Vertheidiger finden kann?

Wir hielten zum Frühstück bei einem einzeln stehenden Wirthshaus an, das von Colonel Crow gehalten ward. Denn ohne einen militairischen Titel, oder wenigstens einen Titel überhaupt kann sich Keiner in Virginien sehen lassen. Die Gastwirthe waren sämmtlich Majore oder Obersten. In der höhern Gesellschaft giebt es Generale und „Judges“ zu Dutzenden. Unser alter Oberst Crow, der mit seiner Gattin ein ganz neuengländisch aussehendes Ehepaar bildete, so steif, trocken und zurückgezogen war ihre Haltung, bewirthete uns mit einem vortrefflichen Frühstück, das uns nach der herrlichen Fahrt überaus gut mundete. Um uns herum lachte die reizendste Landschaft und die ganze kleine Farm unseres Wirthes war die lieblichste Idylle. Auch hier war einmal wieder ein Beispiel von virginischer Stetigkeit! Unser Wirth, der bereits sein siebzigstes Jahr hinter sich hatte, war auf dieser Farm geboren und hatte sein ganzes Leben hier zugebracht; seine ehrwürdige Alte auch war eine Nachbarstochter und in ziemlich gleichem Falle; und ihr Vater hatte zu den früheften Ansiedlern gehört, die vor beinahe hundert Jahren nicht ohne blutige Kämpfe den Ueberrest der Indianer von hier verdrängten. Gegen anderthalb Jahrhunderte waren die Engländer bereits in Virginien ansässig, ehe sie es unternahmen, über den von den früheren Historikern als eine furchtbare Waldmauer beschriebenen blauen Gebirgsrücken zu steigen und manches Jahr mußte noch vergehen, ehe dies fruchtbare Erdreich jenseits den friedlichen Ansiedler hinüber lockte.

Einige Meilen von diesem lieblichen Fleckchen Erde tritt der Weg in ein anmuthiges kleines Thal, dessen südliche Wand der hohe Süßquellenberg (Sweet Spring Mountain) bildet, während im Norden einer der Zweige des großen Alleghanirückens es einschließt. Dieses Thal, das höchstens zwei Stunden lang ist und überschläglich kaum eine Viertelstunde breit, birgt in seinem Schooße zwei beliebte Badeorte: die rothe Süßquelle (Red Sweet Springs) und die Süßquelle (Sweet Springs). An ersterem

Orte hatten wir beſchloſſen, einige Tage zu verweilen. Die letztere, kaum eine halbe Stunde weiter, wo das Thal ſich zu öffnen anfängt, beſuchten wir von dort aus. Es iſt dieſe letztgenannte Quelle die allerälteſte hier entdeckte und benutzte. Ihre Heilkraft ward im Jahre 1764 erprobt und zehn Jahre ſpäter analyſirt und mehrfach gebraucht. Jetzt eben war der Eigenthümer in voller Arbeit, den anſehnlichen Gebäuden, die ſchon ſeit einigen Jahren zur Aufnahme der Badegäſte bereit ſtanden, noch mehrere neue zuzufügen, und zwar ward alles im beſten, ſolideſten Styl von Backſteinen aufgeführt, und die ſogenannten Cottages, die ſtattlichen Wohnhäuſern glichen, und eine Einrichtung für mehrere Familien hatten, waren auf das zierlichſte möblirt. Das mächtige, mit allen möglichen Bequemlichkeiten verſehene Badehaus hatte in einer ſeltſamen Caprice die Form einer großen Capelle erhalten. Dazwiſchen ſtanden nur noch einige der armſeligen alten Gebäude, die dem Bedürfniß der Zeit gemäß zu verſchiedenen Perioden hier errichtet waren, was einen gar ſeltſamen Contraſt bildete. Die Abſicht des Beſitzers aber iſt, ſie ſämmtlich niederzureißen und bloß als memento der fortſchreitenden Zeit das kleine Clercs office, ein geringes und geſchmackwidriges Hüttchen, ſtehen zu laſſen. Nach dem, was ſchon geſchehen, zu urtheilen, wird die Bequemlichkeit und Wohnlichkeit dieſer Anſtalt Alles weit hinter ſich laſſen, was in Virginien dieſer Art exiſtirt. Auch die Lage iſt reizend in einer kleinen Bucht in der Bergſeite, von der aus der Boden ſich allmählig erhebt. Ein kleiner Hain von wunderſchönen, uralten Bäumen ſchloß ſich dicht an. Unſer Weg, als wir unſere Reiſe fortſetzten, führte uns von Neuem hierher und vorbei.

Für jetzt gab das viele Bauen und Schäften dieſer ſchönen Stätte ein unwohnliches, ſchmutziges Anſehen, und wir waren daher froh, daß wir ſtatt derſelben den Nachbarort zu einem längern Aufenthalt gewählt. Das Waſſer der rothen Süßquelle war uns als von beſonders ſtärkender Kraft empfohlen worden, und die Anſtalt, die zwiſchen den grünen Bergen friedlich lächelnd wie ein Kind in ſeiner Wiege ruhte, war ganz dazu geſchaffen, zur idylliſchen Ruhe einzuladen. Hinter dem langen, hölzernen, dreiſtöckigen Gebäude, das rings mit Gallerien verſehen war, dehnten ſich blühende Wieſen aus, von denen eben eine zweite oder ſogar dritte Heuerndte einen balſamiſchen Duft verbreitete. Vorn war der einfache Brunnengarten, an deſſen rechter Seite außer einem langen Flügel die Cottages hinliefen. Von der Mitte des Hauſes ging eine Allee junger Bäume nach dem etwa tauſend Schritt weiten Brunnen. Aus der Wand eines Kalkſteinfelſens von geringer Höhe dringen hier dicht neben einander drei Quellen eines laulichen, röthlichen Waſſers hervor, das zum Trinken und Baden dient. Ein längerer Gebrauch dieſes Waſſers ſoll eine ganz wunderbar erfriſchende und ſtärkende Wirkung haben und den Gliedern eine unbeſchreibliche Elaſticität geben, ja ſogar auch auf den Geiſt eine gewiſſe aufregende, champagnerartige Kraft ausüben. Während eines nur dreitägigen Aufenthaltes durften wir uns freilich nicht ſchmeicheln, ſolche außerordentliche Wirkungen an uns ſelbſt zu erfahren.

Die Denkmäler der alten Welt.

Von Ernſt Dorn.

IV. (Schluß.)

er Gedanke der ewigen Erneuerung und Verwandlung in den äußeren Erſcheinungen der Natur iſt das durchgehende Princip der Religionsanſchauung des Volkes der Hindu, welches in den mit ſo überſchwenglicher Fülle der Natur geſegneten Gegenden des Indus und des Ganges ſeit unbeſtimmten Zeiten ſeine Wohnplätze hat. Unter den Urbewohnern jenes Landes müſſen wir uns die Stammväter aller derjenigen Völker denken, welche, ſoweit unſere hiſtoriſche Kenntniß reicht, die Träger der fortſchreitenden Cultur waren. Dieſe Verwandtſchaft wurde hauptſächlich durch die Entdeckung beſtätigt, daß alle Sprachen der indo-germaniſchen Volksſtämme im Sanskrit, der heiligen Sprache des alten Indien, ihre Wurzeln haben. Die Bemühungen, welche darauf verwendet wurden, die Entwicklung der Sprache, dieſes Symbols menſchlichen Geiſtes, zu erforſchen, führten ſeit langer Zeit die Gelehrten zu den Schätzen der indiſchen Literatur, und nachdem der Zweck dieſer Bemühungen ſoweit erreicht, daß der wiſſenſchaftlichen Forſchung theilweiſe Genüge geleiſtet und der Sanskrit entziffert worden war, fand auch die Kunſt in den religiöſen Büchern, den Götter- und Heldenſagen der Indier eine reiche Ausbeute.

Die Hauptwerke der indiſchen Literatur ſind

zuerst die Vedas, in denen ihre ganze Wissenschaft, vermischt mit den Vorschriften der Religion, aufbewahrt ist. An sie schließen sich die heiligen Epen Ramajana und Mahabharata an; dann folgen die dramatischen Gedichte, unter denen besonders die liebliche Sakuntala auch bereits bei uns heimisch geworden ist; und zuletzt ist noch die Thierfabel zu nennen, als deren Urheber eine wahrscheinlich ebenso fabelhafte Person genannt wird wie der Aesop der Griechen.

Diese Dichtungen sind sowohl durch ihr ganz bestimmtes nationales Gepräge wie durch die Innigkeit und Wahrheit der Empfindungen in der Seele ihrer Helden dem Höchsten an die Seite zu stellen, was der dichtende Volksgeist jemals geschaffen hat, und mit Wahrheit sagt ein indischer Vers in Bezug auf die Heldensage Ramajana:

So lang' es Berge geben wird
Und Flüsse auf der Erden Grund,
So lange wird vom Zuge Ram's
Walmiki's Lied nicht untergeh'n.

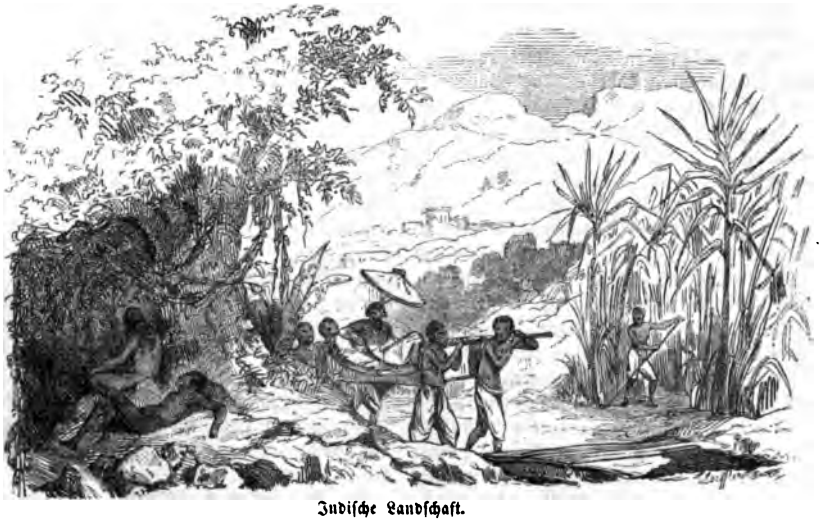
Der Grundzug des indischen Volkscharakters ist eine unendlich aufopfernde Hingebung an die Gesetze der Pflicht, und da die Religion die Gründung einer Familie von jedem Menschen als erste Pflicht fordert, so mußte sich aus dieser Heiligung der häuslichen Verhältnisse die zarteste Achtung vor den Banden der Gatten- und Elternliebe entwickeln. Eine Folge dieser Verhältnisse war unter anderm der bekannte Gebrauch, daß das Weib den geliebten Gatten nicht überleben mochte, was Goethe in seiner Ballade „Der Gott und die Bajadere" so schön apotheosirt hat.

Daß diese Fähigkeit zur Selbstverleugnung eigentlich aus einem vorwiegenden Mangel an persönlicher Energie entsprang, beweist jeder Zug der indischen Ideale. Die indischen Heldensagen, von denen uns eine große Anzahl durch vortreffliche Bearbeitungen und Uebertragungen in neuerer Zeit zugänglich gemacht wurden, sind daher auch besonders in der Schilderung aufopfernder weiblicher Treue oder unwandelbarer Hingebung an die Gesetze der Pflicht, des Standes und der religiösen Anforderungen von großer Bedeutung. Charaktere, die mit gewaltiger Energie ihren eignen Willen zum Gesetz erheben, finden sich indessen dort nirgends.

In der Darlegung lyrischer Empfindungen, oder diesen entsprechend, in Naturschilderungen stehen sie auf einer bewundernswürdigen Höhe und vereinigen darin mit ergreifender Gewalt eine erstaunliche Zartheit. Hauptsächlich sind es die herrlichen Waldgegenden der indischen Gebirge, welche den erzählten Begebenheiten zur anziehenden Scenerie dienen und in denen ein unthätiges, aber vom Gefühl für die Schönheiten der Natur und von reiner Menschenfreude verklärtes Leben sich offenbart.

Einen Beweis dafür, wie entfernt die indische Anschauungsweise von dem Begriff der innern Kraft ist, geben in der bildenden Kunst ihre Darstellungen der Helden, bei denen sie Gesicht und Körperformen mit derselben Zartheit und Rundung wie bei allen übrigen menschlichen Figuren geben, während die Stärke einzig durch eine größere Anzahl von Gliedern angedeutet wird, als liege die Kraft nur in den Mitteln, die ihr zu Gebote stehen.

Wie nun auf der einen Seite der indische Volkscharakter sich in den schönen Zügen der ungetheilten Hingebung, wo der Gegenstand ein solcher ist, dessen Existenz unter gewissen Umständen diese Aufopferung nöthig macht,



Indische Landschaft.

vortheilhaft darstellt, so giebt er sich auf der andern Seite durch die Verläugnung aller materiellen Güter und die asketische Selbsttödtung aus frommer Schwärmerei in seiner Schattenseite zu erkennen, und wie die schönen Sagen von Nal und Damajanti, von Rama und Sita, oder von Savitri die höchsten Tugenden und die vollkommenste Liebe darstellen, so bieten die Berichte von frommen Büßern, die Jahre lang auf der Spitze eines Berges auf einem Fuße stehen, oder mit offenen Augen so lange in die Sonne sehen bis sie blind

Sudra, Krieger und Bramine.

werden, traurige Beispiele maßloser Verirrung des menschlichen Geistes. Im Allgemeinen feiert das Weib seine höchsten Triumphe in der indischen Volksdichtung, während der Mann nur in den seltenen Fällen, wenn er in der Entsagung seine moralische Kraft zeigen kann, Theilnahme erweckt.

Wie bereits bemerkt, war die Umwandlung der äußeren Erscheinung, oder die Wanderung der Seelen in verschiedene Körper ein Hauptgegenstand der indischen Religionslehre, und aus dieser Anschauung lassen sich mancherlei seltsame und auf den ersten Blick unbegreifliche Erscheinungen in den dortigen Lebensverhältnissen erklären. So unter andern die hohe Verehrung gewisser Thiere, die sie als über den Menschen stehend betrachteten und die sie, in ihnen die Seelen ihrer Vorfahren vermuthend, sich zu tödten scheuten; ferner, im Gegensatz hierzu, die Kastensonderung, welche nirgends strenger aufrecht erhalten wurde, als eben in Indien, weil erst nach dem Tode der Uebergang in eine höhere Kaste überhaupt möglich erschien. Das gemeine Volk, die Sudras genannt, bestand aus den Handwerkern und Dienstleuten und war am zahlreichsten. Auf sie folgten die Krieger, und die höchste Kaste bildeten die Braminen, welche die Bewahrer der geistigen Schätze des Volkes waren. Die Könige wurden aus der Kaste der Krieger gewählt.

Auch die Gottheiten der Indier erlitten mancherlei Umwandlungen, in denen sie bald zu eigenen Zwecken, bald zum Wohle der Menschheit verschiedene Fahrten und Abenteuer bestanden.

In den Götterbildern der alten Indier findet sich eine merkwürdige Uebereinstimmung mit den alt-aegyptischen. Selbst der Sphinx findet sich in Indien als Singh wieder, und bildet mit der Schlange und dem Greif ein Attribut des Wischnu. Wahrscheinlich sind die indischen Gottheiten über Aethiopien nach Aegypten eingewandert und von da, je nach den nationalen Eigenthümlichkeiten durch Zusätze verändert, doch mit den Spuren ihres Ursprungs, nach Griechenland gekommen. Während indeß der streng abgeschlossene Sinn der Aegypter, der sich auch in ihren Bauten, gegenüber den phantastischen, überladenen Baudenkmälern der alten Indier darstellt, in ihrer Mythologie einfach die Sinnbilder wirkender und schaffender Kräfte verehrte — die sie zwar noch oft, in Folge der ungeläuterten Vermischung der schaffenden Naturkräfte und der geistigen Fähigkeiten, mit der Darstellung von Thiergestalten vermischten — so war die höchste indische Gottheit Brahm ein Gemisch der beiden in Osiris und Isis gesonderten Bedingun-

Osiris und Isis.

gen, indem er sich selbst befruchtend die Welt gebar. Aus Brahm entstanden später die drei Gottheiten Brama, Wischnu und Schiwa, und diese drei bildeten der Lehre der Braminen nach eine Art Dreieinigkeit. Außer ihnen hat sich dann der Volksglaube noch eine Menge anderer Gottheiten geschaffen. Brama wird meistens mit fünf Köpfen abgebildet,

Brama. Wischnu. Schiwa

deren Bedeutung verschiedenartig erklärt wird. Wischnu ruht gewöhnlich auf der zusammengeringelten Schlange Schecha, deren fünffacher Kopf sich gleich einem Baldachin über seinem Haupte erhebt. Dieser Gott hat der indischen Legende nach bereits neun Verkörperungen durchgemacht. In der siebenten erscheint er als der Held Rama, dessen Geschichte der indische Dichter Walmiki in der Ramajana erzählt. Bei der neunten und letzten Verkörperung erschien er als Buddha, der Stifter des Buddhaismus, einer neueren Religionsform in Indien. Schiwa, das dritte Glied der Trimurti, ist der Gott der Erzeugung, aber auch zugleich der Zerstörung alles Lebenden. Sein Dienst fordert daher sowohl wollüstige als grausame Gebräuche. Er trägt auch den Namen Mahadoe und unter diesem hat ihn Goethe in der bereits erwähnten Ballade eingeführt. Man stellt ihn auf einem Stiere reitend dar, wobei seine Gattin Parwati auf seinem Schooße sitzt. Sein Bild trägt gewöhnlich die verzerrtesten Züge, die sich indische Phantasie ausdenken kann. Die Sage hat ihm eine so große Zärtlichkeit gegen seine Gattin zugesprochen, daß er ihr die Hälfte seines Körpers eingeräumt habe, damit er nie genöthigt sei, sich von ihr zu trennen. Eine bedeutungsvolle Darstellung des Gedankens, daß der höchste Grad egoistisch-leidenschaftlicher Liebe mit der Grausamkeit oft aus einer Quelle entspringt

In den bildenden Künsten herrschte in Indien dieselbe Regellosigkeit und wirre Ueberladung, der wir in der dortigen Poesie begegnen. Wie ihre Helden bald mit Affenschaaren, bald mit Göttern in Streit und Krieg kommen, so zeigen auch ihre Tempel, ihre Bildsäulen und Malereien meist ein sinnverwirrendes Gemisch von Darstellungen, die aus allen Reichen der Natur entnommen und beliebig zusammengefügt oder verändert sind.

Die bemerkenswerthesten und ältesten Ueberreste der indischen Architektur finden sich hauptsächlich an der westlichen Küste und bestehen größtentheils aus Grottenbauten, die theils in Felsen eingehauen sind, theils aus freistehenden Tempeln bestehen. Diese Grotten sind durch viele Säulen geschmückt, deren Capitäle in eigenthümlicher Form gleich einem zusammengedrückten gereiften Wulst erscheinen. Berühmt ist besonders der große Tempel auf der Insel Elefante, nahe bei Bombay. Der Name dieser Insel entstand durch einen daselbst aufgefundenen, aus schwarzem Felsen gehauenen Elephanten von kolossaler Größe. Der in Thonporphyrfelsen eingehauene Tempel zeigt am Eingange das Bild der Trimurti und im Innern verschiedene wohl erhaltene Reliefarbeiten. Die Verhältnisse sind nicht groß, aber in Betracht der Schwierigkeit bewundernswerth. Bei dem Dorfe Ellora in Vorderindien finden sich die berühmtesten und größten Grottentempel in beträchtlicher Anzahl. Sie sind sämmtlich in die Felsen des Ghatgebirges eingehauen und geben in ihren Säulenreihen und Reliefs Zeugnisse der Geschicklichkeit der alten Indier. Kolossale Sphinxe und Elephanten finden sich in großer Anzahl darin. Der Kailasa ist der umfangreichste dieser Tempel und enthält in seinen vielen Seitenhallen und Gallerien eine Unzahl von Bildsäulen und Obelisken. Auch auf der Insel Salsette, ebenfalls nahe bei Bombay, finden sich mehrere Grottenbauten. Diese Tempel waren verschiedenen Gottheiten geweiht; die älteren größtentheils dem Brama, andere dem Buddha und noch andere den untergeordneten Gottheiten und Halbgöttern. Auch Delhi, einst der Sitz indischer Herrscher, zeigt bedeutende

Trümmer aus frühen Zeiten; leider ſind dieſelben jedoch noch wenig durchforſcht.

In allen dieſen Bauwerken begegnet man oft den Gebilden der ausſchweifendſten Phantaſie; namentlich findet häufig ſich die Nachahmung von Pflanzenformen und unter dieſen hauptſächlich die der ſich öffnenden, geheiligten Lotosblume, die man allenthalben an-

Tempel zu Elefante.

gebracht ſieht. Aus der Nachbildung der Lotosblume entſtand auch die Säule, indem der Stengel den geſtreiften Schaft und die geſchloſſene Blüthe den Knauf bildete. Der allgemeine Eindruck der indiſchen Bauten iſt ein phantaſtiſches Gemiſch von majeſtätiſcher Größe und willkürlicher Sonderbarkeit. Da die alten Indier jedoch größtentheils mit dem im Ueberfluß vorhandenen Holz bauten, ſo ſind außer den Grottentempeln wenig Reſte übrig geblieben.

Für Sculptur und Malerei waren die widerſinnigen, vielköpfigen und vielarmigen Götter der freien künſtleriſchen Entfaltung hinderlich. Die vorgefundenen Ueberreſte, meiſt Reliefarbeiten und Wandmalereien, ſind charakteriſtiſch durch die Weichheit der Formen und die Sanftmuth des Ausdrucks der Geſichter.

Außer den Nachbildungen vegetativer Formen findet ſich vielfach die Darſtellung des geheiligten Elephanten, oft freiſtehend in ſeiner ganzen coloſſalen Form, oft verbunden mit Theilen anderer Thierbilder.

Die meiſten Bildniſſe ziert reicher Schmuck aus Edelſteinen. Ketten umſchließen Hals, Arme und Füße, oder figuriren als Roſenkränze in den göttlichen Händen. Der tödtende Gott Schiwa trägt gewöhnlich eine Kette von Todtenſchädeln um den Hals.

Die Religion der Japaneſen hat mit der indiſchen die größte Uebereinſtimmung. Sie theilt ſich in die ältere Form des Gottesdienſtes, den Sintoismus oder die Verehrung der zu Göttern erhobenen Vorfahren der Bewohner von Japan, und in den Buddhaismus, der von Indien über China nach Japan kam. Ein dritter Cultus, der ebenfalls von China nach Japan gedrungen iſt und auf den Grundſätzen des Confucius beruht, iſt der Sjutoo-dienſt, eine Abart des Buddhaismus. An Ueberreſten von Kunſtdenkmälern iſt Japan eben ſo arm, wie China, denn bei beiden Völkern herrſchte von jeher der Verſtand über die Phantaſie, und ſie richteten ihre Sorge mehr auf die

Kirin.

Pflege der materiellen als der geiſtigen Beſtrebungen. Handel und Induſtrie nahmen dort alle Kräfte für ſich in Anſpruch. Die eigentliche jetzige Staatsreligion von China iſt die des Lama, deren Oberhaupt, der Daleilama, in Tübet reſidirt und dort, ſowie von den Mongolen und Tataren als der ſichtbar auf Er-

den verweilende Gott angebetet wird. Dieser Lama steht mit dem Kaiser von China in einem abhängigen Verhältnisse, in Folge dessen er, trotzdem er als Gott die höchsten Ehren genießt, ein trauriges, einsames Kerkerleben führt. Sein Ansehen beruht hauptsächlich auf der Lehre von der Seelenwanderung, indem seine Verehrer die Ansicht hegen, daß alle Lamas von der nämlichen Seele, von der eines Sohnes des Buddha, bewohnt seien. Uebrigens werden in China zahllose Gottheiten außer ihm verehrt. Ein eigenthümlicher Gott der Chinesen und Japaner ist der oben abgebildete Kirin, eine Thiergestalt, die sich durch besondere Häßlichkeit auszeichnet, der ihre Anbeter jedoch die höchste Vernunft und die vortrefflichsten Eigenschaften andichten. Die Reste der großen chinesischen Mauer, die zum Schutze gegen die Einfälle der Hunnen und später der Tataren aufgeführt wurde, sind fast das einzige, was von Denkmälern früherer Zeiten dort vorhanden ist. Die Kunst hat es in China niemals zu einer bemerkenswerthen Stufe gebracht, weil das in steife Formen eingezwängte Leben des Volkes, dessen religiöse Anschauung Himmel und Erde mechanischen Gesetzen unterworfen glaubt, jeden freieren Aufschwung zurückhält. In der Literatur sind die Chinesen reich an geographischen und geschichtlichen Werken, während auch hier die poetischen Erzeugnisse bis auf wenige einen äußerst unbedeutenden Rang einnehmen.

Charakterbilder

osmanischer Sultane.

Von L. Stacke.

III. (Schluß)

Mahomed II. hatte bereits zweimal den Thron bestiegen, um ihn zweimal seinem Vater wieder einräumen zu müssen. Als ihn dessen Tod zum dritten Mal zum Throne berief, hatten Groll und Haß über ein neidisches Geschick, das ihn zweimal vergebens den Reiz der Herrschaft hatte kosten lassen, tiefe Wurzeln in seinem Innern geschlagen und verliehen seinem ganzen Wesen etwas Finsteres und Verschlossenes. Seine erste Regierungshandlung war, daß er seinen einzigen noch lebenden Bruder, einen Knaben im zarten Kindesalter, erdrosseln ließ. Was seine Politik nach außen betrifft, so ging er mit der größten Planmäßigkeit und Ueberlegung zu Werke, und um sich erst im Innern seiner Herrschaft gehörig zu befestigen, beobachtete er Anfangs gegen die Nachbarstaaten und entferntere Feinde ein gutes Vernehmen und bestätigte die bestehenden Verträge. Uebrigens stand Mahomed bei den Mächten des Abendlandes in dem Rufe eines unfähigen Knaben und beschränkten Kopfes, und dieser blinde Wahn trug dazu bei, den Westen Europas über den neuen Herrscher der Osmanen zu beruhigen. Die christlichen Mächte dachten nicht daran, etwas gegen den Feind ihres Glaubens zu unternehmen, da die Meisten mit sich selbst genug zu thun hatten, und Ohnmacht, Gleichgültigkeit und Thatenlosigkeit ließen dem Sultan Zeit, zur Erreichung seines nächsten Zieles, der Vernichtung des byzantinischen Kaiserreichs, die nöthigen Schritte zu thun. Obschon ihn aber der letzte Wille seines Vater aufforderte, diesem Schatten eines römischen Kaiserthums ein möglichst schnelles Ende zu machen, so beschloß er doch, in Folge seiner berechnenden und zuwartenden Politik, vorläufig mit Constantinopel auf gutem Fuße zu leben. Diese Vorsicht und Zurückhaltung galt für Schwäche, aber es fehlte auch nicht an helleren, tiefer blickenden Köpfen, welche für die Zukunft bange Besorgnisse hegten.

Wie nach einer in der antiken Tragödie herrschenden Idee eine feindselige Gottheit jenen Helden den Sinn verblendet, die dem Untergange geweiht sind, so war auch Constantin IX., der letzte Paläologe, mit unseliger Verblendung geschlagen, die ihn das ohnehin drohende Verhängniß über sein Haupt heraufbeschwören ließ.

Am Hofe von Constantinopel lebte Urchan, ein Enkel jenes einst in Adrianopel herrschenden Soliman, für welchen Mahomed ein jährliches Kostgeld bezahlte, wahrscheinlich um diesen dem Sultan gefährlichen Nebenbuhler in Constantinopel zurückzuhalten. Jetzt forderte der byzantinische Kaiser in der entschiedensten Sprache die Verdoppelung dieses Jahrgeldes, mit der Drohung, den osmanischen Prinzen freizulassen, wofern die Forderung nicht bewilligt und das Geld auf der Stelle gezahlt würde. Mahomed wußte seinen Zorn zu beherrschen und versprach bei einer Zusammenkunft in Adrianopel den Wünschen des Kaisers zu willfahren. Diese Zusammenkunft kam, wie sich von selbst versteht, nicht zu Stande, wohl aber begann der Sultan gegen Ende des Jahres 1451 die Anlegung einer bedeutenden Festung auf dem europäischen Ufer des Bosporus dicht bei Constantinopel, um die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere zu sperren und den Uebergang eines Heeres aus Asien nach Europa zu erleichtern. Ueber diesen Bau mußte es zu feindlichen Erklärungen zwischen Kaiser und Sultan kommen, die bald in offene Thätlichkeiten ausbrachen, als ein Haufen Byzantiner die türkischen Werkleute am Bau hindern wollten. Dieser Versuch machte die Sache noch schlimmer, denn nun ließ der Sultan die Besitzungen der

Byzantiner außerhalb der Ringmauer der Stadt verheeren und die in Blüthe stehenden Felder von seinem Zugvieh abweiden. Als unter solchen Händeln das Küstenschloß binnen drei Monaten zur Vollendung gediehen war, blieb dem Kaiser Constantin nichts übrig, als nun auch seine Hauptstadt, so gut als möglich, in Vertheidigungszustand zu setzen.

Wir können nicht umhin, auf die Geschichte dieser Belagerung, welche sowohl durch ihre weltgeschichtliche Bedeutung, als durch die colossalen Anstalten der Türken so denkwürdig geworden ist, näher einzugehen, da gerade diese Belagerung nicht nur den Herrscher, welcher an der Spitze der Bewegungen steht, sondern auch das Volk charakterisirt, das als Werkzeug zu ihrer Ausführung dient. Nicht weniger kennzeichnet die Geschichte dieser Belagerung auch jenen letzten Paläologen, der nach einer langen Reihe von schwachen Vorgängern noch am Ende der Existenz seines Reiches eine Fülle des Muthes, der Entschlossenheit und der Ausdauer entwickelte.

Sultan Mahomed begann im September 1452 die Umlagerung der Stadt. Er selbst war die Seele der ganzen Unternehmung, die Begierde, sein Ziel zu erreichen, raubte ihm alle Ruhe; schlaflos wälzte er sich auf seinem Lager umher, sein Geist fand keine Rast, sein Auge keinen Schlaf. Für Alles sorgte er selbst; er entwarf mit eigener Hand die Angriffspläne auf die verschiedenen Festungswerke von Constantinopel und entwickelte dabei eine Energie und Willensstärke, welche Bewunderung verdient. Ein ungarscher Stückgießer, der wegen schlechter Besoldung aus griechischen in osmanische Dienste übergetreten war, goß dem Sultan ein Geschütz von colossalem Caliber, wie man denn in der Kindheit der Geschützkunde auf solche ungeheueren Stücke einen hohen Werth legte. Diese Kanone schoß steinerne Kugeln von zwölf Centnern, bedurfte zwei Stunden zu ihrer Ladung und konnte des Tags nur siebenmal abgefeuert werden. Man brauchte zwei volle Monate, um sie die zwei Tagemärsche von Adrianopel nach Constantinopel zu schaffen, denn ein ganzes Corps von Sapeurs und Straßenarbeitern mußte vor ihr herziehen, um immer erst den Weg zu bahnen. Sie wurde von einem Gespann von fünfzig Paar Ochsen gezogen, und zweihundert Leute gingen neben her, um sie im Gleichgewicht zu erhalten. Sie zersprang beim Gebrauch, tödtete den eigenen Urheber und rächte so an diesem den Verrath, den er an seinen christlichen Glaubensgenossen begangen hatte. Sie ward jedoch wieder hergestellt, und ein zufällig anwesender ungarscher Gesandter lehrte die Türken besser damit treffen! Mit ihr zugleich trafen zwei andere Kanonen von kleinerem, aber doch noch sehr bedeutendem Caliber vor Constantinopel ein, welche zu beiden Seiten der größten Kanone aufgepflanzt wurden.

Der gewaltigen Macht und den Anstalten der Türken gegenüber war die Stellung Kaiser Constantin's über alle Maßen mißlich. Die Gesammtzahl seiner Streiter, Einheimische und Fremde zusammengefaßt, belief sich auf etwa 9000 Mann, und mit dieser kleinen Schaar — andere Angaben liefern eine noch geringere Zahl — sollten die Mauern der ausgedehnten Hauptstadt vertheidigt werden. Um sich durch auswärtige Hülfe zu stärken, griff Constantin wieder zu dem oft mißlungenen abgenutzten Mittel einer Kirchenvereinigung. Er wandte sich an Papst Nicolaus V., und dieser sandte, um die Vereinigung feierlich zu vollziehen, den Cardinal Isidorus nach Constantinopel. Allein der ganze Versuch hatte kein anderes Ergebniß, als daß er den alten, tief gewurzelten Haß der Byzantiner gegen die römische Kirche von neuem anfachte und, weit entfernt eine Einigung zu veranlassen, erzeugte er jetzt im entscheidendsten Augenblick eine weite Kluft zwischen den Einwohnern der Hauptstadt, die ein gemeinsames Interesse gegen den äußern Feind hätte verbinden sollen. Ja, der Fanatismus gegen Rom war so mächtig, daß die Widersacher des Henotikon — so hieß die Vereinigung — lieber türkisch als römisch werden wollten! Dabei zeigten die Reichen und Vornehmen in dieser verhängnißvollen Krisis den gemeinsten Egoismus, indem sie lieber ihr Geld versteckten, als es behufs der Rettung des Vaterlandes dem Kaiser zur Anwerbung von Söldnern darboten. So herrschte auf griechischer Seite Schwäche und Zerrissenheit, während auf Seiten der Osmanen die Einheit eines despotischen Willens, gepaart mit einer Fülle von Machtmitteln, waltete.

Am 6. April 1453 begann die eigentliche Belagerung. Das Lager der Osmanen umfaßte ein Heer von mehr als 300,000 Mann und dehnte sich in einem Kreisbogen von einem Meer bis zum andern. Das Geschütz war längs der ganzen Mauer vertheilt. Etwas später kam die türkische Flotte von 420 Segeln auf der Seeseite der Stadt an, konnte aber Anfangs wenig ausrichten, weil der Hafen durch gewaltige eiserne Ketten gesperrt war. Der Hauptangriff geschah von der Landseite. Während der Erdboden unter dem Donner der colossalen Kanone, die ihre Steinmassen gegen die Mauern schleuderte, weit und breit bebte, und Schanzen und Bollwerke zu wanken anfingen, tobte im Innern der unglücklichen Stadt der grimmigste Hader zwischen den kirchlich getrennten Parteien; Haß und Verwünschung trafen die, welche zur Partei der Henotiker gehörten: wer aus den Händen eines henotischen Priesters die Sacramente empfing, wurde mit den härtesten Kirchenstrafen belegt;

auf der Sophienkirche, in welcher die Vereinigung geschlossen worden war, ruhten Bann und Interdict. So wüthete religiöser Fanatismus in diesem Reiche bis zu seiner letzten Stunde. Und dennoch hatte Mahomed einen so hartnäckigen Widerstand nicht erwartet. Tag und Nacht wurde die Stadt beschossen, die Janitscharen rückten unter einem Verdeck bis an die Mauern vor, erklimmten sie mit Hülfe ihrer Sturmleitern und großer auf Rädern laufender Belagerungsthürme und füllten die Gräben aus; Minen wurden angelegt und der Thurm des heiligen Romanes in den Grund geschossen, aber alle diese Versuche führten keinen Erfolg herbei. Die Breschen wurden wieder ausgefüllt, der Angriff der Janitscharen abgeschlagen, die Minen durch Gegenminen, die mit griechischem Feuer gefüllt waren, zerstört, der Thurm des heiligen Romanes in einer einzigen Nacht wieder aufgerichtet. Diesen glücklichen Widerstand leitete der Genuese Johann Justiniani, welchem der Kaiser das Commando am Thor des Romanes übertragen hatte, und der alle seine Kunst aufbot, mit so dürftigen Mitteln unter Mauern, welche die Sorglosigkeit hatte in Verfall gerathen lassen, die Vertheidigung zu ermöglichen.

Mahomed gewann durch die Erfolglosigkeit der bisherigen Unternehmungen die Ueberzeugung, daß mit der Belagerung auf der Landseite zugleich der Angriff von der Seeseite aus verbunden werden müsse. Hier langte für die Griechen eine genuesische Hülfe von fünf Schiffen an und wagte den Kampf mit 150 türtischen Segeln. Die Osmanen erlitten eine Niederlage, die ihnen 12,000 Mann gekostet haben soll. Mahomed selbst, der vom Ufer aus die Seinigen weichen sah, gerieth darüber in solche Wuth, daß er seinem Rosse die Sporen gab und bis an den Leib desselben ins Wasser ritt, um sie durch Schmähungen und Verwünschungen zur Ausdauer zu nöthigen. Umsonst: er mußte Zeuge seiner Niederlage sein.

Da übrigens der Besitz des Hafens dem Sultan zur Eroberung der Stadt unentbehrlich schien, und die Osmanen die Hafensperre nicht zu sprengen wußten, so kam Mahomed auf den ganz eigenthümlichen Gedanken, Schiffe über die hinter der Vorstadt Galata gelegenen Hügel hinweg zu Land in den Hafen zu bringen. Die Ausführung dieses Gedankens gelang wider alles Erwarten in einer einzigen Nacht. Der zwei Stunden lange Weg wurde mit starken Brettern belegt und diese mit Talg bestrichen. Auf dieser Bahn versetzte man 70 bis 80 Schiffe in den Hafen. Am Morgen sahen die Griechen zu ihrer größten Bestürzung die osmanische Flotte und mußten, um nun auch die Seeseite zu vertheidigen, eine neue Vertheilung ihrer Streitkräfte anordnen. Auf den Rath Justiniani's sollten die osmanischen Schiffe Nachts überfallen und durch das griechische Feuer in Brand gesteckt werden. Der Plan war gut angelegt und wurde von einer finstern Nacht begünstigt. Als aber die Fahrzeuge schon im Begriff waren, das Feuer anzulegen, machten die türkischen Wachen Lärm, und das Unternehmen ward vereitelt, weil es von den Genuesen in Galata, die während der ganzen Belagerung sich gegen beide Theile treulos bewiesen, den Türken verrathen worden war.

Nachdem die Belagerung vierzig Tage gedauert hatte, während deren die Kanonade nicht verstummte, und ein großer Theil der Mauer dem Einsturz nahte, bestimmte Mahomed den 29. Mai zu einem Hauptsturm zu Wasser und zu Lande. Zum Zeichen des nahen Sturmes loderten von einem Ende des osmanischen Lagers bis zum anderen Fackeln und Wachfeuer, und die Vorbereitungen zum entscheidenden Angriff wurden unter Fasten, Waschungen und Gebeten getroffen. Alle diese Bewegungen und Vorgänge im türkischen Lager verkündeten auch den Griechen das nahe Verhängniß, ohne daß auch jetzt, in des Tages elfter Stunde, der Hader im Innern der Stadt geruht hätte. Auf Justiniani's Erfahrung und unermüdliche Thätigkeit war Aller Hoffnung gerichtet, von ihm erwartete man noch im letzten Augenblick die Rettung der Stadt. Kaiser Constantin selbst zeigte sich in diesem äußersten Drang der Verhältnisse als ein hellleuchtendes Muster des Muthes und der Charakterstärke. Durch eine begeisternde Rede machte er einen tiefen Eindruck auf das kleine Häuflein seiner Streiter und begab sich dann in die Sophienkirche. Hier empfing er mit seinem Gefolge das heilige Abendmahl und nahm von allen Anwesenden feierlich Abschied. Da überwand auch ihn der herbe Schmerz, er brach in einen Thränenstrom aus, raffte sich aber bald wieder auf, um sich zum letzten Male den Pflichten zu weihen, die ihm die Sorge für sein zusammenbrechendes Reich auferlegte.

Noch war der Tag nicht angebrochen, und die Sterne funkelten noch am Himmel, als der Sturm begann. Die große Kanone gab das Signal, und plötzlich erschien die ganze Stadt von den Türken „wie mit einem Stricke, der sie erwürgen sollte, umschlungen"; ein ungeheures Getöse von Hörnern, Trompeten und Pauken, mit Schlachtgeheul vermischt, scholl durch die Luft, alle Batterien donnerten aus ihren Geschützen, und im Nu deckte schwarzer Pulverdampf „die Stadt und die Sonne". Zwei volle Stunden hielten die Belagerten in diesem Kampfe der Verzweiflung Stand gegen die Uebermacht des hundertmal stärkeren Feindes. Noch ist die Hoffnung des Sieges auf Seiten der Griechen, und mit Jubel sehen sie noch einmal die Haufen der Janitscharen zu-

rückweichen. Aber Mahomed, der diese Schmach nicht mit ansehen kann, läßt sie durch seine mit ehernen Ruthen bewaffneten Trabanten gegen die Mauern zurücktreiben und den Angriff erneuern. In diesem Augenblick wird Justiniani, die Seele der ganzen Vertheidigung, schwer verwundet und weicht, aller Besinnung beraubt, von seinem Posten. Vergebens ermahnt ihn der Kaiser zum Standhalten, er entfernt sich, um sich verbinden zu lassen, und kommt nicht wieder. Dieser Unfall verbreitet allgemeine Bestürzung und Verwirrung, die von den Türken schnell benutzt wird. Noch vertheidigt der Kaiser das Hauptthor, als die Türken unter verdoppelten Anstrengungen durch ein anderes Thor eindringen. Mit Blitzesschnelle verbreitet sich der Weheruf: „Die Stadt ist genommen, das Panier der Feinde weht auf den Mauern, auf der Burg!" von einem Ende der Stadt zum anderen. Auf diese Worte stürzt Kaiser Constantin in die dichtesten Haufen, Alles mit dem Schwert vor sich niederstreckend, und hält den Kampf allein eine Zeitlang aus. Er will die Schmach des Tages nicht überleben und weicht keinen Fuß breit von der Stelle. Nur der Tod unter den Schwertern der Ungläubigen ist ihm bitter. „Ist kein Christ hier, der mir das Haupt abschlage?" ruft er wehmüthig aus, als sein Blut schon in Strömen fließt, und seine Getreuen als Leichen um ihn herliegen, — da dringen drei Janitscharen auf ihn ein, der eine zerfleischt ihm das Gesicht, der andere spaltet ihm den Schädel, und der dritte giebt ihm den Todesstoß in den Nacken. Sein Leichnam blieb eine Zeitlang unerkannt unter den Erschlagenen liegen und wurde erst später an der purpurnen mit goldenen Adlern gestickten Fußbekleidung erkannt. Das abgeschnittene Haupt des Kaisers wurde dem Sultan gebracht, der es an einer Säule öffentlich aufstellen und dann mit Stroh ausgefüllt den Fürsten Asiens als Siegestrophäe zusenden ließ. Also endete Constantinus Paläologus, durch den Muth, die Tapferkeit und Ergebung, mit der er das Schicksal seines Reiches, das wie eine Erbschuld auf ihm lastete, ertrug, eines besseren Schicksals würdig.

Nachdem zweitausend Christen unter dem Schwerte der Osmanen gefallen waren, wurde die übrige Bevölkerung nicht von der Menschlichkeit, sondern von der Habsucht und dem Geize der Sieger verschont. Alle Einwohner wurden als Kriegsgefangene betrachtet, und wer sich nicht auslösen konnte, in die Sclaverei verkauft. Alle Güter der Besiegten wurden der Plünderung Preis gegeben, und die Beute an Gold, Silber, Erz, edlen Stoffen und Kleidern war unermeßlich. Die zahllosen Bücher der reichen griechischen Bibliotheken wurden zu Schiff und zu Wagen nach Osten und Westen geschafft, und für ein einziges Stück Münze konnte man zehn Bände von Plato's oder Aristoteles' Werken erstehen. Doch nur die bewegliche Habe war den Siegern zur Plünderung überlassen; die Gebäude hatte der Sultan zu schonen geboten, denn er selbst wollte von jetzt an in der Hauptstadt des romäischen Kaiserthums seinen Thron aufschlagen, und um diese mit neuen Einwohnern zu füllen, wurden 5000 Familien aus Kleinasien unter Androhung der Todesstrafe nach der neuen Residenz osmanischer Herrschaft verpflanzt. Von der Kuppel der Hagia Sophia ward das Kreuz herabgestürzt, um von nun an dem Halbmonde zu weichen.

So war sie denn gefallen, die erdtheilscheidende Weltmutter, die Stadt der sieben Hügel, das alte Byzanz, die Antonina, die neue Roma, die Stadt Constantin's, die Fülle des Islam, die Stadt, welche durch die Mannigfaltigkeit ihrer Namen und Bezeichnungen, die verschiedenen Perioden ihrer Geschichte andeutet. Das christliche Abendland hatte den drohenden Sturz dieser Vormauer Europas längst herannahen sehen, aber Selbstsucht, Kurzsicht und Engherzigkeit hatten jeden Aufschwung der Begeisterung gelähmt, und der damalige Kaiser Friedrich III. war bei den wichtigsten Ereignissen seiner Zeit ein stumpfsinniger Zuschauer. Jetzt, wo diese Vormauer gefallen, war der Eindruck auf das Abendland ein gewaltiger, denn es ließ sich wohl voraussehen, daß die Eroberung Constantinopels nur der Anfang von Mahomed's Siegeslauf sein würde, und von der Angst, die damals auf der Christenheit lastete, ist das Mittagläuten in deutschen Städten, das von der Anordnung der sogenannten Türkenglocke herrührt, noch heut zu Tage ein Beweis. Friedrich III. ging in sein Kämmerlein und weinte, schrieb auch Reichstage, einen nach dem andern, aus — welche die deutschen Fürsten und er selbst nicht besuchten, — aber das war Alles, was gegen die Türkennoth geschah.

Von nun an erfuhr das Abendland die harte Züchtigung, daß sich das Reich der culturfeindlichen Osmanen in den christlich-europäischen Staatencomplex als gleichberechtigtes Glied immer tiefer einzudrängen suchte. Indessen wie überall in den göttlichen Gerichten, so flossen auch hier aus der Züchtigung noch Ströme des Segens. Wie einst das macedonische Reich, ehe Rom mächtig wurde, die historische Bestimmung hatte, hellenisches und asiatisches Leben zu verschmelzen, so hatte das byzantinische Reich, ehe die germanischen Völker die historische Rolle übernahmen, den hohen Beruf, noch einmal Hellenismus und Römerthum zu vereinigen. Das geistige Capital der Völker wurde hier aufbewahrt, bis andere Nationen zu seiner Uebernahme herangereift waren; dann ließ es die göttliche Vorsehung zu, daß das enge Gefäß

zerschlagen ward, und sein geistiger Inhalt über die Länder des Westens ströme. So erscheinen hierdurch in der Hand der Vorsehung gerade die Türken als Förderer der Reformation, und zwar sind sie dies nicht bloß dadurch, daß sie durch die Eroberung Constantinopels die Veranlassung zum Wiederaufleben der Wissenschaften werden mußten, sondern auch dadurch, daß sie durch die Gefahren, mit denen sie, wie sich bald zeigen wird, die österreichischen Lande bedrohten, den Kaiser Karl V. hinderten, sich mit seiner ganzen Macht gegen die Reformation zu wenden.

Während Mahomed seine Eroberungen in Europa und Asien fortsetzte, waren die Päpste Nicolaus V. und sein Nachfolger Calixtus III. von dem größten Eifer beseelt, die Fürsten und Völker der Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen zu bewegen. Unter den Sendboten, welche Calixtus III. aussandte, befand sich ein merkwürdiger, von hoher Begeisterung erfüllter Mann, Johann von Capistrano, einem Städchen in den Abruzzen.

Dem Orden der Franziscaner angehörig, bildete er vermöge dieser hohen Begeisterung für die Interessen der Christenheit einen schroffen Gegensatz zu der Lauheit und Gleichgültigkeit des größten Theils der christlichen Welt. Die Kunde von seinen Wundern und seinem Feuereifer in Bekämpfung aller Feinde des wahren Glaubens hatte bereits ganz Europa erfüllt: der Ruf seiner Heiligkeit ging vor ihm her, und als einem Propheten und Apostel zogen ihm Priester und Volk mit Reliquien entgegen, emsig bemüht, den Saum seines Kleides zu fassen. Kranke wurden zu seinen Füßen gelegt, daß er sie berühre und heile. Er hatte einen großen Theil von Deutschland durchzogen, zu Wien und Breslau hatte er 10 — 20,000 Zuhörer, die er durch die hinreißende Lebhaftigkeit seiner Geberden fesselte, denn da er lateinisch sprach, verstanden ihn die meisten nicht. In den Städten, durch welche er zog, trat er als Bußprediger und Verkündiger göttlicher Gerichte auf, zur Strafe der herrschenden Ueppigkeit und des Sittenverderbnisses; allen Kleiderputz, Brettspiel und Kartenspiel ließ er herbeibringen und auf öffentlichen Plätzen in einem großen Feuer verbrennen. Dieser Mann stand nun als Kreuzprediger gegen die Türken auf und verkündete das Heil des Kreuzes allen denen, welche unter seiner Führung wider die Ungläubigen ausziehen würden. Die Macht dieses Mönches lag in der unglaublichen Gewalt, welche er durch seine Reden über die Masse ausübte, die, von ihrer begeisternden Kraft angezogen, zuweilen mitten im Winter im Felde lagerte, dort Tag und Nacht aushielt und sich sogar vorübergehender Hungersnoth aussetzte. Wenn auch sein Einfluß auf die deutschen Fürsten nicht so mächtig war, so gelang es ihm doch, unter dem Volke die Idee eines Kreuzzuges wieder einigermaßen zu beleben. Unter päpstlicher Auctorität begann Johann das Kreuz zu predigen und brachte auf seinem Zuge durch Deutschland, Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei und einen Theil von Servien ein Heer von mehr als 70,000 Mann zusammen, welches aus Bürgern, Bauern, Studenten und Bettelmönchen bestand, die zum Theil nur mit Knitteln und Schleudern bewaffnet waren.

Im Jahr 1456 erschien Mahomed vor Belgrad, um diese wichtige Stadt den Ungarn zu entreißen. Aus 100 Geschützen ließ er die Stadt Tag und Nacht beschießen, daß Mauern und Thürme unter der Gewalt der ungeheuren Kugeln zusammenbrachen, während die osmanische Reiterei weit und breit das Land verheerte, Felder und Weiler in Brand steckte und alle brauchbare Habe nach dem Lager schleppte. Schon hatte die Beschießung zehn Tage gedauert, als sich das Kreuzheer heranbewegte, das Capistrano dem ungarischen Helden Hunyadi zu Hülfe führte. Zunächst handelte es sich darum, die feindliche Schiffslinie zu durchbrechen, um den Uebergang über die Donau zu erzwingen. Nach einem mörderischen Gefechte, welches die Wellen der Donau weithin in einen Blutstrom verwandelte, gelang es den Christen, die den Fluß sperrenden Ketten zu sprengen und die türkischen Schiffe auseinander zu treiben. Hunyadi benutzte den Augenblick der Begeisterung und wagte sich mit dem besten Theil seines Heeres in die geängstete, aller Hoffnung beraubte Festung. Auch Capistrano folgte ihm, stärkte den Muth der Belagerten durch die Allgewalt seiner Rede und zog noch mehrere Tausende seiner besten Truppen zur Verstärkung der Besatzung über die Donau herüber. Nachdem die Christen die in Trümmer geschossenen Außenwerke, bei deren Bestürmung die Türken stets zurückgeworfen worden waren, freiwillig verlassen hatten, um ihre Kraft auf die Vertheidigung der Festung selbst zu verwenden, kam es den Osmanen zunächst darauf an, den Weg über die Brücke zu bahnen, welche das bereits von ihnen besetzte Castell mit der Festung verband. Am Abend des 21. Juli gab Mahomed seinen Janitscharen den Befehl zum Angriff. Die ganze Nacht hindurch dauerte der Kampf mit steigender Erbitterung und erst am Morgen gelang es den Janitscharen, sich theils in den Gräben festzusetzen, theils die Mauern zu erklimmen und in das Innere der Festung einzudringen. Hunyadi aber hatte absichtlich seine Truppen von den Mauern zurückgezogen und im Versteck gehalten, um sie im geeigneten Augenblick zu seiner Verfügung zu haben. Als nun die beutegierigen Janitscharen, ohne Widerstand zu finden, sich durch die menschenleeren Straßen zerstreuten, gab er

das Zeichen, die ungarischen Schlachttrommeln wirbelten und in einem Augenblick besetzten die aus dem Hinterhalt herbeieilenden christlichen Truppen alle Ausgänge der Festung. Wo sich die Janitscharen nur sammeln konnten, wurden sie in kleinen Abtheilungen umringt und fast sämmtlich niedergemacht. Aber auch diejenigen, welche nach der Brücke und den Gräben entwichen, rannten ihrem Verderben entgegen, da auch hier inzwischen ein entsetzliches Blutbad begonnen hatte.

Hier hatten sich nämlich während der Nacht die Gräben mit Haufen stürmender Janitscharen gefüllt und die Christen befürchteten endlich, der Uebermacht weichen zu müssen. Da griff man, wahrscheinlich auf den Rath Capistrano's, zu einem verzweifelten Mittel. Man warf eine große Menge von Reisbündeln, die in Schwefel und anderen brennbaren Stoffen getränkt waren, von der Mauer auf die in den Gräben liegenden Janitscharen hinab. Grauenvoll war die Wirkung des zerstörenden Elementes. Alle, die in den Gräben lagen, sowie auch die, welche sich aus dem Innern der Festung dahin zu retten suchten, wurden eine Beute des Rauches und Feuers. Die wenigen Türken, welche entkamen, flohen bis hinter das Belagerungsgeschütz der Osmanen. Groß war der Jubel der Christen über diese wunderbare Befreiung, entsetzlich das Jammergeschrei der mit Brandwunden bedeckten Türken. Der anbrechende Tag beschien eine Stätte grauenvoller Vernichtung, denn bis an den Rand waren die Gräben mit verbrannten und verstümmelten Leichen angefüllt.

Jetzt konnten aber weder Hunyadi noch Capistrano dem Sturm der Begeisterung ihrer Schaaren widerstehen, welche unaufhaltsam zu einem weiteren Angriff gegen die Ungläubigen drangen. Obschon diese noch durch ihr Belagerungsgeschütz gedeckt waren, hatten sie doch so sehr allen Muth verloren, daß sie nach geringer Gegenwehr gleich beim ersten Angriff ihr Geschütz den Siegern überließen und sich in eiliger Flucht auf die zweite Linie zurückzogen. Aber auch diese ward von den Christen mit stürmender Hand genommen und das ganze osmanische Heer auf das mit Wällen, Gräben und Geschütz stark befestigte Standlager zurückgedrängt. Hier kam es noch zu einem verzweifelten Kampfe, in dem Mahomed selbst voll Wuth und Ingrimm Tod und Verderben um sich herum verbreitete, bis er endlich selbst, schwer verwundet, in die regelloseste Flucht mit fortgerissen ward. Das ganze Lager, sämmtliches Geschütz und eine Masse kostbarer Gegenstände wurde die Beute der Sieger. Von den Osmanen sollen 24,000 Mann vor den Mauern Belgrads gefallen und eben so viele noch auf der Flucht erlegen sein. Mahomed, den man eine Zeit lang für todt hielt, stieß in seiner Wuth mehrere seiner Diener und Feldherren mit eigener Hand nieder.

Nach diesem furchtbaren Schlage, den die Macht der Osmanen erlitten hatte, hegten viele, selbst Hunyadi, die Ueberzeugung, daß die Verjagung der Türken aus Europa nun keine großen Schwierigkeiten kosten werde, wenn sich die Christenheit endlich einmal einmüthig erheben wollte. Allein es blieb bei frommen, begeisterten Wünschen, auf welche sehr bald die frühere Lauheit und Stumpfheit folgte. Zwanzig Tage nach dem Siege verschied auch Hunyadi, der glorreichste Vertheidiger der Christenheit, in den Armen seines Freundes Capistrano, der ihm bald im Tode nachfolgte.

Die glückliche Vertheidigung Belgrads, welche einzig der Begeisterung Capistrano's und seiner Kreuzfahrer zuzuschreiben ist, hatte indeß den zerstörenden Strom der osmanischen Eroberungssucht für die nächste Zeit von Ungarn abgewandt. Dagegen wurden Servien, Bosnien, die Walachei erobert und die Streifzüge nach Krain, Kärnthen und Steiermark erfüllten bereits Deutschland mit Furcht und Entsetzen. In Kleinasien lieferte der letzte Comnene den Rest seines trapezuntischen Reiches ohne Vertheidigung in Mahomed's Hände und die Herrschaft der Karamanen, seit anderthalb Jahrhunderten eine gefährliche Nebenbuhlerin der Türken, mußte sich endlich der Uebermacht des Großherrn beugen (1473). Ebenso mußte sich der letzte Chan der Krim unterwerfen und die Genueser Kaffa räumen. Auch die kleineren Despotate, Fürstenthümer und Herrschaften in Südgriechenland wurden bis auf einige venetianische Häfen, unter unsäglichen Gräueln der Verheerung und Grausamkeit, unterjocht. So war denn das dem Christenthum und seiner Bildung mit unversöhnlicher Feindschaft entgegentretende Volk der Osmanen zu einem Gliede der europäischen Staatenkette geworden, um fortan den ehernen Fuß des Despotismus auf die unterjochte Nation der Griechen zu setzen, die sich nun im Zustande der Unterdrückung um so enger an ihre Kirche und Geistlichkeit anschloß, deren Verdienst es ist, das bewahrt und gepflegt zu haben, was von griechischer Nationalität erhalten worden ist. Aber die beiden Elemente der Bevölkerung in der Donau-Halbinsel, in Religion, Sprache und Sitte unvereinbar, pflanzten den angeborenen Haß von Geschlecht zu Geschlecht fort, bis in unseren Zeiten der stets fortglimmende Funke von Neuem zu Flammen aufloderte und ein Verein günstiger Umstände den Griechen nach schwerem Kampfe eine neue staatliche Selbstständigkeit zu Theil werden ließ.

Mit den Venetianern gerieth Mahomed wegen ihrer Besitzungen im Peloponnes in einen sechszehnjährigen Krieg (1463 — 1479), welcher von Seiten des Sultans, der dabei über 50,000

Menschen verlor, mit tigerartiger Grausamkeit geführt ward. Nach der Eroberung von Negroponte wurden alle dortigen Venetianer gespießt, geviertheilt oder zersägt, denn gerade die letzte Todesart hielt Mahomed für die qualvollste. Im Jahre 1479 kam endlich unter den größten Opfern für die Venetianer ein Friedens- und Freundschaftsbündniß zu Stande, in Folge dessen die Türken bald darauf auch in Italien erschienen und in einem Kriege mit Neapel den Venetianern die Stadt Otranto einnehmen halfen. Ja, der mächtige Sultan, von tödtlichem Christenhasse erfüllt, hatte schon beschlossen, Rom, den Mittelpunkt der Christenheit und damit, wie er wähnte, den verhaßten Christusglauben selbst von der Erde zu vertilgen, als der Tod diesen furchtbaren Bedränger des Christenthums dahinraffte (1481).

Mahomed hat bei seinem Volke den unsterblichen Ruhm eines gewaltigen Eroberers und eines Begründers des Staates erlangt. Unterjochung des Erdkreises und Vernichtung des christlichen Namens war das letzte Ziel seiner weit aussehenden Plane. In seiner Eigenschaft als Eroberer folgte er einer inneren Nothwendigkeit, auf welcher die Natur seines Staates beruhte, der nur auf der Bahn der Eroberung zu Macht und Blüthe gelangen konnte, durch jeden Stillstand aber in Verfall gerathen mußte. Mahomed war „eine stark ausgeprägte orientalische Tyrannennatur", in welcher sich Eigenschaften des Geistes und Charakters bewegten, welche sonst unter sich unvereinbar scheinen. Mit Festigkeit in seinen Entschlüssen war Unerschütterlichkeit in deren Ausführung gepaart. Sein finsteres und verschlossenes Wesen war gleichwohl der höchsten Leidenschaftlichkeit fähig und während er auf der einen Seite Milde und Gerechtigkeit übte, ließ er sich auf der anderen vom Jähzorn über alle Schranken des Rechtes und der Gerechtigkeit fortreißen und überbot sich in Grausamkeit und Unmenschlichkeit. Aber trotz dieser zerstörenden Kraft des Eroberers lebte in Mahomed doch ein „erhaltendes, schaffendes und ordnendes Element", und was Baukunst anbelangt, so fehlte ihm auch nicht der Sinn für Schönheit und Erhabenheit, was insbesondere die große Moschee des Eroberers in Constantinopel bezeugt, welche als die Perle heiliger Baukunst der Osmanen betrachtet wird. Selbst nicht ohne Bildung und Erziehung, sorgte er auch für die Bildung und Erziehung der Jugend durch hohe und niedere Schulen und fand in dem Umgang mit Gelehrten und Dichtern seinen Stolz.

Die Regierungen seiner beiden nächsten Nachfolger können wir nur in der Kürze berühren. Bajazeth II. (1481 — 1511) gab sich mehr einem beschaulichen und friedfertigen, als kriegerischen Leben hin, obschon er auch von Zeit zu Zeit Streifzüge nach Ungarn und Oestreich unternahm, um dadurch die Furcht vor den Türken rege zu erhalten. Ganz anders trat sein Sohn, der grausame, schonungslose Selim I. (1513 — 1520) auf, welcher durch Siege über den persischen Schach und den Sultan der Mamelucken, deren Herrschaft er ein Ende machte, den größten Theil Kurdistans und Mesopotamiens, Syrien und Aegypten unterwarf.

Den Höhepunkt des Glanzes und kriegerischen Ruhmes erreichte die Herrschaft der Osmanen unter Selim's Sohn und Nachfolger, Soliman I. dem Prächtigen, einem Herrscher von großem Unternehmungsgeist und hohem Muthe, der ganz dazu geschaffen war, einem Reiche, dessen Seele und Bewegung nun einmal der Krieg ist, den höchsten Grad der Macht und politischen Bedeutung zu verleihen. Seine erste kriegerische Unternehmung war die Eroberung Belgrads, des Schlüssels von Ungarn.

Soliman's Verhältniß zu Ungarn nahm sehr bald einen feindlichen Charakter an. Zwischen den Türken und Ungarn bestand in den letzten Jahren ein schwankender Zustand, der, weder Krieg noch Friede, zu unaufhörlichen Reibungen in den Grenzprovinzen Veranlassung gab. Diesem Zustande wollte Soliman ein Ende machen und zu diesem Zwecke Belgrad in Besitz nehmen. In Ungarn regierte damals Ludwig II., „ein seltenes Beispiel von Uebereilung der Natur". Er kam zu frühzeitig, fast noch ohne Haut auf die Welt, hatte im vierzehnten Jahre schon vollkommenen Bart und im achtzehnten graue Haare. Zerrüttung im Innern, Zwietracht und Verachtung des königlichen Ansehens durch die anmaßenden Großen hatten unter ihm einen eben so hohen Grad erreicht, als die jetzt von den Türken drohende Gefahr. Dazu kam noch, daß man in Uebermuth und Verblendung an dem Abgesandten des Sultans einen unerhörten Frevel beging, indem man ihn sammt seinem Gefolge ins Gefängniß werfen, dort erdrosseln und die Leichen, um diese Verletzung des Völkerrechtes mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen, in einen Teich versenken ließ. Dennoch bekam Sultan Soliman Nachricht von diesem Gesandtenmord und beschloß sofort den Feldzug gegen Ungarn.

Im Februar 1521 setzte sich das mit Belagerungsgeschütz, Sturmzeug und Kriegsbedürfnissen reichlich versehene Heer von Adrianopel aus gegen die Donau in Bewegung. 3000 Kameele schafften die 300 Kanonen und die Munition zur Stelle und 30,000 andere waren zur Fortschaffung des Proviants bestimmt. Gegen solche Anstalten war von Seiten der Ungarn noch nichts geschehen; es fehlte sogar an der nöthigen Munition und der aufgebotene Heerbann leistete keine Folge. Auch bei den Fürsten Europas fand Ludwig keine Hülfe. Eine Reihe von kleineren Städten und Schlös-

fern gerieth in türkische Gewalt und nun war auch Belgrad nicht mehr zu retten, zumal nun gar noch Verrath hinzukam. Dennoch dauerte die Belagerung zwanzig Tage ohne Erfolg, während welcher die Besatzung durch Hunger und das feindliche Feuer auf 400 Mann zusammengeschmolzen war, und schon verzweifelte Sultan Soliman am Gelingen der Unternehmung, als der Einsturz eines durch eine Mine erschütterten Hauptbollwerkes der bulgarischen Besatzung den Muth so sehr benahm, daß sie ohne Wissen des Befehlshabers verrätherischer Weise dem Sultan die Uebergabe der Festung gegen freien Abzug anbot. Der Antrag ward angenommen und am 29. August 1521 zogen die Janitscharen ein, Alles, was ungarischen Namen trug, unbarmherzig niedermetzelnd. Nur den Bulgaren ward freier Abzug zu Theil.

Soliman setzte die Eroberungen nach dieser Seite hin nicht weiter fort, denn noch war Rhodos, der damalige Sitz des Johanniterordens, nicht in seiner Gewalt und während er den Winter über seine Waffen ruhen ließ, gedieh der Plan zur Eroberung dieser Insel vollends in ihm zur Reife.

Die für die Sicherheit der osmanischen Besitzungen in Asien und Afrika wichtige Lage der Insel, dazu die häufigen Klagen über die Belästigungen türkischer Unterthanen durch die Schiffe der Rhodiser machten dem Sultan die Eroberung dieses Eilandes wünschenswerth, welche zugleich eine frühere, den osmanischen Waffen hier zugefügte Schmach rächen sollte.

So verließ denn im Juni 1522 die türkische Flotte, etwa 300 Segel stark, mit 10,000 Mann auserlesener Truppen die Dardanellen, während sich gleichzeitig bei Skutari ein Heer von etwa 100,000 Mann sammelte, an dessen Spitze Soliman selbst den Weg zu Lande nach der Südküste Kleinasiens zurücklegen wollte.

Wiewohl der Großmeister des Ordens, Philippe de Villers L'Isle Adam vom Abendlande nicht die geringste Hülfe zu erwarten hatte, so faßte er doch den heldenmüthigen Entschluß, die Ehre des Ordens und die Freiheit der Insel mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Alle außerhalb der Mauern liegenden Häuser wurden dem Erdboden gleich gemacht, damit sie nicht dem Feinde zu Anhaltspunkten dienen könnten, der Hafen ward durch mächtige Ketten gesperrt und die Vertheidigung der Hauptbollwerke unter die Ritter vertheilt.

Als die osmanische Flotte in der einige Meilen von der Festung entfernten Bai Anker geworfen hatte, verstrich noch ein voller Monat unter Vorbereitungen, Vertheilung der Truppen, Anlagen von Schanzen, Zufuhr des Geschützes und des Belagerungswerkzeuges, ehe die Belagerung wirklich ihren Anfang nehmen konnte. Erst als Soliman mit dem Landheer selbst nach der Insel übergesetzt war, wurde am 1. August der erste ernstliche Angriff gemacht! Aber dieser, sowie alle Angriffe in demselben Monat, hatten keinen Erfolg. Die Belagerer wurden jedesmal mit bedeutendem Verluste zurückgeworfen. Im folgenden Monat wurden zwar durch Minen Breschen eröffnet, allein der Hauptsturm am 24. Septbr. scheiterte an der löwenmüthigen Tapferkeit der Ritter und dem Heldensinn der gesammten Bevölkerung: 15,000 Osmanen fanden an diesem Tage unter den Mauern von Rhodos ihr Grab. Doch Soliman hatte den Entschluß gefaßt, nur als Sieger die Insel zu verlassen und die Belagerung wurde auch in den folgenden Monaten fortgesetzt, obschon man die geringsten Vortheile durch die schwersten Opfer erkaufen mußte. Aber erst als ein letzter Sturm die Kraft der Ritter vollends gebrochen hatte und ihr Vorrath an Munition verbraucht war, übergab der tapfere Großmeister die Insel auf ehrenvolle Capitulation, der zufolge dieser mit dem größten Theil der Ritter Rhodos verließ (1525). Sechs Jahr später wies Karl V. den Trümmern des Ordens die Insel Malta an, wo derselbe nochmals zu einem frischen Leben gedieh.

Inzwischen hatte der kleine Krieg an der ungarischen Grenze seit der Eroberung Belgrads nie ganz aufgehört, allein diese Händel waren nur das Vorspiel einer für Ungarn höchst verhängnißvollen Katastrophe. Schon im Jahre 1524 kündigte Soliman dem König Ludwig an, er werde kommen, sich seiner Hauptstadt Ofen zu bemächtigen, ihn mit seinem Volke in den Staub zu treten und seine Herrschaft über Ungarn, Deutschland und Europa auszudehnen. Unter solchen Umständen wäre eine Hülfe von Seiten des deutschen Reiches den Ungarn dringend nothwendig gewesen, aber wenn auch Türkennoth und Türkenhülfe schon seit Jahren stehende Artikel auf den deutschen Reichstagen waren, so wurde doch selten ein kräftiger Beschluß gefaßt und noch seltener ein solcher ausgeführt. So ging es auch damals und eben so trostlos war Ludwig's Lage im Innern seines Landes, in welchem der schwache König, von schlechten Rathgebern geleitet, völlig unfähig war, die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Als nun Soliman im Jahre 1526 mit einer Macht, die auf 300,000 Mann angegeben wird, in Ungarn einbrach, konnte man ihm kaum 25,000 Mann entgegenstellen. Dennoch zog Ludwig, der hier große Entschlossenheit und Willenskraft entwickelte, nach Mohacz, in dessen Nähe inzwischen auch die osmanischen Heerschaaren eingetroffen waren, und wo es im August des angegebenen Jahres zur Entscheidungsschlacht kam.

Die ersten Angriffe der Ungarn waren glücklich und erweckten im König die Hoffnung auf Sieg, so daß er selbst unaufhaltsam fast bis

zum Pfortenzelte Solimans vordrang. Leider aber hatte sich die ungarische Reiterei zu weit vorgewagt und wurde nun von dem zerstörenden Geschützfeuer der Osmanen geworfen, wobei der größte Theil den Tod fand. Den Leichnam des Königs selbst fand man mit Wunden bedeckt in einem Sumpfe. Er hatte erst das zwanzigste Jahr erreicht. Mit ihm zugleich sank an diesem Tage die Blüthe des ungarischen Adels und eine Menge Prälaten. Die Sieger drangen bis Ofen vor, welches den Flammen geopfert ward; ganz Ungarn stand ihnen offen, und da Soliman selbst nicht mehr die Macht besaß, der Raub- und Mordlust seiner Janitscharen Einhalt zu thun, so ward das Land beispiellos verwüstet und in wenigen Monaten eine Anzahl von 200,000 Menschen theils durch das Schwert vernichtet, theils in die Sclaverei abgeführt.

Nach Ludwig's Tode bemächtigte sich Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, des ungarischen Thrones und ließ sich von seinen Anhängern krönen. Eine Gegenpartei erklärte jedoch diese Wahl für ungültig und erhob den Erzherzog Ferdinand, Bruder Karl's V., auf den Thron. Zwar hatte Zapolya das Land inne, mußte aber, als Ferdinand mit deutschen Heerhaufen erschien (1527) und auch ein Theil der Ungarn zu ihm stieß, nach Siebenbürgen weichen, worauf sich Ferdinand zum zweiten Male wählen und krönen ließ. Aber Zapolya wandte sich mit einem Hülfegesuch an den mächtigen Sultan, der ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm abschloß und im Jahre 1529 mit großer Heeresmacht wieder in Ungarn einbrach. Zum zweiten Male erschien er vor den Mauern Ofens, das sich nach einem ernstlichen Widerstand der Uebermacht ergeben mußte. Ungeachtet der Bedingung des freien Abzugs erlag die Besatzung der Wuth der Janitscharen, denn auch hier zeigte es sich, daß der Sultan dieser zügellosen Soldateska nicht mehr gewachsen war.

Nachdem Soliman den Johann Zapolya feierlich auf den Thron Ungarns gesetzt hatte, ging der Heereszug weiter gegen Wien, ohne daß ein Versuch gemacht wurde, den Feind aufzuhalten. Die Bestürzung in Oesterreichs Hauptstadt war groß, als man von dem Anzug der osmanischen Macht hörte, und wer entfliehen konnte, der entfloh. Es handelte sich aber nicht nur um die Rettung Wiens, vielmehr war ganz Deutschland und das Abendland überhaupt in Gefahr, nach dem Falle dieses wichtigen Bollwerkes von den Schaaren der Osmanen überschwemmt zu werden.

In denselben Tagen des Octobers 1529, während welcher in Deutschland nicht nur die Kirchenspaltung zwischen Katholiken und Protestanten weit gediehen war, sondern auch im Schooße der Evangelischen selbst dogmatische Differenzen auftauchten, in jenen Tagen, wo auf dem Schlosse zu Marburg über die Abendmahlslehre gestritten ward, lag der Erbfeind der Christenheit mit gewaltiger Macht vor den Thoren Wiens, das von nur 22,000 Mann vertheidigt ward und den 300 Feuerschlünden Soliman's nur 72 Stücke entgegenstellen konnte. Aber die tapfere Besatzung wurde von entschlossenen Hauptleuten, an deren Spitze Graf Nicolaus von Salm stand, befehligt, und was nur immer bei dem Mangel ausreichender Mittel zur erfolgreichen Vertheidigung der Stadt geschehen konnte, das geschah im vollen Maße. Die Vorstädte waren dem Boden gleich gemacht, die Thore verrammelt, mit Ausnahme eines einzigen, welches zu Ausfällen bestimmt war, die Dächer wurden abgedeckt und die Straßen aufgerissen, um die Wirkungen des feindlichen Geschützes möglichst zu schwächen; überall standen Wachposten, um sofort das Feuer zu löschen, wenn etwa Brandkugeln zünden sollten.

Die ersten Tage der Belagerung gingen unter erfolglosen kleineren Gefechten und Anlegung von Minen Seitens der Türken hin. Bald wurde diesen die Herbeischaffung der Zufuhr schwierig, und die Janitscharen fingen an über die Kälte zu murren. Zwei Hauptstürme, am 9. und 11. October, wurden mit bedeutendem Verluste der Osmanen zurückgeschlagen, der letztere soll ihnen 12,000 Mann gekostet haben. Auch der dritte Sturm am 12. October war vergeblich, und als am 14. der vierte und letzte unternommen werden sollte, vermochte nicht einmal der Sturmsold von zwanzig Ducaten für den Mann die Janitscharen mit dem alten Muthe zu beseelen. Sie mußten mit Gewalt gegen die Breschen getrieben werden und rückten doch nicht vor: einen solchen Schrecken hatten ihnen die deutschen Bratspieße, wie sie die langen Schlachtschwerter nannten, und die gewaltigen spanischen Büchsen eingeflößt.

Nach diesem letzten mißlungenen Versuche war das im Feuer aufgehende Lager der Janitscharen das Signal zum Rückzug. Dieser aber war von unsäglichen Gräueln begleitet: Tausende von Gefangenen wurden im Lager hingemordet, die Umgegend weit und breit mit Feuer verheert, und Schaaren von Gefangenen in die Sclaverei fortgeschleppt, allenthalben herrschte unendlicher Jammer und entsetzliches Elend. Nur in der vom Untergang erlösten Stadt erhoben sich Freude und Jubel in innigen Dankgebeten zum Himmel. Die Osmanen zogen in ihr Land zurück und überließen Ungarn dem Kampfe der beiden Gegenkönige.

Nachdem dieser das Land verheerende Krieg in den folgenden Jahren mehrmals durch Waffenstillstand unterbrochen worden war, unternahm Soliman einen neuen Einfall (1532). Man erwartete ihn abermals vor den Mauern Wiens, aber seine gewaltige Macht sollte sich

diesmal nicht an den Bollwerken der österreichischen Hauptstadt, sondern an den Mauern einer kleinen Feste brechen. Anstatt über Ofen nach Wien zu ziehen, wo man eine wohlgerüstete Besatzung von 80,000 Mann zusammengezogen hatte, wandte sich Soliman weiter westlich und rückte vor die Mauern der unbedeutenden Stadt Günz. Sofort wurde die Belagerung begonnen, aber weder Geschütze, noch Minen, noch Stürme wollten fruchten, und die Mauern wie die Tapferkeit der Belagerten hielten gleich rühmlich Stand. Und doch war es nur ein kleines Häuflein von kaum 700 Mann, das mit Sehnsucht die Hülfe von Wien erwartete, aber auch trotz deren Ausbleiben sich hielt. Sie wehrte neunzehn Stürme ab, und schon hatte ihr Befehlshaber Jurischitsch sein letztes Pulver verschossen, da bot ihm Soliman eine Capitulation an, in der ihm der Sultan Stadt und Schloß, die er so tapfer vertheidigt, überließ. Hiermit zog Soliman, dessen Feldzug hier unrühmlich abgelaufen war, von Günz ab, und so war durch „diese kleine Episode von welthistorischer Bedeutung" Wien selbst von der zu erwartenden Belagerung befreit.

Zwischen Ferdinand und Zapolya kam im nächsten Jahre ein Vertrag zu Stande, dem zufolge das Reich förmlich getheilt ward. Nach dem Ausbruch eines neuen Krieges schlossen beide endlich Frieden, der ebenfalls Ungarn theilte und dem standhaften Zapolya den königlichen Titel von Ungarn und Slavonien verschaffte (1538). Aber nach dem Tode Zapolya's ließ seine Wittwe nicht allein ihren Sohn zum König erklären, sondern erlangte auch die Unterstützung Soliman's, der sogleich wieder mit einem Heere vor Ofen stand und das Reich unter seine Verwaltung nahm, bis der junge König zur Mündigkeit gelangt sein würde. Der Türkenkrieg dauerte zum großen Nachtheil des Landes fort, bis sich der Sultan (1547) zu einem Frieden verstand, der aber freilich alles Land südlich und westlich von der Donau den Türken einräumte. Doch selbst dieser Zustand war nicht von langer Dauer, denn da Kaiser Karl V. die siebenbürgische Fürstenwittwe gezwungen hatte, auf Siebenbürgen Verzicht zu leisten, so fiel wieder ein türkisches Heer in Ungarn ein, die Siebenbürgen erklärten, den jungen Johann Siegmund Zapolya zu ihrem Fürsten, und Ferdinand mußte froh sein, wieder einen Waffenstillstand auf acht Jahre vom stolzen Sultan erkaufen zu können (1562).

Waren nach dieser Seite hin die Feldzüge Soliman's gerade nicht immer sieggekrönt, so waren seine Kriege nach anderen Seiten hin um so glorreicher. In einem gefährlichen Kampfe bändigte er die aufrührerischen Turkomanen in Karamanien, entriß den Persern mehrere Provinzen und vertrieb die Venetianer gänzlich aus dem Archipelagus und Morea. Bis dahin waren die Osmanen nur als Landmacht gefürchtet. Soliman erwarb sich das Verdienst, seine Nation auch zur See mächtig zu machen. An die Spitze seiner Flotte stellte er jenen kühnen Seeräuberhauptmann Chaireddin oder Barbarossa, der, schon längst ein Schrecken des mittelländischen Meeres und seiner Küstenländer, mit seinem Bruder Horuk sich eines Theils der afrikanischen Küste bemächtigt und nach des Bruders Tode als Vasall der Pforte alleiniger Herr von Algier geblieben war. Durch diesen Mann, den er zum Beglerbey des Meeres, d. h. zum Admiral seiner gesammten Seemacht ernannte, eroberte Soliman Tunis. Mit der Eroberung von Tripolis (1550) hatte er jedoch den Gipfel seines Ruhmes erreicht, und es war keine geringe Kränkung für seinen Stolz, daß er trotz der gewaltigsten Anstrengungen die Insel Malta, welche Karl V. seit der Eroberung von Rhodos den Johannitern angewiesen hatte, nicht erobern konnte. Der Großmeister la Valette schlug alle Stürme mit dem ausdauerndsten Muthe ab und erhielt, als nach viermonatlicher Belagerung die Kräfte der Ritter erschöpft waren, durch eine spanische Flotte Entsatz, nachdem die Türken 20,000 Mann bei der Belagerung eingebüßt hatten.

Die hier erlittene Schmach glaubte Sultan Soliman durch glänzende Siege in Ungarn wieder ausmerzen zu können, und so erklärte er an Maximilian II., den Nachfolger Ferdinand's, den Krieg (1566). Schon krank und altersschwach, sollte der Sultan auf diesem Feldzuge das Ziel seiner Tage finden. Nach einem glänzenden Siege, welchen Nicolaus Zriny erfochten hatte, nahm dieser in seinem Stammsitze Sigeth eine feste Stellung ein, und Soliman beschloß nicht eher zu weichen, als bis dieser stark befestigte Platz in seiner Gewalt sein würde. So bewegte sich denn eine Heeresmasse von 100,000 Mann mit 300 Geschützen gegen Sigeth, das von allen Seiten eingeschlossen wurde. Wenn auch der heldenmüthigste Widerstand die Stadt nicht retten konnte, so war es doch auch Soliman nicht beschieden, ihren Fall zu erleben. Die Stadt hatte bereits einen vollen Monat die Belagerung ausgehalten, Zriny's Heldenschaar hatte sich nach dem Verlust aller äußeren Bollwerke auf die Burg zurückziehen müssen. Der Fall dieser Feste ward jeden Augenblick erwartet: da beschloß Soliman in der Nacht vom 5. zum 6. September plötzlich seine Laufbahn, und erst zwei Tage nachher kam Sigeth, nachdem Zriny mit seinem Häuflein den Heldentod gestorben, in die Gewalt der Osmanen. Es war ein Trümmerhaufe, der als Merkstein von Soliman's Eroberungszügen betrachtet werden kann.

Diese Eroberungen, die wir des Raumes wegen hier nur in übersichtlicher Skizze und mit vorzugsweiser Berücksichtigung der uns näher liegenden Verhältnisse berührt haben, gaben dem osmanischen Reiche eine noch immer weitere Ausdehnung, denn es erstreckte sich nun von Algier und dem adriatischen Meere bis jenseits des Tigris, und von den Karpaten, dem Dniestr und der Mündung des Don bis zum südlichen Aegypten und Arabien.

Nicht weniger ausgezeichnet als nach außen hin ist Soliman's rastlose Thätigkeit im Innern seines Reiches. Ordnung und Sicherheit wurde hergestellt, das gesunkene Ansehen der Gerichte gehoben, die Kriegszucht verbessert, eine geordnete Finanzverwaltung eingeführt und sogar Kunst und Wissenschaft gepflegt.

Soliman war von hoher Gestalt, aber mager und von gelblicher Gesichtsfarbe. Auf seinem Angesichte lag eine bewundernswürdige Hoheit im Verein mit jener Sanftmuth, die ihn Allen beliebt machte. Im Genuß der Speisen und Getränke beobachtete er die größte Mäßigkeit. Er stand im Rufe der strengsten Gerechtigkeit und that wissentlich Niemandem Unrecht. Sein gegebenes Wort hielt er mit großer Gewissenhaftigkeit. Er besaß eine umfassende Geschäftskenntniß und unermüdliche Thätigkeit. In seinen späteren Jahren ward er bisweilen die Beute einer tiefen Melancholie, welche nicht blos eine Folge von häufigen Gichtanfällen und einem überhaupt kränklichen Zustande, sondern auch von schweren Sorgen war, die auf seinem Geiste lasteten und seine Seele quälten. Bei einem solchen Hang zur Schwermuth erklärt es sich leicht, daß er, von dem Gefühl der Nichtigkeit aller irdischen Größe durchdrungen, sich den Satzungen seiner Religion und den Werken islamitischer Frömmigkeit völlig hingab.

Ein schwarzer Fleck haftet auf seiner sonst rußmreichen Regierung: die Vorliebe für seine Sclavin Roxolane und die verhängnißvollen Folgen dieser Vorliebe. In seiner maßlosen Hingabe an diese Sclavin ertheilte er ihr nicht nur die Freiheit, sondern erhob sie auch zu seiner Gemahlin. Aber dabei blieb es nicht. Soliman hatte von seiner ersten Gemahlin, der Sultanin, einen Sohn, Namens Mustafa, einen Jüngling von den herrlichsten Eigenschaften, ganz des Vaters Ebenbild. Edel, tapfer und einnehmend war er der Gegenstand der Liebe und Verehrung der Nation und der Stolz der Janitscharen. Aber Roxolane, die ihrem Sohne von Soliman die Nachfolge zu verschaffen trachtete, entfremdete dem Mustafa die Liebe des Vaters und bewog diesen endlich, seinen edlen Sprößling, der von sich selbst die Hoffnung hegte, dem Stamme Osman's einst Ehre zu machen, aus dem Wege zu räumen. Damit war ihrem Sohne Selim der Weg zum Throne gebahnt aber auf Soliman lastete der Vorwurf des Gewissens, der zu seiner eben erwähnten Melancholie nicht wenig beigetragen haben mag.

Wir hatten uns die Aufgabe gestellt, die Sultane der Blüthe- und Entwickelungsperiode des osmanischen Reiches zu charakterisiren. Mit Soliman sind wir an der Grenze dieser Darstellung, welcher wir besonders die Werke von Hammer, Zinkeisen und Ranke zu Grunde gelegt haben, angelangt. Schon mit Selim II. beginnt der Verfall der Herrschaft. Zum Schluß sei uns nur noch vergönnt, die Veranlassungen dieses Verfalles zu berühren.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der gesammte Staat der Osmanen von vorn herein das Gepräge eines kriegerischen Organismus trägt. Außer der religiösen Begeisterung, welche der in jener Zeit der Blütheperiode noch frische Glaube an die Satzungen des Koran seinen Anhängern verlieh, fehlte es auch nicht an politischen Veranlassungen, welche das riesenhafte Wachsthum dieses Staates beförderten, und wir haben bereits zwei derselben erörtert, das Institut der Sclaven, aus denen die Janitscharen und die Spahi's hervorgingen, und das Lehnswesen. Noch aber müssen wir einer dritten Bedingung erwähnen, deren Erfüllung zum Gedeihen und zur Erhaltung eines solchen Kriegerstaates nothwendig war: die Natur des Staatsoberhauptes. Diese Oberhäupter waren bis auf Soliman einschließlich Kriegsfürsten gewesen, aber Soliman selbst legte durch die Ermordung seines tüchtigen Sohnes Mustafa und die Bevorzugung des nichtswürdigen Selim den Grund zur Verderbniß seines Stammes. Schon Selim, dem Wein und der Wollust ergeben, war kein Oberhaupt für einen solchen Kriegerstaat. Zu der Entartung der Sultane gesellte sich der Verfall der Janitscharen. Das erste Moment desselben begann damit, daß man den Janitscharen die Erlaubniß zum Heirathen gab, wovon die Folge war, daß ihre erwachsenen Söhne unter ihr Corps aufgenommen wurden, und die Aushebung von Christenknaben und deren Erziehung zum Dienst der Pforte aufhörte. Uebrigens behielt diese Soldateska auch im Zustand ihres Verfalles jenes zähe Festhalten an ihren Rechten und Ansprüchen bei, verlangte oft Solderhöhungen und bei Thronwechseln Donative und wurde nicht selten dem Großherrn selbst gefährlich. So erinnern sie nur allzusehr an die Prätorianer der römischen Kaiserzeit, und ihre gänzliche Entartung führte in unseren Zeiten (1827) ihre Auflösung herbei. Ebenso gerieth auch das Lehnswesen in Verfall, über dessen einzelne Momente wir jedoch weniger unterrichtet sind.

Zweite Abtheilung.

Der edle Opal,

der Schmuckstein der heutigen Mode.

Von Dr. Jacob Röggerath.

Besucht man die reichen Niederlagen der Juweliere in Wien, Petersburg, Paris und in anderen Hauptstädten Europas oder die Versammlungsorte der geputzten vornehmen schönen Welt, die Höfe, Bälle u. s. w., so wird man bald erkennen, daß der edle Opal im Schmucke der Frauen recht eigentlich der beliebteste Stein der heutigen Zeit ist. Auch wohl den prachtvollen Fingerring eines älteren stattlichen Herrn oder seine Tabatiere verziert ein schöner edler Opal. Der Diamant behauptet zwar immer daneben sein alt angestammtes Recht, welches ihm nach seiner Schönheit und seinem Werthe nicht streitig gemacht werden kann, und ebenfalls bleiben die schönen einfarbigen durchsichtigen Edelsteine, Smaragd, Rubin, Saphir u. s. w. nicht unbenutzt im Schmuckkasten liegen: aber neben ihnen und vielfach ohne sie ist es der edle Opal, welcher durch sein prachtvolles Farbenspiel vor allen anderen Steinen sich ganz hervorragend auszeichnet, und gerade dieser Eigenschaft wegen mehr in die Mode gekommen ist, als irgend einer seiner Rivalen, die in ihrer Durchsichtigkeit, Härte, Schwerzerstörbarkeit und anderen edlen Charakteren ihn bedeutend überragen.

Dem menschlichen Auge ist auch kaum aus dem ganzen Gebiete der Naturkörper irgend ein anderer darzubieten, welcher in so schönen, mannigfach sich verwandelnden Farben spielt, als ein ausgezeichneter edler Opal; eine wahrhaft harmonische Augenmusik strahlt ergötzlich aus ihm hervor. „Es scheint sich die Natur," sagt Graf Vargas Bedemar, „im anmuthigen Spiele mit einer der edelsten Steinarten versucht zu haben, deren Werth für den Genuß des Auges um so größer ist, je mehr sie dem Princip, Edelsteine nach dem Werthe der Härte zu würdigen, sichtbar entfremdet ist, denn nicht nur spröder sind die kostbarsten Gattungen des Opals, sondern auch weicher, empfindlicher für Luft, Wasser und Temperatur. Es sind Kleinode, der sorgfältigsten Bewahrung gleich werth und bedürftig."

Die Vorliebe für bunt in Farben spielende und Lichtreflexe ausstrahlende Edelsteine hat sich sogar in der neueren Zeit vom edlen Opal auf eine ganze Reihe von zum Theil minder werthvollen Steinen mit ausgedehnt, wie z. B. auf den ihm nahe verwandten Feueropal, den Sternsaphir, den Labradorstein, die sogenannten Sonnen- und Mondsteine, das Katzenauge, den Avanturin und sogar auf den opalisirenden Muschelmarmor mit den prangenden Farben von fossilem Perlmutter. Vom edlen Opale läßt sich manches Interessante erzählen, welches auf seine Geschichte, Benutzungsart, seinen Werth, seine natürlichen Eigenschaften, Fundorte, Entstehung u. s. w. Bezug hat. Eine solche Darstellung wird die folgenden Spalten füllen, und daran mögen sich auch einige Bemerkungen anschließen über die übrigen Opalvarietäten, so weit sich dieselben zu Schmucksteinen eignen. Die anderen vorgenannten farbenspielenden Steinarten können einmal später ihre Besprechung in diesen Blättern finden.

Der Name Opal, unter dem nur der in der Wissenschaft jetzt als edler bezeichnete verstanden worden sein kann, kommt schon im hohen Alterthume vor. Er wird aus dem Griechischen von ops, opis (Gesicht) und allattein (ein anderes) abgeleitet, doch kennt die Sanscritsprache ebenfalls den Namen Opal. Sein wunder-

schönes Farbenspiel scheint die griechische Etymologie zu rechtfertigen. Wir bezeichnen jetzt diese Erscheinung an und für sich ganz allgemein, auch wenn sie nicht gerade am Opal selbst vorkommt, mit dem Namen des Opalisirens.

Der römische Naturforscher Plinius sagt von dem Opal: „Man bemerkt an ihm das mildere Feuer vom Rubin, den leuchtenden Purpur des Amethystes, das Meergrün des Smaragds und alles dieses gleichmäßig in unglaublicher Mischung schimmernd. Einige meinen, daß die Summe seines schillernden Glanzes der armenischen Farbe in der Malerei gleiche, Andere finden darin Aehnlichkeit mit der Farbe des brennenden Schwefels oder mit dem Feuer der Oellampe.“ Ein neuer mineralogischer Schriftsteller schildert das Farbenspiel des edlen Opals, entsprechend jener Plinianischen Aeußerung, mit folgenden Worten: „Nach Stellen und Ansichten wandelbar, erscheinen Morgenroth, Orangegelb, Zeisig- und Apfelgrün, Lasur- und Violblau, theils sehr sanft, theils hoch und feurig, so daß man die Nuancen der meisten übrigen Edelsteine vereint findet.“

Die Römer waren sehr freigebig in Namen für schöne Steine, sie unterschieden sie in dieser Weise vielfach nach ihren einzelnen, oft ganz untergeordneten Charakteren, z. B. nach Zufälligkeiten der Farbe und Zeichnung, wovon die heutige strengere Wissenschaft nur eine untergeordnete Notiz nimmt, die Nomenclatur aber dadurch nicht belästigt. So hatten auch die Varietäten des edlen Opals bei den Alten mehrere Namen. Plinius beschreibt die Edelsteine, welche er Paederos, Sangenon und Tenites nennt, sämmtlich so, daß man sie für Opale halten muß. Vom Paederos (Knabenliebe) sagt er, daß derselbe unter den weißen Gemmen obenanstehe, obwohl man fragen könnte, zu welcher Farben-Classification er eigentlich gezählt werden müsse, da der Name zu oft für fremdartige Schönheiten gebraucht worden sei, so daß sich in dem Namen schon selbst eine Praerogativa herausstelle. Der wirkliche und ächte Paederos verdiene eine hohe Würdigung. Es vereinige sich im hellen durchsichtigen Krystall ein in seiner Art grünlicher Luftschein, zugleich mit dem Purpur und einem goldenen Farbenduft des Weins, welcher stets vom Purpur umsäumt, beim Anblick zuletzt im Auge verweile. Er scheine in jeder dieser einzelnen Farben und in allen zugleich flüssig zu sein. Keine der Gemmen könne in einer für die Augen so ergötzlichen Anmuth reiner, heller, flüssiger sein, als diese. Nach dieser poetischen Schilderung sagt der römische Schriftsteller weiter, daß der Paederos, welcher bei den Indiern gefunden werde, von diesen Sangenon genannt werde, der ägyptische heiße Tenites, und sodann folgen noch einige fernere Angaben von Fundorten, mit welchen man es, hinsichtlich der Richtigkeit, wie sich vielfach anderwärts beim Plinius zeigt, nicht genau nehmen darf.

Ob, wie Einige meinen, die beiden Steine des Plinius, Eupetalos und Erythallis, auch edle Opale sind, läßt sich mit gleichem Rechte behaupten wie bestreiten. Der erste hatte vier Farben, die himmelblaue, die Feuerfarbe, hochroth und apfelgrün, und der andere war weiß und spielte bei der Wendung in's Rothe. Es fehlt an allem weiteren Commentar.

Die Alten schätzten schöne Steine ungemein hoch, selbst höher, als in der heutigen Zeit, welches in dem Luxus, den sie mit gefaßten Steinen, namentlich als Ringe, trieben und der hohen Cultur ihrer Steinschneidekunst seinen Grund hatte. Auch der Glaube an magische Kräfte der Edelsteine mochte dazu mit beitragen. Nicht bloß die erhaben oder vertieft geschnittenen Gemmen, von welcher sich so herrliche und ausgezeichnete Kunstwerke in großer Zahl bis auf uns erhalten haben, hatten einen hohen Werth, sondern auch die einfach geschliffenen Edelsteine standen in bedeutendem Preise, wenn sie in der Schönheit der Farben und des Glanzes hervorragten. Plinius bezeugt dieses vielfach in seinem reichen Capitel von den Gemmen. Unter allen diesen war aber der Opal der werthvollste. Davon erzählt er nämlich die Geschichte, daß wegen eines solchen Steins in einem Ringe, welcher zu seiner Zeit noch vorhanden war und auf zwanzig Tausend Sesterzien, d. i. 1½ Milion Gulden, geschätzt wird, der Senator Nonius von dem Triumvir Marcus Antonius in's Exil geschickt worden sei. Nonius konnte dieser Verbannung entgehen, wenn er den Stein dem Triumvir überlassen hätte. Er zog aber das Exil mit seinem Opal dem Aufenthalte in Rom vor. Der Stein war übrigens das Einzige, was Nonius von seinem Vermögen aus Rom mitnahm. Es hat kein neuerer Schriftsteller oder Mineraloge den Opal des Nonius gesehen, und daher ist es gewiß völlig grundlos, wenn der ältere schwedische Systematiker Crouſtedt denselben von dem edlen Opal getrennt und besonders aufführt; der Nonius-Opal kann nur von derselben Art gewesen sein, welche die heutige Wissenschaft mit dem Namen des edlen bezeichnet. Man hat nach Haſſelquiſt's Reisen in die Levante einen sehr kostbaren edlen Opal von der Größe einer Haselnuß in den Ruinen von Alexandrien gefunden, welcher von einem französischen General-Consul Lironcourt um den Preis von 40,000 Thalern zum Verkaufe ausgeboten worden ist. Sogar hatte man behauptet, es sei gerade der Stein des Nonius; Andere hielten ihn aber für ein Product der Kunst. Haselnußgroß bezeichnet Plinius den Opal nur im Allgemeinen.

Plinius bespricht auch die Fehler, welche an Opalen vorkommen, jedoch in weniger Deutlichkeit. Ferner redet er davon, daß die Opale aus Glasflüssen höchst täuschend nachgemacht würden und giebt wenig genügende Kennzeichen an, durch welche man die natürlichen Opale von den künstlichen unterscheiden könne. Auch noch heutzutage macht man edle Opale durch farbenspielende Glasflüsse nach; man soll für diesen Zweck Bleiglas mit anderen metallischen Substanzen zusammenschmelzen. Diese künstlichen Opale stehen aber in ihrer Schönheit weit hinter den natürlichen zurück, welches bei denen des Alterthums, nach den Schilderungen des Plinius, ebenfalls der Fall war. *) Glasflüsse mit Irisfarben sind überhaupt in allen Zeiten, auch im Mittelalter, verfertigt worden und Venedig stand von lange her hoch in der Kunst, solche und andere schön gefärbte künstliche Gläser zu machen. Es hält aber nicht schwer, solche künstliche Gebilde von ächten edlen Opalen zu unterscheiden. Wer sich mit diesen irgend vertraut gemacht hat, und wenn ihm auch nicht die genaueren Kenntnisse des Mineralogen oder des Juweliers zu Gebote stehen, wird gleich die nachgemachte Waare unterscheiden können. Daher sagten auch die Alten von dem edlen Opale: es sei ihm eigenthümlich, daß er durch keine menschliche Kunst nachgemacht werden könne.

Bei allen älteren cultivirten Völkern knüpfte sich viel Abergläubisches an die Edelsteine und Plinius erzählt uns davon Mancherlei, ohne aber gerade darunter des Opals zu gedenken. Im Mittelalter spielt indeß der Opal in dieser Rücksicht bei uns Deutschen eine große Rolle. Jacob Grimm führt es aus, daß das Mythische von den Edelsteinen, welches bei den Deutschen Geltung hatte, jüdischen Ursprungs sei. In mittelalterlichen deutschen Dichtungen werden als mit magischen Kräften versehene Steine besonders die biblischen zwölf Edelsteine, welche sich im Brustschilde des Hohenpriesters befanden, angeführt, aber auch des Opals, welcher nicht zu diesen gehört, wird gedacht und zwar unter dem Namen Optalias. Beim Albertus Magnus heißt er Orphanus und sonst noch Pupillus und der Weise, Waise, ohne Verwandten stehend: es ist dies das französische Solitair, wie jeder gewissermaßen in seiner Art einzige, allein stehende Stein noch genannt zu werden pflegt. Nach Albertus Magnus war der Orphanus so kostbar, daß er die deutsche Kaiserkrone schmückte. Wahrscheinlich ist dieses Schriftstellers Ophthalmus, welcher gegen alle Augenübel gut sein soll, ebenfalls Opal. Die gegebene Beschreibung spricht dafür, und die abergläubische augenheilende Kraft läßt sich an das Farbenspiel anknüpfen, wie denn bei vielen alten angeblichen Heilmitteln die magische Kraft bloß in einer Beziehung zu ihrer Farbe oder zu ihrer Gestalt zu suchen ist. In deutschen mittelalterlichen Gedichten wird von dem Optalias erzählt, daß er Glück bringe, und wer ihn in den Mund nähme, den sähe Niemand, er möge hingehen, wohin er wolle oder bei anderen Leuten stehen. Ein Vers, der dieses mittheilt, schließt also:

„Wer das gesteine hätte
Und sulch wunder tete."

Sonst erzählen auch alte Bücher noch mehr Abergläubisches von ihm. Er stärke nicht bloß das Gesicht, sondern auch das Herz, widerstehe dem Gift und vertreibe die Melancholie, wenn man ihn trüge. Das sind alles vermeintliche Heilkräfte, die man aus dem schönen Farbenspiel folgern zu müssen geglaubt hat. Die mittelalterliche Medicin ist erfüllt mit solchen abergläubischen Ansichten, und es wurden ja sogar Edelsteine, die unmöglich von den Säften der Eingeweide zersetzt und aufgelöst werden konnten, als innerliche Arzneimittel gebraucht.

Im Handel nennt man den edlen Opal auch Element- oder Firmamentstein (wahrscheinlich sehr alte Namen), und es wird unterschieden: 1) Flammenopal (Opale à flammes), wenn auf milchigem Grunde die Farben in parallelen Streifen erscheinen, und 2) Flimmeropal (Opale à pailletes), wenn die Farben fleckenweise vertheilt sind. Die französischen Juweliere geben dem edlen Opal, zur Unterscheidung von andern Opalen, den Namen „Opale arlequin", um das Farbenspiel zu bezeichnen. Edle Opale mit besonders hervorragenden gelben und rothen Farben-Nuancen werden in Frankreich auch „Girasol" genannt.*) Die schönsten Opale heißen orientalische. Diese Bezeichnung ist überhaupt

*) Wer überhaupt mit den Edelsteinen der Alten sich näher zu beschäftigen die Lust fühlt, dem möchten wir, wegen des reichen darin zusammengestellten antiquarischen Materials, folgendes so eben erschienene Werk empfehlen: „Pyrogotales, oder die edlen Steine der Alten im Bereiche der Natur und der bildenden Kunst mit Berücksichtigung der Schmuck- und Siegelringe, insbesondere der Griechen und Römer, dargestellt von Dr. Johann Heinrich Krause, Docenten an der Universität zu Halle." (Halle, G. Schwetschke.) Das Mineralogische ist freilich in diesem Werke weniger berücksichtigt.

*) In neuerer Zeit hat man in Paris natürliche Steine künstlich verändert und ihnen den Namen „Girasol" gegeben. Sie haben ein prachtvolles opalartiges Ansehen und werden zu hohen Preisen als Schmucksteine verkauft. Ihre Verfertigung geschieht in folgender Weise: Bergkrystalle werden als Schmucksteine en cabouchon (die Erklärung dieses Ausdrucks folgt später im Texte) geschliffen und alsdann glühend in eine färbende Auflösung geworfen. Dadurch erhält der Stein nach den verschiedensten Richtungen feine Sprünge. In diese zieht die gefärbte Flüssigkeit hinein und gibt dann dem Steine das wunderschöne Ansehen. Das Ablöschen muß natürlich sehr vorsichtig geschehen, damit der Stein nicht in kleine Stückchen zerfällt, und es mögen dadurch auch wohl viele Steine unbrauchbar werden. Schon in älte-

für die schönsten Edelsteine ihrer Art eine ziemlich allgemeine bei den Juwelieren, und im Gegensatze dazu nennen sie die in Farbe und Durchsichtigkeit weniger ausgezeichneten Edelsteine gleicher Art occidentalische. Diese Unterscheidung hat aber gar keine örtliche Bedeutung, und rührt daher, daß die meisten farbigen Edelsteine früher in den schönsten Abänderungen aus dem Orient erhalten wurden. Edler Opal soll im Orient gar nicht vorkommen. Die Alten erhielten ihn wahrscheinlich aus Ungarn, eben so wie wir, und wenn Plinius Indien als Vaterland des Opals angiebt, so mag das wohl eine Unrichtigkeit sein. Durch den Handel kann er den Weg aus Ungarn und vielleicht gar durch den Orient nach Rom gefunden haben. Die seltenen und kostbaren Opale, welche das alte Rom besaß, sind wohl nur lose in den Anschwemmungen aufgefundene gewesen, denn einen wirklichen Bergbau zur Gewinnung dieser Steine scheint man in jener Zeit in Ungarn nicht geführt zu haben. In neuerer Zeit wurden sogar die Opale von den Türken und griechischen Kaufleuten aus Ungarn nach dem Orient gebracht und von da wieder über Holland nach Europa als orientalische Waare. Dadurch mag auch die irrige Benennung orientalischer Opal noch eine besondere Stütze erhalten haben.

Zu jeder Art von Schmuck wird der edle Opal angewendet, und er ist auch in der That berechtigt, in ausgezeichneten Beispielen mit dem Diamant zu rivalisiren. Man faßt ihn in Ringe, in Diademe, Ohr- und Halsgehänge, auch auf Tabatieren wird er angebracht, ferner werden Zepter, Kronen und Waffen damit verziert; aus frühern Jahrhunderten findet man ihn vielfach an kirchlichen Geräthen und auf Kirchengewändern angebracht. Der Grad und die Schönheit des Farbenspiels und die Größe mit Rücksicht auf die Form bestimmen seinen Werth, der daher, da sich die erste Eigenschaft nach Zahlen nicht leicht bestimmen läßt, ziemlich willkürlich angenommen wird; die herrschende Mode kömmt dabei noch ganz besonders in Betracht. Die besten Verkaufsplätze sind jetzt Paris und London.

Je nach der Gestalt des rohen Steins wird der edle Opal halbkugel-, linsen- oder eiförmig geschnitten, man giebt ihm nämlich den sogenannten muscheligen oder mugeligen Schnitt; der in der üblichen französischen Kunstsprache „en cabouchon“ heißt. Er erhält entweder an beiden Seiten oder nur oben eine Wölbung. Der Schnitt „en cabouchon“ kann sich von der geringen Wölbung, welche man „goutte de suif“ nennt, bis zu einer bedeutenden Convexität erheben. Der Cabouchon-Schnitt ist im Allgemeinen besonders günstig für halbdurchsichtige oder nur durchscheinende Steine, welche ein eigenthümliches Farbenspiel, einen Lichtschein oder ein Irisiren (streifige Regenbogenfarben) besitzen, indem dadurch das Licht mehr gesammelt wird und auf einen kleinern Raum spielt; die Farben und der Glanz treten lebhafter hervor. Man schneidet den Opal zuweilen auch tafelsteinartig, d. h. oben und unten ziemlich platt und dann nach oben mit drei- oder vierseitigen Rand-Kanten, die aber nicht sehr scharf sein dürfen, da sich die Kanten des Steins wegen seiner Weichheit leicht abnutzen. Aus dem letzten Grunde muß man überhaupt mit ihm, auch beim Tragen, vorsichtig umgehen, ihn auch vor schnellem Temperaturwechsel hüten, indem er dadurch ziemlich leicht springt.

Der edle Opal wird wegen seiner geringen Härte auf einer bleiernen Scheibe mit Smirgel geschliffen, und auf einer hölzernen mit Trippel und Wasser polirt. Um seinen Glanz zu erhöhen, reibt man ihn zuletzt mittelst eines Stücks samischen Leders oder mit Wolle und Englischroth. Risse und Sprünge werden leidlich verdeckt, wenn man den Stein eine Zeit lang in Oel liegen läßt. Eine dauerhafte Remedur dieser Fehler ist aber damit nicht zu bewirken.

Man faßt den edlen Opal gewöhnlich in einen schwarzen Kasten, wie den Diamant, doch gibt man ihm auch wohl eine farbige Folie zur Unterlage, oder buntes Seidenzeug oder Pfauenfedern; auch setzt man ihn zuweilen auf Perlmutter. Dieses Alles, um sein Farbenspiel zu erhöhen. Schöne edle Opale umgibt man gerne bei der Fassung mit einem Rande von kleinen Diamanten, wodurch der Stein nicht allein in seinem Feuer gewinnt, sondern es gereicht ihm dieses überhaupt zur Zierde.

Ist das trachytische Gestein, in welchem der Opal vorkommt, fest genug und erscheint derselbe darin in nur kleinen Parthien, so wird jenes zu Dosen und verschiedenen andern Gegenständen verarbeitet, auch werden Schmucksteine, besonders für Armbänder und Brochen, daraus geschnitten. Man giebt ihm den Namen Opalmutter (Prime oder matrice opale). Es ist nämlich eine alte Ausdrucksweise der Bergleute und Mineralogen, diejenigen Gesteine, welche werthvollere Steinarten oder Erze eingeschlossen enthalten, die Mutter von diesen zu nennen. Auch taucht man die Opalmutter in Oel und setzt sie hierauf einem gelinden Feuer aus; das Ansehen wird dadurch gehoben, das Gestein wird nämlich durch den eingedrungenen kohligen Rückstand des verbrannten Oels schwarz, und dann treten die eingestreuten Opal-Punkte in einem prachtvollern, flammenden Farbenspiel hervor.

ren Zeiten hat man sich dieses Kunstgriffes bedient. Die alten Steine von solcher Fabrikation stehen aber in der Schönheit weit hinter jenen neuen zurück, welche in Paris gemacht werden.

Das überhaupt sehr reiche und auch mit kostbaren Edelsteinen ausgestattete Hof-Mineralien-Cabinet zu Wien enthält sehr schöne edle Opale. Es wird darin das schönste und größte in der Welt bekannte Exemplar aufbewahrt. Dieser Opal besitzt das herrlichste, vorwaltend grün und roth nuancirte Farbenspiel, wiegt ein Pfund und zwei Loth, ist unregelmäßig geschliffen, um seine Masse nicht zu vermindern, und frei von allem ansitzenden Gestein. Man hat seinen Werth auf mindestens 70,000 Gulden geschätzt. Natürlich ist es schwer, den Werth von einem solchen nur einzigen Exemplar gehörig zu würdigen, und daher kann man auch nichts dagegen einwenden, daß der Naturforscher Pulszky in einem Aufsatze über die ungarischen Opalgruben ihn gar zu zwei Millionen Gulden angeschlagen hat. Ein Amsterdamer Jude, ein Juwelenhändler, soll einmal eine halbe Million Gulden baar dafür geboten haben. Nach einer sehr wahrscheinlichen Nachricht ist dieser Opal unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia von dem Wiener Steinhändler Haupt, welcher ausgesandt wurde, um Feuersteine für das Aerar zu suchen, zu Czerwenitza bei Kaschau gefunden worden. Es scheint, daß der prachtvolle Stein lose im aufgeschwemmten Boden gelegen hat, also nicht auf der eigentlichen Lagerstätte der Opale vorgekommen ist, denn es umgiebt ihn an den nicht angeschliffenen Stellen eine gelbe Kruste, welche sich immer an denjenigen Opalen vorfindet, welche im lockern Boden sich finden. Man kann das schwere Steinstück nicht als Schmuck verwenden; dazu müßte es zerschnitten werden, welches ein unverzeihlicher Frevel wäre. Hoffentlich wird es immer die größte Zierde einer Mineraliensammlung bleiben. Der französische Naturforscher Beudant, dem wir sehr gute Nachrichten über das Vorkommen des edlen Opals verdanken, erwähnt eines daselbst aufgefundenen von der Größe eines halben Kronenthalers, wofür man 30,000 Gulden forderte. Die verhältnißmäßige Schönheit steigerte den Werth in solcher Weise, daß in Paris ein Stein von nur 5 Linien Länge mit sehr schönem rothen und grünen Farbenspiel mit 2400 Franken bezahlt wurde.

Napoleon's I. Familie hatte eine besondere Vorliebe für den edlen Opal, und die Gemahlin Murat's, ehemalige Königin von Neapel, besaß zu ihrer Zeit den schönsten Opalschmuck; man weiß nicht, in wessen Händen er sich jetzt befindet. Ganz besonders geschätzt und in ihrer Art ungemein prachtvoll sind die schwarzen edlen Opale, welche in ihrer dunklen Grundfarbe das rothe, dem Rubin ähnliche Feuer durchspielen lassen; eine schwarze, theilweise glühende Kohle giebt ein unvollkommenes Bild dafür ab. Zwei solcher Opale, die man einzig in ihrer Art nennt, sind im Besitze des Herrn von Fejervary, eines frühern Pächters der ungarischen Opalgruben. Opalmutter ist nicht theuer. Ringsteine davon verkauft man z. B. bis 10 Gulden. Größere Platten zu Tabatieren und dergleichen kosten verhältnißmäßig viel mehr.

Die Geschichte der ungarischen Opalgruben in Rücksicht ihrer Verwerthung spricht schon einigermaßen dafür, daß der Preis des edlen Opals in der neuern Zeit bedeutend gestiegen sein muß. Im Mittelalter war das Gebiet der Opalgruben im Besitze der Familie Keczer, welche aber wenig dort arbeiten ließ; die Güter dieser Familie wurden später wegen Theilnahme an hochverrätherischen Plänen von der Krone eingezogen, und seitdem stehen die Opalgruben der k. k. Hofkammer zu. Der Opal gehört nicht zum Bergwerksregale, und das Recht, ihn zu gewinnen, ist mit dem Grundbesitz verbunden. Früher und selbst noch unter dem Kaiser Joseph stand es Jedermann frei, gegen eine Abgabe von fünf Gulden eine Grube zur Opalgewinnung zu eröffnen. Vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts an wurden aber die Opalgruben verpachtet. Die ersten Pächter, Neumanyi und Koletsch, hatten die Benutzung auf sechs Jahre und bezahlten dafür jährlich 300 Gulden; darauf folgten noch mehrere andere Pachtungen, und dann gar ein gänzliches Erliegen der Gruben. Im Jahre 1817 übernahm Marcus Szentivanyi die Pachtung für 1000 Stück Ducaten jährlich. Hierauf trat abermals eine siebenjährige Periode ein, in welcher sich kein Unternehmer finden wollte. Im Jahre 1830 übernahm Georg von Fejervary die Gruben auf 15 Jahre gegen einen jährlichen Pachtschilling von 1025 Gulden. Sein Nachfolger war Goldschmidt, der gegenwärtige Pächter, welcher die Opalgruben auf 25 Jahre gegen die jährliche Pachtsumme von 10,600 Gulden in Benutzung hat. Goldschmidt hält ein Opallager zum Verkaufe in Wien. Die Gewinnung der Opale ist kostbar und die guten Funde sind ziemlich selten: daher haben sich auch früher mehrmals gar keine Pachtunternehmer finden wollen. Die Anzahl der in den Gruben beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf 100 bis 150; die beständigen Arbeiter sind vom Militairdienste befreit, und in dieser Beziehung mit den Bergknappen gleichgestellt. Wegen der starken Versuchung, gute Steine zu verschleppen, welches bei so kleinen Fundgegenständen sehr leicht möglich ist, wird eine strenge Controle ausgeübt. Die schlechten Opale, welche sich nicht zu guter Handelswaare eignen, werden auf der Grube gleich nach der Gewinnung in kleine Stückchen zerschlagen, damit sie nicht unbefugt zum Verkaufe gebracht werden und mit den guten Steinen in Concurrenz treten.

Früher war fast bloß Ungarn und zwar allein die Gegend von Czerwenitza (ungarisch: Vörös Vajas) im Saroser Comitat als Fundort schöner edler Opale bekannt, von mehr untergeordneter Art kamen deren allenfalls einige von den Faröer Inseln; sie sind aber hier so selten, daß der Opalsammler Graf Vargas Bedemar nur einige wenige hier vorgekommene Opale, die man edle nennen kann, erwähnt. Wenn in den Lehrbüchern der Mineralogie auch noch andere europäische Fundorte davon aufgeführt wurden, so haben diese nur sehr wenig Bedeutung; man kann ziemlich sicher annehmen, daß die dort gefundenen edlen Opale niemals zu eigentlichen Schmucksteinen verwendet worden sind; sie gaben in den Mineraliensammlungen, worin sie aufbewahrt werden, höchstens den Beweis ab, daß Spuren des edlen Opals auch noch an andern Stellen der Erde vorkommen. Es sollen z. B. edle Opale in einigen Basalten eingewachsen gefunden worden sein. Der Verfasser hat allerdings auch solche Opale gesehen, keiner aber hatte ein solches Farbenspiel, daß man daraus einen Ringstein hätte schneiden können. In neuerer Zeit sind indeß edle Opale in Guatemala in der Provinz Honduras und zwar zu Gracias a Dios unter ähnlichen Verhältnissen des Vorkommens, wie in Ungarn, nämlich auf Spalten oder sogenannten Gangräumen, im trachytischen Trümmergestein entdeckt worden. Sie sind sehr schön und stehen den ungarischen im Farbenspiele nicht nach. Ziemlich häufig werden sie jetzt nach Paris gebracht und hier zu guten Schmucksteinen verarbeitet.

Das Vorstehende erschöpft bei Weitem noch nicht dasjenige, was wir über den edlen Opal zu sagen haben; seine wesentlichen naturhistorischen Eigenthümlichkeiten stehen insbesondere noch zurück. Ehe wir uns aber darüber näher aussprechen, erscheint es angemessener, Einiges im Allgemeinen folgen zu lassen, welches sich auf die Natur aller Opale, d. h. auf sämmtliche Steine bezieht, welche der Mineraloge in die Gattung dieses Namens einordnet.

Die Gattung des Opals wird von neuern französischen Schriftstellern in „Quartz résinite“ und in „Quartz thermogène“ geschieden, eine Eintheilung, welche sich kaum festhalten läßt, weil sie auf verschiedenen Trennungsgründen beruhet. Der Name „Quartz résinite“ begreift nämlich die meisten Varietäten der Opalgattung, nämlich alle wasserhaltigen, wesentlich aus Kieselerde bestehenden Steinarten, welche einen harzartigen Bruch haben, wie das Harz keine Spur von regelmäßiger Theilbarkeit besitzen, d. h. sich nach keiner Richtung in ebene Blätter spalten lassen, und daher auch niemals in Krystallgestalten erscheinen. Dagegen sind unter „Quartz thermogène“ die in derselben Weise zusammengesetzten Steinarten begriffen, welche erweislich aus dem Niederschlage von heißen Wassern sich gebildet haben; sie sind meist von einer mehr erdigen Beschaffenheit, aber gerade dadurch sind sie ebenfalls ohne alles Krystallgefüge. Die im Namen liegende Unterscheidung kann nicht als eine haltbare betrachtet werden, da der „Quartz résinite“ wahrscheinlich in einer ähnlichen Weise erzeugt worden ist, wie der „Quartz thermogène“, nur ist dieses weniger sicher überall nachzuweisen. Der Ausdruck „Quartz terreux“, welcher für die letzte Abtheilung von den Franzosen gebraucht wird, ist sehr unbestimmt, und kann auch auf erdige kieselige Massen angewendet werden, welche kein Wasser enthalten. So mag also der einheitliche deutsche Name Opal für alle wasserhaltigen, kieseligen Steinarten sein altangestammtes Recht behaupten.

Der Opal in seiner Allgemeinheit, also nach allen seinen Abänderungen aufgefaßt, ist ohne alle Krystallisations-Spuren, meist derb, d. h. gestaltlos, oder eingesprengt, nämlich in kleinen Parthien in anderm Gesteine sitzend, oder dünne Adern, sogenannte Trümmer ausfüllend, seltener traubig, nierenförmig und knollig; auch als versteinertes Holz.

Er bricht nach dem mineralogischen Ausdrucke muschelig, d. h. seine Bruchflächen zeigen runde, muschelähnliche Vertiefungen, bis zum Ebenen sich verlaufend. Es giebt aber auch Abänderungen mit ausgezeichnet erdigem Bruche, welche als die unvollkommensten Ausbildungen zu betrachten sind.

Die festern Varietäten sind spröde, zerspringen nämlich beim Zerschlagen leicht in Splitter.

Seine Härte ist nicht sehr groß, am Stahle giebt er daher keine Funken und erhält leicht Ritze. Mineralogisch wird seine Härte, je nach den verschiedenen Abänderungen, höher als Apatit und geringer als Quarz bestimmt.

Seine specifische Schwere beträgt $1,_0$ bis $2,_3$, d. h. er verhält sich gleich diesen Zahlen zu der Dichtigkeit des reinen Wassers, wenn diese zu 1 angenommen wird.

Farblos, gewöhnlich gefärbt, oft mannigfaltig gefleckt und gestreift, und, wie schon erwähnt, bei dem edlen Opal mit einem sehr lebhaften Farbenspiel, welche hervorragende Eigenschaft sich auch aber minder ausgezeichnet bei dem Feueropal darstellt.

Seiner chemischen Zusammensetzung nach besteht der Opal wesentlich aus Kieselerde, gemischt mit 3 bis 13 Procent Wasser, mit kleineren oder größeren Beimischungen von Eisenoxyd, Kalkerde, Talkerde, Thonerde und Alkalien; die Quantitäten dieser Bestandtheile sind bei den verschiedenen Abänderungen abweichend. Der Opal ist eine allmählig erstarrte Kieselgallerte, und eine solche auf dem künstlichen Wege dargestellte kann ebenfalls eine größere

oder geringere Quantität Wasser enthalten. Das Wasser scheint darin theils chemisch gebunden zu sein und in soweit ist er ein wirkliches Kieselhydrat, aber auch dürfte Wasser als solches in kleinen Räumen in ihm eingeschlossen sein. Dem entsprechen auch die angestellten Versuche. Prof. von Kobell in München fand z. B., daß ein edler Opal aus Ungarn bei dem schwachen Erhitzen 7,5 Procent, und hierauf bei starker Rothglühhitze noch 3,44 Procent verlor. Die Opale sind unverkennbar auf nassem Wege gebildet durch die aus den Gebirgsgesteinen ausgeführte Kieselerde. Wenn sie auch vorzugsweise in und bei vulkanischen Gesteinen vorkommen, so beweiset dieses keineswegs ihre vulkanische Bildung, sondern nur, daß in jenen das Material enthalten war, aus welchem sie entstanden sind. Ihre Entstehung ist später als die jener vulkanischen Massen. Den evidentesten Beweis, daß sie kein Feuerproduct sind, liefert der Holzopal, bei welchem die Holzsubstanz nach und nach durch die Bestandtheile des Opals nur mit Hülfe des Gewässers ersetzt worden sein kann. Von dem Quarze unterscheidet sich der Opal in chemischer Hinsicht wesentlich nur durch seinen Wassergehalt.

In der That ist es O. Maschke in Breslau gelungen, aus Kieselgallerte Opale darzustellen. Er hat Kieselgallerte in Wasser und auch ohne dieses lange Zeit hindurch in verschlossenen Gefäßen erhitzt, wodurch die Gallerte völlig flüssig wird. Wenn nun diese flüssig gewordene Gallerte dem freiwilligen Abdampfen überlassen wird, so gewinnt sie eine dick syrupartige Consistenz, und erstarrt endlich zu Massen, welche die Eigenschaften des edlen Opals und des Hydrophans besitzen. Schon früher hatte Ebelmen opalartige Massen durch Verdunstung von Kieseläther erhalten, welche in der Mineralien-Sammlung des Jardin des Plantes zu Paris aufgestellt sind. Es mögen freilich alle diese künstlichen Opale den natürlichen in der Schönheit sehr nachstehen. Sie zeigen aber auf die Wege hin, welche die Natur zur Bildung dieser eingeschlagen haben wird.

Die Opale sind, wie die Kieselerde überhaupt, unschmelzbar. Von Kalilauge werden sie fast gänzlich aufgelöst. Je kleiner das specifische Gewicht, je größer die Zwischenräume in der Masse (die Porösität), desto größer ist die Löslichkeit.

Dieses mag für die allgemeine mineralogische Charakteristik aller Opale genügen, die übrigens in ihren Varietäten von der Natur nicht scharf abgegrenzt sind, sondern in einander übergehen, je nachdem der bezeichnende Charakter bei den einzelnen Exemplaren mehr hervor oder zurücktritt, so daß z. B., wenn das Farbenspiel in einem durchsichtigen Opale nicht vorhanden ist, er alsdann gemeiner Opal genannt werden muß. Ueber die einzelnen Abänderungen bleibt in dieser Hinsicht noch Folgendes zu sagen übrig.

Der edle Opal ist durchsichtig oder wenigstens durchscheinend, wird aber am schärfsten durch seine brennenden Farbentöne im Innern charakterisirt. Das farbige zurückstrahlende Licht rührt von vielen feinen Spalten, Rissen und Bläschen her, womit er erfüllt ist. Das Wasser oder die Luft, welche darin enthalten sind, brechen und reflectiren das Licht in verschiedenen Farben, und daher ist eigentlich die Schönheit des edlen Opals der ungleichförmigen Ausbildung seiner Masse zu verdanken. Die Erscheinungen lassen sich ähnlich wie diejenigen des Regenbogens erklären, nur sind sie, wenn auch schöner, doch minder regelmäßig als bei jenem. Indeß geben die sogenannten Flammenopale auch deutliche Farbenstreifen zu erkennen. Oft kann man, je nachdem dem Opale eine bestimmte Richtung gegen das Auge gegeben wird, eine vorwaltende Farbe zur Anschauung bringen, welche in eine andere sich umwandelt, wenn man dem Steine wieder eine größere oder geringere Neigung giebt. Eben geschliffene Opale zeigen dieses am besten, aber gerade darum schleift man sie gern mit gebogenen Flächen, um dem Auge gleichzeitig das Schauspiel von verschiedenen Farben darzubieten. Der englische Physiker D. Brewster hat die Opale mikroskopisch untersucht und gefunden, daß die farbigen Flächen parallel neben einander liegende kleine Poren oder Bläschen enthalten. Aehnliche Erscheinungen sind auch von dem Verfasser dieser Abhandlung ebenfalls mikroskopisch bei dem sogenannten Regenbogenachat beobachtet worden, welcher ebenfalls in Irisfarben spielt. Nach Brewster entsteht bei dem Opal die Verschiedenheit der Farben nicht allein durch die Neigung, welche die äußere Oberfläche des Opals auf die parallel liegenden Bläschen hat, sondern auch durch deren Ungleichheit in der Größe. Die Seifenblasen, das belustigende Spielwerk der Kinder, zeigen uns ähnliche Erscheinungen wie der edle Opal, und jeder durchsichtige, flüssige oder dichte Körper, welcher eine gewisse Dünnheit, aber dabei eine ungleichförmige Dicke hat und sich zwischen zwei durchsichtigen Mitteln anderer Art befindet, opalisirt, d. h. es strahlen verschiedene Farben aus ihm zurück. Ist aber seine Substanz von gleichförmiger Dicke, so hört das Farbenspiel auf; dann irisirt die Seifenblase nicht. Durch folgendes einfache Verfahren kann man das Opalisiren in einer größeren Regelmäßigkeit hervorrufen, als es bei dem Opale erscheint, nur sind die Farben blaß, wenig ausgezeichnet. Man drücke eine wenig convex geschliffene Glaslinse auf eine ebene

Glasplatte, so wird das Licht, welches durch die zwischen der Linse und der Glasplatte befindliche Luftschicht zurückgeworfen wird, mehrere ringförmige Farbenstreifen zeigen, die um einen schwarzen Fleck laufen, der mit dem Berührungspunkte beider Gläser correspondirt. Mehr nach der Peripherie der Linse hin werden bei der immer dickern Zwischenschicht von Luft die Farbenringe blasser und verlieren sich endlich ganz.

Der edle Opal von Ungarn kömmt auf Spalten und Klüften, aber auch in kleinen Hohlräumen eingewachsen im Trachyt-Conglomerat von Czernewitza (auf ungarisch Vörös Vajas) unweit Kaschau vor. Es sind vorzüglich die Berge Libauka und Dubnik, in welchen der bedeutende Bergbau zu seiner Gewinnung betrieben wird. Er kömmt zugleich mit gemeinem Opal, Halbopal und mit Hydrophan vor. Es begleitet ihn auch noch eine andere Art des Opals, welche wissenschaftlich Hyalith genannt wird und das Ansehen eines durchsichtigen Glases besitzt, aber als Schmuckstein nicht angewendet werden kann. Als ganz ausnahmsweise Erscheinung hat man Schwefelkies bei dem edlen Opale angetroffen. Man findet den edlen Opal zuweilen in einem halbweichen Zustande, und zwar in solcher Weise, daß er den Eindruck des Fingernagels annimmt. Erst an der Luft wird er fest, gerade wie eine im chemischen Laboratorium bereitete Kieselgallerte. Der weiche Opal soll farbenspielend sein, diese Eigenschaft aber beim Trocknen verlieren; er bekömmt Sprünge und zerfällt in kleine Stückchen, ohne aber im Wasser, wie der Hydrophan (hiervon später), sein Farbenspiel wieder zu erhalten. Auch ist mancher feste Opal schon beim Auffinden zersprungen oder er bekömmt erst nach einigen Tagen Risse, welches besonders bei dem milchweißen und glasartig durchsichtigen der Fall ist. In andern Fällen haben die Opale, so lange sie noch nicht ganz trocken sind, ihr eigenthümliches Farbenspiel, verlieren es aber beim längern Liegen an der Luft und erblassen für immer. In einer der dortigen Gruben findet man Spiesglanzkrystalle in Sternform in der Mitte der Opale. Alle diese Erscheinungen sprechen unverkennbar für seine oben angedeutete Entstehungsweise auf dem nassen Wege. In denjenigen Gruben, in welchen vitriolische Wasser vorhanden sind, findet man die Opale in einem ganz verwitterten Zustande.

Unter den übrigen Varietäten des Opals, welche noch zu Schmucksteinen angewendet werden, verdient der Feueropal die erste Stelle. Er hat bis jetzt nur eine sparsame Anwendung zu diesem Zwecke gefunden, ist aber dazu ganz so zu behandeln, wie der edle Opal. Der Feueropal hat zwar nicht das prachtvolle Farbenspiel von jenem, aber doch besitzt er eine Annäherung dazu, indem seine hyazinthrothe, in's honig- und weingelbe sich verlaufende Hauptfarbe einen carminrothen oder apfelgrünen Lichtschein zeigt. Alle Exemplare haben indeß diese Eigenschaft nicht. Zuweilen besitzt er baumförmige Zeichnungen und nicht selten wird er von vielen Sprüngen in größeren Stücken durchzogen. Das Mineraliencabinet der Universität Bonn besitzt ein Stück Feueropal von honiggelber Farbe von der Größe einer mittelmäßigen Faust. Schöner von Farbe sind aber Exemplare in der Berliner Universitäts-Mineralien-Sammlung; sie sind prachtvoll hyazinthroth und von A. von Humboldt aus Mexico mitgebracht worden. Unter dem Namen Zeasit wird von französischen Schriftstellern auch ein schwarzer, mit rothen und grünen Farben spielender Feueropal aus Mexico aufgeführt, welcher vielleicht mit dem oben erwähnten so sehr seltenen ungarischen schwarzen Opal übereinkommen dürfte.

In den Eigenschaften des Bruches, der Durchsichtigkeit, steht der Feueropal dem edlen Opale ganz gleich.

Mit diesem theilt er auch das Vorkommen in trachytischen Gesteinen, er sitzt auf Spalten in Nestern und Nieren in einer glasigen Abänderung des Trachyts (strahligem Perlsteine mit kleinen Kugeln von Sphärulit) zu Villa Seca unfern Zimapan in Mexico, wo ihn Sonnenschmid und von Humboldt aufgefunden haben. Er soll nicht häufig vorkommen. Man führt auch die Faröer-Inseln (Kollefjord) als Fundorte an, ferner aus früherer Zeit, die Kupfergrube High Rosewarne in Cornwall. Es ist zu bezweifeln, daß diese Feueropale irgend so schön sind, als die mexicanischen, und eben so wenig dürfte dieses bei den sogenannten Feueropalen der Fall sein, welche in Ungarn mit den edlen Opalen sich finden. Jedenfalls gehören die Feueropale mit grün reflectirendem Farbenspiel auf den Faröer-Inseln zu den größten Seltenheiten, da der Graf Bargas Bedemar, welcher die dortigen Lagerstätten speciell untersucht hat, davon nur ein Exemplar zu Gesichte bekam. Endlich wird auch noch Feueropal aus Washington County in Georgien erwähnt.

Der Feueropal ist noch wenig Gegenstand des Edelsteinhandels geworden, vielleicht nur, weil er schwierig zu beziehen ist. Man schleift ihn gewöhnlich „en cabouchon“ mit hoher Wölbung und dann nimmt er sich gut aus und wird ziemlich theuer bezahlt.

An den edlen Opal und Feueropal schließt sich deßhalb der Hydrophan am natürlichsten an, weil er wie diese ein oft sehr schönes Farbenspiel gewinnt, wenn er eine Zeit lang im Wasser oder anderen Flüssigkeiten gelegen hat. Er saugt nämlich die Flüssigkeiten begierig ein, entwickelt dabei eine Menge kleiner Luftbläschen, deren Stelle in dem Steine die Flüssigkeit einnimmt, wird nach und nach immer durchsichtiger und glän-

zender, verändert dabei seine Farbe und spielt zuletzt, ähnlich dem edlen Opal, im buntesten Gemische des Colorits; viele Hydrophane werden bloß durchsichtig, ohne alles Farbenspiel. Beim Trocknen erlangt er nach und nach sein altes unansehnliches Aeußere wieder. Manche Hydrophane bedürfen zu dem vollständigen Experiment nur wenige Minuten, andere einen ganzen Tag. Im gewöhnlichen Zustande ist der Hydrophan glanzlos, weiß, gräulich oder röthlich und giebt seine Porösität schon dadurch zu erkennen, daß er an der Zunge oder an der feuchten Lippe anklebt. Man hat wohl nur selten Ringsteine aus Hydrophan geschliffen. Man legt den Hydrophan auch in heißes Wachs oder Wallrath und läßt diese in den Stein eingedrungenen Substanzen darin erkalten. So zubereitete Steine nehmen Durchsichtigkeit und Farbenspiel erst dann wieder an, wenn sie so erwärmt werden, daß das darin enthaltene Wachs oder der Wallrath schmilzt. Beim Erkalten werden sie wieder opak. Man hat die so zubereiteten Steine Pyrophane genannt und sie früher als natürliche Mineralien ausgegeben, welche durch die Wärme durchsichtig werden. Auch läßt sich der Hydrophan künstlich mit Weingeistfarben, die in seine poröse Masse eindringen, bleibend färben. Jene Eigenschaften des Hydrophans, welche in früheren Zeiten große Bewunderung erregten, haben ihm mehrere seltsame Namen verschafft, z. B. Weltauge, Oculus mundi, Oeil du monde, veränderlicher Stein, Lapis mutabilis. Das erste (farbenspielende) Weltauge ist im Jahre 1667 von Robert Boyle der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London vorgezeigt worden. Leske sagt in seiner Uebersetzung der Mineralogie von Walerius (1781), daß das Weltauge bis auf die neuesten Zeiten in sehr hohem Preise gestanden habe und oft in großen Exemplaren zu 1200 bis 1800 Thaler verkauft worden sei. Große schöne Weltaugen-Exemplare sind auch wohl jetzt noch Seltenheiten, aber von Preisen, die irgend an jene reichen, kann nicht mehr die Rede sein. Man hat die Meinung aufgestellt, daß der Stein Pantarbas der Alten, von welchem Ctesias sagt, daß er, in Wasser geworfen, auf funfzig Edelsteine in sich nehme, der Hydrophan sei. Jene Ausdrücke sollen nämlich das Spiel der Farben von einer großen Anzahl Edelsteine andeuten. Die Erklärung bleibt indeß problematisch. Es wird der Hydrophan für verwitterten Opal angesehen, als einen solchen, der sein Wasser zum großen Theile verloren hat. In Ungarn soll der Hydrophan auf den Gruben des edlen Opals, vorzüglich auf den Halden gefunden werden und seinen Wasserverlust der Einwirkung der Atmosphäre verdanken. Sonst findet er sich in ausgezeichneter Schönheit zu Hubertsburg in Sachsen in mandelsteinartigem Thonstein, als Ausfüllung einzelner Räume, auch in Spalten in Quarz. Die Faröer-Inseln nennt man ebenfalls als Fundorte derselben.

Zu Hubertsburg soll der Hydrophan auch zuweilen weich gefunden und erst an der Luft fester werden, welches gut demjenigen entspricht, was von der Entstehung der Opale im Allgemeinen und speciell bei dem edlen Opale erwähnt ist. Der weiche Hydrophan kann in einem solchen Falle eine noch nicht vollends fest gewordene Kieselgallerte sein, in anderen Fällen mag er aber ein edler oder gemeiner Opal sein, der das Wasser, welches er enthielt, zum Theil wieder eingebüßt hat.

Der gemeine Opal unterscheidet sich wesentlich nur dadurch von dem edlen, daß ihm das Farbenspiel mangelt; sonst ist er auch wie dieser durchscheinend oder durchsichtig und oft mit einem ausgezeichneten Wachsglanze begabt. Er tritt in einer großen Anzahl von Farben auf und mit Bezug auf dieselben werden ihm manche besondere Namen gegeben. Das folgende Verzeichniß seiner Farben erschöpft diese nur dürftig: milchweiß (Milchopal), gelblich-, gräulich- und röthlich- und grünlichweiß; wachs-, ocker- und weingelb (Wachs- oder Pechopal, auch Telkobanyer Stein nach seinem Fundorte); fleisch- und ziegelroth, öl- und olivengrün (Prasopal oder Chloropal). Zuweilen zeigt er baumförmige Zeichnungen (Dendritenopal), von Mangan und Eisen herrührend, welche Substanzen entweder in die weiche, noch in der Bildung begriffene Masse, oder in Spalten und Risse derselben eingedrungen sind und sich auf und in derselben als zarte, ästige und moosartige Zeichnungen fixirt haben.

Er findet sich ziemlich massig in Tropfsteintraubigen, Nieren- und Knollen-Formen. Manchmal ist er mit Asbestfasern durchzogen (Amianthopal). Er gehört keineswegs zu den Seltenheiten, und man kann sich im technischen Sinne nur erlauben, ihn einen Halbedelstein zu nennen. Er wird seiner schönen Farbenabänderung wegen zu Ring- und Siegelsteinen, zu Stockknöpfen und dergleichen verarbeitet.

Man kann eine sehr große Anzahl Fundorte von ihm anführen, es mögen aber hier nur einige angeführt werden. Besonders schön sind die wachsgelben von Telkobanya in Ungarn. Der apfelgrüne (Chrysopal), welcher seine Farbe wie der mit ihm vorkommende Chrysopras einer Beimischung von Nickeloxyd verdankt, kömmt von Kosemütz in Schlesien; er findet sich dort zusammen mit milchweißem Opal (Milchopal). Ausgezeichnet sind ferner die gemeinen Opale, welche mit Kalcedon streifweise verbunden auf Spalten und in Blasenräumen von Mandelsteinen auf den Faröer-Inseln und auf Island vorkommen. Ein schön rosenrother findet sich zu Mehun bei Quincy; seine Farbe soll von

einer beigemischten organischen Substanz herrühren.

Halbopal wird derjenige Opal genannt, welcher nur noch an den Kanten dünner Stücke durchscheinend ist; sein Glanz pflegt etwas geringer zu sein, als beim gemeinen Opal. Er tritt in ähnlichen, aber noch mannigfaltigeren Farben-Nuancen auf, als der gemeine Opal, oft mit Streifen sehr verschiedener Farben.

Er pflegt noch viel massiger zu erscheinen, als der gemeine Opal und ebenfalls in den Formen, die jener besitzt. Die Stücke von schönen Farben werden zu Ringsteinen, Uhrschlüsseln und dergleichen geschliffen. Diejenigen Varietäten, welche verschiedenfarbige Streifen haben, sind zuweilen zu Cameen geschnitten worden. Seine große Sprödigkeit ist Ursache, daß man ihn zu allen jenen Zwecken nur wenig verwendet.

Seine Fundorte sind außerordentlich zahlreich, Einige, welche ganz besonders schöne Varietäten liefern, sind: die Faröer-Inseln, Steinheim bei Hanau, wo er auf Spalten des Basalts vorkömmt; Ungarn an vielen Punkten; Insel Elba; in Mexico ebenfalls an vielen Orten.

Der Holzopal schließt sich zugleich an den Halbopal und an den gemeinen Opal an, denn es ist die Masse dieser beiden, wodurch Holz versteinert ist. Die Holztextur ist daran mehr oder weniger und oft sehr vollständig zu erkennen; nicht selten auch die Jahrringe. Man findet Stammstücke, Astknorren u. s. w. Unweit Kremnitz in Niederungarn hat man einmal einen so großen Stamm angetroffen, daß acht Ochsen nöthig waren, um ihn wegzuführen. Braune, schwarze, gelbe und weiße Farben sind bei ihm vorherrschend, oft geflammt gezeichnet nach der Richtung der ehemaligen Holzfasern.

Der Holzopal wird zu manchen Gegenständen verarbeitet, besonders zu Dosen.

Ungarn und das Siebengebirge in Rheinpreußen bieten besonders schöne Varietäten von Holzopal.

Der Kascholong oder Cacholong (ein Wort mongolischer Abstammung, welches seinen Hauptfundort bezeichnet, nämlich Cach, der Name eines Flusses in der Bucharei, und Cholong d. h. Stein), oder Perlmutteropal, ist milch-, röthlich- oder gelblichweiß. Sein, doch oft nur geringer, Perlmutterglanz zeichnet ihn unter den Opalen besonders aus; auch ist er durchscheinend. Er kommt in ähnlicher Weise wie gemeiner und Halbopal vor. Oft durchdringen ihn zarte baumförmige Zeichnungen, die sich im Schnitt gut ausnehmen.

Man verwendet ihn vorzüglich zu Ringsteinen, zu Arm- und Halsschmuck. Bei den Juwelieren und Steinhändlern heißt er wohl Kalmuckenstein. Die Kalmucken machen aus ihm Götzenbilder, Theetassen und dergleichen. Auch im Alterthum hat man Cameen daraus geschnitten, ihn selbst zu kleinen Statuen verarbeitet. Es giebt manche Kascholonge, welche die Eigenschaften des Hydrophans besitzen. Wenn man auf einen solchen heiß gemachten Kascholong mit geschmolzenem Wachs Figuren malt, so sind diese auf dem kalten Stein unsichtbar; sie erscheinen aber durchsichtig, wenn man ihn erwärmt und in Wasser legt. Eine solche sympathetische Malerei soll auf dem berühmten sogenannten Kalcedon des Aldrovand gewesen sein, welcher im Wasser das Bild eines weißen Schwans zeigte.

Außer dem Flusse Cach in der bucharischen Kalmückei, in dessen Nähe er sich lose im Sande findet, sind vorzüglich die Faröer Inseln als Fundorte derjenigen Abänderungen zu nennen, welche verarbeitet werden können.

Der Jaspopal oder Opaljaspis, auch Eisenopal genannt, steht unter allen seinen Verwandten als Schmuckstein am tiefsten. Er kömmt meist in knolligen und plattenförmigen Massen vor, ist grau, gelb und roth von Farbe und völlig undurchsichtig. Er ist stark mit Eisenoxydhydrat oder Eisenoxyd gemengt, daher auch unter allen Opalen der schwerste. Es gibt Varietäten, welche beinahe zur Hälfte aus Eisenoxyd bestehen. Er ist oft matt, doch auch fettglänzend und nimmt meist eine gute Politur an.

Tokay, Telkobanya, Detwa, Eperies und andere Orte in Ungarn liefern davon schöne Varietäten, aber besonders auch das Siebengebirge in Rheinpreußen.

Er wird wenig zu kleinen Bijouteriegegenständen, in der Türkei zu Säbel- und Dolchgriffen gearbeitet. Er hat einen sehr geringen Werth.

Dies sind nun noch nicht die sämmtlichen Mineralien, welche zur Gattung Opal gehören, alle die übrigen und vorstehend nicht genannten lassen sich aber nicht zu Schmucksteinen verarbeiten. Einige derselben sind zwar fest, wie der Hyalith und der Menilit oder Leberopal, aber der erste, welcher in der Form von gummiartigen Krusten oder in durchsichtigen auf andern Gesteinen aufliegenden harten Tropfen, in ihrer glasartigen Klarheit Wassertropfen ähnlich, sich findet, ist zu spröde, um verarbeitet zu werden, und gewährt auch kein schönes Ansehen, welches noch weniger bei dem leberbraunen matten Menilit der Fall ist. Die andern Mineralien, welche, nach ihrer chemischen Zusammensetzung aus Kieselerde und Wasser, sich noch an die Opale anschließen, sind sogar von erdigem Gefüge und völlig unscheinbare Dinge, nämlich der Kieselsinter und der Kieseltuff, welche aus heißen Quellen, besonders auf Island aus den Wassern der säulenartig hoch aufsprudelnden Geyser beständig abgesetzt werden, bei diesem

Hergange auch nicht selten Baumblätter, Moos und dergl. in ihre Masse einwickeln, und die Kieselguhr, das Bergmehl, die Infusorienerde und der Polirschiefer, welche von anderer Seite ein großes naturhistorisches Interesse darbieten, da sie wesentlich aus den Panzern von thierischen Geschöpfen der kleinsten mikroskopischen Art, aus den steinigen Hüllen von sogenannten Infusorien zusammengesetzt sind, fallen sämmtlich außerhalb des Kreises unserer gegenwärtigen Betrachtung von bestimmtem Ziele. Praktisch gegriffen, sind von den näher besprochenen Opalen der edle und der Feueropal eigentlich nur allein Edelsteine; den Hydrophan würde man nach seiner eigenthümlichen Natur vielleicht nur einen unpraktischen Edelstein nennen können. Der wissenschaftliche Mineraloge nimmt aber, nach seiner Anschauungsweise, von Rechtswegen Anstand, jene wesentlich kieseligen Mineralien mit dem Saphir, dem Rubin, Smaragd, Topas u. s. w. in die gerundete Sippschaft der Edelsteine zu bringen, und noch weniger kann er dieselben zu dem Diamant stellen, der sich als verdichtete Kohle zu den Inflammabilien ordnet. Er reihet die schönen Opale zunächst an den gemeinen Quarz an. Bei den Alten aber, welche den Begriff der Gemmen sehr ausgedehnt annahmen, hätten nicht bloß der edle Opal, der Feueropal und der Hydrophan als Gemmen gelten müssen, sondern auch der gemeine Opal, der Halbopal, der Holzopal, der Kascholong und Jaspopal oder Opaljaspis wären von ihnen als Gemmen zu betrachten gewesen, weil sie als Schmucksteine, wenn auch zum Theil von untergeordneter Art, zu verarbeiten sind.

Es ist dieses eine vielleicht fast zu ausgeführte Erörterung über den Schmuckstein der Mode, den prachtvollen edlen Opal, aber er dürfte sie seiner hervorragenden Schönheit wegen verdienen. Die wechselnden harmonischen Farbentöne, welche als eine wahrhafte Augenmusik bei günstiger Beleuchtung einem ausgezeichneten Opal-Solitaire entstrahlen, lassen es ebenso natürlich als verzeihlich sein, wenn dem Beschauer dabei die alte deutsche Weise durch den Sinn geht:

„Wer das gesteine hätte
Und sulch wunder tete."

Von Madeira
über Portugal nach dem südlichen Spanien.

Hafen von Funchal.

Es kann keinen wohlthuenderen, erfreulicheren Eindruck geben, als der erste Blick auf die Küste dem ermüdeten kranken und halbtodten Schiffahrer gewährt. So wirkt die Erscheinung der Stadt Funchal auf Madeira mit ihren Festungswerken und Thürmen, welche die Felsen krönen und die Berge aufsteigend bedecken, auf den durch Stürme und Wellen zerschlagenen Ankömmling.

Aber welch ein gewaltiger Unterschied bietet sich dem Auge sogleich in der Erscheinung der äußeren Natur dar! Während in Europa die gelben Blätter bereits den Boden bedecken, haben hier die Bäume ihr frisches Laub und die Erde ihr saftiges Grün bewahrt und Blumen aller Art erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. Hügel mit Weinpflanzungen bedeckt und Gärten voll reifender Früchte erquicken das Auge, während die malerische Kleidung der Einwohner und ihr ernst freundliches Willkommen den Geist erhebt und erheitert.

Der Boden von Madeira bringt die tropischen Früchte, Orangen, Pommeranzen, Bananas, Guaves, Citronen und Oliven und neben diesen viele Erzeugnisse der kälteren Zonen hervor. Der reiche Fischfang, das Wild der Berge, das vortreffliche Vieh, das vielerlei verschiedenartige Geflügel versorgen die Insel mit reichem Ueberfluß. Das Kostbarste, was Madeira hervorbringt, ist jedoch sein weltberühmter Wein. Dieser Wein hat große Thaten hervorgerufen, denn wie manches bedeutende Ereigniß wurde unter seinem Einfluß ausgeführt oder beschrieben. Er hat des Dichters Gehirn entflammt, des Redners Zunge erwärmt und des Unglücklichen Herz erfreut! Ein Glas von ihm vereint die Menschen; Fremde von den entgegengesetzten Theilen der Erde, die sich nie vorher gesehen hatten, umarmen sich und schwören sich ewige Freundschaft beim vollen Glas Madeira. Er umkränzt die glücklichen Tage und verhüllt das Leid des vom Unglück Betroffenen.

Häufig sieht man die Träger der großen, mit dem köstlichen Getränk gefüllten Ziegenschläuche, wenn sie dieselben nach dem Markt oder nach den Lagerhäusern tragen, ermüdet neben ihrer Last niedersitzen und diese auf einen Felsenvorsprung oder Baumstumpf legen. Dann entkorken sie die Oeffnung und je leichter ihre Bürde wird, um so leichter wird es ihnen ums Herz, so daß es, bis sie nach Funchal kommen, oft fraglich geworden ist, ob der Schlauch oder der Mann voll des köstlichen Weins ist. Sicherer ist der Transport in Fässern, welche auf Schleifen geladen und von Ochsen gezogen werden. Wagen können auf der Insel wegen ihrer abschüssigen Formation nicht gebraucht werden, und eine andere Ursache ist die, daß die Wege sämmtlich mit ganz kleinen festen Steinen gepflastert sind. Diese widerstehen den im Winter vorkommenden Ueberschwemmungen, von denen vor mehren Jahren eine viele Häuser mit allen Einwohnern im Meere begrub. Solche Ueberschwemmungen sind oft furchtbar, wenn sie unvorhergesehen kommen und sie würden die Wege gänzlich zerstören, wären diese nicht durch die vorher genannten kleinen Steine dicht bedeckt.

Ueber diese gleiten die Schleifen gleich Schlitten, die über die mit Schnee bedeckte Erde fahren, leicht dahin, und die Thiere gehen bequem und sicher auf ihnen, als wären sie ihrer kostbaren Last sich bewußt. Die Sprache der Treiber dieser Ochsen, wenn sie mit ihren vierbeinigen Gefährten reden, ist ein ungeschriebener aber sehr ausdrucksvoller Dialekt. Die Thiere verstehen und befolgen ihn sehr genau. Obgleich diese Sprache für einen Ausländer einen schrillenden und unangenehmen Klang hat, übt er doch auf die Thiere einen außerordentlichen Einfluß, denn er wirkt mehr als selbst die Berührung des Treibstocks.

Madeira ist auch wegen seines gesunden Klimas berühmt. Unsterblichkeit ist zwar dort, trotz der vielen Versuche sie zu erreichen, noch nicht gefunden worden; jedoch sind vielleicht an keinem Orte der Erde die Einwohner so selten von Krankheit berührt als hier. Sie wachsen auf wie reifende Früchte und werden selten vor der Zeit oder gar auf gewaltsamem Wege wie in andern Gegenden gebrochen. Die Hauptursache für das hohe Alter der Eingebornen ist die belebende und gesunde Luft. Diese hat ebensowohl eine befruchtende wie eine erhaltende Kraft und trägt nicht allein dazu bei, die Menschen auf der Erde zu erhalten, sondern auch, sie auf dieselbe zu bringen. Schaaren von Kindern sieht man täglich gleich jungen Küchlein ihren Müttern nachfolgen, sich an ihre Röcke hängen, um ihre Füße herumfallen, oder neben ihnen

Lastträger.

herkriechen, wobei ihr Alter selten mehr als die gebräuchlichen Monate von einander verschieden ist. Diese Fruchtbarkeit erstreckt sich nicht nur auf die Eingebornen, sondern theilt sich auch den Fremden mit, wovon folgendes Beispiel Zeugniß giebt: Als die Engländer während des napoleonischen Krieges in Funchal als Alliirte mit Portugal garnisonirten, lagen zwei Regimenter daselbst. Viele Soldaten brachten kinderlose Frauen mit; aber sie kehrten alle als Väter zurück, obgleich einige der Frauen jahrelang unfruchtbar gewesen waren.

Die Scenerie von Madeira bietet die größte Abwechslung. Berge, Felsenvorsprünge, Schluchten und Abhänge, alles scheint von der Natur

Gebirgsweg auf Madeira.

geschaffen, als sie noch von nächtigem Chaos umfangen war. Manche Stellen sind großartiger in ihren Verhältnissen als viele berühmten Gegenden, aber es fehlt ihnen meistens die Rundung. Es gibt übrigens viele entzückende Aussichten auf Madeira, welche wohl vom Landschaftsmaler berücksichtigt zu werden verdienten. Die Gebirge sind dort nicht so zugestutzt wie die Schweizerberge, aber sie haben mehr bestimmten Charakter. Sie haben keine Gletscher, aber sie zeigen eine malerische Größe, welche man vergeblich auf den Schweizerbergen sucht, die von den Eisfeldern bedeckt sind. Der Mont-Blanc ist allerdings höher als irgend ein Berg auf Madeira, denn der Pico Ruivo, der höchste daselbst, ragt wenig mehr als 6000 Fuß über den Meeresspiegel, aber eine solche ungeheure Masse bietet wenig Schönes. Dagegen ist die Aussicht von dem Gipfel des Pico Ruivo jedenfalls malerischer und imposanter als von den Schweizerbergen. Von diesen sieht man nur ein endloses Meer von Schnee, durch einzelne hervorragende Hügel unterbrochen, aber von dem Gipfel des Pico Ruivo überschaut man einen großen Theil des immer bewegten Oceans und hat in der Nähe eine reiche Abwechslung von erquickenden Ansichten. Mitten im Golf sieht man Felsen, die mitunter 1000 Fuß aus dem Wasser in die Höhe ragen, darunter die Hauptschönheiten von Madeira, der Curral, ein ungeheurer Hügel mit überhängendem Gipfel, die Torriubus, so genannt wegen der genauen Aehnlichkeit mit Festungswerken und Thürmen, und die **Peuhe d'Aguia**, ein Felsen, der plötzlich aus dem Meere 2000 Fuß in die Höhe ragt; alles dies kann man von der Höhe des Pico Ruivo deutlich unterscheiden.

Wie sich in der Welt stets Vorzüge und Mängel begegnen, so auch findet sich in Madeira neben dem vielen Vortrefflichen ein großer Nachtheil. Die dortigen Weine und Früchte sind köstlich und das Klima ist ausgezeichnet, aber die Frauen sind durchaus nicht reizend. Die Natur hat hier ihre gewöhnliche Ordnung umgekehrt und ihre Hand züchtigend auf das schöne Geschlecht gelegt. Die Männer sind hübsch, wohlgebaut und anziehend, aber das schöne Geschlecht rechtfertigt im Allgemeinen

wenig seinen Titel. In den höheren Klassen findet sich, bevor das fatale embonpoint eintritt, ausdrucksvolle Schönheit; Augen und Haare sind oft sehr reizend; aber unter den niedern Klassen ist der Mangel an persönlicher Auszeichnung wirklich traurig zu nennen.

Von Madeira gelangt man leicht nach Lissabon, da dies der gelegenste Hafen für Madeira, wie Madeira entsprechend für Lissabon ist. Zwei genügende Gründe zu einem Besuch. Die Stadt Lissabon liegt auf ihren drei Hügeln am Tajo. Vom Meere aus gesehen, bietet sie mit ihrer terassenförmigen, mit den üppigsten Gärten und Anpflanzungen bekleideten Umgebung, dem belebten Hafen, in welchem sich die Schiffe aller Nationen zusammenfinden, einen erhabenen, schönen Anblick.

Die erste Frage an einen Fremden, bevor es ihm erlaubt ist, daselbst an das Land zu gehen, heißt: Haben Sie Seife bei sich? — Dies ist keine Uebertreibung, sondern einfache Wahrheit, und die Frage entsteht keineswegs aus Rücksicht für das Wohl der Fremden, sondern lediglich aus der ängstlichen Vorsicht, daß dieser Artikel nur als dortiges Fabrikat verbraucht werde. Man hat nur die Wahl, entweder gar keine Seife oder solche aus einer Lissaboner Fabrik zu gebrauchen, denn die Seife ist ein Monopol und in ihr steckt ein Theil des öffentlichen Lebensunterhaltes für alle Einwohner vom König bis zum Nachtwächter. Das kleinste Stückchen kann beim Eintritt in die Stadt die größten Schwierigkeiten verursachen, und wenn es auch gelingt, mit der Seife durchzukommen, so verursacht ein anderer Gegenstand neue Schwierigkeiten. Dies ist Tabak, ein weiteres Monopol, welches noch strenger aufrecht erhalten wird. Eine Uebertretung der Gesetze in dieser Hinsicht wird strenger bestraft als ein wirkliches Verbrechen. Das letztere kann durch den König verziehen werden, das erstere steht außer seiner Gnade, denn das Gesetz hat sich das Monopol für die Bestrafung der Vergehen gegen seine desfallsigen Bestimmungen vorbehalten. Die Geschichte von Portugal ist malerischer als sein äußerer Anblick. Hat man Cintra besucht und den Geist mit der angenehmen Erinnerung an einen der schönsten Orte der Schöpfung erfüllt, Batalha, mit der herrlichsten Kirche in Portugal und einer der schönsten in der ganzen Halbinsel gesehen, ferner Mafra, woselbst Palast, Kloster und Kirche in einem ungeheuren Gebäude sich finden, dessen Räume, wie man sagt, 10,000 Mann beherbergen können, — so hat man alles Sehenswerthe in Portugal durchforscht. Das einzige, was noch übrig bliebe, wäre Oporto, dessen weltberühmter Wein in letzter Zeit etwas in Mißgunst gefallen ist. Oporto ist nach Lissabon die bedeutendste Stadt in Portugal. Sein Handel mit Portwein hat sich zwar in neuester Zeit beträchtlich vermindert, doch werden immer noch jährlich mehr als hunderttausend Ohm davon versendet. Auch viele Branntweinbrennereien sind daselbst errichtet. Die Stadt liegt an beiden Ufern des Duero, nur etwa eine Viertelmeile von dessen Mündung in den atlantischen Ocean entfernt.

Die leichteste Art von Portugal nach Spanien zu kommen, ist vermittelst des Dampfboots von Lissabon, wobei man Cadix am Tage nach der Abreise berührt. Obgleich Portugal nicht ohne anziehende Punkte ist, so gleicht der plötzliche Eintritt in Spanien doch dem Uebergang von einem traurigen, düstern Novembertag in den sonnigen Mai. Alles scheint so frisch und blühend, auf jedem Schritt trifft man nur heitere Erscheinungen; Kleidung, Sitten und Haltung, die Würde der Männer und die Schönheit der Mädchen, alles hält Auge und Geist in einer fortwährenden Aufmerksamkeit. Die Guitarre und die Castagnetten, zärtliche Blicke und reizende Füße werden überall gehört und gesehen. Die Alameda in Cadix, oder der öffentliche Spaziergang an den Ufern der See, ist der Ort, wo alle möglichen Belustigungen stattfinden. Hier schreiten die Damen in reicher Kleidung, die nationale Mantille kokett von den dunklen Haaren niederfallend, über die aufblühenden Blumen hin und ihr glänzendes schwarzes Auge, die runden schwellenden Formen und das verlockende Lächeln bezaubern Jeden, der in ihrer Nähe weilt.

Cadix wurde in Spaniens glänzenden Tagen gebaut, als die reichbeladenen Galeonen ganze Ladungen von Gold aus ihren transatlantischen Besitzungen brachten, und seine Architektur spiegelt noch heute den Reichthum jener herrlichen Tage. An der Kathedrale, welche eine der prachtvollsten in Europa ist, wurde zwei Jahrhunderte lang gebaut und jeder Monarch gab seinen Tribut zu ihrer Vervollständigung und Ausschmückung.

Niemand kann Cadix verlassen ohne zu wünschen, daß er wiederkehre. Ein ganzes Leben würde nicht dazu hinreichen, seine Schönheiten auszuforschen.

Xeres liegt nahe bei Cadix, ungefähr zwei bis drei Stunden davon entfernt. Es ist eine alte Stadt, eine der ältesten in Spanien. Sein Wein hat mit dem Madeira und Portwein unter dem Einfluß der Aufklärung gelitten. Unsere barbarischen Zeiten wollen nichts mehr von den menschenfreundlichen Wirkungen der Traube wissen, und sind so unduldsam gegen tüchtigen Trunk wie gegen Dummheit!

Während der Wein von Madeira die Einbildungskraft bereichert, Portwein den Verstand schärft, erheitert der Sherry die Laune. Er giebt dem Witze Salz und schärft den schnei-

denden Dolch des Spottes. Gewichtige Predigten können nach einer Flasche Portwein gehalten werden, manches Gedicht entsproß dem Madeira, während geistreiche Gedanken und heitere Scherze den Sherry umgaukeln, wie Bienen die Lippen des Plato.

Die Weingärten und Felder von Xeres sind meistens durch Cactus und Aloehecken eingeschlossen. Letztere finden sich seltener, weil sie absterben wenn sie geblüht haben, während die ersteren immer neu ausschlagen und fast von ewiger Dauer sind.

Von Xeres gelangt man auf einem Umweg über den Quadalquivir nach Sevilla. Dieser Strom trug einst die Phönizier, die Karthager, die Römer, die Araber und die Gothen, jede dieser Völkerschaften im Triumphzug, und die Ufer zitterten unter den Tritten der Heerschaaren von Hannibal, Cäsar, Tarik und San Ferdinand. Sevilla erscheint auf den ersten Blick wie ein Feenreich. Moscheen und Minarets, Klöster und Kirchen ragen zwischen Gruppen von Orangebäumen, Palmen, Oliven, Akazien und Magnolien, welche die Ufer des Flusses bedecken, hervor. Man landet entzückt von der Schönheit der Stadt und verläßt sie ebenso. Wenn die Mädchen von Cadix hübsch sind, so sind die von Sevilla entzückend. Sie sind weit liebenswürdiger und graziöser, haben mehr Leichtigkeit im Gange und mehr Offenheit. — Seht auf Dolores, wenn sie in der Kirche kniet. Sie hat sich auf dem Marmorboden in die Kniee gesenkt und beugt ihr Haupt in Demuth; der erste Strahl der Morgensonne bricht durch das gemalte Glas und

Dolores.

alle Dinge erscheinen im reizenden Halbdunkel. Die Augen der Betenden sind vom Ausdruck der Liebe und Ergebenheit beseelt uud machen sie einer Madonna von Murillo ähnlich, die das Ideal der Anmuth und natürlichen Liebenswürdigkeit personifizirt.

Die spanischen Nationaltänze sind höchst interessant. Der Fandango, von gewandten Männern und zierlichen Mädchen getanzt, ist eine in Musik gesetzte und in Bewegung ausgeführte Liebesscene. Der Tänzer begleitet seine Schritte mit den Castagnetten, diesem einfachen Instrument, das in der Hand des Andalusiers so heiter und lebendig klingt. Er nähert sich dem Mädchen, während dieses in einer halb weigernden, halb einladenden Bewegung sich zurückzieht. Er verfolgt sie, sie flieht wie erschreckt, seine Haltung und Geberde drückt Hoffnung aus, die ihrige verstellte Weigerung, seine Mienen sprechen von Ueberredung, die ihrigen weisen jede Anmaßung zurück; sein Auge verräth Verlangen, das ihrige ein sanftes Schmachten, das ihn ermuthigt. Nach unzähligen Bemühungen auf der einen Seite und zögerndem Nachgeben auf der andern, folgen bewundernswerthe Annäherungen und nicht weniger schöne Weigerungen; Versprechungen und Bitten werden leidenschaftlich dargebracht und heiter oder heftig zurückgewiesen. Endlich scheint sich das Mädchen, halb und halb besiegt, ergeben zu wollen und das Paar nähert sich einander. Zuerst geschieht dies mit zögernden Schritten, dann mit rascher Bewegung und zuletzt mit Heftigkeit; Musik und Wendung erklären die verschiedenen Phasen der Leidenschaft, bis ihre Arme sich in einander schlingen und ihre Lippen sich berühren.

In ganz Andalusien gilt der Majo als eine Art öffentlicher Charakter. Er ist ein Stutzer von der besten Sorte. In lustiger Manier, gewandter Sprache und verliebten Abenteuern übertrifft er alle Stutzer anderer Gegenden. Eine kurze Jacke mit Aermeln, die mit

Majo.

rothem Sammt ausgeschlagen sind, und Silbertroddeln, welche über die Schulter geworfen werden, Hosen von Sammt, mit doppelten Reihen von Silberknöpfen bis zum Knie geschmückt, eine Weste mit Silberstickerei, ein gesticktes Hemde, Halsbinde à la Byron, eine Tasche vom feinsten Leder mit Seide gefüttert, zwei weiße Taschentücher, welche aus den beiden Taschen der Jacke heraussehen, das ist das Costüm des Majo. Seine Sprache ist von einem tiefen Klang und er spricht stets mit ungeheurem Selbstgefühl. Er ist der Freund aller Stierfechter, der Kenner aller Fechtgesetze, der Neid der armen Teufel, ein großer Prahler und gewöhnlich eine feige Memme.

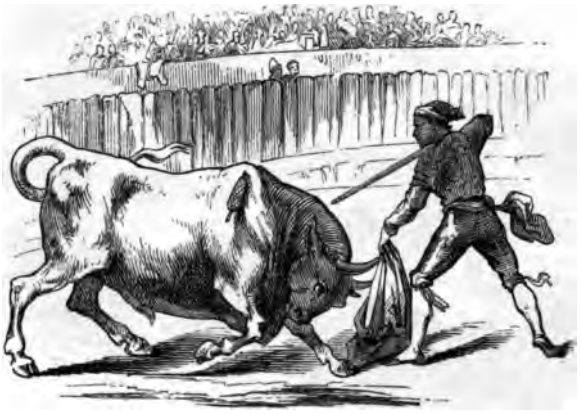
Cordova ist allein seiner Moscheen wegen der Mühe eines Besuches werth. Unter der Omaia-Dynastie der Araber war es der Sitz der Künste und des Geschmacks, während das übrige Europa noch in Dunkelheit schmachtete. Die berühmte Moschee bezeugt noch den ungeheuren Reichthum und den lebendigen Geist dieser wunderbaren Nation. Unter der Wiedereroberung der Spanier zerfiel Cordova und ist nun gleich vielen Städten in Spanien nur noch bemerkenswerth durch seine Ruinen. Um von Cordova nach Sevilla und von da nach Cadix zurückzukehren, verfolgt man die westliche Küste von Spanien bis Gibraltar. Auf diesem Wege berührt man Ronda, die berühmte maurische Bergfestung. Um die dortigen Sehenswürdigkeiten, — der Ort ist unter anderen berühmt dafür, daß die ausgedehntesten Stiergefechte daselbst stattfinden —

Der Führer.

zu besichtigen, ist ein Führer nothwendig, und dem Princip nach, daß ein Dieb den andern verräth, hat man einen zurückgezogenen Banditen mit diesem Geschäft beauftragt. Der schwere, steile und sogar gefahrvolle Weg nach der Casa del Rey Moro wurde uns durch die

Ronda.

glänzenden Erzählungen dieſes Burſchen und ſeine witzigen Einfälle bedeutend gekürzt. Ronda iſt gleich einem Adlerneſte auf einem Felſen erbaut; es iſt durch die Waſſer des Quadiano eingeſchloſſen, und nur ein ſchmaler, ſteiler Pfad führt zu der alten, abgeſchloſſenen mauriſchen Feſtung. Ein 600 Fuß tiefer Abgrund umgiebt die Hügel, auf welchen die Feſtungs-



Stiergefecht.

werke ſich befinden, und trägt viel zur maleriſchen Lage des Ortes bei. Hier finden die bedeutendſten Stiergefechte und Meſſen ſtatt, und deshalb iſt Ronda der Aufenthalt aller Stierfechter, Schmuggler, Spitzbuben und Räuber. Cuchares, der Haupttoreador des heutigen Spanien, übt hier hauptſächlich ſeine bewundernswerthe Geſchicklichkeit aus und feiert ſeine größten Triumphe. Wenn ſein oft gewagtes Unternehmen, den Stier mit einem einzigen Stich zu tödten, gelingt, ſo iſt der Beifall der Verſammelten ungeheuer.

Das Thier ſtürzt ſich zuerſt auf die Fahne des Matadors, welcher, indem er auf die eine Seite ſpringt, dem Stoße freien Raum gewährt, und den Stier von der andern Seite aufs Neue reizt. Dies wiederholt er oft und wirft dabei die Banderillos, mit Band umwundene Stäbchen, die klebrig ſind und am Fell des Thieres haften bleiben. Die vergeblichen Bemühungen dieſe läſtigen Anhängſel los zu werden, reizen den Stier zur höchſten Wuth, bis er durch ſeine Wunden und den Blutverluſt mehr und mehr die Kraft verliert und blind darauf zuſtößt. Dieſes Spiel, wo Leben gegen Leben ſteht, wo die Chancen gleichmäßig vertheilt ſcheinen, reißt die Menge zur Bewunderung hin. Mit leidenſchaftlicher Aufmerkſamkeit folgt man der Wendung der Dinge. Alles ſteigt auf die Bänke der Gallerien, die Frauen wiederholen leiſe ihr Paternoſter, der dreiſteſte Majo wirft ſich in die Bruſt und alle Augen ſehen zuletzt voll Erwartung nach der rothen Fahne. Cuchares, der Toreador, hält dieſe Fahne und richtet ſie mit der linken Hand genau über den Kopf des Thieres, während er mit der rechten Hand die Klinge erhebt und richtet. Der Stier ſetzt nun zu einem furchtbaren Stoß an, das Banner giebt nach, der Kopf des Thieres gelangt unter den Arm des Toreadors, deſſen Schwert im ſelben Augenblick ſich dort einbohrt, wo der Hals mit dem Rückgrat ſich verbindet. Er bohrt die Klinge ein bis zum Heft. Alle Zuſchauer geben nun einen Sturm von Applaus und das Wehen von Taſchentüchern, das Stampfen auf den Bänken verkünden den Triumph des Cuchares.

Aber wir eilen von Ronda fort, ſo ſchön es dort auch iſt, und begeben uns nach Granada, deſſen Name man nicht aus ſprechen kann, ohne die ſchwärmeriſchen Rückerinnerungen an jugendliche Phantaſie.

Die Alhambra, deren Schönheiten, ſo verbleicht ſie ſind, kein Maler wiedergeben kann, deren Geſchichte, ſo oft beſungen, kein Poet würdig zu ſchildern vermag — erhebt ſich noch unverändert wie damals als Boabdil daſelbſt Hof hielt und die glänzenden Helden der mauriſchen Ritterſchaft zum Kampfe aufforderte und ermuthigte. Sie liegt auf einem Hügel,

Ein Bettler.

Die Alhambra.

östlich von Granada und zeigt in ihren Thürmen und Hallen, umgeben von duftigen Gärten die Zeugen der Wunder romantischer Zeiten. Jahrhunderte haben ihre Schönheiten geschont und verehrt, ihre Mängel ausgebessert.

Das Verbot der Einfuhr mancher unentbehrlicher Verbrauchsartikel veranlaßt in Spanien eine Menge Menschen zur Umgehung des Gesetzes und gewaltsamen Einführung der Bedürfnisse. Der spanische Schmuggler, weit davon entfernt, durch das Geschäft, welches er treibt, entehrt zu sein, ist der beliebteste Mann in seinem Dorfe. Er theilt die öffentliche Zuneigung mit dem Bezwinger der Stiere, denn man ehrt in ihm den Ruhm der persönlichen Unabhängigkeit. Er ist der Held vieler Theaterstücke und betritt alsdann die Bühne in der reichen Kleidung des Majo, wobei er seine berühmte sinquidilla: „yo que soy contrabandista yo ho!“ unter dem Jauchzen der Zuschauer singt. —

Eine andere öffentliche Person ist der Bettler, ein ebenso richtiger Beruf im Auge des Volkes, wie der des Schmugglers, und ebenso wie dieser gerechtfertigt durch die Gesetze des Landes. Almosen zu erzwingen, ist allerdings weniger armselig, als sie zu erbitten und wenn die Bettler ihr Begehren nicht mit der Pistole unterstützen, so ersetzt ihre Unerträglichkeit oft dies Mittel, und man giebt lieber, als daß man ihre Gegenwart erträgt. Viele Bettler erscheinen in Spanien mit wahrhaft homerischer Würde und manch einem Belisar begegnet der Fremde dort auf der Heerstraße; meistens jedoch sind es armselige, widerwärtige und ekelhafte Gesellen.

Erinnerungen aus Central-Amerika.

Von Dr. Moritz Wagner.

I.

Eine Episode des Jahres 1854 im Staate San Salvador und ein Beitrag zur Naturgeschichte der Erdrevolutionen.

Die Hauptstadt der Republik San Salvador in Mittel-Amerika ist bekanntlich durch ein furchtbares Erdbeben in der Osternacht 1854 gänzlich zerstört worden. Der Verfasser dieser Skizzen, welcher das persönliche Unglück und den wissenschaftlichen Gewinn hatte, die schauerliche Katastrophe an Ort und Stelle mitzuerleben und zu beobachten, hat dieselbe unmittelbar darauf in Kürze beschrieben. Die Scenen, welche dieselbe begleiteten und darauf folgten und die zu den denkwürdigsten Erinnerungen seines amerikanischen Reiselebens gehören, versucht derselbe zum erstenmal in den folgenden Blättern zu schildern. Seine Beobachtungen über die grauenvollste aller Naturer-

scheinungen, welche dort nicht mit einer einzigen Erschütterung sich erschöpfte, sondern zum Schrecken und Grausen der Augenzeugen wochenlang fortdauerte, mögen zugleich einen Beitrag zur Naturgeschichte der Erdbeben bieten.

Humboldt hat in seinem Reisewerke, wie später in seinen Ansichten der Natur und im Kosmos durch lebenvolle Bilder mit der ihm eigenthümlichen plastischen Meisterhand ein Phänomen geschildert, das er unter allen Naturkatastrophen als das unheimlichste bezeichnet. Seine ausführliche Darstellung des großen Erdbebens, welches im März 1812 die Stadt Caracas zerstörte, ist, wie alle ähnlichen Skizzen aus der Feder des großen Meisters, wahrhaft klassisch und von keinem seiner reisenden Vorgänger und Nachfolger auf jenem Schauplatze der mächtigen Natur-Revolution übertroffen worden.

Wie richtig bemerkt Humboldt, daß der unaussprechlich tiefe und ganz eigenthümliche Eindruck, den das erste Erdbeben in uns zurückläßt, keineswegs eine Folge der Erinnerung an jene Schreckensbilder der Zerstörung sei, welche unserer Vorstellung aus Erzählungen historischer Vergangenheit vorschweben. Was uns so wunderbar ergreift, ist die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren der festen Erdschichte. Geheimnißvoll tritt eine unbekannte Naturmacht als das Starre bewegend, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen früheren Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur, wir fühlen uns in den Bereich zerstörender unbekannter Kräfte versetzt. Jeder Schall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit. Man traut gleichsam dem Boden nicht mehr, auf den man tritt.

Der berühmte Reisende machte diese Bemerkung nach dem persönlichen Eindruck, den er selbst bei dem ersten Erdbeben im Hochlande von Quito empfangen, wo die unterirdischen Mächte so oft noch an den gewaltigen Riesenbauten rütteln, die sie selbst dort aufgeführt. Aber Humboldt hat in Quito wie in Mexiko nur kleine Erdstöße, nicht große, verheerende, Städte zerstörende Erschütterungs-Katastrophen miterlebt. Wesentlich verschieden ist der Charakter der letzteren von den ersteren. Er verhält sich zu diesen wie das kleine Spiel des geöffneten Aschenkegels im Krater des Vesuvs, das mit den leichten Schlackenauswürfen seines Feuerwerks Hunderte von Touristen ergötzt, gegen eine wirkliche große Eruption dieses Vulkans, wo die Feuergarbe über dem großen Krater eine Höhe von 2000′ erreicht und die Bewohner der Gegend über Angst und Gefahr das Gefühl der Bewunderung verlieren. Auch jenes Erdbeben von Caracas hat Humboldt nicht persönlich erlebt, sondern nach Mittheilungen der Augenzeugen geschildert. Dasselbe ereignete sich erst acht Jahre nach seiner Rückkehr aus der Neuen Welt.

„Wenn mich Nachts im Schlaf ein Erdbeben weckt, so wende ich mich höchstens im Bette wieder um und schlafe wieder ein", — äußerte der deutsche Ingenieur Kurze, ein Bewohner der Stadt Cartago im Staate Costa Rica, wo fast keine Woche ohne ein leichtes Rütteln des Bodens vergeht. Auch Herr Kurze hatte dort nur kleine Erdstöße erlebt und von großen nur gehört. Gewohnheit stumpft gegen das unheimliche Gefühl bei einer Erscheinung ab, die man nicht für gefährlich hält. Anders benahmen sich jene älteren Nachbaren des deutschen Ingenieurs, die das große Erdbeben von 1823 miterlebt hatten, welches Cartago in einen Schutthaufen verwandelte. Die Erinnerung an dieses Erlebniß hat sich ihrer Seele unverwüstlich eingeprägt und sie sprangen immer bleich und verstört aus den Häusern, wenn auch nur ein leises Rütteln an die Existenz jener Gewalten der Unterwelt erinnerte. Aehnlich soll es in San Salvador seit dem April 1854 sein. Ueber drei Jahrhunderte hatte diese von den spanischen Eroberern Central-Amerikas gegründete Stadt all den häufigen Erschütterungen widerstanden. Die Bewohner hatten sich gewöhnt, über die „alten Maulwürfe" zu scherzen, die dort unten thronten und so lange sich mit einem schaukelnden Spiele begnügten. „Die Hängematte" wurde die Hauptstadt San Salvador wegen dieser Bodenschwankungen genannt. Als aber die sonst so gewöhnliche Erscheinung aus räthselhaften Ursachen plötzlich ihren Charakter änderte, als an der Stelle des leichten, schnell vorübergehenden Bodenzitterns die Erde sich rasch auf einander in den furchtbarsten Paroxismen bewegte und ihre taumelnden Bewohner zwang, den unheimlichen Veitstanz mitzutanzen, als endlich statt des leichten Schwingens „der Hängematte" die grauenvollste Zerstörung begann, da verstummte das kecke Scherzen und es erfolgte eine Scene des Schreckens und Jammers, welches keine Feder in ihrer vollen, grausigen Wahrheit zu schildern vermag.

Eine Erscheinung, welche alle großen Erdbeben in Central-Amerika, von welchen uns historische Kunde geworden, besonders charakterisirt und sie von den kleineren unterscheidet, ist die Wiederholung der Fortdauer ihrer Stöße nach ziemlich regelmäßigen Pausen. In der Bibliothek von Guatemala finden sich noch gedruckte Detail-Beschreibungen aller großen Erdbeben der letzten drei Jahrhunderte. Keines derselben hatte mit einem oder wenigen Stößen seine Wuth und seine Verheerungen erschöpft. Starke Warnungsstöße gingen gewöhnlich jenem stärksten Stoße voraus, welcher die Stadt niederwarf, in deren Nähe die größte Gewalt der undulatorischen oder rotatorischen

Bewegung sich concentrirte. Oder wenn solche vorausgegangene Warnungsstöße fehlten, so folgten doch noch Tage und Wochen lang die heftigsten Stöße und Schwingungen in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen nach.

Diese Thatsache beweist, daß, wenn auch der Heerd, von welchem beide Erscheinungen, die starken wie die schwachen Erdbeben, ausgehen, der gleiche ist, doch die nächsten Ursachen, die sie erzeugen, verschiedenen Charakters sein müssen. Die spannende Gewalt des Erdinnern erschöpft sich bei den kleinen Erschütterungen schnell, während sie bei stärkeren Paroxismen in der Regel eine Zeitlang wirksam bleibt. Jenem starken Erdstoße der Osternacht, welcher die Stadt San Salvador niederwarf, folgten innerhalb 24 Stunden nicht weniger als 118 Erdstöße.

Jeder Beobachter, der auf dem Vesuv oder Aetna oder an irgend einem der bekannten thätigen Vulkane einen größeren Ausbruch beobachtete, oder auch nur bei kleinen Eruptionen die regelmäßig wiederkehrenden Detonationen gehört und die Schlacken-Auswürfe gesehen hat, wäre bei diesem Erdbeben schon durch die Aehnlichkeit des Schalles und durch die Regelmäßigkeit der Pausen erinnert worden, daß ähnliche Vorgänge, nur in viel gewaltigerem Maßstabe, im Innern der Erde stattfanden. Es waren die Dampf-Explosionen eines unterirdischen Kraters, die mit ungeheurer Gewalt entweder durch den längst verstopften Canal des alten erloschenen Vulkans oder auf einem Seitencanal durchzubrechen suchten, aber nicht Macht genug hatten, die starkerschütterte Erdkruste völlig zu sprengen. Ich habe einige Wochen später den permanent thätigen Isalco, den furchtbarsten Vulkan des Landes, besucht. Das Geräusch, welches während jener Erdbeben oft die Detonationen der Tiefe begleitete, hatte die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Geräusche des Isalco-Kraters. Lauschte man während der Erdstöße, wenn der Donner der Tiefe verhallt war, aufmerksam am Boden, so konnte man öfters jenes krachende Geräusch der Tiefe vernehmen, welches das Stürzen einer ungeheuren Masse von berstenden Steinen in einen Schlund zu verrathen schien. Die Besteiger des Vesuvs, welche dem thätigen Aschenkegel sich nähern, hören auch dort ein ganz ähnliches Geräusch, so oft nach einer Schlacken-Explosion ein großer Theil der glühenden Steine in den Schlund zurückstürzt, der sie ausgespieen hat.

Der Verfasser dieser Skizzen hat während seiner achtjährigen Reisen in fremden Welttheilen manches furchtbare Naturschauspiel und manche erschütternde historische Episode als Augenzeuge miterlebt. Wie matt waren aber all' diese Eindrücke gegen jene Schreckensnacht von San Salvador! Der Mond glänzte damals prächtig vom tropischen Himmel auf das Hochthal herunter und erblaßte langsam gegen Morgen, wo statt seiner ein fahler Lichtstreif sich über die Trümmer ergoß. Wie umgewandelt war das Bild in wenigen Stunden! Da, wo gestern noch eine festlich geputzte fröhliche Hauptstadt voll jubelnder Menschen gestanden, welche das gebratene Osterlamm lustig verzehrt und die geschmückten Statuen der Heiligen aus der Kathedrale im Triumphe durch die Straßen getragen, waren heute nur noch Ruinen, Schutt und bleiche Jammergestalten übrig, welche meist betend oder verzweifelnd auf den großen Plätzen kauerten. Nur einige wenige muthige Individuen suchten Verschüttete und Verwundete aus den Trümmern hervorzuholen oder ihre kostbarste Habe zu retten. Zu dem Schrecken, welchen der unterirdische Spuk einflößte, gesellte sich bald noch die Angst und Besorgniß vor oberirdischen Nöthen und Gefahren. Braune und halbbraune Diebe und Räuber hatten sich aus der nächsten Landschaft überraschend schnell eingefunden, wie Geier oder Schakale, welche Leichen wittern.

Als ich noch vor der ersten Morgenhelle über den mondbeleuchteten Platz, den rings die Trümmer der geborstenen Kirchenmauern und der eingestürzten Häuser umgaben, an der Seite des preußischen Viceconsuls Kronmayer wanderte, war ich Zeuge eines seltsamen Schauspiels. Das jammernde oder betende Publicum, das hier untereinandergemischt knieete, saß und stand, gehörte den verschiedensten Ständen an. Alte Patrizier von den besten Creolenfamilien waren mit farbigem Lumpengesindel gemengt. Die Damen, welche von der Katastrophe theils im Schlafe, theils im Negligee überrascht worden, sahen gar zum Erbarmen aus. Man erblickte manche feine reizende Sennora und Sennorita von den reichsten Familien halbentblößt, im Hemde oder im Unterröckchen, noch glücklich, wenn sie auf der Flucht das Leintuch des Bettes mitgerettet, das ihr half, den Busen und Hals vor den Augen der „Caballeros" zu verhüllen, deren Negligee oft noch komischer aussah. Halbnackte Ladinos und Indianer schlichen wühlend unter den Trümmern umher, als hätten sie ein Recht auf die herrenlosen Ueberbleibsel.

Aufgeschreckt durch einen neuen heftigen undulatorischen Stoß, welcher den Rest der geborstenen, noch stehenden Mauern in das stärkste Schwanken versetzte, kamen die indianischen Diebe wie Dämonen im Mondscheine aus den Ruinen hervor. Mitten unter den entsetzten Menschengruppen, die das erneuerte Schwanken der Erde wieder zum Beten, Schreien und Jammern brachte, fielen auch die Indianer auf die Kniee nieder und schlugen ihre Kreuze. Denn auch sie sind fromme „Christianos" und „Catolicos" in Augenblicken, wo sie glauben,

der Tod habe sie beim Schopfe gepackt. War aber das Schwanken nach wenigen Secunden vorüber, so gewannen die Diebsgelüste gleich wieder die Oberhand über die Andacht. Behend schlüpften sie wieder unter die Häusertrümmer, um sich anzueignen, was sie Werthvolles fanden. Die weißen und farbigen Stadtbewohner waren in den ersten Stunden noch zu erschreckt, um an den Schutz ihres Eigenthums ernstlich zu denken. Das Leben erschien den Meisten doch viel theurer noch als die Habe. Aufgelöst in weibisches Jammern oder niedergebeugt von dumpfer Verzweiflung sahen sie der Schreckensscene zu, ohne die Indianer in ihrem Treiben zu stören.

Doch nicht nur die unglückliche Hauptstadt war in Trümmer gegangen, auch die ganze republikanische Staatsmaschine drohte aus den Fugen zu gehen. Es gab in der That keine Regierung, keine Justiz, keine Polizei mehr, ja nicht einmal ein Klerus war übrig geblieben, um durch die Kraft des Gebetes den Muth der Gläubigen aufzurichten und zusammenzuhalten. Wohl betete und schrie die neben den Trümmern kauernde Menschenmasse so laut, daß man diese Jammertöne der Andacht auf eine halbe Legua weit in der Runde hörte. Aber man betete einzeln oder in kleinen Haufen und die Vorbeter waren Laien, nicht Priester. Der Bischof Don Tomaso Saldanna war als ein frommer, gottesfürchtiger Mann vom Volke mit Recht als ein Heiliger verehrt. Aber der unglückliche Greis wurde durch das berstende Gemäuer seines Palastes, aus dem er bei dem großen Erdstoße nicht schnell genug herauskam, obwohl die Thüren offen standen, ziemlich schwer am Kopfe verletzt. Er verlor einen Moment das Bewußtsein und als er wieder zu sich kam, verließ ihn die ruhige Fassung. Er selbst gab zuerst das Signal zur Flucht. Gott, meinte er, habe die Stadt, obwohl sie nach dem heiligen Erlöser getauft war, zur Strafe wegen irgend eines schweren Sündenfalls ganz in die Gewalt der dämonischen Mächte gegeben. Er prophezeite: die Stadt und Umgegend werde in den Pfuhl der Hölle versinken und auf diese Weissagung hin wurde die Flucht der Menge allgemein. Schon vor der anbrechenden Tageshelle des Ostermontags war der Bischof mit dem gesammten Klerus in der Richtung von Cajutepeque geflohen.

Da fast alle 6 bis 8 Minuten sich ein starker Stoß wiederholte, der immer von sehr heftigen Wellenschwankungen des Bodens und vom unterirdischen Donner begleitet war, so schien es in der That, als sei die Katastrophe mit der Zerstörung der Stadt noch nicht beendigt und als drohe noch größeres Unheil. Die Stärke wie die Regelmäßigkeit der wiederkehrenden Stöße, die gewaltsamen Detonationen, begleitet von jenem seltsamen krachenden Geräusche der Tiefe, dessen Tonwellen die Erdschichten heraufleiteten, — all diese Erscheinungen konnten den nahen gewaltsamen Durchbruch der spannenden Dämpfe durch die Oeffnung irgend eines neuen Kraterschlundes vielleicht an der Stelle der zerstörten Stadt selbst bedeuten. Der Umstand, daß der schreckliche Spuk sich gerade in der heiligen Osternacht ereignete, daß Kirchen und Klöster so gut wie andere profane Häuser gestürzt oder geborsten waren, daß die geputzten Statuen der Heiligen von den Altären und Wandnischen gefallen und im Schutt umherlagen, daß endlich alle heiligen Ceremonieen und Gebete der Osterfeier, die kurz vorhergegangen, nicht im Stande gewesen, den himmlischen Zorn zu versöhnen und die Calamität von der unglücklichen Stadt abzuwenden — all das schien den frommen Leuten die volle Bestätigung der bischöflichen Weissagung: daß die göttliche Gnade und Barmherzigkeit sich von dieser Stelle völlig abgewendet und Satanas dafür volle Befugniß erhalten habe, sein höllisches Spiel ganz nach Lust und Belieben zu treiben.

In dieser ernsten Lage, wo mit der Staatsmaschine auch die ganze Gesellschaft auseinandergeplatzt war, die Sträflinge ihre Ketten zerbrachen und sich zerstreuend die Diebsbanden vermehrten, auch die Soldaten meist desertirten, befürchtete man nicht ohne Grund, daß selbst die Hyder der politischen Anarchie wieder ihr scheußliches vielköpfiges Haupt erheben würde. Der Bürgerkrieg hatte in dieser unglücklichen Republik Jahre lang fast ebenso verheerend und zerrüttend gehaust, wie in Nicaragua. Alle besonnenen conservativen Männer fürchteten, daß die Demagogen gleich darauf, diese Calamität benutzend, mit den Banditen gemeine Sache machen und die revolutionären Stürme wieder entfesseln würden. In dieser äußersten Gefahr und Noth bewährte sich die Geistesgegenwart und Energie eines merkwürdigen Mannes, der für den Staat San Salvador wirklich ein weltlicher Salvador war.

Don Jose Francisco Duennas, einstmals Mönch, später Advocat und Deputirter, dann Präsident der Republik und jetzt wieder einfacher Privatmann und Hacienda-Besitzer, vereinigte sich mit einem Häuflein seiner treuesten Freunde auf dem Marktplatze. Sie holten sich aus dem Schutte der Kasernen heraus, was sie an Waffen finden konnten. Obwohl selbst durch das berstende Gemäuer seiner Wohnung ziemlich schwer am Kopfe verwundet, war Duennas mit verbundenem Haupte rastlos thätig. Der anbrechende Morgen vernahm seine mächtige Commandostimme mitten durch das unterirdische Dröhnen. Er wußte dem durch seinen Einfluß erst vor wenigen Wochen erwählten neuen Präsidenten José Maria San Martin einen Theil seiner Energie einzuflößen. Einige Dutzend treugebliebene Soldaten wurden zusammengerafft.

Etwa funfzig beherzte Männer des Civilstandes, meist Kaufleute, schlossen sich als Freiwillige an und patrouillirten durch die Straßen trotz der fortdauernden Bodenschwankungen. Mit Trommelschlag wurde das Standrecht und die Einsetzung eines Kriegsgerichts verkündigt, welches auf dem Marktplatze unter einem Zelte saß und jeden Plünderer, jeden Dieb, den mindestens zwei Zeugen anklagten, allsogleich verurtheilte und erschießen ließ. Nur der Exmönch Duennas hatte zu diesem äußersten Mittel den Muth und nur dieses äußerste Mittel rettete die Republik und die ganze honette Gesellschaft vom Untergang durch das Räubergesindel, das sich eingefunden hatte.

Als die umherschleichenden Indianer und Ladinos die Flintenschüsse der ersten Executionen hörten, da wich doch ihre Beutegier der Todesfurcht. Die Diebe zerstreueten sich in der Landschaft oder stahlen wenigstens mit mehr Vorsicht. Tausende von Indianern fanden es für rathsamer, sich den Kaufleuten als Lastträger zu verdingen und gegen einen freilich sehr bedeutenden Tagelohn die kostbarsten Waaren aus dem Schutte herauszugraben und in Sicherheit zu bringen, obwohl sie solche noch weit lieber gestohlen hätten. Die Kaufleute zeigten unter allen Ständen noch am meisten Muth und Entschlossenheit, aber sie hatten freilich auch am Meisten zu verlieren, denn unter den Ruinen ihrer Häuser lag ihr ganzes, oft sehr bedeutendes Vermögen. Einige Tage später organisirte sich auch in Cajutepeque die Regierung wieder und erließ viele Befehle und Verordnungen, die freilich in der allgemeinen Unordnung und Rathlosigkeit nur Papier geblieben sind.

Allein, von allen meinen Bekannten verlassen, fremd im Lande und dazu noch an den wiederkehrenden Anfällen des Wechselfiebers leidend, kehrte ich am Ostermontag nach der Chacara des preußischen Viceconsuls zurück. Chacaras werden hier die kleinen Landgüter genannt, welche nur einen geringen Raum von wenigen Morgen Landes einnehmen, im Gegensatz zu den Haciendas, den großen Landgütern. Dieses Landgütchen hatte eine reizende Lage in der Tiefe eines ausgewaschenen Thales, welches der kleine Rio Asselhuate durchströmt. Das Wohnhäuschen stand an dem Bassin einer Thermal-Quelle, welches von einem reichen Kranze der schönsten Cocospalmen beschattet war. Inmitten einer prächtigen Tropenvegetation wehte hier eine laue, wohlige, durch Wasserdämpfe gesättigte Luft, die aber leider auch zu Fiebern stimmte. Den farbigen Papageien, den prächtigen Tukanen, war es auf den Kronen der Palmen wohl. Die menschlichen Thalbewohner litten in dieser Jahreszeit fast sämmtlich am Fieber, selbst die Halbindianer. Ich hatte dieses Landgut einen Tag vor der Katastrophe verlassen, um mein Fieber in der gesünder gelegenen Stadt zu heilen. Wie traurig war auch hier die Umwandlung im Laufe eines einzigen Tages! Herr Kronmeier war mit seiner Familie und Dienerschaft nach Apopa geflohen. Von seinem Wohnhäuschen waren die Mauern zwar stehen geblieben, aber sie klafften an vielen Stellen in starken Rissen auseinander und von der Decke war ein Theil eingestürzt. Sogar eine der Cocospalmen war umgeknickt und die übrigen geriethen bei jedem Stoße in starkes Schwanken. Von einigen waren auch die schweren Trauben der dreikantigen Nüsse herabgestürzt. An der schroffen Thalwand hatten sich große Stücke abgelöst, waren in die Tiefe gerollt und hatten den Bach verstopft, der die Mühle der Chacara trieb. Es sah recht öde und düster aus in diesem einsamen Palmenthal, das jetzt trotz der Reize seiner tropischen Natur nur einen unheimlichen Aufenthalt bot. Die Scene behielt ihre Schauer nicht nur für die folgenden Tage bei, sondern letztere wurden sogar noch vermehrt durch den panischen Schrecken, der sich allmälig auch der farbigen Landbewohner bemächtigte. Die Häufigkeit der Erdstöße nahm zwar allmälig ab. Während der Tage des 19. und 20. April hatten wir selten mehr als ein Erdbeben in jeder Stunde. Aber die Heftigkeit der Schwingungen wie der unterirdischen Donnersalven war unvermindert. Als die Kunde sich verbreitete, daß schon bei dem großen Indianerdorfe Apopa, vier Stunden östlich von der zerstörten Stadt, die Stöße schwächer und die Häuser mit der Kirche stehen geblieben seien, flohen Tausende in dieser Richtung. Andere Tausende aber zerstreueten sich tiefer im Lande. Viele zogen dem Bischof und seinem Klerus nach. In der Nähe des frommen Oberhirten hofften sie mehr Sicherheit für ihr Leben.

Das Eigenthum in der halbzerstörten Chacara des Herrn Kronmeier so energisch und so lange wie möglich zu schützen, hielt ich für meine Pflicht. Die nicht ungegründete Besorgniß, von irgend einem der umher marodirenden Eingebornen im Schlafe ermordet zu werden, bewog mich einen Theil der Nacht bei einer armen Ladinofamilie zuzubringen, welche an der obern Thalwand außerhalb der Chacara lagerte. Diese unglückliche Vagabundenfamilie, welche durch das Fehlschlagen der letzten Maisernte in Folge der Heuschrecken fast ausgehungert war, hatte von der schlechten Holzhütte und dem Maisvorrath unsers Nachbars Besitz genommen. Der fliehende Eigenthümer, der diesen Vorrath doch für verloren hielt, hatte ihr gestattet, so viel davon zu essen, als sie wolle. Der Hunger dieser Unglücklichen war größer als ihre Erdbebenfurcht. Mutter und Töchter kneteten den Maisteig zu den Tortillas Tag und Nacht. Die Männer und Knaben aßen

aber fast unaufhörlich. Die fortdauernden Erdstöße erschreckten sie zwar sehr, aber der Gedanke, wenigstens mit vollem Magen zu sterben, schien alle gegen die Todesgefahr zu stählen.

Bei dieser Vagabundenfamilie schlief ich jede Nacht einige Stunden auf dem nackten Boden. Bei ihr hielt ich mich für ziemlich sicher, denn das Gastrecht ist auch in diesem Lande heilig und man ermordet wenigstens einen schlafenden Fremden nie inmitten der Familie. Ich hatte in der ersten Nacht einen heftigen Fieberanfall. Ein kleines braunes Mädchen, das nur wenige Schritte von mir seitwärts auf einer Kuhhaut lag, hatte das gleiche Leiden und stöhnte und seufzte mit mir um die Wette die halbe Nacht hindurch. Als der Anfall vorüber war, raffte ich mich auf, nahm mein Gewehr, das nie von meiner Seite kam und patrouillirte in das Thal hinab um das Landhaus des Herrn Kronmeier. Ein Erdstoß von furchtbarer Stärke versetzte den Boden eben wieder in das heftigste Schwanken. Sonst war das Thal still, ruhig und menschenleer. Im Mondschein sah ich einige abgemagerte Maulthiere in der ausgetrockneten Wiese ruhig fortweiden. Auch sie hatten sich an das Phänomen bereits gewöhnt, und suchten ihren Appetit zu stillen, ohne die geringste Angst vor den Unterirdischen zu verrathen.

Humboldt erwähnt der ängstlichen Stimmung, die man während der Erdbeben an den Thieren, besonders an Hunden und Schweinen wahrnehme. Selbst die sonst stummen Krokodile, sagt er, verlassen die Flüsse und laufen brüllend dem Walde zu. Ich selbst habe nichts dergleichen an den Thieren wahrgenommen, wohl aber das auffallendste Gegentheil. Selbst am Ostermontage, wo die Stöße weit rascher sich folgten, sah ich an Pferden, Maulthieren, Hunden und Schweinen, ja selbst an den Vögeln nicht das geringste Zeichen eines unheimlichen Gefühles. Sogar die kleinen wilden Turteltäubchen im Hofe blieben vor den ausgeschütteten Reiskörnern während der heftigsten Bodenschwingungen ruhig sitzen. Freilich war bereits eine ganze erdbebenreiche Nacht vorangegangen. Vielleicht hatten sich die Thiere leichter noch als die Menschen an diese Erscheinung gewöhnt.

Nach diesen Skizzen, die sich einzig nur auf das letzte große Erdbeben von San Salvador beziehen, füge ich einige allgemeine Bemerkungen über die Natur dieses Phänomens nach den Mittheilungen und den herrschenden Ansichten jener Forscher bei, welche viele Einzelnheiten darüber theils aus eigener Beobachtung, theils aus den Mittheilungen von Augenzeugen auf den verschiedenen Schauplätzen der größten Erdrevolutionen schöpften. In den Werken von Humboldt, Leopold von Buch, Friedrich Hoffmann, Beaumont, Dolomieu, Spallanzani, Hamilton, Palassou findet man darüber eine Reihe von schätzbaren Aufschlüssen.

In den Ländern, welche besonders häufig von Erdbeben heimgesucht werden und zwar ganz besonders in Süd-Italien, unterscheidet man die Bewegungen des Bodens, welche durch dieselben erzeugt werden, in drei wesentlich von einander verschiedene Arten. Die Schwankungen sind nämlich entweder:

1) undulatorisch (moto undulatorio), wenn sie sich horizontal fortpflanzen und, indem sie in einer einfachen Richtung fortgehen, den Boden successiv aufheben und niedersenken;

2) succussorisch (aufstoßend, moto succussorio), wenn die Bewegung des Bodens in mehr oder minder verticaler Richtung des Bodens stattfindet, indem sie der explodirenden Gewalt einer Mine gleicht, welche das über ihr befindliche Erdreich mit Gewalt in die Höhe schleudert.

3) wirbelnd (drehend, moto vorticoso), wenn die beiden vorhergehenden Wirkungen sich mit einander combiniren, oder wohl gar sich mehrere gleichzeitige undulatorische Bewegungen von verschiedenen Richtungen durchkreuzen, so daß sich die Oberfläche des Festlandes wie ein von unregelmäßigen Wellenschlägen beunruhigter Meeresspiegel darstellt, dessen Bewegungen durch den Rückstoß von verschiedenartig durcheinander wirkenden Erschütterungen (aneinander prallenden Kräften) verwirrt werden.

Unter diesen wohl von einander zu unterscheidenden Wirkungsarten, welche nicht selten bei einem und demselben Erdbeben in aufeinanderfolgenden Stößen sich vereinigt finden, ist die erstgenannte die häufigste und unschädlichste, ihr gehören alle die unzähligen Fälle kleinerer Erdbeben an, welche selbst bis in die mitteleuropäischen Gegenden nicht gar selten bemerkt werden. Gefährlicher und erschreckender ist die succussorische Wirkung. Doch die wirbelnde Bewegung kennen wir fast ausschließlich nur bei den größten und heftigsten Erdbeben und sie ist es, deren Einwirkungen jene entsetzlichen Verwüstungen anrichten, welche in solchen Fällen unabwendbar zu sein scheinen; ihr allein endlich widersteht nichts, was menschliche Kräfte für die Dauer bestimmt haben, sie ist es, welche blühende Städte dem Boden gleich macht, welche die Berge spaltet und in die Thäler wirft, eine der furchtbarsten und tief eingreifendsten Naturerscheinungen.

Mehr oder minder deutlich schildern zahlreiche Beobachter diese eigenthümliche Bewegung des Bodens bei den furchtbaren Erdstößen, welche am 1. November 1755 die Zerstörung von Lissabon nach sich zogen. Von dem nicht minder furchtbaren und nur weniger allgemein verbreiteten Erdbeben, das im Februar und März 1783 auf eine so unerhörte Weise Süd-Cala-

brien und Messina verwüstete, wird uns dasselbe beschrieben. Dolomieu, welcher an Ort und Stelle Erkundigungen darüber einzog, sagt sehr treffend, die Bewegungen der Hauptstöße (am 5. Februar) seien der Beschreibung nach immer wellenförmig und springend zugleich gewesen, und um zu zeigen, wie sie gewirkt haben, sagt er: man könne sich dies wohl nicht besser vergegenwärtigen, als indem man kleine Würfel von feuchtem und locker zusammengekneteten Sande neben einander auf eine Tischplatte lege, diese dann von unten vertical in die Höhe stoße und sie gleichzeitig horizontal hin und her bewege. Am 28. März 1783 wurde bei dem heftigsten Erdbeben ein sehr schönes Beispiel der succussorischen Bewegung beobachtet, denn nach den Berichten von Hamilton sah man damals sehr deutlich die höheren Theile der Granitberge Calabriens auf- und niederhüpfen, ja man berichtet, daß einzelne Menschen und selbst vereinzelt stehende Häuser plötzlich in die Höhe geschnellt und ohne Schaden selbst an etwas höher gelegenen Punkten wieder niedergesetzt wurden. Dolomieu sagt, daß die Fundamente vieler Häuser, gleichsam wie von der Erdoberfläche ausgespieen, herausgeschnellt, ihre Steine dabei von einander gebrochen wurden, und der Mörtel, welcher sie einschloß, in Pulver verwandelt ward.

Bei dem Erdbeben, welches am 26. März 1812 die Stadt Caracas zerstörte, schien es nach den Berichten Alex. v. Humboldt's, als ob der Boden im Allgemeinen gleichzeitig von zwei aufeinander folgenden rechtwinkligen Bewegungen (deren eine von Nord nach Süd, eine andere von Ost nach West ging) durchkreuzt würde. Ein senkrechter Stoß war vorangegangen, und im Momente, welcher die Stadt niederwarf, waren die Bewegungen der Oberfläche von Augenzeugen dem kochenden Wasser verglichen worden. Am schrecklichsten aber scheint diese Art der Bewegung bei dem Erdbeben stattgefunden zu haben, welches am 7. Juni 1692 ganz Jamaica verwüstete. Zu Port-Royal schien nach der Beschreibung eines dortigen Geistlichen die ganze Erdoberfläche flüssig geworden zu sein. Meer und Festland stürzten sich unregelmäßig durcheinander; die Menschen, welche sich beim Anfange der Erscheinung auf die Straßen und auf die Plätze der Stadt geflüchtet hatten, wurden von den Bewegungen des Bodens ergriffen, niedergestürzt, hin und hergerollt, wobei Viele aufs Schrecklichste zerquetscht und verstümmelt wurden; Andere dagegen wurden in die Höhe geschnellt und weit weggeschleudert, so daß einige Menschen, welche sich mitten in der Stadt befanden, weit hinaus in den Hafen geworfen wurden, und indem sie ins Wasser fielen, ihr Leben retteten.

Es ist nach Friedrich Hoffmann durch zahlreiche Vergleichungen bewährt, daß eine große Zahl gerade der stärksten Erdbeben sich an der Oberfläche strahlenförmig mehr oder minder concentrisch um ein gemeinsames Centrum verbreiteten, in der Weise etwa, wie die Wellen auf der Oberfläche eines Wasserspiegels, welche durch einen Steinwurf erschüttert worden, oder wie die Erschütterungen in den Umgebungen des Explosionspunktes einer Mine sich fortpflanzen. Ueberaus schön ließ sich diese Thatsache in den Verbreitungs-Verhältnissen des großen Erdbebens von Calabrien (1783) nachweisen, und hier ist sie ganz insbesondere von Hamilton deutlich herausgestellt worden. Der Hauptsitz und auch der Zeit nach entschieden der Anfangspunkt dieser furchtbaren Katastrophe war der südlichste Theil von Calabrien, von der Südspitze Italiens, Capo delle Armi, bis zu der merklichen Verengerung desselben zwischen den beiden Meerbusen von Eufemia und Squillace. Dieser Theil von Italien ist eine von dem übrigen Festlande desselben durch einen weiten, flachen Thalgrund sehr natürlich abgesonderte Berginsel von etwa 24 geographischen Meilen Länge und 6—8 geographischen Meilen mittlerer Breite. In diesem so scharf von der Natur umgrenzten Landstriche lag das Centrum des ersten und heftigsten Erdstoßes, welcher die hauptsächlichsten Verheerungen anrichtete, überaus deutlich in der Umgegend des kleinen Städtchens Oppido; denn rings um dasselbe im Umkreise eines Radius von etwa $5\frac{1}{2}$ geographischen Meilen war von Grund aus Alles zerstört worden. Dörfer, Berge und Städte waren so umgestürzt und durcheinandergeschoben, daß von dem früher vorhandenen Zustande kaum eine Erinnerung mehr übrig blieb. Schrecklich freilich noch, doch bei Weitem nicht so furchtbar, waren die Zerstörungen, welche sich von hier aus bis an die Grenze dieses Landstriches ausdehnten, und unmittelbar an ihm selbst liegt noch namentlich das so sehr mitgenommene Messina, dessen Zerstörung so bekannt geworden. Endlich noch weiter, etwa in einem Umkreise von 18 geographischen Meilen Halbmesser, waren die Wirkungen des Erdbebens noch sehr auffallend und man empfand sie auf den liparischen Inseln sehr deutlich als von Oppido her sich einstellend, ja selbst von Messina wissen wir durch die uns von Spallanzani gegebenen Nachrichten, daß die Erschütterungen sich sehr deutlich von Calabrien durch die Nordostspitze Siciliens und von dort längs der Küste bis zur Stadt hin fortpflanzten. Als man dort das gewöhnlich mit Erdbeben verbundene, rasselnde Geräusch vernahm, sah man Calabrien in Staub gehüllt und die Häuser der Küste Siciliens stürzten deutlich nach einander ein, bis die Schwankungen auch die prächtige Reihe von Palästen erreichten, welche die Einfassung des Hafens (la Pallazzata genannt) zierten. Dolomieu

schildert uns mit sehr eindringlichen Worten die Verschiedenartigkeit der Verwüstungen, welche sich im Centrum von Calabrien und am Rande dieser Erdbebensphäre darboten.

Ganz in ähnlicher Weise war auch das Erdbeben von Lissabon ein sehr deutlich centrales, dessen Mittelpunkt unglücklicher Weise der volkreichen Hauptstadt sehr nahe lag, denn gleichzeitige Beobachter erzählen, daß die an der Mündung des Tajo bemerkten heftigen Stöße zu Colares sehr deutlich von Lissabon herkommend bemerkt wurden, noch bevor man von der Katastrophe der Hauptstadt etwas erfahren hatte, auf den Azoren (Madeira) erschienen diese Erderschütterungen gleichzeitig von Norden her, in den Antillen und an den Küsten des mexikanischen Meerbusens von Nordosten, in England ward zuerst sehr deutlich die Südküste und diese auch bei weitem am stärksten erschüttert; nur in der Schweiz zeigten sich Unregelmäßigkeiten, indem uns erzählt wird, daß die Stöße zu Brieg in Wallis von Norden nach Süden, die zu Neufchatel von Westen nach Osten gingen. Hier mag indeß die dazwischen liegende Alpenkette wohl verändernde Einflüsse gehabt haben.

Bei dem furchtbaren Erdbeben, welches im Jahre 1746 am 28. October Lima und seine Hafenstadt Callao von Grund aus vernichtete, war den Berichten zu Folge diese Umgegend sehr deutlich der Mittelpunkt der Bewegungen, welche sich von dort aus längs den Küsten des Oceans gleichmäßig gegen Norden und Süden hin ausbreiteten, denn es wird ausdrücklich bemerkt, daß die am Strande ausgestellten Wachtposten die Erschütterungen successiv immer schwächer und auch wohl später spürten, je weiter sie von Callao entfernt standen.

Endlich ist noch eines in unserer Nähe vorgefallenen Erdbebens zu erwähnen, welches die Erscheinungen der Verbreitung von einem Centrum aus ungemein schön zeigte, es ist das am 23. Februar 1828 am Rhein und in den Niederlanden vorgefallene, von welchem wir eine sehr lehrreiche Beschreibung mit Uebersichtskarte von Egen, und eine sehr ausführliche Darstellung von Noeggerath besitzen. Man ersieht daraus, daß die stärksten und frühesten Wirkungen sich in der Gegend von Brüssel, Waterloo, Lüttich und Mastricht in einem Raume zeigten, welcher die Form eines von West nach Ost gedehnten Ellipsoides hat. Die Stöße pflanzten sich von dort aus strahlenförmig und mit zum Theil äußerst deutlich beobachtbaren Richtungen fort, gingen namentlich das Rhein- und das Maasthal hinauf und reichten in Osten bis nach Soest in Westphalen, in Westen bis nach Middelburg und Vließingen.

Ungemein häufig jedoch bemerkt man gleichfalls, daß die Fortpflanzung der Erdbeben anstatt central, linear ist und sich an eine sehr bestimmt vorgezeichnete Richtung hält und zwar sind es gewöhnlich die Gebirgsketten, welche in dieser Beziehung einen sehr bemerkbaren Einfluß üben. Das Hauptstreichen derselben nach gewissen Weltgegenden ist merkwürdiger Weise auch die Richtung der in ihnen auftretenden Erdbeben; und so wie die erste Grundursache desselben in dem Aufbersten der Erdrinde durch vulkanische Kräfte erkannt worden ist, so sieht man auch noch die gegenwärtig sich zutragenden unbedeutenden Versuche ähnlicher Art genau wieder derselben Richtung folgen. Sehr selten ist es, daß Erdbeben über Bergketten in transversaler Richtung sich fortpflanzen und sie halten sich daher entweder innerhalb derselben oder an einem ihrer Abhänge.

Ein sehr ausgezeichnetes und merkwürdiges Beispiel dieser Thatsache zeigt uns das erwähnte Erdbeben von Calabrien. Nach einstimmigen Zeugnissen hielt sich dasselbe insbesondere auf der West-Seite der diesen Theil des Landes von Süd-West nach Nord-Ost durchlaufenden hohen Bergkette; auf der Ost-Seite, dem entgegengesetzten Abhange, schien es nur in schwachem Nachklange zu wirken, denn der dort angerichtete Schaden war ganz unbedeutend. Merkwürdig aber ist noch eine andere, von Dolomieu zuerst mitgetheilte Wahrnehmung bei demselben. Auf den ersten und zugleich furchtbarsten aller Stöße am 5. Februar, folgten in der ganzen Periode desselben Erdbebens hauptsächlich noch zwei andere von besonderer Bedeutung, nämlich am 7. Februar und der letzte und sehr heftige am 28. März, diese beiden Erschütterungen aber gingen sehr deutlich nicht mehr von dem früher bezeichneten Centrum bei Oppido aus, sondern der Mittelpunkt des zweiten war um etwa 4—5 Meilen weiter nach Nord-Ost, in die Nähe von Soriano gerückt und der dritte hatte seinen Sitz wieder 5—6 Meilen weiter nördlich bei Girifalco, unmittelbar auf dem Isthmus zwischen dem oben genannten Meerbusen; derselbe wurde gleichzeitig sehr stark in Messina empfunden, ohne daß das dazwischen liegende Calabrien davon besonders wäre afficirt worden. Wenn man nun aber die Orte Oppido, Soriano und Girifalco in ihrer gegenseitigen Lage betrachtet, so sieht man sehr bald, daß sie fast genau in einer von Süd-West nach Nord-Ost gerichteten Linie liegen, welche dem Streichen der hohen Bergkette von Aspromonte parallel läuft und wir können also nicht umhin, diese Erscheinung mit der Bildung einer Spalte längs dem Gebirge zu vergleichen, auf welcher an verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Zeiten die von innen wirkenden Kräfte sich Luft zu machen strebten, gerade wie Aehnliches bei der reihenförmigen Anordnung der vulkanischen Berge eintritt. So wie sich hier also

eine sehr bestimmte Andeutuug eines Zusammenhangs zwischen den Richtungen der Erdbeben und den Streichungslinien der Gebirge findet, so ist dieselbe Erscheinung noch aus vielen andern Gegenden bekannt geworden.

Was von den Richtungen der Erdbeben in unsrem Welttheile zwar deutlich aber doch immer nur in großen räumlichen Beschränkungen bemerkt worden ist, das zeigt sich mit merkwürdiger Beständigkeit und im großartigsten Maßstabe in den Aequatorialgegenden Amerikas wieder. Dort gibt es hauptsächlich zwei Gebirgslinien, welche den Wirkungen der verheerendsten Erdbeben-Katastrophen in mehrfach wiederholten Zeiträumen unterworfen erscheinen; die eine ist das Gebiet jener mächtigen Cordilleren-Kette, welche in der Hauptrichtung von Süden nach Norden (oder Süd-Süd-Ost nach Nord-Nord-West) von Chili durch Peru an der Küste mit mehrfach verändertem Charakter bis weit über Mexiko hinaus fortsetzt; die andere dagegen ist der Seitenzweig dieses großen Gebirges, welcher in nahe darauf rechtwinkliger Richtung mit der Insel Trinidad anfängt, und von dort aus längs den Küsten von Neu-Andalusien, Venezuela, Caracas nach Neu-Granada reicht und welche Alexander v. Humboldt mit dem Namen der großen Küstenkette von Venezuela belegt hat. Aus beiden Gebieten sind uns genaue Beschreibungen von furchtbaren Erdbeben-Katastrophen bewahrt, und wir dürfen hierbei nur an die in der Geschichte der Erdbeben so berühmt gewordenen Namen von Lima, Callao, Riobamba, Quito, Pasto, Cumana, Caracas, Guatemala erinnern, bei deren Erschütterungen zuweilen bis 40,000 Menschen auf einmal den Tod fanden. Von allen diesen Erdbeben aber ist es sicher und deutlich erwiesen, daß sie nicht nur in ihren Hauptwirkungen auf das Gebiet dieser Bergketten und deren muthmaßlichen Verbindungen mit den Antillen beschränkt waren, sondern daß sie auch genau den Richtungen derselben und zwar insbesondere an den Küstenrändern gefolgt sind.

Von Fällen, in welchen Erdbeben quer über Gebirgsketten sich fortpflanzten, lassen sich nur wenige und meist nur unbedeutende anführen. Quer über die Alpenkette sind Erschütterungen wohl nur höchst selten beobachtet worden, obwohl die Südseite derselben von Erdbeben so furchtbar heimgesucht worden. Dagegen ereignete sich ein sehr auffallendes Beispiel von dem Uebersetzen eines Erdbebens über die Appenninenkette zwischen dem 8. bis 10. October 1828 in starken Stößen, dessen vorwaltende Richtung von Nord-Ost nach Süd-West, von Voghera über die Bonhetta nach Genua stattfand. Als Alexander von Humboldt zu Cumana war, erlebte auch er dort am 4. November 1801 ein Erdbeben, dessen Richtung ausnahmsweise quer über die Küsten-Cordilleren von Nord nach Süd ging. Von Hoff hat uns endlich auf eine ähnliche Erscheinung in den Tyroler Alpen aufmerksam gemacht, indem nämlich dort ein Erdbeben am 23. und 24. Juni 1826 quer auf die Richtung des südlichen Theiles derselben in linearer Richtung von Brixen bis Mantua fortsetzte, wobei offenbar die weit geöffnete Spalte des Etschthales die Gelegenheit zur leichten Verbreitung darbot. Dieselben Erschütterungen sind auch zu Zürich verspürt worden. Die Querspalte von Mexiko zeigt am großartigsten eine solche quer auf das Gebirge gerichtete Kraft.

Die Dauer, während welcher einzelne Erschütterungen des Bodens an derselben Stelle verweilen, ist im Verhältniß zu den Wirkungen, welche sie ausüben, ausnehmend gering. Die verheerendsten Stöße, welche Tausenden den Untergang brachten, blühende Städte und Provinzen zerstörten, sind fast immer das Werk eines Augenblickes gewesen. Um so fürchterlicher ist der Schrecken, welchen sie in den Gemüthern der Menschen zurücklassen. Die Stadt und Provinz Caracas wurde nach Alexander von Humboldt's Zeugniß durch drei kräftige Stöße, deren jeder etwa 3 bis 4 Secunden anhielt, zerstört. Das Ganze drängte sich in den Zeitraum von noch nicht einer Minute zusammen, welche mehr als 20,000 Menschen das Leben kostete. In Calabrien waren es am 5. Februar 1783 nach Dolomieu etwa nur zwei Minuten, während welcher in der oben angegebenen Ausdehnung Alles niederstürzte, ja es ist selbst wahrscheinlich, daß die Zeit, wie gewöhnlich in solchen Fällen, noch beträchtlich größer angegeben wurde, als sie wirklich war. Bei dem angeführten Erdbeben von Jamaica 1692, war der Aussage nach Alles in drei Minuten vollendet und diese Schnelligkeit reichte hin, um die ganze Insel so umzuwandeln, daß auf ihr keine Landschaft das alte Ansehen behalten hatte. Bei dem Erdbeben von Lissabon dauerte die ganze Haupterscheinung nach den Angaben von Wolfall etwa fünf Minuten; der erste Stoß, welcher die großen Kirchen und namentlich auch das Inquisitionsgebäude niederwarf, hielt etwa 5 bis 6 Secunden an, und diesen folgten dann nach einigen Minuten blitzesschnell zwei andere, welche die Zerstörung vollendeten.

Ueber die Erdbeben in den Pyrenäen hat Palassou interessante Beiträge geliefert. Die Geschichte der Erdbeben auf dem classischen Boden Unteritaliens hat an Spallanzani einen getreuen Darsteller gefunden. Friedrich Hoffmann hatte das besondere Verdienst die erste vergleichende compilatorische Arbeit über die Erdbeben aller Länder zu liefern. In den vulkanischen Gegenden Südamerikas und Mexikos hat Humboldt über diese und ähnliche Naturkatastrophen, welche seit der spanischen Erobe-

rung sich zugetragen, ein reiches Material gesammelt. Schade, daß es dem großen Forscher nicht vergönnt war, die Andeskette zwischen Peru und Mexiko, die Vulkanreihe Mittelamerikas, aus eigener Anschauung kennen zu lernen! Mit Ausnahme des großen vulkanischen Herdes von Quito treten die Bildungen, Erscheinungen und Verheerungen der unterirdischen Mächte nirgendwo großartiger auf, als in den Staaten Centralamerikas zwischen dem 10 und 16° nördlicher Breite. Auch hier sind in der Natur der Erdbeben zweierlei Wirkungen bestimmt zu unterscheiden: die plutonischen Erschütterungen, welche sich der alten Gebirgsspalte der Cordilleren entlang von Südost nach Nordwest über bedeutende Räume ausdehnen, und die vulkanischen Erschütterungen, deren Wirkung von den einzelnen, geschlossenen, unterirdischen Feuerherden auszugehen scheint. Jene sind durch ihre oft erstaunlich große räumliche Ausdehnung, diese durch ihre furchtbaren localen Verheerungen merkwürdig. Die furchtbarsten Katastrophen, welche diese Länder heimsuchten und ihre Städte niederwarfen, waren concentrirte vulkanische Erdbeben. Cartago im Staate Costa Rica, Leon in Nicaragua, Ciudad vieja und Antigua Guatemala, endlich die unglückliche Stadt San Salvador selbst wurden durch Erschütterungen niedergestürzt, welche nicht in bedeutender Ausdehnung und keineswegs immer in der Spaltenrichtung des Gebirges wirkten, sondern ihren Ausgangspunkt offenbar aus dem vulkanischen Herde der Nähe hatten. Das letzte Erdbeben von San Salvador, dessen Einzelnheiten ich beschrieben habe, wirkte kaum über die Grenzen dieses kleines Staates hinaus. In der Hochebene von Honduras und an der Küste des stillen Oceans, kaum anderthalb Tagreisen von jener unglücklichen Stadt entfernt, spürten die Bewohner nur den Hauptstoß, welcher die Stadt niederwarf, ziemlich schwach. Von den 116 Erdstößen, welche innerhalb 24 Stunden darauf folgten, und unter welchen ein Drittheil von den heftigsten Bodenschwankungen auf dem Plateau von San Salvador begleitet war, wurde in Puerto Libertad und in Sonsonate, welches kaum zwei Tagereisen von dort entfernt ist, nicht einmal ein leises Beben verspürt. Eine besonders merkwürdige Thatsache ist, daß der gewaltige Vulkan Isalco, der seit fast einem Jahrhundert in permanenter Eruption sich befindet, und den ich in dem ersten Monatsheft ausführlich geschildert habe, als ein „Sicherheitsventil" nur für die nächste Landschaft von Sonsonate wirkte. Der Feuerherd, dem der alte längst erloschene Vulkan von San Salvador angehört, muß von dem vulkanischen Herde des Isalco offenbar geschieden sein. Man hat während der fortdauernden Erschütterungen auf dem Plateau dieses Staates weder an dem Isalco noch an dem Vulkan von San Miguel irgend eine Veränderung wahrgenommen. Die Dämpfe und Gase, welche von diesen beiden Feuerbergen fast unaufhörlich entweichen, haben durch ihre offenen Schlöte die unglücklichen Bewohner des Hochlandes vor der letzten Katastrophe so wenig zu schützen vermocht, als der Vulcano de fuego zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Bewohner des paradiesischen Thales von Antigua Guatemala oder der Vulkan Iragu im Jahre 1823 die unglückliche Bevölkerung von Cartago, der alten Hauptstadt der Republik Costa Rica.

Kleine Streifzüge.

Nach einem Berichte über die Messungen verschiedener Meerestiefen ist das Mittelmeer bei Gibraltar 6000 Fuß, das schwarze Meer 3000 Fuß tief, dagegen zieht sich von dem Vorgebirge Trapani auf Sicilien bis zu dem afrikanischen Vorgebirge Bon in einer Tiefe von 600 Fuß ein Felsensattel hinüber, der das mittelländische Meer in ein östliches und ein westliches Tiefbecken theilt, wie das Plateau von Irland bis Neufoundland im atlantischen Ocean die arktische Tiefe von der Tiefe am Aequator scheidet. Die Ostsee ist durchschnittlich 300 Fuß tief.

Der Nationalzeitung wird aus London berichtet: Fowler's Dampfpflug (nicht der Drainir-, sondern der Ackerpflug) wird von den landwirthschaftlichen Autoritäten mit auffallender Ungunst behandelt. Indessen scheint sich die Maschine, von dem Erfinder rastlos in den Einzelnheiten vervollkommnet, allmählig in der Praxis Bahn zu brechen. Jemand, der sie in den letzten Tagen auf einem Landgute in Thätigkeit gesehen hat, schickt der „Times" einen Bericht. Die Dampfmaschine war eine von 8 bis 9 Pferdekraft, das Drahttau eine halbe englische Meile lang, drei Pflüge waren gleichzeitig angelegt; fünf Arbeiter bedienten die Maschine und die Pflüge, ein sechster mit einem Pferde führte das Wasser zu. In einem kurzen Wintertage wurden fünf Morgen gepflügt. Die Kosten, inclusive der Abnutzung und der Weiterbeförderung der Maschine, die jeden vierten Tag nothwendig wird, kommen unter mancherlei ungünstigen Umständen und in sehr zähem Boden auf 7 s 7 d für den Morgen zu stehen, $5^1/_2$ Zoll tief gepflügt. Unter günstigen Umständen unternimmt Fowler selbst das Pflügen in schwerem Boden für 6, in leichtem Boden für 3 Schilling. Auf einer Wirthschaft des Prinzen Albert pflügt er 10 Zoll tief für 15 Schilling. Das sind dieselben Preise, für die mit Pferden gepflügt wird, aber die Arbeit des Dampfpfluges soll in einigen nicht näher bezeichneten Punkten vorzüglicher sein. Da die ganze Erfindung noch in der Kindheit ist, so läßt sich eine Preisermäßigung mit Sicherheit erwarten.

Dritte Abtheilung.

Herder und ſeine Freunde

in ihrem Briefwechſel.

Von Moriz Carriere.

(Schluß.)

5. Herder und Lavater.

Wir verlaſſen die Reihenfolge, welche den Herausgebern gefallen hat, um zunächſt diejenigen Männer und ihren Verkehr mit Herder zu betrachten, welche über deſſen Jugendzeit noch ein Näheres erfahren laſſen, und die Charakteriſtiken ſeiner Correſpondenzen ſo zu ordnen, daß wir dadurch ein mit den Jahren ſich entwickelndes Bild ſeines Lebens erhalten. Wir wenden uns zunächſt zu Lavater.

Lavater rief wie Herder nach Unmittelbarkeit und Originalität, er aber zunächſt auf religiöſem Gebiet, wo er gegen den Formelkram der Schulen eifernd die perſönliche Erfahrung und Gegenwart des Göttlichen im Gemüth betonte und im Chriſtenthum die Befreiung und Erhebung des inneren Menſchen ſah. Das Evangelium ſoll aufwecken, was uns im Herzen ruht, Gott hat die Welt und ſich ſelbſt in jedes Menſchen Bruſt gelegt, Jeder iſt ein beſonderer Spiegel der Welt und des Schöpfers, es gilt, dieſen Spiegel in ſeiner Eigenthümlichkeit rein zu erhalten, damit Gott ſich ſelbſt und ſeine tauſendfach ſchöne Welt mit Luſt in uns erblicke. Jeder Sterbliche ſieht einen Theil der Wahrheit und zwar auf ſeine Weiſe; Zeugniß zu geben, wie uns in unſerem Geſichtspunkte die Dinge vorkommen, heißt königlich denken. Aber wie Lavater die lebendige Wirkung des Gebets in ſich empfand, ſo meinte er ſchon als Schulknabe, daß Gott ihm ſeine Exercitien corrigire, ſeine böſen Streiche vertuſche und das Gute an's Licht bringe, während doch die eigene Klugheit hierbei ihr Verdienſt hatte. Die Rückſicht auf Individualität machte ihn zu einem verſchrobenen Beobachter ſeiner ſelbſt, indem er mit dieſer Rückſicht auf Selbſtbeſpiegelung dachte und handelte, und die geheimen Tagebücher nachträglich veröffentlichte. Der Glaube an die Macht des Geiſtes ward zum Aberglauben an Geſpenſter und Teufelsbanner und artete in eine kritikloſe Wunderſucht aus; wie er ſich eines perſönlichen Umgangs mit Gott und Chriſtus berühmte, vergaß er allmählig ſeine Lehre von der originalen Weltanſchauung eines Jeden und verirrte ſich zu der Intoleranz, daß er Niemand mehr für einen Bruder in Chriſto anerkennen wollte, der den Heiland anders anſähe, als er. Wenn er der Verſicherung des Prinzen Karl von Heſſen glaubte, daß der Apoſtel Johannes noch auf Erden wandle und nun jeden vorübergehenden Unbekannten darauf anſah, ob derſelbe der Lieblingsjünger Jeſu ſei, ſo werden wir es natürlich finden, daß Goethe und Herder ſich von ihm zurückzogen. Goethe, der ihn ein in ſeiner Art einziges ausgezeichnetes Individuum nannte und die große Macht, die er als Prediger über die Herzen übte, höchlichſt bewunderte, fand ſpäter, daß in Lavater zum ehrlichen Mann wie zum Schelmen der Stoff vorhanden ſei, ſpottete über das moraliſche religiös-äſthetiſche Serail ſentimentaler Weiblein, das ihn umſchwärmte und ſchrieb in einem der eben erſchienenen Briefe an Herder: „Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs ſowohl wie in Weimar den Züricher Propheten nicht antreffen ließ. Die Welt iſt groß, laßt ihn liegen drin! Wo ſich dieſes Gezücht hinwendet, kann man immer voraus wiſ-

sen. Auf Rang, Geld, Einfluß ist ihr Wahn wie eine Wünschelruthe gerichtet."

Der frische, werkthätig schaffende, mit apostolischer Segenskraft durchdringende Glaube des jugendlichen Predigers in der Schweiz war für Herder ebenso anziehend, als für jenen der Geist Herder's mit seinem Verständniß für die Poesie der Bibel, mit seinem Streben, das Christenthum und die fortschreitende Bildung zu vereinen. Herder äußerte, daß Lavater vielleicht das größte Genie in Deutschland nach Klopstock sei und schrieb ihm einen Brief voll bewundernder Verehrung, den Lavater sogleich mit dem brüderlichen Du beantwortete. Herder vergaß aber gleich Anfangs nicht, auf das willkürlich Phantastische in den Vorstellungen hinzuweisen, die sich Lavater in den „Aussichten in die Ewigkeit" vom jenseitigen Leben macht; er bemerkte, daß Lavater in solchen Detailausmalungen nicht Seher, Schauer göttlicher Geheimnisse sei, sondern Baumeister eigener kleiner Ideen, während der Ewigkeit gegenüber, dieser großen Sache Gottes, uns zieme zu warten, bis Gott uns in sie einführe. Die Gedankenstriche statt der ausgeführten Gedanken, die abgerissenen Exclamationen, die Ausbrüche des Gefühls sind indeß bei Lavater viel häufiger und obstruser, als in Herder's Jugendschriften, und schwerlich wird jener von sentimentalen Uebertreibungen freizusprechen sein. Das Verlangen nach reiner und richtiger Form in der Poesie deucht ihm eine barbarische Pedanterie, die aus der blindanbetenden Nachahmungssucht entspringe. Doch beurtheilt er den Klopstock'schen Messias bei aller Bewunderung für einzelne Schönheiten, ja, indem er ihn unbegreiflicher Weise über die Werke aller Sterblichen erhebt, so gerecht, daß wir Lavater's damalige Worte gleich der allmählig gebildeten Ueberzeugung der Literaturgeschichte unserer Tage wiederholen können: „Klopstock's Messias ist nicht der prophetische, nicht der evangelische, er ist modern, theologisch; er leidet mehr als er handelt, man sieht Alles um ihn herum, aber ihn selber nicht und hört nicht die Sprache des Herzens, sondern Imaginationsdeclamationen. Vor lauter Erdichtungen wird das Geschichtliche überhüpft und nicht anschaulich gemacht. Hundert Situationen Jesu sind übergangen, die uns in zehn Zeilen mehr gesagt hätten, als ganze Gesänge voll Episoden."

Eine Reihe von Briefen dreht sich um das Werk, wodurch Lavater's Namen am bekanntesten ward und blieb, die Physiognomik. Der Gedanke, daß der Geist den Körper baut und äußeres und inneres Leben einander entsprechen, liegt ihr zu Grunde; in der damaligen Zeitstimmung erwuchs sie, insofern man die unmittelbarste Aeußerung der Individualität erfassen wollte und diese in den Zügen des Angesichts fand. Zudem wollte Lavater Gottes Handschrift in den Menschengesichtern lesen und schrieb sein Buch für die Gläubigen an die Würde und Gottähnlichkeit der Menschennatur, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Er hat recht, daß die Tugend verschönt und das Laster verhäßlicht: aber ist darum jede Schöne tugendhaft? Er selbst besaß einen Seherblick, um aus dem Aeußeren des Menschen einen Schluß auf seinen Charakter zu machen, aber er vergaß, daß die Totalwirkung das Hauptsächlichste ist, und indem er einzelne Theile des Gesichts isolirte und sittliche oder geistige Eigenthümlichkeiten an die Nase, den Mund, das Kinn vertheilte, verirrte er sich theoretisch nicht minder, als wenn er sich einen großen Nutzen der vermeintlichen Wissenschaft für die Praxis versprach. Lichtenberg spottete, man werde die Kinder aufhängen, ehe sie die Thaten gethan, auf die ihr Gesicht hinwiese und leitete in Lavater'schem Dithyrambenton die Eigenschaften einiger Schweine aus ihren Schwänzen ab. Lavater hatte sich die Schattenrisse vieler seiner Freunde verschafft und sich in sprudelnden Ergüssen über sie ergangen. Merck scherzte über die Monumente künftiger Unsterblichkeit, jungen Leuten errichtet, noch ehe sie ihre Thaten gethan; allein es läßt sich nicht läugnen, daß Lavater viel Wahres in die Gesichtszüge hinein, wenn nicht aus ihnen heraus, las, und gar Mancher hat im späteren Leben den bestätigenden Commentar zu Lavater's Andeutungen gegeben.

Auch Herder hatte derartige Studien gemacht und legte seine Ansichten über die Symbolik der menschlichen Gestalt später in seiner „Plastik" nieder. Er schreibt an Lavater: „Ein Physiognom ist ein so Auserwählter Gottes, wie ein Dichter, sein Auge muß wie der Blitz treffen"; — woraus denn folgt, daß Physiognomik nicht in ein System gebracht noch gelehrt werden kann. „Im Gesicht ist der Spiegel der Seele, man muß aber nicht theilen, sondern alle Züge in Einem Blick fassen können, daß sie ein Punkt werden, wie der Allanschauer sie betrachtet. — Der Mensch ist ein Inbegriff der ganzen Welt, der sichtbaren und unsichtbaren; er könnte von keiner Eigenschaft eines Geistes oder Körpers im Universum einen Begriff oder ein Gefühl haben, wenn er nicht ein Analogon davon in sich besäße. Jeder Mensch hat die Unendlichkeit in sich, mit jeder seiner Kräfte, nur unter Hüllen, im dunkeln, schweren, vielleicht ängstlichen und mühseligen Schlaf. Kann die Physiognomik dies Bild Gottes im Menschen in Stufen und Gängen und Graden der Vollkommenheit mit Anschauung zeigen, — Heil, Lavater, Dir! Es ist die Apokalypse Gottes für unsere Zeit! Wenn ein Bild Jesu in Dein Buch kommt, das mich erfüllet, und wenn in Deiner Physiognomik mir von fern in Schatten gezeigt wird, wie in seine

Bildung verwandelt zu werden der Weg sei, so fall' ich Dir zu Füßen." Als Lavater's Buch erschien, fand Herder darin echte Seherblicke dessen, was im Menschen liegt, was er werden kann; aber der Ausdruck war ihm zu aphoristisch, nur eine unbestimmt umherwirbelnde Ausschüttung.

Ueberhaupt steht Lavatern gegenüber Herder als der Ermäßigende da; er warnt vor dem rastlosen Anstreben in Dingen, die nicht erjagt werden können; sich zu Wunderthaten zu forciren, sich eines besonderen Verkehrs mit Christo zu berühmen, schien dem weisen Manne gefährlich. Er spricht in einem poetischen Sendschreiben an Lavater davon, daß uns die rechte Labung für das Herz vom Heiland komme,

Den wir denn freilich Alle nennen,
Und singen und jubeln und doch nicht kennen,
Wollen Teufel austreiben und Wunder thun,
Und können doch in ihm nicht ruhn.
Ja ruhn, mein Freund, als wie ein Kind,
Und warten, ob nicht wohlgesinnt
Ueber aller Erdenväter Schaar
Uns unser Vater ganz und gar
Was gebe, was wir nicht verstehn,
Weder mit Tichten noch Trachten sehn,
Nicht ersliegen und nicht erzwingen,
Nicht erschnappen und nicht erringen
Durch aller Wörter Kuppeltand,
Der uns itzt ist statt Bruderband.

Auch von den erklären sollenden Umschreibungen der heiligen Schrift, die Lavater liebt und übt, ist Herder bei seinem Sinn für alles Ursprüngliche, für die echte Farbe des eigenthümlichen Ausdrucks kein Freund; er verwirft die auflösenden Paraphrasen, die das Ganze der Gestalt eines lebendigen Körpers in den weichen Brei einer Gallerte umwandeln. Lavater nimmt das übel und ergeht sich seinerseits in Ausstellungen an Herder's neueren Arbeiten. In Herder's Briefen über das Studium der Theologie vermißt er das eigentlich Alles Umfassende und Höchste, das er selber so bezeichnet: „Was immer Großes von Gott, von der Weisheit, Kraft, Güte, Ewigkeit Gottes, was immer von allen großen guten Menschen, Königen, Propheten und Priestern, was immer von allen Thieren, Löwen, Lämmern, Tauben, was von Allem, von der Zeder bis zum Ysope Gottes gesagt ward, wird und werden kann, — kann im höchsten, reinsten, besten, treffendsten Sinne von Christo gesagt werden; Alles ist Bild von ihm, deutendes Bild, Zeugniß von ihm. Was immer sonderbar auszeichnendes Schicksal heißen konnte an irgend einem Mann Gottes oder an allen Gottesmännern zusammen, das Alles zusammen ist noch viel herrlicher an Christus geschehn. Sein Schicksal ist das Schicksall aller Schicksale. So versteh' ich Geist der Weissagung, Zeugniß von Jesus." Herder hat hierauf nicht geantwortet; dagegen findet sich in Goethe's Briefen an Lavater einer, der auf solche Ansicht eingeht und die Stimmung des Weimarer Kreises darüber ausspricht; er lautet: „Bei Deinem Wunsch und Deiner Begierde, in Einem Individuum Alles zu genießen, ist es herrlich, daß uns aus alten Zeiten das Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln und Dich selbst anbeten kannst. Nur das ist ungerecht und Raub, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ausraufst, um Deinen Paradiesvogel damit zu schmücken; dies verdrießt uns, die wir als Söhne Gottes ihn in uns selbst und in allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich nicht darin verändern kannst, doch finde ich es auch nöthig, da Du Deinen Glauben wiederholend predigst, Dir auch den unsrigen als einen ehernen Fels der Wahrheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern kann. Du nennst das Evangelium die göttlichste Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht und ein Weib ohne Mann gebärt und ein Todter aufersteht, vielmehr halte ich dies für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. In diesem meinem Glauben ist es mir eben so heftig Ernst, wie Dir in dem Deinen, und wenn ich öffentlich zu reden hätte, so würde ich für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen, wie Du für das Einreich Christi."

Dieser Gegensatz besteht heute noch, und zwar theils in größerer Schärfe, theils schlecht verhüllt durch eine Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, die Formen und Satzungen über sich ergehen läßt, ohne sie innerlich anzueignen oder muthig abzuweisen. Wenige sind, die den Gegensatz überwunden haben, und doch beruht auf der Versöhnung des Christenthums mit der Vernunft, mit der auf Natur und Geschichte begründeten Cultur das Heil der Zukunft wie die Rettung der Gegenwart. Wie Herder diese Versöhnung wollte und für sich gewann, werden wir später sehen. Damals schrieb er an Lavater (1780): „Ich weiß nicht, warum man sich einander schreibt, wenn man sich nicht mit reiner herzlicher Liebe ohne Vorurtheil und Neckereien schreiben kann. Ich schweige so lange lieber, bis sich die Vorurtheile von selbst geben." — Ihre Bahnen gingen auseinander. Lavater starb in Folge einer Wunde, die er selbst erhalten, als er bei dem Kampf der Russen und Franzosen in Zürich Verwundeten Hilfe bereitete, so sein Jugendwort lösend, daß Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend,

das Ziel seines Wollens und Wirkens sei. Kurz vor seinem Tode schrieb er:

Denkzeile nach meinem Tod an Herder in Weimar.

Nichts unsterblicher ist im sterblichen Menschen als Liebe.
Schliefe sie Jahre lang, sie erwacht zum lebendigsten Leben,
Wenn der Finger deß sie berührt, der sie unserer Brust gab.

6. Herder und Mendelssohn.

Lavater hatte seine Uebersetzung von Bonnet's Beweis der Wahrheit des Christenthums an Moses Mendelssohn gesandt und ihn aufgefordert, diese Schrift zu widerlegen oder sich taufen zu lassen; diese Zudringlichkeit fand ziemlich allgemeine Mißbilligung. Herder, der Mendelssohn so hoch schätzte, daß er in ihm den ersten der damaligen deutschen Denker im philosophischen Fach zu sehen meinte, war der Ansicht, Mendelssohn solle einen philosophischen Beweis von der Wahrheit der jüdischen Religion verfassen. Mendelssohn sandte ihm statt dessen die Uebersetzung der fünf Bücher Moses, die er zunächst für seine Kinder angefertigt: er schrieb dabei: „Auch ich habe Kinder, die ich erziehen soll. Zu welcher Bestimmung? ob im Sachsen-Gothaischen bei jeder Durchreise ihren Kopf mit einem Würfelspiel zu verzollen oder irgend einem kleinen Satrapen das Mährchen von den nicht zu unterscheidenden Ringen zu erzählen, weiß nur der, der uns alle unsere Pfade vorgemessen. Meine Pflicht ist, sie so zu erziehen, daß sie in jeder Situation sich von ihrer Seite keine Schande zuziehen und die ihnen ihre Nebenmenschen unverdient zuwerfen, mit Resignation ertragen."

Lessing war gestorben und Herder, der mit seinem großen Lehrer sich dessen Freund Mendelssohn gern zusammendachte, bat diesen, ihm etwas näher zu treten und gewissermaßen Lessing's Platz in ihm auszufüllen. Auch in verschiedenen Gängen und Irrgängen würden sie gewiß zu derselben Burg der Wahrheit kommen. Ueber Lessing's Tod äußerte er dabei: „Die Vorsehung hat auch hier wie bei Allem ihre guten Zwecke und Wege: er ist bald und frühe des unvollkommenen Wirrwarrs losgeworden, in und mit dem wir uns hier schleppen, um nur die ersten Blicke der Wahrheit und Seelenfreiheit thun zu können; Ihnen aber brauche ich's gewiß nicht zu sagen, was Deutschland, was die Wissenschaften, was die edle männliche Bestrebung in den Wissenschaften an ihm verloren und lange nicht wiederfinden werden. Mir ist's noch immer, so entfernt wir von einander arbeiteten und dachten, so leer zu Muthe, als ob Wüste, weite Wüste um mich wäre."

„Moses der Mensch schreibt an Herder den Menschen, nicht der Jude an den Superintendenten", antwortet Mendelssohn, als er die Hoffnung hatte, daß Herder's Freundschaft ihm den Verlust Lessing's für den Rest seiner Tage ersetzen werde. Indeß ließ das Mißverhältniß zwischen Herder und Nicolai es dazu nicht kommen. Herder schrieb eine Charakteristik Lessing's, die Mendelssohn folgendermaßen würdigte: „Ja, Freund, Sie haben nunmehr den wichtigen Schritt gethan, der bisher zur Abrundung ihres ganzen Charakters gefehlt hat. Sie sehen den Menschen nicht mehr mit tadelfrohen pädagogischen Augen an; der Mensch sammt seiner Bemühung um Wahrheit ist Ihnen nicht mehr bloß ein Gegenstand der Satire und der Geringschätzung. Sie betrachten ihn zusammt all seinen Fehltritten und Schwachheiten als ein Product des ewigen Künstlers, das bewundert und geliebt, zurechtgewiesen, aber nicht gemeistert sein will. Sie haben Ihr Herz mit Ihrem Geiste, und wo mir recht ist, Ihren Styl mit beiden in bessere Harmonie gebracht."

7. Herder und Jacobi.

Mendelssohn's Lebensende war getrübt durch den seltsamen Schreck und Schmerz, den er empfand als behauptet ward, sein Freund Lessing sei Spinozist gewesen. Lessing hatte in einem Gespräch mit Jacobi geäußert, daß das alte Wort Ἓν καὶ πᾶν (Eins und Alles) auch sein Glaubensbündniß sei, daß, wenn er sich nach einem Philosophen nennen müsse, dies Spinoza sein würde. Jacobi hat dies reizende Gespräch in seiner köstlichen Mischung von heiterem Freisinn und tiefsinnigem Ernst aufgeschrieben und drucken lassen, und daran knüpft sich ein Streit, der das Verständniß Spinoza's förderte und seinen großen Einfluß auf die neuere Philosophie einleitete. Man hat nun vielfach behauptet, es sei Lessing mit jenem Wort nicht Ernst gewesen. Allein er hatte sich zu der Einsicht erhoben, daß Gott der einwohnende Grund aller Dinge ist, daß wir in ihm leben, weben und sind, daß die Welt seine Offenbarung und Entfaltung genannt werden kann, und weil Spinoza diese Einheit alles Seins, das Bestehen aller Dinge in Gott am Entschiedensten lehrte, konnte Lessing sich an ihn anschließen, Lessing, der keinem System als solchem zuschwor, sondern so gut wußte, daß es verschiedene Standpunkte der Betrachtung giebt, daß in dem einen System diese, in dem andern jene Wahrheit zum Principe gemacht, ausgesprochen, aber oft einseitig auf Kosten anderer Wahrheiten herrschend ist. Daß die einzelnen Wesen nur wie Wellen im Meere des Unendlichen auftauchen und zerrinnen, daß der göttlichen Natur als solcher Verstand und

Wille nicht zukommen, sondern sie nur im endlichen Geist ihr Bewußtsein habe, war Lessing's Ansicht nicht; hier hielt er, wie mehrere seiner Abhandlungen beweisen, mit Leibnitz fest, daß jede Seele eine selbständige, eigenthümliche, ewige Wesenheit, daß Gott in sich denkend und wollend ist. Das Princip des Unterschieds aller Dinge hielt er fest neben der gemeinsamen Wesenheit, die ihnen zu Grunde liegt, ohne grade die Frage unserer Zeit zu durchdenken: wie sind die Wahrheiten von Spinoza und Leibnitz mit Ueberwindung ihrer Einseitigkeit systematisch zu verbinden? Auf ganz ähnlichem Weg ging Herder.

Er sprach seine unverhohlene Freude an Jacobi darüber aus, daß er an Lessing einen philosophischen Glaubensgenossen gefunden. Er schreibt ihm: „Existirt Gott nicht in der Welt, überall in der Welt, und zwar überall ungemessen, ganz und untheilbar, so existirt er nirgend. Außer der Welt ist kein Raum, der Raum wird nur, indem für uns eine Welt wird. Gott ist freilich auch außer Dir, und wirkt zu, in und durch alle Geschöpfe, aber was soll Dir der Gott, wenn er nicht in Dir ist und Du sein Dasein auf unendlich innige Art fühlest und schmeckest, und er sich selbst auch in Dir als in einem Organ seiner tausend Millionen Organe genießet? Gott spricht zu Dir und wirkt auf Dich in allen edelen Menschengestalten, die seine Organe waren, und am meisten durch das Organ der Organe, das Herz der geistigen Schöpfung, seinen Eingeborenen. Aber auch durch ihn nur als Organ, sofern er wie wir sterblicher Mensch war, und auch in ihm die Gottheit zu genießen, mußt Du selbst Mensch Gottes, d. h. es muß etwas in Dir sein, das seiner Natur theilhaftig werde. Du genießest also Gott immer nur nach Deinem innersten Selbst, und so ist er als Quelle und Wurzel des geistigsten ewigen Daseins unveränderlich und unaustilgbar in Dir. Dies ist die Lehre Christus' und Moses', aller Apostel, Weisen und Propheten, nur nach verschiedenen Zeiten und nach dem Maß von der Tiefe und Genußkraft eines Jeden anders gesagt. Ist der Friede Gottes im Herzen eines einzelnen Wesens, dem er sich mittheilt, höher als alle Vernunft, wie unendlich höher muß er über alle Denkkraft und die Bewegungen aller einzelnen Wesen in dem sein, der das Herz aller Herzen, der höchste Begriff aller Vorstellungen, der innigste Genuß aller Genußarten ist, die in ihm Quelle, Wurzel, Summe, Zweck und Mittelpunkt finden. Machst Du mir diesen innigsten, höchsten, Alles in Eins fassenden Begriff zum leeren Namen, so bist Du der Atheus, nicht Spinoza."

So schön Herder hier die Wahrheit hervorhebt, welche im Pantheismus liegt und welche zugleich ein Element aller Religion ist, das Leben Gottes im Menschen und des Menschen in Gott, so recht hatte doch Jacobi, wenn er die Welt nicht in einer bewußtlosen Substanz auf- und untergehen lassen wollte, sondern an der Persönlichkeit Gottes festhielt, ohne die Selbstbewußtsein, Vorsehung, Liebe, natürliche und sittliche Weltordnung nicht gedacht werden können. Herder trug dies in Spinoza hinein, Jacobi verlor das Einwohnen Gottes in der Welt aus Furcht, in den Pantheismus zu fallen. Sonst hatte sein Bestreben, das unmittelbare Wissen, die Rechte des Gefühls und der Anschauung geltend zu machen, mit Herder viele Berührungspunkte. Von Jacobi's Streit mit Kant wollte Herder damals fern bleiben. Er selber schrieb einige Gespräche, die er unter dem Titel „Gott" herausgab; sie knüpfen an Spinoza an und suchen ihn gegen Jacobi zu vertheidigen. In der Welt, sagt hier Herder, hängt Alles von einander und zuletzt Alles von Einem ab, das die Selbständigkeit selbst, das Wesen der Wesen, Gott ist. Er ist die Urkraft aller Kräfte, seine Gegenwart und Wirkung müssen wir in Allem erkennen. Aber wir verlieren dabei weder unsere Individualität, noch Gott sein Selbstbewußtsein; wir sind unvergängliche Lebenskräfte, die ihren Ursprung im ewigen Wesen haben, und sind Geist weil auch dieses Geist ist.

Wie Jacobi sich mit Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte befreundete, und sich alles Gute und überschwänglich Große, was darin gethan war, zu Herzen nahm, wie er in Herder's „christlichen Schriften" sein Christenthum fand, so sah Herder in Jacobi's philosophischen Romanen einen aufgedeckten Schatz des innern Menschen, ein tiefes Meer menschlicher Seelen, worauf sich unaufhörlich Wellen bewegen, und jedes Subject in seiner Art so ganz, so einzeln ist. Doch zu Herder's unseliger Polemik gegen Kant ist kein zustimmendes Wort von Jacobi zu gewinnen.

Von Goethe schreibt Herder, daß die Stunden dichterischer und wissenschaftlicher Arbeiten die einzigen seien, die den trefflichen Menschen ihm selbst zurückgeben, wiewohl er auch in der kleinsten und sogar gehässigsten anderweitigen Beschäftigung mit einer ganzen Ruhe wohnt, als ob sie die einzige und eigenste für ihn wäre. So etwas kann Herder leider nicht von sich selber sagen. Ihm war sein Beruf eine Last, er war mit jeder Lage unzufrieden, weil er sie stets mit anderen Verhältnissen verglich und hier das Licht, dort den Schatten sah. „Wie eine Glocke," schreibt er an Jacobi, „die nach starkem Läuten plötzlich stille steht, in sich wiedertönt und mit sich selbst im Streit ist: so war mir's, da ich in mein hiesiges Schattenleben, eine verdrießliche Art elender Nichtigkeit, geschäftsloser Geschäftigkeit ꝛc. ꝛc. zurücksank, aus der ich mich bis jetzt nicht erholt habe

und vielleicht so lange ich hier bin nicht erholen werde. Bei der Wärme Ihres Herzens fühlte ich um so mehr die Kälte des meinen, dessen Flamme beinahe bis zur todten Kohle erstickt ist." (Weimar, als Generalsuperintendent 1783.) Sechszehn Jahre später schrieb Jean Paul an Jacobi: „Nimm es mit dem vom Staat ꝛc. gebogenen und wundgeriebenen Herder nicht genau. Er trägt an seinen zarten Zweigen außer deren Früchten die Consistorialwäsche, die jener an ihn hängt zum Trocknen. Ach, welchen Zederngipfel würd' er treiben außerhalb der Kanzeldecke und Sessionsstube!" — Wäre er beider ledig gewesen, so würde es heißen: Ach, warum stellt man diesen Mann nicht an die Spitze der geistlichen Angelegenheiten, warum läßt man ihn nicht predigen!

8. Herder und Jean Paul.

Jean Paul, wohl die wunderbarste Gestalt im Pantheon unserer Nationalliteratur, sagt in einem seiner Werke: „Ich konnte nie mehr als drei Wege glücklicher zu werden auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über dem Gewölk des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen in's Gärtchen und da sich so heimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennester herausspieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln." In diesen Worten ist zugleich die Größe und die Schwäche des Dichters ausgedrückt, das weihevoll Erhabene wie das Dorfschulmeisterliche seiner Natur. Auf der Schwinge der Begeisterung für Gott, Freiheit und Tugend hebt er sich hoch über die Wolken der Erde empor, wie der Paradiesvogel schläft er fliegend und verschlummert blind in seiner Höhe die unteren Erdstöße und Brandungen des Lebens, im seligen Traum von einem idealen Mutterlande. Und dann ist er plötzlich wieder in unserer Mitte, lehrt uns, daß große Freuden, wie Zuckerbrod, bald Ueberdruß bringen, kleine Freuden aber, wie Hausbrod, immer laben, und macht uns seine Dichtung zu einem Mikroskop, unter welchem ein Tropfen Burgunder zu einem rothen wimmelnden Meere, der Schmetterlingsstaub zu Pfauengefieder, der Schimmel ein blühender Palmenwald und der Sand ein blitzender Juwelenhaufen wird. Er malt das reine Blau des Himmels mit seinen Sternen und malt die einzelnen Blumen der Wiese, indem er sie in ihr feinstes Geäder zerlegt; er sitzt mit der Lerche im heimlichen Nest und wiegt sich mit dem Adler in der Sonnennähe, aber der mittlere Standpunkt, wo der Mensch weder fliegt noch kriecht, sondern aufrecht geht, wo er die vielen kleinen Erdschollen als Gebirgszug, die vielen Gräser als Rasenteppich, die vielen Wassertropfen als Fluß erblickt, wo er statt durch Fern- und Vergrößerungsgläser durch ein gesundes Auge die Welt ansieht, und zwar die Kleinverhältnisse des Lebens nicht verachtet, aber in einzelnen weltgeschichtlichen Thaten und Helden das göttliche Sein des Menschen erkennt, dieser mittlere Standpunkt war ihm versagt, und darum wechselt er zwischen den beiden Extremen, darum giebt er keine vollendeten Kunstgebilde, sondern mischt das Höchste und das Niedrigste durcheinander, stellt das Lächerliche neben das Erhabene, die seltsamsten Witze und barockesten Späße neben die innigsten Gefühle und rührendsten Empfindungen. Während ihm immer noch etwas Neues einfällt, und er einen Satz in den andern einschiebt, so daß sein Styl dem Pfund des Krämers gleicht, wo im Ganzen das Halbe, im Halben das Viertel, im Viertel das Achtel steckt, ist seine Composition nicht besser, unklar, unbehülflich, wie proportionslose Kinderzeichnungen, und wer ihn darauf ansieht, der wird ihn scharf und bitter tadeln, ohne daß man widersprechen könnte. Aber die Geschichte, die Charaktere seiner Romane sind ihm nur wie ein Holzgerüste, um das er die blüthenduftigen Kränze seiner Ideen und Gefühle hängt, das er im Einzelnen mit den lieblichsten Phantasiebildern ausschmückt, und wer sich daran hält, der wird ihm Liebe und Bewunderung zu zollen nicht müde werden. Es wohnt in seiner Brust eine wahre Johanneskraft der Liebe, und es ist, als ob seine Seele sich des Himmels erinnert, wo sie selig gelebt, ehe sie in die körperliche Hülle sich herabsenkte, und nach dem sie darum mit einem oft krankhaften Heimweh zurückverlangt, wenn ihr alle Blüthen unseres Daseins nur wie Versteinerungen eines Klimas erscheinen, das nicht auf Erden ist. Diese Sehnsucht giebt ihm den Anflug zarter Melancholie, der so leicht die Herzen gewinnt, ja sie giebt ihm eine religiöse Weihe; aber in dieser Sehnsucht nach dem Ueberirdischen zerrinnen ihm allzusehr die klaren festen Gestalten der Wirklichkeit und verflüchtigen sich in einen ätherischen Duft, seine Poesie ermangelt dann der Plastik, und wirkt wie Musik auf unser Gemüth. Weder die systematische Weltbetrachtung des Philosophen ist unserm Dichter eigen, — auch wo er philosophiren will, bringt er es überall nur zu abgerissenen Gedanken, die freilich oft eine un-

endliche Perspective in's All der Dinge eröffnen, — noch hat er den rechten Sinn für das handelnde Leben in der Geschichte, sondern die Gefühlswelt ist sein Gebiet, er schwärmt in der Herrlichkeit der Natur, das Paradies der Kindheit ist die Lieblingsstätte seiner Muse, am glücklichsten zeichnet er das beginnende Jugendalter mit dem humoristischen Widerspruch seiner inneren Ideale, seiner reinen Gefühle und seiner Unkenntniß der Welt, seiner Tölpelhaftigkeit in der Berührung mit ihr.

Als Jean Paul 1796 nach Weimar kam, entwickelte sich kein näheres Verhältniß zwischen ihm und Goethe oder Schiller; das Maßlose, Wunderliche, Ueberschwängliche, mit einem Worte das Unkünstlerische seiner Productionen stieß dieselben ab, und das Gastgeschenk, das sie ihm in den Xenien spendeten, war bitter und mit spanischem Pfeffer gewürzt. Desto inniger schloß er sich an Herder, der damals sich schon von jenen zurückzog, und in der Freundschaft Jean Paul's einen Ersatz für sie fand. Jean Paul schreibt ihm: „Möge jedes Auge, das sich Ihnen nähert, Sie so freudetrunken anschauen wie meines, und möge immer in Ihrer Brust der Himmel bleiben, der sich in der meinigen aufthat, als ich nach einem fünfzehnjährigen Wunsche endlich an Ihrem so lange geliebten Herzen hing!" Herder und seine Gattin meinten, es sei doch das Schönste auf Erden, Menschen zu finden. Herder, der schon das Künstlerische und das Sittliche, die Form und den Inhalt zu verwechseln anfing, stellte Jean Paul auf eine hohe Stufe gegen die Weimarer Genossen; er äußerte: „Ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz, seinen immerschaffenden Genius; er bringt wieder frisches Leben, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst." Indeß war doch auch Herdern das Formlose in den Schriften Jean Paul's nicht ganz recht, dem abspringenden Humor, dem Süßlichen und Nebelhaften hofft er ein Gegengewicht durch die Empfehlung des griechischen Alterthums zu geben, und Jean Paul erkannte selbst, daß wir den reinen ungebrochenen Umriß, das Maß und die formale Schönheit von den Griechen zu lernen haben, während der Stoff, der Inhalt unserer Gedichte höher oder tiefer sein müsse.

Von äußerem Leben berührt die Correspondenz eine Reise Jean Paul's nach Berlin und seine damit zusammenhängende Heirath nach der Auflösung einer Verlobung. Unter den Gelehrten und Geschäftsleuten an der Spree sehnt er sich fast wieder zurück „in die genialische Spitzbüberei" zu Jena und Weimar, die Unbefangenheit des Tons in Berlin fällt ihm auf, der lebendige Verkehr der Gelehrten, Juden, Officiere und Geheimräthe unter einander. — Als Jean Paul den ersten Theil des Titan vollendet hatte, machte er die Bekanntschaft der Hofdame Caroline von Feuchtersleben. Er glaubte in ihr zu finden, was er bedurfte; „ich kenne nun", schrieb er, „das Leben, besonders das auflösende bei genialischen Weibern, die zugleich verwirren und zersetzen und verspäten, — nein, ich will ein einfaches stilleres Herz, damit meine Kindheit und das Leben bei meinen Eltern wiederkomme und Alles, was das erinnernde Herz ewig vormalt." Allein es ward bald bemerklich, daß hier wieder die Einbildungskraft im Spiele war, und Herder hielt sich für verpflichtet, Beide zu ermahnen, daß sie ihr Herz um die Wahrheit ihres Verhältnisses befragen, nicht einer Täuschung die Zukunft zum Opfer bringen möchten. Jean Paul fühlte sich frei und heiter, als das Band gelöst war, und Herder schrieb an die ehemalige Braut: „Lassen Sie ihn sein Dichterleben fortführen, die Liebe schildern und in dieser süßlichen Imagination Freude finden; thätige Liebe, reelles Für-, Mit-, Ineinanderleben ist etwas anderes als Spiel der Einbildungskraft am Pult oder feiner Witz in Gesellschaft." Sie antwortete verzweifelnd an dem Schicksale der Menschheit und Herder schrieb an Knebel: „Ihren Stolz zu nähren, möchte sie lieber das Band knüpfen und ihn und sich unglücklich machen; es ist nichts Fürchterlicheres als der Eigensinn der Weiber." Als er dann bald dem Freunde zu dessen Verheirathung mit Caroline Mayer Glück zu wünschen hatte, äußerte er: „Dein Abend nach den gewagtesten Luft- und Herzenssprüngen sei immer noch fröhlicher als Dein immer fröhlicher Morgen." Jean Paul zog zunächst nach Meiningen. Die Ehe lehrte ihn Einsamkeit; er verlangte nichts „als Bücher, Berge und Bier"; das Bier war ihm in Weimar nicht gut genug.

In literarischer Beziehung gedenkt Jean Paul der Herder'schen Fehde mit Kant. Er pries — ohne Einsicht in die Sache wie er war — die schöne Vereinigung der schärfsten Dialektik mit der hellsten und vollsten Sprache in Herder's Metakritik, und meinte, die Nachwelt werde zu dem Lorbeerkranz auf Herder's Haupt wegen der Kalligone noch die Bürgerkrone geretteter Menschen setzen! Erfreulich und zutreffend ist sein Urtheil über Herder's spätere religiöse Schriften. Hier suchte Herder zwischen der Orthodoxie, die an die Satzungen des 16. Jahrhunderts sich band, und dem Rationalismus der Aufklärung, die mit der ungenügenden Fassung den Inhalt der religiösen Begriffe selbst verwarf oder verflachte, einen Mittelweg zu finden, indem er nach Lessing's Vorgang statt auf die Staatskirchenlehre auf Christi eigne Worte und Christi Leben sein Christenthum gründete und es mit dem Hu-

manismus in Einklang dadurch brachte, daß er das menschlich Große und Schöne, das Urbildliche in der Person des Heilands und in seinen Thaten und Leiden hervorhob, und statt die Wahrheit durch Wunder beweisen zu wollen, die als Ueberlieferungen selber erst des Beweises bedürfen, die Vernunftgemäßheit der Lehre des Heilands darthat, die Gott als unsern Vater, die Menschen als unsre Brüder erkennen und lieben heißt. Der Schluß von Herder's christlichen Schriften lautet: „Ob in dem Christenthum der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöheten gleichgiltig. Der großen Mißverständnisse wegen haben sich Viele an dem heiligsten Namen verekelt, so daß jetzt Stärke der Seele dazu gehört, dieserhalb das ganze Gebäude nicht von Grund auf neu zu wünschen. Doch muß man sich nicht irren lassen, den stillesten Wohlthäter des Menschengeschlechts auch in seiner Art, d. h. still, schweigend, nachahmend zu ehren. Am Namen selbst liegt wenig. Er selber nannte sich den Menschensohn; von Schlacken gereinigt kann seine Religion nichts sein als die Religion reiner Güte, Menschenreligion." — Um dieser Schriften willen vergleicht Jean Paul seinen Freund mit Lessing und Leibnitz. „Ihr gedruckter „„Erlöser"" hat auch bei mir dem wirklichen nachgeahmt, er hat mich von Irrthümern erlöset. Ich war über diesen Punkt weniger in der Nacht als im Nebel, der den Tag bloß verbirgt. Die eine Partei hat die evangelische Geschichte zur widersinnigen Legende, zu einer Wunderfactorei ohne Zweck, gemacht, die andre eben darum statt der falschen Folgerungen die wahre Geschichte geleugnet und gemißhandelt. Sie haben die Theologie mit der Philosophie wie ein Mittler vereinigt, indem Sie im Erlöser den Heiland der Seele und im Gottmenschen den Menschen Gottes zeigen."

Bis zu Herder's Tod blieb ihm Jean Paul treulich ergeben; er ermahnte andre Freunde, ihn zu schonen und zu tragen. In diesem Sinn schrieb er z. B. an Jacobi, und äußerte dabei: „Ueber Herder, über seinen passiv-poetischen Geist, der durch die kleinste Handlung geht, über seinen feinen Kunstsinn, über den heiligen griechischen Zartsinn seines obwohl ungestümen Herzens, und weiter über seine Selbstqual und seinen Selbsttrug, über den Schattenkampf mit einem Wettlauf der Zeit, dem er selber die Schranken geöffnet ꝛc., darüber brauchte man ein Buch." — Herder legte seine verehrende Liebe zu Jean Paul in folgenden Worten nieder: „Einen Schatz, den ich weder verdient noch erwartet habe, hat der Himmel mir in Richter geschenkt. Jedes neue Zusammensein mit ihm eröffnet mir eine neue, größre Kiste voll von alle dem, was die heiligen drei Könige brachten; in ihm wohnen sie alle drei, und der Stern geht immer über seinem Haupte. Er ist ganz Herz und Geist, ein feinklingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit, auf der es so viele zersprungene Saiten und verstimmte Töne giebt, wie ich zum Beispiel." Jean Paul hat seinem Schmerz über Herder's Tod in einem Hymnus Worte gegeben, den er in der Vorschule zur Aesthetik veröffentlichte, der alle Lichtseiten des großen Menschen feierte, welcher, wenn kein Dichter, dann ein vom göttlichen Geist gedichtetes Gedicht, ein indisch-griechisches Epos gewesen sei.

8. Herder und Forster.

Die Briefe von Mathias Claudius und J. G. Zimmermann an Herder gewähren keine besondre Ausbeute und hätten größtentheils ungedruckt bleiben können, sowie überhaupt bei diesem Briefwechsel, wie so oft, die Hälfte besser gewesen wäre als das Ganze. Dagegen weht der klare, edle, reine Geist Georg Forster's auch in seinen Briefen stets erquicklich, und der gesunde Lebensblick, die harmonische Bildung, die Offenherzigkeit des Charakters zeigen sich auch hier. Ihm ist die wissenschaftliche Thätigkeit als solche eine Lust, er weiß jede Lebenslage als eine Erweckerin seiner Kraft, als ein Element der Entwicklung und des innern Wachsthums zu verstehn und zu nutzen. Von seiner neuvermählten Gattin (Therese, der Tochter des Philologen Heyne, später mit Huber verheirathet) schreibt er: „Ich fühle stündlich, daß ich nur durch ihre Gegenwart lebe, meines Lebens genieße, und daß sie durch die süße Ruhe, die sie durch mein ganzes Wesen ergießt, mich mir selbst in einem Grade wiederschenkt, wie ich nicht mehr glaubte, daß ich mein sein könnte." So ist ihm das Glück der Ehe Ersatz für die mangelnde feinere Geselligkeit in Wilna, und er hält sich an den Gewinn der Selbstbildung, wenn seine Lehrwirksamkeit nicht glänzend ist. Er vertheidigt Herder's Ideen gegen die harte Kant'sche Recension; wo er mit ihnen zusammentrifft, erwecken sie überströmende Liebe und Freude, Bewunderung auch da, wo er nicht zustimmen kann. Daß Meiners das Buch schief ansehen werde, dürfe Herdern nicht kümmern; der stecke in seinen eignen kritiklosen Hypothesen, die er selber glaube, weil er sie von Jahr zu Jahr wiederhole. „Der Mensch ist unter Ihren Händen ein Ganzes der Natur, nicht ein bloßer Syllogismenspinner, nicht bloßer Träumer, nicht bloß tönende Saite." Forster sendet die Sakontala an Herder, die er in's Deutsche übersetzt hat. Herder erklärt, daß ihm so leicht keine Production des menschlichen Geistes angenehmer gewesen sei, eine

wahre Blume des Morgenlandes, und die erste schönste ihrer Art, wie eine nur alle zweitausend Jahre blüht. In den „zerstreuten Blättern“ sprach sich Herder ausführlich über die Dichtung aus. Als Forster seine kosmopolitische Verirrung in Paris in jener schmerzlichen Enttäuschung büßte, die ihm das Herz brach, und Goethe und Schiller seiner in spottenden Xenien gedachten, schrieb Herder die Vorrede zur zweiten Auflage der Sakontala; er pries das zarte Gefühl und den Geschmack, die sich der Naturkunde des seltnen Mannes so innig verbunden, und hoffte, daß sein Name in lieblichem Andenken leben werde.

9. Herder an seinen Sohn August.

Herder erlebte den Aerger, daß die Doctordissertation seines Sohnes August im Sinne der Schelling'schen Naturphilosophie geschrieben war. Er hielt dies für Fichtianismus, der durchaus weg müsse; „Du bist ja zum Glück kein Fichtianer, thue mir nicht die Kränkung an, daß Du wie ein solcher schreibst; Du hast den Narren nicht gehört, und hast Deine eigne Vernunft, Deinen eignen Ausdruck.“ Ebenso müsse aller Galvanismus, Humboldtianismus, Ritterianismus, Baaderianismus vom Titel bis zum Ende aus dem Buche ganz fort. So lächerlich dies klingt, gibt dann Herder doch den ganz richtigen Rath, die bergmännischen Facta oder Phänomena zusammenzustellen, die reinen Erfahrungen vorzutragen und daraus Schlüsse zu ziehen, sie zu erklären. „Wittenberg wird Dich von der Metapher- und Bildergaukelei heilen, mit der Dich Hardenberg-Novalis und Steffens angespritzt haben.“ — Er mahnt den Sohn vom Ossianischen Mondschein ab, meint auch, er habe Goethe genug gelesen, und räth ihm, sich an einen der Alten zu halten, in denen die rechte Lebensweisheit liege. Wir stellen noch Einiges von den Mahnungen und Belehrungen des Vaters an den Sohn zusammen.

„Wir lernen dem Leben und nicht der Schule; dem öffentlichen Leben, so sehr es uns auch beenget oder beengt wird, nicht dem bloßen Lernen. — Moralität geht über alle Talente. — Ich lerne von Tag zu Tag mehr mich in Dinge schicken, die man nicht ändern kann, und sage: Das muß gut sein, weil es geschieht. — Nimm Deine Seelenkräfte zusammen und denke, daß eine neue Zeit erwacht, in der viel Bestrebsamkeit und Talente erfordert werden. Wir alten Bäume blühen und grünen ab; ihr jungen Sprossen wachst einer ganz andern Verfassung der Dinge entgegen. Glaube nicht, daß um Recommandationsvorspann etwas liege. Du bist der Mann! Zeige Dich verständig in Schrift, Sprache, Sache, That! Denke, daß das eilfte Gebot heißt: „Laß Dich nicht verblüffen!“ d. i. betrügen, verführen, gutmüthig mit Dir spielen. — Dein Urtheil über die bestimmte Majestät der Lateinischen Rechtssprache ist auch das meinige. Das Corpus iuris ist eine Sammlung der kräftigsten, edelsten Aussprüche menschlicher Vernunft, Gerechtigkeit und Klugheit in der festesten bestimmtesten Sprache. Es ist ein prächtiger, kurzer, gebietender Geist, dieser Geist der lateinischen Sprache; er hat die Welt bezwungen und lange regieret.“

10. Herder und seine Braut.

Der dritte Band enthält den Briefwechsel Herder's und seiner Braut. Herder war als Begleiter des Prinzen von Eutin nach Darmstadt gekommen, wo er in der Gesellschaft Merck's auch Caroline Flachsland kennen lernte. Der Vater war früh gestorben, die Mutter hatte mit Lebensmuth und Gottvertrauen trotz der dürftigen Verhältnisse die Kinder wohl erzogen. Eine Predigt Herder's hatte sie entzückt, sie gewann sein Herz, er erklärte ihr seine Liebe. Da erhielt er einen Ruf nach Bückeburg; aber statt zuzugreifen und die Geliebte, welche bei einem Schwager nicht eben angenehm lebte, mit sich zu nehmen, ging er nach Straßburg, wo er sein Augenübel operiren ließ. Der Geliebten gegenüber erklärte er, daß seine Bekanntschaft kein Hinderniß ihres Glückes sein solle, wenn sie es durch eine andere Verbindung gründen könne. Irrungen und Selbquälereien begannen schon jetzt, und das Wiedersehen war nicht so erfreulich, als sie geträumt hatten, vorzüglich durch die Schuld Leuchsenring's, jenes anschmiegsamen Jägers auf Herzensgeheimnisse, den Varnhagen van Ense einmal trefflich geschildert hat, der in Herder's Brautstand die rechte Herzenswärme vermissen wollte. Uebrigens war auch Caroline von Empfindsamkeit nicht frei; sentimentale Thränen spielen eine große Rolle in ihren Briefen, sie schwärmt für eine „süße Freundin in Homburg, die sich ihr Grab in ihrem Garten baut und ein Lämmchen hat, das mit ihr ißt und trinkt,“ und Herder muß sie mehrfach vor der leidigen Gefühlströdelei Leuchsenring's warnen, der sich immer wieder bei ihr einschmeichelt. Bekanntlich hat ihn Goethe im Pater Brei geschildert, und die kundige Darmstädter Ueberlieferung sagt, daß Herder im Hauptmann, Caroline in der Braut, Merck in dem Gewürzkrämer gemeint sei.

Herder vermochte nicht mit raschem Entschluß und sichrer Hand in das Leben einzugreifen und es sich zu gestalten. Er ließ die Braut in Darmstadt und ging einstweilen allein nach Bückeburg. Hier zeigte sich's wieder, wie sein Empfindungsdrang in's Ganze und Weite ging,

er aber für seine großen Aussichten und Weltbeglückungspläne nirgends den Boden finden konnte, weil er sich nicht nach Zeit und Umständen zu richten, nicht der vorhandenen Wirklichkeit sein Streben anzupassen wußte. Der Graf von Bückeburg hatte in der Welt gelebt, hatte bei soldatischen Neigungen sowohl etwas Heldenhaftes als Eigenwilliges; ein nachgeborener Prinz, der durch des Bruders Tod zur Regierung kam, widmete er sich seinem Lande; Abbt hatte unter ihm gewirkt und auf ihn Einfluß gehabt, ein Aufsatz Herder's, der diesem ein Denkmal setzte, lenkte des Grafen Blick auf den jungen Gelehrten, aber Herder verstand nicht, dem Grafen etwas zu werden und ihn durch Eingehen auf dessen Sinnesart zugleich nach eignem Sinn zu lenken; nur der kränklichen Gräfin befreundete er sich, und machte ihrer ängstlichen Seele die Religion lichter und leichter. Gervinus hat dies gut hervorgehoben und auf die ähnlichen Verhältnisse in Weimar hingedeutet. Aus den Briefen an die Braut hören wir nur Klagen über Einsamkeit und Unbefriedigung in Bückeburg, der ewige Refrain der Klagen lautet: Zusammengeflickt und ohne wahren Zweck und Würde, feierlich geehrt und armselig ohne befriedigenden Werth, so ist mein Leben!

Nach der Abreise von Darmstadt ist Herder gutes Muthes und rechten Sinnes. Er schreibt der Geliebten: „Lassen Sie den Schicksalsfaden leise laufen wie er läuft, ohne ihn reißen und aufhalten zu wollen: so geht er desto sichrer seinen Gang, und findet sich wieder in unsrer Hand, vielleicht wenn wir's am wenigsten gedenken und hoffen. Unsre Briefe sollen die Geschichte unsres Herzens, unsrer Gedanken und unsres Bestimmungskreises enthalten." Er preist mit dem Koran Gott, der die Schreibfeder geschaffen, denn er werde besser, wenn er an sein Mädchen schreibe. Aber die mehrjährige Correspondenz macht einen sehr unerquicklichen Eindruck. Die Leutchen kommen aus der Selbstquälerei gar nicht heraus, immer muß das Eine zweifeln, ob es auch des Andern werth sei, und das Andere daraus auf Kaltsinn oder den Wunsch, das Verhältniß zu lösen, die verkehrten Schlüsse machen. „Haben Sie mich wirklich nicht aus Ueberraschung geliebt, aus Mitleid, weil sie meine Liebe sahen, und lieben Sie mich jetzt nur aus Großmuth?" fragt sie, und wenn sie ein ruhiges Wort schreibt, meint er, sie fühle nicht mehr warm für ihn. Jahrelang zerren sie einander mit Wahngebilden und Nichtigkeiten herum; endlich kommt Herder zu Vernunft: „Wir müssen durchgreifen, sonst wird des Wartens kein Ende und wir verderben. Ich Thor, hätte ich gleich meine Augencur unterlassen, gleich kommen, Dich wie der Adler den liebsten Ganymedes fortreißen, und mich auf Leihen, Betteln, Stehlen (warum nicht lieber: Sparen und Arbeiten?) verlassen sollen, statt daß ich — — o wie thöricht, wenn man immer an Nebensachen hängt, sich abschrecken, locken, abwenden läßt; man kommt nie zur Hauptsache!" — Doch dauert es noch eine gute Weile, bis sie zusammenkommen und der leidige Briefwechsel abschließt.

„O liebstes Mädchen, wie trübe machen wir uns die Stunden! Es müssen uns rechte Herrlichkeiten bevorstehen, weil wir uns den Weg zu ihnen so erschweren." Dies ward wie eine Weissagung Herder's erfüllt. Er fand in ihr die treue, liebende Gattin, die für ihn und in ihm lebte, die ihn verstand und nach seinem Tode noch mit dem Auge der Liebe sein Bild anschaute und aus ihren Erinnerungen der Nation zur Verehrung hinstellte. In ihre Hand legte er das Werk nieder, das ihn am schönsten als Dichter zeigt, den Cid, in welchem er aus den spanischen Volksromanzen abkürzend, umgestaltend, zusammenfügend ein herrliches Epos schuf, welches das Fremde dem Deutschen aneignete und zugleich mit deutschem Geist ausbildete.

François Rude.

Ein Künstlerleben.

Von Moritz Hartmann.

Motto:
Rude, comme artiste, appartiendrait à Vasari; comme homme, il tenterait Plutarque.
J. Rousseau.

Seit dem Tode François Rude's sind unzählige Artikel, ja Bücher erschienen, welche Leben, Charakter und Werke dieses großen Bildhauers mit Begeisterung rühmen und preisen. Wahrscheinlich wird man davon wieder Veranlassung nehmen, über die Ungerechtigkeit der Menschen zu klagen, über ihre Bereitwilligkeit, Todte zu apotheosiren, die sie bei Lebzeiten vernachlässigt haben, und was dergleichen oft gerechte Klagen mehr sind. Diesmal aber irrt sich das Publicum. Selten hat es wohl einen Künstler gegeben, dessen Leben und Wirken mit gleich starker Macht zu Lob und Preis herausforderten; selten einen, dem gegenüber selbst der Neid das böse Wort so zu unterdrücken gesucht hat, wie vor Rude. Aber das Lob mußte schweigen; die Begeisterung mußte sich in stille Verehrung umwandeln. Rude haßte das Cliquenwesen und verabscheute die Lärmglocken, mit denen sich moderne Künstler zu umgeben lieben. Nur seine Werke sollten von ihm sprechen und sollten ihm Ruhm verschaffen, wenn

das in ihrer Macht war. Den Freunden wurde Schweigen über ihn und sein Wirken als die erste Bedingung fortdauernden freundschaftlichen Umganges auferlegt und so gingen sie schweigend wie eleusinische Eingeweihte umher und durften es Niemand verrathen, daß in der bescheidenen Werkstatt der Rue de l'Enfer unsterbliche Werke geschaffen wurden, himmelweit verschieden von denen, die alltäglich auf offenem Markte als Wunderwerke ausgerufen wurden. Nun ist Rude todt und die Schleusen der Herzen öffnen sich und Alles eilt, es dem Jahrhundert zu verkünden, daß mit ihm der größte Künstler Frankreichs, das fleckenloseste Leben, der edelste Charakter zu Grabe gegangen. Das lange unterdrückte Lob macht sich Luft und über dem Grabe ertönen die rühmenden Fanfaren, schön zusammenstimmend, sanft gedämpft von Trauer, doch hochfeierlich und Unsterblichkeit verkündend.

Neben dem Schweigen der Freunde giebt es noch andere tiefere Ursachen, welche den Ruhm Rude's bei Lebzeiten nicht so hoch aufwachsen ließen, als er seinem gesunden Keime nach hätte aufwachsen sollen. Rude war ein Fremder im modernen Frankreich. Jede Zeit, die ihr Gebäude vollendet, läßt vorspringende Steine an ihrem Gebäude, an denen die nachfolgende Zeit weiterbauend anknüpfen kann. Aber die nachfolgende Zeit baut manchmal an einem anderen Punkte an und die vorspringenden Steine ragen einsam, traurig, ruinenhaft in die Luft. Ein solcher vorspringender Stein seiner Zeit, der besten und schönsten Zeit der französischen Revolution, war François Rude. Das moderne Frankreich hat an einer entgegengesetzten Seite weitergebaut. F. Rude war einsam, festgewurzelt in jenem Gebäude, das auf Grundsätzen der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und Liebe aufgeführt worden. Sein Atelier in der fernen und stillen Rue de l'Enfer ohne allen koketten Schmuck, wie ihn Künstler lieben, um ihre Werkstatt interessant zu machen, nur mit Dingen angefüllt, die nothwendig zur Arbeit gehörten; in diesem Atelier fleißige und verehrungsvolle Schüler, die vor Eintritt in diese Schule wissen mußten, daß sie allen Privilegien, allen Protectionen entsagen, die ihnen in anderen officiellen Werkstätten winkten und ein sorgenfreies Leben versprachen, die ferner wissen mußten, daß hier nur Arbeit verlangt und nur Kunstbildung, aber nicht der geringste weltliche Vortheil verheißen werde; in Mitte dieser Schüler der Meister in einfachster Arbeitertracht, aus dessen Zügen Strenge der Sitten, unüberwindliche Festigkeit der Ueberzeugungen und außerordentliche, lächelnde Milde und Heiterkeit des Gemüthes sprechen, dessen Kopf wie von ihm selbst gemeißelt, dessen Hand Porphyr und Erz zu bemeistern geeignet scheint — Alles das zusammengenommen bildet einen herrlichen Anachronismus, in den man sich gerne vertieft, wie man sich in den Traum von vergangenen großen Zeiten zu versenken liebt. Wie gerne hätte man oft stundenlang in diesem Atelier geträumt, wenn man nicht gewußt hätte, daß der Meister solche Träume nicht liebte, er, der immer thätig war und jeden Traum in eine That verwandelte.

Doch erzählen wir das Leben dieses Künstlers, das an sich ein tadelloses, harmonisches Kunstwerk war.

François Rude erblickte das Licht der Welt am 4. Januar 1784 zu Dijon in Burgund und er war ein echter Burgunder. Im Ausland, wenn man von Frankreich spricht, hat man immer Paris und die Centralisation im Auge und mit einem gewissen Rechte, denn Paris ist die Quintessenz Frankreichs, da seine Einwohner, von denen die Statistik behauptet, daß sie nicht die vierte Generation erreichen, sich ununterbrochen aus der Provinz recrutiren. Aber die verschiedenen Volksstämme haben trotz der Einheit Frankreichs, von der so viel gesprochen wird, trotz der gewaltigen Centralisation ihre Eigenthümlichkeiten, ihre verschiedenen Charaktere bewahrt bis auf diesen Tag. Man konnte die Namen und alten Grenzen der Provinzen aufheben, man konnte den angeborenen Geist, die angeborenen Familieneigenthümlichkeiten, Familien-Tugenden und Fehler nicht abschaffen. Der Kenner der Provinzen weiß, wie gewaltig noch heute der Unterschied zwischen Franzosen und Franzosen. Wir wollen nur die Hauptstämme mit ihren hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten erwähnen. Der Bretone von alter, ungemischter Race, an der entferntesten Grenze des Reiches wohnend, hat sich mit dem eigentlichen Frankreich und mit seiner Zeit niemals Eins gefühlt. Er liebt es, sich zu vertiefen und lebt entweder in der Zukunft oder in der Vergangenheit; träumend von dieser oder jener mystisch oder auch rationalistisch aufbauend. Abelard, Cartesius (ein Bretone, obwohl durch Zufall in der Touraine geboren), Chateaubriand, Lamenais und andere größere und kleinere Landsleute, sowie der speculative und mystische Geist der Bretagne überhaupt sprechen dafür. Wie ganz anders schon sind die benachbarten Einwohner der Touraine, des Blaisois, des Orleanois, überhaupt die Söhne des mittleren Frankreichs geartet! Sie sind die wahren Franzosen, wie man sie sich allgemein im Auslande vorstellt, wie sie zumeist in der Geschichte als leichtsinniges Volk, als Musketaire, als geistreiche Spötter auftreten. Diese stehen immer und ganz in ihrer Zeit, ob sie sie nun angreifen oder sie nur bespötteln, wie Rabelais, Courrier, Balzac ꝛc. Der Südländer der Gascogne, Languedocs, der Provence gehört nicht sowohl seiner Zeit als vielmehr dem Augenblicke an. Er läßt sich hinreißen, er ist voll Feuer und Pa-

thos, ein begeisterter Apostel und Kämpfer für alle Beschlüsse, die er selber faßt oder die Andere für ihn fassen. Aber er giebt sich schnell auf und erschöpft sich im Pathos und die Saaten, die er gesäet hat, pflegt der Nordländer und trägt sie heim. Darauf versteht sich vorzugsweise der kluge, ausdauernde, kühle Normann mit seinen Nachbaren, den Picarden u. A. Er bemächtigt sich des genialen Gedankens des Südländers und führt ihn praktisch aus; am Feuer der südlichen Begeisterung kocht er gemächlich seine Suppe. So beherrscht er den Süden. Zwischen dem Nord- und Südländer steht der Burgunder, wohl der begabteste und tüchtigste Stamm Frankreichs, der die Eigenschaften der beiden Nachbaren in sich vereinigt. Er denkt und handelt; er faßt den Gedanken und führt ihn selber aus und genießt selber die Früchte. Das hat er seit den ältesten Zeiten in einer unendlichen Reihe der verschiedensten Männer bewiesen, von Bernhard v. Clairveaux und früher angefangen über Buffon herab bis auf Monge und Franz Rude. Dieser war ein ächtester Sohn seines Stammes, denn er kam aus den untersten ungemischten Classen des Volkes. Sein Vater, ein Schmied, war stolz auf seinen Stand wie auf sein Handwerk und auf die Wohlthat, die er Frankreich durch Erfindung der sogenannten „Preußischen Kamine" glaubte erwiesen zu haben. Er hatte diese Kamine auf seiner Wanderschaft durch Süddeutschland kennen gelernt und paßte sie dem französischen Bedürfniß an. Bald wurden sie in Dijon populär und ihre Verfertigung nährte ihn reichlich. Kein Wunder, daß er diesen Nahrungszweig und die Ehre, die er mit sich brachte, auf seinen Sohn zu vererben und seinen Namen auf ewig mit dem der Preußischen Kamine zu verschmelzen wünschte. Aber der kleine François Rude hatte, bevor er den Schmiedehammer in die Hand nahm, noch eine andere Schule durchzumachen.

Seine Knabenzeit fiel in die heißeste Zeit der Revolution, in jene Zeit, da man einander mit römischen Namen anrief und so schnell als möglich, etwas treibhausmäßig, republikanische Bürger großzuziehen suchte. Echt französisch fing man damit an, daß man schon acht bis zehnjährige Knaben in die Uniform steckte und aus ihnen Regimenter bildete, welche einen Theil der Nationalgarde ausmachten. Diese Regimenter exercierten und machten alle Festlichkeiten der wirklichen Nationalgarde mit. Des Morgens erschienen sie auf dem Paradeplatz, des Abends führten sie auf der Bühne, vor dem ganzen Publicum, um die Büste Marat's und Robespierre's militairische Evolutionen auf und sangen sie mit ihren unschuldigen Stimmen unter enthusiastischem Applaus das Lied Rouget de Lisle's. Am Sonntag marschirten sie in die Kirche, wo ihnen ein Stadtrath eine Rede über die Tugenden und Pflichten des Bürgers hielt. Alles das war geeignet, Affen oder Komödianten zu bilden; aber tiefere Gemüther erfassen überall das Ernstere und dasselbe Schauspiel, das den Einen zum Gecken macht, ist geeignet, in den Andern heldenmüthige und männliche Gefühle zu wecken. Das letztere war bei F. Rude der Fall, der im Regiment Royal Bonbon diente und der sich noch im spätern Alter mit Rührung des kindischen Spieles und mit Ehrfurcht der Gefühle erinnerte, welche bei den ermahnenden Worten des Bürger-Stadtrathes in ihm Wurzel faßten. Vielleicht, daß eben in jener kindischen Zeit sich in ihm die Grundsätze festigten, auf denen Rude sein Leben lang fest und glänzend dastand, wie eine Erzstatue auf ihrem Piedestal. Wenigstens zeigte er schon damals einen Muth, eine Charakterfestigkeit, die des künftigen heitern Stoikers würdig gewesen. Als nämlich nach dem neunten Thermidor und dem Sturze der Bergpartei ein Theil der Nationalgarde und mit ihr das Regiment Royal Bonbon aufgelöst wurde und die Waffen abliefern mußte, weigerte sich der kleine Rude sein civisches Recht des Waffentragens aufzugeben. Trotz dem Beispiele, das ihm große und kleine Bürger gegeben, trotz allen Drohungen behielt er seine Waffen und wußte er sie so gut zu verbergen, daß er unter allen ausgeschiedenen Nationalgardisten Dijons der einzige war, der im Besitze derselben verblieb. Was sollte man mit ihm anfangen? Konnte man den zehnjährigen Bürger guillotiniren, unter einem Regierungswechsel, der eben gegen die Guillotine gerichtet war? — Kurze Zeit nach Auflösung des Regimentes Royal Bonbon, sobald Rude den Blasebalg zu bewegen und einen Hammer zu schwingen im Stande war, trat er in die Werkstatt seines Vaters und begann so seine Laufbahn, wie Quintin Messis, Peter Vischer, Sasso Ferrato als Cyklop. Sechs volle Jahre verbrachte er so als Lehrling und Geselle seines Vaters, bis ihm sein Künstlerberuf durch einen Zufall enthüllt worden. Ein rothglühendes Eisen war ihm auf den Fuß gefallen und machte ihn während mehrerer Wochen zur Arbeit unfähig. Als Reconvalescent an den Krücken durch die Gassen schleichend, kam er an der neuerlich durch Herrn Devosges gegründeten Zeichenschule vorüber, wo eben die öffentliche Preisvertheilung Statt fand. Rude trat ein. Beim Anblick der ausgestellten Zeichnungen war es ihm, als ob er auch dergleichen zu schaffen im Stande wäre und ein ungeheurer Drang, so zu thun wie die preisgekrönten Schüler gethan hatten, bemächtigte sich seiner. Er hinkte nach Hause und flehte seinen Vater an, ihm den Besuch der Zeichenschule zu gestatten. Nach langem Bitten wurde es ihm gewährt, des Abends nach Schluß der Werkstätte die Schule auf zwei Stun-

den täglich besuchen zu dürfen, aber auch nur unter der Bedingung, daß er niemals Künstler werde, daß er unter Tags mit dem Vater arbeiten und die in der Zeichenschule gewonnenen Kenntnisse nur zur Ausbildung und zum Schmuck des Handwerks verwenden solle. Daß Rude letzteres gethan, beweist ein eiserner Balcon zu Dijon, dem man es ansieht, daß ihn ein kunstbegabter Schmied geschmiedet.

Schon nach einjährigem Besuche der Schule trug Rude drei Preise heim: den ersten Preis in der Ornamentirkunst in Gestalt einer goldenen Medaille; den zweiten in Gestalt einer silbernen für seine Zeichnungen nach lebendem Modell und endlich ein Accessit für eine nach der Natur in Thon gemodelte Figur. Den Mangel an Zeit ersetzte der arme Schmiedegeselle, der den ganzen Tag den Hammer schwingen mußte, durch angeborenes Talent, durch Begeisterung für seine Kunst und durch jenes große Mittel, das er allen Künstlern als das wirksamste, als das sicherste zum Ziele führende empfiehlt, durch ausdauernden, hartnäckigen Fleiß. Devosges, der Director der Schule, der von Anfang an die große künstlerische und moralische Begabung seines Schülers erkannt hatte, stand ihm mit seinen einsichtsvollen und gesunden Rathschlägen treu zur Seite. Bald wurde der Lehrer der begeisterte Freund seines Schülers, in dem er das verwirklichte Ideal dessen sah, was er dereinst aus sich selbst hatte machen wollen. Es wurde das eine Freundschaft, die sich in aller Zukunft auch keinen Augenblick verleugnete. Sie fing damit an, daß Devosges seinem vielversprechenden Schüler Papier und Bleistift lieferte, die sich dieser aus eigenen Mitteln nicht anzuschaffen vermochte.

Die vielfachen Zeichnungen und Copien nach Antiken und nach den größten Meistern der neuen Zeit, die Rude in der Akademie zu Gesichte bekam, machten ihn auf die Verschiedenheit der Auffassung und Ausführung, auf die Verschiedenheit der einzelnen Künstler und ihrer Werke und endlich auf die Verschiedenheiten der Zeiten, in denen diese Kunstwerke entstanden, diese Künstler gelebt, aufmerksam. Der denkende Jüngling konnte sich mit dieser äußerlichen Beobachtung nicht begnügen; er mußte diese Erscheinung ergründen und welch ein Feld des Studiums eröffnete sich ihm damit! Mußte er nicht die Völker kennen lernen, die solcher Ideale fähig waren; mußte er nicht einen Blick in die Entwicklungsgeschichte werfen? und was hat sie begeistert? und wer sind ihre Helden und Götter? und welche Mittel wandte man zu allen Zeiten an, sie darzustellen? Wo sind die alten Ueberlieferungen aufzufinden, die uns sagen, wie Ideal und Wahrheit in Eins verwachsen? Geschichte, Mythologie, Poesie, Geometrie, Anatomie und wie viel Anderes war noch zu studiren, um all diese Fragen zu beantworten. Und so lag zwischen den Stunden am Studirtische in der Dachstube und zwischen den Stunden am Ambos oft nur ein ganz kurzes Stündchen Schlaf. Wieder war es der edle Devosges, der zu diesen nächtlichen Studien die Bücher und selbst die Kerzen lieferte. Damals legte Rude den Grund zu den tiefen und ausgezeichneten Kenntnissen, die ihn sein Lebenlang unter seinen Collegen in der Kunst zu einer auch in dieser Beziehung hervorragenden Erscheinung machten. Diese Studien dauerten mehrere Jahre. In der Schule glänzte er bereits als Künstler; im Umgang mit den Gebildesten seiner Vaterstadt als ein an Wissen sehr reicher Geist. So trat die Disharmonie zwischen seiner Bildung, zwischen den Hoffnungen, die man von ihm hegte, und seiner täglichen Beschäftigung immer greller hervor. Die Besten der Stadt bestürmten den Vater, doch den so hoch begabten Sohn die Laufbahn, für die er offenbar geboren war, ganz und ungehindert betreten zu lassen. Lange umsonst. Endlich gab der Vater nach und Rude sollte den Schmiedehammer wegwerfen um den Meißel zu ergreifen. Da wurde der Vater durch eine Lähmung aufs Krankenbett geworfen und die Ernährung der Familie fiel dem jungen Künstler als unabweisbare Pflicht anheim. Als Schmied war er noch nicht so weit, um das Geschäft des Vaters selbständig fortsetzen zu können und als Künstler? — er war noch ein Schüler, ohne Namen, ohne Geld und in einer Provinzstadt! Mit der ihm eigenen Charakterstärke entschloß er sich schnell und wir sehen ihn plötzlich als Gesellen eines Zimmermalers, wie er Farben reibt, Schnirkel an Sims und Schränken malt uud Fenster und Thüren anstreicht.

Aber Freund Devosges wird seinen Schüler und eine große Zukunft nicht so zu Grunde gehen lassen. Während Rude Fenster und Thüren anstreicht, eilt er von Haus zu Haus, ob er ihm nicht eine seines Talentes würdigere Beschäftigung schaffen könnte. Dem unermüdlichsten Freundeseifer gelingt das Unwahrscheinlichste. In der guten Stadt Dijon wird es plötzlich Mode, nicht mehr, wie es alter Brauch gewesen, Familiengemälde aufzuhängen, sondern Familienbüsten aufzustellen und Rude steht wieder vor Thon, ja selbst vor Marmor und versieht die Familien mit Laren und Penaten. Mehrere seiner Büsten machen Aufsehen. Herr Devosges — immer der gute Herr Devosges — hat nun den Muth, ihn dem kunstverständigen Herrn Fremiet, einem höheren Steuerbeamten, vorzustellen, für den er eine Büste seines Schwiegervaters ausführen soll. So kommt Rude mit einer Familie in Berührung, die ihm eben so theuer wird wie Devosges und die auf sein ganzes Leben den entscheidendsten Einfluß ausübt. Rude wird bald so intim in der Familie, daß er sich leicht bewegen läßt,

eine Stube im Hause anzunehmen, in der er seine Arbeit mit größerer Bequemlichkeit ausführen kann. Man lernt sich immer näher kennen, immer inniger lieben und Rude ist ein Sohn des Hauses. So vergeht eine schöne und glückliche Zeit. Rude gewinnt genug, um seine Familie zu ernähren; er hat ein Atelier, er wird als Künstler betrachtet, er studirt, er arbeitet, er hat theuere und treue Freunde. Das Kriegsjahr 1805 droht ihn seinem Glücke zu entreißen, denn Napoleon ruft Alles zusammen, was Frankreich an junger Kraft besitzt. Rude hat einundzwanzig Jahre und kann sich nicht länger der Conscription entziehen. Aber der gedankenlose Zufall, der ihn eine böse Nummer ziehen läßt, wird durch die Freundschaft unschädlich gemacht, indem Herr Fremiet von seinem bescheidenen Vermögen soviel hergiebt, als nöthig war, um einen Stellvertreter zu bezahlen. So vergingen dann noch zwei glückliche und fleißige Jahre.

Endlich im Jahre 1807 entreißt er sich dem liebevollen Umgange und wandert, dem eignen Drange und dem Rathe der Freunde folgend, nach Paris, um die Welt zu sehen und in die Schule größerer Meister zu treten. Mit einer Gypsstatue, die einen Theseus vorstellte und mit einem Empfehlungsschreiben von Devosges bewaffnet, stellt er sich dem berühmten Deron vor. Dieser nimmt die Theseusstatue für die Copie einer Antike, und über diesen Irrthum mehr erfreut als beschämt, macht er sich zum Beschützer des jungen Künstlers, dem er den Eintritt in das Atelier des Gaules verschafft, wo eben an der Vendômesäule gearbeitet wurde. Ein Theil der Basreliefs am Piedestal wurde nach einigen Probearbeiten sofort dem Neuangekommenen übergeben. Zur selben Zeit öffnete ihm der Bildhauer Cartelier sein Atelier.

Wenige Monate darauf nahm er an dem Concurs der Akademie Theil und gewann einen Preis, der ihm die Pforten dieser pedantischen Schule öffnete. Mit dem Eintritt in dieselbe begann für Rude eine Zeit, die er sein Leben lang als eine verlorene betrachtete. Der officielle, pedantische Unterricht, der dem Schüler ein lebloses, aller Natur und Wahrheit widersprechendes Ideal hinstellt, brachte ihn um alle Früchte, die er durch anhaltendes Studium nach der Natur, nur seinem gesunden Sinn und den guten Rathschlägen des Herrn Devosges folgend, mit Mühe und Ausdauer errungen hatte. Eben so großer Mühe und Ausdauer bedurfte er später, wie er oft versichert hat, um sich wieder von den todten und starren Regeln zu befreien und zu den ersten unbeirrten Anschauungen der Jugend zurückkehren zu können. Er hatte wohl eine Ahnung, daß er sich auf schlechten Wegen befand und der Zwiespalt, der zwischen dem Schüler, der auf die Worte des Meisters schwören muß und der frischen, gesunden, unabhängigen Künstlernatur entstand, machte ihn um so unglücklicher, als er zu gleicher Zeit sehr harte Kämpfe mit dem äußeren Leben zu bestehen hatte. Diese Kämpfe, in denen Hunger, Elend, Entbehrung jeder Art die Hauptrollen spielen, sind in Künstlerbiographien schon so oft geschildert worden, daß wir uns dabei nicht länger aufhalten wollen. Wir wollen nur erwähnen, daß dieser schreckliche, für Körper, Geist und Charakter oft so sehr gefährliche Kampf bei Rude an fünf Jahre gedauert, daß er ihn nicht nur nicht gebrochen, sondern im Gegentheil geläutert und gestählt hat für das ganze künftige Leben. Arbeit und Entsagung bauten ihm Brücken über die Abgründe, in die so Viele versinken, um nie wieder aufzutauchen. Im Jahre 1812 steht Rude, der hungernde Zeichenlehrer im abgeschabten Rocke, als ein Mann da, der sein edles Ziel jenseits der Abgründe nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren, der dem schlechten Geschmack oder irgend einem Bedürfniß nicht das geringste Zugeständniß gemacht, der seine Unabhängigkeit und seinen ganzen Stolz bewahrt hat und dem endlich eine gewichtige und diesmal fruchtreiche Lorbeerkrone aufs Haupt gelegt wird. Er erhielt den großen römischen Preis, jenen Preis, der dem Gekrönten eine Reise nach Rom und mehrjährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt sichert, Muße zur Ausführung eines großen Werkes gewährt und der Anfang einer ruhmvollen Laufbahn werden kann.

In Folge der Preiskrönung erhielt Rude sofort mehrere bedeutende Arbeiten, u. A. sollte er die Basreliefs für den Obelisken ausführen, welchen der Kaiser der „großen Armee" zu Ehren in der Nähe des Pont-Neuf errichten wollte. Die Begebenheiten verhinderten dessen Ausführung. Rude verlor mit dieser Arbeit, die ihn außerdem von der römischen Reise abhielt, nahe an zwei Jahre. Erst im Jahre 1814 machte er sich auf, um erst seine Freunde in Dijon zu besuchen und dann dem gelobten Lande der Kunst zuzueilen. Er befand sich eben in seiner Vaterstadt, als ganz Frankreich in ungeheure Aufregung gerieth, denn Napoleon war von Elba zurückgekehrt. Alles was frei dachte, was das Vaterland liebte, was die fremde Einmischung verabscheute, kurz alle nationalen Parteien standen damals auf Seiten des Kaisers, um die Tricolore geschaart, gegen die Lilien. Doch erzählen wir die muthige Rolle, die Rude um diese Zeit zu spielen bestimmt war, mit den Worten eines vertrauten Freundes, dessen Aufzeichnungen, für Freunde abgefaßt, gedruckt vor uns liegen. Dieser erzählt:

„Im Monat März 1815 befand sich die Herzogin von Angoulême zu Lons-le-Saulnier; Marschall Ney war ihr mit einer Divi-

sion von 18,000 Mann dahin gefolgt, um den Eifer der Royalisten in der Provinz zu schüren und dem Kaiser entgegen zu marschiren und ihn in seinem Vordringen aufzuhalten.

Der Kaiser kam über Lyon und Chalon. Man wußte bald, daß die Regimenter Ney's über Auxonne auf Dijon losrückten. Die Dijoner Royalisten, auf die Armee zählend, hatten Alle weiße Cocarden aufgesteckt und die Lilienfahne aufgepflanzt.

Rude übernahm es, sie in einem gewissen Kaffeehause, unterhalb der Wohnung des Herrn Devosges zu versammeln. Die Zeit drängte; die Stadt, angefüllt mit Soldaten, die weiße Cocarden trugen, hatte ein bedrohliches Aussehen. Wie sollte man die Bonapartisten über das Vorhaben belehren.

Nach vielem Hin- und Hergehen tritt Rude in das Kaffehaus; es war leer. Aber in einer Stube jenseits des Hofes findet er fünf Patrio-

François Rude.

Rude versuchte es mehrere Male, sich die Schlüssel zum Thurme „Logis-du-Roi" zu verschaffen, um die ungeheure weiße Windfahne an seiner Spitze mit den drei Farben zu bemalen. Der Thürhüter Droin, obwohl nicht in's Vertrauen gezogen, verweigerte sie ihm standhaft.

Bei der Nachricht, daß das erste Regiment sich schon der Stadt nähere, hatte Herr Fremiet, der bei der bonapartistischen Partei in großem Ansehen stand, die Absicht, die entschlossensten und thätigsten Gesinnungsgenossen zu versammeln, sich mit ihnen in die Berge zu werfen und sich dem Kaiser anzuschließen.

ten, die dreifarbige Cocarden tragen.... In diesem Augenblicke hört man die Trompete; es war die Avantgarde, die durch die Gasse Chabot-Charny einzog. Die sechs Männer, entschlossen trotz ihrer kleinen Zahl, treten heraus und stellen sich vor dem Brettergerüste des Theaters, an dem eben gebaut wurde, in Schlachtordnung auf. — Ein Husarenregiment, mit langen Bärten und in Kalpaks, Schwert in der Faust und die weiße Cocarde auf dem Kopfe, rückt graden Weges auf sie los.

„Vive l'Empereur!" ruft die kleine Schaar. Wenn Rude diese Episode erzählte, pflegte er

zu sagen: „Die Soldaten brauchten nur ihre Degen zu senken, um uns an die Bretter zu nageln.“ Aber das erste Peloton betrachtet die kleine Schaar, betrachtet die tricoloren Fahnen und Cocarden dieser sechs Männer, macht seine Schwenkung und marschirt ruhig in die andere Gasse. Darauf rückt das zweite Peloton heran.

„Vive l'Empereur!“ ruft die kleine Schaar zum zweiten Male und mit mehr Kraft. Die Soldaten sehen sie an, zaudern und, wie „Schwenkt“ commandirt wird, erwiedern sie mit dem allgemeinen Ruf: Vive l'Empereur! Die Ersten, welche schweigend vorbeigezogen waren, wiederholen nun diesen Zuruf, welcher sich mit der Schnelligkeit einer Explosion die ganze Linie des Regimentes entlang fortpflanzt.

Damals und in diesem Momente geschah es, daß sich die Division des Marschalls Ney an die Imperialisten anschloß .....

Der Marschall, der im Hotel de la Cloche wohnte, sah seine Truppen von seinem Balcon aus defiliren und empfing ihre enthusiastischen Zurufe selber mit Enthusiasmus.“

Wir erzählen diese Episode aus dem Leben Rude's des historischen Interesses wegen, nicht um ein Zeugniß für seinen Muth abzulegen. Denn klein ist dieser Muth, sich Bajonetten und dem Schaffote entgegenzustellen, neben dem Muthe, den er bald nach jenem historischen Ereignisse im Kreise seiner kleinen Privatwelt zu zeigen hatte, neben dem höheren Muthe, einer ungewissen Zukunft, allem Elende des Exiles und der gezwungenen Arbeit entschlossen entgegen zu gehen, eine glänzende und sorgenlose Laufbahn aufzugeben, um einer Pflicht des Herzens freiwillig zu genügen.

Das Reich Napoleon's war faul wie sein Herrscher!! und dauerte nicht hundert Tage. Das Bourbonische Regiment machte sich zu allen jenen Maßregeln der Rache und der Verfolgung bereit, die man unter dem Namen des „weißen Schreckens“ zusammenfaßt. Kein Patriot war seines Lebens sicher; wer nicht von den servilen Gerichten verurtheilt wurde, war in der Gasse und im eignen Hause von der Rache fanatisirter Horden bedroht. Rude, zu jener Zeit noch ganz unbekannt, blieb unverfolgt; Niemand achtete der Rolle, die er während der hundert Tage, beim Einzuge des Marschalls Ney zu Dijon und später als Freund des Herrn Fremiet und als patriotischer Propagandist gespielt hatte. Auch hatte er Paß und Reisegeld in der Tasche, um officiell nach Rom abgehen zu können. Aber Fremiet, ein Notable Dijons, hatte an der Spitze der burgunder Patrioten gestanden; auf ihn richteten sich unmittelbar nach der Schlacht von Waterloo die Blicke der wüthenden Royalisten und gleich nach dem Falle von Paris sollte er verhaftet werden. Gewarnt, entschloß er sich die Flucht zu ergreifen. Bewaffnet ging der junge Rude neben ihm einher, durch die Nacht und auf abgelegenen Wegen von Dorf zu Dorf schleichend. Oft waren der Flüchtling und sein Beschützer in Gefahr, verrathen zu werden, denn überall lauerten die Royalisten. Rude hatte jeden Tag, während der ganzen Wanderung, Gelegenheit, bald seinen Muth, bald seine Verschlagenheit zur Rettung seines Freundes zu beweisen. Durch hundert Abenteuer gelangten sie endlich an eine Station, wo gute Pässe für Fremiet bereit lagen und von wo aus er sicher über die belgische Grenze gelangen konnte. Auf dieser gefährlichen und abenteuerlichen Wanderung trafen die beiden Flüchtlinge mit dem ebenfalls flüchtigen Louis David, dem berühmten Maler zusammen. Hr. Fremiet war in Sicherheit. Aber Rude glaubte seine Aufgabe noch nicht erfüllt. Er kehrte nach Dijon, wo ihm indessen die Angeberei Schlingen gelegt hatte, zurück, ordnete die Angelegenheiten Fremiet's und reiste endlich mit dessen Frau, beiden Töchtern, einer Schwester und einer 85jährigen Mutter dem Familienhaupte nach Brüssel nach. Herr Fremiet hielt sich für Alles, was er einst für den jungen Künstler gethan, durch Monate lange Gefahren, Mühen und Drangsale reichlich bezahlt und drang nun in Rude, seine Reise nach Italien anzutreten und die durch die politischen Ereignisse unterbrochene, so sehr hoffnungsvolle Laufbahn wieder aufzunehmen. Aber davon wollte Rude nichts hören. Ade, ersehntes Italien! Ade, Ruhm und Reichthum! Ade, Vaterland! Rude macht sich zum Exilirten und bleibt in Brüssel, um für seine Freunde, die durch die Verbannung aller Mittel beraubt waren, zu arbeiten und zu sorgen.

Ach! welche Kämpfe jetzt begannen! Kämpfe mit der täglich sich neu gebärenden Noth, Kämpfe mit der Sprödigkeit der Kunst, die nur dem ausdauerndsten Liebhaber ihre Gunst gewährt und endlich jene unerquicklichsten Kämpfe mit der kleinlichen Eifersüchtelei, mit dem Künstlerneid, mit dem Kirchthurmpatriotismus. Brüssel besaß damals zwei sehr mittelmäßige Bildhauer, Godecharles und Van-Geel, welche für große Künstler galten und von einer Schaar von Trabanten umgeben waren. Diese thaten alles Mögliche, um den Fremden, in dem sie bald einen gefährlichen Nebenbuhler erkannten, zu unterdrücken und da er doch nach und nach bekannt zu werden anfing, haschten sie ihm alle Bestellungen vor dem Munde weg, um ihn auszuhungern und zum Rückzuge zu zwingen. Der Architekt Vanderstraeten war klüger. Er suchte Rude nicht zu unterdrücken, sondern auszubeuten, nicht auszuhungern, sondern kümmerlich zu ernähren, um ihn in seiner Abhängigkeit zu erhalten und so lange als möglich zu benutzen. Vanderstraeten

hatte im Auftrage der neuen holländischen Regierung mehrere öffentliche Gebäude und im Auftrage der belgischen Stände den Palast von Trevueren für den holländischen Erbprinzen aufzuführen. Rude, dessen großes Talent er zu schätzen wußte, half ihm sowohl bei Entwerfung der Pläne, wie bei der Ausschmückung der vollendeten Gebäude mit allerlei Ornamenten, Basreliefs und Statuen. Der Architekt machte ihm große, eines großen Künstlers würdige Versprechungen und bezahlte ihn wie einen gemeinen Arbeiter. Die Regierung, die ihre Paläste mit so prächtigen Kunstwerken bevölkert sah, wurde wohl auf Rude aufmerksam, aber sie hielt es nicht für gut, einen Verbannten zu unterstützen und erachtete es für klüger, die von der Civilliste zur Unterstützung der Künste ausgesetzte Summe in dem neu gewonnenen Lande zu ihrer Popularisirung zu benutzen und sie nur den einheimischen Künstlern zufließen zu lassen.

Indessen aber wuchs doch der Name Rude's; die uneigennützige Jugend erkannte den Unterschied zwischen ihm und den einheimischen Größen und die Schüler drängten sich in Menge zu ihm. Er eröffnete ein Atelier in einer alten verfallenen Capelle und in dieser Capelle bildete der von Belgien so sehr vernachlässigte und verfolgte Meister viele jener Künstler, die später dem Lande Ruhm gaben und es als eines der Heimathländer der Künste erscheinen lassen. Das Atelier schaffte Rude viele Freunde, viele begeisterte Schüler, viele innere Befriedigung; seine materielle Existenz verbesserte es nicht, denn es war gegen seine Grundsätze, sich von seinen Schülern bezahlen zu lassen. Sein Unterricht war eine freie Gabe, die er gern austheilte wie ein Apostel seine Lehren. Nur die Modelle mußten die Schüler bezahlen.

Eine Helferin erstand dem ringenden Künstler in Fräulein Sophie Fremiet, die schon früher in Dijon eine der besten Schülerinnen Devosges' gewesen und die jetzt der ebenfalls verbannte David zu einer Künstlerin ausbildete, zu einer solchen Künstlerin, daß er ohne Anstand manches ihrer Bilder mit seinem Namen unterzeichnete. Diese trug nun mit einen Theil der Last, die sich der edle Rude ursprünglich allein auferlegt hatte. Auch Herr Fremiet hatte eine kleine Anstellung gefunden und schrieb außerdem Abhandlungen über Kunst, die zu jener Zeit stark gelesen wurden.

So kam nach Stürmen einige Ruhe in dieses vielbewegte Künstlerleben und in dieser Ruhe bildete sich bald ein stilles, idyllisches Glück. Im Jahre 1821 heirathete Rude die Tochter seines Wohlthäters, Sophie Fremiet, und erreichte damit das höchste Ziel irdischen Glückes, das er seit Jahren geträumt hatte. Sophie Fremiet gab ihm sein Leben lang so viel Glück als ein edles, anmuthiges, hochbegabtes Weib geben kann. Seine Häuslichkeit war voll stiller Zufriedenheit; in ihrem Schooße verflossen jene reichen Abende, von denen man noch heute in Brüssel zu erzählen weiß, jene Abende, wo Rude und David mit Freunden und Schülern über Kunst sprachen oder bei erquickender Musik von der Arbeit des Tages ausgeruht wurde. Der Tag verstrich im Atelier, in der Mitte von Schülern, die begeisterte Freunde waren und die Arbeit des Meisters oft mit ihrem Gesange oder mit Musik begleiteten. Selbst in den härtesten Zeiten hatte Rude die ihm eigene Heiterkeit, Güte und Milde des Gemüthes nicht verloren; im Glücke traten alle diese Eigenschaften zugleich mit einer erhöhten Productivität noch glänzender hervor.

So vergingen wieder Jahre. Rude hatte wieder ganze Paläste mit seinen Werken geschmückt ohne dadurch an Ruhm oder Gold reicher zu werden. Zufällig kam ein alter Freund, der Bildhauer Roman, durch Belgien. Er sah die Werke Rude's und war erstaunt, diesen nach solchen Schöpfungen in so sehr bescheidenen Verhältnissen zu finden und noch mehr erstaunt war er, daß sein Name noch ganz und gar nicht über die Grenze, in's Vaterland des Künstlers gedrungen war. Er redete ihm zu, nach Paris zu übersiedeln und Rude war um so leichter zu bewegen, als ihn sowohl wie seine Frau die Sehnsucht nach der Heimath zurückzog. So machte er sich denn im Jahre 1827 mit seinem Weibe und dem neugeborenen Sohne auf, um die Grenze des lang vermißten Vaterlands zu überschreiten und als ganz unbekannter Mann in seinem dreiundvierzigsten Jahre eine neue Laufbahn anzutreten.

Aber es scheint, daß die Rückkehr in's Vaterland für ihn so viel wie eine Auferstehung bedeutete.

> Der Riese hat die Mutter berührt
> Und es wachsen ihm neu die Kräfte.

Alles was er in Belgien geleistet, steht tief unter den Arbeiten, die er auf französischem Boden ausführte. Während seiner ganzen belgischen Zeit mußte er sich den Anforderungen Anderer unterordnen und hatte er mit sich selbst zu kämpfen, um die schlechten Gewohnheiten, die ihm die Akademie eingeimpft, wieder los zu werden. Seine ersten Arbeiten in Frankreich zeigen ihn von der Schule emancipirt, in seiner ganzen ihm ganz allein eigenthümlichen, von allem Angelernten befreiten und gereinigten Urkraft. Es manifestirt sich der größte und eigenthümlichste Bildhauer des modernen Frankreichs.

Bei seinem Eintritt in Frankreich war jeder Schüler der Akademie oder eines Ateliers bekannter als der dreiundvierzigjährige Rude; aber sein alter Lehrer Cartelier erinnerte sich sein mit Liebe und er war es, der ihm die erste

Bestellung, eine Madonna für die Kirche St. Gervais, verschaffte. Diese und einen Mercur, der sich die Sohlen unterbindet, zeigte er, in Gyps gegossen, in der nächsten Kunstausstellung dem Publicum. Aber Niemand kümmerte sich um die Gypsarbeiten des Unbekannten und doch war es dieser Mercur, der bestimmt war, eines Tages im Louvre unter den Meisterwerken aller Zeiten aufgestellt zu werden. Charakteristisch für Rude ist es, daß zu seinen ersten Arbeiten eine Büste Devosges', seines alten Lehrers und Freundes, gehörte, die er für seine Vaterstadt ausführte. Devosges, der Edle, war indessen heimgegangen und Rude arbeitete mit Pietät am Monumente des Freundes, dessen Züge seinem Herzen unverlöschlich eingegraben waren. Zu gleicher Zeit arbeitete er auf Bestellung des Museums der Marine an einer Büste Lapeyrouse's, des großen Seefahrers, und diese Bestellung war für seinen Ruhm entscheidend. Nicht die Büste selbst war es, die diese Entscheidung herbeiführte; es war ein Stück Marmor, der von dem zur Büste bestimmten Blocke übrig blieb. Schon lange hatte sich Rude gesehnt, eine selbständige Composition in Marmor ausführen zu können, denn in Marmor, meinte er, werde er am Besten zeigen, was er zu leisten im Stande sei. Aber es fehlte ihm an Geld, um einen Marmorblock zu bezahlen und so begnügte er sich mit dem kleinen Abfall jener Büste, um ein Meisterstück zu schaffen, das, als es endlich im Jahre 1833 ausgestellt wurde, die ganze Künstlerwelt in Aufruhr brachte und Rude mit einem Male an die Seite der gefeiertesten Bildhauer stellte. Wir meinen „den Fischerknaben, der mit einer Schildkröte spielt", jene reizende Schöpfung, die man heute im Louvre sehen kann und die vielmehr in der benachbarten Galerie der Antiken zu Hause zu sein scheint, als unter den modernen Bildwerken. Nur die neapolitanische Fischermütze verräth es, daß wir ein modernes Werk vor uns haben. In der That behaupteten die Classiker gleich beim Erscheinen dieses Werkes, daß sein Schöpfer zu ihrer Partei gehöre, während im Gegentheil die Romantiker geltend machten, daß die Natürlichkeit, die freie Grazie, die Abwesenheit alles Traditionellen, Rude zu einem Romantiker stempele. Der Streit der beiden Lager der Classiker und Romantiker, der damals in vollen Gluthen stand, trug nur dazu bei, den Ruhm Rude's und seines Werkes zu erhöhen, seines Werkes, das er unter Noth und Entbehrung ausgeführt hatte. Er mußte an demselben das Gröbste der Arbeit selbst übernehmen, und um während der Zeit nur leben zu können, war er gezwungen, einen Theil von seiner und seines Weibes Garderobe zu verkaufen. Auch die Fanfaren, die seinen Ruhm verkündeten, hörte er nicht, denn sie wurden von denen des Hammers übertäubt, der eben die Nägel in den Sarg seines einzigen, geliebten, hoffnungsvollen Sohnes schlug.

Sprechen wir nicht ausführlicher über diesen großen Schmerz, den auch Rude in das Leichentuch eines ewigen Schweigens gehüllt hat. Die Lücke in seiner Häuslichkeit suchte er durch die Adoption einer Nichte, die Leere in seiner Zukunft durch die Schöpfung unsterblicher Werke auszufüllen.

Schon die Bourbonische Regierung, auf Rude's Genie durch seinen Mercur aufmerksam gemacht, hatte liberal genug gedacht, um den Republikanismus des Künstlers zu vergessen und, nur die Schönheit des Nationalwerkes bedenkend, ihm die Ausführung des Arc de l'étoile überlassen wollen. Ein Theil des Frieses war vollendet, als die Julirevolution ausbrach und die Ausführung verhinderte. Als man sie wieder aufnahm, sollte sie auf's Neue Rude übergeben werden und zwar auf Veranlassung Thiers'. Dieser Minister, ein ausgezeichneter Kunstkenner, der sich in seiner Jugend, ehe er sich in die politische Schriftstellerei geworfen, vorzugsweise mit Kunst und Kunstgeschichte beschäftigt hatte, gehörte zu den Ersten, die Rude's großes Talent und ihn als unter den lebenden Künstlern weit hervorragend, erkannten. Kaum an die Regierung gelangt, bestellte er bei ihm eine Copie seines Mercur und veranlaßte er die Uebertragung der Sculpturarbeiten am Arc de l'étoile an Rude. Aber in einem Lande, wo Alles von der Regierung zu leben gewöhnt ist, mußte eine solche Maßregel einen Aufruhr in der Künstlerwelt erregen. An einem Nationalwerke, hieß es, müssen alle nationalen Talente arbeiten; Jeder muß etwas von der ausgesetzten Summe in seiner Tasche nach Hause tragen. Der Sturm war so groß, daß Thiers weichen mußte und vom ganzen Arc de l'étoile blieb nach langen Kämpfen für Rude ein einziges Basrelief übrig. Es ist das „le Depart" oder der Abmarsch der Freiwilligen zur Vertheidigung des Vaterlandes; ein Basrelief, das unstreitig zu den größten Sculpturwerken der letzten Jahrhunderte gezählt werden muß. Dieses sein Basrelief ist ein großes, erhabenes Epos. Ich habe es nie gesehen, ohne an die Verse Homer's zu denken, da Eris die Achaier zum Kampfe ruft; sie geben am Besten eine Idee vom Charakter wenigstens eines Theils dieses Werkes und wir setzen sie darum hierher:

Zeus nun sandte daher zu der Danaer Schiffen die Eris,
Welche zu schrecklichem Wehe das Kriegsgraun trug in den Händen,
Und sie betrat des Odysseus gewaltiges, dunkeles Meerschiff,
Welches die Mitt' einnahm, daß beiderseits sie vernähmen ....
Allda stand die Göttin und schrie, machtvoll und entsetzlich

Laut in Achaias Heer und rüstete jeglichen Mannes Busen mit Kraft, unlässig zu streiten im Feld und zu kämpfen.

So ist die Göttin des Krieges, die machtvoll und entsetzlich scheinend, den Helm auf dem Kopfe, mit nacktem Schwert auf den Feind deutend, mit grauenvoll ausgebreiteten Flügeln über die obere Hälfte des Bildes dahinfliegt. Ihrem Geschrei entspricht die Bewegung, die unter ihr entsteht. Da sind Greise, die zum Kampfe ermahnen, Jünglinge, die dieser Ermahnung nicht bedürfen und vorwärts stürzen; der Eine stößt in die Trompete, um das ganze Land aufzurühren, der Andere spannt den Bogen, der Dritte schwingt das Schwert, der Vierte sprengt auf wildem Schlachtrosse daher. Im Vordergrunde, gleichen Schritts und mit verschlungenen Armen, schreiten ein reifer Mann und ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling; das Gesicht des Mannes strahlt dieselbe Begeisterung, dieselbe Kampflust, wie das des Jünglings; das des Jünglings dieselbe ruhige Entschlossenheit und Größe, wie das des Mannes. Alles schreit und bewegt sich. Der ganze Stein wiederhallt von Kriegslärm, als wäre es ein Felsengebirge, in dem Hunderttausende eine Völkerschlacht schlagen. Man glaubt eine Armee zu sehen und zu hören und es sind ungefähr zehn Figuren. Niemals vielleicht ist in einem Basrelief mit so geringen Mitteln eine so große Wirkung erzielt worden. Man muß dieses Werk gesehen haben, um zu wissen, wie sehr der kalte Stein das Herz vor Aufregung, vor edlem Schauer erzittern machen kann. Dieser Stein ist das Denkmal Rude's; so lange er der Zeit widersteht, so lange wird der Name Rude's als der eines großen Künstlers im Andenken der Welt fortleben.

Nach dem Basrelief sollte Rude noch die Ornamentirung des Triumphbogens übernehmen, aber er gab sie auf, da er die Anforderungen der Regierung nicht mit denen seines Künstlergewissens vereinigen konnte. Es war in Louis Philipp's Politik, öffentlich den Napoleonisten zu schmeicheln, aber im Geheimen sein Möglichstes zu thun, um die Erinnerungen an das Empire zu unterdrücken. So wollte er denn manche der Felder am Napoleonischen Triumphbogen mit Allgemeinheiten ausgefüllt und in den Ornamentirungen, die auf den kaiserlichen Adler berechnet waren, den gallischen Hahn angebracht sehen. Durch all das wäre der Charakter des Denkmals verwischt, seine künstlerische und historische Einheit gestört worden. Rude war nicht der Mann, um solche Zugeständnisse zu machen und er zog sich einfach zurück. Thiers, der den Künstler für so viele Enttäuschungen schadlos halten wollte, benutzte jedes seiner Ministerien, um ihm wiederholt Stellen, Aemter, Titel und allerlei Ehrenbezeigungen anzubieten. Der Stoiker Rude dankte „Ich habe, was ich brauche." Was sollte man mit einem Künstler anfangen, der den Orden der Ehrenlegion, den man ihm ins Haus schickte, niemals trug? der den römischen Preis, den er in seiner Jugend gewonnen hatte und den man ihm aufs Neue zur Benutzung anbot, nicht annahm? den man auf die Liste der Akademiker setzte und der sich wieder ausstreichen ließ, weil er zu bescheiden war, um sich auf den Platz zu setzen, von welchem der Tod eben seinen Freund Roman entführt hatte? mit einem Künstler, der jedesmal über die Summen erstaunt war, die man ihm für seine Arbeiten bezahlte, selbst wenn diese Summen die Kosten der Arbeit kaum überstiegen? Der Herzog von Lugnes, der bekannte Mäcen, für den er die Reiterstatue Ludwigs XIII, des Connetables und andere Sculpturen angefertigt, weiß davon zu erzählen, wie schwer es ihm geworden, Rude auf eine würdige Weise für seine Arbeiten zu belohnen.

Die Anträge des Ministers zurückzuweisen, wurde Rude sehr leicht, — er verachtete alle die hergebrachten Ehren und er hatte keine Bedürfnisse. Gegen Ende der dreißiger Jahre brachte er es endlich nach ununterbrochener Arbeit und Anstrengung zu einer Rente von 1200 Frcs. und nun erklärte er sich für alle Zukunft geborgen und unabhängig. Noch glücklicher als in dem Bewußtsein dieser Geborgenheit hatte er sich schon einige Jahre vorher gefühlt, als er es dahin gebracht, in dem stillen Thale der Bievre ein kleines Bauernhaus kaufen zu können. In diesem stillen Asyle verbrachte er mit seiner Familie und einigen intimen Freunden die Sonntage; die Wochen vergingen in beständiger Arbeit in seinem Atelier in der Rue de l'Enfer, in der Mitte seiner zahlreichen Schüler. So verfloß sein Leben auf einfache Weise, ohne viele äußerliche Abwechslung, und da es nicht der Zweck dieser Skizze ist, die Geschichte und Beschreibung seiner zahlreichen Meisterwerke zu geben, sondern nur sein Leben zu erzählen, so sind wir, da wir ihn aus den Stürmen in den Hafen begleitet haben, eigentlich mit unserer Aufgabe zu Ende. Ich habe nur noch zu erwähnen, daß er endlich im Jahre 1843 die langersehnte Reise nach Italien angetreten. An der Seite eines Freundes durchflog er die an Kunstwerken reichen Städte und verjüngt kehrte er und mit neuem Muthe in sein stilles Atelier zurück. Sogleich nach seiner Rückkehr zerstörte er seine kleine Statue „Ariste die Bienen beweinend", dasselbe Werk, für das ihn die Akademie gekrönt hatte, die Akademie, die sich einbildet, daß man in Italien die Bestätigung ihrer Regeln findet. Rude, nachdem er die Antiken und die großen Werke der Renaissance gesehen, scheint anderer Meinung gewesen zu sein.

Von den Werken, die er nach seiner italienischen Reise geschaffen, erwähnen wir als die vorzüglichsten nur die Statue Napoleon's, die sich auf einem Landgute in der Nähe von Dijon befindet und die ein Grenadier von Elba bestellt hatte, und das Grabmonument Godefroy Cavaignac's, das im Jahre 47 vollendet wurde und auf dem Friedhofe Montmartre zu sehen ist. Eine französische Zeitung sagte bei Gelegenheit der Enthüllung dieses Denkmals: „Der Künstler, der fern lebt von Coterien, von Cabalen, von Gunstbezeugungen, der in seiner Ehrenhaftigkeit und seiner Kunst alt geworden, der sich in seiner Ueberzeugung und in seinem Gewissen verschanzt hat, wie in einer uneinnehmbaren Festung, der weder mit einem Ordensband geschmückt, noch pensionirt, weder Akademiker noch Hofmann ist, der nur die Ehren seiner Werke und seines Lebens trägt, — der Künstler endlich, der die Revolution so gemeißelt hat, wie sie hätte sein können, mit ihrem großen Kriegsgeschrei und ihrer unbesiegbaren Spannkraft, dieser Künstler mußte der Darsteller eines der edelsten Kinder der Freiheit, Godefroy Cavaignac's, werden. Gewiß, der Künstler und der Held waren für einander geschaffen."

Im Jahre 1848 wurde Rude von seiner Vaterstadt Dijon auf die Candidatenliste für die Nationalversammlung gesetzt, aber er trat zurück, um einem Anderen Platz zu machen, den er für befähigter zu diesem Posten hielt. Dafür wurde er von jener Zeit an, da die Künstler selbst und nicht mehr die Regierung die Geschworenenliste für die Kunstausstellung aufzusetzen hatten, einstimmig in die Künstlerjury gewählt, ein Beweis des allgemeinen Vertrauens, das seine Collegen in sein Urtheil sowohl wie in seine Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe setzten. Als die Regierung später den Künstlern wieder das allgemeine Stimmrecht entzog und das Privilegium, die Geschworenen zu ernennen, der Akademie zurückgab, wagte diese es nicht, der öffentlichen Meinung entgenzutreten und einer der ersten unter den von ihr ernannten Geschworenen war wieder François Rude. Diese Erfolge waren dem Einsamen viel theurer, als alle anderen sonst von Künstlern angestrebten Auszeichnungen. Doch nahm er sie mit Ruhe hin; aber in wahrhafte Aufregung versetzte ihn der letzte, ach, der allerletzte seiner Siege, die Auszeichnung, die ihm die Jury der allgemeinen Ausstellung des Jahres 1855 zu Theil werden ließ. Die große goldene Medaille, die ihm die Auserwählten aller Nationen, gewissermaßen die Deputirten der ganzen europäischen Außenwelt in erster Reihe zusprachen, erfüllte seine Bescheidenheit mit Staunen. Mit wahrhafter Naivität versicherte er seine Freunde, daß er dieses Phänomen nicht begreife, daß es ihm aber trotzdem eine tiefe Freude verursache. Diesen Freunden gereicht es, rückblickend, noch zu einem besonderen Trost, daß Rude diesen Triumph erlebte, denn schon stand in jener Zeit der Tod an seiner Pforte.

Bereits während seines Amtes als Comissär der Kunstausstellung fühlte er sich mehrmals ungewöhnlich angegriffen. Manchmal, wenn er geschäftig und gewissenhaft arbeitsam wie immer durch die Säle ging, fühlte er sich plötzlich von Schwindel überfallen und war er gezwungen, der nächsten Bank zuzuwanken oder sich an die Wand zu lehnen, um nicht hinzufallen. Am 30. October zeigte sich, während des Gastmahls, das die Regierung den Jurymitgliedern gegeben, abermals dieses beunruhigende Symptom. Er kehrte früh nach Hause zurück, hatte aber nicht mehr die Kraft, in seine Stube zu gelangen. Er blieb auf der Treppe sitzen, ohne Jemand herbeizurufen. So fand ihn Mad. Rude, welcher er durch sein Schweigen den Schrecken ersparen wollte. Das treue Weib brachte ihn unter Schluchzen und Klagen in's Bett, aus dem er sich aber schon nach drei Tagen und wie es schien vollkommen wohl erhob. Er will nur noch eine Pfeife rauchen und sich dann in's Atelier begeben, um die seit einigen Wochen begonnene Arbeit, eine Büste seines ersten Freundes und Wohlthäters Devosges wieder aufzunehmen. Aber die Pfeife ist noch nicht ausgeraucht, als der Schwindel wiederkehrt. Mad. Rude sieht, wie er bleich wird und führt ihn, der sich plötzlich erhoben und einige rasche Schritte durch die Stube gemacht hatte, zum Sopha zurück. Er will sprechen und bringt nur, auf das Herz deutend, die Worte „hier schmerzt es" hervor. Darauf streckt er die Arme aus, fällt auf das Sopha zurück und ein schmerzliches Ach! beschließt ein langes, edles, von keinem unreinen Moment beflecktes Leben.

Rude schlummert auf dem Kirchhofe des Mont-Parnasse. Seine Sargträger waren Ary Scheffer, Heim, Dumont, Roisot. Villiaume, der Historiker, sprach an seinem Grabe. Auch einige seiner Schüler wollten sein Lob aussprechen; sie gaben es auf; es kam Keiner zu Worte vor hervorstürzenden Thränen.

Mit François Rude ging der größte Künstler Frankreichs und einer der edelsten Charaktere seiner Zeit zu Grabe.

Die Legenden der Serben.

Von Siegfried Kapper.

Vielfach ist bereits die zaubervolle Lieblichkeit und Tiefe des serbischen Frauengesanges anerkannt worden, das ist jenes Gesanges, der seine Stoffe und Anregungen jenen Kreisen des Lebens und der Verhältnisse, jener Welt von Gefühlen und Anschauungen entlehnt, welche, so nahe ihnen der Mann immerhin stehen mag, nach serbischer Auffassung von diesem dennoch als minder geeignet angesehen werden, daß sich eine männliche Sängerbrust damit befasse, ihnen den dichterischen Ausdruck zu geben, und die er deßhalb, uraltem Herkommen getreu, am liebsten den Frauen und jungen Mädchen überläßt: die der Liebe nämlich im weitesten Umfange, als wechselseitige Zuneigung der jungen Leute mit all ihrem Sehnen und Hoffen, Leiden und Frohsinn, Eifern, Treusein und Entfremden, als Gatten-, Eltern- und Kindes-, als Geschwister- und Verwandtenliebe, — die der Verschwägerung, des Bruderbundes, der Freundschaft und der Pathenschaft, — endlich der Vergnügungen, des Tanzes, des Spieles, der Freuden und Festlichkeiten bei Brautwerbung, Hochzeit und Kindstaufe, so wie der Klage um Entfernte, Gestorbene, im Kampfe Gefallene. Alles dies, insolange es sich dabei lediglich um die Aeußerung von Gefühlserregungen und Gemüthsstimmungen handelt, betrachtet der dichtende Volksgeist des serbischen Stammes als zu wenig faßbar, zu wenig gestaltungsfähig, mit einem Worte als zu weichlich und verweichlichend, als daß es einem Manne geziemte, die schöne Kunst des Gesanges, — nach dem Heldenthume ihm die kostbarste Gabe seines Volkes, — daran zu verschwenden. Gern hört er diese Lieder im traulichen Kreise der Seinen. Nie vermißt er sie gerne, ebenso wenig auf dem Tanzplatze vor dem Dorfe draußen, als bei seinem Gastgelage, bei seinen Hochzeitsumzügen, im Sterbehause, an der Bahre, am Grabe. Er selbst aber singt sie nur in äußerst seltenen Fällen mit; denn des Männergesanges werth scheint ihm nur die vollendete, plastisch gestaltbare That, das Ereigniß, der Conflict, der Kampf und seine Entscheidung. Alle die oben erwähnten Beziehungen, vermehrt noch durch andere, die sich ihm aus seiner Stellung im und mit dem Volke, als Genosse mit den Genossen, als Christ gegen den Türken, als Bedrückter gegen die Unterdrücker, als Held gegen Helden ergeben, werden ihm erst dann zum Vorwurfe des Gesanges, wenn sich eine bedeutende That aus ihnen ergibt, groß und schön genug, daß sie gerühmt, schlecht genug, daß sie als erschreckendes oder auch Rache forderndes Exempel von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht getragen werde. So entstanden die kühnen Jungfrauenraub-Lieder, so die prachtvollen Hochzeitszüge, die stolzen Kriegs-, Zweikampfs-, Ueberfalls- und Streifzugsgeschichten, die verwegenen Verherrlichungen des Haiduckenthums, und so in vorlangen Jahrhunderten schon die Rhapsodien vom Untergange des großen Serbenreiches, vom Königssohne Marko und in neuester Zeit der Cyclus aus den Freiheitskämpfen unter Kara Georg und Miloſch Obrenowitſch; — lauter epische Fragmente, die sowohl ihrem Inhalte als ihrer äußern und innern Form nach ganz eigenthümlich und selbständig dastehen, ebenso verschieden vom streng gegliederten Kunstepos, wie von der Ballade und Romanze, und nur hinsichtlich der naiven Plastik und des, trotz aller Rauhheit und allen oft horriben Barbarenthums stets obwaltenden ruhevollen Maßes, mit der Iliade und Odyssee verwandt.

Auch der größte Theil der hierher zu zählenden Schätze des dichtenden Volksgenius der Serben, so weit es bisher möglich gewesen, sie aus dem Munde der umherziehenden Sänger zu sammeln, hat bereits seine Würdigung gefunden. Eine namhafte Anzahl derselben hat vor drei Jahrzehnten bereits die Talvj, verdeutscht und mit schätzenswerthen Erläuterungen versehen, der deutschen Lesewelt übergeben. Eine, unter dem Einflusse des frühverstorbenen serbischen Dichters und Sängers der Freiheitskriege, Milutinowitsch, fleißig gearbeitete Nachlese hat Wilhelm Gerhard gehalten, und mehrere Andre sind ihm mit kleinern Nachträgen gefolgt. Die kostbaren Fragmente über den Untergang des großserbischen Reiches und die Amselfelder Schlacht (1389) hat der Schreiber dieser Zeilen zuerst zu einem epischen Ganzen zu vereinen gesucht (Fürst Lazar, epische Dichtung, Leipzig 1853, 3. Aufl.), und, im Anschlusse an die Talvj, durch die Uebertragung des größern, von dieser theils übergangenen, theils ihr noch nicht bekannt gewesenen Restes der Heldengesänge, namentlich vom 15. bis zum 18. Jahrhundert aufwärts, den, durch Vuk Karadschitsch's riesigen Sammlerfleiß aufgehäuften Dichtungsschatz, so weit derselbe veröffentlicht worden, für die deutschen Leser ergänzt. (Gesänge der Serben, 2 Bde., Leipzig, 1852.)

An ein tieferes Eingehen in alle diese, in ihrer Art höchst merkwürdigen Kundgebungen

eines durchaus selbstthätigen dichterischen Volksgenius hat es nicht gemangelt. Franzosen und Engländer, Czechen und Russen haben sie frühzeitig zum Gegenstande interessanter Forschungen, Adam Mickiewicz, der geistreiche Polendichter, theilweise zum Anhaltspunkte seiner panslavisch-politischen Erörterungen gemacht. Ganz absehend von aller politischen Neigung und Abneigung aber hat vor Allen der tiefdringende deutsche Sinn sie von ethischer und ästhetischer Seite zu würdigen verstanden.

Ungleich weniger jedoch ist dies mit einem besondern, und wahrlich nicht dem minder bedeutenden Zweige dieser merkwürdigen Poesien der Fall gewesen; mit dem der Legende nämlich. Es hat dies seinen Grund zum Theil in dem erst spätern Auffinden der hierher einschlägigen Gesänge überhaupt, zum Theil wohl auch in der minder leichten Zugänglichkeit des genügenden Verständnisses für dieselben. Ist es schon nicht ganz leicht, auch nur das äußere Walten eines so wenig gekannten Volkes, wie jenes der Serben noch vor vierzig Jahren war und wohl auch noch heute ist, und die poetischen Gestaltungen desselben ohne vorangegangene Studien zu begreifen, so ist es vollends kaum möglich, sein inneres Leben und dessen dichterische Offenbarungen ohne genaueste Kenntniß des Volkes selbst, ohne völliges Hineinleben in seine einzelnsten und besondersten Lebenskreise und Anschauungsweisen in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen. Wie vieles, was dem Volke selbst voll von Bedeutung und Sinn ist, bleibt demjenigen, der die geheimen, feinen Beziehungen nicht kennt, an deren unsichtbaren Fäden eben Sinn und Bedeutung hängen, dunkel, unerklärlich, und scheint ihm oft unbedeutend, ja selbst sinnlos, eben weil er dessen Zusammenhang mit dem innern Leben des Volkes nicht kennt, das sich darin spiegelt. Es ist dies selbst mit nicht wenigen Sprüchen, Märchen, Sagen und Liedern, Gebräuchen und Sitten aus unserer unmittelbaren deutschen Nähe der Fall, und es bedurfte erst des klärenden Geistes eines Grimm, um uns das Verständniß dafür zu öffnen. Um wie viel mehr muß es von den poetischen Ausstrahlungen des innern Lebens eines Volksstammes gelten, der uns immer noch so fernab liegt, wie der der Serben, und namentlich von seinen Legenden, den dichterischen Reflexen nicht nur seiner Anschauungsweise von Gott und den göttlichen Dingen, sondern auch seiner gesammten Ethik und praktischen Lebensweisheit.

Ich habe in meiner Einleitung zu den „Gesängen der Serben" nur im Vorübergehen auf eine äußere Eigenthümlichkeit dieser Legenden hinzudeuten Anlaß gehabt; auf ihr offenbares und unmittelbares Hervorsprossen nämlich aus dem vorchristlichen Naturcultus der Serben, und auf die merkwürdige Verschmelzung heidnischer und christlicher Elemente in denselben unter Hinzutritt selbst hellenischer und romanischer Züge, die aus der Berührung mit dem einst benachbarten Griechen- und später beherrschenden Römervolke in der Phantasie des Volkes haften geblieben waren. Der Gott dieser Legenden ist durchaus Person, die mit den Heiligen, wie mit untergeordneten, die Welt in verschiedenen Abtheilungen seinem Auftrage gemäß verwaltenden Göttern verkehrt. Ungeachtet seiner Christlichkeit duldet er selbst die Wilen und sonstige geisterhafte Wesen, und läßt diese sowohl guten wie argen Einfluß auf die Menschen ausüben, und steht auch der fördernden oder störenden Wirksamkeit mancherlei lebloser Dinge nicht entgegen. Hier mag es mir gestattet sein, unter Anführung einiger der interessantesten derselben auf das innere Wesen dieser Legenden einzugehen.

Bemerkenswerth vor Allem ist die wesentliche Verschiedenheit dieser Legende von ihrer westlichen Gattungsschwester, der katholischen, eine Verschiedenheit, um derenwillen allein schon wir ihr, vom dichterischen Standpunkte wenigstens, vor dieser den Vorzug einräumen möchten. Während wir nämlich in der katholischen Legende fast durchgehends das kirchliche Element als das vorwaltende erkennen, ist es überall und vorwiegend das rein menschliche, das uns in der serbischen entgegentritt. Mag die serbische Legende immerhin ebenso wie die katholische aus der Abgeschiedenheit stiller und frommer Klöster hervorgegangen sein, nie drängt sich in ihr das Kloster selbst, nie der Heilige, nie die Kirche mit dem oder jenem ihrer Dogmen in den Vordergrund. Das höchste, was sie in dieser Beziehung in ihren Kreis zieht, ist auch zugleich die Verklärung desjenigen, was ihr überhaupt als Höchstes gilt, des lautern Christenglaubens nämlich und seines gefeierten Symbols, des Kreuzes. Um dieses Glaubens willen bestehen Mönche und Laien die furchtbarsten Drangsale und gehen glücklich daraus hervor; um des Kreuzes willen werden Kämpfe und Feldzüge unternommen und mit des Kreuzes Hülfe siegreich beendet. Im übrigen wurzelt sie durchaus im Boden rein menschlicher Verhältnisse, und ist es eine tiefe, schöne, allgemein menschliche Weisheit, die durch Vermittlung Gottes und seiner unergründlichen Wundermacht in ihr zur Versinnlichung und Anschauung gelangt. Der Teufel endlich und die ängstigenden Mächte seines finstern Reiches, welche in der katholischen Legende so entsetzenvoll hausen, spielt darin eine durchaus untergeordnete und mehr dumme als gefährliche Rolle. Mehr dumm als bös ist es ihrer Auffassung nach, sich dem Höchsten und seiner ewig weisen Weltordnung entgegenzustellen.

Sie geht aber noch weiter, indem sie das Reinmenschliche ohne alle Scheu und ganz offen über das lediglich Kirchliche stellt. Der Sonntag z. B. ist der Tag des Herrn; an ihm soll keinerlei Arbeit verrichtet werden. Höher aber als diese Satzung steht ihr die Nothdurft und das unverschiebbare Bedürfniß:

„Denn dem Türken kann der Christ nicht trauen,
Und im Feld die reife Saat nicht warten!"

höher als alle Sonntagsfeier die schöne Pflicht des Wohlthuns und die Sorge für arme, hülflose Mitmenschen. Denn nicht für Gott, sondern für den Menschen ist der Sonntag da, damit sein Gemüth sich läutere und erhebe in frommer Einkehr in sich selbst. Wohlthun aber, — die praktische Einkehr in sich selbst und Läuterung seiner selbst, — steht noch über Beten und gilt ihr als der höhere Dienst des Herrn! Doch hören wir darüber die Legende selbst! Ihr Held ist der schlichte Landmann

Djakon Stefan.

Aufsteht früh des Morgens Djakon Stefan,
Sonntags, vor der lichten Sonne Aufgang,
Vor der Sonne, vor der Liturgie.*)
Aber nicht zur weißen Kirche geht er,
Sondern geht hinaus in's ebne Saatfeld,
Sä't dort goldnen Weizen in die Furchen.

Sieh, da ziehn des Wegs heran zwei Pilger,
Greise Pilger, bieten Gott zum Gruß ihm:
„Gottes Beistand mit Dir, Djakon Stefan!"

Ziemend d'rauf erwiedert Djakon Stefan:
„Greise Pilger, geb' der Herr Euch Gutes!"

Weiter aber drauf die beiden Pilger:
Sprich, so Gott mit Dir sei, Djakon Stefan!
Hat Dich arges Mißgeschick betroffen,
Daß des Morgens Du so früh Dich aufthatst,
Sonntagsmorgens vor der Sonne Aufgang,
Vor der Sonne und der Liturgie,
Und herauskamst in das ebne Saatfeld,
Goldnen Weizen in den Grund zu streuen?
Hat Verwirrung Dich, o Mann, ergriffen,
Oder bist Du Türke gar geworden,
Daß Du also trittst das Kreuz mit Füßen,
Und den schönen Christenglauben schändest,
Und Dich lossagst so von aller Satzung?"

Drauf erwiedert Djakon Stefan dieses:
„Gott mit Euch, Ihr beiden greisen Pilger!
Da Ihr fragt, sollt Ihr die Wahrheit hören.
Nicht verwirrt ist der gesunde Sinn mir,
Wahrlich, und nicht Türke bin ich worden!
Auch vom Kreuz nicht hab' ich losgesagt mich,
Schände nicht den schönen Christenglauben,
Trete nicht mit Füßen alle Satzung!
Sorgen aber legen mir dies Werk auf,
Schwere Sorgen, die nicht leicht zu tragen;
Denn daheim in meinem weißen Hofe
Nähr' ich Neun, die taub und Neun, die blind sind;
Mit mir pflegt der Aermsten meine Ehfrau.
Drum auch hoff' ich, Gott vergiebt die Sünd' mir!"
Und die Pilger sprachen zu einander:
„Laß' uns schauen nach den Höfen Stefans,
Laß' uns schauen Djakon Stefans Ehfrau,
Daß wir sehen, wie die Ehfrau walte!"
Sprachen so und gingen nach den Höfen.

Auf jedoch schon früh war auch die Ehfrau,
Lange vor der warmen Sonne Aufgang,
Vor der Sonne, vor der Liturgie,
Reiterte im Hofe goldnen Weizen.

Ihr auch bieten Gott zum Gruß die Pilger:
„Steh' Dir Gott bei, Djakon Stefans Ehfrau!"

Und geziemend dankt die emsige Ehfrau:
„Greise Pilger, geb' der Herr Euch Gutes!"

Weiter aber drauf die beiden Pilger:
„Sprich, so Gott mit Dir sei, Stefans Ehfrau!
Hat Dich irgend Mißgeschick betroffen,
Daß des Morgens also früh Du aufstandst,
Sonntagsmorgens vor der Sonne Aufgang,
Vor der Sonne, vor der Liturgie,
Goldnen Weizen hier im Hof zu reitern?
Hat Verwirrung, Hausfrau, Dich ergriffen,
Oder bist Du Türkin gar geworden,
Daß Du also trittst das Kreuz mit Füßen,
Lästerst so den schönen Christenglauben
Und entsagest jeglichem Gesetze?"

Drauf erwiedert Stefans Ehfrau dieses:
„Gott mit Euch, Ihr beiden greisen Pilger!
Da Ihr fragt, sollt Ihr die Wahrheit hören.
Nicht verwirrt ist der gesunde Sinn mir,
Wahrlich, und nicht Türkin bin ich worden,
Nimmer auch trat ich das Kreuz mit Füßen,
Lästre nicht den schönen Christenglauben
Und entsag' nicht jeglichem Gesetze.
Sorgen aber, die nicht leicht zu tragen,
Schwere Sorgen legen mir dies Werk auf;
Denn, o seht, in meinem weißen Hofe
Nähr' ich Neun, die stumm und Neun, die blind sind;
Mit mir pflegt der Aermsten mein Gebieter.
Drum auch hoff' ich, Gott vergiebt die Sünd' mir!"

*) Gottesdienst, analog dem katholischen „Messe." Gelegentlich sei hier der von Karadschitsch angeführten Sitte der Grblianer erwähnt, nach welcher die Hausväter der Reihe nach jeden Sonn- und Feiertag dem Popen für das Abhalten der Liturgie eine kleine Spende verabreichen; — vielleicht eine Erinnerung an die ehemaligen Opfergaben. Dafür wird jede Liturgie nach dem jedesmaligen Spender genannt, z. B. Heute ist die Liturgie des Petrowitsch. Zu Mittag sodann ist der Pope des Spenders Gast.

Also aber d'rauf die beiden Pilger:
„Daß der Herr Dir beisteh', Stefans Ehfrau!
Sprich, und gäbst Du uns Dein einzig Knäblein,
Das da schlummert in der goldnen Wiege?
Tödten wir den eingebornen Sohn Dir
Und besprengen mit des Söhnleins Blute,
Das von jeder Schuld noch frei, die Höfe: —
Was da stumm, das wird zur Stelle reden
Und was blind, wird schau'n mit off'nem
Auge!"

Tief betroffen hört dies Stefans Ehfrau,
Sinnt bekümmert, was sie nun beginne.
Lange sinnt sie, weint auch bittre Zähren,
Denn viel leid um ihren Einz'gen ist's ihr.
Aber leid auch ist's ihr um die Aermsten,
Um die Neun, die blind und Neun, die stumm
sind,
Und das Knäblein hebt sie aus der Wiege,
Reicht es dar den beiden greisen Pilgern.

Und die Pilger tödten ihr das Söhnlein,
Sprengen an des weißen Hofes Mauern
Das unschuld'ge Blut des zarten Kindleins, –
Und was stumm war, das begann zu reden,
Und was blind, das sah mit off'nen Augen!
Weiter ziehn dann ihres Weg's die Pilger.

Doch o sieh! Kaum daß die Pilger fort sind,
Tritt die Ehfrau an die goldne Wiege,
Zu beweinen das geliebte Söhnlein.
Was da sieht sie? Lächelnd in der Wiege
Sitzt das Knäblein, unversehrt und munter,
Und mit einem goldnen Aepflein spielt es!

Ausruft also Stefans Ehfrau staunend:
„Guter Gott, vor Allem Lob und Preis Dir!
Und ist's nicht, daß Pilger hier gewesen,
Die das einz'ge Söhnlein mir getödtet?
Nicht, daß mit des Kindleins rothem Blute,
Sie besprengt umher des Hofes Mauern?
Hör' ich nicht, die stumm gewesen, reden?
Seh' ich nicht, die blind gewesen, schauen?
Lächelt in der Wiege nicht das Knäblein?
Spielt es mir nicht mit dem goldnen Apfel?

Also drauf das Knäblein in der Wiege:
„Nährerin Du mir, o Muttersüße,
Glaube nicht, daß dies zwei greise Pilger,
Glaube, daß dies Engel Gottes thaten!"

Stark und fröhlich wuchs heran das Knäblein,
Die da sprachen, sprachen nun für immer,
Die da sahen, sahen nun für immer
Und der Weizen auf den Feldern Stefans
Trug so schwere Aehren, wie kein andrer.

Es ist dies eine so schön und edel ersonnene Verherrlichung der Selbstaufopferung einerseits und andrerseits der wahrhaft innerlichen, werkthätigen Frömmigkeit vor aller wohlfeilen, bloß äußerlichen Frommthuerei, wie sie nur der lauterſten und unverdorbenſten Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge entsprungen sein kann. Erhöht wird ihre Bedeutung noch besonders durch die, wenn auch nur niedre *priesterliche* Stellung, die der Held der Legende als Djakon, das ist Diakonus, in der Kirche selbst einnimmt. Wenn übrigens die Legende den Geistlichen sein Feld mit eigenen Händen bestellend aufführt, so entnimmt sie diesen Zug vollkommen getreu der faktischen Wirklichkeit. Noch heutzutage kann man in den kleinen Ortschaften der türkisch-christlichen Provinzen Popen und um so mehr Diakonen genug begegnen, die ihr Feld selbst bebauen. Von den übrigen Dorfinsassen in der Tracht durch nichts, als höchstens das lange Haupthaar und den langen Bart unterschieden, handhaben sie den Pflug, säen, mähen und dreschen ebenso wie jeder andere Bauer. Freilich unterscheidet sich oft auch die Bildung des Popen von der seiner geistigen Pflegebefohlenen durch nicht viel mehr, als das wenige Altslavisch, das er liest, — jedoch bei Weitem nicht immer versteht, — und höchstens durch einige elementare Kenntnisse von sehr bescheidenem Umfang. Allein desto weniger entfremdet ist er wieder andererseits den unmittelbaren Anschauungen und Bedürfnissen seiner Pfarrkinder.

Ganz übereinstimmend mit der eben bezeichneten Auffassung sind die Begriffe, die sich das serbische Volk in seinen Legenden von den Tugenden macht, deren Uebung den Himmel erwirbt, von den Sünden, die zur Verdammniß der Hölle führen. Nicht von der strengen Befolgung kirchlicher Anordnungen ist bei jenen, nicht bei diesen von deren Außerachtlassung die Rede. Vielmehr sind es vor Allem die rein menschlichen Pflichten der *Familie*, des *Hauses*, der *Gesellschaft*, die Pflichten der Nächstenliebe und Rechtlichkeit, deren Erfüllung beseligt, deren Verletzung verdammt. Als Sanct Peters eigene Mutter ihren Sohn um den Einlaß in's Paradies bat, mußte dieser ihr die Pforte der Seligen verschließen, „weil sie Hungernde nie gesättigt, Durstende nie getränkt, Nackte nie bekleidet, Blinde nie betheiligt und für ihrer Seele Heil nie etwas geopfert, als ein elendes, winziges Bündel Flachs, das sie überdies noch unter drei vertheilt und um das sie lange Zeit geklagt hatte". Ihre Hartherzigkeit gegen Arme allein genügte schon, sie vom Paradiese auszuschließen und nicht ihre *Gottlosigkeit*, sondern ihre *Unmenschlichkeit* wurde ihr zum Vorwurf gemacht. Ein andermal, als Sanct Nicolaus und Sanct Elias, die in der Unterwelt, ganz nach helleno-romanischer Vorstellung, das Amt der Fährleute über eine Art von Styx bekleiden, in ihren Kahn die Seelen der Verstorbenen aufnahmen, um sie in's Jenseits zu schaffen, sind es nur drei arme Seelen, denen sie als den sünden-

reichsten die Aufnahme verweigern: eine, die den Gevatter vor Gericht geladen, eine zweite, die mit dem Nachbar in Feindschaft gelebt, und eine dritte, die eine Jungfrau in üblen Ruf gebracht; also ein Verräther der verwandtschaftlichen Bande, ein Störenfried und ein Ehrabschneider. Kann man sich eine sittlichere Auffassung der Cardinaltugenden des menschlichen Zusammenlebens denken? Zuerst der Frieden in der Familie, dann in der Gemeinde und sodann die Ehre des Weibes und mit ihr der Gesammtheit will heilig gehalten sein, sonst ist kein Zusammenleben möglich. Wer an diesen Heiligthümern sich vergreift, der begeht ein Verbrechen an der gesammten Menschheit, dafür keine Sühne ist. Es ist uns außer dieser schlichten serbischen keine Legende bekannt, in welcher mit weniger Worten so Inhaltschweres zusammengefaßt wäre. Doch folgen wir der heiligen Maria auf einem Gange durch die Hölle und erfahren wir da, wie schwer die Verletzung dieser Heiligthümer auch noch in ihren einzelnen Verirrungen wiegt! Bemerken wollen wir nur noch, daß die heilige Maria, der wir folgen werden, eine von der Heilandsmutter verschiedene, die sogenannte Ogniana, oder „Maria in den Flammen" ist und daß die Legende selbst aus den, als von halben Barbaren bewohnten, verrufenen Gebirgsschluchten Montenegros stammt. Sie lautet:

Die Sünder in der Hölle.

Fleht zu Gott die feurige Maria:
„Gib, o Herr, vom Paradies die Schlüssel,
Gib sie mir, daß ich die Pforte öffne,
Und durch's Paradies zur Hölle schreite,
Anzuschaun, was dort die Sünder leiden,
Ob vielleicht ich eine Seel' erlöse!"

Also fleht sie, und der Herr gewährt ihr,
Reicht ihr dar vom Paradies die Schlüssel,
Sendet mit ihr Petrus, den Apostel.

Aufthun sich des Paradieses Pforten,
Und es schreiten durch der Sel'gen Wohnsitz
Petrus und die feurige Maria,
Bis sie zu der Hölle Abgrund kommen.

Wie sie treten in der Hölle Tiefen,
Seh'n einher sie drei Genossen schreiten;
An dem Leibe brennt der Fuß dem Einen,
Bis zur Schulter flammt der Arm dem Andern,
Roth emporwärts loht das Haupt dem Dritten.

Da dies sieht die feurige Maria,
Frägt sie also Petrus, den Apostel:
„Sprich, o Petrus, heiliger Apostel,
Welche sind von diesen Drei'n die Sünden,
Daß so bittre Qual sie müssen leiden?"

Drauf zurück ihr Petrus, der Apostel:
„Gern, Maria, will ich dies Dir künden!
Dem der Fuß so hell am Leibe lodert,
Seinen Freund verließ er in Bedrängniß;
Dem der Arm bis aufwärts flammt zur Schulter,
Trächt'gen Heerden hat geflucht er neidisch;
Dem das Haupt in rother Flamme aufloht,
Seinen Vater schlug er und die Mutter!"

Fürder wallt die feurige Maria; —
Sieh, da sitzen hart am Weg zwei Greise,
Haupt- und Barthaar flammen lodernd Beiden!

Wieder frägt die feurige Maria:
„Sprich, o Petrus, heiliger Apostel,
Was sind wohl die Sünden dieser Beiden?"

Und zurück ihr Petrus, der Apostel:
„Richter waren beide sie auf Erden,
Die da sprachen über Wund' und Todschlag
Und zu Rath in der Versammlung saßen.
Beide aber sprachen falsches Urtheil,
Uebten Willkühr, nahmen an Bestechung,
Trieben Wucher mit des Rechtes Zuspruch!"

Weiter wallt die feurige Maria;
Sieh, da sah ein junges Weib sie sitzen,
Dem am Leib die beiden Arme brannten,
Und die Arme nicht nur, auch die Füße,
An den Brüsten sieben Schlangen hingen!

Und den heil'gen Petrus frägt sie wieder:
„Welche Sünde wohl beging die Aermste,
Daß sie solche Marter nun muß dulden?"

Drauf zurück ihr Petrus, der Apostel:
„Dieses auch, o Schwester, sollst Du wissen!
Eine Schänkin war die böse Sündrin,
Die da Wasser in den edlen Wein goß,
Und für schlechtes Wasser gutes Geld nahm.
Dem Verlobten, dem sie angelobt war,
Brach die Treu sie, hing nach einem Andern.
Und als diesem Andern sie getraut war,
That sie ihren Leib in bösen Zauber,
Daß vom Herzen keine Frucht ihr wüchse;
Und von Gott dem Herrn doch zugeschrieben
Waren sieben Söhne ihr, o Schwester!
An den Brüsten sieh ihr nun die Söhne,
Und mit diesen tritt sie vor den Herrn einst!"

Und Maria wallt an ihr vorüber,
Wandelt weiter durch der Hölle Räume.
Sieh, da sitzt am Weg ihr eine Greisin!
Beide Arme, beide Füße lodern,
Und das Haupthaar schlägt um sie in Flammen.

Als dies sieht die feurige Maria,
Tritt heran sie an die Greisin selber,
Frägt: „Was thatest Du, o Unglückselge,
Daß zu solchen Qualen Du verdammt bist?
Sprich! Könnt' ich erlösen Dir die Seele?"

Jammernd drauf erwiedert ihr die Greisin:
„Was doch spräch' ich, da mein Herz von Stein ist?

Fluchbeladen von der eignen Mutter,
Daß kein Ehbett je mir sei gesegnet,
Weil, o Gräul! ich Kindespflicht verhöhnte,
Folgt ich kindlos dreier Männer Särgen.
Da, als ich dem vierten mich verbunden,
Fand im Haus ein Paar ich zarter Waislein,
Gnadvoll als Ersatz von Gott gelieh'n mir,
Eines vier, das Andre kaum zwei Jahre.
Kamen froh von ihrem Spiel die Kleinen,
Thränen bald bracht' ich in ihre Augen.
Weinend bat das Aeltre: Gib ein Hemdlein,
Gib ein weißes Hemdlein mir, o Mutter!
Aber ich — ich stieß an einen Stein es,
Daß es gleich dem Steine nicht mehr wachse.
Weinend bat das Jüngste: Brod, o Mutter!
Aber ich — ich gab ihm schwarze Erde!" *)

Jammernd will die Greisin mehr gestehn noch,
Doch nicht weiter läßt sie der Apostel,
Sondern faßt sie an den Flammenarmen,
Stößt hinab sie in der Hölle Abgrund.

Weinend aus der Hölle wallt Maria,
Wallt durch's Paradies zurück zum Herren,
Legt die goldnen Schlüssel ihm zu Füßen:
„Herr!" — so spricht sie — „wie Du's willst, geschehe es,
Denn gerecht ist Deines Urtels Ausspruch;
Aber mich — laß beten für die Reuigen!"

Als Sünden gegen die Familie charakterisiren sich hier insbesondere zuerst der leichtfertige Bruch des eingegangenen Eheverlöbnisses, als Verbrechen gegen die ersten zarten Wurzeln derselben, weil dadurch die Familie in ihren allerersten Anfängen bereits blosgestellt, untergraben, gefährdet wird; sodann die Verletzung der obersten Würde der Familie in ihren patriarchalischen Trägern, den Eltern, als den Repräsentanten der Stabilität der Familie und ihres gegenwärtigen Wohles; endlich auch die Versündigung an der Zukunft der Familie, sei es nun durch Mißhandlung und Vernachlässigung ihrer besten Schätze, ihrer Sprossen nämlich, oder durch widernatürliche Selbstentäußerung der heiligsten Pflichten, die dem Weibe von der Vorsehung auferlegt worden, der des Muttersegens. Als Sünden gegen die Gemeinde und die menschliche Gesellschaft überhaupt treten uns Mißgunst, Neid und Betrug, richterliche Feilheit, Mißbrauch des übertragenen Gemeindevertrauens, Verrath an der Freundschaft entgegen.

Von schweren Strafen, die Jemand in der Hölle abzubüßen hätte, weil er ein oder das andere Kirchengesetz übertreten, etwa nicht oft genug zur Kirche gekommen oder an Fasttagen gar Fleisch gegessen, begegnet uns weder in dieser, noch irgend einer andern Legende etwas. Vielmehr fehlt es nicht an ironischen Momenten, in welchen dem gesunden, ungetrübten sittlichen Begriffe von der hohen Bedeutung der Familie und namentlich von der Unantastbarkeit der väterlichen Würde die elastische Fassung des Urtheils kirchlicher Stimmführer geradezu entgegengehalten wird. Man höre nur die kostbare Legende von

Des Kaisers Konstantinos Entsühnung.

Festlich feiert Kaiser Konstantinos
Sanct Georg's geweihten Tag im Frühjahr,
Feiernd so die schöne Zeit der Blüthen.*)

Richten ließ drei Tafeln an der Kaiser:
Eine Tafel von gediegnem Golde,
Eine zweite von gediegnem Silber,
Eine dritte von gebohntem Buchsbaum.
An die Tafel von gediegnem Golde
Setzt er obenan vier Patriarchen,
Zugesellend ihnen zwölf Wladyken (Bischöfe);
An die Tafel von gediegnem Silber
Setzt er dreißig fromme Klostermönche;
An die Tafel von gebohntem Buchsbaum
Dreimal hundert junge Schriftbeflissne,**)
Einer unter ihnen, der der Jüngste.

*) Will sagen: Den Tod, das Grab; ich ließ es verhungern.

*) Der Georgstag, zur Feier des Frühlings, wird von den Serben allenthalben festlich begangen. An ihm, nach Karadschitsch's Angabe, baden die Männer, früh Morgens noch ehe die Sonne aufgeht, zum erstenmal im Freien. Mädchen und Frauen fangen zu diesem Behufe das von den Mühlrädern herabfallende Wasser auf, welchem sie eine besondere Kraft zuschreiben, alles Uebel und Unheil vom Leibe zu spülen, lassen allerlei Blumen und Kräuter, insbesondere Liebstöckel (ligusticum levisticum L.) über Nacht darin weichen, und nehmen dann das Bad in dem mit Blüthen und Grün angefüllten Wasser. Vor dem Sanct Georgstage soll man auch Liebstöckel weder pflücken noch dazu riechen; dagegen soll ein Sträußchen davon an diesem Tage in Niemandes, vornehmlich aber in keines Mädchens Gürtel fehlen. Auch Lammfleisch soll man nicht genießen (eine Sitte, welche selbst die Türken hie und da mitbeobachten), ehe nicht der Pope am Sanct Georgstage ein junges, mit Blumen und Wachskerzchen aufgeputztes Lämmchen vor der Kirche eingesegnet, wofür er zum Lohne für den, der ganzen Heerde dadurch gespendeten Segen das Fell zum Geschenk erhält. Gut soll es auch sein, an diesem Tage sich zu schaukeln, zu ringen und zu schlafen, welch' Letzteres namentlich das ganze Jahr hindurch vor Kopfschmerz bewahrt. Die Hauptrolle aber spielen die reichlichen Festmahle. Sie wurden ehedem mit großer Pracht und fast fabelhaftem Aufwande gegeben, namentlich von den serbischen Zaren und sonstigen Großen. Gastlichkeit an diesem Tage nicht üben, galt und gilt noch für eine schwere Sünde, — für den schwärzesten Undank gegen Gott selbst, als den Geber alles Guten und Gedeihlichen.

**) Wörtlich: djace samouce, d. i. ein junger Autodidakt. Es ist dies ein stereotyper Ausdruck für junge, nach vornehmlich priesterlicher Ausbildung strebende Leute, hervorgegangen wahrscheinlich aus dem ehemaligen, und großentheils auch noch jetzt

Da also die frommen Gäste sitzen
Und des Festmals trefflich sich erfreuen,
Da erhebt sich Kaiser Konstantinos,
Hebt empor sich von dem hohen Thronsitz,
Legt vom Haupt die helle goldne Krone,
Schreitet nieder zu den frommen Gästen.

Vorerst an die goldne Tafel tritt er,
Dran zu vier die weisen Patriarchen,
Ihnen nächst die zwölf Wladyken sitzen,
Neigt das Kaiserhaupt in tiefer Demuth,
Redet also zu der Kirche Fürsten:
„Segne Gott Euch, heil'ge Patriarchen,
Euch nicht minder, würdige Wladyken!
Wolltet Ihr wohl kundthun einem Sünder,
Wie er sühne unerhörten Frevel?
Wisset dann, ich selber bin der Sünder!
An den eignen Vater, gottvergessen,
Legt' ich diese schuldbeladne Hand einst;
Reuevoll nun sühnt' ich gern die Mißthat ..."

Drauf erwiedern ihm die Patriarchen
Und mit ihnen gleich die zwölf Wladyken:
(Mehr, fürwahr, der Herrschergunst beflissen
Und des eignen Vortheils, als der Wahrheit!)
„Glanz der Kronen, Kaiser Konstantinos,
Leicht zu sühnen, Herr, ist solcher Fehltritt.
Lass' verfert'gen sechszehn schwere Kronen,
All aus Gold und aus gediegnem Silber
Und besetzt mit kostbarem Gesteine.
Die dann opfre, Herr, uns Patriarchen,
Und wie uns, so auch den zwölf Wladyken,
Und entsühnet bist Du jedes Fehltritts!"

Kaiser Konstantinos hört die Rede,
Hört sie, neigt sich, wendet sich bedenkend,
Schreitet weiter an die Silbertafel,
Dran die dreißig Klostermönche sitzen.
Hier auch neigt das Haupt er tief in Demuth,
Redet also zu den Klostermönchen:
„Fromme Väter, weise Klostermönche,
Möchtet Ihr wohl kundthun einem Sünder,
Wie er büße unerhörten Frevel?
Wisset dann, ich selber bin der Sünder!
An den eignen Vater, gottvergessen,
Legt' ich diese schuldbeladne Hand einst;
Reuevoll nun sühnt' ich gern die Unthat!"

Drauf erwiedern ihm die Klostermönche:
(Wahrlich, mehr bedacht, nach Gunst und Vortheil,
Als nach Gottes Wort den Spruch zu künden!)
„Licht des Erdballs, Kaiser Konstantinos,
Leichtres giebt's nicht, als die Fehlthat sühnen.
Du verbriefst uns dreißig schöne Pfründen,
Eine je für jeden von uns Dreißig,
Bau'st dazu noch ein'ge weiße Klöster,
Stiftest freien Tisch drin für die Mönche,
Daß sie um so brünst'ger für Dich beten —
Und entsühnet bist Du der Verirrung ..."

Kaiser Konstantinos hört auch dieses,
Hört es, neigt sich, wendet ab sich schweigend,
Schreitet weiter zu der Buchsbaumtafel.
Hier auch neigt das Kaiserliche Haupt er,
Redet also zu den jungen Schülern:
„Fromme Schüler, junge Schriftbeflissne,
Könntet Ihr wohl kundthun einem Sünder,
Wie er büße unerhörten Frevel?
Wisset dann, ich selber bin der Sünder!
An den eignen Vater, gottvergessen,
Legt' ich diese schuldbefleckte Hand einst;
Reuevoll nun sühnt' ich gern die Unthat!"

Schweigend hören's die dreihundert Schüler,
Keiner wagt's, den Ausspruch zu verkünden.
Da erhebt aus Allen sich der Jüngste
Und, nicht achtend Fürstengunst und Vortheil,
Sondern heilgen Gotteswords gedenk nur,
Läßt er eifernd also sich vernehmen:
„Unsre Kron' Du, Kaiser Konstantinos,
Leicht, fürwahr, läßt, was Du willst, sich kundthun,
Aber leicht nicht, Herr, büßt sich die Sünde!
Geh' hinaus und bau' ein kienen Hüttlein,
Uebertünch' mit Fett es und mit Theere,
Drin verschließ Dich, Kaiser Konstantinos,
Setz' es an vier Seiten dann in Flammen,
Harr' drin aus vom Abend bis zum Morgen, —
Und verbliebst Du unversehrt, o Kaiser,
Dann sprich, daß des Frevels Du entsühnt seist!"

Da der Kaiser solche Rede höret,
Kann er sich des Zornes nicht erwehren.
Bau'n zur Stelle läßt er gleich ein Hüttlein,
Läßt mit Theer und Fett es übertünchen,
Sperrt darein den schriftbeflissnen Schüler,
Steckt in Brand die Hütte an vier Enden,
Daß sie flammt vom Abend bis zum Morgen.

Früh des Morgens geht dann hin der Kaiser
Daß er schaue nach des Brandes Stätte.
Nichts vom Hüttlein findet er als Asche.
Aufrecht aber steht vor ihm der Schüler,
In der Hand das goldne Buch der Psalmen,
Draus er singend lobpreist Gott den Herren.
Auch kein einzig Härlein seinem Kleide
Ward versengt, geschweige denn ihm selber!

Staunend sieht der Kaiser solch ein Wunder,
Läßt zur Stund ein ander Hüttlein bauen,
Sperrt sich selber drein und läßt's entzünden,
Daß es loht vom Abend bis zur Frühzeit.

Früh des Morgens, noch im Dämmerdunkel,
Geht hinaus der Schüler nach der Brandstatt,

---

fortdauernden Mangel an höhern öffentlichen Bildungsanstalten, in Folge dessen sich die jungen, strebsamen Leute außer dem wenigen Unterricht oder vielmehr der geringfügigen Anleitung, die sie in den Klöstern erhielten, mit allem Weitern auf ihren eigenen Fleiß angewiesen sahen. Dem vollen Sinne nach ist diese Bezeichnung durch ein deutsches Wort nicht wiederzugeben. Einen ähnlichen Begriff etwa bezeichnet das hebräische bachur.

Daß er schaue, wie's erging dem Kaiser.
Nichts vom Hüttlein findet er als Asche; —
Asche auch bedeckt das Haupt des Kaisers,
Deckt ihn ganz von Häupten bis zu Füßen.
So entsühnt ward Konstantinos Rechte
Von dem argen, unerhörten Frevel;
Doch entsühnet nicht nur, auch geheiligt,
Daß er mit ihr viel noch that des Guten,
Nährte, die da hungerten, mit Speise,
Tränkte, die da dursteten, mit Tranke,
In Gewänder kleidete die Nackten
Und beschirmte Arme und Gedrückte.
Heilig bleib' die Hand ihm bis an's Ende!

Wie sinnig ist hier die unbeugsame Gewalt des gesunden, unbefangenen Urtheils, wie es im unverdorbenen Gemüthe des Volkes lebt, dem von Rücksichten und Eigennutz getrübten entgegengehalten! Nicht einmal vor gekröntem Haupte scheut es zurück! Wie der mindeste Hirt in den Bergen muß sich der mächtige Kaiser ihm beugen, und wie jenem müssen diesem die Bande der Familie heilig sein, und nur die schwerste Buße kann ihn entsühnen, wenn er es gewagt, sich an denselben zu vergreifen. Wie schön menschlich endlich der Zug, der den Sünder nach überstandener Läuterung und Feuerprobe erst recht zur menschlich schönen Vollendung sich erheben läßt! Die Nothwendigkeit, daß die Bedeutung der Familie von den untersten Schichten des Volkes bis zu ihrer obersten Spitze lebhaft erkannt, ihre Würde unantastbar aufrecht erhalten werde, ist dem Bewußtsein der Südslaven so gegenwärtig, daß ungestraft sie zu verkennen, sie nicht einmal, oder vielmehr noch weniger als jedem Andern einem gekrönten Haupte gestatten. Würde bei uns die Achtung der Familie in diesem Umfange wiederhergestellt sein, alle Utopien unserer Socialpolitiker würden entfallen, und die Gesellschaft hätte sich zu ihrem besten Gedeihen aus sich selbst wieder hergestellt.

Aber nicht die engere Familie allein genügt der serbischen Legende, auch die weitere zieht sie in ihre Kreise, zu welcher der Serbe nach altherkömmlicher Auffassung das Verhältniß des Pathenthums und jenes der Freundschaft, oder um mit seinem Worte zu sprechen, der Verbrüderung zählt. Das Pathenthum, das in unserer modernen Gesellschaft geradezu zur leeren Förmlichkeit abgeblaßt ist, hat für ihn noch Sinn, Werth und Kern, und legt ihm Pflichten auf, die jenen gegen die nächsten Blutsverwandten nicht viel nachstehen, und deren Verletzung sich nicht minder schwer rächt, als eine Mißachtung dieser. Jemanden kumovati, das ist zum kum, Gevatter, erwählen, ist die größte Ehre, das größte Vertrauen, das man ihm beweisen kann. Diese Ehre, dieses Vertrauen ablehnen, wird schon für Sünde angesehen. Sich des einen vollends unwürdig bezeigen und das andere mißbrauchen, gilt für Verrath der schändlichsten Art. Hören wir, wie eine montenegrinische Legende einen solchen Verrath sich durch sich selbst bestrafen läßt!

Manoilo, der seinen Täufling verkauft.

Machten einst sich auf zwei junge Mütter,
Eine ihrer eine schlanke Griechin
Und die andre eine braune Wlachin,
Beide auf den Weg zu Einem Kumen,
Auf den Weg zu Grtschitsch Manoilo.
Zarte Neugeborne trugen Beide,
Einen Knaben die gebräunte Wlachin,
Und ein Mägdlein die geschmückte Griechin.

Glücklich in den Höfen Manoilo's
Kamen an die beiden jungen Mütter,
Glücklich wurden auch getauft die Kindlein.

Morgens aber, früh des andern Tages,
Spricht die Griechin so zu Manoilo:
„Hör', o Kume, Grtschitsch Manoilo,
Und vertausch' dies Kind mir, dies unsel'ge!
Dies mein Mägdlein gib der braunen Wlachin,
Mir dafür der Wlachin zartes Knäblein.
Bei dem Glauben, den an Gott ich glaube,
Schwör' ich, Dir mit Gold es aufzuwiegen!"

Und bethören (daß ihn Gott verdamme!)
Läßt sich Grtschitsch von dem Griechenweibe,
Wechselt aus die beiden Neugebornen.

Bald darauf erheben sich die Mütter,
Ziehen heimwärts, jede ihres Weges.

Da, als sie den steilen Bergwald aufklimmt,
Hebt das Kind der Wlachin an zu wimmern.
Angstvoll hört den Schmerzenslaut die Mutter,
Sitzet nieder an des Waldwegs Saume,
Löst den Säugling aus den weißen Windeln, —
Sieh', da ist's ihr Kind nicht, ist das Mägdlein!

An den Wegstein schleudert sie den Säugling,
Weiß vom Mund schäumt's ihr wie einer Schlange,
Und des Weges eilt sie jammernd rückwärts.

Angelangt vor Manoilo's Höfen
Ruft sie, schmerzvoll händeringend, also:
„Weh' in Gott Dir, Grtschitsch Manoilo!
So verkaufst um Gold Du Deinen Täufling?
Weh, daß dies Dir Jowan zahl', der Heilge!" *)

*) Der heilige Johannes als Beschützer gleichsam der von ihm zuerst vollzogenen Taufe. Der Festtag dieses Heiligen wird von den Serben als ein so hoher angesehen, daß die Sonne, durchdrungen von dieser Heiligkeit und von Verehrung, an demselben dreimal am Himmel soll stillstehn bleiben; — eine Annahme, offenbar daraus hervorgegangen, daß der Johannistag gerade in die längsten Junitage fällt.

Manoilo aber drauf beschwört ihr:
„Niemals, theure Kumin, that ich solches,
— Auf dem Schooße sitzt ihm just sein Söhnlein —
Oder dieses sei mein eigen Fleisch nicht!“

Und von hinnen zieht die arme Wlachin,
Ziehet heimwärts mit der leeren Wiege.
Grtschitsch aber schwingt sich auf sein Braunroß,
Reitet fernhin zu der Griechin Höfen,
Läßt das Gold sich für das Knäblein wägen.
Auf dem Rückweg, da er mit der Goldlast
Langsam hinlenkt durch den Wald sein Braunroß,
Trifft am Weg er ein verirrtes Lämmlein.

„Abgekommen von der Mutterheerde,“
Also denkt er, „ist das schwarze Lämmlein.“
Spannt den flinken Pfeil an seinem Bogen
Und erlegt das junge schwarze Lämmlein.

Nieder dann vom müden Rosse steigt er,
Zündet dürres Reis an, brät das Lämmlein,
Richtet sich am Saum des Wegs sein Mal an.
Von der Lend' ein Stück auch, das ihm übrig,
Wirft er in den Hafersack; der Ehfrau,
Die daheim sein harret, will er's bringen,
Schwingt sich auf dann, reitet fürder heimwärts.

Fernher schon sieht seinen Hof er blinken,
Sieh, da stürzt entgegen ihm die Eh'frau,
Von der Wang' ihr rollen blut'ge Thränen!

Da er sie erschaut, ruft Manoilo:
„Was geschah? so sprich, geliebte Ehfrau!“

Drauf zurück die Frau'n ihm, bitter weinend:
„Von den Armen sprang Dein einzig Kind mir,
Ward ein Lämmlein, weh', vor meinen Augen,
Schwarzes Lämmlein, und verlor im Wald sich!“

„Weh' mir!“ ruft drauf Grtschitsch Manoilo,
„Im Gebüsche traf ein solches Lamm ich,
Das erlegt' ich mit geschnelltem Pfeile,
Briet es und bereitet' es zum Male!
Heim auch nahm ein Stück ich von der Lende . . .“

In den Hafersack mit ihrer Rechten
Fährt die Ehfrau, holt hervor das Lendstück, —
Weh', der Arm ist's ihres eig'nen Söhnleins!

Händeringend sinkt sie hin zur Erde:
„Sieh' den Lohn, der Du verkauft den Täufling,
Eignen Täufling, und verriethst die Kumin!
Spurlos schwindet hin Dein eig'ner Stamm nun!“

So geschah's. Lobpreist den Herrn im Himmel,
War es auch, daß nie es wieder werde!

Ein eigenes, die gesellschaftlichen Zustände der südslavischen Stämme festigendes Element, wie es unserer modernen Weltanschauung längst abhanden gekommen, bildet die Freundschaft, die, aus freier Wahl hervorgegangen und gesteigert bis zum unzertrennlichen Bunde für's ganze Leben, den beiden „Bundesbrüdern“ wechselseitige Pflichten auferlegt und Rechte einräumt, die wo möglich noch über jenen der Familiengenossen stehen. Der Serbe kennt nichts Schändlicheres, nichts Entehrenderes als Freundschaftsbruch und Verrath am Freunde. Als Schutzpatron des Freundschaftsbundes gilt ihm das edelste Vorbild der Freundschaft, der Kindheitsgenosse des Heilands, Sanct Johannes. In ihm, das ist in seinem Geiste und unter seinem Schutze, wird das Bündniß geschlossen. Die Anrufung seines Namens zugleich mit dem Anerbieten der Verbrüderung in seinem Namen genügt, um den erbittersten Feind sofort sich zum Freunde zu verpflichten, und es gilt für eine schmachvolle Unthat, dem nicht zu willfahren. Wie schwer sich Verrath am Freunde straft, haben wir bereits aus einer vorangehenden Legende erfahren; welch' hohen Begriff der dichtende Volksgeist von der Freundschaft hegt, mag uns die folgende, gleichfalls montenegrinische, kennen lehren:

Die Freunde.

Liebvoll seltsam lebt' ein Paar von Freunden,
Mujo *) Einer, Alija der Andre;
Also liebvoll lebten sie zusammen,
Daß sie ihre Lieblingsrosse tauschten,
Aus den Gürteln selbst die blanken Waffen.

Da erhoben einsmals sich die Freunde,
Ritten an das dunkle Seegestade,
Eine Ente golden da zu jagen.

Losläßt seinen grauen Falken Mujo,
Alija den jagdgeübten Sperber.

Mujo ruft: „Des Falken ist die Beute!“
„Nein! des Sperbers ist sie!“ ruft Alija.

Mehr, als jemals etwas, schmerzt dies Mujo.
Doch die Freunde lassen drauf sich nieder,
Sitzen nieder unter grüner Tanne,
Trinken kühlen Wein im kühlen Schatten;
Ueber'm Weine schlummern ein sie beide.

Dies erschau'n am See drei weiße Wilen,
Und aus ihnen spricht die Aeltste also:
„Unzertrennlich wahrlich sind die Freunde,

*) Diminutiv von Mustafa.

Unzertrennlich und auch unverfeindlich!
Der's von Euch gelänge, sie zu scheiden,
Gern ihr gäb' ich hundert Goldcecchinen!"

Kaum daß dies vernimmt der Wilen Jüngste,
Breitet aus sie ihre weißen Flügel,
Läßt zu Häupten Mujo's gleich sich nieder,
Weint ihm heiße Zähren auf das Antlitz,
Zähren, die die Wang' ihm schier versengen.

Auffährt Mujo wie verwirrten Sinnes,
Blickt empor und schaut die seltne Schönheit,
Weckt zur Stell' den Freund und ruft voll Freude:
„Auf, Alija! auf nach meinen Höfen!
Sieh, welch' seltne Schönheit mir bescheert ward!"

Flink empor vom Boden ist Alija:
„Nicht so, Mujo, daß das Mark Dir roste!
Zwei dann hättest Du und ich nicht Eine?"

Nie that Mujo etwas weh, wie dieses.
Aus dem Gurte zückt er los den Handjar,
Stößt die Waffe durch das Herz Alija's.

Rückwärts sinkt Alija in den Rasen,
Mujo aber schwingt sich auf sein Weißroß,
Hebt empor zu sich die schöne Jungfrau,
Schwenkt das Roß und will nach seinen Höfen.

Schmerzvoll wiehert auf Alija's Rappe,
Wiehert klagvoll an des Herren Seite.
Nicht ein Bruder klagt so um den Bruder!

Flehend, da er solches Klagen höret,
Ruft Alija nach dem flieh'nden Freunde:
„Mujo, höre! Freund Du und Verräther!
Wende rückwärts einmal noch Dein Weißroß,
Nimm mit Dir den nun verwaisten Rappen,
Daß sein Wehruf nicht den Wald erfülle!
Bös genug wird durch das Land Dein Ruhm gehn,
Der Du so Dein eigen Aug' geblendet!"

Und sein Weißroß wendet Mujo rückwärts,
Faßt am Zaume seines Freundes Rappen,
Setzt darauf die seltsam schöne Jungfrau,
Fliegt von dannen durch den düstern Bergwald. —

Tief im Bergwald, an des Weges Saume,
Sieht im Busch er einen Raben sitzen,
Einen Raben, bar des rechten Flügels.

„Sieh doch!" ruft er an den lahmen Raben,
„Sprich, wie ist Dir's ohne rechten Flügel?"

„Schmerzlich ist mir's," gibt der Rab' ihm Antwort,
„Schmerzlich ohne meinen rechten Flügel,
Wie dem Freund mag ohne seinen Freund sein,
Und wie Dir, o Mujo, ohn' Alija!"

Zu sich selber spricht drauf Mujo leise:
„Schlecht, o Mujo, schlecht, fürwahr, befürcht' ich,
Wird die heut'ge Heldenthat gedeih'n dir!
Da im Wald die Vögel schon dich schelten,
Weh dir, wie erst werden's die Genossen?"

Und es flüstert leis ihm zu die Schöne:
„Höre, Mujo, laß zurück uns kehren!
Manche Wunde wußt' ich einst zu heilen;
Komm', vielleicht errett' ich noch den Freund Dir!"

Flug des Winds braust nicht so über's Flachfeld,
Wie nun Mujo rückwärts eilt zum Freunde.
Nah schon ist dem Baum er, da sie tranken,
Blickt um sich, wie fern ihm folgt die Jungfrau;
Herrnlos aber fliegt ihm nach der Rappe,
Fruchtlos sucht sein Auge die Entschwundne.

Nieder sinkt nun selbst er bei dem Freunde,
Hälfe gern, doch frommt hier Hilfe nimmer,
Aushaucht seine Seele just Alija.

Da nun Mujo todt den lieben Freund sieht,
Zückt er aus dem Gurte los den Handjar,
Stößt die Waffe durch das eig'ne Herz sich.

Für durchaus unzertrennlich wird also die Freundschaft angesehen. Zerwürfnisse wenigstens, wie sie im alltäglichen Leben vorkommen, werden für nicht stark genug gehalten, um sie zu lösen. Es mag wohl manches den Freund kränken, was ihm vom Freunde widerfährt, allein er vergißt und vergibt leicht wieder. Uebernatürlicher Mächte, wie z. B. die Wila eine ist, bedarf es erst, um das schöne Bündniß ernstlich zu stören. Allein selbst die vermögen wohl das Glück der Freunde zu vernichten, sie dem Tode zu überliefern; zuletzt aber trägt die Freundschaft dennoch die Palme des Sieges davon und triumphirt über alle Widerwärtigkeit. Sie vergißt was geschehen, sie verzeiht, und im Angesichte der Ewigkeit umschlingen sich die beiden Freundesseelen zur Fortdauer ihres ewigen unlöslichen Bündnisses. —

Ueberblicken wir nun noch einmal die mitgetheilten Legenden, so läßt sich ihr innerster Zusammenhang mit dem Leben und der Weltanschauung des Volkes, dem sie angehören, nicht verkennen. In seiner Erinnerung den altslavischen Patriarchalismus und die Berührung mit dem Griechenthume bergend, seit Jahrhunderten der Anarchie des zügellosesten Despotismus preisgegeben, konnte es nur in der

Familie und deren erweitertem Kreise, der Gemeinde, die einzigen Grundvesten seines gesellschaftlichen Bestandes erkennen, und diese vor Allem mußten ihm heilig, diese verletzen, das sträflichste Attentat auf das Wohl der Gesammtheit sein. Daher der gewichtige Nachdruck, den es fast ausschließlich in allen seinen Richtungen und vorzüglich den Legenden auf sie legt; daher die Verherrlichung der Tugenden des Hauses, der Mutterliebe, der Kindesliebe, der Geschwister- und Gattenliebe, des getreuen Pathenthums, der Freundschaft, der Ehrenhaftigkeit und schließlich der Liebe zum Stamme, der Tapferkeit und Selbstaufopferung für Volk und Glauben; daher aber auch die unversöhnliche Verdammniß des Gegentheiles von alledem. Ob noch nach zwei Jahrhunderten serbische Volkssänger solche Legenden erfinnen werden, müssen wir freilich bei dem gewaltigen Umschwunge, dem der Südosten Europas entgegengeht, dahingestellt sein lassen. Daß aber dem geistig wie körperlich ungeschwächten Stamme seine schöne Auffassung des einfachen rein Menschlichen bewahrt bleibe, wollen wir ihm von ganzem Herzen wünschen!

Theater und Musik.

Eine wichtige Neuigkeit, die sich vor der Hand nur als Gerücht mittheilen läßt, betrifft eine Veränderung der königl. Theaterverwaltung zu Berlin. Graf von Redern soll an die Spitze derselben treten, während die eigentliche Verwaltung der Oper und der Schauspiele dem Vorleser des Königs, Hofrath Louis Schneider, anvertraut werden soll. Der bisherige Generalintendant von Hülsen erhält alsdann die Stellung als Hofmarschall. Letzterer hat vor Kurzem durch das Engagement des Tenoristen Wolff aus Wien der Berliner Oper einen neuen bedeutenden Gewinn zugeführt. Die Darstellung des ländlichen Charakterbildes „Die Grille" von Frau Birch-Pfeiffer scheint nicht mit demselben glücklichen Erfolge gekrönt zu sein, wie es bei dieser fruchtbaren Bühnenschriftstellerin sonst wohl der Fall zu sein pflegt. Ebenso hat das Brachvogel'sche Trauerspiel „Adalbert von Babanberge" mit Hendrichs in der Titelrolle, Frau Crelinger, Frl. Heusser und Herrn Dessoir, nicht ganz den glänzenden Erfolg gehabt wie dessen Narciß; dennoch rühmt man dem Stücke große Kraft und effectvolle Zeichnung der Charaktere nach. Von weiteren Novitäten sind in Frankfurt ein Trauerspiel „Sophonisbe" und in Münster ein Lustspiel von G. Freiherrn von Vincke „Die Feuerprobe" zur Darstellung gekommen. — Für die Königliche Oper in Berlin ist die Erneuerung des Contracts der Frau Köster ein erfreuliches Ereigniß. Am Burgtheater in Wien sucht der Director Laube durch weitere Engagements die Lücke, welche durch den Austritt der Frl. Neumann entstand, auszufüllen. Neuerdings hat er Frl. Scholz vom Hoftheater in Hannover gewonnen. Von Neuigkeiten brachte das Burgtheater mehrere kleine Lustspiele und außerdem die Wiederaufnahme einiger Stücke von Kotzebue und Iffland. Unter den Mitgliedern der Wiener Oper zeichnet sich ganz besonders der Bassist Schmidt durch den wahrhaft künstlerischen Gebrauch, den er von seinen enormen Mitteln macht, vortheilhaft aus. Frl. Louise Meyer ist nun als Mitglied des Wiener Hofoperntheaters eingetreten. Zu ihrem Debut sang sie die Valentine in den „Hugenotten." Die Aufführung von Dorns „Nibelungenhort" mußte durch Beck's Unpäßlichkeit dort einstweilen verschoben werden. Eine der größten Zierden des Wiener Ballets, die jugendliche Tänzerin Fräulein Vella ist leider am 11. Januar gestorben. Fräulein Seebach wird nun mit Sicherheit zum Frühjahr im Königlichen Schauspielhause in Berlin als Gast erwartet. — Das Wiesbadner Theater ist vom 1. Januar wieder zum Hoftheater erhoben worden und diese Veränderung läßt eine bedeutende Verbesserung der dortigen Verhältnisse erwarten. — In Braunschweig hat Grillparzer's „Ein treuer Diener seines Herrn" unter dem Publicum einen fast befremdenden Eindruck gemacht. Die Hauptrollen, welche in den Händen der Herren Jaffé und Schwerin und der Frl. Thate waren, wurden meisterhaft von denselben dargestellt. — Die Direction des Hoftheaters in Dresden fährt mit der Vorführung bedeutender Novitäten eifrig fort. Tempeltey's „Klytämnestra" fand auch dort trotz der vortrefflichen Darstellung der Frau Bayer-Bürk in der Titelrolle nur getheilten Beifall. In Stuttgart wurde zur Gedächtnißfeier des verstorbenen Kapellmeisters Lindpaintner dessen Oper „Der Vampyr" neu einstudirt zur Aufführung gebracht. — Frau Clara Schumann hält sich gegenwärtig in Leipzig auf und wirkt in den dortigen Gewandhausconcerten mit. — Das von Marx und Stern geleitete Conservatorium der Musik in Berlin wird mit dem 1. April aufgelöst, und dafür eine neue musikalische Lehranstalt unter der Leitung des Musik-Directors Stern eröffnet werden.

Vierte Abtheilung.

Literariſche Beſprechungen.

Sir Robert Peel. Eine politiſche Skizze von Guizot. Aus dem Franzöſiſchen der Revue des deux mondes. Berlin 1856. Verlag von Julius Springer.

Die Art, wie Guizot ſich an die Löſung ſeiner Aufgabe herangemacht, möchten wir als antik bezeichnen. Es iſt nämlich eine charakteriſtiſche Erſcheinung, daß die antike Geſchichtſchreibung ſelten oder nie bei der erſten Jugendgeſchichte eines Helden ausführlich verweilt. Während die Neueren häufig bändereiche Unterſuchungen über jene früheſte Periode anſtellen, und wo die Thatſachen dunkel ſind oder die Nachrichten ganz fehlen, das wirklich hiſtoriſche durch mehr oder minder gekünſtelte Combinationen und Hypotheſen zu erſetzen bemüht ſind, begnügen ſich die Alten meiſtens mit einer kurzen Angabe des Geſchlechts und des Vaterlandes, in dem der Mann geboren iſt, mit dem ſie ſich augenblicklich beſchäftigen, und was faſt allen gemein iſt, ſie nennen außerdem noch ſeine Lehrer. Die Erklärung dieſes Unterſchiedes zwiſchen der antiken und modernen biographiſchen Geſchichtſchreibung ergibt ſich aus der gänzlich verſchiedenen Auffaſſungsweiſe, mit der die Alten und mit der die Neueren Verhältniſſe und Zuſtände beurtheilen. Wir Modernen ſind gewohnt auf das innere Gemüthsleben, auf Neigungen, Empfindungen und Anſchauungen ein großes Gewicht zu legen, und deshalb hat die Knabenzeit ſo vielen Werth für uns, weil in ihr jene Vermögen ſich vorzugsweiſe entwickeln, und wir in dem Verhalten während dieſer Epoche den Schlüſſel nicht nur für die Anlagen und Talente, ſondern auch für die ſpätern Handlungen eines Mannes zu finden glauben. Dagegen fand eine ſolche Berückſichtigung der innern Seelenzuſtände im claſſiſchen Alterthum wenig oder gar nicht ſtatt, und der antike Biograph legte demgemäß den Schwerpunkt der Darſtellung in das gereifte Mannesalter, das Thaten zeugte und Handlungen. Guizot hat das letztere Princip als das ſeinige adoptirt. Ihn intereſſirt der Staatsmann und Miniſter Peel; die Mittheilungen aus dem früheren Leben ſeines Helden ſind kahl und karg gemeſſen. Robert Peel entſproß einer alten bürgerlichen Familie angelſächſiſchen Urſprungs, welche ſich anfänglich in der Grafſchaft York, dann in Lancaſter niedergelaſſen und ſich nach einander dem Ackerbau und der Gewerbsthätigkeit gewidmet hatte. Sein Vater war durch die Fabrication von Baumwollenzeugen zu anſehnlichem Vermögen gelangt; ſeinen Stolz und ſeine Hoffnungen ſetzte er auf ſeinen Sohn, von dem er mit Zuverſicht das Vorgefühl hatte, daß er „eine Familie begründen werde“. Daß der Ehrgeiz ſeines Vaters ſich nicht verrechnet, gab der junge Peel ſchon früh zu erkennen. Während der ganzen Dauer ſeiner Schul- und Studienperiode im Penſionat zu Harrow und auf der Univerſität zu Orford verkündeten die Erfolge, welche er errang, ſeine glänzende Zukunft. Lord Byron, ſein Claſſengefährte, ſtellt ihm in ſeinen Memoiren das günſtigſte Zeugniß aus. Als er zu Orford ſein Rigoroſum beſtand, ward ihm die ſeltene Ehre zu Theil, den erſten Rang zu gleicher Zeit in den mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften und in den Claſſikern zu erlangen. Kaum hatte er die Univerſität abſolvirt, als auch ſchon ſein Vater, der von der erſtrebten Zukunft ſeines Sohnes keinen Tag verloren geben wollte, ſich des erledigten Parlamentsſitzes für den Burgflecken Caſhel, in der Grafſchaft Tiperary in Irland, für ihn verſicherte, ſo daß der junge Robert Peel, in das Haus der Gemeinen im Jahre 1809 eintretend, noch nicht volle einundzwanzig Jahre zählte.

Die Ueberſicht der allgemeinen politiſchen Situation in dem Momente, als Peel ſeine politiſche Carrière begann, iſt Guizot wenig gelungen. Allerdings wollte er bloß Skizzen geben; ſeine lückenhafte, fragmentariſche Darſtellung bleibt jedoch hinter den beſcheidenſten Anforderungen zurück. Aus dieſen Sätzen gewinnen wir kein Bild und keine Anſchauung von dem Zeitalter, kein Verſtändniß für die Fragen, welche jenes bewegten. Schwerverdauliche Doctrinen über Urſachen und Wirkungen der erſten franzöſiſchen Revolution werden aufgetiſcht, wir erfahren ſehr bekannte Trivialitäten als

inhaltreiche Weisheit, daß z. B. „die Handhabung der Gewalt, wo sie controlirt und angefochten wird, Weisheit einprägt, wie man denn auch sich selber am Besten beherrschen lernen könnte, sobald man Andere zu beherrschen berufen ist“, schließlich wird Englands Schicksal gepriesen, daß es Whigs und Tories besitzt, die „untereinander sich zu ordnen gelernt haben, obschon sie sich gegenseitig bekämpfen“. Einzelne Bemerkungen lesen sich völlig so, als wären sie absichtlich an das gegenwärtige imperialistische Gouvernement in Frankreich in directer Adresse gerichtet. Auch die nächsten Partien des Buches können kein volles Genüge erwecken. Neues Material ist nicht beigebracht und die Form, welche für die Mittheilungen gewählt, feuilletonistisch. Die Phrase, rhetorisch gefärbt, dominirt. Peels Auftreten im Unterhause ließ kalt und der Erfolg war von keiner Bedeutung. Die Grattan, Sheridan, Tierney, Romilly, Windham, Canning, Brougham überglänzten seinen mehr langsam prüfenden, als erwärmenden Vortrag. Dennoch zeichneten ihn die Machthaber an der Spitze der Verwaltung aus. Perceval ließ es sich angelegen sein, ihn als Unterstaatssecretair im Colonialdepartement zu gewinnen, und als im Jahre 1812 Lord Liverpool Chef des Cabinets wurde, setzte er Peel als ersten Secretair für die irländischen Angelegenheiten ein und berief ihn im Jahre 1821 zum Posten eines Ministers des Innern. Dieses Portefeuille behielt Peel bis zum Sturze des Liverpool'schen Cabinets im Jahre 1827. Als die Katastrophe eintrat, rivalisirte er mit Canning um die Stelle des Premiers; er wurde von dem letzteren aus dem Felde geschlagen, weil er als Redner weder die Fülle und das Hinreißende besaß, noch als Mann jenes Verführerische im Charakter und Betragen, Gaben, die seinem Nebenbuhler die öffentliche Bewunderung und leidenschaftlich ergebene Freunde verschafften. Nach dem Tode Canning's und dem kurzen Interimisticum Lord Goderich's trat Peel am 8. Januar 1828 wieder als Minister des Innern in die Geschäfte ein. Wer mit der Geschichte Englands nur einigermaßen vertraut, weiß, daß gerade das nächste Jahrzehnt das wichtigste in Peel's Leben ist; hier war für den Biographen aus vollem Holze zu schneiden. Guizot hat es verschmäht. Seine Auslassungen über Peel's Stellung in der Frage der Katholikenemancipation sind unzureichend und ungenügend, und das gleiche Urtheil muß über die ganze Darstellung bis zum Jahre 1841 gefällt werden, wo Peel in der berühmten Sitzung vom 30. August, 32 Jahre nachdem er in das Unterhaus getreten war, die Erwartungen seines Vaters und seiner Jugendgenossen erfüllte, indem er die Zügel der Regierung seines Landes in die Hände nahm. Von diesem Ereignisse ab aber gewinnt die Erzählung an Breite wie an Tiefe; so obenhin und cavalierement die früheren Epochen abgefertigt waren, so gründlich und gediegen ist die Untersuchung über die folgenden Jahre. Die Gruppirung und Anordnung des Stoffs fesselt durch die angewandte Kunst, durch plastische Anschaulichkeit, politische Contemplationen von Werth verdrängen die wohlfeile Declamation, die äußeren Thatsachen in ihrer integren Vollständigkeit und bis herab auf die minutiösesten Details sind dem Verf. wohl bekannt, desgleichen ihr Causalnexus und pragmatischer Zusammenhang, er hat es nicht nöthig, Motive zu errathen. Der qualitative Unterschied dieser und der vorausgegangenen Abschnitte begreift sich leicht, sobald man sich erinnert, daß Guizot als Gesandter in London und dann als Minister mitten in den späteren Ereignissen als selbstbetheiligter Acteur und zwar im lebhaftesten Verkehr mit dem englischen Staatsmanne stand. Vortheilhafter für das Buch wäre es vielleicht gewesen, wenn der Verf. hier die eigene Persönlichkeit mehr im Hintergrunde gehalten hätte, auch trotz dieses verzeihlichen Fehlers, in den zu verfallen nahe lag, läßt sich der zweiten größeren Hälfte von Guizot's Arbeit die Anerkennung nicht vorenthalten, daß sie eine wesentliche Bereicherung der historischen Literatur ist. Zumal der Abschnitt, der bis zum Jahre 1844 reicht, verdient als ein Muster geschichtlicher Darstellung gerühmt zu werden. Die ausgezeichneten Kräfte, welche in dem Cabinet Peels vereinigt waren, werden gewürdigt, im Oberhause die Lords Lyndhurst, Aberdeen, Ellenborough und der Herzog von Wellington, im Unterhause Lord Stanley, Sir James Graham, Gladstone, Lord Lincoln, Sidney Herbert, Sir William Follet, dann wird auf die eigenthümliche Schwierigkeit der Situation des Ministers hingewiesen, die ihn nöthigte, zu gleicher Zeit Conservativer und Reformer zu sein und eine in sich selbst nicht überall zusammenpassende Majorität in seine Bahnen zu leiten. Hier wie bei dem Bericht über die ersten parlamentarischen Kämpfe um Herabsetzung der Kornzölle, über die weisen und großen Maßregeln hinsichtlich Irlands treten die Verdienste Peel's, tritt seine staatskluge Politik in das volle Licht. Mit derselben unparteiischen Gerechtigkeit, mit derselben vollendeten Kunst der Darstellung verfolgt Guizot die auswärtige Politik Peel's und seines Collegen, des Lord Aberdeen, der diesem Departement vorstand. Im September 1844, drei Jahre nachdem Sir Robert seine hohe Stellung angetreten hatte, waren zwei der Gegenstände, welche beinahe die Unterbrechung der freundlichen Verhältnisse zwischen England und Frankreich herbeigeführt hätten, die Angelegenheiten von Tahiti und Marocco, vollständig geordnet; die dritte, das Durchsuchungsrecht betreffend, befand sich auf dem Wege der freundschaftlichsten Lösung. In derselben Zeit hat das großbritannische Cabinet den Krieg mit China siegreich zu Ende geführt und den Frieden abgeschlossen. Mit freimüthiger und weiser Entschlossenheit hatte es, nachdem durch einen siegreichen Feldzug die Unfälle der englischen Armee in Afghanistan wieder ausgeglichen waren, auf eine Eroberung verzichtet, die nur schwer zu erlangen, schwer und gefahrvoll zu bewahren war, wenn sie gemacht worden wäre. Endlich hatte England durch einen am 9. August 1842 zu Washington abgeschlossenen Vertrag die Grenzbezeichnungen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika an dessen nördlichem Theile festgestellt und die Art und Weise der Mitwirkung zur Unterdrückung des Sclavenhandels geregelt. Es blieb nur noch die Frage über den Besitz des Oregon in der Schwebe.

Die Geschichte der Sessionen von 1845 und 1846, die schließlich mit dem Sturze endeten, hat bereits so zahlreiche und gute Bearbeitungen erfahren, daß es nicht nöthig sein dürfte, auf diese Verhältnisse nach Guizot's Darstellung einzugehen, um so weniger, als von dem Letztern Neues und Ungekanntes kaum geboten wird. Der Vorzug des Autors besteht eben bloß in der Eleganz der Er-

zählung. Oefters thut aber auch hier abundante Ueberfülle Eintrag und Abbruch. Effectreich, weil gedrängt und maßvoll gehalten, ist die Schilderung der Sitzung vom 29. Juni 1846, in welcher Peel mit der Ankündigung vor die Commoners trat, daß die Königin seine Entlassung angenommen. Der Minister warf einen Rückblick auf die großen Fragen, zu deren Behandlung er berufen gewesen war. Er führte die wichtigen Gründe nochmals aus, die sein ganzes Benehmen, speciell seine handelspolitischen Maßregeln bestimmt hatten; er beglückwünschte sich zu allem Dem, was zu erreichen ihm gelungen war; er dankte seinen Widersachern dafür, daß sie bei Maßregeln, welche zu tadeln und zu bekämpfen sie ein unbestreitbares Recht besaßen, sich in redlicher Weise den Entscheidungen des Parlaments unterworfen hätten; er setzte auseinander, warum er sich nicht erlaubt habe, in der Absicht sich in der Macht zu erhalten, zu der Auflösung des Parlaments zu schreiten. Nach einer warmen Anerkennung seines Gegners Richard Cobden erwähnte er mit einer Stimme, der man die innere Bewegung anhörte, wie er wisse, daß er Vielen, den Monopolisten zumal, einen tief verabscheuten Namen hinterlasse. Dagegen, fährt er fort, werde ich vielleicht meinen Namen auch hinterlassen, auf daß er zuweilen unter Ausdrücken des Wohlwollens in den Hütten Derer genannt werde, deren Loos in dieser Welt die Arbeit ist, die ihr Brot in dem Schweiße ihres Angesichts verdienen, und die sich meiner liebevoll erinnern werden, wenn sie ihre Kräfte durch eine reichliche und von Steuern befreite Nahrung werden stärken können. Diese Nahrung wird um so wohlthuender auf sie wirken, wenn der bittere Beigeschmack der Ungerechtigkeit aufgehört haben wird, in ihr verknetet zu sein.

„Von allen Seiten erscholl der Beifall. Nach einer langen, aus der tiefen Bewegung des Hauses hervorgegangenen Verwirrung, traten Lord Palmerston und Hume, der eine mit geschicktem Anstande, der andere mit der aufrichtigsten Hingebung auf, um die Bezeugung ihrer achtungsvollsten Bewunderung an Sir Robert Peel zu richten. Das Haus vertagte sich hierauf bis zum 8. Juli; Peel verließ es, gestützt auf den Arm seines Freundes Sir George Clerk, Vertreter von Stamford. Eine große Menschenmenge bedeckte den Vorplatz. Wie er unter sie hinaustrat, entblößte Jedermann sein Haupt vor dem gefallenen Minister. Es bildete sich eine Gasse, durch welche er zog, und in stiller Theilnahme begleitete ihn die ganze Menschenmasse bis zur Pforte seines Hauses. Als am 8. Juli das Unterhaus seine Sitzungen wieder aufnahm, befand sich das Whig-Cabinet, Lord John Russell an der Spitze, im Besitze der Gewalt."

Vier Jahre lang, von 1846 bis 1850, von seinem Austritte aus dem Amte bis zu seinem Tode, behauptete Peel die ebenso zarte als seltene Stellung, daß er die Macht und das Ansehen, welche er besaß, in keiner Weise dazu verwandte, sich wieder in die Herrschaft einzusetzen oder sich an Denen, die ihn aus jener verdrängt hatten, durch eine systematische Opposition zu rächen. Seinen früheren Widersachern war er ein gefürchteter Gönner; wenn es erforderlich war, tadelte er sie ohne Bitterkeit, oder er verlieh ihnen seine Unterstützung ohne alle Anmaßung. Das Whig-Cabinet erfreute sich seines Beistandes sowohl in der innern Verwaltung als in auswärtigen Verlegenheiten. Nur das letzte Mal, als er öffentlich das Wort ergriff, erklärte er sich gegen das Ministerium. Es handelte sich um den Antrag Roebuck's, der auf Anlaß der Pacificoangelegenheit für die auswärtige Politik Lord Palmerston's ein Vertrauungsvotum forderte. Peel widersetzte sich der Motion unter großem Aufsehen gegen Ende der Debatte. Tags darauf am 29. Juni 1850 stürzte er auf einem Spazierritte vom Pferde. Auf die Nachricht von dem Unfalle drängte ganz England, Hof, Adel und Volk nach Whitehall-Gardens, sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Am 2. Juli eilf Uhr Morgens war Peel eine Leiche. In seinem Testamente fand sich ein Codicill, welches vom 4. Mai 1844 datirte: ich hoffe und wünsche ernstlich, daß kein Mitglied meiner Familie irgend einen Titel, Auszeichnung oder Belohnung für Dienste, die ich im Parlamente oder in der Regierung geleistet haben könnte, weder nachsuchen, noch wenn solche angeboten werden sollten, annehmen möge. Wenn meine Söhne durch ihre eigenen Anstrengungen Titel und ehrenvolle Auszeichnung erstreben sollten, werden sie wahrscheinlich, wenn sie es wünschen, die Belohnung erlangen, welche sie selbsteigen und persönlich sich erworben haben sollten, aber es ist mein ausdrücklicher Wille, daß weder ein Titel noch irgend eine Ehrenbezeugung von ihnen nachgesucht oder angenommen werde, wegen der hohen Aemter weder, die ich bekleidet, noch wegen der Thaten, die durch mich vollbracht sind. Es ist keine Affectation, welche aus den Worten spricht; eine strengere, vollständigere Uneigennützigkeit, als Peel, hat nicht leicht ein Staatsmann gezeigt. Er war ein großer, ehrenhafter Diener des Staats; seinem Vaterlande weihte er sich ohne den geringsten Anspruch auf Dank. Stets emsig im Ergründen Dessen, was das allgemeine Wohl erheischte, und bereit Solches auszuführen, unbekümmert weder um Parteien, noch um seine eigenen früheren Handlungen und Worte, suchte er allein seine Ehre darin, sein Vaterland aus Gefahren und Verwickelungen ziehen zu können. Was und wie viel England an ihm verloren: die Staatsmänner, die nach ihm am Ruder gesessen, meistens seine Gegner, Neider und Nebenbuhler, beweisen es.

Eine vollständige Würdigung Peels, ein klares und lichtvolles Totalbild von dem fruchtbaren Wirken und Schaffen, von dem an Thaten und Handlungen reichen Leben des großen Mannes wird aus Guizot nicht gewonnen. Denn einmal gibt der französische Schriftsteller an keiner Stelle eine ganze Charakteristik seines Helden, er verweilt bei einzelnen Daten, bald mehr bald minder eingehend und ausführlich, er bringt massige Auszüge und Excerpte aus Parlamentsreden bei, er beurtheilt einzelne Maßregeln und Anordnungen, er wirft Streiflichter und Reflexe auf gewisse Situationen, aber er unterläßt es, die Gesammtsumme zu addiren. Auch stellt der Verf. Voraussetzungen und Bedingungen an die Leser, denen die wenigsten genügen werden. Viele Partien sind so gehalten, daß sie nur für Denjenigen verständlich, der dem genetischen Entwickelungsproceß der allgemeinen Politik mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit gefolgt; auf einen Leserkreis, der diese Kenntnisse entbehrt, ist das Buch nicht berechnet. Dann aber macht sich die Unvollständigkeit nach einer zweiten Seite

noch fühlbarer: die Privatverhältnisse Peel's sind gänzlich ignorirt. Nie erscheint der Mensch und der Mann, immer nur der Politiker auf der Schaubühne. Ein weiterer Fundamentalfehler der Composition liegt in der häufigen Unterbrechung der thatsächlichen Darstellung durch entlegene und mühsam herbeigezogene Reflexionen über Principien und Doctrinen; die einheitliche Wirkung der Lectüre wird dadurch abgeschwächt und die Störung des Zusammenhanges um so empfindlicher, als Guizot nicht bloß in der Accentuirung der eigenen individuellen Anschauung über die Grenzen des Erlaubten hinausgeht, sondern sogar die eigene Persönlichkeit in ihrer Action, die eigenen Thaten und Leistungen in den Vordergrund drängt. Endlich kann die stilistische Ungleichheit, der Wechsel überladener Rhetorik mit nüchternster Prosa, als ein Vorzug eben nicht bezeichnet werden.

Georg Washington und Thomas Jefferson. Charakterisirt nach ihren Briefen und den vorhandenen Memoiren.

Tiefe Denker, beredte Schriftsteller und kundige Staatsmänner, diesseits und jenseits des atlantischen Oceans, Guizot, Irving, Everett und viele Andere haben während der letzten Jahre alle Kraft des Geistes, ihrer Rednergabe und Welterfahrung aufgeboten, um den Zeitgenossen das Leben und Wesen des Generals und Präsidenten Georg Washington darzustellen. Was solche Männer schrieben, kann weder durch Tadel herabgesetzt, noch durch Lob erhöhet werden. Niemand wird jedoch läugnen wollen, daß das einfache Bild eines bedeutenden Menschen, gezeichnet von einem seiner innigen, unparteiischen und ebenbürtigen Freunde, welcher ihn in den verschiedensten Lagen, im Kriege wie im Frieden, im Staats- und Familienleben genau beobachten konnte und beobachtet hat, dem Kundigen von größerem Werthe sein wird, als jene glänzenden, mit aller ersinnlichen Farbenpracht ausgeschmückten und dem feinsten künstlerischen Gefühle ausgeführten Schilderungen. Solch ein einfaches, schmuckloses Bild von Georg Washington findet man im Briefwechsel des Thomas Jefferson, herausgegeben von seinem Enkel Thomas Jefferson Randolph. Diese, in unserm Vaterlande wenig bekannte Sammlung *) von Denkwürdigkeiten und Briefen enthält einen großen Schatz von Staatsweisheit, ein reiches Material für die europäische wie für die amerikanische Geschichte und zwar nach den verschiedensten Richtungen.

Keiner unter allen seinen Zeitgenossen und Mitkämpfern für Recht und Freiheit ist aber mehr geeignet, Washington aufzufassen, zu begreifen und darzustellen, wie der unsterbliche Verfasser der Unabhängigkeitserklärung. An Thatkraft und Einsicht war Thomas Jefferson dem Vater der Republik ebenbürtig; in Betreff der Tiefe und Schärfe des Geistes, umfassender Kenntniß und genialen Blickes mochte er ihn überragen. Hiervon zeugt Jefferson's ganzes Leben, namentlich seine Regierung als Präsident während eines zwiefachen Zeitraumes; hiervon zeugt sein politisches Glaubensbekenntniß und die Darlegung seiner Ansichten in Betreff der künftigen Entwickelung der nordamerikanischen Institutionen, welche ganz in derselben Weise erfolgte, wie der tiefe Denker dies wünschte und ahnte vor mehr als funfzig Jahren.

Ich hänge, schreibt Jefferson von Philadelphia an Elbridge Gerry (26. Januar 1799), dem Gesandten der Union bei der französischen Republik, *) mit redlichem Eifer an unserer föderativen Verfassung, in dem Sinne, wie sie von den einzelnen Staaten angenommen wurde. Ich bin ihrer Monarchisirung in den Verwaltungsnormen entgegen, wovon ein lebenslänglicher Präsident und ein lebenslänglicher Senat der Anfang wären. Ich glaube, und von dieser Ueberzeugung werde ich niemals lassen, daß die Vorschriften der Moralität für die öffentlichen Gewalten im Staate in keiner Beziehung von den moralischen Vorschriften verschieden sind, welche für die Einzelnen im bürgerlichen Gemeinwesen gelten. Nicht bloß die Aenderung der Formen, sondern auch die Fälschung des Geistes der Institutionen ist ein Verbrechen. Es muß das immer und immer wiederkehrende Wahlprincip in allen Zweigen der Verwaltung aufrecht erhalten werden. Den einzelnen Staaten der Union müssen die Befugnisse verbleiben, welche sie nicht ausdrücklich der Centralregierung überlassen haben, sowie dem Congresse sein konstitutioneller Antheil in der festgesetzten Theilung der Gewalten. Ich bin für eine einfache und sparsame Regierung; die Beamten und Besoldungen dürfen nicht zu dem Zwecke vermehrt werden, damit man sich eine größere Anzahl von Parteigängern verschaffen könne. In Betreff der inneren Vertheidigung möge man sich so lange, bis ein Angriff von Außen geschieht, einzig und allein auf die Miliz verlassen; auch die Seemacht werde bloß in der Stärke erhalten, um unsere Küsten und Häfen zu beschützen. Eine Armee in Friedenszeiten könnte den öffentlichen Geist niederdrücken, eine Seemacht uns in auswärtige Kriege verwickeln und überdies mit einer Schuldenlast beschweren. Ich bin für freien Handelsverkehr mit allen Nationen; hingegen sollten wir uns mit keiner in politische Verbindungen einlassen; selbst diplomatische Posten sollten wir wenige, vielleicht gar keine haben. Wir müssen mit der größten Vorsicht darüber wachen, daß wir nicht mittelst neuer Verträge in die europäischen Händel gezogen werden. Sonst könnten auch wir in jenes Schlacht- und Mordgetümmel gerathen, welches sie jenseits des atlantischen Oceans zur Erhaltung eines eingebildeten Gleichgewichtes aufführen. Am Ende müßten wir sogar gegen die Prinzipien der Freiheit kämpfen, wahre Bildung, Selbstständigkeit und Menschlichkeit zu Boden treten. Ich bin für unbedingte religiöse Freiheit und gegen alle Maßnahmen, um dieser oder jener Secte eine gesetzliche Macht über die andere zu gewähren. Ich bin für Freiheit der Presse. Die Klagen und Nachtheile unserer Bürger über ihre Agenten, seien sie begründet oder unbegründet, sollen nicht mittels Gewaltstreiche, sondern durch Einsicht beseitigt werden. Ich bin für jede Aufmunterung zum wissenschaftlichen Fortschritt und daß niemals gegen den heiligen Namen der Philosophie ein Zetergeschrei erhoben werde. Der

*) Memoirs, Correspondence and private papers of Thomas Jefferson, late President of the United States. Edited by Thomas Jefferson Randolph. London 1829. IV Vols.

*) Memoirs, Corresp. etc. III, 415.

menschliche Geist darf nicht durch Gespenstergeschichten und anderen Unsinn derart eingeschüchtert werden, daß er das Zutrauen zu sich selbst verliere und sich den Meinungen Anderer füge. Niemals möge der Mensch in den verderblichen Wahn verfallen, man müsse rückwärts gehen, anstatt vorwärts zu schreiten auf dem Wege der Verbesserungen; niemals möge er glauben, Regierung, Religion, Moralität und Wissenschaft wären in den Jahrhunderten der tiefsten Unwissenheit am vollkommensten gewesen, daß es für alle Zeiten Nichts besseres gäbe, als die Einrichtungen, welche unsere Vorfahren getroffen haben. Auch möge man niemals vergessen, daß die Wissenschaft untrennbar ist von Wahrheit und Tugend, daß sie nur durch ihre praktische Anwendung der Menschheit zum Nutzen gereicht. Die wahre Wissenschaft muß den Menschen für den Fortschritt, für Tugend und Recht begeistern, sie muß ihn charakterfest und tüchtig zum Handeln im Leben machen. Wenn die Wissenschaft, was wir so häufig in Europa sehen, ihre Träger bloß zu feigen Söldlingen jeglicher Gewalt, zu Werkzeugen jeder Willkür und Verfinsterung umstempelt, — besser wäre es für uns in Amerika, wir blieben fern von aller geistigen Bildung und zögen uns in die Urwälder zurück, um, ferne von jenen bösen Einflüssen der Civilisation, der edlen Freiheit, der ungebrochenen menschlichen Selbstständigkeit zu leben.

Die Charakterzeichnung des Georg Washington ist in einem Briefe an Doctor Walter Jones enthalten (geschrieben zu Monticello, 2. Januar 1814), worin eine Schrift des Doctors über die damaligen Zustände der Union in freundlicher, anerkennender Weise beurtheilt wird*). Nur einen Satz, sagt Jefferson, gleich am Eingange Ihres Buches, da, wo Sie über die wahren republikanischen Grundsätze sprechen, möchte ich etwas anders fassen. Sie sagen: „das Volk sollte so viel politische Macht besitzen, als verträglich mit der Ordnung und Sicherheit der Gesellschaft.“ Dafür würde ich setzen: das Volk, welches allein der sichere und rechtmäßige Träger aller Macht ist, sollte jedes Amt in eigener Person verwalten, wozu es immer die Fähigkeiten besitzt und wodurch der Ordnung und Sicherheit der Gesellschaft kein Nachtheil erwächst. Jetzt besitzen unsere Landsleute Einsicht genug, um diejenigen zu wählen, welche mit der Handhabung der ausübenden und gesetzgebenden Gewalt betraut werden, dann, in Betreff des Gerichtswesens, als Richter über thatsächliche Fragen auftreten. Unsere Pflicht ist es, durch Erziehung und Bildung der Massen darauf hinzuwirken, daß ihre unmittelbaren Gewalten immerdar erweitert werden können. Im Verlaufe Ihrer geschichtlichen Darstellung, fährt dann Jefferson fort, haben Sie eine vollkommen richtige Entwickelung des Geistes vom General Washington gegeben und zwar mitten durch die gewaltigen Ereignisse und Verführungen, wodurch er betrogen aber nicht herabgewürdigt wurde. Ich glaube, ich habe General Washington innig, ich möchte sagen durch und durch gekannt; sollte ich aufgefordert werden, seinen Charakter zu zeichnen, so würde es ungefähr in folgenden Worten geschehen:

Georg Washington hatte einen umfassenden Verstand, obgleich nicht ersten Ranges; seine Einsicht war groß, ohne durchdringend zu sein, wie die eines Newton, Bacon oder Locke. Im Betreff des gesunden Urtheils suchte er Seinesgleichen. Dieses Urtheil brauchte Zeit, indem ihm Erfindungs- und Einbildungskraft wenig zu Hülfe kamen. In der Schlußfolgerung war er unfehlbar. Hieraus erklärt sich die allgemeine Bemerkung seiner Officiere über die großen Vortheile, welche er aus einem Kriegsrathe gezogen, denn er war ganz der Mann, um von den vorgebrachten Meinungen der Einzelnen das Beste auszuwählen. Nie wohl hat jemals ein General bessere Schlachtpläne entworfen. Ward jedoch im Verlaufe der Begebenheiten ein Theil unbrauchbar gefunden, so erheischte es Zeit zur Berichtigung. Eine Folge hiervon war, daß er einem Feinde gegenüber im offenen Felde manchmal fehlte, in festen Stellungen dagegen, wie bei den Belagerungen zu Boston und York, äußerst selten. Furcht blieb ihm gänzlich fern; allen persönlichen Gefahren begegnete er mit der größten Gleichgültigkeit. Ich möchte sagen, daß Klugheit der hervorragendste Zug war in seinem Charakter; niemals ging er an die Ausführung, ohne vorher jeden Umstand, jede Rücksicht genau erwogen zu haben. So lange nur noch irgend ein Zweifel vorhanden, enthielt er sich des Handelns. War einmal der Entschluß gefaßt, so setzte er sein Vorhaben durch trotz allem Widerstande. Seine Tugend war rein und fleckenlos, — eine der seltensten Erscheinungen in der Weltgeschichte; niemand unter Allen, welche ich jemals kannte, besaß unbeugsamere Gerechtigkeitsliebe. Keinerlei äußerliche Beweggründe, persönliches Interesse, Verwandte und Freunde, Liebe oder Haß vermochten auf seine Entscheidung Einfluß zu äußern. In der That, Washington war im umfassendsten Sinne des Wortes ein weiser, ein guter und großer Mann.

Von Natur aus reizbar und aufbrausend, hatte dieser edle, tüchtige Mensch durch Ueberlegung und Vorsatz eine feste und nie weichende Herrschaft über sein Temperament errungen. Ließ er aber einmal die Zügel schießen, so war der Zorn fürchterlich. In seinen täglichen Ausgaben fand man ihn immer anständig, aber genau, in Beiträgen zu allem Nützlichen sogar freigebig. Bei phantastischen Unternehmungen und wenn sich Jemand, ohne es zu verdienen, an seine Großmuth wandte, wurde er verstimmt, nicht selten sogar erzürnt und unwillig. Sein Herz kannte keine warmen Neigungen; der Werth eines jeden Menschen wurde genau erwogen und darnach gehandelt.

Washington war, wie Sie wissen, ein schöner Mann; seine Gestalt ließ Nichts zu wünschen übrig. Das Benehmen war leicht, offen und edel. Unter seinen Zeitgenossen der beste Reiter, war Niemand angenehmer zu Pferde zu sehen. Pflegte er auch im Kreise der Freunde, wo dies unbeschadet der bürgerlichen Stellung geschehen kann, an der Unterhaltung lebhaften Antheil zu nehmen, so ging doch seine Gabe, ein Gespräch fortzuführen, über das Mittelmäßige nicht hinaus; er besaß weder Fülle von Ideen noch einen besonderen Redefluß. Traf es sich, daß er in einer Versammlung aufgefordert wurde, alsbald seine Meinung zu äußern, so war er unschlüssig, verlegen und pflegte sich durchgängig sehr kurz zu fassen. Schriftliche Darstellungen gingen ihm schnell von der Hand und wenn auch etwas weitschweifig, so waren sie doch in einem leichten, richtigen Style abgefaßt

*) Memoirs, Corresp. etc. IV. 241.

was er durch seinen Verkehr mit der Welt, nicht in der Schule erworben hat. Hier hatte er bloß Lesen und Schreiben und die Anfangsgründe der Arithmetik gelernt, wozu später die Feldmeßkunst gekommen ist. Sein Leben war der Thatkraft gewidmet; er hat wenig gelesen und nur die Bücher, welche sich auf Landbau und englische Geschichte bezogen. Sein Briefwechsel hat natürlich im Laufe der Zeit eine große Ausdehnung erlangt *), hiemit, sowie mit der Verzeichnung seiner Maßnahmen im Betreff des Landbaues hat er die meisten seiner Mußestunden zu Hause ausgefüllt. Um dies Alles in wenigen Worten zusammenzufassen, so kann ich in voller Wahrheit sagen, daß Washington's Charakter, im Großen und Ganzen genommen, vollkommen war in jeder Beziehung, nur in einigen wenigen Punkten mangelte ihm ein bestimmtes Gepräge. Natürliche Anlagen und äußerliche Verhältnisse haben hier zusammengewirkt, wie niemals zuvor, um einen großen Mann hervorzubringen und ihm eine Stellung anzuweisen, wo sich Helden einen unsterblichen Namen erworben haben. Sein war das seltene Schicksal und Verdienst, die Heere des Vaterlandes glücklich durch einen schweren Krieg zum Besitze der Freiheit zu führen, dann als Leiter dazustehen im Rathe bis zur Einrichtung einer regelmäßigen Regierung, neu nach ihren Formen und Grundsätzen, bis alle Angelegenheiten in einen ruhigen und ordentlichen Zug gekommen waren; endlich des noch größeren Glückes zu genießen, den Gesetzen genau zu gehorchen und gehorchen zu können, während einer so langen und schwierigen Laufbahn im Frieden wie im Kriege, — eine Laufbahn, wovon, nach jeder Richtung, namentlich aber in Betreff der unermeßlichen Folgen für die ganze Menschheit, kein zweites Beispiel dasteht in der ganzen viertausendjährigen Weltgeschichte.

Achtspännig. Volksroman von Josef Rank. Leipzig. Hermann Mendelssohn.

Wir verweisen mit besonderer Betonung auf dieses unter der Reihe der volksthümlichen Erzählungen würdig dastehende Buch, da der Verfasser denselben eine kürzere Erzählung „Die Gründlimühle", welche wir selbst unsern Lesern im Original bereits mitgetheilt haben, einverleibt hat.*) Dieselbe markige Zeichnung der Charaktere, wie sie uns in diesem kleinen Lebensbild entgegentrat, zeichnet auch den ganzen Roman aus, der außerdem durch die am Schluß mit wenigen Worten ausgesprochene Tendenz: „Alles geht vorüber, Alles wird zum Märle, drum halte, wer es kann, das Alte im Bild noch fest, in's Neue aber greif' er ein mit frischer Lust und festen Händen!" eine den Zeitverhältnissen entsprechende Grundlage erhält. Der Besitzer des achtspännigen Frachtfuhrwerks, Wehringer, der Held der Erzählung, repräsentirt das starre Festhalten an der ererbten Weltanschauung. Als die Eisenbahn nicht seine gesicherte Existenz, sondern den Ruhm seiner Stellung zu verderben droht, da zieht er sich von der Welt zurück, um sich vor dem Feind, gegen den kein Widerstand hilft, gänzlich abzuschließen. Der Wehringer hat einige Aehnlichkeit mit Immermann's Hofschulzen, nur unterscheidet er sich von diesem durch die Lösung am Schlusse. Obgleich diese Lösung vom künstlerischen Standpunkte aus weniger anerkannt werden muß, so mag sie doch für einen großen Theil der Leserwelt befriedigender sein, als sie es durch eine tragische Consequenz geworden wäre.

Geschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, dargestellt von W. Lübke. Verlag von Emil Graul. Leipzig 1855.

Unsre Gegenwart ist nicht mehr die Zeit exclusiver Wissenschaftlichkeit. An den Resultaten der Erkenntniß wollen Alle Theil nehmen, und die Wissenschaft sucht in richtiger Erfassung ihrer Aufgabe diesem Verlangen immer mehr gerecht zu werden. Vor Allem ist es das Gebiet der Naturwissenschaften, auf welchem uns die zahlreichsten, wenn auch nicht immer die glücklichsten Versuche entgegentreten, durch populär gehaltene Darstellungen des Ganzen wie einzelner besonderer Theile auch dem Laien die Ergebnisse emsiger Forschung zugänglich zu machen. Dahingegen ist die Kunstgeschichte, eine der jüngsten wissenschaftlichen Disciplinen, auf diesem Gebiet vielleicht noch am

*) Jared Sparks, der Plutarch der angelsächsischen Republik, hat die Schriften und Briefe Washington's gesammelt, welche, während der Jahre 1834 bis 1837, in mehren Bänden und unter folgendem Titel erschienen sind: The Writings of George Washington, being his Correspondence, Addresses, Messages and other Papers, official and private, selected and published from the original manuscripts, with a Life of the Author, Notes and Illustrations. Aus dieser Sammlung haben bekanntlich Guizot in Frankreich und Raumer in Deutschland umfassende Auszüge veranlaßt und herausgegeben. Ein Nachtrag zu dieser Washington-Correspondenz, von demselben Herrn Sparks, ist 1854, ebenfalls in mehren Bänden, unter folgendem Titel erschienen: The Correspondence of the American Revolution, being Letters of Eminent Men to George Washington, from the time of his taking Command of the Army to the End of his Presidency. Diese Sammlungen sind jedoch keineswegs nach allen Seiten richtig und vollständig. Sparks mußte nach einem langen literarischen Streite mit Lord Mahon eingestehen, daß er Vieles weggelassen und manche Verschönerungen vorgenommen hat. Eine Geschichte der Zwistigkeiten über die Washington-Correspondenz und die Ergebnisse derselben findet man kurz zusammengefaßt in dem reichhaltigen Werke: Cyclopaedia of American Literature. By Evert A. Duyckinck and George L. Duyckinck. New York 1856. I, 180.

*) Wir müssen aber zugleich an dieser Stelle gegen die Berechtigung des Verfassers protestiren, die kleine Erzählung „Die Gründlimühle" ohne unsere Genehmigung in den Roman „Achtspännig" aufgenommen zu haben.

Das Publicum wird nicht in der Lage sein, zu unterscheiden, an welcher Stelle der Abdruck das Recht des Originals in Anspruch nehmen kann. Wir müssen daher um späteren Mißdeutungen zu begegnen, erklären, daß das uns zugegangene, von der Hand des Verfassers eigenhändig geschriebene Manuscript dieser Erzählung bereits seit dem 26. September vorigen Jahres unser wohlerworbenes Eigenthum ist, und daß wir uns Einspruch gegen diesen Eingriff vorbehalten. Die Verlagshandlung.

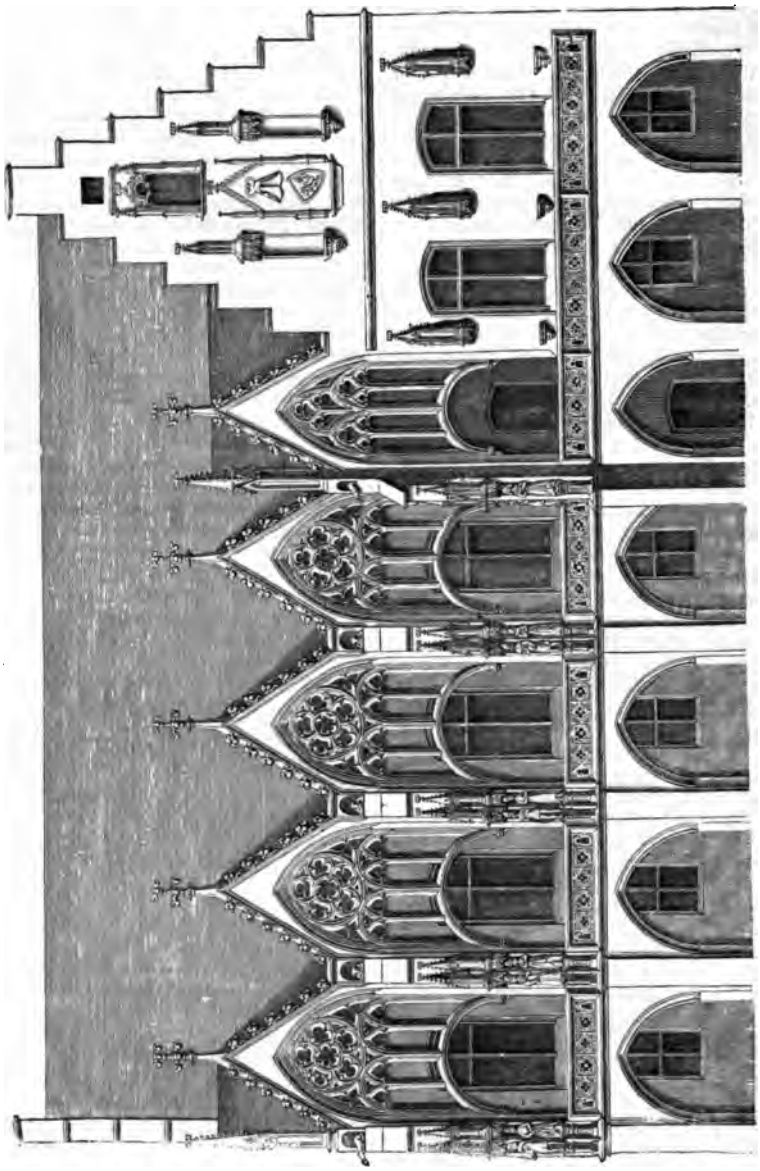
weitesten zurückgeblieben. Gleichwohl haben die umfassenden Arbeiten unserer bekannten Kunstautoren, unter denen Kugler und Schnaase auch das ganze Material in einem Gesammtbilde vereinten, den dringenden Wunsch nach Popularisirung in größern Kreisen erzeugt, so wie überhaupt nicht geleugnet werden kann, daß die bildende Kunst in neuerer Zeit mehr und mehr Gegenstand des Interesses und sogar des Studiums in allen der Bildung zugänglichen Schichten der Gesellschaft geworden ist. — Unter den verschiedenen Künsten ist die Architektur eine der wichtigsten und zugleich am schwersten verständlichen. Während Malerei und Plastik Analogien in den natürlichen Gebilden der uns umgebenden Schöpfung finden, und von selbst Anknüpfungspunkte für Genießen und Erkennen bieten, steht die Architektur als eine Welt für sich da, deren festabgeschlossene, krystallähnlich um einen Grundgedanken anschließende Gebilde durchaus selbständigen Bildungsgesetzen folgen. In der Architektur sind mehr die Zeiten und die Völker als die Individuen vertreten; daher ihre Wichtigkeit, ihre physiognomische Bedeutung für die Erkenntniß des Völkerlebens, den Charakter der Zeit; daher aber auch ihre spröde Zugänglichkeit für das subjective Erkennen. Ihre Gesetze müssen dargelegt, ihre besondere Formsprache muß erklärt, und gleichsam erst die Anfangsgründe, die einfachsten Laute, Silben und Wortfügungen müssen gelehrt werden, ehe man diese Sprache selbst in ihrem eindringlichen Ernst, ihrer prägnanten Bedeutung verstehen kann. Wird also hier nicht die populäre Darstellung, da sie nichts, selbst nicht das Einfachste voraussetzen darf, trocken, unerquicklich und schleppend werden, während sie unvermerkt die großen geistigen Zielpunkte aus dem Auge verliert, unter der erdrückenden Masse des Detail?

Ohne Zweifel liegt diese Gefahr nahe; aber W. Lübke hat sie glücklich vermieden. Er setzt nichts voraus; er beginnt mit dem Einfachsten, aber er gelangt im Laufe der Darstellung bis zum Höchsten, bis zur Entwickelung der Ideen, welche sich in den Schöpfungen der verschiedenen Zeiten ausgeprägt haben. Und dies erreicht er durch ein ebenso einfaches als zweckmäßiges Verfahren. Weitschweifige ästhetische Erörterungen sind seine Sache nicht; was er als nothwendigsten Apparat davon in der „Einleitung" gibt, will nicht den Anspruch auf Neuheit machen, und dürfte bei genauerer Betrachtung sich auch nicht als durchweg stichhaltig erweisen. Der Schwerpunkt seines Buchs liegt in Anderem; er liegt in der klaren Betrachtung, in der festen, sichern Hand, mit welcher die Thatsachen erfaßt und in einer Kettenreihe von Entwickelungen zusammengefügt sind. Ueberall geht die Darstellung von den allgemeinen Vorbedingungen aus. Als solche sind die Natur des Landes, Klima, Beschaffenheit des Bodens, Material, sodann Sitte und Lebensweise, gesellige wie staatliche Verfassung, religiöse Anschauung des Volks bei jedem Abschnitt in lebendiger Weise geschildert. Wie sich aus ihnen folgerichtig die jedesmalige Architektur entwickelt, ist mit Schärfe und Klarheit nachgewiesen. Wie eine nothwendige Blüthe schießt dieselbe aus den allgemeinen Bedingungen des Bodens, in denen sie wurzelt, hervor. Sodann wird der betreffende Styl geschildert. Die Anlage, der Aufbau, die Construction, endlich die schmückenden Zuthaten werden bis ins Einzelne dargelegt und durch zahlreiche Abbildungen nicht bloß von wichtigen Einzelheiten, sondern auch von Grundrissen und ganzen Gebäude-Ansichten erläutert. Einhundert und vier und siebenzig meist vorzügliche, immer aber genügende Holzschnitt-Illustrationen, von denen wir einige hier einfügen zu können uns freuen, gereichen dem Werke eben so sehr zur Zierde, als sie das Verständniß wesentlich erleichtern und dem Leser auf dem Wege unmittelbarer Anschauung eine klare Vorstellung aller Details gewähren. Daran reiht sich eine ästhetische Kritik des Styls, welche durchweg ein besonnenes Urtheil, umfassende ästhetische Bildung, klare Objectivität athmet. Den Beschluß macht eine Darstellung der jedesmaligen Entwicklung des Styls, wobei die wichtigsten Denkmäler geschildert, die minder wichtigen um jene gruppirt werden, während eine glücklich getroffene Auswahl allen unnützen, speciellen Studien vorzubehaltenden Ballast glücklich vermieden hat.

Der gesammte Stoff ist eingetheilt in sechs Bücher, deren erstes unter der allgemeinen Rubrik „Vorstufen" die indische, babylonisch-assyrische, persische, und die aegyptische Baukunst abhandelt. Wenn der Verfasser hier seine Darstellung mit den Indern beginnt, obgleich ihre Kunst bekanntlich an Alter der aegyptischen weit nachsteht, und er es mithin vorgezogen hat, hier ethnographisch vorzuschreiten, indem er von der unvollkommenen Form zu der vollkommenen übergeht, so wollen wir doch nicht leugnen, daß uns eine Reihenfolge a) der ägyptischen, b) der babylonisch-assyrischen, c) der persischen, d) der indischen Baukunst mehr zugesagt haben würde. Sodann folgt im zweiten Buch die classische Architektur, auf deren Gebiet sich der Verfasser mit besonders glücklicher Hand durch das Labyrinth der verschiedenen Ansichten und Hypothesen hindurch gearbeitet hat. Doch scheint uns bei der Behandlung des griechischen Styls den kleinasiatischen Denkmälern zu wenig Rechnung getragen, wie denn auch die Phönizier und die Israeliten, so Spärliches wir immerhin von ihnen wissen, nicht ganz hätten übergangen werden sollen; denn der Verfasser schrieb ja nicht eine Geschichte der Denkmäler, sondern der Architektur. Dabei wird und muß demselben freilich das anerkennenswerthe Streben nach Kürze ein Antrieb für möglichste Vermeidung des Unerheblichern gewesen sein. Das dritte Buch behandelt unter der Rubrik „Uebergangsstufen" den altchristlichen Basilikenbau, den byzantinischen Centralbau, die altchristliche Baukunst bei den Germanen und endlich in einem Anhang die georgische und armenische Baukunst, während das vierte Buch der muhamedanischen, und das fünfte Buch der christlich-mittelalterlichen Baukunst gewidmet ist. Daß letztere das Feld sei, auf welchem sich der Verfasser mit besonderm Glück bewegt hat, und auf dem er zumeist aus eigener Anschauung schöpfen konnte, beweist die überaus klar durchdachte Entwickelung des romanischen und gothischen Styls, der eine treffliche Charakteristik des Mittelalters vorangeht. Das letzte, der neuern Baukunst gewidmete Buch umfaßt nach Voraufschickung einiger allgemeinen Bemerkungen erstens die Renaissance in Italien, und zwar a) die Frührenaissance, b) die Hochrenaissance, c) den Barockstyl, zweitens die Renaissance in den übrigen Ländern, und drittens die Baukunst des neunzehnten Jahrhunderts. Hier

iſt es, wo der Verfaſſer im Allgemeinen die Grundzüge angegeben hat, die er kürzlich in einem Aufſatz im erſten und zweiten Heft dieſer Zeitſchrift ausführlicher entwickelt hat.

Wenn der Verfaſſer in der Vorrede ſich dahin beſcheidet, „keine neuen Forſchungen geben zu wollen“, ſo iſt dies im Allgemeinen richtig. Doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß derſelbe auf dem Boden der Erforſchung vaterländiſcher Denkmäler des Mittelalters und der Renaiſſance-Zeit bereits reiche Reſultate durchaus ſelbſtändiger Unterſuchungen gegeben hat. Wir erinnern an ſein Werk über die mittelalterliche Kunſt in Weſtphalen, deſſen Reſultate dem vorliegenden Buche einverleibt ſind, ſo wie an ſeine Forſchungen in den braunſchweigſchen, hannöverſchen, mecklenburgiſchen Ländern und in Preußen, wovon ſeine Aufſätze in den verſchiedenen Jahrgängen des „deutſchen Kunſtblatts“ ſeit dem Jahre 1850 rühmliches Zeugniß geben. Ihm verdanken wir u. A. die Einbürgerung des jetzt allgemein gebrauchten Ausdrucks der „Hallenkirche“, wodurch die Kirchenanlagen mit gleich hohen Schiffen bezeichnet ſind; ihm den treffenden Ausdruck „germaniſche Renaiſſance“, jene im Gegenſatz zur claſſiſchen Renaiſſance in den germaniſchen Ländern vielfach übliche Verſchmelzung mittelalterlich gothiſcher Grundform mit antikiſirenden Details. Was übrigens die Darſtellung der Renaiſſance im

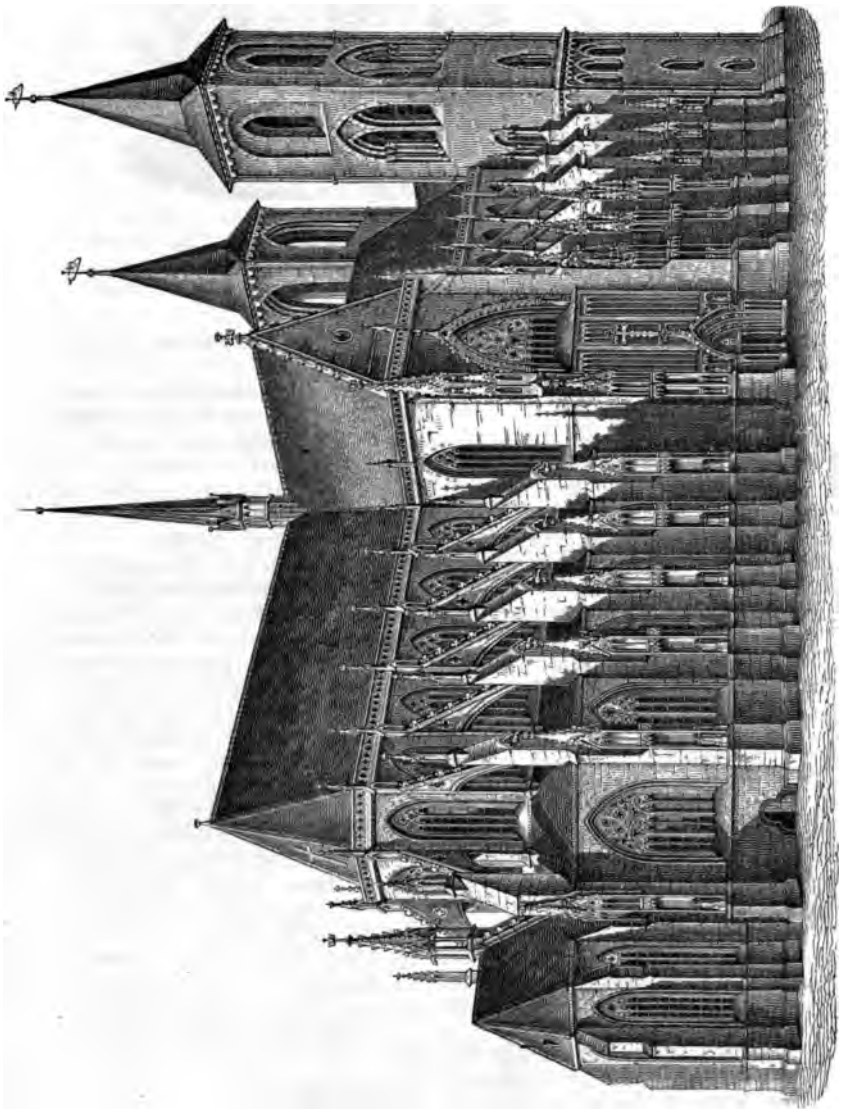


Altſtadt-Rathhaus in Braunſchweig.

Allgemeinen betrifft, ſo hätten wir dieſelbe weitläufiger gewünſcht, da grade dieſer Styl für die Fortentwickelung der modernen Architektur noch viel Lebensfähigkeit zeigt.

Zu beſonderm Lobe gereicht dem Buch ein charakteriſtiſcher Vorzug deſſelben, nämlich ſeine Objectivität. Lübke hat in der ſtreng geſchichtlichen Betrachtung ein feſtes Maß für die Dinge gefunden und gehört nicht zu denjenigen, welche um jeden Preis ihr ſubjectives Gelüſt geltend zu machen ſuchen und wo möglich in der Weltgeſchichte nur eine Verherrlichung ihrer eigenen beſchränkten Parteizwecke erblicken möchten. Daß den beirrenden Einflüſſen ſolcher Einſeitigkeiten gegenüber eine ſtrenge Unparteilichkeit und Würdigung der verſchiedenen Syſteme bei einem Buche, welches hauptſächlich weitern Kreiſen die Elemente tüchtiger Bildung zutragen ſoll, doppelt hoch anzuſchlagen iſt, liegt auf der Hand; wie es denn gerade um dieſes ſeines Vorzugs willen dem Buche an Angriffen nicht gefehlt hat, noch fehlen wird.

Haben wir endlich noch der durchweg klaren und fließenden, an glücklichen Bildern und Vergleichen reichen Schreibart gedacht ſo können wir nur mit dem in der Vorrede ausgeſprochenen eigenen Wunſch des Verfaſſers ſchließen, daß die mit Liebe gehegte und zu Ende geführte Arbeit Sinn und Verſtändniß für die Werke der Baukunſt in weitern Kreiſen verbreiten möge, und glauben dem Verfaſſer die Verſicherung geben zu können, daß er die vollſte Berechtigung habe, auf die Erfüllung dieſes ſeines Wunſches zu hoffen.



Dom in Halberſtadt.

Fünfte Abtheilung.

Die Börsen und der Geldmarkt

zu Anfang Januar 1857.

Für die Börsen schloß das Jahr 1856 zwar nicht unter dem Drucke eines Krieges, unter welchem es begonnen hatte, und dessen in Aussicht stehende Entwickelung und Ausdehnung über weitere Kreise die Speculationslust darnieder hielt; aber es schloß unter dem Einflusse der Erschlaffung und Ermattung, welche eine Folge der übergroßen Anstrengung der finanziellen Kräfte des europäischen Continents war und sich in dem Mangel an Speculation und niedern Coursen aussprach. Zur Erklärung dieser Erscheinung erlauben wir uns einen Rückblick auf das Jahr 1856 und die in demselben enstandenen neuen Schöpfungen.

Die Pariser Börse, vom Kriege zunächst berührt, notirte Anfangs Januar 1856 die dreiprocentige Rente, welche wohl als Repräsentantin des französischen Staats-Credits gelten kann, zu 63. 85, während auch der Crédit mobilier, das Vorbild der seitdem so zahlreich in's Leben getretenen Creditanstalten und der Ausdruck der Stimmung der Speculation, 1385 stand. Diplomatische Verhandlungen mit Rußland waren damals im Gange, aber die Börse hatte so oft die Erfolglosigkeit der Noten und Ultimatums erkannt, daß sie zu den Bemühungen Oesterreichs, der Welt den Frieden wieder zu geben, kein Vertrauen hatte und die Abspannung ward bis Mitte Januar immer größer, so daß die Rente bis zum 15. auf 61. 60 und Crédit mobilier auf 1160 herabgegangen waren. Da traf die Kunde von der Annahme des Ultimatums Seitens Rußlands ein und die Börse begrüßte diese Friedensaussicht mit einem Aufschwung aller Curse, welche die Rente schnell auf 67. 30 und den Crédit mobilier auf 1410 hob.

Dieselben Erscheinungen traten auch an den andern Börsen hervor, die, wie die Pariser, unter denselben nachtheiligen Einflüssen gelitten hatten. In Berlin notirte man am 2. Januar: Preußische Staatsschuldscheine 85⅝, die fünfte russische Anleihe 85 und Darmstädter Bankactien 118½. — Ende Januar standen Staatsschuldscheine 88, die fünfte russische Anleihe 85¼ und Darmstädter Bankactien 123. — An der Frankfurter Börse concentrirte sich das Geschäft in Staatspapieren vorzugsweise auf österreichische und spanische Fonds. Von ersteren spielte Nationalanleihe die Hauptrolle, wogegen Metalliques aller Gattungen mehr in den Hintergrund traten. Neben den österreichischen Staatspapieren waren nur noch österreichische Nationalbank-Actien Gegenstand lebhaften Verkehrs, während Eisenbahn-Actien nie zu den leitenden Papieren gehörten. Anfangs Januar standen Nationalanleihe 67 — 68, österreichische Bankactien 1017 und spanische Différés 21. — Rasch stiegen alle Werthe, als die Friedenshoffnungen durch die Annahme des Ultimatums eine festere Basis erhielten und als die Friedensnachricht endlich eintraf, notirte man in Frankfurt: Nationalanleihe 86 — 88, österreichische Bankactien 1350 und spanische Différés 26; in Paris: dreiprocentige Rente 73. 70 und Crédit mobilier 1650; in Berlin: Staatsschuldscheine 87, die fünfte russische Anleihe 94 und Darmstädter Bank 150.

Von dem Friedensschluß an beginnt eine neue Bewegung im Börsenverkehr des vergangenen Jahres und es traten Erscheinungen zu Tage, die man in frühern Jahren nie gesehen hatte. Während einerseits eine denkwürdige

Epoche volkswirthschaftlicher Thätigkeit überall nicht zu verkennen war, erzeugte dieselbe auch krankhafte Auswüchse, welche zwar jetzt glücklicher Weise zum Theil wieder verschwunden sind, aber nichts desto weniger tiefe und schmerzhafte Spuren ihres Daseins hinterlassen haben. Bereits im Februar war durch die Errichtung der Wiener Creditanstalt für Handel und Gewerbe der Grund zur Verwirklichung jener umfassenden und großartigen Eisenbahnunternehmungen gelegt, welche Oesterreich binnen wenigen Jahren mit einem ausgedehnten Netze von Schienenstraßen zu bedecken versprechen. Die Elisabeth-Westbahn, die Theißbahn, die Franz-Joseph-Orientbahn, die galizische und die Pardubitz-Reichenberger, deren Gesammtlänge zwischen 300 und 400 deutsche Meilen beträgt, werden die Vortheile erleichterter Transportmittel jenen Gegenden verschaffen, welche ein Jahr voher an die Erfüllung derartiger Wünsche kaum zu denken wagten. Das Zustandekommen dieser Bahnen ist theilweise eine Folge der Errichtung der österreichischen Creditbank: denn wenn der finanzielle Ausgangspunkt des Zustandekommens jener riesigen Unternehmungen die Zinsgarantie Seitens des Staates ist, so wäre es diesem Hebel allein doch schwerlich gelungen, die erforderlichen Capitalien mit Leichtigkeit aufzutreiben, wenn nicht eine der Aufgabe entsprechende Geldmacht in Form des erwähnten Creditinstituts bestanden hätte, um jenen Bahnen zugleich als moralische und pecuniäre Stütze zu dienen. Dieselbe war nothwendig, um die Mitwirkung der Capitalien des In- und Auslandes den jungen Unternehmungen zu gewinnen, und ohne die Mitwirkung der Creditanstalt wären dieselben wahrscheinlich nie zu Stande gekommen, mit allfallsiger Ausnahme der Franz-Joseph-Orientbahn, welche ihren finanziellen Schwerpunkt in einem außerösterreichischen Geldinstitute besitzt. Auch bei dem lombardischen Geschäft war die Creditbank betheiligt, jedoch war ihre Mitwirkung hier entbehrlich, da ein Verein ausländischer Capitalisten mit Landeseingeborenen zusammengetreten war, um unter gleichzeitiger Uebernahme der bereits fertigen oder in Arbeit begriffenen Strecken nicht nur den Ausbau des lombardisch-venetianischen Eisenbahnnetzes, sondern auch den der italienischen Centralbahn durchzuführen.

Während wir einerseits nicht unterlassen, die Verdienste der Creditanstalt um Oesterreich anzuerkennen, wodurch die Menge fremden Capitals, welches durch die Betheiligung bei den neuen Unternehmungen in's Land gezogen wurde, auch die im Lande selbst von Privatcapitalisten aufgespeicherten Silbervorräthe an's Licht und in den Kreis der industriellen Thätigkeit gezogen, der Silbervorrath der Nationalbank erhöht und der Stand der Valuta gebessert wurde — müssen wir andrerseits die Leiter der Anstalt wegen mancher ihrer Handlungen in ihrem Privatinteresse entschieden tadeln, und verweisen wir, um Wiederholungen zu vermeiden, den geneigten Leser auf das im Januar-Heft d. Bl. Gesagte. —

Aber die österreichische Creditanstalt war nur der Vorläufer anderer Schöpfungen gleicher Art. Der Unternehmungsgeist, durch Theuerung, Krieg und die Politik der Regierungen lange zurückgedrückt, entwickelte sich jetzt, wo man von dem Frieden sich goldene Berge versprach, in so ausgedehnter Weise, daß Mißgriffe und Auswüchse nicht ausbleiben konnten. Dieser jetzt entfesselte Unternehmungsgeist suchte in seiner Entwickelung das seit Jahren Versäumte nachzuholen, ohne daß er in seinem Drängen nach Vorwärts irgendwo einen Halt fand — bis die auf die übergroße Anstrengung folgende Ermattung ihm Stillstand gebot. Da stellte es sich denn freilich heraus, daß die Anstrengung das Maß der Kräfte weit überstiegen hatte. Große Mittel hatten sich ihm zur Disposition gestellt, allein es waren keine solchen, über welche er auf die Dauer verfügen konnte, denn man wollte nur Gewinne realisiren und abwechselnd sich an verschiedenen Unternehmungen betheiligen, je nach den Chancen, welche die Börse ihren Actien bot. Die gewählte Form der Theilzahlungen begünstigte diese Absichten und aus der in allen Kreisen der Privatcapitalisten erwachten Speculations-Theilnahme trat der von persönlichen Interessen getragene Drang nach Gründung neuer Unternehmungen hervor, für deren Verwirklichung der Boden nirgends fruchtbarer sich zeigte, als in Deutschland. — In England traten zwar auch neue Gesellschaften ins Leben, welche einen Capitalsbedarf von etwa sechs Millionen Pfd. St. vom Publicum beanspruchten. Dort war aber bald Alles wieder im alten Gleise, da der freien Entwickelung der industriellen Thätigkeit nichts im Wege gestanden hatte, als der Krieg, das Land seine Eisenbahnen bereits besitzt und an Banken kein Mangel ist.

Anders war es freilich in Deutschland, wo die engherzige Bankpolitik Preußens die Entstehung von Banken in seinen kleinern Nachbarstaaten schon früher hervorgerufen hatte (die Weimarer, Dessauer, Geraer, Thüringer) und wo die Kleinstaaten erwünschte Gelegenheit fanden, nicht bloß an den Vortheilen der neuen Banken Theil zu nehmen, sondern auch ihren Regierungscassen eine Ressource als Kaufpreis ihrer Concessionen zuzuwenden. Preußen hatte ihr Papiergeld aus seinem Lande ausgewiesen und sie suchten Ersatz in den Creditanstalten, die nur nominell den kleinen Staaten angehörten, aber factisch für ihre Actien sowohl

als für ihre Thätigkeit einen empfänglichen Boden in Preußen fanden. Verschiedene Umstände wirkten so zusammen, um die Speculation, die nur den Gewinn des Tages beanspruchte, auf eine Höhe zu treiben, auf welcher sie sich, weil sie der soliden Basis entbehrte, nicht halten konnte, und so mußte aus ihr eine Reaction hervorgehen, deren Herrschaft noch jetzt nicht ganz beendet ist. Man hatte den Beruf der deutschen Crédit mobiliers zur Börsen-Jobberei herabgewürdigt und glaubte das Interesse der Actionäre hinlänglich zu wahren, wenn man ihnen die Betheiligung an einer neuen Bank anbot. Die Theilnahme der außerhalb der Börse stehenden Kreise schwand, das Material concentrirte sich innerhalb derselben und wurde durch die folgenden Einzahlungen immer schwerer, bis sich die Illusionen der Gründer und mit ihnen das Agio der Papiere zum Theil in Nichts auflösten. Was sich aber nicht auflöste und nicht schwand, das ist der Druck, den die Einzahlungen auf den Geldmarkt ausüben. Das Capital der neuen Bank- und Creditbankunternehmungen beträgt in preuß. Thalern 241 Millionen, worauf 100 Millionen bis Ende 1856 einbezahlt wurden, also 141 Millionen Thlr. noch einzuzahlen sind. Weniger bedeutend ist zwar das der neuentstandenen Berg- und Hüttenwerks-Actiengesellschaften, dennoch repräsentirt es in seiner Gesammtheit einen Betrag von 48 Millionen Thaler, worauf erst etwas über 9 Millionen eingezahlt, mithin noch 39 Millionen einzuzahlen sind. — Die österreichischen Eisenbahnen, deren Bau bereits in Angriff genommen, werden bis zu ihrer Vollendung noch ein Capital von 350 Millionen Thaler in Anspruch nehmen, das auch zum Theil schon ausgeschrieben ist. Rechnet man hierzu noch andere Actienunternehmungen, die im Laufe des Jahres 1856 entstanden sind, so erhält man ein Capital von 700 Millionen Thaler, die wahrscheinlich bis Herbst d. J. schon eingezahlt sein müssen.

Kein Wunder daher, wenn trotz des Friedens und der bessern Ernteaussichten, die Börsen und der Capitalsmarkt das ihnen durch die neuen Schöpfungen gebotene Material über ihre Kräfte fanden und daß eine Reaction eintrat, welche der Juli schon zu einem ganz präcisen Ausdruck brachte und welche seitdem in niedrigen Coursen sich aussprach. Seit Ende Mai, wo man in Paris die dreiprocentige Rente 75. 25 und Crédit mobilier 1980, in Berlin: Staatsschuldscheine 86¼ und Darmstädter Bank 171, in Frankfurt: Nationalanl. 83¼, Oesterreich. Nationalbank 1324 und spanische Différés 25½ notirte, gingen alle Börsen successive zurück und geriethen in Folge des knapp gewordenen Geldes im Herbst in eine Krisis, in welcher, da die Speculation à la hausse ganz aufgehört hatte, die Contremine das Feld beherrschte. Erst im November erholten sich die Börsen wieder, blieben aber bis Ende des Jahres ohne besonderes Leben. Da keine Aussicht vorhanden, daß eine radicale Besserung eintreten werde, bevor die schwebenden Papiere untergebracht sind, hat die Speculation keinen Sporn und die Masse des vorhandenen Materials läßt immer das Angebot mit der Nachfrage gleichen Schritt halten.

Fragen wir aber nach den Aussichten für die Zukunft, so drängt sich nothwendig die Ueberzeugung auf, daß aus allen den neuen Schöpfungen des Jahres 1856 schließlich ein Aufschwung Deutschlands in commerzieller und industrieller Hinsicht hervorgehen werde, wie er vor diesem in vieler Beziehung wichtigen Jahre nie dagewesen. Die großen Eisenbahnbauten werden Ackerbau und Industrie heben, indem sie die Communication erleichtern; die Fabriken aller Art, sobald sie nur erst aus dem Zustande des Werdens heraustreten und zu produciren anfangen, werden Capital schaffen, womit wieder neue Unternehmungen in's Leben gerufen werden können, und dabei einem großen Theil der Bevölkerung Arbeit und Verdienst gewähren.

Die Bergwerke werden Schätze aus dem Boden fördern und damit die Productionskraft Deutschlands erhöhen. So beginnt denn das Jahr 1857 mit vielen Anzeichen, daß es ein belebtes werden dürfte, ohne daß sich aber sagen ließe, welche Momente vor allen andern in den Vordergrund treten werden. Der Krieg Indiens gegen Persien, der beginnende Krieg Englands mit China, die Verwickelungen in Spanien, die fortwährende Gêne des Geldmarktes, die Wahrscheinlichkeit nahe bevorstehender Staatsanleihen, eröffnen gerade keine sehr trostreichen Aspecten für die Zukunft, während andere in Aussicht genommene Unternehmungen, wie die Durchstechung der Landenge von Suez, der Bau mehrer concessionirter, aber noch nicht in Angriff genommener Eisenbahnen in Oesterreich, wie die Kärnthnerische, ostgalizische und böhmische Westbahn, den Capitalsmarkt noch stark in Anspruch nehmen werden. Andrerseits werden aber eben diese Unternehmungen unsere gegenwärtigen Geld- und sonstigen Verhältnisse außerordentlich umgestalten, besonders steht dies von der Vollendung des elektrischen Telegraphen nach Amerika und Indien zu erwarten!

M. A. Peiser.

Sechste Abtheilung.

Original-Correſpondenzen.

La Paz. Bolivia, Südamerika, im November.

Ausflug nach Sorata.

Ihre Aufforderung zu Mittheilungen au dem hieſigen Leben und Treiben traf mich gerade nach Vollendung eines kleinen Ausfluges, der des Sehenswerthen und Schönen ſo viel bot, daß es wohl dem Zwecke Ihrer Zeitſchrift nicht unangemeſſen ſein dürfte, eine kleine Beſchreibung deſſelben zu bringen. Der Wunſch, das Land meines jetzigen Aufenthaltes in allen ſeinen Theilen kennen zu lernen, bewog mich einen Ausflug nach Sorata zu unternehmen und ich will es verſuchen, eine kleine Skizze davon zu geben. Ich ſetzte den Tag der Abreiſe auf einen Sonntag feſt, und beorderte meinen Mozo Morgens um fünf Uhr zu kommen, um die Zurüſtungen zu treffen. Aber der Schelm hatte ſich vorgenommen, den Sonntag zu feiern und unter keinerlei Umſtänden an demſelben aus La Paz zu gehen. Er ſattelte alſo die Maulthiere, ordnete mein Gepäck und als er mit dieſen Anordnungen zu Ende war, zog er, während ich unbeſorgt zum Frühſtück ging, ſeine Branntweinflaſche hervor und trank ſo lange bis er umfiel und zum Aufſtehen nicht mehr zu bewegen war. Natürlich war unter ſolchen Umſtänden nicht an die Abreiſe zu denken; ich mußte mich in mein Schickſal ergeben und ſie auf den folgenden Tag verſchieben. Das Branntweintrinken iſt hier leider ſehr verbreitet und ich fürchtete, mein Diener werde den folgenden Tag die Nachfeier des Sonntags ebenfalls begehen wollen; aber glücklicherweiſe täuſchte ich mich. Er kam zur rechten Stunde, ohne Flaſche und mit nüchternem Kopfe, ſich entſchuldigend, daß ihn Tags vorher ein Verſprechen gegen ſeine Freunde gezwungen habe hier zu bleiben, und daß er als Mann von Ehre doch nicht habe wortbrüchig werden können. Ich wollte keine überflüſſigen Worte verſchwenden und trieb ihn an, die Thiere ſchnell zu ſatteln Um ſieben Uhr brachen wir auf. Zwei ausgezeichnete Reitpferde waren zu meinem Gebrauche, ein Maulthier trug mein Bett und einige Wäſche, und ein andres meinen Mozo, der mit ſeiner baumlangen Geſtalt und dem liſtigen, ſpitzbübiſchen Geſichte eine höchſt ergötzliche Figur abgab. — Nach einer Stunde war die ſteile Felswand, die La Paz von drei Seiten umgiebt, erklommen, und wir befanden uns in der weiten, endloſen Puna; rechts die Spitzen der Andeskette, eine zackige, ſchneebekleidete Felſenmauer, an welcher uns unſer Weg entlang führte; vor uns endloſe Pampa, nur in der Ferne von niedrigen, baumloſen Hügeln begrenzt, hie und da wellenförmig ſich erhebend, und von einem rauſchenden Bergſtrome, deren viele von den Andes herunterſtürzen, durchfurcht. Die tiefe Einſamkeit und Stille ward nur durch das Rauſchen des Waſſers und hier und da durch das Krächzen eines Vogels aus dem Geſchlechte der Kiebitze, Habichte oder Falken unterbrochen, von denen viele in der Luft kreiſen oder auf einem Stein ſitzend dem Reiſenden furchtlos nachſehen. Der Anblick dieſer lauernden Vögel erhöht den beklemmenden Eindruck, den die Puna, dieſes Bild des Starren, Wüſten und Lebloſen auf den Menſchen hervorbringt. — Bisweilen erhebt ſich das Terrain etwas; ein Hügel, eine Felswand treten nahe an den Weg, aber nirgends verliert die Puna den Charakter einer Hochebene, die zwölf bis dreizehnhundert Fuß über der Meeresfläche liegt, eine Höhe, auf welcher zwiſchen den Wendekreiſen nur noch dürres Gras und mitunter nur noch einige Kartoffeln angetroffen werden. Die Sonne ſteht in den Monaten Mai bis Auguſt nördlich vom Aequator und ihre Strahlen fallen ſomit ſchräger auf die Puna von Bolivia als in der übrigen Jahreszeit. Darum ſind nun die Nächte empfindlich kalt und man glaubt ſich nach Sibirien verſetzt. Schnee fällt hier zwar nie, dagegen gefriert das Waſſer des Nachts häufig. — Ich hatte mir ausgerechnet, daß wir, falls meine Landkarte richtig war, heute ſchon den berühmten See von Titicaca ſehen mußten, und es war auch kaum Mittag geworden, als ich bereits in der Ferne,

am Horizonte, zwischen den niedrigen Hügeln, einen blauen Wasserstreifen gewahrte, den mein Mozo mir als die Laguna oder den See bezeichnete. Von größeren Binnenwassern ist dies wohl das einzige, welches so hoch über dem Meeresspiegel liegt. Das Wasser desselben ist blau, doch nicht so schön wie das des Genfer Sees; die vorspringenden Uferfelsen erinnern lebhaft an das Meer und die felsige Küste von Chile. Ich hatte mir den See von Titicaca immer als einen von Wäldern und grünen Matten eingeschlossenen, stillen Wasserspiegel gedacht, aber ich fand, daß ich mich getäuscht hatte. Kein Baum wächst an seinen Ufern, nur an einigen Stellen, wohin der erstarrende Wind der Cordilleren nicht hindringt, sieht man Kartoffelfelder und die grüne Saat der Quinua, einer kleinen Pflanze, deren Samen die Indianer essen und die der Kleesaat sehr ähnelt. — Um drei Uhr Nachmittags waren wir bei einer Hacienda angelangt, wo wir Halt machten, um die Nacht dort zuzubringen. Eine Hacienda in der Puna ist ein aus Lehmsteinen aufgeführtes, niedriges Haus mit einem Strohdach, viereckig, und in der Mitte einen Hof einschließend, im Ganzen der öden Umgebung vollkommen entsprechend. Wir traten in den Hof. Todtenstille umgab uns, und indem wir uns umsahen, gewahrten wir in einer Ecke ein Indianerweib, welches mit einer Hausarbeit beschäftigt, nicht die geringste Notiz von uns nehmen wollte. Ein paar Hühner trieben sich umher, sonst war Alles öde und still wie draußen. Wir redeten das Weib in ihrer Sprache an, denn spanisch verstehen die Indianer selten, und frugen sie, wo der Herr oder Mayordomo sei. Sie aber rührte sich kaum und gab ohne aufzublicken nur lakonische Antworten. Der Mozo sattelte ab und zog die Lebensmittel hervor, um eine Suppe zu kochen. Er war eben im besten Treiben, als der Mayordomo ankam, uns freundlich willkommen hieß und uns ein Zimmer anwies, d. h. einen Raum, wo eine Bank aus Lehm die eine Seite ausfüllt und sich auf der andern Seite eine oder zwei Erhöhungen befinden, die dazu dienen die Matraze oder das Bett darauf auszubreiten. Der Mayordomo war ein Mann halb spanischer, halb indianischer Abkunft, die hier zu Lande Cholo genannt werden. Diese Cholos sind alle Castellanisten, sprechen übrigens auch indianisch, haben schwarzes Haar, einen Bart, der den Indianern fehlt, und behandeln die Eingeborenen reiner Race mit Verachtung. Nachdem wir uns, so gut es gehen wollte, eingerichtet hatten, begab sich der Mozo in die sogenannte Küche, einen großen, von Rauch geschwärzten Raum ohne Schornstein, dessen einzige Oeffnung, eine schmale Thür, zugleich als Fenster und Rauchfang dienen mußte. Dort zündete er in einer Ecke ein Feuer an, das er mit den Excrementen der Llamas, denn Holz gibt es weit und breit umher nicht, unterhielt, und kochte das berühmte Gericht Chupe, eine Fleischbrühe mit Zwiebeln, Kartoffeln und Aji. Nachdem wir unsern ziemlich starken Appetit gestillt hatten, legten wir uns nieder und ich verfiel bald in einen tiefen Schlaf, aus dem mich nur die kalte Luft, die mich erbärmlich frieren ließ, zuweilen erweckte. — Um fünf Uhr früh war mein Mozo auf den Beinen, sattelte und bepackte die Thiere, bereitete ein kümmerliches Frühstück, bestehend aus einer wässerigen Chocolate und etwas Fleisch, was ein Beefsteak vorstellen sollte, und um sieben Uhr waren wir bereits außerhalb der Mauern der öden Herberge. Unsere ganze Zeche betrug eine Kleinigkeit für Gerste und Stroh, das gewöhnliche Futter der bestias; für das Logis pflegt man nichts zu zahlen. — Anfänglich umgab uns dieselbe Eintönigkeit der Natur wie Tags vorher, nur daß das Terrain allmählich mehr gebrochen und hügelig erschien. In einer Pampa von ungeheurer Ausdehnung, die rings von Hügeln umschlossen und dadurch vor den eisigen Winden der Cordilleren geschützt, außerdem von zahlreichen kleinen Bergströmen reich bewässert wurde, weideten Tausende von Schafen und Llamas, die sich an dem üppigen Graswuchse ergötzten. An dieser Pampa vorüber ging es bergan, und gegen Mittag gelangten wir zu einer mit zahllosen Steinen übersäeten öden Fläche am Fuße des eigentlichen Nevado von Sorata. Majestätisch erhob sich dieser Bergkoloß ganz nahe zu unserer Rechten gen Himmel, von der Basis bis zum Gipfel mit Schnee bedeckt. Der Wind wehte so scharf, daß ein über das ganze Gesicht gebundenes Tuch nur kärglichen Schutz gewährte — dennoch war der ganze Anblick von so erhabener Wirkung, daß er mir unvergeßlich bleiben wird. Noch immer höher ging es, und mit der steigenden Höhe wuchs auch die Beschwerlichkeit des Weges, der von rinnenden Wassern, die das Steinmeer umher durchflossen, unwegsam gemacht wurde. Um drei Uhr befanden wir uns auf einer Höhe, die sich weit ausdehnte und von der wir hinter uns ein gutes Stück des Titicacasees erblicken konnten. Hier wehte uns ein furchtbarer Wind entgegen, und die Wolken, die er vor sich hertrieb, verhüllten den ganz nahen Gipfel. Wir selbst waren bald in Wolken eingehüllt, bald wieder frei, und auf kurze Augenblicke enthüllte sich mitunter die schneebedeckte Bergesspitze und ließ uns ein entzückendes Schauspiel, die im Sonnenschein glänzenden Felszacken und Schneefelder, sehen. Wir befanden uns jetzt wohl fünfzehntausend Fuß oder mehr über der Meeresfläche. Ich fühlte starke Uebelkeit und sparte die Sporen nicht, obgleich die Thiere ohnehin schon eilten, um aus dieser unwirthbaren Höhe zu kommen. Nach einem etwa stundenlangen Ritte begann das Terrain sich zu neigen, die Luft um uns her wurde klarer und wir sahen uns am Eingange eines weiten Thales, von riesigen dunklen Bergen eingeschlossen. Wie herrlich und erquickend war dieser Anblick! Weit, weit schweifte der Blick über dieses schöne Thal, bis er bei der schweren blauen Luft die Conturen in der Ferne verlor. Die Ungeduld wuchs; bald fing es auch schon an wärmer um uns her zu werden und angenehm würzige Kräuterdüfte erfüllten die Atmosphäre. Nun erschienen schöne Wiesen, auf denen Kühe weideten, und je weiter wir hinabstiegen, um so frischer und angenehm feuchter wurde die Luft. Schon kamen Sträuche, Gewächse mir ganz unbekannter Art, und hier und da erschienen Hütten hinter Bäumen halb verborgen. Ueberall rieselten Wasser, und die feuchte, aromatische Atmosphäre erquickte mich wunderbar. Seit Jahren hatte ich so herrliche Luft nicht geathmet. — Chile, und überhaupt alles Land westlich der Cordilleren und Andes hat ein trockenes Klima mit dürrer und trockener Luft, die kaum durch periodische Nebel und Regenschauer auf kurze Zeit angefeuchtet wird; die Andeskette bildet die

Grenze, und alles Land östlich derselben strotzt von Frische. — Starke Gewitter senden dort Feuchtigkeit und begünstigen das Gedeihen der überaus wilden und kräftigen Vegetation. Nachdem wir also die Grenze überschritten hatten, gestaltete sich die Umgebung immer schöner und freundlicher. An einem mit Gebüsch bekleideten Hügel schlängelte sich der Weg unter natürlichen Laubgängen hin, Schlingpflanzen mit großen, in allen Farben prangenden Blüthen thürmten sich üppig empor und überragten und umwanden die nahestehenden Bäume. Wir kamen zu einer Stelle, wo plötzlich eine Felswand vortritt, und dicht daneben stürzte mit fürchterlichem Geräusch ein schäumendes Gebirgswasser herab, das so bedeckt vom dichten Laube des umgebenden Buschwerks war, daß man kaum hier und da das Wasser durchschimmern sah. Links schauten wir tief in ein Thal hinein, welches, von einem rauschenden Bergstrome durchflossen, mit terrassenförmig erhobenen Maisfeldern und Wiesen mit weidenden Kühen, einzelnen Hütten umher verstreut, ganz den Charakter einer Alpenlandschaft trug. So ritten wir zwei Stunden lang fort, bis wir auf einer Terrasse, tief unter uns, ein kleines Dorf mit einer Kirche gewahrten. Das Dorf hieß Ilabaya, und hatte eine entzückend malerische Lage. Von hier hatten wir noch zwei Leguas bis Sorata. Die armen Pferde waren zwar schon sehr ermüdet, nicht weniger ihre Reiter, aber die beiden Leguas mußten noch zurückgelegt werden. Der Weg wand sich wieder einen Berg hinauf, um in das jenseitige Thal zu gelangen, wo Sorata lag. Oben angelangt, erblickten wir in der Tiefe an dem gegenüberliegenden Berg angelehnt wie ein Schwalbennest die kleine Stadt Sorata, das Ziel unserer Reise. Wohl wenige Orte in der Welt können sich einer so malerischen Lage und eines so herrlichen Klimas rühmen wie Sorata. Nach Verlauf einer Stunde, während welcher es völlig dunkel geworden war, langten wir an, und hatten so in einem Tage alle Klimate durcheilt, vom ewigen Schnee bis dahin wo ein ewiger Frühling herrscht. Den folgenden Tag präsentirte ich mich beim Gobernador, der mich sehr freundlich empfing, und in kurzer Zeit war ich mit allen Honoratioren Soratas bekannt und wurde mit Aufmerksamkeiten von allen Seiten überhäuft. Die jungen Gentlemen der Stadt führen sämmtlich ein müßiges Leben und ziehen es vor, von einem Tage in den andern hinein zu leben — oft ohne einen Real in der Tasche — als durch Thätigkeit ihrer Würde etwas zu vergeben. Arbeiten gilt bei ihnen für eine Schande, und diese falsche Scham ist die Ursache vieler Armuth und Unzufriedenheit im Lande. Jeder junge Mann strebt darnach, eine Anstellung im Staatsdienste oder eine Officierstelle zu erhalten, weil sie in diesem Berufe den einzigen in ihren Augen ehrenhaften Broderwerb erkennen. Da die Wünsche Aller nun natürlich nicht erfüllt werden können, so suchen sie ihr Heil in der Revolution, um aus dem Umsturz des Bestehenden Vortheile zu ziehen, und wenn sie die Erfahrung gemacht haben, daß sie mit ihren Umtrieben nichts zu Wege bringen, so spielen sie und betrügen andere Leute, oder fangen unrechtmäßige Processe an; — kurz, sie sinnen auf alle Mittel Vermögen zu gewinnen, nur nicht auf die eines rechtmäßigen Erwerbs. — Die reichen Minenbesitzer in Sorata, welche größtentheils in Tipuani ihre Minen haben, gewinnen oft in mehreren Jahren unberechenbare Reichthümer. Die Spanier haben in früheren Zeiten Millionen und abermals Millionen hervorgeholt, aber regelrecht bearbeitet haben sie diese Minen nie, sondern sie nahmen nur das Gold heraus, welches auf der Oberfläche lag. Vor einigen Jahren erst haben mehrere Unternehmer begonnen, den Fluß abzudämmen und das Bett desselben auszubeuten. Sie gewannen enorme Summen, die dann ihre Söhne theilweise in Europa wieder verschwendeten. Ein solcher Minenbesitzer erzählte mir, daß er in einem Jahre den größten Gewinn, in zwei darauf folgenden dadurch, daß der Fluß den Deich durchbrach und alle Maschinen zerstörte, unermeßliche Verluste gehabt habe. Könnten die hiesigen Unternehmer über die Industrie und die fleißigen Arme Europas gebieten, in wenigen Jahren würden sie bedeutende Gewinnste erzielt haben. — Auf dem Marktplatze von Sorata lagen eine Menge tropischer und anderer Früchte aufgehäuft, von den schönsten Ananaserdbeeren bis zu den saftigen Früchten der heißesten Zone. Viele davon kannte ich noch gar nicht und ich mußte meinen neuen Freunden zu Gefallen von allen kosten. — Nach einem mehrtägigen Aufenthalte entschloß ich mich zur Rückkehr. — Als wir Sorata verließen, lagerten sich auf den Gebirgen ringsumher schwarze Wolken, und kaum hatten wir eine Stunde lang den Berg erklommen, als ein schweres Gewitter mit fürchterlichem Donner ein tausendfaches Echo im Thale erweckte. Die schweren Wolken entluden sich darauf in solch fürchterlichem Regen, daß in weniger als fünf Minuten Reiter und Thier durch und durch naß waren. Wie uns in solcher Lage, oben, wo eine furchtbare Kälte herrscht, zu Muthe war, kann man sich leicht denken. Als wir indessen in der Puna anlangten, hörte der Regen bald auf, und da es dort immer sehr heiß zu sein pflegt, so waren wir bald getrocknet und vergaßen das Ueberstandene leicht. —

New-York, Ende December.

Die städtischen Angelegenheiten. — Wichtigkeit der Presse. — Das neue Stadthaus. — Die Convention der Frauen-Emancipation. — Armen-Anstalt für Deutsche.

Einen noch tiefern Eindruck als der Ausgang der Präsidentenwahl hat unter den Bürgern der großen Hauptstadt des westlichen Continents das Ergebniß der Localwahlen hervorgebracht. Waren doch die städtischen Angelegenheiten unter dem Gewicht der Unionswahlen ganz in den Hintergrund gedrängt worden und konnten kaum ein paar Wochen vor dem Wahltage sich näherer Berücksichtigung erfreuen! Von welcher Bedeutung aber die städtischen Angelegenheiten in New-York sind, erhellt schon aus dem Ausgaben-Budget der Stadt, das sich auf nicht weniger denn sechs Millionen Dollars im letzten Jahre belief und im nächsten, dem Voranschlag gemäß, auf sieben Mill. steigen wird, abgesehen von den außerordentlichen Ausgaben. Die Stadt hat 625,000 Einwohner, sie muß also mehr als elf Dollar Steuern per Kopf aufbringen, um ihre Verwaltungskosten nothdürftig zu decken und hat nebenbei die schöne Aussicht, daß diese Ausgaben sich von Jahr zu Jahr vermehren, wenn —

ja, wenn, was heißt denn hier in New-York, in Amerika das „Wenn"? Etwa: „wenn die Behörden nicht mit ihren Luxus-Bauten und ihrer Verschönerungswuth aufhören", oder heißt es, „wenn die wachsende Verarmung, die steigende Belastung der Armenkasse nicht aufhört"? oder etwa, „wenn die Staatsregierung nicht bald dem gewissenlosen Treiben des Stadtraths steuert, der die Bürger aussaugt und sich die Säckel füllt"? Nichts von alledem, das möchte vielleicht auf manche europäische Stadt passen, hier in der demokratischen Republik heißt dieses „Wenn" nur so viel: „Wenn es den Bürgern nicht beliebt, dies zu ändern". Die Bürger brauchen eben nur zu wollen und das betrügerische Verwaltungssystem wird bald einem ehrlichern und wohlfeilern Platz machen. Sie haben die souveräne Gewalt, die städtischen Behörden sind „die Männer ihrer Wahl". Dies ist indessen nur so zu verstehen, daß die Erwählten allerdings mit der größten Stimmenmehrheit aus der Wahl hervorgingen, aber es ist charakteristisch genug für die hiesigen Zustände, daß dieselben vom Mayor an bis in die untersten Beamtenclassen herab, fast alle nur durch relative Majoritäten erwählt wurden — die Zersplitterung der Opposition in mehrere Parteien verschaffte allein dem Mayor Wood und seinem Anhange den Sieg und sicherte der sogenannten demokratischen Partei auf die nächsten zwei Jahre die Herrschaft und die Beute, die sie dabei zu machen so wohl versteht. Die Geschlagenen sehen sich jetzt einander an und fragen sich, warum sie sich nicht einigen konnten, um diesem Unfuge ein Ende zu machen? Der Verdruß über den Sieg der demokratischen Partei war unter den Unterlegenen so groß, daß Stimmen laut wurden, welche an die Errichtung eines Vigilanz-Comités (mit dictatorischer Gewalt) mahnten, um, wie jüngst in San Francisco in Californien der Hydra der Demagogie und Pöbelherrschaft mit einem Schlage den Kopf zu zertreten. Diese Stimmen wurden aber auch von andern belehrt, daß einem Vigilanz-Comité die unerläßliche Basis der Unterstützung der Majorität fehlen würde, denn wenn eine Majorität sich nicht einmal über bestimmte Candidaten einigen könne, denen sie die gewöhnlichen Amtsbefugnisse, die reguläre Leitung der Geschäfte anvertrauen möchte, wie sei da zu erwarten, daß sich eine Majorität zu Uebertragung einer dictatorischen Gewalt auf bestimmte Personen zusammenbringen lasse? So richtig dieser Einwand ist und so wenig die momentanen Verhältnisse New-Yorks für Anwendung so außerordentlicher Maßregeln geschickt sind, so ist doch das Beispiel San Franciscos und sind die guten Wirkungen, welche die dortige Revolution gehabt, in den großen Städten des Ostens, in welchen ähnliche Mißstände herrschen, nicht auf dürren Boden gefallen. Noch näher als New-York steht aber wohl Baltimore einem Vigilanz-Comité, denn dort hat unter der Know-Nothing-Regierung die Anarchie einen so hohen Grad erreicht, daß kein Ende abzusehen ist, wenn die bessern Elemente unter den Bürgern sich nicht zu einem energischen Schritte einigen. Woher aber diese traurigen Zustände in so vielen großen Städten der Union, werden die Leser fragen? Sie sind die Folgen des Indifferentismus, der Indolenz gerade der ordnungliebenden Bürgerclassen den öffentlichen Angelegenheiten gegenüber, Eigenschaften, die in socialen Verhältnissen ihre Quelle finden, deren Verfolgung wir uns auf ein anderes Mal vorbehalten müssen. Nur andeutungsweise sei hier erwähnt, daß der Bürger, der in der fünften Avenue seine elegante Residenz, oder auch nur überhaupt in den besseren Straßen der oberen Stadt sein eigenes Wohnhaus hat, weder von der Last der Steuern so gedrückt wird, noch dem Rowdyismus gegenüber so wehrlos ist, daß ihm an einer Reform der Stadtverwaltung, der städtischen Polizei und Justiz so viel gelegen wäre, die sich nur herbeiführen läßt, wenn er und seines Gleichen sich mit nachhaltiger Energie und Umsicht an der Wahlbewegung betheiligen und mit Entschlossenheit den Eingriffen in die Wahlfreiheit widersetzen. So ist es denn geschehen, daß New-York wieder einen Mayor an der Spitze der Verwaltung sieht und einen Stadtrath hat, welche so viel als möglich die ihnen verliehene Gewalt zu ihrem persönlichen Vortheil ausbeuten werden und bei der Wahl selbst durch die schmählichsten Betrügereien und Unterstützung ihres Pöbelanhanges den Beweis lieferten, daß sie um die Mittel nicht verlegen sind, ihren Vortheil wahrzunehmen. Zwar haben über die Wahlbetrügereien und offenen Gewaltthaten am Wahltage Untersuchungen Seitens der competenten Behörde, der Grand Jury stattgefunden, welche die Thatsache grober Eingriffe in die Wahlfreiheit vollkommen bestätigen, aber trotzdem wurde von den officiellen Stimmzählern, in denen die Wood-Partei auch die Mehrheit, ein Antrag auf Annullirung mehrer Wahlen verworfen. Auch an Strafgesetzen gegen oben gerügten Unfug fehlt es nicht, aber kein Mensch in New-York glaubt auch nur eine Minute an eine wirkliche Bestrafung der Uebelthäter. Das Einzige, was sich hoffen läßt, ist die Aufklärung der öffentlichen Meinung durch das Bekanntwerden der begangenen Verbrechen. Der Segen der freien Presse bewährt sich überhaupt niemals in höherem Grade, als wenn die Corruption die übrigen Schutzwehren gegen Willkür und Ungerechtigkeit bereits wirkungslos zu machen beginnt. Die Presse war es in San Francisco noch allein, die ungescheut und laut ihre Stimme gegen die Demoralisation erhob und die Ermordung eines ihrer Vertreter, des Redacteurs King, war es, welche den Anstoß zur allgemeinen Erhebung gegen die Räuber- und Gauner-Herrschaft gab, weil das Volk wohl fühlen mochte, daß mit der Presse das letzte Bollwerk seiner Freiheit und Unabhängigkeit zusammenstürzen würde. Auch New-York hat neben so manchen verächtlichen Preßproducten noch seine Organe in der Presse, die der Corruption entgegenarbeiten und rücksichtslos die Betrügereien aufdecken, die an dem öffentlichen Schatze und an dem Worte Freiheit begangen werden. Nicht unerwähnt darf hier übrigens bleiben, daß der Stadtrichter Capron, freilich einer der Candidaten, die bei der letzten Wahl unterlagen, in der letzten Sitzung des Court of general sessions in Bezug auf die Wahlexcesse sprach, weil es die Tragweite derselben treffend charakterisirt. „Wenn solche grobe Mißbräuche," sagt er, „als unbedeutende Sachen angesehen werden, weil das Publicum dagegen abgestumpft ist, so kann man wohl mit jenem Römer sagen: „die Tage der Republik sind gezählt." Die Republik wird in der „Empire-City" allerdings auf weit härtere Proben gestellt, als in den mittlern und kleinern Städten, aber immer hat bis jetzt der gesunde Sinn und die ächte Bürgertugend sich in Amerika noch wie-

der Bahn gebrochen, wenn die Gefahr am größten war. New-York ist eben eine Weltstadt und nicht eine Yankeestadt oder überhaupt ein Ort, in welchem die Bürger der Majorität von Jugend auf mit den Gemeinde-Interessen verwachsen sind, sondern sie hat ein sehr wechselndes Publicum und sogar eine Bürgerschaft, die sich rascher erneuert als in irgend einer andern Stadt und zwar aus allen Theilen Europas und Nordamerikas, und jeder amerikanische Bürger, der ein Jahr in New-York lebt, hat daselbst Stimmrecht, er mag wohnen bleiben wollen oder nicht und Steuern zahlen oder nicht. Der Andrang von Leuten, welche von der Stadt nur Vortheil ziehen wollen, ist daher größer, als der, welche sich verpflichtet fühlen, für ihr Bestes zu sorgen. Dies zeigte sich kürzlich wieder recht schlagend unter den Aldermännern, welche zur Erbauung eines neuen Stadthauses einem Entwurf ihre Zustimmung gaben, dessen Ausführung der Stadt drei Millionen Dollar gekostet haben würde. Der Kostenanschlag war so übertrieben, die Betrügerei schaute so deutlich durch, daß selbst Mayor Wood nicht umhin konnte sein Veto dagegen einzulegen. Möglich, daß auch diejenigen Recht haben, welche behaupten, Mayor Wood protegire insgeheim einen andern Plan, bei dem er bessere Geschäfte mache, während die Aldermänner beim ersteren ihre Rechnung besser fänden. Wird dieser Bau so noch verschoben, so ist der eines neuen Postgebäudes desto näher bevorstehend. Der neue Präsident hat dazu einen unweit City-Hall gelegenen passenden Bauplatz, auf dem jetzt eine unter dem Namen der old brick church bekannte Kirche steht, für 450,000 Dollar angekauft. Die Wahl dieses Platzes wird von Einfluß auf die Geschäfte in der untern Stadt sein, in deren Mitte die Post jetzt sich befindet und von denen manche derselben den Schritt weiter nach der obern Stadthälfte zu nachahmen werden.

Trotz der halbanarchischen Wirthschaft in New-York bleibt es immer der Central-Punkt für einen großen Theil des gesammten Culturlebens der Union und die Stadt, in welcher so manche interessante Erscheinung der Neuzeit ihren Wirkungskreis und ihre Folie sucht. Einer dieser Gründe hatte wahrscheinlich auch die Vertreterinnen der Frauen-Emancipation veranlaßt, ihre Jahres-Convention in New-York abzuhalten. Sie waren ziemlich zahlreich versammelt und es fehlte ihnen nicht an Publicum beiderlei Geschlechts, das den beredten Damen, Lucy Stone-Blackwell, Ernestine Rose und der hochwürdigen Pastorin Brown zuhörten, aber es war deutlich zu bemerken, daß die Sympathie für diese Männinnen und ihre Ideen eine sehr schwache ist, obschon sie ihre Forderungen gegen früher beträchtlich eingeschränkt haben. Sie wollen sich vorläufig mit Erlangung des politischen Stimmrechts zufrieden geben. Diese „Kleinigkeit" würde, wenn bewilligt, allerdings den wesentlichsten Einfluß auf die Wahlen ausüben. Interessant genug und auch amüsant wäre es, das Experiment einmal zu machen, wenn es nur nicht für das Glück so vieler Familien mit zu viel Gefahr verknüpft wäre. Eines der freisinnigsten und ehrenhaftesten der hiesigen Tageblätter, die „Evening-Post", erinnerte die versammelten emancipirten Frauen daran, daß gerade in Amerika die Frauen ohnehin eine so hohe Stellung einnähmen, wie in keinem andern Lande, daß sie aber nur zu oft dadurch veranlaßt würden, sich von Pflichten zu emancipiren, die ihnen die Natur angewiesen.

Ehe ich meinen Brief schließe, lassen Sie mich Ihnen noch eine angenehme Neuigkeit aus der Mitte der deutschen Bevölkerung New-Yorks berichten. Es ist dies die längst gewünschte Gründung eines sogenannten Dispensary für mittellose Deutsche, das ist eine Anstalt, in der sich der erkrankte Arme unentgeltlich ärztlichen Rath und Medicamente holen kann. Die Anstalt ist durch die Armen-Aerzte der Deutschen Gesellschaft gegründet worden, und es ist besonders ein Verdienst der jüngern Aerzte, daß die Anstalt endlich in's Leben trat. Sie wird ihnen gute Früchte tragen.

London, im Januar.

Nachträgliches über das Weihnachtsfest. — Theatralisches. — Transportationsfragen.

Die Weihnachtszeit gibt selbst dem rußigen London ein buntes, festliches Kleid. Ueber den Thüren hängen Mistelbüsche, in den Fenstern lachen die rothen Beeren der Stechpalme, und den Laternenpfosten hat man mächtige Perrücken von wildem Lorbeer aufgesetzt, daß sie mit ihren glatten gelben Pfählen und dem niederhängenden Gezweig dastehen, wie eine Eschen-Allee. Die öffentlichen Locale, die Speisesäle und Lesezimmer, sonst kahl und kalt mit ihren nackten Wänden, mächtigen Spiegeln und handbreiten Goldrahmen, haben Leben gewonnen und ich aß manchmal wie bei einem Lauberhüttenfest. Der Tannenbaum macht in den letzten Jahren hier und da Miene, die alten britischen Weihnachts-Embleme aus dem Felde zu schlagen und ein weiteres Stück deutschen Lebens und deutscher Sitte dem merry old England einzuimpfen, aber die politische Stimmung ist gegenwärtig zu anti-deutsch, um dem german influence und seiner Personification, dem Prinzen Albert, mehr als eine gelegentliche Geltendmachung des Tannenbaumes einzuräumen.

Mit der sogenannten Coxing-night beginnt die eigentliche Weihnachtszeit mit den Weihnachtsspielen und Pantomimen in den Theatern. Einmal diese Dinge zu sehen, ist, als charakteristisch für englisches Leben, passabel interessant, aber diesem fabrikmäßig producirten Weihnachtsunsinn, dessen Kern doch immer die Verrenkungen eines Clown und die Pritschenschläge Harlequin's bleiben, immer wieder und wieder zu begegnen, ist eine Qual aber keine Lust. Dazu kommt die Gründlichkeit, die Fülle, die Ausdauer, mit der die englische Natur diese Dinge betreibt und erträgt. Vier Stunden lang Pantomime, wer kann das aushalten? Und wenn eine Grenze wäre, wenn die Weihnachtszeit diese Spiele beschlösse; aber nein, im Adelphi-Theater grassirte die letzte Weihnachts-Pantomime bis in den Mai hinein. Es hängt das zusammen mit dem totalen Verfall des englischen Theaters überhaupt, über den zu sprechen in diesem Briefe nicht Raum sein würde. Nur so viel, um nicht mißverstanden zu werden, sei mir an dieser Stelle gestattet, daß ich die Virtuosität, selbst die Kunst einzelner Schauspieler durch meine Bemerkung nicht in Zweifel gestellt haben will. Es fehlt mehr am Schauspiel, als an den Schauspielern, und

wer sich darin gefällt, die dramatischen Bestrebungen der letzten dreißig Jahre in Deutschland herabzusetzen, der gehe nach England, um sich von unserem relativen Reichthum zu überzeugen.

Das neueste Product der englischen dramatischen Muse ist nur ein allzu schlagender Beweis für diese meine Behauptung. Neue fünfactige Stücke und gar, wenn sie sich Originale nennen, sind hier eine so seltene Erscheinung, daß sie Aufsehen machen und hin und her besprochen werden, selbst wenn sie nichts taugen. Das Lyceum-Theater hat zu Anfang dieses Monats ein neues Zugstück gebracht und ein halbes Dutzend Vorstellungen desselben, wie Fühler, schon vor der Saison ausgestreckt, um danach den späteren Erfolg annähernd berechnen zu können. Das Stück heißt „der Cagot". Der Titel ist gut gewählt, denn Niemand weiß, was ein Cagot ist. Das weckt natürlich einige Neugier und man schickt sich an, die riesigen Plakate zu lesen, die Einem sagen, was ein Cagot sei. Der Cagot ist eine Art Paria, Zigeuner, Cretin, ein Unglücklicher, der unter dem Fluche der Natur und der Menschen steht. Man erwartet einen Glöckner von Notre-Dame auftreten zu sehen, der statt des Höckers einen stellvertretenden Kropf präsentirt, wir machen indeß die Bekanntschaft eines vollkommenen Gentleman aus der Ritterschule, der sich Raoul nennt und in den die schöne Eugenie so völlig ein Recht hat, sich zu verlieben, wie Meyerbeer's katholische Valentine in den hugenottischen Namensvetter des Cagot. Diesen Vergleich wähl' ich mit Absicht, da kein Zweifel ist, daß die tragische Muse Mr. Falkner's (dies ist der Name des Verfassers) zu den Füßen moderner Opernterte sitzt. Die Hugenotten haben helfen müssen und Verdi's „La Traviata", die Lieblingsoper der vorigen Saison, noch viel mehr. Der „Cagot" hat ein paar wirksame Stellen, aber wie wenig ist das, wie leicht ist es erreicht, wenn nichts Anderes beabsichtigt wird, als eben — Effect. Namentlich hat es der dramatische Dichter leicht; es gibt ein Dutzend Situationen, die immer wirken werden, die jeder Theatergänger kennt und deren eigentliche Macht in der Sache selbst und in der Gelegenheit, die sie der Kunst des Schauspielers gibt, aber ganz und gar nicht in den dichterischen Worten liegt, die eigentlich nur nebenher laufen, anstatt die Sache zu tragen. Es ist überflüssig, solche Mittel, die so sicher wie Zwiebeln wirken, an dieser Stelle aufzuzählen, genüg' es, daß der Verfasser des Cagot den allerweitesten Gebrauch davon gemacht hat. Eine haßbrütende Cagotmutter, die früher an einen Grafen verheirathet war, ein Grafensohn, der ein Cagot und ein Cagot, der ein Graf ist, ein Theaterbösewicht voll Sinnlichkeit und Tücke und ein alter de Foix, dran jeder Zoll ein Graf ist, wer kann da widerstehen? Zum Ueberfluß werden zwei Todte wieder lebendig, ja der Cagot, der im vierten Acte geköpft wird, erscheint im fünften wieder, um die schöne Eugenie zum Altar zu führen; kleine Mißverständnisse haben stattgefunden und statt des Helden, der noch gebraucht wird, hat Mr. Falkner einen Mitgefangenen unter das Beil des Henkers geschoben. Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Da haben Sie ein Saison-Stück; ich behaupte, daß es in Deutschland auf jedem guten Theater ausgepfiffen würde, hier macht es Cassе und der Dichter wird herausgerufen. Viel besser als das Stück ist ein hübsches Wortspiel, das sich mittelbar daran knüpft. Ein Mr. Stuart spielte den Bösewicht und im Grunde nur mittelmäßig. In einer Kritik hieß es, er sei „Stuart der Prätendent".

Der Tantiemen sparende Shakespeare verliert keinen Zollbreit Terrain. Mr. Kean (Princeß-Theater) und Mr. Phelps (Sadlers-Wells) leben von ihm. Ein Dritter ist hinzu getreten, der alte Mr. Cooke im Astley-Theater. Astleys (wie man gewöhnlich sagt) ist ein Circus und nachdem Richard III. ein halbes Jahr lang daselbst sein ortsangemessenes „ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd" über den Circus hingedonnert hat, haben wir jetzt Macbeth und Macduff zu Pferde und eine Viertelstunde lang mit Hieb und Stich gegen einander. Im Grunde genommen ist es nicht zum Lachen. Wir hatten eine Zeit, wo Alles zum Ballet wurde und ehe ich tanzende Blaubarts und Corsaren sehe, will ich lieber Macbeths zu Pferde sehen.— In der Politik ist Alles ruhig, man läßt Lord Palmerston und die Times sorgen und wartet auf den dritten Februar und den Zusammentritt des Parlaments. Pariser Conferenzen, Neapel und Neufchatel machen dem Engländer wenig Sorge und selbst Dinge, die ihn interessiren sollten, wie die Expedition gegen Persien, werden wenig discutirt. Wer nicht ein directes Interesse an diesen Fragen hat, für den sind sie nicht da; die politische Kannegießerei ist vielleicht nirgends so wenig im Schwunge, wie hier und der bekannte Goethesche Satz, der den deutschen Spießbürger so treffend charakterisirt, paßt ganz und gar nicht auf John Bull, der sein Geschäft betreibt und nur eifrig wird, wenn ihm die Dinge direct an Leben und Beutel gehen.

Dazu stimmt es, daß zwei Fragen durchaus localer Natur in den letzten Wochen eine besondere Aufmerksamkeit gefunden haben. Beide sind Transportationsfragen, die Transportation materiellen und moralischen Unflaths. In beiden Fragen spricht sich derselbe großstädtische Egoismus aus. Die Cloaken sollen nicht länger in der Nähe Londons oder in London selbst münden, man will sie 20 oder 40 (englische) Meilen weiter leiten, bis Erith oder Gravesend. Alle Städte unterhalb Londons sind in Furcht und Aufregung, Petition auf Petition läuft ein, aber die Times erklärt mit vieler Ruhe: es kann nicht bleiben wie es ist, und es ist besser, daß drei Gravesends und sechs Eriths leiden, als ein London. Das ist die Sprache des Egoismus, aber vielleicht eines berechtigten.

Nach demselben Grundsatz ist man drauf und dran, dem Ticket of leave-System ein für allemal ein Ende zu machen. Die Agitation ist auf der Höhe und das Parlament wird vor Allem über diese wichtige, jeden Einzelnen noch berührende Frage zu entscheiden haben. Es handelte sich zunächst nur um Aufhebung jenes Systems und um Beseitigung jener falsch angebrachten Grundsätze christlicher Milde und Bruderliebe, die jenes System in's Dasein riefen. Man wollte wieder die volle Strenge des Gesetzes und das volle Strafmaaß eintreten sehen, unbekümmert um die heuchlerische oder ehrliche Besserung des Verbrechers. Bei andauernder Discutirung der Frage indeß hat man bald einsehen gelernt, daß es nicht die Einführung eines neuen, sondern die Abschaffung eines alten Systems ist, was alle die Greuel hervorgerufen hat, unter denen man seufzt. Das Freipaß-System ist nicht das Uebel, sondern die Aufhebung der Transportation

als gewöhnliches Strafmaß. Die Ticket of leave-Männer kehren zwei, vier, höchstens sechs Jahr früher, als es ohne die Durchführung dieses Systems geschehen würde, aus ihrer Haft in die Straßen Londons zurück und ihre längere Detinirung, die bekanntlich nicht bessert, würde nur einen geringen Prozentsatz in Abzug zu bringen gestatten. Man will sie aber ganz los sein. Man erklärt frank und frei, daß man nicht Lust habe, mit entlassenen Verbrechern und wenn sie inzwischen zu Tugendhelden geworden wären, irgendwie zu experimentiren, so lange noch ehrliche Arbeitskräfte vorhanden seien, ja man erklärt es als eine Beeinträchtigung des ehrlichen Mannes, wenn man ihn im Stich läßt, vielleicht dadurch zum Verbrechen treibt, um sentimentales Mitleid gegen eine immer zweifelhafte Besserung zu zeigen. Die früheren Colonial-Verhältnisse Englands haben das Land verwöhnt und es weigert sich jetzt, die Last zu tragen, die andere Länder seit lange getragen haben und voraussichtlich in alle Zukunft tragen werden. „Transportation" ist das Losungswort aller Parteien, mit Ausnahme jener Hand voll Philanthropen, an deren Spitze der übrigens vortreffliche und selbst von seinen Gegnern gewürdigte Lord Shaftesbury steht. Der Ausgang des parlamentarischen Kampfes kann nicht zweifelhaft sein und die (celtischen) Hebriden oder die Sandwichsinseln mögen sich der angelsächsischen Civilisation freuen, die ihnen bevorsteht.

München, im Januar.

Die Vorlesungen im v. Liebig'schen Laboratorium in München über verschiedene Materien der Wissenschaft.

I. Dr. Sybel: Ueber das Verhältniß der ersten Christen zu Staat und Gesellschaft im römischen Reiche.

Es war im Winter des Jahres 1853, als einige hier lebende Gelehrte auf Anregung ihrer Freunde den Plan faßten, ihren Bekannten kurze Vorträge über einzelne Gegenstände aus verschiedenen Gebieten der Wissenschaft zu halten.

Obwohl gleichzeitig Prinz Carneval mit rauschender Musik und tollem Mummenschanze verführerisch lockte, fand das neue Unternehmen regste Theilnahme, welche von Jahr zu Jahr wuchs, so daß später trotz des geräumigen Hörsaales kaum der Hälfte der sich Meldenden Eintrittskarten verabfolgt werden konnten.

Das heurige besonders umfangsreiche Programm stellt achtzehn wissenschaftliche Vorträge — je zwei in einer Woche — in Aussicht; trotz dieser ansehnlichen Zahl vermissen wir ungerne in demselben einige Männer, deren Name in allen deutschen Gauen sich des besten Klanges erfreuen, und die in den Vorjahren freundlichst bestrebt waren, die ernsten Tiefen ihrer Wissenschaft den Zuhörern zu erschließen und faßlich zu machen.

Das neuerbaute chemische Laboratorium des Freih. von Liebig, — welches mit den sich amphiteatralisch erhebenden Sitzreihen, seiner geschmackvollen Ausschmückung und den im Hintergrunde aufgestellten Apparaten eine würdige Halle der Wissenschaft genannt werden darf, — ist lange vor der festgesetzten Stunde in bunter Menge von Herren und Damen dicht gefüllt, welche begierig den belehrenden Spenden entgegensehen, die in diesem Winter so zahlreich geboten werden sollen.

Dem unruhigen Zuströmen, dem Plaudern und Grüßen ist lautlose, feierliche Stille gefolgt.

Freiherr von Liebig eröffnet in diesem Augenblicke mit einigen Willkommensworten den heurigen Cyclus.

Der große Chemiker wird — an seine Vorträge der Vorjahre sich anlehnend — in acht Stunden die Fundamentalsätze der organischen Chemie erörtern und hiebei die einzelnen Behauptungen durch Experimente und Erläuterungen erhärten.

Da dem großen Leserkreise zum Verständnisse fraglicher Materie die Vorführung der Experimente und genaue Wiederholung der auf wissenschaftlicher Basis ruhenden Erläuterungen fast unerläßlich nöthig sein würde, glauben wir uns bezüglich der Liebig'schen Vorträge auf gegenwärtige Notiz beschränken zu sollen.

Der jüngst gewonnene Professor Dr. Sybel, welchem neben einem oratorisch vollendeten Vortrage eine ebenso blühende als kräftige Diction zur Seite steht, sprach in der folgenden Stunde „über das Verhältniß der ersten Christen zu Staat und Gesellschaft im römischen Reiche."

Der Inhalt der Vorlesung ist im Wesentlichen folgender:

Rom, dessen Macht mit Unterjochung der italischen Nachbarstaaten begonnen, unterwarf sich allmählig den ganzen damals bekannten Erdkreis; die Länder des Mittelmeeres — Italien, Südfrankreich, Spanien, Portugal — wurden römische Provinzen; England Süddeutschland, Oesterreich, die weiten Gebiete bis zum schwarzen Meer waren ihm dienstbar; sein Scepter erstreckte sich über das südöstliche Asien und über die langgedehnte Küste Nordafrikas. Roms Herrschaft galt damals gleichbedeutend mit der Herrschaft über die Welt.

Die Beute dreier Welttheile und deren reiche Schätze wurden nach der Hauptstadt geschleppt, wo Siegestrunkenheit und Schlemmerei die frühere Sitteneinfachheit längst verdrängt hatten, und die übermüthigen Cäsaren in Blasirtheit und üppiger Sinneslust am eigenen und der Nation Verfall arbeiteten. Jene geistige wie körperliche Erschlaffung war nicht im Gefolge einzelner Herrscher, welche uns die Geschichte als besonders sittenlos schildert, sie hatten sich heimisch gemacht in der tonangebenden, höhern Gesellschaft, die, versunken in einen Pfuhl von Schandthaten, vor keinem Laster erröthete; galt es ja damals als ein Zeichen wahrer Weltbildung unverheirathet und als Frau kinderlos zu sein! Jene Frivolität wirkte aber auch auf die übrigen Classen Roms ansteckend. Der Feldbauer wollte nicht mehr auf dem Lande bleiben und seinen Acker bestellen, es zog ihn nach dem Genusse der Metropole, er wollte sich am Kampfspiel und Schaustellung ergötzen, während Zinsleute lässig das Feld pflügten. Der Handwerker, ein bei den Griechen wie Römern ohnehin gering geachteter Stand — ging völlig zu Grunde, weil die Reichen Alles von ihren vorzüglichsten Hausthieren den Sclaven anfertigen ließen; die ohnedies übel gehegte Industrie gerieth in raschen Verfall; der Handel stockte, er war passiv; d. h. er kaufte aus fernen Ländern Luxusgegenstände, allein er schuf keine neuen Werthe; die Ausfuhr

hatte wegen Mangels der Production aufgehört; es fehlte daher an Geldzufluß aus den Provinzen. Die so entnervten Römer trugen auch minder Lust zum Kriegsdienst; schwere Summen wanderten daher häufig zu den unterworfenen Nationen, um sie durch diesen Tribut bei Ruhe zu erhalten; blonde Germanen, gelbe Araber, braune Nubier bildeten von da die Wachen und Heersäulen Roms. Die beträchtlichen Geldausfuhren, welchen kein Geldimport das Gleichgewicht halten konnte, erzeugten Mangel an Baargold; der Staat bezahlte seine Beamten und Krieger mit Getreide oder Waaren, und so kehrte man mitten in jener Ueberfeinerung nothgedrungen zum Uranfange der Nationalwirthschaft, dem Tauschhandel zurück.

In der gedachten Periode tritt auch zum erstenmale in der Geschichte der bisher unbekannte Begriff „Pöbel" auf, jene schmutzige, aus Selbstverschulden arme und träge Masse, von der sich der Reiche nur mit eklem Abscheu wegwandte, obwohl seine verschwenderische Prachtliebe es gewesen, welche diese trüben Massen erzeugte! dieses Proletariat, jeder Arbeit abhold, zog hungernd und lungernd durch Roms Straßen und der Staat war genöthigt, dasselbe aus öffentlichen Mitteln zu erhalten und durch Spiele zu zerstreuen, damit nicht ihr verhaltenes Murren zu ernstern Dingen emporwachse.

Auch die Landschaft bot kein erquickenderes Bild als die Nation. Die Felder lagen brach, der Boden entbehrte der Pflege, manche bevölkerte Striche verödeten, und die Schweiz hieß bei den Geographen die „helvetische Einöde".

Es ist eine grauenhafte, einzig dastehende Erscheinung in der Historie, dieses selbstverschuldete, unaufhaltsame Hinsiechen eines Volkes, welches damals die bekannte Welt unter seinem Nacken gebeugt hatte.

Dieses ethische und politische Herabsinken blieb nicht unerkannt, aber der Nation gebrach es an jeder Kraft sich emporzuraffen. Der sittliche Verfall äußerte auch im Religiösen seine Wirkung, über die höchsten Fragen auf diesem Gebiete setzte man sich kurz mit der Behauptung hinweg, der momentane Genuß bleibe die Hauptsache, da es ein Jenseits und Götter doch nicht gebe, und im nächsten Momente opferte man ängstlich all' diesen Göttern, da sie eben doch existiren und mächtig und schädlich sein könnten; oder man verlor sich weibisch im crassesten Aberglauben; so fand ein gewisser Aristeas, der als Mensch gestorben und als Appollo erstanden sein wollte, neben vielen Abenteurern ungeheuern Zulauf. Obwohl der ächte Römer Juda haßte, nahm doch Mancher jüdische Dogmen an, es könnte ja der vielbesprochene Jehovah eine starke und gefährliche Gottheit sein.

In dieser schaurigen Zeit der höchsten Sinneslust und des tiefsten Verfalles wandten sich Manche mit scheuen Blicken vom wüsten Treiben Roms, es schmerzte sie, wie das ganze Volk seinen Glauben in den Koth trat und dem Laster fröhnte, der Eine oder Andere im weiten Reiche blickte vertrauensvoll nach oben. Gott läßt den festvertrauenden Menschen nicht sinken, er läßt sich da, wo's am Nöthigsten, auch hülfreich finden. Da verbreitete sich über die nach Wiederbelebung dürstenden Lande die sagenhafte Kunde, es gäbe ein Mittel dieselbe zu gewinnen — auf der Basis der Religion. Das (menschlich gesprochen) in seinen Folgen gewaltigste Ereigniß der Geschichte war eingetreten — die Geburt des Erlösers ....

Dogma, Cultur, Verfassung der ersten Christengemeinden dürfen um so mehr als bekannt vorausgesetzt werden, da sämmtliche christliche Confessionen diese Periode als Grundlage ihres Systems bezeichnen. Es bildet auch nicht diese Seite der neuen Lehre der Gegenstand unserer Betrachtung, dieselbe weist vielmehr beim Verhältnisse der ersten Christen „zum Staat und der Gesellschaft". Die Periode der Betrachtung ist das Jahr 100 bis etwa 300 nach Christus. Ein Zeitabschnitt, in dem eine rasch wachsende, gottbegeisterte Schaar dem morschen Staatsgebäude des stolzen Roms entgegentrat; eine Schaar, welche im vierten Jahrhundert ihre Grundsätze siegreich an die Stelle des römischen Staats- und Privatlebens setzte.

Die junge Lehre fand keinen Eingang in glänzenden Palästen und bei den Gelagen der Reichen. Dienstleute, Handwerker, Arme, Frauen, Kinder bildeten deren vornehmliche Bekenner. Diesen gedrückten Menschen lehrte das Christenthum das Gold zu verachten, die Feinde zu lieben und bei ihrem Herrn gehorsam auszuharren, dagegen verlangte man von Letzterem, daß er sein Gesinde als Brüder betrachte, sein Vermögen mit ihnen theile; ein Begehren, das anfänglich in den höhern Kreisen nur Lächeln oder Heiterkeit erregte.

Wie im Privatleben so auch im öffentlichen bildeten die neuen Ideen den schneidensten Contrast zu den römischen Principien. Gegenüber dem Staatsleben verhielt sich die junge Schaar ganz passiv; sie negirte ein solches überhaupt, nicht bloß das römisch-heidnische, sondern jedes.

Durchdrungen von ihrem Glauben, begeistert für die Wahrheiten ihrer Lehre, getragen vom Gedanken, allein Kinder Gottes zu sein und mit Gott im engsten Verkehre zu leben, wandten sie ihr Auge vom lasterhaften Rom nach dem Himmel, den sie als ihre eigentliche Heimath betrachteten. Ihre Gedanken waren stets nach Oben gerichtet und Alles stand in unmittelbarstem Zusammenhange mit Gott, ihrem himmlischen Vater. — Gott war es, der dem Einen die Gabe des Wortes, dem Andern des Rathes verlieh, Gott war es, der ihre Kranken heilte, ihre Todten erweckte, die Sünder bekehrte, die Gläubigen waren durch Engel beschützt, welche beim Gottesdienste die Gemeinde umschwebten.

Die Beziehungen zum Jenseits absorbirten all' ihre Gedanken .... Ihre Lehre der Feindesliebe und christlichen Duldung war mit dem Kriegshandwerke im grellsten Widerstreite, und da man die Christen gleich den andern Unterthanen aushob, so zogen viele das Märtyrerthum dem Kriegsdienste vor. Die Strafrechtspflege mit ihren düstern Kerkern, ihren Folterwerkzeugen und Todesstrafen war mit dem Gebot Du sollst nicht tödten und der christlichen Milde unvereinbar. Die Bruderliebe bildete zu dem Sclaventhum einen unlöslichen Contrast; das Steuerwesen, die Zinserhebungen und der das politische Leben durchdringende heidnische Cultus erhöhten die angenommene Passivität.

Die ersten Christen waren (um menschlich zu

reden) zu den strengen Sitten der alten Römer zurückgekehrt, zu den ächten Bürgertugenden; sie wollten ihre reinen Hände nicht besudeln mit dem Schlamme, der allen Zweigen des Staatsorganismus anklebte. Auch die Feste, aus dem heidnischen Cultus hervorgegangen, waren ihnen ein Gräuel; die Künstler, welche Götterbilder schnitzten, Tempelgeräthe verfertigten, selbst jene, welche die Götzentempel nur betraten, waren nach ihrem Dafürhalten rettungslos — Kinder der Hölle.

Dies oppositionelle Verhalten der frühsten christlichen Bekenner wider das Staatsleben fand mächtige Nahrung in dem zu jener Periode vielverbreiteten, festgewurzelten Glauben an das tausendjährige Reich und dessen Nahen. Man wähnte am Ende dieser Tage werde Christus mit seinen Getreuen herniedersteigen, das tausendjährige Reich gründen, die ganze Erde in eine von ihm geleitete Gemeinde umwandeln, und Liebe und Eintracht als die Pfeiler dieses Reiches erklären.

Diese Epoche dachte man sich damals als nahe bevorstehend, und hielt es deshalb nicht mehr der Mühe werth, sich noch um weltliche Institutionen zu kümmern; später glaubte man, mit dem Tode des letzten Cäsaren komme das Weltende, aber auch dieser Zeitpunkt sei nicht zu ferne. Im Einklange mit dieser Anschauung schreibt Origines, daß der Römer Herrschaft währen werde bis an's Ende unserer Tage. — Der Gelehrte Celsus bemerkt in schaler Blasirtheit jener Zeit gegen das neue Dogma: die Wahrheit der Behauptungen der neuen Lehre seien ja gar nicht erwiesen, und was von derselben zu halten, das bezeugten am schlagendsten deren Schüler: gemeine, bildungslose Leute, Sclaven, Weiber, während doch die eigentliche Wahrheit nur von Wenigen, nämlich den geistig Gebildetsten erkannt zu werden vermöge. Mit gutem Rechte erwiedert hierauf genannter Kirchenvater — ein Hauptstreiter an der Wiege des Christenthums —: Man brauche keine Beweisführung, die Folgen der Lehre sprächen beredt genug; dieselbe hätte mehr geleistet als alle philosophischen Systeme der Heiden; und ebenso wahr als triumphirend ruft derselbe Origines: Sehet zu, die Schlechtesten von uns sind immer noch besser als die Vorzüglichsten unter ihnen (den Heiden)! Lucian, ein bekannter Satyriker des spätern Roms schildert die Christen als werkthätig und gedenkt ihres Gemeinsinns; wenn es sich um eine ihre Religion betreffende Angelegenheit handelt, — fährt er fort — sind sie rührig und laufen unter einander wie ein aufgestörter Ameisenhaufen; der Erde abgewandt sind sie thörichte Leute, Schwärmer, die sich von jedem Betrüger täuschen lassen. Aber allmählig graute det Tag, an dem jene thörichten Schwärmer ihr siegreiches Banner auf die schwanken Trümmer der römischen Staatsklugheit pflanzten; und die schnöden Fabeln, daß die Christen Kinder backen und verzehren, daß sie bachantische Orgien halten, einen Gott mit Eselskopf und Pferdefüßen verehren und dergleichen fanden allmählig wenig Gehör und noch weniger Glauben.

Während das alte Rom siech und krank zusammenbrach, erstarkte das anfangs kleine Häuflein der ersten Christen immer mehr und mehr... Endlich war der Tag gekommen an dem der alte Kaiser selbst (Constantin) Christ geworden.

Diese Ereignisse hatten die consequente Passivität gegenüber dem Staatsleben unmöglich gemacht; war ja der Staat als solcher ein christlicher geworden, und bedurfte auch dieser immer noch der Criminaljustiz, der Steuererhebung, des Zinsfußes und der Kriegsschaaren!

War beim Beginne des Christenthumes eine gottbegeisterte Bekennerschaar nothwendig, die mit ihrem Glaubensmuthe, ihrer Willenskraft und Duldung den Scepter dem in mürrisches Greisenalter versunkenen Rom entwand, so waren jetzt neue Kräfte und weitere Mittel geboten, um den auf christlicher Basis neu gestalteten Staat und eine sichere Lebensfähigkeit für ferne Zukunft zu wahren. Das sich vom Westen bald loslösende Byzanz, dem es an jener stählenden, fortbelebenden Kraft gebrach, — ist der deutlichste Beleg. Ohne Lebensfülle erstarrten bald alle staatlichen Organismen; es bedurfte nur eines festen Anprallens der Türken, um jene verdorrte Mumie vom byzantinischen Throne herabzustoßen. —

Dasselbe Jahrhundert, welches die Geburt Christi sah, sah auch die Germanen an Italiens Grenzmarke; jene Germanen, welche uns Tacitus in seinen Geschichtsbüchern mit so meisterhaftem Griffel gezeichnet hat. Unsere urkräftigen Voreltern dienten einem einfachen Naturcultus. Wodan (den Gott der Kraft und Macht) als ihren Allvater hoch verehrend, hielten sie in Hainen, in Waldesdunkel und an murmelnder Quelle ihre Andacht; an diesen heiligen Orten thronten auch ihre Götter, welche ihnen zu groß dünkten, als daß sie eines Tempels Raum zu fassen vermöchte.

Welch ungeheurer Gegensatz zwischen den Römern dieser Periode und den nun auftretenden Germanen!.... Hier ein kräftiges, jugendlich blühendes Volk, dort eine schwächliche, entnervte Nation; — hier Sittenreinheit, gepaart mit ursprünglicher Rohheit, dort moralisches Siechthum und schwelgender Luxus; — hier tiefste Unwissenheit vereint mit Wissensdrang, dort eine geistig vollendete Cultur; — hier starke Arme für's Schwerdt, wie die Pflugschaar, dort ein Land, dürstend nach Manneskraft; hier das ahnungsvolle Gefühl einer großen Zukunft, dort das öde Bewußtsein des Dahinwelkens! Und nun kamen diese riesigen Natursöhne über die Alpen gezogen, voll Hoffnung, voll Thatkraft; kühn ausführend, was ihre Brüder dunkel angestrebt, sicher im Gefühl des Sieges. — Ihre Ahnung hat sich erfüllt, ihr Mannesmuth sich erprobt — die Germanen wurden die frohen Erben des zerfallenden Roms....

Unsere Ahnen haben die ihnen von der Vorsehung gestellte hohe Aufgabe durch lange Jahrhunderte würdig gelöst; geistig und physisch rege bleiben sie die Hauptträger der christlichen Idee, als die Nachbaren im Osten längst verklungen waren.

Es liegt aber auch — wohl unbestritten — vor allen Völkern in des Deutschen Wesen neben des Körpers Arbeit, dem Ringen des Geistes und den Mühen des Lebens stets einen gläubig-frommen Blick nach Oben zu senden!

Berlin, im Januar.

Die Börse. — Gebäudesteuer. — Sonntagsfeier. — Theater. — Literatur.

In manchen Schulen ist es Sitte, daß die körperlichen Züchtigungen für muthwillige Streiche nicht unmittelbar nach vollbrachter That, sondern erst am Sonnabend nach Beendigung der Lectionen um zwölf Uhr vollstreckt werden. Die im Laufe der Woche verurtheilten Missethäter genießen deshalb ihr jugendliches Leben sechs Tage lang mit verzweiflungsvoller Selbstvergessenheit und kommen erst zur Besinnung, wenn der Zahltag heranrückt und sie einer nach dem andern über die Bank gelegt werden. Wenn man für große Dinge ein kleines Bild anwenden darf — und die Rhetorik gestattet der Laune dergleichen Freiheiten — so ist auch in der berühmten Börsenanstalt von Berlin in diesem Januar der Zahltag für jene leichtsinnigen und unbedachtsamen Schüler herangerückt, welche im vorigen Jahre so viele Streiche mit Zeichnungen großer Summen für Creditinstitute verübt haben. Sie müssen jetzt Alle an die Bank treten und mit großen Schmerzen für jene üppigen Agiogenüsse büßen, die längst den Weg alles Fleisches und Geldes gegangen sind. Wenn man aber von der Unzahl der Wechselprocesse hört, welche täglich auf dem Stadtgericht vorkommen, so möchte man glauben, daß die Sünder nur mit erheblichem Widerstreben die Lust des Augenblickes mit baarem Gelde zu sühnen bereit sind. Das neue Jahr begann unter dem Druck eines schweren Gewölkes von außerordentlichen Geldverpflichtungen und die jetzt leidlich beschwichtigte Neufchateller Affaire trug auch nicht wenig dazu bei, das Espenlaub der Börsenleute in fortwährendem Zittern zu erhalten. Man beruhigte sich indessen bei dem Gedanken, daß die in Masse eingezahlten Gelder nothwendiger Weise sich rasch wieder dem Verkehr zuwenden würden und hoffte auf die Auszahlung der bedeutenden Zinsen und Dividenden aller Institute, als das geeignetste Mittel, die Windstille des Geldmarktes zu beleben. Die Totalität der Geldwelt besitzt aber eine sehr weichliche Constitution, wie ein hysterisches Frauenzimmer ist sie von jedem Lufthauch abhängig und leidet an plötzlich aufspringenden verdrießlichen und krankhaften Stimmungen, mit denen sie sich selbst und ihrer zärtlich besorgten Umgebung das Leben gründlich verbittert. Der vom Finanzminister den Kammern vorgelegte Gesetzentwurf der künftigen Gebäudesteuer brachte von Neuem eine ungemeine Aufregung hervor. Doch beschränkte sich diese nicht allein auf die eigentlich wohlhabenden Sphären, sondern Jeder fühlte sich auf das Schmerzlichste an seinem Geldbeutel getroffen. Die Wohnungsklingeln der Berliner Häuser werden von jetzt an mit besonders starken Drähten versehen werden müssen, wenn sie den handfesten Griffen der sich alljährlich vermehrenden, die Steuern einkassirenden Beamten widerstehen sollen. Zweimal in jedem Vierteljahre erscheint der Erzengel der Miethssteuer und erhebt ungefähr den Zehnten des Zinses für jedes Quartier, vierteljährlich tritt, wenn man nicht Lust hat, einen Vormittag als Antichambrirender auf dem Steuerbureau zuzubringen, der Executionsseraph mit süßlicher Miene in das Zimmer und cassirt die erhöhete Einkommensteuer ein und selbst wenn wir nach einer erheiternden Spazierfahrt durch das Stadtthor traben, erinnert uns der nach einem etwaigen Mehlsack oder einem Schinken in unserm Halbwagen schielende Accisecherub an den ganz vergessenen Umstand, daß wir von jedem Bissen zur Ernährung unseres sterblichen Leibes nicht unerhebliche Procente zur Erhaltung des lieben Vaterlandes hergeben. Vom Jahre 1858 an wird sich zu diesen ehrenwerthen Staatsbürgern noch die Civilpersönlichkeit unseres Hauswirthes gesellen und uns von jedem Hundert unserer Miethe fünf Procent zur Deckung der von ihm geforderten Gebäudesteuer abnehmen. Einsichtige Personen, welche mehrere Häuser in der Stadt besitzen und sich die neue Steuer auf tausend Thaler und darüber berechnen, sind deshalb auf den Gedanken gekommen, es verlohne nicht mehr der Mühe, Eigenthümer in der Residenz zu sein und sein Geld auf Hausbauten anzulegen; es sei angenehmer und einträglicher, Rittergutsbesitzer zu werden und für sein stattliches Schloß nie mehr als höchstens fünf und zwanzig Thaler bezahlen zu dürfen. Die in dieser parlamentarischen Saison in der Kammer bevorstehenden Debatten über besagte Steuer werden voraussichtlich sich eines ungewöhnlich zahlreichen Besuchs seitens der Berliner zu erfreuen haben.

Schon die kurzen Erörterungen über die Opposition jener rheinischen Musikanten gegen die strenge Handhabung der Sonntagsfeier und die Beschränkung der Tanzvergnügungen erregten lebhafte Theilnahme, obwohl bei uns die Sonntagsfeier bis jetzt in officieller Hinsicht in wenig mehr besteht, als in dem Verbot, während der Kirchenzeit die Läden zu öffnen, vor einem Gotteshause, so lange die Predigt dauert, im Trabe vorüber zu fahren und der Nothwendigkeit, auf den Empfang der Briefe bis zum nächsten Morgen warten zu müssen. Der ganze moderne Zuschnitt des deutschen Lebens in einer großen Stadt erträgt nicht den Stempel der englischen Sonntagsfeier und selbst eine tausendmal strengere Ueberwachung würde nicht die zahllosen kleinen Listen verhindern, mit welchen die polizeilichen Anordnungen umgangen werden. Hier ist zwar der Laden nach der Straße zu geschlossen, aber die Flurthür steht dem Einkäufer gastlich offen und der Laden ist natürlich mit den Leuten gefüllt, welche erst spät am Sonnabend ihr Wochenlohn erhalten haben, dort ist zwar das Schaufenster hermetisch verhüllt, allein nur mit einer Gardine, welche in ellenlangen Buchstaben die genaueste Auskunft über das Geschäft enthält, jener Weinkeller steht von der Straße wie das verfallene Grabmal eines Pharaonen aus, aber drinnen sitzen zwanzig Zecher um den runden Tisch und ein halbes Dutzend ist so eben über die Hoftreppe dazugekommen; in den Gewohnheiten und langjährigen Sitten des bürgerlichen Lebens läßt sich nur mit Schwierigkeit jedes auf Abstraction gegründete Gebot durchsetzen. Neben der bestehenden Beschränkung der ländlichen Tanzübungen — wir würden in vielen Stadtgegenden uns ruhigerer Nächte erfreuen, wenn die Polizei ernsthaft diesem Prostitutionsunfug zu Leibe gehen wollte — ging auch ein seltsames Gerücht über die Absicht um, sämmtliche Theater am Sonntag zu schließen, oder aber nach einer anderen milderen Lesart auf moralisch ernsthafte und religiös gefärbte Stücke zu beschränken. Die kleinen Bühnen,

welche von dem zahlreichen Sonntagsbesuch existiren und in der Woche den Einstedeleien frommer Büßer gleichen, machten schon mit thränendem Auge ihre Testamente, als sich ergab, daß diesmal nur, wie in manchen anderen politischen Dingen auf die Trommel geschlagen worden und der Ausfall so groß sei, daß selbst das große königliche Institut um achtzigtausend Thaler jährlich in seiner Einnahme verkürzt werde. In einer Zeit, die wieder zur Erhöhung des Salzmonopols greift und die wenigen hunderttausend Thaler der Zeitungssteuer mit Vergnügen in Empfang nimmt, sind aber achtzigtausend Thaler eine Summe, um deren Erhaltung man selbst einer Sonntagsfeier einigen Schaden zufügt. Der beschützte Ruhetag läßt sich auf eine andere Weise entschädigen und da man nach der Sabbaththeorie der Juden eingesehen hat, daß der Sonntag eigentlich schon am Sonnabend um sechs Uhr Abends anfängt und nach vier und zwanzig Stunden endet, hat man den Theatern Pardon gegeben und dafür die berühmten Subscriptionsbälle im Opernhause vom Sonnabend auf den Donnerstag verlegt. Ob aber diese Aenderung einen erheblichen Zuwachs zum Kirchenbesuche verschäffen wird, möchte man aus dem einfachen Grunde bezweifeln, weil die Hälfte der Subscribenten aus dem eleganten mosaischen Berlin zusammengesetzt ist.

In theatralischen Dingen hat besonders die königliche Bühne eine außerordentliche Regsamkeit bewiesen, trotzdem eine Menge Unfälle und Intriguen unter dem weiblichen Personal dem Repertoir Hindernisse in den Weg legten. Von Brachvogel ist ein neues Stück aufgeführt und von den Theaterfreunden mit großer Theilnahme empfangen worden. „Adalbert vom Babanberge" ist eine Rittertragödie mit allem Apparat, der dem deutschen Romanleser geläufiger ist, als dem Theaterbesucher. Der Hauptcharakter fließt von einem überschwänglichen Menschenvertrauen über und der Dichter hat ihn in dieser verderbten und argwöhnischen Epoche offenbar der Gefahr ausgesetzt, für etwas beschränkten Geistes gehalten zu werden. Offenbar liegen die Vorzüge dieser Dichtung auch mehr in sinnreich erfundenen Einzelheiten, in gemüthlichen lyrischen Wendungen und manchen geistvollen Pointen; das Ganze läßt die tiefe Wirkung des Narziß vermissen und das Publicum rechnet dem Dichter offenbar das Vergnügen, welches ihm jene Dichtung bereitet, als Entschuldigungsgrund für viele Schwächen der neueren Arbeit an. Am meisten verargt die Kritik Herrn Brachvogel die künstlich angeklebten, nicht aus dem Wesen der Sache und der organischen Entwicklung der Motive hervorgegangenen Effecte, deren jeder Act einen oder mehrere bringt, nächstdem aber die Ausstattung der alterthümlichen Figur des Schutzjuden Gogol durch eine Menge dem heutigen Judenthum entlehnter Ansichten und pikanter Schlagwörter, in welcher man einen Appell an die zahlreichsten Besucher der ersten Theatervorstellungen neuer Dramen sehen wollte. Mehr wahren Antheil erwarb sich Frau Birch-Pfeiffer durch ihre geschickte Bearbeitung der anmuthigen Novelle „la petite Fadette" von Georges Sand. Sie hat ihr Stück „die Grille" genannt und damit schon vier, mit dem größten Wohlgefallen aufgenommene Vorstellungen erreicht, als plötzlich durch die fast lebensgefährliche Erkrankung der Darstellerin der Titelrolle, Frau Formes, eine Unterbrechung eintrat, welche von den Schaulustigen bitter beklagt wird. So energische Anläufe auch die Kritik gegen diese Theaterschriftstellerin unternommen hat und so wohlbegründet in theoretischer Hinsicht auch ihre Ausstellungen sein mögen; es ist ihr nicht gelungen, die alte Senatorin des Berliner Volksschauspieles im besseren Sinne, von ihrem kuruli schen Sessel herabzustoßen, selbst die gegenwärtige Theaterintendantur, die ihr weniger theoretisch streng, als praktisch wirksam mehrere Jahre lang förmliche Theaterferien ertheilt hatte, scheint sich vor der Popularität der alten Dame gebeugt und mit ihr einen Compromiß geschlossen zu haben. Eine ganze Reihe älterer Schauspiele, zum Theil mit erwarteten Gästen, soll neueinstudirt und die Birch'sche Hegemonie über alle anderen Theaterdichter, wie unter dem Scepter des Herrn von Küstner abermals hergestellt werden. Für den kühlen Beobachter ihrer Erfolge ist ihre Taktik, im Entwurfe der Stücke, wie in der logischen Behandlung der Fassungskraft der Menge entgegenzukommen, der interessanteste Punkt. Man thäte ihr als poetischem Talent Unrecht, wollte man annehmen, so mancher zart und tief angelegter psychologischer Moment der vielen, von ihr theatralisch zubereiteten Romane sei ihr bei der Lectüre entgangen, oder sie fürchte, ihn nicht in der derberen Handthierung der Bretter verwirklichen zu können, nur die Rücksichten auf die allgemeinste Verständlichkeit haben auf den Geist dieser geschickten und federfertigen Frau Einfluß. Eine langjährige Praxis hat sie gelehrt, daß man die Scene nicht zu tief in die Gemüther der Menschen dringen lassen dürfe, daß die Geister eines bequemen Auditoriums nichts mehr hassen, als ungewöhnliche Anstrengungen, seltsame Combinationen und eigene Gedankenarbeit. Sie verdünnt daher mit dem ihr eigenthümlichen prosaischen Fluidum alle Romanstoffe, welche sie wählt und rückt sie der Gewöhnlichkeit des heutigen Lebens, der Plattheit der Mehrzahl und der Liebe zur holden Mittelmäßigkeit des Daseins nach und nach näher. So weit auseinander in Weltanschauung, Charakteristik und dichterischer Phantasie auch die von ihr gewählten Romane liegen mögen, von ihrem Pulte aus treten sie wohlfrisirt, in einer anständig bürgerlichen Tracht, mit angenehmen Gesichtern und hübschen Manieren, liebenswürdig und etwas flach unterhaltend auf die Bretter, und erinnern sich nach dieser Seelenwanderung nicht mehr der großen Angelegenheiten ihrer früheren Romanexistenz.

Capellmeister Dorn's komische, nach französischen Mustern gearbeitete Oper „ein Tag in Rußland", hat nur drei Vorstellungen erlebt. Der Componist hat sich, durch diese üble Erfahrung gewitzigt, bewegen lassen, die Oper zurückzuziehen und sie gehörig umzuarbeiten. Der dritte, eigentlich überflüssige Balletact soll mit dem zweiten Acte verbunden werden, aller Ueberfluß von nichtssagenden Nummern fallen und die breite recitativische Textbehandlung einem leichten anspruchlosen Dialog weichen. Man hofft durch dieses Verfahren die Oper für andere deutsche Bühnen zu retten. Der auffallende Unwillen des Publicums, der sich weniger in der Presse, als im Stadtgespräch Luft machte, und in die bittersten Klagen über die auffallende Vernachlässigung neuer Opern ausbrach, ist die Ursache gewesen, daß man sich endlich entschlossen hat, nicht

länger die bisherige Entziehungscur fortzusetzen. Man wird deshalb den Torvatore von Verdi zum Frühjahr einstudiren und bei dieser Gelegenheit einen Tenoristen Wolff aus Wien als neu engagirt dem Publicum vorstellen.

Unsere kleineren Bühnen leben nur von zufälligen Treffern, denn weder ihr Repertoir, noch die Sterne, welche auf ihren Brettern erscheinen, üben auf die Zuschauer einen dauernden Reiz aus. Unter diesen Umständen ist es für das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater ein wahrer Segen, daß etwa alle sechs Wochen einmal die unvermeidliche Pepita im Berliner Weichbilde erscheint und wieder den Segen Californiens in der leeren Casse verbreitet. Durch die Verhaftung ihres Directors und die merkwürdige Regie des Herrn Ascher ist diese Bühne so heruntergekommen, daß sie eigentlich nur noch von Gästen lebt. Pepita ist ihr Mädchen in der Fremde und Berlin glücklicher Weise so voll von närrischen und gelangweilten Leuten, daß sie sich an der Spanierin nie satt sehen können. In der Königstadt wird ein von Jerrmann geschickt und bühnengerecht bearbeitetes Stück „die Armen von Paris" fast täglich wiederholt.

Auf dem Berliner Büchermarkte sieht es kläglich genug aus. Die Trompetenstöße in den Zeitungen um die Weihnachtszeit, welche von gewissen Verlegern, zu Gunsten ihrer verschimmelten Literatur täglich ausgestoßen wurden, sind einer Grabesstille gewichen und die reellen und bedeutenden Geschäfte gewinnen nach und nach wieder im Stillen die Oberhand. Es ist wohl keine Uebertreibung, wenn wir behaupten, daß an keinem Orte der Welt, elende Bücher mit gleicher Unverschämtheit unter den geschmacklosesten Formen ausgeboten und gute Werke mit größerer Nachlässigkeit übergangen werden, als in Berlin. Erbärmliche, aus Uebersetzungen und Original-Zeitschriften entlehnte Artikel, mit Scheere und Kleister zusammengestoppelte Blätter werden von dreisten Geschäftsleuten als die Quintessenz der Literatur in riesengroßen Inseraten empfohlen. Für Kochbücher, Kinderschriften, Würfelspiele, schlechte Gedichte und Gesellschaftsdeclamatorien melden sich in „Eingesandtes" begeisterte Privatleute, die mit wunderbarer Hingebung für den Vortheil des Verlegers auftreten und seine Werke unter die Wunder der antiken Welt rechnen. Natürlich kann der geachtete Buchhandel seinen Verlag nicht mit eigenen prahlerischen Federn ausposaunen und die wirklich lesenswerthen Bücher bleiben deshalb in der Weihnachtszeit auf dem Repositorium liegen, während die leichtgläubige Welt den Maculaturunfug jener Abenteurer mit Begierde aufkauft.

Von werthvollen Werken nennen wir die „französische Literaturgeschichte bis zur französischen Revolution", eine äußerst gediegene Arbeit des talentvollen Arndt. So viele einzelne Daguerreotypbilder aus jener interessanten Zeit auch unterrichteten Lesern bekannt sein mögen, ein Ganzes, weil dieses an den gründlichsten Untersuchungen, den umfassendsten Betrachtungen und den glücklichsten Lichtbildern des Geistes reiche Werk, besaßen wir noch nicht. Arndt's Buch, das in der alten Verlagshandlung von Dunker und Humblodt erschienen ist, leistet außer dem Gehalt, auch in der Form Vortreffliches. Bei aller Anspruchlosigkeit des Styles ist eine Grazie der Schreibart darin vorhanden, die der Belehrung eine höchst anmuthige Unterhaltung hinzufügt. Weniger gründlich, aber gleich anziehend ist „Goethe's Leben", nach dem Englischen des Lewes, bearbeitet von Dr. Frese. Der begabte fremdländische Autor ist tief eingeweiht in die älteren und neueren Verhältnisse von Weimar und sein anerkennungswerthes Streben, das Leben des großen Dichters von seiner psychologischen Seite zu fassen und seine Schöpfungen daraus zu erklären, werden bei der schönen volksthümlichen Form dem Buche einen bedeutenden Leserkreis verschaffen. Unter den spärlichen Werken der Berliner Poesie dürfen wir auch wohl die Trilogie Alexandrea des Dr. Märcker nennen. Der Verfasser hat darin den Versuch gemacht, den wichtigen Abschnitt der aufblühenden Herrschaft Macedoniens, den Untergang der Hellenen und den raschen Verfall des Reiches Alexanders etwa nach Art der alten Tragiker zu behandeln. Die Sprache nimmt sich mit Hülfe der antiken Metrik, wie uns scheint, vorzugsweise Sophokles zum Muster, streift aber auch hie und da an neuere Bildungen. Die höchst umfangreiche Arbeit ist aus dem Bestreben hervorgegangen, der heutigen Zerfahrenheit der Theatersprache einen Damm entgegenzustellen, es möchte jedoch zu bezweifeln sein, ob es einer so isolirt dastehenden Arbeit gelingen werde, sich dem Zeitgeschmack gegenüber einige Geltung zu verschaffen. Da der Verfasser jedoch bemüht ist, Schritte beim königlichen Theater zu thun, um das erste Stück der Trilogie „König Philipp" zur Aufführung zu bringen, werden wir wohlthun, unser Urtheil bis nach erfolgter Entscheidung zu ersparen.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

(Illustrationen aus dem xylographischen Atelier von Allgaier und Stegle in Stuttgart.)

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 6. März 1857.

Erste Abtheilung.

Geschichten und Sagen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

II. Die Gaben der Korigans.

Bretonisches Mährchen.

Böse Stiefmütter gibt es in der ganzen Welt; auch die untere Bretagne und die obere, obwohl beide Länder so viele Heilige besitzen, sind von der Plage der bösen Stiefmütter nicht verschont geblieben. Als der heilige Galonek und die anderen Heiligen die giftigen Gewürme, die wilden Thiere und die schädlichen Seuchen aus dem Lande getrieben, haben sie leider die bösen Stiefmütter vergessen und heute kommt kein Heiliger mehr, um ihre Vergeßlichkeit wieder gut zu machen. Jeffik, die gute Jeffik von Josselin hatte eine der bösesten Stiefmütter der Welt und sie mußte mit diesem ihrem Plagegeist ihr schönes junges Leben in der Einsamkeit einer Meierei verbringen und von Sonnenaufgang bis gegen Mitternacht arbeiten und arbeiten, daß ihr der Athem verging. Sie hatte nur eine Lebensfreude, die gute Jeffik, und das war ihre Liebe zu dem guten und schönen Nedel aus der Nachbarschaft, und nur Eine Hoffnung, die Hoffnung, den schönen Nedel zu heirathen und dann glücklich zu sein. Von dieser Freude, von dieser Hoffnung sprach sie mit ihm, wenn es ihr manchmal mit Mühe und Noth gelang, sich Abends wegzustehlen und hinter die Hecke zu schleichen, wo er ihrer wartete.

Aber die böse Stiefmutter hatte bald Alles errathen, denn die Bosheit ist klug und hat hundert Augen, bis es Gott beliebt, sie mit Einem Male mit Dummheit und Blindheit zu schlagen. Die böse Stiefmutter schlich der guten Jeffik nach, und da sie sie hinter der Hecke mit dem schönen Nedel fand, faßte sie sie an ihren schönen blonden Haaren und schleppte sie grausam und unbarmherzig in den Hof zurück.

„Was!“ rief sie, „hinter der Hecke stehn, mit einem Lumpen, mit einem Habenichts hinter der Hecke stehn!“

„Es geschieht ja in allen Ehren,“ antwortete Jeffik weinend.

„In allen Ehren? schöne Ehren! nichts geschieht in Ehren mit einem Habenichts!“

„Ich will ihn ja heirathen und er mich auch.“

„Das werdet ihr schön bleiben lassen,“ lachte die Stiefmutter — „Du wirst einen reichen Mann heirathen, um mich bis an mein Lebensende ernähren zu können oder bei mir bleiben als Magd auf Hof und Feld, in Stall und Küche.“

Jeffik weinte bitterlich; aber unbarmherzig fuhr die Stiefmutter fort:

„Und wenn Du Dich noch einmal unterstehst und hinter die Hecke gehst, so lasse ich Dich

Sonntags vom Pfarrer als eine verlorene Dirne von der Kanzel herab ausschreien."

„Das werdet Ihr nicht thun, böse Stiefmutter!" bat Jeffik mit gefalteten Händen.

„Ja, das werde ich thun und ich schwör's bei allen bösen Geistern."

Jeffik erschrak sehr, denn es war das größte Unglück, das einem guten Mädchen geschehen konnte, von der Kanzel herab als verlorene Dirne ausgeschrien zu werden und der Pfarrer that es so gern für Geld und gute Worte. Darum nahm sich Jeffik vor, künftig vorsichtiger zu sein, nicht aber, treu wie sie war, ihren Nedel zu verlassen, den schönen Nedel.

Und am nächsten Abend stand sie wieder mit ihm hinter der Hecke und sprach wieder von ihrer Lebensfreude, der Liebe und von ihrer Hoffnung, der Heirath und vergaß glücklich die ganze Drohung der Alten. Aber als Nedel weggegangen war, überfiel sie eine große Angst und in ihrer Angst lief sie, anstatt dem Hofe zu, hinaus in die Haide, in die große, weite, rothblühende Haide. Es war ihr, als müßte sie immer schneller und schneller laufen, um nur den Hof der Stiefmutter so weit als möglich hinter sich zu lassen. Und so lief sie und lief sie bis sie gegen Mitternacht müde und athemlos mitten in der Haide an einem Hause der Korigans (Feen, Elfen und Kobolde) niedersank*). Die Häuser der Korigans sahen freilich schauerlich und wild aus; aber nur den Menschen scheinen sie so; im Grunde sind sie herrliche Paläste aus Diamant und Karfunkelstein. Jeffik war so müde, daß sie alle Furcht vergaß und sich im Hause der Korigans ausstreckte, um auszuruhen. Da schlug es Zwölf auf dem schönen Thurme von Josselin, in dem herrlichen Schlosse von Josselin, und wie es Zwölf schlug, wurde es auf der ganzen stillen Haide außerordentlich lebendig. Auf jeder Erika — und Gott weiß, daß es da Millionen und Millionen Erikas gibt — saß eine Fee, ja auf jeder Blüthe jeder Erika saß eine Fee; alle Steine und Steinchen erhoben sich wie Thüren unteridischer Gänge und überall kamen Elfen und Kobolde hervor und Feen und Elfen und Kobolde, kurz alle Korigans schrien:

„Wir wollen tanzen und singen, tanzen und singen bis Sonnenaufgang."

Auch da wo Jeffik lag und mit Staunen und Schrecken dem Schauspiele zusah, thaten sich eine Menge Steine und Steinchen auf und überall, rings um sie, tauchten Korigans aus dem Erdboden. Diese bemerkten Jeffik zuerst und riefen: „Da ist ein Menschenkind, Jeffik aus Josselin ist da, die muß mit uns tanzen."

„Jeffik aus Josselin muß mit uns tanzen!" wiederhallte es auf der ganzen Haide.

„Auch mit uns singen!"

„Ja, auch mit uns singen!" wiederhallte es auf's Neue.

Die gute Jeffik zitterte vor Angst, denn sie hatte gehört, daß wer mit den Elfen zu tanzen anfange, nicht lebendig davon komme, denn er muß sich so lange im Kreise schwingen und dazu singen, bis ihm der Athem aus der Brust entflieht und er todt zu Boden fällt. Da sie aber eine gute Christin war, dachte sie, daß sie im Schutze der heiligen Anna und des heiligen Kado stehe und daß ihr diese Geister, wenn es böse Geister waren, nichts anhaben können, und sie sagte:

„Liebe Korigans! mit Vergnügen will ich mit Euch tanzen und singen, da Ihr es aufrichtig zu wünschen scheint, aber Ihr müsset bedenken, daß wir Christenmenschen nicht so lange Athem haben wie Ihr, und Ihr müsset mir versprechen, mich jedes Mal, wenn ich müde bin, gehörig ausruhen zu lassen."

„Wir versprechen es! wir versprechen es!" riefen die Korigans.

„Schwöret beim heiligen Kado!"

„Wir schwören! Wir schwören!"

Nun gab ihnen Jeffik die Hand und stellte sich in die Reihen und der Tanz begann auf der ganzen, weiten, rothblühenden Haide und wie die Korigans tanzten, sangen sie immer dazu:

Alle guten Geister — alle guten Geister —

Weiter aber kamen sie nicht; es war als wüßten sie den Vers nicht weiter. Das fiel Jeffik auf und sie fragte: „Aber warum singet ihr nicht den Reim dazu?"

„Singe Du! Singe Du!" schrien alle Korigans auf Einmal.

Und Jeffik sang:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister!

Und alle Korigans brachen in einen ungeheuern Jubel aus und tanzten und wiederholten:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,

als ob sie sich den Vers für ewige Zeiten in's Gedächtniß prägen wollten. Dann baten sie Jeffik weiter zu singen, aber sie sagte, daß ihr nichts mehr einfalle und die Korigans wurden traurig. Doch überhäuften sie Jeffik, da sie schon müde war und nicht mehr tanzen wollte, mit wilden Liebkosungen und sagten alle zugleich und durcheinander: „Du bist ein gutes Mädchen, Jeffik! Du hast uns einen großen Dienst erwiesen! Wir sind Dir sehr dankbar! Bitte Dir was aus und es soll Dir Alles gewährt werden! —"

Jeffik dachte nach und da es ihr das höchste Glück schien, ihren Nedel ungestört sehen zu

*) Die alten Druidensteine, Dolmen, Menhir, Kromlech gelten bei den Bretonen als Aufenthaltsorte der Feen und Kobolde. Die Dolmen oder Tafelsteine, Altäre der alten Zelten, bestehen aus einem großen flachen Steine, welcher auf mehrere kleinere und aufrechtstehende so aufgelegt ist, daß er ein Dach über einer Höhle bildet.

können, sagte sie: „Könnt ihr mir nicht irgend ein Mittel geben, daß ich meinen Nedel sehen kann, ohne von der bösen Stiefmutter geplagt zu werden?"

„Du sollst es haben, sollst es haben!" riefen die Korigans und eine alte, gutmüthig aussehende Fee gab ihr einen Ring und sagte dazu: „so oft Du diesen Ring an Deinen Mittelfinger steckst, wird Deine böse Stiefmutter gezwungen sein, in den Garten und auf die Felder zu gehen und die Kohlköpfe zu zählen, und das so lange als Du den Ring auf dem Finger behältst."

Und da es Morgen war, verschwanden die Korigans und Jeffik kehrte mit ihrem Ringe muthig in den Hof zurück. Als sie in den Hof trat, sprang ihr die Stiefmutter mit geballten Fäusten entgegen. „Landläuferin! Dirne!" fing sie an und wollte eben über Jeffik herfallen, als diese schnell den Ring an den Mittelfinger steckte. Die böse Stiefmutter ließ ihre Arme sinken, kehrte ruhig um und ging in den Garten und fing an die Kohlköpfe zu zählen, und als sie im Garten fertig war, ging sie auf das Feld und als sie auf dem Felde fertig war, kam sie wieder in den Garten zurück und zählte und zählte und wurde nicht fertig. Jeffik sah ihr lächelnd zu; dann ging sie in die Stube und rief ihren schönen Nedel. Nun konnten sie in der Stube selbst, und oben an am Tische und vor den Heiligenbildern gemüthlich plaudern, wie zwei ordentliche Brautleute nnd waren sehr glücklich. Erst als Nedel weggegangen war, zog Jeffik den Ring der Korigans vom Finger und die böse Stiefmutter kam so müde vom Kohlzählen heim, daß sie schlafend auf's Bett fiel.

Ja, das war eine glückliche Zeit, die auf die Nacht mit den Korigans folgte. Aber welches Glück dauert! Man sagt, daß auf Erden kein Glück von Dauer sei. Die gute Jeffik sollte das auch erfahren. Sie sah den schönen Nedel so oft, sie plauderte so viel mit ihm, daß sie ihm am Ende gar nichts mehr zu sagen hatte. So saß er manchmal da und gähnte schrecklich und sah sie nicht einmal an, weil er sie schon auswendig wußte. Am Ende kam es so weit, daß die arme Jeffik die böse Stiefmutter vergebens auf's Kohlzählen schickte! Nedel benützte die Gelegenheit nicht mehr und er, der sonst stundenlang in Wind und Wetter hinter der Hecke gewartet hatte, er kam nicht, um bequem auf der Bank in der Stube zu plaudern. Er langweilte sich mit der guten Jeffik, denn so sind die Männer in der Bretagne, daß sie das, was sie leicht und ohne Hinderniß haben können, langweilt und daß sie nur das haben wollen, was sie nicht haben können oder sollen. Nur in der Bretagne sind die Männer so und — Gottlob! — sonst nirgends in der Welt.

Nach der glücklichen Zeit war Jeffik noch unglücklicher als vorher, denn die böse Stiefmutter, die so viel Zeit mit Kohlzählen verlor, sah ihre Wirthschaft vernachlässigt und war verdrießlich und keifte beständig. Nedel kam immer seltener und zuletzt erfuhr Jeffik, daß er ohne sie zu einer Kirchweih gehen wollte, um dort mit schöneren Mädchen zu tanzen. Jeffik weinte bitterlich. Wozu hat der Ring genützt?! nur um Nedel Ueberdruß einzuflößen, das wäre nicht geschehen und er wäre nicht müde geworden, sie anzusehen, wenn sie anstatt der Freiheit von den Korigans Schönheit verlangt hätte, da Nedel die schönen Mädchen so liebte.

Diese Gedanken plagten sie und ließen sie nicht schlafen. Mitten in der Nacht sprang sie aus dem Bette und lief auf die Haide, auf die große, weite, rothblühende Haide, und als sie am Hause der Korigans ankam, fand sie das ganze Völkchen versammelt und das tanzte und sang:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister.

„Da ist Jeffik! Jeffik aus Josselin ist da!" riefen Alle voll Freude — „sie wird wieder mit uns tanzen und singen! Ja, ja, tanzen und singen!"

„Mit Vergnügen!" — sagte die gute Jeffik — „aber nur unter denselben Bedingungen, wie das erste Mal!"

„Ja wohl, ja wohl! Komme nur in unsern Kreis und tanze und singe."

Und Jeffik tanzte mit und sang, und da fiel es ihr ein, welche Freude es den Korigans verursachte, als sie das vorige Mal eine Zeile zu ihrem Liede hinzugefügt und sie dachte daran heute dasselbe zu thun und sie sang:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,
Der wird die Welt erlösen —

Und mit ungeheurem Jubel wiederholten die Korigans:

Der wird die Welt erlösen — der wird die Welt erlösen!

„Singe weiter! Singe weiter!" riefen sie Alle mit flehentlicher Stimme.

Aber Jeffik war schon sehr müde und athemlos. „Ich kann nicht weiter!" sagte sie und fiel in's Gras.

„Das ist Schade," seufzten die Korigans.

Doch waren sie wieder sehr gütig gegen Jeffik und versicherten sie, daß sie ihnen einen großen Dienst erwiesen und forderten sie wieder auf, irgend etwas, und sei es was immer, von ihnen zu verlangen.

„Euer Ring," sagte Jeffik, „hat mir kein Glück gebracht und ich gebe ihn Euch zurück. Ich hätte anstatt der Freiheit Schönheit verlangen sollen, denn Nedel liebt die schönen Mädchen."

„Du sollst Schönheit haben! Du sollst Schönheit haben!" riefen die Korigans, und eine schöne junge Fee, die auch sehr gutmüthig aus-

sah, gab ihr ein Halsband und sagte: „Wenn Du dieses Halsband umlegst, wirst Du in unwiderstehlicher Schönheit strahlen und keiner aus dem Männervolke wird Dir widerstehen können."

Jeffik war unsäglich froh. Sie steckte das Halsband in die Tasche und lief heim, wo sie zum Glück ankam, noch ehe die böse Stiefmutter erwacht war.

Nachmittags zog sie ihre schönsten Kleider an und legte das Halsband um. Dann sah sie in den Spiegel. Herr Gott, wie schön war sie, so schön, daß sie vor sich selbst erschrak und daß sie den Spiegel gewiß nicht verlassen hätte, wenn sie nicht begierig gewesen wäre, auf die Kirchweih zu gehen, um sich in so großer Schönheit vor Nedel zu zeigen und alle die andern Mädchen auszustechen. Doch schämte sie sich in solcher Schönheit durch's Dorf zu gehen und sie ging hinter den Hecken entlang über die Felder. Aber endlich mußte sie doch auf den großen Weg kommen und da kam ihr ein stattlicher, in Gold und Silber gekleideter Reiter entgegen, der einen blauen Bart hatte und der kein anderer war als Raul der Blaubart.

„Heiliges Kreuz!" — rief Raul der Blaubart ganz erstaunt, — „gibt es hier zu Lande so schöne Mädchen! So was hab' ich mein Lebtag nicht gesehen!"

Jeffik zitterte sehr, als sie den blauen Bart und die glühenden Augen sah und die schreckliche Art, wie er sie anstarrte und wie er auf sie zuritt.

„Das versteht sich von selbst," fügte er hinzu, „daß eine solche Schönheit mein Weib wird." Und kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er schon Jeffik faßte, sie vor sich auf den Sattel schwang und im Gallopp quer Feld ein sprengte.

Jeffik vergingen die Sinne.

Als sie wieder zu sich kam, sah sie ein Schloß mit himmelhohen Mauern und Thürmen vor sich. Der Ritter ritt über eine Zugbrücke, die sich hinter ihm wieder aufzog, durch ein hohes Thor, in einen großen Hof, der von einem Riesenhunde bewacht war. Sonst war nirgends eine Christenseele zu sehen. Der Ritter führte sie durch eine lange Reihe von Hallen, Sälen, Gängen und Gemächern, in denen es von Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, kostbaren Kleiderstoffen und Teppichen nur so strotzte. „Dieses Alles," sagte Raul der Blaubart, „wird Dir gehören, denn noch heute wirst Du mir dort in jener Capelle angetraut. Das würde sogleich geschehen, wenn ich einen Pfaffen zur Hand hätte, aber ich habe alle Christen auf viele Meilen in der Runde ausgerottet. Das schadet nichts. Ich reite jetzt wieder fort und werde wo ein Pfäfflein auffangen; gegen Mitternacht komme ich mit ihm zurück und da wird die Trauung geschehen. Indeß, mein Lieb, unterhalte Dich so gut Du kannst, aber versuche mir nicht zu entfliehen, denn der Riesenhund würde Dich in Stücke zerreißen."

So sprechend verließ er Jeffik und ritt aus dem Schlosse, um sich ein Pfäfflein einzufangen.

Die Diamanten und Perlen, die kostbaren Kleiderstoffe und Teppiche, die prächtigen Gemächer — das war Alles schön und gut, das hätte Jeffik an jedem andern Orte und zu jeder andern Zeit sehr gefallen, aber jetzt und hier in diesem einsamen, öden Schlosse erfüllte sie Alles mit Grauen. Und sollte sie Nedel für immer verloren haben und diesem Heidenmenschen, Raul dem Blaubart, von dem sie schon so viel Böses gehört hatte, angetraut werden als sein ewiges und eheliches Weib? Und dabei fürchtete sie immer, daß der Riesenhund komme und sie aufesse oder wenigstens beiße. Von Zeit zu Zeit bellte er so ungeheuer, daß das ganze Schloß zitterte. Als Wächter gab er nämlich die Stunden an und ersetzte die Schloßuhr. Er bellte die Viertel und die ganzen Stunden und je weiter der Tag vorrückte, desto mehr bellte er und jedes Gebell erfüllte Jeffik mit unsäglicher Angst. Sie wußte nicht wohin zu flüchten. Da erinnerte sie sich, daß ja der Blaubart von einer Capelle gesprochen hatte und sie sagte sich, daß ihr vielleicht ein kleines Gebet einige Beruhigung verschaffen würde, vielleicht Errettung aus der großen Noth. Denn Jeffik war eine fromme Seele. Da fing sie denn an zu suchen uud kam denn am Ende auch in die Capelle. Grad vor dem Altare waren drei Gräber; auf die sank sie hin und betete inbrünstig. Wie sie so inbrünstig betete, regte sich etwas unter ihren Knieen. Sie stand auf; die drei Leichensteine erhoben sich und aus den offenen Gräbern stiegen drei todte Frauen.

„Arme Jeffik! Arme Jeffik! Arme Jeffik!" riefen die drei Frauen zugleich.

„Wer seid ihr, die ihr mich so bedauert?" fragte Jeffik.

„Wir sind die drei Frauen, die der Blaubart schon getödtet hat. Er wird noch viele tödten, der Heide, und Du wirst die Vierte sein, wenn Du nicht Muth hast."

„Ich habe Muth," sagte Jeffik, „wenn ich nur wüßte, wie ich mich retten kann."

„Entfliehe!"

„Ich möchte wohl, aber der Riesenhund wird mich zerreißen."

„Nimm dieses Gift, damit er mich vergiftet hat," sagte die erste Frau, „und wirf es dem Hunde vor."

„Aber wie über die hohen Mauern hinausgelangen, da die Zugbrücke aufgezogen ist?"

„Nimm diesen Strick," sagte die Zweite, „damit er mich erdrosselt hat, und lasse Dich die Mauer hinabgleiten."

„Aber wie nach Hause gelangen, ohne vor Müdigkeit umzukommen?"

„Nimm diesen Stock," sagte die dritte Frau, „damit er mir den Kopf eingeschlagen."

Jeffik nahm das Gift, den Strick, den Stock und die Frauen stiegen wieder in die Gräber und sie eilte fort. Sie warf das Gift dem Riesenhunde vor und er verschlang es und verreckte; und sie band den Strick an einen Erker und ließ sich die Mauer hinabgleiten und eilte am Stocke fort durch das Land.

So lief sie Tage und Tage lang bis sie nicht weiter konnte und vor Müdigkeit umzukommen gedachte. Da sah sie ein Gehöfte und vor dem Gehöfte viele Frauen und Männer. Dorthin schleppte sie sich mit Mühe. „Gute Frauen und Männer," flehte sie, „ich komme um vor Müdigkeit und kann nicht mehr auf meinen Füßen stehen. Helfet mir, daß ich weiter komme und heim gelange."

Wie sie die Männer ersahen, waren sie alle gleich in Liebe zu ihr entbrannt, Junge und Alte, Schöne und Häßliche. Sie drängten sich Alle um sie und jeder bot ihr seine Dienste an, der wollte sie auf seinem Pferde, der auf seinem Esel, der auf seinem Wagen, der auf seinem Rücken nach Hause bringen. Bald aber sagten sie, daß sie sie gar nicht fortlassen wollten und daß sie bei ihnen bleiben müsse und bald boten ihr Alle ihre Hände an und Jeder wollte sie heirathen; sogar verheirathete und alte Männer boten ihr das Glück der Ehe. Einer wurde auf den andern eifersüchtig und dieselben guten Leute, die einige Minuten vorher friedlich plaudernd dagesessen hatten, erhoben nun ihre Stöcke und zogen ihre Messer, um sich gegenseitig zu bekriegen. Wie das Alles die Weiber sahen, sprangen sie auf und umringten die arme Jeffik mit Schimpfreden und wollten ihr die Augen auskratzen. Sie nannten sie eine Landstreicherin, die herumziehe, um die Männer zu verführen und Zwietracht und Unfrieden zu säen. Die Männer warfen sich dazwischen, um Jeffik zu vertheidigen und prügelten ihre Geliebten und Ehehälften. Dadurch wurde der Lärm noch größer und die Wuth der Weiber noch grimmiger. Die arme Jeffik wußte nicht, was anzufangen. Da fiel ihr ein, daß das Alles von dem Halsbande komme und sie band es schnell ab und schlang es einer alten, runzligen, triefäugigen Frau um, die kopfwackelnd auf einem Steine saß. Sogleich stürzten alle Männer der alten, runzligen, triefäugigen, kopfwackelnden Frau zu Füßen und überhäuften sie mit Liebkosungen und Liebeserklärungen. Jeffik benutzte diesen Augenblick, da auch die Weiber sich voll Staunen von ihr abwandten, um weiter zu wandern.

Spät in der Nacht kam sie auf der Haide der Korigans an.

Die Korigans wollten eben ihren Tanz beginnen, als sie Jeffik erblickten.

„Jeffik! Jeffik ist wieder da!" riefen Alle voll Freude, — „Jeffik wird wieder mit uns tanzen und singen."

„Ach, ich bin so müde!" seufzte sie.

„Tanze doch! tanze doch!" riefen Alle mit flehender Geberde und ein Korigan strich ihr mit seinen Händen über den Leib, daß sie sich sogleich frisch und gestärkt fühlte.

„Nun, weil ihr es so wollt," sagte sie, „will ich tanzen, aber nur unter den bekannten Bedingungen."

„Gewiß! Gewiß!"

Und der Tanz begann und die Korigans sangen:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,
Der wird die Welt erlösen. —

Da hörte das Lied auf und die Korigans fingen es immer wieder von Neuem an.

„Das ist ein schlechtes Lied," sagte Jeffik, ein schlechtes Lied, das ohne Reim aufhört."

„So singe weiter, singe weiter!" riefen alle Korigans und ihre Stimmen klangen so traurig und so flehend und sie zitterten am ganzen Leibe.

Da fing Jeffik den Tanz wieder an und sang dazu:

Alle guten Geister
Loben ihren Herrn und Meister,
Der wird die Welt erlösen. —

„Nun — und" — schrien die Korigans.

Die Guten und die Bösen.

„Die Guten und die Bösen!" schrien alle Korigans so laut und so freudig, daß die ganze Haide zitterte. Ihre Gesichter leuchteten vor Wonne; ihre Körper wurden strahlend und durchsichtig, die häßlichsten Korigans wurden schön und die ganze Haide war mit einem Male von Blüthen in allen Farben bedeckt und die Korigans weinten vor Freude.

„Was ist Euch?" fragte Jeffik gerührt.

„Du hast uns erlöst, gute Jeffik, Du hast uns erlöst!" riefen Alle und wälzten sich ihr dankbar zu Füßen.

„Wie so denn erlöst?"

„Wir waren verdammt, so lange nächtlich zu irren und zu tanzen, bis uns eine Christenseele das Lied zu Ende bringt, von dem wir nur die erste Zeile gewußt haben. Du hast uns alle drei Zeilen dazu gesungen und wir sind erlöst und gehen nun in die ewige Ruhe ein."

„O, wie schön," sagte Jeffik, „ich habe verdammte Seelen erlöst!"

„Nun verlange noch etwas, ehe wir von der Erde scheiden."

Jeffik dachte nach. „Die Freiheit," sagte sie zu sich, „hat meinen Geliebten gelangweilt, die Schönheit hat mich in's Unglück gestürzt und

Zwietracht gesät — was soll ich jetzt verlangen. Die Männer in der Bretagne lieben den Reichthum, soll ich Reichthum verlangen? — Ja," sagte sie laut, „gebt mir Reichthum!"

„Du hast ihn! Du hast ihn!" riefen alle Korigans und verschwanden.

Wie sie des Morgens heimkam in den Hof, trat ihr Nedel entgegen und überhäufte sie mit Vorwürfen und nannte sie eine Landstreicherin und die böse Stiefmutter gab ihr zwei starke Ohrfeigen auf beide Backen. Jeffik fing heftig zu weinen an.

„Herr Jesus! was ist das?" — rief die böse Stiefmutter — „sieh nur Nedel, sie weint ja lauter Perlen, jede Thräne ist eine Perle."

„Weiß Gott!" sagte Nedel, „lauter Perlen! pure Perlen!"

Die böse Stiefmutter holte schnell eine große Mulde und hielt ihr sie unter die Augen, daß sie da hineinweinen und die köstliche Gottesgabe nicht auf den Boden fallen lasse.

Jeffik war selbst so erstaunt, daß sie starr vor sich hinblickte und zu weinen aufhörte.

„Seht nur, die dumme Gans! sie weint nicht mehr!" schrie die böse Stiefmutter, „ich will Dir helfen!" — Und damit gab sie ihr wieder zwei Ohrfeigen und selbst Nedel gab ihr einen kleinen Puff in die Seiten.

Jeffik fing wieder zu weinen an, und bald war die Mulde, welche die Stiefmutter und Nedel unter ihren Augen hielten, von Perlen voll. Doch war die Stiefmutter nicht zufrieden und als Jeffik vor Aerger zu weinen aufhörte, fing sie wieder an, sie zu ohrfeigen.

Aber diesmal war es Nedel zu viel. — „Ich glaube, wir hätten genug!" sagte er, „und Jeffik hat genug geweint!"

„Was genug!" schrie die böse Stiefmutter. „man hat nie Perlen genug! diese Gans! die Jeffik! wenn ich solche Augen hätte, Tag und Nacht wollte ich weinen. Man muß ihr nachhelfen."

Und abermals erhob sie ihre Hand um Jeffik zu ohrfeigen. Aber Nedel war ärgerlich und gab ihr sämmtliche gegebenen Ohrfeigen zurück. Da fing die böse Stiefmutter selber zu weinen an, und zwar vor Wuth. Eine Thräne rollte ihr in den Mund und vergiftete sie, und sie starb augenblicklich.

Nun konnte Jeffik den schönen Nedel heirathen, und da sie mit der Mulde voll Perlen so reich waren, daß sie alle Meiereien im Lande Kerne aufkaufen konnten, hatte Nedel gar keine Versuchung, sie weinen zu machen. Erst nach einigen Jahren, da er ein neues Schloß kaufen und nach Paris reisen wollte, dachte er daran, die Mulde, die etwas leer geworden war, wieder zu füllen, und er gab Jeffik, die er sehr liebte, einige Püffe. Aber die Gabe der Korigans war indessen kraftlos geworden, weil sie nicht geübt war und Jeffik weinte ganz gewöhnliche Thränen. So gab es denn Nedel für alle Zukunft auf, sein Weib weinen zu machen, und er war zufrieden, wenn sie nur viel lachte.

Die nationalen Spiele der Engländer.

Von Immanuel Schmidt.

Wie in der Phantasie eines jeden Volkes, selbst nachdem es schon in ein Stadium künstlich gesteigerter Civilisation eingetreten, ein Nachhall von einem goldenen Alter harmlos kindlichen Glückes fortklingt, so hat sich auch in dem socialen Leben der Engländer eine solche heitere Tradition erhalten, welche sich an den Namen des „lustigen Altengland" und an die Regierung „der guten Königin Bess" (Elisabeth) anknüpft. Damals behauptete noch, wie englische Dichter und Novellisten es mit Vorliebe schildern, der derbe Humor des Mittelalters seine Herrschaft über das ganze Dasein der Nation. Erst lange nachher ist der knappe Zuschnitt und die glanzlose Farbe des Geschäftsbetriebs eingeführt. Aber sogar jetzt, nachdem Alles, was nur irgendwie dem öffentlichen Verkehr angehört, in seiner äußern Erscheinung einen langweiligen Charakter angenommen hat, während sich wieder das häusliche Leben mehr als in andern Ländern den Blicken entzieht, auch jetzt noch finden sich in England vielfache Gebräuche, die uns lebhaft an die Vergangenheit mahnen und um so mehr auffallen, da sie mit dem anderweitigen Wesen des Volkes in grellem Contraste stehen. In den meisten Fällen freilich sind die alten Ueberlieferungen allmählig umgestaltet und zu etwas Anderm ausgebildet, doch blickt immer noch genug hindurch, was das Andenken an das lustige Altengland erweckt. Wenn wir in dieser Hinsicht die Engländer mit uns Deutschen, oder gar mit unsern Nachbarn jenseits des Rheins vergleichen, so zeigt sich der conservative Sinn der ersteren darin, daß sie an allen Spuren und Ueberbleibseln, ja an der rein äußerlichen Form des durch sein Alterthum Geheiligten festhalten.

Das so eben Gesagte findet auf die nationalen Spiele der Engländer Anwendung. Es ist jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung, daß sich gerade in dem Lande, in welchem so zu sagen die mechanischen Grundlagen und Bedingungen des modernen Lebens mehr als irgendwo anders zu Tage liegen, volksthümliche Spiele bis in die Gegenwart erhalten haben, während sie in den übrigen durch höhere Cultur ausgezeichneten Ländern allmählig zurückgetreten oder ganz und gar verschwunden sind. Wenn ein Deutscher, wie dies so oft geschieht, von Engländern gefragt wird, was für Nationalspiele es in seinem Vaterlande gebe, so muß er den Mangel derselben zugestehen. Auch wir besaßen dergleichen in früheren Zeiten; nur haben sie ihren allgemeinen volksthümlichen Charakter immer mehr eingebüßt. Wie sehr dieser Verlust zu beklagen sei, wird sicher einem Jeden zum Bewußtsein kommen, der sich mit dem Einfluß der englischen Nationalspiele auf die Bildung des Volkscharakters vertraut macht. Um es gleich kurz zu sagen, die englischen Spiele trugen nicht wenig zu der frischen Gesinnung und männlichen Kraft bei, durch welche die Nation uns solche Achtung abnöthigt. Freilich im Vergleich mit anderen massenhaften physischen und geschichtlichen Verhältnissen sind die Spiele des Volks etwas Geringfügiges. Allein die kleineren Züge sind es gerade, die den Ausdruck der Physiognomie abrunden und dem Bilde den individuellen, sprechenden Ausdruck verleihen, wofern sie nur nicht zu scharf hervorgehoben werden, so daß der Gesammtcharakter darüber verloren geht oder an Karrikatur gränzt.

Der Name des englischen Nationalspiels par excellence gebührt dem Cricket, von dem ich wohl annehmen darf, daß es manchem Leser der Monatshefte aus den Pickwickern bekannt ist. Vielleicht hat sich auch dieser und jener, wie ich selbst, ehe ich es an Ort und Stelle gesehen, den Kopf darüber zerbrochen, ohne sich eine bestimmte Vorstellung von der Art und Weise des Spiels bilden zu können. Die Regeln und Ausdrücke desselben wollen förmlich studirt werden; das Cricket gilt, freilich nicht in demselben Grade wie das Schachspiel — für ein scientific game. Dazu kommt, daß es von unsern Ballspielen wesentlich abweicht, von deren Analogie man auszugehen sich versucht fühlt.

Das Wort cricket soll von dem angelsächsischen cryce oder cricce, einem Stab, herkommen; wenn dasselbe auch eine Grille oder ein Heimchen bezeichnet, so scheint dies nichts als ein zufälliges Zusammentreffen zwei gleichlautender, aber der Ableitung nach verschiedener Ausdrücke zu sein. Es gibt zweierlei Cricketspiele, Single Wicket und Double Wicket genannt. Wicket, das man mit dem französischen guichet in Verbindung setzt, bedeutet ursprünglich eine kleine Thür in einem Thorweg. Es ist dann auf einen Thürrahmen oder Galgen in Miniatur angewandt, dessen Bestandtheile zwei in die Erde gesteckte Stäbe nebst einem darauf gelegten Querhölzchen bilden. Später wurden statt dessen im Cricketspiel 3 Stäbe und 2 Querhölzchen eingeführt. Die Stäbe (stumps) sind rund und am untern Ende mit einer Spitze versehen, um leicht in den Boden gepflanzt werden zu können, aus dem sie vorschriftsmäßig 27 Zoll hervorsehen müssen. Oben sind sie eingekerbt, damit die 4 Zoll langen Querhölzchen (rails) darauf liegen bleiben. In dem Double Wicket gibt es nun, wie der Name andeutet, zwei solche, in einer Entfernung von 22 Yards (66 Fuß) einander gerade gegenüberstehende Galgen. Diese gelten als Festungen, welche die eine Partei der Spielenden gegen die andere zu vertheidigen hat. Die Angriffswaffe besteht in einem glatten mit Leder überzogenen Balle, $5^1/_4$ — $5^3/_4$ Unzen schwer und $9^1/_4$ Zoll im Umfang, also

Wicket.

Bat.

mit einem Durchmesser von etwa 3 Zoll. Derartige Bälle werden mit Maschinen fabricirt — der Preis beträgt $2^1/_2$ Thaler per Stück; sie sind steinhart, und ein Wurf damit kann leicht einen Menschen tödten, oder ihm wenigstens ein Glied zerschmettern. Um den nach dem Wicket geworfenen Ball zurückzuschlagen, bedient man sich eines breiten Ballholzes (bat). Dies darf nicht länger als 38 Zoll sein und in der größten Breite nicht mehr als $4^1/_4$ Zoll betragen. Damit es nicht zu schwer sei, gebraucht man Weidenholz als Material, das jedoch, um die nöthige Festigkeit zu erhalten, wie Eisen zusammengehämmert wird. Der Hauptheil des Ballholzes, so zu sagen dessen Klinge, ist schwach gewölbt und unten abgerundet. Der Griff wird, damit man ihn festzuhalten vermag, mit gewichstem Bindfaden bewickelt. So viel von den Angriffs- und Vertheidigungswaffen.

Der im Obigen, aus Mangel eines andern, gebrauchte Ausdruck Werfen für das englische bowling, ist nicht genau und könnte leicht eine falsche Vorstellung erwecken. Der Ball wird nämlich mehr gekegelt als geworfen. Die Hand darf dabei nicht höher als die Schulter gehoben werden. Das Einfachste ist also ihn von unten, wie eine per pistolet entsandte

Kugel auf der Kegelbahn, im Bogen zu werfen. Ein regelrechter Ball schlägt, je nachdem er langsam oder schneller geschleudert ist, in einer Entfernung von 3 — 5 Yards (9 — 15 Fuß) vom Wicket auf die Erde und prallt davon gegen dieses sein Ziel. Nun läßt aber die Beschränkung, daß die Hand nicht über die Schulter gebracht werden darf, noch eine zweite Wurfart zu, wobei der Arm eine horizontale Bewegung macht. Wenn schon die erstere Methode bedeutende Geschicklichkeit erfordert, wovon ein Jeder sich leicht überzeugen kann, so gilt dies von der zweiten in noch weit höherem Maße. Die vom Arme beschriebene kreisförmige Bewegung, durch welche es möglich wird, den Ball mit großer Schnelligkeit fortzuschleudern, erschwert die Sicherheit des Zielens. Diese zweite, jetzt fast allgemein adoptirte Weise den Ball zu werfen, wird round hand genannt und soll den folgenden Ursprung haben. Ein Landmann, der sich von einer Krankheit erholte, griff zum Ballholz und ließ sich von seiner Frau Bälle zuwerfen. Nun weiß ein Jeder von der Kinderschule her, zwei Leistungen, die den Stolz des Knaben ausmachen, sind dem schönen Geschlecht in der Regel versagt, das Pfeifen und Werfen, jenes, weil es einen hübschen Mund leicht verunstaltet, das letztere aber wohl, weil es dem Manne gefährlich werden dürfte, wenn sich gerade der üblen Laune ein schlimmeres Wurfgeschoß als ein Pantoffel darböte. Die Frau unsers Reconvalescenten warf die Bälle nach Frauenart, ohne den Arm zu krümmen; und der Ehemann, dem sie es wahrscheinlich nicht zu Danke machte, that, was man in solchen Fällen vernünftigerweise allein vornehmen kann, er fing an zu philosophiren, bis er zur großen Entdeckung des round hand system gelangte und dadurch eine förmliche Revolution in der ganzen Welt des Cricket zu Wege brachte.

Der Spieler, welcher die Bälle parirt (batsman), steht vor seinem Wicket zur linken Seite. In einer Entfernung von etwa 3 Fuß vor dem mittelsten Stabe des Wicket wird ein Punkt markirt, den er gewöhnlich mit dem Ende des Ballholzes berührt, ehe er zum Schlage ausholt. Denn es ist nothwendig, wie sehr auch der Schlag nach der Richtung des ankommenden Balles modificirt werden muß, dabei von der Verbindungslinie der beiden Wickets auszugehen. Der Batsmann sucht nicht blos zu verhüten, daß sein Wicket getroffen wird, sondern schlägt jeden Ball, den er erreichen kann, so weit als möglich fort. Er muß sich jedoch in Acht nehmen, daß er dem Gegner keine Gelegenheit gibt, den Ball zu fangen, wenigstens nicht bis derselbe wieder die Erde berührt hat. Die Art und Weise der Vertheidigung richtet sich natürlich nach dem Angriff. Manchmal wird der Ball bloß durch ruhiges Vorhalten des Ballholzes parirt (blocked). Der größte Vortheil besteht jedoch darin, den Schlag so einzurichten, daß er dem Wurf nicht geradezu entgegenkommt, sondern den Ball blos

Batsman.

seitwärts dirigirt und ihm noch eine gehörige Zuthat von Schnelligkeit mit auf den Weg gibt. Die einfachsten Sätze der Mechanik kommen dabei in Anwendung.

Zu dem Spiel des doppelten Wicket gehören zwei Parteien von je elf Personen. Welche von den beiden Parteien die Rolle der Vertheidigung übernehmen soll, wird in ächt englischer Weise durch einen toss entschieden. Wie der Halle'sche Student bei wichtigen Lebensfragen, wenn er z. B. ungewiß, ob er noch ein Seidel trinken dürfe, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden schwankt, sich Raths zu erholen pflegt durch Abzählen der meist etwas unregelmäßig vertheilten Knöpfe am alten Gottfried, gelegentlich auch wohl, wofern die eine Seite kein befriedigendes Resultat gegeben, die andere zur Correctur des Schicksalsspruches zu Hülfe nimmt, so besitzt der Engländer ein unfehlbares Orakel in dem auch uns nicht unbekannten „Wappen oder Schrift". Wäre Buridans Esel, der bekanntlich zwischen zwei gleich nahen Heubündeln aus Mangel an Entschluß verhungern mußte, eben kein Esel gewesen, sondern hätte etwas von dem praktischen Sinn der großen Insulaner in sich gehabt: er hätte einen Dreier in die Höhe geworfen und sich

durch die zu oben erſcheinende Seite deſſelben aus der Verlegenheit geholfen. Wiſſen zwei Engländer im Wettſtreit des Edelmuths, wer die Zeche bezahlen ſoll, keinen Ausweg zu finden, ſo ſchreiten ſie zum tossing up. Und in allen möglichen Verhältniſſen wird die gute Sitte aufrecht erhalten; ſo auch beim Cricket. Die Partei nun, welche hierdurch „hinein“ kommt, oder nach dem engliſchen Ausdruck zuerſt ihre innings hat, ſendet nur zwei Spieler, und zwar mit Ballhölzern zur Vertheidigung der beiden Wickets ins Feld. Die elf der Gegenpartei Angehörigen vertheilen ſich auf verſchiedene, genau beſtimmte Plätze, um den Ball, nachdem er geſchlugen worden, entweder zu fangen oder aufzuhalten. Ein mit dem Amte des bowling (des Werfens) betrauter Batsman fertig. Man ſagt von ihm, er iſt run out oder stumped out, welche Ausdrücke jedoch nicht ganz gleichbedeutend ſind. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Ball zu dieſem Zwecke dem Spieler zugeſandt wird, welcher dicht hinter dem Wicket ſtationirt iſt, dem ſogenannten wicket keeper oder Hüter des Wicket. Dieſe Stellung nimmt gewöhnlich der General der kleinen Armee ein, welcher ſeinen im Felddienſte (fielding) begriffenen Leuten durch geheime Signale die Manoeuvres angibt, die er in Folge ſeines Ueberblicks über die ganze Schlacht für nöthig erachtet. Ihm zur Rechten ſteht in der Regel der Werfende, zu ſeiner Linken Einer der zwei Unparteiiſchen (unpires); der andere Schiedsrichter nimmt zum entgegengeſetzten Wicket die entſprechende

Cricketpartie.

Spieler hat vier oder ſechs Bälle nacheinander zu entſenden; er ſteht nahe bei dem einen Wicket und zielt nach dem gegenüberſtehenden. Gelingt es ihm, daſſelbe umzuwerfen, ſo muß der Vertheidiger abtreten und den Platz einem Andern ſeiner eigenen Partei überlaſſen. Iſt der Ball hingegen fortgeſchlagen, ſo laufen die Schläger fortwährend zwiſchen den Wickets hin und her, bis die Gegenpartei ſie nöthigt ihrer Sicherheit wegen davon abzuſtehen. Für jedes Mal, daß die beiden von einem Wicket zum andern gelangen, wird ihrer Partei ein Lauf (run) angeſchrieben, und von der Anzahl dieſer Läufe (the score) hängt das Gewinnen des Spiels ab.

Wenn der Ball entweder gefangen oder von der Gegenpartei zurückgeworfen wird, daß es einem ihrer Spieler möglich iſt, das verlaſſene Wicket damit zu zerſtören, ſo iſt der betreffende

Stellung ein. Die unpires haben, wenn wir eine Parallele mit Duellen ziehen, die doppelten Functionen von Secundanten und Unparteiiſchen. In der erſteren Eigenſchaft ſtellen ſie z. B. die Wickets auf; in der letzteren wachen ſie darüber, daß fair play ſtattfindet, d. h. daß weder mit Vorſatz noch unabſichtlich Verſtöße gegen die Regeln des Spiels begangen werden; ſie entſcheiden, welche Läufe oder Bälle ungültig ſind (short run, no ball, wide ball), oder der Gegenpartei gut geſchrieben werden müſſen u. ſ. w.

Es würde zu weit führen, wollte ich Namen und Stellung der verſchiedenen über das Cricketfeld zerſtreuten Spieler bis in's Einzelne angeben. Ich würde auch nicht einmal in dem Vorhergehenden meine Leſer mit ſo vielen Specialitäten der Terminologie behelligt haben, wäre es nicht zu dem Zwecke geweſen, einen

Commentar zu liefern, dessen man allerdings bedarf, um die in englischen Journalen und Romanen hin und wieder vorkommenden Schilderungen, oder die noch häufigeren Anspielungen auf das Cricket zu verstehen. Ein Paar fernere Worte werden hinreichen, um die eigentliche Beschreibung des Spiels abzuschließen. Nachdem der Spieler, welchem dies Amt angewiesen, vier oder sechs Bälle, je nach der vorher getroffenen Uebereinkunft, gegen das Wicket geworfen hat, müssen alle zur Angriffspartei Gehörenden auf Befehl des Unparteiischen ihre Stellung ändern und sich auf die gegenüberliegende Seite des Feldes begeben. Mit andern Worten, sie nehmen im Verhältniß zum zweiten Wicket dieselbe Position ein wie früher zum ersten. Von jenem aus wird sodann wieder eine gleiche Zahl von Bällen geworfen; entweder thut dies derjenige Spieler, welcher vorher das Wicket hütete, oder ein beliebiger Andrer seiner Partei, dem er die Rolle überträgt. So geht es abwechselnd weiter. Sind alle Spieler der Vertheidigungspartei bis auf einen aus, so kommen sie an's Werfen und fahren damit fort, bis sich die Gegner in gleicher Weise erschöpft haben. Wenn jede Seite zwei innings (oft auch nur eine einzige) gehabt hat, so wird der Sieg derjenigen zuerkannt, welcher die meisten Läufe angeschrieben sind.

Während das Spiel des Double Wicket, wie wir gesehen haben, bis in alle Einzelheiten durch unabänderliche Regeln bestimmt ist, läßt das Single Wicket sowohl in Bezug auf die Zahl der Mitspielenden als auf Länge der Wurfbahn u. dgl. m. vielfache, willkürliche Veränderungen zu. Gewöhnlich jedoch besteht jede Partei aus fünf Mitgliedern, und in der im ersteren Spiele üblichen Entfernung von 22 Yards vom Wicket wird ein einzelner Stab in die Erde gesenkt. Von dort aus wirft der bowler seinen Ball gegen das vom Batsman (striker) vertheidigte Wicket. Wenn der Letztere den Ball fortgeschlagen hat und es wagen kann, so läuft er nach jenem Stabe und schlägt ihn mit seinem Ballholze um. Kommt er glücklich zurück, so wird ein Lauf zu seinen Gunsten auf's Kerbholz gesetzt. Sonst ist dies Spiel ganz ähnlich wie das Double Wicket; namentlich gilt dafür gleichfalls eine Bestimmung, welche ich bisher noch nicht ausdrücklich angegeben habe, daß das Wicket nach erfolgtem Schlage gedeckt ist, sobald der Vertheidiger zeitig genug sein Ballholz bis in eine gewisse Entfernung (3 Fuß 10 Zoll) von demselben bringen kann.

Eine vollständige Cricketpartie, oder wenn man will ein Turnier, wobei also eine Art Herausforderung stattfindet, führt den Namen cricket match. Ein solches Match hat Dickens, wie schon oben erwähnt ist, natürlich mit gehöriger Beimischung des Lächerlichen, im siebenten Kapitel der nachgelassenen Papiere des Pickwick-Clubs dargestellt. Man hat mir gesagt, die Namen All Muggleton und Dingley Dell seien nicht ganz aus der Luft gegriffen. Da jedoch in den halb officiell veröffentlichten Listen der bedeutendsten Cricket-Clubs in England kein ähnlicher Name vorkommt, so beruht entweder die Angabe auf einem bloßen Irrthum, oder jene gloreichen Gesellschaften sind wie so manche edle Geschlechter der Vergangenheit allmählig in den Staub herniedergesunken. Aus Dickens' Schilderung läßt sich dies und jenes entnehmen, was als Zubehör beim Cricketspiel nicht fehlen darf. So hat z. B. jede Partei in der Regel ihr Zelt, worin auch wohl Zuschauer Aufnahme finden. Besonders charakteristisch ist aber das Costüm, welches Dickens mit dem Anzuge von Leuten, die das Steinhauer-Handwerk aus Liebhaberei betreiben, ein andermal gar mit einer Rolle Flannell vergleicht. Die Kopfbedeckung bilden entweder niedrige Strohhüte oder leichte Flannell- und Tuchmützen mit kleinen Schirmen, von allen möglichen lebhaften Farben. In der Regel zeichnen sich die Mitglieder eines Cricket-Clubs durch die Farbe der Mütze in ähnlicher Weise aus wie deutsche Studenten, die einem bestimmten Corps angehören. Die Beinkleider sind gewöhnlich von Flannell; denn dies Material hemmt, selbst wenn ziemlich eng anschließend, die Freiheit der Bewegung viel weniger als derbes Zeug. Cricketspieler tragen ferner entweder dünne Jacken, oder noch gewöhnlicher Hemden aus Tricot, oder aus einem leichten und elastischen wollenen Zeuge verfertigt. Diese Hemden, über denen die Beinkleider mit einem breiten Gürtel zusammengehalten werden, sind manchmal hellblau, scharlach oder von andern auffallenden Farben und erhöhen das malerische Aussehen des Costüms. Die Härte des Balles macht Handschuhe nöthig, die beim Wicket-Hüter eine ganz besondere Construction haben; außerdem trägt der batsman fast immer, der wicket keeper sehr häufig eine Art Beinschienen von ähnlichem Material wie die Paukhosen deutscher Studenten.

In der Dickens'schen Schilderung ist etwas durchaus Charakteristisches hervorgehoben, die Attitüde der sämmtlichen im Felddienste begriffenen Spieler. Sie stehen in der That da, als schickten sie sich im bekannten Knabenspiele (dem Bockspringen) an, Andere über ihren Rücken voltigiren zu lassen. Wenn sie ruhig auf den Dienst passen, ist ihre Stellung unschön, nur durch die Bewegung wird sie malerisch. Vielleicht ist es auch gerade der „wissenschaftliche" Charakter des Spiels, wie der Engländer es zu bezeichnen pflegt, der dem ästhetischen Eindrucke desselben Abbruch thut. Freilich hält es schwer, Cricketspieler von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, denn

sie prätendiren, auf männlichen Anstand beim Spiele zu sehen. Allein die so eben erwähnte Stellung, welche der Mehrzahl der Spieler eigen ist, läßt sich nicht füglich ableugnen. Auch gibt der bedeutendste Schriftsteller über das Spiel (Pycroft in seinem Cricket Field) ohne Bedenken zu, es werde nur zu häufig durch anatomische Verrenkungen von Seiten des Schlägers verunstaltet. Derselbe theilt folgende Anekdote mit, die sich auf den schlechten Anstand eines Cricketspielers bezieht. „Bitte, Lovell," fragte Einer, „bin ich in der richtigen Deckung?" — „Deckung! Allerdings! Fahren Sie nur fort, so jämmerlich dazustehen, und keine Seele in England wird vor Entsetzen den Ball gegen Sie werfen können."

Welche Kraft beim Cricket entfaltet wird, erhellt unter Anderem daraus, daß man den 1/3 Pfd. schweren Ball schon 140 Yards (420 Fuß) weit fortgeschlagen hat, bis er wieder auf die Erde kam, und daß sogar einmal, ehe der Ball niederfiel, die beiden Schläger Zeit hatten je zwei Läufe im Betrage von etwa 120 Fuß zu vollenden. Wie sehr ein solches Spiel zur Entwicklung der körperlichen Kraft beitragen müsse, bedarf keiner weitern Erläuterung. Die bloße physische Stärke ist jedoch der Geschicklichkeit vollständig untergeordnet. Beim Handhaben des Ballholzes, wie bei dem Gebrauche des Schwertes, kommt es darauf an, ein bestimmtes Maß an Kraft richtig zu leiten und, wenn man will, in Einen Punkt hineinzulegen. Noch mehr aber beruht auf sicherm und schnellem Blicke und auf der in mechanische Gewohnheit übergegangenen Berechnung. Dazu kommt, daß das Gewinnen des Spiels von dem harmonischen Zusammenwirken aller Parteigenossen abhängt, und daß es aus diesem Grunde als eine taktisch-strategische Vorschule gelten kann.

Die Härte des Cricketballs läßt vermuthen, daß beim Spiele häufig schwere Verwundungen, ja selbst Tödtungen vorkommen. Dergleichen Fälle sind auch keineswegs unbekannt, Wraxall's Memoiren zufolge soll sogar der Vater Georg's II. an den Folgen einer beim Cricket erhaltenen Verletzung gestorben sein. Die Cricketspieler selbst freilich glauben steif und fest an die Tradition, keinem dabei Betheiligten sei, außer einem zerbrochenen Finger, je ein wirkliches Unglück passirt.

Wir überlassen es dem Anhänger der in England so beliebten Phrenologie, die Erhöhungen des Schädels aufzuzeigen, mit denen die Eigenthümlichkeit des Cricketspiels zusammenhängt, oder dem Moralphilosophen, dessen Verwandtschaft mit den Cardinaltugenden zu deduciren. Um zu erklären, weshalb man, und zwar nicht mit Unrecht, das Cricket einen Panegyricus auf den englischen Nationalcharakter genannt hat, genügt es kurz darauf hinzuweisen, daß Geduld, Ausdauer, Selbstverleugnung dabei geübt werden und daß es außerdem von schmutzigen Motiven verhältnißmäßig frei ist. Wetten kommen allerdings auf dem Cricketfelde vor, scheinen jedoch in neuerer Zeit etwas seltener zu werden. Auch bildet die heitere Laune und der gute Humor, der den Engländer im Allgemeinen auszeichnet, nicht nur einen wesentlichen Zug in der Physiognomie des Spiels, sondern gilt auch als etwas zum Erfolge durchaus Nothwendiges. Dabei hält man überall auf einen liberalen Styl des Spiels, auf Vermeidung von pfennigfuchserhaften Kniffen. Wie der honette Student eine honette Klinge schlägt, so wirft der gute Cricketspieler einen regelrechten Ball, unbekümmert darum, ob sein Gegner daraus einen momentanen Vortheil zu ziehen vermag. Die Schiedsrichter wachen streng, daß alle unwürdigen Manoeuvres vermieden werden. Ihr Motto, wie das Motto des ganzen Spiels, ist der bekannte englische Wahlspruch: „A fair stage and no favour." Endlich ist es auch von Bedeutung, daß im Cricketspiel alle Stände sich mischen, daß der junge Lord auf der Universität mit Spielern von Profession (keinen englischen Gentlemen) zusammenkommt, oder auf dem Dorfe an den Spielen seiner Pächter Theil nimmt. Und das ist für England um so höher anzuschlagen, weil in diesem Lande die Linien schärfer als anderswo gezogen sind, welche nach Burns' Ausdrucke die Tropen des Adels und Reichthums von den gemäßigten Zonen behaglicher Unabhängigkeit und die letztern wieder von den arktischen Kreisen der Armuth trennen.

Die Geschichte des Cricket habe ich absichtlich bis zuletzt verspart, damit der Leser vorher bestimmt wisse, wovon eigentlich die Rede sei. Man kann in ihr, wenn es erlaubt ist, auch ohne Streben nach komischem Effect das Kleine mit dem Großen zu vergleichen, eine Parallele mit dem Entstehen und der Fortbildung der englischen Verfassung finden, insofern nämlich das Cricket eine wirkliche Geschichte, d. h. eine Entwicklung durch Jahrhunderte besitzt. Freilich ist auch hier, wie fast überall in den Annalen der Vergangenheit das Factische nicht vollständig aufgehellt. Es wird gegenwärtig als erwiesen angenommen, daß das Cricket aus einem Spiele Namens Club-ball hervorgegangen sei. Ob dasselbe mehr dem Cricket oder den in Deutschland noch jetzt üblichen Ballspielen entsprochen habe, läßt sich kaum entscheiden. Jedenfalls gab es dabei keine eigentlichen Wickets. Die umstehende Zeichnung ist dem Werke von Strutt über die Spiele und Vergnügungen des englischen Volks entnommen, und stammt ursprünglich aus einem Manuscripte der Bodleianischen Bibliothek zu Oxford vom Jahre

1344. Die Dame schickt sich offenbar an den Ball zu werfen, den ihr Mitspieler mit dem Ballholze in der Hand erwartet. Hinter jener sollen im Original noch verschiedene Figuren beiderlei Geschlechts sichtbar sein; da dieselben jedoch beschädigt und in vielen Theilen ganz verwischt sind, so hat der Verfasser des erwähnten Buches es vorgezogen sie fortzulassen;

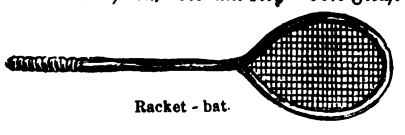
er sagt jedoch, man könne wenigstens so viel erkennen, daß die andern Spieler den Ball aufhalten oder wo möglich abfangen wollen. Weder aus dieser, noch aus einer ähnlichen etwas ältern Skizze ist es klar, in welcher Weise das Spiel entschieden wurde.

Daß wirklich Läufe, gerade wie im Cricket, dabei stattgefunden, ergibt sich aus einer Stelle des im Jahre 1722 von Dr. Jamieson herausgegebenen schottischen Wörterbuchs. Der Verfasser beschreibt dort ein Spiel der schottischen Grafschaften Angus und Lothian, wobei eine sogenannte Katze, ein vier Zoll langes Stück Holz, mit Ballhölzern als symbolischen Hunden gleichsam gehetzt und daran verhindert wird, in's Loch zu gelangen. Der weitere Verlauf des letztern Spiels, welches sich mit einigen Modificationen als Tip-cat (Katzenschlagen) bei der englischen Schuljugend erhalten hat, stimmt mit dem Cricket überein, und dies gilt, wie schon gesagt ist, auch vom Clubball. Nun folgt eine bedeutende Lücke in der Geschichte unsers Spiels; ja nicht einmal so viel ist festgestellt, ob der jetzige Name vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts gebräuchlich gewesen. Seitdem geschieht desselben häufig Erwähnung, aber in der Regel als eines Spiels der niedern Volksclassen. Doch indem das Rad der Zeit sich fortwälzt, werden die Plebejer von gestern zu dem Range der Patricier von heute emporgehoben; und auch das lange als vulgär verrufene Cricket ist zu einem Spiele geworden, dessen sich die Aristokratie von England nicht mehr schämt, wie noch zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts. Die Geschichte des Cricket ist übrigens von einem speciellen Unfalle betroffen worden. Das Archiv, die Verzeichnisse der Spiele, welche vor 1786 stattgefunden haben in Lord's Cricket Ground in London, dem bedeutendsten Cricketplatze der Insel, diese Documente voll des Ruhmes vergangener Geschlechter sind in einem Feuer untergegangen, das den dortigen Pavillon einst erfaßte. Damals stand die Cricket-Moralität noch auf einer niedern Stufe, selbst nachdem schon angesehene Lords dem Spiele durch ihren Namen Glanz verliehen hatten. In einem Artikel des British Champion vom 8. Septbr. 1743 heißt es: „Obgleich Noblemen, Gentlemen und Prediger sich nach eigenem Belieben amüsiren und das Privilegium genießen mögen, sich mit Fleischern, Schuhflickern und Kannegießern gemein zu machen; so haben sie deshalb kein Recht, Tausende von Zuschauern zur Bewunderung ihrer Geschicklichkeit einzuladen, Geschäftsleute zum Nachtheil ihrer Familien von der Arbeit abzuziehen und schamlos zu annonciren, daß bedeutende Wetten gemacht seien." Schlimmer aber noch als der hierin gerügte Uebelstand war die Bestechlichkeit der meisten Spieler von Profession, die natürlich für ihr Auftreten in Matches bezahlt wurden — das war ganz in der Ordnung, dabei aber selten anstanden, sich an die Gegenpartei zu verkaufen und in deren Interesse schlecht zu spielen. Diese Gemeinheit scheint in der That aufgehört zu haben. Wetten sind allerdings nicht ausgeschlossen; doch geht es damit wenigstens nicht so schachermäßig zu wie bei den englischen Pferderennen. Es möchte schwer halten, etwas im englischen Leben so tief Wurzelndes völlig auszurotten.

Zur vollständigen Schilderung des Cricket gehören auch die damit zusammenhängenden Curiosa, von denen ich wenigstens ein Paar mittheilen will, die auch ohne specielle technische Kenntnisse verständlich sind. Ein Mr. Trumper forderte im Jahre 1825 von seinem dazu dressirten Hunde unterstützt, zwei Spieler zu einer Parthie mit einfachem Wicket heraus und trug richtig den Sieg davon. Hin und wieder haben Frauen gegen einander gespielt, z. B. verheirathete Frauen gegen junge Mädchen, oder es haben auch wohl deren elf alle beliebigen Frauen ihrer Provinz herausgefordert. Das amüsan-

teste Match aber ist unbedingt dasjenige, welches fast jedes Jahr zwischen elf einarmigen Invaliden von Chelsea und eben so vielen Stelzfüßen des Hospitals von Greenwich stattfindet. Ein Jeder sollte denken, die letztern seien zu sehr im Nachtheile; vielleicht aber erringen sie doch wohl öfters den Preis, gleich der Schildkröte in der Fabel. Man erzählt übrigens, daß es, trotz der dem Cricket nachgerühmten Kugelfestigkeit seiner Spieler bei dem Wettkampfe der alten Krieger oft heiß und gefährlich zugehe, daß in einer Partie schon fünf Beine gebrochen seien, glücklicherweise jedoch nur solche, die der Tischler den folgenden Tag gleich wieder ergänzen konnte.

Die älteste Erwähnung des Ballspiels, welches allen einigermaßen civilisirten Völkern, nur in verschiedener Form, gemeinsam zu sein scheint, findet sich in der Odyssee. Homer schildert, wie Naufikaa und ihre Gefährtinnen sich durch ein mit Tanz verbundenes Ballspiel ergötzen; er läßt außerdem zwei phäakische Jünglinge vor Odysseus ihre Kunstfertigkeit entfalten. Der Eine wirft den Ball mit zurückgebogenem Körper bis zu den schattenden Wolken empor, und sein Mitspieler, der sich dazu hoch emporhebt, fängt den Ball mit Leichtigkeit, ehe er wieder auf den Boden gelangt. Dasselbe Spiel, welches wir schlechtweg als Fangball bezeichnen können, ist auch in England unter dem Namen **catch-ball** zu Hause. Ein anderes gleichfalls sehr einfaches Spiel, das auch den Griechen nicht unbekannt war, führt den Namen **hand-ball** oder **palm-play**. Der letztere Ausdruck, wie der durch das Sitzungslocal der französischen Constituante berühmt gewordene Name **jeu de paume** (Lat. **pila palmaria**), sagt an, daß der Ball dabei mit der flachen Hand zurückgeschlagen wird. Dies war ursprünglich sowohl in England als in Frankreich der Fall, später gebrauchte man einen, oftmals gefütterten Handschuh, und noch später umwickelte man die Hand mit Schnüren, um zu bewirken, daß der Ball stärker zurückspringen sollte. Ein weiterer Schritt bestand in der Einführung eines eigenen Instruments, des sogenannten **racket** oder **racket-bat** als Stellvertreters der bloßen Hand. Das Wort **racket** stammt, durch Vermittlung des französischen **raquette**, aus dem Lateinischen, ist nichts als eine Corruption von **reticulum**, und bedeutet ein kleines Netz. An einem Stiele sitzt ein ovaler Rahmen, der mit Netz- oder Flechtwerk ausgefüllt ist. Der Name des Ballholzes wird auf das ganze Spiel übertragen; zwei oder vier Personen, die eine Partie bilden, müssen den zwei Loth wiegenden Ball, entweder ehe er auf den Boden kommt, oder nachdem er einmal aufgesprungen, gegen eine Mauer zurückschlagen. Das Interesse des Spiels besteht darin, dem Ball eine solche Richtung zu geben, daß die Gegner nicht im Stande sind, denselben zu erreichen und weiterzuspielen; dabei gibt es jedoch bestimmte Regeln mit Bezug auf das durch Linien abgetheilte Terrain und die Weite, bis zu der ein Ball geschlagen werden darf. In einem für dies Spiel eigens construirten Hofe (**racket-court**), der oben verdeckt, aber an der einen Seite offen ist, wird die Wand gewöhnlich schwarz angestrichen, damit man den weißen Ball genau darauf sehen kann.



Racket - bat.

Das Handball-Spiel, auf welches ich noch einmal zurückkommen muß, machte früher einen beliebten Zeitvertreib der jungen Leute beiderlei Geschlechts aus und in der Osterwoche gab es dabei einen Kuchen (**tansy cake**) als Preis — eine Sitte, die man auf jüdische Passah-Gebräuche hat zurückführen wollen. Vor Alters pflegten die städtischen Würdenträger zu Newcastle, der Mayor, die Aldermen und der Sheriff mit vollen Insignien und in Begleitung vieler Bürger alljährlich um Ostern und Pfingsten hinauszuziehen, um die Jugend Handball spielen zu sehen. Doch die Zeiten sind ernster geworden, jetzt bleiben die gestrengen Herren fein säuberlich auf dem Comtoir, oder trinken ihr Glas Portwein daheim im Familienkreise. Die jungen Leute jedoch setzen ihre Vergnügungen noch fort, auch ohne hohes obrigkeitliches Patronat. In Chester knüpft sich an das erwähnte Spiel ein locales Sprichwort: „wenn die Tochter gestohlen ist, soll man das Pfefferthor verschließen, (**when the daugther is stolen, shut Pepper-Gate**)“, von dem Fuller, ein wegen seines zierlichen und amüsanten Stils namhafter Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts, die nachstehende Erklärung gibt: Dem Mayor von Chester wurde seine Tochter, während sie in der Pfeffergasse mit andern Mädchen Ball spielte, von einem jungen Manne durch das genannte Thor entführt, worauf Seine Hochwohlweisheit, den unwillkommenen Schwiegersohn dahin wünschend wo der Pfeffer wächst, und in Anbetracht, daß dies die einzige Tochter sei, ganz schildbürgerlich das Pfefferthor auf ewige Zeiten zu verschließen geruhte.

Zu derselben Classe wie Racket gehört noch ein Spiel, das den Namen Fives führt, wie man sagt, weil ursprünglich fünf Spieler auf jeder Seite standen. Dies soll der Fall gewesen sein, als die Diener des Grafen von Hertford es auf dessen Landsitze zu Elvetham in

Hampſhire vor der Königin Eliſabeth ſpielten, die bei dieſer Gelegenheit ſo gnädig war zu ſagen, ſie habe nie ein beſſeres Spiel geſehen. Gegenwärtig nehmen mehr Perſonen daran Theil. Der berühmteſte Spieler in neueren Zeiten war ein Irländer Namens John Cavanagh, der im Jahre 1819 in London ſtarb. Man hat in Bezug auf ihn die folgende Ueberlieferung. Eines der Locale (Fives' Courts) in London, das er regelmäßig zu beſuchen pflegte, war nur durch eine Wand von einer Küche getrennt. Cavanagh's Bälle kamen nun mit ſolcher Gewalt gegen dieſe Zwiſchenwand und prallten davon mit einem ſo viel lauteren Schalle zurück, als die Bälle der anderen Spieler, daß die Köche, reſp. Köchinnen jedesmal ausriefen: „das iſt wieder der Irländer," ja daß ſogar der Braten am Spieß erzitterte und ſich von ſelbſt umdrehte. —

Ein altes, von Schriftſtellern der drei letzten Jahrhunderte häufig erwähntes Spiel, das jetzt faſt nirgends mehr gebräuchlich zu ſein ſcheint, führt den Namen Stool-ball (Stuhlball). In dem ſogenannten Hurling (Fortſchleudern) findet ein Kampf zweier Parteien um den Beſitz des Balles ſtatt. Diejenige Partei, welche ihn lange genug behält, um im Stande zu ſein, ihn über ein beſtimmtes Ziel hinauszuwerfen, trägt den Sieg davon. Früher war das Pall-mall ſehr berühmt, wobei ein Ball von Buchsbaumholz durch einen eiſernen Thorweg geſchlagen werden mußte, und zwar mit einem hölzernen Hammer (mallet), der offenbar dem Spiele, ſowie auch dem entſprechenden franzöſiſchen mail, den Namen gegeben hat. Es bildete dies unter Karl II. ein faſhionables Amüſement, und die Straße Pall Mall in der Nähe des St. James's Park in London war urſprünglich eine Allee, in der jener König mit ſeinen Höflingen das Spiel zu betreiben pflegte. Einige andere alte Spiele wie Trap-ball und Northern-spell muß ich übergehen, um nicht weitſchweifig zu werden.

Die Schotten haben ein Nationalſpiel, Golf oder Goff genannt, das jedoch auch in England, namentlich im Norden, vielfach betrieben

wird. Die beigefügte kleine Zeichnung ſtammt aus einem Manuſcripte des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Länge des Ballſtocks beträgt 3 — 4 Fuß, je nach der Größe oder nach der Länge des Arms des Spielenden. Eſchen- oder Buchenholz gilt wegen der Härte und Zähigkeit für das beſte Material. Ein keulenförmiges, dabei aber gebogenes Ende, das außerdem noch mit Blei ausgegoſſen und häufig mit einem knöchernen Anſatz armirt wird, gibt dem Schlage die gehörige Wucht. Der Griff iſt in der Regel, gerade wie beim Cricket-Ballholz, mit

Ballſtock.

Bindfaden bewickelt. Da das Spiel jedoch allerlei Modificationen zuläßt, ſo gibt es auch entſprechende Varietäten des Stocks, mit dem ein Diener gewöhnlich in Bereitſchaft ſteht.

Golf war ein gewöhnliches Amüſement des engliſchen Adels zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts, und wurde von dem ſchon erwähnten Prinzen Heinrich, dem Sohne Jakob's I., fleißig geübt. In Schottland gibt es zahlreiche Golf-Clubs; auch beſteht ein ſolcher unter den in London anſäſſigen Schotten, die jährlich einmal in Blackheath (nahe bei Greenwich) eine ſolenne Partie (ein Match) ſpielen. Das

Nationalcostüm der schottischen Hochlande, in dem die Theilnehmer dabei erscheinen, gibt dem Ganzen ein sehr malerisches Aussehen. Der beigefügte Holzschnitt ist nach einer Skizze von Gilbert angefertigt. Das Kostüm ist kenntlich genug, auch ist der obligate Dudelsack nicht vergessen, dessen schrille Töne den patriotischen Schotten in Ekstase versetzen, jedem Anderswogeborenen hingegen wie Katzenmusik klingen.

Das bei der englischen Schuljugend so beliebte Spiel hockey wird mit ähnlichen Ballstöcken gespielt, wie das schottische Golf. Da es bloß darauf ankommt, einen zwischen zwei Parteien als Zankapfel in der Mitte liegenden Ball über ein bestimmtes Ziel hinweg, höchstens noch zwischen ein Paar Stäben oder Flaggen hindurchzuschlagen, so kann dabei allerdings Kraft und Gewandtheit, aber wenig eigentliche Kunstfertigkeit an den Tag gelegt werden.

Ein für den Zuschauer sehr belustigendes Spiel ist der Fußball (foot-ball). Die Idee, einen mit Luft gefüllten Ball zu gebrauchen, gehört keineswegs den Engländern als ursprüngliche Erfindung an. Schon die Römer bedienten sich eines solchen nach dem Vorgange der Griechen und hatten dafür das Wort follis oder folliculus; doch wurde der Luftball bei ihnen mit der Hand in Bewegung gesetzt, gerade wie der kleine air-ball, mit dem englische Knaben jetzt zu spielen pflegen, oder wie der balloon-ball des vierzehnten Jahrhunderts. Der Fußball wird aus Gummi elasticum gemacht und mit starkem Leder überzogen, doch kann man auch statt dessen eine mit Luft angefüllte Ochsenblase nehmen. Seine Größe beträgt ungefähr einen Fuß im Durchmesser, und gerade das massenhafte, ungeschickte und klumpige Aussehen dieses Balles, welcher natürlich sehr leicht ist, trägt wesentlich zum komischen Charakter des ganzen Spiels bei. Noch spaßhafter ist es, wenn in eine Blase, wie dies besonders auf dem Lande üblich ist, Erbsen oder Bohnen hineingethan werden, deren Gerassel eine ganz passende musikalische Begleitung bildet. Das Spiel ist sehr einfach. Zwei Parteien von gleicher Anzahl stellen sich, gegen einander auf, und eine jede bemüht sich den Ball über den ursprünglichen Standort der Gegner fortzusenden oder wenigstens, bis dies gelingt, zu verhindern, daß die Andern ihr Ziel erreichen. Oft erhält der Ball so gewaltige Fußtritte, daß er ohne Uebertreibung häuserhoch fliegt; man kann sich leicht denken, welche Heiterkeit es erregt, wenn die große schwarze Masse in ungeheurem Bogen langsam durch die Luft saust.

Das Alter dieses Spiels ergibt sich daraus, daß es unter Eduard III. im Jahre 1349 durch ein öffentliches Edict verboten wurde, wohl schwerlich aus Mißbilligung des Zeitvertreibs an sich, sondern bloß um zu verhüten, daß der Kunst des Bogenschießens durch Fußball und ähnliche Vergnügungen Abbruch geschehe. Das Urtheil Jakob's I. ist schon angeführt; wenn er Fußball für ein wildes und gefährliches Spiel hält, so hatte er insofern gar nicht Unrecht, als dabei leider die beim Hockey berührte Sitte herrscht, die Fußtritte durch ein absichtliches Versehen gegen die Schienbeine statt gegen den empfindungslosen Ball zu richten.

Shakspeare gebraucht den Ausdruck „mit Worten Fußball spielen," um zu bezeichnen, daß witzige Entgegnungen, wie wir zu sagen pflegen, Schlag auf Schlag einander folgen. Wie glücklich dies Gleichniß sei, dürfte aus der Schilderung des Spiels erhellen. Unter den andern, sehr zahlreichen Dichterstellen, in denen des Fußballspiels Erwähnung geschieht, ist ein Gesang von Walter Scott am bemerkenswerthesten, den er bei folgender Gelegenheit geschrieben hat. Am 5. December 1815 fand ein Fußballkampf (match) statt zu Carterhaugh, Ettrick Forest, zwischen den Mannen von Ettrick und von Yarrow. Der Patron der letztern war der Graf von Home, der erstern Sir Walter Scott selbst als Sheriff von Ettrick Forest, der zwei Gedichte darauf verfaßte.

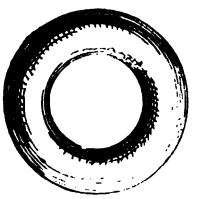
An die verschiedenen bisher besprochenen Ballspiele schließt sich wohl am natürlichsten das Kugelrollen (bowling) an, ein Vergnügen, mit welchem der Engländer unwillkürlich allerlei heitere Eindrücke und Erinnerungen in Verbindung setzt. Denn die Ideenassociation ruft sofort im Geiste das Bild eines englischen Rasenplatzes hervor, ich sage eines englischen Rasenplatzes, da man wohl selten anderswo so hellen, frischen, sammtnen Rasen findet, wie vor den englischen Landhäusern. Es fällt derselbe um so mehr in die Augen, da die englische Landschaft immer in einen eigenthümlichen, duftigen Nebel gehüllt ist, so daß es, wie ein Freund von mir, ein Maler, einst treffend bemerkte, in England ganz dunkles Licht und dunkeln Sonnenschein gibt. In der Nähe des Rasenplatzes befindet sich sodann eine freundliche Laube, umrankt von Waldreben, Jelängerjelieber oder süßduftendem Jasmin. Wer kennte nicht eine solche Scene aus englischen Romanen? Als Staffage derselben denke man sich nun eine fröhliche Gesellschaft, die sich auf dem kurz geschorenen, hin und wieder von Schafen abgeweideten, mittelst einer großen Eisenrolle geebneten Rasenplatze mit Kugeln belustigt. Die Spieler, deren Anzahl ganz beliebig ist, theilen sich in zwei Parteien und stellen sich auf den entgegengesetzten Seiten des Rasenplatzes auf. Einer von ihnen beginnt damit, eine kleine Kugel hinzuwerfen, den sogenannten jack — beiläufig gesagt ein Wort, das von allen möglichen Dingen, freilich durchgängig in der Bedeutung des Dienstbaren,

gebraucht wird, das also durch sich selbst als ein Jack of all trades (Hans Dampf in allen Gassen) erklärt werden kann. Die größeren Kugeln werden mit der Absicht gerollt, sie so nahe als möglich an den jack zu bringen; dabei steht es frei, sowohl diesen als die Kugeln der Gegner fortzukegeln. Wenn alle Kugeln entsandt sind, so wird der Seite der Spieler, welcher die dem jack zunächst liegende Kugel angehört, ein Point angeschrieben; haben sie deren mehrere vor den Andern voraus, so wächst ihr Gewinn an Points nach der Anzahl solcher Kugeln.

Man hat früh eigne Bahnen für das Spiel angelegt (bowling alleys), die sich bald in's Unzählige vermehrten und wegen der dort stattfindenden Wetten, sowie als Aufenthaltsorte aller möglichen Bummler in Mißcredit geriethen, etwa wie die englischen Billardzimmer in neueren Zeiten. Aus dem bowling haben sich durch mancherlei Umwandlungen und Verpuppungen (z. B. Kayles) die verschiedenen Kegelspiele (Skittles, Nine-pins und Duch-pins) entwickelt. Da das Kegeln kein specifisch und ausschließlich brittisches Spiel ist, so sei mir erlaubt, es mit der Bemerkung abzufertigen, daß es in England als etwas Gemeines über die Achsel angesehen wird, und höchstens hin und wieder einigen Gentlemen Farmers zum Zeitvertreib dient.

Ein Spiel, das man in England auf dem Lande tagtäglich sehen kann, erinnert an das Diskoswerfen der Alten. Der Name desselben, Quoits oder Coits, soll aus dem Holländischen stammen. Da mir leider keine öffentliche Bibliothek zu Gebote steht, während ich dies schreibe, so ist es mir nicht möglich, in Erfahrung zu bringen, ob in den Niederlanden wirklich ein ähnliches Spiel zu Hause ist.

Das Quoit besteht aus einem eisernen Ringe, der auf der einen Seite flach, auf der andern convex ist, also mit einem Durchschnitte in Form eines Kreissegments. Die Größe ist verschieden je nach der Stärke und den Bedürfnissen derer, die damit werfen. In einer Entfernung von etwa 50 — 60 Fuß — auch dabei kommt es auf den Willen der Spieler an — werden ein Paar Eisenstifte (hobs) in den Boden geschlagen. Die Theilnehmer, welche sich in zwei numerisch gleiche Parteien formiren, werfen ihre quoits von dem einen hob aus nach dem andern, bis sie nach Entsendung aller ihrer Wurfgeschosse auf die entgegengesetzte Seite treten und dort das Spiel in gleicher Weise fortführen. Es kommt natürlich darauf an, die quoits so nahe als möglich an die Stifte zu werfen, wovon die Entscheidung des Spiels abhängt, und zwar so, daß sie nicht mit der flachen Seite auf den Boden fallen.



Quoit.

Eine Art quoits mit scharfen Rändern wird bei manchen der Eingebornen von Ostindien gefunden und soll in ihren Händen eine äußerst gefährliche Waffe sein.

Die getreue Tochter

oder

Das tragische Glück.

Ein kleiner Roman

von

Leopold Schefer.

(Schluß.)

So war denn Alles vor der Hand auf dem Wege zu einem gut erhofften Ausgang. Darum war der Weg gut, wenn auch besorgnißvoll und dem Herzen schwer. Und wenn es nach der Hand anders kommt, dachte sie, — und die Geschicke drehen sich in der Welt, wie in einem großen Kaleidoskop — immer leicht wie durch eine Kinderhand um — dann muß Etwas wieder zum Besten werden und sei es auch schlimm, recht schlimm, ja unerträglich. Vor, ja in diesem immer richtig zu überraschenden Bildern zusammenfallenden Zaubergerüll leben alle Menschen; aber es fehlt ihnen die heitere Lust, das frohe Auge der Kinder, die hineinschauen und über Alles ihr Entzücken ausrufen, weil sich ihnen gleichsam noch keine Seele gebildet, kein Herz; — die Eigenthümlichkeit — die Verwöhnung — das Verwachsen der Gefühle mit den Jedem wahlverwandt gewordenen Dingen und Wesen, so daß das Ende von jedem Leben ist:

„Das Herz, das Herz
Bringt alles Glück
Und allen Schmerz.“

so daß am Ende nichts gegen jedes besondere Menschsein hilft — als das Ende.“

Wenn nun Vater und Tochter keine Vergangenheit gehabt und nicht eine Zukunft noch wünschten, so wäre ihnen beiden erträglich wohl gewesen. Er wohnte in Emaus ruhig wie ein Einsiedler, ja ein Viersiedler, mit dem Arzt, dem Diener und zu seiner besonderen Pflege ihm zugegeben, mit der guten muntern Suschen, der es nur leid that, daß sie ihm Nichts an den Augen absehen konnte. „Die Küche“ mußte gering sein und war mit Wenigem bestellt und die Ziegenmolken der alten geschwätzigen reinlichen Ziegenmutter, vortrefflich. Aimée aber hielt ein nur westentaschenkleines verschließbares Tagebuch. Und so hatte sie in vier Wochen ihres neuen Aufenthaltes nur Folgendes aufgezeichnet (wenn auch Tausendes dabei gedacht und gefühlt) unter der Ueberschrift:

Tage- und Nächtebuch.

„Ich machte eine schöne Auffahrt. Die zwei Schneider-Extraposthörner hatten das ganze Haus auf die Rampe herausgeblasen. „Es steckt voll vornehmem Mob, jung und alt, Lords und Ladys, Boys und Girls,“ flüsterte mir Harriet noch sehr ernsthaft zu, als wenn sie mir noch geschwind erst Respect einreden wollte. Und ich sah ganz hinter der bunten Schaar — ach wen? — den Max! Der gab mir Haltung für oder statt Aller. Da waren allerhand uniformirte Cadetten — auf Hundstage; da standen Fräulein und Civil-Knaben, die Kinder mehrerer Gäste; Herren und Damen nicht wenig. Aus den Mansard-Fenstern sahen gewiß sechs oder sieben Kammerjungfern heraus, die unten von der Rampe nicht gewahrt werden konnten. Oben auf der Gallerie des Thurmes erkannte ich den alten Herrn, den Banquier, der wohl da droben sein neues Reich überschaute. Ich selbst ward von der Lady Patroneß sehr wohl empfangen und den Anderen vorgestellt und in den Saal geführt, wobei ich nur bemerkte, daß zwei Damen sich, als wenn sie sich die Tücher aufnähmen, mit den Ellenbogen anstießen und mit den Achseln zuckten — gewiß über mich! Die getroste Harriet ward zu meiner ausdrücklich alleinigen Bedienung bestellt. „So lebt der europäische vornehme Landmensch hier!“ sagte sie mir lächelnd auf meinem saubern, ja prächtigen Zimmer. Ich höre: „Ihr“ — (aus Uebersetzungstreue nannte sie mich Ihr statt Sie und so that sie auch gegen Andere, das ihr, als sei sie verwöhnt in Amerika, gnädigst so hinging) „Ihr wollt — (wiederum höflich, statt sollt) „Ihr wollt in einem lebenden Bilde die ehrwürdig gemachte Griseldis machen, die sich doch nicht Alles gefallen läßt und, wie die Herren sagten, neben der Mutter des Fechters von Ravenna das einzige würdige deutsche Weib der Bühne ist. Nur die alten Griechen — hätten erhabene Weiber von colossaler Größe und viele; sagte erst gestern der Banquier beim Thee im Garten. Der Goethe habe keine; kein einzig erhabenes Weib oder himmlisch stolze Jungfrau, als etwa die Iphigenie, die aber eine bloße Uebersetzung in's Weibliche vom Sohne des Achills im „Philoktet auf Lemnos“ sei. Aus seiner Verliebtheit habe er alle seine Weiber und Mädchen nur zu verliebten Katzen gemacht. Und der Schiller habe, wie zur Schande, Königinnen zu Fischweibern gemacht. Er sagte: der Halm, der Halm nur sei der erhabenste Frauendichter in Europa und jedes Weib solle sein Bild auf der Brust oder im Ringe tragen. Nichts Schändlicheres sei erlebt und erdichtet worden, als die ersäufte Agnes Bernauer! Wenn Jemand sie noch zu Ehren bringen könnte, so sei es der Halm! Auf dessen Gesundheit trank der brave alte Herr sich fast — selig! Der Bräutigam — vertraute mir Harriet auch, habe einen Narren an ihr gefressen, statt an seiner eifersüchtigen Braut, die sich doch Alles würde gefallen lassen, weil ich ihre Mutter hörte spitzig zu ihr sagen: — „Du weißt ja, mein armes Kind, wie die meisten jungen Herren jetzt alle sind! Einen Solchen oder Keinen ist jetzt Aller und auch Dein Loos. Nur vornehm bleiben, das heißt: heißen, ist jetzt unsere Sorge bis in bessere Zeiten!“

Das ehrenhafte Dienstmädchen gefällt mir. Sie sollte ein Institut haben für junge, vornehme, reiche Dämchen, oder noch besser eins für Arme, die wieder Institute hielten. Frauen lehren am besten Frauen und von ihnen lernen sie am besten. Alle jungen Mädchen lernen meist nur Alles von anderen jungen Mädchen im Umgange zu Hause und außer dem Hause. Auch so die Knaben. Die Lebensschule ist frei; sie ist die Rettung des Volkes und die Verzweiflung aller auf Seelenraub ausgehenden falschen Seelen. Ich selber lerne von Harriet Halt, ja, glaube es lieber Vater, auch Anstand. Sie erweckt die Kraft und hält die Ehre lebendig.

— — — Der Max, nun der Max läßt, seinem Vater gehorsam, mich in der Heerde laufen, ohne mich auszuzeichnen, noch zu meiden. Sein Blick ist so ruhig wie eines — guten Sohnes. Lese ich Abends etwas vor, so sitzt er still aber fern im Schatten. Singe ich ein Lied, so spielt er Schach — und gewinnt!... mir ein Zeichen, daß er mit dem Geist und der Aufmerksamkeit bei dem Spiele gewesen!... oder ist sein Gegner kein Philidor. Mit einem Meister muß er spielen, um zu meiner verlorenen Ueberzeugung zu wissen: „Du bist nicht

vergessen." — Weil die meisten jungen Herren nicht rudern können, so sind die Hauskähne, um auf dem See zu fahren, mit zwei leichten Schaufelrädern zur Seiten versehen, so daß Jeder fahren könne, selbst die Frauenzimmer, die nur eine Kaffeemühle drehen können. Und so fuhr, wie die Andern, auch Max oft noch einsam auf die Entenjagd, und so sah ich ihn eines Abends in dem Schilf an das Ufer getrieben, und er saß im Kahne eingeschlafen! Mein Gott! Von welchen Gedanken, flüsterte mir das Schilf nicht zu. Da fiel ein Schuß. Er fuhr auf; und ich hätte darüber in die Erde versinken mögen, daß er mich gesehen, ihn wehmüthig oder mitleidig betrachten — ich weiß nicht welches. Auf dem Rückweg begegnete ich seine — soi disant — Braut. Es duldet mich hier nicht mehr lange, mein Vater.

Dafür war sein Vater mein beständiger Begleiter, und mein Nachbar am Tische, wo ihm gegenüber zum Streite die Vorsteherin einer Pension, und die eines Instituts saßen, die er oft so witzig aushöhnte und in ihrer Blöße wie nackt hinstellte, daß wenigstens Eine gewöhnlich scheinbar Nasenbluten bekam, und stumm sich verneigend um Erlaubniß bat, den Tisch verlassen zu dürfen — als seien sie erst vollends die Verderberinnen der Töchter aus reichen vornehmen Häusern, daraus sie schon nichtsnutzig und kaum mehr erziehbar in die Pudel- und Affeninstitute kämen, und daraus erst vollends unnütz in die nichtsnutzigen Familien zurückkehrten, unverbesserlich auf Lebenszeit, blos mit dem Ruhme, daß sie in der oder jener Pension wären unerzogen und unerziehbar geworden, und nur wieder deutsche Affen erziehen könnten. Dagegen erfreuten ihn meine Lieder; denn, sagte er, wenn auch die Texte nur leicht, oberflächlich und so gewiß galant wären, so müsse das ganze Volk doch den lieben Dichtern und Componisten höflich dafür danken, die für die Zeit hinlänglich, mit ihren Werken eine höhere, einfachere, herzlichere Musik und Dichtkunst vorbereiteten; da die Kirchenmusik eigentlich nur Gottes-Hausmusik geworden und die Worte nur als Musik angehört würden; und da erst nach funfzig Jahren, erst jetzt die Lieder von Goethe gesungen würden, die geniale Tonsetzer erst dem Volke durch ihre Vortrefflichkeit aufgezwungen, wie Schubert mit dem „Erlkönig" gethan, ja, Beethoven selbst mit dem albernen Text der „Adelaide". Und so bat er mich mit einem unerklärlichen Blicke dabei, wenn ich Hausherrin sein würde, die Hausmusik nicht mit der Trauung abgeschworen zu haben. Denn keine Musik sei so wahr und ergreifend in der Welt als — ein Wiegenlied, ein Hochzeitlied, ein Gesellschaftslied oder ein einsam gesungenes Trauerlied um einen lieben Verstorbenen. Die Musik ist noch mehr wie die Dichtkunst, die Kunst des Einsamen, schloß er; wie die besten Bilder die Genrebilder sind, die dem Volk erst Herz und Augen aufthun über das wirkliche Menschenleben, und die himmelschreiend schöne Welt! — (denn mit einem Lachwort, oder einem sogenannten „einschlagenden" kostbaren Worte gewann er immer seine Rede). Am wahrsten, ergreifendsten in der Welt, setzte er hinzu, habe ich einmal eine junge Mutter singen gehört, die das ihr gestorbene Kind drei Tage lang in ihrer Schürze umhertrug, und es allen Müttern, allen Kindern, der Sonne und dem Monde zeigte — und auch mir! Alle Opern taugen vor der Hand nichts, und alle opernarienähnliche Hauslieder. Das Zuviel verdirbt Alles. Aber sie lehren doch Gesang und Vortrag des Einfachschönen. Für das Haus zuletzt ist Alles, Alles, Alles, Amen!"

Und so mußt' ich denn fast alle Abende ihm singen, als wenn ich ihm den größten Dank schuldig wäre, der oft sogar seinen Max hinter meinen Stuhl dazu rufte. Ich fühle, mein Herzklopfen wird und muß mir wiederkommen — da bleibt mir dann, daß ich aufspringe und lache . . . weil ich falsch gesungen hätte. — Kurz lieber Vater, mein — Lohn ist in einigen Tagen abgedient!"

* * *

Aimée hatte abgebrochen; wahrscheinlich weil sie nicht sagen wollen, daß die „soi disant" Braut des Max sie dennoch aus Mädchen-Spürkunst verdächtige, und man sie gern wieder gehen sehen werde. Das fehlte ihr noch.

Der Polterabend war da, die Hochzeit, der Kinderball, die Reise der jungen Leute vom Hochzeittische weg in die Welt. Die Schneider waren fertig bis auf die letzten paar Millionen Stiche; die Braten-Köche, Backwerks-Köche, die Confitüren-Köche — wie in Italien ein jeder Handwerker voraus ein „Fa legname" heißt. Der Tanzmeister hatte die Kinder im Schweiß seines Angesichts mit seiner Geige unter tausend Tacktgestampf eingegeigt, und die Affen waren fertig. Die Gäste aus dem Umkreis waren mit noch mehr Kindern angekommen und in den Nebengebäuden, wie in einem überfüllten Bade, erlaubt und aus Noth schicklich-ländlich untergebracht. Eine Flotte, wohl aus hundert Kähnen, lag am See aufgeputzt wie vor Anker, um eine Fackelfahrt zu halten. Zuletzt sollten genug Tonnen Terpentinspiritus auf den See gegossen werden, daß er das prächtigste Schauspiel gäbe; aber der alte Herr, der das ganze Fest schon mit Angeld auf den Kauf der Besitzung bezahlt hatte, verbat sich „im Namen der Fische" scherzhaft den Unsinn. Und er durfte sich schon ein Wort erlauben, und erlaubte sich hundert, besonders seit der Stunde, da der Bräutigam auf der sogenannten Bilder-

galleric auf dem Bodengange des Schlosses grade bei dem Bilde eines im Sarge liegenden jungen Mädchens, über der ein Engel eine Lilie hielt, die eilende Harriet getroffen, oder gesucht und sie gradezu an die Brust gedrückt hatte, ja, sie hart und ernst mit Küssen bedrängt. Das weiblich stolze Mädchen hatte ihm nicht einmal gesagt: „Wie? Sie, der die schöne Braut unten sitzen hat!" — Sie hatte nicht geschrieen, sich nicht aus falscher Ehre gefügt, da er sie eine Närrin geheißen, sondern ihm zuletzt aus Noth einen Abfertigungs-Backenstreich gegeben, der bei seiner Ausbiegung ein Nasenstreich geworden — und mit dick aufgelaufener blutender Nase war er entsprungen — und vor der ihm begegneten Braut war er angeblich nur — angerannt in seinem heutigen Eifer! Die Braut hatte aber nichts gesagt, als „das wird eine lächerliche Deprecation bei allen Hochzeitgästen geben! Ich freue mich schon sterblich auf Deine kecke Nonchalance! Alles — Braten und Torten und Crêmes und Eis steht fertig, und unsere Sache ist nicht aufzuschieben! Ich will nur geschwind zur Mutter, daß sie Dir mit Wein, oder noch besser mit homöopathisch heilendem Bockbier und Löschpapier ein Nasenfutral macht, damit der Scandal, ich meine Deine „lange Nase" nicht gar zu groß wird!" — So sagte sie, weil sie ihm heimlich nachgeschlichen war.

Oben bei dem Engel aber hatten sich die Kammerjungfern um Harriet versammelt, gefragt, gelacht, ihr Schweigen gerathen, um im Dienst zu bleiben. Sie aber hielt ihnen grade als der Banquier vom Thurme herab kam — eine Genre-Predigt, während die Zuhörerinnen sie als lebendes Genre-Bild umgaben. Und sie sprach ganz laut: „Meine theueren Gentle-Women! Ihr Last- und Geheimniß-Trägerinnen für Eure sogenannten Herrinnen, die gar nicht ihren reinlichen Rang behaupten könnten, und die alle selbst Wasch-, Wisch-, Kehr- und Aschenbrödel wären ohne Euch, die vor Titeln und Mitteln in die Erde sinken sollen, wenigstens auf die Knie. Wurde ich nicht soeben eine alberne Närrin geschimpft und gefragt: „Was ich denn wäre?" Und mit der Verachtung meiner sollte mir auch mein Maidship, meine Mädchenschaft nichts sein? Laßt Euch das in die Krone fahren! Amen! Amen! Es gibt hier von diesem Augenblicke an eine neue Welt, ein Amerika in Europa, wenn alle braven Mädchen, die wenig, ja nichts haben als ihren prächtigen jungen Leib, ihr frohes Herz und ihre fleißigen rüstigen Arme mit geschickten Händen daran, wenn diese grade unbeugsamen Stolz fassen, und ihren Werth erkennen und fühlen, grade als sogenannte Engel — nur ohne Federn, sogar nicht zu einem Kopfkissen! Was für Junggesellen und Männer durch unsere Ehre da werden als Freier kommen müssen! Ganz dieselben Worte hat der Präsident einmal, ja zehnmal einem kriechenden armen deutschen Schafe von Chambermaid gepredigt, daß er vor Zorn ganz kochte: Wir mußten ihm alle schwören: „Deutsches Mädchen, Ehr' in den Leib! und in alle Glieder und Gliedmaßen des Leibes vom Scheitel bis zur Zehe, in den Leib und den Rücken, Euch niemals schlagen lassen! Ehre in die Ohren, und Ehr' in die Augen, ja in den Besenstiel in Eurer Hand!" Da nahm er dem feigen deutschen Schafe ihren Besen aus der Hand, und wir schworen ihm. Und hier lehnt grade eine langstangige Kehreule, faßt sie an und schwört „Ehr' in den Leib!" — Ich wünschte, die Stange wäre so lang, daß statt wir Neune, wir gewiß neunzig Tausend im Lande sie fassen könnten, und alle Tage bei jedem Besen an sie dächten, jede Nacht von ihr träumten — besonders aber an sie glaubten. „Das große Land großer Kinder hier," sagte der Präsident oft — „mag tausend gar nicht zu verachtende Fehler haben, aber durch die Eine Tugend, die nützlichste Tugend: das Weib in allen Gestalten hoch zu achten, als lauter und statt aller Mutter-Marien, dadurch wird das Volk hier die oberste Stufe der Menschheit ersteigen."

Der alte Herr trat dann zu Harriet, lobte sie und sagte ihr dann auf Englisch, daß sie, wenn sie deutschklug wäre, aus dem Hause gehen müsse, weil der Hausherr, kraft der Haus- und Orts-Polizeigewalt sie werde in den Thurm setzen lassen, wenn die Gäste fort seien. Sie solle mit Aimée, die ihren Vater besuchen werde, mit über den See in seine Cottage fahren; hier stelle er den Bräutigam noch blos, wenn Er sie offen beschütze. „Kraft meines Wissens kann ich Dir sagen, daß Deine Patroneß auch nicht mehr in dieses Haus in Dienst zurückkommen wird. Ich selber warte nur noch den Kinderball ab; und wenn ich es nur zu machen wüßte, dem Schöpfer in das Paradies diese zu Schanden geputzte Gesellschaft Affen vor Augen zu transportiren, daß er einmal eine abscheuliche Freude hätte, ich ließe mir mit Vergnügen den Transport 10,000 Gulden Silber kosten! und eben so viel die Rückfracht durch die Lande; denn ich habe als Mitaufseher solcher Institute das Recht und die Pflicht, mit ein Gut- oder Böseachten abzugeben, oder abzufeuern."

An der Hochzeit war Alles überflüssig vorhanden und Nichts fehlte als — Liebe und Achtung. Statt „Nein" zu sagen bei der Jafrage, regte sich am Tische erst noch einmal, ob zum Schein wußte man nicht, bei der Braut eine innere Bewegung wie zu einer Ohnmacht, die sie aber nicht zu Stande brachte aus Besorgniß, den Anstand nicht zu verletzen. Die Gesundheiten unter Trompeten- und Pauken-

schall am Schlusse der Tafel aber belebten sie wieder, und rissen sie fort in ihr Leben hinein. Aufhub der Tafel. Das Personalchen des Kinderballs, obendrein von rebhuhnäugigem Champagner beseelt, zog von seiner Tafel paarweis in den Ballsaal, wo der zwölfjährige Rädelsführer den Tanz mit einer Polonaise eröffnete, die mit der allgemeinen Kußscene schloß, wobei die jungen Mädchen wie arme Schafe dastanden, oder schon recht sehnsüchtig zärtlich und zum Verwundern gluthvoll ihre Hälften küßten, und die Hälften, die süßen Knaben wechselten, so daß zuletzt ihre Lippen sichtbar zitterten. Die Mütter umwandelten sie, freuten sich fast zu Tode über die schon so verständigen Eingeweihten, über die schöne junge, kostbar in der neuesten Mode gekleideten und mit ächten und falschen Brillanten geschmückte neue Menschenbrut, umarmten sich, und alle klatschten der letzten großen Kußscene unendlichen Beifall, in den auch die Männer sich fortreißen ließen, um nicht zu Hause grob und fein ausgescholten zu werden.

Die Tanzmeister und Vorsteherinnen der Pensionen und Institute stellten sich unbesonnener Weise um den alten Herrn, den Banquier, wie um sein Urtheil herauszufordern, der ihnen, unter vielen sichtbaren Bücklingen der Freude und des Dankes, halblaut die Worte sagte: Ihr gottvergessenen Carcassen! Ihr Kinderverfuhler! Ihr zu Allem bereite alten Damen, die für Geld Alles thun, was unsinniges Volk von ihnen verlangt: Euch arme Seelen schickte ich von der Stelle weg nach Sibirien. Wer einen Kinderball gäbe, erlegte tausend Gulden an das Correctionshaus, als Versicherung für alle die armen Bräute, die, durch Eure Kunst vorzeitig verdorben, hineinkommen — sollten! Nichts toller, als die Sinne zu früh erregen, und eitel und verliebt — also herzlos zu machen. Die kleinen Mädchen, habe ich gesehen, krochen, wie nach ihrer Serviette, oder ihrem Schnupftuch für 50 Gulden, unter den Tisch und küßten darunter dem Knaben neben sich heimlich die Hände! — Hebt Euch weg, Ihr dürren alten abgekehrten Besen!"

Das aber sprach er so artig, so verbindlich, und verneigte sich vor ihnen mit Händen und Beinen und Kratzfüßen, daß die alten schlauen, zu jeder Abwehr gerüsteten, immer gefaßten Damen einen Meisterstreich machten, und hörbar vor der hinzugetretenen Gesellschaft, unter vielen Gegendienern und Verneigungen sich laut für das hohe, ehrenwerthe öffentliche Lob eines so großen Menschenkenners, das und den sie zu rühmen wissen würden, gerührt bis zu Thränen bedankten; inwendig kochend vor Wuth, und auswendig roth wie gekochte Krebse.

Dafür sagte er ihnen zum Schluß: „Fahren Sie nur so fort, werthe Damen, an der Versittlichung grade der Kinder zu wirken: Ich stehe Ihnen mit Leib und Seele für die Folgen! und bedaure nur, daß die Armen noch keine Kinderbälle haben als in Lumpen."

— „O mit der Zeit!" versicherten sie. „Die Wirkung eines Kinderballes ist unvergleichlich, unersetzbar!"

„Ja!" sagte der alte Herr: „Die Lady-Patronesses der Kinderbälle sind mir auf eine nicht auszusprechende Weise achtbar!" In den Taschen aber hatte er die Fäuste geballt, und faßte Entschlüsse für seinen Sohn, der draußen schon zu Rosse saß, um den Wagen des Vaters zu begleiten. Die große Rampe leuchtete von Fackeln, die allemal, wenn das Donnerwetter darüber blitzte, verloschen. Das junge Paar saß schon in der Kutsche zur Reise vom Hochzeittisch weg in die Welt; wenn arme Paare höchstens einen Berg ersteigen und sich umschaun, wo ihr kleiner Acker liegt? um freudig inne zu werden, daß ihr saures Leben doch in einer schönen, reichen Welt vorgehen soll!

Die Kutsche aber wartete, bis der Banquier an den Schlag trat, dem Bräutigam eine Rolle Gold in die wie sich bewußte Hand gleiten ließ, und eine Krystallflasche, vom Doctor über dem See, mit dessen Versicherung gab — bis Straßburg werde Patientin schon wieder sich gesetzt haben und natürlich sein — in Paris aber nur noch etwas roth, und in London kaum mehr etwas gelb oder grün. — Da fuhren sie ab. Salven von Mörsern erscholten und krachten über den See, in das „Glückliche Reise!" Geschrei; Maxens Pferd scheute, bäumte sich, überschlug; er fiel und drückte seitwärts die unfern stehende Aimée auf ihre Knie zur Erde; sie mühte sich ihn zu erheben, doch umsonst und er lag mit seinem Haupte in ihrem Schooß, wo er sich erholte, erhob, zum Vater ging und in den Wagen stieg. — Aber ihm getreu, drückte er ihr nicht einmal die Hand, sondern sahe ihr mit einem unbeschreiblichen Blick in die Augen. So hatte sie ihm in der Welt doch einen Gefallen gethan — ihm gedient, zu ihrer stillen Freude.

* * *

Suschen war vom alten Herrn in die Stadt nach Hause befohlen; der Diener fuhr sie im Hauskahn nach dem schönen großen Dorf, und Aimée's Vater begleitete sie bis dahin. Und Aimée selbst fuhr mit Harriet aus dem Schlosse zum Besuch des Vaters — auf Nicht-Wiederkehren — über den See, wo in Emma's Haus weder der Seelenschreiber noch die Ziegenmutter sie kannte; und so erfuhr die bekümmerte Tochter desto aufrichtiger die traurige Wahrheit. Sie suchte nach einem Tagebuche — fand wirklich etwas der Art zwischen die Kissen des Großvaterstuhls gesteckt, und sahe schon an mancher oft doppelt beschriebenen Zeile, oder an solchen,

wo der Vater mit uneingetauchter Feder dennoch gemeint zu schreiben, wie es mit den Augen und folglich mit seiner bekümmerten Seele stand. Sie setzte sich in dem blauverhangenen Stübchen und las:

Es gibt Thiere, die sogar in alles zermalmender Salzsäure keimen, wachsen und leben. Das ist aber wenigen Menschen gegeben.

1.

Wie viel tausendmal habe ich mich im Leben schlafen gelegt, und am vollkommensten zufrieden aber grade ohne einen Gedanken an Aufstehn, der mich beunruhigt hätte; sondern mit dem Gefühl und Wunsch: den ganzen Tagesplunder in die Nacht zu begraben und am Morgen ihn nicht mehr zu wissen — und meine Lebensbürde sollte mir leid thun? Welche Zurück-Sehnsucht der Lebendigen! Wie viele habe ich gehört sprechen: „Mir! ... mir soll recht wohl sein!“

2.

Wer reich gewesen, ist arm. Wer gern reich sein will, ist arm. Wer nichts taugt in allen Geschlechtern, Ständen und Altern, ist arm. Die Kunst arm zu sein, ist die höchste, schwerste; denn sie ist die Kunst: ein vortrefflicher Mann zu sein, ein Mensch, der im Himmel droben wohnt, und dessen Schatten nur drunter umherschwebt, wie eines unerreichlichen und unversehrbaren Adlers. Geld und Gut hilft uns nicht; Lieb' und Freud' Alles nicht — das ist arm.

3.

Ich lernt, als Kind die Schauens-Kunst.
Doch weil die Jugend floh,
Lernt' ich mir schlau: Erinnrungs-Kunst,
Behielt das Schönste so.

Jetzt lern' ich alt: Vergessens-Kunst:
Frei von der Welt zu sein!
Mich selbst vergaß ich, ohn' Verlust —
So bin ich wieder rein!

4.

Du kommst, mein Kind, ermuthigst mich!
Entscheiden muß die Liebe sich —
Ich kann nicht sterben ohne Dich,
Und Du nicht leben ohne mich.
Daß Keins das Andre weiß in Noth —
Das ist das Glück, und nicht der Tod.

5.

Von Allem hab' ich nur noch Dich,
Von Allem nur hast Du noch mich.
Mich leben lassen ohne Dich ...
Und ach und o:
O wie! o wo!
Das kannst Du nicht:
Wie athmest Du da jemals froh —
Drum sei es so!
Dich leben lassen ohne mich.
Und ach und o:
O wie! und wo!
Das kann Ich nicht:
Wie athmest Du da jemals froh
Drum sei es so.

6.

O wohl dem der vergessen kann!
Dem hat kein Kind je was gethan;
Sonst müßt' ich mir im Grab bewahren:
Wie hart der Tod mit mir verfahren.

Diese Worte bekamen alle erst ihre stille Bedeutung, als ihr der Seelenschreiber kopfschüttelnd vertraute: Herr Vater fahre oft auf den See, die Tiefe zu messen. Mit dem Herzen habe sein Kopf gelitten. Der Arzt sei nach Hause berufen, und sie möge Herrn Vater mit weg nach Hause nehmen.

Sie hatte kaum unter diese Worte des Tagebuchs aus tiefer Seele einstimmend mit starker weiter Schrift geschrieben: „Gelesen und genehmigt. Deine Tochter“ — als der still gekommene Vater sie überraschte und ihr das Blatt nahm. Dann umarmten sie sich stumm und hielten sich lange am Herzen. Er hatte das schwarze Tuch abgenommen und während er lächelte, sah sie Eins seiner sonst so schönen Augen erloschen und blind. Jetzt mußte sie selbst bei dem Vater bleiben, sandte mit einem Briefe die Harriet nach ihren Sachen wieder hinüber in das Schloß. Am andern Morgen aber brachte der Diener die Sachen allein. Harriet war richtig in den Thurm gesetzt worden — zur Strafe für das Ehrgefühl der Armen, und für die Selbsthülfe da, wo es keine andre gibt.

Sie aber kehrten darauf zurück in die Stadt in ihre Wohnung, weil der Vater gesagt: „Wir müssen doch Alles noch erst bezahlen mit dem letzten Kreuzer. Selber bis zu blassem Schweigen gemahnt, hab' Ich nun gemahnt und geschrieben um das Wenige, was ich selbst noch umher ausstehen habe. Wer uns mahnt, dem werden wir Feind; wen wir mahnen, den machen wir uns zum Feinde. Aber Feinde werden uns nicht mehr schaden, und Freunde nicht mehr helfen. Ein erhabener Zustand!“ Aimée hatte „die älteste Tochter“ aus einem neuen Buch*) sich abgeschrieben, konnte sie auswendig und sagte sich zu

*) Den „Hausreden.“ Leipzig bei Hainel.

Allem: „Die Einzige Tochter“ ist noch edler daran!

* * *

Der Vater wollte nach drei Tagen an den See zurückkehren; aber sie wurden beide krank, wie zur letzten Prüfung ihrer starken Seele. Denn fast immer ist Jedem wo oder wie eine Hülfe bereit, und von König Oedipus an bis heute scheint das Schicksal nur in der Menschen Unwissenheit begründet. Und die hohe Lehre daraus soll sein: Kein Mensch soll sich ein Unglück zuschreiben noch annehmen — als das, was Er gewollt hat; und so klug sind sogar alle Thoren: für sich nur das Beste zu wollen, und im Besten sich nur zu vergreifen.

Und das entscheidend Tödtliche ward zuletzt: Aimée hatte, die alten Weiber kennend, eine Schachtel voll allerhand Backwerk von der Hochzeit mitgebracht, die Hälfte Perpeten gegeben, die Andre der guten Hauswirthin hinübergetragen, welche die delicate Wiener Torte für eine Fürsprecherin für Gestundung des Zimmerzinses gehalten, weil der Monats-Schluß vor der Thür war; — —

Die Tochter war, der Wagen und Reiter wegen von der guten alten Perpete begleitet nach der Apotheke gegangen, wo ihr ein menschenfreundlicher Provisor als falscher Prognost: Brand und Krebs der Augen des Vaters aus den bisherigen Mitteln, weiß oder schwarz gesagt; was für ihn zu leiden, und ihr zu erleben unerlebbar schien; — —

Als sie nach Hause kamen, fiel ihnen der Tabacksrauch im Zimmer auf. Die Tochter freute sich, daß der Vater wieder zu seiner Pfeife gegriffen, wie der Eine von Lenau's drei Zigeunern, der die Welt verrauchte, da an seinen Augen nichts mehr zu verderben sei. Aber der Vater saß da ohne seine ungarische Pfeife — und doch quoll jetzt wieder Rauch in das Zimmer stoßweis herein. Perpete spürte — und der Rauch kam und quoll aus dem Schlüsselloche des Nebenzimmers des Malers und des Studenten. Sie lief zur Wirthin; die Wirthin lief empört in das Zimmer der Miether und sah noch den Studenten am Thürschloß knieen; sie riß ihm die Pfeife weg und warf sie zur Erde und ging stumm vor Entrüstung von dannen. Der Maler, auf welchen wahrscheinlich der Spuk hatte kommen sollen, fuhr auf. Es ward still bei ihnen; dann entspann sich ein Wortstreit; aus dem Wortstreit ein Zweikampf. Zwei Secundanten ordneten alles nach Gebrauch. Dann waren nur einige scharfe Tritte von dem Ausfallen auf einander zu hören. Dann gellte ein Schrei auf. In der folgenden Todtenstille riß Einer die Thür auf, und stürzte fliehend die Stiegen polternd hinab und floh in Hemdsärmeln hinaus und davon. Ein Andrer lief nach Hülfe; ein Dritter nach den Gerichten. Suschen kam grade herauf, um die Mutter zu besuchen und riß Aimée in das offene Nebenzimmer. Da lag der Maler auf der Erde, den Stoßdegen in der Brust. Aimée kniete zu ihm und streichelte ihm Gesicht und Locken und der blasse junge Mann lächelte sie wirklich wie verklärt an, daß sie laut über ihn schluchzte. Dann faßten beide Mädchen den Degen am Griff; aber vor Zittern und Angst zu schwach, konnten sie ihn nicht aus der Brust ziehen, bis Perpete mit zugriff.

„Noch einen Augenblick warte, Mädchen,“ bat er „daß ich Dich noch auf Erden seh'.“ Aber die Alte zog — — sie hatte den Degen, und der Tod den freundlich lächelnden Jüngling.

Und die alte Perpete, herzlich gerührt, gab ihm einen Kuß und drückte ihm dann sanft die Augen zu.

Das hatte die Folge, daß der Vater seine ungarische Pfeife vorsuchte und wieder rauchte, was er aus Ersparniß früher und zuletzt aus Augenzwang sich hatte abgewöhnen müssen; — —

— — — Suschen aber erzählte, daß der alte Herr einen Schlaganfall gehabt, weil er beim Entkleiden zu Nacht seine ihm entfallene Busennadel wiederzufinden, sich, alten Leuten oft tödlich, mit dem Kopfe übergebückt. Die Gerichte seien in der Nacht geholt worden, und er habe sein Testament gemacht. Er lebe aber, und sei wieder früh aufgestanden. Sein Wahlspruch aber sei „Nichts zu spät!“ wodurch er nach seiner Meinung verdiene der achte Weise zu sein — — denn es könne und werde noch viele weisere Weise geben!

Aber „Alles Gute sogleich“ würde ihn sogleich zum neunten Weisen gemacht haben. Denn er hatte bis auf den Sonntag verschoben, mit seinem Max vorzufahren und für ihn um die Hand der Aimée zu werben, feierlich, da er sie als so herzig und lieb kennen gelernt. Das Testament aber lautete also:

„Das ist mein letzter Wille,
Mein unwiderruflicher:

Denn der Sohn, der seinem Vater immer gefolgt, auch hinter dessen Rücken, der wird ihm auch nach seinem Tode folgen. So sei denn mein Sohn! Ich vermache Dir alles Geld und Gut, was inliegendes Verzeichniß besagt. Reich sein ist köstlich, denn was kann ein guter reicher Mann alles thun! und du mit Millionen! Ich möchte bei Deinem Tode gern wiederkommen und es sehn! Aber man kann sich keine faul verbrauchte Stunde, keine Freude aufheben — denn in der Welt wird Alles hintereinander auf ewig gethan, zerändert und hingeströmt und verwälzt. Drum muß es desto bewußter genossen werden. Das thu' alle Tage.

So brauchst auch Du nicht wiederzukommen. Wozu wär' sonst das Denken und Hoffen und Glauben auf Erden? Recta zu nichts. Also frisch fang' an zu leben; und der wahre Anfang des Lebens ist, ein Weib zu nehmen, und nur die Liebste, die Eine oder Keine; und die, die Dich nur nähme oder Keinen. Nur solche zwei sind Eheleute. Und eine reife schön entfaltete Jungfrau auch nur einen Tag versäumen, dieses einzige flüchtige sterbliche Wunderwerk nicht das Wunder sein .... und seine Wunder nicht thun und wirken zu lassen, das ist dem jungen Mann abscheulich und lästerlich dümmer, als etwa eine Million Sonnen in einen Sack zu stecken und nicht scheinen zu lassen; denn die lieben Dummköpfe wissen den Teufel davon. Aber ein Mädchen ist klüger und weiß es! Ein langer vieljähriger Brautstand soll das Paradies sein, sagen die Schwärmer; aber er ist der Katzenjammer vor dem Betrinken im Lebenswein. Darum sollst du, auf Vaterbefehl, binnen sechs Wochen heirathen, damit du keinen Morgen, keinen Abend, keine Nacht versäumst. Hat auch sonst kein alberner Mann gesagt, man hätte alles Erwünschte im Alter im Ueberfluß — verzeih' er sich die Dummheit im Himmel — denn man hat ja das alles alsdann doch alt, alt, alt! und alt hat man auch keinen Apfel so, wie als Kind! Die Freude daran, das Entzücken darüber — wo sind sie? in der Dummheit stecken geblieben! Und darf ich Dich erst lange bitten, oder gar Dir erst befehlen: welche prächtige Jungfrau Du zum Weibe machen sollst — nun so befehle ich Dir — die Du liebst und die ich kennen gelernt und Dir gönne und keinem andern Menschen — sie heißt und ist: die Aimée! Schenke dem Vater unsere Villa — in der Mitte wohnt Dein Weib, und neben ihr, der Tochter, die kaum von ihm weggehen würde — und Er nicht von ihr: wohne der Vater; auf der andern Seite neben ihr Du, ihr Mann. So habt Ihr Euch Alle in einem Topfe wie junge Hühnchen! oder unter der Bruthenne, der lieben Sonne!"

So war das Schicksal von Vater und Tochter nunmehr erträglich, ja recht hold. Aber das Glückliche wußten sie nicht, das wußten sie nicht.

„Der Hausfreund", das Pianoforte, mußte morgen „springen". Die Tochter spielte und der Vater sang noch zu Nacht das Trauergedicht auf den Tod seines braven Sohnes, der in der Ferne über dem Meere verschollen.

Die Todten sterben nicht.

Du hast mich nun so lange schon
Verlassen, o mein Sohn, mein Sohn!
Und immer noch gedenk' ich Dein,
Du bist noch mein, Du bleibest mein!
Die Todten sterben nicht! ... verschwommen
Nur Andern, bist Du fromm und rein
In meine Seele aufgenommen —
Ich bin noch Dein, und ewig Dein!"

Der Sohn aber lebte, zurückgekehrt, und war nicht mehr 50 Meilen weit. —

Aber das wußten sie nicht, das wußten sie nicht.

Die junge Schülerin kam den andern Vormittag in die Stunde, und trat mit Thränen in den Augen in das sich leerende Zimmer, denn sie hatte „den Hausfreund" wie eine Leiche die Stiegen hinunter tragen gesehen und es hatte, angestoßen, noch mit den Saiten geschwirrt! Darauf hatte ihr Aimée gesagt „mein gutes Kind, wir ziehen fort auf das Land," und ihr alle Musikalien geschenkt, und darunter ihr vorzüglich „Schilling's Pianisten" empfohlen. Mit dem Kinde sah sie gleichsam die ganze frohe Welt in aller Zukunft von sich scheiden, und sie drückte die Augen vor ihr zu und küßte sie noch einmal.

Sie waren beide krank, was ihnen die, als die letzten Tage, mit stiller Uebereinstimmung bewußten Tage, noch drückender machte und sie noch auszuhalten zwang, um doch gesund aus der Welt zu scheiden.

Im Hause neben ihnen wohnte ein Kammerherr. Ein Staatsbenachbarter dicker Prinz, der den Vater sonst auch besucht, fuhr bei dem Kammerherrn vor. Sie hatten Angst, daß sein Diener herauf komme, ihn bei ihnen zu melden. Aber er kam nicht — sie waren also aus ihrer frühern sogenannten Welt schon ausgestrichen! Da kam es doch langsam herauf; es war der dicke Prinz. Der Vater schlich leise in sein Stübchen, die Tochter flüchtete sich in ihre Kammer und warf noch den schon abgenommenen Spiegel klirrend in Stücken. Der Prinz, den Hut in der Hand, setzte nur einen Fuß über die Schwelle, sah sich in dem fast leeren Zimmer um, sahe sich verwundert satt und schlich dann betrübt hinunter. Er war gekommen ihm zu verkündigen, daß ihm nächstens ein Orden von seinem Hofe zugehen werde, um ihn bei allen seinen Freunden im Lande als angenehm herzustellen.

— Das dachten sie nicht, das erfuhren sie nicht.

Das Bezahlen vieler kleinen Schulden, die viel ärger auf so manchen Familien lasten als Capitalschulden, die jeder wahre Hausvater, als die im Zipfel zuletzt von den Seinen gefangenen Fische, mit aller Anstrengung vermeidet, machte den Verkauf „der letzten Dinge" nothwendig, damit sie nicht unbezahltes Brot im Leibe mit in jene Herrlichkeit nähmen, wie der Vater sagte.

Die alte gute Perpete war krank von Angst und dumpfer Besorgniß geworden, und mußte

das Bett hüten, und ihr liebes Suschen selbst konnte sie nur auf ein Huschchen besuchen; und so wußten sie Beide nichts, als daß der Vater mit der Tochter aus der bedrückenden Stadt auf das wohlfeilere, staublose, gesundere Land ziehen wollten, sobald sie gesund dazu würden — etwa die neue Woche. Und so mußte nun Alles das Schwerste und Letzte Aimée thun, und that es still und freundlich. Sie stand nur manchmal zu ruhen und hielt sich das Herz, während das Begräbniß des Malers daneben in Stillem beschickt ward. Seine Mutter, eine alte Frau vom Lande aus der Umgegend, die mit Freuden Alles an ihn gewendet hatte, war gekommen und hatte für sein rührendes Bild „die trauernde Schönheit" — das Portrait der Aimée — von einem unbekannten Herrn eine bedeutende Zahl blanke Goldstücke unter tausend Thränen dafür eingestrichen. Das Bild selbst, im goldenen Rahmen hatte so lange zu des lieben Sohnes Haupte stehen müssen — wie sie meinte: zu seiner Empfehlung bei den lieben Engeln und der Mutter Marie im Himmel — bis der Sarg zugedeckt worden, und der junge hoffnungsreiche Todte unter feierlicher Begleitung seiner Gilde fortgetragen war, dann durfte auch das Bild erst eingepackt und fortgetragen werden; und wunderbar genug, Aimée's Vater war hingegangen und hatte sich bemüht und angestrengt, seine Tochter zu sehn und war schweigend erschöpft darauf wiedergekommen.

Wohin, in welches theure kleine Zimmer auch das Bild gewandert, wußte aber Suschen und wußte Perpete. — „Seine Tochter kaufen zu können," war des Vaters letzter Wunsch, ein verzweifelter und doch verzeihlicher. Er aß nicht zu Abend. Sie mußten ohne Licht sitzen; und was selber ein Raucher selten im Stande ist: im Finstern zu rauchen, das vollbrachte er; während manchmal von starken Zügen sein letzter ungarischer Taback aufglomm und das leere Zimmer vesuvisch beleuchtete, dabei und dazwischen sah er Lenau's Lied „Die drei Zigeuner" geschehen und vernahm die Geige des Einen mit Wehmuth. Darauf stellte er, wie er wußte und sie still ahnte und schauerlich wie Todtenklopfen es hörte: auf ewig die Pfeife hin.

Und so fand sie spät der Morgen, sitzend in ihren Stühlen, Eins an das Andre gelehnt, schauernd und blaß. Sie grüßten sich wie nach dem jüngsten Tage — denn eine Welt war inzwischen vergangen; und der Vater sprach lachend: Wie viel Zeit ersparen doch die Schlangen mit ihrer im Jahre nur einmal gewechselten Haut; wie viel Zeit die Thiere mit ihrem am Morgen niemals Anziehen, ihrem am Abend niemals Ausziehen; und der Bär, und der Fuchs und der Bock und die Ziege, die früh gleich Edelleute und Edeldamen sind, gekleidet wie Salomo nimmer in seiner Pracht!.. und er hatte kaum gesagt: „bei dem Bocke fällt mir der Schneider ein" — als sein Schneider höflich aber entschieden eintrat und näherrückend frug: „Sie kennen mich wohl nicht mehr? Leider! und leider wie die Schuster einschustern, so habe ich eingeschneidert. Doch das ist meine Gutmüthigkeit und meine oder Tausender Schneidernarren Narrheit gewesen: bedeutenden Kunden zu dienen, hohen armen Teufeln — ich bin nur Mannsschneider. Aber was Sie betrifft, nun — wenn Sie es nicht hatten, so sollten Euer, ich weiß nicht: wie hoch geboren, so lange noch mit dem alten Rocke umhergehen und indeß schaamvoll aber ehrlich zu einem neuen sparen. Denn vorauswissentlich nicht bezahlen können, was man freilich braucht und leider bestellt, das ist eine Art von Besteh.en, worein nur ein Buchstabe fehlt. Haben Sie es aber heut — denn schon morgen hilft mir die ganze Welt keine Stecknadel mehr — können Sie mir also den Trunk des eiskalten Isarwassers ersparen — mit Ihren, oder richtiger mit meinen zehn Ducaten, so ersparen Sie, als hochaufgeklärter Herr, meiner Frau und meinen Kindern den gewissen Heiligenschein, der um alle die unschuldigen Häupter der Mitglieder einer Familie schwebt, deren Haupt ... einen Sprung aus der Welt gemacht oder machen müssen." Dabei fiel ihm der Schneider zu Füßen und weinte Menschenthränen.

Der Vater legte dem armen Manne eine Hand auf den Kopf, sah die Tochter an und sagte ohne Beschämung ihr laut: „Hast du nichts mein Kind? gieb das Letzte!"

Und sie ging und langte das Rosenpapier mit den zehn Ducaten hervor, über welche der Vater sich wunderte, aber in Seelenangst verfallen wäre, wenn er gewußt, daß sie sich da an anvertrautem Gute vergriff! oder nur ein Almosen nahm von der Cousine oder wem sonst.

Aber was sie beide auch nicht wußten: es war eine Anweisung an den alten Herrn, den Banquier gekommen, dem Vater und ihr von Freunden aus seinem Vaterlande alle Jahre an einem gewissen Tage eine vorgeschriebene Summe zu zahlen — und der Tag war Morgen, als am Sonntage, wo der alte Herr das zum erstenmale gezahlte Gold mitnehmen wollte, wenn er mit dem Sohne Max gleichsam Auffahrt hielte, den Vater um die Hand seiner Tochter Aimée zu bitten. Ein anderes Tiefdemüthiges geschah ihnen noch Vormittags, als die gute mitleidige Hauswirthin demüthig und bescheiden bittend kam: das Zimmerzinsbüchlein aus treuem Herzen quittirt von ihr anzunehmen, damit sie doch überall wieder unnachgefragt eine Wohnung bekämen.

Von den Worten des armen Schneiders war

ihm nichts schwerer auf das Herz gefallen, als die Bitte: den Seinen, seiner ganzen Familie, ja seinem Gewerke — den Heiligenschein zu ersparen; und er versank darüber ernst in Gedanken, ja noch einmal in Bedenken. Das Geschenk der alten guten barmherzigen Wirthin hatte ihm aber den Rest gegeben. Sie muß noch bezahlt werden, murrte er vor sich hin. Und der Bäcker! wie gesagt: daß wir nicht mit geborgtem ... ja so gut wie gestohlenem Brot in den Himmel kommen! das Brot würde mir doch erst da recht im Leibe knurren! Meine edle Tochter, o weh! Wir können nicht zusammen leben und du nicht allein sterben und mich Blinden arm in der Welt lassen, und ich nicht dich krank am Herzen, mit dem Gram um deinen Vater.

Er schlich in sein Zimmer. Sie ahnte, er schrieb etwas in sein Tagebuch. Er wußte, sie las es. Und da fand sie nachher eine kleine Rechnung, was auch das ärmste Begräbniß doch koste — — und bei zwei Särgen. Die schönste Zeit des Scheidens sei grade mit Sonnenuntergange beim Abendgeläut um den See — morgen.

Da wußte sie weinend, aber gefaßt, nichts mehr, als das Bild der Mutter. — Und wer kam? — Suschen! Der Vater schlummerte, oder schien zu schlummern. Der gab sie das Bild, das Bild, das schon abgenommen und verhüllt in Tücher, an der Wand stand. Die Tochter wußte schon, was der Kunsthändler für das Werk des nun berühmten Meisters geboten; und niedergeschlagen und seufzend schlich Suschen gehorsam noch vor Abenddämmerung damit hinaus und fort. Aimee begleitete sie vor die Thür, wo Suschen sie bittend noch frug: Ist es denn gar nicht anders? und sie antwortete mit schwerem Herzen ihr leicht: nein, gar nicht anders, lieb Suschen! — Und Suschen ging. Bis sie wieder kam, schrieb sie ein Billet an ihre Mutter Perpete, in welchem sie ihr Alles schenkte, was sonst noch bei ihnen da sei und dankte ihr tausendmal für alles Gute und Liebe. Sie log auch dem Vater zu liebe und bat sie, sie möchte sie einmal in ihrer neuen Behausung besuchen, es dürfe nicht gleich sein und sie freue sich übernatürlich darauf, sie wieder zu sehn!

Sie vermied geschickt, auch nur eine Thräne auf das Blatt fallen zu lassen. Suschen kam mit reichlichem Golde zurück, wovon sie ihr zu einem Herzen an ihre Kette schenken konnte. Von dem andern schickte sie mit Suschen die Schuld an die Wirthin, die darüber geweint hatte, ja von Stolz gesprochen und gesagt: „Mein Gott! Ich schämte mich nicht, betteln zu gehen, denn ich bin immer von Jugend auf arm gewesen und immer bei Wenigem ganz zufrieden, wie meine arme Mutter und mein Vater. Das geschieht so den Leuten!“

Suschen verschwieg diese Worte der guten Aimée, aber hatte die alte Wirthin gebeten, doch allen, auch den Aermsten zu erlauben: ehrlich zu sein und dankbar selber in zweifachem Leid und in so langem, so lange schwerem Schicksal — das selbst das größte plötzliche Glück nur wenden, nur lindern, nicht ganz mehr tilgen könne.

„Ja freilich, Wunden heilen nicht!“ hatte die gute Alte gesagt, sie um Verzeihung gebeten und sich tausendmal bedanken lassen.

Und als Suschen, ohne Fortkommen zu können, noch lange geweilt und getrödelt hatte in einer sogenannten Ahnungsstunde und ihren Lebensretter noch leis, leis auf die Stirn geküßt, und Aimée sie, da sprang sie zur kranken Mutter heim — und an ihrer statt, jetzt schon in der Dämmerung, kam der Bauer — der ein sehr guter Bauer sein sollte — um den Hund zu holen, den ihm Perpete schon zugesagt hatte. Der treue Hund, der sich verkrochen hat vor dem Manne mit dem Sacke, wird hervorgezogen und hineingesteckt, während ihm die Augen funkeln. Da winselt er im Sacke und man hört, wie er mit dem bittend wedelnden Schwanze die Diele klopft. Die Tochter kniet zu ihm, streichelt ihn und der arme Verwiesene springt schauerlich mit dem Sack in die Höh wie ein grauer verzauberter Prinz, der nur heulen und bitten kann. Und die Tochter sagt: der arme Hund! und der Vater spricht: „Ja, auch Der!“ Der gute Bauer aber bedankt sich und fragt noch draußen: „wie heißt er denn? sonst glaubt er bei uns nicht, daß Er es ist!“ Sie sagten ihm den Namen, und da er sich gerufen glaubt, heult und winselt er die Treppe hinab und zum Hause hinaus auf dem Rücken des guten Bauers.

Zu Nacht im Bett klapperte Aimée, obgleich ganz heiß, mit den Zähnen. Zur todten Mutter dachte sie zwar an das Wort, das unter ihrem Bilde gestanden:

Dich kann ich nur im Himmel wieder hören!
Im Himmel wiedersehen!“

Aber zu ihrem lebenden Geliebten, der sie auch liebte, und ihr am Bette zu knien und zu beschwören schien, sprach sie leis: „Erbarmen, o Max! ich fühle die Grausamkeit, das himmelschreiende Unrecht Dir zu sterben! auch wenn Du Deinem Vater gehorsam bist und mich Dir vergehen lässest in Deiner Seele. Aber erbarme Dich mein, wie ich mich meines Vaters, der mich nicht lassen kann!“ Und eine Fluth von Träumen aus ihrem ganzen jungen Leben kam über sie und verwirrte ihr Herz und Gedanken.

* * *

Am Sonntag Morgen nun war sie früh auf und früh schon so lieblich angezogen und so schön in ihrem frommen Gesicht, daß der Vater die Augen vor ihr niederschlug, aber selbst auch höchst sauber angezogen in seinem besten Kleide, dem mit Thränengelde bezahlten Rocke sich gefiel. Sie hatten nichts mehr auf der Welt zu thun, als ihr Valet zu sagen, das sie nur dachten, sich umarmten und schieden. Den Schlüssel gab Aimée der guten Hauswirthin, die ihr die Hand küßte und sie streichelte und ihr und dem Herrn Vater alles mögliche Glück in der Fremde wünschte.

So gingen sie aus der heitern, schon lebenwimmelnden sonnebestrahlten Stadt. Dem Vater hatte sie das bewußte, vielleicht doch nöthig werdende Geld in die Brusttasche genäht; sie hatte ein Goldstück draußen behalten, und so waren sie den letzten Tag übermäßig reich, wie lange, lange nicht, und bis über alle Zeit hinaus und noch über die Ewigkeit. An dem schönen Morgen fuhren unzählige Vornehme und Geringe nach dem großen vornehmen Dorf an dem schönen See, und in ihrem Omnibus hatte der Vater die Freude, seinen Freund, den alten Todtengräber Joseph zu finden, der zu seinem Sohne hinaus fuhr Pathe zu stehen aber beide bat, wenn sie weiterhin etwa den Tod wo träfen, ihn ihm zu seiner alten neunzigjährigen Mutter zu schicken, der die Geduld nun endlich ausgehe!

Durch das offene große Thor vom Pallaste des Banquier, sahen sie im Hofe die Kutscher das Pferdegeschirr und den Staatswagen putzen und waschen, und wußten und dachten nicht, daß es ihnen gälte — und das Leben gälte.

Um dieselbe Stunde nun, wo Vater und Tochter in den so schön am See gelegenen Dorfe angekommen, das mit so vielen Landhäusern der Vornehmen und Reichen aus der Stadt geschmückt, heute am heitern Sonntage von Hunderten von geputzten fröhlichen Gästen wimmelte — um dieselbe Stunde war der alte redliche Herr mit seinem vor Freude leuchtenden Sohne zur Brautwerbung vorgefahren. Der Vater hatte seine Freude an ihm und empfand es recht: es gibt auf der Erde, also so gut wie gewiß auch in der ganzen Welt, wenn auch in andern Dimensionen, nichts Reizenderes als einen Bräutigam, der sich das ganze Leben hofft, das ganze Weib; und als eine Braut, die einen schönen jungen Menschen-Mann als ihren Anbeter vor sich knien sieht, und sie kann und darf und soll nichts sagen, als Ja! Alles Andere jauchzet und strömt ihr nur stumm im Blute zum Herzzerspringen. Die Freude des Vaters und des Sohnes mit einem Korbe voll kostbarer Brautgeschenke nun ward ihnen erfüllt und sie hatten sie im Leben genossen — so lange sie die Treppe hinauf gegangen. Im hohlschallenden Zimmer droben aber erlosch sie vor der weinenden Gestalt der alten Perpete, die nichts sagte und that, als dem alten Herrn den Zettel aus Aimée's Briefe an sie hinhielt, den sie zuletzt noch mit gewaltsamem Entschlusse hineingelegt und der besagte: „Gute Perpete, laß dem Vater und mir, jedem eine Todtenmesse lesen. Sie dient doch für die Guten, die uns gern geliebt hätten oder haben — ihr Herz recht auszuschütten."

Sohn und Vater staunten einander an, schwiegen und lehnten die Stirn an die Scheiben. Wenige Worte Perpetens, die sich nun der vielen Kleinigkeiten in einem andern Bezuge erinnerte, machten ihnen Alles deutlich, ja, gewiß. Als sie aber hinzusetzt: fort sind sie — und dort schon auch; da rief der Sohn schon: ich jage nach! Noch ist es Zeit!

Und während Max hinaus sprengte, führte der alte Todtengräber und Gottes-Garteninspector Joseph seinen bestaubten Gönner zu seinem Sohne, der einmal mit einem Herrn nach Venedig gereiset, und darauf zu Hause einen Laden, wie dort unter den Procurazien errichtet. Aimée saß draußen unter den Schatten des Ueberdaches, während man drinnen ihrem Vater den Rock und die Stiefel ausgezogen, gebürstet, ihn rasirt und ihm die Haare verschnitten hatte, alles für drei Kreuzer; und der ehrwürdige große Vater höchst stattlich darauf in den großen Garten des Hotels mit ihr zu speisen ging. Die Trompete rief zum zweitenmal. Im Gehen traf und erkannte ihn ein ausgezeichnet schöner junger kaiserlich ungarischer Husaren-Officier, als seines Freundes Sohn, der ihn „voll hoher Achtung" begrüßte und begleitete. „Die hohe Achtung" that Aimée wohl, wegen der Freude ihres Vaters; sie kam noch wie ein Segen über ihn — um die zwölfte Stunde; doch wenn Nichts mehr sie unterbrach, dann auf ewig. Es ist unangenehm, wenn über einem Sterbenden die Decke einfällt, oder auf dem Dache die Katzen heulen; aber Nachtigallenschlagen läßt er sich gefallen, dachte selbst ihr Vater dazu. Sie gingen an den Reihen der schon an der Tafel Sitzenden hin—und Aimée sahe gegenüber einen in sich versunkenen jungen Mann mit edlem Gesicht sitzen — der wirklich ihr zurückgekehrter Bruder war, und sie drückte des Vaters Arm und sprach: „Sieh', Vater, da sitzt grade so ein schweigsamer eisenfester junger Mann wie mein Bruder!" Und sie blieben unauffällig stehn, und der Vater sah ihn sich an, und sagte dann zu ihr: „Naturspiel!" — aber er hatte mit Lächeln seinen Sohn gesehn und flüsterte zu Aimée:

„Wie viel Leid hat uns betroffen —
Und wir weinten so!
Dennoch über alles Hoffen
Sind wir nun des Endes froh —
Und wir weinten so!“

Dann setzten sie sich unten quer vor an der Tafel und nahmen ihr letztes, ein prächtiges Mahl ein, und sie tranken den besten von ihrem Vaterlandswein, jetzt Alles vergessend und ohne Besorgniß vor Folgen und Schaden für Augen und Herz — als der Welt schon los. Die Melodieen und Accorde der Musik thaten ihnen ihr aus allen Orten und Zeiten besteigbares, süßes friedvolles Reich auf, und noch trat zuletzt ein unbeschreiblich schönes junges Zigeunermädchen zu ihnen, und Aimée hielt ihr aus Güte die linke Hand hin, um ihr daraus wahrzusagen, und das Kind bat sie, sich sogleich schlafen zu legen und weder Hand noch Fuß zu regen bis morgen! Denn im Schlafe käme ihr ein Glück! ach ein Glück! und das Kind that als trocknete es ihr die Augen, die ja nicht mehr weinten. Der Vater zog der Tochter ihren Ring ab und schenkte ihn dem Mädchen, worüber Aimée ihn ansah und frug: den theueren Ring? Aber der Vater sagte ihr auf Spanisch, um nicht von der Umgebung verstanden zu werden: „Mein Kind, nun kannst Du Alles wissen — ich habe den Stein daraus vertauscht und verkauft und dafür Dir hier Dein Sommerkleid gekauft — und Du weintest so, weil ich das Geld dazu sauer mit Notenschreiben verdient hätte, was ich damals mit Mühe noch gekonnt. Ich betrog Dich aber wohlweislich. Es geht nun Alles in Einem hin! Der Ring ist doch Gold, und das Mädchen ist nicht betrogen.

Nach der Tafel unterhielten sie sich noch mit dem ernst-schönen Husarenofficier; der Vater gab ihm — wie im Scherz — seinen Segen zum Abschied nnd ließ sich den Freunden zu redlichem Andenken empfehlen. Manche Gäste fuhren dann in Kähnen der Fischer des Sees, um die Sonne auf dem Peisenberge untergehen zu sehen; und sie beide fuhren mit der Hausmeisterin, der guten Ziegenmutter, die zur Kirche gekommen war, nach Hause, wo sie sich niederlegten, mit dem Ersuchen, sie ja vor Sonnenuntergange zu wecken, auch wenn sie vielleicht von dem Weine noch so fest schliefen.

Und während sie schliefen und die Sonne leise, leise vom Himmel stieg und die Sichel des Neumondes noch unsichtbar auf den Wölkchen schiffte und Max auf dem Landwege links hin am See sie zu finden eilte, waren sie schon wie aus der Welt. Und da jede Prophezeihung auch die Ungläubigen und Glücklichen befängt, desto leichter glaubte Aimée, ein Glück sich näher zu schlafen und wußte wohl, welches; das aber jetzt mit ihrer Ehre stritt und sie stumm gemacht.

In der heimlichen Zeit, wo Himmel und Erde zur Werkstatt eines unsichtbaren Meisters werden, der ungehört, ohn' alles sichtbares Geräth und ohne hohe Staffelei den Abend macht, (wie er nach dem Ausdruck der Italiener am Morgen „Fa il giorno“ —) in dieser Stille hatte er ein Gewitter über den See schweben lassen ohne zu murren, das nur seinen Regen gesprüht, auf den sich ein Regenbogen breit hingelegt und ausgestreckt, und zugleich in die Tiefe des Sees gesenkt, so daß der Spiegel des Sees nicht zu merken war. Nur als die unterste Kante der Sonnenscheibe das Wasser berührte, fuhr ein Blitz über die purpernen Wolken, und sie donnerten nach, als wenn sie die Schläfer wecken sollten. Sie fuhren auf, lächelten sich an, ergriffen sich an der Hand, traten hinaus, wo in dem hohen Laubhause der Linde wohl hundert Staare im Goldglanze der Sonne zwitscherten, was sie verweilte; und der Vater trat in den Kahn. Er mußte vor Rührung über seinen letzten Schritt aber noch einmal mit dem Fuße aus dem Kahn treten und die alte Erde der Menschen, seiner lieben Menschen berühren; dann setzte er sich und die Tochter drehte die leichten bunten Räder, und sie fuhren weiter hinaus auf den ihnen heiligen See, während der Vater nur manchmal seine Finger auseinander spreitete und seine Menschenhände besah und seinen langen Schatten auf den krystallenen Spiegel hin in's Unendliche.

So waren sie schon unerrufbar vom Ufer weit hinaus geschwommen und der Kahn stand. Denn Aimée hatte den Neumond über die rechte Schulter vom Himmel herabschauen gesehen; sie stand auf und nach junger Mädchen holdseligem Gebrauche warf sie ihm drei Küsse zu, verneigte sich in ihrem weißen Kleide geisterhaft wie eine Fee dreimal vor ihm und betete das gebräuchliche Verslein dazu:

Dreimal neig' ich mich vor Dir,
Neumond, neue Himmelszier!
Tage hast du nicht — O du,
Gieb mir süße Nacht und Ruh!

Indessen war aber auch ihr glühend sie liebender Max in äußerster Furcht und Bestürzung um sie zum Hause der alten Ziegenmutter gekommen und hatte, auf seinem heißen beschäumten Pferde sitzen bleibend, nach Vater und Tochter gefragt. Die Ziegenmutter wies aber nur auf den See hinaus, nach dem blau und weiß gestreiften Kahn, mit dem Worte: „da fahren sie ja!“

Sie lebten also, die Brust ward ihm leicht. Er zog sein Fernrohr hervor, schaute hinaus und hätte lieber dazu gelacht, als er ihr sagte

findet. Tausende von Sclaven werden dort und zwar in den reichsten Familien zum Dienen eigen geboren, abgerichtet, und wie bereits erzählt, alljährlich nach dem Innern, besonders nach den Bädern vermiethet. Es ist dies ein gutes Einkommen für den Herrn. Die von den Badegästen erhaltenen Geschenke bleiben dem Sclaven und so mancher dieser Armen hat sich, ehe der gereizte, eigensüchtige Stolz der südlichen Staaten den freien Neger für einen Fluch des Landes erklärte, auf diese Weise sein Lösegeld gesammelt.

In Fincastle gelang es R., was ihm in Staunton mißlungen: nämlich einen Wagen zu finden, der uns und unser Gepäck zugleich hielt. Der Leser weiß, daß wir mit der Absicht nach Virginien gekommen waren, das Gebirge im Privatwagen, wo möglich im offnen, zu bereisen. Allein die Schwierigkeit, ein bequemes Fuhrwerk, das vier Koffer halten konnte, zu finden, hatte uns endlich nur die Stage übriggelassen, die wir übrigens, seitdem wir die weißen Schwefelquellen hinter uns hatten, fast ganz allein inne hatten. Denn es wird in diesem Theil von Virginien nur wenig gereist. So fand es sich denn auch, daß die Stage von Fincastle nur zweimal in der Woche nach Osten ging und wir würden demnach, hätte sich nicht der Wagen gefunden, zwei Tage hier haben liegen bleiben müssen.

Freilich war er danach! einer der Koffer stand unter dem Rücksitz, für den er eigentlich etwas zu hoch war, so daß das Sitzbrett darauf ruhen mußte, und so war der Sitz denn keiner der weichsten. Auch an Stößen fehlte es nicht, als wir jenseits Buchanan auf einen sogenannten „Plank-Road", einen hier zu Lande üblichen Bretterweg kamen, der so zerfallen war, daß er einem ächten russischen Knüppeldamm glich und mich an die Reisen meiner Kindheit mahnte. Wo immer Raum daneben war, vermied ihn der Kutscher und fuhr auf ganz ungebahntem Erdboden.

Das Land, durch das wir fuhren, blieb wellig und waldreich; auch fehlte es nicht an schönen Aussichten und Ueberblicken; im Ganzen aber stand es, mit unsrer gestrigen Tagereise verglichen, jenen Gegenden weit an pittoresker Schönheit nach. Endlos ging es bergauf bergab; endlich erhoben wir uns leise zwar, aber dauernder, als wir uns plötzlich zwischen zwei weiß angestrichnen und von mächtigen Bäumen und Buschwerk überragten Bretterwänden befanden. „Wir sind auf der Brücke!" rief E. Der Kutscher lachte und nickte; einige hundert Schritt weiter und wir hielten vor dem Wirthshaus.

Die wunderbare Naturbrücke ist ein Theil eines, etwa 250 hohen Kalksteinrückens, der sich ungefähr eine deutsche Meile westlich vom mächtigen blauen Rücken hinzieht. Hat ein Erdbeben denselben bis zum Grunde gespaltet; hat es hier einst eine jener in diesen Gegenden so häufigen Höhlen gegeben, deren obere Massen die vereinigte Kraft des Wassers und etwaniger Erderschütterungen nach und nach weggearbeitet — dies kann schwerlich ausgemacht werden. Genug, daß nahe am oberen Ende eine höchstens achtzig Fuß breite Felsenmasse stehen geblieben, die sich in einem fast regelmäßigen Bogen wölbend beide Theile des Rückens allein noch zusammenhält. Darunter weg in der von 200 bis 240 Fuß tiefen engen Schlucht plätschert in stillem Geräusch der Cedercreek seinen Weg entlang, ein Gebirgsbach wie man ihrer Tausende gesehn, und doch immer wieder nicht ohne Vergnügen sieht. Die steilen Wände der Schlucht sind fast nackt, oben deckt dicke Waldung ihren Rand, so wie auch die Felsbrücke wohl damit überzogen war, bis man die Fahrstraße darüber geführt. Ein Pferd, das durch die Oeffnungen der Waldung in den tiefen Schlund hinunter blickte ward scheu und stürzte mit seinem Wäglein hinunter; darum sind jetzt die unschönen Bretterwände gezogen, deren blendende Weiße übrigens manches Pferd auf andere Art scheu machen könnte.

Der Garten des Wirthshauses zieht sich rechts bis hinter die Brücke und gewährt herrliche Blicke auf den gigantischen Naturbau; links auch ist jenseits der Planken das Buschwerk durchgehauen, und wer den Muth hat und vor Schwindel sicher ist, mag auf der Brücke selbst stehend in die grausige Kluft hinunter schauen. Die Wildheit und Zerrissenheit der ganzen Scene muß jedes Herz mit einem gewissen Schauer füllen! Wär' ich allein mit dem Führer gewesen, hätte ich mich wohl weiter vorgewagt; allein Gatten und Kinder, das Liebste, was ich auf Erden besitze, so keck und zuversichtlich am Rand des Abgrunds stehen und auf den herum gestreuten Felsblöcken umherklettern zu sehn, eine neue Ansicht zu gewinnen, war mehr als ich tragen konnte. Ich schloß unwillkürlich die Augen und zitterte so heftig, daß ich noch weiter zurücktreten mußte. Auf einem hervorspringenden, den Abgrund überragenden Cedernstumpf hat einst ein keckes Mädchen gestanden, den tödtlich erschreckten Begleitern in tollem Uebermuth Küsse zuwerfend. Die Vorsehung schrieb ihre Thorheit ihrer Jugend zu Gute. Allein mehr als ein Fleck wird oben und unten auch gezeigt, wo ein Wagehals schwindlich geworden, hier noch mühselig gerettet, dort grausam umgekommen sei.

Die schönste Ansicht gewährte für mich die Brücke von unten aus der Schlucht. Der Eindruck des Erhabenen und Großartigen kann hier, ungemischt von Schauder oder Furcht, ganz rein genossen werden. Ein ganz erträglicher Weg führt aus dem Garten des Brückenhotels hinunter. Die Schlucht wäre an sich schon schön und wild-romantisch genug, und vor den

glühenden Sonnenstrahlen oben in ihr kühles, schattiges Bett sich zu verbergen, ist eine wahre Erquickung. Das Einzige, was man diesem großartigen Bilde wünschen möchte, ist ein vollerer, wasserreicherer Strom. Der Bach, obwohl an sich ganz hübsch, ist weder so klar noch so munter als andre Gießbäche und passt, dünn und ernsthaftstill wie er ist, nicht recht zu dem ungeheuern Eindruck des Ganzen. Indessen denkt man doch kaum daran an Ort und Stelle, so ergreifend sind die grandiösen Formationen der Felsmassen und zwischen durch und oben der dunkle, malerisch gemischte Baumschlag.

Wir setzten uns etwa funfzig Schritt von der Brücke auf einigen Felsblöcken nieder, um die rechte Sehweite zu gewinnen. Der ungeheure Bogen schwingt sich in diagonaler Richtung, fünfundfunfzig Fuß dick, über die Schlucht. Die Höhe vom Cederbach unten bis zum höchsten Theil der Wölbung oben beträgt etwa 200 Fuß. Die Brücke ist 93 Fuß lang; die Schlucht selbst ist kaum irgend wo weiter. Man kann sich nichts Pittoreskeres, zugleich Großartiges und Graciöseres denken als den Schwung dieser Naturbrücke. Unten bildet sie den Rahmen eines gar lieblichen Gemäldes von beiden Seiten. Sieht man sie von hier oder von der andern Seite an, so bildet der Felsen links, ehe er zur senkrechten Wand wird, eine steile, thurmartige Rundung, und einzelne dunkelangefärbte Steine schauen Einen an wie verstäubte, unregelmäßige Fensterlöcher in einem verfallenen Wartthurm. Der Eindruck ist von täuschender Aehnlichkeit.

Das erhabne Gemälde vor uns rief uns während des Anschauens einige Miniaturbilder zurück, die vielleicht einen Anflug von Aehnlichkeit damit haben möchten; wie z. B. die Pierre Pertuis am Eingang des Berner Münsterthales oder das Prebischthor in der sächsischen Schweiz; nur daß das erstere zum Theil künstlich, und die letztere schöne Naturscene so sehr, sehr viel kleiner ist, und beide überdem wenn ähnlich, doch auch wieder so anders. Das Einzige, was R. damit vergleichen mochte, war der ungeheure Bogen über die Litanyschlucht, der bedeutend länger, aber eben so viel niedriger ist. Bei einem Strome wie der Litany läßt sich allenfalls noch begreifen, wie er sich in Jahrtausenden eine Bahn durch Felsenmassen wühlen konnte. Wie aber dies Cederbächlein je eine solche That hätte verrichten können, wer könnte das glauben?

Ueber dem gigantischen Thorweg standen denn wieder, wie gewöhnlich an merkwürdigen Punkten, Tausende von Namen angeschrieben und eingeschnitten, was in mehreren Fällen eine wagehalsige Keckheit voraussetzen ließ. Unter Andern ward auch in sehr bedeutender Höhe Washington's Name gezeigt und die Schrift ihm selbst zugeschrieben. Von uns vieren konnte Keiner etwas der Art entdecken; doch haben ihn manche Andre aufgefunden. Das Volk, das seinem gefeierten Helden mit Recht alle mögliche ausgezeichnete Eigenschaften zuschreibt, möchte ihn auch gern zum besten Kletterer machen.

Die außerordentliche Naturerscheinung, an deren Anblick wir uns jetzt ergötzten, ist in den Vereinigten Staaten mehr dem Namen nach als durch eigne Anschauung bekannt. Der Verkehr zwischen Nord und Süd ist bedeutend genug. Allein er verbindet ausschließlich die Handelsstädte der Union; Alles, was abseits der großen Handelsstraßen liegt, bleibt verhältnißmäßig unbekannt. Obwohl diese erhabne Naturbrücke in allen Geographie- und Topographiebüchern der Vereinigten Staaten als eines der größten Wunder gepriesen wird und namentlich Virginien, das mit so vollen Backen in die Posaunen des eignen Ruhms zu stoßen versteht, als nur einer der andern Staaten, darauf stolz ist, so kommen doch nur wenige Nordländer hierher, und die Südländer sind meist zufrieden, diese merkwürdige Naturerscheinung einmal im Leben gesehn zu haben. Die Vollendung der Eisenbahn nach den weißen Schwefelquellen wird mehr Vergnügungsreisende aus dem Norden nach dem Innern des Südens und so auch nach diesem bedeutenden Punkt führen. Dann wird vielleicht auch ein besseres Haus zur Aufnahme der Reisenden bereit stehen, als dieses Brückenhotel, das einige Schritte weiter noch einen Nebenbuhler in einem eben so armseligen Gasthof hat. Daß der Preis der Bewirthung das gewöhnliche Maß übersteigt, läßt man sich schon eher gefallen, um der Seltenheit des Haupttractaments. Selbst diese geringen Wirthshäuser stehen hier erst seit einigen Jahren. Wer hier übernachten wollte, mußte sich unter den Bäumen einen Platz suchen.

Die natürliche Brücke ist von Fincastle etwa sechs deutsche Meilen entfernt. Beinahe vier solcher Meilen weiter südlich und ungefähr in der nämlichen Entfernung von dieser Stadt wie jene, steigen über der südöstlichen Fronte des mächtigen blauen Rückens sehr plötzlich zwei ungeheure Spitzen hervor, nach einem dort entspringenden Flusse die Peaks of Otter, die Piks von Otter genannt. Diese Bergspitzen sind bisher für die bedeutendsten Höhen von Virginien gehalten worden. Neuere Messungen haben jedoch ausgewiesen, daß der blaue Rücken, wo er sich beträchtlich nach Südwesten biegt, in den Eisenbergen (Iron Mountains) zu noch ansehnlicherer Höhe aufsteigt. Von den beiden Piks von Otter ist der nördlichste, obwohl man es von unten nicht wahrnimmt, der höchste. Er ist oben abgerundet, weshalb er auch Round Top heißt. Nach Hawes Geschichte von Virginien ist er 4200 Fuß über der Ebene, und 5307 über der Meeresfläche. Dicht daneben erhebt sich, um etwas Weniges geringer an Höhe und in ganz regelmäßiger Kegelform

der South Peak. Die Entfernung der beiden Gipfel von einander wird auf zwei englische Meilen, also auf ungefähr zehn bis elftausend Fuß geschätzt. Dieser südliche Pik ist der einzige, der bestiegen wird.

In dem Thale, das die sich trennenden Kegelberge bilden, liegt das Hotel; denn diesen vornehmen Namen führt hier jedes Wirthshaus. Dem Aeußern nach gleicht das hier befindliche Loghaus, mit einer Fronte von einer Thür und einem Fenster, mehr einer gewöhnlichen Negerbehausung als einem Hotel; doch deuten die noch geringern Nebengebäude rund herum darauf hin, daß mehr dahinter ist, und hier ein virginischer Grundbesitzer und privilegirter Sclavenhalter wohnt. Das Innere des Hauses entspricht dem Aeußern; allein an guter Kost und reichlicher Bewirthung fehlt es auch hier nicht.

Das Wirthshaus liegt gegen 2000 Fuß über der Ebene; von hier aus sind also noch etwas mehr, als das bis zur Höhe zu erklimmen und mehr als die Hälfte davon kann zu Pferde gemacht werden. Der letzte Theil des Gipfels jedoch ist äußerst steil und schwierig zu ersteigen. Statt in Einer Spitze auszulaufen, wie es aus der Ferne erscheint, theilt sich die Krone in drei nackte Felspyramiden; auf der höchsten derselben ruht ein eiförmiger Felsblock, etwa zehn Fuß groß im Durchmesser. Eine rüstige Jugend oder sonst starke, vor Schwindel sichere Männer finden ihren Weg auch dort hinauf und glauben triumphirend des weiten, köstlichen Panoramas umher noch vollständiger zu genießen, als von einem sichern Platz einige Fuß tiefer unten.

Und ein Panorama des östlichen Drittels von Virginien mag der Anblick, der der Lohn dessen ist, der die Otterpiks besteigt, wohl genannt werden. Im Osten breitet sich eine ungeheure Ebene, bis zum Ocean sich hinziehend, vor ihm aus, reichlich mit Pflanzungen überstreut, denn hier, jenseits des blauen Rückens, der, wie schon oben bemerkt, nach Osten hin ebenmäßig ohne Ausläufer oder Bergsporen fast wie ein künstlicher Wall sich abdacht, beginnt die Region der großen Grundbesitzer, Baumwollenbauer und Sclavenhalter Virginiens. Waldstrecken und silberne Ströme ziehen sich zwischen reichen Feldern hin, bis dem Blick Alles in Nebel verschwimmt; keine der ansehnlicheren Städte des Landes liegt nahe genug, um sie zu erspähen. In Nord und Süd kann der Blick dem endlosen Zug des ungeheuren Rückens folgen, auf dessen einem mächtigen Auswuchs der Schauende steht, während nach ersterer Himmelsgegend gewendet, anscheinend dicht vor ihm, der andere Zwillingskönig des Gebirges sein struppiges Haupt in die Wolken hineinstreckt. Im Westen aber liegt ein unermeßliches Meer von Bergen vor ihm, Rücken ragt über Rücken, bis am fernen Horizont die kaum erkennbaren Umrisse des Alleghanirückgrats jede weitere Aussicht abschneiden.

John Randolf, eben so excentrisch als Mensch wie als Staatsmann, der, obwohl vielfältig gereist, in Virginien seine Welt sah, soll einst auf dieser Felsspitze übernachtet und von der unendlichen Größe des Sonnenaufgangs ergriffen, seinem Begleiter, einem Negersclaven, zugerufen haben: „Höre, Cato, wenn jemals wieder Einer Dir sagt, es sei kein Gott und wenn ich es selber wäre, woll' es ihm nicht glauben!"

Wir waren nun im Begriff, uns Gegenden von einem uns ganz neuen Charakter zuzuwenden, indem wir, uns gegen Norden kehrend, durch die gesegnetsten Gefilde des „großen Thales von Virginien" zu reisen beabsichtigten. Zwar führt in der That diesen Namen die ganze Strecke Landes vom Potomac bis zur südlichen Grenzlinie, sechzig deutsche Meilen lang, die im Osten des blauen Rückens, im Westen vom großen Nordberge, dem Shenandaohgebirge und verschiedenen anderen, welche im Süden mit der mächtigen Scheidemauer von Ost- und Westvirginien, dem blauen Gebirge zusammen zu treten scheinen. Allein der südliche Theil dieses Thales ist so von Bergsporen und Ausläufern durchkreuzt, daß der Grad von Fruchtbarkeit und Bodencultur, der den nördlicheren zu einer der üppigsten Gegenden der Vereinigten Staaten macht, nicht davon erwartet werden kann, obwohl es auch jenen Berggegenden an reichen Feldern und blühenden Farmen keineswegs fehlt, denn nackte Felsen gibt es hier wenig. Die großen Kalk-, Schiefer- und Sandsteinmassen, die dies Gebirge bilden, sind fast durchgängig mit einem dicken Ueberzuge reicher Erde bedeckt.

Der rechte Bodenreichthum jedoch beginnt erst nördlich von Staunton bis nach Harpers Ferry hinauf, wo das Thal nur von einem einzigen Gebirge, den Massanuttenbergen durchbaut ist. Dieses Gebirge, das mit dem blauen Rücken parallel laufend zu sehr ansehnlicher Höhe steigt und an beiden Enden ganz plötzlich abfällt, theilt sich etwa von der Mitte heraus nach Norden zu in zwei Zweige und bildet einige romantische Nebenthäler, in dessen einem sich ein Brunnen oder Badeort findet, der dicht neben einander sieben verschiedenartige Quellen besitzen soll. Er heißt darum auch Seven Springs, wird aber häufiger noch nach seinem Besitzer, Burner's genannt.

Die Engländer waren bereits hundert Jahre im östlichen Virginien ansässig, ehe sie zum ersten Male den Uebergang über den blauen Gebirgsrücken unternahmen. Und doch erhebt sich dieser im Durchschnitt nicht über 1000 bis 1200 Fuß und hat mehrere Oeffnungen, sogenannte gapes, die denselben natürlich sehr er-

leichtern. Die Schilderungen, welche die früheren Geschichtsschreiber von der Wildheit, Jähe und grauenhaften Unzugänglichkeit dieses Gebirges geben, ist so abenteuerlich und unanwendbar, daß wir sie jetzt nicht ohne Lächeln lesen können. Alexander Spottswood, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Gouverneur von Virginien war, wird als der Erste genannt, der im Jahre 1714 eine Expedition nach dem Westen des Gebirges unternahm. In den Berichten darüber werden die Schluchten dieses Gebirges als die Behausungen von Wölfen, Bären, Panthern und Indianern beschrieben, und die „undurchdringlichen Abgründe" und „die große Höhe, die wundersame Ausdehnung und das wilde und grausenerregende Ansehen" dieses Gebirges als ganz unüberwindlich geschildert. So blieb das große Thal noch über funfzig Jahre lang für die Regierung von Virginien eine ganz dunkle Region.

Unterdessen aber hatte sich von Norden her, von Pensylvanien, New Jersey und New York eine sparsame Population im oberen Theile dieser Wildniß angesiedelt, meist schottische, nordirländische oder deutsche Einwanderer, die sich in den genannten Staaten nicht befriedigt fühlten; ja, einige schottische Ansiedler waren ziemlich weit nach Süden gedrungen, während die Deutschen mehr im Norden sich niederließen. Die Abkömmlinge dieser frühen Ansiedler machen noch immer einen bedeutenden Theil der Bevölkerung des Thales von Virginien aus, die sich von den übrigen Landesbewohnern durch Fleiß und Wirthschaftlichkeit vortheilhaft auszeichnet und sich im Ganzen wenig von den Bewohnern Pensylvaniens unterscheidet.

Unser Wanderstab war für's erste nach Lexington gerichtet — nicht das durch das erste Gefecht im Revolutionskrieg berühmt gewordene Städtchen dieses Namens, das der Leser hoch oben in Massachusetts zu suchen hat — auch nicht Lexington, die ansehnliche Stadt Kentuckys, sondern nach Lexington, einem netten kleinen Ort in Rockbridge County Virginia, der in wahrhafter pittoresker Schönheit auf einer Anhöhe im Thale liegt. Die Amerikaner thun sich, wie auf viele Dinge, auf ihre Erfindungskraft viel zu Gute; in nichts haben sie diese aber weniger bewährt, als in Auffindung von Namen für ihre Ortschaften. Es gibt kaum einen Namen hier zu Lande, der sich nicht zum mindesten fünf oder sechs mal wiederholt und man hat in Briefen wie im Gespräch stets sorgsam Namen des Staates oder wohl gar der „County" hinzuzusetzen, wenn man in letzterem verstanden sein oder erstere ihre Adresse erreichen lassen will. So finde ich im Gazetteer oder geographischen Wörterbuch der Vereinigten Staaten nicht weniger als sechsundzwanzig Lexingtons; von manchem anderen Namen gibt es der Ortschaften noch mehr.

Dieses Lexington in Virginien also erfreut sich der reizendsten Lage und zwei höchst ansehnliche Gebäude fallen dem Reisenden schon von fern in die Augen. Außer einer Rechtsschule, deren Schüler zu Advokaten sich ausbilden — in Virginien nothwendig zu systematischen Vertheidigern der Sclaverei — schließt nämlich dieser kleine Ort zwei große Institute in sich ein. Erstens ein Collegium, wie zehn oder zwölf andere mehr Washington College genannt. Auf seine Gelehrsamkeit und Disciplin wird wohl ziemlich passen, was wir bei Gelegenheit unserer Durchreise durch Charlotteville bemerkten, nur daß es um Vieles obscurer ist, als dieses, obwohl vielleicht darum nicht von geringerem Verdienst. Das Gebäude, wenn auch eben nicht im reinsten, doch im italienischen Styl auf einem niedrigen Hügelrücken aufgeführt, nimmt sich gar stattlich und ansehnlich aus. Gerade dahinter steigen die Hausberge (House Mountains) auf, in ihren seltsamen Gestalten fast einer Reihe hoch bedachter Häuser gleichend, wonach sie auch ihren Namen führen.

Auf der nämlichen Anhöhe, kaum tausend Schritte davon, steht ein anderes massives Bauwerk, mit Thürmchen und Zinnen und von neumodisch bergähnlichem Ansehen. Dies ist das Militärinstitut, das unter der Protection des Staates Virginien nach dem Muster der Cadettenschule von Westpoint gegründet worden, die Schüler aber bloß zum Officierstand befähigt, ohne ihnen, wie jene, die Pflicht, eine Zeit lang zu dienen, aufzuerlegen. Dem großen Portal gegenüber, quer über die Straße, stand eine vor Kurzem dem Institute geschenkte Statue Washington's, so niedrig und unansehnlich, daß man kaum ohne Aerger den großen Mann in so demüthiger Stellung sehen konnte, um so mehr, als er ohne Hut da stand, — wahrscheinlich aus lauter Respect vor dem jungen Amerika, das sich da drinnen durch den vollsten Contrast mit dem „einheimischen Institut der Sclaverei" zum rechten Gefühl demokratischer Freiheit entwickeln sollte. Es war fast empfindlich zu sehen, wie die glühende Julisonne dem Helden auf den unbedeckten Kopf brannte.

Auf einer Wiese, unweit dieser Militärschule, war ein Kriegslager aufgeschlagen und man sah nette, straffe Cadettchen hier und dort Schildwacht stehen und an anderen Orten einige Neulinge einexercieren. In einer kleinen Entfernung war ein anderes ähnliches Lager, denn sämmtliche jungen Leute pflegen so abwechselnd während des Sommers auszucampiren, was besonders in diesem warmen Klima sehr zu ihrer körperlichen Abhärtung beiträgt. Ueberhaupt kann das System der Militärschulen in seinen

Hauptgrundlagen in Bezug auf Amerika nicht genug gepriesen werden und die Vortheile, die sie für die Schüler haben, wiegen reichlich den Zeitverlust auf, den die mit ihnen etwa verbundenen Spielereien vielleicht mit sich bringen möchten. In diesem Lande der Freiheit und Unabhängigkeit der Jugend sind sie die einzigen, in denen Disciplin herrscht, die einzigen, in denen der Schüler sich unterordnen und gehorchen lernt. Ihre Vermehrung und die Verbreitung ihres Systems, das pünktlichen Gehorsam und eine gänzliche Verleugnung des eignen individuellen Willens fordert, dürfte demnach, wenn mit Weisheit und ohne Willkür durchgeführt, von dauerndem Nutzen sein und besonders im Süden ein glückliches Gegengewicht gegen die grenzenlose Indulgenz der Jugend bieten, die sowohl in der häuslichen Erziehung als in den Schulen herrscht.

Wie sehr übrigens die mehr und mehr überhand nehmende Lehre des Südens, „daß die Sclaverei nicht nur kein Uebel ist, geschweige eine Sünde, sondern vielmehr ein Vorzug für die Freigeborenen, indem diese dadurch die Vortheile der Freiheit besser empfinden lernten, — gerade wie die Spartaner die Heloten betrunken machten, um ihren Kindern die Abscheulichkeit des Lasters des Trunkes recht anschaulich zu machen — wie sehr diese wahrhaft ruchlose Ansicht jetzt im Süden die allgemeine geworden, davon hatten wir hier und da hinreichend Gelegenheit, uns zu überzeugen. Als wir in Jordans Springs Mittag machten, leerte sich eben auch noch eine andere Stage voller Studenten von Lexington aus, die auf ihrer Heimreise während der Ferien begriffen waren. Bei Tische war unter den jungen Leuten von zu erwartenden „Vorlesungen über die Sclaverei" die Rede und auf die Frage, welcher der Professoren sie halten werde, ward gegen einen Major Prescott eingewendet, „daß er die Sclaverei im Geheim nicht liebe, denn er halte selbst nur zwei Sclaven und diese bloß nominell." Seitdem ist die oben erwähnte, wahrhaft verrückte Ansicht — denn könnte man nicht mit eben dem Recht zur Pflege des Lasters ermuntern, um dadurch der Tugend desto mehr Relief zu geben? — auch wirklich in mehreren Städten des Südens in Vorlesungen dargethan worden und der ausgestreute Samen wird ohne Zweifel auf dem empfänglichen Erdreich zur üppigsten Saat aufschießen.

Der Weg von Lexington nach Goshen, von wo wir auf der Eisenbahn wieder nach Staunton fuhren, war unter allen den schönen Wegen, die wir noch gemacht, einer der schönsten. Er führte uns durch wildromantische Bergschluchten, wilder und grotesker, als wir sie noch in Virginien gesehn, wo sanfte, anmuthige Abhänge häufiger sind, als schroffe, zackige Felswände, die lachende, heitere Schönheit häufiger, als der mystische Reiz groteskwilder Naturzüge. Wir folgten eine Zeit lang auf ziemlich zerfahrener Straße einem andern Cedernbach in seinen zackigen Windungen, der sich durch eine so enge Schlucht preßte, daß zwischen den hier waldbewachsenen, dort nackten Mauern nur gerade Platz für ihn und unsere Kutsche war. Mehrfache Bergzüge durchschneiden diese Gegend, die theils vom blauen Rücken, theils von dem mächtigen Mill Mountain, der an dieser Stelle das große Thal von Virginien westlich begrenzt, sich hineindrängen. Durch eine Spalte des letzteren kamen wir endlich in ein ebenes Land und wiederum nach Goshen, von wo wir vor ungefähr drei Wochen nach den Warmen Quellen abgereist waren.

Die Eisenbahn war unterdessen einige Meilen weiter bis nach Millboro eröffnet worden. Der Zug ging bis dorthin, um sogleich wieder zurückzukehren. Wenn Alles mit rechten Dingen zugegangen wäre, so hätten wir hier kaum eine halbe Stunde zu warten gehabt. Allein die beliebte Unordnung südlicher Einrichtungen bewährte sich auch diesmal und wir mußten zwei Stunden warten. Als wir aber endlich in dem bequemen Car saßen und auf der neugelegten Bahn dahinflogen, fühlte sich die sanfte regelmäßige Bewegung nach dem langen Stagereisen auf felsigen Wegen wie eine Wohlthat und wir Alle kamen, von der Dunkelheit begünstigt, im süßen Schlummer in Staunton an.

Hier war uns wohl ein Tag des Ausruhens zu gönnen. Mit frischen Kräften fuhren wir darauf am folgenden Morgen in einer gemietheten Kutsche nach der vier bis fünf Stunden entfernten berühmten Höhle, Weyers Cave genannt; denn die Besichtigung derselben gehörte besonders auf M.'s Antrieb, deren Phantasie von einer schönen Beschreibung, die sie davon gelesen, ergriffen war, zu den Hauptzwecken unserer Reise.

Diese merkwürdige Höhle befindet sich in einem etwa zweihundert Fuß hohen Bergrücken, der eine kleine Stunde westlich vom blauen Gebirge sich in paralleler Richtung längs seinem Fuße hinzieht. In dem nämlichen Berge, und zwar auf dem Wege vom Hause des Führers nach Weyer's Höhle befindet sich eine andere große Grotte, als Madisons Cave bekannt und von Jefferson in seinen Notes on Virginia als sehr merkwürdig gepriesen. Allein seitdem ein Jäger von deutscher Abkunft, Bernhard Weyer, im Jahre 1804 einen Eber verfolgend, der hier hauste, diese um vieles größere und wunderbarere entdeckt, ist von jener nicht mehr die Rede und man geht ohne sie zu beachten an ihrem Eingang vorüber.

Der Führer, auch ein Sohn deutscher Väter, der Mohler — früher wohl Möhler — heißt,

ein Mann von gar energischem, tüchtigem Wesen und voll der aufmerksamsten Höflichkeit, hält zugleich ein Wirthshaus, und zwar eins der besten ländlichen Wirthshäuser, das wir noch in Virginien gesehen. Es liegt gar freundlich am nördlichen Ende des Berges, am Ufer eines Armes des Shenandoah, an dessen Rande ein angenehmer Gang, kaum zehn Minuten lang, nach dem Eingang der Höhle führt. Dieser ist etwa in der Mitte des östlichen Berghanges und man erreicht ihn auf einem ziemlich steilen Pfad. Ein kleines hölzernes Häuschen ist darüber gebaut, auf dessen Bänken man ausruhen und sich von der Erhitzung des Weges abkühlen kann. Denn die Temperatur der Höhle ist natürlich kühl, im Winter und Sommer durchaus gleichmäßig, 54½° Fahrenh. Hier wird Alles gelassen, was man von überflüssigen Kleidungsstücken etwa an sich hat, vor allem die Hüte; Damen und Herrn versehen sich mit dünnen Shawls und letztre mit Gummi- oder sonst mit wasserdichten Schuhen, denn es gibt feuchte Stellen in der Höhle, obwohl Mohler's Fürsorglichkeit schon viele mit Sand ausgefüllt. Jeder bekommt ein Licht mit einem blechernen Seitenschirm in die Hand und die Procession beginnt.

Indessen bin ich weit entfernt, den Leser mit einer genauen Beschreibung dieser Wunderhöhle langweilen zu wollen. Dergleichen Beschreibungen sind bloß als Vorbereitung interessant für den, der sich eben rüstet, das Beschriebene selbst zu sehen; oder für den, der es eben gesehen, und seine Erinnerungen damit zu vergleichen wünscht. Nur das Eine ist gewiß, daß diese Höhle an Großartigkeit und Wunderbarkeit der Formationen Alles übertrifft, was uns theils durch eigene Ansicht, theils durch Schilderung bekannt war. An Größe steht sie zwar der Scohariehöhle in New-York und der Nicojackhöhle in Georgien, die drittehalb deutsche Meilen und der Mammuthhöhle in Kentucky die über vier solche Meilen lang ist, sehr weit nach, denn sie mißt im directesten Cursus nicht mehr als 1600 Fuß, also nicht viel über ein Sechszehntheil einer Meile, allein in Hinsicht auf Mannigfaltigkeit und grandiose Schönheit der Tropfsteingestaltungen ist sie gradezu einzig. Die herrlichen Basaltsäulen der Fingalshöhle von Staffa haben eine gewisse Einförmigkeit, und die seltsamen Versteinerungen der Höhlen von Matlock und Castleton und der Baumannshöhle sind zu kleinlich, um nur mit denen in Weyer's Höhle verglichen werden zu dürfen. Ein gesenkter Gang von höchstens 20 Schritt führt sogleich in den Statuensaal, wo eine Anzahl anscheinender Bildsäulen im Kreise stehen, die sich freilich bei näherer Besichtigung als groteske, formlose Stalagmiten ausweisen, aus einer gewissen Sehweite aber frappant etwas beschädigten Antiken gleichen. Darüber wölbt sich ein Dom mit glänzenden Stalaktiten ausgeschmückt. Dann hatten wir abwechselnd uns auf erträglich bequemen Stufen hebend oder senkend, auch wohl uns halb kriechend durch dunkle Gänge drückend, nach einander Salomo's Tempel, einen Katarakten, eine Kapelle, einen Thurm von Babel, eine Brautkammer, einen Tanzsaal, eine Washington's-Halle und Lady Washington's Gemach — kurz die Anzahl und mannigfache Gestaltung der verschiedenen Abtheilungen dieser Höhle geht ins Unendliche. Die Kirche hat Altar, Orgel, Gallerien, der Tanzsaal bei einer Höhe von fünfundzwanzig Fuß eine Länge von hundert, eine Breite von sechsunddreißig mit einem fast ganz ebnen Boden und einer kleinen Alcovenhöhle, die mit allerlei kleinen Bequemlichkeiten versehen ist, und da doch Alles einen Namen haben muß, nicht unpassend den des Damen-Toilettenzimmers (Ladies dressing room) führt. Die Benennungen der verschiedenen Gestaltungen sind, wie sich erwarten läßt, oft absurd und kindisch; oft aber auch im höchsten Grade treffend, und nach einer Aehnlichkeit gewählt, die sogleich Jedem auffallen muß. So lag z. B. auf einem erhöhten Wandrück in der Brautkammer so deutlich ein riesenhafter Kamm und darüber hingeworfen ein Laken in gigantischen Falten drapirt, daß man hätte schwören sollen, eine edle Jungfrau aus einem der Titanengeschlechter der Urzeit hätte einst hier ihre Hochzeit gefeiert und der vergessene Brautschleier und Kamm sei in ewiger Versteinerung zurückgeblieben.

Von besonders eindringlicher Wirkung ist Washingtons Hall, ein ungeheures Gemach, in dessen Mitte sich eine acht Fuß hohe menschenartige Gestaltung erhebt, einer im Mantel drapirten Statue so täuschend ähnlich, daß man sich kaum überzeugen kann, daß hier nicht Künstlerhände gewaltet. Einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht auch das sogenannte Musikzimmer. Hier senken sich ganz dünne incrustirte Wände von oben bis unten herab, so durchsichtig, daß man das dahinter gesetzte Licht durchschimmern sieht, während auf einige Schläge dagegen mit dem Blechgehäuse desselben das Gewölbe von höchst wohlklingenden, vollen orgelhaften Tönen wiederhallte.

Wie wunderbar dies Alles auch sein mag, als wir endlich die Sonne wieder strahlen sahen und „in rosigem Licht" wieder athmeten, freut' ich mich herzlich und ich nahm im Grunde nur den Eindruck des Curiosen und Wundersamen mit mir, nicht eigentlich den des Schönen und Erhabnen, und fühlte mich insofern etwas desappointirt. R., E., D. theilten meine Ansicht. M. allein blieb ihrem vorgefaßten Enthusiasmus treu, und die Wunderhöhle entsprach ziemlich vollständig der Erwartung ihrer Phantasie.

Die Höhle ist in früheren Zeiten regelmäßig jährlich einmal erleuchtet worden, was denn

eine Menge Besucher herbeigezogen hat, und wobei auch gelegentlich der Tanzsaal benutzt worden ist. Allein wegen des die Wände schwärzenden Rauchs von den vielen Lampen und auch wegen des Unfugs, den die nicht zu überwachende Menge an den oft wie Spitzen und Netzwerk zarten Stalaktiten geübt, sind diese Festlichkeiten eingestellt worden. Eine volle Beleuchtung muß diesen unterirdischen Regionen einen magischen Effect geben.

Eine lange Tagereise — von Staunton nach Winchester, 25½ deutsche Meilen — lag vor uns, und doch ließ sie sich nicht bequem in zwei abtheilen; die Stage pflegte sie mit häufigem Pferdewechsel und auf trefflich gebahntem Wege täglich zu machen und so hofften wir auch, sie überstehen zu können und überstanden sie auch, während jeder Blick aus dem Wagen uns ein anmuthiges Bild bot, leichter als wir hätten erwarten können. Schon in der Mitte der Nacht brachen wir auf und erreichten Winchester, ein hübsches, nahrhaftes Städtchen, an das sich manche glorreiche Erinnerung aus den Kriegen mit Franzosen und Indianern knüpft, um acht Uhr Abends. Die Tagereise glich, trotz ihrer unmäßigen Länge, zum Theil einer Lustfahrt. Denn die blühendsten, lachendsten Landschaften, deren Hintergrund links und rechts dunkle, in malerischen Linien abgezogene Waldberge bildeten, breiteten sich zu beiden Seiten vor uns aus und Alles sprach von einem behaglichern, würdigern Dasein des Landbauers. Sclaven gibt es in diesem Landestheil verhältnißmäßig nur wenig. Die Eigenthümer bebauen selbst ihren Grund und Boden mit ihren Söhnen und höchstens ein oder zwei gemietheten Knechten, die freilich, wenn Schwarze, nur selten Freie sind; denn der Südländer hat einen besondern Abscheu gegen freie Neger und möchte sie womöglich ganz aus dem Lande entfernen.

Winchester ist durch eine Seitenbahn mit der großen Eisenbahn verbunden, die von Baltimore längs dem Ohio nach Westen führt. Auf dieser fuhren wir am folgenden Morgen nach dem nur zwei Stunden weiten Harpers Ferry, eine der berühmtesten und hochgepriesensten Naturscenen, die dieses Land aufzuweisen hat.

Der Potomac von Westen herkommend, und der Shenandoah von Süden treffen an diesem Punkte zusammen und brechen sich mit vereinigter Kraft ihre Bahn durch die blaue Gebirgskette, die ungeheuern Massen bis zum Grund zerspaltend. Dann fließt der vereinigte Strom, d. h. der Potomac, denn der geringere Shenandoah ist in ihm untergegangen, als wäre nichts vorgefallen, einige wenige Meilen am Fuß des zerrissenen Berges ganz ruhig weiter nach Osten. So weit man es sehen kann, fällt letzterer bald darauf gänzlich ab, als wäre durch den furchtbaren Stoß seine Lebenskraft ganz gebrochen. Allein dies muß wohl nur Täuschung sein, denn er hebt sich gleich darauf wieder und fängt als Südberg, South Mountain, eine neue Laufbahn durch Pensylvanien an. Die Stelle ist ohne allen Zweifel von ungewöhnlicher und höchst großartiger Schönheit; ihren hauptsächlichsten Ruhm aber verdankt sie der Feder Jefferson's, der sie „eine der ungeheuersten Scenen der Natur" nennt und versichert, daß diesen Ort zu sehen, allein eine Reise über den atlantischen Ocean werth sei. Dicht am Fluß, in der Enge der Bergschlucht, liegt der geringe Flecken, der den Namen Harpers Ferry führt, um ein Arsenal der Vereinigten Staaten herum, das von mehreren Werkstätten umgeben, einen Haufen ganz hübscher Gebäude bildet. Die Sonnenstrahlen fangen sich in der tiefen Thalenge in einem Grade, wie mir es noch kaum vorgekommen war. Fluß, Dorfschaft und Arsenal lag wie in einem Gluthmeer begraben. Kein Lüftchen rührte sich. Wir mußten fast den ganzen Tag über auf den von Osten kommenden Zug warten und vielleicht ist der dadurch einigermaßen erschlafften Empfänglichkeit es zuzuschreiben, daß wir uns in gewissem Grade in unsrer Erwartung getäuscht sahen; wenigstens, daß wir die Herrlichkeit und Außerordentlichkeit dieser Naturscene mehr anerkannten als fühlten.

Die steigende Hitze trieb uns überhaupt sobald als möglich wieder in die Berge. Ein neuer Cyclus der beispiellosen Heilkraft, welche die Natur hier in ihrem Schooße trägt, lag in dieser Gegend vor uns. Wir hatten die Hauptzüge der Region gesehen, in die die Alleghanis ihre Quellen ausprudeln. Hier in der nördlichern Gegend des blauen Gebirges besitzen die westlichen Ausläufer desselben einen ähnlichen Reichthum an Heilkraft, obwohl im Allgemeinen von geringerer Stärke, während den ganzen Rücken entlang die östlichen Abfälle nur sehr spärlich versehen sind. Auch der North Mountain, der im Nordwesten das große Thal von Virginien einfaßt, gießt eine Fülle schöner, klarer Quellen aus, von denen die Capon Springs und Berkeley Springs die bekanntesten sind. Letztere beschlossen wir zu besuchen.

Eine kurze Fahrt auf der Eisenbahn nach Westen brachte uns nach der Station Sir John's Run*). Daß von hier aus uns eine Stage nach den nahen Berkeley Springs bringen würde, stand in unserem Eisenbahnführer angemerkt. Aber es war spät am Abend; überdem war der Aussteigeort kürzlich nach Hancock, eine Station weiter verlegt worden. Zum Glück kehrte eben ein Herr, der auf kurze Zeit in Baltimore gewesen war, nach dem Bade

*) Run, ein Localname für einen kleinen Fluß.

zurück. Dieser hatte vorher geschrieben, und der Wagen, den er bestellt, konnte uns Alle aufnehmen. Unsere Sachen blieben auf der Station, um uns am folgenden Morgen in aller Frühe nachgeschickt zu werden. Für jetzt genügte ein Nachtsack. So fuhren wir denn etwa drei Viertelstunden lang in ein sich leise absenkendes Thal hinein, dessen anmuthige Windungen die Dunkelheit uns aber bald verbarg, und hielten um Mitternacht vor Strother's Hotel, einem ansehnlichen Gebäude mit einer hohen Colonade der ganzen Fronte entlang. Hier saß zum Glück noch ein einzelner Mann auf, der uns die nöthigen Zimmer anwies, ohne aber um unserer Bequemlichkeit willen eins der Stubenmädchen in ihrem Schlafe zu stören. Am folgenden Morgen erst ward Alles ausgeglichen und wir sahen uns während der fünf Tage unseres hiesigen Aufenthalts besser behaust und beköstigt als noch irgendwo auf unserer Reise, wie denn überhaupt das ganze Hotel in seiner Einrichtung vielleicht das beste und comfortabelste in ganz Virginien ist.

Die Berkeleyquellen entspringen am Fuße eines mäßigen Berges, der den Garten des Hotels auf der Ostseite einschließt. Dieser Berg hieß schon wieder der Warm Spring Ridge, obwohl das Wasser nichts weniger als eigentlich warm ist, sondern nur etwa von der Lauheit von gewöhnlichem, etwas abgestandnem Wasser. Eben so unpassend scheint der Name Berkeley Springs, denn der Ort liegt nicht in Berkeley County sondern in Morgan County, das aber erst nach einer neuern Einrichtung von Berkeley County abgeschieden worden zu sein scheint. Die Ortschaft oder Town selbst heißt Bath. Sie ward eben um jener Quellen willen im Jahre 1776 auf Verordnung der General Assembly von Virginien angelegt, auf einem Stück Land, das früher Lord Fairfax gehört hatte, und von diesem dem Staate Virginien geschenkt war. Der Grund und Boden ward in Bauplätze eingetheilt, diese von den angesehensten Herren Virginiens, George Washington, Charles Carrol, Horatio Gates ꝛc., erstanden, die leichte Häuser hier bauten, wo sie einen Theil des Sommers zubrachten.

Dieses Bad war es, — obwohl sie es Frederics Spring nennt — nach dem die Generalin Riedesel auf Anrathen des Arztes mit ihrem kriegsgefangenen kranken Gatten ging, und wo sie die Bekanntschaft der Familie Washington's machte. Die Badeanstalten waren anfänglich im höchsten Grade primitiv und nicht viel besser als die vorher beschriebenen an den süßen Quellen. Das Wasser ward in einer großen Grube aufgefangen, die man durch einen hohen Schirm, von Laub und Nadelholz geflochten, vor unberufenen Blicken schützte und der so abwechselnd zu bestimmten Stunden den Damen und Herren zum Badebecken diente. Die Damenstunden wurden durch Blasen in ein langes blechernes Horn angezeigt, worauf sämmtliche Herren sich auf eine gewisse vorgeschriebene Entfernung zurückzuziehen hatten. Die Badegäste wohnten, mit Ausnahme derer, die eigne Häuser hatten, in Zelten oder leichten Bretterhütten und mußten für alle ihre Bedürfnisse selbst sorgen; denn es gab weder Garküche noch Hotel. Da aber wegen der geringen Heilkraft der Quelle eigentlich schwere Kranke hier nicht leicht herkamen, sondern mehr Leute aus der Nachbarschaft, die sich erfrischen und amüsiren wollten, so ging es trotz dieser Unbequemlichkeiten gar lustig zu und des Tanzens, Spielens und Pferderennens war kein Ende. Im Anfang der achtziger Jahre wurden förmliche Badehäuser gebaut und 1784 gab es schon ein Theater und ein regelmäßiges Kosthaus.

Und zwar ward dies letztere von einem Manne eröffnet, der wohl einiger Worte Erwähnung verdient. Er hieß James Rumsey und war einer jener mechanischen Naturgenies, die wie einige der edelsten Pflanzen bisweilen ohne alle Pflege in der Wildniß aufwachsen. In dem kleinen Hafen von Sir Johns Run — ein in den Potomac laufendes Flüßchen, baute er auf seine Hand, mehr als zwanzig Jahre vor Fulton, zwischen den Jahren 1782 und 84, das erste Dampfboot. Das nöthige Geld zu diesem Experiment soll er sich durch Tagesarbeit bei den kurz vorher errichteten Bädern erworben haben. Ob es ihm je gelungen, seine Schöpfung auf den Potomac zu bringen, — darüber ist nichts bekannt geworden. Fluß und Flecken sind nach Sir John Sinclair benannt, der einer der commandirenden Officiere im französisch-amerikanischen Kriege war und hier im Jahre 1755 ein Lager hatte. Hätte nicht James Rumsey besser ein solches Denkzeichen verdient, als der brittische Capitän?

Einige Jahre lang blieb das virginische Bath das Saratoga und Newport der Zeit, d. h. der allsommerliche modische Versammlungsort der schönen Welt. Dann kam es in Verfall und war bis vor ungefähr zehn Jahren gänzlich vergessen. Seitdem hat der Eigenthümer des Grundstücks, auf dem die Quellen entspringen, Oberst Strother, die Verwaltung desselben selbst begonnen, schöne Bade- und Wohnhäuser errichtet und das Ganze in den trefflichsten Stand gesetzt, so daß es von Neuem ein beliebter Vergnügungsort geworden. Das Wasser der Quellen dient, durch Eis gekühlt, zum gewöhnlichen sehr schmackhaften Trinkwasser. Schon daraus kann man sehen, daß es keine besondere medicinische Kraft hat, wenn es auch nicht die Analysis desselben bewiese. Dennoch hat sein Gebrauch schon manchen Kranken geheilt, was theils die Stärke der Imagination, theils die Heilkraft des kalten Wassers überhaupt, wenn mit stärkender Bergluft verbunden, beweisen mag.

Wir fanden hier schon mehr Gesellschaft, als in den alleghanischen Bädern, und zwar Gesellschaft der besten Art, meist virginische Familien der Nachbarschaft, deren edle und anmuthige Sitten Alles bestätigten, was wir früher Rühmliches von virginischer Gesellschaft gehört. Unseres Wirthes Familie selbst gehörte, besonders von der Frauen Seite, zu den ersten von Virginien. Dieser Anspruch will freilich nicht viel sagen, denn da heut zu Tage Jeder ihn macht, der einen ganzen Rock trägt, so hat das F. F. V. (First families of Virginia) hier zu Lande einen etwas zweideutigen Klang bekommen und man erzählt von einem jungen Mann, der etwas Appartes haben wollte und sich darum zu den Familien zweiten Ranges Virginiens gehörend einführen ließ. So viel über demokratische Gleichheit!

Hier aber durfte wirklich von den ersten Familien die Rede sein. Zwar dürfte man sich wundern, daß ein Oberst (und zwar diesmal weder ein Titular- noch ein Milizoberst, sondern einer aus der Armee der Vereinigten Staaten) der noch dazu ein gebildeter Mann ist, zum Gastwirth wird; aber erstlich nimmt man das in Amerika nicht so genau, zweitens galt es hier die Verwaltung des eignen Eigenthums. Unser Wirth hatte Alles in die schönste, fast militärische Ordnung gebracht und lenkte Alles vermittelst Agenten und Stewards. Von dem ganzen großen Dienstpersonal waren nur zwei seine Sclaven, — ohne Zweifel alte, treue Hausstücke und Mitglieder der Familie — die Meisten waren freie Neger und es freute uns, zu hören, daß Oberst Strother die verachtungsvolle Ueberzeugung der Unfähigkeit dieses unglücklichen Geschlechts, in der Freiheit zu gedeihen, keineswegs theilt. Sein Oberverwalter, der alle Rechnungen führte, war ein freier Neger. Den Sohn unseres Wirths, Herrn D. H. Strother, einen jungen Mann, der Feder und Pinsel mit gleicher Gewandtheit und gleichem Talent führt, kannten wir bereits aus seinen geistvollen Beiträgen zu Putnam's Magazin. Seinem illustrirten Virginien verdankt der gegenwärtige Aufsatz so manche Notiz. Persönlich hörte ich von ihm, auf meine Bemerkung über die durchaus runden, weichen Formen der virginischen Berge, daß es in den Alleghanis doch auch hin und wieder eigentliche Spitzen und sogenannte Nadeln gebe, wie er mir auch durch Vorzeigen der Skizzen bewies, die er von den Gegenden am südlichen Zweige des Potomac und am Schwarzwasser gewonnen hatte.

Wir spannen in diesem anmuthigen Thale beinahe eine Woche eines friedlich genußvollen Daseins ab. Draußen war es sengend heiß, hier im Schatten von grünen Bergwänden und herrlichen Bäumen duftig und kühl. Dann benutzten wir das durch ein Gewitter erfrischte Wetter, um in Einem Tage nach Baltimore und so weiter nach Philadelphia zu reisen und nach kurzem Aufenthalt in beiden Städten zurück nach New York.

Blicke ich nun zurück auf alle das Schöne und Herrliche, das wir in diesen fünf Wochen gesehn, so mischt sich in das Entzücken darüber eine Art Wehmuth, die ich den moralischen Eindrücken zuschreiben muß, welche die Reinheit der ästhetischen trüben. Bei aller Freude an der Natur, die mich umgab, mußte es mir immer gegenwärtig bleiben, daß ich in einem Sclavenland reiste, in einem gesunkenen, bei den Fortschritten dicht daneben rückschreitenden Staate. Um zu dieser Ueberzeugung zu kommen braucht man nur Virginien und das, was es beim Ausbruch der Revolution im Verhältniß zu jetzt war, mit dem zu vergleichen, was der Staat New York damals war und jetzt ist. Virginien stand nebst Massachusetts an der Spitze der Bewegung und war New York an politischer Wichtigkeit wie an Macht weit überlegen. Es hatte die Vortheile eines milderen Klimas und eines ergiebigeren Bodens vor jenem voraus und theilte mit ihm alle Begünstigungen, die eine Lage am Meere, gute Häfen, schiffbare Flüsse, große Waldungen u. s. w. geben. Der Boden war vor achtzig Jahren theurer in Virginien als in New York: jetzt wird das beste Land dort für fünf bis sechs Dollar der Morgen verkauft, während man im New Yorkstaat sich wenigstens zwölf deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernen muß, um den Morgen für hundert oder hundert und fünfundzwanzig zu bekommen. Virginien hatte zur Zeit der Revolution mehr als die doppelte Zahl Einwohner als New York. Jetzt zählt es kaum anderthalb Millionen, während New York vier Millionen zählt. Virginien führte für drei Millionen ihrer Producte aus, New York eine halbe Million weniger. Jetzt beläuft sich der Ertrag von dem, was Virginien ausführt, auf acht Millionen und der von New York auf neunzig. Norfolk und New York waren als Handelsstädte Nebenbuhlerinnen — gegenwärtig zählt das erstere 16,000 Einwohner, während sich letzteres mit 700,000 zur Weltstadt erhoben. Ist es möglich, hier den eisernen, zermalmenden Druck der Hand zu verkennen, mit dem die Sclaverei, diese jetzt plötzlich gehätschelte „heimische Institution" der südlichen Staaten, alles fortschreitende Leben, alle gesunde Entfaltung niederpreßt? Wir hatten nur den besten, blühendsten Theil Virginiens gesehen und fühlten uns dennoch überall, wo Menschen Einfluß hatten, von den hemmenden, verderblichen, verschrumpfenden Folgen der Sclaverei berührt. Um aber in Verfall und Auflösung, in Stocken und Hinwelken dieselben ganz wahrzunehmen, muß man nach Ostvirginien gehen, wo keine

verschwenderisch spendende Natur ihnen das Gegengewicht hält und der ganze Fluch der Verachtung der Arbeit und des Arbeitenden empfunden wird. Will man den Verfall Virginiens, der sich in der That keineswegs bloß in seiner physischen Beschaffenheit darthut, sondern auch in einer sichtlichen Abnahme der geistigen Kräfte, mit denen es einst so reichlich die Union versorgte, nicht ausschließlich der Sclaverei zuschreiben, sondern noch andere beitragende Ursachen dafür auffinden — obwohl dies schwer genug sein möchte, so braucht man nur eine ähnliche Parallele, wie ich sie zwischen Virginien und New York stellte, zwischen anderen Staaten, z. B. zwischen Indiana und Missouri zu ziehen, um zu ganz ähnlichen Resultaten zu kommen. Beide traten zugleich und unter ganz gleichen Umständen als Staaten in die Union, beide haben eine gleiche Natur, ein gleiches Klima — und doch wie verschieden ist ihre Entwickelung und der Grad ihrer Cultur! oder zwischen den Sclavenstaaten und Freistaaten überhaupt, in deren Bewohnern, obwohl von Einem Stamme und im Süden nicht weniger gemischt als im Norden, man oft kaum ein und dieselbe Nation erkennen möchte. Alles geistige Leben, — Lehrer, Bücher, höhere Mechaniker — empfängt der Süden vom Norden. Wie ein fressender Mehlthau liegt die Sclaverei über seinem Gedeihen; wie ein schleichender Krebs zehrt sie an dem sonst gesunden Körper.

Daß nur keiner meiner Leser schelte wegen dieses politischen Schlusses einer Reiseskizze! Nein! was uns jetzt hier so durch und durch bewegt, ist kaum eine Frage der Politik mehr: es ist eine Frage des Christenthums, der Menschheit! Endlich, endlich regt sich's hier nach langer eigensüchtiger Ruhe. Immer näher sind uns die Wellen getreten: wir waren so mit dem eigenen Treiben beschäftigt, daß wir die Gefahr kaum bemerkten, bis sie schon unsere Füße netzte. Nun aber gilt es, sich zu retten und noch ist es Zeit, und tritt die Fluth uns auch noch näher, umringt uns und läßt uns für einen Augenblick den Grund verlieren; wir lassen uns nicht entmuthigen und mögen uns auf unser Rettungsboot verlassen, wenn wir uns einem so wackern Steuermann anvertrauen dürfen, wie Fremont ist.

Zerstreute Blätter.

Der frühere Stadtsecretär Wolff in Braunschweig war Poet und ein lustiger Bruder, besonders als Gelegenheitsdichter konnte er etwas leisten. Als einmal zu Ehren des Herzogs illuminirt werden sollte, übersandte er einem befreundeten Kaufmann auf Ersuchen für ein Transparent folgende Reime:

„Das Haus der Welfen soll grünen und blühn!
Hier ist ein großes Tuch-Magazin.
Durchlauchtigster Herzog! belohne die Treu,
Reiß alle Tag ein Paar Hosen entzwei."

Von dem Kabeltau des zwischen Europa und Amerika zu legenden unterseeischen Telegraphen, liegt jetzt ein Stück in der Börse zu New-York zur Ansicht aus. Im Innern sind sieben schmale Kupferdrähte übereinander gewunden und das Ganze wird von einer dicken Rinde von Gutta Percha eingeschlossen. Achtzehn Platten dünnen Eisendrahts, jede aus sieben leicht verflochtenen Fäden bestehend, bilden die äußere Umhüllung. Das Gewicht beträgt achtzehn Centner pro englische Meile.

Der kürzlich als britischer Viceconsul nach Stanko (dem alten Kos, gegenüber von Halicarnaß) gesandte Newton hat auf dieser schönen Insel eine wichtige Entdeckung gemacht. Er fand nämlich eine begrabene griechische Stadt. Auf die erste Kunde davon beeilte sich die Admiralität, den nöthigen Apparat zur Ausgrabung mit Werkzeugen, photographischen Vorrichtungen und Chemikalien für den Viceconsul einzuschiffen. Die Inseln des griechischen Archipelagus strotzen von vergrabenen Schätzen, nicht weniger reich vielleicht als der neapolitanische Boden, wo es Niemandem gestattet wird, nach Bronce oder Marmor zu graben.

Von einer neuen Rechenmaschine berichtet der „Moniteur": Herr Thomas in Colmar hat neuerdings an einer Rechenmaschine, die er Arithmometer nennt, und an welcher er gegen 30 Jahre gearbeitet hat, seine letzten Verbesserungen angebracht. Im 17. und 18. Jahrhundert bemühten sich Pascal und Leibnitz, später Diderot, eine Maschine herzustellen, die dem menschlichen Verstande bei den Zahlenverbindungen zu Hülfe kommen könnte; aber ihre Bemühungen scheiterten. Das Arithmometer des Hrn. Thomas soll nun ohne jede Störung oder auch nur Möglichkeit eines Irrthums nicht allein zum Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren benutzt werden können, sondern auch zu viel zusammengesetzteren Rechnungen, als Ziehen einer Quadratwurzel, Auflösung von Gleichungen u. dergl. Eine Multiplication von 8 Ziffern mit 8 anderen vollendet es in 18 Secunden, eine Division von 16 Ziffern durch 8 andere in 24 Secunden, und in $1\frac{1}{4}$ Minuten kann es die Quadratwurzel aus 16 Ziffern ziehen und den Beweis von der Richtigkeit der Rechnung führen. Das Arithmometer dürfte, wie der „Moniteur" meint, bald unentbehrlich werden und allgemein in Gebrauch kommen.

Am 4. Februar verstarb zu Braunschweig Professor Petri, einer der bedeutendsten Philologen unsrer Zeit. Er war am 21. Februar 1778 zu Bernburg geboren, trat 1802 in das Lehramt und blieb bis zu seinem Tode in ununterbrochener Thätigkeit. Seine Sprachkenntniß umfaßte außer den classischen auch die bedeutendsten orientalischen und neueren Sprachen, und es ist von ihm bekannt, daß er in vierzehn Sprachen vollkommen heimisch war.

Zweite Abtheilung.

Die 32. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Wien im Jahre 1856.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Die wissenschaftlichen Arbeiten der Naturforscher bei ihren Zusammenkünften treten theils in den drei „öffentlichen Versammlungen", theils in den „Sectionssitzungen" an das Tageslicht. — Die letztern freilich könnten den Namen „geheimer" Sitzungen recht wohl tragen, obgleich sie bei offnen Thüren abgehalten werden. Denn außer denjenigen, die in der Sitzung selbst anwesend sind, ist selbst den Gelehrten nur schwer möglich, über den Inhalt der Vorträge, welche abgehalten worden sind, Genaueres zu erfahren. Wir sprechen aus eigener Erfahrung. Bei mehreren früheren Versammlungen, ebenso wie bei der diesjährigen haben wir gesucht, über einzelne der besprochenen Gegenstände aus solchen Fachsectionen, zu denen wir nicht selbst gehörten, Kunde zu erhalten, allein vergeblich. Die Protocolle werden so aphoristisch geführt, daß von ihnen keine Antwort zu fordern oder zu hoffen ist. Den Redner selbst oder den bei seinem Vortrage Präsidirenden glückt es nicht immer in dem Gewühl der Versammlung aufzufinden und von den Zuhörern ist gewöhnlich gerade derjenige, den wir treffen, während des Vortrags an einer akustisch so ungünstigen Stelle gewesen, daß er uns die wichtigsten und interessantesten Thatsachen nur fragmentarisch mitzutheilen im Stande ist. In früheren Jahren hatte man am Schluß der Naturforscherversammlungen noch den Trost, daß man die Vorträge würde mit größerer Muße nachlesen können in dem gedruckten „Berichte", welcher über die Versammlungen erstattet wurde. Diese lobenswerthe Einrichtung ist leider im letzten Jahrzehnte eingeschlummert. Wiesbaden war der letzte Ort, welcher seinen Gästen dieses schuldige Erinnerungszeichen noch widmete.

Wir hoffen deshalb im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir die Arbeiten in den Fachsectionen berücksichtigen, obgleich wir aus den angegebenen Gründen nur von denjenigen Vorträgen eingehender zu sprechen vermögen, bei denen wir Zuhörer waren. Zuvor jedoch wollen wir einige Mittheilungen über die öffentlichen Sitzungen geben, als diejenigen Arbeiten der Versammlung, durch welche sie mit der Laienbevölkerung in directen Wechselverkehr tritt, und durch welche der Popularisirung der Wissenschaft im edelsten Sinne nicht unwesentlicher Vorschub geleistet worden ist. —

In der ersten Sitzung folgte auf die bekannte „Eröffnungsrede" des Professors Hyrtl, welche „Einst und Jetzt der Naturwissenschaft in Oesterreich" schilderte, ein Vortrag des Professors Waltershausen (aus Göttingen): über Entstehung und Fortbildung des Aetna, so wie über die Aehnlichkeiten und Unterschiede dieses Vulcanes im Vergleich zu andern. Waltershausen berichtete, daß er acht Jahre seines Lebens der Durchforschung des Aetna an Ort und Stelle gewidmet und hundert Tage hindurch die Ausbrüche des Vulcans beobachtet. Obgleich er ohne alle fremde Hülfe die geologische und geographische Untersuchung des Vulcans anstellte, glückte es ihm doch, die Oberfläche desselben trigonometrisch aufzunehmen, dann die Höhenpunkte mit größter Sorgfalt zu bestimmen, und endlich

die geologische Untersuchung fortzuführen, als deren Resultat er die sichere Ueberzeugung gewonnen hatte, daß jede Eruption des Aetna als die Explosion eines großen Dampfkessels betrachtet werden könne; denn die bewegende Kraft des vulcanischen Ausbruchs sei das in der Tiefe in Dampf umgewandelte Wasser, welches in Form eines „überhitzten" Dampfes die Fesseln sprengt und alle Hindernisse emporschleudert. Die geologische Entwickelung konnte er nach den einzelnen Formationen am besten im Val del Bove beobachten; die Höhenmessungen habe er so sorgfältig angestellt, daß sie noch in ferner Zukunft die Grundlage späterer Forschungen bieten könnten. Wenn nun in Jahrtausenden ein Geolog wiederum sich der Mühe unterzieht, den Höhepunkt des von ihm gemessenen Gipfels zu bestimmen, so wird man über die Fortbildung Gewißheit erhalten und für die Größezunahme des Berges einen sichern Maßstab haben. Einige Aehnlichkeit zwischen dem Aetna und dem Hekla lasse sich nicht ableugnen.

Nach ihm brachte Dr. Carl Scherzer (aus Wien) Beobachtungen über die Verhältnisse der rothen, schwarzen und weißen Rasse in Nord- und Mittelamerika. Er bestritt die Annahme früherer Forscher, daß eine Abstammung der Indianerstämme von der semitischen Rasse, so wie eine Einwanderung aus Ostasien angenommen werden könne, vielmehr hielt er die Urbewohner Amerikas für so eigenthümlich in Bezug auf Körper, Schädel, Sprache, Schriftsystem, Jahresrechnung und andere Culturzeichen, daß er sie für selbständig und für außerhalb der Verwandtschaft mit Bewohnern Europas stehend erklärte. Für diese Anschauung führte er ferner den Umstand an, daß zur Zeit der Entdeckung Amerikas durch Columbus die Indianer keine einzige der Nutzpflanzen oder der Hausthiere hatten, welche der alte Continent sich dienstbar gemacht hat, daß sie das Eisen nicht kannten, und daß ihre Architektur mit den Monumenten Aegyptens oder Ostasiens keine Verwandtschaft nachweise. Dagegen bestätigte er, daß die rothe Rasse vor der weißen sich immer mehr zurückziehe und ihrem Verschwinden nahe sei. Die Verhältnisse der Neger hängen von den Staatseinrichtungen der Länder ab, in welchen sie leben. Sie verhalten sich den auf sie stattfindenden Einwirkungen gegenüber passiv. Ein frisches höheres Streben und Zeichen von Intelligenz lasse sich selten oder nie bei ihnen auffinden, und selbst wo die Sclaverei nicht herrsche, sondern wo sie sich ungestört in aller Eigenthümlichkeit entwickeln könnten, wie auf Haiti, zeigten sie nirgends geistigen Fortschritt und tüchtiges Streben. Am besten gedeihen sie geistig wie körperlich dann, wenn sie zur weißen Rasse in einem gewissen Hörigkeitsverhältnisse stehen, wie auf St. Thomas, wo sie zwar emancipirt sind, aber zur regelmäßigen Thätigkeit und Arbeit gezwungen werden. Mit diesen beiden farbigen Rassen läßt sich nach Intelligenz und Thatkraft die weiße Rasse Amerikas nicht vergleichen, da sie in stetigem und kräftigem Fortschreiten begriffen ist.

Die erste Sitzung beschloß ein einfacher, kräftiger Vortrag des Professors Röggerath (aus Bonn), welcher anknüpfte an einen bereits im Jahre 1828 in Berlin von ihm gehaltenen Vortrag, in welchem er Trachytformationen als ein wesentliches Kennzeichen vulcanischer Gebirgsart bezeichnet hatte. Er verglich hierauf die mächtigen Trachytlager im nördlichen Ungarn mit den geringfügigen des Siebengebirges am Rhein und bemerkte scherzend, daß man in Frankreich die wissenschaftlichen Entdeckungen des berühmten Haidinger bereits geahnt haben müsse, als man seiner Zeit den von ihm Eingangs erwähnten Vortrag übersetzend die Trachyte des „Siebengebirges" am Rhein in Trachytformationen zu Ungarisch-„Siebenbürgen" umgewandelt hätte.—

Der größte Theil der zweiten öffentlichen Sitzung wurde unter unerfreulichen Debatten über die Wahl des Versammlungsortes für das nächste Jahr ausgefüllt, welche Wahl endlich durch schriftliche Abstimmung Bonn mit Stimmenmehrheit als nächstjähriges Ziel der wandernden Akademie erwählte.

Professor Cotta (aus Freiberg) hielt einen kurzen Vortrag über eine von ihm entworfene Kohlenkarte des österreichischen Staats. Es ist dies eine neue und zweckmäßige Idee: mittelst einer geologischen Karte nicht mehr wie bisher lediglich die Oberfläche der Erde, sondern auch ihre Tiefe dem Auge des Beschauers vorzuführen, wenn dies auch nur immer auf eine einzelne Gesteinsart möglich wird. So hat Cotta in Bezug auf die „Kohlen" durch verschiedene Farben die Stellen bemerklich gemacht, wo 1) aller Wahrscheinlichkeit nach weder Braunkohlen noch Steinkohlen zu finden sein werden; 2) diejenigen Striche, in welchen es unmöglich ist, die Art der unterirdischen Schätze näher zu bestimmen, und in denen daher das Vorhandensein von Kohlen ganz unentschieden bleibt. In diesen beiden Gebieten lohnt es sich natürlich nicht, nach Kohlen zu suchen, deren Entdeckung, wenn sie etwa vorhanden sein sollten, dem Zufall anheim gestellt bleiben muß; 3) Gebiete, in denen Braunkohlen wahrscheinlicherweise lagern; 4) Gebiete, in welchen sich Steinkohlen wahrscheinlicherweise finden; 5) sicher vorhandene Braunkohlenlager; 6) sicher vorhandene Steinkohlenlager. Der Redner übergab diese Karten der öffentlichen Aufmerksamkeit mit der Bemerkung, daß er hoffe, nicht nur mancher unangenehmen Enttäuschung

solcher Personen, welche nach Kohlen suchen, durch dieselben vorzubeugen, sondern daß er durch Erschließung der Kohlengebiete auch dem industriellen Fortschritt einen Hebel zu geben erwarte.

Professor Beesenmeyer (aus Ulm) gab als Reiseerinnerung einen interessanten Abriß: über das Vorkommen einiger Culturgewächse in den caspischen Steppen. Er führte seine Zuhörer zuerst in die bisher so selten von einem europäischen Reisenden betretenen Gegenden an der Ostküste des größten Binnensees der Erde. Dort erhebt sich unmittelbar am Meeresufer eine steile zerrissene Felswand. Auf der Hochfläche, welche an den Plateaurücken zwischen dem Areal und Kaspi sich anschließt, ist keine eigentliche Steppe, sondern steinige Wüste, vegetationsarm und wasserleer. Daher hatten die Russen auf ihrem Zuge nach Chiwa den Winter gewählt, um durch Schmelzen des Schnees wenigstens Wasser für Menschen und Thiere gewinnen zu können, was aber bekanntlich der Grund wurde, daß die Expedition durch Schneestürme und furchtbare Winterkälte zu Grunde ging. Auf diesem schattenlosen, öden Tafellande findet sich kein Baum; nur in den Schluchten gegen das Meer hin sind Quellen, und hier trifft der Wanderer mitten unter einer fremdartigen Vegetation einige Bäume und zwar Tamarisken und überraschenderweise gut gedeihende Maulbeerbäume. Das fröhliche Grün dieser verwilderten Maulbeerbäume ist die übriggebliebene Spur aus einer Zeit, in welcher am Ostufer des caspischen Meeres ein lebhafter Handel mit dem Westen getrieben wurde und die Zucht des Seidenwurmes von China bis hierher gedrungen war; allein Cultur und Bevölkerung jener Gegenden wurde von der schrecklichen Fluth der Mongolenhorde verwischt und der Landweg nach China, welcher früher von hieraus seine regelmäßigen Stationen hatte, ist seitdem schwierig und selten besucht geworden. — Zur Seite dieser Stellen im Norden liegen die weiten Tiefebenen, durch welche die Schaaren der Bevölkerung nach Europa sich ergossen. Unter der großen Menge unscheinbarer Stauden und Gräser finden wir daher auch hier plötzlich europäische Bekannte. In den Grassteppen nach Osten und Westen hin treffen wir weite Strecken dicht bedeckt mit Hanf; ganze Inseln in der Wolga gleichen Hanffeldern, welche von einem dichten Kranze mannshohen Schilfrohrs wie von einer „Fenz" umgeben sind. Sicher ist dieser Hanf schon seit uralten Zeiten in der Steppe heimisch. Herodot erwähnt bereits, daß im Scythenlande der Hanf häufig wachse und vielfache Verwendung fände. Nach ihm sollen sich die Scythen unter Anderm durch den Duft der Hanfsamen, welche sie auf glühende Steine streuten, berauscht haben, gerade wie ihre Nachkommen in der Gegenwart durch Haschisch (Hanfsamenextract) sich in wüste Träume einlullen. Der Vortragende erzählte hierbei einen sonderbaren Gebrauch der Kirgisen, den er wiederholt bei ihnen beobachtet hatte, und welchen man bereits von verschiedenen halbwilden Völkerschaften kennt. Wenn ihnen Tabakpfeifen mangeln und sie doch so glücklich gewesen sind, eine Handvoll des kostbaren sorgenbrechenden Krautes zu erhalten, so drücken sie in den befeuchteten Lehmboden den Taback ein, führen in die Bodenvertiefung seitwärts im Kreise herum Rohre ein, lagern sich sternförmig um den Mittelpunkt des Tabaks und schlürfen den Rauch ein. — Nicht wenig wurde ferner Beesenmeyer überrascht, als er zuweilen mitten in dem ödesten Striche dieser unabsehbaren Ebenen weite Fluren sich ausbreiten sah, welche einem angesäten Fruchtfelde glichen. Wenn man eine dieser Aehren abpflückt, so glaubt man Roggen vor sich zu haben, findet jedoch bei genauerer botanischer Untersuchung einige unbedeutende Unterschiede. Gerade der Umstand, daß man solche Gräser bis an den Kaukasus hin nicht selten findet (secale fragile nannte Marschall von Biberstein diese Art), sowie andere südlich vom Kaukasus nach Kleinasien hinein (secale anatolicum), sowie ferner eine Reihe von Triticum-Arten, gab dazu Anlaß, daß man den Kaukasus für die Wiege der Menschheit hielt. Es wäre gewiß interessant, vermöchte man den Ursprung unseres Getreides und mithin unseres Brotes anzugeben; allein bis jetzt hat man unsere Getreidearten noch nirgends ursprünglich wild angetroffen, und es ist wahrscheinlich nur ein Mythus der Gelehrten, daß die Heimath unserer Cerealien in der Nähe des Kaukasus liege; denn nur so viel ist gewiß, daß die weiße Rasse seit den ältesten Zeiten mit dem Getreide und das Getreide mit ihr lebte und wanderte; die Heimath beider ist unbekannt. Zum Schluß warf Beesenmeyer einen Blick auf die Menschen in den Steppen, die schweifenden Kirgisen, Kalmücken und andere Einwohner. Obgleich diese durch die sie umgebende Natur auf das Nomadenleben angewiesen sind, welches sie nur an die nächste Zukunft denken und nur dafür sorgen läßt, wo es etwa frische Weide gebe, so haben doch Einzelne unter dem Einflusse russischer Herrscher und Nachbarschaft bereits angefangen, einige schnellreifende Culturgewächse zu bauen, wie z. B. Hirse, Haidekorn u. s. w.; in einer Art Garten zu ihrer Erquickung in der wasserlosen Spätsommerzeit die vortrefflich gedeihenden Arbusen oder Wassermelonen. Ueberhaupt verstehen es die Russen vortrefflich, die wilden Steppenreiter allmälig mit bald barscher, bald gewährenlassender Manier zu bändigen, ohne daß diese selbst es schmerzlich fühlen.

Ungleich den Ureinwohnern Amerikas gehen die gelben Völker mongolischer Abkunft und die tatarischen Stämme in Berührung mit den Europäern nicht zu Grunde. Während die Kopfzahl der Rothhäute, welche an den Grenzen weißer Niederlassungen leben, von Jahr zu Jahr abnimmt, mehrt sich die Kopfzahl der gelben Rasse alljährlich, und sie werden langsam in die Bahnen der menschlichen Gesittung eintreten. Oft schon ist gesagt worden, daß die Russen nach Osten hin einen welthistorischen Beruf haben; ihre Wolga führt sie nach dem Kaspi. „Hier in Wien aber," so fuhr der Redner fort, „der Metropole des Donaureiches, wie es mein Vorgänger an dieser Stelle (Bernhard von Cotta) ebenso glücklich als wahr bezeichnet hat, hier an der Donau, welche auch nach Osten fließt, in den Pontus Euxinus, darf ein Deutscher aus der Stadt, in welcher diese herrliche Donau schiffbar wird, wohl mit Berechtigung die Hoffnung aussprechen, daß mehr noch auf dem vaterländischen Strom die Samen der Cultur und Gesittung nach Osten geführt werden mögen. Wird diese Hoffnung zur Ehre deutschen Geistes und deutscher Machtentfaltung erfüllt werden? Die Antwort auf diese Frage gibt uns nicht die Naturwissenschaft, aber laut wird sie beantwortet vom kräftigen Geiste des Kaiserstaates, den wir mitten unter uns sehen und fühlen."

In der dritten Versammlung eröffnete Dr. Reclam (aus Leipzig) die Reihe der Vorträge, indem er die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf Gegenstände des täglichen Lebens hinlenkte, deren Wichtigkeit eben um ihrer Alltäglichkeit willen nur zu häufig übersehen werde. Er ging von dem denkwürdigen Ausspruche aus, welchen der große Physiolog Meckel vor einem halben Jahrhundert aufstellte: „der Naturforscher ist ein rückwärts schauender Prophet." Damals schätzten nur Wenige so Tiefe wie Umfang dieses Ausspruchs. Die Einen belächelten ihn als das Spiel eines geistreichen Mannes, die Meisten ließen ihn gleichgültig verhallen, Einige sprachen sich gegen ihn feindselig aus. Aber es hatten jene Worte das nämliche Schicksal, welches uns die Geschichte bei fast allen wirklich neuen Gedanken kennen lehrt. Zuerst werden sie ihrer Fremdheit wegen angefeindet, später werden sie mürrisch geduldet und endlich ist man ihrer so gewohnt geworden, daß sie hingenommen werden als etwas, was sich ganz von selbst verstehe, und von dem es unnöthig ist, zu sprechen. Vergeblich sucht man nach Dankbarkeit gegen diejenigen, welche den neuen Gedanken zuerst mit der Schärfe ihres Geistes aus dem wilden Chaos der Beobachtungen und Thatsachen gestalteten, und doch ist gerade in Bezug auf diesen Ausspruch die Naturwissenschaft Meckel zum Danke verpflichtet. Denn stillschweigend hat sie von der Geognosie angehend bis zur heutigen Heilkunde allen ihren Leistungen das Motto vorgesetzt: der Naturforscher ist ein rückwärts schauender Prophet, als sie ihre nächste Aufgabe sich stellte, nachdem sie mit Sammlung und Beschreibung der Objecte der Naturwissenschaft einigermaßen zu Stande gekommen. Diese Aufgabe der Naturwissenschaft, an deren Erfüllung sie jetzt noch arbeitet, ist: die Gesetzmäßigkeit des organischen Räderwerkes zu bestimmen, um von der sichern Grundlage feststehender Gesetze aus weiter blicken zu können. In allen Theilen der Natur tritt uns diese glücklich aufgefundene Gesetzmäßigkeit entgegen. Die Naturwissenschaft hat jedoch in einer Richtung den Nachweis derselben vernachlässigt. Man hat die Naturgesetze vorzugsweise entweder nur im Großen nachgewiesen, z. B. an der Harmonie der Himmelskörper, ihrer Bewegung, ihren Bahnen, oder nur im kleinsten an der strengen Gliederung des Chemismus, an mikroskopischen Formen, am Leben der einzelnen Zellen. Aber sie besteht nicht minder in allen denjenigen Erscheinungen, welche Welttheile, welche Nationen dem Auge des Beschauers darbieten.

Der Redner stellte sich nun die Aufgabe, eines dieser Gesetze, welches sich im Leben der ganzen Bevölkerung offenbart, und welches nachweist, daß das Volk als solches ebenso gut ein Object der Naturwissenschaft ist, als der Mond oder das Blutkörperchen, in seinem Vortrage specieller darzulegen. Dieses Gesetz lautete: die Volkssitte entspricht den von der Eigenthümlichkeit des Landes abhängigen Bedürfnissen des Stoffwechsels. Aus den zahlreichen und glücklich aufgefundenen Beispielen ergab sich, daß wirklich die Erfüllung der Bedürfnisse des Stoffwechsels in den Volkssitten sich mit überraschender Schärfe nachweisen lasse, indem der allgemeine Gebrauch des Volkes der wissenschaftlichen Erkenntniß des Einzelnen vorauseilte, und in der Regel Jahrhunderte früher die Bedürfnisse befriedigte, bevor noch der rückwärtsschauende Naturforscher im Stande war, nachzuweisen, daß und aus welchem Grunde ein solches Bedürfniß bestehe. Freilich wird aber von da an erst, wo wissenschaftliche Erkenntniß eingedrungen ist, eine wirkliche Regelung der Bedürfnisse und ihrer Befriedigung stattfinden können. Aus den Nationaltrachten der verschiedensten Völker und Jahrhunderte wurde bewiesen, wie sie unabhängig von der Mode nur dem Bedürfniß der Ernährung und des Stoffwechsels unterthan und förderlich seien. Noch charakteristischer trat dies hervor bei den Nahrungsmitteln, bei welchen nicht nur der Einfluß der Jahreszeiten, sondern auch die verschiedenen Einwirkungen des Klima, der Bodenverhältnisse, sowie tausend anderer Anforderungen berücksichtigt werden. Erst die letzten Jahre haben der Wissenschaft es möglich ge-

macht, eine Normaldiät aufzustellen, d. h. das diätetische Bedürfniß des einzelnen Individuums im gesunden Zustande festzustellen. Merkwürdigerweise aber genügen auch die Völker in der Zusammenstellung der von ihnen genossenen Speisen den Bedürfnissen des Stoffwechsels und der Normaldiät nach der Menge der blutbildenden Nährstoffe und der verbrennungunterhaltenden. Außer einigen andern merkwürdigen Thatsachen in dieser Beziehung führte Reclam die Ergebnisse seiner Studien in dem statistischen Werke an, welches Husson (der Divisionschef der Seinepräfectur zu Paris) veröffentlichte. Hiernach verbraucht jeder Einwohner von Paris 180 Kilogrammen Brot und jeder Einwohner von London 148 Kilogrammen Brot, so daß im Brotverbrauche zwischen London und Paris das Zahlenverhältniß von 9 : 7 sich auffinden läßt. Beim Fleische findet das umgekehrte statt. Man verbraucht nämlich in Paris per Kopf jährlich 73 Kilogrammen, in London 95 Kilogrammen, so daß wir hier gerade das umgekehrte Zahlenverhältniß, nämlich wie 7 : 9 zwischen Paris und London erhalten, als vorher beim Brote. Wer möchte sich nun wohl erdreisten, beim Blick auf den Stoffwechsel und seine Bedürfnisse dies lediglich einen Zufall zu nennen.

Ebenso war es ein überraschender Nachweis, daß die Fastenspeisen wirklich beim gleichen Gewichte einen geringern Nahrungswerth haben, als andere Speisen, daß sie mithin eine wahre Entziehungskost, wirkliche Fastennahrungsmittel sind. Nicht minder ist es auffallend, daß die Zeit der großen Fasten gerade so fällt, wie sie dem Bedürfnisse des menschlichen Organismus entspricht, und wie sie von einem Arzt angeordnet werden müßte, wenn dieser zu Gunsten der Gesammtbevölkerung eines Landes allgemeine diätetische Maßregeln vorzuschreiben hätte.

Nachdem noch einige andere Beziehungen der Volkssitte zum Stoffwechsel in Bezug auf Wohnung und ähnliche Gegenstände angedeutet worden waren, wendete sich der Redner nicht mehr rückwärts zur Erläuterung der aufgefundenen Thatsachen, sondern vorwärts, um Weg und Ziel zu bestimmen, welchen die Naturforschung auf Grund solcher Gesetze zu nehmen habe. Die Uebereinstimmung der Volksgebräuche mit den Naturbedürfnissen liefert jedem Vernünftigen einen zwingenden Beweis von der hohen Wichtigkeit jener alltäglich auf uns einwirkenden Kräfte, die sich wegen ihrer regelmäßigen Wiederkehr nicht anders zu unserm Organismus verhalten, wie der fallende Tropfen zum Stein. Mit Recht hat sich daher die Physiologie als Krone und Endziel aller Forschung die Aufstellung einer diätetischen Norm festgesetzt, welche mit mathematischer Schärfe dem Bedürfniß entspricht. Nachdem Reclam noch darauf aufmerksam gemacht hatte, daß die Naturwissenschaft der einzige Leitstern in dem großen beständigen Kampfe zwischen dem Naturbedürfnisse des Einzelnen gegen die Schranken der Civilisation sei, und daß nur sie eine befriedigende Lösung gewähren könne, welche nicht mehr dem blinden Zufalle, nicht mehr dem blinden Tappen der Volksmassen überlassen bleiben dürfe, wendete er den Blick in die Zukunft und schloß mit dem Wunsche, daß die Staaten bedacht sein möchten, mehr und mehr die Gebräuche des täglichen Lebens vom unbewußten Vorschreiten zum bewußten Handeln auf der von der Wissenschaft gebotenen gesetzmäßigen Grundlage zu erheben. —

Dr. Schmiedl (aus Wien) gab eine kurze Uebersicht der Höhlen und Grotten in den Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, von denen die reichsten und eigenthümlichsten sich in Krain, Dalmatien, Ungarn und Mähren vorfinden sollen. Nachdem er dieselben nach ihren Formen, ihren geologischen und mineralogischen Eigenthümlichkeiten classificirt hatte, ging er noch besonders auf die Eisgrotten ein und gab eine kurze Skizze der Pflanzen- und Thierwelt in ihnen; er schloß seinen Vortrag mit der Bemerkung, daß das Wunderbare und Seltsame der Grotten auch auf die einfachsten Menschen, auf die Bergbewohner, welche ihm zum Führer gedient hätten, beim Besuche der verschiedenen Höhlen seinen Eindruck nicht verfehlt habe, indem schweigsam und mit stillem Staunen die noch unbekannten Höhlen von ihnen betreten worden seien, und sie sich sorgsam gehütet hätten, von den eigenthümlichen Stalaktitenformen irgend etwas zu zerstören oder gar mitzunehmen.

Dr. Frauenfeld (aus Wien) hob in seinem Vortrage die Nothwendigkeit des allgemeinen Naturstudiums hervor, indem dasselbe ebensowohl für alle Lebensverhältnisse von großer und praktischer Wichtigkeit sei, als es zur Hebung der Religiösität wesentlich beitragen müsse, wenn man das Walten des Schöpfers am frischen Leben und an der rastlos thätigen Natur dem Gläubigen vorführe, sowie endlich das Naturstudium seinen großen und kaum zu berechnenden Werth habe für Hebung der Sittlichkeit und Anleitung zur thatkräftigen Tugend. — —

Obwohl noch gegen zwanzig Vorträge angemeldet waren, so nöthigte doch die Kürze der Zeit zum Schluß, und nachdem die Versammlung sich noch dahin geeinigt hatte, dem greisen Nestor und Vorbild der Naturforscher, Alexander von Humboldt nach Berlin, zu seinem Wiegenfeste den Gruß der fernen theilnehmenden Freunde durch den Telegraphen zu senden, schloß Professor Hyrtl die Versammlung durch sein Abschiedswort an die wissenschaftlichen Genossen.

In dem rhetorischen Meisterwerke dieser Rede faßte er zuerst das wehmüthige Gefühl in Worte, daß mit schnellem Flügel die glücklichen Stunden der Versammlungszeit vorübergegangen seien, und daß es ihn und seine Wiener Freunde schmerzlich errege, wenn sie nun den Abschiedsgruß richten müßten an diejenigen, welche zu ihnen gekommen seien als Fremde und als theure Freunde von ihnen gehn. Durch ihren Besuch habe man auf's Neue erfahren, wie wahr es sei, daß, um sich zu kennen, sich zu verstehen, man sich nicht lesen, sondern sehen, sprechen müsse. Aber das Licht, mit welchem diese Versammlung am Himmel der Wissenschaft gestrahlt, werde nicht untergehn, sondern für künftige Jahre ein Leitstern sein zum frohen Wiedersehen.

„Darum nichts von Klage und von Trennung. Ein geistig Band, so fest geschlungen, trennt keiner Zeiten Macht. Wenn wieder die Traube auf des Rheinlands Rebenhügeln reift, wird in der alten Warte der Ubier, im heitern Bonn, der Becher sich mit ihrem edlen Safte von neuem füllen, und zum Preis des geistigen Strebens kreisen unter Herzensfreunden, von denen, wie wir Alle wünschen, Alle hoffen, Keiner fehlen soll.

Gewiß wird dann die Erinnerung an die bei uns verlebten Tage noch ganz in Euren Herzen weilen. Bewahrt sie uns, wie wir sie dankbar Euch bewahren, und denkt am heimischen Herd, wenn von der alten deutschen Kaiserstadt Ihr Euren Enkeln vorerzählt, denkt, daß dort am Donaustrande, wo das fröhliche Wien Euer Heimathsrecht bewahrt, ein biederes Geschlecht in Lieb' und Freundschaft für Euch lebt, und daß, wenn auch nicht mehr Kaiser und Reich wie einst zur Väterzeit uns mit Euch eint, ein edleres Symbol der Einheit, die Größe deutscher Wissenschaft uns ewig an Euch fesselt.

Und nun, Ihr edlen, hochbegabten Meister, Ihre rüstigen Gesellen und fleißigen Arbeitsleute, zieht heim mit unsern besten Wünschen. Das Tagwerk ist vollbracht, — das Werkzeug ruht, der Feierabend läutet ein zu Rast und Ruh! — Gedenkt der Werkstatt Eurer Arbeit und freuet Euch mit uns des herrlichen schönen Baues, der Jahr um Jahr, wie Stein auf Stein Ihr füget, sich höher, kühner wölbt, bis er dereinst in strahlender Vollendung ein Pantheon Eurer Namen der spätesten Nachwelt glänzt." —

Nachdem hierauf Bergrath Nöggerath (aus Bonn) mit herzlichen und humoristischen Worten den Dank der Gäste, Pott (aus Petersburg) speciell den Dank der Petersburger Akademie ausgesprochen hatte, trennte sich die tiefbewegte Versammlung.

Wir haben unsern Lesern bereits versprochen, aus den Fachsectionen Mittheilungen zu geben. Die Zahl der Vorträge, welche in ihnen das Bedeutsamste und Wichtigste, was deutsche Naturforschung nur zu geben vermag, niederlegte, überschreitet die Summe von hundert. Wie wäre es also möglich, daß wir auf engem Raume ein Bild zusammenzudrängen vermöchten, welches auch nur annähernd den unendlichen geistigen Reichthum, die ausdauernde Sorge der hochstehenden Größe deutscher Wissenschaft wiederspiegelte, welche das Ausland mit staunenden Blicken mißt! Ist doch die deutsche Naturwissenschaft so einzig dastehend, daß kein einziges Volk anderer Zunge ihr in allen Theilen Ebenbürtiges oder gar Höheres zu leisten vermag. Wir müssen uns deshalb beschränken. Unsre Auswahl werde aber nicht vom System geleitet, sondern nur von der Gunst oder Ungunst des Zufalls, wie sich das Eine oder Andere durch die wiederholten Gespräche während der Versammlungszeit unserm Gedächtnisse inniger eingeprägt hat, und wie persönliche Anwesenheit uns gestattete, durch eigne Anschauung ein Urtheil über den Vortrag uns zu erwerben. So reich, so überreich an Gutem und Vortrefflichem war ja die wissenschaftliche Heerschau in Wien, daß wir sicher sind, auf nichts Mittelmäßiges, sondern auf Bedeutendes und Wichtiges zu stoßen, wie wir mit den Händen nach rechts und links in die aufgehäuften Schätze greifen.

Gewöhnlich hat jede Naturforscherversammlung ihre Eigenthümlichkeiten darin, daß eine größere Zahl „Specialisten" aus einem und dem andern besondern Fache sich zusammenbefinden und Sectionen bilden, welche gerade in ihrer Specialwissenschaft die sorgfältigste und bedeutsamste Erörterung durchführen. In dieser Weise war die Section der Ophtalmologie (der Augenheilkunde) ganz besonders reich vertreten. Sie sprach den neuesten wissenschaftlichen Standpunkt der objectiven Untersuchungsmethode, der anatomisch physiologischen Grundlage aus, und ihre Arbeiten erfreuten sich der Theilnahme auch derjenigen Genossen, welche nicht durch ihre wissenschaftliche Thätigkeit berechtigt waren, sich anders denn als Zuhörer an den Sitzungen und Arbeiten der Section zu betheiligen.

Auch die Wissenschaft hat ihre Adelsgeschlechter, welche den Stammbaum geistiger Begabung und wissenschaftlicher Tüchtigkeit zu vererben scheinen. Es ist ein geistiges Manneslehn, dessen Träger in die Geschichte deutscher Wissenschaft eingegraben sind mit unvertilgbaren, strahlenden Lettern. Wie in Tübingen die Familie Gmelin von gegen Mitte des 18. Jahrhunderts an bis auf die Gegenwart eine Reihe ausgezeichneter Aerzte und Naturforscher der Universität gab, welche namentlich die Pflege der Chemie als ein Fideicommiß in ihrer Familie vererbten, so hat auch Wien den Namen einer solchen natur-

forschenden Familie von historischer Bedeutsamkeit aufzuweisen in dem Namen Jäger. In der Kaiserstadt selbst wie in der Umgegend kennt Jeder diesen Namen und wo ein Hülfesuchender für Krankheiten des Auges sich vorfindet, da wird gewiß der Name Jäger genannt. Nicht daß die Gegenwart, wie die Vergangenheit, keine andern tüchtigen und geehrten Augenärzte in Wien aufzuweisen gehabt hätte, aber der vom Großvater vererbte Ruhm wird vom Enkel mit neuem Glanze umgeben und der Greis preist als seinen Erretter einen Träger desselben Namens, den er schon als Kind von seinem Vater rühmen hörte.

In der Gegenwart ist es namentlich der jüngere Dr. Eduard Jäger, welcher die Wissenschaft der Augenheilkunde in ihren Fortschritten pflegt, wie sie seit Anwendung des Augenspiegels zur Erkennung der Krankheiten sich neu gestaltet hat. Sein vortreffliches und unübertroffenes Prachtwerk: „Beiträge zur Pathologie des Auges" ist bereits in den Händen der Mehrzahl derjenigen Aerzte, welche ernst und gewissenhaft das Studium der Augenkrankheiten verfolgen. Die Foliotafeln, welche es als Erörterung bietet, sind mit solcher Treue und Gewissenhaftigkeit vom Verfasser selbst gezeichnet und gemalt und mit so unübertrefflicher Technik von der k. k. Staatsdruckerei in Farbendruck wiedergegeben, daß derjenige, welcher sie besitzt, mit derselben Genauigkeit und demselben Vortheil die abgebildeten Krankheiten zu untersuchen vermag, als ob er den Kranken selbst vor sich hätte. Dies ist ein Gewinn, von dem sich unsere Voreltern noch nichts träumen ließen, ein Gewinn, der freilich nur durch die Aufopferungsfähigkeit und Selbstverleugnung des jungen strebsamen Gelehrten erzielt werden konnte.

Einer der im dritten Hefte von Jäger's Beiträgen zur Pathologie des Auges vorkommenden Gegenstände hat besonders große Theilnahme bei der diesjährigen Naturforscherversammlung erregt. Es ist die anatomische Ursache der Kurzsichtigkeit. Wir geben dem Leser unter Reproduction einiger vortrefflichen Abbildungen eine kurze Erklärung dieser neuen von Jäger verfolgten Lehre. — Die Augen der Kurzsichtigen sind nicht nur von etwas anderer Form, als gesunde oder weitsichtige Augen, sondern es zeigen sich auch in ihrem Innern eigenthümliche Brechungen. An der Stelle nämlich, wo der Sehnerv eintritt in das Auge und auf der hintern Rückwand des Augapfels sich ausbreitet zur lichtempfindenden Sehhaut, erhebt sich eine kleine durchsichtige Blase, dem Anschein nach mit wässriger Flüssigkeit gefüllt. Diese Blase, welche direct auf dem Sehnerven aufliegt, ist ebensowohl Ursache der Verlängerung des Auges als durch ihre lichtbrechenden Einwirkungen Ursache des größeren Lichtbedürfnisses, welches Kurzsichtige zum deutlichen Sehen haben. In ihr beruht daher der Grund der Kurzsichtigkeit, wenn auch nicht immer, so doch in den häufigsten Fällen. Denn bei der vielfachen Verkettung der Naturvorgänge auf und miteinander können nothwendigerweise auch andere Umstände ähnliche Wirkungen herbeiführen, geradeso, wie Jemand ebenso gut hinken kann in Folge geringerer Länge des einen Beins als in Folge einer Entzündung, wo also im ersten Falle der Grund in dem Knochensystem liegt, im letztern bald in der Haut, bald in den Muskeln, bald in den Gelenkhäuten. Die Kürze des Beins ist aber der häufigste Grund, deshalb pflegt man gemeinhin zu sagen, daß ungleiche Größe beider Beine das Hinken verursache. Ganz ähnlich verhält es sich mit diesem als Blase unserm Auge erscheinenden Krankheitsproducte, welches man wegen seiner Aehnlichkeit mit einer an der Hornhaut vorkommenden Krankheit „Staphyloma" (posticum) genannt hat. Das Staphylom ist zwar in den bei Weitem meisten Fällen Grund der Kurzsichtigkeit, doch nicht ihr einziger. Unter zehn kurzsichtigen Augen pflegen mindestens neun mit dieser Krankheit behaftet zu sein.

In seiner Privatpraxis hat Jäger unter jährlich gegen 4000 Kranken etwa 60 — 80 mit dem Staphylom behaftete beobachtet, was ein Verhältniß von 2 : 100 ergibt. Ebendiese Verhältnißzahl fand sich auch bei 1170 anatomisch nach dem Tode untersuchten Augen. Die Länge der Sehaxe, welche im gesunden Zustande 23 — 26 Millimeter beträgt, hatte sich auf 28 — 32 vermehrt, wobei jedoch die Augenhäute nur eine Dehnung erlitten hatten und keine Trennung an irgend einer Stelle. Wohl aber hatte in Folge der Krankheit die Menge des schwarzen Pigmentes abgenommen, mit welchem als einem Schutze gegen übermäßiges Licht die innere Höhlung unserer Augen ebenso ausgekleidet ist, wie die innere Höhle der Camera obscura, der Fernröhre, Mikroskope und anderer optischen Instrumente mit matter schwarzer Farbe überzogen wird.

Wird nun mittelst des Augenspiegels das Innere eines am Staphylom erkrankten Auges untersucht, so findet man am Grunde des Auges, über und neben dem Sehnerven die erwähnte Blase als einen heller gefärbten, durchscheinenden, und sogar durchsichtigen Gegenstand, von welchem sich nicht völlig bestimmt entscheiden läßt, ob er mit einer Spitze in das Innere des Auges (und gegen den Glaskörper) gerichtet sei, oder mit einer grubenartigen Vertiefung. Jäger entscheidet sich für die Spitze, einem Kegel ähnliche Form. Gewöhnlich hat dieser regelwidrige Körper eine dem Grade der Kurzsichtigkeit entsprechende Ausdehnung und bedeckt mit einem breiten Ende nur die äußere

Hälfte des Sehnerven-Querschnittes (welchen man im hintersten Theile des Auges sieht), während seine mehr oder weniger abstehende Spitze entweder horizontal oder häufig schräg gegen den sogenannten „gelben Fleck" (macula lutea) in der Nervenhaut des Auges gerichtet ist. Das ganze Staphylom hat also die Richtung nach außen und abwärts vom Sehnerven aus. — Die umstehenden Abbildungen werden diese Verhältnisse deutlicher machen.

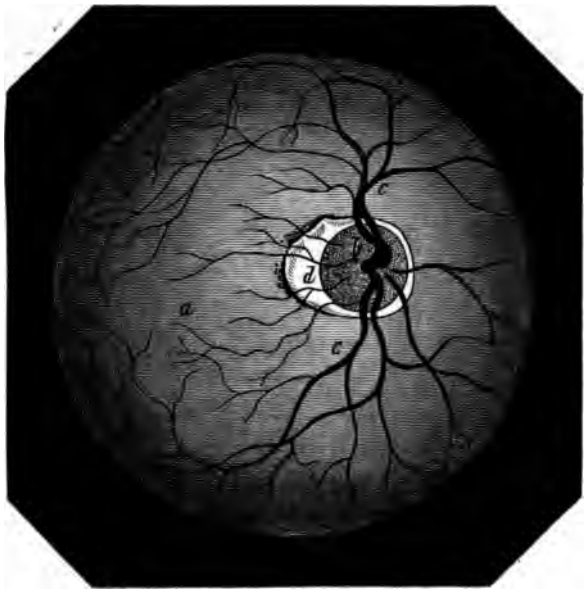
Wenn das „Staphyloma" noch mäßig ausgebildet ist (Fig. 1. s. f. S.), so daß die Form des Auges nicht sehr durch dasselbe verlängert und keine beträchtliche Kurzsichtigkeit durch diese Krankheit hervorgerufen wird, so stellt sich dem Untersuchenden mit Hülfe des Augenspiegels folgendes Bild dar: Der Hintergrund des Auges (a) erscheint — theils durch die grelle Erleuchtung desselben mittelst der Untersuchungsinstrumente, theils durch die aus zahllosen, dem bloßen Auge unsichtbaren kleinen Blutgefäßen hervorschimmernde rothe Blutfarbe — prachtvoll orange-gelb gefärbt; diese Färbung schattirt sich so ab, daß in der Mitte die größte Stelle mit gelber Farbe wahrnehmbar wird, welche gegen den Rand der gesehenen Stelle dunkler wird. Man nimmt dann den Sehnerven (b) als eine runde, schwache rosenrothe Scheibe bei seinem Eintritte in den Augapfel wahr. Vom Mittelpunkte dieses Nervens aus erstrecken sich die Blutgefäße (c. c.), welche die Nervenhaut ernähren, die einen dunkel-blutroth, die anderen dunkel-orange gefärbt. Ueber dem Sehnerven lagert das blasenartige Gebilde, welches den objectiv (dem Arzte) wahrnehmbaren Gegenstand der Krankheit bildet und welcher, wie erwähnt, den Namen „Staphyloma posticum" erhalten hat (d). Dasselbe zeigt sich in lichtgelber, glänzender Färbung und überdeckt den Sehnerven. An dem Rande, nach außen, kommen häufig Ablagerungen von Pigment vor, welche die Grenze deutlich und scharf bezeichnen. — In höheren Graden nimmt dieses fremdartige Gebilde gewöhnlich an Breite zu.

In den stärksten Fällen (Fig. 2. s. f. S.) ist dasselbe jedoch mehr noch in seiner Länge, als in seiner Breite vergrößert und hängt gleichsam nach außen über den Sehnerven hinweg, wie eine Pyramide, welche umgesunken ist und sich zur Seite neigt. Zugleich sind die Blutgefäße des Auges stärker entwickelt und durchsetzen den Grund desselben in vielfach geschlängeltem Verlauf. — Der Anblick ist wunderbar schön für den unbetheiligten Beschauer. Der Leidende selber kann ihn nicht haben, noch würde er sich an demselben erfreuen.

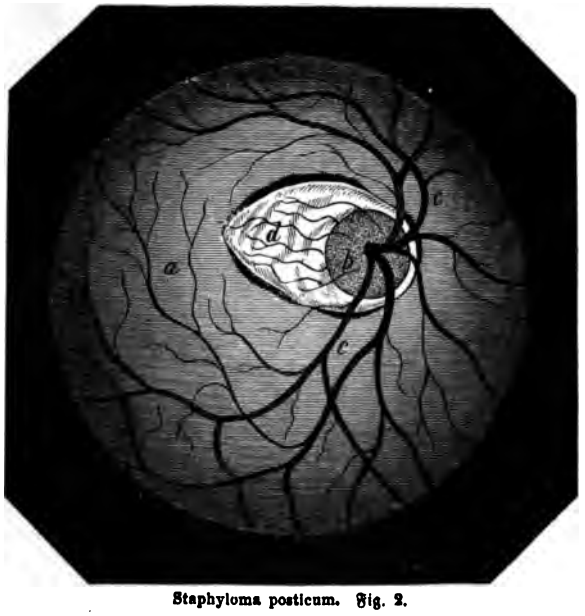
Der Raum gestattet nicht, die weiteren Untersuchungen dieser Krankheit zu verfolgen, auf welche wir vielleicht später ausführlicher zurückkommen. — Unsere Leser aber werden vielleicht die Frage erheben: ob durch einen solchen Nachweis auch für Heilung der Kurzsichtigkeit etwas gewonnen sei? — Wirklich ist dies der Fall. Nicht nur sind manche bisher angewandte Mittel nun als nutzlos, ja sogar theilweise als schädlich zu erkennen, sondern es läßt sich auch erst jetzt eine bestimmte „Diätetik für Kurzsichtige" aufstellen, über welche zu berichten, späterer Zeit vorbehalten bleiben soll.

Aus den Arbeiten der chirurgischen Section dürfte vermuthlich nur wenig das Interesse des größeren Leserkreises berühren. Doch heben wir einen Vortrag des Dr. Hermann Friedberg (aus Berlin) über die durch Muskel-Krankheit bedingte Verrenkung (myopathische Luxation) hervor, welche er in seinem klinischen Institute beobachtet hatte und über das Verhalten der bei der Verrenkung überhaupt betheiligten Muskeln. Sowohl wenn ein schwerer Gegenstand (z. B. in dem einen Falle eine Eisenschiene) auf die Schulter gefallen war und die Muskeln verletzt hatte, als auch wenn der Kranke auf die Hand sich im Fallen gestützt hatte und so durch den Gegenstoß des nach oben gedrängten Oberarmknochens die Muskeln des Schultergelenkes eine Zerrung erlitten hatten, folgte auf die Entzündung des Schultergelenkes und seiner Umgebung eine allmählig eintretende Verrenkung des Schultergelenkes, indem der Kopf des Oberarmknochens die Gelenkfläche verließ und (einen Zoll lang) herabsank, dem Zuge der Schwere folgend. Als Grund dieser Ortsveränderung sah der Vortragende die Ernährungsstörung der Muskeln an, welche sich nach Beseitigung der entzündlichen Geschwulst geltend machte; durch dieselbe werden die Muskeln ihrer Elasticität beraubt, vermöge deren sie den Kopf des Oberarmknochens in seiner richtigen Lage zur Gelenkfläche im Schulterblatte erhalten. In diesem Sinne nannte der Vortragende die Verrenkung eine „myopathische", d. h. durch Muskel-Leiden verursachte. Die Ernährungsstörung selbst verlief in dem ursprünglich ergriffenen und in mehreren benachbarten Muskeln ungleichmäßig und verrieth sich durch Abmagerung, Lähmung, Zuckungen einzelner Muskelfasern und Verringerung der Zusammenziehung durch elektrische Reizung. Diese Erscheinungen, welche man gewöhnlich als Kennzeichen für die zunehmende Muskel-Atrophie (Schwund) ansieht, wurden bei dieser Ernährungsstörung der Muskeln aus verschiedenen Ursachen gleichmäßig beobachtet. Aus diesem allmähligen Schwinden der Muskeln — gleichsam eine örtlich begrenzte Abzehrung — erklärte der Vortragende die längere Zeit nach der Verletzung erst entstehende Verrenkung. In Folge der Abzehrung werden nämlich die einzelnen Muskelfasern unfähig, sich zu verkürzen, die zu ihnen gehenden Nerven büßen ihre Lei-

tungsfähigkeit ein; der Muskel verliert dadurch seine Elasticität, d. h. er verlängert sich, wenn ein Zug an ihm angebracht wird, aber verkürzt sich nicht wieder, sondern verharrt in dieser Verlängerung. Der ihm entgegengesetzt wirkende Muskel dagegen (Antagonist) verkürzt sich nun um so mehr, weil ihm das ausdehnende Gegengewicht fehlt und lenkt vermöge seiner Elasticität den Gelenkkopf in der Richtung des Zugs ab, in welcher er an demselben zieht, wenn anders die anatomischen Verhältnisse der Gelenke dies zulassen. Aus diesem Grunde kommt die angegebene Art der Verrenkung am häufigsten im Schultergelenke vor. Sie kann hier am vollständigsten zu Stande kommen, weil bei der Schlaffheit der Kapsel und Gelenkbänder der Gelenkkopf des Oberarmknochens ausschließlich durch Muskeln in der richtigen Lage erhalten wird. Das Herabsinken des Oberarms ist nur dann möglich, wenn der vom Schulterblatte zu ihm gehende Muskel (m. supra spinatus) verlängert wird; denn er allein hält den Oberarmknochen gegen die Gelenkpfanne angedrückt. Die übrigen Muskeln, welche das Schultergelenk umgeben, können ihn hierbei unterstützen, aber nicht ersetzen. Der Vortragende bewies diesen Ausspruch durch Mittheilung seiner Beobachtungen bei der Section betreffender Kranken und durch Experimente am gesunden Leichnam; schließlich theilte er die von ihm befolgte Heilmethode mit, welche von günstigem Erfolge gekrönt gewesen war.



Staphyloma posticum. Fig. 1.



Staphyloma posticum. Fig. 2.

Der Gebrauch des Schnupftabacks ist nicht nur als Genußmittel eingeführt, sondern wird häufig und oft mit Recht für Heilung oder mindestens Linderung mancher Leiden der Augen empfohlen. Aus dieser Rücksicht mag es gerechtfertigt sein, wenn wir zunächst auf die Besprechung einer noch wenig bekannten Krankheitsursache eingehen, welche Dr. Moritz Mayer (aus Berlin) im Schnupftaback nachwies. Nach seinen Beobachtungen ist der fabricirte Schnupftaback nicht selten stark bleihaltig, und zwar in so hohem Grade, daß Bleivergiftungen durch denselben bewirkt werden. Die Kranken zeigen gewöhnlich gelblichgrauen oder bräunlich-gelben Teint, leiden an Verstopfungen und haben ohne ihnen bekannte Veranlassung Lähmung an den Händen oder den Fingern, welche sie in der Regel leicht

krümmen, aber nur mit Mühe oder gar nicht zu strecken vermögen. Der Vortragende wurde zuerst auf die Eigenthümlichkeit der Krankheit aufmerksam dadurch, daß auf die gelähmten Muskeln die 37malige Anwendung der Elektricität ohne Erfolg blieb. Zwei Monate später sah er den Kranken wieder und nun hatte sich zur Lähmung noch eine charakteristische Verunstaltung an der Handwurzel hinzugesellt, was ihn in seinem früher schon gehegten Verdachte, daß es sich um eine Bleivergiftung handelte, mit Recht bestärkte. Der Erkrankte war ein Kürschnermeister, und es schien also kaum glaublich, daß derselbe mit einem Bleiapparat so anhaltend in Berührung gekommen wäre, um Vergiftung dadurch zu bewirken. Nach langem Suchen fand sich endlich die Ursache der Krankheit, nämlich, daß Blei im Schnupftaback war; der Erfolg bestätigte die Richtigkeit dieser Wahrnehmung, denn nachdem der Kranke die gewohnte Sorte des Schnupftabacks aufgegeben hatte, und einige Wochen hindurch passender Behandlung unterworfen worden war, genügte 40malige Anwendung der Elektricität, um ihn vollständig herzustellen. Bei mehreren anderen Kranken wiederholten sich die an dem ersten gemachten Wahrnehmungen. Es scheint um so wichtiger, den größern Leserkreis mit dieser Krankheitsursache bekannt zu machen, als gerade diejenigen, welche für ihre Arbeit der Hand unumgänglich nothwendig bedürfen, wie die sitzenden Gewerbe im Allgemeinen, alle Bureauangestellte, Uhrmacher und ähnliche sich besonders regelmäßig des Schnupftabacks als des zweckmäßigsten Erregungsmittels bei ihrer Arbeit bedienen und daher Gefahr laufen, durch Gebrauch einer mit Blei vergifteten Sorte sich krank und arbeitsunfähig zu machen.

Der Taback war in allen beobachteten Fällen von den Gebr. Bernard in Offenbach. Die Untersuchung ergab, daß nicht nur die Bleihülle, in welcher der Taback verpackt war, ihm Blei zugeführt hatte, sondern daß die Sauce, welche zu seiner Bereitung verwendet worden war, ebenfalls Blei enthalten haben müsse. Erst in jüngster Zeit sind von der betreffenden Fabrik in Folge dieser Vorkommnisse die Saucen geändert worden, und eine im September 1856 in Berlin angestellte Untersuchung ergab, daß die unter dem Namen Pariser bekannte Sorte Nr. 1 und 2 vollkommen bleifrei, die Sorte Nr. 3 nur in geringem Grade bleihaltig war.

In diesem Falle hatte sich wie überall da, wo das Metall, welches die Muskellähmung bewirkt, noch nicht aus dem Körper entfernt worden ist, das elektrische Heilverfahren anfänglich nicht günstig erwiesen, so glänzende Erfolge man mit demselben bei allen übrigen Muskellähmungen in mehrfacher Rücksicht zu haben pflegt. Bei der Naturforscherversammlung in Wien wurden die Anwesenden zum Theil mehr als wünschenswerth über die electrische Heilmethode unterhalten, indem Herr Duchenne aus Paris, bekannter Specialist für dieses Heilverfahren, sowohl in langen französischen Vorträgen als auch durch Experimente am Krankenbette, welche nicht immer zur Erheiterung der betreffenden Kranken zu dienen schienen, sein Verfahren bekannt machte. Die französische Unterrichtsmethode in der Medicin ist bekanntlich von der deutschen dadurch unterschieden, daß es dem jungen Studirenden der Medicin weniger auf eine tüchtige wissenschaftliche Grundlage ankommt, sondern daß er sobald als möglich an's Krankenbette eilt, um da das, was er theoretisch noch nicht begreift, im Versuche ausführen zu lernen. Diese unglückliche Gewohnheit bewirkt es, daß in Frankreich die Mode der Specialärzte grassirt. Wenig fehlt und man wird noch wie bei den alten Aegyptern Aerzte für die Finger, Aerzte für die Zehen, Aerzte für die Nasenspitze haben, wie man jetzt schon deren für manche einzelne Körperorgane oder für einzelne Heilmethoden besitzt. Diese Specialisten haben denn gewöhnlich auch ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten, in sehr großer Virtuosität, mit der sie ihre einseitige Kunst handhaben, aber in sehr mäßiger gründlicher allgemeiner Unterlage. Diese Eigenthümlichkeiten traten reichlich in den Vorträgen des Herrn Duchenne zu Tage. Niemand hat sie ihm zum Vorwurf gemacht, denn sie sind ja charakteristisch für das Land und die Nation, der er angehört, und nicht Jeder vermag sich solchen Einflüssen zu entziehen. Wohl aber hat es, wie man wiederholt von den Anwesenden aussprechen hörte, eine sehr geringe Befriedigung hervorgerufen, daß man sich überzeugen mußte, wie auch gelehrte und sonst einsichtsvolle Männer sich blenden lassen und zum Götzendiener des Auslandes herabsinken. Die leidenschaftlichen Lobredner des Herrn Duchenne, welche in Deutschland Jedermann kennt, befinden sich leider in diesem Falle, und es war daher nicht ohne Werth, daß der französische Gelehrte Auge in Auge mit den deutschen diesmal auf der Naturforscherversammlung zu Wien verkehrte. Das öffentliche Urtheil ist dadurch wesentlich entnüchtert und ein gerechteres geworden. —

In der Section für Staatsarzneikunde und psychische Medicin waren viel interessante Gegenstände zur Berathung, welche sich nur leider zum geringsten Theile für öffentliche Besprechung eignen. Unter diesen heben wir eine Debatte hervor, welche durch den Vortrag des Directors Hügel über die Verbesserung der Findelhäuser und insbesondere über die Mittel zur Verminderung der Sterblichkeit der Kinder hervorgerufen wurde. Dr. Hügel besprach die Findelanstalten im Allgemeinen und

unterwarf besonders die auswärtigen Einrichtungen einer treffenden und sorgfältigen Kritik. Freilich mußte schon in der Debatte zugestanden werden, daß die nothwendigen Anordnungen, durch welche diese Uebelstände beseitigt werden müßten, eine so bedeutende Kostenerhöhung nothwendig machen, daß kaum von Seiten des Staats darauf eingegangen werden wird. Medicinalrath Riedel hob hervor, daß die Sterblichkeit in den Findelhäusern zum größten Theil durch das enge Zusammenleben einer so übergroßen Anzahl von Kindern im Verein mit der Luftverschlechterung, mit der Verbreitung ansteckender Krankheiten und der Steigerung dieser Krankheiten herbeigeführt wird, gegenüber der geringern Sterblichkeit bei Kindern, welche in Familien vereinzelt leben. Ebenso ist aber nicht zu übersehen, daß es sehr schwer fällt, für eine so bedeutende Anzahl von Kindern gleichzeitig die nöthige Nahrung zu verschaffen, weshalb es in der Regel nöthig wird, daß eine Amme mehrere Kinder gleichzeitig säugt. Auch Hügel hatte diesen Nachtheil erwähnt, und vorgeschlagen, man möge die Ammen möglichst vermehren, allein abgesehen von dem bedeutenden Kostenpunkte, dürfte dies nicht ausführbar sein, da Medicinalrath Prinz aus eigner Erfahrung mittheilte, daß in der Regel von 24 Personen, welche sich im Findelhause als Amme präsentiren, höchstens 2 gesund genug sind, um Anstellung zu finden. Aus diesen und mehreren andern Gründen kam man überein, daß die größern Findelhäuser nicht als zweckmaßige Einrichtungen angesehen werden dürften, sondern daß vielmehr die Durchführung dieses Systems in Verbindung mit der Vertheilung der Kinder an auswärtige Familien erfahrungsmäßig als das beste Mittel angesehen werden müsse. Freilich sei es schwierig, über die Pfleger, welche in der Regel auf dem Lande wohnen, strenge Aufsicht zu führen und die Unterhaltung, Kleidung und Pflege der Kinder gehörig im Auge zu haben. Findelhäuser dürfen daher nur als das vorübergehende Asyl für diejenigen angesehen werden, welche für den Augenblick kein Unterkommen als sogenannte Ziehkinder bei Pflegern finden können. Regierungsrath Knolz hob noch besonders hervor, daß es am zweckmäßigsten sei, die Findelhäuser möglichst zu verkleinern und zu verschönern, und daß man daher besser kleinere Bezirks-Findelhäuser statt der größeren Provinz-Findelhäuser einrichten müsse.

Kurz nach diesem Vorschlage wurde die Debatte mehr noch durch die vorgerückte Zeit, als durch den vollständig zum Schluß gekommenen Gegenstand abgebrochen und die interessante Frage wurde noch an demselben und dem nächstfolgenden Tage, namentlich in der gemüthlichen Abendunterhaltung von vielen Seiten mit Gründlichkeit ventilirt. Wir können es uns nicht versagen, aus einem dieser Gespräche einen Vorschlag noch hervorzuheben, welchen Dr. Reclam mit besonderer Wärme und mehrfachen Gründen vertheidigte, und welcher darin bestand: daß man zur Vereinfachung der Administration zwar mittelgroße Findel-Anstalten beibehalten solle, dagegen die Pfleglinge und ihre Wärterinnen nicht in einem großen Gebäude und nur in getrennten Sälen unterbringen, sondern in einen Complex kleiner Häuser, deren jedes höchstens zwei Säle enthält, und die sich um das Administrationsgebäude als einen gemeinsamen Mittelpunkt gruppiren. Hierdurch werde eine Isolirung der Kinder bewirkt, welche für ansteckende Krankheiten von wesentlichem Belang sei; durch Parkanlagen, welche die einzelnen Gebäude von einander trennen, könne man auf Verbesserung der Luft wesentlichen Einfluß ausüben, während gleichzeitig in dem Terrain der Anstalt Kühe oder Ziegen gehalten werden können, durch deren Hülfe man die Schwierigkeiten der Ernährung der Kinder durch Ammen verringert oder ganz beseitigt. Gegen diesen Vorschlag wurde von einem der Anwesenden (irren wir nicht, von Erlmeyer) der Einwand aufgeworfen, daß die beabsichtigte Verminderung der Administrationskosten gerade dadurch nothwendigerweise vermehrt werden müsse, daß man so viele einzelne Feuerstellen unterhalte, welche zum Wärmen der Speisen, der Kleidungsstücke und aus andern Gründen bei kleinen Kindern fast unausgesetzt in Brand erhalten werden müssen. Allein diesen Einwand widerlegte Reclam schlagend durch Mittheilung einer unsers Wissens noch unbekannten Einrichtung, welche im Krankenhaus zu Leipzig getroffen worden ist. In der Küche dieser Anstalt nämlich kocht der Hausverwalter die Speisen für das ganze Etablissement mit Dampf, ohne jedoch in dem Hause, in welchem die Küche befindlich ist, eine Vorrichtung zur Erzeugung des Dampfes zu haben. Vielmehr wird der zum Kochen verwendete Dampf von der Dampfbadeanstalt des Hospitals geliefert, welche ungefähr sechzig Schritt von der Küche entfernt liegt. Der Dampf geht in einem unterirdischen ummauerten und zweckmäßig von den Temperatureinflüssen isolirten Canale aus dem Dampfbade in die Küche und kommt daselbst heiß genug an, um binnen wenigen Minuten das Wasser bis zum Kochen zu erhitzen, wobei noch die sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen ist, daß der Dampf nicht unmittelbar in das Essen oder in die zu kochende Flüssigkeit einströmt, sondern in einen geschlossenen Hohlraum, welcher den Kessel umgibt, (ungefähr nach Art eines Wasserbades). Hierdurch wird es möglich, die Speisen in größter Reinlichkeit, Schnelle und mit geringsten Kosten zuzubereiten. In ähnlicher Weise könnten die vorge-

schlagenen kleinen Häuser für die Pfleglinge von dem im Mittelpunkt befindlichen größeren Administrationsgebäude aus mit dem passenden Heiz- und Kochmateriale an Dampf versehen werden. Dieser Vorschlag mußte von den Anwesenden als zweckmäßig anerkannt und gebilligt werden, weshalb wir nicht anstehen, demselben größere Oeffentlichkeit zu verleihen. —

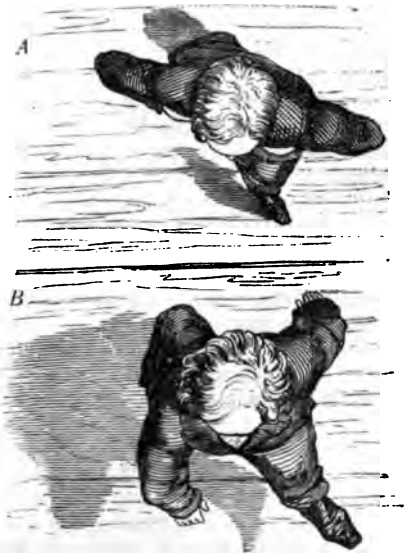
Medicinalrath Helm (Director des allgemeinen Krankenhauses in Wien) legte eine schön ausgeführte und sehr interessante „Fieberkarte von Ungarn" vor, auf welcher durch verschiedene Farben Häufigkeit und Heftigkeit der dort herrschenden Fieber bezeichnet sind. Sie kommen am häufigsten in den Flußthälern vor, wenn nach Ueberschwemmungen die Erde wieder abtrocknet. Er bemerkte, daß von allen Provinzen des Kaiserstaates derartige Karten angefertigt werden, welche später durch den Druck veröffentlicht werden sollen. Professor Seligman fügte hinzu, daß die Fieber besonders in den Deltabildungen der Flüsse häufig seien. Professor Steer aus Mantua bestätigte dies nach seinen in Italien gemachten Beobachtungen und gab außerdem an, daß auch die fürchterliche Krankheit des Pellagra vorzugsweise in den Sumpfgegenden Italiens beobachtet werde. Physikus Dr. Grim aus Bremen theilte noch die Bemerkung mit, daß bei ruhiger Luft die Wechselfieber ungleich hartnäckiger seien, und daß sie sich nach dem Eintritt starker Winde fast augenblicklich verlören.

Dr. Erlmeyer besprach unter andern die Nothwendigkeit von „Heilanstalten für jugendliche Cretins und Idioten". Er sprach sich sehr entschieden dahin aus, daß zwar nicht alle Cretinenkinder in diesen Anstalten geheilt werden können, daß aber doch ein großer Theil derselben sich wesentlich bessere und bis zu einer ziemlichen Brauchbarkeit gebracht werden könne. Er finde es daher unrecht, wenn man derartigen Anstalten den Namen der Heilanstalt entziehe und nur noch die Pflege der Kinder zugestehe; doch schlägt er vor, statt großer Anstalten mehrere kleine einzurichten, in denen die Kinder in kleinen abgeschlossenen Häuschen im Familienleben untergebracht werden sollen; je eins dieser Häuschen werde von einem Lehrer geleitet, welcher das Oberhaupt der Familie bildet und Unterricht wie Pflege der Kinder besorgt und überwacht. Diese Einrichtung habe außer der zweckmäßigen und gesunden Pflege noch den Vortheil geringerer Kosten; auch vermöge man je nach Bedürfniß und Geldmitteln die Zahl dieser Häuser zu vermehren. Ein Vorbild dieser Institute befinde sich in der Anstalt für verwahrloste Kinder bei Zutphen, welche von dem Philantropen Suringar unter dem Namen Nederlandsch Mettrery in's Leben gerufen worden sei.

In der Section für Physiologie gab unter andern Professor Czermak (aus Krakau) eine Methode an, die Abweichung in der Farbenzerstreuung des menschlichen Auges auf sehr einfache Weise wahrnehmbar zu machen. Wenn man nämlich in eine Spielkarte mit einer Nadel einen kleinen Kranz von Löchern einsticht, welche etwa einen 3—6 Millimeter im Durchmesser haltenden Kreis bilden, und man sieht durch diese Karte gegen das Licht, so bemerkt man einen Kranz von leuchtenden Punkten. Je nachdem man nun die Karte dem Auge nähert oder entfernt, und dadurch eine fehlerhafte Einstellung bewirkt, erscheint in der Mitte zwischen den leuchtenden Punkten ein blauer oder gelber Fleck, je nachdem das Auge für zu große Nähe oder für zu große Ferne eingestellt ist. Alle diejenigen, welche die Schwierigkeit kennen, dem Schüler die Abweichung der Farben zur directen Anschauung zu bringen, werden den Werth dieser Mittheilung zu würdigen verstehen; aber auch diejenigen unserer Leser, welche in gewisser Beziehung sich selbst den Schülern zurechnen können, werden sich an dem ebenso einfach als sicher auszuführenden kleinen Experimente erfreuen.

Dr. Reclam (aus Leipzig) legte sehr interessante Abbildungen gehender Menschen in der Horizontalprojection vor. Da wir glücklicherweise in den Besitz einer der von ihm herumgegebenen und im Wesentlichen miteinander übereinstimmenden Zeichnungen gekommen sind, so ist es uns möglich, die von ihm mitgetheilten Resultate seiner Forschungen unsern Lesern durch den Augenschein zu erläutern.

Beim aufrechten Gang des Menschen nämlich kommt nach Reclam's Untersuchungen eine „drehende Bewegung des Oberkörpers" regel-



mäßig vor, und zwar ist sie verschieden, je nachdem die Arme an den Achseln schwingen oder festgestellt werden. Schwingen die freihängenden Arme, wie dies in vorstehender Figur B der Fall ist, so bewegt sich der rechte Arm nach vorn, während der linke Fuß in dieser Richtung sich vorbewegt, und umgekehrt der linke Arm geht gleichzeitig mit dem rechten Fuße vor. Diese selbe Bewegung macht Hüfte und Achsel in kleinerem Maßstabe mit, so daß hierdurch eine Drehung des Oberkörpers bewirkt wird, nach welcher der Schultertheil und die Hüftpartie des Körpers wechselsweise bald von der einen, bald von der andern Seite in der Richtung der Gehbewegung sich vordreht. Sind dagegen die Arme durch Aufstehen der Hand auf den Hüften fixirt, wie in Figur A, so macht die Brust dieselbe Drehbewegung wie die Hüfte, und der Oberkörper wird hierbei um die gemeinsame Längsachse gleichmäßig geschüttelt, aber nicht im entgegengesetzten Sinne gedreht.

Dr. Reclam wollte hiermit schließen, wurde aber durch lauten Zuruf und Beifall der Versammlung aufgefordert, noch einige diätetische Nutzanwendungen dieser seiner Wahrnehmungen weiter auszuführen, welche er der Kürze der Zeit wegen nur angedeutet hatte. Er wies in seinem zweiten Vortrage nach, daß der Vortheil der Gehbewegungen für Blutumlauf, Hautausdünstung und Darmentleerung zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise in den Nebenbewegungen des Körpers beim Gehen bestehe, nicht in den Hauptbewegungen der Schritte, welche die Beine ausführen, sondern theils in der von ihm als gesetzmäßig aufgefundenen Drehbewegung des Oberkörpers, theils in der bereits von Weber beschriebenen und gemessenen Bewegung im Heben und Senken des Körpers bei jedem Schritte, je nach dem Verlängern und Verkürzen der Beine. —

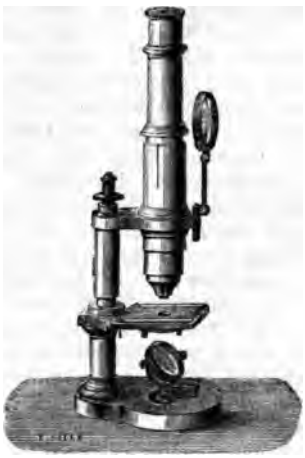
Herr Fritzsch hielt der Versammlung einen phrenologischen Vortrag, in welchem er behauptete, daß die bekannten „Azteken", welche in den letzten Jahren durch ganz Europa umherreisten eine eigenthümliche Urrasse seien. Glücklicherweise war zufällig der bekannte Reisende Herr Dr. Karl Scherzer (aus Wien) anwesend, welcher diese scheinbar sehr gelehrt vertheidigte Ansicht durch schlagende Thatsachen dahin berichtigte, daß besagte Azteken weiter nichts als mißgebildete Kinder von Mulatteneltern seien. —

An demselben Tage zeigte der berühmte Optiker Nachet (aus Paris) mehrere seiner vortrefflichen Instrumente vor. Sein „microscope grand modèle" fand allgemeinen Beifall wegen der zweckmäßigen Einrichtung, der ausgezeichneten Gläser, der vortrefflichen Messingarbeit und des verhältnißmäßig geringen Preises. Es ist dasselbe mit einem hufeisenförmigen festen Fuß versehen, und auf einer Querachse so befestigt, daß man es in jede beliebige schräge Stellung aus der senkrechten zu bringen vermag, in welcher es dann ruhig verharrt, und dem Beobachter jede mögliche Bequemlichkeit gestattet. Die Schrauben für Einstellung der Objectivlinsen bewegen sich schnell und leicht,

Microscope grand modèle.
Ein Fünftel der wirklichen Größe.

ohne zu schlottern oder zu stocken. Der Objecttisch läßt sich im Kreis umdrehen, so daß man den zu beobachtenden Gegenstand schief von jeder Seite mittelst des Spiegels beleuchten kann, um seine Form genauer zu bestimmen. Besondere Hülfsmittel können angebracht werden, um das Object langsam nach der Seite zu bewegen, ohne daß man es mit den Fingern berührt. Für die Beleuchtung sind alle bis jetzt bekannten Hülfsmittel beigegeben, durch welche man das Licht in seiner Richtung zu verändern oder zu verstärken und zu vermindern vermag. Die acht beigegebenen Objectivlinsen sind in Bezug auf Schärfe des Bildes und Farbenmangel tadellos und allen Ansprüchen genügend. Das Instrument wird um den Preis von 1150 Francs geliefert.

Neben diesem zusammengesetzten und möglichst vollkommenen Instrument fand eines der einfachsten, für Schüler und Studirende sehr zweckmäßig, verdiente Anerkennung. Es ist fest und dauerhaft, trotzdem nicht ohne gewisse Eleganz hergestellt, erhält außer vielfachem Nebenapparate drei Objective und drei Oculare, reicht mit seiner Vergrößerung bis über 500 im Durchmesser und wird für den sehr geringen Preis von 165 Francs hergestellt.



Ein Fünftel der wirklichen Größe

Einen vortrefflichen Gedanken hat Nachet zur That werden lassen, durch sein „Mikroskop mit doppeltem Rohre“ (microscope à deux corps), mit welchem zwei Personen gleichzeitig beobachten können. Dies gestattet dem Lehrer bei Demonstrationen mikroskopischer Objecte gleichzeitig mit dem Schüler einen und denselben Gegenstand zu beobachten und ihn auf dessen etwaige Formveränderungen im Augenblicke ihrer Entstehung aufmerksam zu machen. Jeder Beobachter kann den Theil des Instruments, durch welchen er beobachtet, unabhängig vom Anderen für das Bedürfniß seiner Augen ein-

Microscope à deux corps.
Ein Siebentel der wirklichen Größe.

stellen. Außer einem Beleuchtungsapparate und manchen anderen Vorrichtungen werden dem Instrumente drei Objective beigegeben, welche jedoch nur eine mäßige Vergrößerung gestatten. (300 Francs.)

Die Idee eines solchen Instruments ging von Deutschland aus. Dr. Focke (in Bremen) construirte es zuerst und legte es der Naturforscherversammlung in Tübingen vor; er beging aber den Fehler, die nothwendige Theilung des Bildes der Objectivlinsen zu weit von diesen entfernt zu bewirken, was zur Folge hatte, daß die beiden Bilder unter sich verschieden waren. Nachet mied diesen Nachtheil. — In neuester Zeit construirt er sogar ein Instrument mit drei Röhren, von welchem eine gelungene Abbildung im Januarheft des „Kosmos, Zeitschrift für angewandte Naturwissenschaft“ enthalten war.

Die Irrthümer, zu welchen mikroskopische Beobachtungen den Anfänger verleiten, sind sprüchwörtlich geworden. Um sie zu beseitigen und auch dem Ungeübten von der Gestalt beobachteter Zellen oder Fasern eine deutliche Vorstellung zu geben, construirte Nachet das „microscope binoculaire“, welches stereosko-

Microscope binoculaire.
Ein Sechstel der wirklichen Größe.

pische — d. h. erhabene, körperhafte — Bilder gewährt. Jedes Auge der Beobachter wird vor eines der Rohre gebracht, welche willkürlich eingestellt werden können. Das Instrument gewährt höchst eigenthümliche Effecte; mit drei Objectiven kostet es 400 Francs.

Wenn wir auch leider darauf verzichten müssen, aus der reichen Fülle der noch erwähnenswerthen Vorträge eine größere Zahl hervorzuheben, so können wir doch nicht umhin, bevor wir mit unserm Leser von Wien scheiden, wenigstens über zwei öffentliche Anstalten einige Worte zuzufügen, welche sich der größten Theilnahme und Bewunderung der anwesenden Gäste zu erfreuen hatten.

Die eine derselben ist der Heilung von Kranken gewidmet. Unsere Leser werden wahrscheinlich vermuthen, daß wir das allgemeine Krankenhaus im Sinne haben, jene riesige

Anstalt, welche mit 93 Krankensälen und 2000 Krankenbetten so viele Leiden lindert, und welche namentlich dadurch berühmt geworden ist, daß die in ihr gemachten Beobachtungen so ungeheure Erfolge für die Wissenschaft aller Länder gehabt haben. Zu unserm großen Bedauern vermögen wir jedoch diese Anstalt keineswegs in ihrer äußern Einrichtung unter die Musteranstalten zu rechnen. Obwohl der verdiente Leiter derselben, Professor Helm, mit anerkannter Gelehrsamkeit zugleich Energie und Umsicht verbindet und gewiß von seiner Seite alles nur Mögliche gethan hat, um auch das Aeußere der Anstalt ihrem inneren Werthe würdig zu machen, so hat er doch natürlich das Unmögliche und Uebermenschliche nicht zu Stande bringen können. Mit Bedauern nimmt der aufmerksame fremde Besucher wahr, daß das allgemeine Krankenhaus noch sehr, sehr weit entfernt ist, in seinen Einrichtungen die Fortschritte der Wissenschaft würdig zu repräsentiren. Um nur eines hervorzuheben, erwähnen wir, daß die Gebäude in Form mehrerer Vierecke aneinanderstoßen und geschlossene Höfe bilden, was ganz unbestritten die unzweckmäßigste und unpassendste Form für eine Anstalt ist, in welcher eine so bedeutende Anzahl von Menschen lebt, und welche der Lufterneuerung so dringend bedarf. Unter diesen Verhältnissen ist nicht einmal die Hufeisenform der Gebäude zu billigen, sondern nur eine Erbauung derselben im Winkel oder sich parallelstehend. Der Zugwind, welcher etwa durch diese Einrichtung begünstigt wird, und einigen Genesenden bei ihren Spaziergängen im Hofe des Hospitals beschwerlich fallen könnte, ist ein so geringer Nachtheil, daß er reichlich und überreichlich durch den Gewinn der Lufterneuerung aufgehoben wird. Wir wollen nicht weiter kritisiren, obwohl sich noch verschiedene Ausstellungen erheben lassen könnten; das Eine vermögen wir aber doch nicht zu verschweigen, daß es für Wien und seine Universität nicht gerade ehrenvoll erscheint, wenn sie das Kostbarste, was sie in Bezug auf Heilkunde besitzt, ein unicum, um welches sie alle Universitäten beneiden dürften, das vortreffliche und wohlgeordnete Cabinet der pathologischen Anatomie von Rokitansky, im letzten Winkel des Krankenhauses und in einem Raume untergebracht hat, der wohl passend für eine Kohlenniederlage, aber nicht für solche wissenschaftliche Schätze ist, welche im strahlenden Diademe des Fortschrittes der heutigen Wissenschaft als Kronjuwelen bezeichnet werden müssen! —

Einen ungleich erfreulicheren Eindruck macht die Irrenanstalt, welche unter ihres gewandten Directors Medicinalrath Riedel Leitung seit drei Jahren vollendet worden ist. Vergleicht man den ihr vorausgehenden übelberüchtigten Narrenthurm im Geist mit ihr, so muß man zugeben, daß die Humanitätsbestrebungen in dieser Anstalt einen glänzenden Ausdruck gefunden haben. Der Neubau erhebt sich auf einem Areal von 60,000 Quadratklaftern und wurde mit einem Aufwand von mehr als einer Million Gulden für 480 Kranke eingerichtet. Conversationssäle mit verschiedenen Unterhaltungsbeigaben, Dampfbäder, Douchebäder, Schwimmbäder, eine Wasserleitung, welche durch alle Räume des Hauses geht, treffliche Beleuchtung mit Gaslicht, eine schöne Betkapelle in gothischem Styl, mit fünf vortrefflichen Bildern in enkaustischer Methode von Schwemmingen und drei Glasmalereien von Carl Geyling (einem in Norddeutschland viel zu wenig gekannten und beachteten Künstler) machen einige ihrer Vorzüge aus. Mit richtiger Erkenntniß der psychologischen Bedürfnisse der in der Anstalt Befindlichen hat man die Bilder der Kapelle sehr klar und übersichtlich ausgeführt. Jedes derselben besteht nur aus wenig großen Figuren. Corridore von elf Schritt Breite und neunzig Schritt Länge erlauben sowohl den Einwohnern der Heilanstalt, als der Pfleganstalt, ungehemmte Bewegung, welche nur vom Wärter aus seinem Zimmer überwacht wird, das mit Glasfenstern versehen, diesem einen Ueberblick über den Saal erlaubt. Daß diese Glasfenster unzerbrochen bleiben, ist eines der schönsten Resultate der Anstalt, in welcher die Irren möglichst schonend verpflegt werden. Die alten, von der Barbarei früherer Zeiten eingegebenen Mittel zur Bewältigung der Irren bestehen nicht mehr; höchstens wird das Kamisol angewendet, welches mehr noch darauf berechnet ist, den Irren vor Schaden zu bewahren, den er sich selbst zufügen könnte, als ihm Zwang anzuthun. Mit Recht wird dagegen auf möglichste Beschäftigung das Augenmerk gerichtet. Denn Arbeit ist es, geregelte Thätigkeit, welche bei Seelenkranken die wirksamste Arznei bildet. So finden wir im Hause die verschiedensten Arbeiten repräsentirt. Hier werden grobe wie feine Tischlerarbeiten gefertigt, dort beschäftigt man ungebildete und unruhige Kranke mit Roßhaarzupfen, welches ihnen eine willkommene Ableitung ihres Thätigkeitstriebes gewährt und welches bewirkt, daß sie das Zerreißen der Kleider unterlassen. Weiterhin werden Strohmatten geflochten, welche in der Anstalt selbst bei den zahlreichen Bädern passende Verwendung finden. Muß doch jeder Kranke wenigstens monatlich einmal baden. Ferner sahen wir elf Schneider und fünf Schuhmacher in Thätigkeit. In den schönen Gartenanlagen arbeiteten die Irren unter Aufsicht eines gelernten Gärtners, welcher die jüngern Personen förmlich als Lehrlinge anlernt. Vortreffliche Strohflechtereien wurden von Frauen ausgeführt, unter denen einige nahezu blödsinnig waren. In einem Saale waren einige dreißig

weibliche Personen gleichzeitig beschäftigt; die einen filirten Badenetze, die andern strickten Strümpfe und Jacken, die am wenigsten Geschickten wickelten das Garn für die Strickerinnen und ein Theil der Arbeitenden nähte Kleider und Wäsche für den Hausbedarf. Die Wäsche für das ganze Haus, welche etwa 3000 Stück wöchentlich beträgt, wird von den Irren gewaschen, wodurch dreiundzwanzig in Thätigkeit gehalten werden. Deshalb entbehrt das Haus auch einer Dampfwaschmaschine, während es dagegen eine Maschine zum Ausringen und einen Trockenkasten mit Heizung besitzt. Daß in jeder Abtheilung ein Arzt wohnt, versteht sich bei einer so vortrefflich eingerichteten Anstalt von selbst. Sehr zweckmäßig ist es ferner, daß der Keller durch das ganze Gebäude ohne Abtheilung hindurchgeht. Er ist mit einer Eisenbahn versehen, auf welcher die Vorräthe mit Leichtigkeit an die verschiedenen Kellertreppen gefahren werden. Da er sehr schön bombenfest gewölbt ist, so kann er als Zufluchtsort für die Bewohner des Hauses in verschiedenen etwa eintretenden Calamitäten benutzt werden. Gegen Feuersgefahr ist das ganze Etablissement noch dadurch geschützt, daß vom Boden aus nach jedem Theile desselben Wasser durch Röhren geleitet wird, so daß jede Gefahr im Augenblick ihrer Entstehung beseitigt werden kann.

Es ist ruhmvoll für den Kaiserstaat, daß er nicht nur ein Arsenal besitzt, wie kaum ein zweites in der Welt besteht, sondern daß er auch in dem erwähnten Hospitale eine Humanitätsanstalt gegründet hat, welche kühn den Vergleich mit jeder auswärtigen aufzunehmen vermag.

Außer der genannten Anstalt war es noch die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, welche die allgemeinste bewundernde Anerkennung fand. Seit dem Jahr 1804 besitzt Oesterreich für öffentliche Zwecke eine eigene Staatsdruckerei, jedoch ist die gegenwärtige Anstalt, welche mit Recht im ganzen Auslande von Sachverständigen als mustergültig anerkannt wird, mit der ursprünglichen Einrichtung nicht entfernt zu vergleichen. Was sie ist, wurde sie durch die energische und geistvolle Leitung ihres Directors, des Regierungsraths Alois Auer. Die Anstalt zählt sieben Beamte, ein technisches Personal von 900 Individuen, nimmt in ihrem Haus einen Flächenraum von 51,016 Quadratfuß ein und besitzt noch elf Magazine außer demselben. Im Jahr 1850 verbrauchte sie nicht weniger als 200,000 Rieß Papier. — 46 Maschinendruckpressen, 45 Handpressen, 40 xylographische Pressen, 24 Kupferdruckpressen, 11 Glättpressen, 8 Gießmaschinen, 10 viersache Gießöfen, 14 photographische und 600 galvanische Apparate sind in unausgesetzter Thätigkeit. — Aus diesen Zahlen ergibt sich auch für denjenigen, welcher derartigen Arbeiten ferner steht, eine Vorstellung von dem riesigen Betriebe der Anstalt, und staunend ermißt man, welches ungeheure Organisationstalent, welche geniale Benutzung der Umstände, welche psychologische Auffassung dazu gehört, eine so vielgegliederte Anstalt immer im freundlichen harmonischen Zusammenwirken zu erhalten, welches doch so nothwendig war, um die ungeheuren Erfolge zu bewirken, die anerkannter Weise von keiner ähnlichen Anstalt erreicht oder gar übertroffen werden können. Neben diesen seltenen Geistesgaben und der wunderbaren Arbeitsfähigkeit des Dirigirenden ist es auch noch seine technische Meisterschaft, welche hervorgehoben werden muß; denn nicht genug ist es, daß die Anstalt jene ungeheure Masse von Arbeit liefert, sondern jede einzelne Arbeit geht auch mit einer Vollendung aus ihr hervor, als ob keine Nebenarbeiten gleichzeitig getrieben worden wären, sondern als ob sie das Hauptziel der gesammten Thätigkeit gewesen wäre.

In der k. k. Hof- und Staatsdruckerei wurde die Buchdruckerkunst zur „Wissenschaft" erhoben, indem man eine eigene Setzerschule gründete und ein neues vollständiges System der Typometrie einführte. Von allen fremden Alphabeten sind Typen vorhanden, und nicht nur zu Meisterwerken der Druckerei werden die Kräfte der Anstalt verwendet, sondern auch gleichzeitig zu Meisterwerken der Kunst. Im Holzschnitt, in der Chemietypie, im Stahl- und Kupferstiche, in der Guillochirung, in der Lithographie, in der Chemiegraphie, in der Galvanoplastik, in der Galvanographie und vielen andern graphischen Kunstfächern werden staunenswerthe Arbeiten gefertigt! — Wir sahen bei unserm Besuche Photographien von der Größe einer Zimmerthür, untadelhaft in allen Einzelheiten durchgeführt. Wir sahen ferner photographische Portraits, welche ohne Retouche in nahezu Lebensgröße die aufgenommenen Personen in vorzüglicher Weise wiedergaben. Wir bewunderten die vortrefflichsten galvanoplastischen Arbeiten von großen Figuren herab bis zu einer minutiösen Feinheit, wie sie eben nur durch dieses Verfahren hergestellt werden kann. Wir erfreuten uns dabei an dem hohen Grade der Sauberkeit und der guten Ventilation in allen Räumen der Druckerei, Setzerei oder Gießerei und staunten mit Recht über die Vollendung der Druckarbeiten und deren geschmackvolle Herstellung bei der ungeheuren Zahl. Die Arbeiten in Farbendruck können sich kühn den besten, welche wir aus Berlin oder Düsseldorf erhalten, an die Seite stellen. Endlich fesselte uns, wie wohl jeden gebildeten Besucher, mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt die Einrichtung des Naturselbstdruckes, von welchem wir Exemplare sahen, die Alles hinter sich lassen, was die kühnste Phantasie sich von

der Herstellung eines Druckwerkes erträumt. Mit Recht sagt über die letzten Arbeiten, welche im Fache des Naturselbstdruckes geliefert wurden, einer der größten und berühmtesten der jetzt lebenden Gelehrten: „Auer ist freilich der Meister und Niemand kann es ihm nachmachen.“

Regierungsrath Dr. Alois Auer, Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, wurde zu Wels geboren am 11. Mai 1813. Er bestimmte sich zum practischen Buchdrucker, trieb aber neben seiner Hauptbeschäftigung das Studium der neuern Sprachen mit solchem Eifer und solchem Erfolge, daß ihm ein Lehrstuhl derselben zu Linz angetragen wurde, welchen

Dr. Alois Auer.

er längere Zeit mit besonderer Auszeichnung verwaltete, während er sich gleichzeitig durch Herausgabe mehrerer Werke über Sprachwissenschaften auszeichnete. Im Jahre 1839 bereiste er die größeren Druckereien Deutschlands, der Schweiz, Frankreichs und Englands und sammelte auf dieser Reise Materialien zu einer Vater-Unser-Polyglotte. Die Direction der Staatsdruckerei übernahm er im Jahr 1841. Seine Verdienste um Vervollkommnung dieser Anstalt wie des ganzen Druckwesens sind allgemein anerkannt. In der Staatsdruckerei ist er nicht nur Chef, sondern die Seele des ganzen mannichfachen Getriebes, dessen Räderwerk auch auf sinnlich wahrnehmbare Weise im Directionszimmer sich concentrirt, wie die Lichtstrahlen in einem gemeinsamen Brennpunkt. Gehn doch von dort vierzehn Schallröhren aus, welche die Befehle des Directors nach den vierzehn Abtheilungen hintragen, in welche man die sechzig verschiedenen Arbeitsräume zur leichteren Ueberwachung eingetheilt hat. Man wird einen Begriff von der Ausdehnung des Geschäftsbetriebes auch dadurch erhalten, wenn man erfährt, daß die kupfernen Sprachröhren zusammen nicht weniger als über 1300 Klafter lang sind! —Wie der Schall, so wird auch die Wärme durch das ganze Haus geleitet, und zwar diese mittelst 1062 Klaftern langer kupferner Dampfröhren. Ebenso findet sich in allen Stockwerken Wasser und selbst die bewegende Kraft ist zweckmäßig durch alle Räume hindurch vertheilt, indem eine Dampfmaschine von sechszehn Pferde Kraft über hundert Maschinen der Anstalt im Betrieb erhält, während sie gleichzeitig das Wasser in Umlauf setzt und auch zu geringfügigen Diensten angewendet wird, wie z. B. zum Holzsägen. Immer müssen wir dabei von neuem hervorheben, welch ein ungeheures Verdienst des Regierungsrathes Auer es ist, daß eine so ausgedehnte und vielgegliederte Anstalt nichtsdestoweniger auch durch die Trefflichkeit ihrer Arbeiten den ersten Rang einnimmt. Von den competentesten Richtern ist dies festgestellt, indem man bei der großen Londoner Industrieausstellung der Wiener Staatsdruckerei einzig und allein unter allen Ausstellern sämmtliche sechs Medaillen verlieh, welche man überhaupt verleihen konnte, und indem man namentlich die große Rathsmedaille nur in einem einzigen Exemplare vergab, und dieses Exemplar erhielt die Hof- und Staatsdruckerei zu Wien! — Die-

ses Urtheil fällte man in „England", welches gewöhnlich bei „Deutschen" als Vorbild in Druckarbeiten angesehen wurde.

Von den vielfachen Verbesserungen und Erfindungen, welche aus der Staatsdruckerei hervorgingen, wollen wir zum Schluß unserer Mittheilung nur eine der jüngsten besprechen, welche epochemachend und vielfach umgestaltend nach mehr als einer Richtung hin gewirkt hat, den Naturselbstdruck.

Wenn man von einem Original, sei es nun eine Pflanze, eine Blume oder ein Insect, ein Stoff oder ein Gewebe, kurz sei es, was nur immer für ein lebloser Gegenstand, einen der Naturgestalt des Originals vollständig entsprechenden Abdruck zu beliebiger Vervielfältigung erhalten will, so verfährt man folgendermaßen: der abzunehmende Gegenstand wird zwischen eine wohlpolirte Kupferplatte und eine Bleiplatte gelegt; beide Platten läßt man dann zwischen zwei in paralleler Richtung laufenden Walzen hindurchgehen.

Durch den von den Walzen ausgeübten Druck läßt das Original sein ganzes Bild mit allen seinen Eigenthümlichkeiten und Zartheiten, kurz einen Abdruck seiner ganzen Oberfläche auf der Bleiplatte zurück. Diese Bleiplatte bedarf nicht etwa einer besonderen Zubereitung, sondern die gewöhnlichen im Handel käuflichen stärkeren Bleibleche genügen vollkommen, wenn sie nur einerseits eben sind, doch weder zu glatt noch zu porös.

Die Bleiplatte ist natürlich nach diesem Drucke, dem sie durch die Walzen ausgesetzt war, nicht mehr vollständig eben, sondern in der Form einer Cylinderoberfläche gekrümmt; man legt sie daher vorsichtig auf eine glatte, harte, ebene Unterlage, und läßt sie theils durch ihr eigenes Gewicht, theils durch mechanische Nachhülfe langsam sich glätten.

Sobald dies geschehen, vermag man von der Platte einen oder auch mehrere Abdrücke zu nehmen, indem man die Farben auf sie einträgt, und sie ganz im Uebrigen auch wie eine abzudruckende Kupferplatte behandelt. Natürlich sind die unmittelbar von der Bleiplatte erhaltenen Abdrücke ihrer Zahl nach beschränkt, denn das weiche Blei vermag der drückenden Gewalt nicht lange Widerstand zu leisten und wird daher bald stumpf. Allein man vermag eine unbegrenzt große Menge von Abzügen auszuführen, wenn man die Bleiform entweder stereotypirt oder wenn man durch galvanischen Niederschlag auf ihre Vertiefungen eine erhabene Druckplatte gewinnt, und von dieser auf gleichem Wege wiederum eine vertiefte. Die nach diesem Verfahren gewonnenen Kupferplatten werden vorzugsweise in der Staatsdruckerei zur Herstellung des Naturselbstdruckes verwendet.

Das für diese Platten nöthige Kupfer beträgt im Jahre nicht weniger als sechszig bis achtzig Centner und wird chemisch-rein in der Anstalt selbst aus der vierfachen Menge schwefelsauren Kupfersalzes (Kupfervitriol) durch die galvanischen Apparate hergestellt. Uebrigens geht bei der ganzen Manipulation ebenso wenig ein Atom Blei, als ein Atom Kupfer verloren. Man braucht die Bleiplatten nur einer Glättwalze auszusetzen, und sie sind von neuem wiederum brauchbar und man kann das ausgeschiedene und zu Platten verarbeitete Kupfer nach dem Abdrucken immer wieder von neuem verwenden, wenn man nicht vorzieht, es seiner vollkommnen chemischen Reinheit wegen in der Münze und anderwärts zu verwerthen.

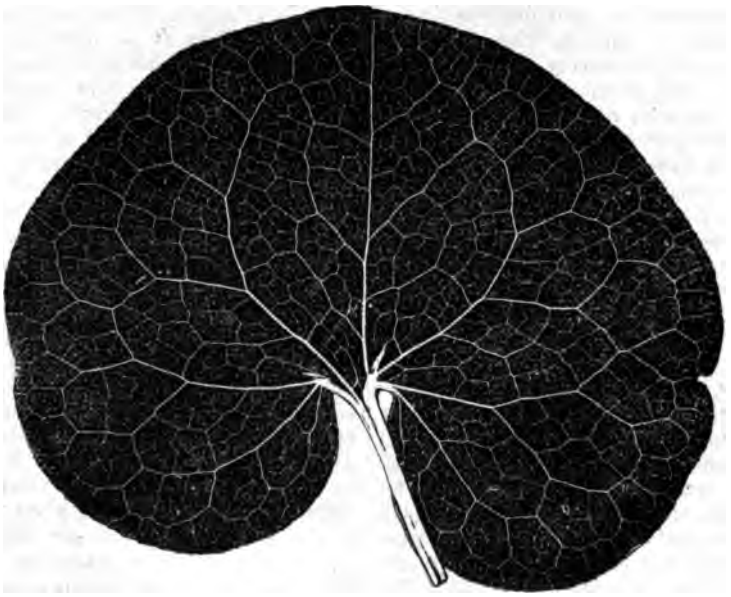
Bei einem Gegenstande, welcher nicht verletzt werden darf, verfährt man etwas anders: man überstreicht das Original mit aufgelöster Gutta-Percha, hebt nach dem Gerinnen die Gutta-Percha als einen Abdruck des Originals ab, macht denselben auf seiner Innenfläche durch Ueberzug von Silberlösung metallisch leitend, und benutzt nun die abgenommene Gutta-Perchaform als Matrize zur galvanischen Vervielfältigung.

In jüngster Zeit ist ein neuer großer Fortschritt gemacht worden, von welchem unsere Leser auf folgender Seite Proben sehen. Die erwähnten Methoden zur Herstellung des Naturselbstdruckes bezogen sich nur auf die Kupferdruckpresse. Indem man aber lernte, die Naturformen mit Hülfe der Stereotypie erhaben wiederzugeben, gewann man Cliché's, welche auf der gewöhnlichen Druckpresse sich vervielfältigen lassen und die man daher in der Weise gewöhnlicher Illustrationen der Druckschrift beigeben kann. Auf eigenthümliche Weise stellt man die für die Druckerpresse zu verwendenden Druckformen vollkommen eben her, so daß man nicht mehr wie früher einer besonders zubereiteten elastischen Decke bedarf. —

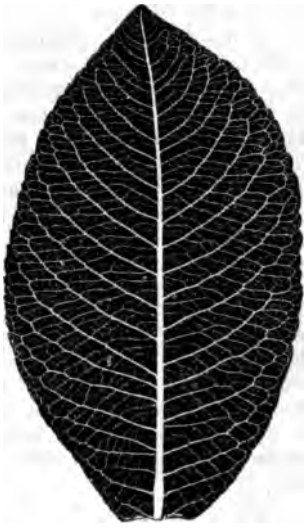
Die Erfindung des Naturselbstdruckes wurde am 14. Juni 1849 durch ein Gespräch des Regierungsrathes Auer mit mehreren Mitgliedern der k. Akademie der Wissenschaften, und zwar dem Regierungsrath von Ettingshausen, dem Sectionsrath Haidinger, Dr. Fenzel und Custos Heckel angeregt, und zuerst an einigen Versteinerungen erprobt, von welchen auf Auer's Anordnung der Factor der galvano-plastischen Abtheilung, Andreas Worring, galvanische Druckplatten und genaue Abdrücke lieferte. Drei Jahre später, im Mai 1852, übergab der Minister des Handels und der Finanzen, Ritter von Baumgartner, dem Director der Staatsdruckerei gedruckte Spitzen zur Einsichtsnahme, welche man für besonders gelungen hielt. Dagegen erbat sich Regierungsrath Auer vom Secretair der Wiener Handelskammer Holdhaus einige im Verkehr nicht vorhandene Spitzenmuster, um den Verdacht etwaiger Vor-

Salvia. — Salbei.

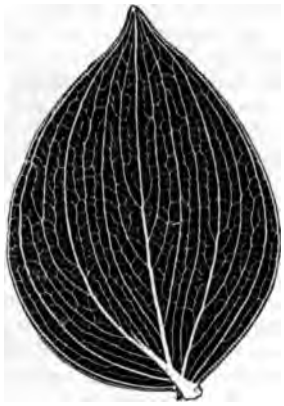
Darstellung eines Naturselbstdruckes mit der Platte.



Asarum europaeum. — Europäische Haselwurz.



Salix grandifolia. — Großblättrige Weide.



Ruscus hypoglossum. — Mäuſedorn.

Acer platanoides. — Spitzer Ahorn, auch „Lenne" genannt.

bereitung fern zu halten, und ließ von ihnen, durch den erwähnten Factor Worring Selbstabdrücke abnehmen, welche am nächsten Tage in der Sitzung der Handelskammer vorgelegt, nicht nur für ungleich besser und vortrefflicher als die englischen Abdrücke erklärt wurden, sondern welche man sogar anfänglich für die aufgeklebten Originale selbst, nicht für einen Abdruck derselben hielt. Gleich günstige Resultate gewann man im Abdruck von Pflanzenblättern, welche ebenfalls mit den Originalien verwechselt wurden, da sie in deren Farbe treu abgedruckt waren.

Wie jede neue Erfindung wegen ihrer Neuheit bestritten zu werden pflegt, sobald man ihre Wichtigkeit begriffen hat, so auch der Naturselbstdruck. Spätere Jahrhunderte haben Guttenberg und Columbus in die Rechte des Erfinders historisch erst wieder einsetzen müssen, der Entdecker der Dampfkraft ist angezweifelt worden, wie sollte es dem Entdecker des Naturselbstdruckes anders ergehen? Das kleine Dänemark war eifersüchtig auf den Ruhm Deutschlands und behauptete, daß in den Archiven der Kopenhagner Bibliothek seit zwanzig Jahren eine Handschrift ruhe, in welcher der Naturselbstdruck beschrieben sei. Die Handschrift ruhte freilich dort, aber Niemandem bekannt, Niemandem zugänglich, und in und mit ihr die ganze Erfindung, welche übrigens durch nachträgliche Kenntnißnahme der Handschrift sich als wesentlich verschieden von Auer's Entdeckung nachwies. Der Irrthum wurde bald erkannt, und in Dänemark gestand man ihn willig ein. Nicht so in England, wo ein gewisser „Henry Bradbury", durch gewichtige Empfehlungsbriefe in die Wiener Staatsdruckerei eingeführt, in ihr die Geheimnisse des damals noch neuen Verfahrens kennen lernte, und nachdem er mit gewohnter Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit aufgenommen, zum Dank nach seiner Abreise sich in England mit Hülfe der in der Staatsdruckerei erhaltenen Platten das Verfahren patentiren ließ, und schließlich sogar das Recht der Priorität an sich zu reißen versuchte. Daß ihm dies nicht gelang, noch je gelingen wird, braucht kaum hinzugefügt zu werden, aber zum Trost anderer Erfinder, denen Aehnliches widerfahren könnte, wollen wir die Handlungsweise dieses Sohnes Altenglands nicht verschweigen, deren richtige Bezeichnung wir dem Leser überlassen. —

Seit Guttenberg's Erfindung ist in der Druckkunst keine wichtigere Entdeckung gemacht worden. Der Naturselbstdruck hat eine neue Aera in der Veröffentlichung und bildlichen Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände hervorgerufen. Oesterreich aber hat sich den Dank der gebildeten Welt erworben, indem der Kaiser Franz Joseph auf Antrag des Erfinders das ertheilte schützende Privilegium aufhob und seiner Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit wegen das Verfahren völlig freigab.

Die fünf großen Anstalten: Staatsdruckerei, Arsenal, Heilanstalt für Geisteskranke, geologische Reichsanstalt und polytechnisches Institut sind Beweise für die Größe des mächtig aufblühenden Donaustaates nach den verschiedensten Richtungen. Kein Mitglied oder Theilnehmer der Naturforscher-Versammlung sprach über sie in anderen Worten, als in denen der Bewunderung.

Das nächste Jahr versammelt die Forscher im alten Bonn am deutschen Rheine. Glück auf denn der neuen Vereinigung mit alter Lieb' und Treue! Mögen die künftigen Geschäftsführer Röggerath und Kilian sich ein Muster nehmen an den vorjährigen beiden Leitern der „wandernden Academie der Naturforscher:" Hyrtl und Schröder, denen für ihre Aufopferung zu danken unser letztes Wort geweiht sei.

Die Dattelpalme.

(Phoenix dactylifera.)

Von A. W. Grube.

In dem großen wasser- und pflanzenarmen Wüstengürtel, der sich durch das nördliche Afrika bis nach Arabien hineinzieht, hat die Vorsehung dem nomadisirenden Araber mit der Dattelpalme ein Geschenk gemacht, das ihm den Reis, das Zuckerrohr und die Baumwollenstaude, deren der Bewohner des fruchtbaren Nilthals sich erfreut, zum guten Theil ersetzt und ihm ein Leben inmitten des Wüstensandes möglich macht. Wo nur eine Oase grünt, da streckt auch die Dattelpalme ihre goldfarbigen Blüthenbüschel aus und läßt ihre fruchtschweren Trauben herabhangen, keinen schwereren Dienst vom Menschen verlangend, als den, daß er in einem Theile des Jahres die Bäume wässert und den Boden, der sie aufnimmt, etwas düngt.

Die Zone der Dattelpalme liegt auf der nördlichen Halbkugel und hat die bedeutende Breite vom 12. bis zum 37. Grade; sie erstreckt sich in Afrika von den Gestaden des atlantischen Oceans über Tafilelt, Wargla, Tuggurt, Nefta, Tripoli, die Oasen Siwah und Andscholah bis an den Nil, und verzweigt sich weithin nach Süden in das Land der Tuariks, Ghadames, Ghat, Fezzan, die Oasen Kardschoh und Dakiloh, den Nil aufwärts durch Aegypten nach Nubien. Am Südabhange des Atlas, in der Richtung des 33. Parallelkreises liegt das vorzugsweise so genannte Dattelland, Biledulgerid, richtiger Belad el gerid (Belad-el-dscherid). In Ara-

Leckerbissen. Aermere Leute essen sie nicht, sondern begnügen sich mit wohlfeileren Arten; denn wie bei unseren Zwetschen und Kirschen sehr viele Arten vorhanden sind, ist dies in noch höherem Grade bei den Datteln der Fall. Da gibt es große von der Länge eines Fingers und ganz kleine von der Größe einer Maulbeere; gelbe, braune, rothe, grüne, schwarze in den verschiedensten Farbennüancen. Graf d'Escayrac de Lauture*) erhielt 1849 in den Oasen Tozer und Nefta von den Häuptlingen die Namen von 35 Dattelarten, welche dort angebaut werden; Dr. Ed. Vogel hat neuerdings bloß von den Datteln von Murzuk 37 Arten aufgezeichnet. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt Medina in Arabien sollen über hundert verschiedene Sorten wachsen; die geschätzteste dort ist die Dschelebisorte. Während aber in Hedschas die Dattelernte schon Ende Juni beginnt, in Aegypten Ende Juli, ist der Anfang in den Oasen der Sahara erst mit dem October, und die Ernte geht bis in den November hinein, je nachdem die Arten sind. Manche Früchte kommen gar nicht in den Handel, sondern werden den Pferden und Kameelen gegeben; andere wie die Monakhirdattel sind wieder so selten, daß sie nur auf die Tafel des Beys von Tunis kommen.

Im Allgemeinen ist aber die Dattel für die Oasenbewohner ein ganz unschätzbares Nahrungsmittel. Gleich unsern Zwetschen und Kirschen kann sie zu Mus gekocht, gebacken und gedämpft werden, und die getrockneten werden auf die verschiedenste Weise zu Gebäck benutzt. Indem man sie mit Gerstenmehl durchknetet, erhält man das sehr nahrhafte, wohlschmeckende „Bfissa"-Brot. Die getrocknete Dattel verdirbt nicht in der brennenden Hitze; darum ist sie die rechte Wüsten- und Karavanenfrucht, und als solche gewissermaßen heilig. James Richardson, als er mit Barth und Overweg seine Reise nach Central-Afrika (1850 und 51) ausführte, fand zwischen Ghat und Tintalus am Brunnen von Faleslos ein Depot von Datteln, das ein vorausgegangener Theil der Karavane zurückgelassen hatte. Ein solches Depot bleibt unverletzt; ein einfacher Stab oder ein Stück faules Holz dient als Zeichen, das von jeder vorüberziehenden Karavane geachtet wird. Mit guter Vorsicht hatte man jene Datteln zurückgelassen, da sich bald erwies, daß im Lande Asir, wo Elend und Krankheit herrschte, die Lebensmittel fast verschwunden waren.

Mit einer Hand voll Datteln und einem Schluck Wasser hält der Beduine sein Mittagsmahl; aber freilich, ein Schluck Wasser dazu ist vonnöthen, da die Datteln etwas Austrocknendes haben, weßhalb man sie auch nicht genießt, wenn Wassernoth vorhanden ist. Aber nicht bloß das Leben zu fristen, sondern auch die Tafelfreuden zu erhöhen, ist die Dattel geeignet. Wenn man den Kern aus dem Dattelfleisch herausnimmt und statt desselben eine Mandel oder ein Stück Butter hineinlegt, so gibt das einen guten Imbiß. Die arabische Küche weiß die Datteln in mannigfache Verbindung zu bringen mit Eiern, Milch und Butter, man kocht sie auch wohl zu Brei, über den man Honig gießt. Die Araber sagen, daß eine gute Hausfrau ihren Herrn einen ganzen Monat lang täglich mit einem andern Datteln-Gericht bedienen könnte, und sie begreifen gar nicht, wie wir Europäer ohne Datteln leben können. Der reiche aus der fleischigen Dattel ausgepreßte Zuckersaft, der sogenannte „Dattelhonig" dient zugleich als Butter und Gewürz für manche Speisen, und namentlich, wenn die Datteln in diesem ihrem eigenen Safte eingemacht werden, geben sie ein ausgezeichnetes Gericht für den Tisch der Reichen. Auch das Mark des jungen Baumes ist sehr wohlschmeckend; bei älteren Bäumen steckt dieser Leckerbissen nur noch in der obersten Spitze des Stammes. Die zarten noch nicht entfalteten Blüthen werden in Arabien als Palmkohl gekocht und als Palmkäse zu Confect eingemacht. Aus dem Saft bereitet man unserem Birkenwasser ähnlich ein kühlendes Getränk, das aber frisch getrunken werden muß, da es schon nach wenigen Stunden in Essiggährung übergeht. Aus den Dattelkernen preßt man ein Oel und mahlt daraus auch ein Mehl zum Futter für das Vieh. Die Bewohner von Hedschas legen die Kerne zwei Tage in's Wasser, um sie zu erweichen, und geben sie dann den Kameelen, Schafen und Kühen anstatt der Gerste. Es gibt zu Medina Kaufläden, wo bloß Dattelkerne verkauft werden, und die Bettler sind in allen Straßen beschäftigt, die fortgeworfenen Dattelkerne zu sammeln.

Der Bast, besonders aus den Fasern, welche den jungen Fruchtbüschel umgeben, wird zu Seilen verwandt; die Blätter werden gespalten, um Körbe und Matten daraus zu flechten; die dicken Enden der Blattstiele werden zerklopft und so in Besen verwandelt. Wozu muß die Dattelpalme nicht dienen! Dr. Ed. Vogel*) schreibt aus Murzuk: „Ganz Fezzan und halb Tripolitanien lebt davon. Hier ist jede Thür, jeder Pfosten aus Dattelholz gemacht; in den Häusern besteht die Decke der Zimmer aus Dattelstämmen, zwischen und über welche Zweige gelegt sind wie bei uns das Rohr. Die ärmeren Leute wohnen in Hütten, ganz von Palmenzweigen zusammengebaut; Pal-

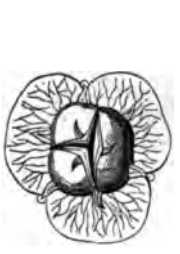
*) Vgl. Die Afrikanische Wüste vom Grafen d'Escayrac de Lauture, herausgegeben von Andree. Leipzig 1855.

*) Vgl. die Mittheilungen von Dr. Petermann. 9. Heft. S. 247 ff.

zu Statten, die hier ganze Wälder bilden. Die Hochfläche von Murzuk hat feuchte Ausdünstungen, die Fieber erzeugen, aber der Dattelpalme wohlthätiger sind, als dem Menschen. Eine zu eifrige Bewässerung wird da sogar als schädlich angesehen, indem zu viel Salztheile durch das auflösende Wasser an die Wurzeln gebracht würden.

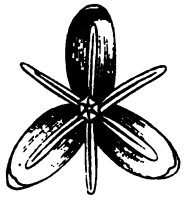
Gleich unsern Weidenbäumen haben die Dattelpalmen getrennte Geschlechter. Man zieht die Palme am liebsten aus Setzreisern, weil die aus den Saamenkernen gezogenen sehr langsam wachsen. Auch weiß man, wenn man Setzreiser nimmt allemal, ob's ein männlicher oder weiblicher Baum wird, und kann demnach jenes Verhältniß der Geschlechter eintreten lassen, das der Cultur am günstigsten ist. Nur die weiblichen Bäume tragen Früchte, und deßhalb vertilgt man die männlichen bis auf eine geringe Zahl. Man läßt oft nur 5 bis 6 männliche auf je tausend weibliche Exemplare stehen zur Befruchtung. Um diese zu erleichtern, und namentlich wenn die männlichen Bäume zu entfernt sind, bricht man im April die prachtvollen goldgelben Blüthentrauben, theilt jeden Blüthenbüschel in kleinere Kätzchen und hängt diese dann an die weiblichen Blüthen. Barfüßige „Ghames" klettern geschickt zwischen den mit eisenharten Dornen versehenen Blattspindeln herum, öffnen die weibliche Blüthenscheide, schütteln den Pollen eines männlichen Blüthenzweiges hinein und befestigen darauf letzteren über der weiblichen Blüthe vermittelst einer Palmblattfaser.

Man pflanzt die Bäume rautenförmig; von Palme zu Palme ziehen sich mannigfaltig gewunden „Sakias" oder Bewässerungscanäle. In den meisten Oasen leitet ein besonderer Beamter, „Kaid-el-ma," der Kaid der Bewässerung, die Vertheilung des Wassers, indem er die Kerben öffnet oder schließt, welche sich in einem Palmstamme befinden, der als Wehr im Hauptcanal liegt. Dieser Aufseher kennt genau den Bedarf dieser und jener Pflanzung, wie auch das Anrecht dieses und jenes Eigenthümers, und mißt die verschiedenen Mengen Wassers nach einer Sanduhr ab. In den Oasen, welche durch Quellen bewässert werden, bedürfen natürlich die in der Nähe dieser Quellen stehenden Palmen keiner Bewässerung; man gräbt bloß ein Loch bis auf die Schicht des wasserhaltigen Sandes, pflanzt den Baum hinein und dieser gedeiht vortrefflich in dem stets feuchten Boden.



Weibliche Blüthe, geöffnet.

Weibliche Blüthenknospen.



Männliche Blüthe.

Männliche Blüthenbüschel.

Ganze Frucht

Geöffnete Frucht.

Fruchtkern.

Längenschnitt des Kerns mit der Keimhöhle u. dem Keim.

Der im Belad-el-Dscherid am meisten geschätzte Dattelbaum ist der Deglet-Nur; die Datteln dieser Art sind schön gelb, von durchsichtigem Fleisch und köstlichem Geschmack. Im October werden sie reif; acht bis zehn Fruchtbüschel hangen an der Krone des Stammes, jeder zwölf bis zwanzig Pfund schwer. Die Deglet-Nur werden in geflochtene Palmblattkörbchen oder auch in Schläuchen von Ziegenhaut frisch versandt und gelten als feine

Leckerbissen. Aermere Leute essen sie nicht, sondern begnügen sich mit wohlfeileren Arten; denn wie bei unseren Zwetschen und Kirschen sehr viele Arten vorhanden sind, ist dies in noch höherem Grade bei den Datteln der Fall. Da gibt es große von der Länge eines Fingers und ganz kleine von der Größe einer Maulbeere; gelbe, braune, rothe, grüne, schwarze in den verschiedensten Farbennüancen. Graf d'Escayrac de Lauture*) erhielt 1849 in den Oasen Tozer und Nefta von den Häuptlingen die Namen von 35 Dattelarten, welche dort angebaut werden; Dr. Ed. Vogel hat neuerdings bloß von den Datteln von Murzuk 37 Arten aufgezeichnet. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt Medina in Arabien sollen über hundert verschiedene Sorten wachsen; die geschätzteste dort ist die Dschelebisorte. Während aber in Hedschas die Dattelernte schon Ende Juni beginnt, in Aegypten Ende Juli, ist der Anfang in den Oasen der Sahara erst mit dem October, und die Ernte geht bis in den November hinein, je nachdem die Arten sind. Manche Früchte kommen gar nicht in den Handel, sondern werden den Pferden und Kameelen gegeben; andere wie die Monakhirdattel sind wieder so selten, daß sie nur auf die Tafel des Beys von Tunis kommen.

Im Allgemeinen ist aber die Dattel für die Oasenbewohner ein ganz unschätzbares Nahrungsmittel. Gleich unsern Zwetschen und Kirschen kann sie zu Mus gekocht, gebacken und gedämpft werden, und die getrockneten werden auf die verschiedenste Weise zu Gebäck benutzt. Indem man sie mit Gerstenmehl durchknetet, erhält man das sehr nahrhafte, wohlschmeckende „Bfissa"-Brot. Die getrocknete Dattel verdirbt nicht in der brennenden Hitze; darum ist sie die rechte Wüsten- und Karavanenfrucht, und als solche gewissermaßen heilig. James Richardson, als er mit Barth und Overweg seine Reise nach Central-Afrika (1850 und 51) ausführte, fand zwischen Ghat und Tintalus am Brunnen von Faleslos ein Depot von Datteln, das ein vorausgegangener Theil der Karavane zurückgelassen hatte. Ein solches Depot bleibt unverletzt; ein einfacher Stab oder ein Stück faules Holz dient als Zeichen, das von jeder vorüberziehenden Karavane geachtet wird. Mit guter Vorsicht hatte man jene Datteln zurückgelassen, da sich bald erwies, daß im Lande Asir, wo Elend und Krankheit herrschte, die Lebensmittel fast verschwunden waren.

Mit einer Hand voll Datteln und einem Schluck Wasser hält der Beduine sein Mittagsmahl; aber freilich, ein Schluck Wasser dazu ist vonnöthen, da die Datteln etwas Austrocknendes haben, weßhalb man sie auch nicht genießt, wenn Wassernoth vorhanden ist. Aber nicht bloß das Leben zu fristen, sondern auch die Tafelfreuden zu erhöhen, ist die Dattel geeignet. Wenn man den Kern aus dem Dattelfleisch herausnimmt und statt desselben eine Mandel oder ein Stück Butter hineinlegt, so gibt das einen guten Imbiß. Die arabische Küche weiß die Datteln in mannigfache Verbindung zu bringen mit Eiern, Milch und Butter, man kocht sie auch wohl zu Brei, über den man Honig gießt. Die Araber sagen, daß eine gute Hausfrau ihren Herrn einen ganzen Monat lang täglich mit einem andern Datteln-Gericht bedienen könnte, und sie begreifen gar nicht, wie wir Europäer ohne Datteln leben können. Der reiche aus der fleischigen Dattel ausgepreßte Zuckersaft, der sogenannte „Dattelhonig" dient zugleich als Butter und Gewürz für manche Speisen, und namentlich, wenn die Datteln in diesem ihrem eigenen Safte eingemacht werden, geben sie ein ausgezeichnetes Gericht für den Tisch der Reichen. Auch das Mark des jungen Baumes ist sehr wohlschmeckend; bei älteren Bäumen steckt dieser Leckerbissen nur noch in der obersten Spitze des Stammes. Die zarten noch nicht entfalteten Blüthen werden in Arabien als Palmkohl gekocht und als Palmkäse zu Confect eingemacht. Aus dem Saft bereitet man unserem Birkenwasser ähnlich ein kühlendes Getränk, das aber frisch getrunken werden muß, da es schon nach wenigen Stunden in Essiggährung übergeht. Aus den Dattelkernen preßt man ein Oel und mahlt daraus auch ein Mehl zum Futter für das Vieh. Die Bewohner von Hedschas legen die Kerne zwei Tage in's Wasser, um sie zu erweichen, und geben sie dann den Kameelen, Schafen und Kühen anstatt der Gerste. Es gibt zu Medina Kaufläden, wo bloß Dattelkerne verkauft werden, und die Bettler sind in allen Straßen beschäftigt, die fortgeworfenen Dattelkerne zu sammeln.

Der Bast, besonders aus den Fasern, welche den jungen Fruchtbüschel umgeben, wird zu Seilen verwandt; die Blätter werden gespalten, um Körbe und Matten daraus zu flechten; die dicken Enden der Blattstiele werden zerklopft und so in Besen verwandelt. Wozu muß die Dattelpalme nicht dienen! Dr. Ed. Vogel*) schreibt aus Murzuk: „Ganz Fezzan und halb Tripolitanien lebt davon. Hier ist jede Thür, jeder Pfosten aus Dattelholz gemacht; in den Häusern besteht die Decke der Zimmer aus Dattelstämmen, zwischen und über welche Zweige gelegt sind wie bei uns das Rohr. Die ärmeren Leute wohnen in Hütten, ganz von Palmenzweigen zusammengebaut; Pal-

*) Vgl. Die Afrikanische Wüste vom Grafen d'Escayrac de Lauture, herausgegeben von Andree. Leipzig 1855.

*) Vgl. die Mittheilungen von Dr. Petermann. 9. Heft. S. 247 ff.

menzweige liefern auch das gewöhnliche Feuerholz. Die armen Kerle bringen sie 6—8 Meilen weit her nach der Stadt und verkaufen hier zwei Bündel für 1 Piaster (2 Pence). Datteln sind das Futter für Menschen und Thiere — Kameele, Pferde, Hunde — Alles ißt Datteln hier. Sogar die Steine derselben werden eingeweicht und in dieser Form dem Viehe gegeben. Von den ungeheueren Massen, in denen sich die Dattelpalme hier vorfindet, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Als Ab del Golil Sokna belagerte (1829) ließ er, um die Stadt zur Uebergabe zu zwingen, die Palmen in den Gärten fällen, und es hieben seine Leute in sieben Tagen 43,000 um; und trotzdem stehen noch gegen 70,000."

Mit der Vernichtung des Dattelbaumes wäre in mancher Oase zugleich die Existenz ihrer Bewohner vernichtet; darum gilt es in Friedenszeiten für ein Verbrechen, einen Dattelbaum vor der Zeit umzuhauen. In Kriegszeiten wird dann freilich das Umhauen der Bäume das entscheidende Mittel, den Feind zu zwingen. Es dauert indeß nicht lange, und eine neue Pflanzung blüht wieder auf. Freilich tritt der volle Ertrag der Dattelernte erst nach 20 Jahren ein; doch schon im 4. und 5. Jahre kommen die Früchte. Zur Zeit der Dattelernte kann Jedermann in den Gärten so viel Früchte essen, als ihm beliebt, nur darf er nichts mit fortnehmen. Nicht allein die Bewohner der Ortschaften, sondern auch die Nomaden der Gegend haben ihren Antheil als Eigenthümer der Dattelpflanzungen in den Oasen, und halten ihre Ghames und Aufseher, welche die täglichen Arbeiten bis zur Zeit der Ernte besorgen, in welcher die Betheiligten ihre Zelte in der Nähe der Oase aufschlagen, um dem Einsammeln der Früchte persönlich beiwohnen zu können.

Muhamed vergleicht mit Recht in einer seiner Reden den tugendhaften und edelmüthigen Mann mit einem Dattelbaume: „Er stehet aufrecht vor seinem Herrn, in jeder seiner Thaten folgt er dem Antriebe, den er von oben erhält und sein ganzes Leben ist dem Wohlthun seiner Mitmenschen gewidmet." Die arabische Sage hat sich mit besonderer Vorliebe an den hochverehrten Dattelbaum geheftet. Von der kleinen höchst zarten und süßen Helua-Dattel erzählen die Bewohner von Hedschas, daß der Prophet einst ein großes Wunder mit dieser Dattel verrichtet habe: er steckte einen Kern von derselben in die Erde und dieser faßte alsbald Wurzel, ging auf und binnen fünf Minuten stand ein ausgewachsener Baum mit Früchten beladen vor ihm. Ein anderes Wunder wird von der Dattelart, welche El Sihan heißt, erzählt: Ein Baum derselben begrüßte den Propheten, als dieser unter ihm wegging, mit einem lauten salam aleikum! (Friede sei mit dir!). Auch die Jungfrau Maria ist mit der Dattelpalme in Verbindung gebracht. Im Koran heißt es Sure 19 Vers 23—26: „Einst befielen sie (die heil. Maria) die Wehen der Geburt bei einem Palmenbaume, da sagte sie: O wäre ich doch längst gestorben und ganz vergessen! Da rief eine Stimme unter ihr: Sei nicht betrübt, schon hat der Herr zu deinen Füßen ein Bächlein fließen lassen und schüttele nur an dem Stamme des Palmenbaumes und es werden reife Datteln auf dich herabfallen, die werden dich nähren und tränken und deine Thränen trocknen!" Auf Grund dieser Koranstelle ist die Sage noch weiter gegangen, und hat die Früchte des Dattelbaumes als durch das Gebet der Jungfrau Maria den Menschen geschenkt aufgefaßt. Auf ihrer Flucht nach Aegypten kam Maria mit ihrem Kinde in das Palmenland, hungrig und durstig und von der beschwerlichen Reise ganz erschöpft. Sie glaubt, ihr letztes Stündlein sei gekommen, und lechzt nach einer erfrischenden Speise. Im Gebet wendet sie sich zu Gott, dem Vater der Kranken und Hülflosen, und siehe, zwischen den lang gestielten Blättern der Palmen bricht eine keimende Schote hervor und zeigt zerspringend der Hoffenden die gelbe Blüthentraube der Dattel. Die Blüthen fallen ab und überschütten sie mit ihrem goldenen Blüthenstaube, und wo sie abgefallen schwillt es und wächst es; an der Stelle, wo sie geblüht, hängen grüne Früchte, die in wenig Augenblicken sich purpurn färben und zum Genusse reifen. Nährend und tränkend zugleich fallen sie der durstigen Frau in den Schooß und erquicken sie und ihr Kindlein.

Die lebendige Triebkraft im Wachsthum der Pflanzen zeigt sich aber auch nirgends so großartig und auffallend als in der Blüthe der Palmen, die sich fast sichtbar und hörbar entwickelt. „Die mit Geräusch begleitete erste Blüthenentwickelung (bemerkt A. v. Humboldt schön und sinnig. Vgl. Kosmos Bd. II, S. 10.) erinnert an den Frühlingsdithyrambus des Pindar; an den Augenblick, wo in der Argeischen Nemea „„der sich zuerst entwickelnde Sprößling der Dattelpalme den nun anbrechenden, duftenden Frühling verkündigt.""

Ueber

neu entstehende Varietäten des Menschengeschlechtes.*)

Von G. L. Kriegk.

Das Hauptziel der noch sehr jungen Wissenschaft der Ethnographie war von Anfang an die Feststellung der Verwandtschaft, welche unter den Völkern der Erde besteht, und die Einreihung ihrer aller in die Classen und Unterabtheilungen eines so zu sagen genealogischen Systems. Man ist dabei stets von der Annahme bestimmter Menschenstämme ausgegangen, welche entweder schon bei der Erschaffung unsers Geschlechtes, oder doch in uralter Zeit entstanden seien. Die Völker selbst hat man, so gut es ging, unter diese verschiedenen Menschenstämme unterzubringen gesucht. Und zwar wurden dieselben entweder als Urvölker angesehen, oder als solche, welche aus der Vermischung von mehreren derselben hervorgegangen seien. Daß aber die Natur auch auf andere Weise neue Völker geschaffen hat und noch immer neue entstehen läßt, hat man kaum beachtet oder doch wenigstens nicht in Anschlag gebracht.

Die Natur erschafft freilich seit undenklichen Zeiten keine sogenannten Species oder Arten lebender Wesen mehr, sondern ihre Schöpfungen bestehen in der unablässig sich wiederholenden Reproduction von Individuen der einzelnen Arten. Dagegen entstehen aber fortwährend neue Varietäten oder erblich werdende Spielarten, Nüancen, Modificationen der vorhandenen Arten. Diese Wandlungen der Form scheinen um so mannichfaltiger zu sein, je vollendeter die Form oder vielmehr je höher organisirt das Wesen ist, welches dieselbe an sich trägt; sie scheinen beim Menschengeschlechte am vielfältigsten vorzukommen, weil dasselbe die vollkommenste äußere Form und zugleich eine den übrigen Geschöpfen versagte geistige Natur besitzt. Immer auf Harmonie in den Erscheinungen bedacht, immer die einzelnen Gestalten mit einander zu einem geordneten Ganzen verbindend, sucht die Natur auch den Menschen überall mit seiner Umgebung in Uebereinstimmung zu bringen, den bestehenden allgemeinen Verhältnissen anzupassen. Diese Veränderungen im Menschengeschlecht erstrecken sich zugleich auf den Körper und auf den Geist, so daß bestimmte erbliche Charakterzüge von ganz neuer Art entstehen, oder daß — wie ein großer deutscher Forscher sich ausdrückt — jedes neu entstehende Geschlecht der Menschen seinen besonderen Beruf und mit demselben auch die Stimmung und das Siegel seines Berufes erhält. Auf solche Weise hat die Natur von jeher neue Völker geschaffen und schafft noch immer neue, während sie ältere untergehen läßt. Dadurch entsteht aber eine Mannichfaltigkeit von herrschend werdenden Gestaltungen des menschlichen Wesens, welche jeder blos auf Abstammungsverhältnissen beruhenden systematischen Eintheilung Trotz bietet. Einige Beispiele werden dies anschaulich machen.

Das am nächsten liegende Beispiel ist das jüngste aller civilisirten Völker, das nordamerikanische. Dieses ist um so mehr als Beispiel geeignet, da wir seine verschiedenen Stammväter ganz genau kennen, und also den physischen und moralischen Charakter derselben aufs sorgfältigste mit dem seinigen vergleichen können. Die Natur hat auf die zuvor angedeutete Weise auch in diesem Volke etwas Neues geschaffen, und zwar nicht blos in Betreff derjenigen Nordamerikaner, welche aus einer Mischung verschiedener Völker hervorgegangen sind, sondern auch in Betreff derer, welche, wie die Bewohner von Neu-England, fast ganz unvermischt geblieben sind. Um bei den Letztern, und zwar bei den rein physischen Charakterzügen derselben stehen zu bleiben, so hat sich bei denselben, wie aus den Berichten der besten Reisebeschreiber nachgewiesen werden könnte, der englische Stamm-Charakter in dreifacher Hinsicht geändert. Das Hagere und Schlanke ist die vorherrschende Körperform, das Blasse der Typus der Gesichtsfarbe geworden, und die körperliche Entwicklung hat einen für Sprößlinge des mittleren Europa so auffallend raschen Verlauf angenommen, daß ein berühmter französischer Reisender dies sogar mit dem prägnanten Ausdruck bezeichnen konnte, die Nordamerikaner hätten keine Jugend. *)

Diese äußeren Veränderungen sind jedenfalls Wirkungen des Klimas. Vielleicht dürften sie jedoch nicht genügend erscheinen, um die Entstehung neuer körperlicher Eigenthümlichkeiten aus anderen Verhältnissen, als aus denen der Abstammung, nachzuweisen. Ein zweites Beispiel soll daher dem afrikanischen Welttheile entnommen werden, als dem Stammsitze derjenigen Menschen-Race, welche am meisten von anderen Racen verschieden ist. In Afrika kommen einerseits in der eingewanderten arabischen Bevölkerung des Nordwestens Horden

*) Der Herr Verfasser bereitet ein höchst interessantes Werk unter dem Titel: „Geographische und Ethnographische Charakterbilder" für die Verlagshandlung vor, das eine Anzahl Abhandlungen wie der obige Artikel enthalten wird.

*) Ausführlicher habe ich diese physischen und neben ihnen auch die moralischen Charakterzüge der Neu-Engländer dargestellt in Lüdde's Zeitschrift für vergleichende Erdkunde Bd. I. S. 481 — 502

von so schwarzer Farbe vor, daß sie, wie sehr zuverlässige Reisende versichern, nur äußerst schwer von den Negern zu unterscheiden sind. Andererseits gibt es aber auch in dem sonst nur von Negern bewohnten mittleren Afrika ein ganzes Volk, welches nicht schwarz ist, und keine Verwandtschaft mit irgend einem anderen afrikanischen Volke hat. Es sind die in Senegambien wohnenden Fullahs. Ihrer Farbe nach zwischen dem blos sonnenverbrannten Teint der Südeuropäer und dem dunkel kupferbraunen Aussehen vieler amerikanischen Indianerstämme wechselnd, niemals aber schwarz gefärbt, dem Körperbau, der Physiognomie und der Beschaffenheit des Haares nach den Negern ebenfalls unähnlich, in Betreff ihrer Sprache mit keinem afrikanischen Volke verwandt und endlich nicht nur viel intelligenter, activer und nationalstolzer, als jedes Negervolk, sondern auch durch ihre Industrie über alle Völker des schwarzen Typus hervorragend, wohnen sie mitten unter diesen. Auch in Bezug auf die anderen Menschenstämme stehen sie als ein nicht zu lösendes Räthsel da. Kein Volk der Erde läßt sich mit ihnen in eine verwandtschaftliche Beziehung bringen. Ihre Sprache bietet zwar einige Aehnlichkeit mit der Sprache der Malaien auf Java dar; allein dieses Volk ist ihnen körperlich ganz unähnlich, es wohnt nicht weniger als 125 Breitengrade von ihnen entfernt, und man findet in diesem großen Zwischenraume kein einziges Volk, das den Uebergang von jenen Malaien zu den Fullahs vermitteln könnte. Wollte man für dieses Volk ein Abstammungsverhältniß zu irgend einem anderen Volke feststellen, so könnte man es seiner Sprache nach ebenso von den Javanern, wie seiner Kupferfarbe und den bei ihm vorherrschenden Adlernasen nach von den amerikanischen Indianern ableiten; man würde aber in beiden Fällen anstatt der Lösung des Räthsels nur ein neues Räthsel schaffen.

Vielleicht ist dieses Volk auf demjenigen Wege entstanden, welchen die Natur am häufigsten einschlägt, wenn sie neue Varietäten des Menschengeschlechtes erschaffen will, nämlich durch die physische Verschmelzung zweier Völkerarten. Ueberall, wo diese stattgefunden hat, ist ein körperlich kräftigeres Dasein, eine vermehrte Population, ein rascheres Aufsteigen oder doch eine größere Anlage zur Cultur die Folge davon gewesen. Dies zeigen ebenso unter uns die meisten Familien, welche aus der Verbindung von Menschen verschiedener Nationalitäten oder Völkerstämme hervorgegangen sind, wie in Amerika die Mulatten und Mestizzen. Vermischung des Verschiedenartigen ist das Hauptmittel, durch welches die Natur ebenso in dem Menschengeschlechte, wie in der übrigen organischen Welt, neue Formen des Daseins erschafft. Dagegen wirkt die bloße Berührung zweier verschiedener Menschenarten, auch wenn sie lange fortdauert, umgekehrt zerstörend, und zwar um so mehr, je näher die eine von Beiden noch der Natur steht. Beide Theile suchen gleichsam ihre Eigenthümlichkeiten einander aufzudrängen, und der schwächere, d. h. in diesem Falle der weniger civilisirte, unterliegt dabei. Er verliert den Halt und die Harmonie seines Wesens, und schwindet in Folge davon physisch und moralisch dahin; denn Entwickelung unserer Eigenthümlichkeiten und *Aneignung*, nicht aber *Annahme* des Fremdartigen ist die Bedingung der Fortdauer. Die Natur, welche nichts Entartetes duldet und jeden Widerstreit zu lösen strebt, sucht stets auch der Zweckwidrigkeit und Verwirrung abzuhelfen, welche durch eine allzunahe Berührung zweier Menschenarten entstanden ist. Sie vernichtet entweder die eine derselben als einen so zu sagen unheilbar krank gewordenen Theil der Menschheit, oder sie gleicht die Gegensätze dadurch aus, daß sie Beide mit einander verschmilzt und so aus zwei verschiedenartigen Elementen ein neues Volk bildet.

Für das Erstere wüßte ich kein besseres Beispiel anzuführen, als den hinwelkenden Zustand der nordamerikanischen Indianer. Nicht das Gift des Branntweins und der Seuchen, mit welchem Europas Söhne jene wilden Jägervölker vergiftet haben, kann als die eigentliche Ursache des gegenwärtigen Hinsterbens derselben angesehen werden; diese liegt vielmehr theils in der Hülfslosigkeit, in welcher uncivilisirte Menschen bei außergewöhnlichen Leiden sich immer befinden, theils und hauptsächlich in dem Verkehr zwischen zwei ganz verschiedenen Menschenarten und in der durch denselben bewirkten Untergrabung der natürlichen inneren und äußeren Elemente des Daseins jener eingebornen Racen Amerikas. Es wird unter den Indianern nicht mehr Branntwein getrunken und nicht mehr Giftstoff durch die Befriedigung sinnlicher Gelüste eingesogen, als bei dem Pöbel der weißen Bevölkerung vieler Theile von Nordamerika, und doch nehmen jene an Zahl ab, dieser aber zu.

Haben wir in dem Vorhergehenden eine der Hauptarten erkannt, wie neue Varietäten im Menschengeschlecht entstehen, so wollen wir jetzt unseren Blick einer zweiten Art zuwenden, welche vielleicht ebenso häufig stattfindet. Es ist die Einwirkung der umgebenden Natur auf den inneren und äußeren Charakter eines Volkes. Diese Einwirkung ist in neuester Zeit schon so oft nachgewiesen worden, und bildet eine so allgemein anerkannte Seite unserer heutigen wissenschaftlichen Erdkunde, daß sie keines Beweises mehr bedarf. Da jedoch die gewöhnlich vorgeführten Beispiele meistens nur *einzelne* Züge eines Nationalcharakters und

die besseren Seiten desselben betreffen, so will ich versuchen, von rein ethnographischem Standpunkte aus eine Localität zu schildern, welche sowohl auf das ganze Wesen eines Volkes in hohem Grade einwirkt, als auch stets einen sehr verderblichen Einfluß ausübt. Ich meine jene weiten Landstrecken, welche mit Wald bedeckt sind und einzelnen Völkern zu Wohnsitzen dienen.

Um den durch die umgebende Natur bedingten Charakter dieser Waldvölker klar zu erkennen, müssen wir vor Allem in uns selbst den Eindruck zu verwischen suchen, welchen der Wald auf uns zu machen pflegt. Die erfrischende Kühle desselben, das Wohlthuende seines Grüns, seine beruhigende Stille, die in ihm uns gewährte Abschließung gegen zerstreuende Mannichfaltigkeit, der dessenungeachtet stattfindende Anblick einer großen Menge von einzelnen Formen, die aber nur einen Gesammteindruck hervorbringen und die Phantasie anregen, ohne sie zu beschäftigen — dies sind die Charakterzüge der Waldnatur, welche uns dieselbe so angenehm machen. Es sind jene Charakterzüge, vermittelst deren der Wald für den Dichter, für den Philosophen, kurz für jeden an innere Thätigkeit gewöhnten Menschen eine Stätte der Erholung, der Erhebung, der Selbstbetrachtung und des Nachdenkens bildet. Versetzen wir uns aus diesem uns innewohnenden Begriffe vom Walde heraus, und denken wir uns in den Wäldern eines jungfräulichen Welttheiles, wie Amerika ist, angesiedelt, in einem jener waldigen Landstriche, die sich, nur wenig unterbrochen, Hunderte von Meilen weit in die Länge und Breite erstrecken! Oder vielmehr betrachten wir, um uns auf den festen Boden der Erfahrung zu stellen, einige jener Völkerschaften, welche im Inneren einer bloßen Baumwelt leben, und nie oder selten die Einwirkung einer anderen Naturumgebung empfinden! Wir werden dann erkennen, daß der Wald nur im vorübergehenden Genusse wohlthätig auf den Menschen einwirkt, daß aber die Natur ihn nicht zum Wohnsitze von Völkern bestimmt hat.

Schon das Wesen der einzelnen ungebildeten Individuen, welche in unseren Wäldern wohnen, der Holzfäller und Köhler, beweist uns dies deutlich; und der sehr bezeichnende Ausdruck Köhlerglauben ist eines jener vielen Beispiele von richtiger Erkenntniß, welche die Völker in ihre Sprachen niedergelegt haben. Nichts erzeugt ja leichter abergläubische Vorstellungen, als jene unklare Mischung von Ernst und Heiterkeit, jene unbestimmte Erregung der Phantasie, welche der Wald bewirkt. Darin besteht aber nicht der einzige Einfluß, den diese Naturform ausübt. Nein, der ungebildete Bewohner des Waldes kann sich überhaupt nicht entwickeln in einer Umgebung, welche nichts auf bestimmte Weise Belebendes und Anregendes enthält, die weder vorherrschend heiter, noch sanft, noch erhaben ist, und dabei dem Lichte wie dem Luftwechsel nur schwer Zugang gewährt. Er verkümmert daher sehr leicht geistig und körperlich. Die blasse Gesichtsfarbe und hagere Gestalt, der träge, ungastliche und räuberische Sinn und das nur durch unheimlichen Aberglauben belebte Herz stellen ihn als einen Sohn der Wildniß dar, als den Bewohner einer einförmigen, düsteren Schattenwelt. Beispiele sind die beiden bekanntesten Waldvölker, die Zigeuner einiger europäischen Länder und die unglücklichen Parias, welche Indien in seinen Sumpfwäldern birgt.

Im Westen der nordamerikanischen Union findet sich eine Menschenart von europäischer Abkunft, welche durch ihr Leben im Walde die angedeuteten Charakterzüge erhalten hat, und gewiß zur Entstehung einer neuen Varietät Anlaß geben würde, wenn nicht die Natur sie blos zu einem vorübergehenden Zwecke bestimmt hätte. Es sind die sogenannten Backwoodmen oder jene große Zahl von Anglo-Amerikanern, die sich in den noch nicht urbar gemachten Gegenden niedergelassen hat, um das Lichten der Urwälder zu besorgen. Die Natur hat sich diese Menschen zur Erreichung ihrer dortigen Zwecke herbeigezogen und gebildet; dieselben dienen ihr als ein unentbehrliches Mittel zur fortschreitenden Ausbreitung der Cultur. Die Backwoodmen betreiben nämlich das für Einwanderer aus Europa fast unmögliche Geschäft des Ausrodens der Wälder, verkaufen die gelichteten Stellen, und rücken, dem Ackerbau und der festen Ansiedelung abgeneigt und an ein Leben ungezügelter Freiheit gewöhnt, mit den abnehmenden Waldstrecken immer weiter westlich vor. Sie erweitern also auf Kosten der freien Thier- und Pflanzenwelt das Gebiet der menschlichen Cultur, und sind, wie man in Nordamerika sie treffend bezeichnet, die Vorposten und Pionniers der Civilisation. Sie selbst entarten aber durch ihr stetes Leben im Walde so sehr, daß sie sich physisch und moralisch ihrem Stammvolke entfremden und dagegen den benachbarten Indianer-Horden nähern, von denen nur ihre Kleidung und ihre bleiche Gesichtsfarbe sie unterscheidet.

Am nördlichen Fuße des abyssinischen Hochlandes zieht sich ein breiter feuchter Landstrich hin, welcher mit Wald bedeckt und unter dem Namen der Kulla bekannt ist. Diese Waldzone, deren niedrigster Theil seiner Ausdünstung wegen in der Regenzeit durchaus nicht bewohnt werden kann, ist die Heimath von Jäger- und Fischerhorden der Schangallas, welche dort im Schatten der Bäume ihre ärmlichen Hütten aufgeschlagen haben, und beim Beginn der tropischen Regen sich in die Höhlen des anliegenden Gebirges zurückziehen. Ein elendes Waldvolk, das sich nur wenig über die Thiere erhoben hat, gleich diesen vom Raube lebt, für die be-

nachbarten Völker, ebenso wie das Waldvieh, ein Gegenstand der Jagd ist, und nach den Schilderungen altgriechischer Geographen sich schon vor zweitausend Jahren in ebendemselben rohen und unglücklichen Zustande befand.

So sehr bewältigt die Naturumgebung den Menschen, daß sie ein ganzes Volk Jahrtausende hindurch im Zustande der Entartung zu erhalten vermag! Denn als ein solcher, nicht aber als ein ursprünglicher Zustand muß das Leben der Schangallas in der Kulla angesehen werden, da gewiß kein Volk sich ein waldiges Sumpfland freiwillig zu seinem Wohnsitze erwählt. Man kann jene Schangallas nur als eine Völkerschaft betrachten, welche von anderen Völkern aus ihrer früheren besseren Heimath in die Waldwildniß der Kulla verjagt wurde, und dort durch die Einwirkung der umgebenden Natur in ein thierisches Leben herabsank. Einen den Forderungen der menschlichen Natur widerstreitenden Wohnsitz kann ja ein Volk in Folge freier Wahl ebensowenig einnehmen, als dies irgend ein Geschöpf der Thierwelt thut. Mag es sich mit der Entstehung und Ausbreitung des Menschengeschlechts verhalten wie es will, gewiß hat sich der Schangalla ebensowenig freiwillig in der Kulla niedergelassen als der Eskimo in der Eiszone des nördlichen Amerika. Hat aber der Kulla-Bewohner früher ein schöneres und bequemeres Leben gekannt, und der Sohn der unwirthlichen Polarzone einst die belebenden Strahlen einer wärmeren Sonne empfunden, die müheloſen Freuden südlicherer Länder genossen und statt des Thranes den Saft der Rebe gekostet: so ist es nur aus dem großen Accommodations-Vermögen der menschlichen Natur zu erklären, daß Beide jene glücklichere Lage vergessen, sich an feindliche Verhältnisse gewöhnen, und sogar die Empfänglichkeit für den Reiz eines besseren Daseins verlieren konnten.

Dieser doch wohl nicht zu bestreitende Satz führt uns auf den Grundgedanken zurück, von welchem die vorliegende Betrachtung ausgegangen ist: daß nämlich der geistige Theil unserer Natur als der wesentlichste Charakter des Menschen bei der Erforschung der ethnographischen Verhältnisse niemals außer Acht gelassen werden darf. Der Mensch ist seiner körperlichen Natur nach nur aus dem Grunde im Stande gewesen, sich über die ganze Welt auszubreiten, weil sein Geist bei jeder Veränderung des physischen Lebens die Mittel zum Fortbestehen desselben aufzufinden vermochte. Wenn auch eines der Thiere dem Menschen überallhin gefolgt ist, so war dies doch nur dadurch möglich, daß dasselbe als ein Hausthier in der Gesellschaft des Menschen wanderte, und daß dieser die Sorge für seinen Unterhalt und Schutz übernahm. Die Thiere können sich nur da erhalten, wo sie die nothwendigen Bedingungen ihres Daseins finden; der Mensch dagegen weiß sich diese allenthalben zu schaffen. Er würde sogar ohne die Mitgabe einer geistigen Kraft nur einen kleinen Verbreitungsbezirk haben, weil er ohne Bekleidung, ohne Waffen und ohne künstliche Erwärmung der Luft blos in einer schmalen Zone des Erdballes zu existiren vermöchte. Ja, er entartet selbst körperlich nur in Folge seiner geistigen Entartung; denn er ist für die Civilisation geschaffen, und ein Volk kann sich ohne einen gewissen Grad derselben sogar physisch nicht vor dem Aussterben bewahren. Die höchsten Lebensalter und die zahlreichste Vermehrung kommen z. B. nicht da vor, wo, wie bei dem noch unverdorbenen Theile der indianischen Jägerstämme, das Klima, die Lebensweise und das Abhandensein schädlicher Genüsse die Bedingungen der körperlichen Abhärtung mit sich führen, sondern in den Ländern der civilisirten Welt und auf keiner niedrigeren Stufe der Cultur, als auf der des patriarchalisch beherrschten, an die sanften Freuden des Familienlebens und an Einfachheit der Sitten gewöhnten Hirten.

Der wilde Reis.

(Zizania aquatica.)

Von K. F. Sonnenschein.

Wer den Staat Wiskonsin bereist und dessen kleine Landseen und Flußniederungen aufmerksam betrachtet hat, wird gefunden haben, daß dieselben mit einer Pflanze dicht überzogen sind, die von unserm Schilf gänzlich verschieden ist. Diese Pflanze ist der wilde Reis. Er wächst gewöhnlich an den seichten Ufern kleiner Seen, manchmal jedoch, wenn das Wasser nicht zu tief und der Grund sichtbar mild und mürbe ist, überzieht er den ganzen See in so dichtem Bestande, daß man zur Zeit seines üppigen Wachsthums kaum mit einem kleinen Kahne — canoe — hindurchfahren kann. Er wächst gewöhnlich in Wasser von 6 — 9 Fuß Tiefe und erhebt sich ebenso hoch über dessen Oberfläche. Stroh und Rispe sind dem Hafer ähnlich, und kurz vor der Reife gewährt ein derartiger See ganz den Anblick eines üppigen Haferfeldes. Das enthülste Korn gleicht dem Hafer, ist nur etwas kleiner und von durchsichtig grüner Farbe.

Die Indianer sammeln und bereiten ihn in folgender Weise zur Nahrung: Kurze Zeit vor seiner Vollreife fahren zwei Indianerinnen in einem Kahne hinein, binden die Halme handvollweise zusammen, brechen dann die Rispen um und lassen sie nun so lange hängen, bis sie

vollkommen trocken und reif sind. Durch das Zusammenbinden der Halme erreichen sie einen doppelten Zweck: einmal verhüten sie das Zusammenschlagen und Ausdreschen der Rispen durch den Wind, und dann das Niedersinken der Rispen durch eigne Schwere in das Wasser, wenn die Vollreife der Körner eingetreten ist. Ist nun der Reis gegen vierzehn Tage so gebunden gewesen, vollkommen reif und trocken genug zum Dreschen, so fahren die beiden Indianerinnen abermals mit ihrem Kahne hinein; die eine mit einem drei Fuß langen krummen Stocke versehen, die andere mit einem Ruder, um den Kahn zu leiten. Im Reisfelde angekommen ergreift die mit dem Stocke Versehene die Rispenbüschel, biegt sie in den Kahn hinein, schlägt mehrere Male mit dem Stocke daran und drischt so die Körner aus. In dieser einfachsten Ernte- und Dreschweise sammeln sie während eines Tages mehrere Scheffel. Die so gewonnenen Körner bringen sie hierauf in ihre Wohnung, trocknen sie sorgfältig am Feuer, schütten sie dann in eine zusammengenähte Haut und schlagen so lange mit Stöcken darauf, bis alle Hülsen herunter sind. Nun ist der Reis für den Gebrauch fertig und bildet den Hauptheil ihrer vegetabilischen Nahrung. Beginnt im Frühling das Zuckerkochen aus dem Safte des Zuckerahorns, oder treten sie ihren Frühlingsjagdzug an, so vermischen sie eine Quantität solchen Reises mit etwas körnigem Zucker, nehmen diese Mischung als ihre vornehmlichste Nahrung mit sich, und essen sie ohne vorher zu kochen. Ich habe solchen Reis genossen und ziehe ihn dem südlichen Reis weit vor; mag letzterer als Suppe, oder wie in Amerika, mit Syrup und Butter genossen werden.

Es ist nun wohl eine Frage, die Beachtung verdient, ist dieser Reis mit Erfolg nach Deutschland zu verpflanzen? Soweit ich nach zweijährigem Aufenthalte das Klima Wiskonsins kenne, ist diese Frage zu bejahen. Die dortige mittlere Sonnenwärme ist allerdings einige Grade höher, als die unsrige, aber der dortige Winter ist auch um so viel kälter; doch kommt es auf das Letztere nicht an, da dieser Reis eine Sommerfrucht ist. Würde auch die Vegetationsperiode dieser Pflanze bei uns etwas länger dauern als dort, so würde sie doch vollkommen hier zur Reife kommen, und zwar, wie ich glaube, ebenfalls Ende August. Es ist bekannt, daß Wiskonsin, wie alle nördlichen Staaten der Union, einen eigentlichen Frühling nicht hat. Der Mai ist dort meist rauh und naßkalt, und selbst die Waldbäume belauben sich erst gegen Ende dieses Monats. Das Wachsthum der Cerealien beginnt erst mit dem Monat Juni, dann jedoch allerdings in reißender Progression. Der ganze Mai würde also hier in Deutschland diesem Reis zu gute kommen, und deßhalb glaube ich bestimmt annehmen zu können, daß er ebenfalls Ende August reif sein würde.

Ob seine Cultur profitable gemacht werden könnte, wenn sein Anbau durch künstliche Bewässerung unterstützt würde, so daß man das Land nach Belieben überfluthen könnte, wird natürlich blos durch wirkliche Versuche zu constatiren sein. Aber sicher würde sich seine Einführung schon dadurch belohnen, daß man in allen unsern Teichen neben dem Fischfange auch noch eine Körnerernte erzielen könnte, die weiter keine Arbeit als Saat und Ernte erforderte. Wo jetzt nutzlose Schilfpflanzen wuchern, würde eine der werthvollsten Cerealien gedeihen, deren Stroh allein schon mehr werth sein würde, als die jetzt gewonnene Schilfmasse.

Wollen die Indianer diesen Reis an einen günstigen Platz verpflanzen, so streuen sie vollkommen reife Körner in das Wasser und der Reis gedeiht ohne alle weitere Cultur. Natürlich darf der zur Saat bestimmte Reis nicht durch Ofenhitze getrocknet werden. — Der gewöhnliche Preis dieses Reises ist in Wiskonsin zwei Dollar für den Büschel, also zwei Thaler für den Berliner Scheffel.

Obwohl die „Wisconsin state agricultural society“ schon 1852 über den künstlichen Anbau dieses Reises verhandelte, so sind mir doch keine praktischen Versuche bekannt, und ich würde mich freuen, wenn ich hierdurch wenigstens einen deutschen Landwirth veranlassen könnte, diese werthvolle Pflanze nach Deutschland einzuführen und deren Anbau zu versuchen. Guten Samen würde man ohne große Schwierigkeit durch die betreffenden deutschen Consule erhalten können.

Ueber
Mineraldünger aus Gebirgssteinarten.

„Die überall vorhandenen pflanzennährenden Stoffe wirksamer in der Zeit zu machen, — das ist die nächste Aufgabe der Landwirthschaft.“

Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte. Octoberheft 1856. Seite 94.

Dieser Aufgabe der Landwirthschaft scheint die in Oesterreich und Sachsen patentirte Erfindung des Joh. Urfus, Gutsbesitzers in Prag zu entsprechen.

Bekanntlich lehrt die neueste Pflanzenphysiologie, daß zum Wachsthum und Gedeihen der Pflanzen das Vorhandensein einer hinreichenden Menge assimilirbarer unorganischer Stoffe in dem Boden neben den organischen Bestandtheilen in demselben unentbehrlich sei. Die wichtigeren dieser unorganischen Stoffe aber sind: Kali, Natron und Phosphorsäure;

und diese sind es, um deren Beischaffung der Landwirth vorzugsweise Sorge tragen muß. Dies geschieht gewöhnlich durch den Viehdünger, welcher nebst diesen unorganischen Stoffen noch andere dem Pflanzenwachsthum zuträglichen Bestandtheile enthält. Allein der Landwirth ist gewöhnlich nicht in der Lage, um sich im natürlichen Viehdünger dessen nothwendigen Bedarf zu verschaffen; daher er zu künstlichen Düngerarten greifen muß, wie Knochenmehl, Rapskuchen, Guano ꝛc. ꝛc.

In der Natur gibt es gewisse Steinarten, welche die angeführten hauptsächlichsten unorganischen Stoffe oft in einer bedeutenden Menge enthalten, so Phonolite, welche bis 17 pCt. Kali und Natron, Kalifeldspath, welcher bis 16 pCt. Kali, Trachyte, welche nebst Phosphorsäure 8 bis 12 pCt Kali enthalten.

Diese in den verschiedenen Gesteinen enthaltenen pflanzennährenden Stoffe sind aber an andere Stoffe der Art chemisch gebunden, daß deren Lösung aus diesen Verbindungen höchst schwierig ist. Im natürlichen Wege geschieht diese Lösung allmählig durch die atmosphärische Einwirkung (Verwitterung). Es gibt aber einen künstlichen Weg, diese Lösung zu beschleunigen.

Werden solche Gesteine gebrannt (geröstet) und sodann am besten zum feinsten Pulver verstampft, so bewirkt die Röstung deren Auflockerung, das Wasser und andere zersetzende Kräfte finden in den sogestaltig aufgelockerten Gesteinen mehr Eingang und auf diese Art wird ihre Zersetzung um so eher bewirkt, als auch ihr Pulverzustand eine große Berührungsfläche den zersetzenden Kräften darbietet.

Hierauf beruht die Erfindung, mineralischen Dünger zu erzeugen, und das nähere Verfahren liegt auf der Hand; nämlich Brennen der dazu tauglichen Gesteine in Rostöfen, wie solche für das Brennen des Kalkes vorgerichtet sind und deren Verkleinerung zum feinsten Pulver mittelst Stampfen.

Gesteine, welche sich zur Erzeugung dieses mineralischen Düngers eignen, sind vorzugsweise Phonolite, Trachyte, Basalt, Porphyr, Feldstein, Feldspath, Granit, Weißstein, Syenit, Gneis, Perlstein, Obsidian, Bimstein, die Glimmergesteine, die Hornblendengesteine, die Serpentingesteine, Augitgesteine, überhaupt Steinarten, welche nach vorhergegangener chemischer Analyse Kali, Natron und Phosphorsäure enthalten.

Das auf diese Weise erzeugte Düngungspulver kann unvermischt besonders vortheilhaft mit der Herbstsaat auf den Acker gestreut werden. In diesem Falle bewirkt die Atmosphäre die Lösung der in demselben enthaltenen pflanzennährenden Stoffe während des Winters; oder es kann solches mit menschlichen und thierischen Excrementen und andern stickstoffhaltigen Stoffen gemischt werden, wodurch dessen Wirksamkeit erhöht wird.

Besondere Würdigung dürfte dieses Düngungsmittel für solchen Boden finden, dem es an Alkalien und Phosphorsäure fehlt; und der Erfinder glaubt, diese Entdeckung werde die landwirthschaftlichen Verhältnisse in einen unerwarteten Umschwung bringen, da der Kostenpunkt der Erzeugung im Vergleich mit der Nützlichkeit der Sache nicht ungünstig steht.

Statistisches aus Warschau.

In Warschau ist Anfangs November zum ersten Male ein Almanach des Warschauer astronomischen Observatoriums erschienen, der nach dem Muster der berühmten Jahrbücher des Pariser Längenbüreau angelegt und von Herrn von Monkhanar verfaßt ist. Außer astronomischen und meteorologischen Angaben bringt der Warschauer Almanach eine allgemeine Statistik des Königreichs Polen für das Jahr 1856, ferner eine Chronik von 1855 — 1856, sodann die Genealogie der in Europa regierenden Häuser, bemerkenswerthe Nachrichten über den Stand des Schulunterrichts in Polen und dergl. mehr. Der Almanach hat 268 Seiten und kostet nur 3 poln. Gulden. Nach dieser zuverlässigen Quelle bestand im Jahre 1855 die Bevölkerung des Königreichs Polen dem Geschlechte nach aus 2,239,577 männlichen und 2,434,292 weiblichen Individuen, d. h. 1000 : 1087. Davon waren der Nationalität nach 3,647,179 Slaven, 210,527 Lithauer, 245,317 Deutsche, 353 Holländer, 111 Engländer, 565,877 Juden, 2489 getaufte Juden, 1049 Franzosen, 91 Italiener, 323 Griechen, 344 Tartaren und 160 Zigeuner. Nach der Religion betrachtet zählte Polen 3,607,313 römisch-katholische Bewohner, 217,823 unirte Griechen, 4318 Mitglieder der orthodoxen griechischen Kirche, 265,108 Protestanten (Lutheraner?), 6488 Reformirte, 1432 Mennoniten, 1206 mährische Brüder und 323 Muhamedaner. Im Jahre 1855 zählte Polen 171,446 Geburts- und 276,713 Todesfälle. Die Bevölkerung der Städte und Flecken betrug 1,116,768, die des platten Landes 3,557,101, also 31 : 69. Unter der Stadt- und Marktflecken-Bevölkerung befanden sich 485,178 Nicht-Christen, also 0434. — In Betreff des Schulwesens erfahren wir aus dem Warschauer Almanach, daß Polen im Jahre 1855 besaß: 1 Adelsinstitut, 6 philologische Gymnasien, 17 philologische Kreisschulen, 1185 Primär-, 92 Sonntags- und 5 jüdische Ele-

mentar-Schulen. Dazu kommt das Ackerbau-Institut zu Maryenberg, das Warschauer Real-gymnasium und die dortige Schule der schönen Künste, das Seminar zu Radzymin, 2 höhere Real- und 9 Kreis-Real-Schulen, die Rabbiner-Schule und die Warschauer Handels-Sonntagsschule. Dazu kommen endlich 193 Privat-Institute. Diese 1516 Schulanstalten wurden von 46,358 Schülern und 25,397 Schülerinnen besucht. Von diesen sämmtlichen Unterrichtempfangenden waren 54,378 Katholiken, 387 Orthodoxe, 1096 unirte Griechen, 13,217 Protestanten, 2664 Juden und 13 Muhamedaner. Die Zahl der katholischen Schulkinder ist also dreimal so groß, als die der protestantischen. — In Betreff der Weichselschifffahrt, die von 1829 datirt, meldet der Almanach, daß die 12 Weichseldampfer 550 Pferdekraft und 850,000 R. S. gekostet haben.

Kleine Streifzüge.

In der kaiserlichen Bibliothek zu Paris hat man ein interessantes Werk über die „Electricität als wirkende Kraft im Weltall" aufgefunden, in welchem schon vor mehr als 70 Jahren die neuesten wichtigen Entdeckungen in diesem Bereiche der Wissenschaft niedergelegt sein sollen. Verfasser desselben ist Graf Treffau, und es wurde 1783 gedruckt.

Professor Owen, Vorsteher der naturgeschichtlichen Abtheilung des britischen Museums, wurde durch die Ausbeute des Herrn Mantell auf der nördlichen Küste von Neu-Seeland in den Stand gesetzt, ein vollständiges Skelett der elephantenfüßigen Moa (Dinornis elephantopus) zusammenzustellen. Die ungeheure Entwicklung der Beine dieses Thiers ist eine der sonderbarsten Erscheinungen in der Vogelwelt. Es ist ein gewaltiger Schwimmvogel, von welchem man bis jetzt noch kein lebendes Individuum, obwohl Gebeine in Masse, auf jener Insel der Südsee auffand.

Dem berühmten Kosmographen P. Pingre kommt das Verdienst zu, daß er den Kometen von 1556 als identisch mit dem von 1264 erschienenen erkannte. Damals kündigte dieser Komet nach dem Glauben jener Zeit Papst Urban's IV. Tod an. Im Jahre 975 wurde er in China gesehen. Die Chinesen haben 683 einen Kometen beobachtet, der mit dem Kometen von 975, 1264 und 1556 identisch sein konnte. Die Weisen des himmlischen Reiches wußten übrigens nichts von dem Aberglauben des mittelalterlichen Abendlandes über die Kometen.

Die bodenlose Tiefe der Mammuthhöhle von Kentucky wird oft als mitten durch die Erde gehend betrachtet. Am Ende des Ganges angelangt, der sich in sie verliert, befindet sich der Zuschauer plötzlich am Rande eines Abgrundes. Von drei Seiten mit Dunkelheit und Schrecken umgeben, steht er auf einem Vorsprung vor der finstern gähnenden Tiefe. Er blickt empor, aber noch hat kein Auge die Wölbung des unermeßlichen Domes erschaut, nichts ist zu erkennen, als die schweren Tropfen, die in kalter Regelmäßigkeit niederfallen und zischend manchmal das Licht der Lampen treffen. Unter ihm ist nichts als dichte Finsterniß, aus der ein weit entferntes Geräusch wie von fließendem Wasser das Ohr berührt. Der Führer, der die Ansicht hat, daß man in die Höhle kommt, um zu sehen und zu hören, nicht zu denken und zu träumen, schleudert unverhofft einen Stein hinab in die finstere Tiefe. Jetzt hat dieser Stein in dumpfem Fall den Boden erreicht; nein, er schlug nur an und fällt tiefer und immer wieder tiefer. Wird er niemals Boden finden? Ein Grauen befällt den Lauschenden, wenn er das Echo des abspringenden Steines immer hohler und hohler vernimmt, bis das Gehör ihm nicht mehr folgen kann.

In einer Sitzung der pariser Akademie der Wissenschaften legte vor einiger Zeit Hr. Dumas seinen Collegen das erste Kilogramm fabrikmäßig dargestellten Aluminiums vor. Eine wesentlich neue Methode ist nicht aufgefunden worden: man ist noch immer genöthigt, zuerst Chlor-Aluminium zu präpariren und dieses dann durch Natrium zu zersetzen. Allein einerseits ist die Fabrikation des Natriums sehr vereinfacht, und andrerseits auch die erwähnte Zersetzung viel sicherer eingerichtet worden. Nach der Ansicht des gelehrten Chemikers kann die Industrie sich jetzt der Fabrikation des Aluminiums bemächtigen und nach der angegebenen Methode das Kilogramm zu 100 Fr. liefern. Es ist das jedenfalls ein sehr wichtiges Resultat, denn bis zum Jahre 1854 konnte man dieses Metall nach der Methode des Entdeckers Wöhler nur in Form eines grauen Pulvers und in geringen Quantitäten erhalten, bis es endlich dem Franzosen Deville gelang, es in compacten Massen darzustellen; in diesem Zustande hat es den Glanz des Silbers, ist aber leichter und zäher.

In Amerika ist neuerdings eine eigenthümliche Sorte Papier erfunden worden, welcher man die wunderbarsten Eigenschaften nachrühmt. Dies Papier soll dünn aber fest sein, gänzlich frei von Poren und undurchdringlich für Nässe. Das Pulver erhält sich ganz trocken darin, ja man will den Versuch gemacht haben, ein Ei in einem Gefäße von solchem Papier zu sieden, ohne daß letzteres dabei beschädigt worden sei.

Dritte Abtheilung.

Aus
den Lagunen an's adriatiſche Meer.

Von Rudolph Marggraff.

1. Die Lagunenſtadt.

(Schluß.)

Fahrt auf dem Canal grande. — Die Gondel- und Barkenführer. — Die venetianiſche Palaſt-Architektur. — Merkwürdige Paläſte am Canal grande, ihr Stylcharakter, ihre ehemaligen und gegenwärtigen Beſitzer, ihre Schickſale und Baumeiſter. — Moderne Reſtaurationen. — Gemäldeſammlung Barbarigo. — Paolo Veroneſe's „Familie des Darius." — Angeblich mauriſche Elemente in der venetianiſchen Baukunſt. — Ponte Rialto. — Il Fondaco de' Tedeschi und die Fresken Giorgione's und Tizian's. — Il Fondaco de' Turchi. — Ca Doro. — Palazzo Bendramin. — Bedeutung der venetianiſchen Wohnhaus-Architektur für die unſrige.

Wer das alte Venedig, die Wohnſtätte mächtiger, reichbegüterter, kunſtliebender Geſchlechter, in ſeiner eigenthümlichen Pracht und Schönheit kennen lernen will, den lade ich jetzt ein, mit mir den Canal grande zu befahren, ſeiner ganzen Ausdehnung nach, von einer Mündung zur andern.

Eine neue Welt der Erſcheinungen thut ſich hier vor unſern Blicken auf, und die Fülle ihrer Schönheiten iſt ſo bezaubernd, ſo wohlig das Behagen, welches wir, gewiegt von dem leicht dahingleitenden Fahrzeuge, in ihrem Anſchauen empfinden, daß wir uns, wie im Rauſch der Selbſtvergeſſenheit, gern und ganz der glücklichen Gegenwart gefangen geben.

Wo findet ſich aber auch dem Aehnliches? — Die pfeilſchnelle und doch ſo gleichmäßige und ſanfte Bewegung der Gondel; ihr düſteres, einen faſt unheimlichen Gegenſatz zu der heitern Umgebung bildendes Colorit; die über der ſpiegelglatten Fläche ruhende Stille, nur unterbrochen durch den Ruderſchlag und den ſeltſamen Klang der von der Schaufel in eintönigem Tact niederfallenden Waſſertropfen oder von dem melancholiſchen Zuruf der Gondel- und Barkenführer, wenn es gilt, ſich einander auszuweichen; dazu die phantaſiereiche Pracht und Zierlichkeit der Paläſte, die, den Canal zu beiden Seiten umfaſſend, gleich architektoniſchen Traumgebilden aus der flüſſigen Tiefe emporſteigen, übergoſſen von dem Lichtglanz der Sonne, der aus dem Gewäſſer leuchtend wiederſtrahlt; endlich der ruhig ſtätige Wechſel der anmuthigſten Proſpecte, welcher Auge und Sinn in nicht zu ermüdender reizvoller Thätigkeit erhält, indem er ohne Unterbrechung den gerundet weichen Schwingungen folgt, womit der gewaltige Schlangenleib dieſer wunderbaren Waſſerſtraße durch das Inſelmeer ſich windet: das Alles und mehr vereinigt ſich hier, um dieſe Fahrt, romanhaft angeweht vom Geiſt der Geſchichte, zu der unvergleichlich ſchönſten und anziehendſten zu machen, die ich kenne, und feſt bin ich überzeugt, daß es hauptſächlich unter dem Eindruck dieſer Herrlichkeiten war, als Jacopo Sannazaro ſein berühmtes, von der Republik königlich belohntes lateiniſches Epigramm dichtete, worin er am Schluß Neptun zu Jupiter ſagen läßt: „Ziehſt du den Tiberſtrom dem Meere vor, nun wohlan, ſchaue dir Rom an und Venedig, und du wirſt bekennen, jenes ſei nur von Menſchen, dieſes von Göttern erbaut."

Friedlich ſchmiegt ſich hier im lieblichen Kuß die Welle an die Schwelle der Häuſer, und ſo innig iſt die Berührung, daß die Eingänge ſich

oft kaum mit einem niedrigen Antritt nach dem Wasser hin öffnen, und die Fluth dann unmittelbar ihren Weg in das Innere der Gebäude selbst zu nehmen scheint.

An schönen Nachmittagen, zumal des Sonntags, ist es auf dem Canal grande stets wie ein Fest. Während das Volk die Riva de' Schiavoni und die Fahrt auf Barken über die Lagune nach dem Lido vorzieht, versammelt sich dort, im Canal, die vornehme Welt zum Fresco. Gondeln an Gondeln ziehen still, wie leicht beschwingte, dunkelfarbige Schwäne, rasch an einander vorüber, als hätte jede folgende nur die Aufgabe, die vorauseilende zu überholen. Es scheinen lauter Wettfahrten zu sein, die man anstellt, nicht um eine Leidenschaft zu befriedigen, sondern um des Zeitvertreibs und Genusses willen, und unbeschreiblich ist es, welch' schöne und lebhaft bewegte Scenen sich dann oft dem Auge darbieten.

Die Gondoliere sind ein heiteres, lebenslustiges Völkchen, wie es der Venetianer, besonders der aus den unteren Schichten, überhaupt ist. Ihre äußere Erscheinung paßt vortrefflich zu ihrem Geschäft. Eine schwarzsammtne Jacke und ebenso gefärbte oder weiße Pantalons, von einem lose geschlungenen buntseidenen Tuch zusammengehalten, umhüllen kleidsam den geschmeidigen Gliederbau ihrer schlanken Gestalten, und eine runde dunkelblaue Kappe mit langer Troddel, die den fein geschnittenen, ausdrucksvollen Kopf bedeckt, vollendet den in der That reizenden, malerischen Anzug, dem auch ihre Bewegungen und Stellungen in natürlicher Anmuth und Weichheit entsprechen. Sie rudern stehend, was sich ungemein leicht und zierlich ausnimmt, und ich konnte mich einmal nicht satt sehen, als zwei Gondoliere in ihrem Fahrzeug bei uns vorüberglitten und, während der eine ruderte, der andere, in bequem nachlässiger, doch graciöser Haltung mit beiden Armen auf den Rand der Hütte gelehnt, den Gondelbewegungen mit seinem schmiegsamen Körper behaglich folgte.

Die Gondelfahrer, auf welche die minder vornehmen Führer der hüttenlosen Barken mit neidischem Auge blicken, bilden eine in sich abgeschlossene Kaste, die sich nicht leicht durch Verheirathungen mit andern Ständen mischt, wie dies überall der Fall, wo sich Schiffergilden erhielten. Die Zunft hat ihre eigne strenge Verfassung, die noch den älteren republikanischen Zeiten entstammt. Bei jeder Ueberfahrt (trajitto, wie der Venetianer sagt) ist ein Aufseher, eine Art Aeltester, der vorkommende Streitfälle entscheidet und Strafen verhängt, die ausgeführt oder nach Umständen auf Bitten der Uebrigen erlassen werden. Sie halten sich genau an ihren Tarif, und am besten thut man daher, vorzüglich bei weiteren Ausflügen, mit ihnen auf Stunden zu bedingen, indem für jede folgende nur die Hälfte des ursprünglichen Preises bezahlt wird.

Doch um auf unsere Canalfahrt wieder zurückzukommen, hier, an den beiden Ufern des unvergleichlichen Wasserwegs, hatte sich der Adel der Republik, das „Volk von Königen", wie es der Dichter nennt, angesiedelt; hier hatten die großen Staatsmänner, die Admirale und Feldherrn Venedigs ihre Wohnungen; so die Dandolo's, die der Republik ihren mächtigsten Dogen in dem blinden neunzigjährigen Heinrich, und ihren gelehrtesten in Andreas Dandolo gaben; so die Contarini's und Bembo's, die gleich jenen zu den ältesten und ursprünglichen Wahlfamilien des aufblühenden Freistaates gehörten; so die kunstliebenden Barbarigo's; so die um den Staat vielverdienten Foscari's und deren unversöhnliche und zuletzt siegreiche Gegner, die Loredano's; so die Tiepolo's, aus deren Geschlecht Venedigs größter Gesetzgeber entsproß, und die Pisani's, die den bedeutendsten Seehelden der Republik, den Besieger der genuesischen Flotte, Victor Pisani, in ihren Reihen zählten; so die edlen Rezzonico's, Giustiniani's, Dario's und Grimani's; so auch die schöne und reiche Adoptivtochter der Republik, Katharine Cornaro, die der insel- und länderreichen Mutter ihr herrliches Gatten-erbe, das Königreich Cypern, als Vermächtniß zu Füßen legte; so endlich, vieler anderen zu geschweigen, auch der letzte der Dogen, Luigi Manin, der zugleich ihr schwächster war und die mit allen Mitteln des Angriffs und der Vertheidigung wohlausgerüstete Lagunenstadt an Napoleon zu überliefern, unter Thränen und Wehklagen rieth! — Die Geister der Geschichte werden lebendig, wenn wir die gepriesensten oder geschmähtesten Namen der Republik nennen hören, die sich an diese Gebäude knüpfen und uns reizen nach den Thaten und Schicksalen derer, die sie einst inne hatten und was in ihren Räumen vorging, zu fragen. Sie sind einer steinernen Chronik gleich, diese Prachtpaläste, mit bedeutungsvollen Lettern beschrieben und mit reichen bildnerischen Zierden ausgestattet, trefflich geeignet, uns von den Sitten und Neigungen längst verklungener Zeiten willkommene Kunde zu geben, und da will es uns denn fast bedünken, als ob das, was wir von dem öffentlichen Wirken und Geschick der alten Adelsgeschlechter erzählen hören, gar oft im schneidendsten Widerspruch gestanden habe zu der phantastisch heiteren Schönheit ihrer Wohnungen und ihres häuslichen Lebens.

In den venetianischen Palästen spiegelt sich die ruhige Entfaltung der Macht, des Reichthums und des abgeschlossenen Genusses; wie kostbar aber auch der Stoff sei, aus dem sie errichtet, und wie reich das Schmuckwerk, womit sie bekleidet sind, dennoch gehen die meisten über ein bescheidenes Maß des Umfangs

und der inneren Einrichtung nicht hinaus, und gerade diejenigen, welche der Glanzperiode des Freistaates im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert angehören und durch die reizvolle Gestaltung der gothischen Architektur unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise beschäftigen und fesseln, gerade diese geben sich in Anlage und Einrichtung als die Frucht eines noch beschränkten häuslichen Bedürfnisses zu erkennen, wesentlich verschieden von den Palastbauten der glänzenden Renaissance oder des prahlerischen Rococco, die mit ihren prächtigen Säulenhallen, ihren großartigen Stiegen und Galerie-Sälen den unermeßlichen Reichthum, über welchen ihre Besitzer zu gebieten hatten, und die Ueppigkeit, zu welcher das häusliche Leben der venetianischen Großen damals schon ausgeartet war, verschwenderisch zu Tage treten lassen. „Da, wo diese von Marmor, Purpur und kunstreichen Werken strahlenden Paläste sich erheben," sagt der im Jahre 1556 verstorbene erzbischöfliche Dichter von Benevent, Giovanni della Casa, in seinem an die Venetianer gerichteten Sonett, „standen einst auf den verlassenen Ufern armseliger Inseln nur kleine dürftige Hütten, aber sie waren gegründet von kühnen, die Knechtschaft fliehenden, unternehmenden Schiffern, die den Ehrgeiz nicht kannten und nicht die Lüge und die Goldsucht."

Keineswegs sind diese Paläste mit ihren Fundamenten in einen endlosen tiefen Sumpf versenkt, wie man vielleicht meinen könnte; wäre dies, sie stünden schon längst nicht mehr. Im Gegentheil ruhen sie sicher und fest auf einem Pfahlrost von Eichenstämmen, der über einem Lager von felshartem Thonmergel aufsteht, welches in einer Tiefe von neun bis zwölf Fuß unter dem Lehmboden der Lagunen ausgebreitet liegt, erbaut aus dem hartkörnigen, marmorartigen Kalkstein aus Istrien, der schwer verwittert und fast unverwüstlicher Dauer fähig ist.

Die Palastbauten Venedigs tragen ein ganz anderes Gepräge als etwa die florentinischen. In Venedig spannen sich die Kämpfe der Edlen nicht sowohl in blutigen Fehden als in rasch sich entwickelnden politischen Intriguen ab, und nur von ihrer gemeinschaftlichen Gegnerin, der Volkspartei, die sich von unzufriedenen Adligen zu ehrgeizigen Zwecken mißbrauchen ließ, drohte je zuweilen ihrer häuslichen Sicherheit und der friedlichen Entfaltung ihres Familienlebens im offenen Aufruhr bedenkliche Gefahr. Doch gewährte ihren Wohnungen die isolirt abgeschlossene Lage an und zwischen den Canälen in allen Fällen genügenden Schutz, und der burgartige, auf Vertheidigung berechnete Charakter der meisten florentinischen Prachtpaläste fand daher in Venedig keinen ersprießlichen Boden. Liebten es in der Renaissancezeit die dortigen Architekten dennoch, nach florentinischer Weise die Gebäude auf mächtigen Quadersockeln im Rusticalstyl emporzuführen, so bezweckten sie damit nie etwas anderes als eine ästhetische Wirkung.

In der Regel ist das Erdgeschoß der venetianischen Paläste, sofern sie nicht den späteren Bauperioden angehören, stiefmütterlich behandelt. Es fehlt ihm nicht an einem mehr oder weniger stattlichen Bogenthor, aber es ist zumal bei den älteren Gebäuden meistens sehr tief gelegen und kaum durch eine oder zwei Stufen mit dem Wasser verbunden, und der unscheinbaren Form und der unregelmäßigen Vertheilung der Fenster in diesem Geschoß sieht man es an, daß sich dahinter nur Räume befinden, die zu wirthschaftlichen und kaufmännischen Zwecken, zu Vorrathskammern, Waarenlagern, Gesindestuben oder Geschäftszimmern dienen. Pfähle stehen dort vor den Eingängen im Wasser, an welche die Venetianer, wie schon der Gothen-Minister Cassiodor im Jahre 538 sagt, ihre Fahrzeuge gleich Pferden vor den Thüren ihrer Häuser anbinden.

Jene tiefe Lage des Portals im Erdgeschoß nach dem Canal zu mußte sich aber nothwendig als die zum Anlanden und bequemen Ausladen der Barken allein geeignete von selbst in einer Stadt ergeben, wo, wie in Venedig, von jeher ein lebhafter Handelsverkehr stattfand und die reichsten und angesehensten Bürger kaufmännische Geschäfte betrieben, und zwei- auch dreifache Portale mit prächtigen mehrstufigen Freistiegen davor nahmen bei den Privatwohnungen erst in der Renaissancezeit überhand, als jenes Verhältniß sich änderte und der ehemalige gelderwerbende Kaufmannsstand zu einer stolzen, die ererbten Reichthümer genießenden und allmälig auch wieder vergeudenden Adelskaste aufgeblüht war. Doch behielt die Republik in ihren neuen Staatsbauten, wie im Fondaco de' Tedeschi und in den Fabbriche nuove, den alten praktischen Gebrauch auch später noch immer bei.

Wie bedeutsam dagegen, im Verhältniß zum Erdgeschoß, charakterisiren sich die oberen Stockwerke! Hier ist die augenfälligste Stelle im Bau die in verticaler und horizontaler Richtung entschieden sich aussprechende Mitte der Fassade, beherrscht durch zwei, auch drei Reihen mehrfach gruppirter hoher Fensteröffnungen, vor welchen sich gewöhnlich unbedeckte Galerien und Logen hinziehen, auf die man in die frische Luft über die Gewässer des Canals hinaustreten kann. Diese Lichtöffnungen sind durch Säulen, in der Verfallzeit der Kunst auch durch Pfeiler von einander getrennt und ihre Anlage bildet für die mehr geschlossenen, in bald größeren, bald geringeren Abständen durch einzelne Fenster unterbrochenen Wandmassen die sich rechts und links anlehnen, eine Scheidelinie von so mächtiger Wirkung, daß der Cha-

rakter der Fassade, bei aller sonstigen etwaigen Regellosigkeit derselben vollständig dadurch bestimmt und festgestellt wird.

Nicht einen Augenblick können wir über den Zweck der hinter jenen Fensterloggien liegenden Räume in Zweifel sein. Es entsprechen ihnen die großen Gesellschaftssäle im Innern, welche sie zu erleuchten bestimmt sind, wo die Familienglieder zur gemeinschaftlichen Unterhaltung sich zusammenfanden, wo man die Fremden empfing und die Freigebigkeit des Hausherrn in schwelgerischen Gastmählern sich sehen lassen konnte. Ihnen reihten sich zu beiden Seiten die in der Regel nur mit einem Fenster versehenen und von einem Alkoven begleiteten Wohngemächer der Familie, unten der Eltern, oben der Kinder an, und dieser Typus, dieses System der innern und äußern Anordnung der Gebäude, das offenbare Product einer eigenthümlich ausgebildeten häuslichen und geselligen Sitte, hat alle Wandlungen der Zeit und des politischen Lebens der Venetianer mit insularischer Einseitigkeit und Hartnäckigkeit bis in's sechszehnte Jahrhundert, zum Theil selbst bis auf unsere Tage überdauert. Dasselbe gewann aber auch äußerlich an der Fassade um so mehr feste bleibende Züge, je unvermeidlicher das Bauen auf zerstreuten Erdflächen am Wasser, wo die Häuser gewöhnlich nach drei Seiten hin meist völlig vom Verkehr mit Menschen, ja von Licht und Luft abgeschnitten oder höchstens nur durch ummauerte Höfe damit verbunden waren, zu der Sitte Anlaß geben mußte, die dem Wasser zugewendete vierte Seite so viel als möglich mittelst Fensterlogen, Galerien und Portalen nach außen hin zu öffnen, so daß wir oft selbst die Ecken der oberen Geschosse mit Säulenbalconen in höchst anmuthiger Weise durchbrochen sehen.

Uebrigens sind es keineswegs, wie Burckhardt's „Cicerone" auf Seite 156 bemerkt, nur die geraden Zahlen (vier, sechs, acht) von Fenstern, aus welchen die Loggien bestehen, vielmehr finden sich sowohl hier am Canal wie anderwärts in der Stadt Paläste mit Loggien, die aus drei, auch fünf Fenstern gebildet sind, so daß hier nicht, wie bei den lucchesischen Fassaden-Galerien, eine Säule, sondern ein Intervall auf die Mitte trifft, was jedenfalls organischer, mithin künstlerischer gedacht ist, als jene andere allerdings in Venedig häufiger vorkommende Anordnungsweise. Eine schöne fünffenstrige Loggia hat unter andern der Palast Cavalli (al trajitto di S. Vitale), der zu den bedeutendsten gothischen Palastbauten der Stadt gehört, und eine äußerst zierliche dreifenstrige der Palast Contarini-Fasan, die indeß gleichfalls nicht das einzige Beispiel dieser Art weder für die gothische noch für die spätere Periode ist.

Trotz mannigfacher Spielarten im Einzelnen bleiben die Grundzüge der in Rede stehenden Fassadenanordnung überall dieselben, und charakteristische Abweichungen finden sich nur theils in der ältesten, theils in der neueren Bauperiode, wie der Fondaco de' Turchi aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts für jene, der Palast Cornaro della Cà grande vom Jahr 1532 für diese beweisen. Bei beiden dehnt sich die Säulenloggia in ununterbrochener Folge über die ganze Breite der Fassade aus, während der von Guglielmo Bergamasco 1525 erbaute Palast de' Camerlinghi eine noch größere Abwechslung insofern an den Tag legt, als sich hier um zwei hohe Kuppelfenster in der Mitte zu rechts und links theils dreifache, theils einfache Fensterstellungen von gleicher Höhe gruppiren.

Das Geheimniß der malerischen Gruppirung und der Galerien mit ihrer gleichförmig sich wiederholenden Linienbewegung hat Niemand klarer erkannt und geistreicher zu benutzen verstanden, als die venetianischen Architekten. Die Wirkung ist für den einen wie für den anderen Fall eine außerordentliche. Wo sich aber die trennenden Säulen der mittleren Fensterhalle mit dem feingeschweiften germanischen Spitzbogen und darüber mit einem vielfach durchbrochenen und verschlungenen Rosettenwerk verbinden, steigert sich der Eindruck zur reizvollsten, sinnigsten Anmuth, und diese Anordnung behält selbst dann noch ihr heiteres, zierliches Gepräge, wenn in den Palästen der Renaissancezeit an die Stelle des schwungreichen Spitzbogens und seiner phantastischen Zusammensetzungen der an sich ernstere und minder schmiegsame Rundbogen mit antiken Fensterfüllungen tritt.

Es liegt etwas Liebenswürdiges, Chevalereskes in der freien, ungezwungenen Art, wie die venetianischen Baumeister, besonders die der gothischen Periode, bei der Entwicklung der Massen und Formen zu Werke gingen. Sie verschmähten selbst den Mangel an Symmetrie und an durchgreifenden, wohlabgewogenen Verhältnissen nicht, um die beabsichtigte Wirkung zu erreichen, die hier von der eigenthümlichen Umgebung an Erd' und Himmel gefordert oder gestattet wird. Auch war es schon in der romanischen Periode üblich, die Wandflächen durch eingefügte Reliefbilder zu beleben; die gothische Zeit wählte dazu mannigfach bunte Füllstücke und formte die umschließenden Leisten und Ränder, desgleichen die Ornamente der herabgehenden und durchlaufenden Wandstreifen meist aus verschiedenfarbigen Steinen. Namentlich aber ist es von den Lombardi's und ihren Nachfolgern in der Blüthezeit der Renaissance bekannt, daß sie nicht nur die Gurtungen und Friese mit plastischem Ornament zu verzieren sondern auch die Wandflächen

zwischen Gesimsen und Pilastern und die Bogenzwickel der Fenster und Thüren mit Rundplatten von farbigem Marmor auszufüllen liebten. Oder man griff zur Bemalung, und es ist eine schon von Vasari mit Bewunderung erwähnte Thatsache, daß verschiedene venetianische Paläste, vornehmlich am Canal grande, dereinst mit Frescogemälden geschmückt gewesen sind, wodurch sie noch schöner und zierlicher erschienen, als sie in Wirklichkeit waren: glänzende, man darf sagen, zum Theil blendende Eigenschaften, welche die venetianische Palastarchitektur zu dem beliebtesten Gegenstande des Interesses für die Touristen und des Studiums für die Architekten gemacht haben.

Diese allgemeinen Bemerkungen drängen sich bei einer Fahrt auf dem Canal grande von selbst auf, und mit dem nöthigen Verständniß ausgerüstet, können wir daher jetzt um so sichrer an die Betrachtung einzelner dieser interessanten Bauwerke selbst gehen.

Wir haben uns bei der Piazetta eingeschifft und lassen die Zecca mit ihrem wunderlich schwerfälligen, selbst die Halbsäulen zwischen den Fenstern umfangenden Bossagenwerk, und den Garten des Palazzo reale auf der einen, die nüchterne Dogana di Mare und die prachtvolle Kirche S. Maria della Salute auf der andern Seite rasch bei uns vorüberfliegen, um mit desto größerer Aufmerksamkeit bei Sansovino's frühester Palastschöpfung, dem Palazzo Cornaro della Cà grande bei S. Maurizio am rechten Ufer des Canals zu verweilen.

Ich erwähnte dieses Baues schon als eines der wenigen, deren obere Fensterarkaden über die ganze Breite der Fassade sich fortranken, eine Abweichung von dem eigenthümlich venetianischen Prinzip der Anordnung, die hier keine zufällige, sondern eine durch die innere Raumanlage bedingte ist, da Sansovino nach dem Wunsche des Bauherrn Georg Cornaro, eines Sohnes des berühmten Procuratoren von S. Marco, Jacob Cornaro, bei dem Bau des Palastes die höchste Pracht und Bequemlichkeit erstrebte, und hierdurch veranlaßt wurde, in der Vertheilung der Säle, Wohnzimmer und Gemächer, der verbindenden Stiegen und Gänge vielfach von der bisher gebräuchlichen und typisch gewordenen Einfachheit abzugehen. Das System der Wandsäulen zwischen den Fenstern, welches durch den genialen Baumeister später an der Libreria eine so kunstvolle Ausbildung erlangte, sehen wir hier, unter Anwendung von paarweis gekuppelten Säulen, in seinen ersten markigen und geistvollen, man darf hinzufügen, auch tief und edel empfundenen Zügen sich entfalten. Das Rustico des Erdgeschosses ist in mäßiger Entwicklung gehalten, doch werden wir darin leicht das Vorbild für die Architektur der Zecca erkennen, die Sansovino auf ähnliche Weise viele Jahre nachher ausführte. Der Palast, früher die Wohnung des Delegaten, jetzt, wie man mir schreibt, des Civilgouverneurs, ist einer der prunkhaftesten, den die venetianische Kunst hervorgebracht, und seine kräftig ausladenden Gesimse, seine Verhältnisse und aufsteigenden Formen sind so gewaltig, daß man darüber die mancherlei Schwächen und Geschmacklosigkeiten, welche seinen Profilen und Ornamenten ankleben, gern übersieht oder vergißt.

Der Palast Corner-Mocenigo, ein Werk des Michele Sanmicheli, eines jüngeren Zeitgenossen Sansovino's, hat für uns nur Werth, indem sich an ihn Erinnerungen an Lord Byron knüpfen, der während seines Aufenthalts in Venedig darin wohnte. Dagegen interessiren die beiden Paläste Dario und Manzoni-Angarani am jenseitigen Ufer des Canals auch in architektonischer Beziehung als ein paar hübsche Beispiele der Frührenaissance aus der Zeit der Lombardi. Beide sind von verwandtem Formgepräge, jener klein, aber reich und phantastisch regellos in Anordnung und Verzierung, dieser bei gleichem Reichthum des nichts weniger als geschmackvollen Ornaments von einfach schönen Verhältnissen und von reizender Wirkung in den Loggien der beiden oberen Geschosse.

Die Bewunderung, welche Touristen und reiche Kunstliebhaber dem unsern gelegenen Palast Rezzonico zu zollen pflegen, gilt offenbar mehr der gewinnenden Pracht als der vollendeten Schönheit seiner Erscheinung, wie schon die Zeit seines Ursprungs vermuthen lassen dürfte, da er ein Werk des Baldassare Longhena aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ist, dem Giorgio Massari im folgenden ein drittes Stockwerk aufsetzte. Ueber einem Erdgeschoß im Rusticalstyl erhebt sich mit seinen prächtigen Säulenlogen der barocke Bau, dem man es ansieht, daß dem Architekten bei dessen Entwurf die Erinnerung an Sansovino's Bibliothek vor Augen schwebte. So überladen sich das Aeußere mit Ornamenten zeigt, und so unschön dessen Profile sind, so reich ist das Innere mit pomphaften Vorplätzen, Stiegen und Sälen ausgestattet.

Doch dergleichen und wohl Prächtigeres kann man anderwärts auch sehen, und nicht Jeder, der den Canal befährt, wird etwas besonders Anziehendes darin finden, aber wessen Blick fühlte sich nicht wie durch ein Wunder gebannt, wenn jetzt in seltner Schönheit eine Reihe gothischer Paläste den Fluthen entsteigt, die für uns vor Allem dadurch Werth haben, daß sie uns zeigen, in welch' hohem Maße die Gothik auch für die städtische Häuserarchitektur einer reichen und eigenthümlich vollendeten Entwicklung fähig ist.

Zunächst sind es die beiden Paläste Giustiniani, die sich unsern Blicken darstellen. Sie liegen unter einem Dach und sind, abgesehen

von dem architektonischen Interesse, welches sie gewähren, zugleich dadurch merkwürdig, daß sich in ihnen die Werkstätte und die Gemäldesammlung der bekannten venetianischen Brustbildmaler Felice und Natale Schiavoni befinden. Im Wesentlichen theilt mit ihnen Styl und Anordnung der vielgerühmte Palast Foscari, der sich ihnen unmittelbar anreiht. Wo letzterer jetzt steht, erhob sich schon in alter Zeit ein Prachtbau, der gleich den beiden Nachbarpaläften der Familie der Giustiniani gehörte, die der Republik mehrere ihrer hervorragendsten Staatsmänner und Feldherrn gegeben hat. Durch Vermittelung des einflußreichen Nobile Bernardo kaufte ihn der Senat im Jahre 1128, um dem Marchese von Mantua ein Geschenk damit zu machen. Später gelangte derselbe wieder in Besitz der Signorie, und nun erwarb ihn der durch seinen kühnen Unternehmungsgeist und sein mitleidenswerthes Ende allgemeiner bekannte „Principe" Foscari, der von 1423 bis 1457 ruhmvoll die Zügel der Republik führte, aber vorgeblich wegen Altersschwäche abgesetzt, aus Gram über solche Schmach an dem nämlichen Tage starb, an welchem er die Glocken der Marcuskirche die Wahl des neuen Dogen, Pascal Malipiero, hatte verkündigen hören. Unstreitig um die nämliche Zeit, als die benachbarten Paläste Giustiniani ihre noch heute bestehende Fassade erhielten, ließ der neue Besitzer den seinigen in demselben Styl und mit einer gleichen Anzahl von Stockwerken, aber in viel erhabener und wirksamer aufstrebenden Verhältnissen aufführen.

Der Palast Foscari zeigt den Reichthum der venetianischen Palastarchitektur und das eigenthümliche Prinzip ihrer Fassadenanordnung in vorzüglich glanzvoller und edler Weise ausgebildet. Die Säulenloggien der beiden mittlern Stockwerke öffnen sich hoch und schlank in acht zierlichen Spitzbögen mit vierblättrigen Rosetten darüber, und in der Gesammtvertheilung der Massen wie in der Behandlung der Einzelformen gibt sich ein so feines, lebensvolles Gefühl zu erkennen, daß dies Gebäude als ein seines Ruhmes vollkommen würdiges Muster spätgothischer Palastarchitektur bezeichnet werden darf. Eine Verwandtschaft mit dem Dogenpalast ist nicht zu verkennen. Das Rosettenwerk, Gesimse und Kapitäle bezeugen sie, und nichts steht daher der Annahme entgegen, daß der Palast Foscari wenn nicht von den Meistern des Dogenpalastes, Zuane und Bartolomeo Bon, selbst, so doch zu ihrer Zeit und unter dem Einfluß ihres Geschmacks erbaut worden sei. Er stand zu allen Zeiten im größten Ansehen; Paris Bordone schmückte ihn mit jetzt größtentheils verblichenen Fresken, und nicht nur König Heinrich III. von Frankreich, auch viele andere gekrönte und gefürstete Häupter haben als Gäste diesen Palast bewohnt und sind hier von der Republik bewirthet und mit glänzenden Festen geehrt worden. In neuerer Zeit fanden die Räume des Innern praktische Verwendung theils zur Aufbewahrung venetianischer Landes- und Gewerbserzeugnisse, theils indem man darin die technischen Schulen unterbrachte, deren trefflicher Vorstand Luigi Paravicini sich auch um die Wiederherstellung des Gebäudes im ursprünglichen Styl anerkennenswerthe Verdienste erworben hat.

Ueberhaupt ist der modernen Restaurationskunst vielfach Gelegenheit geboten, sich an den älteren Palästen Venedigs zu versuchen; doch kann man nicht sagen, daß Einsicht und richtiger Sinn dabei jederzeit die Oberhand behaupten. Die früheren Meister wußten sehr wohl, warum sie selbst untergeordneten Bautheilen, z. B. den Schornsteinen, gerade diese eigenthümliche Form und Stellung gaben; die neueren glauben sich über dergleichen kleinliche Rücksichten erhaben und erreichen daher selten oder nie den schönen und harmonischen Gesammteindruck ihrer Vorbilder; vielmehr schrumpft oft die kräftigste Zinnenkrönung unter ihren Händen in kleinliche Spielerei zusammen und in der Behandlung des architektonischen und ornamentalen Details tritt bei ihnen häufig Magerkeit und Geschmacklosigkeit an die Stelle lebensfrischer schöner Vollendung. Davon aber ist leider auch der Palast Foscari nicht völlig verschont geblieben.

Ihm gegenüber, an der andern Seite eines hier in den Canal grande einmündenden Nebencanals erhebt sich der Rococcopalast Balbi, der jedoch nichts darbietet, was die Aufmerksamkeit besonders zu fesseln vermöchte, wiewohl er als das Werk eines der begabtesten Schüler Sansovino's, des Alessandro Vittoria, immerhin einige Beachtung verdienen dürfte. Aber auch der nicht weit davon an demselben Ufer liegende Palast Barbarigo würde sich trotz seiner einfach edlen Verhältnisse und seiner schlanken schönarchitravirten Rundbogenfenster, die ihn als ein Werk der Frührenaissance aus dem Ende des fünfzehnten oder aus dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erscheinen lassen, meinen Blicken vielleicht entzogen haben, hätte nicht der Ruf kostbarer Tizian's, Bellini's und Giorgione's, die damals noch in ihm aufbewahrt wurden, ihm in meinen Augen einen besonderen Glanz verliehen.

Dieser schöne Palast des alten aus Istrien stammenden sehr reichen Geschlechts der Barbarigo's oder Barbadico's — auf den bleiernen Dogensiegeln lautet der Name lateinisch Barbadicus — lag, als ich dazumal seine Hallen betrat, auf das traurigste vernachlässigt und wuchernder Verderbniß preisgegeben. Außer dem Custoden sah ich kein anderes lebendes Wesen darin. Durch mehrere düstere Gemächer, deren Wände sämmtlich voll Bil-

der hingen, gelangten wir zu dem Saale, der die werthvollsten Stücke der Sammlung enthielt. Bei unserm Eintritte war Alles in tiefes Dunkel gehüllt; kein Lichtstrahl drang durch die dichtverschlossenen Fensterläden, und als dann letztere endlich geöffnet wurden, konnte man sich in die alte Trödelkammer eines Bilderhändlers versetzt wähnen, so dick lag der Staub auf Malerei und Rahmen, so unscheinbar war die gesammte übrige Umgebung des Zimmers. Und doch stand ich hier auf heiligem Boden, wäre dem Berichte des Custoden zu trauen gewesen, wonach Tizian bei den Barbarigo's gewohnt und in diesem Zimmer gearbeitet habe. Das ist aber nichts als eine schönerfundene Fabel, von der nur so viel wahrscheinlich, daß Tizian im Auftrage der Barbarigo's beschäftigt war, und so viel urkundlich gewiß, daß die Mehrzahl der zu jener Zeit hier befindlichen Bilder im Jahre 1581 von Christoforo Barbarigo aus dem Nachlaß des Pomponio Vecellio, des Sohnes und Erben Tizian's, erworben wurde, darunter auch jene wunderherrliche heilige Magdalena, die als die Krone der Sammlung gelten konnte; ferner die tiefergreifende Darstellung der Kreuztragung; die köstliche, schon von den alten Schriftstellern vielfach gerühmte Madonna, welche das Kind auf einer Brüstung stehen lehrt; endlich Venus mit dem Spiegel und noch gegen zwanzig andere, sämmtlich von Tizian, die, mehr oder minder gut, und, wie der heilige Hieronymus, seiner frühesten, bald wie der heilige Sebastian, seiner spätesten Zeit angehören. Auf diese Art mögen dann wohl auch die interessanten dreizehn Bilder von Giorgione, meist weibliche Köpfe von hoher Schönheit, die neun Musen darstellend, in diese Sammlung gekommen sein, welche von den zum Theil armen Erben, denen sie zugefallen war, im Jahre 1850 an die russische Regierung um eine sehr beträchtliche Summe verkauft wurde. Möglich, daß der kunstgeschichtliche Werth der Bilder den künstlerischen überwog; dennoch ist zu bedauern, daß die deutschen Unterhändler sich den seltnen Kunstschatz entgehen ließen, wahrscheinlich weil sie zu kritisch waren, da es nicht denkbar, daß sie bei den besseren dieser Gemälde, die unter der arg durch Staub, Schwärzung und Uebermalung verunstalteten Hülle verborgene Schönheit nicht sollten erkannt haben.

In der Nähe ist der Palast Pisani a S. Polo, weltbekannt durch das herrliche Gemälde Paolo Veroneses, die Familie des Darius zu den Füßen Alexander's darstellend, welches hier als theures Hausgut aufbewahrt wird, da der Maler die Ahnen der Pisani's im Bildniß darin anbrachte. Leopold Robert bewohnte ehemals diesen Palast, und in demselben Zimmer, wo er einst arbeitete und in unbezwinglicher Schwermuth hinsiechend, zuletzt sich selber den Tod gab, da hat seit vielen Jahren der durch seine trefflichen italienischen Landschaften und Lebensbilder rühmlich bekannte deutsche Maler Nerly seine Werkstatt aufgeschlagen. Doch der Palast, von dem hier die Rede, ist auch durch seine Bauart merkwürdig. Als reich und geschmackvoll bewundern wir seine Fassade. Er gehört zu den wenigen, die in hohen Prachtportalen und mittelst einer breiten mehrstufigen Freistiege nach dem Canal zu sich öffnen. Leider hat ein Renaissance-Anbau die Harmonie der Verhältnisse im Aeußern zerstört. Jedoch sind die sechssäuligen Arkaden der beiden Hauptgeschosse von schöner Wirkung, namentlich die der oberen, wo nicht wie in den unteren einfach geschweifte Spitzbögen die vierblättrigen Rosetten zwischen sich nehmen, sondern halbzirkelförmige Schwingungen, die auf jede zweitfolgende Säule überspringend, sich durchkreuzen und auf diese Weise Spitzbögen in edelster Form bilden, ein aus unzähligen normanischen Kirchen und Palästen in Sicilien, England und Frankreich bekanntes Motiv, daß einige Schriftsteller zu voreilig mit dem Ursprung des Spitzbogens in Verbindung gebracht haben, da ihm zwar eine decorative, aber keine constructive Bedeutung inne wohnt. In Venedig kommt er meines Wissens nur noch am Palast Cavalli, der gleichfalls auf dem linken Ufer des großen Canals liegt, vor, und ich vermuthe daher, daß beide Paläste aus einer und derselben Zeit stammen. Uebrigens zeigt kein gothischer Palast am Canal so untrügliche Spuren der sich bereits eindrängenden Renaissance als Palazzo Pisani, da nicht nur die Sockelgesimse, die mittlern Gurtbänder und die Profile der auf Löwenköpfen ruhenden Altanbaue, sondern auch die schönen Akanthuskapitäle und halbattischen Basen der Loggiensäulen sowie die ionischen Pilasterkapitäle an den Ecken des Erdgeschosses mit Eierstab und Zahnschnitt antike Motive von so wohlverstandener Bildung und Behandlung zeigen, daß man über die Zeit seiner Entstehung nicht zweifelhaft sein kann. Der specifisch gothischen Kunst gehören diese Formen nicht an.

Bei der Fülle neuer Gegenstände, die dem Fremden auf der Canalfahrt entgegentreten, wäre es nicht zu verwundern, wenn manches minder augenfällige Schöne sich seinen Blicken entzöge. Gewiß sind es nur wenige, die in jener Gegend den kleinen Palast Contarini-Fasan gesehen und einer eingehenden Betrachtung gewürdigt haben. Und doch gibt es in der That nichts Anmuthigeres als diese an sich schmale Fassade mit ihrer prächtigen Loggia von drei schlank geschweiften Spitzbogenöffnungen im Hauptgeschoß und mit den zwei gleichgeformten Fenstern darüber, eingefaßt in hohe vier-

eckige Umrahmungen, die gleich den Rändern der Bögen schachbrettartig ornamentirt sind. Keiner der übrigen venetianischen Paläste kann mit diesem so unansehnlichen wetteifern in der bizarren Zierlichkeit der Gesimse, in dem phantastischen Reichthum der Profilirung und des Schmuckwerks. Was ihm aber besonders wohl ansteht und ihn vor andern ähnlicherer Bauschöpfungen vortheilhaft auszeichnet, dies ist der Umstand, daß die Balkone nicht Dockengeländer haben, sondern Brustlehnen, die mit gothischem Maßwerk in einer Art Fischblasenform ausgesetzt sind. Die Palastarchitektur des gothischen Styls hat in diesem Gebäude die äußerste Stufe schmuckreicher, zierlicher Vollendung erreicht. Die Zeit seiner Entstehung ist daher unbedenklich in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu setzen, und Leon Battista Alberti hatte vielleicht neuentstehende Spitzbogenbauten dieser Art im Auge, wenn er sie von seinem Standpunkt aus „nuovi delirii d'inezie" nannte.

Die zuletzt erwähnten Paläste liegen sämmtlich auf dem linken Ufer des großen Canals; doch bietet auch das rechte Ufer an dieser zweiten größeren Windung des Canals bis zur Rialtobrücke eine weitere stattliche Reihe der prachtvollsten Palastbauten. Zwei davon gehören unwidersprechlich der älteren Bauperiode aus der zweiten Hälfte des zwölften oder wahrscheinlicher aus der ersten Hälfte, wenigstens dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts an. Es sind die beiden Paläste Farsetti und Loredan, die sich genügend gut erhalten haben, um über den damaligen Styl der Wohnhausarchitektur in Venedig anschauliches Zeugniß abzulegen. Die tiefe Lage des Portals im Erdgeschoß kommt beiden Palästen gemeinschaftlich zu; beide haben auch bereits in der Mitte der Fassade die von Säulen getragene Fensterloggia zur Bezeichnung und Erleuchtung des großen, den Mittelpunkt für die häusliche und gesellige Unterhaltung bildenden Saals; beide zeigen als Schluß der Fensteröffnungen stark überhöhte Rundbögen, die bei Farsetti im Hauptgeschoß auf gepaarten schlanken Säulchen korinthischen Styls ruhen; beiden endlich sind Kapitäle von so alterthümlicher Gestalt und Verzierung eigen, daß Selvatico hier wie in einigen anderen ähnlichen Fällen der von dem Bericht der Chroniken vielfach unterstützten, jedoch nicht immer unbedingt stichhaltigen Ansicht ist, es seien dieselben von zerstörten Gebäuden des sechsten oder siebenten Jahrhunderts, wie etwa Aquileja am Natiso und Altinum am Silo, entlehnt, wenigstens gelte dies unbedingt von Säulen am Palast Farsetti, vornehmlich von denen in der vierfäuligen Halle des Erdgeschosses, deren Basen aus umgekehrten Kapitälen bestehen. Die Säulen am Palast Loredan sind sämmtlich im Profil, aber nicht in den Größenverhältnissen verschieden. Dabei ist es interessant zu bemerken, daß hier, an einer der Säulen der mittleren Fensterloge das Kapitäl auf seinen vier Seiten dasselbe Lilien-Ornament zwischen netzförmigen Verzierungen zeigt wie eine der Säulen im Porticus von S. Marco. An den Palast Farsetti knüpft sich aber insofern auch ein historisches Interesse, als er einst die Behausung des ebenso unglücklichen als klugen, großherzigen und tapferen Dogen Andreas Dandolo war. Später kam er in Besitz der Familie, deren Namen er noch trägt, und gegenwärtig befinden sich darin die Geschäftslocalitäten des Municipalamts. Vom Palast Loredan hieß es jüngst, daß er das Schicksal anderer altadliger Prachtpaläste theilen und in einen Gasthof verwandelt werden würde. Bekanntlich war es ein Loredano, dessen haßerfüllter Intrigue der greise Francesco Foscari zum Opfer fiel.

Der Palast Loredan ist vorzüglich schön in den Verhältnissen und von edler Wirkung. An ihm kommen auch schon jene farbigen, in die Mauerwände eingelassenen Füllstücke vor, wodurch man den Fassaden mehr Leben und Reiz zu geben suchte, und die noch in späteren Zeiten zu Venedig so beliebt waren.

Man hat den Baustyl, in welchem diese beiden Paläste aufgeführt sind, „maurisch-byzantinisch" genannt, obgleich darin nichts vorkommt, was sich nicht vollkommen aus der lokal venetianischen Entwickelung des spätromanischen Styls erklären ließe, der seinerseits aus einer Vermischung römisch-byzantinischer Elemente mit vorwiegend nordischen hervorgegangen war. Durch jene empfing Venedig, hauptsächlich von Ravenna und andern adriatischen Küstenstädten her, die überhöhten, unmittelbar auf den Säulenkapitälen ohne Zwischengebälk ruhenden Rundbögen, durch diese, wie es scheint von der Lombardei aus, die eigenthümliche Ausbildung des ornamentalen Details, und von maurischen Einflüssen in der venetianischen Architektur, die man thörichterweise sogar in den geschweiften Spitzbögen einer späteren Bauperiode finden will, zu reden, kann daher nur dann gestattet sein, wenn sie sich durch Form und Geschichte unleugbar als solche nachweisen lassen, was aber nur in wenigen seltnen Fällen möglich sein dürfte.

An kunstgeschichtlicher Bedeutung halten jenen romanischen Palastbauten dort am rechten Ufer des Canals zwei Renaissance-Paläste, Corner-Spinelli und Grimani, vollkommen die Waage. Beide sind den gelungensten Hervorbringungen des Renaissance-Styls beizuzählen. Namentlich beurkundet der Palast Corner-Spinelli einen sicher ausgebildeten und des Organischen im Bauwerk klar sich bewußten Geschmack. Die

Massenvertheilung ist von schöner Entwicklung und das Ornament überall zweckmäßig und bedeutsam verwendet Eine nahe Verwandtschaft mit dem Palast Vendramin zeigt sich dabei in der Fensterbildung der oberen Geschosse, so daß man geneigt sein könnte, beide als Schöpfungen eines und des nämlichen Künstlers zu betrachten.

Im Palast Grimani befinden sich gegenwärtig die Localitäten der Post. Es ist ein Prachtbau der hervorragendsten Art, eine Schöpfung des Michelo Sanmicheli, der in ihr die anziehende Aufgabe, drei Stockwerke übereinander mit korinthischen Säulenstellungen zwischen den Fenstern zu schmücken, glücklich zu lösen versucht hat. Diese Säulenstellungen machen sich in dem Maaße als das Wesentliche am Gebäude geltend, daß die Mauer- und Fensterwände bedeutungslos dazwischen verschwinden. Das Hauptgewicht liegt nach den beiden schönprofilirten Ecken zu. Hier sind, was eine prächtige und machtvolle Wirkung hervorbringt, die hohen Rundbogenfenster der obern Geschosse von gekuppelten Säulen eingeschlossen, während in der Mitte nur einfache Säulen deren Stelle vertreten. Verfänglicher war der kühne Versuch, die mit decorirtem Schlußstein versehenen Archivolten der Fensteröffnungen nicht unmittelbar auf das Kapitäl der die letztern einrahmenden niederen Pfeiler, sondern auf ein darüber ruhendes Gebälkstück, das noch dazu auf sehr unschöne Weise mit ausgebauchtem Fries versehen ist, zu stellen und dieses Gebälkstück an den Wandfeldern, welche die Säulenstellungen zwischen sich freilassen, als Horizontaltheilung zur Bildung geradlinig geschlossener, untergeordneter Fensteröffnungen fortzusetzen. Das Unorganische und Gekünstelte dieser Anordnung springt in die Augen. Doch hat der Portalbau im Erdgeschoß zum Theil dadurch einen Reichthum in der Gliederung erhalten, der ihn als den bei weitem ausgebildetsten, geschmackvollsten und stattlichsten in der ganzen Reihe dieser Palastarchitekturen erscheinen läßt. Ich möchte ihn einem Triumphbogen vergleichen, der über breitem Stiegensockel sich erhebt, um die gewaltigen Lasten zweier Stockwerke zu tragen, die sich ihrerseits beide wie zum glanzvollsten Feste mit ausgesuchten Prachtgewändern und Kleinodien von köstlichem Gestein anmuthig geschmückt haben. Es rauschen diese Formen wie die Accorde eines feierlichen Allegro harmonisch zusammen, und nur einzelne bizarre Geigenstriche unterbrechen muthwillig den allgemeinen schönen Einklang.

Bei Ponte Rialto angelangt, erkannte ich bald an dem regen Treiben, welches auf und bei dieser merkwürdigen Brücke im ununterbrochen hin- und hergehendem Gewoge herrscht, daß sie einen merkwürdigen Abschnitt im Leben des Canals und der Stadt bilde. Jenseits beginnt eine neue Wendung der riesigen Wasserstraße, und neue sehenswerthe Palastbauten fassen dort ihre anfänglich engeren, später mehr auseinandertretenden Ufer ein. Auf der ganzen weiten Strecke ihres Verlaufs war bis in die allerjüngste Zeit Ponte Rialto der einzige Brückenübergang, und erst die letzten Jahre sahen bei dem ehemaligen Trajitto di S. Stefano, wo man nach der Akademie der schönen Künste sonst in Gondeln übersetzte, zur Verbindung beider Ufer eine zweite Brücke entstehen, die indeß mit ihrem zierlich durchbrochenen Gitterwerk wenig zu der massenhaften geschlossenen Umgebung der nahen Paläste passen mag.

Auf Ponte Rialto kreuzen sich die tausend bunten Fäden des bürgerlichen Verkehrs, der gewerblichen und kaufmännischen Geschäfte der Lagunenstadt noch heute wie vor tausend Jahren. Geschichte und Dichtung haben der Brücke die Weihe gegeben, und kaum weniger als an den Marcusplatz und die ihn umschließenden großartigen Baudenkmale knüpft sich an ihren Namen die Erinnerung der frühesten und eigenthümlichsten Entwicklung des venetianischen Volkslebens.

Es ist bekannt, daß dieser kühne Bau in einem einzigen Bogen, 66 Fuß weit und eben so breit zwischen starken Widerlagern eingespannt, ohne Stütze und belastet von zwei Reihen massiver Verkaufsläden sich über den Fluß schwingt. Aus gewaltigen Steinblöcken zusammengefügt, erregt das Werk bei dem Aufwande technischer Kraft und Geschicklichkeit, der ihm aufgeprägt ist, unsere Bewunderung. Aber der Riesengedanke hat sich in geschmacklose Formen gekleidet und vermag uns durch seine Größe nicht für den Mangel an Adel und Schönheit zu entschädigen, der sich in Anlage und Gliederung kundgibt. Die ihn verunstaltenden häßlichen Buden sind zwar so gestellt, daß sie drei Uebergänge gestatten und die Geländer frei lassen, aber der Bau hat dadurch für den Darüberschreitenden doch seinen eigentlichen Brückencharakter verloren. Größere Brücken mit Häuserbauten zu belasten, war übrigens Sitte nicht minder des Alterthums wie insbesondere des Mittelalters.

Die Chronisten erzählen, daß der lombardische Architekt Niccola Barattieri, derselbe welcher im zwölften Jahrhundert die beiden Säulen der Piazetta aufrichtete, auch ein Modell für die Rialtobrücke gefertigt habe. Indeß wird nicht gesagt, ob letzteres auch zur Ausführung gekommen sei. War solches der Fall, dann ist es wahrscheinlich dieser Bau von Barattieri gewesen, der später so schadhaft wurde, daß man ihn durch einen prächtigeren zu ersetzen beschloß. Für die Kunst ist es bei alle dem ziemlich gleichgültig, ob der neue, technisch so bedeutsame Bau mit Zugrundelegung eines Plans von Scamozzi durch Antonio da Ponte oder, wie man in jüngster Zeit gefunden haben will, durch einen gewissen Boldù aufgeführt

worden sei. Weder in dem einen noch im andern Falle würde die Ansicht über seinen Kunstwerth eine Aenderung erleiden, da ihm die Spuren des tiefen Verfalls der Renaissance, wie ihn das Ende des sechszehnten Jahrhunderts in seinen Bauten an der Stirn trägt, unverwüstlich aufgedrückt sind.

Was uns jenseits der Brücke, an der rechten Seite des großen Canals zuerst in die Augen fällt, ist das ehemalige Kaufhaus der Deutschen, Il Fondaco de' Tedeschi, ein stattliches Gebäude, das sich nicht sowohl durch die Schönheit seiner architektonischen Verhältnisse und Formen als durch die Massenhaftigkeit seiner Erscheinung und noch vorhandene Ueberbleibsel früherer Bemalung bemerklich macht, zugleich ein ehrenvolles Denkmal für uns Deutsche aus den besten Zeiten der Republik und ein anschauliches Zeugniß des hohen Ansehens, dessen sich deutsche Betriebsamkeit und Handelsmacht im Mittelalter selbst bei den stolzen Aristokraten Venedigs zu erfreuen hatten. An seiner Stelle befand sich frühzeitig ein umfänglicher Bau zur Beherbergung deutscher Waaren und Kaufleute, die in hellen Zügen in Venedig zusammenströmten, um hier den Verkehr des europäischen Westen und Norden mit dem Orient zu vermitteln. Der Senat der mächtigen Lagunenstadt erkannte den großen Einfluß, den solchergestalt die deutsche Nation auf die Förderung des einheimischen Handels und Reichthums nothwendig ausüben mußte, und als daher im Jahre 1504 die alte Waarenhalle durch eine Feuersbrunst gänzlich eingeäschert wurde, befahl er, dieselbe weitläuftiger und zweckmäßiger wieder aufzubauen.

Der Neubau ist der noch jetzt bestehende. Er umfaßt, wie man sagt, gegen 200 Gemächer und erhebt sich, mit einem dreistöckigen, von Pfeilern getragenen Galerienhofe versehen, regelmäßig in Form und Anlage zwar, aber bar alles plastischen Schmuckwerks in einer Schlichtheit, ja Trockenheit der Verhältnisse, Gesimse und Profile, die nichts von der heitern phantastischen Anmuth des eigenthümlich venetianischen Palaststyls an sich trägt. Doch mag das Gebäude ursprünglich einen freundlichen, malerischen Anblick dargeboten haben, wenn es wahr ist, wie venetianische Schriftsteller vermuthen, daß sich einst an die beiden Ecken nach dem Canal zu niedrige, mit bedeutungsvollen Inschriften geschmückte Thürme anlehnten, ähnlich wie dies, einer Stelle im dritten Briefe Petrarca's an Franc. Bruno zufolge, an dem der Familie Molino gehörigen Hause bei der H. Grabkirche der Fall gewesen ist, welches dem Dichter während seines Aufenthalts in Venedig zur Wohnung angewiesen war. Dazu erglänzten die Mauerwände zwischen den Thürmen von jenen Frescomalereien, die der Senat von Giorgione, und oberhalb der Kaufläden nach Ponte Rialto zu von Tizian hatte ausführen lassen.

Sehr bescheiden waren die Forderungen, die an Giorgione ergingen. Nichts weiter verlangte man von ihm, als daß er in diesen Malereien seine Geschicklichkeit kundgebe und hier, an dem besuchtesten und gesehensten Orte der Stadt, ein treffliches Werk ganz nach eigenem Gefallen vollende. Diese Freiheit machte sich denn auch der Lehrer Tizian's aufs liebenswürdigste zunutz, und mit bewundernswerthem Geschick, ein treuer Sohn der Natur, bedeckte er die Wandflächen mit allerlei wunderlichen, doch lebensvollen Phantasiegebilden, aus älterer und neuerer Zeit entlehnt; aber diese Figuren standen so wenig mit einander im Zusammenhange, daß selbst der wohlmeinend und verständig in alle fremden Intentionen eingehende Vasari sie sich nicht zu deuten vermochte. Gleich den tizianischen sind sie fast gänzlich bis auf wenige Farbenspuren verblichen, und wir daher jetzt außer Stande zu urtheilen, in wie weit die Ansicht der Zeitgenossen begründet war, daß der Schüler schon damals hier seinen Meister übertroffen habe. Ueber die glänzenden Erfolge, die jener dadurch erlangte, empfand dieser aber bekanntlich solchen Verdruß, daß er sich seitdem nur noch selten öffentlich sehen ließ und nicht mehr als Freund Tizian's gelten wollte.

Man hat bisher allgemein den als Gelehrten wie als Architekt gleich ausgezeichneten Dominicanermönch Fra Giocondo für den Erbauer des deutschen Kaufhauses gehalten; nach den Documenten jedoch, welche der um Venedigs Kunstgeschichte höchst verdiente Abbate Cadorin beigebracht, scheint es nunmehr kaum noch zweifelhaft, daß ein gewisser Girolamo Todesco Urheber dieses Bauwerks war, da es von ihm ausdrücklich heißt, daß mit Verwerfung des Fra Giocondo'schen Entwurfs sein Modell zu dem Gebäude die Billigung des Senats gefunden habe. Ist dies aber der Fall, dann gehen wir gewiß nicht fehl, wenn wir in Girolamo Todesco einen Girolamo Tedesco und somit einen Deutschen als Baumeister dieses der deutschen Handelsschaft gewidmeten Gebäudes zu erkennen glauben.

Auch die Kaufleute aus der Türkei hatten in jener Gegend am großen Canal ihre Waarenniederlage und Factorei; aber das Haus, das ihnen zu diesem Behuf im Jahre 1621 von der Republik angewiesen wurde und dem noch bis heute der Name Il Fondaco de' Turchi verblieben ist, war vorher im Besitz des Herzogs von Ferrara. Eins der ältesten und wichtigsten Baudenkmale der Stadt, vertritt es in höchst glänzender Weise die Palastarchitektur aus der Zeit um den Wendepunkt des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Das Haus ist jetzt nur noch eine köstliche Ruine; doch hat

sich genug davon erhalten, um über Anordnung und Wirkung der Fassade vollkommen klar zu werden.

Zwei prächtige Säulenhallen ziehen sich, die eine im untern, die andre im obern Geschoß über die ganze Breite des Gebäudes hin, beide mit stark überhöhten Rundbögen, die unmittelbar über den Doppelplatten der schlanken, mit Kapitälen korinthischen Motivs verzierten Marmorsäulen aufsitzen. Denkt man sich zu dieser schönen Anlage den heitern Schmuck ornamentaler Einsatzstücke in den Wandflächen zwischen und über den Bögen, wovon noch verschiedene Reste übrig sind, und auf der obersten Zinne des Gebäudes jene im Verhältniß zu den leichtgeschwungenen luftigen Arcadenreihen darunter allerdings fast zu kräftige, massige Zackenkrönung, die in mannigfach veränderter Form der venetianischen Architektur bis in die spätesten Zeiten eigen geblieben ist, so wird man sich von der überaus stattlichen und wohlgefälligen Wirkung, den die Fassade dieses Gebäudes in ihrem früheren unverletzten Zustande auf den Beschauer hervorgebracht haben muß, eine genügende Vorstellung machen können. Will man darin, wie in der Architektur der Paläste Farsetti und Loredan, eine Verschmelzung römisch-byzantinischer und lombardischer Bauelemente erkennen, so steht dem nichts im Wege; nur verschone man uns mit der oft wiederholten Behauptung maurischer Reminiscenzen, die sich darin geltend zu machen gesucht hätten.

Wir stehen vor diesem Prachtbau voll Staunen und fühlen, daß wir jetzt nicht mehr den Muth besitzen, unsere Paläste diese offene, freie, schöne Sprache reden zu lassen. Wir glauben schon genug gethan zu haben, wenn wir unseren Fassaden allenfalls eine auf antiken Säulen ruhende Giebelhalle vorschieben, während wir sorglos zusehen, wie die letzten Zacken hier von der Zinne herabfallen und wildes Gestrüpp unten am Boden die Fundamente des Baues umwuchert. Mauerstützen sind untergeschoben, um das zerfallende Werk vor völligem Einsturz zu sichern, und die Intercolumnien zum Theil mit hölzernen Brettern verschlagen, die hier so lange ihren Platz behaupten werden, bis die Hand eines verständigen Restaurators die Wiederherstellung des Gebäudes im alten Geist und Sinn übernimmt oder das Ganze in sich selber zusammenbricht!

Wie eine Musik der anmuthigsten, heitersten Art, wie ein Traum der ersten Jugendliebe muthet uns die viel und doch nie genug bewunderte Cà Doro an. Verführerisch schön, einer goldlockigen Jungfrau gleich, sehen wir dies köstliche Bauwerk dort aus der keuschen, schimmernden Fluth emportauchen. Cà Doro ist der lieblichste und im Gurten- und Leistenwerk am feinsten und saubersten ausgeführte aller gothischen Paläste, und ich finde es in der That sehr artig, daß die Terpsichore unsers Jahrhunderts, Signora Taglioni, außer andern Palästen am großen Canal, auch diese Perle der venetianischen Palastarchitektur zu ihrem Eigenthum und Wohnsitz erkies. Zanotto möchte ihn dem angeblichen Erbauer des Dogenpalastes, Filippo Calendario, mithin dem vierzehnten Jahrhundert zuschreiben, und doch ist er unzweifelhaft mindestens hundert Jahre jünger als dieser Baumeister. Wie kaum zu verkennen, gehört er der schon mit antiken Elementen sich vermengenden, aber auch Ornamente aus dem dreizehnten Jahrhundert nicht verschmähenden Gothik des verzierungssüchtigen fünfzehnten Jahrhunderts an. In Cà Doro offenbart sich eine kokettirend üppige Ueberschwenglichkeit in den Formen, die auf ein Zeitalter deutet, wo der Spitzbogenstyl im Streben, seinen Reichthum zu zeigen, bereits in Zierlichkeit auszuarten begann. Anhänger des streng symmetrischen Princips werden in der Fassade das Gleichgewicht der Massen vermissen. Der Schwerpunkt neigt nach jener Seite, wo über einer schönen, halb spitz-, halb rundbogigen Eingangshalle in zwei Stockwerken sechssäulige Fensterbogen angeordnet sind; auch gibt sich in der Vertheilung einzelner Formen eine gewisse Ungleichheit zu erkennen. Und doch, welche Harmonie und Eleganz umfängt das Ganze! Welche Grazie selbst in der Unregelmäßigkeit, welche Anmuth in den gürtenden und krönenden Gesimsen, welche reizvolle, heitere Träumerei in dem luftig durchbrochenen Filigranwerk, das die Fensterbogen nach oben abschließt!

Wer kennt des Wohllauts zarte Klänge rein,
Wird diesem Hause gern Bewunderer sein,

sagt ebenso wahr wie schön mein trefflicher Freund Ed. Metzger in seinem hypergenialen, 1851 in München erschienenen Büchlein: „Erlebtes. Kunst und Natur.“ von diesem herrlichen Palaste.

Die stolzen Brauen zart und kühn gebogen,
Die Stirne hoch und sicher abgewogen,

so steht der Bau da, umschlungen von schöngewundenen Säulchen an den Ecken, die wie zierliche Zöpfe über die wohlgestalteten Glieder herabhängen. Farbiges Gestein erhöht den Reiz des Anblicks, und Spuren ehemaliger Vergoldung, die meines Freundes scharf und sicher blickendes Auge gefunden haben will, bezeugen noch heute die strahlende Pracht der Jugendjahre des anmuthsvollen architektonischen Gebildes. Jedoch führt der Palast nicht davon seinen Namen, weil er einst ganz vergoldet war, wie man lange geglaubt hat, sondern weil er einer jetzt verschwundenen Familie Doro angehörte. Ein Irrthum war auch die Benennung, die man sonst dem Baustyl des Palastes gab,

indem man ihn maurisch nannte. Was hiervon zu halten, deutete ich schon früher an, und es ist wohl kein Zweifel, daß es nur unsere Unwissenheit war, die für die eigenthümliche Gestaltung des geschweiften, auf Säulen ruhenden Spitzbogens, die mit der bei uns heimischen nicht genau stimmte und als etwas für uns Fremdartiges auch einen fremdartigen Namen zu verlangen schien, keine geeignetere Bezeichnung zu finden wußte. Leider sind die Restaurationen, die der Palast in neuester Zeit erlitten, nicht eben glücklich ausgefallen. Von dem feinen Gefühl, das den Urbau auszeichnet, ist wenigstens nichts darin sichtbar.

Was Cà Doro für die spätere Gothik, ist der in der Nähe gelegene Palast Vendramin-Calerghi für die Renaissance des verrinnenden fünfzehnten Jahrhunderts: ein Muster feiner und gefälliger Ausbildung in den Verhältnissen und Formen; und ich begreife sehr wohl das Entzücken, welches Platen, der tiefe Verehrer und poetische Nachbildner antiker Formgestaltung, beim Anblick dieses schönen Palastes empfunden hat. Gegenwärtig ist er im Besitz der Herzogin von Berry, die ihn bewohnt, wenn sie je zuweilen nach Venedig zum Carneval kommt. Wir kennen als die Zeit seiner Entstehung das Jahr 1481 und verehren in seinem Erbauer, Pietro Lombardo, einen Mann von seltenem Geschmack und Schwunge der Phantasie, der, eingeweiht in das Verständniß der antiken Bau- und Schmuckformen, diese in allen wesentlichen Theilen seines Werks auf eine sinnvolle Weise anzuwenden und zu behandeln gewußt hat. Um so mehr ist zu bedauern, daß die in dem oberen Friese angebrachten Figuren von sitzenden Adlern und springenden Einhörnern, Vasen u. dgl. kleinlich und bedeutungslos zum Ganzen sich verhalten und in einem fühlbaren Widerspruch stehen zu dem wohlgeordneten, edlen und festlich ernsten Wesen, das die prächtige Fassade in ihrer gesammten übrigen Erscheinung lebensvoll und anmuthig durchdringt. Den Profilen der gürtenden und krönenden Gebälke möchte man kräftigere Ausladungen wünschen. Der Portalbau und die Anlage der oberen dreifenstrigen Mittellogen sind dagegen von schöner Wirkung, ebenso sämmtliche, durch korinthische Halbsäulen getrennte Rundbogenfenster, die wieder jedes für sich, ähnlich wie bei dem Palast Corner-Spinelli, nach florentinischer Art durch einen Mittelpfosten in zwei kleinere Rundbogenfenster getheilt sind. Die Oeffnung, die sich dadurch zwischen den beiden kleineren Rundbögen und dem sie umschließenden größeren bildet, erscheint bei Vendramin kreisrund, bei Corner-Spinelli minder schön in luftballonartiger Gestalt, so daß ich hierin eine etwas spätere Variation einer reineren Urform zu erblicken mich gedrungen fühle. Der Palast Vendramin ist vom besten istrischen Stein erbaut; aus weißem, geädertem Marmor bestehen die kleinen Säulen innerhalb der Bogenfenster und was an ornamentalen Formen vorkommt, ist aus Porphyr, Serpentin und andern seltenern Steinarten sorgfältig gebildet.

Damit jedoch an diesem Theil des großen Canals zwischen Ponte Rialto und seiner Ausmündung bei Isola Santa Chiara alle Hauptperioden der christlichen Architektur würdig vertreten seien, so befinden sich obigen Palästen schräg gegenüber auf dem andern Ufer zwei in ihrer Art bedeutende Paläste aus der Barockzeit, nämlich der Palast Corner della Regina, jetzt das städtische Leihhaus, ein Werk Scamozzis, in welchem sich dieser Baumeister wesentlich abhängig von Palladio zeigt, und der stylverwandte Palast Pesaro mit seiner reichen, mächtigen Fassade, deren beide obere, mit ionischen Wand- und Fenstersäulen geschmückten Stockwerke auf einem kräftigen Erdgeschoß von Diamantquadern ruhen. Longhena, der ihn um 1650 erbaute, scheint damit eine Nachahmung des Sansovino'schen Bibliothekgebäudes beabsichtigt zu haben.

Wir beschließen hiermit unsere Canalfahrt und Palastschau. Ihre Schilderung, das weiß ich wohl, vermag den Genuß der lebensfrischen Wirklichkeit in keiner Weise zu ersetzen, aber sie wird, wie unvergleichlich derselbe für Gemüth und Geist, für Empfindung und Betrachtung sei, selbst ohne bildliche Zugaben, den sinnigen Leser ahnen lassen. Doch sei es erlaubt, noch eine Bemerkung hinzuzufügen.

Die Bedeutung eines eingehenderen Studiums der venetianischen Palastarchitektur in wissenschaftlicher wie praktischer Beziehung, die man erst in neuester Zeit nach ihrem vollen Umfang und Werth zu schätzen begonnen hat, ist allerdings nicht hoch genug anzuschlagen. Man würde jedoch sehr fehl gehen, glaubte man jene Architektur und die Art, wie sie sich unter geringen Modificationen im Laufe der Jahrhunderte typisch entwickelt und gestaltet hat, als ein Vorbild für uns betrachten zu dürfen, das wir in Anlage und Form nur nachzuahmen brauchten, um unsrer städtischen Häuserarchitektur den Stempel monumentaler Vollendung und Schönheit aufzudrücken. Wir können an ihr viel, hauptsächlich aber nur lernen, wie wir zweckmäßig und schön, im Einklange mit unsern eignen häuslichen und geselligen Bedürfnissen wie mit der Natur unsers Bodens und Klimas bauen sollen. Wo hätten wir genügende Veranlassung, das Innere unserer Wohnungen durch Galerien und Logen nach außen der Witterung und einer gaffenden Menge preiszugeben, und wenn wir es thäten, welcher Ersatz an frischer, erquickender Luft und an schöner Aussicht würde uns, sei es auch nur

im Sommer, dafür, um vom Winter gar nicht zu reden? Die Anlage von Galerien und Logen wird daher bei uns immerhin nur in sehr beschränktem Maße Anwendung finden, niemals aber System werden können, selbst wenn unsere städtischen Baucommissionen mehr Sinn für die pittoreske Behandlung unserer Straßen besäßen, als es thatsächlich der Fall ist. Und sodann, wer möchte wohl noch leugnen, daß jene reizvolle Regellosigkeit und heitere lustige Zierlichkeit, womit die venetianischen Paläste sich in ihren Fassaden so zauberhaft anmuthig umkleiden, zwar trefflich zu dem schimmernden, beweglichen Leben der Wasserwelt, in welche letztere mitten hineingebaut sind, passe, nicht aber in gleicher Weise zu der ruhigen Massenhaftigkeit und Abgeschlossenheit der Straßen- und Häuserarchitektur des Festlandes.

Otto Nicolai.

Von Siegfried Kapper.

Otto Nicolai.

Ich kann nicht umhin, so oft ich in den Zeitungen die Anzeige lese, daß „die lustigen Weiber von Windsor" wieder einmal auf irgend einer deutschen Bühne zur Aufführung gekommen, einer, damals freilich kaum beachteten Aeußerung zu gedenken, die der Tondichter dieser Oper vor Jahren — ich glaube im Sommer 1844 — zu Wien in einer Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden gethan.

Es war von dem Glücke die Rede, die Kraft des Schaffens und die Freude der Anerkennung bis zu den letzten Stunden des Daseins sich getreu bleiben zu sehen, von dem Mißgeschicke des Gegentheils.

„Eh' ich mich überlebte, lieber möcht' ich

mich gar nicht erleben!" sagte damals Otto Nicolai . . . Er ahnte wohl schwerlich, daß er mit diesen Worten in einem Augenblicke unbewußter Prophetie das Geschick bezeichnete, das ihm als Künstler in den Sternen geschrieben stand.

Fünf Jahre darauf war er todt.

Seit 1849 ruht die Asche Otto Nicolai's in dem Grunde eines der Friedhöfe von Berlin. Sein letztes Werk aber, die obengenannte treffliche Oper, scheint dazu bestimmt gewesen zu sein, nach seinem Tode erst recht zu frischem Leben zu erwachen, und von Bühne zu Bühne durch die deutschen Lande wandernd uns erkennen zu lassen, welch einen hoffnungsreichen Genius die deutsche Kunst in dem Frühgeschiedenen verloren.

So mag es denn auch gestattet sein, in einem Augenblicke, da über das erste Werk, in welchem die eigenthümliche Begabung Nicolai's sich zu offenbaren begonnen, leider aber auch über sein letztes, das Kunsturtheil sowohl wie die vox populi sich ziemlich ungetheilt festgestellt haben, in diesen Blättern einige Erinnerungen an den frühverstorbenen Meister niederzulegen, wie sie das Andenken eines jahrelangen, befreundeten und zum Theil mitthätigen Verkehres bewahrt, und wie sie, ohne die Möglichkeit mancher Berichtigung auszuschließen, für eine künftige umfassende Darstellung des Lebens und Strebens dieses deutschen Künstlers vielleicht nicht ohne Interesse sein dürften.

Otto Nicolai's Jugend scheint keineswegs so glücklicher und günstiger Verhältnisse und Umgebungen sich erfreut zu haben, wie sie z. B. für die künftige Größe Mendelssohn's und Meyerbeer's gewiß nicht ohne die nachhaltigste Bedeutung waren. Vielmehr scheint es, daß er in früher Jugend sowohl als während seiner Lehrjahre mit der Ungunst seiner Lage manchen, mitunter wohl nicht leichten Kampf zu bestehen gehabt, der, wie das leider nur zu oft der Fall ist, nur auf Kosten des besseren Strebens in uns durchzukämpfen ist. Er klagte zwar nie darüber, wie er überhaupt die Erinnerungen an jene dunklen Tage seines Lebens am liebsten unheraufbeschworen ließ. Was er jedoch bei vorkommenden Gelegenheiten über die Beschwerden, unter denen er sich herangebildet, fallen zu lassen pflegte, ließ es mehr als errathen, wie mühevoll es ihm geworden sein mußte, sich durchzuarbeiten. Ich erinnere mich, eines Tages in seiner Gesellschaft in einer der entlegeneren Vorstädte einen jungen Musiker besucht zu haben, der ihm kurz zuvor einige Arbeiten zur Einsicht vorgelegt und über dessen Befähigung er sich ein keineswegs ungünstiges Urtheil gebildet hatte. Der junge Mann klagte sehr über die Mißlichkeit der Lage, in der er sich befände. Den größten Theil des Tages raubten ihm die Unterrichtsstunden, die er ertheilen müsse, um sich zu erhalten und um das sehr bedeutende Honorar aufzubringen, das er wieder seinerseits einem bekannten Tonsatzlehrer für die zwei bis drei Lektionen zu bezahlen hatte, die er wöchentlich bei ihm nahm. Nur die Abendstunden und die Nacht blieben ihm zu seinen eigenen Studien und Arbeiten übrig. „Aber sie haben doch wenigstens eine geheizte Stube", bemerkte Nicolai, „und brauchen nicht die erstarrten Hände sich am Kerzenlichte zu wärmen!" Der junge Mann gab damals seine Absicht zu erkennen, — eine ältliche, aber vermögende Wittwe zu heirathen, um sich die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung zu verschaffen und dieser sorglos obliegen zu können. Ob er dies Vorhaben verwirklicht, ist mir weiter nicht bekannt worden. So viel nur ist gewiß, daß sein Name in der Kunstwelt noch heute ein völlig ungekannter ist, und daß, ihn näher an sich heranzuziehen, von Seite Nicolai's von dem Tage an weiter kein Schritt gethan wurde.

Auch Nicolai hatte sich frühzeitig genöthigt gesehen, von derselben Kunst zu leben, deren Jünger er eben erst war, indem er seine Zeit zwischen Unterrichtertheilen und Selbststudium theilte. Diese Studien waren theils dem Clavierspiele, theils musikalischen, theils auch anderen Wissenschaften zugewandt. Seine erste, und zwar sehr frühe in der Musik sich kundgebende Richtung war eine entschieden ernste, kirchliche. Ich habe Gelegenheit gehabt, eine nicht unbedeutende Anzahl von Compositionen aus dieser Periode seiner Bildung durch ihn selbst kennen zu lernen, die fast sämmtlich dieser Richtung angehören. Der größte Theil davon war jedoch bloß Manuscript und schien für ihn selbst, einen einzigen Psalm und eine größere Messe ausgenommen, nur mehr den Werth eines Rückblickes auf seine Entwickelungsgeschichte zu haben. Jenen, wenn ich nicht irre, brachte er später in Wien ein oder zweimal mit großem Erfolge zur Aufführung; die Messe, die er eben daselbst vor etwa zwölf Jahren einer durchgreifenden Ueberarbeitung unterzog, widmete er nachmals im Manuscript dem Könige von Preußen, was auf seine spätere Berufung an den Domchor nach Berlin mit von Einfluß gewesen sein möchte.

Mit dieser kirchlichen Bildung und ganz in dieser Richtung lebend ging Nicolai, unterstützt durch ein königliches Stipendium, nach Italien, zunächst um da seine kirchenmusikalischen Studien fortzusetzen und sich namentlich an den Mustern der altitalienischen Kirchenmusiker weiterzubilden.

In der That auch strebte er in Italien eine Zeit lang in diesem Sinne vorwärts, und zwar, wie einige Arbeiten aus jener Zeit zeigen, mit ebenso rastlosem Fleiß als nicht ohne verheißungsreichen Erfolg.

Bald jedoch wandte sich sein leicht empfänglicher Sinn einer anderen, schnellere Erfolge verheißenden Richtung zu. Statt der Musik der italienischen Kirche war es nun die Musik der italienischen Bühne, die ihn mächtig anregte, und die ungewöhnlich günstige Aufnahme, die dem jungen, zufälliger Weise einen durchaus italienisch klingenden Namen führenden deutschen Musiker in den besten Kreisen ward, wandelte ihn bald zum italienischen Maestro um, der alle seine Kraft der italienischen Oper widmete. In kurzer Zeit nach einander entstanden „Il Proscritto", „Il Templario", „Elisabetha d'Inghilterra" und noch eine oder die andere Oper, deren Name mir in diesem Augenblicke nicht gleich erinnerlich ist.

In diesem Geist und in dieser Richtung finden wir den jungen deutschen Künstler durchaus dem herrschenden italienischen Geiste hingegeben. Mit einer auffallenden Verleugnung und Hintansetzung der gründlichen deutschen Bildung, die er aus der Heimat mitgebracht, sehen wir ihn ganz dem Geschmacke und den Anforderungen des Augenblicks huldigen, und es ist schwer zu entscheiden, ob mit Absicht oder aus unwiderstehlichem Drange eines mächtig angeregten Nachbildungstriebes, wenn auch mit vielem Geschick, doch durchaus nicht zur Förderung der Kunst und seiner selbst, italienischen Vorbildern nachhängen, die ihn vielleicht am allerwenigsten dazu hätten einladen sollen.

Von allen seinen dramatischen Compositionen, die in jene Zeit fallen, hat nur „Il Templario" einen bedeutendern Erfolg zu erringen vermocht, dessen Libretto mit so vielen andern Operntexten die Entlehnung des Stoffes aus einem und demselben Walter Scott'schen Romane theilt. Diese Oper, die unter den genannten Compositionen in der That auch als die verhältnißmäßig beste erscheint, wurde nicht nur auf den meisten Bühnen Italiens gegeben, sondern fand auch bald während der italienischen Staggione auf dem Kärthnerthortheater in Wien entschieden günstige Aufnahme. Insbesondere war es die Ouverture, die, gründlicher gearbeitet, als es bei modernen italienischen Eröffnungsstücken sonst der Fall zu sein pflegt, und außer ihr einzelne Nummern, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Componisten lenkten. Von den letztern erlangten sogar einige eine solche Popularität, daß man sie noch jahrelang nachher von herumziehenden Drehorgeln, — die bekanntlich in Wien eines hohen Grades der Vervollkommnung sich erfreuen, und eben sowohl Strauß und Gungl wie Verdi und Flottow leiern — in allen Straßen aufspielen hören konnte. —

Mit Nicolai's Bekanntwerden und günstiger Aufnahme in Wien beginnt für ihn und seine musikalische Dichtung ein neuer Umschwung, der mit dem Augenblicke praktisch wird, in welchem wir ihm den Kapellmeisterstab des Hof-Operntheaters nächst dem Kärnthnerthor übertragen sehen.

Wie als ernststrenger Kirchenmusiker nach Italien, so kam Nicolai als leichtbewegter, schnellfertiger italienischer Operncomponist nach Wien. Hätte er nicht den tiefangebornen Keim eines Bessern in sich getragen, einmal auf diesem Posten, würde er sich schwerlich zu etwas Höherem in der Kunst emporgearbeitet haben. Vielleicht hätte er mit mehr oder weniger Glück noch einige italienische Opern geschrieben, vielleicht gar keine mehr und hätte sich, wie manche seiner Stellungsgenossen, der bequemen Ruhe auf einem sorgenfreien Posten und einigen leicht erworbenen dünnen Lorbeerblättchen hingegeben. Der rastlose Eifer, der ihm bei allem, was er unternahm, eigen war, und wiederum die lebhafte Empfänglichkeit für die ihn umgebenden Einflüsse bewahrten jedoch seinen Genius vor solchem Geschick.

Unstreitig nicht ohne erweckende Rückwirkung auf ihn war die spezifische Musikatmosphäre Wiens im Allgemeinen und insbesondere das rege und anregende Künstler- und Dichterleben dieser Residenz gerade während der Jahre seines Aufenthaltes daselbst. Der absolute Virtuosenenthusiasmus hatte soeben seinen Culminationspunkt überschritten, und der Sinn für wahres Künstlerthum und ächtes künstlerisches Schaffen fing an aufs neue sich geltend zu machen. Eine lebhafte Reaction gegen lediglich Fingerkünstelei hatte begonnen hervorzutreten, und sich in einem rührigen Bestreben, die Musik in ihre alten schöpferischen und dichterischen Rechte wiedereinzusetzen, auszusprechen. Zu keiner Zeit vielleicht wie damals gaben so viele einheimische Musiker wenigstens ihren guten Willen kund, der Musik über das Musikmachen den zeitweilig verlorenen Vorrang wiedererringen zu helfen. Vornehmlich wandte man sich der Composition deutscher Originalopern zu, nach ihr der deutschen Liederdichtung. Es war die Zeit der Versuche Geiger's, Netzer's, Proch's, Hoven's und selbst des gelehrten Sechter. Flottow und Lortzing allarmirten das Publikum. Selbst die Musik der Vorstadttheater hatte, namentlich unter dem Einflusse Emil Titl's einen Aufschwung von Wenzl und Adolf Müller's wienerisch-gemüthlichem Volksstyle zum Opernhaften genommen. Preier, Randhartinger, und vor Allen Proch und Dessauer, dieser durch innern Gehalt, jener durch das enorme Quantum seiner Productionen die Aufmerksamkeit fesselnd, waren nebst dem früh verstorbenen Füchs, Hackel, Hölzel und mehreren Andern auf dem Gebiete des Liedes in der von Schubert geschaffenen Richtung thätig. Der Männergesangverein nach dem Vorbilde der deutschen Liedertafeln war entstanden, um die Vocalmusik unter seine

Fittige zu nehmen, und zu einer, in Wien bis dahin nicht gekannten Vervollkommnung zu erheben. Die Orchesterconcerte kamen in Aufnahme.

Unter diesen Verhältnissen nun und auf dem klassischen Boden Mozart's und Beethoven's konnte wahre musikalische Bedeutung, gleichviel ob sie sich in italienischem oder französischem Style kund gab, der wärmsten Anerkennung stets gewiß sein. Die prüde Engherzigkeit eines gewissen Theiles der deutschen Kritik, die alle italienische und französische Musik von vornherein absolut perhorrescirt, hat in Wien niemals Boden zu fassen vermocht. Für einen deutschen Künstler aber, der sich alle Mühe gab, ein italienischer Maestro zu sein, blühten da keine Lorbeeren. Allein abgesehen von dieser Ueberzeugung, die, wenn sie auch Nicolai bald hätte gewinnen müssen, für sich allein wohl schwerlich ausgereicht haben würde, ihn zu einer tüchtigern künstlerischen Thätigkeit zu erheben, war es jene oben berührte, höher gespannte, nach Läuterung strebende musikalische Atmosphäre Wiens, die ihn schon durch ihren unmittelbaren Einfluß von der bisher verfolgten Bahn ablenken und einer andern zuführen mußte.

Wie seit lange keinem Andern gegenüber bildete sich in kurzer Zeit zwischen diesem neu aufstrebenden musikalischen Sinne Wiens und Otto Nicolai eine Wechselwirksamkeit heraus, die für beide ihre goldnen Früchte trug. Die Periode dieses Rapportes ist für den Bildungsgang Nicolai's unstreitig ebenso bedeutsam gewesen, als für die Beurtheilung seines weitern künstlerischen Strebens von ganz besonderem Interesse. Sie zeigt uns den Künstler Schritt für Schritt sich von den angenommenen fremden Elementen loslösen und zur Entfaltung der ihm innewohnenden Eigenthümlichkeit gelangen, und bietet im Ganzen wie im Einzelnen selbst manchen instructiven Einblick.

Der erste Schritt der Rückkehr vom italienischen Maestro zur ächten deutschen Künstlerschaft war die eifrige Wiederaufnahme des Studiums der deutschen Classiker. Das Ergebniß dieses Studiums war die jährlich sich wiederholende Aufführung der herrlichen Orchesterwerke Mozart's, Haydn's, Beethoven's in den philharmonischen Concerten. In diesen Concerten, an der Spitze eines so virtuosen Orchesters, wie das des Hofoperntheaters, hatte Nicolai bald Gelegenheit, seine ganze Tüchtigkeit als Dirigent zu entfalten. Der Fleiß, mit welchem er die Symphonien dieser Meister seinem Orchester einstudirte, war ein wahrhaft eiserner, die Ausdauer, mit der man ihn während der Proben bei den oft unscheinbarsten Kleinigkeiten verweilen sah, bis der gehörige Effect erzielt war, eine unbeugsame. Man sah es ihm bei solchen Gelegenheiten an, daß er frühzeitig lehren gelernt, und die Gabe der Mittheilung, der faßlichen, klaren Auseinandersetzung und vor Allem der Geduld, die er sich als gewissenhafter Lehrer schon in früher Jugend erworben haben mochte, trug nun ihre herrlichen Früchte. Mag man immerhin bei dergleichen Anlässen einen nicht unmerklichen Zug von „Schulmeisterthum" oder selbst „Pedanterie" an ihm bemerkt haben wollen; die Wirkungen, die er auf diese Weise erzielte, gehörten dafür auch zu dem Vollendetsten, was ein Orchester überhaupt zu erreichen vermag. Unter seinem Taktirstabe hörte es auf eine Mehrheit einzelner Musiker zu sein, deren jeder seinen Part vor sich hat, und wurde ein einziger und einheitlicher Künstlerkörper, der, durchdrungen von einer tiefeingehenden, sorgfältigen, einheitlichen Auffassung, mit Wärme und Begeisterung ein einheitliches Ganzes schafft. Die philharmonischen Concerte Nicolai's waren förmliche Musikfeste für das musikalische Wien, bei dem sich der Leiter derselben schon um ihretwillen einen ebenso unvergeßlichen Namen gegründet, als er sich durch die klare und verständliche Vermittlung der am wenigsten zugänglichen Werke jener großen Meister, namentlich Beethoven's, um das größere Publikum ein unvergängliches Verdienst erworben.

So wie er jedoch allmählig und sichtlich auf den Geschmack dieses Letztern einwirkte, so gewann er auch selbst dabei.

Bald that er auf dem Wege seiner eigenen Emancipation einen Schritt weiter; — er kehrte zur Composition zurück und zwar zur dramatischen. Allein immer noch in seinen lebendigen Erinnerungen an der italienischen Oper hangend, vermochte er sich nicht zu entschließen, diese sammt und sonders aufzugeben. Von der Thatsache ausgehend, daß Mozart, der größte dramatische Componist nicht nur Deutschlands, sondern in diesem Augenblicke noch der ganzen Welt, in seinen ersten Anfängen in derselben wurzelte; vielleicht auch verleitet durch das Beispiel Meyerbeer's, der einen ähnlichen Entwickelungsgang genommen, glaubte er in der Verschmelzung des wirklich Guten der italienischen Oper mit den Vorzügen deutscher Musik das Ziel zu erblicken, das er anzustreben hätte. Der Weg, auf dem er dies Ziel erreichen könnte, schien ihm zunächst die Wiederaufnahme seiner eigenen italienischen Opern und die Umarbeitung derselben nach diesen seinen Principien.

Von Seiten der Wiener Musiker hat Otto Nicolai wegen dieses Vorganges vielfachen Tadel erfahren. Man glaubte darin ein Armuthszeugniß zu erkennen, das sich der Componist selbst ausstellte, ein Eingeständniß völligen Ideenmangels, die Unfähigkeit, weiter etwas Selbstständiges zu erfinden und durchzuarbeiten. Man kann weit entfernt sein, Nicolai wegen dieser Umarbeitungen, auf die er so viele Mühe

und kostbare Zeit verwendete, in Schutz zu nehmen. Wenn es sich aber um die Verfolgung eines innern Entwickelungsganges handelt, kann man nichts destoweniger nicht umhin, in ihnen viel mehr einen leicht begreiflichen Schritt des Ueberganges als alles andere zu erblicken. Was aber noch außerdem für ihn dabei als bestimmend auftrat, waren zwei Momente. Zuvörderst die Ueberzeugung, von der er ausging, daß der formelle Organismus, der gegliederte Bau der italienischen Oper an sich so musikalisch richtig, zweckmäßig und praktisch sei, daß man sich seiner nicht wohl entschlagen könne, und der daraus hervorgehende Wunsch, das von ihm nach dieser Form bereits Geschaffene mit dem tiefern Gehalte deutscher Kunst zu durchdringen, es so zu sagen zum deutschen Geiste emporzuheben; dann aber, und vielleicht mehr als dies, die Unmöglichkeit, ein, nach seinen Ansichten vom Wesen der Oper, nur einigermaßen entsprechendes Textbuch aus deutscher Feder zu erhalten.

Als ich um diese Zeit zuerst mit Nicolai bekannt wurde, fand ich ihn bereits im Besitze einer ganz ansehnlichen Sammlung von Manuscripten deutscher Operntexte, die ihm sämmtlich während der kurzen Zeit, die er sich damals erst in Wien aufhielt, von den verschiedensten Autoren zugesandt worden waren, einzelnes darunter von sonst namhaften Dichtern, und selbst von solchen, die, wie Otto Prechtler, sich zu jener Zeit eines speciellen Rufes als Verfasser von Operntexten erfreuten. Die Summen, die er nach und nach dafür verausgabt, waren nicht unbedeutend. Brauchbar von dem Standpunkte der Anforderungen, die er an den schriftstellerischen Antheil einer Oper stellen zu müssen glaubte, war keines, — ein Urtheil, das Nicolai eben nicht immer in den mildesten Ausdrücken zu fällen liebte. Was er von einem guten Opernbuche vor Allem Andern verlangte, war, daß es überhaupt auch ein gutes Drama sei. Alle Anforderungen, welche die Kunst an eine Tragödie, an ein Schauspiel, an ein Lustspiel stellt, sei sie auch an ein Opernbuch zu stellen berechtigt. Alle Gesetze der Handlung, der Exposition, Verwicklung, Peripetie und Catastrophe, der Charakteristik und des Dialoges, sodann der Ethik, die für jene gelten, müssen auch für die Oper ihre Geltung haben. Nichts davon könne nachgelassen, nichts hintangesetzt werden. Darin aber, daß die deutschen Librettisten schon dieser obersten Anforderung sich meist entschlagen, sah er zugleich den zuvörderst Grund, daß sie überhaupt auch meist verfehlte Opernbücher liefern. Zu einer Oper schiene ihnen eine Fabel bald gut genug, wenn sie nur ein halbwegs romantisches Colorit trüge, und Gelegenheit — — zu Chören gäbe. Um einen guten Trauerspiel- oder Lustspielstoff wäre es den Dichtern gewöhnlich leid und sie entschlössen sich lieber ihn ganz unbenutzt zu lassen, als daraus eine Oper zu gestalten. Daher auch die Erscheinung, daß sich die Componisten genöthigt sähen, ihre Texte sich meist nach Romanen oder bereits vorhandenen Dramen anfertigen zu lassen. Sodann aber forderte er auch, daß nicht vergessen werde, daß die Oper außerdem auch noch, und zwar insbesondere ein musikalisches Drama sei, das ist diejenige Form der dramatischen Dichtung, welche der Musik an der Durchführung des Dialoges und der Charakteristik einen wesentlichen Antheil zugewiesen wissen will. Diesem gemäß müsse denn auch der dichterische Theil einer Oper den Gesetzen und Bedürfnissen der Musik entsprechend gebaut sein. Eine Oper, sowie jede größere Tondichtung, z. B. eine Symphonie, bestehe aus einzelnen Hauptstücken, denen die „Acte" des Dramas vollkommen entsprechen. Der Bau dieser Acte schon müsse jedoch ein, der Form eines jeden einzelnen Musikstückes entsprechender sein, nämlich zu einem, in Bezug auf Interesse sowohl als auf den Affekt gesteigerten und abgerundeten Abschluß, dem Finale führen. Jeder einzelne Act zerfalle wieder in einzelne kleine Musikstücke oder Nummern, die keineswegs mit den Scenen des musikalischen Drama's gleichbedeutend seien oder congruiren müssen. Eine Nummer könne eine, mehrere oder auch nur einen einzelnen Theil einer Scene in sich schließen. Da aber jede einzelne Nummer ihren, auf dem musikalischen Effecte beruhenden organischen Bau habe, so müsse auch die Dichtung darnach eingerichtet sein, daß sie gleichsam den Grund dieses Baues in allen seinen Theilen repräsentire. Mit einem Worte, sie habe die Gliederung von Tempo und Zwischensatz zu beobachten. Diesem gehöre die Fortführung der Handlung an, jenem die lyrische Steigerung der Situation. Die höchste Steigerung müsse sich jedoch stets im Schlusse der Nummer aussprechen. Was aber von der ganzen Nummer, das gelte auch wieder von ihren einzelnen Theilen, den Tempi. Auch diese müssen wieder in sich ein Ganzes darstellen, auf das die musikalischen Formen eine Anwendung gestatten. Nicht jeder versifizirte Monolog sei eine Arie, nicht jeder gereimte Dialog mit Ausrufungszeichen ein Duett. In der That auch ist nicht zu leugnen, daß die wenigsten deutschen Opernbichter diesen Ansprüchen Rechnung zu tragen pflegen, wohl zumeist, weil sie es verabsäumen, sich zuvor mit dem Detail der musikalischen Formen genugsam vertraut zu machen. Der Erfahrung dieses Uebelstandes, die noch fast jeder deutsche Operncomponist machte, und an der wir schon so oft manches sonst vielverheißende musikalische Talent nach erfolglosem Abmühen scheitern sahen, konnte denn auch Nicolai nicht entgehen, und sie traf ihn um so empfindlicher, je verwöhnter sein

Ohr von dem natürlichen Wohlklange und der elastischen Schmiegsamkeit des italienischen Wortes und Verses war, und je strenger er an seinen Ansprüchen festhielt.

Diese, so wie noch manche andere hierher bezügliche Erfahrung nun war es, die Otto Nicolai bestimmte, sich zuvörderst an die ihm bereits vorliegenden, wenigstens praktisch brauchbaren Libretti zu halten, und seinen Vermittelungsgrundsatz zuerst an der dazu bereits geschriebenen Musik durchzuführen.

Die erste Oper, die er so zu behandeln gedachte, war „Il Proscritto". Otto Prechtler übersetzte ihm den italienischen Urtext dieser Oper, nach einem ihm von Zeit zu Zeit von Nicolai vorgezeichneten, der vorhandenen Musik entsprechenden Metrum-Schema in's Deutsche. Gleichzeitig mit der Unterlegung des Textes wollte er dann die ganze Musik neu durcharbeiten. War jedoch schon die Uebersetzung auf Schwierigkeiten gestoßen, deren Ueberwindung mit dem anzuhoffenden Resultate in einem nichts weniger als sich verlohnenden Verhältnisse stand, so drängte sich auch dem Componisten selbst, als er den nothdürftig in ein gegebenes undeutsches Maß gezwängten, nothwendigerweise nicht immer wohlklingendsten und begeisterndsten Versen gegenüber saß, vollends die Unmöglichkeit auf, den vorgezeichneten Weg weiter zu schreiten. Dies führte ihn denn wieder einen Schritt vorwärts. Von dem Buche des „Proscritto" sollte mit einigen Abänderungen blos der vorliegende Plan und die musikalische Gliederung beibehalten, im Uebrigen das Ganze neu umgedichtet, die Musik jedoch mit gleichzeitiger Durcharbeitung des Beizubehaltenden dem deutschen Texte theils angeeignet? theils neu hinzucomponirt werden. Das Ergebniß dieser Arbeit, bei der ich, mit Nicolai nunmehr seit längerer Zeit befreundet, dem schriftstellerischen Theile mich unterzog, war „die Heimkehr des Verbannten", ein, mit unbeschreiblicher beiderseitiger Aufopferung von Zeit und Mühe, von Anstrengung und Geduld zu Ende geführter Versuch einer Lösung des gestellten Problems, der, wenn er auch einen Winter hindurch das Interesse des Wiener Publikums anzuregen vermochte, doch, wie leicht begreiflich, keinen der Betheiligten innerlich zu befriedigen im Stande war, für Nicolai indeß das Gute einer nachhaltigen Lehre hatte.

Das Peinliche dieser undankbaren Arbeit, die ich, kaum daß ich mich ihr unterzogen hatte, auch schon mit sammt ihrem Zwecke zu bekämpfen begann, und bei der ich, nur um der reichen musikalischen Belehrung willen, ausharrte, die mir in ihrem Verfolge in dem täglichen stundenlangen Verkehre mit Nicolai ward, verleidete diesem ein für allemal die Lust zu einem neuerlichen dergleichen Experimente, denn, die Uebersetzung des „Templario", die er zum Behufe der deutschen Aufführung auf dem Hofoperntheater veranlaßte, kann füglich als ein solcher nicht angesehen werden. Er war zur Ueberzeugung gelangt, daß der von ihm angetretene Weg ein durchaus verfehlter, jeden freien Aufschwung sowohl von seiner als von des mitbetheiligten Dichters Seite tödtend niederhaltender, trostlos erfolgloser sei. Bei allem Glanz der Instrumentirung, bei allem Aufwand an Kunst und Geist hatten die beibehaltenen Theile der Musik sich zu keiner abgerundeten Einheit zu erheben vermocht. Von außerordentlicher Schönheit und hinreißender Wirkung dagegen hatten sich die wenigen völlig neu geschaffenen und componirten Nummern, insbesondere die letztere Hälfte des zweiten Actes erwiesen, der immer zu dem Vollendetsten zählen wird, was Nicolai je geschrieben. Sein Plan stand nun fest, mit seiner italienischen Vergangenheit vollkommen zu brechen, und sofort und direct zur Composition einer deutschen Originaloper zu schreiten. Nur die Anforderungen an die Dichtung, die er zu dem Gelingen einer guten Oper aus innerster Ueberzeugung und vielfacher Erfahrung für unerläßlich hielt, sollten unverändert dieselben bleiben. Er wollte ein nach musikalischem Bedürfnisse in Arien, Duetten, Terzetten, Chöre u. s. w. nummernweise fertig abgetheiltes Buch vor sich liegen haben, welches den Tondichter anregen und führen sollte, welches aber nicht erst dieser den musikalischen Formen entsprechend sich selbst zuzumodeln und „zuzustutzen" brauchte.

Ich schlug ihm mehrere historische Stoffe vor, von denen ich, damals wenigstens, glaubte, daß sie seiner speciellen Begabung reichliche Gelegenheit bieten würden, sich zu entfalten. Er selbst studirte mit rastlosem Fleiße Goldoni, Gozzi, Lope de Vega, Calderon und vieles Andere, woraus er einen passenden Stoff entlehnen zu können glaubte. Die Tage dieses Studiums werden mir stets unvergeßlich bleiben. Der frühe Morgen fand ihn über Büchern ebenso wie die späte Nacht. Er arbeitete mit einer Vertiefung, um die ihn mancher Gelehrte beneiden durfte. Dabei entwarf er in ununterbrochener Aufeinanderfolge eine ganze Reihe von Plänen, von Act zu Act, von Scene zu Scene, um sie, kaum beendet, wieder zu verwerfen. Damals schon, eines Abends, während der Aufführung des Mozart'schen Don Juan machte ich ihn auf den musikalischen Kern aufmerksam, welcher der Erscheinung Falstaff's innewohne. Eine Weile sah er mich schweigend an und mit glänzenden Augen, als versuchte er den angeregten Gedanken mit aller ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit zu erfassen. Dann schüttelte er aber zweifelnd den Kopf und erwiederte lächelnd: „Sie haben Recht. Das ist etwas. Zu Shakespeare paßt aber nur wieder Mozart!.." Zu wiederholten Malen brachte ich noch den

Gegenstand zur Sprache, stets jedoch schien er vor der Größe der Aufgabe zurückzuscheuen.

Mittlerweile hatte ihn der Gedanke lebhaft ergriffen, die stereotypen Gestalten des altitalienischen Lustspiels in einer komischen Oper zusammenzufassen. Erinnerungen an das italienische Volksleben mochten da noch im Hintergrunde mitthätig sein. Er entwarf auch nach seiner Weise einen vollständigen, großen Theils schon dialogisirten derartigen Plan, und lud mich dazu ein, ihn vollends auszuarbeiten. Ich meinerseits, vielleicht mit Unrecht, vermochte nicht für den Gedanken mich zu erwärmen, und trage vielleicht die Schuld, daß wir im Nachlasse Nicolai's eine möglicherweise treffliche Arbeit weniger besitzen. Denn seinen ausgesprochenen Beruf für die komische, besser gesagt humoristische Oper hatte mittlerweile Nicolai in einer Anzahl Lieder voll des köstlichsten Humors und zugleich von außerordentlicher Lieblichkeit und Tiefe des Gemüthes unzweifelhaft an den Tag gelegt. Die wenigsten davon dürften, wenn ich nicht irre, bei Mecchetti in Wien im Drucke erschienen sein, die meisten in seinem Nachlasse sich finden.

Anderweitige Arbeiten und Berufsstudien führten für mich die Unmöglichkeit herbei, dem weitern Entwickelungsgange des befreundeten Tonsetzers ferner mitbetheiligt zu folgen. Nicolai indeß, selbst müde des langen fruchtlosen Suchens, kehrte mit neuer Lebhaftigkeit zu der vor nunmehr fast anderthalb Jahren während der Vorstellung des „Don Juan" angeregten Idee zurück, der nun die Ausführung, wenn auch nicht auf dem Fuße, doch nunmehr unverweilt folgen sollte. Wie er es gewohnt war, so that er es auch hier. Sofort entwarf er seinen Plan nach den „Lustigen Weibern von Windsor", von Nummer zu Nummer, von Scene zu Scene. Die dichterische Ausführung der einzelnen Nummern und des Zwischendialogs übernahm Mosenthal, eine Wahl, die Nicolai kaum entsprechender treffen konnte. Der Fleiß, mit dem er nunmehr an dem begonnen Werke arbeitete, war ein wahrhaft riesenhafter, man darf wohl sagen aufreibender. Eine Nummer nach der andern wanderte im Entwurfe zu Mosenthal, der den Sommer über in der Nähe von Wien auf dem Lande wohnte, und wurde, kaum von diesem zurückgelangt, vorgenommen. An Rast und Erholung wurde wenig gedacht. Kaum daß ein schweres Leiden, das den ohnehin nicht sehr kräftigen Organismus frühzeitig zu zerstören drohte, eine zeitweilige Pause veranlassen durfte. Dafür hatte denn auch der Tondichter die Freude, ein Werk, das durch und durch aus dem Innersten seiner Seele geschrieben, wie auf einen Guß entstehen zu sehen. Das Glück, den Lohn dafür in der allgemeinen Anerkennung zu erndten, sollte ihm leider nicht beschieden sein. Er folgte einem Rufe nach Berlin. Er ahnte nicht, daß das Werk, mit dem er, ein fast verlorner Sohn der deutschen Kunst, so glänzend und so verheißungsreich in das Vaterhaus deutschen Künstlerthums wieder eingetreten, nicht nur sein „Gruß des Wiederkehrenden", sondern auch zugleich sein „Schwanengesang" sein sollte. Bald darauf trug man ihn zu Grabe.

Die trefflichen Tondichter in Deutschland, namentlich im Fache der Oper, sind nicht so dicht gesät, daß wir den frühen Tod Nicolai's nicht auf's Schmerzlichste zu beklagen hätten. Nicht leicht, und nach mancher Ulyssesfahrt auf dem unermeßlichen Ocean des Lebens und der Kunst hat er dies Vermächtniß, das er uns hinterlassen, errungen. Nicht jedem eben ist es beschieden, die goldenen Blüthen der Musen mit müheloser Hand zu pflücken und sich daraus einen Kranz zu winden. Was er aber errungen, war die Frucht eines ernsten, redlichen, rastlosen Strebens und ist das Zeugniß eines ungewöhnlich begabten, durch ernste Studien und bestes Wollen gereiften Genius, mit dem unbezweifelt der deutschen Kunst einer ihrer hoffnungsvollsten Förderer entrissen worden.

Nicolai's äußere Erscheinung war eine freundliche, weniger interessante und auf den ersten Eindruck hin anziehende, als nach und nach für sich gewinnende. Fast klein von Wuchs und von nicht sehr starkem Bau, bewegte er sich schnell und lebhaft. Der Ausdruck seiner von Natur aus blassen, keineswegs aber weltschmerzgebleichten Züge war stets ein heiterer, wie er denn überhaupt zu aller Zeit zu Scherz und Frohsinn sich aufgelegt zeigte. Besonders lebhaft spielte sein hellgefärbtes Auge, das in Momenten höherer Erregung, wenn er z. B. Beethoven'sche Musik dirigirte, wahrhaft funkelte und des Künstlers innerste Bewegung abspiegelte. Sein Organ lag etwas hoch. Stimme zum Gesang hatte er gar keine. Doch war er ein trefflicher Gesanglehrer, und sein schriller Ruf übte während der Proben auf Sänger und Orchester die Macht eines Commando's aus. Eigensinn war ihm nicht fremd, ebenso wenig eine und die andere Laune, was sich bei ihm wohl allmählig im Gefolge der bevorzugenden, oft fast etwas verzärtelnder Behandlung herausgebildet haben mag, mit der man ihm selbst in den ausgezeichnetsten Kreisen entgegenkam. Er wußte recht wohl, daß ihn die Wiener „lieb hatten". Im Kreise der Freunde jedoch war er ein so liebenswürdiger, gutmüthiger und trefflicher Freund und Genosse als irgend Einer. Er hatte nie Vermögen gehabt, und dürfte auch schwerlich ein sonderliches hinterlassen haben. Von dem Einkommen, das ihm seine Capellmeisterstelle brachte, lebte er bescheiden, fröhlich, genügsam. Sein einziger Luxus war Feinheit und Tadellosigkeit des Anzugs, seine einzige Verschwendung eine Landparthie mit

Freunden. Kunstneid war ihm völlig fremd, wiewohl sein Urtheil über einzelne Künstler etwas scharf zu klingen pflegte, was ihm denn auch mancherlei Gehässigkeit eintrug. Ebenso fern war ihm alle Selbstüberhebung, aller Dünkel, was seine Empfänglichkeit für Anerkennung und Auszeichnung keineswegs ausschloß. —

Und somit mögen denn diese Zeilen geschlossen sein, einem Berufenern es überlassend, die Erinnerungen an den Frühverstorbenen zu einem vollständigen Lebensbilde zu sammeln, dazu sich vielleicht irgend Einer seiner nähern Wiener Freunde am besten bestimmt fühlen dürfte. Oder sollte nicht vielleicht sein Freund und Landsmann Holtei, mit dem er so gern verkehrte, sich dieser Freundesmühe unterziehen mögen?

Theater und Musik.

Die plötzliche Entlassung des Hofrath Dingelstedt von der Leitung der Münchener Hofbühne hat nicht geringe Sensation erregt. Daß ein Mann von so rücksichtsloser und nicht ganz unpartheiischer Strenge viele Feinde hat, die sich nun bemühen, ihm alles und jedes Verdienst abzusprechen, ist erklärlich, dennoch wird der anregende Einfluß, den er auf die Münchener Theaterverhältnisse ausgeübt hat, niemals verkannt werden können. Wie man vernimmt, begibt sich Dingelstedt vor der Hand für einige Zeit nach Italien; andere Gerüchte lassen ihn bereits als Intendant an das Hoftheater nach Weimar berufen sein. — Die Anzahl der in der letzten Zeit an verschiedenen Theatern zur Aufführung gelangten Neuigkeiten ist in der That sehr beträchtlich, bis jetzt aber ist noch mit keiner derselben ein besonders durchschlagender Erfolg erzielt worden. „Adalbert vom Babanberge“ von Brachvogel und „Sophonisbe“ von Hersch scheinen mit der Birch-Pfeiffer'schen „Grille“ vorzugsweise einer weitern Verbreitung entgegen zu gehen. Die bisher stattgefundenen Aufführungen der „Sophonisbe“ in Frankfurt a. M. mit Fräulein Janauscheck in der Titelrolle haben zwar den Berichten zufolge einen bedeutenden Erfolg gehabt, doch nimmt die Ueberschwenglichkeit dieser Berichte denselben einigermaßen die überzeugende Kraft. Eine weitere Novität „König Saul“ von H. Kette ist am Berliner Hoftheater nicht von besonderem Erfolg begleitet gewesen; noch weniger war dies mit einem Schauspiel von Walther „der Sohn der Marquise“ der Fall, welches am Burgtheater in Wien in Scene ging. Auch das Königstädtische Theater in Berlin hat mit unermüdlichem Eifer wieder zwei größere Neuigkeiten gebracht; ein Schauspiel von Hermann Grimm „Verlorenes Spiel“ dessen geistvolle Anlage und vortreffliche Ausarbeitung bei höchster Einfachheit der Mittel sich eines durchaus ehrenvollen Erfolges erfreute, und ein weiteres dramatisches Product „der Bravo.“ In Karlsruhe wurde neu aufgeführt: „Verirrungen“, Schauspiel von Eduard Devrient. Eine weitere Neuigkeit, deren Aufführung zwar erst bevorsteht, die aber bereits vielfach lobend erwähnt wird, ist das Trauerspiel „Mazeppa“ von Gottschall, welches der Dichter bei einem kurzen Aufenthalt in Gotha dem Herzog daselbst vorgelesen hat. Die am Hoftheater in Stuttgart in Kurzem bevorstehende erste Darstellung desselben wird wohl bald darthun, inwiefern die vorhergehenden Lobeserhebungen, die durch Gottschall's bisherige Erfolge im Drama wenig unterstützt werden, begründet sind. — Bekanntlich ist dem Thalia-Theater in Hamburg die Aufführung größerer Schauspiele untersagt. Die Direction versucht nun dies Gebot auf verschiedene Weise zu umgehen und brachte so auch „die Grille“ von Frau Birch-Pfeiffer zur Darstellung. Einem Einspruch der Direction des Stadttheaters folgte alsbald das Verbot des Stücks, und das Thalia-Theater sucht nun in einem neuen Sololustspiel „die Grille“ noch den möglichen Vortheil durch Persiflirung der Angelegenheit zu ziehen. Die Direction des Braunschweiger Hoftheaters fährt fort durch ein gewähltes Repertoire und rasche Vorführung der besten Novitäten die Theilnahme des Publikums auf erfreulicher Höhe zu erhalten. Für die nächste Zeit stehen daselbst: „Ella Rosa“ von Gutzkow, Tempelthey's „Klytemnestra“ und Griepenkerl's „Ideal und Welt“ zu erwarten. Die Urtheile über die einzelnen Mitglieder haben sich nun ziemlich befestigt und es sollen demzufolge einige Veränderungen im Personal getroffen werden. Besondere Freude verursacht die Gewißheit, daß Herr Jaffé für längere Zeit der Braunschweiger Bühne erhalten wird. Die hinreißende Gewalt seines Spiels und die Klarheit und Schärfe, womit er die feinsten Züge der darzustellenden Charaktere zur Geltung zu bringen weiß, stellen Jaffé unter den renommirtesten Charakterdarstellern Deutschlands in die erste Reihe. Für die Oper in Berlin steht die Aufführung des „Troubadour“ von Verdi zu erwarten. Leider gibt diese Wahl einen neuen Beleg für den gänzlichen Mangel an bedeutenderen neueren deutschen Opern. Das Stadttheater in Hamburg hat zwar kürzlich die Oper „Loreley“ vom dortigen Kapellmeister Ignaz Lachner mit beifälligem Erfolg zur Aufführung gebracht und in Bremen ist eine Oper von Sobolewski „Komala, die Königstochter von Inisthore“ zur Darstellung gelangt; von beiden läßt sich jedoch noch keine besonders durchschlagende Wirkung erwarten. An mehreren anderen bedeutenden Bühnen werden die Vorbereitungen zur Aufführung der Oper „Santa Chiara“ vom Herzog von Coburg getroffen. — In Stuttgart betrat Frau Marlow nach siebenvierteljähriger Krankheit als Elvira in den „Puritanern“ zum ersten Male wieder die Bühne. Außerordentlicher Beifall, Hervorruf und Blumenspenden gaben der vortrefflichen Künstlerin die Freude des Publikums über dies Ereigniß zu erkennen. In

Prag haben bereits mehrere Sängerinnen gastirt, um die nach Wien abgegangene Frl. Meyer zu ersetzen; unter ihnen auch Frl. Thereſe La Ponta, die Münchner Gräfin, die trotz der pikanten Verhältniſſe, unter denen ſie die Bühne betrat, bis jetzt noch kein feſtes Engagement gefunden zu haben ſcheint.

An muſikaliſchen Neuigkeiten iſt wenig Erhebliches zu melden. Von Wien aus berichtet man über die große Anzahl concertirender Violinvirtuoſen, unter denen ſich faſt kein einziger beſonders auszeichnet. In Caſſel iſt Karl Schöler zum Hofconcertmeiſter ernannt worden, und Kapellmeiſter Bott von dort hat im Dresdner Hoftheater einige Violincompoſitionen mit Beifall geſpielt. Von Hannover und Leipzig wird des Claviervirtuoſen Ernſt Pauer rühmend erwähnt. In München gaben zwei jüngere Componiſten, Franz Wüllner und Bernhard Scholz eine Matinée, die ſich der beſonderen Theilnahme der dort lebenden Kunſtautoritäten erfreute. Erſterer iſt bereits ſeit längerer Zeit als tüchtiger Clavierſpieler in München bekannt. Scholz dagegen trat zum erſten Male vor das Münchner Publicum, nachdem er im vorigen Jahre durch ein Concert in Berlin ſich allgemein die höchſte Anerkennung der dortigen Kritik erworben hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Italien iſt der junge Künſtler in Folge ſeiner gründlichen muſikaliſchen Kenntniſſe zum Profeſſor am Münchner Conſervatorium ernannt worden und hat ſich nun mit ſeinen neueren Compoſitionen, unter denen namentlich ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell in F-dur durch heiteren Charakter anſprach, auf die ehrenvollſte Weiſe daſelbſt introducirt.

Gelegentliches.

Dr. A. von Eye und J. Falke, die Vorſteher der Kunſt- und Alterthumsſammlungen am germaniſchen Muſeum zu Nürnberg und Herausgeber des Werkes: „Kunſt und Leben der Vorzeit", haben ſich zur Herausgabe einer Galerie der Meiſterwerke altdeutſcher Holzſchneidekunſt vereinigt. Sämmtliche bedeutenderen Meiſter des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts ſollen durch ihre hauptſächlichſten Arbeiten darin vertreten ſein, und den Kunſtblättern ſoll ein erklärender Text in deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Sprache beigegeben werden.

Mehrere öſterreichiſche Alterthumsforſcher haben auf eigene Koſten in dem ſogenannten Arpad-Thale zwiſchen Altofen und Krotendorf an der Stelle, wo das römiſche Aquineum ſtand, Ausgrabungen vorgenommen. Der bekannte Archäolog Johann Paur und der Ingenieur Varſanyi wurden mit der Leitung des Unternehmens betraut und nach den bereits erlangten Ergebniſſen glaubt Erſterer, daß es gelingen werde, die Ruinen des alten Aquineum aus der Ueberdeckung von Erde und Torf herauszuſchälen. Eine weite Halle wurde ſchon ausgegraben und man fand in derſelben Bruchſtücke mehrerer Statuen, Waſſerröhren zu einem Caldarium, ſiebzig kleine Säulen, Moſaiktafeln, Schlüſſel, einen Votivaltar, einen ſteinernen Sarg mit wohlerhaltener Inſchrift und andere Merkwürdigkeiten

Unter dem Titel: „Der Dom zu Mailand", erſcheint eine Darſtellung dieſer herrlichen Kathedrale in ungefähr hundert Blättern mit hiſtoriſchem und beſchreibendem Text bei P. und G. Vallander in Mailand. Zwei Hefte ſind bis jetzt veröffentlicht, und die Ausführung ihres Gegenſtandes würdig. Nach ſeiner Vollendung wird das Werk ein treffliches Seitenſtück bilden zu dem ähnlichen Werke des verſtorbenen Sulpitz Boiſſerée über den Dom zu Cöln.

Für das neue Muſeum in Oxford läßt die Königin von England ſechs Bildnißſtatuen berühmter Männer der Wiſſenſchaft in Lebensgröße anfertigen. Sie ſollen vor die Pfeiler der großen Halle des Muſeums zu ſtehen kommen. Die Statuen Galilei's, Newton's und Baco's ſind bereits vollendet.

Wichtige literarhiſtoriſche Notiz.

Wir machen unſere Leſer im Voraus darauf aufmerkſam, daß wir mit dem nächſten Hefte die Veröffentlichung einer ausgedehnten Sammlung ungedruckter Briefe aus dem Nachlaſſe Joh. Arn. Ebert's beginnen werden. Es befindet ſich darunter eine große Anzahl der intereſſanteſten Briefe Klopſtock's, mit eingeſtreuten Bruchſtücken von Poeſien, andere von Hagedorn, Ramler, Uz, Gleim, den Grafen Stolberg, und von den berühmteſten Größen unſerer Literatur bis auf Leſſing, deſſen Begräbniß Ebert ſelbſt in einem ſeiner Briefe beſchreibt. Ebert wurde von den erſten ſeiner Zeitgenoſſen brüderlich geliebt und verehrt; ſeine menſchenfreundlichen Geſinnungen waren ſprüchwörtlich geworden und ein Brief von ihm an den tapfern Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig gibt den Beweis für die Offenheit und Milde ſeines edlen Gemüths. — Die Anordnung und Erläuterung dieſer reichhaltigen Briefſammlung hat Dr. Glaſer übernommen und wir halten es für unſere Pflicht, hierdurch auf dieſe wichtige Erſcheinung vorläufig hinzuweiſen, da in ihr ohne Zweifel ein Beitrag von der größten Bedeutung zur Kenntniß der damaligen Zeitverhältniſſe und der Entwicklung des literariſchen Lebens in Deutſchland gegeben iſt.

Die Verlagshandlung.

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Göthe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und anderen bedeutenden Zeitgenossen, herausgegeben von Heinrich Düntzer und F. G. von Herder. 3 Bände. Frankfurt a. M. Meidinger, Sohn u. Comp.

Diese wichtige, zur genauen Kenntniß der Glanzperiode unsrer Literatur fast unentbehrliche Sammlung bisher ungedruckter Briefe hat bereits in den beiden vorhergehenden Nummern der Monatshefte der Abhandlung „Herder und seine Freunde in ihrem Briefwechsel" von Moritz Carriere zu Grunde gelegen und wir dürfen unsre Leser nur auf diese geistvolle Zusammenstellung verweisen, um den Werth der Briefe in das vortheilhafteste Licht zu stellen. Vornehmlich enthalten die hundert Briefe von Göthe, mit denen die Herausgeber die Sammlung eröffnen, eine Menge der interessantesten Aufklärungen über das so folgewichtige Verhältniß zwischen den beiden größten Geistern ihrer Zeit. Der Anhang zu dieser ersten Abtheilung enthält zwölf Volkslieder, die Göthe nachgebildet, mit eigner Hand abgeschrieben und seinem Freunde Herder zugesandt hatte. Von Schiller, dessen Beziehungen zu Herder sich fast nur auf literarisches Zusammenwirken gründen, finden sich acht Briefe vor; von Klopstock sechs. Den fünfzehn Briefen des sturm- und drangvollen Liefländers Jacob Michael Reinhold Lenz folgt wieder eine umfangreichere Correspondenz zwischen Jean Paul und Herder, an welche sich als Beilage anschließt: „Des todten Shakespeare's Klage unter todten Zuschauern in der Kirche, daß kein Gott sei;" eine Jean Paul'sche Phantasie, die später umgearbeitet als erstes Blumenstück in seinem Siebenkäs erschien. Von Claudius, dem einfach gemüthlichen Wandsbecker Boten, finden sich sieben und fünfzig Briefe. In einem derselben heißt es im Gegensatz zur Gefühlsüberschwenglichkeit jener Zeit: „Sie sagen, ich soll etwas von meinem Weibe schreiben, aber ich weiß von ihr nichts zu schreiben, als daß sie ein Bauermädchen ist und daß ich sie lieb habe." Von Lavater sind neun und fünfzig Briefe, nebst der Denkzeile: „Nach meinem Tode an Herder in Weimar," und sechs von Moses Mendelssohn. Jacobi's Briefe folgen hierauf, und an sie schließen sich die des Arztes Zimmermann an, den Lavater in seinem physiognomischen Fragmenten als eine Vereinigung der extremsten Eigenschaften charakterisirt. Zimmermann's in spätern Zeiten so scharf hervortretende Anmaßung spricht sich auch in diesen Briefen vielfach aus. „Lavater's Physiognomik", sagt er unter Anderem im neunten Briefe, „wird beinahe allen Gelehrten zum Trotz eines der schönsten Denkmale unsres Jahrhunderts sein. Wer dabei nicht glüht, ist ein gefühlloser Hund." Die dreizehn Briefe, welche zwischen Georg Forster und Herder gewechselt wurden, verdienen besonders hervorgehoben zu werden. In den Briefen von Herder an seinen Sohn August sind die Ermahnungen interessant, die er demselben in Bezug auf die Eintheilung seiner Studien ertheilt. Der dritte Band umfaßt den Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut Caroline Flachsland. Ein äußerst belehrender und anziehender Beitrag zur Kenntniß der Gefühlsweise jener an Empfindlichkeit kränkelnden Zeit, die schon von Göthe gegeißelt wurde.

In der Anordnung und Sichtung des Dargebotenen ist den Herausgebern strenge Gewissenhaftigkeit und klare Anordnung nachzurühmen und die äußere Ausstattung des Werkes verdient als geschmackvoll und elegant bezeichnet zu werden.

Künstlerbriefe. Uebersetzt und erläutert von Dr. Ernst Guhl. Berlin. Verlag von J. Guttentag.

Der zweite Band dieses verdienstlichen Werkes bringt unter dem besonderen Titel: „Kunst und Künstler des siebenzehnten Jahrhunderts" eine Fortsetzung der im Jahre 1853 herausgegebenen Sammlung von Briefen, welche sämmtlich von den größten Meistern der Blüthezeit der italienischen Malerei im 15ten und 16ten Jahrhundert herrührten. Das Material war bei dieser zweiten Sammlung, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, bei Weitem umfangreicher, und somit eine bei Weitem größere Sichtung und sorgsamere Auswahl unter den vorhandenen Briefen nöthig, um überall nur das wahrhaft Bedeutsame hervortreten zu lassen, und es mußte aus demselben Grunde ein größeres Gewicht auf die den Briefen hinzugefügten Erläuterungen und Charakterschilderungen der einzelnen Meister gelegt werden. Dies ist denn auch in der That in anerkennenswerther Weise geschehen und die allgemeine Einleitung zur Kunstgeschichte des 17ten Jahrhunderts, welche den Briefen vorangeht, orientirt selbst den weniger sachkundigen Leser so vortrefflich über die damaligen Kunstverhältnisse im Allgemeinen und die der Malerei im Besonderen, daß die nachfolgenden trefflich ausgewählten Briefe dadurch nur als die weitere Ausführung und schärfere Charakteristrung der ganzen Epoche erscheinen. Es zeigt sich darin, wie, im Gegensatze zu der naiven Unbefangenheit, der stillen Sammlung und gleichmäßig reinen Stimmung des Gemüthes, welche die Periode der höchsten Blüthezeit im sechszehnten Jahrhundert kennzeichnete, eine größere Heftigkeit und Erregtheit sich unter den Künstlern des siebenzehnten Jahrhunderts bemerklich macht, und wie sich die Schöpfungen jener ersten Periode, in denen sich die classische Kunstanschauung mit der christlichen zu einer wunderbaren Einheit und Harmonie verschmolzen hatte und in welchen man nach nichts Anderem strebte als nach der vollendeten, durch ethischen Gehalt geadelten Schönheit der Formen, gleichviel ob deren specieller Inhalt christlich oder heidnisch war, zu der Kunstweise verhalten, die man unter der Bezeichnung Manierismus versteht und deren sich eben die Künstler der zweiten Periode mit äußerlicher Beibehaltung der Formen und Darstellungsmittel der ersten Meister, ohne daß damit der Geist und die Gemüthstiefe derselben beibehalten wurde, bedienten. Auch die einzelnen Anmerkungen zu den Briefen sind Zeugnisse der gründlichen Untersuchung des Stoffes und der allseitigen Beherrschung desselben. — Das ganze Werk besteht also nun aus zwei Bänden, von denen der erste, der bereits bei seinem Erscheinen die freudigste Anerkennung hervorrief, Briefe von den bekanntesten Heroen der verschiedenen italienischen Malerschulen enthält. Es gewährt einen außerordentlich reichen Genuß, der gewaltigen Schöpferkraft Michel Angelo's, der Fülle und Farbenpracht Tizian's, der Innigkeit Leonardo's und der sanften Erhabenheit Rafael's auch in der Art ihrer Ausdrucksweise, sei es nun in der Form des Ergusses persönlicher Empfindungen, sei es auch in einfachen Mittheilungen oder in geschäftlichen Verhandlungen nachzuspüren. Ueberall vergegenwärtigen wir uns die großen Meister, wie wir sie aus ihren Werken kennen und mit Befriedigung sehen wir, wie eng verbunden der Entwickelungsgang des Menschen mit dem des Künstlers ist. Alle diese einzelnen Sammlungen hat der Herausgeber mit Erläuterungen und Auszügen aus anderen Kunstschriftstellern versehen, und hierdurch bedeutend dazu beigetragen, alle einzelnen Bezüge klar erkennen zu lassen und selbst denjenigen dieser brieflichen Reliquien, die nur vereinzelt und abgerissen dastehen, eine gewisse Rundung und Abgeschlossenheit zu geben; namentlich bieten die wenigen Briefe Rafael's, unter denen sich besonders ein höchst interessantes Schreiben an Papst Leo X. findet, dafür einen Beleg. Der echt liebevolle Geist des unsterblichen Meisters spricht sich in jeder Zeile darin aus.

Der zweite, nun erschienene Theil des Werkes enthält hauptsächlich Briefe der Caracci's, des Guercino, von Rubens, Rembrandt, Pousssin und Salvator Rosa. Wie bereits erwähnt, sind die den Briefen vorausgeschickten Charakterschilderungen der einzelnen Künstler mit ganz besonderer Sorgfalt und Gediegenheit ausgearbeitet. Wir weisen hier ganz besonders auf die kurze aber höchst anziehende Charakteristik des Guercino, mit dem er die Reihe der Akademiker abschließt, und ferner auf die Einleitung zu den darauf folgenden Briefen von Rubens hin und führen aus letzterer als Beispiel die Stelle an, wo Guhl die vielverbreitete Ansicht, als sei Rubens von niedriger Habsucht beseelt gewesen, folgendermaßen zurückweist: „Rubens ist, das muß man zugestehen, reich geworden durch seine Kunst-Uebung. Wenn das eine Schmach ist, so bleibt sie an Rubens haften; dann aber mögen alle Diejenigen, denen es gelungen ist, mit Talent und geistiger Thätigkeit auch äußerliche Erfolge zu erringen und Geld zu verdienen — allzuviel werden deren wohl nicht sein — mit Rubens das Haupt verhüllen! Wenn dagegen der Erwerb durch die Tadellosigkeit der Mittel gestattet erscheint, und durch die Art der Anwendung geadelt werden kann, dann steht Rubens frei von jedem Vorwurf da. Und so wurde der große Künstler auch von seinen Zeitgenossen allgemein betrachtet. Gerade in dieser Beziehung verdient das Urtheil eines gleichzeitigen italienischen Schriftstellers hervorgehoben zu werden, das für die Beurtheilung dieser Frage von großer Bedeutung ist. Zwar sei, sagt Bellori, die Kunst in neuerer Zeit noch geehrt gewesen, doch fände es sich oft, daß die Maler nicht den Geist, sondern nur die Hand zur Arbeit mitbrächten, um schmutzigen Gewinnes halber; wegen der Verächtlichkeit dieser Künstler werde die Kunst selbst als eine mechanische und niedrige Thätigkeit von den Menschen betrachtet. Dies sei in Italien und auch in Flandern der Fall gewesen, als in Antwerpen ein neues Licht auftauchte, das die Malerei erhellt und geadelt habe — Rubens!"

Wollten wir näher auf die einzelnen Briefe eingehen, so würde uns das zu weit führen, wir schließen daher unsre Besprechung mit der Bemerkung, daß das Unternehmen des Dr. Guhl ein ebenso verdienstliches wie wohlgelungenes ist und sprechen die Ueberzeugung aus, daß die Künstlerbriefe sich viele Freunde erwerben und bedeutend dazu beitragen werden, die Kenntniß der Geschichte der Kunst aus jenen Zeiten, in denen sie geschrieben wurden, beträchtlich zu vermehren.

Geschichte der amerikanischen Colonisation und Unabhängigkeit, von Heinrich Handelmann. Erster Band (in zwei Lieferungen), Colonisation und Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten und Geschichte der Insel Hayti.

Es ist ein weitschichtiges Unternehmen, das Herr Handelmann durchzuführen die Absicht hat. Er will die Geschichte des vierten Welttheils schreiben und die heutigen Verhältnisse schildern, jedoch mit den beiden Vorbehalten, daß er sowohl die im Verhältniß von Colonien gebliebenen Länder (Canada, die Guyana's ꝛc.) als die minder bedeutenden Staaten, letztere wenigstens vorläufig, ausschließen wird. Die Eintheilung, die er zu Grunde legt, ist eine sehr verständige. Nicht die geographische Lage bestimmt ihn, die Reihefolge zu ordnen, sondern die Mischungsart der Bevölkerung ist seine Richtschnur, so daß er zwei Gruppen zusammenstellt, hier die Staaten der weißen und schwarzen Race, Vereinigte Staaten, Brasilien und Hayti, dort die Staaten der weißen und rothen Race, welche Merico und alle mittel- und südamerikanischen Gebiete, Brasilien allein ausgenommen, begreifen. Die Geschichte der Vereinigten Staaten erzählt Herr Handelmann in der Art, daß er mit den ältesten Colonien, den spanischen und französischen beginnt. Gewöhnlich pflegt man die neuenglischen Staaten, in die jene älteren Ansiedlungen schließlich aufgegangen sind, voranzustellen, doch wäre auch die Methode unseres Verfassers vollkommen berechtigt, wenn er die Geschichte der spanischen und französischen Colonisation mit dem Siege des angloamerikanischen Elements abbräche. Daß er statt dessen die Geschichte Floridas bis 1845 fortführt und sogar Texas, Neumexico, Californien und Utah in ihren Verhältnissen zur Union schilderte, ehe von dem Entstehen und der Fortbildung der Union selbst die Rede ist, muß als ein Fehler bezeichnet werden. Weiter haben wir bloß noch das Eine zu tadeln, daß Herr Handelmann die vielbesprochenen Casas grandes nördlich vom Gila, die Werke noch heute lebender Stämme, namentlich der Moquis, sind und noch heute gebaut werden, einem räthselhaften Urvolke zuschreibt. In allem Uebrigen haben wir die beiden vorliegenden Lieferungen als eine sehr fleißige, kritisch gesichtete und nach stylistischem Reiz (meistens mit Glück) strebende Arbeit nur zu loben.

Die Zusammenstellung Haytis und der Union in diesem ersten Bande leitet uns auf die Sclavenfrage hin, die in diesem Augenblicke die Lebensfrage der amerikanischen Union ist. Das geschichtliche Material finden wir bei Herrn Handelmann vortrefflich geordnet vor. Wenn die Amerikaner behaupten, daß ihre Vorfahren der Einführung der Neger durch englische Sclavenschiffe einen anhaltenden und lebhaften Widerstand geleistet hätten, so ist das eine starke Uebertreibung. Einzelne haben protestirt, aber die Bevölkerung im Allgemeinen hat dem Negerhandel Vorschub geleistet. Es war das kein Verbrechen; die bibelfesten Nachkommen der Pilgerväter kannten das mosaische Gesetz (3. Moses, 25, 44—46) und hatten das Beispiel der ganzen damaligen Welt vor Augen, außerdem aber in dem Bedürfniß, für die ungesunden Marschen des Südens Arbeitskräfte zu gewinnen, eine vollgültige Entschuldigung. Da dieses Bedürfniß im Norden nicht vorhanden war, so blieb der schwarze Sclav dort immer ein Luxusartikel, und die Sclaverei gedieh niemals bis zu einer solchen Ausdehnung, daß ihre Abschaffung in festgewurzelten Interessen des Mein und Dein ein Hinderniß gefunden hätte.

Der gegenwärtig so gefährlich gesteigerte Kampf des Nordens und Südens über die Sclavenfrage nahm seinen Anfang, als 1787 über das Verbot der Sclaveneinfuhr im Congreß berathen wurde. Schon damals drohten die Sclavenstaaten, wenn man ihre Interessen nicht berücksichtige, mit dem Austritt, und schon damals schlug man den seitdem so häufig betretenen Weg des Compromisses ein. Der Süden bewilligte dem Norden die Schifffahrtsgesetze, welche die dortigen Rheder forderten, und erhielt dafür die Erlaubniß, noch eine Zeit lang — als Endtermin wurde später der 1. Januar 1808 festgesetzt — Sclaven einführen zu dürfen. Seit diesem Termine ist der Sclavenhandel über See streng verboten, doch hindert das nicht, daß nordamerikanische Handelshäuser bei dem gewinnreichen Verkehr sich stark betheiligen. 1818 wurden in's Unionsgebiet 14,000 Neger von der afrikanischen Westküste eingeschmuggelt, und noch gegenwärtig sind Neuyorker Kaufleute bei der Versorgung Cubas mit Sclaven in erster Linie thätig. Würde der Antrag, der im letzten Congreß auf Abschaffung der nordamerikanischen Marinestation an der afrikanischen Küste gestellt wurde, später einmal durchgehen, so hätten wir einer offenen Wiederaufnahme des Sclavenhandels seitens der Union zu gewärtigen.

Mit dem Verbot der Einfuhr war der erste Schritt zur Beschränkung des Sclavenwesens auf nordamerikanischem Boden gethan: der unfreie schwarze Mensch konnte sich wenigstens von außen her nicht mehr vermehren. Der zweite Schritt mußte darin bestehen, daß man die Kreise, welche die Sclaverei im Lande selbst gezogen hatte, enger und enger machte. Dies geschah, indem binnen siebenundzwanzig Jahren die Staaten Vermont, Massachusetts, Maine, Neu-Hampshire, Connecticut, Pennsylvanien, Rhode-Island, Neuyork und Neujersey die Sclaverei auf ihrem Gebiet abschafften. Nun gerieth aber das Vordringen der Emancipation ins Stocken, und bis jetzt ist es ihr nicht gelungen, die Grenze zu überschreiten, jenseits welcher der Sclav als ein unentbehrliches Mittel des Erwerbs betrachtet wird, und wo seine plötzliche Freilassung nur unter ungeheuren Opfern erfolgen könnte.

Die jetzigen Sclavenstaaten zerfallen in zwei Gruppen, die man in Amerika als sclavenzüchtende (slave-raising and breeding) und Sclaven verbrauchende (slave-consuming) bezeichnet. Die erste Gruppe wird von Virginien, Maryland, Delaware, Kentucky, Missouri, Tenneffee und Nordcarolina, die zweite von Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Arkansas, Louisiana und Texas gebildet. Die neuen Territorien Nebraska und Kansas werden, wenn sie zu Staaten geworden sind, selbst entscheiden, ob sie die Sclaverei dulden wollen oder nicht. In jenen beiden Gruppen lebten 1850 zusammen 3,198,324 Sclaven, während die Gesammtbevölkerung der Union 23,257,723, oder nach Abzug der Sclaven

und der freien Farbigen 19,630,762 Seelen betrug. Die Zahl der freien Weißen hatte sich seit 1754 um das Vierzehnfache, die der Sclaven nicht ganz um das Dreizehnfache vermehrt und das Verhältniß der Sclaven zu den freien Farbigen war 1850 ungefähr wie 8 : 1. Dieses letztere Mißverhältniß würde sich nicht so arg entwickelt haben, wenn man nicht nach dem altgermanischen Satze: „Das Kind folgt der ärgeren Hand" bestimmt hätte, daß jedes von einer Sclavin geborne Kind ebenfalls Sclav werden solle.

Als die Emancipation in den einzelnen Staaten zu stocken anfing, geriethen die Negerfreunde auf den unglücklichen Einfall, auf eine Entscheidung des Congresses hinzuwirken. Obgleich nicht deutlich ausgesprochen, da eine Entscheidung des Congresses selbst vom 23. März 1790 dem Bunde das Recht abgesprochen hatte, sich in diese Frage einzumischen, lag die Tendenz, durch ein allgemeines Gesetz zur Emancipation zu gelangen, der Abolitionisten-Bewegung der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts unleugbar zu Grunde. Frau Beecher-Stowe's bekannter Roman hat uns diese Bewegung mit einer unleidlichen Parteilichkeit geschildert. Kluge und praktische Negerfreunde, in denen kein religiöser oder politischer Fanatismus sinn verwirrend thätig ist, haben alle Veranlassung, auf jene Zeit der Agitation mit tiefster Betrübniß zurückzublicken. Damals ist die Emancipation durch ihre eigenen Vorkämpfer für Jahrzehnte unmöglich gemacht, die Lage des Negers durch seine Fürsprecher ungemein verschlimmert worden. Daß man Stationen errichtete, auf denen flüchtige Neger aufgenommen und weiter befördert wurden, möchte noch hingehen, obgleich dieses Treiben ein ungesetzliches, von peinlichen Strafen bedrohtes war, so daß die Verurtheilung des Begründers dieser „unterirdischen Eisenbahn", Charles Turner Torrey's, zu sechsjähriger Zuchthausstrafe gerechtfertigt erscheint. Aber man begnügte sich damit nicht, man knüpfte mit freien Farbigen wie mit Sclaven des Südens Verbindungen an, überschüttete die Pflanzungen mit aufreizenden Flugschriften und stachelte die Sclavenhalter auf diese Art zu den Anstrengungen auf, deren traurige Früchte wir in den letzten Jahren haben reifen sehen. Tu l'as voulu, George Dandin! würde man hier sagen können, wenn es nicht leider der arme Neger wäre, der seine unschuldige Haut für die Thorheiten und Leidenschaften seiner Freunde zur Peitsche tragen müßte. Unendlich klüger und für die Sclaven wohlthätiger würde es gewesen sein, wenn man beherzigt hätte, was die Abgeordneten der südlichen Staaten auf dem Congreß von 1787 sagten, daß „die Sclaverei auch in ihren Staaten im ruhigen Verlauf der Dinge allmälig von selbst wegfallen würde."

Beide Theile haben sich in neuester Zeit auf ein Extrem gestellt, und dieses gemeinschaftliche Wegrücken aus der richtigen Mitte bis an die äußersten Winkel der Gegensätze beweist allein schon die Heftigkeit des Kampfes, der um die Sclavenfrage geführt wird. Die Sclavenhändler entblöden sich nicht, die „eigenthümliche Institution" eine Glorie zu nennen, deren alle Theile der Union theilhaftig werden müßten, und auf der andern Seite wird sie von den Abolitionisten ein Schandfleck genannt, der sofort auszutilgen sei. Nein, ein Schandfleck ist die Sclaverei für die nordamerikanische Republik nicht, wohl aber ein Unglück, ein großes Unglück. Sie ist das schwerste Problem, das Gott je einem Volke zu lösen gegeben hat, und nicht die Leidenschaft, die bei jedem Knoten nach dem Alexandersschwert greift, sondern praktische Klugheit, Mäßigung und Ausdauer können das ferne Ziel erreichen helfen.

Die Emancipation — wohlgemerkt, wir reden von der plötzlichen, und nur von dieser — läßt sich von zwei Seiten auffassen, die übrigens unzertrennlich sind. Wer die „Ketten" der drei Millionen Sclaven der Union lösen will, hat für die Wirkungen einzustehen, welche diese Maßregel hier auf die weiße, dort auf die schwarze Race äußern würde. Die erste dieser beiden Seiten wird gewöhnlich ganz aus der Acht gelassen, und es ist dies ein höchst charakteristisches Zeichen, welcher Art von Humanität die Abolitionisten huldigen. Fiat justitia et pereat mundus! Der Schwarze muß frei werden, mag der Weiße darüber zu Grunde gehen!

Der Einbruch der Barbarei in die Cultur, das riesige Anschwellen eines farbigen Pöbels, der durch seine Trägheit, seine Turbulenz, seine Begierden auf der Bahn der Verbrechen rasch vorwärts getrieben werden würde, und damit Hand in Hand der Verfall der Pflanzungen, die reißend schnelle Abnahme der Production, welcher die Vereinigten Staaten ihre ganzen Stapelartikel verdanken, die Verarmung des Südens — diese Folgen, deren Unvermeidlichkeit das englische Westindien mit der eindringlichsten Sprache beweist, wären noch nicht die schlimmsten der Gaben, die aus der Pandorabüchse der Emancipation fallen würden. An die Stelle der Sclaverei der Schwarzen träte die Sclaverei der Weißen, statt der auf der untersten Stufe stehenden Race hätte ein geistig feineres, allen klimatischen Einflüssen ausgesetztes Geschlecht zu frohnden. Denn daß der freie Schwarze um des Gewinnstes willen mehr arbeiten würde, als er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse unbedingt müßte, ist eine Behauptung, die mit der Erfahrung in schneidendem Widerspruch steht. Wo immer die Zwangsarbeit der Neger aufgehört hat, da ist man genöthigt gewesen, indische oder chinesische Kulis einzuführen, und es ist dies zum Theil unter Umständen und Formen geschehen, welche alle Greuel der Seelenverkäuferei und des Sclavenhandels hinter sich lassen. Die armen chinesischen Kulis sind in Mittelamerika zu Tausenden zu Grunde gegangen, die Jammerberichte darüber haben die Runde durch alle Zeitungen gemacht. Und diese Arbeiterquelle versiegt bereits. Die ostindischen Kulis braucht man in ihrem Vaterlande nöthiger, ihre Hände können bei den vielen Arbeiten, welche die englische Regierung zu kräftigerer Bewässerung der Felder, zur Verbesserung des Straßenbaues, zur Regulirung der Flüsse und zu Canalbauten, zur Vervollständigung des Eisenbahnnetzes, zur Hebung der Baumwollen- und der Theecultur anordnet, nicht entbehrt werden. In China ist man an einem Orte bereits gegen die Ausführung der Kulis eingeschritten, und die haarsträubenden Einzelnheiten, mit denen der Statthalter von Schanghai sein Verbot rechtfertigt, müssen in jedem Menschenfreunde den Wunsch erwecken, daß sein Beispiel überall Nachahmung finden möge. Entgehen diese Arbeiter den Pflanzungen, so bleibt als Ersatz der Neger nichts als der „befruchtende Schlamm", d. h. die armen deutschen und irischen Einwanderer, bei denen ja nichts darauf ankommt, ob sie an denselben Oertlichkeiten,

wo es dem Schwarzen so wohl wie dem Fisch im Wasser ist, elend und siech dahinwelken, bis der Fiebertod sie endlich von langen Qualen und dumpfer Verzweiflung erlöst.

In allen Tiefebenen und Marschen der heißeren Himmelsstriche entqualmen dem bisher unberührten Boden, so wie der Pflug oder die Haue ihn aufreißt, giftige Dünste. In unserm alten Lande wird es, wenn wir die Sagen und Chroniken der Vorzeit richtig verstehen, nicht viel anders gewesen sein. In niedrigeren Breiten wirken die freigewordenen Dünste aber weit intensiver, und in solchen Gegenden die ersten Arbeiten weißen Ansiedlern zu übertragen, ist eine nichtswürdige Grausamkeit. Von den älteren Beispielen zu schweigen, was ist aus den Belgiern in Guatemala, aus den Preußen an der Moskitoküste geworden, und was hat jüngst Cayenne uns erzählt! In solche Gegenden passen nur Neger. Man bilde den Vortrab der Civilisation aus ihnen, man gebe ihnen Erleichterungen aller Art, man entlasse sie unter gewissen Voraussetzungen und Bedingungen, und man wird der Sache der Humanität ganz anders dienen, als wenn man die Last, die man den schwarzen Schultern entnimmt, mit zehnfacher Wucht auf weiße Schultern fallen läßt.

Dürften große geschichtliche Beispiele überhaupt auf Beachtung rechnen, so müßten die Erfahrungen Südamerikas von jeder plötzlichen Emancipation abschrecken. Der Zwangsarbeit von Indianern und Schwarzen beraubt, ist der spanische Creole, wo ihm nicht ein kälteres Klima zur Stütze dient, gesunken und verkommen. In vielen der schönsten Gebiete hat der eingeborene rothe Sohn des Landes das Uebergewicht erhalten, und in nicht funfzig Jahren wird es sein, als ob nie ein Conquistador den amerikanischen Boden betreten hätte. Die ganze Gegend von Neumexiko bis Durango ist von den Indianern in eine Wüstenei verwandelt worden, Chihuahua hat keinen Rancho mehr, der nicht ein Trümmerhaufen wäre, Yucatan erliegt den Streichen der rothen Hand, Guatemala ist in der Gewalt eines indianischen Viehtreibers, der nach der Herrschaft über ganz Centralamerika strebt. Brasilien, obgleich unter den Tropen gelegen, hat die geordnetsten Zustände in Südamerika, und Brasilien ist ein Sclavenstaat.

Man findet das Bündniß der Sclavenhalter und der Demokraten unnatürlich, und doch werden beide Theile durch die Interessen, die ihnen die wichtigsten sind, zu einander geführt. Der Sclavenhalter strebt nach einer Garantie für seinen Besitz an menschlichem Eigenthum, und diese Garantie kann ihm Niemand bieten, als der Demokrat, der das Sternenbanner der Union durch den ganzen Welttheil bis zum Cap Horn tragen will und zur Colonisation der mittel- und südamerikanischen Länder der Sclavenarbeit dringend bedarf. Erreicht dieser angeblich unnatürliche Bund der Sclavenhalter und Demokraten sein nächstes Ziel, d. h. die Annexation von Cuba und Centralamerika, so wird sich etwas noch viel „Unnatürlicheres“ ereignen: der Boden der Union wird von dem weitgrößten Theil seiner Sclaven befreit werden. Von Cuba ist nicht der siebente Theil angebaut, Central-Amerika hat den kleinen Theil seiner Culturen durch die ewigen Revolutionen mehr als zur Hälfte verloren, und in beiden Gebieten verspricht die große Production den lohnendsten Ertrag. Die Speculation würde die Sclaven des Südens massenweise nach den neuen Erwerbungen führen, die Perle der Antillen allein böte Raum für die ganzen drei Millionen, und so erlebten wir das immerhin eigenthümliche Schauspiel, daß die Sclavenhalter selbst ausführten, was ihre Todfeinde fordern.

Würde die Lage der Weißen durch eine plötzliche Emancipation ohne Frage verschlimmert werden, so könnte doch der Zustand der Schwarzen sich verbessern. Ja, gewiß, vorausgesetzt, das communistische Ideal wäre anzustreben, nach dem unser Leben künftig wie das Vegetiren des Thiers am Troge sein wird. Geboren werden, essen, trinken, schlafen, sich vermehren und schließlich sterben, das versteht der Neger. Soll er mehr lernen, so muß man ihn durch Zwang dahin führen, durch denselben Zwang, fügen wir schnell hinzu, dem wir selbst in früheren Perioden unserer Geschichte unterworfen gewesen sind. Kann man die Schule, in der wir uns bis auf unsern heutigen Standpunkt heraufgearbeitet haben, eine sanfte nennen, sind nicht auch wir durch schwere Schicksalstritte zu Culturmenschen geformt worden? Man lese die Geschichte Europas nur vom Ausgang des weströmischen Reichs an und man wird um millionenfachen Stoff zu einem Roman von dem Schnitt des Beecher-Stowe'schen nicht in Verlegenheit zu sein brauchen! Liest man diese Geschichte, so wird man auch dem Buch, an das wir diese Betrachtungen angeknüpft haben, Recht geben, wenn es sagt: „Wenn wir bedenken, wie viele Jahrhunderte es dauerte, ehe die Hörigkeit aus Westeuropa verschwand, so können wir der amerikanischen Sclaverei keineswegs ein günstigeres Prognosticon stellen, eher ein noch ungünstigeres.“

Die westindischen Inseln, Liberia und Hayti haben wir zu befragen, wenn wir erfahren wollen, was aus dem freien, von der Cultur berührten Neger wird. Auf den westindischen Inseln arbeitet der Neger, wie der Urheber der Emancipation, Lord John Russell, jüngst im Parlament eingestanden hat, im täglichen Durchschnitt anderthalb Stunden. In Liberia ist laut amtlichen Documenten das Mehr der Production vor der Consumtion jährlich auf einen Gulden vom Kopf zu berechnen. Noch ungünstiger sind die Erfahrungen, die man in Hayti gemacht hat.

Herr Handelmann hat seinem Kapitel über Hayti eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und es zum besten des ganzen Buchs gemacht. Seine Erzählung der Revolution übergehen wir; die Greuel des Sclaven, der die Kette bricht, fallen nicht ihm, sondern seinem ehemaligen Peiniger zur Last. An der Ausgangspforte dieser Revolution steht die Gestalt eines schwarzen Organisators, dessen Namen die Abolitionisten bei ihren Beweisführungen zu Gunsten der Neger nie vergessen. Wir acceptiren bestens Alles, was sie für ihren Lieblingshelden Toussaint Louverture vorbringen. Dieser schwarze Held hat nämlich die Sclaverei selbst wieder eingeführt, ja sogar den Sclavenhandel gestattet. Er, der seine Landsleute gewiß besser als irgend ein Methodist Neuenglands kannte, sah ein, daß die plötzliche Emancipation der Untergang der Männer seiner Farbe sein müsse. Die Peitsche schaffte er ab, allein der Stock und die zähen Wurzeln der Liane, von denen er in seinem Code rural den rücksichtslosesten Gebrauch zu machen befahl, waren

wahrlich keine sanfteren Mittel. Widerspenstige wurden grausam gezüchtigt, und zu den Strafen gehörte das Lebendigbegraben.

Mehr als ein halbes Jahrhundert liegt zwischen Toussaint Louverture und Kaiser Faustin I. Wir sind nicht so wahnsinnig, zu verlangen, daß der Negerstaat in dieser Zeit zu einer Musterrepublik geworden sein solle, aber die ersten schwachen Keime von Bildung und Fortschritt, die ersten Grundlagen eines Staatswesens dürfen wir fordern. Wir erblicken das Gegentheil. Der Neger von Hayti ist ruckweise in die afrikanische Barbarei zurückgefallen, das Bischen Cultur und Christenthum, das ihm in der Sclaverei anerzogen worden ist, hat er wie eine lästige Hülle von sich geworfen, und steht nun da in seiner scheußlichen Nacktheit. Faustin I. regiert wie seine königlichen Collegen in Aschanti und Dahomey, die herrschende Religion ist der Fetischdienst, der Cultus der Schlange Vaudoux, die Sittlichkeit steht tief unter dem Nullpunkte. Tritt ein großes öffentliches Unglück ein, wird z. B. Port au Prince durch ein Erdbeben fast vernichtet, so stürzt die ganze umwohnende Bevölkerung in die Stadt; — um Hülfe zu bringen, und die wimmernden Menschen aus den Trümmern hervorzuziehen? Nicht doch, — um zu plündern!

Die Sclavenfrage ist eines der Themata, bei denen man gewaltsam abbrechen muß, um das Ende zu finden. Der Stoff ist ein so gewaltiger, verwickelter, daß jede Besprechung, will sie nicht zu dicken Bänden anschwellen, die Niemand liest, sich bescheiden muß, ein Bruchstück zu bleiben. Mehr wollen auch diese Zeilen nicht sein, und ihr Zweck ist erfüllt, wenn die Leser, welche unseren Erörterungen gefolgt sind, die Ueberzeugung erlangt haben, daß die Sclavenfrage mit den hergebrachten Humanitätsphrasen nicht abgemacht ist und daß ein gutes Stück Zukunft des vierten Welttheils an sie sich anhängt. Täuscht nicht Alles, so ist in Deutschland die Zeit nahe, wo man in dieser Sache der Wahrheit ihr Recht einräumen wird. Möchten wir doch von unserer Anschauungsweise der Vereinigten Staaten überhaupt dasselbe sagen dürfen! Dazu ist nun vor der Hand keine Aussicht. Nachdem wir die große westliche Republik lange Zeit in den Himmel versetzt haben, erblicken wir sie plötzlich tief zu unsern Füßen in der Hölle oder doch ganz nahe dabei. Auch hier auf das richtige Maaß zurückzuleiten, sind Arbeiten wie die Handelmann'sche und die frühere, nach einem andern Plan angelegte von Karl Andree das beste Mittel. Wie Andree legt Handelmann an amerikanische Menschen den Maßstab amerikanischer Verhältnisse und muß daher zu richtigeren Urtheilen gelangen, als die, welche mit der Elle der lieben Heimath messen. Auf diese Seite des Buchs kommen wir zurück, wenn die Fortsetzung erschienen ist.

Pariser Bilderbuch von Julius Rodenberg. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, Braunschweig 1856.

Fast über keinen Punkt unsers Erdballs ist so viel geschrieben worden als über Paris, es hat sich über jene Stadt eine eigne Literatur gebildet, welche Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes aufzuweisen hat, überall aber die Erfahrung bestätigt, daß der Deutsche nur zu geneigt ist, das Fremde zu beobachten, zu studiren und bis in die kleinsten Einzelnheiten zu zerlegen, während er den Erscheinungen und Verhältnissen, die ihn zunächst berühren sollten, nur gelegentlich und obenhin seine Aufmerksamkeit zuwendet. Was Wunder also, daß unter solchen Umständen die Vorliebe für jenes Fremde genährt wird und wächst, daß sich auch die geistreichsten Köpfe die Aufgabe stellen, alle Eindrücke, welche das Ausland auf sie machte, möglichst geistreich, pikant und ausführlich zu schildern, selbst auf die Gefahr hin, undeutsch zu werden und aufzugehen in dem, was sie im ersten Augenblicke frappirte und mehr interessirte als das Naheliegende, da sie von diesem zuweilen kaum die Außenseite kennen. Ist es uns aus diesen Gründen nicht zu verargen, wenn wir jedes neue Werk über Paris mit einem gewissen Mißtrauen zur Hand nehmen, so sind wir andererseits dem Schriftsteller zum Danke verpflichtet, welcher, ohne die Bedeutung der Weltstadt in ihren Beziehungen zu dem politischen, geistigen und socialen Leben der Nationen zu verkennen, dennoch in dem wogenden und berauschenden Treiben des fremden Lebens seiner Nationalität und somit sich selbst treu bleibt und jenes Treiben nur zur Folie nimmt, von welcher sich deutscher Ernst, deutsche Tiefe, deutsches Gemüth zwiefach glänzend abheben. Mit den Worten des Polonius an seinen Sohn Laertes „Dies über Alles: sei Dir selber treu!" welche Julius Rodenberg seinem Pariser Bilderbuch als Motto vorsetzt, hat er ausgesprochen, daß auch er den eben bezeichneten Grundsätzen huldigt. Und wir können nicht anders sagen, als daß er treu geblieben ist und jene Worte Varnhagen's von Ense, dem er auch sein Buch widmet, beherzigt hat: „Außer den Verhaltungsmaßregeln, die Polonius seinem Sohne Laertes für Paris ertheilt, möchte ich für den jungen Deutschen noch besonders hinzufügen: daß er dort ja nicht zu sehr Franzose sein wolle, im Gegentheil, bei der dortigen Munterkeit sich ernst und gelassen behaupte; den Franzosen gefällt das am meisten und flößt ihnen Achtung ein, während sie dem, der sich ihrer Weise zu sehr befleißigt, mißfällig aufpassen und Nichts verzeihen." Rodenberg hat sich durch seine früher erschienenen Dichtungen als einen echt deutschen Lyriker dem Publicum vorgeführt und als solcher ist er auch während der großen Weltausstellung nach Paris gegangen, als solcher hat er in Paris gesehen, gehört, gelebt, als solcher hat er die Eindrücke geschildert, welche das pariser Leben auf ihn machte. Mit diesen wenigen Worten sind der Standpunkt des Verfassers und die Seele des Buches hinlänglich bezeichnet, um darzuthun, daß dieses Buch jeden Deutschen angenehm berühren muß, welcher es zur Hand nimmt. Gründliches Studium der Verhältnisse, Zergliederung des Riesenkörpers der Seinestadt, um ihre Adern und Nerven kennen zu lernen, waren nicht die Zwecke, welche den Verfasser nach Frankreich riefen und zum Schreiben bestimmten, er wollte die fremden Sitten und Gewohnheiten, die Eindrücke und Erlebnisse an sich herankommen lassen, um sie mit Jugendfrische aufzufassen, wie sie sich gaben, und so auch in einem Gesammtbilde zu schildern. Für solche Schilderungen aber hat gerade Rodenberg die besten Mittel, Frische und Schnelligkeit der Auffassung,

Glanz und Lebendigkeit des Colorits und dabei doch jene, zuweilen wehmüthige Gemüthlichkeit, welche nur dem deutschen Dichterherzen eigen ist. Zur Bekräftigung unserer Ansicht verweisen wir namentlich auf die Abschnitte: „Was sich die Boulevards erzählen" und „die Todtenstadt." Letzterer Abschnitt insbesondere enthält eine Schilderung vom Père-Lachaise, welche sich in jeder Beziehung durch hohen poetischen Werth auszeichnet. Mit dem Gesagten soll aber keineswegs behauptet werden, als fehle es dem Buche durchaus an jeder positiven Grundlage. Im Gegentheil, der Verfasser hat viel mit Nutzen gesehen und gehört, gibt manche interessante Aufschlüsse aus dem Literatur- und Kunstleben, und seine „Studien im Industrie- und Kunstpalaste", sowie seine „Farbenskizzen aus dem socialen Leben" beweisen, daß er mit richtigem Tacte fein zu beobachten versteht und manch tiefen Blick in Zustände und Verhältnisse gethan hat, welche das Interesse der Gegenwart in Anspruch nehmen. Selbst diese Ausführungen aber fügen sich dem Gesammtbilde des pariser Lebens und Treibens so natürlich und gefällig an, daß jenes in keiner Weise leidet, sondern vielmehr durch sie erst zu seiner eigentlichen Abrundung gelangt. Haben wir so aus dem Werke ein lebensfrisches und reizendes Totalbild von der Seinestadt mit ihrem Glück und ihrem Elende, ihrem Glanze und ihrem Dunkel, ihrem Leben voll Lust und Entsetzen gewonnen, so tönen die den Schluß des Buches bildenden „Lyrischen Stücke" wie die Glocken der Heimath mit trautem Tone zu uns herüber und mahnen uns zur Rückkehr in's Vaterland, zum stillen Glück des häuslichen Heerdes. Auf der Rheinbrücke zu Cöln singt Rodenberg an das Vaterland:

Der weiß von Deiner Liebe Nichts,
Der nie der Fremde Brot gegessen,
Nie wehmuthsfeuchten Angesichts
An fremder Ströme Bord gesessen.

Und lief er fröhlich aus vom Strand,
Ja, hätt' ihn Haß von Dir getrieben:
In fremder Luft und fremden Land,
O Deutschland lernt man Dich erst lieben!

Die „Histoire du Congrès de Paris" von Eduard Gourdon macht, da sie kurz vor den neuen Pariser Conferenzen erschien, in Frankreich viel von sich reden. Amtlichen Charakter hat diese Darstellung jedoch nicht, wie von deutschen Blättern behauptet worden, wohl aber ist sie mit der gewissenhaftesten Sorglichkeit nach den dem Verfasser in den französischen Ministerien zur Benutzung gestellten Actenstücken gearbeitet. Gourdon war unter der Republik Mitarbeiter am „Pays", ging dann zur „Patrie" über und wurde, nachdem er von der Redaction dieses Blattes zurückgetreten, Leiter der größeren Provinzialblätter, welche bis dahin aus der „Patrie" ihre politischen und literarischen Inspirationen schöpften und jetzt unter ihm mit Material versehen werden. Gourdon schrieb vor 1848 eine „Histoire des églises de Paris", die noch jetzt für die genaueste Monographie über die alten Basiliken von Paris gilt. Nach 1848 dichtete er „Fables politiques" und später eine „Histoire du bois de Boulogne" und die Geschichte einiger in der Umgegend von Paris liegender Residenzschlösser der früheren französischen Könige, aus der — wenn wir uns recht erinnern — Laube damals das Material zu seinen „Lustschlöffern" geholt hat. Die „Geschichte des Pariser Congresses" verdient auch in Deutschland als treue Darlegung des französischen Standpunktes, (d. h. wie derselbe sich gibt) beachtet zu werden.

Nachträgliches.

Im Londoner „Athenäum" lesen wir, daß der vor Kurzem verstorbene Dichter John Kenyon, dessen bescheidene Muse außerhalb Englands wohl wenig bekannt war, seine literarischen Freunde in seinem Testamente königlich bedacht hat. Kenyon war ein reicher Mann, und in seinem letzten Willen ist keiner seiner Collegen vom Parnaß, zu denen er in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte, vergessen worden. So hinterließ er unter Anderem dem Master Browning und dessen Frau 10,000 Pfd. Sterl., dem Poeten Procter (als Barry Cornwall in weiteren Kreisen bekannt) 6000 Pfd. Sterl., dem Dr. Southey, einem Verwandten des poëta laureatus, 8000 Pfd. Sterl. u. s. w.

Von Bulytschow ist in Petersburg der erste Band seiner „Reise in Ostsibirien" erschienen, in welchem das Gebiet von Jakuczk und Ochoczk geschildert und eine Geschichte von Sibirien gegeben wird. Die historischen Mittheilungen über die Jakuten und Tungusen, so wie die Beschreibung ihrer Sitten und Gebräuche sollen, nach Petersburger Berichten in russischen Blättern, „mit Meisterhand" geschrieben sein. Dieses Werk verdiente jedenfalls eine Uebertragung in's Deutsche, da Ostsibirien nebst dem jetzt in Folge der sogenannten „friedlichen Eroberung" hinzugekommenen nördlichen Theile von Tungusien (bis an den Amur) mit jedem Tage politisch und commerciell wichtiger wird.

Von Auerbach's „Barfüßele" ist bereits eine illustrirte englische Uebersetzung angekündigt unter dem Titel: The barefooted maiden by Berthold Auerbach, illustrated with eight drawings by Wehnert, handsomely bound. (Sampson Low, son and Co. 47 Ludgate hill.)

Fünfte Abtheilung.

Die Börsen und der Geldmarkt

zu Anfang Februar 1857.

Wir verließen die Börsen am Beginne des neuen Jahres in einem Zustande von Erschlaffung und Ermattung, die immer nach der Ueberspannung, wie überhaupt nach jedem Ueberreiz eintritt. Unfähig eines Aufschwunges aus eigener Kraft und jeder Initiative, konnten sie nicht in selbständiger Thätigkeit aus sich heraus sich entwickeln, sondern nur in passiver Haltung verharren und die Entwickelung der Course Factoren überlassen, die sie selbst nicht in ihrer Gewalt hatten. Das neue Jahr hatte also unter ungünstigen Verhältnissen begonnen: die Börsen waren ohne jene Kraft und Energie, wovon sie seit einem Jahre so oft Proben abgelegt hatten; der Geldmarkt war genirt und besonders in Berlin, Paris und London war Geld knapp und diese Knappheit wirkte lähmend auf die Speculation; das Börsengeschäft bewegte sich nicht in großen Umsätzen und starken Fluctuationen, sondern vielmehr in ruhigem Schritt und solchen Schwankungen, wie sie durch den Wechsel des Angebots und der Nachfrage veranlaßt werden. — Und was finden wir jetzt zu Anfang Februar? Denselben Zustand der Börsen in Bezug auf Mangel an Energie, aber mit einem wesentlich umgestalteten Charakter!

Fassen wir zunächst den Geldstand in den beiden Epochen in's Auge, so geben uns die Bankausweise per Ende Januar folgenden Aufschluß. Die englische Bank constatirt durch die starke Zunahme der Privat-Sicherheiten (um L. 1,879,585) zwar ein umfangreiches Geldbedürfniß, allein der ebenso große Zufluß von Staats- und Privatdepositen (L. 1,758,000) hat die Bank in den Stand gesetzt, diesem Bedürfniß entgegen zu kommen, ohne ihre Notenreserve anzugreifen. Der Baarvorrath zeigt sogar eine kleine Zunahme, die um so höher anzuschlagen, als es bekannt ist, daß in der letzten Januarwoche beträchtliche Summen Geldes aus der Bank entnommen worden sind. Der Geldmarkt zeigt sich etwas williger, ohne jedoch genügende Sicherheit für eine Fortdauer der Besserung zu bieten, indem die Nachfrage nur etwas minder dringend ist, weil die Geschäfte in Liverpool und Manchester etwas matter gehen. Indessen ist doch so viel gewonnen, daß die seit einigen Wochen befürchteten Creditbeschränkungen nicht eingetreten sind und auch der Disconto der Bank bisher noch keine Erhöhung erlitten hat, so sehr auch der „Economist", welcher zur Bankverwaltung in nahen Beziehungen steht, die Nothwendigkeit einer Discontoerhöhung darzuthun bemüht ist. Das Gegentheil der gefürchteten Maßregel ist sogar eingetreten, indem die Bank zu einer Milderung ihrer Creditbedingungen sich herbeigelassen, die ohne Zweifel der Concurrenz der Joint Stock Banken zu verdanken ist. Sie will nämlich die Disconten für diejenigen ihrer Kunden, die ausschließlich mit ihr in laufender Rechnung stehen, nicht länger auf höchstens drei Monat Wechsel beschränken, sondern auch langsichtigere Wechsel nach dem marktgängigen Zinsfuße discontiren, gleich den concurrirenden Privatbanken.

Der Status der österreichischen Nationalbank vom 31. Januar ergibt sehr befriedigende Resultate. Der Metallvorrath hat sich wieder um 1,849,000 fl. gehoben, wodurch er die Summe von 89,089,000 fl. erreicht. Das Portefeuille hat sich gegen den Vormonat um 4,321,000 fl. vermindert und die Notencircu-

lation um 5,243,000 fl. Sehr bemerkenswerth in dem Ausweise ist noch der Umstand, daß die Staatspapiergeld-Schuld sich durch die Einzahlung auf das Nationalanlehen beträchtlich vermindert hat und daß der Baarfond zu dem Notenumlauf jetzt im Verhältniß von 1 : 4,1 steht. Aber auch in denjenigen Beziehungen, wo die Verwaltung der Bank nicht unmittelbar eingreifen kann, hat sich ihre Lage wesentlich gebessert. Ueber diese Seite des Bank-Status läßt sich die officiöse „Oesterreichische Zeitung" folgendermaßen aus: Als die Zuflüsse aus den Subscriptionen auf das österreichische Nationalanlehen begannen, betrug die Schuld des Staates an die Bank in runder Summe noch 268 Millionen. Bekanntlich wurden 85 Procent (nach dem Emissionspreise gerechnet) von einem Theil des Anlehens an die Bank zur Deckung für eingelöstes Staatspapiergeld gewiesen und der 24. August 1858 als der Termin, bis zu welchem hin der Betrag von 134½ Millionen successive fällig wird, war zugleich als der Beginn der Wiederaufnahme der Baarzahlungen in Aussicht gestellt. Bis zu dieser Zeit sollten nämlich auch 53½ Millionen durch die Erträgnisse der in Silber zu zahlenden Zölle und als Tilgungsrente auf die älteste Schuld des Staates abgetragen sein, so daß der Staat fortan nur noch mit 80 Millionen in der Schuld der Bank geblieben wäre. Inzwischen hatte aber der orientalische Krieg den Staat von Neuem genöthigt, sich Interminalvorschüsse im Belaufe von 100 Millionen bis Anfang 1855 von der Bank geben zu lassen. Die Aussichten würden sich daher für die Verminderung der Noten und die Zunahme des Metallvorraths ungünstig gestellt haben, wäre nicht in der Fundirung der Staatsschuld sowohl, wie in dem Verhältniß des Staates zur Bank überhaupt eine Aenderung getroffen worden. Dadurch gewann aber die Bank eine feste Basis für ihre Operationen und die regelmäßige Schuldverminderung aus den Fundirungen wurde durch keinerlei Eingriff mehr paralysirt. Es hat deshalb auch eine reelle Bedeutung, wenn der Posten für das durch die Zuflüsse aus dem Nationalanlehen eingelöste Papiergeld jetzt nur noch die geringfügige Summe von 209,643 fl. beträgt. Ebenso, wenn auch in keiner so schnellen Verminderung, ist die Staatsschuld für die Einziehung des W. W. Papiergeldes begriffen. Hier sind es noch 56½ Millionen, die abzutragen sind. Durch solche Umstände wird es der Bank möglich, ohne Besorgniß dem 1. Januar 1859 entgegenzusehen, welcher Tag neuerdings durch den Münzvertrag als der späteste Termin für die Aufhebung des Zwangscourses bestimmt ist. Mit Zwang zur Annahme dürfen Noten und Papiergeld nämlich nur dann noch umlaufen, „wenn Einrichtungen getroffen sind, um das Papiergeld jederzeit gegen vollwichtige Silbermünzen auf Verlangen der Inhaber umwechseln zu können." — Es ist indessen die frühere Bestimmung, daß die Insolvenz der Bank am 24. August nächsten Jahres ihr Ende erreichen solle, nicht ausdrücklich aufgehoben, so daß es nicht außerhalb des Reiches der Möglichkeit liegt, daß noch vor Januar 1859 die Noten frei circuliren! —

Die preußische Bank gibt in ihrer Bilanz vom 31. Januar ein Bild der in Berlin herrschenden Geldflüssigkeit und beweist, daß sie, gegenüber dem im öffentlichen Verkehr bestehenden Zinsfuße die Höhe ihrer Lombarddarlehen nicht auf recht erhalten konnte. Der Baarvorrath ist um 1,035,000 Thlr., der Bestand der Kassenanweisungen um 634,400 Thlr. gestiegen und die Wechselbestände haben sich um 150,000 Thlr. gehoben, wogegen die Lombardbestände sich um 1,286,000 Thlr. verringert haben; demnach trat eine Einschränkung der Geschäftsthätigkeit der Bank um 1,136,000 Thlr. ein. In neuen Depositencapitalien flossen der Bank 418,000 Thlr. zu, dagegen wurde ihr durch Verminderung der Guthaben der Staatscassen, Institute und Privatpersonen, mit Einschluß des Giroverkehrs, ein Capital von 2,096,000 Thlr. entzogen. Diese Rubrik ist seit 31. Mai v. J. in nicht unterbrochenem Rückgange gewesen und hat sich seitdem um nicht weniger als 12,100,000 Thlr. verringert. Die Rubrik der Staatspapiere und verschiedenen Activa hat sich gleichfalls um 471,000 Thlr. reducirt. Die Bank konnte hiernach ihren Notenumlauf um 1,464,000 Thlr. vermindern, ohngeachtet der Baarvorrath zugenommen, so daß ihre Situation am 1. Februar so günstig wie möglich war und wenigstens in dieser keine genügende Rechtfertigung für die Aufrechthaltung des Discontosatzes gefunden werden kann. Die Bank scheint jedoch mehr den englischen und französischen Geldmarkt im Auge zu haben, als den preußischen und speziell den Berliner, und die vollständige Klärung der Verhältnisse der ausländischen Geldmärkte zur Bedingung einer Herabsetzung zu machen.

In Frankfurt sind die Geldverhältnisse so günstig, daß die Bank bei einem Wechsel-Disconto von 4½ % keine Beschäftigung für ihr Capital von zehn Millionen Gulden hat, da einzelne Banquiers zu 4 %, ja sogar zu 3¾ % discontiren. Die Frankfurter Bank befindet sich daher andern Instituten der Art gegenüber in dem sonderbaren Verhältnisse, daß bei ihr eine Abnahme des Metallvorraths und Zunahme der Notencirculation ein guter Stand wäre, da sie an Metallüberfluß und Mangel an Beschäftigung für denselben leidet. Indessen, wenn dieser Umstand auch für die Bank, resp.

ihre Actionäre kein günstiger ist, so constatirt er gerade die zufriedenstellenden Verhältnisse des Platzes, wofür niedere Disconto-Raten ja immer der einzig sichere Beweis sind.

Die französische Bank veröffentlicht ihren Ausweis immer erst am Freitag in der zweiten Woche eines jeden Monats, der nächste ist also erst am 13. Februar zu erwarten. Wenn wir aber von dem Ablauf der Ultimo-Liquidation der Pariser Börse auf den dortigen Geldmarkt schließen, so finden wir auch ihn in einer guten Verfassung. — Was aber die Liquidation erleichtert und die Reports auf die Rente ermäßigt hat, sind die Mittheilungen der Eingeweihten über den guten Stand der französischen Bank und die Nachricht der Herabsetzung des Discontos der Amsterdamer Bank auf 5%. Der Umstand, daß der Report auf die Rente bei der Liquidation am 2. Februar auf zwanzig und sogar bis auf zehn Cent. herabging, ist ein Ereigniß, das einem zur Zeit der Liquidation künstlich erzeugten Geldüberflusse zuzuschreiben ist; denn bei der Kündigung der Prämien war Geld noch theuer und am 31. Januar ließ sich noch Niemand einen Rückgang des Reports auf zehn Cent. träumen. Schlecht kann jedoch der Geldstand in Paris keineswegs sein, weil alle künstlichen Hülfsmittel, Geld für Reports flüssig zu machen, es nicht zu Stande gebracht hätten, wenn es wirklich sehr knapp wäre.

Für die Börsen war der Umstand, daß im Januar viele Zinsen ausgezahlt und zum Theil wieder aufs Neue angelegt wurden, in so fern günstig, als eine Menge flottantes Material hierdurch vom Markt genommen wurde und in feste Hände überging. Aber wesentliche Erleichterung bekamen sie hierdurch doch nicht, indem gerade diejenigen Papiere, welche bisher einen Druck auf die Börsen ausgeübt — die früher als Speculationsmaterial so beliebten Credit-Actien — nicht gekauft wurden und deshalb wegen Mangel an Nachfrage immer mehr zurückgingen, während Staatspapiere und gut rentirende, bewährte Eisenbahn- und Bank-Actien sich hoben und zu steigenden Coursen Käufer fanden. Dem Publicum sind nämlich jetzt die Augen aufgegangen und es hat erkannt, daß es allzugewagt ist, seine Capitalien in Zukunftspapiere zu stecken, für deren Rentabilität man gar keinen Haltpunkt hatte. Die österreichischen Creditactien wurden, noch bevor sie an den Börsen erschienen, gleich mit hohem Agio begrüßt, ohne daß irgend Jemand einen vernünftigen Grund für den so hohen Preis der Actien einer Anstalt anzugeben vermochte, die kaum in's Leben getreten war, aber noch keine Zeichen ihrer Lebensthätigkeit gegeben hatte. Man glaubte in der österreichischen Creditanstalt eine zweite — vielleicht auch verbesserte Ausgabe des Pariser Crédit mobilier zu haben, und doch ist selbst dieser noch zu jung, um als Maßstab an andere Anstalten der Art angelegt werden zu können. Seine Dividende pro 1856 wird — das weiß man jetzt sicher — weit hinter der pro 1855 zurückbleiben und was er im laufenden Jahre leisten wird, dürfte schwerlich den Resultaten der letzten für ihn besonders günstigen Jahre gleichkommen. — Das Publicum hat jetzt eingesehen, daß es gefährlich ist, ein Papier theuer zu bezahlen (ohne daß es durch seine Rente den Preis rechtfertigt), bloß weil die Speculation darin lebendig ist. Der Börsenmann läuft hier weniger Gefahr: er kauft jedes Papier, wenn es im Schwunge ist, weil er hofft, es mit Nutzen einem Andern wieder verkaufen zu können. Der Privatmann thut dies nicht und kann es nicht thun. Außerhalb des Börsentreibens stehend, kann er den richtigen Moment nicht benutzen und ist zuletzt der Gefoppte. Er hat jetzt diese Erfahrung gewonnen und wenn er sie auch theuer bezahlen mußte, so wird sie ihn für die Zukunft doch vor ähnlichen Verlusten bewahren. Allgemein zieht man jetzt Papiere, deren Rente bekannt, den voriges Jahr so beliebten Creditactien vor und die Börsen, welche die letztern ohne die Unterstützung des Capitals nicht oben halten können, mußten successive damit heruntergehen und das Geschäft in ihnen überhaupt reduciren. Die frühern leitenden und Ton angebenden Papiere traten in den Hintergrund und räumten ihren drei Vierteljahre lang behaupteten usurpirten Platz den Staatspapieren und ältern, bekannten Actien ein, die jetzt wieder, wie ehedem, an der Spitze des Geschäftes stehen.

Im Laufe des Monats Januar hoben sich demzufolge österreichische National-Anleihe von 1854 um 3½%, 4½%ige Metalliques um 3¾%, 250 Gulden-Loose von 1854 um 3%; süddeutsche Staatspapiere, die bei einem Zinsfuß von 4½% selbst in den schlimmen Zeiten selten unter pari gingen, stiegen ½ bis 1%, während auch die französische 3% Rente trotz des noch genirten Pariser Geldmarktes um 1 Fr. 60 Cent. höher ging. Sehen wir uns aber nach den vorjährigen Lieblingen der Börsen um, so finden wir sie alle ohne Ausnahme auf dem Rückzuge, die Kleinern, wie die Meininger, Coburger, Leipziger ꝛc. schon seit längerer Zeit, die österreichischen ihnen folgend. Letztere bedung am 2. Januar noch 207 und ist im Laufe des Monats auf 197 zurückgegangen, welcher Cours aber noch die am 31. Januar geleistete Einzahlung von fl. 20 in sich faßt, so daß der Rückgang bis 2. Februar fl. 30 beträgt. Kann es daher Wunder nehmen, wenn Creditactien an Credit verlieren? Auch die Börsen haben sich ganz von ihnen zurück-

gezogen, weil sie erkannt, daß daran nicht viel zu verdienen ist, indem sich keine Käufer finden, an die sie mit Vortheil abzusetzen wären. Selbst die Darmstädter mußten unter der allgemeinen Ungunst der Creditactien leiden und büßten seit dem 1. Januar 37 fl. ein, obschon die Geschäfte der Anstalt unter intelligenter Leitung eine immer weitere Ausdehnung annehmen und einträglichen Gewinn auch für die Zukunft in Aussicht stellen. So muß selbst dieses Institut, trotzdem die Dividende pro 1856 auf 15% bemessen werden konnte, den Nachtheil, zu den Creditbanken zu gehören, büßen, indem der Cours der Actien zwar in keinem Verhältniß zu ihrer Rente steht, durch das Mißtrauen in die künftige Rentabilität des Unternehmens aber darnieder gehalten wird. Aber dadurch, daß die Börse sich mehr den Effecten zuwendet, deren Rente bekannt ist und eben den Maßstab für ihre Courshöhe abgibt, sind auch die starken Schwankungen nicht mehr zu befürchten, die bei den eigentlichen Speculations- oder sogenannten Spielpapieren an einem einzigen Börsentage oft 20% betragen haben und zu ungeheueren Verlusten Veranlassung wurden.

Mit den Creditactien sind die jungen Eisenbahnen retirirt, die im vorigen Jahre mit Agio auf die Börsen gebracht und bei lebhaftem Begehr zu steigenden Coursen gehandelt wurden. Die bereits früher bei Emission von Eisenbahn-Actien gemachte Erfahrung, daß sie unmittelbar nach der Zeichnung mit dem höchsten Agio bezahlt wurden, nachher aber während der Bauzeit unter pari gingen, wiederholte sich auch bei den Zukunftsbahnen unserer Zeit. Trotzdem mehre derselben durch Zinsgarantie seitens des Staates hinsichtlich ihrer Sicherheit den Staatspapieren gleich sind und dabei die Chancen der Actien bieten, können sie sich doch kaum zum Paricours behaupten, während die nicht garantirten unter pari gewichen sind.

Bei einem bessern Geldstande würde das Capital faute de mieux auch die Speculations-Papiere aufsuchen und diese wieder steigen. Aber bei der Belastung des Geldmarktes durch die Capitalsansprüche der vielen Schöpfungen des abgelaufenen Jahres auf industriellem Gebiete, ist für die nächste Zukunft auf keine durchgreifende Besserung der Course dieser jungen Papiere zu hoffen, und erst wenn wieder so viel Capital gesammelt sein wird, daß es anderweitig nicht untergebracht werden kann, dürften bessere Zeiten auch für sie kommen und sie wieder in der allgemeinen Meinung rehabilitirt werden. Erst muß das Mißverhältniß zwischen flüssigem und festgelegtem Capital sich ausgleichen, bevor das Capitalsangebot dem Capitalsbedürfniß genügen kann. Daß letzteres noch immer so stark vorherrscht, ist eben ein Beweis von der difficilen Situation des Geldmarktes, der ungeachtet seiner günstigern Gestaltung in den letzten vier Wochen, doch bei Weitem noch nicht in der Lage ist, dem Handel und der Industrie diejenige Unterstützung zu gewähren, die sie fortwährend beanspruchen. Es ist nicht, wie zu andern Zeiten, eine starke Capitalsansammlung in einer Hand, eine Zurückhaltung des Capitals aus Mißtrauen in Folge politischer oder anderer Ereignisse, welche den Geldmarkt beengt; sondern die wirkliche Unzulänglichkeit desselben im flüssigen Zustande! — Wir behalten uns vor, diesen Punkt ein andermal einer nähern Besprechung zu unterziehen.

M. A. Peiser.

Offenbach und seine Industrie.

Wer je in Frankfurt a. M. gewesen, hat gewiß auch einmal das eine Stunde oberhalb desselben an dem linken Mainufer liegende Offenbach besucht, welches zwar nicht wie die reiche „Freie Stadt" Sitz des Bundestages ist, auch nicht deren Kunstschätze und historischen „Römer" mit seinem „Kaisersaal" besitzt, wohl aber eine blühende Industrie, die bereits auf der Pariser Ausstellung sich die Anerkennung der Welt erworben hat. Offenbach ist der sprechendste Beweis, wie mit kleinen Mitteln große Resultate erzielt werden können, wenn mit ausdauernder Betriebsamkeit die nöthige Intelligenz verbunden ist. Nicht ihre Lage an einem schiffbaren Flusse hat dieser Stadt die Blüthe verschafft, deren sie sich jetzt erfreut, sondern einzig und allein die Thätigkeit ihrer Bewohner, deren schöpferischer Geist sie immer weiter vorantreibt und immer mehr anspornt, nicht mit dem Erreichten sich zu begnügen, sondern stets Neues zu schaffen, um von der Concurrenz nicht überflügelt und um das Verdienst der Priorität gebracht zu werden.

Da wir hier auf dem Gebiete der Industrie uns bewegen und vom industriellen Standpunkte aus Offenbach besprechen wollen, so fängt für uns die Geschichte dieser Stadt, welche früher fürstlich Isenburgische Residenz,

1817 dem Großherzogthum Hessen einverleibt wurde, erst mit der Entwickelung ihrer Industrie zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit an. Ob in alten Zeiten dieses oder jenes Fürsten- oder Grafenhaus dort Steuern erhoben; ob die Stadt so und so viele Belagerungen ausgehalten und dabei dieser oder jener Bürger sich ausgezeichnet; ob aus den Söhnen der Stadt Gelehrte und Künstler von Ruf hervorgegangen — alle diese „Ob" und viele andere noch gehen uns hier nichts an! Wir haben mit der grauen Vorzeit gar nichts zu thun und wollen als einzige Erinnerung an dieselbe nur erwähnen, daß das städtische Wappen einen „grünen Baum", das Sinnbild der vaterländischen Arbeit, des Segens und der Industrie, in seinem Felde trägt. Die fleißigen Bürger Offenbachs machen dem Wappen aber auch alle Ehre und wie ein kräftiger Baum mit jedem Jahre, Blüthen und Früchte bringt und neue Zweige treibt, die wieder die Träger künftiger Früchte sein sollen; so schafft auch ihre Betriebsamkeit mit jedem Jahre Neues und jede erklommene Stufe des Fortschrittes ist nur das Mittel zur Erreichung einer höhern Stufe. Ist ja doch die Industrie Offenbachs selbst ein immer grüner Baum ohne Winterruhe!

Der geneigte Leser möge uns diese Vorliebe für Offenbach nicht mißdeuten. Wir glauben sie wohlbegründet; auch ist es nur unsere Liebe zum deutschen Vaterlande, die unser Herz rascher schlagen macht, wenn wir einen Punkt im lieben Vaterlande finden, welchen das Ausland mit Achtung und Anerkennung nennt; einen Punkt, dessen Bewohner das alte Vorurtheil widerlegt haben, daß der deutsche Scharfsinn zwar Erfindungen machen, die praktische Ausführung derselben aber den weniger ideellen Franzosen und Engländern überlassen müsse! — Weil wir uns selbst dieses Vorurtheil andichteten und, in Ueberzeugung unserer Untüchtigkeit zur Ausführung unserer Ideen, die Hände in den Schoß legten und andere Völker das schaffen ließen, mit dessen intellectueller Urheberschaft wir uns begnügten; weil wir uns selbst einredeten, daß Alles vom Ausland kommende schöner und besser sei als das im Inland fabricirte — darum konnten wir nichts schaffen und wurden den Fremden dienstbar, zunächst mit unserm Geist und dann mit unsern sauer erworbenen Ersparnissen. Wir erinnern nur an die Flachsspinnerei! Wir producirten das Rohmaterial, schickten es aber nach England und bezogen es als Fabrikat wieder von dort. Wir mußten demnach die Fracht nach England, den dortigen Eingangszoll, den Arbeitslohn, den Capitalzins des englischen Kaufmannes und Fabrikanten, die Rückfracht nach Deutschland und schließlich wieder den Eingangszoll hier bezahlen, um in den Besitz eines Fabrikats zu gelangen, das uns außerdem nur den hier weit billigeren Arbeitslohn als in England gekostet hätte. Und obendrein wurden wir guten Deutschen von den Fremden ob unserer schlechten volkswirthschaftlichen Principien ausgelacht!

Vor ungefähr fünfzig Jahren bestanden in Offenbach bereits einzelne Fabriken, aber erst im Jahre 1820 und in den folgenden entstanden da die ersten Portefeuille-Geschäfte, welche seitdem eine außerordentliche Ausdehnung erlangt und die Offenbacher Industrie zu dem gemacht haben, wodurch sie sich von der aller andern Fabrik-Städte unterscheidet; denn dieser Fabrikationszweig ist hier heimisch, der Stadt eigenthümlich und in diesem ist sie dem ganzen übrigen Deutschland voraus. Ein im Jahre 1826 erschienener Adreßkalender nennt sechs Portefeuille-Fabriken und die schon damals berühmte Chaisen-Fabrik von Dick und Kirschten. Auch die Cichorien-Fabrik von J. Pfalz war damals im Flor, hatte aber nicht die Ausdehnung, die sie seitdem erlangt.

Durch den Anschluß des Großherzogthums Hessen an den Zollverein im Jahre 1828 trat für das commercielle Leben der Stadt eine Epoche ein, die von höchster Bedeutung für ihre Industrie war. Der ganze Großhandel und auch ein Theil des Kleinhandels des Frankfurter Meßverkehrs zog sich nach Offenbach und dieser bewegte Verkehr, in welchen Offenbach sich ganz hineinlebte, bot der Anknüpfungspunkte viele und zog die Stadt mit in den Weltverkehr hinein, in welchem sie jetzt eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Während früher nur einige Tabacks- und Weinhandlungen sich außerhalb durch ihre Geschäftsreisende vertreten ließen, wirkten die Messen so anregend auf die commercielle Thätigkeit, daß auch andere Geschäfte sich über die Grenzen ihrer Umgebung ausdehnen und nicht mehr von dem guten Willen ihrer Frankfurter Abnehmer abhängig sein wollten, und jetzt sind mehr als hundert Geschäftsreisende bemüht, die Verbindung Offenbachs mit nah und fern, ja selbst mit den entferntesten überseeischen Ländern zu unterhalten.

Nachdem im Jahre 1836 auch Frankfurt sich dem Zollverein anschloß und die Messen wieder dahin zurückkehrten, sprachen sich mancherlei Besorgnisse wegen der industriellen Verhältnisse Offenbachs aus. Allein der Impuls war einmal gegeben und wenn schon manche durch den Einfluß der Messen entstandene neue Häuser anfangs öde dastanden, so wurden sie doch bald als Geschäftslocale in Anspruch genommen und die neu angelegten Straßen waren bald dem rührigen Treiben der betriebsamen Bevölkerung nicht mehr genügend. Durch die Messen hatten viele der kleinern Geschäftsleute erweiterte Einsichten und Kenntnisse vom Handel und dem Fabrikwesen erlangt. Die Erfahrungen, die sie im Umgange mit den fremden Industriellen gesammelt, machten sie sich auf's

beste zu Nutzen; kleinere Geschäfte wurden zu Fabriken ausgedehnt und ihre Erzeugnisse durch die angeknüpften Verbindungen überall hin versendet; neue Productionszweige wurden in Offenbach heimisch gemacht, und das reiche Frankfurt unterstützte gern mit seinen mächtigen Geldmitteln die fleißige Nachbarstadt.

Bereits zu Anfang der vierziger Jahre waren Offenbachs Fabrikate weit und breit bekannt, und die an verschiedenen Orten veranstalteten Industrieausstellungen zeugten von den rapiden Fortschritten, welche es in wenigen Jahren gemacht, denn bei allen Ausstellungen entfaltete die Offenbacher Industrie eine ausgedehnte und preisgekrönte Mitbetheiligung. Bald reichte die Handarbeit nicht mehr aus, um die vermehrten Absatzquellen zu versehen, und zahlreiche Maschinen, Anfangs von Menschenhänden in Bewegung gesetzt, deren Kraft sich als unzureichend herausstellte, wurden in Dampfmaschinen verwandelt, deren jetzt nahe an dreißig Stück in Thätigkeit sind und zu deren Heizung ein Kohlenquantum von circa 124,000 Ctr. jährlich erfordert wird. Und diese Maschinen sind selbst größtentheils in Offenbach angefertigt, wo jetzt drei Fabriken bestehen, welche Maschinen aller Art liefern und deren vorzüglich gearbeiteten Pressen und Triebwerke weit über Deutschlands Grenzen hinaus gesuchte Artikel sind, indem die Vorzüglichkeit ihrer Leistungen in dieser Branche unbestritten ist.

Schon im Jahre 1846 konnte Offenbach seine eigene Industrie-Ausstellung veranstalten, aber in den seit damals verflossenen elf Jahren hat sich seine Industrie in einer Weise entfaltet und einen Aufschwung genommen, welcher in den Ausstellungen dieser Periode die glänzendste Anerkennung gefunden hat.

Auf einige Artikel besitzt Offenbach das Monopol, daß sie im Handel unter seinem Namen und seiner Etiquette gangbar sind. Wir nennen hier nur die bekannten Pfeffernüsse und Portefeuille-Waaren. In diesen letztern sind es besonders die Bemühungen des Hauses Mönch & Comp., welche die Initiative zur allgemeinen Einführung dieses Fabrikationszweiges in der Stadt gegeben haben. Mit welchen Erfolgen dieser Geschäftszweig eine immer größere Ausdehnung gewinnt, geht aus der Menge der darin beschäftigten Arbeiter hervor, von denen etwa 2500 beiderlei Geschlechts lohnenden Erwerb in diesen Fabriken finden. Neben dem genannten Hause sind auch die Verdienste anderer älterer Firmen (Crecelius & Kugler, Möller & Dejonge, J. G. Klein) um Vervollkommnung und Verbreitung dieses Industriezweiges rühmend zu erwähnen, dessen Erzeugnisse in der ganzen civilisirten Welt bekannt und als das Beste in diesem Genre anerkannt sind. — Georg Schirges sagt hierüber in seinem vortrefflichen Buche über die Pariser Weltausstellung: „In der Gegend des nordwestlichsten Pavillons der Galerie des Hauptgebäudes ist eine etwa zehn Fuß hohe, aus großen Spiegelscheiben mit Stahleinfassung bestehende, auf einem schönen Tischgestell ruhende Pyramide aufgerichtet, in welcher eine Menge aus Leder, Stahl, Glas, Holz, Bronze, Seide, Horn und anderm Material angefertigter Gegenstände terassenförmig aufgeschichtet liegen, für die der Franzose den Ausdruck Nécessaires zu gebrauchen pflegt: Portefeuilles, Reisekästchen, Stick- und Strickkörbchen, Geld- und Cigarrentaschen und viel Aehnliches..... So bildet denn auch diese Glaspyramide und ihr Inhalt aus der Offenbacher Fabrik von J. Mönch & Comp. den eigentlichen Glanzpunkt dieser Waarengruppe, und Franzosen wie Engländer, welche in einzelnen Zweigen derselben Größeres leisten mögen, räumen ein, daß eine solche Mannigfaltigkeit und Vollendung der Fabrikation von ihnen nicht in Anspruch genommen werden kann. Namentlich die lackirten, mit Stahl gefaßten Holzwaaren, die aus gepreßtem Leder und Stahl verfertigten Vasen, die aus Stahl hergestellten Candelabres und die vielen eigentlichen Portefeuille-Waaren, welche sich durch eben so solide als saubere Arbeit auszeichnen, erregen große Aufmerksamkeit." .... Was Schirges über das Urtheil der Engländer und Franzosen sagt, ist um so richtiger, als er Mitglied der Jury war und täglich Gelegenheit hatte, die Aeußerungen seiner Collegen aus diesen beiden Ländern zu hören.

Die Portefeuille-Waaren bedürfen der metallenen Einfassungen und Verzierungen, und auch in dieser Branche sind eine Menge mehr oder minder großer Geschäfte entstanden, welche fabrikmäßig durch Theilung der Arbeit betrieben werden. Dieser Industriezweig ist zwar in Offenbach noch nicht alt, beschäftigt aber schon viele Arbeiter in fünf und dreißig Etablissements (wovon fünf mit Dampfmaschinen versehen), wo Gürtler- und Stahlwaaren aller Art, vergoldete Rahmen und Garnituren fabricirt werden. Sie liefern die Bügel zu den Leder- und Teppichtaschen und den Geldtäschchen, deren Fabrikation dort schon viele hundert Hände beschäftigt. Auch die Börsenwebereien sind ein noch immer gangbarer Artikel, obschon die Portemonnaies und Geldtäschchen ihnen bedeutend Concurrenz machen.

Die Schnupftabacks-Fabrik der Gebrüder Bernhard ist von Alters her berühmt und prosperirt immer noch, obschon später eine zweite mit großen Mitteln enstand (Gölzenleuchter, Simeons & Comp.), ebenso wie die altrenommirte Fleischmann'sche Stearinlichter-Fabrik, der auch das neu entstandene bedeutende Etablissement der Gebr. Volmar

zwar Concurrenz macht, aber keinen Abbruch thut, indem beide gut neben einander bestehen. — Die großartige Naumann'sche Seifenfabrik hat auch dieses Geschäft vom handwerksmäßigen Betriebe emancipirt und sie erfreut sich eines solchen Gedeihens, daß andere Etablissements der Art, wenn auch nicht mit so großen Mitteln, nach ihrem Muster entstanden sind.

Einige bedeutende Wachstuchfabriken, welche die Unterlage zu den Tuchen auf drei Dampfwebestühlen sich selbst fertigen, können hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Besonders ist es das Etablissement von Ferdinand Ihm, dessen schön gemalten Teppiche und schwere, wasserdichte Cementdecken auf der Münchener Ausstellung mit der großen Denkmünze und auf der Pariser mit der Medaille zweiter Classe geehrt wurden. — Auch die Lederfabrikation ist in Offenbach nicht übersehen und war auf der Pariser Ausstellung durch Glanzleder vertreten, die im Bericht lobend genannt werden.

Die Fabrikation broncirter Eisenwaaren wurde erst 1840 durch A. R. Seebaß von Berlin nach Hanau, und später von dort nach Offenbach verpflanzt. Anfangs goß man bloß in Berlin kleinere und feinere Sachen; jetzt hat man aber im Feineisenguß so große Fortschritte gemacht, daß die Seebaß'schen Fabrikate in Paris schon wohlverdiente Anerkennung fanden. Die Fabrik wird schwunghaft betrieben und ihr Erfolg hat bereits eine zweite der Art in's Leben gerufen, die zweckmäßig geleitet, sich gewiß bald einer ähnlichen Prosperität erfreuen wird.

Die galvano-plastische Anstalt von G. L. v. Kreß, zu deren Errichtung derselbe gründliche Vorstudien bei Professor Jacobi in Petersburg gemacht hat, war die erste, welche außerhalb Rußland in größerm Maßstabe gegründet wurde. Die Leistungen der Anstalt verdienen aber auch in der That die ihnen gewordene Anerkennung, die auf der Münchener Ausstellung die Ehrenmünze und auf der Pariser die große Medaille ihr eintrug. Auf diesem Gebiete sind die deutschen Leistungen von den Franzosen bei weitem nicht erreicht worden und haben besonders die landschaftlichen Reliefbilder aus der Offenbacher Fabrik durch ihre Naturwahrheit und ihren künstlerischen Werth Aufsehen erregt. Um Leben in der Reliefslandschaft zu erzielen, wurden die Lüfte in Aetzmanier behandelt und die Beleuchtung der Fernen, Mittel- und Vorgründe durch Oxidation des Kupfergrundes erreicht. So ward die Plastik mit malerischer Wirkung verbunden und dadurch eine Uebereinstimmung hervorgebracht, welche einen überraschenden Eindruck macht. Das plastische Gemälde „der Elfentanz", nach einer bekannten Composition des französischen Malers Gendron, ist ein Meisterwerk der Galvano-Plastik und wurde in Paris allgemein bewundert. Das größte aus der v. Kreß'schen Anstalt hervorgegangene Werk ist das Frankfurter Guttenberg-Monument mit den drei kolossalen Standbildern von Guttenberg, Fust und Scheffer nach v. Launitz'schen Modellen galvano-plastisch in Bronce ausgeführt.

Wir haben hier nur einen Umriß der industriellen Thätigkeit Offenbachs gegeben und wollen denselben durch einige statistische Data ergänzen. In Ernst Förster's sonst vortrefflichem Reisehandbuch wird Offenbach eine freundliche Stadt mit 7000 Einwohnern genannt, während sie mehr als die doppelte Anzahl hat und außerdem noch die Arbeitskräfte der ganzen Umgegend bis auf drei Stunden Entfernung beschäftigt. Interessant sind an einem Sommerabend die Züge der Arbeiter und Arbeiterinnen, welche nach beschlossenem Tagewerk ihren heimathlichen Dörfern zuwandern. Nur wenn man auf den aus der Stadt führenden Chausseen diese Arbeiterzüge gesehen hat, erhält man erst einen rechten Begriff von der industriellen Thätigkeit, welche darin herrscht. — Für die Bedeutung und Ausdehnung der Nesseltuch- und Tricot-Webereien, die besonders seit etwa zwölf Jahren in großem Umfange betrieben werden, spricht der Umstand, daß jährlich nahe an eine Million Pfund Baumwolle darin verarbeitet wird. Ein Plan, den Bedarf an Baumwollgarn auf einer eigens zu gründenden mechanischen Baumwoll-Spinnerei zu fabriciren, mußte darum nahe liegen und soll jetzt der Verwirklichung näher gerückt sein.

Wir haben nicht alle Zweige der in Offenbach blühenden Industrie namhaft machen können, weil dieser Aufsatz sonst eine größere Ausdehnung hätte erhalten müssen, als wir ursprünglich beabsichtigten. Erwähnen wollen wir aber noch, daß die Hutfabrik von Martini eine der bedeutendsten in Europa ist und daß ihre Fabrikate in Paris so große Aufmerksamkeit erregt haben, daß sie in Folge der Ausstellung bedeutende Aufträge erhalten hat. Die Kattundruckerei, Schriftgießerei, die Bleiweiß-, Firniß- und Farbe-Fabrikation findet auch ihre Vertreter in Offenbach, wo am Westende nahe am Eisenbahnhof ein neuer Stadttheil entsteht, in welchem die mit großen Buchstaben an den Häusern stehenden Namen hinlänglich beweisen, daß er der Ausdehnung der Industrie sein Entstehen zu verdanken hat.

Der „grüne Baum" in Offenbachs Stadtwappen hat sich als ächtes, wahres Symbol bewiesen. Möge er fortgrünen und blühen, daß unter seinem erquicklichen Schatten der Müde ausruhen und seine heiße Stirne kühlen kann!

Sechste Abtheilung.

Original-Correspondenzen.

Berlin, im Februar.

Märkischer Carneval. — Die gute alte Zeit. — Neue Ballbesucher. — Die große Messe. — Wo es noch Masken gibt. — Saul vor Gericht. — Dr. Peschke.

Wir schreiben unsern monatlichen Bericht mitten aus dem Heerlager des Carnevals der Masken, aber wir müssen uns von vornherein entschuldigen, wenn erwartungsvolle Leser jene lebhafte Farbengebung, jenen anmuthigen Wechsel der Umrisse, jene pikanten Notizen vermissen sollten, welche diese anmuthige Zeit in anderen südlicher gelegenen Städten charakterisiren. Der Berliner Carneval ist eine Stubenpflanze von bureaukratischer Species, er ist zu zärtlicher Natur, um Oeffentlichkeit und Straßenluft zu ertragen, und mußte darum von jeher, wie Ableger von Myrthen, seltenen Rosen und Kamelien, unter dem Gläschen gezogen und gepflegt werden. Bei uns zeigen sich nie Masken auf den Straßen, und sollte ein Sterblicher wirklich so kühn sein, auf eigene Rechnung den Carneval feiern zu wollen, entweder die Straßenjugend würde sich die sofortige Ausübung der Lynchjustiz an diesem Vermessenen nicht nehmen lassen, oder die amtliche Gouvernante, welche das Benehmen der Stadtangehörigen überwacht, ergriffe nach wenigen Minuten Vergnügens den Carnevalsschmetterling und ließe ihn die frevle Luft an seinem Geldbeutel büßen. Wir sind ein ordentliches, wohlerzogenes Volk, und gehen in unseren Fracks und Paletots fein ehrbar durch die Straßen, und selbst wenn wir uns Larven vor das Gesicht binden und uns in allerlei Costüme stecken, wird Niemand glauben, daß es zu unserm Vergnügen geschieht, sondern nur um des Carnevals willen, als eine durch die Mode gebotene schwere Arbeit. Aber selbst bei solcher Züchtigkeit und jungfräulichen Scham in den Aeußerungen des öffentlichen Vergnügens der eigentlich guten Gesellschaft, hat der Carneval der modernen Zeit Manches zu Stande gebracht, das auf Eigenthümlichkeit und Bedeutung Anspruch macht. Wir meinen die jährlich wiederkehrenden drei Subscriptionsbälle im Opernhause.

Schon unter der Regierung des hochseligen Königs existirten ähnliche Feste im Concertsaale des königlichen Schauspielhauses am Gensd'armenmarkte, sie unterschieden sich jedoch von den heutigen Monstrebällen, wie jene patriarchalische Zeit von unserer sogenannten constitutionellen Epoche. Damals gab es noch kein halbes Dutzend Eisenbahnlinien, welche täglich Bataillone von begüterten Fremden in die Hotels dampften, damals saßen nicht an sechshundert ältere lebenslustige Herren den Winter über in zwei Parlamentshäusern zu Rathe, damals schaufelte die Berliner Börse noch nicht die speculativen Geldsummen der preußischen Provinzen zu hohen Actienbergen zusammen; Berlin war eine stille, gemüthliche Stadt, wer ein Jahr lang in ihren Mauern gelebt hatte, kannte jeden ihm auf der Straße begegnenden Menschen von Ansehen und der seltenere Fremde wurde mit ebenso vieler Bewunderung betrachtet, als die ersten Mohren, welche in Europa eingeführt wurden. Man stand trotz aller Rang- und Classenunterschiede einander näher und selbst der König und sein Hof trugen kein Bedenken, sich im zufälligen Zusammentreffen mit dem Publicum, ungezwungener zu geben. Se. Majestät promenirten in einem alten blauen Frack mit blanken Knöpfen auf den damaligen Subscriptionsbällen, beglückten eine Menge bekannter Personen aus der Stadt durch kurze freundliche Anreden, die Prinzessinnen verschmähten es nicht, auch mit einzelnen bürgerlichen Herren zu tanzen, die ihnen auf das Verlangen der hohen Damen von ihren Kammerjunkern vorgestellt worden waren, und am andern Tage unterhielt man sich von dem glänzenden Vergnügen, als wäre man „unter sich“ gewesen. Weder die Höhe des Eintrittsgeldes, noch die Forderungen des Aufwandes und der Mode belästigten die theilnehmenden Familien, denn damals war es noch nicht nöthig für Unbemitteltere, solche Feste mit empfindlichen Opfern zu erkaufen.

Das heutige Berlin macht dagegen seit geraumer Zeit Anspruch darauf, das „Paris“ von Norddeutschland zu spielen. Wir wollen der guten Stadt nicht die Kränkung bereiten, ihr genauer

vorzurechnen, wie viel ihr noch fehlt, um auf allen Gebieten mit dem Babylon an der Seine zu rivalisiren, zugeben müssen wir jedoch, daß sich Berlin seit zwanzig Jahren, um den dritten Theil seines Umfangs und Inhalts vergrößert hat. Wer ein wenig zu beobachten versteht, entdeckt die Richtigkeit des Additionsexempels leicht auf den Subscriptionsbällen. Der kleine Saal der alten Bälle faßt längst nicht mehr die in Haufen heranströmenden Subscribenten; das Podium des Opernhauses ist mit dem Zuschauerraum durch einen ebenen Parquetfußboden verbunden, aus dem colossalen Concertsaale desselben Hauses ist eine prächtige Erfrischungshalle gemacht, mehrere tausende von Gasflammen auf Wachslichtern ähnlichen Flambeaus verbreiten eine magische Helle in allen Logenrängen, tropische Blumen und Vögel decoriren die Nischen und Treppen, Stockwerk hohe Spiegel den Hintergrund der Bühne und von einer aus der königlichen Mittelloge in den Saal hinabführenden grandiösen Freitreppe übersieht man eine Versammlung von zweitausend Personen aus den angesehensten oder reichsten Zirkeln. Von der Gemüthlichkeit der guten alten Zeit werden wir weniger gewahr. Der Hof läßt die Schranken der Etikette nicht mehr wie sonst fallen. Zwar findet ein mehrmaliger Rundgang des Königs und seiner Familie durch den Saal statt, allein ihm geht der dienstthuende Kammerherr, der Theaterintendant voraus, die Prinzen führen feierlich ihre Damen und das Ganze sieht mehr aus, wie eine Inspection des Publicums, durch den hohen Hausherrn, der einmal als Ausnahme diese Gesellschaft um sich duldet, als wie das gesellige zwanglose Zusammentreffen eines gutmüthigen Monarchen mit seinen Getreuen. Betrachten wir freilich diese aus Eleganz und Reichthum zusammengewebte Gesellschaft näher, so finden wir jene kühle Etikette allerdings im höchsten Grade gerechtfertigt. Der Aufschwung der Industrie und die Erweiterung und allgemeine Verbreitung des Handels mit Actien und Eisenbahnpapieren, hat nicht allein eine große Anzahl speculationsgewandter Personen aus kleinen Provinzialstädten nach Berlin gelockt, sondern sie auch in den letzten Jahren so bereichert, daß sie alle Gewohnheiten der feinen Gesellschaften wenigstens mit Leichtigkeit aus ihrer Tasche bezahlen können. Diese Classe läßt die Subscriptionsbälle nie vorübergehen, ohne darauf in dem vollen Glanze ihrer jüngst erworbenen Brillanten, kostbaren Lyoneser Seidenstoffe und Pariser Coiffuren zu erscheinen, und ein wenig im Schimmer des Hofes ihre zudringlichen Sitten und den gänzlichen Mangel dessen, was der Römer „verecundia“ nannte, spielen zu lassen. Sie genießt nebenbei noch das unbezahlbare Vergnügen, die höheren Kreise von Beamten und Militairpersonen durch ungemessenen Aufwand zu verdunkeln, ein Vergnügen, auf das sie vielleicht weniger stolz wäre, wüßte sie, welche Bemerkungen und Bonmots über sie nachträglich in jenen Salons ausgesprochen werden, zu denen ihr der Zutritt consequent untersagt bleibt. Alsdann begegnen wir einer Menge Fremden, denen der Zutritt mit einer größeren Liberalität, als den Einheimischen gewährt wird, da es bei ihnen genügt, wenn sie sich durch Vorzeigung ihrer Pässe an der Abendkasse legitimiren. Außerdem bereichern die Parlamente die Versammlung durch eine Menge pittoresker Gestalten und Physiognomien und die Subscriptionsbälle verdienen wirklich vollauf ihren Ruf als die besten Gelegenheiten für eine umfassende Berliner Menschenschau, vorausgesetzt, daß der „Mensch“ erst bei einer jährlichen Einnahme von vier oder fünftausend Thalern anfängt.

Allerdings müssen wir von hier aus eine Anzahl Stufen abwärts steigen, ehe wir in den volksthümlicheren Carneval gerathen, dessen Typus wir am deutlichsten wohl im Kroll'schen Locale ausgeprägt finden. Hier endlich sieht sich der Ballfreund nicht mehr genöthigt, ein officielles Bratengesicht mit charmantem Lächeln zurechtzulegen, hier darf er sich hinter einer blanken lackirten Nase und gehüllt in die seidene Mantille seiner Geliebten statt des Domino's vollkommen glücklich fühlen. Sollte er aber nur mit delicaten Nerven besaitet sein, sollten die Erinnerungen an die Anstandslehren seiner Jugendzeit aus seiner Seele noch nicht ganz entschwunden sein, so vermeide er nach Mitternacht die entlegeneren und vertraulicheren Stätten des großen Locales; er könnte dort den Carneval in einer abschreckenderen Gestalt kennen lernen und von der weiblichen Berliner Sphäre kleiner denken, als recht und billig ist.

Auch Opern werden in dieser Zeit unter dem besonderen Titel „Carnevalsopern“ gegeben, allein es ist noch keinem unserer scharfsinnigen Landsleute gelungen, den Grund für diese Bezeichnung unserer ehrlichen Gluck's Iphigenien und anderer längst bekannten ernsten Opern anzugeben; wir haben hier ein abermaliges Räthsel der Sphynx vor uns, dessen Oedipus mit Schmerzen erwartet wird. Eine neue Oper haben wir um diese Blüthezeit der Saison natürlich auch in diesem Jahre nicht erhalten. Im musikalisch-theatralischen Gebiete wissen wir noch nichts von den modernen Fortschritten der Kriegskunst — mit der doch Apollo zeitweilig auch sich zu schaffen machte — wir huldigen noch der älteren schwerfälligen Manier, schleppen einen endlosen Train von allerlei nichtsnutzigen Virtuositätsopern hinterdrein und lachen vornehm über die Bestrebungen der Gegenwart. Freilich wird nicht viel Erwähnenswerthes geschrieben, allein eine Stadt von einer halben Million gebildeter Einwohner verlangt nur Billiges, wenn sie von den Productionen ihrer Zeitgenossen in jeder Richtung Notiz zu nehmen wünscht. Die Opposition gegen den alten Schlendrian und die Protection der Berliner Kapellmeisteropern hat denn endlich so viel bewirkt, daß der Trovatore von Verdi, eine italienische, französisch instrumentirte Effectoper zu Ostern einstudirt wird. Von sonstigen musikalischen Aufführungen verdient die der großen Messe von Beethoven durch den Stern'schen Gesangverein mit Auszeichnung erwähnt zu werden. Das genannte Institut hat nach fast zweijährigem Studium dieses tiefsinnigen und umfangreichen Werkes, von welchem sein unsterblicher Schöpfer eine besonders hohe Meinung besaß, dasselbe jetzt zum zweiten Male ohne Auslassung aufgeführt und damit sein ernstes und gediegenes Kunststreben bewiesen. Ein Gewinn für die Popularisirung des Werkes steht indessen nicht zu erwarten, auch die diesmalige Aufführung der Messe hat auf das Deutlichste bewiesen, daß sie für kirchliche Zwecke zu philosophisch, für weltliche Erbauung zu wenig melodisch veranlagt und ausgearbeitet sei. Mit der Befriedigung des künstlerischen Ehrgeizes und der achtungsvollen Beistimmung aller Kenner wird

der Dirigent und sein Chor nebst Orchester zufrieden sein müssen.

Mit größerem Rechte, als unsere Opern, darf man wohl den „Saul" von H. Kette, eine Carnevalstragödie nennen. Es ist lange her, daß Salvator Rosa jenes mysteriöse Gemälde schuf, welches uns unter dem Namen „die Hexe von Endor" im Louvre zu Paris heute in eine wunderbare, aus Staunen und Grauen gemischte Stimmung versetzt und die geheimnißvollsten Ahnungen der biblischen Sage in der beklommenen Brust erzittern läßt. Deshalb kann nicht verlangt werden, daß ein junger Berliner Rechtsgelehrter den Mythos des „Saul" mit gleichem tragischem Pathos, mit ähnlicher Dämonik auffassen soll. Mögen gelegentlich unsere Herren Mitarbeiter im vorderen Theile dieses Blattes, wo größere Lettern auch auf eine freiere Disposition in Betreff des Raumes deuten, ausführlich untersuchen, warum biblische tragische Stoffe auf dem heutigen Theater nicht gedeihen wollen, wir haben nur abermals von einem Fehlschlagen, einem grenzenlosen Mißgriffe zu berichten. Alle auftretenden Personen sprechen sich zwar in einer sehr anerkennenswerthen und löblichen Weise über ihre Absichten und Ansichten aus, allein in ihren Reden weht nur der vorschriftsmäßige Anstand des Stadtgerichts, höchstens der Ernst des Vorsitzenden in einer bedenklichen Criminalsache. Die Verhältnisse des Stoffes werden mit juristischer Sauberkeit auseinandergelegt und Alles, was die Gefühle eines anständigen, glattrasirten Mannes als ein grotesker Auswuchs am Originalstoffe beleidigen könnte, sorgfältig getilgt oder so zurechtgelegt, daß es nicht das Gefühl eines poetisch gestimmten Zuschauers, sondern nur die Strafgesetzbuchseele eines geübten Richters in Bewegung setzt. So ist Goliath, als der freche Anstifter eines unter erschwerenden Umständen stattfindenden Zweikampfes ganz ausgelassen worden, so wirft Saul nicht den Spieß nach David, was einem Conat im Departement des Todtschlags ähnlich sähe, sondern jagt ihn nur mit gezogenem Schwerte zum Saale hinaus, so läßt endlich die Hexe von Endor nicht den wirklichen Schatten des Propheten Samuel erscheinen, sondern ein edomitischer Schwindler Doeg, den Saul schon früher öffentlich entlarvt hat, kriecht ohne ihr Wissen in das Zauberloch ihrer Höhle und betrügt den jetzt unbegreiflich leichtgläubigen König. Diese spärlichen Andeutungen werden wohl hinlänglich die Gleichgültigkeit des Publicums gegen das neue Werk erklären, wenn wir aber hinzufügen, daß der Charakter des Saul, im Verlaufe der fünf Acte, von einer Anfangs ganz erträglichen Anlage, sich nicht tragisch vertieft, sondern in eine offenbare krankhafte Hypochondrie ausartet, in welcher er, dem Verfasser wahrscheinlich unbewußt, sogar in einem Acte zweimal nach dem allein richtigen Heilmittel, nach kaltem Wasser verlangt, so wird man begreifen, daß ein solcher Kothurnhämorrhoidarius dem lebhaftsinnigen Berliner Auditorium nicht imponiren konnte, sondern nach der dritten Anstands- und Honorarvorstellung, ohne Beileidsbezeugungen in der Bibliothek beigesetzt wurde.

Wer die Berlinern aber heute eine lustige, leidlich gearbeitete und vorzüglich mit witzigen Couplets ausgestattete Posse auftischt, der kann nicht allein auf ihre Anerkennung, sondern auch auf eine reiche Ernte in seiner Kasse rechnen. Alle die genannten Bedingungen erfüllt der neue einactige Scherz von D. Kalisch, „Dr. Peschke", ein Lebensbild, das eigentlich mehr in Paris, als in Berlin wurzelnd, doch mit so vielen großstädtischen Anspielungen versehen ist, daß es das norddeutsche Publicum mit vielem Vergnügen sehen wird. Der Possendichter hat darin die Bedientenherrschaft in vornehmen Häusern verspottet und damit einen der heutigen wunden Punkte der Gesellschaft berührt. Wäre er noch etwas weiter hinaufgestiegen und hätte er auch gegen die unberechenbaren Einflüsse des Kleinbureaukratismus seine satyrischen Pfeile abgeschossen, so hätte die Posse einen kräftigeren Hintergrund erhalten; das Publicum der kleineren Theater besitzt aber eine solche Scheu vor einer tiefer liegenden Anspielung, daß ein solcher Practiker wohl am besten gewußt haben wird, wie weit er gehen konnte.

Im Gebiete der Malerei wurden die Kunstfreunde durch das vortreffliche Portrait Lessing's aus Düsseldorf, gemalt von Sohn erfreut. Die schon seit Jahren genährte Spannung zwischen einigen hiesigen Akademikern und dem Koryphäen der Kunst, welche noch aus den Zeiten herstammt, in denen ein Meinungs-Conflict über Lessing's Huß und einige große belgische Bilder in einen erbitterten Federkampf zwischen Berliner Künstlern ausgeartet war, beraubt uns seit fast fünfzehn Jahren des Vergnügens, die neueren großen Werke des Meisters auf unseren Ausstellungen bewundern zu können. Der Anblick des genialen Kopfes erinnert uns nun mit Wehmuth an diese Entbehrung und erregt den Wunsch, daß der Friede wieder hergestellt werden und das Portrait des Meisters nur der Herold seiner eigenen gedankenvollen Arbeiten sein möge. Deutschlands größter Maler zählt in Berlin zahlreiche und getreue Freunde!

Hamburg, Mitte Februar.

Carnevalstreiben. — Diebereien. — Brandunglück. — Selbstmord. — Mord. — Einfluß der politischen Nachrichten. — Theater.

Ein gewissenhafter Chronist würde als vorzüglich wichtige Ereignisse der letzten Wochen zu verzeichnen haben: ausgelassene Lustigkeit der vergnügungssüchtigen Welt auf Maskopeien aller Art; betrübendes Brandunglück wobei zwei Menschen elendiglich umkamen; große Gaunereien, die viele Familien ins Unglück stürzen; Selbstmorde, und barbarischer Mordanfall eines wüthenden Menschen auf seine Braut; Preßscandale und in Folge derselben bevorstehende Injurienprocesse. In der That, ein ziemlich ausgiebiges Thema, das je nach Lust und Geschmack sich auf die verschiedenartigste Weise zu Nutz und Frommen Wißbegieriger behandeln läßt! Als bloßer Berichterstatter will ich mich jedoch einfach an das Thatsächliche halten, um nicht über die Wahrheit hinauszugehen und dadurch in jenen Fehler zu verfallen, den man gegenwärtig vielfach rügt.

Die Carnevalszeit hat bei uns bis jetzt den gewöhnlichen Verlauf gehabt. Eine Maskerade folgte der andern, und noch zur Stunde ist kein Ende dieser beliebten Amüsements abzusehen, die meinem Dafürhalten nach mehr Geld kosten als sie werth sind, und Vielen Gelegenheit geben zu Ausgaben,

welche erst später reuige Stunden nach sich ziehen. Wie groß die Gesammtzahl aller öffentlichen Maskeraden in diesem Winter sein mag, weiß ich nicht, mich will aber bedünken, daß an der Zahl hundert wenig fehlen dürfte, indem es deren täglich mehrere gibt, und besonders gern besuchte Locale wenigstens drei Maskeraden veranstalten. Im Stadttheater fanden zwei dieser Belustigungen statt. Die erste war außerordentlich zahlreich besucht, bei der zweiten zeigte sich geringerer Menschenandrang. Wirklichen Carnevalshumor, geistreichen Maskenscherz vermißt man überall. Deshalb werden Solche, die je einmal so glücklich waren, die Carnevalszeit im Süden unseres Erdtheiles mit zu erleben, sich niemals von den Maskeraden des germanischen Nordens angezogen fühlen. Dort ist der Carneval naturwüchsig. Temperament und Charakter des Volkes gebären ihn aus sich selbst, ohne daß es Festordner oder Arrangeurs bedarf, und so gestaltet er sich zum geistreichen kecken Spiel, das gleichzeitig Alle unterhält und erquickt, weil Alle, je nach Laune und Bedürfniß, von innerer Lust getrieben, daran Theil nehmen. Im deutschen Norden ist er ein erkünsteltes Product, das man sich wohl ansieht, das aber im Grunde doch Jeden kalt läßt. Müde Glieder, geleerte Taschen und grämliche Gesichter am nächsten Tage sind in der Regel das Resultat unserer künstlich gemachten Feste.

Die Weltstadt London genießt den wenig beneidenswerthen Ruf, die geschicktesten Diebe zu beherbergen. Auf dem europäischen Continente eifert Berlin der großen Vorgängerin in England mit Glück nach; auch Paris darf sich sehen lassen. Bei uns florirte bisher die höhere Dieberei nicht sonderlich, es scheint aber seit einiger Zeit als wolle man eine eigenthümliche Branche systematisch hier anbauen. Diebereien, die unter dem Deckmantel eines Geschäftsbetriebes verübt werden, sind schwerer zu entdecken und bringen wahrscheinlich den Theilnehmern ziemlich viel ein. Ausgang vorigen Sommers entdeckte man zufällig einen großartig betriebenen Weinunterschlag, an dessen Spitze als Dirigent ein sogenannter Fastagenmakler stand. In die Untersuchung wurden Viele verwickelt, und manche Familie ist wahrscheinlich in schwere Bekümmerniß durch jene traurige Entdeckung versetzt worden. Einem viel großartigeren Betruge ist die Polizei vor wenigen Wochen auf die Spur gekommen, der allen Anzeichen nach Jahre lang unbemerkt betrieben wurde. Die Zahl der Betheiligten, sofern sie bis jetzt ermittelt und zur Untersuchung gezogen worden sind, wird verschieden angegeben. Nehmen wir die Mittelzahl fünf und zwanzig, so greifen wir jedenfalls nicht zu hoch. Diese Gesellschaft von Hehlern wußte werthvolle Gegenstände, wie Fleisch, Wein, Kaffee, Zucker ꝛc. in großen Massen bei Seite zu schaffen, und trieb nun mit diesem unrechtmäßiger Weise erlangten Gut einen höchst einträglichen Handel. Die Hauptbetheiligten lebten anerkanntermaßen in guten Verhältnissen, Einige sollen sogar beträchtliche Capitalien sich erspart haben. Nun, das ist keine Kunst. Gestohlenes Gut wirft auch Geld ab, wenn schon der Segen es nicht behütet. Jetzt ist eine Untersuchung im Gange, die wohl die erschwindelten Reichthümer gewaltig verzehren und Manchen auf längere Zeit hinter schwedische Gardinen bringen wird. Die Sache macht bei uns schon darum ungewöhnliches Aufsehen, weil einige Persönlichkeiten, denen man derartige Dinge nicht zugetraut hätte, mit in die Sache verflochten sind. Ein paar Organe der Localpresse, welche in ihrer beliebten Weise von der Sache Notiz nahmen, und dabei einen sehr traurigen Fehlgriff thaten, haben sich dadurch große Unannehmlichkeiten bereitet, die allem Vermuthen nach zu Processen Anlaß geben und gegenwärtig hier das Tagesgespräch bilden. Hoffentlich hat diese Calamität das Gute, daß in Zukunft bei Besprechung örtlicher Vorkommnisse größere Vorsicht den betreffenden Referenten die Feder führt, und daß man endlich einmal die widerwärtige Gewohnheit aufgibt, auf bloße Gerüchte hin gleich Namen zu nennen und dadurch Andere an ihrer Ehre zu schädigen.

Vor dem großen Brandunglücke, von welchem Hamburg 1842 betroffen wurde, gab es ungleich häufiger Feuersbrünste bei uns als jetzt. Die Löschanstalten sind zweckmäßiger organisirt worden und große Wassermassen lassen sich seit Errichtung der Stadtwasserkunst auf Rothenburgsort zu jeder Zeit auf jedem beliebigen Puncte der Stadt concentriren. Dies allein schon macht entstehende Brände neuerdings weniger gefährlich. Im Allgemeinen sind zu vollem Ausbruch kommende Brände jetzt auch verhältnißmäßig selten. Das vergangene Jahr hatte deren höchstens etwa fünf. Allein die Bauart vieler Häuser, namentlich in den Gängen und Straßen der Neustadt und in einigen der älteren Twieten und Reihen des Theiles der Altstadt, welcher vom großen Brande nicht berührt ward, ist so feuergefährlich, daß bei plötzlich auflodernden Flammen die Bewohner unter allen Umständen in Lebensgefahr kommen müssen. Dieser betrübende Fall ereignete sich kürzlich bei einem Feuer, das auf der Dienerreihe früh zwischen vier und fünf Uhr im Unterhause zum Ausbruche kam. Das ganze nur aus Fachwerk bestehende Gebäude stand sogleich in Flammen und mehrere Bewohner retteten sich nur durch gewagte Sprünge aus den Fenstern. Zwei derselben, eine Witwe und ihr dreizehnjähriger Sohn, wahrscheinlich vom Qualm betäubt, verbrannten. Man fand die verkohlten Leichen der Unglücklichen erst Vormittags, nachdem das Feuer gänzlich bewältigt war.

Einen schroffen Gegensatz zu der stark ausgesprochenen Lebenslust, die alle Schichten der Bevölkerung beherrscht, bilden die nicht eben selten vorkommenden Beispiele von Lebensüberdruß, der sich aus der Angst der Gegenwart oder dem unerträglichen Druck der Zeiten in „das unbekannte Land“ hinüberrettet „aus dem kein Wanderer wiederkehrt.“ Selbstmorde sind bei uns häufig, und in den letzten Jahren kamen sie bisweilen unter eigenthümlichen Umständen vor. Auch das neue Jahr hat deren schon mehrere aufzuzählen von denen die Selbstentleibung einer Frau deshalb großes Aufsehen machte, weil ihr Tod ein Folge der erwähnten Gaunergeschichte war, bei welcher der Mann der Unglücklichen eine Rolle übernommen hatte. Absichtlicher Mord und Todtschlag sind zum Glück bei uns noch Seltenheiten, obwohl wir auch von diesem Unglück in den letzte Jahren nicht ganz verschont blieben. Der Fall mit dem Hausschlachter Günther, welcher seine Frau im Zorn und Streit erdrosselte, wartet noch des richterlichen Erkenntnisses, da erst kürzlich die Acten geschlossen worden sein sollen Seit Anfang dieser Woche sind wir leider um eine ähnliche, nur viel

grauenhaftere, weil mit Ueberlegung ausgeführte, Bluthat reicher. Der Bräutigam eines Dienstmädchens, wahrscheinlich von Eifersucht getrieben, überfiel die Wehrlose in ihrem Zimmer, wie man sagt, im Beisein der Kinder, die ihr von der Herrschaft zur Beaufsichtigung übergeben waren. Um sicher zu gehen, hatte sich der Erbitterte mit Pistole und Messer bewaffnet. Die Pistole versagte und nun entspann sich zwischen der ehemals Geliebten und ihrem früheren Verlobten ein fürchterlicher Kampf, dem das um Hülfe schreiende Mädchen endlich erlag. Von acht bis neun Stichen getroffen, sank sie vom Blut überströmt, zu Boden. Darauf kehrte der Rasende das Messer gegen sich selbst und stieß es sich mehrmals in die Brust. Noch lebend, das Mädchen aber in augenscheinlicher Lebensgefahr, schaffte man Beide in's allgemeine Krankenhaus, wo sie noch verweilen.

Von Krieg und Kriegsgeschrei, mag es nah oder fern erschallen, wird eine Welthandelsstadt wie die unsrige mittelbar immer berührt. Auch der Lärm eines Aufstandes in dem entferntesten Winkel der Welt zittert bei uns nach, wenn auch nur in den Schwankungen, welche der Courszettel aufweist. Das Bombardement von Canton und die chinesischen Händel, die möglicherweise sehr verwickelt werden können, blieben natürlich auch nicht unbemerkt. Der Thee stieg beträchtlich im Preise, und man will wissen, daß bedeutende Geschäfte in Folge der aus China eingetroffenen Nachrichten gerade in diesem Artikel an unserer Börse gemacht worden seien. Ueberhaupt war im Geschäftsleben ungeachtet der stillen Zeit, in der wir leben, viel Bewegung. Geld scheint wieder reichlicher vorhanden zu sein, und wo dieser nervus rerum gerendarum nicht fehlt, da zeigt sich auch sofort mehr Unternehmungslust. Belebt sich erst wieder die Schifffahrt, wozu bei dem starken Thauwetter ja alle Aussicht vorhanden ist, so jubilirt hoffentlich binnen Kurzem unsere ganze Gott Merkur treu ergebene Bevölkerung. Seit zwei Tagen schon ist das Eis der Niederelbe durch Dampfschiffe und nachhelfende Sprengarbeiten gebrochen, Fluth und starker Westwind thaten das Uebrige, und wenn nicht etwa das Eis der Oberelbe zu früh aufbricht und dadurch die Schifffahrt behindert, können wir schon in den nächsten Tagen vollständig eisfreies Fahrwasser haben.

Ueber unsere Theater spreche ich das nächste Mal. Beide Directionen rühren sich tüchtig, und es scheint im Augenblick wirklich, als werde endlich das Stadttheater glücklichere Bahnen einschlagen. „Adalbert vom Babanberge", das neueste Product des schnell zu Ruf gelangten Brachvogel hat schon bei der ersten Aufführung im Stadttheater entschiedenes Glück gemacht und dürfte noch mehrmals mit Glück wiederholt werden. Enthusiastischen Beifall erwarb sich Herr Niemann aus Hannover als dramatischer Sänger, ein Name, der bisher kaum bekannt war. Bei den seltenen Stimm-Mitteln, die er besitzt und bei seinem bedeutenden Darstellungstalent sind diesem neuen Stern am Bühnenhimmel große Triumphe vorherzusagen. Auf der Thaliabühne lockt der Fastnachtsschwank „Prinz Honigschnabel" von Görner fort und fort das lachlustige Publicum an, und wer sich an heiterm Spiel und unschädlicher Tollheit ergötzen will, kann einen freien Abend nicht wohl besser zubringen. Außerdem finden in letzterer Zeit akrobatisch-mimisch-plastische Vorstellungen der Gesellschaft des Giovanni Viti aus Rom in der Tonhalle, und im Conventgarten Productionen einer Gesellschaft Mohren und Mulatten statt, die zum Theil auch als Tänzer auftreten und, wie alles Neue, ein zahlreiches Publicum anziehen.

München, im Februar

Die Vorlesungen im v. Liebig'schen Laboratorium in München über verschiedene Materien der Wissenschaft.

III. Dr. Moriz Wagner, der sich den gediegenen Schatz seiner naturhistorischen wie geographischen Kenntnisse durch mehrjährige Reisen und thätige Forschungen in vier Welttheilen eigen gemacht hat, zog ein physikalisches Thema: „die geographische Verbreitung der Thiere über die Erdoberfläche"*) in den Kreis der Betrachtungen. Nach kurzer Einleitung über den Stand der Wissenschaft in dieser Frage, erörterte derselbe die hierüber aufgestellten Theorien (insonderheit das „Migrationssystem"), verglich die Producte der früheren Schöpfungsperioden mit jenen der gegenwärtigen, welcher einst eine weitere mit verfeinerten Organismen folgen wird, und wies — unter Hervorhebung der allseitigen Segnungen der Cultur — schließlich darauf hin, daß auch in der Schöpfungsgeschichte das klare Princip stetiger Fortentwickelung herrsche.

IV. Dr. Riehl, welcher neben seinen umfassenden culturhistorischen Arbeiten sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der Musik kritisch und schaffend zugewendet hat, hatte sich für den diesjährigen Cyklus ein Thema aus musikalischem Gebiete gewählt: „Gluck und Piccini"; die Charakteristik dieser beiden Tonsetzer und ihrer Kunstepoche war der Gegenstand der Betrachtung. Riehl wußte denselben mit einer Sicherheit und Lebendigkeit zu behandeln, welche nur jenem eigen ist, der völlig Herr seines Stoffes genannt werden kann.

V. Während die bisherigen Stunden hervorragende Momente aus der Chemie, Culturhistorie, der physikalischen Geographie und der Musikgeschichte behandelten, sollten wir in der letzten mit einem Bruchstücke der jüngsten Schöpfung Geibel's bekannt werden. Geibel, der wohl unbestritten unter den Sängern der Gegenwart mit Uhland und Rückert die lyrische Palme theilt, trug mit dichterischer Wärme und Begeisterung aus seinem fünfactigen Drama „Brunhilde", — das im Burgtheater zur Aufführung gebracht werden soll, — den vierten und fünften Act vor, nachdem er den Stoff der vorhergehenden Aufzüge überhaupt einleitungsweise berührt hatte.

Geibel bemerkte, daß er gern einige Worte vorangeschickt hätte, über das Verhältniß des Dramas zum Epos, welches bei den Griechen ebenso naturgemäß wie consequent ein eng verflochtenes gewesen, während unserer Nation — (und nicht zu ihrem Interesse) — jenes Verhältniß ferne gelegen sei, was darin seinen Grund habe, daß in Deutschland das Drama erst zu einer Zeit auftrat, in der

*) Wir sind in den Stand gesetzt, die hier berührte Vorlesung des Herrn Dr. Wagner, so wie die folgende des Herrn Dr. Riehl und die der Herren Dr. von Heßling und Dr. Moritz Carriere unsern Lesern in Kurzem mittheilen zu können.

Die Verlagshandlung.

die Heldensagen längst verklungen und vergessen waren, ja deren Verständniß mangelte. Allein die Kürze der Zeit verbiete sowohl jenes Verhältniß näher in's Auge zu fassen, als auch die Vortheile und Schwierigkeiten zu bezeichnen, welche dem modernen Dramatiker einen Stoff aus nationalem Sagenkreise biete. Seit mehr denn zwei Decennien sei jedoch das sogenannte Nibelungenlied der gebildeten Classe bekannt, er trete sohin mit keinem fremden Gegenstande vor dasselbe; das Drama „Brunhilde" sei aber nicht aus dem mit späteren Sagen verwobenen, neueren Nibelungenliede geschöpft, sondern aus der ursprünglichen, nordisch-heidnischen Sage.

Auf dem meerumbrausten Isenstein herrschte die früh verwaiste Brunhilde, berühmt durch ihres Leibes Schönheit und die Heldenweise, mit der sie die Waffen zu führen wußte. Von den umliegenden Küstenstrichen kamen zahlreich edle Freier an den Isenstein, doch Brunhilden's stolzer Sinn wies die Freierschaar zurück. Ihr kühner Uebermuth wuchs zur Schuld, als sie in für sie siegreichen Zweikämpfen, selbst der Freier Leben freventlich auf's Spiel setzte, die Warnung der Seherin, daß eines Mannes Minne ihr Verderben bringen werde, blieb darum von ihr belacht und unbeachtet. Da wird der schöne Siegfried, der jugendliche Drachentödter auf seinen Seefahrten an den Isenstein verschlagen und gastlich beherbergt. Alsbald entbrennt Brunhilde in Liebesflammen für ihren Gast; doch sie ist zu stolz ihre Neigung zu verrathen, wiegt sich im Gedanken der Gegenliebe, und hofft nach neuer Siegesthat Siegelinden's Sohn sich ihr als Werber nahen zu sehen. Sie läßt ihn ziehen, sobald des Meeres Pfade wieder frei geworden; doch schon in der nächsten Nacht erwacht die Sehnsucht; sie zwingt die Seherin aus den Sternen zu weissagen; und diese verkündet: Nur ein Mann wird Dich besiegen, und dies ist — Siegfried! Da gibt sie freudig die Satzung: „Wer mich besiegt, soll mein Herr werden." Unterdeß war Siegfried gegen Worms gezogen, und hatte um Chriemhilde geworben, deren Hand er erhalten sollte, wenn er ihren Bruder, König Günther, auf seiner Freierfahrt zur schönen Brunhilde begleite. Brunhilde, Siegfrieden als den Freier haltend, ist schwer betroffen, wie Günther als solcher auftritt. Mit Siegesbewußtsein beginnt Brunhilde am kommenden Tage den Kampf, doch wider ihr Erwarten und Götterspruch — wird sie besiegt; sie ahnte nicht, daß Siegfried in Günther's Verkleidung gegen sie gestritten, und sohin nur jener sie überwunden hatte. Knirschend über diese Niederlage, zürnend den falschen Göttern ist sie durch ihre eigne Satzung unheilvoll gebunden. Tief entrüstet zieht sie nach Worms, wo die Doppelhochzeit gefeiert wird, doch trotz Becherklang und Saitenspiel will es nicht froh werden beim Feste; in der Brautnacht hat Günther mit der trotzig-stolzen Brunhilde einen heißen Kampf, sie bleibt Siegerin und Günther muß schmähliche Feßlung dulden. Günther klagt Siegfried seine arge Noth, und Brunhilde wird in der folgenden Nacht durch Letzteren, in Günther's Gestalt (den Betrug nicht ahnend), überwunden. Sie fügt sich ihrem Schicksale, äußerlich mit kaltem Stolze, doch im Innern zornentbrannt, an sich und den Unsterblichen irre. Da gedenkt sie mehr des bisher gemiedenen Siegfried, ladet ihn zu einer Unterredung und stellt ihm seinen Ehebund als verfehlt, seine Zukunft thatenlos vor; hierüber ergrimmt der Held und offenbart Brunhilden — daß er sie nie geliebt! Die Erbitterung, die Aufregung Letzterer wächst hiedurch sonder Grenzen. In dieser Stimmung stößt sie beim Sonnwendfeste an des Tempels Pforte auf Chriemhilden; es entspinnt sich über den Vortritt ein Streit. Brunhilde bis auf's Aeußerste erbittert, schmäht höhnend Chriemhilde und deren Gemahl Siegfried, da kann auch die Geschmähte nicht mehr an sich halten, sie gibt die scheltende Rede zurück und sagt der stolzen Gegnerin, daß Siegfried es gewesen, der zweimal sie besiegt. Günther kommt noch zu diesem Weiberstreit, begütigend, allein auch er kann gesprochen Wort nicht ungeredet machen; das düstere Verhängniß naht.

Mit diesem Vorgang schließt der dritte Act. Daß einzelne Momente dem Auge des Zuschauers entrückt werden mußten, wird den Bühnenkenner nicht befremden, weil ja mit Rücksicht auf dramatische Behandlung und Bühnentechnik statt des Episch-Breiten ein straff geschürzter Knoten zu gewinnen war. Geibel führte uns nach diesen erläuternden Notizen in dem von ihm vorgelesenen vierten Acte (welcher gleich dem folgenden reich ist an hoch dramatischer Charakterisirung, Wahrheit der Gefühle und Adel des Ausdrucks) in Günther's Gemach. Siegfried, verstimmt durch den Streit vor der Tempelhalle begehrt wiederholt bei Günther Urlaub in seine Heimath; doch dieser bittet Siegfried in eindringender Gegenrede zu bleiben, er sei ihm werther Kampfgenosse und lieber, trauter Freund; bewältigt durch die offenen Freundesworte willigt der Held nun ein, und reicht frohen Muthes die Rechte zur Neubesiegelung des Bundes. Heitere Hirschjagd soll den schönen Tag beschließen. — Verhängnißvolle Wolken sind unterdessen über Siegfried's arglosen Haupt aufgestiegen! Brunhilde, schwer beschimpft, hatte sich — so berichtet Hagen — mit aufgelöstem Haare sonder Regung zwei Tage lang auf's Ruhebett gelegt; bei düsterm Brüten war in ihr ein finsterer Entschluß gereift. Mit kalter Hoheit tritt sie vor den sie liebenden Günther, weist kurz und scharf dessen freundlich besänftigende Rede zurück, und verlangt zur Sühne ihrer Schmach — Siegfried's Tod. Fruchtlos bleiben die Vorstellungen des betroffenen, weigernden Günther; auch Hagen, der treue, grimme Dienstmann stimmt für den Tod. Noch immer lehnt Günther begütigend das schreckliche Begehren ab, bis Brunhilde in kluger Weise auf ihre Liebe zu Siegfried hindeutet; da durchzuckt den Gemahl jähe Eifersucht, und im schweren Kampfe will er auf Hagen's ernste Frage ein Nein nicht sagen. — Am Beginne des fünften Actes finden wir Chriemhilden, die in trüber Ahnung einen Teppich webt, dessen Zeichnung den frühen Tod des Heldengottes Balder darstellt. Der Gefährtin Zuspruch vermag die Ahnung nicht zu bannen, selbst Siegfried nicht, der froher Laune vor der Jagd seinem Weibe Lebewohl noch sagt. Ihr bangt schwer vor Kommendem, und wehmuthsvoll entläßt sie den Heißgeliebten..... Die Seherin prophezeiht in dunkeln Worten unheilvolle Thaten..... Es klopft am Burgthore und ein Bote bringt dem trauernden Gesinde die Schreckenskunde: Hagen habe Siegfried am Lindenbronnen meuchlings erschlagen gefunden. Chriemhilde tritt in verzweifeltem Schmerz zu Siegfried's Leiche im Hofe, ihren Bruder und Hagen

der Mitwissenschaft anklagend. Während Ersterer geängstigt Trostesworte bringt, nennt Hagen offen sich als Rächer seiner Herrin. Chriemhilde aber in wilden Schmerz ausbrechend, droht allen Theilnehmern dieser Unthat mit Verderben. Da schreitet Brunhilde herzu; ihre Rache ist gestillt; des Gemordeten Heldengeist tritt vor ihre Seele, die alte Minne erwacht; die Welt erscheint ihr schaal, das Leben farblos, seitdem ihr Held dahin. Das Dasein verachtend, gibt sie sich in leidenschaftlicher Aufregung klagend durch Siegfried's Schwert den Tod..... Im Hintergrund erhebt sich hoch die Seherin, in blutig-düstern Zügen die über die Burgunder hereinbrechenden Tage zeichnend, schließt sie feierlich: „das ist der Nibelungen Noth und Untergang." Hagen: „Wir sind Männer und werden auch noch dieses tragen!" —

Wien, im Februar.

Jeremiade eines alten Musikers. — Der Dreivierteltakt. — Die Holzschieber. — Ball der Holzschieberinnen.

„Viel Musik wird in Wien getrieben, aber die ächte, gediegene Musik wird von Wien getrieben; sie flüchtet sich nach den deutschen Nachbarstaaten, und nach dem westlichen Norden Europas, und unsere Residenz, einst die erste tonangebende Stadt in Sachen der Musik, wird bald die letzte sein, wenn es so fortgeht." Also sprach ein unter Oratorien, Symphonien und Sonaten grau gewordener Musiker zu mir, an einer Straßenecke stillhaltend, welche mit Anschlagzetteln von Bällen und Concerten übersäet war.

„Blicken Sie hin auf diese Wettkampf-Ankündigungen musikalischer Techniker und sagen Sie mir, ob Sie ein Stück von wirklicher Bedeutung darunter finden und doch sollten unsere Virtuosen die Sendboten und Dragoman's der gehaltvollen Compositionen sein und nicht bloß Etüden, Variationen, Nocturne's, Capriccio's, Phantasien und dergleichen Zeug spielen. Dennoch darf man nicht alle Schuld den Kunstreitern auf dem Pianoforte oder der Violine beimessen, denn sie wollen blenden und das erreicht sich leichter durch Fingerverrenkungen und so kühne halsbrecherische Passagen, daß ein Blinder glauben könnte, die Taglioni hüpfe auf den Tasten herum. Wer Geld machen will, muß dem musikalischen Geschmacke des Publicums huldigen und dieser Geschmack ist so herabgekommen, der Sinn für Gediegenes so verdorben, daß ich mir ganz fremd in meiner Vaterstadt vorkomme, wo Haydn, Mozart und Beethoven ihre unsterblichen Werke geschaffen haben. Welch' eine Reihe herrlicher Oratorien, Symphonien und Sonaten wurden sonst in den öffentlichen Concerten ausgeführt und wie steht es jetzt damit? Aus diesen Fundgruben der genialsten Schöpfungen haben sich nur einige in der allgemeinen Gnade erhalten, welche auch Jahr aus Jahr ein bei größern Musikproductionen aufgeführt werden, wie z. B. Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten, ein paar Symphonien von Mozart und Beethoven. Die übrigen minder bekannten wie auch Mendelsohn's treffliche Leistungen auf diesem Gebiete finden nur ein vornehmthuendes, der Unwissenheit schlecht anstehendes, mißgünstiges Urtheil. Man findet es unbequem, in einer Musik dem Geiste nachzuspüren, und sich durch einige Stunden mit allen Sinnen in eine Welt zu versenken, welche ein Meisterwerk vor uns aufrollt, man hält es für eine lächerliche Anforderung, beiläufig durch hundertachtzig Minuten einer Musik all seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und weder an Actien, noch an Theater, weder an Praterfahrten, noch an Soireen denken zu sollen. Wer mag sich noch die Mühe geben, den inneren Zusammenhang einer Composition zu verfolgen, seitdem die auf das Abenteuerlichste gesteigerte äußere Technik die Musik der Einwirkung auf das Gemüth entzogen und sie theils zu einem Genußgegenstande des Ohres, theils noch mehr zu einer Prunksache für das Auge gemacht hat? Hat sich doch schon jetzt beim Auftreten eines gefeierten Virtuosen die Phrase geltend gemacht, daß man ihn spielen sehen müsse, um ihn gehörig würdigen zu können. Wenn Einer auf dem Pianoforte so spielt, als ob er sechs Klaviere unter sich und an seinen Händen sechszig Finger hätte, wenn er auf der Violine spielt, als wär' es ein siebenoctaviger Flügel und auf dem Violoncello so, als ob es ein Pianoforte, eine Violine oder ein Waldhorn wäre, dann befriedigt, dann entzückt er, Alle heben sich von den Plätzen und strecken die Hälse vor, um zu sehen, wie er diese wunderlichen Effecte hervorbringt. Nur das Neue, noch nie Gehörte gefällt. Diesen Maßstab legt man auch an große Musikaufführungen. Als Nicolai die philharmonischen Concerte bei uns gründete, und die Tonwerke der ersten Meister in einer bisher unmöglich gehaltenen Vollendung vorführte, konnten die weiten Räume des kaiserl. Redoutensaales kaum das Heer der Zuhörer fassen. Nun hat Kapellmeister Eckert dieselben wieder eingeführt und sowohl durch die Wahl der Musikstücke wie auch durch die Vollkommenheit der Ausführung diese Concerte auf die gleiche Stufe wie ehemals erhoben: dennoch üben sie auf das musikalische Publicum nur eine geringe Anziehungskraft und man sucht die schmachvolle Gleichgültigkeit durch ein ungerechtes Mäkeln und Aburtheilen zu bemänteln. Und dennoch ist es dasselbe weltberühmte Hofopern-Orchester, welches seine Aufgabe mit derselben Präcision löst wie einst, dennoch ist Herr Eckert ein so tüchtiger Kapellmeister, daß man ihn aus weitester Ferne nach Wien berufen hat. O Zeiten! O Sitten!"

„Ihre Philippika paßt schlecht zu der gegenwärtigen Zeit und zu dem heutigen Tage," entgegnete ich lächelnd; „Sie vergessen, daß der Fasching waltet und wüthet, Sie vergessen, daß heute Faschingmontag ist. Der Dreivierteltact setzt Wien in Bewegung."

„Ja, wenn dies nur in dieser Zeit geschähe, wollte ich nichts sagen, allein der Dreivierteltact herrscht das ganze Jahr hindurch, nebenbei mit etwas Zweivierteltact von Quadrille und Polka vermengt. Seitdem Lanner und Strauß die Tanzmusik auf den Gipfel der Ausbildung gehoben und in dem Dreivierteltact eine Fülle der [illegible] Melodien niedergelegt haben, ist der besser[illegible] kalische Sinn der Wiener leck geworden [illegible] in Kürze gänzlich zu Grunde gegangen sein. [illegible] dem meine Landsleute zur Tanzmusik nicht [illegible] nur den Reigen schlingen, sondern sie das Jahr hindurch mit Vorliebe anhören [illegible] sich der ernsten, gediegenen [illegible] det; der Rhythmus des Drei[illegible]

ihres Leibes und ihrer Seele bemächtigt: sie essen, trinken, gehen, fahren, arbeiten, denken, fühlen, urtheilen unter dem Einflusse des Dreivierteltactes und der andern Tanzweisen. Betrachten wir den größern Theil der Zuhörer bei der Production eines großartigen Tonwerkes, so machen wir die [redacted]ge Erfahrung, daß jene Stellen plötzlich die Versammlung beleben und zu lautem Beifalle hinreißen, denen ein hübsches Tanzmotiv zur Unterlage dient, so daß ein Compositeur, der hier allgemein durchdringen wollte, auch auf die Füße seines Auditoriums Bedacht nehmen müßte."

„Wer wird die Tanzmusik so sehr verachten," wendete ich ein, „die ja doch der Volksmusik angehört."

„Unsere Tanzmusik ist keine Volksmusik mehr, sie geberdet sich schon viel zu vornehm; die Walzernoten haben Glacehandschuhe und Lackstiefel angezogen und eine weiße Cravatte um den Hals gebunden. Der Ländler nur ist noch Volksmusik."

Während dieses Gespräches waren wir zum Fischerthore hinaus an das Donauufer gekommen, als der alte Musiker plötzlich aufhorchte und dann fragte: „Woher kommen diese Töne? das klingt wie ächte Volksmusik."

„Aus dem Kaiserbade," gab ich zur Antwort; „die Holzschieberinnen geben heute ihren Ball, welcher um drei Uhr Nachmittag begonnen hat."

„Die Holzschieberinnen? wer sind die?"

„Sie scheinen weder die Holzschieber noch die Holzschieberinnen zu kennen. Das Geschäft der Holzschieber besteht darin, das Brennholz, welches zur Sommerzeit auf den großen Kehlheimer-Schiffen in dem Donaucanale anlangt, nach den Holzstätten zu bringen. Sie bilden einen Gesammtkörper, welcher in mehrere Schaaren zerfällt, diese Schaaren theilen sich wieder in ältere und jüngere, und bei Vertheilung der Arbeit wird zuerst stets auf die älteren Schaaren, das ist jene, welche bereits längere Zeit diesem Geschäftszweige angehören, Bedacht genommen. Der Sinn für Arbeitsamkeit ist unter den Holzschiebern so lebendig, daß sie einen Saumseligen ihrer Gilde mit Spott verfolgen, ja selbst mit gewissen Strafen belegen. Die Holzschieber sind Naturmenschen, roh und ungebildet, aber offenherzig, und wie sie an den unter ihnen bestehenden Satzungen festhalten, so achten sie auch die Gesetze der Behörden; das haben sie im Jahre 1848 bewiesen, wo unter der tumultuirenden Volksmenge kein Holzschieber anzutreffen war. Da sie nur zur Sommerzeit reichliche Beschäftigung haben, so geben sie einen Theil ihres Erwerbes einem Vertrauensmanne, „Meyer" (major domus) genannt, zur Aufbewahrung und leben im Winter, während die Schifffahrt gehemmt ist, von den gemachten Ersparnissen. Die Holzschieberinnen, das schwächere, darum jedoch nicht minder kräftige Geschlecht dieser arbeitsamen Leute, pflegen jährlich am Faschingmontage einen Ball zu geben, von welchem jedoch die Holzschieber ausgeschlossen sind; aus guten Gründen, wie Sie später sehen werden, wenn Sie mir folgen wollen. Wir können ungescheut eintreten, wir sind keineswegs die Vornehmsten, welche diesem Volksballe die Ehre des Besuches erse[illegible]n, wie aus den Kutschen mit den bordirten [illegible]delknern zu entnehmen ist, die bereits den Hof[illegible]m füllen."

Wir schritten zum Kaiserbade hinein, welches hart am Ufer gelegen ist und nebst den zahlreichen Badezimmern auch weitläufige Gasthausräume in sich faßt. Der Eingang und die Gastzimmer waren einfach aber hübsch geschmückt, in der Tanzstube rings an den Wänden Tische gereiht, mit schneeweißen Tüchern belegt, und in einer Ecke die Volksmusiker aufgestellt. Wir blieben nicht lange im Zweifel, welchen Platz wir einnehmen sollten, denn die Versammlung bestand in der That aus lauter stattlichen Herren, denen man es beim ersten Blicke ansah, daß sie der Reiz des Volksthümlichen und nicht die Neigung zu gemeinem Jure hieher geführt hatte. Man hätte auch mit solcher Absicht übel ankommen können, denn wie die alten Holzschieber unter den Schaaren Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten wissen, so hatte auch hier eine bejahrte Holzschieberin die Leitung übernommen. Diese alte Frau trug den Ehrentitel Mutter und entsprach dem ihr anvertrauten Posten vollständig; sie hatte auf ihre Schützlinge ein wachsames Auge und stand zugleich mit den Gästen in dem nothwendigen Verkehr. Die jungen Holzschieberinnen hatten sich einfach aber sauber gekleidet, es waren kräftige, aber wohlgebaute Gestalten, ihre Gesichter von Wind und Wetter hart mitgenommen, von der Sonnenhitze gebräunt, ihre Arme und Hände rauh und grob von schwerer Arbeit; die volle Lust des Vergnügens glänzte aus ihren hellen Augen, ihre Aeußerungen klangen fröhlich, derb, ungezwungen, aber nicht unsittig. Da ihnen die ebenbürtigen Tänzer fehlten, so hatte sich ein Theil der Mädchen in Männerkleidung gesteckt, was zu vielfachen drolligen Scenen Anlaß gab. Zeitweise trat die „Mutter" zu einem Gaste und fragte mit ehrsamem Knixe: „Euer Gnaden, wollen uns vielleicht die Ehr' geben zu ein'm Tanzerl?" Der Aufgeforderte legte dann auf den Teller, welchen die „Mutter" trug, einen Geldbeitrag und folgte der Einladung oder lehnte sie ab. Der Teller wurde reichlich bedacht; mit diesen Geschenken decken die Holzschieberinnen die Unkosten des Balles und die männlichen Standesgenossen sind deshalb von dieser Unterhaltung ausgeschlossen, weil es dann unziemlich wäre, solche Beiträge anzunehmen.

Der Violinspieler strich die Ländler eindringlich herab, indeß er mit dem Fuße laut den Tact stampfte. Mir war dieses Stoßen auf den Bretterboden etwas unangenehm und ich äußerte dies zu meinem Gefährten, welcher an dem ihm völlig neuen Schauspiele großes Gefallen hatte und mir zur Antwort gab: „Ei, wissen Sie denn nicht, daß bei den Griechen die Chorgesänge „mit eiserner Sohlen Gestampf" in Ordnung gehalten wurden? Wenn ich jemals getanzt hätte, so würde ich es jetzt wieder thun."

Ich sah meinen Dreivierteltacthasser zweifelhaft an und versetzte: „Sie dürften sich auch nicht des Tanzes mit diesen Töchtern der Natur schämen, denn jener wohlbeleibte Herr mit den Brillantknöpfen auf der Brust, der sich mit der drallen Blondine bedächtig nach dem Ländlerrhythmus dreht, ist ein sehr einflußreicher Finanzmann; jenen großen Herrn mit den dunklen Haaren und den noch dunkleren Augen, an dem Arme der Brünette, kennen Sie selbst als einen unserer ersten Künstler, und jener zierliche kleine Herr, der eben zu tanzen aufhört, gehört zu den gepriesensten Jüngern Aesculap's, und so könnte ich noch Manchen nennen,

der Reichthum und Ansehen in der Residenz genießt, doch ich will Niemand verrathen, denn eigentlich will jeder doch nur incognito, d. h. ungenirt hier sein, obwohl der Ball der Holzschieberinnen bei den Behörden in besserem Rufe steht, als so manche geschlossene Gesellschaftsbälle, zu denen man ohne Angabe des Charakters nicht zugelassen wird.

Nebenbei erschienen die jungen Holzschieberinnen in burlesken Masken und führten verschiedene possenhafte Scenen auf, sangen ihre naturwüchsigen vierzeiligen Lieder, und vielleicht wäre bei dieser Gelegenheit manches Unanständige vorgekommen, wenn die „Mutter" nicht wie ein Argus gewacht und durch keinerlei Töne sich hätte einschläfern lassen. Wir waren schon über zwei Stunden hier und ich mahnte zum Aufbruche. „Ich bin bereit," sprach der alte Musiker, „obwohl ich noch gerne hier länger verweilen würde, denn diese Leute gehören trotz ihres rohen, gemeinen Geschäftes dem Mittelstande an und ich habe wieder einen neuen Beweis, daß der Mittelstand der besonnenste und respectabelste aller Stände ist."

„Was, socialistische Eindrücke nehmen Sie von hier mit sich fort?" entgegnete ich scherzend; „ich meinte, daß vielmehr eine Kehlheimer-Ouverture oder ein Chor der Holzschieberinnen in Ihrem Gehirne Wurzeln gefaßt haben, versteht sich aber, alles im Dreivierteltact."

„Spötter," erhielt ich zur Antwort, „kommen Sie mit mir nach Hause, ich werde Ihnen die neue Partitur der F-Symphonie zeigen; wir gehen sie durch und haben das erhebende Bewußtsein, daß in ganz Wien keine anderen Zwei heute dasselbe thun, wie wir Beide.

Pest, im Februar.

Ein junger Riese. — Die Margarethentinsel. — Leben auf der Donau. — Charakteristisches der Städte. — Széchényi. — Ausflüge. — Eine Literaten-Colonie.

Mein erster und bis jetzt letzter Brief in ihren Monatsheften erging sich eher über ganz Ungarn, als über diese wichtige Stadt, „den Augapfel des Landes", wie ein ungarischer Poet sie nannte; und doch ist hier so viel Eigenthümliches, vorzüglich das urkräftige Regen und Strecken, wie man es bei einem im Wachsen begriffenen jungen Recken sieht. Wenn wir von der Höhe des rechten Donauufers, da wo die kaiserliche vom erzherzoglichen Gouverneur bewohnte Burg hoch hinaufragt, und Basteien sich rings um dieselbe und die Festung Ofen schlängeln, wenn wir von der dem linken Ufer zugekehrten Anhöhe hinüberblicken, dann sehen wir Pest, wie es sich mehr nach Ost und West als nach Norden hin dehnt und streckt. Beschreiben wir es, indem wir mit raschen Sätzen ein Jahr durchlaufen. Ich will mit dem Frühling beginnen, und dabei gelegentlich einen Blick in's ganze Land werfen. Sie stehen noch mit mir auf der erwähnten Anhöhe. Blicken Sie links nach Westen hinauf. Dort liegt die alte, von vielhundertjährigem Baumwuchs bedeckte „Margarethe ninsel." Es ist ein beliebtes Ziel der Ausflüge, welche die Pest-Ofener in der betreffenden Saison machen, und ein Ort, der dem Alterthums- und Geschichtsforscher mancherlei Interesse bietet, da die Insel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sehr bevölkert war. Es waren da zwei Burgen zum Schutz der Gegend, drei Klöster und Kirchen, von welchen noch einige Ruinen zu sehen sind. Auch wurden hier interessante Ausgrabungen gemacht, deren Resultate, Kronen, Ringe, Schwerter u. dgl. im hiesigen Museum aufbewahrt werden. Den Namen hat die Insel von der Prinzessin Margarethe, Tochter des Königs Bela IV., die einem Gelübde des Vaters zufolge Nonne in einem für sie erbauten Kloster wurde. Jetzt ist die Insel unbewohnt, nur eine Meierei befindet sich da, und ein beinahe über die ganze Insel sich erstreckender, wohlgepflegter, prachtvoller Park. Die Insel liegt den heilkräftigen Thermen des „Kaiserbades" gegenüber, und wird die Communication dahin mit leichten Kähnen unterhalten, die den Damen nicht wenig Angst machen. Lassen wir den Blick über den Strom gleiten, und es entfaltet sich ein Bild regen Lebens. Große und kleine Dampfer schnauben auf und abwärts; jene unterhalten die Communication mit Wien, Presburg und den untern Donaugegenden, während letztere, die „Localboote" zwischen Pest, Ofen und dem weiter aufwärs liegenden Altofen hin- und herfahren. Der weiße Schlot am Pester Ufer, in der Nähe der Margaretheninsel, gehört zu einem kaiserlichen Kriegsdampfer. Dicht am Ufer steht eine kleine Flotillenkaserne. Den Strom auf und Strom ab schweifenden Blick fesselt in der Mitte, fast unter unserm Standpunkt, die Kettenbrücke, die geniale Verkörperung einer vom Grafen Széchényi zuerst gefaßten genialen Idee. Sie schwebt von zwei mächtigen Brückenköpfen gehalten, über zwei gewaltigen dem Strome trotzenden Pfeilern, und sieht Tag für Tag wohl zwanzig oder dreißigmal die Dampfer unter ihrem luftigen Bau durchschlüpfen. Auf dieser Brücke hätte der sonst in allen Fällen exemte ungarische Edelmann selbst dann Brückengeld gezahlt, wenn auch die seit dem Jahre 1849 bestehende Gleichstellung aller Stände nicht eingetreten wäre; insofern hatte der Plan zu dieser Brücke schon vor dem Jahre 1848 seine sociale Bedeutung. — Steigen wir von unserm hohen Standpunkte hinab. Wir gehen eine Reihe von Fiakern vorbei, und ziehen mit über die schwankende ewig feste Brücke, um Pest zu durchschweifen. Indem wir uns der stattlichen Häuserfront am Pester Ufer nähern, gewahren wir rechts ein großes Gebäude mit einem ebenerdig angebauten Glassalon. Es ist das Handelsstandsgebäude, das die Localitäten der hiesigen Lloydgesellschaft, die Commercialbank, die Redaction und die Druckerei des „Pester Lloyd", ein großes Kaffeehaus, ein Speisehaus und Privaträumlichkeiten enthält. Vor und in dem Eingang des großen Hauses stehen oft mehr als funfzig Individuen, die große Schaufeln unter dem Arme tragen; als ob sie sich hier versammelten, um nach dem Berg Sinai zu ziehen, als ob sie gerüstet wären, um den Sand der Wüste aus ihrem Weg zu schaufeln; es sind aber nur Getreideschaufler, die Lakaien des großen Getreidehandels, der hier getrieben wird, und dessen Börse, „die [illegible] treidehalle", sich ebenfalls in diesem Hause b[illegible]
Sie stehen hier, um Tagesbeschäftig[illegible]
Getreide ein- oder auszuladen, zu [illegible]
zu reitern. Dieser [illegible] kann als ri[illegible]
messer des Getreidegeschäf[illegible] ienen finden.
fer Stelle häufig ein, so ist

aber nicht. Doch ich führe Sie von hier weg, durch die vor uns liegende „Badgasse“, den Josephsplatz vorbei nach dem in seinen Dimensionen großartigen „Marktplatz.“ Er war früher eine von Häusern umgebene Sandwüste oder ein Kothmeer, je nach Umständen, und man fragte sich vergebens, wozu dieser ungeheure Raum leergelassen wurde; wenn nicht in Folge des Gesetzes oder des Instinkts, dem die Städte in ihrem Wachsen und Werden folgen, und dem zufolge sie immer etwas vom Charakter des Flachlandes an sich tragen, dem sie als Mittelpunkt dienen. Städte bergiger Länder haben hochgelegene und hochaufgebaute Häuser, enge und oft steile Gassen, als sollten die civilisirten Nachklänge von Bergen und Schluchten nicht fehlen. So hat Pest seine vielen, großen Plätze, die freilich gelegentlich als Märkte dienen oder dienten, die aber auch im Einklang mit den großen Ebenen des niederungarischen Flachlandes stehen, welchem Pest näher ist, als dem bergigen Nord- und Westungarn. Indeß ist die Wüste des Marktplatzes seit wenigen Jahren verschwunden, sein Name gehört nur mehr der Geschichte an; die Markthütten sind anderswohin verbannt worden, und ihre bleibende Stelle nimmt jetzt ein für seine Jugend ganz artiger Park ein, in dessen Mitte nur noch eine Hütte steht, das größtentheils aus Holz ausgeführte Interimstheater, in welchem die deutsche Thalia ihren hiesigen Verehrern ihre Waaren feilbietet. Sehen Sie ringsherum an den Häuserreihen einen Kaufladen neben dem andern, und drin die klugen, marktkundigen Gesichter? Sie und alle ihre Stammesbrüder bis zu den ärmsten hinab bilden das Gros des hiesigen deutschen Theaterpublicums, ein Theil des hiesigen christlichen Bürgerstandes ergänzt es. Aber wir sind der Meinung, daß ein Theater außer andern materiellen und geistigen Bedingnissen zu einer würdigen Existenz auch eines organisch vollständigen Publicums bedarf, und ein solches nennen wir dasjenige, das genau aus denselben Elementen zusammengesetzt ist, aus welchen die Bevölkerung einer Stadt oder des Landes überhaupt besteht. In der Bevölkerung Pest's bildet die Aristokratie einen starken und tonangebenden Theil, wie überhaupt die Aristokratie Ungarns weder verbürgert noch verjunkert genug ist, um vom alten Zauber zu viel verloren zu haben; und dennoch fehlt dieser Theil der ungarischen und der Pester Bevölkerung, dem hier zu Lande noch bei jeder Gelegenheit eine gewichtige Rolle zuerkannt wird, dem Publicum des deutschen Theaters vollkommen. Es fehlt somit dem deutschen Theater allhier nicht bloß die materielle Hilfe, welche Aristokratie einem Theater bieten kann, sondern das moralische Gewicht, das in der Theilnahme einer Körperschaft liegt, welcher in einem aristokratischen Lande wie Ungarn in Sachen des Geschmacks so viel Vertrauen geschenkt wird. Uebrigens ist der hier berührte organische Fehler nicht der einzige Schaden unsers deutschen Theaters. —

Nicht sehr weit von der starkbesuchten Promenade des Parkes am Marktplatz befindet sich die „Széchényi-Promenade.“

Die Promenade, die Széchényi aus einem stinkenden, verrufenen Graben geschaffen, verdient dem großen Manne jedenfalls den Dank der hiesigen Bevölkerung, ob sie ihn fühle oder nicht. Uebrigens haben die Bäume dieser Anlage etwas vom Schicksale ihres Gründers, ihr Laub welkt schon im August mitten in der Schaffenszeit der grünen Natur, und der geniale Gedankengang des großen Mannes wurde kaum später als in der Mitte seines Sommers getrübt, um sich erst jetzt wieder zu lichten, wo auch wohl schon seine Haare licht geworden sind. —

Nach langer Wanderung durch die „Königsgasse“ gelangen wir in das Stadtwäldchen, das aus breiten Prairien mit kleinen Waldpartien besteht. Man findet da nirgends alten großartigen Baumwuchs. Eine der reizendsten Partien des Stadtwäldchens bildet die „Pfaueninsel“ die mitten in einem Teich steht, und mit einem geschmackvoll arrangirten Park bedeckt ist. Hier und in den andern Gasthäusern, mit welchen zugleich Sommerwohnungen verbunden sind, findet man allabendlich einen starken Zusammenfluß von Lustwandelnden. An einer Stelle des Stadtwäldchens in der Nähe der Eisenbahn steht eine gothische Capelle, die dem Andenken der Erzherzogin Hermine, Tochter des weiland Palatins Erzherzogs Josef, gewidmet ist. — Ehe wir uns nach dem andern, jenseits der Donau liegenden Mekka der sommerlichen Lustwandelnden wenden, wollen wir vom Stadtwäldchen zurück noch den östlichen Theil der Stadt berühren. Dieser liegt unterhalb der Kettenbrücke, und ist älter als der westliche, und im Ganzen auch weniger schön. Die eleganteste Gasse desselben ist die „Waizner-gasse“, das Boulevard der Pester, das Stelldichein der fashionablen Welt, die in den hier befindlichen reich ausgestatteten Kaufläden alle ihre Bedürfnisse befriedigen kann. Wir bemerken noch, daß der östliche Theil der Stadt jene beiden Institute enthält, welche gegenwärtig die wichtigsten Organe des ungarischen Nationalgeistes sind, nämlich das Nationaltheater, und das Nationalmuseum, die nicht weit von einander stehen, und wovon Letzteres schon in seinem Aeußern das Gepräge seiner Bestimmung deutlich an sich trägt. Das hier erwähnte Theater wird im Frühling und Sommer schwach besucht, die Elite seines Publicums, die hiesige Aristokratie, befindet sich auf ihren Landsitzen, auf Reisen, in den oberungarischen Bädern, oder in dem Plattenseebad Füred, welches das ungarische Bad par excellence, und in wirklichen, wie in erdichteten ungarischen Romanen und Lustspielen ein oft benutzter Schauplatz ist. Das Museum hingegen, welches nur in der heitern Jahreszeit der Besichtigung offen steht, wird jetzt von Hiesigen, wie von den täglich ab und zuströmenden Fremden fleißig besucht, und die Vettern vom Lande besehen sich mit besonderer Pietät die Merkwürdigkeiten des Antiquitätencabinets, wo sie das Panzerhemd eines Johannes Hunyady, eines Paul Kinizsi u. s. w. finden. Man findet bei der eigentlich ungarischen Bevölkerung des Landes noch viel historischen Sinn, und Dichtungen, in welchen eine Persönlichkeit aus der nationalen Geschichte vorkommt, sind beliebt; und aus demselben Grunde finden epische Dichtungen schon an und für sich einen günstigen Boden, und brauchen nicht erst als Kunstgattung durch ästhetische Anschauung vermittelt zu werden. Poeten und — Zigeuner, sie erfreuen sich beim Ungar noch immer der alten Beliebtheit, Letztere aber, nämlich die gut eingeschulten Musicanten, in noch bedeutenderem Maße als die Ersteren. An einem Frühlings- oder Sommerabend findet man hier kaum ein größeres Gasthaus, in welchem nicht eine oder die andere der namhafteren Zigeunerbanden den im Hof oder

im Garten unter frischem Abendhimmel speisenden Gästen aufspielt. Im Winter finden dieselben musikalischen Unterhaltungen in den Sälen Statt, und jedes echte Kind des Landes sitzt da, das Kaffeehütchen auf dem Kopf, und läßt sich gegen eine besondere Remuneration von fünf, zehn, zwanzig, ja fünfzig und mehr Gulden einen Lieblings-Czardas aufspielen. — Eine oder die andere dieser Zigeunerbanden spielt im Sommer, gewöhnlich am Mittwoch, im Curhof des „Kaiserbads", der dann mit Parketts belegt, in einen Tanzsaal umgewandelt wird, wo interessante Bals champêtres abgehalten werden, die im eleganten Nationalleben auch ihre Rolle spielen. Um Sie mit letzterem, insofern es sich auf den Raum Pest-Ofens beschränkt, vertrauter zu machen, muß ich Sie abermals über die Kettenbrücke auf die Gebirge führen, die den berühmten „Ofner" Wein liefern. Wir gehen durch den der Brücke gegenüber mündenden Tunnel, der unter der Festung und der kaiserlichen Burg durch, nach der jenseits des Berges liegenden, sogenannten „Christinenstadt" führt. Eine der Gassen derselben führt nach der großen „Generalwiese", welche die Ungarn vérmező (Blutfeld) nennen, weil hier im vorigen Jahrhundert einige hochgestellte Rebellen ihr Verbrechen mit dem Leben büßten. Ueber diese von der hiesigen Garnison zu täglichen Exercitien benutzte Wiese führen zwei verschiedene Wege nach den Gebirgen, welche ganze Colonien von Villeggianten tragen. Eine derselben liegt in dem etwa eine Stunde entfernten „Auwinkel", das nach Andern eigentlich „Sauwinkel" heißen soll, vielleicht, weil es da einmal viele Eber gegeben hat. Wirklich heißt da eine sehr interessante von hohen Bäumen beschattete Partie mit einer vielbesuchten kühlen Quelle der „Saukopf". Hier soll der König Mathias Corvinus einen Eber erlegt, und ein Liebesabenteuer bestanden haben. Die in dieser Gegend befindlichen Villen werden größtentheils von der hiesigen Finanzwelt bewohnt. Eine andere Villeggianten-Colonie, die sich größtentheils aus der ungarischen Literaten- und Künstlerwelt recrutirt, ruht von den Mühen des Berufs auf dem „Schwabenberg" aus. Es ist das ein seltsames Spiel des Zufalls. Die Ungarn nennen die Deutschen, in allen Fällen, in welchen sie ihre Antipathie gegen dieselben ausdrücken wollen, „Schwaben", und dennoch wohnen die nationalen Villeggianten auf dem „Schwabenberge", wo sie Melonen und Blumen pflegen, und ihre Romane schreiben. Der Berg, von welchem man eine weniger schöne als großartige Aussicht auf Pest und die Umgebung hat, soll seinen Namen von den schwäbischen Soldaten erhalten haben, die bei der Befreiung Ofens von den Türken mitgekämpft haben, und hier ihr Lager hatten. Jetzt dichten hier Baron Josef Fötvös, und Moritz Jókai ihre Romane, Szigligeti schreibt hier seine ungarischen Volksstücke, Benza, der vortreffliche Buffo des Nationaltheaters, baut hier seinen Kohl u. s. w. und wenn an Sonntagen die Befreundeten hier auf Besuch sind, so befindet sich ein bedeutender Theil der ungarischen Kunst und Literatur auf dem Schwabenberg. — Wir haben somit die Umrisse der sommerlichen Physiognomie Pest-Ofens, die Sie sich mutatis mutandis nun leichter in den andern Jahreszeiten vorstellen können. Wenn ich hinzufüge, daß sich während einiger Tage des Frühlings ein starker Theil der ungarischen Landleute zu den alljährlich stattfindenden Pferderennen versammelt, und daß Pest einen der vielen andern Städten sich vortheilhaft auszeichnenden Comfort in Schwimmschulen entwickelt, deren fünf oder sechs jährlich einige Hundert rüstige Schwimmer und Schwimmerinnen ausbilden: — so sind die charakteristischen Züge Pests um einige, die dazu gehören, vermehrt. Die Märkte, die hiesige Presse, die ungarische Gelehrtengesellschaft u. s. w. bieten noch andere wesentliche Beiträge zur begonnenen Schilderung, deren einen oder den andern wir uns gelegentlich zum Gegenstande nehmen wollen. — Von der eben zu Ende gehenden Carnevalssaison will ich noch erwähnen, daß auf dem Juristenball ungarische Costüme, der Männern Attilaröcke, der Damen almungarische Häubchen und Leibchen fashionable waren. Es sollte das etwas mehr sein, als eine bloße Laune der Mode. —

Athen, im Februar.

Rectoratswechsel an der Universität. — Vermächtnisse. — Stiftung der Ehrlichen in den griechischen Provinzen.

Seitdem an unserer Universität der gewöhnliche Rectoratswechsel in der hergebrachten Weise stattgefunden, hat sich an derselben ein reges wissenschaftliches Leben zu entwickeln begonnen, welches sich auch äußerlich kundgibt. Der frühere Rector, der auf deutschen Universitäten, namentlich in Leipzig und Berlin gebildete gegenwärtige Prof. der Anatomie, J. Olympios, übergab das von ihm seit Oct. 1855 verwaltete Amt seinem, vom akademischen Senate gewählten und vom Könige bestätigten Nachfolger, dem Prof. der griech. Sprache, Konst. Asopios, welcher früher eine Zierde der jonischen Universität in Korfu gewesen war und dies jetzt seit langen Jahren an der unserigen ist. Die Zahl der Studirenden hatte im verflossenen Jahre 590 betragen, von denen der größere Theil dem Königreiche Griechenland angehört, aber doch mehr als zweihundert Ausländer theils aus der Türkei, theils von den jonischen Inseln sind. In der Wahl der einzelnen Facultäten trat ein auffallendes Mißverhältniß zu Tage, indem unter jener Zahl nur 21 Theologen, dagegen 219 Juristen und 229 Mediciner sich befanden, außerdem aber 79 zur philosophischen Facultät sich hielten und 42 Pharmacie studirten. Namentlich an wissenschaftlich gebildeten und gelehrten Theologen fehlt es in Griechenland, und es ist unter den gegenwärtigen Umständen kaum möglich, daß solche anderswo als auf deutschen Universitäten gebildet werden können, weßhalb es auch von selbst sich erklärt, daß es hier in der theologischen Facultät nur zwei ordentliche Professoren gibt. Das seit längerer Zeit in Athen auf Kosten der patriotischen Familie der Nisaris begründete theologische Seminar kann jenem Mangel nicht abhelfen. An materiellen Unterstützungen zur Beförderung der hiesigen Universität und ihrer Zwecke hatte auch im verwichenen Jahre weder die Regierung, noch der aufopfernde Patriotismus der Griechen es fehlen lassen. Eben so erhebend als rührend war es, in der Rede des abgehenden Rectors die Mittheilungen über die zahlreichen und bedeutenden Erbschaften, Vermächtnisse und sonstigen freiwilligen Gaben einzelner Griechen zu ver-

nehmen. Ein gleicher Eifer zeigt sich hierbei unter allen Klassen des Volks, unter Geistlichen und Weltlichen, unter Kaufleuten und Gewerbtreibenden. Im vergangenen Jahr ist es vorgekommen, daß ein reicher Kaufmann, Dimitrios P[illegible] aus Thessalien, welcher vor einigen J[illegible] Triest starb, der Universität die Summe von 200,000 Fr. vermacht hat. Niemals hatte er das Geringste von diesen seinen wohlthätigen Absichten vor seinem Tode bekannt werden lassen wollen, aus Furcht, die Regierung könne sich veranlaßt finden, ihm einen öffentlichen Beweis der Nationalerkenntlichkeit zu geben, und er verordnete ausdrücklich in seinem Testamente, daß sein Begräbniß in möglichst einfacher Weise stattfinden solle, „weil," wie er sich ausdrückte, „das Schicksal ihn verdammt habe, in fremdem Lande zu sterben." Rührender und ergreifender noch war in gewisser Hinsicht die Mittheilung, daß ein einfacher Messerschleifer, Dim. Oka in Epirus (der Heimath so vieler ausgezeichneter Nationalwohlthäter der Griechen), welcher seinen Verwandten nur 600 Drachmen hinterließ, von dieser Summe ein Legat von 20 Dr. der Universität bestimmte. Es ist nicht nöthig, hierzu weiter Etwas zu bemerken: diese sprechenden Züge des Nationalbewußtseins bedürfen keines weitläufigen Kommentars! Dagegen finde hier der Fall noch Erwähnung, welcher im vorigen Jahre ebenfalls vorgekommen ist, daß nämlich die Verwandten eines schon früher verstorbenen Griechen, welcher der Universität ein Vermächtniß von 3000 Dr. bestimmt hatte, und nachdem Erstere das Testament selbst angefochten, der Gerichtshof auch dasselbe als ungültig anerkannt hatte, gleichwohl die letzte Willensmeinung des Verstorbenen zu Gunsten der Universität aufrecht erhalten zu wollen sich erklärt haben. — Daß das griech. Volk alle diese seltenen und bedeutenden Wohlthaten dankbar anerkennt und vorzüglich zu schätzen weiß, das wissen alle Diejenigen, die jemals in Athen gewesen sind, und welche daselbst Gelegenheit gehabt haben, die öffentlichen Zeugnisse dieser Nationalerkenntlichkeit, die zu diesem Zwecke in der Aula der Universität aufgehängten Bildnisse der Nationalwohlthäter die in den Räumen der Universität aufgeführten Namensverzeichnisse derselben ꝛc., zu sehen. Wie diese Nationalerkenntlichkeit in anderer Beziehung auch die Vorkämpfer im Freiheitskampfe vom Jahre 1821 zu ehren weiß, deren Namen im Sitzungssaale der Abgeordnetenkammer zu Athen verzeichnet werden, so thut sie dies auch in Ansehung der geistigen Wohlthäter und der geistlichen Lehrer des Volks. Auch die Bildnisse verstorbener Professoren an der Universität finden zu diesem Zwecke an geeignetem Orte ihren Platz, wie dergleichen auch im vergangenen Jahre gleichfalls vorgekommen, in welchem, die von dem griech. Maler Dionysios Tzokos gefertigten Bildnisse unserer, in den Jahren 1854 und 1855 verstorbenen Professoren (Gennadios, Benthylos, Bambas) im Universitätsgebäude aufgestellt worden waren. Das griech. Volk beweist in dieser Hinsicht eine gewisse Eifersucht und einen seltenen Nationalstolz, der nicht ohne gute Frucht bleiben kann. Hier gerade ist der Punkt, wo man es als das höchste Unrecht erachten muß, den Griechen eine gewisse Seite und Richtung ihres Nationalgefühls nicht nur zu verdenken, sondern sogar offen zum Vorwurfe zu machen; gerade hier sollte man sich hüten, der griech. Nation es als ein Unrecht anzurechnen, daß sie „ihre Vergangenheit nicht vergißt und mit Eifer die Erfüllung der Geschicke sich angelegen sein läßt, welche die Zukunft den christlichen Völkerschaften des Orients vorbehalten hat;" gerade hier ist es im Gegentheil eine Art Pflicht, es anzuerkennen, daß die Griechen vollkommen Recht haben, ihrer Vorfahren sich zu rühmen, wenn und insoweit dies Gefühl und dies Bewußtsein nicht nur dazu dient, sie im Unglücke, welches die ungerechte Politik Europas über sie verhängt, aufrecht zu erhalten, sondern sie auch anweist, die Wege zu erkennen, auf denen sie im Stande sind, ihrer Vorfahren in Wahrheit sich würdig zu machen. Wie übrigens jene „Erfüllung der Geschicke der christl. Völkerschaften des Orients" immer näher rückt, scheint man in Europa, scheinen namentlich Diejenigen nicht zu wissen und zu ahnen, die es anders gewollt haben. Hier stehen wir unter dem unmittelbaren Einflusse der Nachrichten, welche uns ein jeder Tag aus den nahen türkischen Provinzen, aus Thessalien, Epirus und Macedonien, bringt. Der Druck, unter welchem die dortigen Christen leben, nimmt, je länger je mehr, zu; die Grausamkeiten, die Willkürhandlungen der Türken grenzen an's Unglaubliche, und — nur sich selbst bleiben die Christen überlassen! Folgendes gilt hier als eine unleugbare Thatsache: Durch den Hat-Humajum vom 6. (18.) Februar 1856 ist die Gleichheit aller Racen in der Türkei anerkannt, aber die Kluft, die Erbitterung der unterdrückten Volksstämme gegen die muselmännische Bevölkerung und der Druck dieser letzteren gegen jene ist kaum größer und heftiger gewesen, als jetzt; durch den zwischen Griechenland und der Türkei im April 1856 abgeschlossenen Vertrag verpflichtete sich die letztere, zur Unterdrückung der Räubereien in den Grenzprovinzen die nöthigen Maßregeln zu ergreifen und auch aus Rücksichten der Nachbarschaft mit Strenge in jenen Provinzen die Ruhe und Ordnung einzuführen und zu handhaben, aber die höchste Anarchie herrscht dort nach wie vor; der Friede vom 30. März 1856, welcher die Integrität und Unabhängigkeit der Türkei anerkannte, sollte auch ein jedes Element der Uneinigkeit in den Beziehungen der einzelnen Mächte unter einander beseitigen, und doch wird die Türkei durch offenbare Verletzungen jenes Friedens zu einem Apfel der Eris für Diejenigen selbst, welche es sich so viele und so ungeheure Opfer haben kosten lassen, die Türkei unter den Schirm und Schutz des europäischen Staatsrechts zu stellen! Was kann was wird, was muß da die endliche Folge aller dieser thatsächlichen Verhältnisse und Mißverhältnisse unausbleiblich sein?

Schluß des ersten Bandes.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

(Illustrationen aus dem xylographischen Atelier von Allgaier und Siegle in Stuttgart.)

Im Verlage von J. L. Lotzbeck in Nürnberg sind in zweiter Auflage folgende geistreiche Aufzeichnungen eines der trefflichsten bayerischen Staatsmänner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ansichten

über Staats- und öffentliches Leben

von

Carl, Grafen von Giech.

gr. 8. geh. 1 fl. 12 kr. oder 21 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexicon.

Das erste Heft dieses neuen populär-encyklopädischen Werks ist soeben erschienen und nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexica. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tages in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., so daß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Bei Rud. Besser in Stuttgart ist erschienen:

Kaiser Heinrich der Vierte.

und

sein Zeitalter

von

Hartwig Floto.

2 Bände. gr. 8. geh. 3 Thlr. 24 Sgr. oder 6 fl. 24 kr.

Die verhängnißvollste Epoche des Mittelalters bildet den Gegenstand dieses Werkes, in welchem zugleich die vielfach verkannte und schlecht gewürdigte Persönlichkeit des Kaisers Heinrich IV. für immer vindicirt worden ist. —

Bei dem Erscheinen des 1. Bandes dieses Werkes ist dasselbe schon von vielen Seiten als eine der hervorragendsten Erscheinungen auf dem Felde der neueren histor. Literatur begrüßt. — Die Darstellung ist — wie Gersdorf's Repertorium sagt — so klar, so einfach, so frisch, daß dies Buch ohne Weiteres den besten deutschen, englischen und französischen Werken an die Seite gesetzt werden kann. —

Im Verlage von J. L. Lotzbeck in Nürnberg erschien folgendes für jeden Gebildeten höchst interessante Geschichtswerk, für dessen Trefflichkeit der Name des Verfassers bürgt.

Die französische Revolution

und

das französische Kaiserthum

von 1789 bis 1815

von

Dr. G. W. K. Lochner,

königlicher Studienrektor.

8. geh. 2 Theile, in 10 Lieferungen à 18 kr. oder 5 Sgr. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Schönes Festgeschenk!

Im Verlage von Robert Lampel in Pest ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Oesterreichs und Deutschlands zu beziehen:

Gedichte

von

Michael Vörösmarty.

Aus dem Ungarischen durch K. M. Kertbeny.

Miniaturausgabe. (Aus der Offizin von Giesecke & Devrient in Leipzig.)

Preis geh. 1 fl. 20 kr. = 24 Sgr. Elegant geb. mit Goldschnitt 2 fl. = 1 Thlr. 10 Sgr.

Vörösmarty, Ungarns erster Dichter, liegt hier in einer gelungenen Uebersetzung vor. Drei Tage nach des Dichters Tode († 1855) hatte die ungarische Aristokratie **50,000 fl. für die Hinterbliebenen** subscribirt, für die jetzt bereits auf diesem Wege ein Kapital von **100,000 fl.** gesichert ist. Gewiß ein glänzender Beweis, wie sehr der Dichter in seinem Vaterlande geliebt und geehrt ist.

Bei J. L. Lotzbeck in Nürnberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gedenkblätter

der Universitäten

Heidelberg, Prag und Wien

gezeichnet von

Carl Heideloff.

3 Stahlstiche mit 3 Blatt Text, in gr. 4 in Umschlag 36 kr. oder 10 Sgr.

Im Verlage von Gustav Mayer in Leipzig ist erschienen:

Deutsche Künstler-Bibel

in 12 Lieferungen mit 12 Stichen in Kupfer
ausschließlich nach Entwürfen, Zeichnungen und Bildern
neuerer Deutscher Künstler.

Subscriptionspreis pr. Liefg. 9 Sgr. —
Vollständig 3 Thlr. 18 Sgr.

1. Lieferung mit dem Bild Hiob nach Wächter.

In allen Buchhandlungen zu haben die 1. bis 9. Lieferung von:

Deutschland.

Galerie pittoresker Ansichten
des deutschen Vaterlandes und Beschreibung derselben.
Ein Hausschatz für Jedermann.

Das Werk erscheint in monatlichen Lieferungen von je 4 Stahlstichen und 1 Bogen Text, in Quartformat. Preis einer Lieferung 6 Sgr.

15 Lieferungen mit 60 Stahlstichen und Text bilden je einen Band.

Der bei einer glänzenden äusseren Ausstattung ausserordentlich geringe Preis und das allmählige Erscheinen machen Jedermann die Anschaffung dieses schönen Werkes leicht.

Leipzig, Verlag von C. A. Händel.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist erschienen:

Die ersten Mutterpflichten
und die
erste Kindespflege.

Ein
Belehrungsbuch für junge Frauen und Mütter
von
Dr. F. J. von Ammon,
Königl. Sächs. Leibarzt und Geh. Medicinalrath ꝛc. ꝛc.
Siebente verbesserte Auflage.
Mit einer Titelvignette.

Taschenformat. In engl. Einbd. m. Goldschnitt.
Preis: 1 Thlr. 7½ Sgr.

Soeben erscheint und ist in allen soliden Buchhandlungen vorräthig:

Samuel Johnson.

Biographische Skizze
von
Thomas Babington Macaulay.
Deutsch von Franz von Holtzendorff.
Broschirt 9 Sgr.

Den Freunden der Macaulay'schen Schriften empfehlen wir diesen neuen Essay des gefeierten Geschichtsschreibers, welcher hier — aus dem neuesten Bande der in London erscheinenden Encyclopaedia Britannica — in einer gediegenen Uebersetzung vorliegt.

Berlin, 20 Breitestr.
Buchhandlung von Julius Springer.

Holzschnitt-Ausgabe von Reineke Fuchs.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reineke Fuchs

von
Wolfgang von Goethe,
mit Zeichnungen von
Wilhelm von Kaulbach,
auf Holz gezeichnet von Julius Schnorr
gestochen von Allgaier & Siegle.
Vierte Lieferung.
Preis 32 kr. oder 10 Ngr.

Vorliegende Holzschnitt-Ausgabe wird sämmtliche Compositionen der Pracht-Ausgabe mit Stahlstichen, nämlich **36** größere Darstellungen und **24** Anfangs- und Schluß-Vignetten enthalten.

Die Uebertragung in Holzschnitt geschieht, unter fortgesetzter Aufsicht und Mitwirkung des Herrn Directors von Kaulbach, von Herrn J. Schnorr, womit die sicherste Bürgschaft gegeben ist, daß der Geist und die unübertreffliche Erfindung der größern Zeichnungen in diesen Holzschnitten wieder zu erwarten stehen.

Die Ausstattung anlangend verweisen wir auf die erschienenen Hefte mit der Versicherung, daß die nachfolgenden denselben gleich kommen, wenn nicht solche übertreffen werden.

Die Herausgabe erfolgt in 6 Lieferungen zu 4 — 5 Bogen. Jede Lieferung kostet 32 kr. oder 10 Sgr. Das Ganze also 3 fl. 12 kr. oder 2 Thlr. — Innerhalb 6 Wochen wird diese Ausgabe vollständig vorliegen.

Stuttgart, im Januar 1857. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

[redacted]